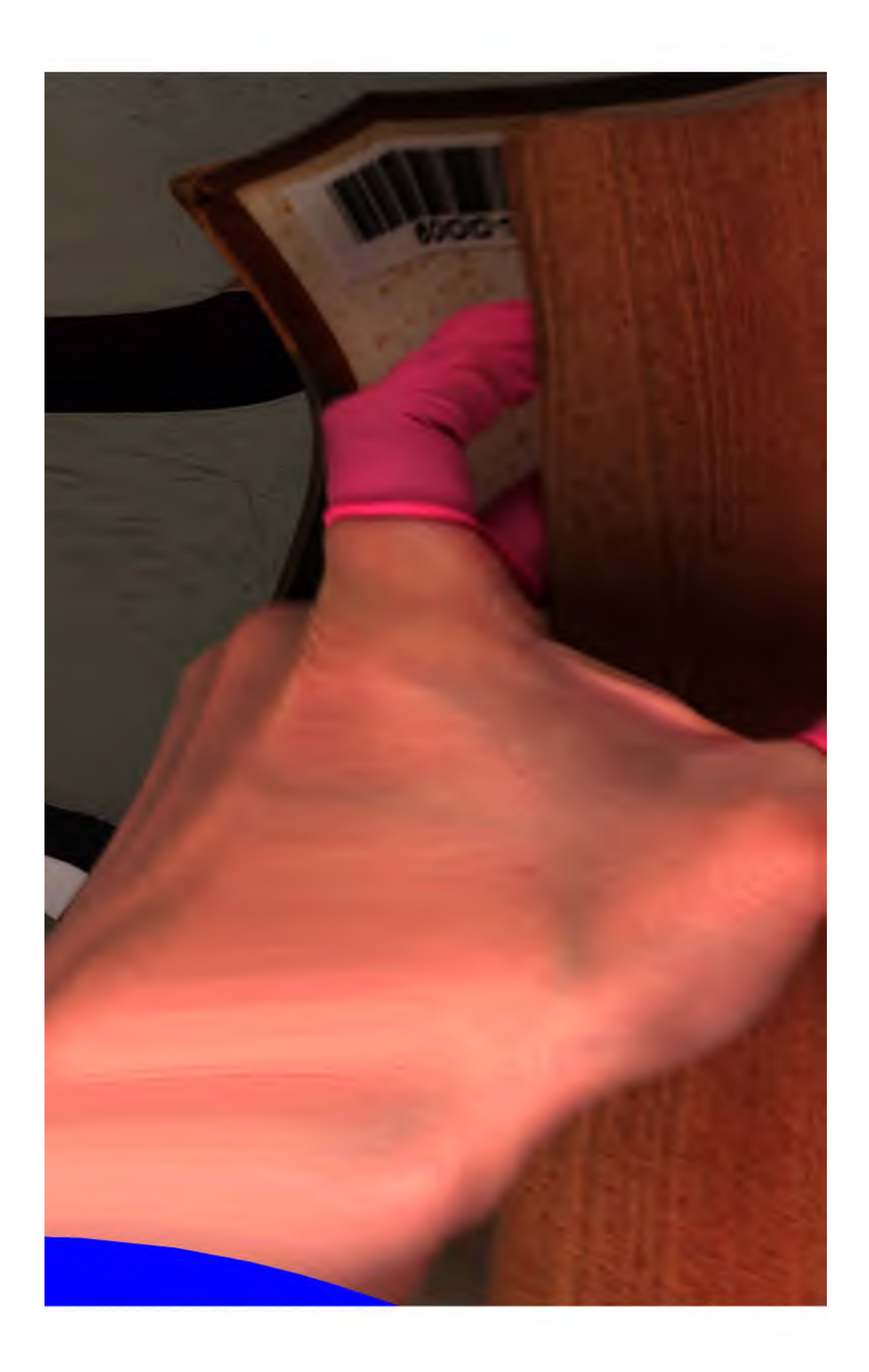







600019216P


600019216P

00 bis 1789 ist in
kurz vor 1789 hier
: Bande unter den
geistige Zusammen-
reten nicht besondere
s Zeitalter der Revo-
rscheinen. Bei der
igkeit der Aufgabe
fasser, der redlich
ibt und in ihrer

Dr. Weiß.

Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Dr. J. B. Weiß
o. ö. Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Graz.

Sechster Band.

Das achtzehnte Jahrhundert.

1. Hälfte.

Rußland, Schweden, Polen, Preußen, die Türkei, Persien, Oestreich, Frankreich, Spanien, Korsika, England. — Die Literatur der Aufklärung.

Wien 1877.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Vorwort.

Die Mehrzahl der Begebenheiten von 1700 bis 1789 ist in diesem Bande geschildert. Was aus der Zeit kurz vor 1789 hier abgeht, wird in der Einleitung zum nächsten Bande unter den „Vorspielen der Revolution“ vorkommen. Der geistige Zusammenhang der Ereignisse bedingte diese Anordnung. Treten nicht besondere Hindernisse ein, so wird der letzte Band — „Das Zeitalter der Revolution und Restauration“ — im nächsten Jahre erscheinen. Bei der Beurtheilung werden fachkundige Leser der Schwierigkeit der Aufgabe Rechnung tragen, wenigstens wünscht dieß der Verfasser, der redlich bemüht war, jede Richtung geistigen Lebens ungetrübt und in ihrer zeitweisen Berechtigung darzustellen.

Graz, 10. November 1876.

Dr. Weiß.

Inhalts-Verzeichniß.

A*

vorzugsweise für schön und stattlich und wurde es Sitte, wie bei den Orientalen, die Frauen in vollständiger Abgeschlossenheit zu halten. Als die Russen sich frei machten von der Mongolenherrschaft, ging die Stellung des Chans auf den Großfürsten über; die unbedingte Selbstherrschaft war das Staatsgrundgesetz, und mit Recht sagt der russische Geschichtschreiber **Karamsin**: „Das Leben und Vermögen der Unterthanen, weltlicher und geistlicher, groser oder geringer, hängt ganz vom Willen des Großfürsten ab. Es gibt keinen Widerspruch und Alles ist gerecht, wie in den Werken der Gottheit; denn die Russen sind überzeugt, daß der Großfürst der Vollstrecker des himmlischen Willens ist. Eine gewöhnliche Redensart lautet: So ist es Gott und dem Großfürsten gefällig; Gott weiß es und der Großfürst.“ Diese Richtung, wornach die unbedingte Herrschaft des Großfürsten der einzige Grundpfeiler eines kräftigen Gedeihens für Rußland geworden ist, kam unter den Romanow zum Abschluß. Ein schwedischer Gesandter berichtet an Gustav Adolf: „Der höhere Adel, die Knesen, sind durch die Tyrannei des Großfürsten bis auf wenige Familien vermindert, dagegen ist der niedere Adel, die Bojaren, sehr zahlreich. Von Beiden gilt, daß sie von den untersten Graden sich empordienen müssen und alle dem Großfürsten Eigenthum und Leben schuldig sind. Der ganze Adel ist kriegerisch, beneidet aber die fremden Soldaten in des Großfürsten Dienst, welche im Ueberflusse leben. Zwei Hauptursachen russischer Schwäche gibt es: erstlich das Verderben der Geistlichkeit (wo immer ein Verbrechen begangen wird, ist gewiß ein Mönch dabei), was zur Folge hat, daß die Erziehung im schlechtesten Zustande sich befindet, und daß Völlerei und Blutschande Laster sind, deren man sich rühmt, zweitens die fremden Soldaten. Denn die Moskowiter, so sehr sie auch alles Ausländische hassen, können doch Nichts gegen Fremde ohne Fremde ausrichten. Alles, was sie vollbringen, geschieht durch Treulosigkeit und überlegene Zahl. Der einheimische Soldat bekommt keinen Sold, weshalb er stiehlt; in Vertheidigung von Festungen hat er sich stets rühmlich gezeigt. Der Adel muß auf Gesandtschaften und im Felde sich selbst erhalten und sucht auf andere Weise seinen Schaden zu ersetzen, denn für Steuern gibt es kein bestimmtes Gesetz, sondern die Statthalter erpressen, so viel sie vermögen, oder nehmen für ihre Nachsicht Bestechungen an. Der Zustand der niedrigen Stände im Moskowiterland ist aus vier Ursachen elend: wegen der Knechtschaft, wegen Verschiedenheit der Stämme und Völker, wegen der Auflagen, endlich wegen der vielen Festtage, welche der Ausschweifung geweiht werden. Schutz der Gesetze gibt es keinen. Die Bauern, welche fünf Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten müssen, haben nur den sechsten und siebenten für sich selbst.“ *)

Michael III. Romanow. Michael, dieses Namens der dritte, regierte von 1613 bis 1645, umsichtiger, als man es von einem Mönche, der gerade sein Kloster verlassen hatte, erwarten konnte! Er suchte die Wunden zu schließen, welche eine lange Anarchie

*) Aus dem Berichte Skyttes an Gustav Adolf bei Geijer III.

Rußland geschlagen hatte, und gab Rußland den Frieden mit dem Auslande. Für Verzicht auf die kleineren Plätze an den Mündungen der Newa und am finnischen Meere wurde mit Schweden 1617 der Friede zu Stolbowa *) abgeschlossen. Rußland ward damit von der Ostsee ausgeschlossen, aber die Hoffnung Gustav Adolfs, daß der Moskowiter nie über diesen Bach springen werde, zeigte sich später als eitel. Der Czar ließ sich leiten durch den weisen Geist seines Vaters, des Metropoliten Philaret. Adam Olearius **), welcher 1634, 1636 und 1643 Rußland bereiste und später beschrieb, sagt über diesen Herrscher: „Er regierte sanftmüthig und erzeigte sich sowohl gegen Ausländische als Einheimische glimpflich, so daß Jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit nicht in viel hundert Jahren einen so frommen Herren gehabt.“ — Was Olearius sonst von den Russen berichtet, zeigt, wie sehr sie unter der Herrschaft der Mongolen und durch die langwierigen innern Kriege heruntergekommen waren: „Die Männer unter den Russen sind insgemein große und starke Leute, von Haut und natürlicher Farbe den andern Europäern gleich. Sie halten viel von großen Bärten und dicken Bäuchen, und die, welche damit begabt sind, stehen bei ihnen vor andern in großem Ansehen. Die Knebelbärte lassen sie lange über den Mund herabhängen; das Haupthaar tragen nur ihre Popen oder Priester bis zu den Schultern und darüber hinab, alle Andern aber kurz abgeschnitten, und die großen Herren halten es sogar für schön, es ganz abrasiren zu lassen; wenn aber Einer die Ungnade des Czars auf sich gezogen hat, so läßt er, bis er wieder zu Gnaden angenommen ist, das Haar lang und wild wachsen. — Die Weiber sind von mittlerer Größe, im allgemeinen wohlgestaltet und zart von Gesicht und Gliedern; in den Städten aber schminken sie sich alle, und so grob, daß es das Ansehen hat, als wenn Jemand mit einer Hand voll Mehl ihnen übers Gesicht gefahren wäre und mit einem Pinsel ihnen die Backen roth gemalt hätte. Auch die Augenbrauen und Wimpern färben sie sich schwarz, bisweilen braun.“

„Wenn man die Russen nach Gemüth, Sitten und Leben betrachtet, sind sie billig unter die **Barbaren** zu rechnen, denn sie haben keine Liebe zu den Künsten und hohen Wissenschaften, viel weniger zeigen sie, sich selbst darin zu üben, Lust; daher bleiben sie ungelehrt und grob, und es pflegen die meisten von hohen und unbekannten natürlichen Wissenschaften und Künsten, wenn sie solche von den Ausländern ausüben sehen, gar unverständige Urtheile zu fällen, und weil sie in ihren Schulen nur ihre und höchstens noch die slavonische Sprache schreiben und lesen lernen, versteht auch kein Russe, er sei geistlichen oder weltlichen, hohen oder niedern Standes, weder ein Wort Griechisch noch Lateinisch. Zwar sind sie, was den Verstand betrifft, scharfsinnig und verschmitzt, doch wenden sie ihn nicht dazu an, der Tugend und dem Lobe nachzustreben, sondern sie suchen vielmehr nur ihren Vortheil und Nutzen und Befriedigung ihrer Begierden. Ihr Scharfsinn und ihre List thut sich vornehmlich beim Handel, Kauf und Verkauf, in der Erfindsamkeit, den Nächsten zu übervortheilen, kund, und weil sie die Wahrheit sehr schonen, gern lügen und argwöhnisch zu sein pflegen, schenken sie auch selten einem Andern Glauben; wer sie aber berücken kann, den loben sie als ihren Meister. Auch sind sie sehr hochmüthig und stolz, sonderlich diejenigen, welche entweder durch Glück und Reichthum, oder durch Amt und Ehre sich über den Stand des gemeinen Mannes erhoben haben; und wie sie ihre Landsleute für etwas Besseres halten als alle Ausländer, so meinen sie auch, daß kein Potentat in der Welt ihrem

*) l. Vergl. B. V. S. 372 und 375.
**) Vergl. Herrmann, Geschichte des russischen Staates. III. S. 575—88.

Oberhaupte an Reichthum, Ansehen, Macht, Hoheit und Würde zu vergleichen f
Sie selbst gerathen aber unter einander aus Rangsucht oft in Streit. Bei ihr
Zänkereien wechseln sie die schmählichsten Schimpfreden, doch kommt es gar selt
zum Schlagen. — Man hat nie gesehen, daß die Russen einander auf Säb
oder Kugelwechseln, wie wohl in Deutschland und anderen Orten zu gescheh
pflegt, herausgefordert hätten, aber man hat wohl erfahren, daß die vornehm
Herren, ja Knäse und Fürsten, einander mit Knutpeitschen zu Pferde tapfer herum
gehauen. — Die Russen, von Natur hart, und gleichsam zur Sklaverei gebore
müssen auch unter einem harten Joch und Zwang gehalten und zur Arbeit sta
angetrieben werden, und zwar mit Prügeln und Peitschen, was sie aus Gewohnh
mit großer Geduld ertragen. Sklaven und Leibeigene sind alle mit einander. Glei
wie alle Unterthanen, Hohe und Niedere, sich des Czars Cholopi, Sklaven un
Leibeigene nennen und als solche ansehen, so haben hinwiederum auch die groß
Herren und vornehmen Leute ihre Sklaven, Leibeigene, Knechte und Bauern. D
Knäse und großen Herren müssen ihre Sklaverei und Wenigkeit gegen den Cz
unter Anderm auch dadurch bekennen, daß sie bei einzureichenden Schreiben un
Bittschriften ihre Namen im Diminutiv unterzeichnen, wie Iwaschka, Petruschk
Ebenso bedient sich der Czar, wenn er Jemand anredet, solcher Verkleinerungs
wörter. Auch kann man an den barbarischen Strafen, die oft über die große
Herren verhängt werden, ihre Sklaverei abmessen; daher sagen sie auch, Alle
was sie haben, gehöre Gott und dem Großfürsten."

Alexei Michailowitsch. Kosaken. Michaels Sohn, Alexei Michailowitsch, regierte nach ihm von 1645 bis 1676. 1674 nahm er die Kosaken, welche sich gegen die Republik Polen em pörten, unter seinen Schutz. Von da an ist die Ukraine von Polen getrennt. Di Bedingungen, unter welchen sie sich Rußland anschlossen, waren Steuerfreiheit eigene Gerichtsbarkeit, das Recht, ihren eigenen Hetmann zu wählen, ferner da 60,000 gegen einen Jahresgehalt von drei Rubeln stets unter den Fahnen bleibe sollen. Alexei suchte sein Volk zu veredeln und bilden, zog Fremde ins Land, grün dete Schulen, ließ ein eigenes Gesetzbuch — die Uloshenie — abfassen, das freilic noch für den barbarischen Zustand seines Volkes Zeugniß gibt. Die Strafen sin barbarisch: Stockschläge auf die Fußsohlen, Verstümmeln, Tod; dem Falschmünze wird z. B. geschmolzenes Metall in den Mund gegossen, dem Straßenräuber bei ersten Verbrechen das rechte Ohr abgeschnitten, dem gewöhnlichen Dieb das link Ohr; wer Tabak raucht, wird geknutet oder gefoltert und verliert die Nüstern od die ganze Nase; auf Kindesmord steht Todesstrafe. Die Frau, welche ihren Gat ten umbringt, wird mit auf den Rücken gebundenen Händen bis auf die Hüfte i die Erde eingegraben. — Neben der Macht des Czaren sollte keine andere bestehe

Der Patriarch. darum ward die des Patriarchen gebrochen. 990 hatte der Patriarch von Con stantinopel den ersten Metropoliten von Kiew geweiht. Rußland hatte einen Pa triarchen seit 1587, der aber unter dem Patriarchen von Constantinopel stand, a welchen jährlich ein Geschenk abging, und welcher die Zustimmung zur Wahl de Patriarchen von Moskau gab. 1657 wurde dies Abhängigkeitsverhältniß, 166 die Gewalt des Patriarchen selber gebrochen. Der damalige Patriarch nämlic

Nikon. Nikon *), der gebildetste und edelste aller russischen Patriarchen, welcher eifersücht über die Unabhängigkeit und Rechte seiner Kirche wachte, wurde ob seines Eifer für strenge Sitte den Großen unbequem und von ihnen so mißhandelt, daß e seine Stelle aufgab, um als einfacher Mönch in einem Kloster zu sterben. Im December 1666 wurde Nikon auf das Betreiben der Großen unter nichtigem Vor

---

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staates. Hamb. 1846. III 1666–82

mand von einer Synode abgesetzt und in das Kloster Therapontow verwiesen. Unter den Verbrechen, die man ihm vorwarf, war, er habe in einer Bibelübersetzung, die er herausgab, den Text gefälscht, habe Bilder, welche das Volk verehrte, abgeschafft, und endlich eine Schule gegründet, Lateinisch und Griechisch zu lernen. Nikon war im Kloster nicht müßig, er schrieb aus alten Quellen eine Chronik Rußlands zusammen, ohne welche die alte Geschichte desselben in ewige Nacht begraben wäre. Nikon starb 1681. Der Sturz Nikons hatte zur Folge, daß fortan jeder Versuch einer Reform des Klerus unterblieb. Nach den Gesandtschaftsberichten von Mayerburg und Reutenfels lebten die Popen und ihre Diener unwürdiger als die Schlechtesten aus dem Volke, lagen oft betrunken auf den Straßen und mußten hin und wieder wegen grober Vergehungen vom weltlichen Richter gezüchtigt werden. Nur während seiner Amtsverrichtung wurde der Pope als geheiligte Person betrachtet, sonst durfte ihn Jeder ungescheut mißhandeln, wenn er ihm zuvor das heil. Käppchen ehrfurchtsvoll abgenommen hatte. Damals bildete sich die Secte der Altgläubigen — Starowjerzi oder der Roskolniki — Sectirer, wie ihre Gegner sie nennen, welche der russischen Kirche eine ununterbrochene Reihe der Bischöfe und damit eine kanonisch berechtigte Priesterschaft absprechen. Jetzt zählt diese Secte noch zahlreiche Anhänger. Roskolniki.

Alexei hinterließ drei Söhne und vier Töchter, von seiner ersten Frau Feodor und Iwan und vier Töchter, worunter Sophia; von seiner zweiten Frau, einer Natalia Naryschkin, einen Sohn, der später als Peter der Große berühmt werden sollte. Feodor III. Alexejewitsch regierte 1676 — 1682. Der wichtigste Act seiner Regierung ist die Vernichtung der Rosrjädsbücher, der Listen der alten und neuen Familien und Würden. Die Russen meinten nämlich*), zwei Personen könnten nicht in gleichen Aemtern dienen, wenn die Vorfahren des einen in den Reihen der Reichsbeamten auch nur um einen Grad höher standen, als die des andern; noch für unschicklicher galt, daß der Sohn oder Enkel eines Bojaren unter dem Befehl des Sohnes oder Enkels eines Stolnitschi stehe, denn der erstere zog dadurch sich und seinem Hause Schmach zu. Daher die Rosrjädsbücher, worin die czarischen Ukase über die Ernennung zu Aemtern verzeichnet waren. Sobald der Czar einen Kriegs- oder Festzug ankündigte, so erholte sich dort Jeder Rath, ob nicht sein Vater oder irgend einer seiner Ahnen eine höhere Stelle begleitet habe, als sein unmittelbarer Vorgesetzter. Selbst im Krieg legte Jeder eher seine Stelle nieder, als daß er auf den Dienstrang der Vorfahren verzichtete. Sogar auf dem Schlachtfeld konnten sich die Hauptleute zanken über den Vorzug ihrer Vorfahren — und darüber einander verrathen. Es half Nichts, daß der vorhergehende Czar, um die Folgen dieses Vorurtheils zu mildern, vor Beginn eines Feldzugs erklärte, bei den Ernennungen sei auf die erblichen Rangverhältnisse keine Rücksicht genommen worden. Darum ließ Czar Feodor die Rosrjädsbücher am 12. Jänner 1682 in Gegenwart der Großen dem Feuer überliefern. Um den großen Fa-

Feodor III.

Rosrjädsbücher.

*) So erklärt Ustrialow diese Erscheinung. Geschichte Rußl. I. Band, S. 339—41. Stuttg. 1840.

milien genug zu thun, wurde ein Adelsbuch entworfen, in welchem der Ra
der Vorfahren bemerkt war, aber ohne daß darauf ein Vorrecht im Sta
dienste erfließen sollte. — Seine Vorgänger ließen sich das Haupt kahl scheer
Feodor III. ließ das Haar wachsen und kleidete sich polnisch, und der
folgte seinem Beispiele. Feodor wird als mild, einsichtsvoll und wohlwoll
geschildert.

Feodor starb schon 1682, ohne Kinder zu hinterlassen. Der Thron gebü
Iwan. jetzt eigentlich seinem 1663 geborenen Bruder Iwan; aber dieser stotterte, n
schwach an Leib und Geist. Darum sprachen sich die Großen für dessen St
bruder aus, den von der Natalia Naryschkin am 30. Mai 1672 geborenen l
haften zehnjährigen Peter *). Iwans Schwester und Peters Stiefschwester,
Sophia. kluge, schöne und ehrgeizige Prinzessin Sophia — sie war auch Dichterin
sah mit Schmerz Iwan, für den sie hatte regieren wollen, vom Throne entfe
und alle ihre Pläne — sie wäre sicher eine andere Katharina geworden — v
eitelt. Sie hatte Peters Mutter im Verdacht, die Bojaren aufgewiegelt zu hab
und reizte durch das Gerücht, die Naryschkin hätten den Prinzen Iwan erdross
Aufstand der Strelizen. die Strelizen auf, die unter dem Rufe: „Nieder mit den Mördern Iwa
rächet des Gefallenen Blut und laßt uns sterben für das Vaterland“ nach de
Kreml zogen. Vergebens zeigte sich Peter und sein Bruder den Rasenden,
verstanden und erkannten keinen von beiden. Der Oheim Peters ward von ihn
zum Fenster des Palastes hinausgeworfen und gespießt. Drei Tage, vom 1
bis zum 18. Mai 1682, rasten sie durch die Stadt und ermordeten 67 vo
Geschlechte der Naryschkin. Iwan wurde zu Peters Mitregenten und Sophi
zur Reichsverweserin ausgerufen. Am 25. Juni wurden die beiden Czar
vom Patriarchen gekrönt. Sophia regierte, ihre rechte Hand war der Fü
Golizyn; auf den Münzen war ihr Bild neben dem der beiden Czaren mit d
Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand, mit der Unterschrif
Beherrscherin von Groß- und Kleinrußland. 1683 brach ein neuer Aufstand au
diesmal gegen Sophia selber. Der Anführer der Strelizen, der Fürst Chowansk
war einer Verschwörung gegen die herrschende Familie angeklagt, Sophia li
ihn zu sich kommen und ohne allen Prozeß hinrichten, zugleich aber schlau d
Schuld Peter zur Last legen. Dieser kam wirklich in Lebensgefahr: schon hat
am Altar des Klosters zur Dreieinigkeit ein Strelize das Messer auf ihn g
zückt — und der Todesschrecken zeigte sich durch das ganze Leben des Czare
von Zeit zu Zeit in einem krampfhaften Zucken der Gesichtsmuskeln — als ih
Scheu befiel, einen Mord in einer Kirche zu vollbringen. Indeß waren di

*) Rabener, Leben Petri I. des Großen. Leipz. 1725. Bacmeister, Beiträg
zur Geschichte Peters des Großen. Riga 1774. Von Halem, Leben P. d. Gr, Münste
1803--5. III. B. Bergmann, Peter der Große. Riga 1820—26. Große, Peter d. Gr.
Meissen 1836. Reiche, Peter d. Gr. und seine Zeit. Lpz. 1841. Ed. Pelz, G. Peters des
Großen. Lpz. 1868. Voltaire, Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand.
Mottley, History of the life of Peter, Emperor of Russia. Lond. 1739.

Rußland. Schweden. Polen. Die Türkei.

Im spanischen Erbfolgekrieg erschöpfte der Westen Europa's seine Kräfte, um ein gewisses Gleichgewicht der Macht herzustellen. In der gleichen Zeit rang der Nordosten Europa's in nicht weniger blutigen Kämpfen um ebenso wichtige Fragen. Eine Riesenfaust strebte auf einmal das russische Volk in den Kreis der tonangebenden Culturvölker zu stellen. Trotz gewaltiger Mittel im Innern, doch durch Schweden und Polen im Westen, durch die Türkei im Süden eingeschlossen, suchte und fand Rußland den Weg zur Ostsee und zum schwarzen Meere und legte Polen lahm, welches ihm bisher die Berührung mit Mitteleuropa verwehrt hatte. Peter I. suchte dem Abendland die Geheimnisse seiner Stärke zu entlocken und dessen Bildung nach dem Osten zu verpflanzen. Zu gleicher Zeit warf er im Innern jede Schranke der Throngewalt nieder und gab seinem Volke statt der Freiheit den Stolz auf die Macht des Reiches und die Zuversicht des Berufes, die Welt zu erobern. Karl XII. von Schweden verstand besser als Ludwig XIV., welche Gefahr von der neu aufsteigenden Macht im Osten der Unabhängigkeit des Westens drohe. Er trat den Plänen Peters I. entgegen, er suchte Schweden zu stärken, dadurch, daß er ein starkes Polen schaffe. Da er aber mehr wie ein streitlustiger Held denn wie ein Staatsmann den Kampf führte, so erlag er und mit ihm sank Schweden und Polen. Peter I. und Karl XII., zwei Kraftnaturen, sind die ersten Gestalten, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben. Fassen wir zunächst den Russen ins Auge!

Die Romanow. Die Reformen Peters des Großen.

Unter den Romanow erreichte Rußland erst seine Bedeutung für Europa; mit ihnen beginnt eine neue Ordnung der Dinge. Die freien Elemente im russischen Volksleben waren durch die Mongolenherrschaft schon geknickt, wurden doch selbst die Großfürsten von den Mongolen nur die Bauern der Chane der goldenen Horde genannt, und wurde doch den Edelleuten die Knute zuerkannt, ohne ihre Ehre zu mindern, galt doch fortan ein fetter Wanst, echt orientalisch,

mußte im Kloster Nowaditschei als Schwester Susanna den Schleier nehmen
Peter Alleinherrscher. Vom 7. September 1689 an beginnt Peters Alleinherrschaft. Sein Bruder Iwa übertrug ihm gerne die Ausübung der höchsten Gewalt und ward von Peter bi an sein Ende, 1697, mit Achtung behandelt.

17 Jahre war Peter alt, als er die Zügel der Herrschaft ergriff, die fü
Charakter. Rußland wie für Europa so bedeutungsvoll werden sollte. Schon seine Gestal zeigte den Herrscher an, um Haupteslänge überragte er alles Volk, Peter wa 7 Schuh 1 Zoll hoch. Das glühende große Auge, die hochgewölbte Stirne, da dunkle bis auf den Nacken in Fülle herabhängende Haar, die Rüstigkeit und Beweglichkeit aller Glieder erhöhten den Eindruck seiner Erscheinung. Sein
Bildung. Geist war ebenso lebhaft als unermüdlich, seine Wißbegier unersättlich, sein Thätigkeit rastlos, seine Richtung durch und durch praktisch. Nicht Bücher, son dern das Leben waren die Quellen, aus denen er sich Nahrung holte; di Reiche Europas waren seine Akademie, ihre Beherrscher und Gesandten sein Lehrer. Nicht nach Entfaltung eitlen Prunks und Schimmers zielte sein Ehrgeiz sondern nach wirklichem Gewinn, die Bildung des Abendlandes nach Rußland zu übertragen, sein Volk unter die Culturvölker einzureihen und ihm eine mäch tige Stellung im Rathe der Völker zu verschaffen. In Allem ging Peter selber voran, er selber lernte 14 Handwerke; seine Lieblingsbeschäftigung war aber der
Schiffsbau. Schiffsbau. Der Holländer Kersten Brandt wurde hierin sein Lehrer und Peter handhabte mit Eifer die Art am Baue einer Yacht, und von Claas Wilmaszoon lernte er die Kunst der Schifffahrt. Bei all dem äußerte der junge Herrscher einen wunderbaren Instinct. Nur durch Gründung einer Flotte konnten Rußlands Bodenschätze verwerthet und sein Verkehr mit dem Auslande gehoben werden. Wie war er erfreut, als er am 13. März 1691 die erste Yacht, an der er als Zimmermann, als Schmied und Handlanger selbst mitgearbeitet, am pereslavischen See vom Stappel lassen konnte, als er die russische See zu be fahren vermochte! Der Czar begab sich 4. Juli 1693 selbst nach Archangel, dem wichtigsten Seehafen Rußlands, und war dort thätig in der Tracht eines holländischen Schiffers, er kletterte wie ein Kajütenjunge auf den Mast. Wie war er erfreut, als er einen Sturm auf dem weißen Meere glücklich bestanden, aber wie war auch seine Mutter besorgt! Er vertröstete sie mit der Gnade Gottes und dem Schutze der heiligen Mutter und empfahl sich als unwürdiger Petruschka ihrem Segen. In Archangel gewann auch Peter bald die Ueber
Pläne. zeugung, daß Rußland noch ganz andere Häfen benöthige, daß es die Mün dungen seiner Ströme besitzen müsse, um seine Rohprodukte mit Vortheil ab zusetzen. Darum sein Streben nach Küstenplätzen am schwarzen Meere und nach dem Besitze der schwedischen Länder am rechten Ufer der Ostsee.

Um das Erste zu erreichen, verband sich Peter mit Kaiser Leopold gegen
Türkenkrieg. die Türken. 1695 lagerte er vor Asow. Der erste Versuch mißlang, der einzige gute Ingenieur verrieth ihn und Peter ließ 20,000 Mann vor dem Platze. Doch er war nicht so leicht zu entmuthigen; 1696 kam er wieder, tüchtige Ingenieure

Rußland geschlagen hatte, und gab Rußland den Frieden mit dem Auslande. Für Verzicht auf die kleineren Plätze an den Mündungen der Newa und am finnischen Meere wurde mit Schweden 1617 der Friede zu Stolbowa *) abgeschlossen. Rußland ward damit von der Ostsee ausgeschlossen, aber die Hoffnung Gustav Adolfs, daß der Moskowiter nie über diesen Bach springen werde, zeigte sich später als eitel. Der Czar ließ sich leiten durch den weisen Geist seines Vaters, des Metropoliten Philaret. Adam Olearius **), welcher 1634, 1636 und 1643 Rußland bereiste und später beschrieb, sagt über diesen Herrscher: „Er regierte sanftmüthig und erzeigte sich sowohl gegen Ausländische als Einheimische glimpflich, so daß Jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit nicht in viel hundert Jahren einen so frommen Herren gehabt.“ — Was Olearius sonst von den Russen berichtet, zeigt, wie sehr sie unter der Herrschaft der Mongolen und durch die langwierigen innern Kriege heruntergekommen waren: „Die Männer unter den Russen sind insgemein große und starke Leute, von Haut und natürlicher Farbe den andern Europäern gleich. Sie halten viel von großen Bärten und dicken Bäuchen, und die, welche damit begabt sind, stehen bei ihnen vor andern in großem Ansehen. Die Knebelbärte lassen sie lange über den Mund herabhängen; das Haupthaar tragen nur ihre Popen oder Priester bis zu den Schultern und darüber hinab, alle Andern aber kurz abgeschnitten, und die großen Herren halten es sogar für schön, es ganz abrasiren zu lassen; wenn aber Einer die Ungnade des Czars auf sich gezogen hat, so läßt er, bis er wieder zu Gnaden angenommen ist, das Haar lang und wild wachsen. — Die Weiber sind von mittlerer Größe, im allgemeinen wohlgestaltet und zart von Gesicht und Gliedern; in den Städten aber schminken sie sich alle, und so grob, daß es das Ansehen hat, als wenn Jemand mit einer Hand voll Mehl ihnen übers Gesicht gefahren wäre und mit einem Pinsel ihnen die Backen roth gemalt hätte. Auch die Augenbrauen und Wimpern färben sie sich schwarz, bisweilen braun.“

„Wenn man die Russen nach Gemüth, Sitten und Leben betrachtet, sind sie billig unter die Barbaren zu rechnen, denn sie haben keine Liebe zu den Künsten und hohen Wissenschaften, viel weniger zeigen sie, sich selbst darin zu üben, Lust; daher bleiben sie ungelehrt und grob, und es pflegen die meisten von hohen und unbekannten natürlichen Wissenschaften und Künsten, wenn sie solche von den Ausländern ausüben sehen, gar unverständige Urtheile zu fällen, und weil sie in ihren Schulen nur ihre und höchstens noch die slavonische Sprache schreiben und lesen lernen, versteht auch kein Russe, er sei geistlichen oder weltlichen, hohen oder niedern Standes, weder ein Wort Griechisch noch Lateinisch. Zwar sind sie, was den Verstand betrifft, scharfsinnig und verschmitzt, doch wenden sie ihn nicht dazu an, der Tugend und dem Lobe nachzustreben, sondern sie suchen vielmehr nur ihren Vortheil und Nutzen und Befriedigung ihrer Begierden. Ihr Scharfsinn und ihre List thut sich vornehmlich beim Handel, Kauf und Verkauf, in der Erfindsamkeit, den Nächsten zu übervortheilen, kund, und weil sie die Wahrheit sehr schonen, gern lügen und argwöhnisch zu sein pflegen, schenken sie auch selten einem Andern Glauben; wer sie aber berücken kann, den loben sie als ihren Meister. Auch sind sie sehr hochmüthig und stolz, sonderlich diejenigen, welche entweder durch Glück und Reichthum, oder durch Amt und Ehre sich über den Stand des gemeinen Mannes erhoben haben; und wie sie ihre Landsleute für etwas Besseres halten als alle Ausländer, so meinen sie auch, daß kein Potentat in der Welt ihrem

*) 1. Vergl. B. V. S. 372 und 375.
**) Vergl. Herrmann, Geschichte des russischen Staates. III. S. 575—88.

Amsterdam. lernt. Von Hannover ging die Reise nach Amsterdam, wo Peter sich von d
Gesandtschaft trennte, um in Saardam als Schiffszimmermann unter dem Nam
Saardam. Peter Michailoff einige Zeit zu leben. Wie war er erfreut, als man ihn a
Meister (Baas) begrüßte. An den Patriarchen von Moskau schrieb er: „Ich b
hier, um das Seewesen zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen dann heim
kehren und — das wird bis zum letzten Augenblicke mein Streben sein — d
Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien. Gott hat
zu Adam gesagt: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen." M
wußte wohl, daß der Czar der Verkappte sei, aber Peter wollte nicht erkan
sein. Als im Saale der Generalstaaten Alle die Augen auf ihn richteten, zog
eine große Perrücke über sein Gesicht und rannte in zorniger Hast davon. All
Fremde erregte seine Aufmerksamkeit, Taschenspieler, wie Männer der Wissenscha
Bei einem Arzte lernte er das Zahnausreißen, bei Boerhave sah er einer Secti
zu und hieß seine Diener, mit den Zähnen die Sehnen ablösen. Wo er brauchba
Leute fand, nahm er sie in seinen Dienst. Sargmodelle wie holländische Katzen u
Rattenfänger wurden nach Rußland geschickt. Den Juden, die um Wiedereintri
in Rußland baten — Iwan Wassiliewitsch hatte sie verbannt — gab er die nai
Antwort: die Russen brauchen die Juden nicht, sie sind selber schlau genug, u
im Handel zu überlisten. Wilhelm III. sandte ein stattliches Schiff, auf dem Pet
In England. im Januar 1698 in Greenwich landete. Der Anblick der Flotte fesselte ihn, d
er ausrief: wäre er nicht Czar, so möchte er Admiral von England sein. Pet
wollte nicht erkannt sein und floh den Anblick der Menge. Wilhelm achtete sei
Wünsche und Besuch und Gegenbesuch waren heimlich. Von den schönen Gemäld
im Palaste nahm Peter keine Notiz, wohl aber gerieth er über eine Masch
welche die Richtung des Windes bezeichnete, in Entzücken. Peter wollte in die
unermeßlichen und reichen Stadt Alles sehen: er fragte nach den Lehrsätzen all
Sekten, er besuchte die größten Werkstätten, unterhielt sich mit den ersten Fabri
kanten über ihr Geschäft, und gewann viele Arbeiter, daß sie nach Archangel od
Moskau auswanderten und die Lehrer seines Volkes wurden. Ein scharfes Urthe
fällte Burnet über Peter: er habe blos Sinn für mechanische Arbeiten, er habe ein
Handwerksgeist, sei aber nicht zu einem großen Fürsten berufen; er sei feurig
Gemüthes, thierisch in seinen Begierden, im Ganzen ein wüthender Mensch.[1]

Von London ging es über Holland, Leipzig, Dresden nach Wien, wo Pet
am 19. Juni 1698 eintraf. Erzherzog Joseph, denn der ernste Kaiser Leopo
verstand sich nicht dazu, mußte bei einem Feste achtmal mit Peter Pokal u
Pokal leeren; beide wurden so vergnügt, daß sie einander umfaßten und in d
Höhe hoben. Schon wollte Peter nach Italien, als die Nachricht von einem Au
stande der Strelizen ihn zurückrief. Das Gerücht, daß sie die Bärte abschneide
und Tabak rauchen müßten, und daß Peter ausländische Soldaten mitbringe, hat
einen Theil der Strelizen, der an der polnischen Grenze stand, zum Aufruhr ge
trieben. Sie brachen auf gegen Moskau, wurden aber von Gordon geschlagen, di
Anstifter hingerichtet. Jetzt kam Peter am 24. August 1698 in Moskau an; e
hatte seine Schwester Sophia im Verdacht, Anstifterin des Aufstandes zu sein, un
wüthete nun mit Folter und Knute gegen die Gefangenen. Daß keine Geständ
nisse erfolgten, machte Peter fast rasend vor Zorn; 44 schlug er eigenhändi
mit einem Säbel, mit dem König August II. von Polen vor seinen Augen eine
Ochsen den Kopf abgeschlagen und den er sich von ihm erbeten hatte, den Kop
ab. Noch bis ins Jahr 1699 dauerten die Hinrichtungen fort und konnte Pete
nach dem Essen seine Minister und die fremden Gesandten auffordern, an de
Enthauptung Antheil zu nehmen, denn es gebe kein der Gottheit willkommenere
Opfer, als das Blut eines Bösewichts. Im Ganzen sollen bei 2000 Opfer ge

wand von einer Synode abgesetzt und in das Kloster Therapontow verwiesen. Unter den Verbrechen, die man ihm vorwarf, war, er habe in einer Bibelübersetzung, die er herausgab, den Text gefälscht, habe Bilder, welche das Volk verehrte, abgeschafft, und endlich eine Schule gegründet, Lateinisch und Griechisch zu lernen. Nikon war im Kloster nicht müßig, er schrieb aus alten Quellen eine Chronik Rußlands zusammen, ohne welche die alte Geschichte desselben in ewige Nacht begraben wäre. Nikon starb 1681. Der Sturz Nikons hatte zur Folge, daß fortan jeder Versuch einer Reform des Klerus unterblieb. Nach den Gesandtschaftsberichten von Mayerburg und Reutenfels lebten die Popen und ihre Diener unwürdiger als die Schlechtesten aus dem Volke, lagen oft betrunken auf den Straßen und mußten hin und wieder wegen grober Vergehungen vom weltlichen Richter gezüchtigt werden. Nur während seiner Amtsverrichtung wurde der Pope als geheiligte Person betrachtet, sonst durfte ihn Jeder ungescheut mißhandeln, wenn er ihm zuvor das heil. Käppchen ehrfurchtsvoll abgenommen hatte. Damals bildete sich die Secte der Altgläubigen — Starowjerzi oder der Roskolniki — Sectirer, wie ihre Gegner sie nennen, welche der russischen Kirche eine ununterbrochene Reihe der Bischöfe und damit eine kanonisch berechtigte Priesterschaft absprechen. Jetzt zählt diese Secte noch zahlreiche Anhänger. Roskolniki.

Alexei hinterließ drei Söhne und vier Töchter, von seiner ersten Frau Feodor und Iwan und vier Töchter, worunter Sophia; von seiner zweiten Frau, einer Natalia Naryschkin, einen Sohn, der später als Peter der Große berühmt werden sollte. Feodor III. Alexejewitsch regierte 1676 — 1682. Feodor III. Der wichtigste Act seiner Regierung ist die Vernichtung der Rosrjädsbücher, der Listen der alten und neuen Familien und Würden. Rosrjädsbücher. Die Russen meinten nämlich *), zwei Personen könnten nicht in gleichen Aemtern dienen, wenn die Vorfahren des einen in den Reihen der Reichsbeamten auch nur um einen Grad höher standen, als die des andern; noch für unschicklicher galt, daß der Sohn oder Enkel eines Bojaren unter dem Befehl des Sohnes oder Enkels eines Okolnitschi stehe, denn der erstere zog dadurch sich und seinem Hause Schmach zu. Daher die Rosrjädsbücher, worin die czarischen Ukase über die Ernennung zu Aemtern verzeichnet waren. Sobald der Czar einen Kriegs- oder Festzug ankündigte, so erholte sich dort Jeder Rath, ob nicht sein Vater oder irgend einer seiner Ahnen eine höhere Stelle begleitet habe, als sein unmittelbarer Vorgesetzter. Selbst im Krieg legte Jeder eher seine Stelle nieder, als daß er auf den Dienstrang der Vorfahren verzichtete. Sogar auf dem Schlachtfeld konnten sich die Hauptleute zanken über den Vorzug ihrer Vorfahren — und darüber einander verrathen. Es half Nichts, daß der vorhergehende Czar, um die Folgen dieses Vorurtheils zu mildern, vor Beginn eines Feldzugs erklärte, bei den Ernennungen sei auf die erblichen Rangverhältnisse keine Rücksicht genommen worden. Darum ließ Czar Feodor die Rosrjädsbücher am 12. Jänner 1682 in Gegenwart der Großen dem Feuer überliefern. Um den großen Fa-

*) So erklärt Ustrialow diese Erscheinung. Geschichte Rußl. I. Band, S. 339—41. Stuttg. 1840.

sich im Kampfe gegen die Türken ausgezeichnet hatten; es geschah am Tage, da Lefort bestattet wurde mit einem Pompe wie ein Fürst; der Czar ging mit einer Picke in der Hand hinter den Hauptleuten mit dem Range eines Lieutenants, zu dem er sich in dem Regimente Leforts aufgeschwungen, selber mit dem Zuge.

Mehr aber als alle diese Reformen faßte der Czar den Plan ins Auge, eine Stellung am baltischen Meere zu gewinnen. Dazu war jedoch ein Krieg mit Schweden nöthig, welchem damals die baltische Ostküste gehörte. Der Czar suchte nach Bundesgenossen und fand sie in König August von Polen und Friedrich IV. von Dänemark. 1699 wurde der Bund zum Angriff auf Schweden geschlossen. Dänemark wollte Rache und Ersatz für frühere Verluste; August I. hoffte Livland und Esthland an Polen zu bringen, Peter wollte Finnland, Karelien und Zutritt für seine Flotte zur Ostsee. Die drei Verbündeten sollten zu gleicher Zeit losschlagen. Damals begann der Kampf um das spanische Erbe und man hatte also nicht zu fürchten, daß sich Frankreich oder der Kaiser in den Streit mische.

Bund gegen Schweden.

Man rechnete zugleich auf eine Empörung der Livländer, sobald August angriffe. Im Jahre 1692 war nämlich eine Gesandtschaft der livländischen Stände nach Stockholm gekommen, um Karl XI. Vorstellungen gegen Uebergriffe in ihre Rechte zu machen. An ihrer Spitze stand ein junger Edelmann, Patkul, der mit dem Feuer einer hinreißenden Beredtsamkeit die Leiden seines Vaterlandes schilderte und Zurücknahme königlicher Befehle verlangte. Karl XI. that, als habe er Wohlgefallen an Patkuls patriotischem Eifer, während er ihn deshalb glühend haßte; aber bald feindete er ihn als Landesverräther an und verurtheilte ihn und die fünf Landräthe, welche seine Adresse unterzeichnet hatten, zum Tode. Patkul gelang es zu entfliehen, die Strafe der Landräthe wurde nur auf vielseitige Verwendung in sechsjährige Haft umgewandelt. Von da an glühte Patkul vor Haß gegen Schweden und suchte ihm überall Feinde zu erwecken. Er trat 1698 in sächsische Dienste, später in russische, und war als Gesandter Peters am sächsischen Hofe thätig. Mit dem livländischen Adel in steter Verbindung, erweckte er in August die Hoffnung, daß, sobald sächsische Truppen vor Riga erschienen, die Livländer sich erheben würden. Vor Allem rechneten die Verbündeten auf die Jugend des schwedischen Herrschers, dessen Fähigkeiten sie weit unterschätzten.

Patkul

Schweden. Karl XII.

Karl XI.

Wie Schwedens König, Karl XI., lange für unbedeutend galt und dann auf einmal hohe Befähigung als Herrscher und Krieger kundgab, haben wir früher *) gesehen. Die Zuneigung seines Volkes gab ihm 1680 die Kraft, den Senat, der bisher eigentlich regierte, zu einer Behörde herabzudrücken, die blos berathende Stimme habe. Zwei Jahre später gaben Geistlichkeit, Bürger und Bauern, um den Adel zu demüthigen, ihre Zustimmung, daß Karl über dem Gesetze stehe und

*) Band V. S. 773—75.

Edelleute zum Schutze ihrer Fürsten herbeigeeilt. Peter wurde gerettet und die Aufständischen beschwichtigt. 3000 Strelitzen zogen dann Kloß und Beil tragend mit dem Rufe: „Hier sind unsere Köpfe, die Czaren sind unsere Herren!" nach dem Richtplatz. 30 Rädelsführer wurden hingerichtet, die übrigen begnadiget. Sophia blieb Regentin bis 1689 und sie herrschte nicht ohne Geschick. Die Polen traten ihr für immer Smolensk, Kiew und andere Städte ab; sie begann einen Krieg gegen die Tartaren in der Krim, um Rußland Zugang zum schwarzen Meere zu verschaffen.

Indeß lebte der junge Peter auf dem Landgute Preobrashensk bei Moskau, Peter in von Sophiens Spähern umringt, darum aber auch früh an List, Verstellung, Preobrashensk. Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit sich gewöhnend. Peter schien ganz im Soldatenspiel mit fünfzig anderen Knaben, Söhnen aus vornehmen Familien, aufzugehen. Hinter diesem Spiele des reichbegabten Naturkindes war aber ein merkwürdiger Ernst. Einige Ausländer waren in Peters Nähe gekommen, durch die er eine Anschauung von der Bildung des Abendlandes und von der Macht gewann, die Rußland besitzen könnte, wenn es sich die Cultur des Westens aneignete und ein Heer nach europäischem Muster gründete. Wie begierig sog der aufstrebende Knabe alle Elemente der Bildung in sich! Einen gründlichen wissenschaftlichen Unterricht erhielt er niemals, die klassischen Sprachen lernte er nie kennen. Ein Russe las mit ihm die Jahrbücher der russischen Geschichte; Deutsch, Französisch und Holländisch lernte er bald von den Ausländern, welche sich ihm anschlossen, namentlich von Lefort, einem Genfer, einem aufgeweckten, aber ausschweifenden Lefort. Manne, der nach Abenteuern aller Art in Rußland sein Glück gesucht hatte. Peter Franz Timmermann aus Straßburg wurde sein Lehrer in der Feldmeß- und Timmermann. Befestigungskunst; ein Schotte, Gordon, übte ihn und seine Spielcameraden nach abendländischer Art in den Waffen ein. Peter machte alle militärischen Grade durch, wurde zuerst Tambour und schlug die Trommel, lebte von üblicher Löhnung und Soldatenkost, trug die gewöhnliche Uniform, schlief wie jeder Andere im Zelte; dann wurde er Sergeant und bezog wie jeder Andere die Wache, endlich stieg er zum Lieutenant empor. Die Zahl der soldatischen Spielcameraden (Poteeschnyje) wurde immer größer, Preobrashensk konnte sie nicht mehr fassen, ein Theil ward in das Dorf Semenowsk verlegt, und so wurden zwei Regimenter gebildet, die Stämme der späteren Garderegimenter. Peter hatte noch keine Belagerung gesehen: eine kleine Festung wurde darum erbaut, ein Regiment, bei dem Peter war, griff an, das andere vertheidigte; der Platz ward nach langer Gegenwehr und vielen Manövern, nicht ohne Blut, mit Sturm genommen. Sophie sah diese fremdartige Soldatenspielerei, welche Peter bei den echten Russen nur verhaßt machen konnte, nicht ungern, hörte gerne, daß Peter mit Lefort in wüsten Gelagen ganze Nächte schwelgte. Peter zeigte nach Art kräftiger Naturen, denen kein höheres Ziel vorgehalten wird, Freude am Sinnlichrohen, doch seine Riesennatur ging nicht, wie Sophia hoffte, in diesen Ausschweifungen, in dem Genusse des Branntweines, der ihn oft entwürdigte, unter. Peters Mutter gedachte seine Leidenschaftlichkeit durch eine sanfte und geistreiche Gattin, die Fürstin Lapuchin, zu mildern. Die Heirath hatte nur die Folge, daß Peter von nun an mit mehr Selbstgefühl seiner Schwester gegenüber auftrat. Lefort stachelte Peters Eitelkeit und Gewaltlust. Zwischen dem Czar und Sophia kam es zum Bruche; Sophia suchte Peter aus dem Wege zu Sophias räumen: er führe deutsche Sitten ein, verletze den Glauben und weihe die besten Sturz. Söhne des Vaterlandes dem Verderben; dieser aber erließ einen Aufruf an die Armee, und 40,000 Mann standen zu ihm. Gordon stürzte Golizyn und Sophia

ihm aber auch dies eines Kriegers unwürdig: man solle dem Bären nur mit einer langen hölzernen Gabel entgegengehen, sie ihm um den Hals stoßen und ihn rückwärts zu Boden werfen. Seine Reiterstücke waren so verwegen, daß ihm sein Stallmeister eines Tages sagte: „Ich sah noch niemals Jemand mit solcher Verwegenheit reiten. Gott hat die Thiere zum Dienst für uns erschaffen, aber nicht, damit wir uns mit ihrer Hülfe den Hals brechen.“ Nicht minder gefährlich waren seine Schlittenfahrten. Die Furcht vor dem Vater, die Liebe zur Mutter hielten seinen Eigenwillen noch in Schranken, sein Unglück war, daß er beide früh verlor und im 15. Jahr schon für selbständig erklärt wurde. Was er still für sich beschlossen, das führte er jetzt ohne Rücksicht auf den Rath Anderer durch. Sein Wille war fest, sein Gemüth einfach, und darin lag seine Stärke. Aus Scham darüber, daß er eines Tages, vom Wein überwältigt, eine Unbesonnenheit begangen hatte, entsagte er fortan dem Weine. Karl blieb sittenrein, er hat nie ein Weib berührt. Im Ausland sprach man nur von seinen tollen Streichen und hielt ihn für wenig befähigt; die Feinde Schwedens sollten nur zu bald erfahren, daß ein Löwe in ihm schlummere.

Nach dem Willen Karls XI. sollte sein Sohn in den Besitz der damals beinahe unumschränkten königlichen Gewalt erst mit achtzehn Jahren treten und Hedwig Eleonora, die Witwe Karls X., die Regentschaft führen. Karl aber wurde die Vormundschaft lästig und schon im 15. Jahre erklärte er sich mit Hilfe des Reichsrathes Piper für mündig. Der Zug von Stolz und Größe, mit dem er den Händen des Erzbischofes von Upsala am 24. November die Krone entnahm und sich selbst aufs Haupt setzte, machte auf die ganze Versammlung Eindruck. Doch regierte Piper statt seiner und der tollkühne Jüngling gab sich nur mit Bärenjagden und Pferdetummeln ab. Darauf rechneten die Gegner. Zwar Peter konnte noch nicht losschlagen, der Türkenkrieg hemmte ihn noch, doch beschwerte er sich bitter, daß man ihm in Riga nicht gestattet habe, die Befestigungswerke zu besichtigen. Aber August versuchte 1699 einen Ueberfall auf Riga und die Dänen griffen Karls Schwager, den Herzog von Holstein-Gottorp an, nahmen Schloß Gottorp und beschossen Töningen. Eine schwere Nachricht nach der andern traf in Stockholm ein, die Räthe sprachen von Nachgiebigkeit, weil sie sorgenvoll in die Zukunft blickten. Karl aber rief: „Wohlan, Gott wird helfen, erst sprechen wir mit dem Einen, dann mit dem Andern; ich wollte keinen Krieg, aber schließen will ich ihn nicht, ohne daß es meine Feinde gereuen soll.“ Sofort war der träumerische Jüngling wie durch einen Zauberschlag in einen Helden umgewandelt.

Krieg mit Dänemark. Mit unerwarteter Schnelle schiffte Karl 15.000 Mann ein und landete am 4. August 1700 auf Seeland. Als es ihm mit der Ausschiffung nicht rasch genug ging, sprang er ins Wasser. Die Kugeln, die um ihn pfiffen, schreckten ihn nicht: „Das soll fortan meine Musik sein,“ rief er. Bald stand er vor Kopenhagen und traf so wirksame Anstalten zur Beschießung der Stadt, daß Friedrich IV. den Muth verlor. Unter Vermittlung der Seemächte schloß der Däne schon am 18. August auf dem Lustschlosse zu Travendahl einen Frieden, durch den er vom Bunde gegen Schweden zurücktrat, auf alle Ansprüche

Friede zu Travendahl.

Asow.

hatte ihm Oesterreich und Brandenburg gesandt. Mit ungewöhnlicher Rührigkeit wurde eine Flotte geschaffen und eine türkische Flotte von 19 Schiffen damit geschlagen. Ein ungeheurer Erdwall ward mit großen Opfern in kurzer Frist erbaut, der jede Zufuhr in die Stadt unmöglich machte. So fiel denn Asow *) nach zweimonatlicher Belagerung am 18. (28.) Juli 1696, und im Triumphzug, wobei jedoch Lefort, dem Großadmiral, die meisten Ehren zu Theil wurden, zog Peter in Moskau ein.

Verschwörung der Altrussen.

Das besänftigte jedoch den Grimm der Altrussen über die Neuerungen, über die massenhafte Anstellung von Fremden, nicht. Sie wollten von Eroberungen Nichts wissen: nur einem Narren könne es einfallen, freiwillig die Gefahren des Krieges zu suchen. Eine Verschwörung bildet sich 1697, Peter sollte ermordet werden. Peter erfuhr davon, kühn trat er in den Versammlungssaal der Verschworenen. Als Einer rief, jetzt sei es Zeit, nämlich zum Morde, schlug ihn Peter mit der Faust nieder, zu gleicher Zeit trat die Wache ein und die Meuterer endeten auf dem Blutgerüste. Um den Sinn der Russen für die Fortschritte des Auslandes zu öffnen, ließ sie Peter schaarenweise auf Reisen gehen. 1697 beschloß er in Wanderlust und aus Staatsklugheit, mit eigenen Augen das Abendland, seine Künste und seine Gesittung kennen zu lernen.

Reise durch Europa.

Eine große Gesandtschaft aus 270 Personen, worunter Lefort das Haupt und Peter als Gesandtschafts-Cavalier war, trat 1697 die Reise nach dem Westen an. In Moskau behielt Gordon den Befehl über die Truppen und Romodanoffski die Verwaltung des Innern. Die Fahrt ging zunächst nach Riga. Peter wollte die Festungswerke genau ansehen, der Befehlshaber verweigerte es und dies ward später als einer der Gründe zum Kriege gegen Schweden hervorgehoben. Um so freundlicher war der Empfang in Königsberg beim Kurfürsten von Brandenburg. Peters Lernbegier trat überall so eigenthümlich hervor, als die Gewohnheit, daß sich Alle nach seinem Willen richten sollten; er rang nach Bildung mit der Hast eines Barbaren, der seine wilde Natur nicht zu beherrschen vermag. In den Straßen von Königsberg hielt er plötzlich eine vornehme Dame an, griff nach der Uhr, die sie an der Brust trug, öffnete, beschaute sie und ging dann davon. Einem Hofmarschall riß er eine kostbare Allongeperrücke vom Kopfe und warf sie in die Ecke des Empfangssaales. Beim Mahle mit dem Kurfürsten betrank er sich derart, daß er im Rausche seinen Liebling Lefort erstechen wollte. Der Kurfürstin Sophia Charlotte warf der Czar als Geschenk einen großen Rubin in den Busen. Peter kannte das Rädern noch nicht und hätte gar zu gerne den Vollzug dieser Strafe gesehen; als man ihm sagte, es sei kein Verbrecher vorhanden, der die Strafe verdient hätte, entgegnete der Czar: „so nehme man einen von meinen Bedienten.“ In Berlin ließ er sich prüfen in der Kriegskunst und sich ein Zeugniß hierüber ausstellen. Der Kurfürstin von Hannover zeigte er seine schwielige Hand und rühmte sich, daß er vierzehn Handwerke verstehe. Beim Mahle zwang er sie, tüchtig mit ihm zu trinken; als er sah, daß sie beim Tanze Handschuhe trug, wollte er auch Handschuhe anziehen, allein bei seinem ganzen Reisegefolge waren keine zu finden. Sophie Charlotte bemerkte, der Czar habe nicht sauber zu essen ge-

Riga. Königsberg. Berlin. Hannover.

*) Vergl. B. V. S. 1004.

andern Plan hatte er nicht, während er doch den Krieg zum Frommen seine Landes leicht hätte beendigen und die Herrschaft Schwedens an der baltisch Küste neuerdings hätte befestigen können.

Der Schwede verband sich mit den Unzufriedenen in Polen, insbesonder mit dem Cardinal-Primas Radczejowsky. Daß Karl alle Anerbietungen zu einem Frieden mit August beharrlich zurückwies, war verhängnißvoll für Schweden und entzog dem Sieger selber die Anhänglichkeit vieler bisheriger Bewunderer. Man ha über den Grund dieses beharrlichen Hasses gegen August viel geschrieben, er lieg in der Ansicht Karls über den Polenkönig. Den Krieg des Königs von Däne mark entschuldigte er durch die alte Feindschaft mit den Herzogen von Holstein Gottorp. Peter von Rußland blickte naturgemäß voll Verlangen nach der Ostsee. In Augusts Verfahren sah Karl aber nur Treubruch und Eitelkeit, darum schrieb er über diesen an den König von Frankreich: sein Benehmen sei so schändlich und niederträchtig, daß es die Rache Gottes und die Verachtung aller wohldenkenden Menschen verdiene. — Das schwedische Heer hatte keine Freude am Krieg mit Polen, noch hielt es den Kampf gegen die Sachsen für gerechtfertigt, aber Karl war taub für jede Vorstellung. An die Polen schrieb er: „Ich halte unwider sprechlich dafür, daß Euer König die Absicht hat, das polnische Volk zu schwächen nach und nach seine Freiheiten zu vertilgen, die allgemeinen Gerechtsame in Ver gessenheit zu bringen und sich schließlich nach Zertretung der Republik die Allein herrschaft anzueignen." August dagegen wies auf die Demüthigung hin, die für di Polen darin liege, daß ein fremder Fürst bestimmen wolle, wer ihr König sei.

August sah dem Kampf mit dem Schweden mit Bangigkeit entgegen. Gerne hätt er auf eigene Hand mit ihm Frieden geschlossen, mochten die Bedingungen noch so hart sein. Als Unterhändlerin sandte er seine ehemalige Geliebte, die wegen ihrer Schönheit, ihrer Kenntnisse, ihres Witzes und ihrer Schlauheit berühmte Gräfin Aurora von Königsmark, die Mutter des später so gefeierten Marschalls von Sachsen, an Karl in das Lager von Wurzen. Die Gräfin war eine geborne Schwedin, sie kam zum Grafen Piper, sie soll die Abtretung von Kurland ange boten haben; sie erklärte, ihr Auftrag sei von höchster Bedeutsamkeit für den ganzen Norden; sie schrieb die schmeichelhaftesten Verse über den König — konnte aber keine Unterredung mit ihm erlangen. Karl blieb unbeweglich, er stieß sie fast be leidigend von sich, als sie sich einmal ihm in den Weg stellte. August sandte jetzt den Kammerherrn von Vitzthum als Unterhändler, derselbe bot Ersatz der Kriegs kosten, Abtretung von ganz Kurland und sogar von Litthauen an; es war gleich vergeblich: Karl hielt es für seine Pflicht, August die Krone von seinem Haupte zu reißen. „Meine Ehre, mein Gewissen, die Sicherheit meines Reiches erlauben mir nicht, daß ich Eurem Rathe folge," sagte er zu seinen Officieren, als diese ihm vom Krieg mit August abriethen, welchen nur der Russe zu Eroberungen benütze. Der König blieb unbeweglich, als selbst sein Feldgeistlicher Thingwall wider die Unversöhnlichkeit gegen Feinde predigte. Er vergoß Thränen am Bett seines Seelsorgers, blieb aber unversöhnlich. Als die Republik mit ihm über den Frieden unterhandeln wollte, entgegnete Karl XII., erst in Warschau werde er sich erklären. Im Mai 1702 öffnete ihm die Hauptstadt die Thore, und nun verkün dete er in einem Manifeste, er werde das Königreich nicht verlassen, bis August, sein und der Republik Feind, nach Sachsen zurückgekehrt und ein Anderer als König

Sieg bei Klissow

gewählt sei. Darauf schlug er am 19. Juli 1702 ein sächsisches Heer von 20,000 Mann bei Klissow zwischen Warschau und Krakau aufs Haupt. Die Sachsen verloren all ihr Geschütz und Gepäck; in dieser Schlacht fiel auch Karls Schwager, der Herzog von Schleswig-Holstein. Im Mai 1703 schlug Karl die Sachsen

fallen sein. Auch an der Schwester glaubte er Rache nehmen zu müssen: drei Streljzen wurden vor ihrem Fenster aufgeknüpft, mit Bittschriften in der Hand, doch ja den Thron zu besteigen. Das Corps der Streljzen wurde aufgehoben, die Tauglichen in andere Regimenter eingereiht.

Reformen.

Und nun begann Peter mit gleich großer Thatkraft wie Rücksichtslosigkeit Rußland umzuschaffen. Was ihm im Auslande gefallen, Kleines wie Großes, das sollten seine Russen sich aneignen. Die Zeitrechnung wurde geändert mit dem Jahre 1700; bisher fing nämlich das Jahr mit dem Monat September, als dem Monat der Weltschöpfung an, von 1700 begann das Jahr nun mit dem 1. Januar, nach dem Julianischen Kalender. Da die Protestanten bald darauf den Gregorianischen Kalender annahmen, so besteht der nicht verbesserte Julianische allein noch bei den Russen. Ein Gesetz gebot, daß der gemeine Mann lesen und schreiben lerne; wer 500 Rubel besitze und seinen Sohn nicht in eine Schule thue, könne sein Vermögen nicht auf ihn vererben. Tief griff Peter in das Leben des Klerus ein, nicht bloß daß er befahl, jeder Geistliche solle Latein lernen, sondern daß er die Kirchenregierung an sich zog. Als 1701 der Patriarch Adrian starb, ließ Peter die Stelle unerlediget, 1721 erklärte er (Cäsaropapismus.) das Patriarchat für immer abgeschafft und ernannte an seine Stelle den heiligen Synod, eine Behörde, die aus Bischöfen und Archimandriten, durch den Kaiser gewählt und absetzbar, bestand. Alle waren durch den Eid verpflichtet, den Czar als obersten Herrn der Kirche anzuerkennen. So ordnete Peter die geistliche Macht der weltlichen unter und wurde der Kaiserpapst von Rußland. Die Verwaltung der reichen, steuerfreien Klostergüter zog die Regierung an sich. Lebten früher die Frauen in orientalischer Abgeschlossenheit, so gebot Peter, daß sie jetzt theilnehmen am Verkehr der Männer und daß dem Verlöbniß eine Bekanntschaft von wenigstens sechs Wochen vorausgehen müsse. Druckereien wurden angelegt, Fabriken gegründet, die Steuererhebung und die gesammte Administration vereinfacht. Bald stieg das Staatseinkommen von 6 auf 16 Millionen Thaler. War hierin viel Gutes und Richtiges, so zeigen andere Verordnungen blinde Laune und Willkür des Reformators. Die Nationaltänze wurden verpönt, mit altrussischer Sitte, an der doch die guten Eigenschaften des Volkes hingen, ein rücksichtsloser Kampf begonnen. Die Russen sollten nicht nur ein geregeltes Steuerwesen haben, sie sollten auch in ihrer Tracht gerade so sein, wie die Völker des Abendlandes. Sie liebten lange Bärte, der Bart, so lautete der Beschluß einer alten Synode, dürfe nicht abgeschnitten werden, denn der Mensch sei das Ebenbild Gottes. Nun befahl 1700 ein Ukas, daß männiglich den Bart abschneiden, den Schlepp kürzen oder eine Strafe zahlen solle. Wer ein Staatsamt bekleidete oder zum Herrscher wollte, mußte in abendländischer Tracht erscheinen, Kleidermuster wurden an die Stadtthore angeschlagen. Die Edelleute sollten leben, ganz wie der Adel des Abendlandes. Auch einen Ritterorden sollte Rußland haben: im Jahre 1698 ward zur Erweckung des Wetteifers der Andreas-Orden gegründet und zuerst den Officieren ausgetheilt, die

schien, sich ohne August mit Karl abzufinden. Die Bevollmächtigten Pfingsten und Imhof boten den Schweden zuerst eine Theilung Polens an: die eine Hälfte solle an Schweden fallen; sie boten dann für Leczinski Litthauen als eigenes Köngreich; es war Alles vergebens, unbeugsam verharrte Karl auf der Abdankung Augusts. Da unterzeichneten die Bevollmächtigten im Hauptquartier zu Altranstädt am 24. September 1706 den Frieden. August behielt Namen und Ehre eines Königs, verzichtete aber zu Gunsten Leczinskis auf Polen und Alles, was zu diesem Reiche gehörte, auf alle Gefangenen, auch die Brüder Sobieski, entsagte allen Bündnissen gegen Schweden, trat von dem Bund mit dem Czaren zurück und versprach, die evangelische Religion aufrecht zu erhalten. Schließlich ließ er den Schweden Winterquartiere und Sold in Sachsen.

Friede zu Altranstädt.

Unter den Ueberläufern, deren Auslieferung versprochen wurde, war der Livländer Patkul mit Namen aufgeführt; obschon er Gesandter Peters am sächsischen Hofe war, so hatten ihn doch Augusts Minister 1705 gegen alles Völkerrecht gefangen gesetzt, weil er August die Augen über ihre Ränke geöffnet, weil er in Briefen an Peter, die sie aufgefangen, über den Leichtsinn Augusts geklagt und den Czaren gewarnt hatte, an den Sachsen sein Geld zu verschleudern, der es, statt für den Krieg zu verwenden, nur mit seinen Weibern vergeude. August wollte in einer Aufwallung von Ehrgefühl und Menschlichkeit Patkul vom Sonnenstein, wo er gefangen saß, entschlüpfen lassen, allein der Befehlshaber wollte noch ein Lösegeld vom Gefangenen erpressen, und so verstrich die Frist. So fiel denn Patkul am 8. April 1707 in die Hände der Schweden. Karl haßte ihn glühend und ließ ihn 1708 zu Kasimir in Polen lebendig rädern und viertheilen. Diese Barbarei ist ein ewiger Flecken an seinem Ehrenschild. Nicht minder unedel handelte August, indem er seinen Gesandten vorwarf, sie hätten ihre Vollmacht überschritten, und sie ins Gefängniß werfen ließ, nur um sich ein Hinterpförtchen offen zu halten, den Vertrag gelegentlich zu brechen. Auch Marlborough kam nach Altranstädt, das damals ein Mittelpunkt der europäischen Politik wurde. Karl hatte früher Neigung gehabt, sich mit Frankreich zu verbinden, jetzt wurde ihm der Gedanke nahe gelegt, sich an die Spitze einer dritten Partei zu stellen, und der Allianz gegen Frankreich standen ernste Gefahren bevor, wenn der 24jährige Schwede an der Spitze seines siegreichen Heeres gegen den Kaiser auftrat. Doch der Sieger von Blenheim und Ramillies wußte den Unmuth des Königs über die Herrschsucht Ludwigs XIV. so geschickt zu reizen, daß Karl die französischen Unterhändler zurückwies und erklärte: Europa werde nicht eher Frieden haben, als bis man Frankreich in seine natürlichen Schranken zurückweise. Marlborough brachte ein eigenhändiges Schreiben der Königin Anna, die ihm noch ansehnliche Summen zur Bestechung für Karls Minister mitgegeben, um ja zu verhüten, daß Karl sich nicht in den spanischen Erbfolgekrieg einmische. Viele Geschichtschreiber wissen genau anzugeben, wie viel Karls Diener vom Engländer angenommen; schwedische Geschichtschreiber bemerken dagegen mit Recht, daß Marlborough schon in Berlin sicher wußte, daß Karls Absichten zunächst gegen Rußland gerichtet seien, und daß der Engländer wahrscheinlich das zur Bestechung bestimmte Geld in seine eigene Tasche gesteckt hat. Karls Minister hatten sich schon vorher entschieden für den Krieg mit Rußland

Patkuls Ende.

Marlborough.

*) Fryxell, l. c. B. I. Cap. 32.

alle Mittel anwenden könne, die er für die Regierung geeignet halte; demnach war der König wieder unumschränkt. Manche Mißbräuche wurden abgeschafft, andere traten an ihre Stelle. Um die Staatsschuld zu verringern, erhöhte Karl XI. willkürlich den Werth der Münzen. Als ihm die Königin, von den Klagen des Volkes gerührt, hierüber Vorstellungen machte, fuhr sie ihr Gemahl herrisch an: „Madame, ich habe Sie geheiratet, um mir Kinder, nicht aber um mir Rathschläge zu geben.“ Karl starb 15. April 1697.

Sein Nachfolger war sein am 17. Juni 1682 geborner ältester Sohn Karl XII *), unter welchem die Schweden wieder zum höchsten Kriegsruhm, wie in den Tagen Gustav Adolfs, emporstiegen. Bis zum siebenten Jahre überließ man den begabten Knaben der Fürsorge seiner ausgezeichneten Mutter, Ulrike Eleonore, der Tochter König Friedrichs III. und Schwester Christians IV. von Dänemark. In der Ehe mit ihrem despotischen Gemahl wenig glücklich, suchte Ulrike Eleonore in der Liebe ihres Sohnes Ersatz, den sie durch Wort und Beispiel an Sanftmuth, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit gewöhnen und in dessen Herz sie namentlich eine tiefe Frömmigkeit erwecken wollte. Karls reiche Befähigung entwickelte sich schnell unter ihrer Aufsicht und der Leitung des Norcopensis, Professors der Beredtsamkeit an der Universität zu Upsala. Fast spielend lernte der Knabe lesen, schreiben, die Anfangsgründe der Geographie, Geschichte und Rechenkunst. Die deutsche Sprache war damals die Hofsprache, für das Latein wurde Karl eifrig, als er hörte, Sobieski spreche gut lateinisch, zum Französischen zeigte er wenig Lust: „Wenn ich mit dem König von Frankreich zusammenkomme, will ich mich in französischer Sprache mit ihm unterhalten; wenn aber ein französischer Gesandter hierher kommt, so ist es schicklicher, wenn er um meinetwillen schwedisch lernt, als daß ich um seinetwillen französisch lernen sollte.“ Der sorgsamen Mutter mußte Karl jeden Abend, was er unter Tags gelernt, und am Sonntag über den Text und Inhalt der angehörten Predigt Rede stehen. Man prägte ihm stets ein, daß er dereinst, aber nur durch besondere Gnade Gottes, König werde, daß er sich aber dieses hohen Berufes würdig zeigen müsse, und daß Gott, welcher Könige ein- und absetzt, ihn einst fragen werde, wie er das anvertraute Pfand gehütet und ob er die Gewalt nicht mißbraucht habe. Früh zeigte Karl Liebe zum Kriegerstand, Selbstüberwindung, Seelenstolz, eine Festigkeit des Willens, der die Ausartung in Starrsinn nahe lag. Auf die Frage: „Wann ist man verwegen?“ entgegnete er: „Wenn man sich an nichts kehrt.“ „Wäre es nicht besser, sich nie in Gefahr zu begeben?“ „Nein, dann würde man ein Hase genannt werden.“ „Ist es denn nicht besser ein Hase genannt zu werden und zu leben, als ein Löwe und zu sterben?“ „Nein, lieber todt bleiben in Ehren.“ Einmal bezeichnete der Prinz als Eigenschaften eines braven Mannes: „er soll mild und sanftmüthig sein, aber Muth in der Brust haben, barsch wie ein Löwe gegen seine Feinde, aber fromm wie ein Lamm gegen seine Eigenen.“ Curtius und Julius Cäsars Kriegsgeschichte waren seine Lieblingsbücher, Alexander sein Lieblingsheld. „Ich möchte ihm ähnlich werden,“ sagte er eines Tages. — Aber er lebte nur 32 Jahre, entgegnete man ihm. „Man hat genug gelebt“ erwiderte Karl, „wenn man ein Königreich erobert hat.“ Als dreizehnjähriger Knabe machte Karl alle Uebungen der Soldaten mit, wie ein ergrauter Krieger ertrug er Hunger und Durst, trotzte er jeder Gefahr. Ein kühner Ritt, eine verwegene Jagd war seine Freude, namentlich die Bärenjagd. Es schien ihm ungebührlich, den Vortheil des Schießgewehres gegen die Bären zu brauchen, er ging blos mit Spieß oder Hirschfänger dem Thiere entgegen. Bald schien

Karl XII.

*) Fryxell, Lebensgeschichte Karls des Zwölften. I. B. I. Cap. Braunschweig 1861.

unter den Oberbefehl des Feldmarschalls Scheremetjew gestellt. Peter griff nur an wo er den Schweden wenigstens dreimal überlegen war, und so gewannen sein Russen nach und nach wieder Muth und hörten auf die Schweden für unüber windlich zu halten. Am 10. Januar 1702 besiegte Scheremetjew 10,000 Schwe den unter Schlippenbach bei Erastfähr. Welche Freude für Peter! „Gott sei Lob," rief er, „jetzt haben wir es so weit gebracht, daß zwei Russen einen Schwede schlagen können. Noch einige Jahre und wir werden sie Mann gegen Mann be kämpfen." Wie feierte er den Sieg, aber auch wie benützte er den Sieg! Kar hatte nur Freude an der Schlacht, an der That, Peter am Erfolg, am Nutzen Bald war Ingermanland, Esthland, Livland im Besitz der Russen, Nöteborg am Ladogasee wurde am 11. September 1702 genommen und erhielt den Namen Schlüsselburg; 1703 nahm er das schwedische Fort Nyenschanz. Bald standen die Russen am Ausflusse der Newa ins Meer. An der Mündung der Newa beschlo Peter, sich eine neue Hauptstadt zu bauen. An neue Hauptstädte knüpfen sich neu Grundsätze, und an das alte Moskau knüpfte sich das alte Rußland. Peter legt am 27. Mai 1703 an der Stelle, die früher Lustinsel hieß, den Grund zu

Petersburg. neuen Hauptstadt **Petersburg**, bei der ihm als Muster seine Lieblingsstad Amsterdam vorschwebte. Schnell ward die neue Stadt bevölkert, aber um welche Preis! Tausende von Bauern gingen durch die Sumpfluft zu Grunde, die Peter Machtspruch herbeigezogen hatte. Da die Russen den Schiebkarren nicht kannten wurde die Erde zur Aufdämmung in Rockschößen oder in Säcken herbeigetragen Täglich arbeiteten 20,000 Menschen, um einen künstlichen Grund für die neu Stadt zu schaffen. In Moskau durfte 20 Jahre hindurch kein neues Haus gebau werden, um die Leute zu zwingen, in Petersburg sich niederzulassen. Tausende un aber Tausende von Familien wurden gewaltsam aus dem Innern von Rußland dahin verpflanzt. Es erhob sich bald eine glänzende Kaiserstadt an den Ufern de Newa, vor welcher der Glanz des alten Moskau erbleichte. Indeß wurde de Krieg mit den Schweden meist mit Glück fortgeführt; 1704 **Dorpat**, und nach schwerem Kampfe **Narwa** genommen; 1705 wurde **Esthland** und **Livland** voll

Kurland. kommen überzogen und in **Kurland** eingerückt. Zwar wurde Scheremetjew von Löwen haupt 26. Juli geschlagen bei **Gemauerthof**, allein die Schweden mußten sich nac Riga zurückziehen und die Russen bemächtigten sich am 14. Sept. 1705 **Mietau**

Polen. Als Karl nach Süden zog, wurden die Russen auch Herren von Polen, plün derten das Land und Peter bot dem Prinzen Eugenius die Krone an, der sie abe ablehnte *).

So war der Stand der Dinge, als Karl im August 1707 von Altranstäd aufbrach, um in Moskau den Frieden zu dictiren. „Mein Bruder Karl," mein Peter, „will den Alexander spielen, aber er soll in mir keinen Darius finden."

Zug durch Masovien. Unaufhaltsam drang Karl vorwärts. 1708 überschritt er die Weichsel, nahm am 28. Februar Grodno, setzte am 28. Juni über die Beresina. Die Russen von da mals zogen sich, wie später vor Napoleon, allenthalben zurück, zerstörten die Ma gazine, verwüsteten das Land, verbrannten die Dörfer, um den Feind auszuhungern Bald standen die Schweden am rechten Ufer des Niemen, an der Beresina; am

Golowtschin 14. Juli siegte er bei Golowtschin, überschritt den Dnieper und näherte sich Smolensk Aber meilenweit war keine lebendige Seele anzutreffen und Nichts zu finden, al die schwarze Erde. Es fehlten Nahrungsmittel und Pulver. Dabei waren di Schweden unablässig von den Kosaken umschwärmt. Der Mangel und die steten Anstrengungen erzeugten Unzufriedenheit und Krankheiten.

---

*) Arneth, Prinz Eugen. I. 420.

zu Schleswig und Holstein verzichtete, Karls Schwager volle Entschädigung gab und 280,000 Thaler für die Kriegskosten zahlte.

Und nun wandte sich Karl gegen Peter. August war nämlich im Februar 1700 vor Riga erschienen. Der Adel hatte sich aber nicht erhoben, der Angriff war gescheitert, August entschuldigte sich mit Ausflüchten. Dagegen hatte Peter am 30. August den Krieg erklärt und am 1. October sich mit einem starken Heere vor der Festung Narwa gelagert. Da erschien mit Blitzesschnelle Karl am 17. October auf der Rhede von Pernau, am 30. November stand er schon dem russischen Lager gegenüber, und obschon er nur 8000 Mann hatte, so wagte er doch den Sturm auf 40,000 Russen hinter Verschanzungen. Peter hatte sich vom Heere entfernt, der Herzog von Croy, Frankreichs Gesandter, war durch Todesdrohung gezwungen worden, die Russen zu commandiren. Die Befehlshaber gehorchten ihm aber nicht. Trotz starken Schneegestöbers griff Karl an. In drei Stunden war die Schlacht zu seinen Gunsten entschieden, waren 145 Kanonen, 28 Mörser erobert, die ganze Generalität gefangen, kamen damit 120 kleine Schiffe in die Hände der Schweden. Am andern Tag ergaben sich 18,000 Mann als Gefangene. Karl entließ die Gemeinen, empfing die Officiere freundlich, vertheilte Geld unter sie und ließ ihnen ihre Degen zurückgeben. Es war ein glänzender Sieg; man schlug damals in Stockholm eine Medaille, auf welcher man auf der einen Seite einen Russen, einen Polen, einen Dänen in Ketten, und auf der andern einen Herkules mit der Keule sieht, wie er den Cerberus mit dem Fuße tritt, mit der Inschrift: „Tres uno contudit ictu." Doch war dieser Sieg insofern gefährlich, als Karl die Russen verachten lernte. „Wenn wir sie alle todtschlagen," sagte er, als er die 18,000 Gefangenen entließ, „so haben wir ja Nichts mehr zum Fechten." Statt der russischen Macht den Todesstoß zu geben und jene Gegenden nicht zu verlassen, bis Peter vollständig besiegt war, folgte Karl blos seinem Hasse gegen August und wandte sich nach Polen. So gab er seinem Feinde Gelegenheit, sich zu erholen, und Peter äußerte getrost in seiner Zähigkeit: „Mein Bruder Karl wird uns zwar noch manchesmal schlagen, aber endlich werden wir doch von ihm lernen, ihn zu besiegen."

Karl gegen Peter.

Schlacht bei Narwa.

Der Entthronungskrieg gegen August von Polen.

Das Unglück verband den Czaren und den Polenkönig enger. Im Februar 1701 hatten sie eine Zusammenkunft in Birsen an der Grenze Litthauens. Ein neuer Plan ward hier entworfen und Peter sandte August Geld und Mannschaft zu Hilfe. Karl aber ging erst im Juli über die Düna, trieb die Sachsen vor sich her und tummelte sich in Kurland und Livland das Jahr über herum. Seine Räthe, seine Freunde, seine Schwester Hedwig warnten ihn vergebens vor Einmischung in die polnischen Angelegenheiten, Karl folgte nur seinem Durst nach Rache; er wollte August um jeden Preis entthronen, einen

Birsen.

Gegen August den Starken.

andern Plan hatte er nicht, während er doch den Krieg zum Frommen seines Landes leicht hätte beendigen und die Herrschaft Schwedens an der baltischen Küste neuerdings hätte befestigen können.

Der Schwede verband sich mit den Unzufriedenen in Polen, insbesondere mit dem Cardinal-Primas Radczejowsky. Daß Karl alle Anerbietungen zu einem Frieden mit August beharrlich zurückwies, war verhängnißvoll für Schweden und entzog dem Sieger selber die Anhänglichkeit vieler bisheriger Bewunderer. Man hat über den Grund dieses beharrlichen Hasses gegen August viel geschrieben, er liegt in der Ansicht Karls über den Polenkönig. Den Krieg des Königs von Dänemark entschuldigte er durch die alte Feindschaft mit den Herzogen von Holstein-Gottorp. Peter von Rußland blickte naturgemäß voll Verlangen nach der Ostsee. In Augusts Verfahren sah Karl aber nur Treubruch und Eitelkeit, darum schrieb er über diesen an den König von Frankreich: sein Benehmen sei so schändlich und niederträchtig, daß es die Rache Gottes und die Verachtung aller wohldenkenden Menschen verdiene. – Das schwedische Heer hatte keine Freude am Krieg mit Polen, noch hielt es den Kampf gegen die Sachsen für gerechtfertigt, aber Karl war taub für jede Vorstellung. An die Polen schrieb er: „Ich halte unwidersprechlich dafür, daß Euer König die Absicht hat, das polnische Volk zu schwächen, nach und nach seine Freiheiten zu vertilgen, die allgemeinen Gerechtsame in Vergessenheit zu bringen und sich schließlich nach Zertretung der Republik die Alleinherrschaft anzueignen." August dagegen wies auf die Demüthigung hin, die für die Polen darin liege, daß ein fremder Fürst bestimmen wolle, wer ihr König sei.

August sah dem Kampf mit dem Schweden mit Bangigkeit entgegen. Gerne hätte er auf eigene Hand mit ihm Frieden geschlossen, mochten die Bedingungen noch so hart sein. Als Unterhändlerin sandte er seine ehemalige Geliebte, die wegen ihrer Schönheit, ihrer Kenntnisse, ihres Witzes und ihrer Schlauheit berühmte Gräfin Aurora von Königsmark, die Mutter des später so gefeierten Marschalls von Sachsen, an Karl in das Lager von Wurzen. Die Gräfin war eine geborne Schwedin, sie kam zum Grafen Piper, sie soll die Abtretung von Kurland angeboten haben; sie erklärte, ihr Auftrag sei von höchster Bedeutsamkeit für den ganzen Norden; sie schrieb die schmeichelhaftesten Verse über den König – konnte aber keine Unterredung mit ihm erlangen. Karl blieb unbeweglich, er stieß sie fast beleidigend von sich, als sie sich einmal ihm in den Weg stellte. August sandte jetzt den Kammerherrn von Vitzthum als Unterhändler, derselbe bot Ersatz der Kriegskosten, Abtretung von ganz Kurland und sogar von Litthauen an; es war gleich vergeblich: Karl hielt es für seine Pflicht, August die Krone von seinem Haupte zu reißen. „Meine Ehre, mein Gewissen, die Sicherheit meines Reiches erlauben mir nicht, daß ich Eurem Rathe folge," sagte er zu seinen Officieren, als diese ihm vom Krieg mit August abriethen, welchen nur der Russe zu Eroberungen benütze. Der König blieb unbeweglich, als selbst sein Feldgeistlicher Thingwald wider die Unversöhnlichkeit gegen Feinde predigte. Er vergoß Thränen am Bett seines Seelsorgers, blieb aber unversöhnlich. Als die Republik mit ihm über den Frieden unterhandeln wollte, entgegnete Karl XII., erst in Warschau werde er sich erklären. Im Mai 1702 öffnete ihm die Hauptstadt die Thore, und nun verkündete er in einem Manifeste, er werde das Königreich nicht verlassen, bis August, sein und der Republik Feind, nach Sachsen zurückgekehrt und ein Anderer als König gewählt sei. Darauf schlug er am 19. Juli 1702 ein sächsisches Heer von 20,000 Mann bei Klissow zwischen Warschau und Krakau aufs Haupt. Die Sachsen verloren all ihr Geschütz und Gepäck; in dieser Schlacht fiel auch Karls Schwager, der Herzog von Schleswig-Holstein. Im Mai 1703 schlug Karl die Sachsen

Sieg bei Klissow

abermals bei Pultusk. Jetzt wurden auch Thorn, Danzig und Elbing von den Schweden besetzt. Indeß hatte sich ein Reichstag in Warschau versammelt, um einen König zu wählen, am 16. Februar 1704 wurde hier Karl August für unfähig erklärt, Polens Krone zu tragen.

Aber wer sollte an seine Stelle treten? Man sprach von einem der drei Söhne Sobieskis, der sich auf einem Gute in Schlesien aufhielt. Um dies zu vereiteln, sandte August 30 verkleidete sächsische Officiere ab, die zwei derselben, Jakob und Constantin, am 18. Februar 1704 festnahmen und auf den Königsstein bei Dresden brachten; der dritte der Brüder, Alexander, wollte von der Krone Nichts wissen. Karl fragte den Cardinal-Erzbischof Radcziejowski, welche polnische Edelleute sich für den Thron eigneten. Dieser nannte ihm mehrere. Karl antwortete: An der Spitze der Elephanten geht immer der größte, glücklich das Land, wo der Größte zugleich der Beste ist, darum will ich Stanislaus Leczinski zum König von Polen haben. Vermögen, Macht hatte dieser nicht, wohl aber schöne Gestalt, Sanftmüthigkeit, er war redlich, eifrig, kenntnißreich; bisher waren Jagd und Tabak seine liebsten Beschäftigungen. Seine Gattin war eine Opalinski. Die Häupter von Karls Partei sprachen sich gegen ihn aus. Aber Karl befahl die Wahl, die am 12. Juli 1704 von nur 56 Edelleuten, die von schwedischen Soldaten umlagert waren, vorgenommen wurde. Schon am 31. August, während Karl gegen Lemberg zog und diese Stadt am 6. September erstürmte, ward der neue König von August wieder aus Warschau vertrieben und mußte zu Karl nach Galizien flüchten. Karl führte ihn wieder zurück und verjagte August nach Sachsen.

Königswahl.

Stanislaus Leczinski.

Nun trieb sich Karl einige Zeit in Polen wie im Feindeslande um; am 31. September 1705 schlugen die Schweden die Sachsen zwischen Wohlau und Warschau, am 4. October des gleichen Jahres konnte Karl endlich seinen Liebling krönen lassen, der nun im Namen Polens Frieden mit Schweden schloß. Der Sieger bewährte auch hier wieder seine Uneigennützigkeit: er verlangte keinen Fußbreit Landes für sich, keine Gunst für sein Volk, nur kirchliche Freiheit für die Lutheraner.

Friede mit Polen.

August hatte sich indeß mit Peter aufs innigste verbunden, welcher mit Geld und Mannschaft aushalf. Rhenskiöld schlug jedoch am 13. Februar 1706 bei Fraustadt im Gebiet Posen die vereinigten Russen und Sachsen. Nachdem Karl sich lange in Volhynien und Litthauen umhergetrieben hatte und erst beim Anblick der unermeßlichen Moräste auf den Gedanken gekommen war, ein festes Ziel zu verfolgen, brach er gegen die Erblande des gehaßten August auf. Ohne den Kaiser Joseph wegen Ueberschreitung seines Gebietes zu befragen, setzte der Schwede am 1. September 1706 über die Oder. Dort fand er viele evangelische Schlesier, die ihn flehentlich baten, bei dem kaiserlichen Hofe religiöse Duldung für sie zu erwirken. Karl nahm sich seiner Glaubensbrüder an, und auf seine Forderung gab der Kaiser ihnen in den Fürstenthümern Liegnitz, Wohlau und Oels die entrissenen Kirchengüter zurück und gewährte ihnen außerdem große Freiheiten. Ueber Görlitz, Bautzen zogen dann die Schweden gegen Leipzig und lagerten bei Lützen; sie hielten treffliche Mannszucht, Sachsen aber mußte die Lebensmittel liefern und Kriegssteuer zahlen. August war gezwungen, zu unterhandeln, zumal Peter, mit seiner Kriegsführung unzufrieden, geneigt

Jemand einzulassen. Deßungeachtet wagte Katharina zu ihm zu treten, ih zu mahnen, es zieme ihm mehr Festigkeit zu zeigen, noch seien nicht all Mittel versucht; sie glaube, bei dem Großvezir und Kaimakam sei Geld wirksan Ehe Peter recht zur Besinnung kam, brachte sie ihm einen Soldaten, der findi genug sei, die Unterhandlung zu führen. „Aber Katharina," sagte Peter, „da Mittel ist zwar trefflich, aber wo finden wir das Geld, das wir diesen beide Schurken an den Kopf werfen, denn mit bloßen Versprechungen werden sie sic nicht zufriedenstellen lassen." „Hier sind meine Edelsteine," antwortete sie, „un bis der Bote zurückkommt, bin ich im Besitz auch des letzten Rubels, der noch ir Lager ist. Lassen Sie mich ruhig machen und fassen Sie Muth, und zeigen Si sich Ihren armen Soldaten, damit diese wieder Muth fassen." Peter umarmte si und folgte ihrem Rathe. Indeß redete sie die Officiere an: „Meine Freunde, wi sind in einer Lage, in welcher wir nur durch Aufopferung unseres Lebens unser Freiheit retten können, oder dadurch, daß wir eine goldene Brücke schlagen. Fallen wir oder werden wir gefangen, so nützen uns unsere Kostbarkeiten doch Nichts bestechen wir aber damit unsere Feinde, so erringen wir damit unsere Freiheit Hier sind meine Kostbarkeiten, aber es ist nicht genug, die Habgier unserer Feind zu befriedigen. Was kannst nun Du mir noch dazu geben?" redete sie jeden Ein zelnen an; „wird der Czar wieder frei, wird er dies hundertfach zurückerstatten, e ist unser aller Vater." — Und ihre Anmuth, ihre Schlauheit, ihre Festigkeit machte Eindruck, Jeder gab her, was er besaß, auch der ärmste Soldat. 200,000 Rubeln im Werthe kamen zusammen und diese sandte man mit Friedensanträgen

Bal-tadschi. an den Großvezir. Baltadschi war um so geneigter, dem Reiche einen vortheil haften Frieden zu verschaffen, zumal Karl durch die Weigerung, an der Leitung des Krieges theilzunehmen und unter dem Großvezir zu fechten, seinen Stolz beleidiget hatte. Karl wollte nämlich das türkische Heer ganz allein führen.

Friede am Pruth. So wurde denn am 23. Juli 1711 der Frieden zu Falczi am Pruth geschlossen, welcher den Gründer der Größe Rußlands rettete und Karl opferte. Peter erkannte es als Gnade der Pforte an, daß man ihn freilasse, versprach Asow mit allem Zubehör zurückzustellen, Kamenska, Samara, Taganrok zu schleifen, das Geschütz den Türken zu überlassen, die Gefangenen der Pforte zurückzustellen und der Rückkehr des Schwedenkönigs kein Hinderniß in den Weg zu legen. Vergebens eilte Karl in das Lager, um den Frieden rückgängig zu machen, er war schon unterzeichnet. „Wär ich Euer Herr," sagte er zum Pascha, „ich würde Euch den Kopf abschlagen lassen." Baltadschi strich sich ruhig den Bart und sagte: „Gott befiehlt uns, dem Feinde zu verzeihen, welcher sich vor uns demüthiget und um Gnade bittet. Gott hat jedem Lande seinen Herrn gegeben, wer sollte Rußland regieren, wenn ich nun Peter gefangen hielte." Als die Russen im schlechtesten Zustande ihr Lager verließen, wollte Karl sie mit einer türkischen Heeresabtheilung besiegen. Umsonst! Die Pforte war nie mehr in ähnlicher Lage, mit einem Streiche ihren Todfeind zu vernichten.

Während Karl verdrossen und voll Rachegefühl gegen den Pascha, den er später auch zu stürzen vermochte, nach Bender zurückkehrte, kamen die schweren Folgen seines eigensinnigen Verhaltens in erschütterndem Maße über

Finnland. Schweden. Schon im Jahre 1710 hatte Peter Finnland angegriffen und die Hauptfestung Wiborg bezwungen, dem 19. Septemb. Kerholm folgte. Jetzt

ausgesprochen und Piper dem französischen Unterhändler erklärt: ein Schwede, der dem König anrathen wollte, sich in einen neuen Krieg einzulassen, so lange der russische noch nicht beendet ist, müßte ein Unsinniger oder ein Landesverräther sein. Torcy schreibt an den französischen Gesandten zu Stockholm: „Piper ist seinem Könige immer treu gewesen und hat den Vorwurf der Bestechlichkeit nicht verdient.“ Karl und Marlborough zogen sich nicht an, Karl fand den Engländer für einen Krieger zu geziert und Marlborough meinte, des Königs Einfachheit gehe aus dem Hang hervor, Aufsehen zu erregen. August machte sogar Karln seinen Besuch und der prunksüchtigste der Fürsten huldigte dem prunklosesten. Karl trug keine Allonge-Perrücke, wie August, sondern sein Haar kurz abgeschnitten, keine Spitzen und Juwelen, sondern einen einfachen blauen Tuchrock und schwarzes Halstuch und große Stiefel mit eisernen Sporen. Er vergeudete nicht ungeheure Summen in Gastmählern und mythologischen Festlichkeiten; sein Getränk war Wasser, Commisbrod seine Speise, sein Lager ein Bund Stroh, seine Decke der Mantel; er hatte kein Heer von Maitressen und unehelichen Kindern, sondern er mied jeden Umgang mit Frauen — nur an seine Schwester Hedwig schrieb er Briefe voll brüderlicher Zärtlichkeit. August ließ sich von seinen Schmeichlern den Großen nennen, Karl haßte jede Schmeichelei. August war aus Politik zu einem andern Glauben übergetreten, dem jede seiner Handlungen widersprach; Karl hielt rein und fest am lutherischen Bekenntniß, am Glauben an die Auferstehung, und wohnte jeden Tag zweimal mit Andacht der Betstunde seiner Soldaten bei. Augusts gefeierte Größe bestand in seiner Stattlichkeit und Körperstärke, Karls Größe in der Festigkeit seines Willens und in seiner Furchtlosigkeit vor Gefahr; sein Fehler war Starrsinn; wenn er einmal einen Plan gefaßt hatte, so ließ er sich auch durch den besten Rath nicht mehr davon abbringen und opferte erbarmungslos das Leben seiner braven Schweden, aus deren jedem übrigens er einen Helden zu machen wußte. Man hat ihn bald überhebend den Alexander, bald unterschätzend den Don Quixote des Nordens genannt. Zum ersten fehlt ihm der feine Sinn, der Ideenreichthum und das strategische Talent, zum zweiten die Schwärmerei, obwohl er oft einer Laune zulieb das Wohl seines Volkes auf die Spitze seines Schwertes setzte.

Karl und August.

Auch Karl machte August seinen Besuch in Dresden, der aber bei der Treulosigkeit des Sachsen ihm hätte gefährlich werden können. Mit drei Officieren ritt er rasch ins Thor, sagte, er heiße Karl und sei Dragoner, und ritt gerade auf den Palast des Kurfürsten zu. August war überrascht und hatte kaum Zeit, an die Vortheile zu denken, die ihm die Unklugheit seines Feindes darbot. Karl nahm ruhig ein Frühstück im Palast und sprach in so herrischem Tone, als wenn er in seiner Hauptstadt sich befände, versagte sogar die Begnadigung eines Livländers, um die August ihn bat; nahm dann raschen, aber freundlichen Abschied und stieß wieder zu seinen Truppen, die seinetwegen in großer Unruhe waren. Erst am andern Tage hielt August einen Staatsrath, über den aber ein Witzbold treffend bemerkte, August denke erst heute über das nach, was er gestern hätte thun sollen.

Karl in Rußland.

Nach Rußland.

Mit 44,000 Mann brach Karl im August 1707 endlich gegen seinen nachhaltigsten und gefährlichsten Feind, gegen Peter, auf. Aber welche Fortschritte hatten indeß die Russen gemacht! Karl fand nicht mehr die Feiglinge von Narwa. Peter hatte unablässig an Fortbildung seines Heeres gearbeitet, um das Selbstgefühl der Krieger zu heben, Allen, die in die Armee traten, die Freiheit verliehen, sich selber endlich

unter den Oberbefehl des Feldmarschalls Scheremetjew gestellt. Peter griff nur an, wo er den Schweden wenigstens dreimal überlegen war, und so gewannen seine Russen nach und nach wieder Muth und hörten auf die Schweden für unüberwindlich zu halten. Am 10. Januar 1702 besiegte Scheremetjew 10,000 Schweden unter Schlippenbach bei Erastfähr. Welche Freude für Peter! „Gott sei Lob," rief er, „jetzt haben wir es so weit gebracht, daß zwei Russen einen Schweden schlagen können. Noch einige Jahre und wir werden sie Mann gegen Mann bekämpfen." Wie feierte er den Sieg, aber auch wie benützte er den Sieg! Karl hatte nur Freude an der Schlacht, an der That, Peter am Erfolg, am Nutzen. Bald war Ingermanland, Esthland, Livland im Besitz der Russen, Nöteborg am Ladogasee wurde am 11. September 1702 genommen und erhielt den Namen Schlüsselburg; 1703 nahm er das schwedische Fort Nyenschanz. Bald standen die Russen am Ausflusse der Newa ins Meer. An der Mündung der Newa beschloß Peter, sich eine neue Hauptstadt zu bauen. An neue Hauptstädte knüpfen sich neue Grundsätze, und an das alte Moskau knüpfte sich das alte Rußland. Peter legte am 27. Mai 1703 an der Stelle, die früher Lustinsel hieß, den Grund zur neuen Hauptstadt Petersburg, bei der ihm als Muster seine Lieblingsstadt Amsterdam vorschwebte. Schnell ward die neue Stadt bevölkert, aber um welchen Preis! Tausende von Bauern gingen durch die Sumpfluft zu Grunde, die Peters Machtspruch herbeigezogen hatte. Da die Russen den Schiebkarren nicht kannten wurde die Erde zur Aufdämmung in Rockschößen oder in Säcken herbeigetragen. Täglich arbeiteten 20,000 Menschen, um einen künstlichen Grund für die neue Stadt zu schaffen. In Moskau durfte 20 Jahre hindurch kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, in Petersburg sich niederzulassen. Tausende und aber Tausende von Familien wurden gewaltsam aus dem Innern von Rußland dahin verpflanzt. Es erhob sich bald eine glänzende Kaiserstadt an den Ufern der Newa, vor welcher der Glanz des alten Moskau erbleichte. Indeß wurde der Krieg mit den Schweden meist mit Glück fortgeführt; 1704 Dorpat, und nach schwerem Kampfe Narwa genommen; 1705 wurde Esthland und Livland vollkommen überzogen und in Kurland eingerückt. Zwar wurde Scheremetjew von Löwenhaupt 26. Juli geschlagen bei Gemauerthof, allein die Schweden mußten sich nach Riga zurückziehen und die Russen bemächtigten sich am 14. Sept. 1705 Mietaus. Als Karl nach Süden zog, wurden die Russen auch Herren von Polen, plünderten das Land und Peter bot dem Prinzen Eugenius die Krone an, der sie aber ablehnte *).

(Marginal notes: Petersburg. — Kurland. — Polen.)

So war der Stand der Dinge, als Karl im August 1707 von Altranstädt aufbrach, um in Moskau den Frieden zu dictiren. „Mein Bruder Karl," meinte Peter, „will den Alexander spielen, aber er soll in mir keinen Darius finden." Unaufhaltsam drang Karl vorwärts. 1708 überschritt er die Weichsel, nahm am 28. Februar Grodno, setzte am 28. Juni über die Beresina. Die Russen von damals zogen sich, wie später vor Napoleon, allenthalben zurück, zerstörten die Magazine, verwüsteten das Land, verbrannten die Dörfer, um den Feind auszuhungern. Bald standen die Schweden am rechten Ufer des Niemen, an der Beresina; am 14. Juli siegte er bei Golowtschin, überschritt den Dnieper und näherte sich Smolensk. Aber meilenweit war keine lebendige Seele anzutreffen und Nichts zu finden, als die schwarze Erde. Es fehlten Nahrungsmittel und Pulver. Dabei waren die Schweden unablässig von den Kosaken umschwärmt. Der Mangel und die steten Anstrengungen erzeugten Unzufriedenheit und Krankheiten.

(Marginal notes: Zug durch Masovien. — Smolensk.)

*) Arneth, Prinz Eugen. I. 420.

Jetzt rieth Piper sich durch eine Seitenschwenkung oder durch den Rückzug zu retten, da man sich immer mehr von seinen Hilfsquellen entferne und die Russen immer mächtiger würden. Rhenskiöld aber, Pipers unversöhnlicher Feind, rieth gerade das Gegentheil und Karl folgte leider seinem Rathe. Wäre aber Karl nur beharrlich auf seinem Plane geblieben, er hätte vielleicht in Moskau den Frieden dictirt, denn Löwenhaupt nahte mit Mundvorrath, Geschütz und Mannschaft. Allein Karl ließ sich vom Kosakenhetman Mazeppa verlocken, nach der Ukraine zu ziehen, um dann mit der ganzen Macht der Kosaken, die ihm Mazeppa zuzuführen hoffte, gegen Moskau vorzurücken. Darum brach der König auf, ohne Löwenhaupt abzuwarten, der am bestimmten Tage mit 15,000 Mann und 8000 Wagen zur Stelle war. So schob sich denn ein russisches Heer zwischen Karl und Löwenhaupt und am 9. October wurde letzterer in fünf blutigen Treffen bei Lisna geschlagen und mußte Wagen und Geschütz zurücklassen, nur um seine Fußknechte beritten zu machen. Unter unzähligen Schwierigkeiten, ohne Wegweiser erreichte er endlich Karl, aber nur mit 6000 Mann, und Hungernde kamen zu Hungernden. Nun kam der furchtbare Winter von 1708 auf 1709, der schrecklichste des vorigen Jahrhunderts; Pferde und Menschen verhungerten oder erfroren; ein Pfund Brot kostete zwei Gulden. Die Hoffnung auf Mazeppa erwies sich eitel, statt mit dem ganzen Volk, kam er nur mit 600 Kosaken. Peter hatte ihn geächtet, seine Wohnung, Bathurin, niederbrennen lassen; die Mehrzahl der Kosaken hatte sich Peter angeschlossen. Vergebens war jede Mahnung zum Rückzug, unbeugsam durch dir Noth, ohne Gefühl für die Leiden seiner treuen Soldaten wollte Kaal immer nur vorwärts und träumte von Siegeszügen nach Asien. Als das Frühjahr kam, brach Thauwetter ein, die Flüsse überschwemmten das Land, das Pulver wurde feucht, die Geschütze waren nicht fortzubringen. Dennoch unternahm Karl die Belagerung des von 4000 Mann tapfer vertheidigten Pultawa*), allen Vorstellungen von der Unmöglichkeit, mit vier leichten Feldkanonen diese Festung einzunehmen, hielt Karl entgegen: „Ja, wir müssen eben vollbringen, was außerordentlich ist. Davon werden wir Ruhm und Ehre einernten.“ — Jetzt nahten aber die Russen zum Entsatze. In kleinen Vorpostengefechten setzte sich Karl so sehr aus, daß seine Soldaten sagten, er habe in der Verzweiflung den Tod gesucht. Am 8. Juli kam es zur Schlacht. Karl konnte nicht zu Pferd sitzen, weil er am Fuße verwundet war; er ließ sich in einem Tragsessel umhertragen. Die Schweden sahen nicht den befeuernden Blick seines Auges und Rhenskiöld war nicht im Stande, Karl zu ersetzen. Die Russen führten 72, die Schweden nur 4 Kanonen ins Feuer. Es fehlte den letztern an Pulver, die Mehrzahl kämpfte blos mit dem Schwerte, und so mußten sie trotz heldenmüthiger Tapferkeit die Schlacht verlieren. So wurde denn bei Pultawa das Schicksal des

Mazeppa. Lisna. Winter 1708/9. Pultawa.

*) Die merkwürdigen Verhandlungen des letzten Kriegsrathes bei Fryxell, II. 160 ff.

Nordens entschieden. Dieser Sieg dehnte die russische Herrschaft vom Eisme bis zur kaspischen See und von Finnland bis zum schwarzen Meere aus.

Karls Flucht.

Als Poniatowsky Alles verloren sah, ließ er Karl auf ein Pferd heben un bahnte ihm mit 500 Mann Bedeckung den Weg nach dem Dnjepr. Dahin woll auch Löwenhaupt den Rest des Heeres, 13,000 Mann, führen; er schlug ein klein Lager am Strome und deckte so Karls weitere Flucht, der sich ungern von de Seinigen trennte und das Schicksal seines Heeres theilen wollte. Nach drei Tagen ka er über den Bug auf türkischen Boden, wo ihn der Pascha freundschaftlich au nahm; 2000 Mann sammelten sich nach und nach um ihn, und er richtete sei Wohnung wie eine Veste ein. Indeß hatte Löwenhaupt ohne Lebensmittel, oh Waffen, sich mit dem Reste seines Heeres an Mentschikow ergeben müssen. Vo diesen Gefangenen haben nur 300 Officiere und 600 Soldaten ihre Heimath späte wieder erreicht; das arme Schweden konnte seine Söhne nicht auslösen, die nu durch ganz Rußland vertheilt, die Lehrer ihrer Feinde wurden, als Soldaten i Peters Heere, als Ingenieure, als Baumeister, in Bergwerken ihr Leben fristete Gewerbe trieben, Schulen und Fabriken anlegten.

Karl in der Türkei. Der Türkenkrieg 1709.

Karl in Bender.

Doch wenden wir uns wieder zu Karl, der wie eine Bombe auf türkische Boden erschien, die nach langem feurigen Schweife zerplatzt. Er gefiel den Türke sie bewunderten seinen Trotz, sie nannten ihn Demürbasch, den Eisenkop während Peter bei ihren Geschichtschreibern Akpük, der weiße Schnurrbart, heiß Daß Karl keinen Wein trank, daß er täglich zweimal Gebetstunden hielt, gefiel de Moslimen, sie sandten ihm Geschenke für ihn und sein Gefolge und den täglich Unterhalt, auch reich geschirrte Pferde und juwelenbesetzte Dolche. Die Sultanin Vali fragte ihren Sohn, wann er ihrem Löwen helfen werde, daß er den Czar au fresse? Karl trieb nämlich die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußland, u sein gewandter Unterhändler, Poniatowsky, wußte mit Hilfe des portugiesisch Juden Fonseca zwei Großvezire zu stürzen, bis ein dritter, Mohammed Baltadsch am 10. November 1710 vom friedlichen Ahmed III. die Kriegserklärung geg Rußland erwirkte. Der Krieg begann 1711. Peter kam selbst mit einem Hee Kantemir, Fürst der Moldau, war von der Pforte abgefallen und hatte daf von Peter seinen Schutz und die Erblichkeit der Fürstenwürde zugesichert erhalte

Peter bei Falczi.

Auf den Rath Kantemirs ging Peter über den Pruth in die Moldau und Sch remetjew mit einem anderen Heere in die Walachei. Da zogen aber die Türk 200,000 Mann stark den Pruth herauf und umzingelten in kurzer Zeit d Russen, und bald war Peter in seinem festen Lager ohne Rettung eingeschlosse Peter schien verloren. Er war rathlos, er verweifelte, er lag in Krämpfen; do zeigte er seine Seelengröße in einem Schreiben an den Senat, worin er sei hoffnungslose Lage schilderte, Maßregeln anordnete für den Fall seiner Gefange schaft und mit den Worten schloß: „Ich berichte Euch hiermit, daß ich mit meine ganzen Heere ohne unsere Schuld und Versehen, lediglich durch erhaltene falsc Nachrichten von einer viermal so starken türkischen Macht dergestalt eingeschlosse und von allen Lebensmitteln abgeschnitten mich befinde, daß ich ohne besonde göttliche Hilfe Nichts voraussetzen kann, als unsere gänzliche Niederlage, oder da ich in türkische Gefangenschaft gerathe. Sollte der letzte Fall geschehen, so sol

Ihr mich nicht für den Czaren, Euren Herrn, halten, und Nichts erfüllen, was etwa von mir, und wenn es auch mein eigenhändiger Befehl wäre, an Euch gelangen möchte, bis ich selbst wieder bei Euch sein werde. Sollte ich aber umkommen und Ihr die gewisse Nachricht von meinem Tode bestätigt erhalten, so sollt Ihr unter Euch den würdigsten zu meinem Nachfolger erwählen." Da ward ein Weib seine Retterin, Katharina *). Der wahre Namen Katharinas I. ist Martha Rabe, nach Villebois heißt sie Skawronsky; er erzählt von ihr: sie wurde 1682 nach katholischem Ritus getauft, ihre Eltern waren Katholiken. Aus Polen flüchtig, wo sie im Stande der Leibeigenen waren, hatten sie sich in Derpt, einer kleinen Stadt Livlands niedergelassen, wo ihre Dürftigkeit sie zwang, in Dienst zu treten, um das Leben zu fristen. Sie lebten vom Taglohn. Aus Furcht vor der Pest, die damals Livland verheerte, flohen sie nach Marienburg, wo sie aber gerade der Ansteckung erlagen. Von zwei armen Kindern, die sie hinterließen, war das eine ein Knabe, fünf Jahre alt, ein Bauer übernahm aus Barmherzigkeit die Erziehung desselben; das andere, ein Mädchen, drei Jahr alt, übernahm der Pastor des Ortes, der aber bald darauf mit dem größten Theil seiner Familie der Pest erlag, ohne daß er Zeit gehabt hätte, ihr einen Unterricht zu ertheilen, oder über ihre Herkunft Etwas näher zu stellen. Sie war noch in dem Pfarrhaus, als der Superintendent Gluck dahin kam, das arme Kind lief auf ihn zu, faßte ihn am Rock, nannte ihn Vater und bat ihn dringend, ihm doch Etwas zum Essen zu geben. Von Mitleid ergriffen, fragte der Geistliche nach den Eltern des Kindes und nahm es, da Niemand Anspruch auf die Waise machte, mit sich nach Riga in sein Haus, wo seine brave Frau es mit ihren beiden Töchtern erzog. — Dort blieb Katharina bis zu ihrem 16. Jahr; sie wurde sehr schön, und fesselte den Sohn des Geistlichen, der, um dem beginnenden Roman ein Ende zu machen, dazu behilflich war, daß das Mädchen an einen jungen Trabanten der Besatzung von Marienburg vermählt wurde. Da aber schon am Tage nach der Hochzeit ihr Mann Befehl erhielt, zum Heere Karls XII. von Schweden zu stoßen, so kehrte Katharina in das Haus des Geistlichen zurück und wurde dort als Dienerin beschäftigt. Bald darauf wurde Marienburg von den Russen umlagert und gezwungen, sich zu ergeben. Der Sieger Scheremetjew zwang den Geistlichen, ihm Katharina als Sclavin abzutreten, 23. August 1702. Sie kam in den Besitz des Generals Bauer und dann des Fürsten Mentschikow, in dessen Haus sie der Czar Peter I. kennen lernte, der eine feurige Leidenschaft für sie faßte. Der Fürst mußte sie ihm abtreten, Katharina war damals 22 Jahre alt. Sie mußte zur griechischen Kirche übergehen, und erhielt bei der Taufe den Namen Jekatharina Alexeiewna. 1706 gebar sie Peter eine Tochter, Katharina, 1708 Anna, 1709 Elisabeth. Die Ehe war anfangs geheim. Peter konnte sich von ihr, deren Schönheit, lebendiger Geist und Charakter ihn fesselte, nicht mehr trennen. Niemand wußte sich besser in seine Reformpläne und Launen zu fügen, als sie, welche seine Prügel geduldig ertrug und durch seine Huldigungen nicht übermüthig wurde. Katharina mußte ihn überallhin begleiten, so auch auf dem Feldzug gegen die Türken, und war jetzt in Gefahr, mit dem Czaren in die Hände der Feinde zu kommen, welche 150,000 Mann stark das russische Heer von allen Seiten eingeschlossen hatten. Die Lage war um so verzweifelter, als seit drei Tagen die Lebensmittel fehlten. Die Soldaten lagen auf dem Boden und hatten die Kraft nicht mehr, aufzustehen. Peter hielt sich für verloren. In der Verzweiflung zog er sich in sein Zelt zurück und verbot, irgend

Katha rina

*) Le Clerc, Histoire de la Russie moderne. III. 324—34.
**) Mémoires secrets de Villebois. Paris 1859.

Jemand einzulassen. Deßungeachtet wagte Katharina zu ihm zu treten, ih zu mahnen, es zieme ihm mehr Festigkeit zu zeigen, noch seien nicht al Mittel versucht; sie glaube, bei dem Großvezir und Kaimakam sei Geld wirksan Ehe Peter recht zur Besinnung kam, brachte sie ihm einen Soldaten, der findi genug sei, die Unterhandlung zu führen. „Aber Katharina," sagte Peter, „da Mittel ist zwar trefflich, aber wo finden wir das Geld, das wir diesen beide Schurken an den Kopf werfen, denn mit bloßen Versprechungen werden sie fi nicht zufriedenstellen lassen." „Hier sind meine Edelsteine," antwortete sie, „un bis der Bote zurückkommt, bin ich im Besitz auch des letzten Rubels, der noch i Lager ist. Lassen Sie mich ruhig machen und fassen Sie Muth, und zeigen S sich Ihren armen Soldaten, damit diese wieder Muth fassen." Peter umarmte s und folgte ihrem Rathe. Indeß redete sie die Officiere an: „Meine Freunde, wi sind in einer Lage, in welcher wir nur durch Aufopferung unseres Lebens unser Freiheit retten können, oder dadurch, daß wir eine goldene Brücke schlagen. Falle wir oder werden wir gefangen, so nützen uns unsere Kostbarkeiten doch Nichts bestechen wir aber damit unsere Feinde, so erringen wir damit unsere Freiheit Hier sind meine Kostbarkeiten, aber es ist nicht genug, die Habgier unserer Feind zu befriedigen. Was kannst nun Du mir noch dazu geben?" redete sie jeden Ein zelnen an; „wird der Czar wieder frei, wird er dies hundertfach zurückerstatten, e ist unser aller Vater." — Und ihre Anmuth, ihre Schlauheit, ihre Festigkei machte Eindruck, Jeder gab her, was er besaß, auch der ärmste Soldat. 200,000 Rubeln im Werthe kamen zusammen und diese sandte man mit Friedensanträgen an den Großvezir. Baltadschi war um so geneigter, dem Reiche einen vortheil haften Frieden zu verschaffen, zumal Karl durch die Weigerung, an der Leitung des Krieges theilzunehmen und unter dem Großvezir zu fechten, seinen Stol beleidiget hatte. Karl wollte nämlich das türkische Heer ganz allein führen.

Baltadschi.

Friede am Pruth.

So wurde denn am 23. Juli 1711 der Frieden zu Falczi am Pruth geschlossen, welcher den Gründer der Größe Rußlands rettete und Karl opferte. Peter erkannte es als Gnade der Pforte an, daß man ihn freilasse, versprach Asow mit allem Zubehör zurückzustellen, Kamenska, Samara, Taganrok zu schleifen, das Geschütz den Türken zu überlassen, die Gefangenen der Pforte zurückzustellen und der Rückkehr des Schwedenkönigs kein Hinderniß in den Weg zu legen. Vergebens eilte Karl in das Lager, um den Frieden rückgängig zu machen, er war schon unterzeichnet. „Wär ich Euer Herr," sagte er zum Pascha, „ich würde Euch den Kopf abschlagen lassen." Baltadschi strich sich ruhig den Bart und sagte: „Gott befiehlt uns, dem Feinde zu verzeihen, welcher sich vor uns demüthiget und um Gnade bittet. Gott hat jedem Lande seinen Herrn gegeben, wer sollte Rußland regieren, wenn ich nun Peter gefangen hielte." Als die Russen im schlechtesten Zustande ihr Lager verließen, wollte Karl sie mit einer türkischen Heeresabtheilung besiegen. Umsonst! Die Pforte war nie mehr in ähnlicher Lage, mit einem Streiche ihren Todfeind zu vernichten.

Während Karl verdrossen und voll Rachegefühl gegen den Pascha, den er später auch zu stürzen vermochte, nach Bender zurückkehrte, kamen die schweren Folgen seines eigensinnigen Verhaltens in erschütterndem Maße über Schweden. Schon im Jahre 1710 hatte Peter Finnland angegriffen und die Hauptfestung Wiborg bezwungen, dem 19. Septemb. Kexholm folgte. Jetzt

Finnland.

nahmen die Russen im Juli 1713 die Küste von Finnland weg, dann Abo, die Hauptstadt Finnlands. 1714 rückten sie auch in das nördliche Finnland ein, während die Schweden sich vor der Uebermacht von Stellung zu Stellung zurückzogen. Am 4. März wurde der schwedische General Armfeld von den Russen bei Großlyro aufs Haupt geschlagen. Auch in Livland kämpften die Russen; Riga ergab sich ihnen am 15. Juli 1710, Pernau im August und Reval im September des gleichen Jahres. Die livische Ritterschaft huldigte dem Czaren, die livischen Regimenter traten in seinen Dienst. Im Jahre 1711 waren die Russen auch Herren in Kurland; Peter vermochte nämlich den Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland sich mit der Tochter seines Bruders Iwan im Oktober 1710 zu vermählen. Bei der Hochzeit mußte der junge Herzog so viel Branntwein trinken, daß er schon im Januar 1711 den Folgen solcher Ausschweifungen unterlag, und die Russen regierten nun im Namen der Wittwe, der Großfürstin Anna, das Land. Livland. Kurland.

Ein anderer Feind, der jetzt gegen Schweden auftrat, war August, der Starke, welcher auf die Nachricht von der Niederlage von Pultawa den Frieden von Altranstädt am 8. August 1709 für ungültig erklärte, die Krone von Polen wieder ansprach und den Anhängern des Stanislaus Leczinski Vergessenheit verhieß, wenn sie binnen drei Monaten zu ihm, als zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurückkehrten. Mit August verband sich 1709 der aus Italien zurückkehrende Friedrich IV. von Dänemark. In Dresden wurde während glänzender Festlichkeiten am 28. Juni 1709 ein Vertrag zum gemeinsamen Kampfe gegen Schweden geschlossen. Man wollte die Schweden in Polen und in ihrem eigenen Lande angreifen, nur Holstein und die schwedischen Besitzungen in Deutschland sollten als neutral gelten. Bald darauf sammelte Friedrich IV. 18,000 Mann in Seeland, um in Schweden einzufallen, und rückte August mit 16,000 Mann Sachsen in Polen ein. Die 9000 Schweden, die unter Grassors in Polen standen, zogen sich nach Pommern zurück, und der arme Stanislaus Leczinski, der kein Heer hatte, ging mit ihnen. Nur Potocky vertheidigte noch Elbing für ihn, welches aber 1710 von den Russen erstürmt wurde. Am 12. November 1709 landeten 24,000 Dänen unter Reventlow und Ramsau in Schoonen. Wie wurden jetzt Schweden die Leiden vergolten, welche die Eroberungssucht seiner Könige über andere Völker gebracht hatte! Der Krieg hatte schon an 300,000 Menschen gekostet und die Kassen erschöpft. Wie traurig lauten die Berichte Stenbocks! Allenthalben kein Geld, kein Brod, keine Rekruten, Reiter ohne Pferde, Soldaten halb nackt, keine Vorräthe, die Festungen unversorgt, ein Drittel des Heeres krank, Officiere, Soldaten und Bauern mißvergnügt! Schwedens Zustand ist unglücklich und elend, der Arbeit fehlen die Hände, dem Heere gebricht es an Allem, was es bedarf. Zudem hatten die Soldaten aus Livland eine Krankheit nach Schweden gebracht, welche von August 1710 bis März 1711 die Hälfte der Bevölkerung, in Stockholm allein 30,000 Menschen hinwegraffte. So kam es, daß obschon der Patriotismus bei der Annäherung des Feindes August der Starke. Dänemark. Landung in Schonen. Noth in Schweden.

neu sich regte, dennoch die Dänen rasche Fortschritte machten. Helsingborg und
Sten- bock Karlskrona fielen in ihre Hände. Da rief Stenbock die gesammte Bevölkerun
unter die Waffen: 16,000 Bauern stießen zu ihm. So vermochte er am
10. März 1710 die Dänen bei Helsingborg vollständig zu schlagen. Schnel
wurde Schweden geräumt.

Weil ein Krieg im Norden den Fortgang ihrer Waffen gegen Frankreich
nur hemmen konnte, so schlossen Oesterreich, England und Holland am 31. März 171
Haager Concert. das Haager Concert, worin dem dänischen Festland, Holstein und Schleswig
sowie den schwedischen Besitzungen auf deutschem Boden Neutralität zugesicher
wurde; am 4. Mai 1710 verpflichteten sich die Mächte, mit Waffengewal
diese Neutralität aufrecht zu erhalten. Dänemark mußte am 11. beitreten, e
that es unter der Bedingung, daß Schweden diesen Vertrag ebenfalls anerkenne
von Karl verworfen. Jedermann in Schweden hielt ihn für ein Glück, nur Karl XII. verwarf ih
am 10. December 1710 als eine unbefugte Einmischung in seine Angelegenheiten
Wie willkommen war dieser thörichte Beschluß den Gegnern Schwedens, z
denen bald auch Preußen hinzutrat, nachdem Karl den Antrag, August al
König von Polen anzuerkennen und sich mit ihm und Preußen gegen Rußland
zu verbinden, ebenso halsstärrig verworfen und befohlen hatte, General Stenbock
solle alle schwedischen Truppen in Deutschland vereinigen und das Neutralitätsheer
unverweilt angreifen! Jetzt begann der Krieg von Neuem. Dänemark verband
sich mit Rußland, versprach Hannover für 800,000 Thaler die Stifte Bremen
und Verden aus der schwedischen Beute. Dänemark und Sachsen griffen mit
40,000 Mann das schwedische Pommern an. Der Tod des Kaisers Joseph I.
und die Wendung der Dinge, die er im Gefolge hatte, begünstigte die Gegne
Schwedens. Stralsund ward belagert. Um es zu retten, kam Stenbock mi
Allem, was er in Schweden hatte auftreiben können, nach Deutschland. Di
Dänen nahmen ihm viele seiner Schiffe weg, dennoch vermochte er am 2. No
vember 1712 Stralsund zu entsetzen und die Dänen zurückzudrängen. Be
Gade- busch. Gadebusch überraschte er am 20. December 1712 mit 10,000 Schwede
16,000 Dänen und errang einen vollständigen Sieg. Statt aber sich jetzt a
die Russen und Sachsen zu werfen, die noch in Pommern standen, zog er vo
Dänenhaß verleitet gegen Westen, säuberte Bremen und Verden von den Gegnern
Altona. und ließ die Stadt Altona niederbrennen am 9. Januar 1713. Vergeben
hatten ihn Geistliche und Obrigkeiten, Männer und Weiber mit aufgehobene
Händen um Gnade angefleht; Altona wurde, dem König von Dänemark einen
empfindlichen Schaden zuzufügen, an allen Ecken angezündet und die Bevölkerung
in der grimmigsten Kälte der bittersten Noth preisgegeben. Von da an verließ abe
auch das Glück Stenbock. Er bezog Winterquartiere in Holstein; Dänen, Russe
und Sachsen nahten von allen Seiten, er konnte sein Heer nicht mehr durch
Capitu- lation Sten- bocks. Jütland gegen Schweden führen, sondern mußte sich in die Festung Tönning
einschließen, und hier dem überlegenen Feinde mit seinem gesammten Heere am
17. Mai 1713 kriegsgefangen ergeben.

Schweden besaß jetzt diesseits der Ostsee kein Heer mehr, nur noch die Städte Wismar, Stralsund und Stettin. Gegen diese wandten sich jetzt Dänen, Sachsen und Russen, letztere, weil Peter um jeden Preis festen Fuß auf deutschem Boden gewinnen wollte, was Kaiser Karl VI., was Preußen naturgemäß zu verhindern suchen mußten. Als die Schweden in Stettin in die höchste Noth kamen, schlug der holsteinische Minister Görz vor, man solle die Stadt an neutrale Truppen übergeben. Und nun schloß am 6. Oktober 1713 Friedrich Wilhelm von Preußen den berühmten Vertrag zu Schwett, nach welchem Stralsund und Wismar und alles Land von der Oder bis an die Peene von Preußen besetzt und nicht vor dem Frieden an Schweden zurückgegeben werden sollte. Peter und August, die Geld brauchten, erhielten jeder von Friedrich Wilhelm 200,000 Thaler. Als Karl in Bender den Vertrag zu Schwett verwarf, schloß Preußen mit Rußland am 12. Juni 1714 einen andern Vertrag, wornach der Russe dem Preußen für Stettin und was dazu gehörte, der Preuße dem Russen aber für Ingermanland, Karelien und Esthland Gewähr leistete. Da trat Karl auf einmal wieder auf dem Kriegsschauplatze auf. Wir müssen uns wieder zu ihm nach Bender wenden, von wo er Schweden zu regieren und schließlich mit einem siegreichen Heere dahin zurückzukehren meinte. Vertrag von Schwett.

Seine Hoffnung, die Türken zu einem neuen Krieg mit Rußland zu bewegen, schlug fehl. Zwar hatte er die Absetzung Baltadschis und eine neue Kriegserklärung erwirkt, allein Peters Geld, England und Holland arbeiteten so geschickt in Constantinopel, daß die Pforte ruhig blieb, obschon Peter nicht hielt, was er versprochen. Es kam zu einer zweiten, zu einer dritten Kriegserklärung, allein ebenso erfolglos. Dagegen wurden die Türken des kostspieligen Gastes überdrüssig und mahnten ihn an die Heimkehr; sie würden hinlängliche Bürgschaften für sichere Rückreise erwirken. Karl gab anfangs gar keine Antwort, dann erklärte er, er brauche eine Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Der Sultan bezahlte die Million und sandte noch 100,000 Thaler darüber. Für Karls Rückreise hatte er überdies von König August Bürgschaft erlangt *). Jetzt verlangte Karl eine neue Million, da versammelte der Sultan voll Zorns den Diwan und fragte, ob man Karl, wenn er als Freund nicht abreisen wolle, als Feind fortjagen dürfe? Die Anwesenden, selbst der Mufti, erklärten, man müsse gegen den Undankbaren Gewalt brauchen. Da hörten die Lieferungen auf und erhielt der Pascha von Bender Befehl, den König nöthigenfalls mit Gewalt fortzuschicken. „Geh mir aus den Augen!" rief Karl, als ihm der Pascha ehrerbietig den Befehl mittheilte, und drehte ihm verächtlich den Rücken, und begann trotz der eindringlichsten Vorstellungen seiner Freunde sich zu verschanzen, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben: denn lieber wolle er für toll als für feige gelten. Die Anfrage des Paschas in Constantinopel, ob, da der König sich zur Wehr setze, im Nothfalle auch seine Person verletzt werden dürfe, ward vom Sultan mit Ja beantwortet. Jetzt ward Karl von Polen und Kosaken verlassen und nur seine Schweden hielten bei ihm aus, flehten ihn aber auf den Knieen an, den tollkühnen Kampf nicht zu Karl in Bender.

*) Die Verhandlungen zwischen Karl XII. und Ahmed III., ausführlich bei Zinkeisen, Gesch. d. osm. Reiches V, p. 426—60.

wagen und heimzukehren. Karl hieß sie schweigen: er freue sich darauf, mit seinen 300 Schweden ein türkisches Heer zu bestehen. Noch einmal schickte der Pascha eine Deputation von 60 alten Janitscharen, Karl drohte, ihnen die Bärte abschneiden zu lassen. Da riefen sie ergrimmt: „Der Eisenkopf ist närrisch geworden," und rüsteten sich zum Kampfe am 12. Februar 1713. Die erste Salve des türkischen Geschützes zersprengte seine Mannschaft, die Schanzen wurden genommen. Als Karl sich in seiner Wohnung vertheidigen wollte, warfen die Türken Feuer aufs Dach. Beim Versuch, sich vor dem Feuer und dem Rauche in ein Hintergebäude zu retten, stürzte Karl, welcher 15 Janitscharen niedergehauen hatte, und ward von den Türken weggetragen. Dies ist der Kalabalik oder Kampf zwischen Karl und den Türken, als Spiel zu viel, als Ernst zu wenig, wie Karl meinte. Mit Recht äußerte Peter über dieses thörichte Benehmen: Gott habe offenbar Karl verlassen, da er seinen einzigen Freund und alten Bundesgenossen mißhandle und angreife. Dennoch gewann dieser tolldreiste Kampf ihm die Herzen der Osmanen, die darüber murrten, daß man einen Gast so behandle. 15 Schweden fanden im Kampfe ihren Tod, dagegen waren allein todt 200 Türken, ein Beweis, wie schonend diese mit den Schweden verfuhren und welche Verehrung die türkischen Janitscharen für den schwedischen Kriegshelden hegten, da keiner ihn tödtete. In Demotika, bei Adrianopel, wohin man ihn brachte, wurden ihm und seinem Gefolge wieder Lebensmittel und jeden Tag 25 Thaler geliefert. Aber auch jetzt war Karls Eigensinn noch nicht gebrochen. Um dem Großvezir keinen Besuch machen zu müssen, blieb der König, sich krank stellend, 43 Wochen lang im Zimmer und Bette. Allen Mahnungen zur Heimkehr hielt er stets entgegen, er werde nur an der Spitze von 100,000 Türken oder Tartaren abziehen. Da kam aber, vom schwedischen Reichsrath gesandt, General Liewen zu ihm, und erklärte ihm in einfacher, aber derber Sprache die Lage der Dinge: wie Schweden, seiner 13jährigen Abwesenheit müde, am Rande des Abgrundes stehe, wie die Mächtigen mitreden, die Niedrigen nicht mehr gehorchen wollen, wie die Sachen unmöglich länger so fort gehen könnten, wie selbst die Gemäßigsten entschlossen seien, Friedensunterhandlungen einzuleiten, ohne weitere Befehle von ihm, wie man einen andern König einsetzen wolle. Jetzt entschloß sich Karl zur Heimfahrt. Gegen ungeheure Zinsen nahm er Geld auf; zugleich schenkte er dem verjagten Stanislaus Lescinski die Einkünfte von Zweibrücken. Am 1. October 1714 brach Karl auf, am vierten Tage aber schon trennte er sich von der glänzenden türkischen Ehrenwache und reiste fortan mit nur zwei Begleitern, Düring und Rosen, von denen der letztere unterwegs ohnmächtig liegen blieb, unter Verkleidung und falschem Namen als Hauptmann Karl Frisch, bei Tag zu Pferde, bei Nacht im Postwagen, unablässig weiter über Ofen, Wien, Nürnberg, Cassel, Braunschweig. Der Kaiser hatte die Verlegenheit beseitigt, daß er Karl XII., welcher um keinen Preis über Rußland oder Polen heimkehren wollte, weil dies seinen Stolz gedemüthigt hätte und er persönliche Nachstellungen August wie Peter zutraute, einlud, seinen Weg durch Oesterreich zu nehmen. In Pitescht, an der Grenze Siebenbürgens, rastete Karl einige Tage, weil das Geld ausgegangen war, und vertrieb sich die Zeit mit verwegenen Reiterkunststücken, bis vom österreichischen General Steinville gesendet 50,000 fl. ankamen. Wozu der fünfjährige Aufenthalt in der Türkei, während dessen Schweden in so entsetzliche Tiefen hinabsank? Fryxell meint:*) „Die Schuld trage vor allem Karls unbeugsamer Eigensinn, der in einer natürlichen Anlage lag und durch falsches Ehrgefühl genährt wurde; sein verletzter Stolz, verlassen und

Kalabalik.

Karl in Timurtasch.

Karls Heimreise.

*) Lebensgeschichte Karls des Zwölften. B. II, S. 342.

hilflos zurückzukehren; die Hoffnung, einen Krieg zwischen der Türkei und Rußland anzufachen, und sein unwiderstehliches Verlangen, August noch einmal zu stürzen: das waren die hauptsächlichsten Fesseln, welche ihn in der Türkei zurückhielten." Am 23. November war der König in Stralsund. Karl mußten die Stiefel von den Beinen geschnitten werden, doch am andern Morgen war er wieder frisch und rege, als wäre Nichts geschehen. Wie war Alles geändert, seit er sein Reich verlassen hatte; von allen Besitzungen diesseits der Ostsee war Schweden nur Stralsund geblieben!

Die letzten Zeiten Karls XII. und Peters I.

Doch Karl verzagte nicht: von Preußen begehrte er sogleich die Zurückgabe Stettins. Dieses verlangte 400,000 Thaler und nach kurzen Verhandlungen kam es zum Bruche. Karl besetzte im April 1715 die Insel Usedom; jetzt rückte der Preuße mit seinem Heere heran; 24,000 Dänen und 8000 Sachsen rückten vor Stralsund, Leopold von Dessau an der Spitze von 24,000 Preußen leitete die Belagerung. Auch Georg I. trat durch Vertrag vom 26. Juni 1715 für Bremen und Verden den Feinden Schwedens bei. Karl wehrte sich aufs tapferste in Stralsund, bis die Außenwerke genommen und die Hauptwerke beschädiget waren. Am 22. December 1715 hieb man ihm mit Mühe für ein Boot Bahn im Eise, daß er ein schwedisches Schiff erreichte, am 24. December rückten die Feinde in Stralsund ein.

Das gemeine Volk in Schweden war stolz auf Karls Heldenthaten und empfing ihn mit Freuden, die Vornehmen aber zitterten; sie hatten in Ulrike Eleonora, Karls Schwester, gedrungen, ihre Hand dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zu geben und, ohne die Zustimmung des Königs abzuwarten, war am 14. April 1717 die Vermählung erfolgt. Karl war traurig an jenem Abende und rief: „Heute tanzt Unsere Schwester sich die Krone vom Haupt." Der Reichsrath ward sogleich außer Wirksamkeit gesetzt und der Schwester grollte Karl. Der Krieg mußte fortgesetzt werden, ein neues Heer ward ausgehoben, selbst 15jährige Knaben darunter, Mittel verschaffte Graf Görtz, der das Ministerium unter Karl annahm, mit dem Beding, daß er nur dem Könige verantwortlich sei und daß Karl auf einen leidlichen Frieden mit Ernst hinarbeiten wolle. Görtz kannte das Finanzwesen mehr als irgend ein Staatsmann seiner Zeit Görtz. und wußte wirklich durch Schaffung einer neuen Art von Münzen aus großen Kupferstücken, durch Papiergeld auf Zwangscours, durch Anlehen auf schwedische Waaren die Staatsmaschine im Gange zu erhalten. Dann rieth er Karl, den Bund seiner Feinde zu sprengen und durch Verzicht auf Karelien, Esthland, Ingermanland und Livland den gefährlichen Peter für sich zu gewinnen, und auf Kosten von Hannover und Dänemark Entschädigung für die Verluste zu suchen. Dazu verband er sich mit dem spanischen Minister Alberoni, der Karl auch eine Million Thaler auszahlen ließ. In Frankreich sollte der Regent gestürzt und mit Hilfe Schwedens und Rußlands der Stuart nach England zurückgeführt

und Georg I. vertrieben werden; zum Lohne sollte Karl Norwegen und Hannover erhalten. Stanislaus Lescinski sollte in Polen wieder eingesetzt und Preußen für Stettin und die Ostseeküste durch Gebiete von Polen entschädiget werden. Der Plan war schlau angelegt und an seiner Ausführung wurde mit größter Verschlagenheit gearbeitet.

Peters zweite Reise. Indessen machte Peter 1716 eine Reise durch Europa, die mit diesem politischen Plane in Zusammenhange stand und namentlich die Kenntniß der Staatenverhältnisse zum Augenmerk hatte. Am 26. Januar verließ er Petersburg, Katharina blieb in Holland zurück, während er selbst am 7. Mai 1717 in Paris eintraf. Dort empfing man ihn mit allen Ehren und den sinnreichsten Schmeicheleien. Die Statue Richelieus umarmte er, indem er ausrief: „Großer Mann! Ich würde dir die eine Hälfte meiner Staaten geben, wenn du mich noch lehren könntest, die andere gut zu regieren.“ Als die Doctoren der Sorbonne ihn mahnten, sein Reich zur katholischen Kirche hinüberzuführen, entgegnete er: die Sache sei nicht so leicht, sie sollten nur an die russischen Bischöfe schreiben, er wolle schon sorgen dafür, daß sie Antwort bekämen. Man prägte eine Münze zu seinen Ehren mit der Umschrift: „Vires acquirit eundo.“ Der Heimweg ging über Spaa, Amsterdam, wo er mit Görz geheime Verhandlungen pflog. Am 18. September war er in Berlin, am 21. October schon wieder in Petersburg. Auf der ganzen Reise zeigte sich Peter I. in seiner ganzen Launenhaftigkeit und Rohheit. In Danzig, beim Besuch der Kirche, vom Bürgermeister in den Rathsstuhl geleitet, nahm der Czar diesem ohne alle Umstände die mächtige Lockenperrücke vom Kopf, um sie sich selber aufzusetzen, zum nicht geringen Erstaunen der versammelten Gemeinde, und entschuldigte sich nachher, es sei dies nicht übel gemeint, es sei dies so seine Gewohnheit. Als ihm in Pyrmont Leibnitz eine Maschine verschaffte, die es ihm ermöglichte, wieder sicher mit dem Pistol zu schießen, denn in Folge seiner Ausschweifungen zitterte der Czar an allen seinen Gliedern, so wollte Peter den ersten Schuß auf einen seiner Diener richten. In Amsterdam wurden während eines Festmahls viele Reden an ihn gerichtet. „Laßt die französischen Complimente,“ sagte er, „und reicht mir eine Kanne.“ Er that einen tüchtigen Zug daraus und stellte sie dann mit den Worten nieder: „So, jetzt konnte ich trinken, wie viel ich wollte, ohne daß Ihr wißt, wie viel ich trank.“ Bezeichnend sagte der Kaufmann Calf in Amsterdam: „Der Czar hat sich zwar sehr zu seinem Vortheil geändert, aber der Zimmermann schaut noch immer aus ihm hervor.“ Als Peter nach seinem vormaligen Hauswirth Kist sandte, der jetzt als Knecht in einer Schmiede arbeitete, ließ ihm dieser sagen: „Ich kümmere mich nicht um den Czaren, er ist mir noch die Miethe schuldig.“ In Paris prahlte er mit seiner Kraft in Ausschweifung. Bei einer Einladung in Fontainebleau betrank er sich so thierisch, daß er ganz bewußtlos in den Wagen getragen wurde. In spitzigen Worten schildert die Schwester Friedrichs II. den Aufenthalt des kaiserlichen Paares in Berlin: — im Gefolge der Kaiserin seien 400 Damen gewesen, darunter viele mit einem Kinde auf dem Arm, und jede habe auf die Frage, wem es gehöre, gesagt: „Ich bin durch die Gnade des Czaren seine Mutter.“ Die Czarin sei klein, untersetzt, sehr braun und ohne Hoheit gewesen, in ihrer Kleidung ohne Geschmack. Beim Mahle saß der Czar neben der Königin, die in Angst gerieth, als Peter seine Nervenzuckungen bekam, während er eben ein Messer in der Hand hielt. Sie wollte aufstehen, aber der Czar bat sie, unbesorgt zu sein, er werde ihr kein Leid anthun, und drückte sie dabei so stark an der Hand, daß sie nach Barmherzigkeit schrie, worüber er herzlich lachte und meinte,

er habe zartere Knochen als seine Katharina. Der Czar war sehr groß und leiblich gewachsen, sein Gesicht schön, aber seine Physiognomie besaß etwas so Rohes, daß man sich davor fürchtete. Beim Anblick einer Statue, die er bewunderte, befahl er der Czarin, sie zu küssen; als sie sich dessen weigerte, rief er: „Kop ab," d. h. ich lasse dir den Kopf abhauen, wenn du nicht gehorchst, und sie that, was er verlangte.

Wie ihn von der ersten Reise die Verschwörung der Strelitzen zurückrief, so von der zweiten die Verschwörung seines Sohnes Alexei. Dieser unglückliche Prinz war die Hoffnung seiner in ein Kloster verwiesenen Mutter und der altrussischen Partei. Was Peter zerstörte, an dem hing sein Herz, was der Vater liebte, das hielt der Sohn für unheilvoll für das heilige Rußland. Der Czar hatte gesucht, durch die Vermählung des Sohnes mit einer Prinzessin von Braunschweig, der Schwester der Kaiserin von Oesterreich, Alexei für europäische Anschauungen zu gewinnen; allein diese starb schon 1715 aus Gram über das Verhalten ihres Mannes, nachdem sie ihm den spätern Peter II. geboren hatte. Alexei stellte sich krank, als Peter abreiste. Kaum war der Czar fort, so feierte er des Vaters Entfernung durch ein Festgelage. Doch Peter bekam über alle Schritte seines Sohnes genauen Bericht und schickte ihm von Kopenhagen Befehl, entweder zu ihm zu kommen, oder Mönch zu werden. Alexei entfloh zu seinem Schwager, Kaiser Karl VI., nach Wien und von da nach Neapel. Dort wurde er aber entdeckt und kehrte, auf ein Versprechen der Verzeihung hin, nach Moskau zurück. Kaum war er aber wieder in der Gewalt Peters, so ließ ihn dieser vor dem Staatsrathe die Abdankungsurkunde unterzeichnen; dann mußte er in der Kirche vor dem gesammten Klerus diesen Act beschwören. Jetzt hielt der Czarewitsch alle Gefahr für vorüber, doch sollte er sich bitter täuschen; der Vater verlangte Anzeige der Mitschuldigen, wenn er ihm das Leben schenken solle, Angabe aller derer, die seinen Haß gegen die neuen Einrichtungen genährt hätten. Der Unglückliche that dies zu seinem und seiner Anhänger Verderben, obschon eigentlich die Verschwörung vom Kloster Susdal, wohin seine Mutter verbannt war, noch nicht erwiesen ist. Die Mehrzahl derer, die Alexei angab, wurden hingerichtet, die Mutter ins Kloster Ladoga verwiesen und harter körperlicher Züchtigung unterworfen. Alexei wurde zum Tode verurtheilt. Die Verlesung des Urtheils 25. Juni erschütterte ihn derart, daß er kurz darauf einem hitzigen Fieber erlag. „Alexei hörte den Spruch, der ihn als Verbrecher gegen das Vaterland, seinen Vater und Kaiser zum Tode verurtheilte, schreckensvoll an, fiel bewußtlos nieder und starb noch an demselben Tage." Also lautet die officielle Darstellung vom Ende Alexeis *). So endete Peters Sohn Alexei in Folge seiner eigenen Fehler und der Fehler Anderer an ihm. Verfolgte Richtungen in einem Staatsleben wenden sich meist an den Thronfolger, und es ist leicht begreiflich, daß die Altrussen auf Alexei ihre Hoffnung setzten. Ob er ihrer Richtung zum Sieg verholfen hätte, und selbstständig zu regieren im Stande gewesen wäre, steht allerdings in Frage. An Fähigkeiten fehlte es ihm nicht, wohl aber an Durchbildung, an sittlichem Ernst. Hier ist aber der Fehler Peters, der dem Mentschikow die Erziehung des Czarewitsch übertrug, diesem sittenlosen Emporkömmling, der nicht zu lesen und zu schreiben verstand. Mentschikow hielt es mit Katharina, und diese wünschte, ihren eigenen Sohn auf dem Thron zu sehen. So rächte sich Peters rohes Benehmen gegen seine erste Gattin an seinem eigenen Blut; dem Haß, der zwischen beiden Weibern glühte, fiel der unglückliche Alexei als Opfer. Weil keine selbständige Priester-

Alexei.

*) Ustrialow, Gesch. Rußlands, II. 90.

schaft mehr da war, die einen ernsten Einspruch hätte wagen können, erfolgte diese Tragödie in der Herrscherfamilie. Peter, wegen Verurtheilung seines eigenen Sohnes mit Brutus zu vergleichen, geht schon darum nicht an, weil es ihm an Nüchternheit des Urtheils bei seinem meist betrunkenen Zustand in dieser Zeit fehlte. Ob Alexei in Folge des Schreckens über sein Todesurtheil starb, steht in Frage. Gewichtige Angaben besagen, der Czarewitsch sei am Morgen noch frisch gewesen und Abends auf einem prächtigen Paradebett, mit einem dicken Tuch über den Hals, gelegen. Er sei ganz gewiß geköpft worden, und ein General, Adam Weide, habe ihm mit einem Beil auf des Czaren Befehl den Kopf abgeschlagen *). Peter zerfloß in Thränen bei der Bestattung; — wer mag sagen, ob es Thränen der Reue, Thränen des sich regenden väterlichen Gefühles oder Thränen waren, wie sie Trunkenbolde in Folge zerrütteter Nerven leicht vergießen. Gewiß ist, er zeigte nachher im Senat das Ende Alexeis mit den Worten an: „Die Verbrechen eines undankbaren, der Verkehrtheit dahingegebenen Sohnes und seiner Theilnehmer sind bestraft." Um seine Schöpfung zu erhalten, hatte Peter 1718 eine geheime Polizei eingerichtet, eine Nachahmung der französischen. Sie hat manches Opfer aufs Blutgerüst geliefert. Ohnehin geneigt zur Grausamkeit, kannte Peter kein Erbarmen, wenn es seine Schöpfung galt.

Indeß trat die geheime Verabredung mit Karl immer mehr in Wirksamkeit. Peter vermählte seine Nichte Katharina, die Tochter Iwans, mit dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg und sandte ihm als Brautgeschenk 20,000 Russen, deren Zahl nach und nach auf 45,000 stieg, angeblich, um ihm zu helfen, seiner widerspenstigen Ritterschaft Meister zu werden. Von diesen Soldaten gingen dann die Mehrzahl nach Seeland hinüber, angeblich um mit den Dänen Stockholm anzugreifen. Die Dänen aber wurden mißtrauisch und die Engländer drohten, die russische Flotte in den Grund zu schießen. In der That hatte es auch Peter auf einen Schlag auf Kopenhagen abgesehen, mußte aber seine Truppen nach Mecklenburg zurückberufen. Karl griff im Sommer 1716 Christiania in Norwegen an, aber vergebens. Seine Flotte wurde vom dänischen Seehelden Tordenskiold geschlagen. Das Jahr 1717 verging mit Unterhandlungen und Rüstungen, 1718 trat Görtz mit dem russischen Gesandten auf einer Alandinsel zusammen und das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Peter und Karl kam zum Abschlusse. Karl sollte auf Kosten Dänemarks, Hannovers und Polens für das, was er an Peter abtrat, entschädiget werden und Norwegen erhalten, sobald Jakob III. durch ihn wieder auf den englischen und Stanislaus Lescinski wieder auf den polnischen Thron gesetzt sei. Die Schweden griffen in zwei Abtheilungen Norwegen an, eine nördliche Abtheilung des Heeres, 14,530 Mann stark, zog unter General Armfelt über die Kjölen von Herjedalen nach Trondheim, vermochte aber die Stadt nicht zu nehmen. Auf der Rückkehr im Januar 1719 verunglückte dieses Heer größtentheils durch Kälte. Ganze Reihen Reiter waren im Schnee so begraben, daß nur die Köpfe hervorragten, andere fand man erstarrt, wie sie gerade mit den Schäften der Gewehre Feuer an-

*) Büsching sagt es geradezu. Archiv III. Vergl. Pelz, Gesch. Peters d. Gr. Cap. 14

…chen wollten, ganze Rotten waren in Klüfte hinabgestürzt, so daß nur die Füße hervorragten. Nur mit 870 der stärksten Soldaten, von 5250, mit welchen er am Neujahr aufgebrochen war, kam Armfeldt nach Schweden zurück. Karl selber war an der Spitze von 15,000 Mann gegen Friedrichshall aufgebrochen. Nachdem die Stadt gefallen, eröffnete er die Laufgräben gegen die Citadelle.

Karl besichtigte 11. December am Abend nach 8 Uhr selber den Laufgraben *). Da aus der Stadt eine Menge Leuchtkugeln geworfen wurden, so argwöhnte er, es sei ein Ausfall im Werke und stieg aus der Tiefe auf die Böschung der Brustwehr, um die Festung und seine arbeitenden Soldaten zu übersehen. Sein Adjutant, Maigret, warnte ihn vor den vielen daher fliegenden Kugeln, welche vor einem Könige nicht mehr Respect hätten, als vor einem gemeinen Soldaten. „Sei nicht bange!" erwiderte Karl. Die andern Officiere flüsterten Maigret zu: „Laßt ihn zufrieden, je mehr man ihn warnt, desto mehr stellt er sich bloß." Auf einmal hörten die Officiere, die hinter ihm standen, einen Laut, wie wenn ein Stein in einen Sumpf fällt, und zu gleicher Zeit sank des Königs Kopf in den Mantel hinunter: „Herr Jesus, der König ist erschossen," rief Einer, und so war es, Karls Heldenlaufbahn war zu Ende. Um das Unglück geheim zu halten, hüllten sie die Leiche in einen Mantel und trugen sie ins Hauptquartier. An einen Meuchelmord dachte Niemand. Sicre, der Sohn eines französischen Ingenieurs und Officier unter Karl, wurde nach Stockholm geschickt, um Ulrike Eleonore den Tod des Königs zu melden. 1722 verfiel er in ein hitziges Fieber und sagte in den Phantasien, er sei es, der den König erschossen habe. Wiedergenesen nahm er sein Wort zurück, aber der Glaube an die Wahrheit desselben blieb, statt Sicre nannte man ihn Sicaire. Weil Niemand an einen Meuchelmord glaubte, hatte man kein Protokoll über den Leichenbefund aufgenommen. Bis 1725 blieb Sicaire in Schweden, ohne ein Gegenstand des Hasses zu sein. In Paris, wohin er an den Hof das Porträt des Königs und der Königin zu bringen hatte, sagte er zu Voltaire: „Ich habe allerdings im Fieber das gesagt, bin aber unschuldig. Ich hätte oft den König tödten können, aber meine Ehrfurcht vor diesem Fürsten war so groß, daß ich selbst, wenn ich gewollt hätte, nicht gewagt haben würde, es zu unternehmen." — Der Glaube an Meuchelmoed wurzelte sich deßungeachtet ein und deßhalb ist 1859 die königliche Leiche untersucht worden und das Ergebniß war, aus der Festung müsse der Schuß auf den König abgefeuert worden sein.

Tod Karls XII.

Der Haß, der eigentlich den König hätte treffen sollen, sich aber wegen der Bewunderung seines Heldenmuths und wegen des Wikingergeistes, den er in den Schweden wieder erweckte, nicht an ihn wagte, traf nun seinen Minister Görtz, welcher eben im Lager bei Friedrichshall erwartet wurde, um dem König über den Erfolg seiner Unterhandlungen mit Peter Bericht zu erstatten. Der Erbprinz von Hessen gab sogleich Befehl, ihn lebendig oder todt zu ergreifen. Ein Oberst Baumgarten traf ihn in Tanum und verhaftete ihn mit den Worten: „Steh Kerl, du bist nicht mehr der Mann, der du gewesen bist, du warst mein größter Verfolger, jetzt bist du in meiner Gewalt." — In Stockholm, wohin man ihn brachte, wollte ihn das Volk in Stücke reißen. Görtz zitterte wie Espenlaub aus Furcht, die Bedeckung könne ihn gegen die Wuth der Menge nicht hinlänglich schützen. Da der Minister kein schwedischer Unterthan war, sondern nur des Königs, welcher damals alleiniger Vertreter der Staatsgewalt war und sein Verfahren gebilligt und

Ende des Görtz.

Proceß.

*) Ueber das Ende Karls ist ausführlich Fryxell, l. c. V. 286—50.

ihn von jeder Verantwortlichkeit befreit hatte, so konnte Görtz vor kein schwedische Gericht gerufen werden. Der Haß gegen den Minister und die Angst vor seine Gewandtheit und vor Enthüllungen, die er machen könnte, kamen über diese Be denken hinaus. Görtz sollte von einer Staatscommission abgeurtheilt werden, sein Strafbarkeit sei klar, man brauche mit einem solchen Verbrecher nicht viel Um stände zu machen. Görtz wurde angeschuldigt: dem König Widerwillen gegen di Schweden eingeflößt, dessen Vertrauen mißbraucht, reichsverderbliche Maßregel veranlaßt und den König zur Fortsetzung des Krieges ermuntert zu haben, obscho Jedermann wissen konnte, daß das Reich nur durch den Frieden zu retten wäre Görtz erklärte, er habe vor keinem schwedischen Gerichtshof zu Recht zu stehen, e habe sich nur vor dem Könige zu verantworten, auf dessen Befehl Alles geschehe sei, und verlangte einen rechtskundigen Beistand und die Erlaubniß, sich nicht blo mündlich, sondern auch schriftlich zu vertheidigen. Beides wurde abgelehnt. Ein Staatsmann, meinte Görtz, könne Unglück haben, ohne daß seine Absichten bös ge wesen seien. Am 9. Februar 1719 wurde das Urtheil gefaßt, es lautete auf To durch Enthauptung. Der deutsche Prediger Conradi, welcher Görtz von der Lehr Gassendis zu einer christlichen Denkweise herübergebracht hatte, legte Fürbitte ein Horn aber entgegnete: „Ich kenne den Mann, hat er sich jetzt bekehrt, so muß ma ja aufpassen und ihn sobald als möglich in den Himmel schicken, denn sons schlägt er gleich wieder um und verspielt seine Seligkeit." Görtz setzte sich di Grabschrift: „Am Tage vor dem Schlusse eines trefflichen Friedens starb mei Held, mit ihm das Reich und ich zugleich. Man stirbt gewiß in einer trefflichen Gesellschaft, wenn man mit seinem König und seinem Vaterland zu Grund geht." Am 2. März 1719 fand die Hinrichtung statt. Als man ihn hinderte, von Schaffot zum Volk zu reden, wurde Görtz unwillig: „Ihr blutgierigen Schweden, so nehmt denn das Blut, nach welchem Ihr so lange gedürstet habt."

So endete Görtz, der einzige Mann, der Schweden retten wollte und viel leicht retten konnte. Der Haß über das allgemeine Unglück hatte jetzt ein Opfer Karl konnte man nicht mehr anklagen, doch soll das Volk hin und wieder Freud über das Ende dieser Regierung ausgedrückt haben. Damals war das Urtheil übe Karl allgemein bitter, der ganze Norden sehnte sich nach Frieden und er galt lange al das einzige Hinderniß. Mit der Zeit vergaß man das Unglück, welches Karl XII über sein Volk gebracht, und daß ihm alles Unglück desselben Nichts galt gegen über der Befriedigung seiner soldatischen Lust, und freute sich an seinen Helden thaten, rühmte seinen Muth in der Gefahr, seine Standhaftigkeit im Unglück, seinen Eifer im Gebet, seine Beharrlichkeit in Vorsätzen, die Reinheit seiner Sitten und die Einfachheit seines Lebens. Er war ein echter Wikinger, Kampf war sein Lust. Das Scheitern seiner Pläne war aber verhängnißvoll. Fryxell *) macht di richtige Bemerkung: „Das mächtigste Volk des Nordens waren inzwischen, anstatt de germanisch-gothischen Schweden, die slavischen Russen geworden. Die Folgen diese neuen Verhältnisse wird die Zeit an den Tag bringen. Eine unter ihnen fäll jedoch sofort in die Augen. Der germanische Stamm war früher gegen den sla vischen geschützt, theils durch Schwedens Macht, welche die Russen von der Ostsee absperrte, theils durch die Uneinigkeit der beiden slavischen Stämme, des pol nischen und des russischen, von denen jener die Grenzen Europas gegen diesen deckte. Aber Karls XII. Regierung brachte die Russen bis an die Ostsee, schwächte in hohem Grade die Widerstandskraft sowohl Schwedens als Polens und bereitete so die Unterwerfung des letzteren Reiches unter Rußland vor. In Folge davon

*) l. c. V. 270.

kamen die zersplitterten Theile der Germanen in eine unmittelbare und feindselige Berührung mit den jetzt zu einem Volke verschmolzenen Slaven."

General Ducker wollte den Sohn der Hedwig, der Lieblingsschwester Karls, vom Heere zum König ausrufen lassen, dieser aber versäumte den günstigen Augenblick. Indeß übernahm der Erbprinz von Hessen-Cassel das Commando und seine Gemahlin Eleonore ward als Regentin anerkannt, mußte aber versprechen, die Verfassung zu ändern und sogleich einen Reichstag zu berufen. Die schwedische Aristokratie betrieb zwei Dinge: Rache an Görtz und Minderung der königlichen Gewalt. Görtz endete am 2. März 1719 auf dem Blutgerüste. Die Aenderung der Verfassung ward derart bewerkstelliget, daß aus der absoluten Monarchie ein aristokratisches Regiment ward. Ulrike Eleonore mußte nicht nur auf die unbeschränkte Gewalt, sondern auch auf das Erbrecht verzichten. Die Königin war in Allem dem Reichsrathe untergeordnet, jede Anordnung ohne dessen Zustimmung war ungiltig; der Reichsrath aber konnte auch Beschlüsse fassen ohne die Königin, bei Stimmengleichheit gab sie den Ausschlag. An die Spitze der Geschäfte wurden fünf höchste Reichswürdenträger gestellt. Ein Vergehen gegen den Reichsrath ward als Hochverrath an Leib und Leben bestraft. Als 1720 der Gemahl Ulrikens Eleonorens als König anerkannt ward, wurde die Verfassung im aristokratischen Sinne noch weiter ausgedehnt: ein ständischer Landesausschuß wurde geschaffen für die Zeit, wo der Landtag nicht beisammen sei, er sollte aus 50 Adeligen, 25 Priestern und 25 Bürgern bestehen. Der Bauernstand war ganz davon ausgeschlossen, selbst seine Schreiber durfte er beim Landtage nicht mehr wählen. Die Stellen besetzt nicht mehr der König, sondern in der Armee der Oberst, in der Verwaltung der betreffende Präsident. Der König darf keinem Fremden das Indigenat ertheilen, auf einem Reichstage nicht mehr als 8 Männer adeln und nicht mehr als 50 Thaler aus der Staatskasse anweisen. So war also die Macht des Königthums gebrochen und Schweden von einem Aeußersten zum andern übergegangen.

Aenderung der Verfassung

Aristokratie.

Nun mußte aber Friede *) geschlossen werden. Es geschah, aber mit welcher Hast und Kopflosigkeit! Der englische Gesandte Carteret spendete Geld an die Aristokraten und 28. November 1719 ward gegen eine Million Thaler im Frieden an Hannover Bremen und Verden abgetreten. Gegen zwei Millionen Thaler erhielt Preußen 1720 alles Land zwischen der Oder und Peene mit den Städten Danzig und Stettin und den Inseln Wolin und Usedom. Mit Dänemark kam der Friede 3. Juni 1720 zu Stande. Dänemark behielt Schleswig, welches ihm England und Frankreich 14. Juni 1720 verbürgte, Schweden aber Vorderpommern, Rügen, Stralsund, Wismar, 600,000 Thaler, dagegen verzichtete es auf Befreiung vom Sundzoll. Auch August von Sachsen blieb im Besitz der erlangten Vortheile, dagegen sollte er an Stanislaus Leczinski eine Million Thaler bezahlen und dieser den Königstitel behalten.

Friede.

mit Hannover. Preußen.

Dänemark.

Sachsen. Leczinski.

*) Alle diese Verträge bei Dumont, VII. deuxième partie.

Als Karl XII. endete, verlor Stanislaus Zweibrücken, welches als erledigte Reichslehen an den Prinzen von Kleeburg fiel. Stanislaus fand eine Zuflucht in Weißenburg im Elsaß. Am schwersten war die Verhandlung mit Peter, der scheint es, für den Tod seines neuen Verbündeten Karl an Schweden Rache nehmen wollte. Im Juli 1719 lief seine Flotte aus zur Verheerung Schwedens; sie war schrecklich, würdig eines Vandalen; nicht weniger als 8 Städte, 12 adelige Höfe, mehre hundert Dörfer wurden im Jahre 1720 verbrannt, Kupfer und Eisenwerke vernichtet. In gleicher Weise hausten die Russen im Jahr 1721. Die Schweden mußten am 17. November 1721 zu Nystadt den Frieden annehmen, den ihnen der Czar dictirte, Livland, Esthland, Karelien, Ingermanland an Rußland abtreten, dagegen gab ihnen der Czar Finnland zurück und zahlte zwei Millionen Thaler. Frankreich gab 8 Millionen aus, um diese Friedensschlüsse zu Stande zu bringen. England gestattete die Festsetzung der Russen an der Ostsee, weil es glaubte, daß seinem Handel sich eine neue Bahn eröffne. Gelegentlich dieses Friedens der die schwedische Ohnmacht besiegelte, macht der Geschichtschreiber Gfrörer **) die richtige Bemerkung: „Das Werk, das Gustav Adolf vor hundert Jahren begonnen, war zerstört, Schweden auf seine natürlichen Grenzen zurückgeworfen, aus der Zahl der Großmächte, in die es sich nie hätte eindrängen sollen, hinausgestoßen. Eine gerechte Nemesis hat in dieser Hinsicht gewaltet. Schweden ist von der Natur nicht bestimmt, das große Wort in Europa zu führen, und nur die Thorheit der Deutschen und die kirchlichen Kämpfe, in die Verrath und Bosheit unser Volk zu verstricken wußte, schob die Schweden in eine Anfangs glänzende, dann trostlose Bahn der Ehrsucht hinein, die über das eigene Volk, wie über die umliegenden Nationen schwere Leiden häufte. Die Rolle aber, welche Schweden bisher im Norden gespielt, übernahm nun in weit größerem Maßstabe Rußland, dessen Weltbedeutung auf Schwedens Untergang durch Peter I. begründet war. Neben Rußland schwoll durch dieselben Ursachen Preußen vorerst zu einer deutschen Macht ersten Ranges an."

Krieg mit Rußland.

Friede zu Nystadt.

Dagegen stieg Rußland durch Peter zu seiner die Freiheit Europa's bedrohenden Machtstellung. Nicht mit Unrecht wurde der Frieden von Nystadt, der Schwedens Demüthigung und Rußlands Aufsteigen besiegelte, von allen Völkern des russischen Reiches mit glänzenden Festlichkeiten, namentlich aber von Petersburg gefeiert. Senat und Klerus gaben Peter I. die Titel: der Große, der Kaiser und Vater des Vaterlandes. Seine Macht war so hoch gestiegen, daß er am 16. Februar das Gesetz ergehen lassen konnte, der Kaiser von Rußland habe für alle Zukunft das Recht, nach seinem Gutdünken seinen Nachfolger zu ernennen, diese Wahl zu widerrufen und eine neue zu machen und alle Unterthanen haben diese Wahl anzuerkennen, wollen sie nicht als Hochverräther bestraft werden.

Peter der Große.

---

*) Ghillany, Manuel diplomatique, I. 123—35.
**) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. I. 574.

Dieses merkwürdige Thronfolgegesetz lautet wie folgt: Thronfolgegesetz.

„Wir Petrus I., Kaiser und Selbstherrscher von allen Reussen ꝛc., thun kund ꝛc. Es ist Jedermann bekannt, von welcher absolonitischen Bosheit Unser Sohn Alexius eingenommen gewesen, und daß sein Vorhaben nicht durch seine Reue, sondern durch eine besondere Gnade Gottes gegen Unser gesammtes Vaterland unterbrochen worden, wie solches aus dem desfalls publicirten Manifest zur Genüge zu ersehen ist. Dieses hat nun bei ihm keinen andern Ursprung gehabt, als die alte Gewohnheit, daß man dem ältesten Sohn die Thronfolge zuwendet, und weil er anbei der einzige männlichen Geschlechts von unserer Familie dazumal war, so hat er deßwegen auf keine väterliche Zucht achten wollen. Nun wissen wir nicht, aus welchen Ursachen diese böse Gewohnheit so festgesetzt worden. Denn wir sehen ja nicht allein unter Menschen, daß verständige Eltern hierin eine Aenderung getroffen haben, sondern wir finden auch dergleichen Exempel in der heiligen Schrift selbst, als da Isaaks Ehefrau bei ihrem schon alten Mann bewirkte, daß der jüngste Sohn die Erbfolge bekam, worauf auch, welches mehr zu verwundern ist, der göttliche Segen erfolgte. Ferner finden wir auch ein Beispiel hievon unter unseren Vorfahren, nämlich unter dem Großfürsten Iwan Wasilewitsch, seligsten und ruhmwürdigsten Gedächtnisses, welcher gewiß nicht allein dem Namen nach, sondern auch in der That groß gewesen, indem er unser Vaterland, welches durch die Theilung der Kinder Wladimirs zergliedert worden, wieder zusammengebracht und befestigt hat. Dieser hat in der Thronfolge nicht auf die Erstgeburt gesehen, sondern selbige nach seinem Willen eingerichtet und zweimal darin Aenderung getroffen, um sich einen tüchtigen Nachfolger in der Regierung zu erwählen, der das wieder zusammengebrachte und befestigte Vaterland nicht wiederum zerfallen lassen möchte. Denn erstlich ernannte er, mit Uebergehung seiner Söhne, seinen Enkel zum Nachfolger, sodann aber verwarf er diesen wieder und ertheilte seinem Sohne die Thronfolge. Andere dergleichen Exempel finden sich zur Genüge, wir übergehen dieselben der Kürze wegen hier, werden sie aber künftig im Druck besonders publiciren lassen. Da Wir nun in eben dieser Absicht im vergangenen 1714. Jahre aus Rücksicht auf unsere Unterthanen, damit deren Privathäuser nicht etwa durch unwürdige Erben zu Grunde gerichtet werden möchten, den Befehl haben ergehen lassen, daß nur Ein Sohn die unbeweglichen Güter erben solle, und es dabei dem Willen der Eltern anheimgestellt, welchem von ihren Söhnen sie die Erbschaft in Ansehung ihrer Würdigkeit zuwenden wollten, ob auch gleich die Wahl, mit Uebergehung der älteren, auf den jüngsten fallen sollte, wenn sie selbigen dafür ansehen, daß er sein Erbtheil nicht verludern werde: so sind Wir ja um so mehr verpflichtet, darauf zu sehen, daß Unser Reich, welches durch Gottes Hilfe, wie Jedermann in die Augen leuchtet, anjetzo viel weiter ausgebreitet ist, unversehrt erhalten werde. Derohalben haben Wir für gut befunden, durch gegenwärtige Verordnung festzustellen, daß es jederzeit in des regierenden Landesherrn Willkühr stehen soll, nicht allein die Thronfolge, wem er will, zuzuwenden, sondern auch den bereits ernannten Thronfolger, wenn er einige Untauglichkeit an ihm bemerkt, wieder zu verändern, damit Unsere Kinder und Nachkommen dadurch im Zaum gehalten und abgeschreckt werden, in dergleichen Gottlosigkeiten zu verfallen."

Für die Weite und Gefährlichkeit der Entwürfe Peters wird sein Testament angeführt, welches anhebt mit einer Einleitung, wornach die Vorsehung das russische Volk zur Oberherrschaft über Europa bestimmt hat, denn die Völker dieses Welttheils befänden sich größtentheils in einem Zustand der Altersschwäche, könnten also leicht von einem jungen frischen Volke unterjocht werden, sobald dieses all seine Kraft erlangt habe. Von Zeit zu Zeit sende die Vorsehung solche neue Völker wie befruchtende Ueberschwemmungen. So sei auch Rußland bestimmt, das Peters I. Testament.

verarmte Europa zu befruchten: er (Peter) habe Rußland als einen Bach gefunden, und hinterlasse es als einen Strom, unter seinen Nachfolgern müsse es zum Meere heranwachsen. Deßhalb hinterlasse er, wie Moses dem jüdischen Volk seine Gesetztafeln, für seine Nachfolger die nach beschriebenen Regeln der Politik: 1. „die Nation muß in einem beständigen Kriegszustande sein, um den Soldaten kriegerisch und in Athem zu erhalten. Keine Ruhe, als um die Finanzen des Staates zu verbessern, die Armee zu rekrutiren und den günstigen Augenblick zum Angriffe abzuwarten. So dient der Friede dem Kriege, und der Krieg dem Frieden in dem Interesse der Vergrößerung und des zunehmenden Wohlstandes Rußlands. 2. Durch alle möglichen Mittel sind aus den gebildetsten Völkern Europas Heerführer im Kriege und Gelehrte im Frieden herbeizurufen, um die russische Nation der Vorzüge anderer Länder theilhaftig zu machen, ohne daß sie von ihren Etwas verliert. 3. Es ist bei jeder Gelegenheit an den Fragen und Zwistigkeiten Europas theilzunehmen, besonders an denen Deutschlands, welches näher gelegen, vom directesten Interesse ist. 4. Polen muß getheilt werden, indem man Verwirrung und beständige Eifersucht darin unterhält; die Gewalten müssen durch Gold gewonnen, die Reichstage bestochen werden, um auf die Wahl der Könige einzuwirken; man muß sich daselbst eine Partei erwerben, russische Truppen hineinschicken und so lange daselbst verweilen lassen, bis sie Gelegenheit finden, ganz da zu bleiben. Machen die benachbarten Mächte Schwierigkeiten, so muß man sie für den Augenblick zufriedenstellen, indem man das Land zerstückelt, bis man das, was man weggegeben hat, wieder zurücknehmen kann. 5. Man muß Schweden so viel als möglich wegnehmen und sich von demselben angreifen lassen, um einen Vorwand zu seiner Unterjochung zu haben. Zu diesem Zwecke muß man es von Dänemark, und Dänemark von Schweden trennen, und ihre Rivalität sorgfältig unterhalten. 6. Die Gemahlinen der russischen Prinzen sind stets aus den deutschen Prinzessinen zu nehmen, um die Familienverbindungen zu vermehren, die Interessen zu nähern, und so Deutschland von selbst mit unserer Sache zu verbinden, indem man unsern Einfluß daselbst vermehrt. 7. Man muß vorzugsweise das Bündniß mit England für den Handel suchen, da dieses die Macht ist, welche unserer am meisten für ihre Marine bedarf, und der Entwickelung der unserigen am nützlichsten sein kann; man muß Holz und andere Producte gegen sein Geld austauschen und unter seinen Kaufleuten, Matrosen und den unsrigen beständige Verbindungen unterhalten. 8. Sich ohne Aufenthalt nach Norden, das baltische Meer, und gegen Süden hin, das schwarze entlang, ausbreiten. 9. Sich so weit als möglich Constantinopel und Indien nähern. Wer hier dereinst regiert, ist der wahre Herrscher der Welt. Deßhalb muß man beständige Kriege, bald mit der Türkei, bald mit Persien erregen, Werften und Stapelplätze am schwarzen Meere anlegen, sich allmählich dieses Meeres, sowie des baltischen, bemächtigen, was ein doppelt nothwendiger Punkt für das Gelingen des Planes ist; den Verfall Persiens beschleunigen; in den persischen Meerbusen dringen; womöglich durch Syrien den alten Handel mit der Levante wieder herstellen, und in die beiden Indien eindringen, welche die Magazine der Welt sind. Ist man erst hier, so kann man das Gold Englands entbehren. 10. Ferner sorgfältig die Verbindung mit Oesterreich suchen und unterhalten; scheinbar seine Absichten auf eine dereinstige Herrschaft über Deutschland unterstützen, und unter der Hand die Eifersucht der Fürsten erwecken. Ebenso muß man die Einen oder die Andern dahin bringen, daß sie bei Rußland Hilfe suchen, und muß eine Art Protection über das Land ausüben, welche die künftige Herrschaft vorbereitet. 11. Das Haus Oesterreich dafür interessiren, daß der Türke aus Europa verjagt wird, und seine Eifersucht, wenn Constantinopel erobert ist,

neutralisiren, indem man entweder die alten Staaten Europas zu einem Kriege gegen dasselbe aufreizt oder ihm einen Theil der Eroberungen abtritt, um ihm denselben später wieder abzunehmen. 12. Alle durch Spaltungen getrennten Griechen, die in Ungarn, der Türkei oder im südlichen Polen verbreitet sind, um sich versammeln, sich zum Mittelpunkte, zur Stütze derselben machen, und im Voraus durch eine Art priesterlicher Suprematie eine universelle Vorherrschaft gründen. 13. Ist Schweden unser, Persien besiegt, Polen unterjocht, die Türkei erobert, sind unsere Heere vereinigt, das schwarze und das baltische Meer von unsern Schiffen bewacht: so muß man einzeln und insgeheim erst dem Hofe von Versailles, dann dem von Wien den Antrag machen, die Universalmonarchie mit ihnen zu theilen. Nimmt einer von beiden den Vorschlag an, was unfehlbar ist, wenn man ihrem Ehrgeize und ihrer Eigenliebe schmeichelt, so bediene man sich des einen, um den andern zu vernichten; dann vernichte man auch den übrig bleibenden, indem man mit ihm einen Kampf beginnt, der nicht zweifelhaft bleiben kann, da Rußland alsdann schon als Eigenthum den Orient und einen großen Theil Europas besitzt. 14. Falls, was nicht wahrscheinlich ist, Beide das Anerbieten Rußlands ausschlagen, so muß man dieselben gegen einander aufhetzen, und bewirken, daß sie sich gegenseitig aufreiben. Benutzt Rußland dann den entscheidenden Augenblick, so schickt es seine im voraus versammelten Truppen nach Deutschland, während zwei beträchtliche Flotten, die eine auf dem asowschen Meere, die andere aus dem Hafen von Archangel, mit asiatischen Horden beladen, unter dem Geleit der armirten Flotten des schwarzen und baltischen Meeres auslaufen." —

„Auf dem mittelländischen Meere und dem Ocean vorrückend, überschwemmen sie dann von der einen Seite Frankreich, während Deutschland von der andern bedrängt wird; und sind diese beiden Landstriche besiegt, so wird das übrige Europa leicht, ohne Schwertstreich, unter das Joch kommen. So kann und muß Europa unterjocht werden."

Es wird von Peter erzählt, er habe seine Tochter Anna an ihrem Verlobungstage in das politische System Rußlands eingeweiht. Der Chevalier d'Eon de Beaumont, welcher der Vertraute der Kaiserin Elisabeth war, soll dieses Aktenstück Ludwig XV. und dem Abbé Bernis mitgetheilt haben. Gewiß ist, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts traute man am französischen Hofe den Russen derartige Pläne zu. Man wendet allerdings ein, daß Peter, bei welchem Alles stoßweise ging, nicht der Mann gewesen sei, einen solchen Plan ruhig abzufassen, daß er nicht französisch, sondern nur russisch oder holländisch schrieb. Allein es fehlte in seiner Nähe nicht an Leuten, die solche Entwürfe abfassen konnten, und wenn es auch nicht dem Buchstaben nach von Peter ist, so ist das Testament doch dem Geiste nach von ihm: es enthält den Schlüssel zur russischen Politik von Peter an und in sofern kann man es ächt nennen. Zuerst veröffentlichte es Lesur *) 1812 zu Paris. Dagegen wurde von Berkholz die Vermuthung aufgestellt, Napoleon I. habe, um seinen Kampf gegen Rußland zu rechtfertigen, dieses Testament gemacht, wofür der von Napoleon oft wiederholte Satz spricht, daß Rußland die Freiheit des Abendlands bedrohe, wenn es im Besitz von Constantinopel sei **). Als ächt ist dieses Testament in den Denkwürdigkeiten des Ritters von Eon hingestellt, eines Mannes, der in der französischen Revolution für seine Grundsätze Opfer zu bringen

---

*) Des progrés de la puissance russe, dépuis son origine jusqu'au commencement du XIX. siècle — par M. Lesur.

**) Berkholz, Napoléon I. autour du testament de Pierre le Grand. Bruxelles 1863.

wußte *). Corréard **) will, das Testament sei 1710 von Peter nach de Schlacht bei Pultawa entworfen, 1722 nach dem Frieden von Nystadt umgearbeit worden und habe seine jetzige Form durch den Kanzler Ostermann erhalte Chodzko ***) läßt es 1709 entstehen und 1724 umgearbeitet werden. Die Uebe einstimmung von Peters Testament mit dem Gange der gesammten russisch Politik bis auf unsere Tage suchte eine gewandte Feder in der „Deutschen Rev der Gegenwart" nachzuweisen †).

Die letzten Jahre Peters I. sind besonders reich an Bestimmungen z Ordnung des Reiches, sie streben alle auf zwei Ziele los: 1. die Gewalt d Selbstherrschers aller Reussen über alle Gebiete des staatlichen Lebens u beschränkt zu machen und 2. Rußland in das politische, industrielle und socia Leben der westeuropäischen Staaten einzuführen ††).

Der Staat.

Zunächst kam hier die Kirche in Betracht. Zu einem englischen Schriftstelle der ihn mit Ludwig XIV. verglich, sagte Peter: „Die Zusammenstellung i nicht gerecht, Ludwig XIV. ist in mancher Hinsicht viel größer als ich; allei was ich mehr geleistet habe, denn er, und in was ich ihm bei weitem überlege bin, ist, daß ich meine Geistlichkeit zur Ruhe und zum Gehorsam bringen konnt während er sich durch die seinige beherrschen ließ †††)." Ein selbständiger Klern hatte in seinem System keinen Platz.

Kirche.

Als Patriarch Adrian, das Blutgericht über die Strelizen zu mildern unte Vorantragung des Muttergottesbildes von Wladimir in den Palast des Czare kam, wies ihn dieser rauh ab: „Was soll mir das Bild, bring es wieder an seine Ort! Gott und die Gottesgebärerin verehre ich vielleicht mehr als du. Aber fü den besten Ausdruck meiner Frömmigkeit halte ich die Pflichterfüllung gegen mei Volk und die Rache, die ich zu dessen Besten an den Störern der öffentliche Ruhe nehme." 1699 erhielt Adrian den Neujahrskuß vom Czaren nicht mehr, an Palmsonntag hielt ihm der Czar den Steigbügel nicht mehr und leitete sein Pferd nicht mehr am Zügel. Als 1700 Patriarch Adrian starb, wurde kein neue geistliches Oberhaupt gewählt, es fehle dem Czaren zur Besetzung dieser erste Würde der Kirche die nöthige Seelenruhe. Ein Verweser des Patriarchats wurde von ihm ernannt, der aber Nichts selbständig bestimmen, sondern mit andern Bischöfen vorher berathen und dann den Czaren um Genehmigung bitten mußte d. h. der Czar war Patriarch. Als 1721 die Geistlichkeit um Einsetzung eines Patriarchen bat, schlug Peter unwillig an die Brust, mit den Worten: „Da ist euer Patriarch." Dagegen errichtete er am 25. Februar 1721 den hochheiligen

Patriarchat.

*) Mémoires du chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille et d'après les matériaux authentiques déposés aux archives des affaires étrangères, par Fréderic Gaillardet, auteur de la Tour de Nesle. (Par. 1836.)

**) Carte des agrandissements de la Russie, depuis Pierre I. jusqu'a nos jours, publiée par M. J. Corréard en 1834.

***) La Pologne historique, littéraire, monumentale et illustrée par Léonard Chodzko. Paris 1839.

†) Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Leipzig 1872. Sechstes Heft.

††) Vergl. Rußland und die katholische Kirche in Polen, von Josef Alexander Freiherr von Helfert. Wien 1867, S. 180.

†††) Helfert, l. c. S. 129.

Synod *), eine Behörde, die im Geistlichen das sein sollte, was der Senat im Weltlichen. In gemischten Angelegenheiten muß der Synod mit dem Senat berathen. Jedes Mitglied des Synods schwört, ein treuer und gehorsamer Diener und Unterthan seines natürlichen und wahrhaften Oberherrn zu sein, und bekennt, daß der Kaiser aller Reussen der höchste Richter in geistlichen Angelegenheiten ist. Nach dem Willen des Kaisers hat der Synod den Religionsunterricht zu leiten, die christlichen Lehrer zu prüfen und das geistliche Vermögen zu verwalten. Die Mitglieder, geistliche wie weltliche, wählt der Kaiser. Das geistliche Reglement, welches der Synod alsbald erließ, ist ein Beweis, wie tief die russische Kirche damals gesunken war. Es dringt darauf, daß die Candidaten für den geistlichen Stand die Bücher vom christlichen Glauben und Gesetz wenigstens auswendig wissen. Es fordert, daß die Priester von den Beichtkindern kein Geld erpressen und sich nicht mit ihnen zanken, daß der Beichtvater, wenn er ein böses Verfahren gegen die Ehre und das Leben des Kaisers oder dessen Familie bemerkt, alsbald bei der Behörde Anzeige macht. Es ordnet die Führung von Tauf- und Sterbbüchern an; es fordert, daß Niemand unter 30 Jahren zum Mönch angenommen werden dürfe, daß man keinen Kriegsmann, keinen fremden Bauern annehme, wenn derselbe nicht einen Freiheitsbrief habe, daß man keinen Mann annehme, der in Schulden stehe. Viermal im Jahre soll jeder Mönch beichten und kommuniziren. Essen, Trinken und Kleidung sollen alle Mönche gleich haben, denn sonst würde sich ein jeder aufs Stehlen verlegen. Die Mönche sollen nicht bloß lesen können, sondern auch verstehen, was sie gelesen. Welch ein Abstand vom Mönchthum des Abendlandes, welches die Schätze des classischen Alterthums gerettet, die Kunst, den Ackerbau der alten Welt erhalten, Geschichte geschrieben, Dichtung und alle geistigen Interessen gepflegt! Und wie verurtheilt der Czar diese armen Mönche nicht selber wieder zum geistigen Tod, wenn er verordnet: „Bei harter Leibesstrafe darf ein Mönch in seiner Zelle ohne besondere Erlaubniß seiner Vorgesetzten durchaus keine Schreiben, Aufsätze oder Auszüge von Büchern abfassen. Auch darf er ohne ausdrückliche Begünstigung keine Briefe annehmen, noch laut geistlichem und weltlichem Recht Tinte und Papier in seiner Zelle halten, diejenigen ausgenommen, welchen solches zum allgemeinen geistigen Nutzen von ihren Vorgesetzten erlaubt wird. Hierauf muß bei den Mönchen sehr fleißig Acht gegeben werden, weil Nichts ihr stilles Leben so sehr unterbricht, als ihre unnützen und thörichten Schreiben."

Synod. Reglement. Mönche.

Die Gesammtzahl der Mönchs- und Nonnenklöster wurde damals auf 780 geschätzt. Sehr hart waren die Gesetze gegen die Altgläubigen (Raskolniki). Jeder Candidat des geistlichen Standes mußte vor der Weihe schwören, daß, wie er einem Altgläubigen auf der Spur sei, er sogleich seinem Bischof Anzeige machen wolle. Ein Altgläubiger war von allem Staasdienst ausgeschlossen, mußte doppelte Abgaben zahlen, durfte vor Gericht kein Zeugniß ablegen, und ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit seinen Wohnsitz nicht verlassen.

Raskolniki.

Allen Ausländern war völlige Freiheit der Religionsübung gesichert. Hinsichtlich der katholischen Kirche meint Theiner, Peter habe aufrichtig und beharrlich die Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen gewünscht. Allerdings geschahen auch Schritte und sind noch Urkunden vorhanden, die auf ein solches Streben könnten schließen lassen. Peter stellte 1698 an die Jesuiten in Wien die Zumuthung, einen ähnlichen Orden für die russische Kirche zu schaffen. 1719

Katholicismus.

*) Vergl. über das Folgende Herrmann, Geschichte des russischen Staates, B. IV. S. 343—467.

aber zwang er alle Jesuiten Rußland zu verlassen, 1724 alle Capuciner, 170 hieb Peter in Polock, in der katholischen Kirche eigenmächtig einen Mönch nieder ließ den Superior henken und das Kloster verbrennen. Er ließ dem Papst versprechen den Katholiken Freiheiten zu gewähren nach dem schwedischen Krieg, aber er wünscht damit nur, daß der Papst die Polen günstig stimme. Seine wahre Gesinnun zeigte sich darin, daß er die schmutzigsten Schriften gegen Papst und Kirche au dem Holländischen übersetzen, und daß er den Papst während der Feste in de Butterwoche in einem Aufzug verhöhnen ließ. Peter stellte einen eigenen Sauf papst mit 2000 fl. Gehalt an und er erlaubte ihm so viel Bier und Branntwein als er zu trinken vermochte. Wenn er gewählt wurde, öffnete und schloß der Cza selber das Conclave. Die Cardinäle saßen auf Nachtstühlen und sagten einande die schmutzigsten Dinge zu und ritten dann im Zug, worunter Bären und Schwein waren, auf gesattelten Ochsen. Es galt offenbar das Patriarchat wie das Papst thum als nichtswürdig hinzustellen. Bei einem solchen Papstfest trank Peter so viel daß er den Grund zu seinem Tod legte. Die Katholiken gaben ihm keinen Grun zu dieser Verhöhnung ihres Glaubens, am allerwenigsten die Päpste, sie haben im Gegentheil durch Bekämpfung des Islam Rußland schützen helfen. Auf viele Ur kunden sich stützend fragt Theiner: „Wollten die Päpste sich in die russischen Angelegen heiten einmischen, oder über den russischen Thron verfügen? Die Verläumdun kann Alles sagen und hat es gesagt; die menschliche Bosheit kann Alles wiederhole und hat es wiederholt und die Unwissenheit kann Alles glauben und hat e geglaubt. Indeß haben die Päpste von den Kaisern nie etwas Anderes, als fü die Katholiken das Recht verlangt, ihr Bekenntniß frei üben zu können. Wei entfernt das gesetzliche Ansehen der Fürsten zu mindern, freut sich der heilig Stuhl und ist stolz darauf, wenn ihre Macht und ihre Größe innerhalb de Schranken des Rechtes wächst. Allerdings wünscht die Kirche die Vereinigun Rußlands mit ihr, und hätte es sich vereinigt, es hätte Jahrhunderte früher scho einen hohen Grad von Civilisation erreicht, und seine Größe würde in einem reinern und wahrhaftern Ruhme strahlen“ *).

Und wie Peter die Macht und Wirksamkeit der Geistlichen beschnitt, s
Adel. auch die des Adels, dem er keine Vorrechte im Staatsdienst mehr gestattete, auße daß er zu den öffentlichen Hofversammlungen Zutritt hatte. Während der Edelman vom ältesten Adel Titel und Rang verlor, sobald ihn eine Strafe entehrt hatte hatte jeder Bürgerliche die Möglichkeit, durch den Staatsdienst die Rechte des Adel zu erwerben. Jeder Soldat, der zum Grad eines Oberofficiers gelangt, erwirbt
Tschin. dadurch den erblichen Adel. Alle Militär-, Hof- und Civilbeamten sind in 14 Classen eingetheilt: die 8. Classe im Civildienst verleiht gleichfalls den erblichen Adel. Die Kinder adeliger Familien erlangen jedoch nicht eher das Recht unbewegliches Eigenthum zu besitzen, als bis sie 7 Jahre im Militär oder 10 Jahre im Civil gedient haben. Der Czar verlangt vom Edelmann Bildung und Staatsgeist, sonst bleibt er bis in sein hohes Alter unmündig. Aus England zog Peter den Grundsatz, daß für den Adel das Erbrecht nach der Erstgeburt gelten soll, er wollte der Zerstückelung des Vermögens entgegenarbeiten. Solch ein Erbgut sollte kein Edelmann verkaufen können. Dagegen sollten die jüngern Söhne die falsche Scham ablegen und sich mit bürgerlichen Gewerben oder mit Künsten beschäftigen.

*) Monuments historiques relatifs aux règnes d'Aléxis Michailovitsch, Féodor III et Pierre le Grand, Czars de Russie. Extraits des archives du Vatican et de Naples par Augustin Theiner. Rom 1859. Préface p. VII

Mittelstand.

Den Mittelstand hat Peter eigentlich geschaffen. Banquiers, Großhändler, Aerzte, Gold- und Silberarbeiter, Maler, Krämer, Gewerbsleute erhielten ihre eigene Gerichtsverfassung und das Recht, unbewegliches Vermögen in der Stadt zu besitzen und Handel zu treiben, sie wählten sich ihre Obrigkeiten selbst und waren in Gilden getheilt.

Bauern.

Die Bauern hingegen blieben an den Boden geheftet durch die Einführung der Volkszählung. Ohne Erlaubniß des Gutsbesitzers durften sich die Bauern bei keinem andern Herrn vermiethen, doch konnte sich ein leibeigener Bauer, der ein Gewerbe erlernt hatte, für 50 Rubel loskaufen.

Gesetze.

Für Civil- und Criminalgesetzgebung wünschte Peter auf Grundlage des schwedischen Gesetzes ein ganz neues Gesetzbuch zu schaffen, doch kam es nicht dazu, es erschienen bloß viele Ukase, welche die Strafen verschärften, übrigens dieselbe nur auf die Person des Schuldigen, nicht auf seine Verwandten erstreckten. Wer die Waffen gegen den Czar ergriff, wurde geviertheilt, wer Gott lästerte, zu Tod gemartert, wer Brand stiftete, wurde verbrannt. Die Ehescheidung wurde erleichtert, die Folter blieb in Anwendung. Jeder sollte von Personen seines Standes gerichtet werden. In der Staatsverwaltung suchte Peter den bisherigen Mißbräuchen zu steuern. Der Herrscher galt als die Quelle aller Gesetze und Anordnungen, sie wurden von ihm selbst oder auf seinen Auftrag vom Senat erlassen.

Senat.

Der Senat hatte die oberste Aufsicht über den Vollzug der Gesetze, die oberste gerichtliche Gewalt, die Untersuchung neuer Maßregeln zur innern Einrichtung des Staates, die Entscheidung über Fragen der Gesetzgebung, das Recht Rangstufen zu ertheilen und in den Adelstand zu erheben *). Peter errichtete den Senat 1711. Mitglieder desselben waren alle Präsidenten der Collegien und andere, vom Kaiser ernannte Personen. Alle Senatoren hatten den Rang geheimer Räthe, alle vom Senat ausgehende Ukase hatten Gesetzeskraft, wenn der Kaiser sie nicht ausdrücklich aufhob. Den Vorsitz des Senats hatte der Generalprocurator; wenn er der Meinung des Senates nicht zustimmte, so mußte die Entscheidung des Kaisers eingeholt werden. Sonst war zu allen Entscheidungen Einstimmigkeit aller Senatoren erfordert.

Collegien.

Die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung wurden durch Collegien besorgt, welche in allen wichtigen Angelegenheiten ihr Gutachten abgaben, deren Räthe und Beisitzer vom Senat, deren Präsidenten und Vicepräsidenten vom Kaiser ernannt wurden. Ihre Mitglieder erschienen im Senat, um persönlich auf Verlangen Auskunft zu geben oder dieselbe zu erbitten. Alle Gouverneure und Woiwoden waren von den Collegien abhängig. Die Zahl der Collegien waren zehn. Das der auswärtigen Angelegenheiten führte alle Unterhandlungen mit den auswärtigen Reichen und ihren Gesandten und fertigte die Pässe ins Ausland aus. Das Kriegscollegium verwaltete alle Angelegenheiten des Landheeres, mit Ausnahme der gerichtlichen, und schlug die Ernennungen bis zum Obersten vor. Das Admiralitätscollegium verwaltete die höchsten und richterlichen Angelegenheiten der Flotte. Das Kammercollegium beschäftigte sich mit den Einkünften, das Staatscollegium mit den Ausgaben des Staates, das Justizcollegium mit den criminal- und civilrechtlichen Sachen und den Grenzstreitigkeiten. Das Gütercollegium mit der Verwaltung der Erb- und Dienstgüter. Das Commercecollegium mußte Sorge tragen für ungehinderten Verkehr, für Seehandel und die Angelegenheiten der Kaufmannschaft. Das Manufacturcollegium arbeitete an Hebung russischen Gewerbfleißes. Das Bergcollegium wachte über Aufsuchung und Bearbeitung der Metalle. Ein Oberfiscal überwachte die Vollstreckung der Gesetze im ganzen Reich, ein Generalrequetenmeister übernahm Bitten und Klagen und legte sie dem Kaiser vor

*) So definirt ihn Ustrialow. II. S. 97.

oder dem Senate. Daneben gab es noch Behörden, die den Collegien gleich standen, wie das Medicinalcollegium, welches für die Gesundheit der Unterthanen Sorge zu tragen, Apotheken und Krankenhäuser zu untersuchen und die Erlaubniß zur Ausübung der Heilkunst zu ertheilen hatte; wie der Hauptmagistrat, welcher für Einführung von Magistraten in allen Städten zu sorgen und Todesurtheile, die von städtischen Magistraten gefällt wurden, zu bestätigen hatte.

1719 theilte Peter das ganze Reich in zehn Gouvernements und 43 Provinzen. Jene wurden von Gouverneuren, diese von Wojwoden verwaltet. Das Monopolsystem gab Peter im Wesentlichen auf. Die Kopfsteuer gab den Hauptbetrag, 4,290,000 Rubel, die Zölle 1,200,000, die Branntweinsteuer 950,000, die Salzsteuer 3,962,000. Das ganze Einkommen betrug 10,186,000 Rubel. Das Landheer kostete 4,100,000, die Flotte 1,500,000. Die Erhebung der Steuern wurde geordnet und vereinfacht. Peter hinterließ keine Schulden. Das Heer zählte 180,000 Mann, die Flotte, welche zum Erstaunen Europas rasch sich gehoben hatte, zählte, als Peter starb, 48 Linienschiffe, 800 kleine Kriegsfahrzeuge mit 28,000 Mann Besatzung. In der Flotte nahm sich Peter die Holländer zum Muster. An die Stelle des unordentlichen Aufgebots früherer Zeit trat jetzt das regelmäßige Heer. Alle zur Kopfsteuer Angeschriebenen waren zum Kriegsdienst verpflichtet. Je 50 und unter Umständen auch je 20 Höfe stellten einen Rekruten, je 280 Kaufleute einen Rekruten, der sich aber für 100 Rubel loskaufen konnte. Den Officieren wurde menschliche Behandlung der Soldaten anempfohlen. Wer in der Schlacht sich feig zeigte, wurde gehenkt, wenn die vorderen Reihen flohen, mußten die hintern auf sie anlegen. Um den Russen das Schreien beim Beginn der Schlacht abzugewöhnen, befahl der Czar, wenn dies geschehe, den 10. Mann mit dem Tod zu bestrafen. Nach Peters Ansicht war das Hauptgeschäft des Adels der Krieg. Eifer für den Soldatenstand wußte er mit Orden, Titeln und Gütern zu belohnen.

Steuern. Heer. Flotte.

Viele der Verordnungen Peters sind rein aus dem Holländischen oder Schwedischen abgeschrieben. Sein Petersburg sollte ein anderes Amsterdam werden. In den Verordnungen über den Bau der Häuser denkt man unwillkührlich an das Vorbild in Hollend. Holländisch sind die Verordnungen über das Medicinalwesen. Zur Vermehrung der Industrie zog Peter Jacobiten, Hugenotten, namentlich aber Deutsche ins Land. Holländerinen mußten die Bereitung der Butter, das Spinnen lehren. Schwedische Gefangene wurden namentlich in den entfernteren Provinzen verwendet, wohin Deutsche und Holländer nicht gehen wollten. Russen wurden vielfach ins Ausland geschickt, um dort Manufacturen und Fabriken kennen zu lernen. Bald führte Rußland Leinwand, Segeltuch, Leder und Tücher aus. Mit dem Handel stieg der Verkehr. Peter legte eine Menge neuer Wege und Posthöfe an, er wollte viele Canäle bauen, nur zwei gelangen, der Ladoga-Canal und der Wyschnei-Wolozkische.

Industrie.

Schulen wurden viele errichtet. Drei Bücher, „die Hauptsätze des christlichen Glaubens,“ „die auserlesenen Reden heil. Männer,“ dann „von den Pflichten aller Menschen“ mußten in jeder Kirche, jedes viermal des Jahres, vorgelesen werden. Elementarschulen wurden viele errichtet, insbesondere in den Städten. Die Beamten mußten ihre Kinder vom 10. bis zum 15. Jahre in die Schule geben; diese durften nicht heirathen, wenn sie nicht das Lesen gelernt oder ein Handwerk verstanden. Für den Adel wurden namentlich Kriegsschulen errichtet. Leibnitz entwarf den Plan zu einer Akademie 1716. Peter wies zu ihrer Gründung 200,000 und zu ihrer Erhaltung 24,000 Rubel an. Diese Akademie sollte den geistigen Verkehr vermitteln mit dem Ausland, die Hebung der Wissenschaft im Reich leiten und ihre Anwendung auf das praktische Leben vermitteln. Sie sollte aus zwölf Mitgliedern bestehen, einem Secretär, einem Bibliothekar, vier Dolmetschern, zwölf

Schulen. Akademie.

Zöglingen. Jedes Mitglied sollte ein Lehrbuch seines Faches abfassen und täglich eine Stunde Vorlesung halten und einen Zögling zu seinem Nachfolger heranbilden. Erst unter Katharina wurde die Akademie errichtet. Ein Befehl erging, alte Münzen, Handschriften, Merkwürdigkeiten einzusenden. Talentvolle Jünglinge wurden ins Ausland geschickt, um sie zu Uebersetzern heranzubilden, andere wurden in die verschiedenen Theile des Reiches geschickt, um Karten und Pläne aufzunehmen. Die Russen sollten von ihren rohen Sitten und Gewohnheiten lassen und sich an die Höflichkeit und geselligen Vergnügungen des Abendlandes gewöhnen. Wohlhabende Leute mußten zu gewissen Zeiten Abendgesellschaften geben, geladene und ungeladene Gäste freundlich empfangen und wenigstens mit Thee bewirthen. Die Jugend mußte tanzen, die Aelteren sich unterreden oder spielen. Jeder Beamte, jeder Officier hatte Zutritt. Der Kaiser besuchte selbst oft unerwartet solche Gesellschaften. Hin und wieder gab der Czar selbst einen Hofball, der durch Trommelschlag in den Straßen angekündigt wurde. Der Czar stand am Eingang des Palastes und musterte die Erscheinenden. Herren und Damen zogen aus Urnen die Nummer, welche anwies, mit wem sie sich diesen Abend zu unterhalten hätten. Die Großfürstinen reichten Erfrischung, Thee, Meth, Bier, Branntwein*). — Leider empörte der Reformator selber durch seine Trunksucht, sein ausschweifendes Leben nur zu oft jedes sittliche Gefühl, und konnte weder als Sohn, noch als Bruder, noch weniger als Gatte und Vater zum Vorbild dienen.

Sitten

1722 im Juli sammelte Peter in Astrachan ein bedeutendes Heer zu einem Feldzuge gegen Persien. Er schlug den Sultan Mahmud Undinisch und nahm die Stadt Derbend. Auf der Heimkehr hielt er in Moskau am 22. December einen Triumphzug. Das war sein letztes großes Unternehmen nach Asien; sonst galt alle seine Thätigkeit nur der inneren Umbildung seines Reiches.

Zug gegen Persien.

Peter suchte Cultur zu verbreiten mit der Hast und Unduldsamkeit eines Barbaren, keine Schranke, kein Herkommen war ihm heilig: er ist der Demokrat auf dem Throne. Sein Eifer für das Nützliche hat oft einen komischen Beigeschmack: wenn er zum Beispiel selber auf der Straße dem nächsten Besten, der ihm mit geschwollenen Backen begegnete, die schlechten Zähne auszog, wenn er schnell bereit einer wassersüchtigen Frau das Wasser abzapfte. Er hämmerte, schmiedete, drechselte in Einem fort. All sein Sinnen war aufs Materielle gerichtet; er rühmte sich, daß er vierzehn Handwerke verstehe; er suchte geschickte Degenschmiede, Bergleute, Stückgießer nach Rußland zu ziehen, er kaufte Naturaliencabinete und anatomische Museen, er stiftete niedere und höhere Schulen, ließ Abc-Bücher und Katechismen drucken, doch blieben Heer und Flotte immer sein Hauptaugenmerk.

Seine Veränderungen verletzten sein gutmüthiges Volk tief. Es leistete, wo es konnte, wenigstens passiven Widerstand. Die Forderung, den Bart zu scheeren, versetzte selber die Weiber in Harnisch; der Czar mußte die Bärte stehen lassen und zufrieden sein, daß er eine Steuer für jeden Bart erheben konnte. Auch das Verbot der altrussischen Tracht und der Befehl, sich englisch zu kleiden, ließ er doch ein englisches Normalkleid an die Thore von Moskau annageln, drang nicht durch. In Astrachan brach deshalb ein Aufstand aus. Peter griff zuweilen mit wilder Energie durch und der englische Gesandte berichtet nicht mit Unrecht, er habe die Moskowiter so niedergedrückt, daß er keine Empörung fürchte, so lange sein Heer

*) La Garde, Fêtes et souvenirs. II. 291 ff.

auf den Beinen sei. Ein Hang zur Grausamkeit bricht hin und wieder bei Pete durch. Nicht zu denken an die Hinrichtung der Strelitzen, sei blos sein Urthei über Miß Makenzie erwähnt. Diese war Ehrendame der Kaiserin, und Pete erfuhr, daß sie in Folge eines verbotenen Liebesverhältnisses mehrere Kinder habe Keine Fürbitte half Etwas: Peter verurtheilte die Makenzie zum Tode, kündigt ihr unter Thränen das Urtheil an, begleitete sie selbst aufs Blutgerüst, umarmt sie zärtlich vor der Hinrichtung und küßte den Kopf, nachdem er gefallen war Man hat Peter hin und wieder mit Karl dem Großen oder anderen edlen Herr schern verglichen, welche ihre Völker auf eine höhere Stufe der Cultur geführ haben. Der Vergleich fällt jedoch sehr zu seinem Nachtheile aus: Karl sah au die Idee, Peter auf das Aeußere, jener ging von sicheren Grundlagen aus, diese wollte auf einmal seinen Russen das abendländische Wesen aufzwingen. Karl sucht nach anstrengenden Arbeiten seine Erholung im Umgange mit Gelehrten, in Be schäftigung mit den Wissenschaften, Peter hingegen in den rohesten und gemeinsten Ausschweifungen, insbesondere im Branntweintrinken. Sehr oft war der ganz Hof betrunken, Gesandte und Damen mußten sich mitberauschen, wochenlang wurde der ganze Hof nicht mehr nüchtern; wer sich weigerte zu trinken, der ward ge zwungen sich toll und voll zu saufen. Der Ton am Hofe war außerordentlich roh nirgends war mehr Scham und Alle benahmen sich wie rasend. Wie roh Peter war, sieht man aus seinem Verhältnisse zu Mentschikow, dem Hephästion des neuen Alexander, der zu den höchsten Würden gelangte, obschon er nie lesen und schreiben lernte, und nur durch die gemeinste Pfiffigkeit und Charakterlosigkeit sich empor arbeitete: seine Bestechlichkeit überstieg alles Maß; wenn er es gar zu arg trieb, prügelte ihn der Czar durch, schlug ihn blutig. Mentschikow ertrug die Schläge geduldig, ja sah sogar einen Beweis der Zuneigung in den Ohrfeigen, die er von heiliger Hand empfing, und übte bald darauf wieder seine dämonische Macht über den Czaren aus. Auch das Verhältniß zu Katharina zeugt von der Roheit Peters. Obschon er sie 1707 geehlicht, 1715 diese Ehe öffentlich anerkannt und ihr am 18. Mai 1724 in Moskau selber die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, so scheint sie ihm doch so wenig Treue bewahrt zu haben, als er ihr. 1714 über raschte er sie mit dem Kammerjunker Mons de la Croix Nachts in einer Laube, prügelte sie, ließ ihren Geliebten und dessen Schwester knuten und zuletzt, angeblich wegen Bestechung, zum Tode verurtheilen. Katharina legte Fürbitte für den Ver urtheilten ein, Peter schlug im Zorn darüber einen kostbaren venetianischen Spiegel zusammen, indem er sprach: „Sieh, es war ein verächtlicher Stoff, das Feuer hat ihn veredelt, er wurde eine Zierde des Palastes — ein Schlag meiner Hand, und er ist in den Staub zurückgekehrt.“ Mit hinreißender Zärtlichkeit erhob Ka tharina die thränenfeuchten Augen zu Peter und sagte: „Ja, Sire, Sie haben den Spiegel zerbrochen, der die Zierde des Palastes war — ist dieser jetzt schöner geworden?“ Diese Worte beruhigten Peter, doch führte er Katharina unmittelbar nach der Hinrichtung unter den Galgen, an dem der Leib ihres Liebhabers hing; die Kaiserin aber sagte ganz ruhig: „Welch ein Jammer, daß unter den Höflingen so viel Bestechlichkeit herrscht!“

Ende Peters I. Peter fühlte sich in der letzten Zeit seines Lebens sehr unglücklich, ihn drückte das Gefühl, er habe umsonst gearbeitet, sein ganzes Werk würde nach seinem Tode zusammenstürzen. Die Bestechlichkeit der Beamten war durch keine noch so furchtbare Strafe auszurotten, ein uneigennütziger Beamter, hieß es, sei so schwer zu finden, als ein vierblätteriges Kleeblatt, und die Großen, die über die Kleinen zu Gericht sitzen, stehlen und betrügen nicht minder, als die

verurtheilten. Es half Nichts, so viel man auch knutete, köpfte und henkte. Selbst Große mußten das Blutgerüst besteigen. Die maßlosen Ausschweifungen hatten Peters Riesenkraft früh erschöpft, er wurde immer melancholischer und wilder, prügelte seine Officiere, sprach nicht mehr mit der Kaiserin, nur Geistliche, Hofnarren und der Arzt waren in seiner Nähe. Ihn drückte das Schicksal des Alexei; er klagte oft, daß er sein eigenes Blut geopfert habe. Am Feste der Epiphanie 1725 erkältete er sich und endete am 8. Februar 1725, ohne eine Verfügung über die Thronfolge zu hinterlassen. Der Ruhm bleibt ihm unbestritten, daß er ganz Rußland umgestaltet, daß er die Grundlage zu Allem gelegt, was in Rußland seither in der Armee, bei der Flotte, in Justiz, in Kunst und Wissenschaft geschehen ist.

Katharina I. (1725—27). Peter II. (1727—30).

Katharina I.

Während Peter I. in den letzten Zügen lag, stritten sich die zwei Parteien, die alt- und neurussische, um die Gewalt. Jene wollte den erst neunjährigen Großfürsten Peter Alexejewitsch auf den Thron bringen und durch ihn das alte Rußland wieder herstellen; diese wollte sich bei der Gewalt erhalten und durch Verfolgung ihrer Gegner sichern. Jene waren sehr zahlreich, aber Mentschikow handelte. Er versammelte die vornehmsten Officiere und einige andere einflußreiche Männer, der Kaiserin ließ man sagen: am Sterbebette nütze sie doch Nichts mehr und die Versammlung könne ohne sie zu keinem Entschluß kommen. Katharina trat unter die Versammelten und erklärte, sie wolle den Prinzen Peter nicht von der Thronfolge ausschließen, sondern sie ihm vielmehr sichern. Geschenke und Versprechungen wurden nicht gespart. Der Erzbischof von Nowogorod *) wurde durch die Aussicht gewonnen, daß ihm alle seinem Stand verloren gegangenen Rechte wieder eingeräumt würden. Er schwor zuerst und hernach die Andern, die Gemahlin Peters auf dem Thron zu erhalten. Auf den anderen Morgen wurden dann die Senatoren, Generäle und Großen berufen. Katharina trat unter sie: sie füge sich dem Willen ihres Gemahls und sei entschlossen die schweren Sorgen der Regierung auf sich zu nehmen, um indessen in dem Großfürsten Peter einen würdigen Kaiser heran zu ziehen. Mentschikow verlangte — natürlich bloß zum Schein — für eine so inhaltsschwere Erklärung eine freie Berathung. Hier wurde nun vorgegeben, Peter habe sein früheres Testament vernichtet, dagegen die Absicht gehabt, die Regierung der Kaiserin zu überlassen, was namentlich der Erzbischof von Nowogorod versicherte. Jetzt rief Mentschikow: Ihr Zeugniß wiegt so viel als alle Testamente, es lebe unsere Monarchin, die

Mentschikow.

*) Büschings Magazin IX, 240. Herrmann, Gesch. d. russischen Staates IV. …–507.

Kaiserin Katharina!" Die altrussische Partei war überrascht und so ward Katharina I. Kaiserin. Die eigentliche Gewalt nahm Mentschikow in die Hand. Schnell gewann er Adel und Militär, unter die Garderegimenter allein wurden 50,000 Rubel vertheilt. Die Regierung Katharinas war also nur eine Fortsetzung der Regierung Peters I. Die Ukase ihres geheimen Rathes wurden vom Senat und Synod als czarische Ukase vollzogen. Diesen geheimen Rath bildeten Mentschikow, Apraxin, Golowkin, Ostermann, Tolstoi, Goliczin. Die da gehofft hatten, die Herrschaft werde milder sein in der Hand einer Frau, sahen sich bitter getäuscht.

Der Erzbischof von Nowogorod ward in seinen Erwartungen schmählich betrogen, als er deßhalb gegen die neue Regierung Front machen wollte, wurde er gestürzt. Er klagte, daß die weltliche Macht den Geistlichen selbst das Beten anbefehle: zwar müsse er für den hingegangenen Peter I. beten, aber er zweifle, daß Gott sein Gebet erhören werde. Nun ward er in Untersuchung gezogen, er habe aus vielen Kirchen Heiligenbilder, Edelsteine und Perlen weggenommen und für sich verwendet, und in ein Kloster an der Dwina verbannt. In ähnlicher Weise wußte Mentschikow auch Andere zu entfernen, die seiner Stellung gefährlich werden konnten, und seine Macht über die Kaiserin war so groß, daß er selbst den Ehrgeiz ihres Schwiegersohns niederzuhalten vermochte. Am 1. Juni 1725 war nämlich der Herzog Karl Friedrich von Holstein mit der 17jährigen Anna Petrowna vermählt worden. Von da an war die Rede von einer holsteinischen Partei.

Katharina war nicht glücklich auf dem Throne. Ein Zeitgenosse schreibt, wie der Kummer über die unglückliche Heirath ihrer Tochter an ihrem Herzen nage: „Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß ihr die schrecklichsten Vorstellungen des Nachts keine Ruhe lassen, und daß sie mit lauten Klagen ihrem Schmerz Luft zu machen sucht. Niemand wagt sich ihrem Palast zu nähern, Niemand darf sich Hoffnung machen, die Kaiserin zu sehen und zu sprechen, die Parteihäupter hassen sich, und Alles ist in der heftigsten Gährung." Nur wen Mentschikow begünstigte, der gelangte in die Nähe des Thrones. Ueber dieses Treiben war natürlich die Unzufriedenheit allgemein. Ein Zeichen desselben ist, daß zwei Betrüger, die sich jeder für den verstorbenen Alexei ausgaben, Anhang finden konnten — sie wurden zuletzt beide gefangen und hingerichtet. Le Fort schreibt: „Von Geschäften ist nicht die Rede, die Fähigsten und Gewiegtesten halten sich ferne, oder legen nur zum Scheine Hand an die Arbeit, Mentschikow ist die oberste Gewalt. Nichts widersteht ihm, ein Jeder beeifert sich seinen ehrgeizigen Gedanken zu huldigen." Der sächsische Gesandte schreibt: „Es sieht wunderlich aus, die Czarin legt die Hände in den Schooß und darf Nichts sagen, Mentschikow ist Alles in Allem und thut, was er will, ohne daß die Czarin nur mucksen darf. Die Russen sind wie aufs Maul geschlagen und haben mehr Furcht vor Mentschikow, als sie vor Peter I. gehabt haben. Aber der Haß gegen ihn, zumal der alten Geschlechter, ist nicht geringer als die Furcht, er hat so viele Feinde, als Haare auf dem Kopf. Nur die Gunst der Czarin schützt ihn, und die Russen schämen sich von diesem Verhältniß zu sprechen, wäre es möglich, sie würde ihn noch heirathen und ihn zum Czaren machen. Die Czarin verlegt sich stark auf den Trunk. Am Morgen

*) Bericht Le Forts bei Herrmann V. 475 ff.

früh schon fragt Mentschikow, was wollen wir trinken? Beliebt Euer Majestät eine Schale Branntwein? Man ist wenig nüchtern, sondern alle Zeit schwindlich und dösig. Inzwischen läßt der Fürst viele Befehle ausfertigen unter dem Namen der Czarin und ohne ihr Wissen." Selbst der Czarewitsch klagte: „Ich muß zum Fürsten gehen, um meinen Bückling zu machen, damit ich auch Etwas werden kann, sein Sohn ist schon Lieutenant und ich bin noch Nichts, ich werde es wohl nie zum Fähndrich bringen" *).

So zeigte sich denn Katharina ihrer hohen Stellung wenig würdig und überstieg der Ehrgeiz Mentschikows alle Schranken. Einmal wollte er Herzog von Kurland werden, als die kurischen Stände auf den 15. Juni 1726 einen Landtag zur Wahl eines Herzogs ausschrieben. Da trat ihm aber ein Mitbewerber entgegen, der selbst das Herz der verwittweten Herzogin Anna gewann, so daß sie gegen das Eheversprechen ihre Unterstützung verhieß. Es war der schöne und heldenmüthige Moritz von Sachsen, der einzige Sohn der berühmten Aurora von Königsmark und Augusts des Starken, eine Heldennatur **), ging er doch als 12jähriger Knabe seiner Mutter durch, um an der Belagerung von Lille theilzunehmen, zeichnete er sich doch bei der Belagerung von Tournay durch seine Tollkühnheit aus. Er kämpfte dann im Kriege seines Vaters gegen Schweden und bekam ein Regiment mit dem Recht, alle Offiziere selber zu wählen, und er wählte lauter entschlossene Leute, das Regiment ward aber auch in einem Gefecht bei Stadlbusch ganz zusammengehauen. Der Name Victoria entschied ihn bei einem Fräulein von Löben, sich mit ihr zu vermählen; die Ehe war nicht glücklich und wurde 1720 wieder gelöst. Im Krieg in Polen vertheidigte er mit 18 Mann ein Gebäude gegen 800 Feinde und entkam zuletzt unter Beweisen einer homerischen Tapferkeit. Der Friede in Deutschland ließ ihn in französische Dienste treten. Der berühmte Folard, mit dem er viel verkehrte, sagte ihm damals schon voraus, er werde einer der größten Feldherren werden. Jetzt kam er auf den Gedanken, sich um die Würde eines Herzogs von Kurland zu bewerben, und die gefeierte Adrienne Lecouvreur, die mit Leidenschaft an ihm hing, verkaufte ihre Diamanten, als sie von seiner Geldbedürftigkeit hörte. Mentschikow kam selber zur Wahl, er drohte Kurland mit 20,000 Mann zu verheeren und die Mitglieder der Regierung nach Sibirien zu schicken, wenn die am 28. Juni auf Moritz gefallene Wahl nicht zu seinen Gunsten geändert werde; er wollte Moritz selber in seiner Wohnung aufheben lassen, dieser aber schlug mit seinen wenigen Dienern die Gegner so entschieden zurück, daß 16 Mann getödtet und 60 verwundet wurden. Anna von Kurland reiste selber nach Petersburg und wußte durch ihre Thränen und Seufzer die Kaiserin zu ihren Gunsten zu stimmen, auch die holsteinische Partei wirkte Mentschikow entgegen, und dieser gab seine Absicht auf Kurland auf, weil er ein höheres Ziel zu verfolgen begann.

Kurland.

Moritz von Sachsen.

In Folge ihrer Ausschweifungen nämlich ging das Leben der Kaiserin rasch seinem Ende entgegen. Mentschikow wollte auch nach ihrem Tode die Gewalt behaupten und seine Tochter dem Czarewitsch vermählen. Während die Großen schon einen Vergleich über die Art der künftigen Regierung geschlossen hatten, ließ am 17. Mai Mentschikow nach dem Tode der Kaiserin ein angebliches Testament von ihr verlesen, kraft dessen einfach Großfürst Peter zum Czaren

Katharina I. †.

Peter II.

*) Herrmann, 486 ff.
**) Weber, Moritz von Sachsen. Leipz. 1863.

von Rußland ernannt war und sich mit einer Tochter des Fürsten Mentschikow vermählen sollte. Der Herzog von Holstein und Anna mußten dasselbe unterzeichnen und Mentschikow nahm alsbald wieder das volle Ansehen als Regent in Anspruch. Der geheime Rath, an dessen Spitze er stand, blieb in seiner vollen Gewalt. Der junge Czar schien Anfangs mehr denn je fügsam.

Mit den Worten: „heute hab ich einen Feldmarschall verloren," überreichte er Mentschikow seine Ernennung zum Generalissimus und verlobte sich am 3. Juni mit dessen älterer Tochter Maria. Seinen Sohn gedachte Mentschikow mit der Schwester des Czaren, mit der Großfürstin Natalie, seine jüngere Tochter mit dem unter seinem Einfluß zu ernennenden Herzog von Kurland zu vermählen. Dem Herzog von Holstein machte er das Leben so sauer, daß dieser beschloß, in seine Heimath zurückzukehren. Vom Vermächtniß für dessen Gemahlin, die Tochter der Kaiserin Katharina, strich Mentschikow eigenmächtig 100,000 Rubel zu seinen Gunsten weg, von den hinterlassenen Juwelen eignete er sich an, was ihm gefiel, die ganze Hofhaltung der kaiserlichen Familie setzte er herunter, dem Czaren warf er statt 700,000 nur 150,000 Rubel aus, seine Habsucht war eben so unersättlich, wie sein Ehrgeiz. „Der frühere Despotismus," schreibt Lefort *), „ist Nichts gegen den jetzigen, keine lebende Seele wagt auch nur zu athmen, Alles zittert vor Mentschikows Macht, er läßt Leute verhaften, nicht weil sie ein Staatsverbrechen begangen haben, sondern blos weil er sie im Verdacht hatte, daß sie gegen seine unumschränkte Herrschaft Etwas einzuwenden haben könnten. Selbst Peter II. soll er gedroht haben, es werde ihm schlecht gehen, wenn er sich dem Willen der verstorbenen Kaiserin nicht unbedingt füge."

Doch der Bogen, allzu gespannt, brach zuletzt. Der junge Czar war eine äußerst leidenschaftliche und eigensinnige Natur. Seine Schwester Natalie, die ihn zärtlich liebte, mochte ihn auf das Mißverhältniß aufmerksam machen; sein Erzieher, Ostermann, war ihm eine treue Stütze und benahm sich so klug, daß ihm Mentschikow Nichts anhaben konnte. Der Czar und seine Schwester machten Gelübde für die Befreiung, bald äußerte jener, er möchte seinen künftigen Schwiegervater weder sehen noch hören und er gedenke sich nicht vor seinem 25. Jahr zu vermählen. — Mentschikow beschleunigte die Katastrophe durch seine Dreistigkeit. Als der Kaiser von einer Stadt seines Reiches ein silbernes Service zum Geschenk bekam und es seiner Schwester schenkte, ließ es Mentschikow von dieser für sich fordern. Da weigerte sich der Czar, wenige Tage darauf, am Geburtstage des Ministers, diesen zu besuchen, und seine Schwester sprang durch das Fenster, um den Verhaßten nicht empfangen zu müssen. Der Czar schrieb an den hohen Rath, kein Befehl in Betreff der Finanzen sei zu beachten, wenn er nicht von ihm, dem Kaiser, unterzeichnet sei, und enthob zugleich Mentschikow seiner Stellung in der Armee. Am 19. Sept. 1727 wurde ihm Hausarrest angekündigt. Mentschikow fiel in Ohnmacht, man mußte ihm zu Ader lassen. Der allgemeine Jubel über den Sturz des Verhaßten war unbeschreiblich. Der Haß der Gekränkten durchbrach von allen Seiten die Schleußen. Man behauptete, er habe vom preußischen Hof eine Anleihe von 10 Millionen verlangt, mit dem Versprechen, das Doppelte zurückzuzahlen, sobald er den Thron bestiegen habe. Die kaiserlichen Kassen waren leer, die seinen gefüllt. Arge Dinge kamen an den Tag, noch ärgere wurden ihm zugemuthet. Auf dem Wege nach seinem Gute Oranienburg bei Moskau in Twer

---

*) Sein Bericht, abgedruckt bei Herrmann, V. 509.

wurde er plötzlich an Händen und Füßen gefesselt und ihm angekündigt, daß er nach Beresow, einer Stadt in Sibirien, verbannt sei.

Daß ein tüchtiger Stoff in ihm sei, bewies Mentschikow durch die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher er diesen Sturz von schwindelnder Höhe in die Tiefe des Elends ertrug. Er murrte nie über sein Loos. Seine brave Frau wurde wahnsinnig und starb auf der Reise. Der Anblick seiner Töchter, die bisher wie Fürstinen, jetzt als gemeine Mägde gekleidet, alle Entbehrungen tragen und die armseligste Kost sich selbst zubereiten mußten, zerriß ihm das Herz; doch fand er Trost und Fassung, indem er sich in den Willen Gottes ergab. Von den zehn Rubeln, die ihm für den Tag angewiesen waren, zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, ersparte er sich so viel, daß er den Bau einer Kirche beginnen konnte — er selber arbeitete dafür, die Axt in der Hand. Deshalb sagt der Russe Bantich-Kamenski in seiner Geschichte des Zeitalters Peters des Großen: „Mentschikow als Held auf dem Schlachtfelde von Pultawa ist bewundernswerth; in seinem Unglück als Weiser, als Sieger über sich selbst, verdient er Altäre." — Mentschikow starb am 22. October 1729 am Schlagfluß. Kurz vor seinem Verscheiden empfahl er seinen Kindern, das üble Beispiel zu vergessen, das er ihnen auf der Höhe des Glückes, aber auch nie das Vorbild, das er ihnen in der Verbannung gegeben habe. Mentschikow war geboren 1670 und der Sohn eines Pastetenbäckers, trug kleine Pasteten umher und erregte durch sein kluges Gesicht die Aufmerksamkeit Leforts, welcher ihn in die von ihm eingeübte Compagnie aufnahm, die später der Kern der russischen Armee wurde. Peter machte ihn zu seinem Dentschik oder Adjutanten, und so war der junge, ehrgeizige Mann Tag und Nacht um seinen Herrscher, den er auf all seinen Ausgängen begleitete, in dessen Stimmungen und Pläne er vollkommen einzugehen wußte und der ihn so lieb gewann, daß er nach dem Tode Leforts ihn mit all den Ehren überschüttete, die er auf den Genfer gehäuft hatte *). Mentschikows Charakter.

So fiel Mentschikow. Ostermann hatte dabei seine Hand im Spiel, weil er fürchtete, daß durch dessen Verwaltung das Reich zu Grunde gehe. Aber seine Hoffnung, daß durch die Entfernung dieses Ehrgeizigen jetzt der böse Genius vom jungen Czaren entfernt sei, bewährte sich nicht. Andere traten an die Stelle des Gestürzten und wirkten ebenso nachtheilig auf Charakter und Gemüth des 13jährigen Herrschers, der in seiner Jugend und Leidenschaftlichkeit nicht Stahlkraft genug besaß, die Last der Allmacht zu ertragen, und sich launenhafter Willkühr überließ. Ostermann.

Lefort schreibt: „Ich weiß nicht, wer ihm die Meinung beibringen kann, daß ein großer Herr weder Erziehung noch Aufsicht nöthig hat, noch Leute, die ihm Vorstellungen machen, aber er zeigt durch seine Handlungsweise, daß er das Schlechteste und Verkehrteste für erlaubt hält. Die Nacht macht er zum Tage und streicht mit einem Kammerherrn herum, um sieben Uhr Morgens geht er schlafen, nie setzt er einen Fuß in das Rathszimmer, und den ganzen Tag über findet man nicht einen Augenblick, wo er aufgelegt ist, einem Rede und Antwort zu geben. Der gebildeten Gesellschaft feind, nach seinen augenblicklichen Einfällen und Aufwallungen sich jeder Rohheit überlassend, findet er nur daran Vergnügen, mit Peter II.

*) Leben und Tod des Fürsten Mentschikow. Frankf. 1730, Mémoires secrets de Villebois. Paris 1852.

seinen Creaturen zu machen, was er will, und sie nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Es ist überraschend, wie schnell sich sein Charakter zum Schlechten fortentwickelt; Niemand, als Ostermann, der aber nicht viel ausrichtet, wagt es, ihm Einwendungen zu machen. Dieser Tage drang er darauf, weil er durch seine Bitte doch Nichts mehr vermöge, seiner Stelle enthoben zu werden. Der junge Czar wurde gerührt bis zu Thränen, aber noch denselben Abend konnte er es nicht unterlassen, sich bis zum andern Morgen in den Gassen in Schlitten herumzutreiben" *).

Also war Peter II. auf dem besten Weg ein Caligula zu werden, Allmacht und Kaiserwahnsinn, nur etwas mehr Gutmüthigkeit! Die Altrussen bemächtigten sich des Herrschers, besonders die Dolgoruki. Das alte Rußland sollte wieder hergestellt, Peters Reformen sammt den Fremden erdrückt werden. Verbannte wurden zurückberufen und ihnen ihre Güter wieder zugestellt. Man bewog den Czaren die Residenz nach Moskau zu verlegen, man nährte absichtlich seine Leidenschaft für die Jagd, man hielt ihn in Allem in Unwissenheit. Das Ende vom Liede, schreibt ein Zeitgenosse, wird sein, daß sich die Russen die schwedische Aristokratie zum Muster nehmen. Die Dolgoruki's beuteten ihre Stellung aus, der Kaiser mußte sich mit einem Mitglied ihrer Familie verloben, andere bekamen die höchsten Stellen, der Prinzessin Elisabeth ließ man es am Nöthigsten, sogar an Salz für den Hausstand fehlen. Mit Bangen sahen Wohlmeinende der Zukunft entgegen. Das ganze Staatsgebäude schien unterzugehen im Meere der Gewinnsucht. Die Beamten konnten ebenso wenig bezahlt werden, wie die Armee, Alles war bedrückt. Da erkrankte der Czar am 19. Januar 1730 an den Blattern. Ausschweifungen hatten den jugendlichen Körper erschöpft, kein Heilmittel wollte anschlagen. Peter II. starb 14 Jahre alt, am 30. Januar 1730. Mit ihm erlosch der Mannesstamm Peters des Großen. Seine Schwester Natalie, die ihn zärtlich liebte, war in Folge einer Fahrt, die sie ihm zu Liebe unternahm, zum Tode erkrankt und hatte im Todeskampf fünf Kuriere an ihn senden müssen, nur um ihn noch zu sehen, aber nach wenigen Augenblicken verließ er sie und sie starb schon am 3. December 1729 allein und verlassen.

Die Kaiserin Anna Iwanowna. (1730—40.)

Die Großen versuchten nach dem Tode Peters II. Alles, was in den letzten vierzig Jahren zur Umgestaltung Rußlands geschehen war, dadurch rückgängig zu machen, daß sie dem Reich eine aristokratische Verfassung geben wollten. In dem Testament Katharinas war verordnet, daß ihr der Großfürst Peter Alexejewitsch nachfolgen solle, und nach dem Aussterben seines Hauses solle

Testament Katharinas.

*) Bericht Leforts bei Herrmann V. 519.
**) Herrmann l. c.

der Familie ihrer ältesten Tochter Anna Petrowna und nach dieser das Haus der Elisabeth Petrowna den Thron besteigen, jedoch mit dem Beding, daß der Mannesstamm stets den Vorzug vor dem weiblichen habe. Demnach gebührte der Thron jetzt, da Anna Petrowna 1728 gestorben war, ihrem am 11. Februar 1728 geborenen Söhnlein, Karl Peter Ulrich, das sich aber noch in der Wiege und bei seinem Vater in Holstein befand. Der geheime Rath aber, welcher aus vier Fürsten Dolgoruki, dem Kanzler Golowkyn, zwei Fürsten Golizyn und dem Aristokratie. Vicekanzler Ostermann bestand, beschloß anders. Zwar Ostermann war nicht für diesen Beschluß, aber wo es sich um eine kühne Maßregel handelte, pflegte er sich zurückzuziehen und sich krank zu stellen, sein Gesicht mit Quitten einzureiben, um den Schein der Gelbsucht zu haben, und den Lehnstuhl oder das Bett nicht zu verlassen. Man suchte eine Person auf den Thron zu erheben, die sich anheischig mache, unter dem Einfluß des obersten Rathes zu regieren. Man glaubte, die Großfürstin Anna, die Tochter Iwans, damals verwittwete Herzogin von Kurland, werde um so eher einwilligen, als sie sonst gar keine Aussicht auf den Thron habe. Eine Botschaft ging an sie ab mit den Bedingungen, nämlich: ohne Zustimmung des obersten Rathes, welcher nur aus 8 Personen bestehen sollte, 1. nicht zu heirathen und keinen Nachfolger zu ernennen, 2. keinen Krieg anzufangen und keinen Frieden zu schließen, 3. keine Güter zu verschenken und kein Geld aus der Staatscasse zu nehmen, 4. keine Stelle bis auf den Obersten herab zu vergeben, 5. keinen Edelmann ohne rechtliches Erkenntniß seiner Güter zu entsetzen oder seine Ehre zu kränken, 6. das Volk nicht mit neuen Auflagen zu belasten, 7. die Garde und die Armee solle nur unter dem hohen Rathe stehen. Wenn Anna diese Bedingungen annahm, so war Rußland das Eigenthum einiger Familien. Um das Volk zu beschwichtigen, sagte man, die Kaiserin wolle nur unter diesen Bedingungen herrschen, und um Anna zur Unterschrift zu bewegen, sagte man ihr, diese Forderungen seien auf Verlangen des Volkes entworfen. Der Schluß derselben lautete: „Und wenn ich nach obbeschriebenen Punkten nicht thue, so werde ich verlustig des russischen Thrones.“ Es fehlte nicht an Warnungen für Anna und auf der andern Seite an Rathschlägen, sie möge nur unterschreiben, sie könne ja nachher thun, was sie wolle.

Anna unterschrieb 4. Februar 1730. Allein alsbald regte sich die Furcht, statt unter Einen Herrscher unter 8 Tyrannen zu kommen, die zuletzt im Unzufriedenheit. Kampf mit einander das Reich zerreißen würden. Die Abneigung des kleinen Adels gegen den großen kam dazu, und bald wurde kund, daß Ostermann und Dolgoruki gegen den Plan seien. Der Senat war verletzt, nicht minder der hl. Synod, die Geistlichkeit ließ für die Alleinherrscherin beten und man wartete nur die Ankunft der Kaiserin ab, um zur Ordnung, wie sie unter Peter I. bestand, zurückzukehren, zumal die Garden den Eid auf die Kaiserin und den hohen Rath nicht ablegen, sondern nur auf die Kaiserin schwören wollten.

Anna traf am 21. Februar in Moskau ein. Die sechs Großen wußten sie so zu umgeben, daß es nicht leicht war, die Stimme des Volkes zum Ohr der

Kaiserin Katharina!" Die altrussische Partei war überrascht und so war Katharina I. Kaiserin. Die eigentliche Gewalt nahm Mentschikow in die Hand. Schnell gewann er Adel und Militär, unter die Garderegimenter allein wurde 50,000 Rubel vertheilt. Die Regierung Katharinas war also nur eine Fortsetzung der Regierung Peters I. Die Ukase ihres geheimen Rathes wurden vom Senat und Synod als czarische Ukase vollzogen. Diesen geheimen Rath bildete Mentschikow, Apraxin, Golowkin, Ostermann, Tolstoi, Golicziu. Die da gehofft hatten, die Herrschaft werde milder sein in der Hand einer Frau, sahen sich bitter getäuscht.

Der Erzbischof von Nowogorod ward in seinen Erwartungen schmählich betrogen, als er deßhalb gegen die neue Regierung Front machen wollte, wurde er gestürzt. Er klagte, daß die weltliche Macht den Geistlichen selbst das Beten anbefehle, zwar müsse er für den hingegangenen Peter I. beten, aber er zweifle, daß Gott sein Gebet erhören werde. Nun ward er in Untersuchung gezogen, er habe aus vielen Kirchen Heiligenbilder, Edelsteine und Perlen weggenommen und für sich verwendet, und in ein Kloster an der Dwina verbannt. In ähnlicher Weise wußte Mentschikow auch Andere zu entfernen, die seiner Stellung gefährlich werden konnten, und seine Macht über die Kaiserin war so groß, daß er selbst den Ehrgeiz ihres Schwiegersohns niederzuhalten vermochte. Am 1. Juni 1725 war nämlich der Herzog Karl Friedrich von Holstein mit der 17jährigen Anna Petrowna vermählt worden. Von da an war die Rede von einer holsteinischen Partei.

Katharina war nicht glücklich auf dem Throne. Ein Zeitgenosse schreibt, wie der Kummer über die unglückliche Heirath ihrer Tochter an ihrem Herzen nage: „Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß ihr die schrecklichsten Vorstellungen des Nachts keine Ruhe lassen, und daß sie mit lauten Klagen ihrem Schmerz Luft zu machen sucht. Niemand wagt sich ihrem Palast zu nähern, Niemand darf sich Hoffnung machen, die Kaiserin zu sehen und zu sprechen, die Parteihäupter hassen sich, und Alles ist in der heftigsten Gährung." Nur wen Mentschikow begünstigte, der gelangte in die Nähe des Thrones. Ueber dieses Treiben war natürlich die Unzufriedenheit allgemein. Ein Zeichen desselben ist, daß zwei Betrüger, die sich jeder für den verstorbenen Alexei ausgaben, Anhang finden konnten — sie wurden zuletzt beide gefangen und hingerichtet. Le Fort schreibt: „Von Geschäften ist nicht die Rede, die Fähigsten und Gewiegtesten halten sich ferne, oder legen nur zum Scheine Hand an die Arbeit, Mentschikow ist die oberste Gewalt. Nichts widersteht ihm, ein Jeder beeifert sich seinen ehrgeizigen Gedanken zu huldigen." Der sächsische Gesandte schreibt: „Es sieht wunderlich aus, die Czarin legt die Hände in den Schooß und darf Nichts sagen, Mentschikow ist Alles in Allem und thut, was er will, ohne daß die Czarin nur mucksen darf. Die Russen sind wie aufs Maul geschlagen und haben mehr Furcht vor Mentschikow, als sie vor Peter I. gehabt haben. Aber der Haß gegen ihn, zumal der alten Geschlechter, ist nicht geringer als die Furcht, er hat so viele Feinde, als Haare auf dem Kopf. Nur die Gunst der Czarin schützt ihn, und die Russen schämen sich von diesem Verhältniß zu sprechen, wäre es möglich, sie würde ihn noch heirathen und ihn zum Czaren machen. Die Czarin verlegt sich stark auf den Trunk. Am Morgen

*) Bericht Le Forts bei Herrmann V. 475 ff.

Mittel- und West-Europa 1715—40.

I. Der Krieg Venedigs und Oesterreichs gegen die Türkei (1715—18).

Die Pforte fühlte wieder Kraft in sich und rüstete insgeheim zu einem Schlag, um verlorene Gebiete wieder zu gewinnen; gegen welche Macht aber dieselbe zunächst geführt werden sollte, darüber waren im Diwan noch die Stimmen getheilt. Gerne hätte man dem jetzt wieder schwachen Polen Kaminiek entrissen, gerne dem Kaiser Siebenbürgen und einen Theil von Ungarn wieder weggenommen, am meisten ärgerten die Venetianer als Besitzer von Morea. Man war überzeugt, die neuen Unterthanen der Signoria würden gerne wieder unter die Botmäßigkeit des Sultans zurückkehren; man hielt Venedig für zu schwach, um auf die Dauer einem heftigen Angriff zu widerstehen, und den Kaiser für viel zu beschäftigt nach vielen Seiten, um Venedig nachhaltige Hilfe leisten zu können. Um Karl VI. zu beschwichtigen, erklärte ein außerordentlicher Gesandter in Wien, wie die Pforte zwar Gründe genug habe, um gegen Venedig den Krieg zu erheben, aber mit dem Kaiser in Frieden zu bleiben wünsche. Als von Wien aus aber bedeutet wurde, wie der Kaiser als Gewährsmann des Friedens von Karlowitz verpflichtet sei, zur Vertheidigung Venedigs die Waffen zu ergreifen, da läugneten die Türken diesen Grund, nannten die Venetianer Friedensstörer, die man züchtigen müsse, warnten den Kaiser, sich in diese Angelegenheit zu mischen, und gaben die Entscheidung dem Allmächtigen anheim, wenn er es doch thue. *) Es war dem Kaiser zunächst nicht möglich den Krieg gegen die Türken zu beginnen, auch von anderer Seite waren die Venetianer verlassen, nur der Papst Clemens XI. forderte zu ihrem Beistand auf und bewilligte der Signoria von geistlichen Gütern eine außerordentliche Kriegssteuer, Frankreich dagegen arbeitete beharrlich am Untergang Venedigs und reizte die Pforte zum

Grund zum Krieg.

Venedig steht allein.

*) Cappelletti, Storia della Republica di Venetia. XI. 151. Zinkeisen, Gesch. des osm. Reiches. V. 461 ff.

von Rußland ernannt war und sich mit einer Tochter des Fürsten Mentschik vermählen sollte. Der Herzog von Holstein und Anna mußten dasselbe unt zeichnen und Mentschikow nahm alsbald wieder das volle Ansehen als Reg in Anspruch. Der geheime Rath, an dessen Spitze er stand, blieb in sei vollen Gewalt. Der junge Czar schien Anfangs mehr denn je fügsam.

Mit den Worten: „heute hab ich einen Feldmarschall verloren," überreic er Mentschikow seine Ernennung zum Generalissimus und verlobte sich am 3. J mit dessen älterer Tochter Maria. Seinen Sohn gedachte Mentschikow mit der Sch ster des Czaren, mit der Großfürstin Natalie, seine jüngere Tochter mit dem un seinem Einfluß zu ernennenden Herzog von Kurland zu vermählen. Dem Herzog v Holstein machte er das Leben so sauer, daß dieser beschloß, in seine Heimath zurü zukehren. Vom Vermächtniß für dessen Gemahlin, die Tochter der Kaiserin Kathari

Mentschikow regiert. strich Mentschikow eigenmächtig 100,000 Rubel zu seinen Gunsten weg, von d hinterlassenen Juwelen eignete er sich an, was ihm gefiel, die ganze Hofhaltu der kaiserlichen Familie setzte er herunter, dem Czaren warf er statt 700,000 n 150,000 Rubel aus, seine Habsucht war eben so unersättlich, wie sein Ehrgei „Der frühere Despotismus," schreibt Lefort *), „ist Nichts gegen den jetzigen, kei lebende Seele wagt auch nur zu athmen, Alles zittert vor Mentschikows Mac er läßt Leute verhaften, nicht weil sie ein Staatsverbrechen begangen haben, sonde blos weil er sie im Verdacht hatte, daß sie gegen seine unumschränkte Herrscha Etwas einzuwenden haben könnten. Selbst Peter II. soll er gedroht haben, werde ihm schlecht gehen, wenn er sich dem Willen der verstorbenen Kaiserin nic unbedingt füge."

Mentschikow fällt. Doch der Bogen, allzu gespannt, brach zuletzt. Der junge Czar war ein äußerst leidenschaftliche und eigensinnige Natur. Seine Schwester Natalie, die ih zärtlich liebte, mochte ihn auf das Mißverhältniß aufmerksam machen; sein Erziehe Ostermann, war ihm eine treue Stütze und benahm sich so klug, daß ih Mentschikow Nichts anhaben konnte. Der Czar und seine Schwester machten Ge lübde für die Befreiung, bald äußerte jener, er möchte seinen künftigen Schwieg vater weder sehen noch hören und er gedenke sich nicht vor seinem 25. Jahr z vermählen. — Mentschikow beschleunigte die Katastrophe durch seine Dreistigkei Als der Kaiser von einer Stadt seines Reiches ein silbernes Service zum Gesche bekam und es seiner Schwester schenkte, ließ es Mentschikow von dieser für sich forder Da weigerte sich der Czar, wenige Tage darauf, am Geburtstage des Minister diesen zu besuchen, und seine Schwester sprang durch das Fenster, um den Ve haßten nicht empfangen zu müssen. Der Czar schrieb an den hohen Rath, kei Befehl in Betreff der Finanzen sei zu beachten, wenn er nicht von ihm, de Kaiser, unterzeichnet sei, und enthob zugleich Mentschikow seiner Stellung in de Armee. Am 19. Sept. 1727 wurde ihm Hausarrest angekündigt. Mentschikow fi in Ohnmacht, man mußte ihm zu Ader lassen. Der allgemeine Jubel über de Sturz des Verhaßten war unbeschreiblich. Der Haß der Gekränkten durchbrach a allen Seiten die Schleußen. Man behauptete, er habe vom preußischen Hof ei Anleihe von 10 Millionen verlangt, mit dem Versprechen, das Doppelte zurü zuzahlen, sobald er den Thron bestiegen habe. Die kaiserlichen Kassen waren lee die seinen gefüllt. Arge Dinge kamen an den Tag, noch ärgere wurden ihm zug muthet. Auf dem Wege nach seinem Gute Oranienburg bei Moskau in Twe

*) Sein Bericht, abgedruckt bei Herrmann, V. 509.

Meuterei, und Malvasia ergab sich, ohne daß ein Schuß gethan wurde, während nachträglich der Kapudan Pascha erklärte, er hätte dieses Felsennest niemals einnehmen können, wenn die Besatzung auch nur einige Tage ausgehalten hätte. So ging denn Morea schmählich verloren. Die Mainoten erklärten, sie könnten das Land unmöglich der Verwüstung durch den übermüthigen Feind preisgeben, und vertrugen sich mit den Türken. Auch die Flotte der Venetianer bewährte sich nicht, ihr Befehlshaber Delfino erklärte, er dürfe dem Unglück zu Land nicht auch noch ein Unglück zur See hinzufügen, seine erste Pflicht sei die Erhaltung der Flotte — und so kam es, daß die Türken auch Suda und Spinalonga, die letzten Besitzungen der Venetianer auf Candia, zum Fall bringen konnten. Die kleine Insel Cerigo wollte ihr Commandant auf Leben und Tod vertheidigen, aber die Besatzung verweigerte jeden Widerstand. Santa Maura schleiften die Venetianer selber, da sie nicht hofften, es gegen die türkische Uebermacht vertheidigen zu können. Nur in Dalmatien wurde die Ehre der venetianischen Waffen gerettet und wurden 40,000 Türken, die verheerten und brandschatzten, zurückgeschlagen.

Verlust Moreas.

Man mag sich die Bestürzung in Venedig und den Jubel in Constantinopel leicht vorstellen. Die Türken sprachen schon wieder allen Ernstes von der Eroberung von Wien und Rom, man setzte im Uebermuth sich über alle Rücksichten hinaus. Selbst die Genuesen mußten Constantinopel räumen. Gefangene Venetianer wurden zu Zwangsarbeiten verdammt, alle venetianischen Waaren wurden im Gebiete des Reiches verboten. Ein schwerer Schlag für die Republik, die jetzt noch einmal nach allen Richtungen hin um Hilfe sandte, der aber nur Oesterreich die rettende Hand entgegenstreckte. Prinz Eugen drang auf Krieg gegen die Türken, deren Ehrgeiz wieder erwacht sei, die alles Verlorene wieder erobern wollten, deren Macht man ja nicht zur früheren Stärke anwachsen lassen dürfe; gehe Korfu verloren, so sei es den Türken leicht sich Neapels zu bemächtigen und durch Mailand und Tyrol in Deutschland einzudringen, während sie mit ihren Heerschaaren zugleich Ungarn überschwemmen würden. So kam am 13. April 1716 zwischen dem Kaiser und Venedig ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande, eigentlich eine Erneuerung des h. Bundes vom 20. März 1684. Der Angriff auf Venedig wurde demnach für den Kaiser Veranlassung zum Krieg gegen die Türken, den er noch in diesem Frühjahre erklären und mit aller Kraft führen wolle. Auch den König von Polen und den Czar und alle Fürsten der Christenheit wolle man zum Bündniß mit einladen. Werde Neapel von den Türken angegriffen, so solle Venedig den Kaiser mit 6000 Mann zu Fuß und 8 Kriegsschiffen unterstützen, dagegen werde der Kaiser Venedig, wenn es in seinen italienischen Besitzungen angegriffen werde, ein Hilfscorps von 12,000 Mann senden. Zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres wurde Eugen bestimmt, der denn auch mit seiner ganzen Thatkraft und seinem Scharfblick den Feldzug in Angriff nahm, nachdem die Pforte die Forderungen des Kaisers zurückgewiesen hatte *).

Siegesmuth der Türken.

Oesterreich.

---

*) Arneth, Prinz Eugen II. 381—85. Katona, Hist. critica regum Hungar. XXXVIII. p. 256 ff.

seinen Creaturen zu machen, was er will, und sie nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. Es ist überraschend, wie schnell sich sein Charakter zum Schlechten fortentwickelt; Niemand, als Ostermann, der aber nicht viel ausrichtet, wagt es, ihm Einwendungen zu machen. Dieser Tage drang er darauf, weil er durch seine Bitte doch Nichts mehr vermöge, seiner Stelle enthoben zu werden. Der junge Czar wurde gerührt bis zu Thränen, aber noch denselben Abend konnte er es nicht unterlassen, sich bis zum andern Morgen in den Gassen in Schlitten herumzutreiben" *).

Also war Peter II. auf dem besten Weg ein Caligula zu werden, Allmacht und Kaiserwahnsinn, nur etwas mehr Gutmüthigkeit! Die Altrussen bemächtigten sich des Herrschers, besonders die Dolgoruki. Das alte Rußland sollte wieder hergestellt, Peters Reformen sammt den Fremden erdrückt werden. Verbannte wurden zurückberufen und ihnen ihre Güter wieder zugestellt. Man bewog den Czaren die Residenz nach Moskau zu verlegen, man nährte absichtlich seine Leidenschaft für die Jagd, man hielt ihn in Allem in Unwissenheit. Das Ende vom Liede, schreibt ein Zeitgenosse, wird sein, daß sich die Russen die schwedische Aristokratie zum Muster nehmen. Die Dolgoruki's beuteten ihre Stellung aus, der Kaiser mußte sich mit einem Mitglied ihrer Familie verloben, andere bekamen die höchsten Stellen, der Prinzessin Elisabeth ließ man es am Nöthigsten, sogar an Salz für den Hausstand fehlen. Mit Bangen sahen Wohlmeinende der Zukunft entgegen. Das ganze Staatsgebäude schien unterzugehen im Meere der Gewinnsucht. Die Beamten konnten ebenso wenig bezahlt werden, wie die Armee, Alles war bedrückt. Da erkrankte der Czar am 19. Januar 1730 an den Blattern. Ausschweifungen hatten den jugendlichen Körper erschöpft, kein Heilmittel wollte anschlagen. Peter II. starb 14 Jahre alt, am 30. Januar 1730. Mit ihm erlosch der Mannesstamm Peters des Großen. Seine Schwester Natalie, die ihn zärtlich liebte, war in Folge einer Fahrt, die sie ihm zu Liebe unternahm, zum Tode erkrankt und hatte im Todeskampf fünf Kuriere an ihn senden müssen, nur um ihn noch zu sehen, aber nach wenigen Augenblicken verließ er sie und sie starb schon am 3. December 1729 allein und verlassen.

Die Kaiserin Anna Iwanowna. (1730—40.)

Die Großen versuchten nach dem Tode Peters II. Alles, was in den letzten vierzig Jahren zur Umgestaltung Rußlands geschehen war, dadurch rückgängig zu machen, daß sie dem Reich eine aristokratische Verfassung geben wollten. In dem Testament Katharinas war verordnet, daß ihr der Großfürst Peter Alexejewitsch nachfolgen solle, und nach dem Aussterben seines Hauses solle

Testament Katharinas.

---

*) Bericht Leforts bei Herrmann V. 519.
**) Herrmann l. c.

um 7 Uhr den Kampf auf dem linken Flügel glücklich, dagegen nahm der Kampf in der Mitte und auf dem rechten Flügel, wo die Befestigungswerke den raschen Aufmarsch verhinderten, eine minder glückliche Wendung, bis das Adlerauge Eugens einen Fehler der Türken bemerkte, er warf einige 1000 Reiter dahin, wo der Feind sich eine Blöße gegeben hatte. Vor der schweren Reiterei sanken die dichten Reihen der Türken wie Binsen zusammen. Indessen hatte der rechte Flügel sich wieder geordnet und vollendete im mörderischen Ansturm die Niederlage der Feinde. Der Großvezir stürzte sich den Seinen entgegen, um die Flucht zu hemmen, fiel aber bald von einer Kugel zum Tode getroffen. Um 12 Uhr standen die Kaiserlichen schon im Lager der Feinde. 156 Fahnen, 5 Roßschweife, 172 Geschütze, eine zahllose Beute fiel ihnen in die Hände. Allein an Todten hatten die Türken 6000 Mann verloren, aber auch den Kaiserlichen kam der Sieg theuer zu stehen, sie zählten 3000 Todte, 2000 Verwundete, aber dennoch war es ein glänzender Sieg, dessen Ruhm rasch durch Europa flog. Wie der gemeine Mann den großen Feldherren hoch hielt, zeigt heute noch das damals entstandene Lied „vom Prinz Eugen dem edlen Ritter." Glänzender Sieg.

Papst Clemens XI. sandte Eugen, als dem Vertheidiger der Christenheit, einen perlbesetzten Hut und ein kostbares Schwert, die er mit eigener Hand geweiht hatte. Villars beglückwünschte den Prinzen und prophezeite ihm, daß erst das schwarze Meer seinen Eroberungen ein Ziel setzen würde. Wie gerne hätte Eugen diese Prophezeihung erfüllt, wenn die politischen Verhältnisse es gestattet hätten! Müßig machte ihn dieser Erfolg nicht, auf Lorbeeren auszuruhen, war nicht seine Sache. Alsbald setzte er das Heer gegen Temeswar in Bewegung, um durch Eroberung dieser wichtigen Festung dem Kaiser die Erwerbung des Banats zu sichern. Am 26. August wurde die Stadt umschlossen, am 1. September die Anlegung der Laufgräben begonnen. 18,000 Mann Kerntruppen unter einem entschlossenen Anführer vertheidigten die Stadt aufs Tapferste. Ein Versuch zum Entsatz, oder wenigstens Lebensmittel in die Stadt zu werfen, scheiterte. Am 1. October wurde die Vorstadt erstürmt unter nicht geringen Verlusten. Schon rüsteten sich die Oesterreicher zum Sturm auf die eigentliche Stadt, als der Pascha am 12. October die Uebergabe antrug. Sie kam am 13. October gegen freien Abzug der Besatzung nach Belgrad zu Stande, nachdem die Festung 164 Jahre im Besitz der Ungläubigen gewesen war. Die Uebergabe kleinerer Plätze, wie Pancsowa, folgte bald. Eine tiefgehende Bewegung ging durch die Bevölkerung an der unteren Donau, ein gewöhnliches Gebet war damals, daß doch Gott endlich einmal die Deutschen herbeiführen möge, um sie von dem furchtbaren Druck zu befreien, unter dem sie litten. 1714 hatte Sultan Ahmed III. gegen den Hospodar der Walachei, Brancovan, eine Ruchlosigkeit begangen, die allgemein Entsetzen erregte. Weil Fürst Kantemir mit den Russen sich insgeheim gegen die Türken verbunden hatte, so hegte der Sultan auch einen finsteren Verdacht gegen die Treue Brancovans, obschon dieser zwanzig Jahre hindurch als untadelhafter Vasall und wie ein Vater seines Volkes die Walachei regiert hatte. In Ketten ward Brancovan nach Constantinopel in die sieben Thürme gebracht und, als die Gattin mit seinen vier Söhnen dahin kam, um ihn zu vertheidigen, so wurde über alle das Todesurtheil ausgesprochen, nur wollte man der Frau und den vier Söhnen das Leben lassen, wenn sie sich zum Islam bekennen würden. Dessen weigerten sie sich. Drei Söhne wurden vor den Augen der Eltern enthauptet; der jüngste, mit dem Temeswar. Ahmed III. Brancovan.

Kaiserin zu bringen. Ostermann wußte ihr jedoch gute Rathschläge insgeheim mitzutheilen, die öffentliche Meinung gab ihr Muth und machte den Sechsen bang. Sie wollten ihr jetzt die Souverainität anbieten, sie aber erklärte: „Von so wenig Personen für souverain erklärt zu werden, wolle nicht viel heißen.“ Am 8. März kamen Generale, Adelige, Bischöfe, Senatoren in den Kreml, und baten die Kaiserin den Vertrag, den sie in Mietau unterschrieben, zu vernichten und statt des hohen Rathes wieder einen regierenden Senat mit 21 Mitgliedern herzustellen, wie er unter Peter bestand. Freudig erklärte Anna: „Ich habe seither irrig geglaubt, daß all meine Unterthanen die Einführung einer neuen Verfassung gerne sähen; ich weiß jetzt, daß ich mich getäuscht habe,“ und riß damit den Vertrag in Stücke. So war also die Reform Peters gerettet. Ihre Gegner wurden bestraft, namentlich die Dolgorukis; sechs fanden allmählig den Tod durch die Hand des Henkers, andere wanderten nach Sibirien, dagegen erhielt Ostermann den Grafentitel und ein Gut in Livland. Noch wichtiger war, daß der Sitz der Regierung 1732 wieder nach Petersburg verlegt wurde. Damit war dem altrussischen Prinzip der Krieg erklärt. Ausländer, wie Ostermann, Münch, waren die einflußreichsten Rathgeber Annas, Biron, eigentlich Bühren, der Enkel eines Stallknechts, ihr Liebling. — Anna war gutmüthig, um die Regierung kümmerte sie sich wenig. Die russischen Geschichtschreiber loben die drei ersten Jahre ihrer Regierung, weil sie da den Eingebungen ihres eigenen Verstandes und Herzens, oder den Rathschlägen wohlgesinnter Männer gefolgt sei *), tadeln aber die letzten Jahre, wo alles nach dem Willen Birons geschah, und Rußland durch dessen zügellose Leidenschaften gequält wurde. Um die Gründe dieses Lobes und dieses Tadels und die russische Politik in ihrem Einflusse auf Polen zu würdigen, müssen wir zunächst auf andere Ereignisse im Westen übergehen.

Absolutismus.

*) Ustrialow, II. 128—29.

21. Mai war Eugen schon in Futak, am 14. Juni schon zu Pancsowa bei Belgrad, von wo er über die Donau übersetzte und die Festung von der Landseite völlig umschloß, wie nördlich durch Schiffe — ein Hamburger Fockgersen hatte ihm nach dänischem Muster leichte Schiffe gebaut, welche dennoch 42 Achtpfünder tragen konnten. In der Stadt waren 20—30,000 Mann Kerntruppen unter einem tüchtigen Führer, Mustafa Pascha. Es galt die Festung zu halten, bis das Entsatzheer mit dem Großvezir nahe. Allein Eugen hatte die Stadt bald vollständig umschlossen und sich gegen Ausfälle und Angriffe im Rücken gedeckt. Ein starker Ausfall am 17. Juli wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Bald waren die Festungswerke in Grund geschossen, die türkischen Batterien zerstört. Deßungeachtet übergab Mustafa die Stadt nicht. Am 31. Juli brachen die Türken auf den Wällen in hellen Jubel aus, denn sie erblickten die Vorhut des Entsatzes, er nahte 200,000 Mann stark. Jetzt war Eugens Lage bedenklich. Die Türken hatte er vor sich und im Rücken. Das Entsatzheer bestand aus frischen Truppen, während das deutsche Heer nicht bloß durch Kämpfe, sondern auch durch Krankheit auf 70000 Mann herabgesunken war. Im Lager war kein Plätzchen mehr sicher vor dem feindlichen Geschütz. Der kühnste Plan war diesmal auch der sicherste — Eugen beschloß mit 70,000 Mann das Lager, in welchem 200,000 Türken standen, trotz ihrer 140 Kanonen und 35 Mörser im Sturm zu nehmen. Der Schlachtplan, ein Meisterstück, wurde am 15. entworfen und in der Frühe des 16. ausgeführt. — Nur 4 Bataillone und wenige Dragoner blieben im Lager, die ganze übrige Streitmacht, das Fußvolk in der Mitte, die Reiterei auf den Flügeln, brach in der Frühe kaltblütig, siegesgewiß, stille gegen die türkischen Stellungen auf. Bei Todesstrafe war Jedem geboten, auf dem ihm angewiesenen Posten zu bleiben, in enggeschlossenen Reihen, Keiner solle auf eigene Faust eine Bewegung machen, Jeder blindlings den Befehlen der Officiere folgen. Ein dichter Nebel begünstigte anfangs den Marsch, brachte aber nachher auch Gefahr, weil der rechte Flügel sich von der Mitte zu weit entfernte. Er stieß auf eine türkische Abtheilung, welche rasch gefaßt zu den Waffen griff, und so gerieth das ganze türkische Heer in Bewegung. — Bald war der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie entbrannt. Der Widerstand der Türken war hartnäckig. Um 8 Uhr zerriß ein Windstoß den Nebel, und das Geschick Oesterreich's wäre vielleicht ein anderes, hätte nicht Eugen die Lücke, die in seine Schlachtordnung gekommen war, mit Adlerblick erschaut, und rasch entschlossen an die Spitze des zweiten Treffens sich gestellt und dieses im Sturmschritt gegen die in die Lücke eingedrungenen Türken geführt. Alsbald war die Schlachtordnung wieder hergestellt und nun ging es unaufhaltsam voran. Am heftigsten war der Widerstand in der Mitte, welche 20,000 Janitscharen und 10,000 Sipahis mit 18 Kanonen aufs heldenmüthigste vertheidigten. Eugen ordnete den Sturm an: ohne einen Schuß zu thun, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, immer eng an einander sich schließend, trotz jeder Lücke, welche die Kugeln einrissen, gingen die Kaiserlichen voran, bis sie

Krieg. Diese verläugnete den Zweck ihrer Rüstungen, bis dieselben vollendet waren Dann erklärte der Großvezir am 8. December 1714 dem Bailo, die Republi habe durch Unterstützung der Montenegriner den Frieden gebrochen, überdie habe sich die Signoria wider alles Recht des Königreichs Morea bemächtig — das sei nicht länger zu ertragen.

Morea. In Venedig war die Bestürzung groß. Der erste Angriff galt Morea, und man war wenig gerüstet zur Vertheidigung. Die Bewohner waren den Venetianern abgeneigt, die vielen Beamten, welche die Republik ins Land sandte, wurden wi Blutsauger angesehen; nicht minder erbittert war man über die Bekehrungsversuch der Mönche, zumal die Moreoten den Patriarchen von Constantinopel als ih Oberhaupt anerkannten. An Reibungen fehlte es nie, dabei war es Venedig nicht gelungen den Peloponnes zu bevölkern; als es die Herrschaft antrat, belief sich die Einwohnerzahl kaum auf 100,000 Mann. Man suchte Einwanderer aus Rumänien, Albanien und den jonischen Inseln dahinzulocken, mit Mühe brachte man es zur Höhe von 200,000 Einwohnern, diese aber wollten keinen Zehnten bezahlen, überhaupt stand es mit dem Steuerwesen schlecht, auch waren sie unzufrieden darüber, daß der Handel keinen rechten Aufschwung nahm, weil Venedig selbst sich zum Mittelpunkt alles Verkehrs machte. Morea trug Nichts ein, die Vertheidigung war eine Last für die Republik, und Frankreich war in einem fort bestrebt, unter den 7000 Mann fremder Miethstruppen, welche die Besatzung der Insel bildeten, die Ausreißerei im Gang zu erhalten. Aus den Eingeborenen ließen sich keine Soldaten bilden, die sich mit Eifer für die Republik schlugen, und so war denn die Hoffnung der Türken, daß die Wiedereroberung von Morea leicht sein würde, in der That begründet *). Während die Hauptmacht der Türken, 200,000 Mann stark, in kleinen Tagmärschen der Hauptstadt Korinth sich näherte, hatte Venedig nicht Mannschaft genug, um die Festungen des Peloponnes zu besetzen, und mußte

Unglück Venedigs. es sich entschließen die Streitkräfte auf gewisse Hauptpunkte zusammenzuziehen und die übrigen Plätze zu räumen. Auch die Flotte stand an Zahl der Schiffe weit hinter der türkischen zurück, dazu kam das Unglück, daß schlechtes Beispiel gleich im Anfange gegeben wurde. Die Felsenburg zum Beispiel auf der Insel Tine, wo die Türken am 5. Juni 1715 Anker warfen, hätte sich lange halten können, der Befehlshaber verlor aber derart den Kopf, daß er auf die erste Aufforderung den Platz übergab. Korinth, vor welches sich der Großvezir legte, war stark befestigt und mit allem Nöthigen wohl versehen, dennoch schloß der Befehlshaber ohne Noth, schon nach fünf Tagen, einen schimpflichen Vertrag zur Uebergabe Jetzt gab auch der Befehlshaber von Aegina die Vertheidigung auf und die Eingebornen suchten natürlich sich mit dem Sieger gut zu stellen. Erst vor Napoli di Romania stießen die Türken auf ernstlichen Widerstand. Bono hieß der Befehlshaber, allein die Türken machten eine Bresche durch geschickt angelegte Minen und nahmen die Stadt im Sturm. Die Venetianer fanden einen rühmlichen Tod, die Türken wütheten namentlich gegen katholische Geistliche und Mönche und gewannen große Beute, denn Napoli war ein Stapelplatz des Handels. Neben Entmuthigung wirkte jetzt Meuterei. In Modon verweigerten die Soldaten jeden Widerstand und erbrachen selber die Thore. Auch das Castell von Morea fiel durch

*) L. Ranke, Die Venetianer in Morea, 1685—1715. Histor. polit. Zeitschrift Berlin 1833—36. II. B. Zinkeisen, l. c. IV, 473—89, wo die franz. Berichte benutzt sind.

**) Diedo Giacomo, Storia della Rep. di Venezia. IV. Venez. 1751.

Reiterei, und Malvasia ergab sich, ohne daß ein Schuß gethan wurde, während nachträglich der Kapudan Pascha erklärte, er hätte dieses Felsennest niemals einnehmen können, wenn die Besatzung auch nur einige Tage ausgehalten hätte. So ging denn Morea schmählich verloren. Die Mainoten erklärten, sie könnten das Land unmöglich der Verwüstung durch den übermüthigen Feind preisgeben, und vertrugen sich mit den Türken. Auch die Flotte der Venetianer bewährte sich nicht, ihr Befehlshaber Delfino erklärte, er dürfe dem Unglück zu Land nicht auch noch ein Unglück zur See hinzufügen, seine erste Pflicht sei die Erhaltung der Flotte — und so kam es, daß die Türken auch Suda und Spinalonga, die letzten Besitzungen der Venetianer auf Candia, zum Fall bringen konnten. Die kleine Insel Cerigo wollte ihr Commandant auf Leben und Tod vertheidigen, aber die Besatzung verweigerte jeden Widerstand. Santa Maura schleiften die Venetianer selber, da sie nicht hofften, es gegen die türkische Uebermacht vertheidigen zu können. Nur in Dalmatien wurde die Ehre der venetianischen Waffen gerettet und wurden 40,000 Türken, die verheerten und brandschatzten, zurückgeschlagen. Verlust Moreas.

Man mag sich die Bestürzung in Venedig und den Jubel in Constantinopel leicht vorstellen. Die Türken sprachen schon wieder allen Ernstes von der Eroberung von Wien und Rom, man setzte im Uebermuth sich über alle Rücksichten hinaus. Selbst die Genuesen mußten Constantinopel räumen. Gefangene Venetianer wurden zu Zwangsarbeiten verdammt, alle venetianischen Waaren wurden im Gebiete des Reiches verboten. Ein schwerer Schlag für die Republik, die jetzt noch einmal nach allen Richtungen hin um Hilfe sandte, der aber nur Oesterreich die rettende Hand entgegenstreckte. Prinz Eugen drang auf Krieg gegen die Türken, deren Ehrgeiz wieder erwacht sei, die alles Verlorene wieder erobern wollten, deren Macht man ja nicht zur früheren Stärke anwachsen lassen dürfe; gehe Korfu verloren, so sei es den Türken leicht sich Neapels zu bemächtigen und durch Mailand und Tyrol in Deutschland einzudringen, während sie mit ihren Heerschaaren zugleich Ungarn überschwemmen würden. So kam am 13. April 1716 zwischen dem Kaiser und Venedig ein Schutz- und Trutzbündniß zu Stande, eigentlich eine Erneuerung des h. Bundes vom 20. März 1684. Der Angriff auf Venedig wurde demnach für den Kaiser Veranlassung zum Krieg gegen die Türken, den er noch in diesem Frühjahre erklären und mit aller Kraft führen wolle. Auch den König von Polen und den Czar und alle Fürsten der Christenheit wolle man zum Bündniß mit einladen. Werde Neapel von den Türken angegriffen, so solle Venedig den Kaiser mit 6000 Mann zu Fuß und 8 Kriegsschiffen unterstützen, dagegen werde der Kaiser Venedig, wenn es in seinen italienischen Besitzungen angegriffen werde, ein Hilfscorps von 12,000 Mann senden. Zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres wurde Eugen bestimmt, der denn auch mit seiner ganzen Thatkraft und seinem Scharfblick den Feldzug in Angriff nahm, nachdem die Pforte die Forderungen des Kaisers zurückgewiesen hatte *). Siegesmuth der Türken. Oesterreich.

---

*) Arneth, Prinz Eugen II. 381—85. Katona, Hist. critica regum Hungar. XXXVIII. p. 256 ff.

[illegible] Sie richtete ihr Augenmerk wieder auf Rakoczy, dem sie im Falle de Sieges das Fürstenthum Siebenbürgen und den Titel eines Königs von Ungar verhieß. Die Siege Eugens hatten aber solchen Eindruck auf die Nation de Ungarn gemacht, daß sich nur Gesindel an Rakoczy anschloß, obschon der Sultai ihn seiner Gunst versicherte. Zum Feldherrn Venedigs wurde unter Vermittlun

Schulenburg. Eugens Baron Johann von der Schulenburg bestimmt, welcher sich in sächsische Diensten oft hervorgethan hatte. Der Kaiser erhob ihn in den Reichsgrafenstand Venedig ernannte ihn zum Feldmarschall mit einem Gehalt von 10,000 Zechinen er war ein tüchtiger Soldat, aber er fand die Macht Venedigs sehr herunterge kommen, sie bestand aus 18,000 Mann, während er 30—40,000 bedurfte. Auc die Flotte war unter seiner Erwartung. Zunächst galt der Angriff der Türke Korfu. Zum Glück für die Venetianer war Schulenburg kurz vorher dort ein getroffen und hatte rasch und einsichtig Alles gethan, um die Festung in eine

Korfu. erträglichen Vertheidigungszustand zu setzen. Ohne Schulenburg wäre Korfu, da mals das Bollwerk Italiens, gefallen, denn die venetianische Flotte that ihre Pflich nicht. Die Türken landeten ungehindert auf der Insel und unternahmen mi 30,000 Mann vom 1. August 1716 an einen Sturm nach dem andern auf di schwachen Werke, welche nur von 1500 Mann vertheidigt wurden. Ein Sturn allein kostete 5000 Mann an Todten und Verwundeten. Die ganze 45tägige Be lagerung kostete den Türken 8000, nach anderen Berichten sogar 15,000 Mann Am Morgen des 22. August waren die Türken wie verschwunden. Auch bei Abzug derselben leistete die venetianische Flotte Nichts, entweder war Muthlosigkei oder Neid auf die Verdienste des deutschen Feldherrn daran Schuld, dem di Signoria ein Standbild im Geschmack der Zeit Ludwigs XIV. in Korfu setze ließ, das noch auf dem großen Platze vor dem Schlosse dort steht, und den gan Europa als den Retter von Korfu pries *). Am raschen Abzug der Türken wa die Weigerung der Janitscharen Schuld, einen neuen Sturm zu versuchen, un dann die Nachricht, die von einem Schlage Eugens aus Ungarn eingetroffen war

Es war wieder ein glänzender Feldzug aus einem Guß, wieder ein Beweis was österreichische Soldaten zu leisten vermögen, wenn sie gut geführt sind. An

Eugen. 1. Juli 1716 verließ Prinz Eugen Wien, am 9. war er schon in Futak be Peterwardein, der harte Nachwinter hatte die Eröffnung des Feldzugs so we hinausgeschoben, die Feindseligkeiten hatten schon begonnen. Am 26. Juli set Eugen über die Save, sein Heer war 64,000 Mann stark, am 28. Juli tra der Großvezir beim Heere ein, das gegen 200,000 Mann zählte, darunter 40,00 Janitscharen. Ein größeres Reitergefecht, in welchem die Türken durch mehr den dreifache Ueberlegenheit an Zahl die Oesterreicher unter Palffy zum Rückzu zwangen, erhöhte ihren Muth, und mit mehr denn 150,000 Mann umschloß de Großvezir Peterwardein und eröffnete am 3. August schon die Laufgräben.

Trotz des bedenklichen Mißverhältnisses in der Zahl verwarf Eugen de

Peterwardein. Rath, Peterwardein eine starke Besatzung zu geben, um sich über die Dona zurückzuziehen und abzuwarten, daß an dieser Festung der Ungestüm de Osmanen sich breche. Er gab auf den 5. August 1716 die kühne Anordnun zum Sturm auf das türkische Lager. Prinz Alexander von Wirtemberg begann

*) Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mathias Reichsgrafen von der Schulenburg Leipz 1834. II. B.

**) Arneth, Prinz Eugen. II. 340—414.

an. Seine eigene Mutter, Elisabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs von der Pfalz, die in ihrer Ehe mit seinem Vater nicht glücklich war und in Frankreich sich nie recht heimisch fühlte *), schreibt über ihn das schmerzliche Geständniß: „Die Feen haben meinem Sohne alle Talente gegeben, nur nicht das, einen guten Gebrauch davon zu machen.“ Es war keine Begeisterung in dieser Seele, nur Genußsucht. Aus lauter Verachtung vor Frömmelei hatte sich Philipp dem Unglauben ergeben und dabei, was damit immer verbunden ist, dem Aberglauben: er suchte Rath bei Wahrsagerinen, er gab sich Mühe, mit dem Teufel in einen Bund zu treten. Wein und Weiber waren seine Freude. Er glaubte nicht an die Tugend der Frauen und nicht an die Ehre der Männer. Am Abend schloß er sich mit seinen Günstlingen und mit verworfenen Frauen ein — seine eigene Tochter, die schöne und witzige Herzogin von Berry, war darunter — die Zeitgenossen zeihen ihn der Blutschande — und war für kein noch so ernstes Geschäft zu haben. Er verließ die Tafel nie ohne einen Rausch und richtete in diesem ausschweifenden Leben die Kräfte seines Leibes und seiner Seele zu Grunde. In Feldzügen hatte er richtiges Urtheil, Kaltblütigkeit in der Gefahr bewiesen. Als Führer des französischen Heeres in Spanien hatte er insgeheim mit den Engländern gegen Philipp V. unterhandelt. Philipp V. haßte ihn von da an. Ludwig XIV. fürchtete seinen Ehrgeiz; die ganze Bodenlosigkeit seines Wesens kannte übrigens der alte König nicht: denn er nannte ihn einen „Prahler mit Verbrechen“ (fanfaron des crimes). Doch wußte er genug, daß er einem solchen Manne das Schicksal seines Enkels und des Landes nicht unbedingt anvertrauen mochte. Am liebsten hätte er den Herzog von Maine, seinen und der Montespan Sohn, den er 1715 legitimirt, d. h. dem er im Fall des Aussterbens der Prinzen von Geblüt das Recht der Thronfolge gewährt hatte, zum Regenten ernannt. Maine war geboren 31. März 1770 und der Liebling des Königs und der Maintenon, jenem gefiel sein Witz, dieser sein Talent der Unterhaltung, seine Beugsamkeit und seine Frömmigkeit: aber seine Seele hatte keine rechte Kraft, sein Leib war kränklich. Im Kriege hatte der Herzog sich so feig benommen, daß ihn der Vater nicht mehr zum Heere zu schicken wagte. Seine eitle und ränkesüchtige Gattin, eine Condé, beherrschte ihn so vollständig, daß er lächerlich wurde. Sein Bruder, der Graf von Toulouse, hatte Muth gezeigt, war gutmüthig und offen, hatte aber nur Sinn für gemeinen Genuß. Begreiflich, daß Ludwig lange in Sorgen war **); wenn er Orleans vollständig ausschloß, wer stand ihm dafür, daß sein Testament nicht vollständig umgestoßen wurde! „Wir können Alles, so lange wir leben, sagte er zu Maria von Este, was ist aus dem Testament meines Vaters und so vieler Anderer geworden?“ Fenelon wurde um Rath gefragt und schlug eine Regentschaft vor, um Orleans in Schranken zu halten. Torcy schlug vor, die Stände einzuberufen. Aber wer stand dafür, daß sie nicht bloß an diese, sondern auch an andere Fragen gingen! So bestellte also der König in seinem Testament den Herzog von Orleans zum Regenten, aber nur dem Namen nach: er solle an einen Rath von 14 Männern gebunden sein und nur bei Stimmengleichheit die Entscheidung haben. Dem Herzog von Maine aber übertrug er den Oberbefehl über das Heer und die Erziehung des Königs: Villeroi sollte den jungen König gleich nach seinem Tod in's Parlament

Maine.

Toulouse.

Testament Ludwigs XIV.

---

*) Ihre Briefe, die sie in einer Art Heimweh an ihre Verwandten schrieb, sind eine wichtige Quelle für die Geschichte jener Zeit; einen Theil derselben gab Wolfgang Menzel in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart heraus, andere Ranke im 5. Band seiner französischen Geschichte.
**) Villars, Mémoires p. 237. Edition Michaud.

Blut der älteren bespritzt, verzagte und erbot sich zur Bekehrung. Der Sultan verachtete dieses Angebot und ließ ihn doch enthaupten. Der Vater endete mi Trauer im Herzen über den Abfall des Jüngsten, die Frau wurde erdrosselt.

Während des Winters 1716/17 unternahmen die Kaiserlichen mit meh oder weniger Glück einzelne Streifzüge in das feindliche Gebiet. Auch fande

Verhandlungen. Friedensangebote statt. Montague, der britische Botschafter, besuchte Wien au seiner Reise nach Constantinopel und bot seine guten Dienste an. Mit höflichen Dank wurde ihm aber bedeutet, die Pforte habe zuerst kaiserliches Gebiet feindlic überzogen und Oesterreich müsse durch Benutzung seines Sieges für die Zukun sich sicherstellen. Der neue Großvezir Ali Pascha *) ließ seine Geneigtheit zu Frieden durch den kaiserlichen Residenten Fleischmann, welcher, bisher gefangen ge halten, gerade von ihm freigelassen war, kundgeben, mit der Bemerkung jedoch, Te meswar müsse zurückgestellt werden, dieß verlange die Ehre der Pforte, sonst se man entschlossen es mit den Waffen in der Hand zu nehmen. Der Gesandte de Generalstaaten trug auf einen Waffenstillstand an, Eugen aber erklärte rund weg, dies hieße nur den Türken Zeit geben, sich zu erholen, damit sie den Kaise nachher um so kräftiger angreifen könnten; nicht blos Temeswar, sondern auc Belgrad müßten die Türken hergeben. Somit rüstete man sich auf beiden Seite nach Kräften. Die Franzosen trieben den Sultan zu eifriger Unterstützung Ra koczys, dem es ein Leichtes sein werde, ganz Ungarn wider den Kaiser aufzu bringen. Der Sultan machte einen tiefen Griff in seinen Schatz, um 200,000 Mann gegen den Feind zu führen. Er selber zog ins Lager, machte aber Halt i Sophia, während das Heer gen Belgrad sich in Bewegung setzte.

Belgrad. Es galt diesmal in der That **Belgrad** **), dieser wichtigen Festung an Ausfluß der Save in die Donau. Eugen konnte die Schmach, daß es verloren gegangen, kaum verschmerzen. Das Vertrauen auf ihn beflügelte die Rüstungen der Geist der Kreuzzüge schien wieder durch Oesterreich und Deutschland zu wehen. Das Reich verwilligte 50 Römermonate, die katholische Geistlichkeit gab ein Zehntel ihres Einkommens; die Erbstaaten wetteiferten in Opfern, Böhmen gab 3,100,000 fl. zum Krieg, Mähren 66,400, Schlesien 1,218,000. Auch Hülfsvölker aus Deutschland kamen: zuerst die Hessen unter dem Prinzen Maximilian, dann 6000 Baiern unter Maffei — zwei Kurprinzen gingen als Freiwillige mit. Auch aus Frankreich kamen Prinzen von Geblüt, es galt je den Krieg kennen zu lernen unter Leitung eines der größten Feldherren und durch Theilnahme an einem Siege des Glaubens gegen die Ungläubigen den Ruhm der Ahnen zu vermehren. Eugen verließ Wien am 14. Mai 1717. Der Kaiser gab ihm beim Abschied ein reich mit Diamanten besetztes Crucifix mit dem Bemerken, unter diesem Zeichen werde der Feldherr siegen. Eugen übergab dem Kaiser sein Testament zum Zeichen, daß er als Sieger oder gar nicht mehr heimkehren wolle. Die Anordnungen, die er traf, waren vorzüglich. Alles ging rasch voran, obwohl er höchstens über 100,000 Mann zu verfügen hatte. Am

*) Theyls, Mémoires curieux, Leyde, 1722. p. 279 ff.

**) Schels, Geschichte der Feldzüge 1716—18 in der Oesterr. milit. Zeitschrift 1811—34.

15. September wurde der junge König auf den Armen eines Hofcavaliers in das Parlament gebracht, um hier ein Lit de justice zu halten und alle Beschlüsse vom 2. September eintragen zu lassen.

Orleans hatte also das Spiel gewonnen, die Macht lag in seiner Hand, man vergaß seine dunkle Vergangenheit und kam ihm mit Hoffnung entgegen. Anfangs scheint er auch das Gute ernstlich gewollt zu haben, seine ersten Verfügungen gefielen: er ordnete Ersparungen an, er ließ sich das Verzeichniß der durch königliche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) Verhafteten überreichen und setzte die meisten in Freiheit. Unter denen, die aus der Bastille entlassen wurden, war ein Italiener, der schon 35 Jahre gefangen saß, ohne daß er oder irgend Jemand wußte, warum er gefangen war *)! Auch gefiel, als Orleans an der Stelle der bisherigen Minister oder Staatssekretäre 6 Behörden und Räthe gründete (conseils) mit stimmberechtigten Mitgliedern und einem Präsidenten, Conseils. der über die gefaßten Beschlüsse im Regentschaftsrath Vorträge halten sollte, für Krieg, Finanzen, auswärtige Angelegenheiten, Flotte, Inneres und Handel. Die Last der Geschäfte sei zu groß für einzelne Minister, die Wahrheit dringe leichter zu Vielen als zu Wenigen.

Da die Zahl der Räthe 72 war, so hatte der Regent Gelegenheit, durch die Ernennung sich viele Männer zu verpflichten. Die neue Einrichtung hielt sich aber auf die Dauer nicht. Lemontey **) sagt: „Es waren dreierlei Arten von Leuten, die, aus Schwäche oder aus Noth gewählt, diese Behörden bildeten. Zuerst vornehme Herren, ergraut in Ränken und neu in den Geschäften, weniger nützlich durch ihr Ansehen, als Verlegenheit herbeiführend durch ihr hochmüthiges Wesen und Kleinigkeitskrämereien, dann Freunde des Regenten, der Ausbund der Roués ***), Roués. Tadelsüchtige und Verkehrte, unwissende und doch witzige Köpfe, mehr dazu gemacht, eine Regierung zu necken, als sie zu fördern — endlich unter sie zerstreut Staatsräthe, Rechnungsbeamte, Parlamentsmitglieder und rüstige und arbeitsame Männer, die aber nur den Beruf hatten, die Fehler wieder gut zu machen, welche die Unfähigkeit der ersten und die Unbesonnenheit der zweiten begangen hatten. Bald stellte sich heraus, daß die Vielheit der Mitglieder in einer Behörde die Verantwortlichkeit betäube, die Hingabe vermindere und die Kraft der Beschlüsse schwäche" — oder wie das deutsche Sprichwort sagt, daß viele Köche die Suppe verderben. Schon 1718 traten an die Stelle dieser Behörden wieder Minister oder Staatssekretäre.

Im Ganzen ist die neue Regierung als ein Sieg des Gallicanismus und Jansenismus, des Liberalismus und der Zügellosigkeit in den Sitten zu bezeichnen. In der Politik brach man mit Spanien und schloß sich an England an. Ob aber der Regent Etwas zu leisten im Stande sei, das mußte sich

*) Mémoires secrets de Duclos. Edit. Michaud p. 498.
**) Histoire de la Régence. I. p. 46.
***) So nannte Orleans seine Vertrauten, weil sie am Morgen nach den Gelagen bei ihm wie gerädert, oder weil sie so nichtsnutzig waren, daß sie verdienten gerädert zu werden (roués).

das Bajonnett in die Brust ihrer Feinde stießen. Jetzt löste sich Alles in wild Flucht. Um 9 Uhr war der Sieg entschieden. Die Osmanen ließen 13,00 Todte, all ihr Geschütz, ihre Schätze, 57 Fahnen und 9 Roßschweife auf de Schlachtfeld. Auch der Verlust der Kaiserlichen war stark: 5000 Todte, darunt viele hohe Officiere, 4000 Verwundete. Am 18. ergab sich Belgrad, die Besatzun durfte mit Waffen und Gepäck frei abziehen. 600 Kanonen waren in d Stadt, eine Flotte von 15 Galeeren und 14 bewaffneten Booten fiel in d Hände der Kaiserlichen. Rasch hintereinander fielen die Festungen in der Näh Es war ein großer, ein glänzender Sieg *).

Der Großvezier hatte in Nissa kaum noch 30000 Mann beisamme Die Truppen aus Asien hatten auf der Flucht in die Heimath sich mit de Schwert in der Hand Bahn gebrochen. Welche Aussicht für Oesterreich, si Bosniens, der Moldau, der Walachei zu bemächtigen, den Weg zum schwarz Meer sich zu eröffnen, den Donaustrom zur Verkehrsader des Reiches zu mach und sich zwischen Rußland und die Türkei einzuschieben und Rußlands Plä auf Constantinopel für immer abzuschneiden! Allein einmal leistete Venedi wenig und dann war Oesterreich unerwartet in seinen italienischen Besitzunge von Spanien bedroht.

Venedig. Venedig war durch diesen Krieg erschöpft, Schulenburg brachte mit Mü 30,000 Mann zusammen, 14,000 davon wurden auf die Flotte verwende 10,000 zur Besatzung fester Plätze in Dalmatien und Albanien, nur 6000 stand zu freier Verfügung. Die Flotte zählte 26 Linienschiffe und 15 Galeeren. D Papst hatte 4, Portugal 7, Toskana 2, der Malteserorden 5 Schiffe noch daz gestellt. Es war eine bedeutende Macht, die unter Flangini die 46 Segel star
Seekrieg. türkische Flotte zwischen Lemnos und Imbros angriff und bald darauf zwisch dem Cap Matapan und der Insel Cerigo einen verlustvollen, schweren Kam bestand, so daß man schon eine Landung auf Santa Maura befürchtete und die n
Schulenburg. errichteten Festungswerke wieder sprengen wollte **). Nur Schulenburg verhinder es, welchem es auch gelang, Prevesa und Vonizza wegzunehmen. In Dalmatie wurde nur die kleine Festung Imoschi weggenommen. Venetien war also zu th kräftiger Fortsetzung des Krieges nicht geeignet und wünschte den Frieden.

Eugen stellte hohe Forderungen für denselben. Er verlangte zur Entsch
Verhandlungen. digung für die Kosten, zur Sicherung für die Zukunft ganz Bosnien, Serbie auf dem rechten, und die Walachei auf dem linken Ufer der Donau, und endli alles Land zwischen der Moldawa und dem Dnjestr (15. Februar 1718). D Sultan gerieth in Wuth darüber: solch ein Friede würde ein ewiger Schandfl seiner Regierung sein. Er wollte selber nach Ungarn zu Feld ziehen; er empfi zu Adrianopel Rakoczy als Fürsten von Siebenbürgen und erlaubte Bercsen Truppen anzuwerben. Davor hatte die kaiserliche Macht sich allerdings nicht z fürchten. Eugen hoffte Nissa, Widdin und ganz Bosnien in kurzer Zeit in sein Gewalt zu haben. Schulenburg wollte Eroberungen machen in Albanien. Es ka aber nur zu Scheinbewegungen, zu keiner großen kriegerischen That mehr. D

*) Arneth, Prinz Eugen II. 415—53.
**) Schulenburgs Leben. II.

handelt. Kein ehmaliger Agent oder Steuerbeamter durfte bei schwerer Strafe Paris verlassen. Schuldigen, die ihre Mitgenossen angeben würden, wurde Gnade verheißen, Unschuldigen ein Antheil am zurückzufordernden Gelde versprochen, Dienstboten durften unter falschen Namen gegen ihre Herren zeugen, Todesstrafe ward auf Medisance oder übles Gerede wider Angeber gesetzt. 4410 Personen wurden in Untersuchung gezogen, Galgen, Rad, Pranger angewendet. Der Schrecken war so groß, daß einige Angeklagte sich selber den Tod gaben. Man gedachte 200.000,000 auf diese Weise einzubringen. Man gewann nur 15.000,000, denn die Höflinge, die Maitressen trieben Handel mit der Begnadigung. Das Volk sah anfangs diese Untersuchungen mit Freuden, später regte sich das Mitleid mit denjenigen, welche Strafe zahlen mußten, während Andere durch Bestechung sich Schuldlosigkeit erkauften. Der Fehler lag am Leichtsinn des Regenten, und an der Verdorbenheit der Höflinge. Da konnte mit gewöhnlichen Mitteln nicht geholfen werden, und der Regent lieh nach langem Zögern einem Schotten sein Ohr, welcher versprach, die Schulden zu tilgen und Frankreich reich zu machen, wenn man sein System ins Leben führe. Noailles wurde 1717 entlassen. Argenson bekam die Leitung der Finanzen. Er war aber nur die Hand, der Kopf des neuen Systems war der Schotte John Law. System nannte Law *) seine Lehre, weil sie im Gegensatz Law. zum bisherigen Herkommen im Geldwesen sich auf einen Grundsatz stütze und denselben folgerichtig durchführe. Law bekannte sich zur Lehre des Cartesius.

Dieser merkwürdige Mann, Johann Law von Lauriston, ist ein Schotte, geboren zu Edinburgh 1671. Seine Mutter war eine Campbell aus dem berühmten Geschlecht der Argyle. Sein Vater war Goldschmied, und wie in jener Zeit gewöhnlich — zugleich Banquier, so daß Law in seiner Jugend schon eine ziemliche Kenntniß des Geldwesens bekam. Law war 14 Jahre alt, als er den Vater verlor und ein nicht unbedeutendes Vermögen erbte, doch wollte er nicht Goldschmied werden. Das ruhige Leben widersprach seiner feurigen, beweglichen Natur. Sein reiches Talent hatte eine glänzende Ausbildung erhalten, dabei war er sehr schön, sehr gewandt, sehr beredt. Die Mathematik fesselte ihn vor allem und er war wie vom Gedanken besessen, daß sich die Zufälle des Spiels zuletzt auf ein bestimmtes Gesetz zurückführen ließen, welches er zu ergründen trachtete. Er spielte viel und hoch, gerieth in Schulden und war schon daran, seine Güter zu verkaufen, als seine gute Mutter ihm das Gut Lauriston mit ihrem Vermögen rettete. In London bestand Law wegen einer Dame ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete. Der Richter verurtheilte ihn zum Tod, der König schenkte ihm das Leben. Law entfloh nach Frankreich, damals war er 24 Jahre alt. Dort sah er noch die Folgen der Wirksamkeit Colberts. In Amsterdam machte namentlich die Sicherheit der Bank, deren Credit selbst durch die Kriege Ludwigs XIV. nicht litt, auf ihn Eindruck. 1700 kehrte Law nach Schottland zurück. Die Armuth seiner Heimat gegenüber dem Reichthum Hollands regte ihn zum Nachdenken an; er meinte, Holland sei das reichste Land der Welt, bloß weil es Ueberfluß habe an Geld; besäße Schottland Geldmittel, so würden Ackerbau, Fabriken und Handel blühen. An die Stelle des baaren Geldes könnte auch der Credit treten, bei dem aber die Einrichtung einer Bank nothwendig wäre. Laws Grundirrthum beruht darin, daß er den Reichthum eines Landes in der Menge des Geldes sucht. „Aber

---

*) Er selber vertheidigte in Schriften seine Theorien — Oeuvres de Law; — die beste Vertheidigung des Mannes ist: Histoire de Law par A. Thiers. Paris, Collection Hetzel.

und Schlachten; der Turban zeigt den Umfang deines Geistes, deiner tiefdurch dachten Pläne und deiner Ausführung. Ich wünsche dir Glück zu dem Ruhm den du dir durch deine zwei letzten Feldzüge verdient hast. Du hast die osma nischen Armeen besiegt, welche an Zucht und an Anzahl die der übrigen Völk übertreffen und nur mit deinen bewunderungswürdigen Soldaten zu vergleichen sind.

Gehen wir nun zu den Vorgängen im Westen über, welche den E oberungen Oesterreichs im Osten Halt geboten.

Frankreich. Der Regent. Law. Dubois.

Als es mit dem Leben Ludwigs XIV. zur Neige ging, war in Frankrei von seinen ehelichen Nachkommen nur noch ein schwächliches Kind, sein Urenk Ludwig XIV. am Leben, geboren den 15. Februar 1710, also noch nic 5 Jahre alt. Es mußte demnach für eine Regentschaft Sorge getragen werde Kein Gesetz war vorhanden, wer in einem solchen Falle das nächste Anrecht zu Regierung habe *). „Ehrgeiz, List oder Gewalt hatten früher entschieden. Ueb Philipp I. übte Balduin von Flandern, sein Schwager, die Vormundschaf über Philipp II. ein anderer Graf von Flandern, als erster Baron des Köni reichs. Noch wirrer waren die Zustände während der Regierung Karl's VI. Fü Ludwig den Heiligen regierte seine Mutter Blanca von Castilien, für Ludwig XII Maria von Medici, für Ludwig XIV. Anna d'Austria." Hätte die geistreic und liebenswürdige Herzogin von Burgund, die Mutter Ludwigs XV., no gelebt, der greise König hätte sie gewiß zur Regentin ernannt. Eine bestimm Anordnung war um so wichtiger, als Ludwigs Sohn, Philipp V., König vo Spanien, dessen Herz an Frankreich, an Versailles, an den Erinnerungen sein Jugend hing, gern die Vormundschaft übernommen hätte. Aber Ludwig durf durch eine Verbindung beider Königreiche unter Einer Hand nicht den Vertra von Utrecht und durch ein Regieren seines Landes von Madrid aus nicht d Franzosen verletzen. Er mußte also einen Prinzen von Geblüt wählen. Da hat den nächsten Anspruch der Sohn seines Bruders, Philipp, Herzog von Orlean geboren den 2. August 1674, damals also 40 Jahre alt.

Philipp von Orleans. Philipp war eine reich begabte Natur; seine Gestalt war angenehm un kräftig, sein Gesicht offen, seine Auffassung rasch, sein Verstand scharf, sein G dächtniß treu, sein Urtheil richtig. Er war reich gebildet in Künsten und Wisse schaften, er verstand sich auf Malerei, Musik, Mechanik, er war wohlbewande in der Geschichte und in der Erdbeschreibung, namentlich für die Naturwisse schaften hatte er Sinn. Die Chemie, welche damals zur Wissenschaft sich zu e heben begann, war seine Liebhaberei. Aber sein Charakter war schwach, ohne wahr Liebe und Haß. Er war gutmüthig aus Gleichgiltigkeit, er war nicht offen, nic

*) Sismondi, H. des Français, vol. XXVII. chap. 42.

[illegible] Millionen in Billeten ausgeben und eine Staatsbank, die eine Milliarde Geld besitzt, kann 2 Milliarden in Bankzetteln ausgeben, und so die Tauschmittel verdreifachen. Der Staat muß Banquier werden. Bisher nahm der Staat und gab nicht wieder zurück, machte Anleihen und lieh nicht aus, bekam den Credit und gab ihn nicht, das muß jetzt anders werden. Die Erhebung der Steuern übertrug der Staat bisher den Steuerpächtern, die für sich große Geschäfte machten und die Steuerpflichtigen plagten: jetzt kann die Staatsbank sie auf sich nehmen und den bisherigen Gewinnst der Generalpächter einziehen. Vorschüsse von den Steuerpächtern bekam der Staat bisher nur um Wucherzinse, jetzt kann die Staatsbank immer Vorschüsse ohne Interesse geben. Der Staat kann aber auch Handel treiben. Bisher haben alle Völker geglaubt, daß der Handel, wenn er auch von Einzelnen mit ihren beschränkten Betriebsmitteln und getheilten Interessen betrieben wird, zum großen Theil den Reichthum eines Staates ausmacht. Das wird erst geschehen, wenn mit all seinen Kräften der Staat Handel treibt und die Mißlichkeit der entgegengesetzten Interessen nicht zu fürchten hat. So wird also die Bank im Leben des Staates sein, was das Herz im menschlichen Körper, der Mittelpunkt und die Triebkraft der Bewegung. Als Bank wird sie den Nutzen vom Wechseln, als Pächterin der öffentlichen Einnahme, als bevorrechtete Handelsgesellschaft wird sie alle Vortheile des Handels an sich ziehen und in Besitz eines unermeßlichen Vorraths kommen, den sie in Aktien ausgeben wird, welche das reichste Erträgniß gewähren. Die ganze Staatsschuld könne man zuletzt in solchen Aktien auszahlen.

Das sind die Grundgedanken des Systems. Law bot schon 1700 seiner Heimat diesen Plan an, er wurde aber nicht angenommen, doch lenkte er die Aufmerksamkeit auf ihn. Law verließ nun Schottland und suchte sich auf Reisen zu bilden oder einen Staat zu finden, wo er sein System verwirklichen könne. In Paris gewann er wiederum durch Berechnung im Spiel große Summen und wurde vertraut mit dem jungen Herzog von Orleans. Ludwig XIV., schon damals in den Geldnöthen des spanischen Erbfolgekrieges, wollte Nichts von Laws Plänen hören, und da dieser den Herren vom Hof große Summen abgewann, so bekam er plötzlich den Befehl, Paris binnen 24 Stunden zu verlassen. Law begab sich nach Italien, in Genua und Venedig gewann er wieder im Spiel große Summen, man sprach von zwei Millionen. In Turin, in Wien brachte er seine Pläne vor, fand aber keinen Boden dafür.

Der Tod Ludwigs XIV. lockte Law wieder nach Paris. Er traf gerade ein, als aller Credit geschwunden war. Law behauptete, man dürfe nicht verzweifeln, Frankreich sei sehr fruchtbar, sehr bevölkert, sehr arbeitsam: es sei an Vermögen England um das Dreifache überlegen. Um die Industrie zu heben und die Lasten zu erleichtern, unter denen es zu erliegen drohe, dürfe man nur das Vertrauen wieder herstellen und den Verkehr erleichtern. Die Lage war verzweifelt und der Regent für kühne Neuerungen damals noch empfänglich. Aber seine Räthe schracken vor den Plänen des Schotten zurück. Law schlug nun die Errichtung einer Bank vor und erbot sich, sie aus eigenem Vermögen zu gründen

führen, wo das Testament eröffnet werden müsse, dann ihn nach Vincennes bringe[n], wo Ludwig XV. bis zu seiner Volljährigkeit verbleiben solle. Fleury ward z[u] dessen Lehrer und Tellier zu dessen Beichtvater bestimmt. Das Testament soll Geheimniß bleiben bis zur Eröffnung. Der König sagte vor seinem Tode no[ch] zu Orleans: „Ich habe Ihnen alle Rechte Ihrer Geburt vorbehalten und diejenig[en] Einrichtungen getroffen, die ich für die weisesten halte!" Der Herzog kannte ab[er] schon die Bestimmungen des Testamentes. Unter den Mitwissern hatten ihm mehre[re] das Geheimniß verrathen und sich Stellen dafür ausbedungen. Ludwig war vo[n] den Männern des Vertrauens noch während seines Lebens hintergangen.

Der Verrath hatte es Orleans ermöglicht sich auf seine Rolle vorzubereite[n]. Am 1. September Abends starb der König, am 2. in der Früh gingen Orlean[s] und die Prinzen von Geblüt, die Legitimirten, die Herzoge und Pairs in'[s] Parlament. Parlament, wo das Testament des Königs verlesen werden sollte. Orleans sprac[h] zuerst einige Worte der Trauer und des Lobes für den Hingeschiedenen und wi[e] ihm dieser den Dauphin und das Königreich empfohlen habe, wenn es irgend a[n] Etwas fehle, so werde man die Mißbräuche abstellen. Die Regentschaft, zu de[r] Orleans. er von Geburt und durch den Auftrag des Königs das Recht habe, werde e[r] nur übernehmen, um dem armen Volke zu helfen, den Staatshaushalt zu ordnen, den Frieden im Innern und nach außen zu erhalten. Dies hohe Ziel zu erreichen bedürfe er der Rathschläge dieser erhabenen Versammlung, welche seine Ansprüch[e] prüfen möge, sobald das Testament vorgelesen sei. Mit diesen Worten gab Orlean[s] dem Parlament das Recht, das ihm Ludwig XIV. entrissen hatte, sich nämlic[h] in die höchsten Staatsangelegenheiten einzumischen, wieder zurück. Durch diese[n] klugen Streich war das Parlament gewonnen. Dann wurde das Testament de[s] Königs rasch verlesen. Man sah in den Gesichtern der Zuhörer den Unwille[n] darüber. Orleans erhob sich wieder und betonte den Widerspruch, in welchem diese[s] Testament stehe mit den Aeußerungen des Königs gegen ihn, und daß die Anord[-] nung des Regentschaftsrathes im Widerspruch stehe mit seinem Recht, mit dem Gan[g] der Dinge, und daß er als Regent unabhängig sein wolle in der Wahl seine[r] Räthe, denen er sein Vertrauen schenken solle, und daß der Befehl der Truppen in einer andern Hand mit seiner Ehre und Sicherheit als Regent unverträglich sei. Der Herzog von Maine wollte das Wort ergreifen, Orleans aber hieß ihn schweigen, bis die Reihe an ihn komme. Maine wagte anfangs kein Wort z[u] erwidern und die Versammlung fühlte, wer ihr Herr sei. In der Nachmittagssitzung beschloß das Parlament einstimmig, der Befehl über die bewaffnete Macht steh[e] Orleans Regent. rückhaltslos dem Regenten zu. Orleans hatte dagegen schon dem Parlament das Recht der Gegenvorstellung zugestanden. Als Maine erklärte, wenn er den Ober[-] befehl über das Heer verliere, so könne er auch nicht mehr für die Sicherheit des Königs einstehen und höchstens die Aufsicht über dessen Erziehung auf sich nehmen, so entgegnete ihm Orleans: „Sehr gut, mehr braucht es nicht." Main[e] hatte damit auf die Gefahr des jungen Königs von Seiten dessen hingedeutet, dem die öffentliche Meinung die Vergiftung des Vaters und des Bruders zuschrieb, und der den Thron bestieg, wenn das schwache Kind starb. Aber diese Warnung fand keinen Anklang.

Orleans war Regent, erhielt sogar das Recht, den Regentschaftsrath zu wählen, als er erklärte: „Ich will frei sein, um das Gute zu thun, und die Hände nur für das Böse gebunden haben." Seine Macht war jetzt beinahe unbeschränkt. Das Testament keines Bürgers war je so leichtsinnig und ohne Widerspruch umgestoßen worden, wie das des stolzesten Selbstherrschers. Am

15. September wurde der junge König auf den Armen eines Hofcavaliers in das Parlament gebracht, um hier ein Lit de justice zu halten und alle Beschlüsse vom 2. September eintragen zu lassen.

Orleans hatte also das Spiel gewonnen, die Macht lag in seiner Hand, man vergaß seine dunkle Vergangenheit und kam ihm mit Hoffnung entgegen. Anfangs scheint er auch das Gute ernstlich gewollt zu haben, seine ersten Verfügungen gefielen: er ordnete Ersparungen an, er ließ sich das Verzeichniß der durch königliche Verhaftsbefehle (lettres de cachet) Verhafteten überreichen und setzte die meisten in Freiheit. Unter denen, die aus der Bastille entlassen wurden, war ein Italiener, der schon 35 Jahre gefangen saß, ohne daß er oder irgend Jemand wußte, warum er gefangen war *)! Auch gefiel, als Orleans an die Stelle der bisherigen Minister oder Staatssekretäre 6 Behörden und Räthe gründete (conseils) mit stimmberechtigten Mitgliedern und einem Präsidenten, Conseils der über die gefaßten Beschlüsse im Regentschaftsrath Vorträge halten sollte, für Krieg, Finanzen, auswärtige Angelegenheiten, Flotte, Inneres und Handel. Die Last der Geschäfte sei zu groß für einzelne Minister, die Wahrheit dringe leichter zu Vielen als zu Wenigen.

Da die Zahl der Räthe 72 war, so hatte der Regent Gelegenheit, durch die Ernennung sich viele Männer zu verpflichten. Die neue Einrichtung hielt sich aber auf die Dauer nicht. Lemontey **) sagt: „Es waren dreierlei Arten von Leuten, die, aus Schwäche oder aus Noth gewählt, diese Behörden bildeten. Zuerst vornehme Herren, ergraut in Ränken und neu in den Geschäften, weniger nützlich durch ihr Ansehen, als Verlegenheit herbeiführend durch ihr hochmüthiges Wesen und Kleinigkeitskrämereien, dann Freunde des Regenten, der Ausbund der Roués ***), Roués. Leichtsüchtige und Verkehrte, unwissende und doch witzige Köpfe, mehr dazu gemacht, eine Regierung zu necken, als sie zu fördern — endlich unter sie zerstreut Staatsräthe, Rechnungsbeamte, Parlamentsmitglieder und rüstige und arbeitsame Männer, die aber nur den Beruf hatten, die Fehler wieder gut zu machen, welche die Unfähigkeit der ersten und die Unbesonnenheit der zweiten begangen hatten. Bald stellte sich heraus, daß die Vielheit der Mitglieder in einer Behörde die Verantwortlichkeit betäube, die Hingabe vermindere und die Kraft der Beschlüsse schwäche" — oder wie das deutsche Sprichwort sagt, daß viele Köche die Suppe verderben. Schon 1718 traten an die Stelle dieser Behörden wieder Minister oder Staatssekretäre.

Im Ganzen ist die neue Regierung als ein Sieg des Gallicanismus und Jansenismus, des Liberalismus und der Zügellosigkeit in den Sitten zu bezeichnen. In der Politik brach man mit Spanien und schloß sich an England an. Ob aber der Regent Etwas zu leisten im Stande sei, das mußte sich

---

*) Mémoires secrets de Duclos. Edit. Michaud p. 498.
**) Histoire de la Régence. I. p. 46.
***) So nannte Orleans seine Vertrauten, weil sie am Morgen nach den Gelagen bei ihm wie gerädert, oder weil sie so nichtsnutzig waren, daß sie verdienten gerädert zu werden ([illegible]).

Finanzen. in den Finanzen zeigen. Hier war die große Verlegenheit. Man berechnete im Allgemeinen die Höhe der Staatsschulden auf 2400 Millionen. Die beiden letzten Kriege Ludwigs XIV. hatten beiläufig 4000,000,000 gekostet. Das jährliche Deficit betrug 78 Millionen. Nicht bloß das Einkommen von 1715 sondern auch das von 1716 ward schon zum voraus verwendet. In den Kassen war kein Geld, die vorhandenen Summen reichten nicht für Bezahlung der unzufriedenen Truppen, nur auf einige Monate, aus.

Saint Simon *) rieth, offen Staatsbankerott zu erklären, denn der Nachfolger eines Königs sei nicht an die Schulden seines Vorgängers gebunden, und es würde in Folge dieses Grundsatzes keinem künftigen Herrscher möglich sein, Geld aufzunehmen, das er nicht mehr zurückzahlen könne, und sich in verwegene und kostspielige Unternehmungen zu stürzen. Man solle die Stände einberufen, der Bankerott gelte weder dem Adel, der Geistlichkeit, noch dem Volk, sondern nur einigen Wucherern, die doch den Staat betrogen hätten. Andere erinnerten an die Unschuldigen, die darunter leiden, an die Versprechungen, die dadurch gebrochen würden. Der Regent entschloß sich zu mildern Maßregeln, die aber im Grund auch einen Staatsbankerott in sich schlossen, nur daß er langsamer verlief und
Noailles. schließlich doch Nichts half. Der Herzog von Noailles, der die Leitung der Finanzen übernahm, suchte zu helfen durch Verminderung der Ausgaben für Hof und Heer durch Beschränkung der Steuerbefreiung, durch Vereinfachung der Steuereinhebung durch Aufhebung lästiger Zollschranken, durch Erleichterung der Aus- und Einfuhr Er hat manche nützliche Maßregel eingeführt. Noailles hoffte, durch das System der Ersparung bei einer Politik des Friedens in 15 Jahren Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen. Aber wo war bei einem leichtsinnigen Manne, wie Orleans, und bei einem Kind, wie Ludwig XV., an Sparen und festes Durchführen strenger Grundsätze, wo war bei einem beweglichen Volke, wie das französische, an 15 Jahre des Friedens und der Ruhe zu denken **). Die Mittel, mit denen man sich aus der Noth half, waren zunächst eine leichtere
Billonage. Umprägung der Münzen: aus dem Louisd'or von 14 Francs machte man 20 Francs, aus der Mark Silber, die 25 Francs werth war, prägte man 40 Francs. Man hatte von dieser Maßregel einen Gewinn von 200 Millionen erwartet, gewann aber nur 72; den größten Nutzen zog, wie meist bei Münz-
Visa. verschlechterung, das Ausland. Das zweite Mittel waren die Visa. Den Brüdern Paris, Söhnen eines Gastwirths aus Grenoble, die durch Betriebsamkeit, Fleiß und Umsicht sich zu den ersten Banquiers emporgearbeitet hatten, übertrug man die Prüfung der Staatsschuldscheine — seit 1689, ob sie begründet seien oder nicht. Ein Gewinnst von 337 Millionen ward nun durch Herabsetzung um $^1/_5$ $^1/_4$, $^1/_2$, $^3/_5$, sogar $^4/_5$ erreicht. Statt der alten Staatsschuldscheine verschiedenen Ursprungs wurden neue ausgegeben und zu $4^0/_0$ verzinst. Ein drittes Mittel war die Anwendung des Schreckens gegen solche, die sich durch Wucher oder Handel
Chambre ardente. mit Staatspapieren bereichert hatten. Im März 1716 wurde eine Kammer der Gerechtigkeit ((chambre de justice contre les traitants) errichtet gegen die Pächter herrschaftlicher Gefälle, gegen die Beamten, welche zur Eintreibung außerordentlicher Steuern verwendet waren, gegen die Wucherer, die mit Staatspapieren

*) Ueber die Schwierigkeiten der damaligen Finanzlage vergleiche Mémoires politiques et militaires du Duc de Noailles. Edit. Michaud p. 261—66.

**) Henry Martin, Histoire de France. Vol. XV., p. 24—28.

Nachterasten. Man theilte Louisiana, das damals noch ganz mit Urwald bedeckt war, schon in Herzogthümer und Marquisate. Um das Land rasch zu bevölkern, befahl der Regent den Gerichtshöfen, die Strafe so oft als möglich in Deportation übers Meer zu verwandeln. Ein Edict vom Mai 1719 befahl die Vereinigung der andern Handelscompagnien mit der Compagnie d'Occident. Demnach wurde der Handel von Madagascar, Bourbon, Isle de France, von Persien, Mongolien, Siam, Japan mit der Compagnie d'Occident vereinigt, wofür diese Gesellschaft alle Schulden der beiden anderen Gesellschaften auf sich nahm. Der Name der einen Gesellschaft war jetzt Compagnie des Indes. Um es ihr zu erleichtern ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, wurde ihr gestattet, 25 Millionen neuer Actien zu gründen, die nur mit Metallgeld erkauft werden durften. Die Neigung diese Actien zu kaufen war so lebhaft, daß sie bald 150 über ihren Nominalwerth stiegen, und um dem Wunsche des Publikums nach weitern Actien nachzukommen, wurden immer neue Millionen von solchen Zetteln geprägt, der Stempel war in fortwährender Bewegung. Als am 20. Juli 1719 der Compagnie des Indes auch das Münzprivilegium auf 9 Jahre ertheilt wurde, strömte das Metallgeld in die Kassen der Bank und ein wahrer Freudentaumel berauschte die Nation. Law erschien wie ein höheres Wesen, welches mit einem Zauberstabe in dem verarmten Frankreich Wohlstand hervorrief. Das Zutrauen zu Law wuchs, als der Versuch seiner Gegner, ihn zu stürzen, mißlang. Massen von Bankzetteln wurden auf einmal vorgelegt, die Bank löste aber ihre Verbindlichkeit aufs Glänzendste. Um dem armen Volk gleichfalls einen Antheil am allgemeinen Glück zu ermöglichen, wurden 10.000,000 Zettel zu 10 Livres geschaffen, und die Bank konnte kaum genug Baargeld ein- und genug Zettel ausgeben. Als die Compagnie im Stande war, eine Dividende von 12% zu zahlen für die Actie von 500 Livres, stieg das Verlangen nach diesen ins Fabelhafte. Bei dem immerwährenden Steigen derselben verlor Niemand und warf der Papierhandel große Summen ab. Die Straße Quincampoix war der Hauptplatz des Verkaufs und der Mäkelei. Quartiere in derselben, selbst Schoppen und Keller, wurden mit ungeheuern Summen bezahlt, Manche erhielten große Summen, nur daß sie ihren Rücken herhielten, um auf demselben Verkaufsurkunden zu schreiben. Ein Schuster wurde ein reicher Mann bloß dadurch, daß er den Geschäftsleuten Kiel und Feder anbot. Von Früh 6 Uhr an drängten sich die Erwerbsüchtigen in diese Gasse, insbesondere Juden, Italiener und Gascogner, aber auch Frauen, selbst aus hohen Ständen. Fabelhafte Gewinnste wurden oft in einer Stunde gemacht. Frühere Kutscher wurden jetzt große Herren und hielten selber Wagen. Eine Dame ließ ihren Wagen absichtlich vor Laws Haus umwerfen, nur um seine Aufmerksamkeit zu erregen, damit sie ihn um Ausfolgung einiger Actien bitten könne. Selbst vornehme Leute verkleideten sich als Diener Laws, um rascher ihr Geld anbringen und Actien dafür bekommen zu können.

Louisiana.

Als die indische Handelsgesellschaft gar die Generalpacht aller Staatsgefälle bekam, als sie im Stande war, dem König eine Anleihe von 1200,000,000 zu bieten, da stiegen die Actien von 500 bis auf 2000. Neue Actien wurden geschaffen, „um die Wohlthaten des Papiers noch mehr Unterthanen zuwenden zu können.“ Jeder Monat brachte neue Erlasse, neue Actien. Law wurde vergöttert. Man muß es ihm aber zu seinem Ruhm nachsagen, daß er mitten in diesem Taumel einfach und bescheiden blieb. Herzoginen rechneten es sich zur Ehre, zu einem Ball, den seine Tochter gab, Einladungen zu erhalten. Als man eine

Taumel in Frankreich.

das Geld *) ist nicht die Nahrung, wovon der Mensch lebt, nicht der Stoff, worin er sich kleidet, nicht das Werkzeug, das er zu seinen Arbeiten gebraucht, es ist nur ein Werthzeichen, gegen das er diese Dinge eintauscht. Würde man eine öde Insel mit allem Gold Amerikas, mit allen Bankzetteln Englands bedecken, man könnte doch nicht plötzlich Straßen, Canäle, bebaute Ländereien, Werkzeuge und Gewerbe hervorzaubern. Wenn man durch irgend ein Mittel in einem Land die Masse des Geldes vermehrte, ohne die Menge der kaufbaren Dinge zu vermehren, so würde man nur die Preise steigern, ohne den wirklichen Reichthum zu vermehren, weil die Menge des Geldes im Mißverhältniß wäre zu den kaufbaren Dingen. In der Menge des Geldes beruht also nicht der eigentliche Reichthum, er ist nur die Folge davon, er wächst mit ihm. In dem Maß, als die Thätigkeit in einem Lande steigt, als Handel und Gewerbe sich mehr entwickeln, werden die Producte vervielfacht und häufiger und reicher ausgetauscht. Der Verkehr nimmt zu mit der Production. Das Geld, als Mittel des Tausches, nimmt zu, weil es sich immer dahin zieht, wo es nöthig ist. An die Stelle des mühseligen und kostspieligen Metallgeldes tritt nach und nach das Papier: es ist leichter zu tragen und billiger zu versenden. Dann entstehen die Banken, sie sind die Folge eines vorangehenden Wohlstandes und dienen mächtig dazu, ihn zu heben, aber sie gehen nicht voraus." — Man hatte damals Giro- oder Kreisbanken, in die man, als an einen sichern Ort, das Geld niederlegte, man schrieb die Summe in den Bankbüchern ab und zu. Die Bank stellte dann Zettel aus für die niedergelegten Metallmassen, die wie baares Geld angenommen wurden, und zahlte auf Vorlage die hinterlegte Summe dem Inhaber des Zettels aus. Bald kam man auf Escomptebanken. Hier wurden für Werthsachen Bankzettel ausgegeben. Die Bank mußte aber eine gewisse Summe hinterlegt haben, um gegen Täuschungen zu sichern, und zwar so viel, um immer im Stande zu sein, die Billete auszuzahlen.

Bankwesen.

Laws Theorie.

Law war eingenommen für die Einführung des Papiergeldes: es kann leichter gezählt, es kann leichter und sicherer versendet werden, sein Werth wechselt nicht. Er zog es dem Gold und Silber im Geschäftsleben vor, welches von Wucherern beschnitten, von Falschmünzern entstellt werden könne. Er verfiel nicht in den Irrthum, den man ihm vielfach zuschreibt, daß das Geld nur einen eingebildeten Werth habe und nur Tauschmittel sei; er wußte sehr wohl, daß es einen innerlichen, wirklichen Werth hat, wenn es auch nicht in Münzform ausgeprägt ist, und daß das Papier, wenn es aufhört ein Bankbillet zu sein, diesen innerlichen Werth nicht hat. Aber er glaubte, daß eine Bank, welche einen Reservefond hat, einem Papier wirklichen Werth verleihe. Von diesen Grundanschauungen ausgehend, baute sein combinirender Geist einen weitreichenden Plan. Die Tauschmittel vermehren, heißt den Handel vermehren, das Metall kann man nicht willkürlich vermehren, wohl aber das Papiergeld. Die Bankbillete vermehren, heißt also den Reichthum und die Macht eines Staates vermehren, wenn nämlich der Staat den Muth hat, eine Bank zur Staatsbank zu machen, welche in allen Provinzen ihre Töchterbanken besitzt, und so die Vortheile des Papiergeldes allgemein macht. Mit 100 Millionen in Metall kann eine Bank

---

*) Thiers, Hist. de Law. p. 20 ff.

300 Millionen in Billeten ausgeben und eine Staatsbank, die eine Milliarde Geld besitzt, kann 2 Milliarden in Bankzetteln ausgeben, und so die Tauschmittel verdreifachen. Der Staat muß Banquier werden. Bisher nahm der Staat und gab nicht wieder zurück, machte Anleihen und lieh nicht aus, bekam den Credit und gab ihn nicht, das muß jetzt anders werden. Die Erhebung der Steuern übertrug der Staat bisher den Steuerpächtern, die für sich große Geschäfte machten und die Steuerpflichtigen plagten: jetzt kann die Staatsbank sie auf sich nehmen und den bisherigen Gewinnst der Generalpächter einziehen. Vorschüsse von den Steuerpächtern bekam der Staat bisher nur um Wucherzinse, jetzt kann die Staatsbank immer Vorschüsse ohne Interesse geben. Der Staat kann aber auch Handel treiben. Bisher haben alle Völker geglaubt, daß der Handel, wenn er auch von Einzelnen mit ihren beschränkten Betriebsmitteln und getheilten Interessen getrieben wird, zum großen Theil den Reichthum eines Staates ausmacht. Was wird erst geschehen, wenn mit all seinen Kräften der Staat Handel treibt und die Mißlichkeit der entgegengesetzten Interessen nicht zu fürchten hat. So wird also die Bank im Leben des Staates sein, was das Herz im menschlichen Körper, der Mittelpunkt und die Triebkraft der Bewegung. Als Bank wird sie den Nutzen vom Wechseln, als Pächterin der öffentlichen Einnahme, als bevorrechtete Handelsgesellschaft wird sie alle Vortheile des Handels an sich ziehen und in Besitz eines unermeßlichen Vorraths kommen, den sie in Aktien ausgeben wird, welche das reichste Erträgniß gewähren. Die ganze Staatsschuld könne man zuletzt in solchen Aktien auszahlen.

Das sind die Grundgedanken des Systems. Law bot schon 1700 seiner Heimat diesen Plan an, er wurde aber nicht angenommen, doch lenkte er die Aufmerksamkeit auf ihn. Law verließ nun Schottland und suchte sich auf Reisen zu bilden oder einen Staat zu finden, wo er sein System verwirklichen könne. In Paris gewann er wiederum durch Berechnung im Spiel große Summen und wurde vertraut mit dem jungen Herzog von Orleans. Ludwig XIV., schon damals in den Geldnöthen des spanischen Erbfolgekrieges, wollte Nichts von Laws Plänen hören, und da dieser den Herren vom Hof große Summen abgewann, so bekam er plötzlich den Befehl, Paris binnen 24 Stunden zu verlassen. Law begab sich nach Italien, in Genua und Venedig gewann er wieder im Spiel große Summen, man sprach von zwei Millionen. In Turin, in Wien brachte er seine Pläne vor, fand aber keinen Boden dafür.

Der Tod Ludwigs XIV. lockte Law wieder nach Paris. Er traf gerade ein, als aller Credit geschwunden war. Law behauptete, man dürfe nicht verzweifeln, Frankreich sei sehr fruchtbar, sehr bevölkert, sehr arbeitsam: es sei an Vermögen England um das Dreifache überlegen. Um die Industrie zu heben und die Lasten zu erleichtern, unter denen es zu erliegen drohe, dürfe man nur das Vertrauen wieder herstellen und den Verkehr erleichtern. Die Lage war verzweifelt und der Regent für kühne Neuerungen damals noch empfänglich. Aber seine Räthe schracken vor den Plänen des Schotten zurück. Law schlug nun die Errichtung einer Bank vor und erbot sich, sie aus eigenem Vermögen zu gründen

Banque générale de France. und, wenn sie nicht gelinge, den Verlust aus eigenen Mitteln zu decken. Der Regent gab am 3. Mai 1716 seine Genehmigung. Diese Bank, deren Grundstock 6 Millionen waren in 1200 Aktien zu 5000 Livres, war bevollmächtigt Wechsel auszutauschen, die Rechnungen der Kaufleute auszugleichen, Wechsel auszustellen, die auf Sicht zahlbar waren, in Thalern von Gewicht und Werth wie die Münze am Tag der Gründung war. Dieser letztere Beisatz schützte vor der Unsicherheit im Münzwesen jener Zeit. Die Bank war in Laws eigenem Hause errichtet, Orleans, der Regent, nannte sich Protector derselben. Die Bank war ein Bedürfniß und gewann rasch Vertrauen. Die Buchführung war sicher die Papiere auf Sicht wurden pünktlich ausbezahlt, sie übernahm Zahlungen gegen die geringe Abgabe von 5 Sous auf 1000 Bankthaler. Das Vertrauen stieg namentlich, als die Bankzettel bei allen Hauptsteuereinnehmern im Reich angenommen oder gegen baares Geld umgesetzt und auf den europäischen Handelsplätzen nicht zurückgewiesen wurden. Man hatte jetzt ein sicheres Papier, das jeden Augenblick in eine sichere Münze ausgewechselt werden konnte. Der Verkehr stieg, der Wucher nahm ab, Law hob sich in der Gunst des Volkes, wie des Regenten. Dieser suchte die Wohlthat der Bank durch ein Edict vom 12. April 1717 allgemein zu machen, wonach die Bankbillete zur Bezahlung der Steuern angenommen und bei allen Kassen ausgewechselt werden können Bald war die Nachfrage nach den Bankbilleten außerordentlich groß, wie die Zunahme an baarem Geld. Law gedachte sogleich die Schätze, die da lagen, zu verwenden und zwar in einer mit der Bank verbundenen Handelsgesellschaft anzulegen. Eine Gesellschaft zum Anbau und zur Ausbeutung Louisianas sollte gegründet werden. Von Canada aus war ein Ritter Lassalle nach dem Süden vorgedrungen und auf einen Fluß gestoßen von seltener Breite, dessen Lauf er sich überließ, bis er im Meerbusen von Mexiko ankam. Es war der Mississippi, Lassalle nahm von dem Land, durch das er fuhr, feierlich im Namen seines Königs Besitz und nannte es Louisiana. Man beschloß eine Ansiedelung zu gründen. Ein kühner Handelsmann Crozak erhielt das Privilegium, dorthin zu handeln und dort eine Niederlassung zu gründen. Die Eifersucht der Spanier und

Mississippi-Gesellschaft. Engländer, die Trägheit der Ansiedler, der Mangel an Zucht unter den Truppen hinderten den Erfolg. Crozak wurde der Sache müde und ward geneigt sein Privilegium zurück zu geben. Law griff begierig zu und der Regent trat durch Erlaß der mit der Bank verbundenen Gesellschaft des Occidents Louisiana und alles umliegende Land ab, bloß gegen die Verpflichtung der Treue gegen den König von Frankreich und einer 30 Mark schweren Krone von Gold — sollte die Gesellschaft (Compagnie des Indes occidentales) das Recht haben, Truppen auszuheben Schiffe zu bewaffnen, Festungen zu erbauen, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Land zu kaufen und zu verkaufen, Beamte und Richter einzusetzen Bergwerke auszubeuten. Der Staat überließ ihr alle Schiffe, Festungen, Vorräthe die der Gesellschaft Crozak gehört hatten, und gestand ihr das alleinige Recht des Handels mit Biberfellen in Canada zu. Das Capital der neuen Gesellschaft

melle, daß viele Officiere von ihm gewonnen seien, daß die Jakobiten aber nur dann losschlagen wollten, wenn von Frankreich aus ein Truppenkörper von wenigstens 3 — 4000 Mann mit Geld, Waffen und Kriegsbedarf ankomme. Ludwig XIV. konnte damals keinen neuen Krieg anfangen, sein Herz war aber für Jakob III. und er unterstützte ihn insgeheim mit Geld, vermochte auch den Hof zu Madrid, daß er Jakob III. eine Anleihe von 400,000 Kronen versprach. Der Prätendent kaufte damit 10,000 Gewehre, einige Schiffe wurden in Havre ausgerüstet. Berwick war zum Generalissimus bestimmt, Mar sollte Schottland in Aufruhr versetzen. Die ihn näher kannten, nannten ihn Schaukelhans. Auch Ormond war ein schwankender Charakter und diese Schwäche beider wurde verhängnißvoll für die Sache der Stuarts. Dann waren die Jakobiten in Paris zu wenig verschwiegen. Stair, der englische Gesandte, kam bald hinter alle ihre Geheimnisse. Im Sept. 1715 sollte losgeschlagen werden, da waren Parlamentsferien. Jakob sollte mindestens 20,000 Gewehre, einen Geschützpark, 500 Officiere und eine beträchtliche Summe Geldes mitnehmen. Die französische Regierung versprach insgeheim Unterstützung. Bolingbroke hoffte aber, sie so in die Verwickelung hineinzuziehen, daß Frankreich bald offen feindlich gegen England auftreten müsse. Da starb Ludwig XIV. am 1. September 1715 und der Herzog von Orleans sah sich Philipp V. von Spanien und dem Herzog von Maine gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie die Hannoveraner gegen die unglücklichen Stuarts. Stair versprach Orleans Englands Hilfe, damit er zur Gewalt gelange. Ein anderer Schlag für die Jakobiten war, daß Ormond im Augenblick, wo er losschlagen sollte, den Muth verlor, nach Frankreich entfloh, was die französischen Staatsmänner hinsichtlich des Gelingens bedenklich machte. Plan des Aufstandes.

So kam es, daß der Regent, als der englische Admiral Byng mit einem Geschwader vor Havre erschien, und die Auslieferung der für die Jakobiten ausgerüsteten Schiffe verlangte, das Geschwader des Prätendenten auflöste und die Waffen in die königlichen Magazine abliefern ließ. So war also für den Aufstand keine wesentliche Hilfe vom Festland zu erwarten. Dennoch soll Jakob III. den Befehl gegeben haben, loszuschlagen, und brach selber verkleidet am 28. October nach Saint-Malo auf. Hier traf ihn aber Ormond, der verkleidet nach England hinüber gegangen war, weil aber sein Agent Macleans der Regierung Alles verrathen hatte, seine thätigsten Freunde gefangen und den Aufstand vereitelt fand und wieder nach Frankreich zurückkehrte. Ormond rieth ab, mit England sei im Augenblick Nichts zu machen. Jakob III. aber wollte seine Schotten nicht im Stich lassen und reiste in der Stille nach Dünkirchen, wo er Mitte December auf einem kleinen Schiffe von 8 Kanonen und mit nur 6 Herren, die als französische Officiere verkleidet waren, nach dem Reich seiner Ahnen abfuhr. Jakob III.

Indeß hatte die Schilderhebung in Schottland im September schon begonnen. Mar war thätig und findig, nur kein Kriegsmann. Die schottischen Edelleute pflanzten am 6. November die weiße Fahne zu Kirk-Michaeli auf. Mar selber rief 600 seiner Vasallen unter die Waffen. Bald waren Hunderte von Reitern um ihn, ein Clan nach dem andern erhob sich. Schnell war das Land nördlich vom Tay in den Händen der Aufständischen. Auch in Edinburg regten sich die Jakobiten; sie hatten in der Stille drei Soldaten der Besatzung gewonnen, die ihnen in der Nacht vom Schottland.

Grundcapital gründe, sondern auf die Waaren, welche er gegen sein Papier erhält und die in seinen Händen nicht unfruchtbar verwendet werden, sondern durch Handel und Bearbeitung im Handel steigen; im Augenblick, wo die Waare verbraucht werden soll, hört auch der Handelscredit auf und die Zahlung der Münze beginnt. — „Der Staat ist kein Kaufmann und Producent, sondern er ist, gleich dem Privatmann, ein Verzehrer; wie trefflich er auch die geliehenen Werthe für die Staatszwecke verwenden mag, immerhin werden diese Werthe in der Benutzung verschwinden. Wollte der Staat, gleich einem Geschäftsmann, auf Credit Werthe oder Waaren entnehmen und mit denselben gewinnreiche Industriegeschäfte treiben, so würde er den Verkehr der Privaten, mithin überhaupt die Quellen seiner materiellen Kräfte, zerstören. Insofern aber der Staat mit dem geliehenen Pfunde nicht wuchert, sondern dasselbe zu unfruchtbaren Zwecken verwendet, so ist sein Credit auch anderer Natur, als der des Kaufmanns, denn er gründet nicht auf das Vorhandensein materieller und durch den Verkehr wachsender Werthe. Der Statscredit beruht vielmehr, wie der des einfachen Consumenten, auf der moralischen Ueberzeugung des Gläubigers, daß die Vertreter des Staates den guten Willen und für die Zukunft die Mittel besitzen werden, die eingegangene Schuld zu tilgen. Gesetzt daher ein Staat vermöchte das ganze baare Capital einer Nation in eine Bank oder Kasse, und zwar gegen Creditscheine, zu vereinigen, so wird — zumal dieses Bankcapital selbst nur ein geliehenes ist — gewiß kein Grund vorhanden sein, warum die Nation dem consumirenden Staate noch zehnmal so viel an Werth borgen solle. Eben so wenig wird aber der consumirende Staat durch eine solche Aufnahme des baaren Capitals in den Stand gesetzt werden, einer so unermeßlichen Schuldenlast auch nur irgend wie die Spitze zu bieten, oder wohl gar aus derselben einen unbegrenzten Gewinn zu ziehen *).

So handelte Law in gutem Glauben, obschon er auch künstliche Mittel, wie den Zwangscours, die gänzliche Entfernung des Metallgeldes, die Ableitung der ungeheuern Papiermasse in das wüste Getriebe der Handelscompagnie und Agiotage oder das Börsenspiel nicht verschmähte. Der Regent unterstützte ihn mit allen Mitteln, die eine Regierung nur anwenden kann. In den Hauptstädten Frankreichs wurden Filialbanken errichtet, jede mit zwei Kassen, von denen eine die Zettel ausgeben, die andere auf Sicht bezahlen sollte. Alle Zahlungen über 600 Livres mußten in Bankzetteln geschehen. In kurzer Zeit wurden 110,000,000 solcher Bankzettel geschaffen. Die Bevölkerung kam den Maßregeln der Regierung hoffnungsfreudig entgegen und übertrug vollkommen das frühere Vertrauen auf die Law'sche Privatbank jetzt auf die Staatsbank.

Orleans, der früher in Geldverlegenheiten war, hatte jetzt Mittel in Hülle und Fülle. Law hielt eben Alles für möglich und in seinen Plänen spielte jetzt die Mississippi-Gesellschaft die Hauptrolle. Sie sollte der Centralpunkt des ganzen französischen Handels werden, Jeder sollte sich nach seinem Vermögen als Actionär bei ihr betheiligen können, sie sollte aber auch den Credit und die Operationen der Bank unterstützen. Alle in Pacht gegebenen Staatsgefälle sollten mit der Compagnie vereinigt werden. Als die Kunde davon verlautete, stiegen die Actien der Mississippi-Gesellschaft reißend. Ein Schwindel bemächtigte sich auch der sonst

*) Kutzel, l. c. 453—54.

versuchten sie am 12. zu stürmen, mußten sich aber mit Verlust zurückziehen. Als sie jedoch Verstärkung erhielten, verlor Forster den Muth und bot Unterhandlungen an. Wills, der Führer der Königlichen, erklärte jedoch, er unterhandle nicht mit Empörern, sie hätten so viele von den Unterthanen des Königs getödtet, daß sie sich auf ein gleiches Loos gefaßt machen müßten; wenn sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben, wolle er ihnen bloß dafür stehen, daß sie von seinen Soldaten nicht in Stücke gehauen würden, das Weitere komme auf die Regierung an. Trotzdem die Hochländer mit dem Schwert in der Hand sich den Weg in die Heimath bahnen wollten, beschloßen die Führer doch die Waffen zu strecken. So endete der Jakobitenaufstand in England, 1400 ergaben sich als Gefangene, Viele waren entkommen, 17 waren im Kampf gefallen. Die Königlichen zählten 70 Todte und gleich viel Verwundete. Mahon sagt bei dieser Gelegenheit mit Recht: „So hilflos sind selbst die tapfersten Männer, wenn sie keine Anführer haben *)!"

Am Tag darauf, am 13. November 1715, an einem Sonntag wurde die Sache der Jakobiten in Schottland entschieden. Bei Dumblane, auf einer Ebene, die Sheriffmuir heißt, kam es zum Zusammenstoß zwischen Mar und Argyle. Die Hochländer schlugen sich glänzend. Der linke Flügel beider Armeen wurde geschlagen, der rechte siegte. Hätte man die unentschiedene Schlacht erneuert, so wären die Engländer vernichtet worden. Aber Mar zog sich nach Perth zurück, wo er wieder in seine Unthätigkeit verfiel. Jetzt verließen viele Clans seine Fahnen, theils um die Beute nach Hause zu bringen, theils, weil sie keinen Erfolg mehr hofften. Mar begann mit Argyle zu unterhandeln, die Minister aber fühlten sich jetzt schon sicher und wollten den Aufstand mit der Wurzel ausrotten. Die 6000 Holländer waren schon auf dem Marsche nach Schottland. Sheriff-muir.

Indeß war Jakob III. am 22. December in Peterhead gelandet. Am 6. Januar 1716 zog er an der Seite Mars, den er zum Herzog ernannte, in Dundy ein, am 8. in Scone, dem alten Krönungsort der schottischen Könige. In einem Erlaß berief er die Landstände ein, befahl die Aushebung aller wehrhaften Männer von 16 bis zu 60 Jahren und bestimmte den 23. Januar zum Tage der Krönung. Die Schotten empfingen ihren König mit Jubel und doch stellte sich rasch ein Gefühl gegenseitiger Enttäuschung ein. Sie hatten erwartet, daß er mit einem Heer, mit Kriegsbedarf und Waffen komme, — und er kam — allein. Er hatte ein Heer zu finden gehofft, Mar hatte ihm von 16000 Mann geschrieben, die er beisammen habe, und er fand eine geringe Zahl. Die Hochländer hatten einen Helden erwartet, fanden aber einen blassen, milden, anmuthigen Mann, welchem die Kühnheit fehlte, die ein Wagniß gelingen macht. Jakob III. in Schottland.

„Ich sah ihn nie lächeln," schreibt einer der Rebellen, „sein Ansehen war immer gedrückt. Wenn er sich in uns täuschte, so täuschten wir uns zehnmal mehr in ihm. Einige sagten, daß die Umstände, in denen er uns gefunden, ihn niederdrückten. Ich sage, die Figur, die er spielte, drückte uns nieder. Hätte er uns bloß 5000 Mann guter Truppen geschickt und wäre nicht selbst gekommen, so hätten wir ganz andere Dinge verrichtet **)." Die Sache war verloren. Zum Unglück Ende des Aufstandes

*) Mahon, History, chapt. 5.
**) Mahon, l. c. chapt. 6.

Herzogin suchte, um die Tochter des Regenten nach Genua zu begleiten, sagte er: „Schicken Sie nur zu Madame Law, dort werden Sie alle beisammen finden." Bald erbot sich die Compagnie sogar zur Rückzahlung der Staatsschulden, welch die Regierung ihr durch Ausgabe von 300,000 neue Actien gestattete. Da Volk warf sich mit Leidenschaft in diesen Handel. Das baare Geld sank den Papieren gegenüber um 10%. Jedermann wollte dasselbe sobald als möglich los werden. Die Regierung hatte die Mittel in Hülle und Fülle. Sie konnte Canäle, Landstraßen, Brücken, sie konnte die Kirche Saint-Roche in Paris erbauen. Sie stieg im Ansehen des Auslands. England wurde eifersüchtig; ganz Europa staunte über die schnelle Herstellung Frankreichs, welches man durch die Regierung Ludwigs XIV. auf ein halbes Jahrhundert hin für zerrüttet hielt. Die Armee war wohl bezahlt und darum zufrieden. Die französischen Gesandten hatten Ueberfluß an Geld und konnten an fremden Höfen alle Minen springen lassen. Laws Pläne wuchsen mit seinen Erfolgen. Statt der alten Staatsgefälle sollte ein Grund- und Vermögenssteuer eingeführt, die Amtsgelder zurückbezahlt werden, an die Stelle der alten Körperschaften ein die Volksrechte darstellendes Parlamen mit absetzbaren Beamten treten. Die Abgaben auf Oel, Talg und Spielkarten wurden unterdrückt. Auch andere lästige Abgaben sollten fallen. Fremde strömten herbei, man rechnete damals 300000 Fremde in Paris. Die Preise der Lebensmittel, der Wohnungen stiegen. Im Anfang des Winters 1719 waren alle Läden mit kostbaren Stoffen ausgekauft. Man segnete Law, als verlautete die Tranksteuer könne herabgesetzt werden. Ende 1719 stieg der Werth der Actien von 500 auf 2000. Leute, die früher keine Schuhe getragen hatten, fuhren jetzt in Carossen und hatten Landgüter. Ein Kellner war so reich geworden daß er jetzt täglich die Gäste, welche er früher bediente, frei bewirthen konnte. Ein anderer dieser Mississippier — so nannte man diese schnell reich gewordenen Menschen — hatte den Ehrgeiz, nie ein Trinkgeld unter 1000 Livres zu geben.

Der Grund dieses Schwindels war die Lust, schnell und mühelos reich zu werden, und die übertriebene Vorstellung von dem Reichthum Louisianas. (Louisiana.) Allerdings hob sich der Handel Frankreichs sehr schnell, insbesondere nach Asien. Im Frühjahr 1720 besaß die Compagnie 105 größere Fahrzeuge, allein die Niederlassungen am Mississippi wollten nicht gedeihen. Ein alter Soldat, der von da zurückkehrte, wurde in die Bastille gesteckt, als er den Wahn heilen wollte. Die Regierung hatte den Auswurf der Straßen und Gefängnisse nach Louisiana gesendet. 28 Salzschmuckler legten damals den Grund zu Neu-Orleans. Die Mädchen, welche man zuerst nach Louisiana sandte, waren der Auswurf ihres Geschlechtes und gingen meist im Elend zu Grunde. Law suchte nun nach bessern Colonistinen, denen er zugleich eine Ausstattung herrichtete, und ließ sie in Begleitung von Nonnen hinüberführen. Er zweifelte an der Fähigkeit der Franzosen zum Colonisiren und kaufte 12,000 Colonisten in der Pfalz, welche der Kern der Bevölkerung Louisianas wurden.

Gegen Ende 1719 war das System in seiner Blüthe. 10 Monate währ

England und Frankreich, vor kurzem noch so erbitterte Feinde, gingen in ihrer Politik, während der Regentschaft, Hand in Hand mit einander. Der Urheber dieser merkwürdigen Wendung war der Lehrer, der Vertraute und später der allmächtige Minister des Regenten, Dubois.

Wilhelm Dubois ist geboren zu Brives la Gaillarde den 6. September 1656, Dubois. der Sohn eines armen Apothekers. Im 12. Jahre kam er nach Paris in das College de Pompadour, wo er um eine Freistelle anhielt und zugleich der Diener des Directors dieser Anstalt wurde. Später wurde er Lehrer beim Sohn eines Kaufmanns, welcher hinwieder später sein Postillon wurde. Dann ward er Schreiblehrer beim Herzog von Chartres, der uns als Philipp von Orleans, jetzt als Regent Frankreichs schon bekannt ist. Er bildete den Geist seines Schülers, verdarb aber seinen Charakter und wurde so der Dämon des Hauses Orleans. In der Frühe sein Lehrer war er Abends sein Kuppler und besuchte mit ihm schlechte Häuser. Das sicherste Zeugniß darüber liegt in der Warnung der Mutter des Regenten *). „Ich bitte dich, den Abt, diesen größten Schuft und Schelm auf Erden, nie zu gebrauchen" — und an mehreren Stellen ihrer Briefe: „Ich weiß von meinem Sohn selber, daß Dubois ihn eines Tags beim Eingang eines schlechten Hauses traf und lachend mit ihm hineinging, statt ihn am Arm zu packen und nach Haus zu führen." — „Ich habe den Dubois anfangs gern gehabt, weil ich glaubte, er liebe meinen Sohn zärtlich und suche in Allem nur sein Wohl und seinen Nutzen; aber als ich bemerkte, daß er ein treuloser Hund ist, der nur an seinen eigenen Vortheil denkt und nicht an die Ehre meines Sohnes, der ihn im Gegentheil ins ewige Verderben stürzt, indem er ihn den Ausschweifungen sich hingeben läßt, und dabei gar nicht dergleichen thut, als ob ers bemerke, da hat sich meine gute Meinung von ihm in Verachtung verwandelt." — „Wenn Dubois so viel Ehrgefühl und Religion hätte, als er Geist besitzt, so wäre er ein vortrefflicher Mensch; aber er glaubt Nichts, er kümmert sich nicht um Anstand und nicht um Wahrheit. Er ist sehr unterrichtet, er hat auch meinen Sohn gut unterrichtet, ich wollte aber, er hätte ihn nie unterrichtet. Er gleicht einem jungen Fuchs, man sieht ihm die Falschheit an den Augen an." — Schüler und Lehrer wurden unzertrennlich. Jener begleitete diesen auch in die Feldzüge und selbst Luxemburg gestand bei Steinkirchen: „Dieser Mensch geht ins Feuer, wie ein Grenadier." Ludwig XIV. gab ihm die Abtei Saint-Juste zum Lohn dafür, daß er Orleans bewog, seine und der Montespan Tochter, die Mademoiselle de Blois, zur Gattin zu nehmen. Die Mutter warnte ihn vor dieser Verbindung, welche sie tief unter ihrer Ehre hielt, und als der Sohn trotzdem zusagte, gab sie ihm im aufwallenden Zorn vor dem Hof eine schallende Ohrfeige. Wegen seiner Gewandtheit gab der König Dubois dem Tallard bei, als er diesen als Unterhändler nach London sandte. In kurzer Zeit hatte Dubois sich der Verhandlungen so bemächtigt, daß Tallard seine Abberufung verlangte. Mit seinem Schüler zog er nach Italien, nur die Ursini war Schuld, daß er mit ihm nicht auch nach Spanien kam. Unter der Regentschaft ward Dubois zuerst Staatsrath, wobei ihm aber sein Schüler sagte: „Ich bitte dich, mein lieber Abbé, sei jetzt ein wenig anständiger und ehrlicher." Man konnte sich keinen größern Heuchler und Lügner denken, selbst wenn er auf der That ertappt wurde. Die Gefahr lag in seiner Begabung. Lémontey **) sagt von ihm: „Orleans liebte in Dubois den Geist

* Saint-Simon, Mém. XIV. Seine Briefe und Denkwürdigkeiten gab Sévelinges, Paris, 1814 heraus.

**) Lemontey. Histoire de la Régence. Paris 1832. Cap. 4, pag. 100.

sonen wurden zertreten. Jetzt wurde die Bank geschlossen, die Zusammenrottun durch Militär unterdrückt. Der Erzbischof ordnete öffentliche Gebete an. Das Ge fühl des Unglücks war allgemein. Die Regierung mußte Law vor Mißhandlun schützen: er entkam nach Brüssel. 100 Millionen, die er in Frankreich gewonne opferte er gern, nur 2 Millionen, die er dahin gebracht hatte, nahm er in An spruch, erhielt sie aber nie wieder. Unredlichkeiten konnte man ihm nicht nac weisen; sein Fehler war, daß er den Credit im Verhältniß zum Metallgeld z stark in Anspruch genommen und daß er den Staatscredit nach dem Credit eine Privaten bemessen hatte. Law starb 1729 in Venedig in Dürftigkeit.

Ein neues Visa ward 1721 angenommen. Bankzettel, Actien, Staats papiere wurden nach fünf verschiedenen Classen herabgesetzt. 747 Millionen wu den geradezu verworfen. 272 Personen, welche sich bei diesen Bankgeschäften ins besondere bereichert hatten, wurden verurtheilt, zusammen 191 Millionen zu zahlen Die Bankzettel verloren derart an Werth, daß eine von 18,000 Livres zuletzt fü 6 Livres verkauft wurde. Die Staatsschulden stiegen außerordentlich. Dies wa der zweite Bankerott seit sechs Jahren, Tausende von Familien waren zu Grund gerichtet. Der Bischof von Castres schreibt: „es gibt keinen Handel mehr, kei Vertrauen, keine Hilfe: weder in Gewerben, noch in der Klugheit, noch in de christlichen Liebe." Riesig war der Verfall der Sitten. Alle Stände hatten sich a Schwindel betheiligt. Der Regent hatte hinter dem Rücken Laws Banknoten präge lassen. Die Söhne der ersten Familien, deren Vorfahren nur für Ehre glühten hielten es nicht unter ihrer Würde, sich durch das schmutzigste Börsenspiel ein Ve mögen zu gründen. Zur Zeit des Taumels war Paris die Stätte der wildeste Schlemmerei und Unzucht, jetzt des Raubmords, der Verzweiflung, des Selbs mords. Frankreich war im Grund seines Lebens erschüttert und der Revolutio um einen Schritt weiter entgegen gegangen *).

England. Spanien. Oesterreich. Frankreich.

Jakobiten 1715. In England waltete das Gefühl, man sei von einer Partei beherrscht und die Jakobiten dachten an eine Schilderhebung. Es ist dies die zweite unte den drei großen, die sie wagten, 1689, 1715 und 1745. Bolingbroke war nac Frankreich geflohen; auf die Nachricht, daß er in der Heimat des Hochverraths schuldig erklärt worden sei, eilte er nach Commercy in Lothringen, wo Jakob III. oder auch der Ritter von Saint-George genannt, sich aufhielt, und wurd von ihm zu seinem Minister des Aeußern und zum Grafen ernannt. Dor erfuhr er, daß die Schotten mit Ungeduld zum Aufbruch drängten, daß i England der Herzog von Ormond sich an die Spitze der Jacobiten stelle

(Marginal: Bolingbroke.)

*) Den raschen Wechsel schildert ein Couplet aus jener Zeit:
Lundi j'achetai des Actions;
Mardi je gagnai des Millons;
Mercredi j' arrangeai mon Ménage;
Jeudi je pris un Equipage;
Vendredi je m'en fus au Bal;
Et Samedi à l'Hôpital.

Plan des Aufstandes.

melde, daß viele Officiere von ihm gewonnen seien, daß die Jakobiten aber nur dann losschlagen wollten, wenn von Frankreich aus ein Truppenkörper von wenigstens 3 — 4000 Mann mit Geld, Waffen und Kriegsbedarf ankomme. Ludwig XIV. konnte damals keinen neuen Krieg anfangen, sein Herz war aber für Jakob III. und er unterstützte ihn insgeheim mit Geld, vermochte auch den Hof zu Madrid, daß er Jakob III. eine Anleihe von 400,000 Kronen versprach. Der Prätendent kaufte damit 10,000 Gewehre, einige Schiffe wurden in Havre ausgerüstet. Berwick war zum Generalissimus bestimmt, Mar sollte Schottland in Aufruhr versetzen. Die ihn näher kannten, nannten ihn Schaukelbonns. Auch Ormond war ein schwankender Charakter und diese Schwäche beider wurde verhängnißvoll für die Sache der Stuarts. Dann waren die Jakobiten in Paris zu wenig verschwiegen. Stair, der englische Gesandte, kam bald hinter alle ihre Geheimnisse. Im Sept. 1715 sollte losgeschlagen werden, da waren Parlamentsferien. Jakob sollte mindestens 20,000 Gewehre, einen Geschützpark, 500 Officiere und eine beträchtliche Summe Geldes mitnehmen. Die französische Regierung versprach insgeheim Unterstützung. Bolingbroke hoffte aber, sie so in die Verwickelung hineinzuziehen, daß Frankreich bald offen feindlich gegen England auftreten müsse. Da starb Ludwig XIV. am 1. September 1715 und der Herzog von Orleans sah sich Philipp V. von Spanien und dem Herzog von Maine gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie die Hannoveraner gegen die ausländischen Stuarts. Stair versprach Orleans Englands Hilfe, damit er zur Gewalt gelange. Ein anderer Schlag für die Jakobiten war, daß Ormond im Augenblick, wo er losschlagen sollte, den Muth verlor, nach Frankreich entfloh, was die französischen Staatsmänner hinsichtlich des Gelingens bedenklich machte.

Jakob III.

So kam es, daß der Regent, als der englische Admiral Byng mit einem Geschwader vor Havre erschien, und die Auslieferung der für die Jakobiten ausgerüsteten Schiffe verlangte, das Geschwader des Prätendenten auflöste und die Waffen in die königlichen Magazine abliefern ließ. So war also für den Aufstand keine wesentliche Hilfe vom Festland zu erwarten. Dennoch soll Jakob III. den Befehl gegeben haben, loszuschlagen, und brach selber verkleidet am 28. October nach Saint-Malo auf. Hier traf ihn aber Ormond, der verkleidet nach England hinüber gegangen war, weil aber sein Agent Macleans der Regierung Alles verrathen hatte, seine thätigsten Freunde gefangen und den Aufstand vereitelt fand und wieder nach Frankreich zurückkehrte. Ormond rieth ab, mit England sei im Augenblick Nichts zu machen. Jakob III. aber wollte seine Schotten nicht im Stich lassen und reiste in der Stille nach Dünkirchen, wo er Mitte December auf einem kleinen Schiffe von 8 Kanonen und mit nur 6 Herren, die als französische Officiere verkleidet waren, nach dem Reich seiner Ahnen abfuhr.

Schottland.

Indeß hatte die Schilderhebung in Schottland im September schon begonnen. Mar war thätig und findig, nur kein Kriegsmann. Die schottischen Edelleute pflanzten am 6. November die weiße Fahne zu Kirk-Michaeli auf. Mar selber rief 600 seiner Vasallen unter die Waffen. Bald waren Hunderte von Reitern um ihn, ein Clan nach dem andern erhob sich. Schnell war das Land nördlich vom Tay in den Händen der Aufständischen. Auch in Edinburg regten sich die Jakobiten; sie hatten in der Stille drei Soldaten der Besatzung gewonnen, die ihnen in der Nacht vom

9. September zur Ersteigung des Schlosses behilflich sein sollten. Drei Schüss sollten dann verkünden, daß das Schloß genommen sei, und Feuerzeichen von Ber zu Berg die Nachricht durch das ganze Land verbreiten. Allein nicht alle Ver schworenen waren verschwiegen, von denen, welche die Burg ersteigen sollten, trank sich einige zu lange zum Unternehmen Muth ein. Die Officiere der Besatzun kamen schon die Wache abzulösen, und als die Verschworenen die Leiter anlege wollten, riefen ihre Freunde vom Schloß ihnen zu: „Ihr habt euch und uns z Grund gerichtet."

Die Regierung. Deßungeachtet war die Lage der englischen Regierung gefährlich. Si hatte nur 8000 Soldaten auf der Insel und geheime Feinde überall, aber s war thatkräftig und verwendete ihre geringen Mittel bestens. Argyle sollte de Aufstand in Schottland niederschlagen, Southerland den Norden von Englan in Ruhe erhalten. Holland ward gemahnt, die 6000 Mann zu schicken, di es im Fall eines Aufruhrs nach Vertrag zu stellen verpflichtet war. 100.00 Pfund wurden auf Einbringen des Prätendenten, sei es todt oder lebendi ausgesetzt. Der König wurde ermächtigt, verdächtige Personen verhaften z lassen, alle Officiere auf Halbsold wurden zum Dienst einberufen und de Befehl gegeben, 21 Regimenter auszuheben.

Mar. Deßungeachtet wäre der Aufstand in Schottland geglückt, wäre Mar ei tüchtigerer Anführer gewesen und hätten nicht Eifersüchteleien die schottische Großen entzweit. Am 28. September zog Mar an der Spitze von 5000 Man schon in Perth ein. Es gelang den Aufständischen sich eines Schiffs der Regierun zu bemächtigen, das mit 300 Gewehren beladen war. Argyle aber, sein Gegner fand in Schottland nur 1000 Soldaten zu Fuß vor und 500 Dragoner. Wen Mar rasch vorging, so konnte er Argyle aus ganz Schottland vertreiben. Sta dessen harrte er wochenlang in Perth auf das, was die englischen Jakobiten unter nehmen würden. Hier aber handelte die Regierung rasch und rücksichtslos. Sechs Mitglieder des Unterhauses, welche der Verschwörung verdächtig waren, wurde verhaftet. Bristol und Plymouth, wo die Jakobiten losschlagen wollten, wurde sorgfältig bewacht, Oxford, wo namentlich die Studenten eifrig auf die Gesundhe Jakobs tranken, besetzt und der Aufstand im Keime erstickt. In Northumberlan

Northumberland. schlugen Forster und Graf Derwentwater los und ließen in Warkworth Jakob II unter Trompetenschall als König ausrufen. Das Landvolk, unter dem noch vi Liebe für den Katholicismus lebte, war geneigt, sich ihnen anzuschließen, ab es fehlte an Waffen. Sie sandten an Mar um Hilfe. Indeß hatte auch im Süd westen Schottlands Lord Quenmure die Fahne Jakobs III. erhoben. Mar schid Macintosh zu Hilfe. Leider verzettelte Mar seine Truppen und zauderte, son wäre der Süden Schottlands rasch gewonnen und der Norden Englands in Flam men gesetzt worden. Edinburg schien nochmal in den Besitz der Aufständischen z kommen. Schon hatte Macintosh Leith besetzt, da rettete Argyles Schnelligkeit d Hauptstadt für die Regierung. Es kam zu keiner rechten Vereinigung der Führ der Aufständischen. Zu spät brach Mar gegen Stirling auf, zur rechten Zeit ab erschien Argyle, es zu retten. Ein Theil der Jakobiten rückte nun in England ei

Preston. Bei Preston, wo Oliver Cromwell 1648 sich so glänzend geschlagen hatte, kam zu einem ernstern Kampf. Forster verstand einen Paß nicht zu benutzen, durch de er leicht den Gegnern den Zugang zur Stadt hätte verwehren können, er zog si in den Mittelpunkt des Ortes zurück und errichtete Barrikaden. Die Königliche

aden. Die beiden Castilien zahlen mehr denn je; während der König aus Aragon und Katalonien, welche früher wenig oder gar Nichts entrichteten, beträchtliche Hilfsquellen zieht. In der That betragen seine Einkünfte den dritten Theil mehr, als bei einem seiner Vorgänger und seine Ausgaben sind auf die Hälfte gesunken, so daß er mit ein wenig Ordnung bald ein nützlicher Verbündeter sein wird." In der That wünschte Alberoni anfangs mit England Hand in Hand zu gehen; er gewährte 1716 den britischen Unterthanen dieselben Handelsvortheile, die sie unter habsburgischen Königen besaßen; er versprach, daß sie keine höhern Zölle, als die Spanier selber bezahlen sollten. Spanien hielt sich fern von einer Unterstützung des schottischen Aufstands. Stanhope, der während des Erbfolgekrieges in Spanien mit Alberoni vertraut worden war, beglückwünschte sein Emporkommen und prophezeite eine günstige Verbindung der beiden Höfe. Alberoni sagte einmal zu einem Engländer: „Zuerst blickt der König, mein Herr, auf Gott und dann auf Ihren Herrscher." Derselbe Engländer berichtete an seine Regierung: „Die unumschränkte Herrschaft über Spanien wird demjenigen gehören, welcher dem Sohn der Königin am meisten bietet." Alberoni äußerte aber damals einem Franzosen im Vertrauen: „Wenn die Königin, die den Teufel im Leib hat, einen guten General findet, wird sie ganz Europa in Verwirrung stürzen. Es ist ihr leicht ihren Mann zu beherrschen, der, nachdem er mit schüchterner Stimme gesagt hat: Ich muß Herr sein, Ich, immer damit endet, daß er ihr gehorcht, der in seiner Nähe immer nur ein Weib oder einen Betschemel haben muß."

Er nähert sich England.

Auf einmal trat aber eine Wendung in der spanischen Politik ein. Der Minister fühlte sich verletzt durch das Schutz- und Trutzbündniß, welches Georg I. von England mit dem Kaiser 1717 geschlossen hatte. Haß gegen Oesterreich war die Leidenschaft Alberonis und der Königin. In dem Bündniß garantirten sich aber Georg I. und Karl VI. den Besitz ihrer Staaten und der Gebiete, die sie in Uebereinstimmung noch erwerben könnten. Noch mehr schmerzte aber die Nachricht der Annäherung Englands an Frankreich. Dubois war Alberoni zuvorgekommen. Der Regent und Dubois glaubten eben so gut als Philipp V, daß es mit dem Kinde Ludwig XV. bald zu Ende gehen werde. Längst hatte Philipp V. auf sein Geburtsrecht verzichtet, und dann war Orleans, wenn der Königsknabe starb, rechtmäßiger Erbe des französischen Throns. So standen sich also Orleans und Philipp in ihren Hoffungen gegenüber, und arbeiteten also Alberoni und Dubois gegen einander. Orleans war überzeugt, daß England die Vereinigung Frankreichs und Spaniens nie zugeben könne, und rechnete daher sicher auf einen Bund mit Georg I. England war verletzt durch die Mardykefrage. Frankreich hatte nämlich im Frieden von Utrecht sich verpflichtet, den Hafen von Dünkirchen zu schleifen, hatte dies auch gethan, aber auch zugleich einen neuen Hafen bei Mardyke gegründet. Die Engländer meinten nun, der Vertrag sei umgangen. Orleans wollte nachgeben, um England zu gewinnen, und sandte den gewandten Dubois, der unter dem Vorwand, Bücher nnd Gemälde

Wendung.

Frankreich.

Dubois

Jakobs kam sein Geldschiff in die Gewalt der Königlichen. Der zögernde Arg wurde abberufen und Cadogan, einem der besten Officiere Marlboroughs, die Leit anvertraut. Dieser brach rasch gegen die Aufständischen auf. Die Führer verlo den Muth, die Hochländer wollten sich schlagen. „Weßhalb rieft ihr uns zu l Waffen? Damit wir davonlaufen sollen! Weßhalb kam der König hieher? Um sehen, wie sein Volk vom Henker geschlachtet werde, ohne für sein Leben ein Schlag zu führen? Laßt uns wie Männer sterben, nicht wie Hunde." So i braven Schotten, aber die Führer verzagten. Jakob hatte den Muth zu duld aber nicht zu wagen. Er wollte das Loos der Armee theilen, aber seine Vertrau sagten zu ihm, sie würden eher Begnadigung erlangen, wenn er nicht mehr Land sei. Das Geld, das er noch besaß, ließ er zur Vertheilung an die Ar zurück und ermächtigte zu Unterhandlungen mit dem Feind. In der Nacht 4. Februar 1716 entkam er mit Mar auf ein Schiff und landete nach fü

Bolingbroke. Tagen in Gravelingen. In Saint-Germain enthob er Bolingbroke seiner Stell und beraubte sich damit der Dienste des fähigsten Mannes, gegen den man il wahrscheinlich Verdacht beigebracht hatte. Als Jakobs Mutter Bolingbroke bedeutete, wolle die Sache beilegen, antwortete dieser voll Unwillen: er sei jetzt ein fre Mann und eher solle sein Arm verdorren, eh er je wieder ihrem Sohn mit Schw oder Feder diene. Die Führer des Aufstands entkamen meist nach Frankreich, Gemeinen zogen sich in ihre Berge zurück. Der Aufstand war zu Ende.

Strafen. Nun kam aber die Rache der siegreichen Regierung. Mehrere Officiere w den als Ausreißer kurzweg erschossen; 500 gemeine Gefangene wurden deporti 6 Peers wurden nach London gebracht und zum Tode verurtheilt. Lord Nithisd entkam in den Kleidern seiner Gattin, die für ihn im Gefängniß zurückblieb. Lords Derwentwater und Kenmure bestiegen am 24. Februar 1716 das Bl gerüst mit Muth und Festigkeit. Der erstere erklärte, er sterbe als Katholik u erkenne Niemand, denn Jakob III., als seinen König; er habe ohne Selbstsu durch sein Beispiel Andere zur Pflicht führen wollen; er verzeihe den Ministe den Hauptwerkzeugen seines Todes. Von Gemeinen wurden 22 in Lancashire u 4 in London gehenkt. Um ähnliche Vorgänge zu verhüten, wurden zur Verstärk der protestantischen Interessen die Gesetze gegen die Katholiken verschärft. W Lord Mahon äußert sich: „Das war in jenen Zeiten das große Heilmittel f jedes Uebel." Wichtiger war, daß man das Gesetz von 1694 aufhob, wel

Septennialbill. 3 Jahre für die Dauer eines Parlamentes ansetzte: es sollte fortan 7 Ja dauern. Mit Recht bemerkte schon damals der Sprecher Onslow, das Sie jährigkeitsgesetz sei der Anfang der Emancipation des Unterhauses — von sei frühern Abhängigkeit von der Krone und vom Oberhaus. Lord Mahon bemerkt „In der That konnte ein auf drei Jahre gewähltes Unterhaus nicht den G von Stabilität oder Zusammenhang haben, welcher ihm erlaubte, mit den Pe oder mit dem Könige erfolgreich zu wetteifern; durch die Furcht vor den na Wahlen gefesselt, konnte es selten die Macht entwickeln, oder den Ruf erla welche nöthig sind, wenn man unabhängig sein will. Wir müssen auch beme daß dieselbe kurze Dauer, welche, bei einer gewissen Stimmung des Volks, Unterhaus gegen den König und die Peers zu schwach macht, dasselbe, bei e andern Stimmung des Volkes, gegen eine heftige Demokratie zu schwach ma würde. In Verbindung mit einem System von Verpflichtungen und mit der S dürftiger Abenteurer können dreijährige Wahlen die Würde der Volksvertret gänzlich herabsetzen und sie in ein bloßes Werkzeug und Spielwerk der Volksla verwandeln *)."

---

*) Mahon, Hist. chapt. 6.

ganze Jahr lang an der Gnade Gottes. Damit war Sardinien für den Kaiser
verloren, aber für den König von Spanien wenig gewonnen. Lede, so hieß der
spanische Anführer, ließ 3000 Mann Besatzung auf der Insel zurück und fuhr
mit dem stark gelichteten Rest heim nach Barcelona. Den Winter 1717/8 über wurde Verhandlungen.
verhandelt. Die Mächte des Dreibundes machten dem Kaiser und Philipp V. das
Angebot, der Kaiser solle allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie und Philipp
allen Ansprüchen auf die italienischen Provinzen entsagen; der Kaiser solle für
Sardinien Sicilien und der König von Spanien die Erbfolge in Parma und für
seinen Sohn Don Carlos die Anwartschaft auf Toscana erhalten. Alberoni wollte,
Victor Amadeus solle für den Verlust, den man ihm zumuthe, durch Abtretung
mailändischer Gebiete entschädigt werden, Sardinien und Sicilien sollte aber für
immer der Krone Spanien bleiben, der Kaiser habe sich in die Erbfolge von Toscana
und Parma nicht einzumischen, er solle alle Ansprüche auf Reichslehen in Italien
aufgeben. Karl VI. wies diese Angebote mit Entrüstung zurück. Orleans ließ in
Wien anbieten, der Kaiser möge auf Spanien Verzicht leisten und dadurch Philipp V.
jeden Anspruch auf etwaige Nachfolge in Frankreich benehmen und ihm, dem Herzog
von Orleans, die Thronfolge in Frankreich gewährleisten: dann wolle Frankreich
zur Ausschließung Spaniens aus allen italienischen Besitzungen und für das Recht
des Kaisers an Toscana und Parma einstehen. Es kam zu keinem Abschluß.

Beide Theile rüsteten, Alberoni mit seltenem und umsichtigem Eifer. Zugleich Alberoni.
suchte er seinen Gegnern überall Feinde zu erwecken: er ermuthigte die Türken,
den Krieg fortzusetzen; er stachelte Rakoczy zur Fehde an, er verband sich mit
Görtz, dem Minister Karls XII., er suchte Unruhen in Frankreich hervorzurufen
England warnte vergebens. Alberoni drohte, der König sein Herr lasse sich nicht
wie ein König von Gyps behandeln, die Hand Gottes sei nicht kürzer geworden,
den Vertrag von Utrecht habe der Teufel gestiftet. Ende Juni 1718 verließ die
spanische Flotte Barcelona mit 35,000 Mann. Wohin dieser Blitz sich entladen
werde, war ein Geheimniß, selbst der Befehlshaber der Flotte wußte es noch nicht,
seine versiegelten Befehle durfte er erst auf dem Meere eröffnen. Das Ziel war
Sicilien. Am 1. Juli 1718 ward in der Bucht von Solanto gelandet, 4 Stunden Sicilien.
von Palermo. Sicilien gehörte seit dem Vertrag von Utrecht Savoyen, die Regie-
rung wußte sich aber auf der Insel nicht beliebt zu machen. Die Sicilianer waren
für die Spanier. Bald waren diese im Besitze Palermos. Die Piemontesen
waren in geringer Anzahl und Alberoni hielt sich des Besitzes von Sicilien sicher,
denn die Mächte des Dreibunds hatten wohl den Kaiser und Spanien, aber nicht
Savoyen in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen. Die Siegesnachrichten
hoben die Stimmung in Madrid, so daß Alberoni, als ihm der englische Gesandte
Stanhope mit Krieg drohte und ein Verzeichniß der englischen Schiffe überreichte,
die zu diesem Zweck schon im Mittelmeer seien, das Papier in Stücke riß und es
mit Füßen trat: solang der Kaiser Herr von Sicilien sei, werde ganz Italien
der Sklave der Deutschen werden und von allen europäischen Mächten nicht befreit
werden können. Die Franzosen sollten sich nur in die Lombardei wagen, sie sei
schon lang der Kirchhof der Franzosen. Vertraulich aber klagte er über die Hartnäckig-
keit des Königs von Spanien, der Besitzungen in Italien wolle, und es ist nicht ohne
Anschein von Grund behauptet worden *), Alberoni habe als Italiener eigentlich
die Befreiung Italiens von fremder Herrschaft angestrebt, darum habe er den
Piemontesen durch das Mailändische verstärken wollen; die spanischen Prinzen,
die er auf den Thron des Königreichs beider Sicilien, Parma und Toscana bringen

*) Sismondi, Hist. des Français, Vol. XXVII. p. 434—35.

der Wissenschaft, den originellen Witz, die riesige Kenntniß der Literatur und d schimpflichen Gefälligkeiten. Dubois stand hinter den Großen zurück, was sein Ursprung anbelangt, er war ihnen gleich in seinen Sitten, er überragte sie Kraft des Urtheils und an Beharrlichkeit in seinen Ansichten. Entgegen dem so stigen Gang des Schicksals, hielten ihn seine Laster tief unten und erhoben i seine Talente hoch hinauf." — Kaum war er Staatsrath, so wollte Dubois Er bischof werden. Er erzählte eines Tags dem Regenten, es habe ihm geträumt, sei Erzbischof von Cambray. „Was, du Schurke, wer wird denn niederträcht genug sein, dich zu weihen!" rief Orleans. „O wenn kein anderes Hinderniß ist, es ist Einer im Vorzimmer, der mich weiht." Er meinte den Bischof vo Nantes, der niederträchtig genug war, am 9. Juni 1720 alle Weihen auf dies verruchte Haupt auszugießen, denn Dubois trug bisher nur die Tonsur. Sold dämonische Macht hatte der Lehrer über den Schüler, daß dieser seinem Wuns willfahrte, zumal Georg I. Fürbitte für ihn einlegte. Und Dubois wurde in d That Erzbischof von Cambray, wo vor Kurzem noch die Tugenden Fenelons g glänzt hatten. Und jetzt zielte sein Ehrgeiz noch höher, nach der Würde eines Ca dinals und ersten Ministers. Konnte Caligula sein Roß zum Consul ernenne sagt ein Vers aus jener Zeit, warum soll man nicht auch aus einem Kuppler u Schulfuchs einen Minister und Cardinal machen können. Dubois hatte in Lond wichtige Verbindungen geschlossen und war namentlich mit Stanhope vertraut gewo den, und diese benutzte er jetzt, um die Quadrupelallianz zu bilden.

Karl VI. und Philipp V. Die Quadrupelallianz galt der Eindämmung spanischer Vergrößerungsplän Philipp V. und Karl VI. anerkannten in ihrem Herzen allein den Vertra von Utrecht nicht von allen Mächten, die am spanischen Erbfolgekrieg betheili waren. Für Philipp war Kaiser Karl VI. nur ein Erzherzog und jener für dies nur der Herzog von Anjou. Karl VI. nannte einen Sohn, der ihm 1716 gebor ward, Prinz von Asturien und Philipp V. träumte nur von Wiederherstellung d spanischen Reiches in seiner alten Größe. Philipp hatte von Ludwig XIV. nu den Stolz geerbt, sonst war er träg, unentschlossen, schweigsam, ohne Freud an der Arbeit, unfähig zu einer Anstrengung, ohne Sinn für Lectüre od edlere Unterhaltung. Er sah fast Niemanden und gab sich mit Leidenschaft n der Jagd hin. Beinah neun Monate des Jahres brachte er seine Tage nur m der Jagd zu. Er war ein Sklave seiner beiden Weiber.

Saint Simon, der ihn im Jahre 1721 wieder sah, sagt *) von ihm: „Früh war sein Gesicht nichtssagend, aber jetzt lag noch viel weniger darin, als da Frankreich verließ, es war lang geworden und verändert. Der Mann war gebud kleiner, das Kinn weit vorgeschoben, die Brust eingezogen, die Worte waren g zogen, der Ton dumm, daß ich davon bestürzt wurde. Ein ganz gewöhnliches Klei ohne irgend eine Vergoldung, von braunem Tuch, wegen der Jagd, wohin er g rade gehen wollte, trug weder dazu bei, seine Miene, noch seine Haltung zu heben Philipp V. war nicht glücklich in Spanien, sein Herz hing an den Erinnerung seiner Jugend, an Versailles. Bei der Nachricht vom Tode Ludwigs XIV. woll er nach Paris ziehen, um die Regentschaft anzusprechen und König zu werde

*) Saint-Simon, XIX. pag. 42.

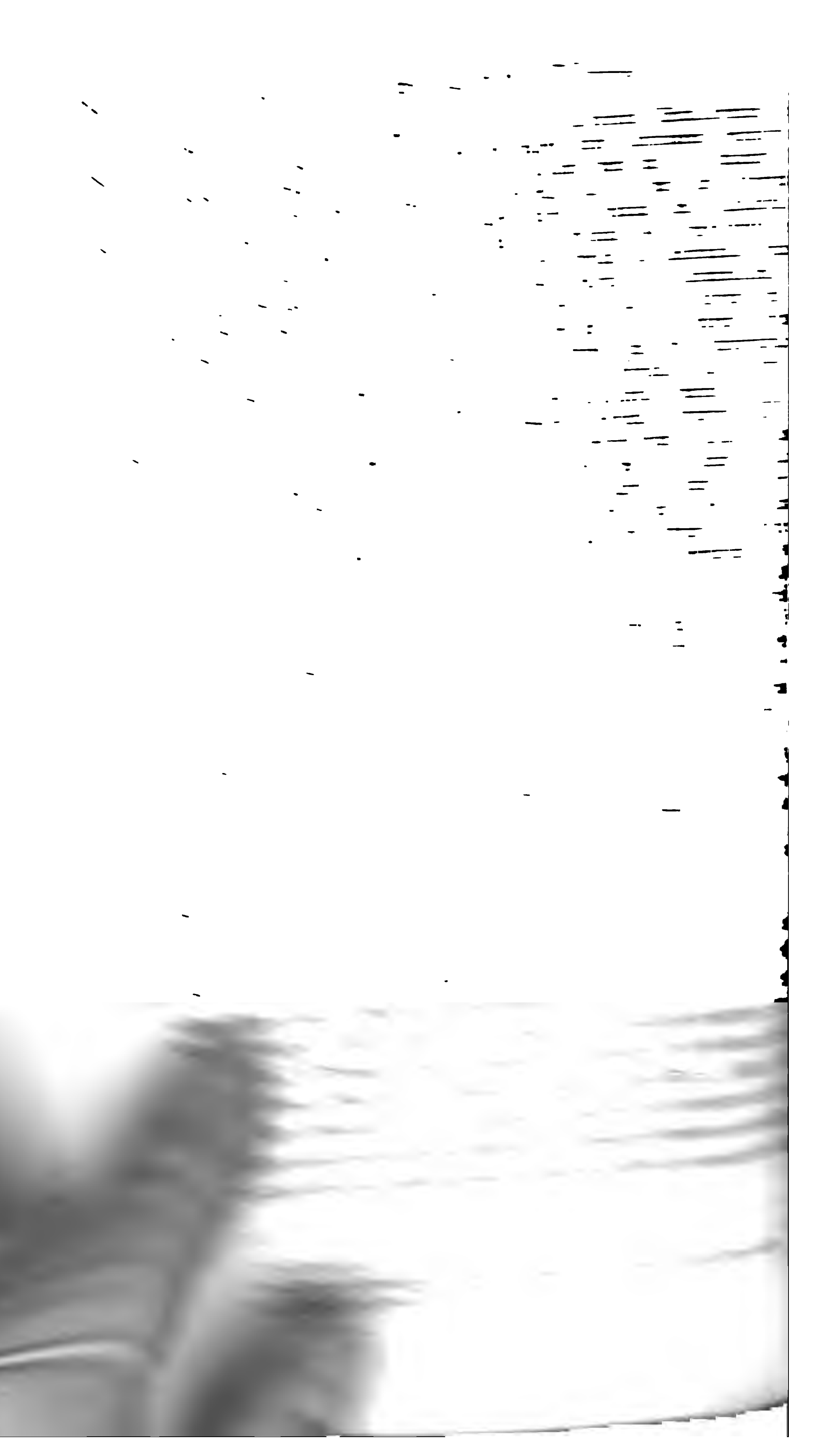
Flotte wurde vernichtet, nur 10 Schiffe fanden Schutz in La Valetta. Die Nachricht machte tiefen Eindruck auf Alberoni, unter Trommelschlag wurde in Madrid verboten, von der Niederlage der Flotte zu reden. Philipp V. und sein Minister überboten sich an Ausdrücken der Entrüstung über das Verfahren der Engländer und der Entschlossenheit zum Kampfe.

Alberoni versuchte Holland vom Beitritt abzuhalten. Er stellte dem Herzog von Savoyen den Zug nach Sicilien nur als Vorsichtsmaßregel hin, um ihm als rechtmäßigem Eigenthümer die Insel zu bewahren. Er unterstützte den schwedischen Minister Görtz mit einer Million Thaler. Schweden und Rußland sollten Frieden schließen und ihre Kräfte gegen England richten. Einen Hauptschlag gedachte er in Frankreich selber zu führen. Dort hatte der Regent viele Gegner. An ihrer Spitze stand der Herzog von Maine oder vielmehr, da er ein furchtsamer und schwacher Mann war, seine muthige und ränkevolle Gattin, die Enkelin des großen Condé. Sie stand im Bund mit dem spanischen Gesandten in Paris, mit dem Fürsten von Cellamare *). Der Plan war, den Herzog von Orleans bei einer Ausfahrt in der Nähe von Paris gefangen zu nehmen, und in einem Wagen nach Spanien zu bringen, die Generalstaaten zu versammeln, den König von Spanien, den nächsten Blutsverwandten, als rechtmäßigen Regenten auszurufen und den Herzog von Maine zu seinem Stellvertreter zu ernennen. Alberonis Pläne.

Schon waren die Proclamationen abgefaßt und sammelten sich bewaffnete Banden an der Somme. Allein Dubois war ein schlauer Kopf, wachsam und thätig. Er ahnte derartige Pläne, er ließ seine Gegner schärfer beobachten und bald kam er in den Besitz von Beweisen. Die Verschworenen waren unvorsichtig. Eine Dirne, die im Solde der Regierung stand, entlockte dem Sekretär des Gesandten das Geheimniß. Ein Eilbote Cellamares, der seinen Bericht über den Gang der Bewegung nach Madrid bringen sollte, wurde in Poitiers verhaftet und seiner Papiere beraubt. Jetzt beschloß der Regent, Cellamare zu verhaften. Der Herzog von Maine ward in ein Schloß der Picardie gebracht, die Herzogin nach Dijon. Auch andere Häupter wurden verhaftet oder verbannt und Cellamare an die spanische Grenze geführt. Indeß war es auch in Madrid zum Bruch zwischen dem französischen Gesandten und dem spanischen Minister gekommen. Saint Aignan fürchtete Verhaftung und entkam unter Verkleidung. Alberoni wußte noch Nichts von der Verhaftung Cellamares, schrieb ihm aber, er solle aus Paris abreisen, nachdem er zuvor Feuer an alle Minen gelegt habe. Dieser Brief gelangte in die Hände der französischen Regierung und nun kam es zum offenem Bruch. Am 25. December 1718 erließ Philipp einen Aufruf an alle Franzosen, sich gegen den Regenten zu erheben. Der Regent antwortete am 7. Januar 1719 mit einer Kriegserklärung. England hatte eine solche schon am 27. December erlassen. Spanien ward in diesen Manifesten angeklagt, den Vertrag von Utrecht und Baden gebrochen und Anlaß zu einem Krieg gegeben zu haben, der eben so blutig werden könne, wie der spanische Erbfolgekrieg. Da man nicht sicher sei, daß der Minister des Königs von Spanien seinen Ehrgeiz beschränke, und da es ungerecht sei, daß die Ruhe Europas von seinen geheimen Absichten abhänge, so hätten die Könige von Frankreich und England

Verschwörung Cellamares. Kriegserklärung.

*) Mémoires de Madame de Staal-Delaunay. Edit. Michaud. X.



des Helden, vermählte. Alberoni war um eine Hoffnung ärmer. Bald kam ein anderer Schlag. In der Betragne sollte eine Erhebung stattfinden. Dort hatten die Stände gegen das Verfahren der Regierung sich ausgesprochen und waren 1718 abgewiesen. Es bildete sich ein Bund unter dem Adel: Jeder wurde für ehrlos erklärt, welcher nicht beitrat. Die Conföderirten setzten sich mit Philipp V. in Verbindung, Regierungscassen wurden geplündert. Im Frühjahr sammelten sich Banden Bewaffneter in den Wäldern. Die Ankunft einer spanischen Flotte sollte die Losung geben zu einem allgemeinen Aufstand. Allein die Bauern erhoben sich nicht massenhaft genug, die spanischen Schiffe kamen zu spät, statt eines ganzen Landes im Aufruhr trafen sie einige Flüchtlinge, die an Bord Schutz suchten. Viele Edelleute wurden gefangen genommen, 4 enthauptet, der Name von 16 andern, die entflohen waren, an den Galgen geschlagen. Der Sieg der Regierung war vollständig *). (Bretagne.)

Und nun begann der Kampf zwischen Franzosen und Spaniern an den Pyrenäen. 30,000 Mann überschritten unter Berwick die spanische Grenze. Der Sohn Jakobs II. kämpfte gegen die Sache seines Hauses, während Villars den Oberbefehl abgeschlagen hatte, in soldatischem Pflichtgefühl. Philipp V. wollte von Pampeluna aus ganz allein den Franzosen entgegengehen und von ihnen als der rechtmäßige Regent Gehorsam fordern **). Alberoni hatte Mühe, ihn durch falsche Nachrichten in Thälern herumzuführen, wo er nicht auf Franzosen stieß, denn sie hätten ihn gefangen genommen: obschon der Krieg gegen Spanien in Frankreich nicht gefiel. Philipp aber sah nur Niederlagen der Seinigen — denn der Kern seiner Truppen stand in Sicilien — und zog sich zuletzt in tiefer Schwermuth nach Madrid zurück. Der französische Unterbefehlshaber Silly nahm den Hafen des Passages weg, der englische Oberst Stanhope, welcher bei der französischen Armee war, übergab 6 spanische Kriegsschiffe, die man auf den Werften fand, sogleich den Flammen, und in gleicher Weise wurden alle Schiffsvorräthe und neuen Schiffe behandelt, wo Stanhope hinkam. Die Engländer sahen voll Eifersucht auf die aufkommende spanische Marine: Spanien sollte keine Schiffe haben, damit sie mit ihren eigenen Schiffen die Schätze beider Indien verführen könnten. Indeß zwang Berwick Fuente Arabia, das tapfer vertheidigt wurde, am 18. Juni zur Uebergabe, am 17. August San Sebastian. Bald war ganz Quipuzcoa in den Händen der Franzosen. Die Stände erboten sich sogar die Herrschaft der Franzosen anzuerkennen, wenn ihnen ihre Rechte und Freiheiten bestätigt würden. Alberoni hatte die Bevölkerung durch Handelsbestimmungen gekränkt. Die Franzosen drangen dann in Catalonien ein, die Engländer besetzten 21. Oktober Vigo, wo sie die Reste von Ormonds Ausrüstung und Schiffen in ihre Gewalt brachten ***). Schlimme Nachrichten kamen aus Sicilien. Die kaiserlichen Truppen waren mit englischen Schiffen gelandet †). Messina war zwar am 25. December 1718 in die Hände der Spanier gefallen, in Melazzo aber hielten sich die Kaiserlichen den ganzen Winter hindurch gegen ihre Angriffe. Der Freiherr Zumjungen stand an ihrer Spitze. Im Anfang 1719 übernahm Mercy den Oberbehl über die Kaiserlichen in Sicilien. Viktor Amadeus hatte sich dem Vierbund angeschlossen, in der Ueberzeugung, er sei von Alberoni nur betrogen und es sei für ihn am Vortheilhaftesten mit dem Kaiser zu gehen, um Sardinien sammt dem Königstitel sicher zu haben, während das ferne Sicilien, (Franz.-span. Krieg.) (Philipp V.) (Krieg in Sicilien.)

*) Duclos, Mémoires. Edit. Michaud X.
**) Lémontey, l. c. chap. 8.
***) Saint-Simon, XVII.
†) Arneth, Prinz Eugen III. 11 — 27.

zu kaufen, zuerst im Haag, dann in Hannover mit Stanhope und mit Georg I verhandelte und auch sein Ziel erreichte. Frankreich gab nach in der Mardyke frage. Es versprach, Jakob III., der damals in Avignon war, zu zwingen sich nach Italien zu begeben; es versprach, keinem Feind eines Königs von England Hülfe oder Zuflucht zu gewähren; es befreite Holland von dem Zoll von 4 Sous bei eingeführten Waaren; es gab den Generalstaaten den Titel „hochmögende" *), den es ihnen bisher verweigerte; es duldete, daß der König von England sich König von Frankreich nannte und Ludwig XV. nur den Titel aller christlichster König gab. Dafür versprach England, die Vereinigung der Kronen Frankreichs und Spaniens auf einem Haupt zu verhindern, mit andern Worten für das Recht des Herzogs von Orleans auf den Thron nach dem bald vorauszusehenden Tode Ludwigs XV. einzustehen. Am 28. November 1716 wurde dieser Vertrag in Hannover unterzeichnet; als Holland am 14. Januar 1717 ihm beitrat, bekam er den Namen Tripleallianz**).

Triple-allianz.

Alberoni.

Gern hätte Alberoni noch länger Frieden gehalten, um seine Rüstungen zu vollenden, allein Oesterreich war damals in den türkisch-venetianischen Krieg verwickelt und dieß gab Hoffnung: Spanien rüstete. Alberoni versprach dem Papst Clemens XI, 8000 Spanier auf einer Flotte zur Vertheidigung der Christenheit in das adriatische Meer zu senden. Damit bemäntelte er seine Rüstungen und erlangte vom Papst den Cardinalshut und mit diesem wollte er sich gegen die Eifersucht der Spanier decken. Aus Aerger über Georg I. ließ er jetzt die englischen Kaufleute plagen, statt den angebotenen Handelsvertrag auszuführen. Damals ließ England die Zurückgabe von Gibraltar, das nur viel Geld koste, unter der Hand anbieten, gegen Durchführung des Handelsvertrages ***). Alberoni wies es aber schnell zurück. Die Kriegslust des spanischen Hofs kam zum Ausbruch, als Don Joseph Molines, damals Gesandter beim Papst und Generalinquisitor in Spanien, auf der Rückkehr von Rom in seine Heimath, in Mailand verhaftet und seiner Papiere beraubt wurde. Oesterreich hatte nämlich Andeutungen von den Plänen Spaniens erhalten und wünschte dahinter zu kommen und Molines war ohne einen österreichischen Paß durch österreichisches Gebiet gereist. Jetzt verlangte der König und die Großen Rache für diese Beschimpfung. Alberoni hätte gern den Krieg verschoben, allein es war unmöglich, gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen. Da er ihn nicht hemmen konnte, so betrieb der Minister jetzt den Krieg mit allem Eifer.

Molines.

12 Kriegsschiffe mit 8600 Mann verließen 20. August 1717 den Hafen von Barcelona. Ihr Ziel war zunächst die Insel Sardinien, die damals dem Kaiser gehörte, ein schlecht bebautes, ungesundes Gebiet von einem halb wilden Volke bewohnt. Der erste Angriff galt Cagliari, das von einer wenig zahlreichen, aber tapfern Besatzung von Spaniern der österreichischen Partei vertheidigt wurde. Am 30. September 1717 mußte es sich ergeben. Dann gings zur Belagerung von Alghero und Castel Sardo, von welchem der Engländer Smith sagte, es fehle ihm den ganzen Sommer an Wasser, den ganzen Winter an Feuer und das

Eroberung Sardiniens.

*) Hautes Puissances.
**) Dumont, Corps diplomatique VII.
***) Mahon, l. c. chapt. 8.

Fremden an der Spitze der Regierung. Dubois wußte der Königin den Wink zu geben, daß ihre Kinder auch die Aussicht auf Parma und Toskana verlieren, wenn sie an Alberoni festhalte. Bei der Verschwörung Cellamares wurden Briefe Alberonis gefunden, in welchen er sich vertraulich bitter über die Unfähigkeit und Hartnäckigkeit seines Königs aussprach. Man sandte sie nach Madrid und ließ sie dem König vorlesen. Den Hauptschlag that aber der excentrische Peterborough, dessen Eigenthümlichkeiten wir im frühern Bande kennen lernten *). Er kannte den Herzog von Parma, er reiste nach Italien und erlangte durch Glück und Geschick bei diesem, daß er seiner Nichte, der Königin Elisabeth, dringend zur schleunigen Entlassung Alberonis rieth. Am Abend des 4. December 1719 hatte Alberoni noch Vortrag beim König, ohne eine Veränderung an ihm zu bemerken. Am nächsten Morgen erhielt er ein Schreiben, das ihn aller seiner Stellen entsetzte und ihm strengstens befahl, in 8 Tagen Madrid und in 21. das spanische Gebiet zu verlassen. Der König und die Königin waren für ihn nicht mehr zu sprechen, kein Schreiben wurde von ihm angenommen. Auf der Reise in Lerida that man ihm sogar den Schimpf an, sein Gepäck nach Papieren zu durchsuchen. Alberoni wandte sich nach Ligurien. Papst Clemens XI., den er getäuscht hatte, verlangte seine Auslieferung, auch hatten der König und die Königin über ihren Minister, der doch nur für sie gearbeitet hatte, beim Papst Klage geführt. Genua verweigerte die Auslieferung. Alberoni verbarg sich, Niemand wußte, was aus ihm geworden sei. Erst nach dem Tod Clements XI. trat er in Rom auf und spielte jetzt wieder eine Rolle. Man hielt eine Art Gericht über ihn, das ihn zu einer kurzen Haft verurtheilte. Nach dem Tode Innocenz XIII. erhielt er sogar 10 Stimmen bei der Papstwahl. Benedict XIII. war ihm abgeneigt, Clemens XII. aber ernannte ihn 1734 zum Legaten von Ravenna. Der frühere Thätigkeitstrieb war noch nicht erloschen, ja schien mit dem Alter zu steigen: Alberoni baute Straßen und Canäle, gründete verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten, übte gute Polizei und war unerbittlich gegen Räuber und Gesindel. 1739 machte er sogar einen Versuch, die Republik San Marino unter die Herrschaft des römischen Stuhls zu bringen. Der Papst aber erklärte, er wolle nicht der Herr, wohl aber der Schützer dieser Republik sein. Benedict XIV. versetzte ihn nach Bologna. Später zog sich Alberoni nach Piacenza zurück, wo er für talentvolle Jünglinge mit 600,000 Dukaten eine glänzende Erziehungsanstalt gründete. Er erreichte ein Alter von 84 Jahren und war bis zu seinem Tod wie die Ursini, die er in Rom wieder traf, geistig regsam. Ueber sein Verhalten in Spanien hat er eine Vertheidigung 1720 an den Cardinal Paulucci gerichtet, die zum Theil von Coxe in seinem Werk: „Spanien unter den Bourbonen" abgedruckt ist **). Eine nicht minder tüchtige Vertheidigung in Form eines Schreibens ist seither bekannt geworden ***) und zur Beleuchtung der Lage sollen hier einige Stellen folgen. Der Cardinal spricht von sich in der dritten Person: „Er war Schuld, daß Vendôme in Spanien einrückte und nach der Niederlage von Saragossa sich die Partei Philipps wieder aufrichtete und kaum war er Minister, so war seine einzige Leidenschaft der Ruhm seines Fürsten, der Vortheil der Völker, der Glanz Spaniens. Beim ersten Blick fand er Alles in Trümmern, die Einkünfte des Königs, den Handel, die Flotte, Indien seit 30 Jahren der Raubsucht der Fremden preisgegeben, nirgends fand er Truppen, Waffen, Geschütz, Geld — auch aus Indien kam es nicht mehr. Das Gewerbe lag darnieder, Alles fehlte. Der königliche Schatz war

Alberoni fällt.

Peterborough.

Alberonis Ende.

Alberonis Vertheidigung.

*) Band V. S. 1063.
**) Coxe. l. c. II.
***) Lettre écrite à M. le marquis N. N. à Gênes par un prélat de Rome, le 19 Juillet 1721 in der Biographie universelle Vol. I. unter Albéroni.

wollte, würden in kurzer Zeit vollständig Italiener werden. Alberoni gab unentschiede Antwort, rüstete aber entschlossen zum Krieg.

Doch die Engländer machten Ernst mit ihren Drohungen, seit sie einm des Kaisers sicher waren. Orleans hatte durch seinen Gesandten St. Aignan d Gegner Alberonis in Madrid vereinigt und dabei zeigte sich, daß Philipp wen Freunde unter den Großen hatte. Der Herzog von Veraguas sandte damals ei Denkschrift nach Paris, in der es unter Anderem heißt: „Von zwei Dingen eine entweder kann der König die Leitung der Geschäfte nicht mehr führen, oder steht unter der Herrschaft Alberonis und der Italienerin. Im letzten Fall muß m ihn von seiner Sklaverei befreien, und die Regierung in die Hände derjenig bringen, welche ein Recht haben, das Steuer in die Hand zu nehmen, wenn d König selbst nicht regiert *)." Philipp war nämlich damals krank und man glaub nicht mehr an seine Wiederherstellung. Dubois aber brachte die Dinge in Londo zum Abschluß, wo er Georg I. so zu gewinnen verstand, daß er insgeheim ei Anweisung auf 40,000 Pfund jährlich erhielt.

Hier vertrug man sich zu 4 Beschlüssen, denen der Kaiser beitreten soll Quadrupelallianz. 1. der Kaiser entsagt seinen Ansprüchen an Spanien und Indien und überlä Sardinien an den Herzog von Savoyen, wofür er Sicilien erhält, das m dem Königreich Neapel vereinigt werden soll. 2. Parma und Toscana sind a Reichslehen zu betrachten und können nur unter dieser Bedingung nach de Tode ihrer jetzigen Besitzer an die Kinder der Königin von Spanien komme bis dahin sollen Schweizer die Besatzung darin bilden. 3. Holland und Savoy können diesem Vertrag beitreten und der Kaiser verspricht Spanien an Savoye in so fern das Haus Philipps V. ausstirbt. 4. Wenn der König von Spani sich weigert, denselben anzunehmen, sollen ihn die Verbündeten in kurzer Zeit da zwingen. Dies ist der Inhalt des Vierbundes oder der Quadrupelallianz. Sie w ein Stich ins Herz Alberonis, ein hoher Vortheil für Oesterreich, es war Hauptma in Italien. Ludwig XIV. hatte bei der Annahme des Testamentes Karls I erklärt, es gebe keine Pyrenäen mehr. Durch diesen Vertrag entstand die Pyrenäen wieder zwischen Frankreich und Spanien, d. h. während Frankrei Ströme von Blut vergoßen, um Spanien mit sich zu vereinigen, trat es je feindselig gegen Spanien auf. Im Staatsrath des Regenten erhoben sich den auch gewichtige Stimmen gegen diesen Vertrag, allein Dubois unterzeichne ihn am 2. August 1718 und, während Alberoni zu den verzweifeltsten Mitte griff, um den Vierbund zu lähmen, nahmen die Dinge ihren raschen Verlauf.

Zunächst ward gekämpft in Sicilien. Das Volk erhob sich für die Spanie welche im Juni 1718 die Belagerung von Messina begannen. Aber schon ankert die Schiffe Englands in der Bai von Neapel. Der englische Admiral Byng b dem Admiral Lede, dem Anführer der Spanier, einen zweimonatlichen Waffenstillsta an. Als dieser ihn höflich ablehnte, ging Byng am 11. August auf die spanisc Seeschlacht bei Passaro. Flotte bei Passaro los. Die Spanier waren schwächer an Zahl der Schiffe wie d Tüchtigkeit der Seeleute, ihre Soldaten schlugen sich jedoch mit hohem Muth. Ih

*) Sismondi, l. c. p. 318.

verkauft hatten. Dieß wurde dahin mißbraucht, daß diese Inseln der Sitz des größten Tabakschmuggels wurden und der König vom Tabak der Havanna Nichts bezog. Der Cardinal kaufte alsbald dieses Recht wieder zurück. Er gründete in Cadix eine Seeschule, wo 400 junge Leute in der Kunst der Seefahrt unterrichtet wurden, während man bisher in Spanien nur die Fremden gebrauchte. Die Kunst, Schiffe zu bauen, war in Spanien ganz in Vergessenheit gerathen, so daß es von Fremden Schiffe auslieh. Selbst Taue, Segel, ja sogar Schiffsbauholz bezog man aus Holland. Der Cardinal kaufte zunächst Kriegsschiffe vom Auslande. Dann ließ er Schiffe in der Havanna bauen, und 14 Linienschiffe in einem Jahre in Spanien selber machen. Taue, Segel, Holz, Masten, Alles kam jetzt aus Spanien. In Galizien entstanden Fabriken für Segeltuch, in Catalonien und Andalusien wurden Taue fabricirt, und diese Provinzen fingen an, den Hanf mit Eifer zu pflanzen. Amerika war ein fremdes Land für Spanien geworden; wenn der König Nachrichten von da bekommen, oder Befehle dorthin senden wollte, mußte er Schiffe vom Auslande miethen. Der Cardinal gründete 8 Schiffe, die einen regelmäßigen Postdienst zwischen Amerika und Spanien vermittelten. Er sandte 4 große Kriegsschiffe nach Süd-Amerika, um den Schmuggel zu verhindern. Er machte Ordnung in der Regierung Amerikas, insbesondere im Bergwerkswesen; was gewonnen wurde, war so theuer, daß es mehr kostete, als es werth war. Auch machte er dem Mißbrauch ein Ende, daß man die Indier in Ketten bei den Bergwerken verwendete. Mehr denn 10,000 dieser Unglücklichen gingen jährlich dabei zu Grunde. Das Land wurde dadurch menschenleer und der Haß gegen die spanische Herrschaft stieg bei den Indianern. Was aber das Erstaunen Spaniens am meisten erregte, war die Neubildung der Armee. Der Cardinal, der früher bei dem Feldzug immer in der Nähe Vendômes gewesen, brachte eine solche Ordnung in das Fußvolk und die Reiterei, solche Zucht und Tüchtigkeit, solche Ersparung, während doch die Leute gut gekleidet und genährt waren, daß Alles staunte. Mit dem Geschützwesen war es gar schlecht bestellt. In Pampelona, welches doch das Thor Spaniens ist, waren im Ganzen nur 14 Geschütze und jedes von einem andern Kaliber. Jetzt sind dort 130 Kanonen, viele Mörser und viel anderes Geschütz, und so viel Lebensmittel, daß 8000 Menschen den Platz 6 Monate vertheidigen können. In ähnlicher Weise sind die andern Festungen Spaniens jetzt ausgerüstet, und dabei ist das Geschütz nicht eingerechnet, das nach Sicilien und Sardinien gesendet wurde. Früher hatte man die Flinten und das Geld in Frankreich gekauft, jetzt werden sie in Spanien selber zu Stande gebracht."

„Aber woher nahm der Minister das Geld? Gewiß hat er die Völker mit neuen Auflagen bedrückt! Durchaus nicht! Spanien ist so groß, daß es all das zu leisten vermag, wenn ein Kopf an der Spitze steht. Keine neuen Schulden wurden gemacht, keine neuen Auflagen, im Gegentheil einige der lästigsten aufgehoben. Aber Ordnung kam in den Staatshaushalt, der Handel blühte, Ackerbau und Gewerbe hoben sich. Dieses Spanien, das kurz vorher so verachtet war, daß es beim Congreß zu Utrecht sich geopfert sah, ohne den Mund aufmachen zu dürfen, dem man seine Besitzungen in Italien und Flandern wegnahm; dieses Spanien, das jetzt wieder zum Congreß von Cambray geht, wie ein Opferthier mit Blumen geschmückt, dieses Spanien, das nicht einmal im Erbfolgekrieg Barcelona einnehmen konnte, das doch nur von 4000 Mann vertheidigt war, dieses Spanien gewann auf einmal wieder eine andere Gestalt, konnte eine Flotte von 400 Segeln aussenden, Sardinien und Sicilien erobern, sah die Vertreter zweier großen Mächte in Madrid um Frieden bitten, hörte, wie der Vertreter Englands die Rückgabe Gibraltars anbot, und noch viele andere Dinge waren im Werk, wenn der Cardinal länger an seiner Stelle geblieben wäre! Er war daran, vier

sich verbunden, den Fürsten, der die Ruhe störe, zum Frieden zu zwingen. Philipp V lud in seiner Kriegserklärung die französischen Soldaten ein, ihn als den Enk Ludwigs XIV. anzuerkennen, als den Beschützer ihres jungen Königs, als den dem die Regentschaft von Rechtswegen gebühre, wenn er auch zu Gunsten des Friedens auf die Krone von Frankreich verzichtet habe. Am 26. April 1719 brach Philipp in der That von Madrid auf, um sich an die Spitze der Armee zu stellen. Ohne Ahnung von der Umwandlung der Stimmung bei den Franzosen hinsichtlich ihres Königshauses, glaubte er in der That, die französischen Soldaten würden zu ihm überlaufen, sobald sie den Enkel Ludwigs XIV. in ihm erblickten, und Alberoni mußte ihn einige Zeit im Gebirg irreführen lassen, nur damit Philipp seinen Plan nicht verwirkliche.

Alberoni ließ nun alle Minen springen: Karl XII. konnte nicht mehr nach Schottland ziehen, um dort einen Aufstand zu erregen, er lag um diese Zeit schon in der Gruft seiner Väter. Alberoni beschloß nun den Prätendenten selber an die Spitze eines Zugs nach Schottland zu stellen und lud ihn deßhalb nach Madrid ein, und ließ für ihn zu gleicher Zeit ein Geschwader in Cadix ausrüsten. Jakob III. der sich bald in Rom, bald in Urbino aufhielt, seitdem er Frankreich hatte verlassen müssen, brach in der Stille sogleich auf, entkam den Aufpassern, die überall auf ihn fahndeten, landete Anfangs März 1719 in Rosas und wurde in Madrid empfangen als König von England. Das Geschwader in Cadix bestand aus 5 Kriegsschiffen und 20 Frachtschiffen mit 5000 Soldaten, meist Irländern, und Waffen für 30,000 Mann. Ormond übernahm mit dem Titel eines Generalcapitains des Königs von Spanien den Oberbefehl. Philipp versprach allen Engländern, die sich für die gerechte Sache ihres Königs erheben würden, im Fall des Mißlingens sichern Rückzug auf sein Gebiet, und allen Land- und Seeofficieren, die zur Sache des wahren Königs übergingen, Aufnahme in die spanische Armee mit demselben Rang, den sie in Großbritannien bekleideten. Die englische Regierung dagegen machte sich auf einen ernsten Kampf im Lande gefaßt, die beiden Häuser versprachen dem König jegliche Unterstützung und setzten einen Preis von 10,000 Pfund auf den Kopf Ormonds. 6 Bataillone Oesterreicher kamen aus Belgien und 2000 Holländer zur Hülfe nach England *). Die Flotte setzte sich in Bereitschaft, die feindlichen Schiffe zu empfangen.

Jakobiten. Jakob III.

Sie kamen aber nicht. Ein furchtbarer Sturm überfiel die Flotte des Prätendenten beim Cap Finisterre. Die Schiffe wurden in alle Richtungen zerschlagen und kehrten als elende Wracks in wenigen Tagen in den Hafen zurück. Nur zwei Fregatten erreichten Schottland. 300 Spanier setzten unter dem Grafen Marishall Seaforth und dem Marquis von Tullibardine, am 16. April zu Kintail in Rossshire ans Land **). Einige hundert Hochländer erhoben sich für sie, aber vergebens harrten sie auf die Ankunft der andern Schiffe und jetzt waren sie verloren. General Wightman griff sie am 10. Juli mit 1000 Mann am Eingang des Thales von Glenshiel an. Der Kampf war kurz. Die Hochländer flohen in die Berge, die Spanier mußten sich insgesammt auf Gnade und Ungnade ergeben. Die drei Anführer entkamen, sonst hätten sie das Blutgerüst besteigen müssen. Graf Marishall und sein Bruder Keith traten später in preußische Dienste. Keith fiel bei Hochkirch, Marishall starb als Statthalter in Neuenburg.

Glenshiel

Wieder war eine Hoffnung der Stuarts wie eine Seifenblase zerronnen. Jakob kehrte nach Italien zurück, wo er sich mit Clementina Sobieski, einer Enkelin

*) Mahon, l. c. chapt. 9.
**) Mahon, l. c. chapt. 9.

verkauft hatten. Dieß wurde dahin mißbraucht, daß diese Inseln der Sitz des größten Tabakschmuggels wurden und der König vom Tabak der Havanna Nichts bezog. Der Cardinal kaufte alsbald dieses Recht wieder zurück. Er gründete in Cadix eine Seeschule, wo 400 junge Leute in der Kunst der Seefahrt unterrichtet wurden, während man bisher in Spanien nur die Fremden gebrauchte. Die Kunst, Schiffe zu bauen, war in Spanien ganz in Vergessenheit gerathen, so daß es von Fremden Schiffe auslieh. Selbst Taue, Segel, ja sogar Schiffsbauholz bezog man aus Holland. Der Cardinal kaufte zunächst Kriegsschiffe vom Auslande. Dann ließ er Schiffe in der Havanna bauen, und 14 Linienschiffe in einem Jahre in Spanien selber machen. Taue, Segel, Holz, Masten, Alles kam jetzt aus Spanien. In Galizien entstanden Fabriken für Segeltuch, in Catalonien und Andalusien wurden Taue fabricirt, und diese Provinzen fingen an, den Hanf mit Eifer zu pflanzen. Amerika war ein fremdes Land für Spanien geworden; wenn der König Nachrichten von da bekommen, oder Befehle dorthin senden wollte, mußte er Schiffe vom Auslande miethen. Der Cardinal gründete 8 Schiffe, die einen regelmäßigen Postdienst zwischen Amerika und Spanien vermittelten. Er sandte 4 große Kriegsschiffe nach Süd-Amerika, um den Schmuggel zu verhindern. Er machte Ordnung in der Regierung Amerikas, insbesondere im Bergwerkswesen; was gewonnen wurde, war so theuer, daß es mehr kostete, als es werth war. Auch machte er dem Mißbrauch ein Ende, daß man die Indier in Ketten bei den Bergwerken verwendete. Mehr denn 10,000 dieser Unglücklichen gingen jährlich dabei zu Grunde. Das Land wurde dadurch menschenleer und der Haß gegen die spanische Herrschaft stieg bei den Indianern. Was aber das Erstaunen Spaniens am meisten erregte, war die Neubildung der Armee. Der Cardinal, der früher auf dem Feldzug immer in der Nähe Vendômes gewesen, brachte eine solche Ordnung in das Fußvolk und die Reiterei, solche Zucht und Tüchtigkeit, solche Ersparung, während doch die Leute gut gekleidet und genährt waren, daß Alles staunte. Mit dem Geschützwesen war es gar schlecht bestellt. In Pampelona, welches doch das Thor Spaniens ist, waren im Ganzen nur 14 Geschütze und jedes von einem andern Kaliber. Jetzt sind dort 130 Kanonen, viele Mörser und viel anderes Geschütz, und so viel Lebensmittel, daß 8000 Menschen den Platz 6 Monate vertheidigen können. In ähnlicher Weise sind die andern Festungen Spaniens jetzt ausgerüstet, und dabei ist das Geschütz nicht eingerechnet, das nach Sicilien und Sardinien gesendet wurde. Früher hatte man die Flinten und das Geld in Frankreich gekauft, jetzt werden sie in Spanien selber zu Stande gebracht."

„Aber woher nahm der Minister das Geld? Gewiß hat er die Völker mit neuen Auflagen bedrückt! Durchaus nicht! Spanien ist so groß, daß es all das zu leisten vermag, wenn ein Kopf an der Spitze steht. Keine neuen Schulden wurden gemacht, keine neuen Auflagen, im Gegentheil einige der lästigsten aufgehoben. Aber Ordnung kam in den Staatshaushalt, der Handel blühte, Ackerbau und Gewerbe hoben sich. Dieses Spanien, das kurz vorher so verachtet war, daß es beim Congreß zu Utrecht sich geopfert sah, ohne den Mund aufmachen zu dürfen, dem man seine Besitzungen in Italien und Flandern wegnahm; dieses Spanien, das jetzt wieder zum Congreß von Cambray geht, wie ein Opferthier mit Blumen geschmückt, dieses Spanien, das nicht einmal im Erbfolgekrieg Barcelona einnehmen konnte, das doch nur von 4000 Mann vertheidigt war, dieses Spanien gewann auf einmal wieder eine andere Gestalt, konnte eine Flotte von 400 Segeln aussenden, Sardinien und Sicilien erobern, sah die Vertreter zweier großen Mächte in Madrid um Frieden bitten, hörte, wie der Vertreter Englands die Rückgabe Gibraltars anbot, und noch viele andere Dinge waren im Werk, wenn der Cardinal länger an seiner Stelle geblieben wäre! Er war daran, vier

wo die Bevölkerung den Piemontesen feindselig war, doch nicht behauptet werd konnte. Am 26. Mai 1719 landete Mercy mit 19000 Mann bei Patti. Hä man ihn von Wien und von Neapel aus, wo aber Daun durch einen mind befähigten Statthalter ersetzt wurde, kräftiger unterstützt, so wären die Oesterreic bald mit den Spaniern fertig geworden, obschon diese sich tapfer hielten. So a fehlte es an Geld, an Kriegsbedarf, an Mannschaft. Am 21. Juni kam es Francavilla zwischen Spaniern und Oesterreichern zur Schlacht. Trotz heldenmüthigsten Tapferkeit vermochten die Oesterreicher die Spanier aus ih festen Stellung nicht zu vertreiben: sie zogen sich am Abend nach einem Verl von 3000 Todten und Verwundeten in guter Ordnung zurück. Die Spanier konn aber keinen Nutzen aus diesem Sieg ziehen und die Oesterreicher erholten schnell wieder und machten sich im Juli an die Belagerung von Messina. 9. August ergab sich die Stadt, am 13. mehrere Castelle, bald kam 6000 Ma Verstärkung unter Bonneval über Genua, die ursprünglich zur Wiedereroberu Sardiniens bestimmt waren. Anfangs Mai 1720 standen sich beide Heere der Nähe von Palermo zur Schlacht entgegen, als der spanische Feldherr Lede Oesterreichern meldete, sein König sei dem Vierbund beigetreten und habe i geboten Sicilien zu räumen, das jetzt unter österreichische Verwaltung kam. Wal ward Oberkommandant und Sicilien die Vormauer der Länder Italiens, die un dem Scepter Oesterreichs standen.

Francavilla.

Philipp V. gibt nach.

Philipp V. hatte sich nur schwer zum Nachgeben entschlossen. Als e Hoffnung nach der andern zu nichte wurde, als auch der Aufstand in Betragne mißlang, und 4 Edelleute seinetwegen das Schaffot besteigen mußte da verfiel er in eine tiefe Schwermuth und sprach davon, die Krone niederzuleg Das Mißlingen warf einen Schatten auf Alberoni, welchem er grollte, dieser ihn verhindert hatte, sich allein den französischen Truppen vorzustelle denn Philipp glaubte noch immer, die Franzosen wären zu ihm insgesamm übergegangen. Alberoni fühlte, daß der Boden unter ihm schwanke, und benu den Sieg bei Francavilla, um seine Geneigtheit zum Frieden zu erklär Spanien sollte Sicilien und Sardinien behalten, den Engländern aber Gibralt und Port Mahon zurückgeben. Marquis Scotti sollte diese Anträge na Paris, nach dem Haag und nach London bringen. In Paris verweigerte ih aber der Regent die Pässe zur Weiterreise und die englischen Minister war der Meinung, da Alberoni es mit dem Frieden nicht ernstlich meinen und i nur benützen werde, um bei erster Gelegenheit Europa wieder in Unruhe setzen, und da er nie auf seine weitreichenden Entwürfe verzichten würde, müsse man seine Absetzung zur unabweislichen Friedensbedingung mach Philipp V. konnte auch den Krieg nicht fortsetzen *). Ein neuer Angriff dro von Seite Frankreichs und die Engländer rüsteten sich zu einem Angriff a das spanische Amerika. So mußte denn Alberoni fallen.

Die Großen Spaniens haßten ihn schon lange **). Das Volk sah ungern ein

---

*) Mahon, l. c. chapt. 10.
**) Mahon, l. c. chapt. 10.

Congreß zu Cambray annehmen werde. In England war man verblüfft über diese plötzliche Annäherung beider Staaten. Dubois beschwichtigte aber das Mißtrauen dadurch, daß er den König von Spanien am 13. Juli 1721 dazu bewog, den Engländern all die Handelsvortheile zuzugestehen, welche ihnen Alberoni früher um den Preis eines Bündnisses angeboten hatte, und daß er ihnen den Asiento, d. h. Negerhandel nach Amerika, und mehreren Handelsplätzen gestattete, jährlich ein Schiff nach Westindien zu schicken — es war ein wahres Zauberschiff: in der Nacht kamen nämlich immer andere englische Schiffe und luden ein und aus *).

Noch mehr, als über den Handelsvertrag, staunte die Welt über eine neue Familienverbindung zwischen der französischen und spanischen Dynastie. Man brachte Philipp den Plan bei, seine Tochter an Ludwig XV. zu verheirathen und seine beiden Söhne an Töchter des Regenten, an die Herzogin von Montpensier und an die Herzogin von Beaujolais. Philipp war erfreut, seine Tochter auf dem Throne Frankreichs zu sehen, d. h. in seinem Kinde Frankreich zu beherrschen, und gern gab er daher zu, daß sein ältester Sohn, der Prinz von Asturien, der 14 Jahre alt war, sich mit der Montpensier, der 4. Tochter des Regenten, die 12 Jahre war, und Don Carlos mit der Beaujolais, der 5. Tochter des Regenten, vermählte. Er sah in diesen Ehen eine Bürgschaft für die Sicherheit seines Hauses. Der Regent gedachte in seiner willensstarken Tochter über den schwachen Prinzen von Asturien, d. h. über Spanien herrschen zu können. Da die Braut Ludwigs XV., geb. am 30. März 1718, also erst 3 Jahre alt war, so konnte man auf einen Leibeserben aus dieser Ehe erst in vielen Jahren rechnen, und blieb also dem Hause Orleans, bei der schwachen Gesundheit des Königs, auf viele Jahre die Aussicht auf die Regierung gesichert. Spanien und Frankreich.

Ludwig XV. war damals 12 Jahre alt, von Gestalt schön, aber kalt, seelenlos, ohne Heiterkeit, ohne Herz, Nichts von seinem Urgroßvater. Deßungeachtet schaute das Volk von Paris mit Hoffnung auf ihn und gerieth in Angst, sobald er kränkelte. Sein Oberst hofmeister war Villeroi, der sich immer benahm, als wolle man den jungen König vergiften. Sein Lehrer war der alte, ehrwürdige Fleury, der durch Milde und Sanftmuth das Herz des Knaben gewann. 1721 wurde der König wieder bedenklich krank, und als er genas, drängte sich das Volk in den Palast. Dies war dem Königsknaben lästig **), er verbarg sich in einen Winkel. Villeroi zog ihn am Arm heraus und führte ihn bald zu den Fenstern, die auf den Hof und den Carrousselplatz gingen, die sie ganz voll und sogar die Dächer bedeckt mit Leuten sahen, bald zu denen, die auf den Garten gingen, und zeigte ihm die unermeßliche Menge, die seiner Genesung sich freue, mit den Worten: „Sire, all dies gehört Ihnen, Sie sind der Herr von Allem. Sehen Sie doch die Leute ein wenig an, um sie zufrieden zu stellen, denn diese sind Ihnen alle gehorsam.“ Es war schwer, dem schweigsamen König die Zustimmung zu Ludwig XV.

*) Lémontey, chap. 12. Coxe, III. chap. 31.
**) Saint-Simon, XVIII. 398 ff.

derart leer (nicht zu reden von den unglücklichen Zeiten Karls II, welcher au Mangel an Geld oft in der schönen Jahreszeit nicht aufs Land fahren, nicht einma seinen Palast verlassen konnte, weil seine Kutscher, da er sie nicht zu bezahle vermochte, sich in die Kirchen zurückzogen, und er eines Tages Mühe hatte, ei Mittagessen zu bekommen, während doch Europa an Spanien sich bereicherte), da der Cardinal sich gezwungen sah, die Wagen, welche die verstorbene Königin i Paris bestellt hatte, abzubestellen, weil ihm 30,000 Francs fehlten, die darauf schul deten. Als die neue Königin zum ersten Mal aufs Land fahren wollte, mußt man Geld zu 12% aufnehmen. Kein Mensch wollte mehr dem König auf Credi Tuch zu Kleidern liefern. Mit 72,000 Pistolen, die der Cardinal einem Parise Kaufmann entlehnte, machte er dem Skandal ein Ende. Jeder Andere hätte de Muth verloren bei einer solchen Lage, der Cardinal aber gab dem König sei Wort, daß er ihn zum mächtigsten Monarchen zu Land wie zur See mache wolle, wenn er ihm 4 Jahre Frieden gebe. Bei Ausführung dieses Versprechens, da Anfangs eine reine Prahlerei zu sein schien, zog der Cardinal in Betracht, da ohne Feuer und Eisen der kranke Staatskörper nicht wieder hergestellt werden könn und faßte den Entschluß, den öffentlichen Haß auf sich zu nehmen, wenn es ihm nur gelinge, seinen König berühmt, die Monarchie kräftig zu machen und fü ihren Vortheil selbst wider den Willen der Spanier zu sorgen. Das arme Spa nien war einer Unzahl von Blutsaugern preisgegeben: der Cardinal schaffte si weg, zunächst die große Anzahl unnützer Mäuler, die da Leibwächter hießen un die zugleich so schlechte Krieger waren, daß Vendôme öffentlich erklärte, er nähm sie auf keinen Feldzug mit sich. Bei diesen gab es so viele Stellen, daß sie zum Voraus dem König sein Einkommen wegfraßen, während diesem Nichts blieb. Di Beamten waren nicht bezahlt und der Bestechung preisgegeben. Der Cardinal sorgte dafür, daß ihre Gehalte sicher ausbezahlt wurden. Dafür mußten aber auch alle Behörden wenigstens 3 Stunden Vormittags und 3 Stunden Nachmittags a ihren Plätzen und die Amtsstuben offen sein. Die Akten wurden aus dem Palast Uzeda in das Archiv Simancas gebracht, und der Palast Uzeda für die Behörden verwendet, während bisher jeder Sekretär seine Amtsstube in seiner Wohnung hatte und höchstens eine Stunde Vormittags zu sprechen war und die Parteien Monate lang ihre Angelegenheiten nicht vorbringen konnten und die wichtigsten Aktenstücke oft den Gegnern mitgetheilt wurden. Um Gunst und Geld wurden bisher die wichtigsten Stellen vergeben, der Cardinal dagegen stellte nur kenntniß reiche und ehrenhafte Männer an alle wichtigen Plätze, und ließ sich selbst durch die Zumuthung des Königs und der Königin von diesem Grundsatz nicht abbringen.'

„Wie viel Feinde er sich dadurch machen mußte, ist leicht begreiflich. Spanien wurd jedes Jahr ärmer, weil es Nichts hervorbrachte und Alles aus dem Ausland bezog Der Cardinal gründete Fabriken, und gab zu diesem Zweck dem Henares ein anderes Bett. Um eine Fabrik für feine Tücher zu gründen, ließ er 500 Fa milien aus Holland einwandern. Früher verkaufte Spanien die Wolle und bezog die Tücher aus dem Ausland um den vierfachen Preis, jetzt sind die Truppen des Königs mit Tüchern bekleidet, die nur in Spanien bereitet wurden. Früher bezog man die feine Leinwand aus Holland, jetzt wird sie in Madrid bereitet Desgleichen wurde feines Glas, feines Papier jetzt in Madrid zu Stande gebracht — Flotte und Handel sind die Stütze und die Nahrung einer Macht. Wie lag Spanien hier danieder! Der Cardinal beschloß, Cadix zum ersten Hafen Europas zu machen. Werften, Waffenwerkstätten, Vorrathshäuser wurden gegründet. Der Cardinal sah ein, daß der Havannatabakshandel dem König unter Umständen unsägliche Reichthümer eintragen könnte, während früher die Könige von Spanien um 400,000 Dukaten alles Recht auf den Tabak auf den kanarischen Inseln

wieder auf, er trug sich mit großen Plänen, aber nur einen Augenblick. Angestrengte Thätigkeit war ihm nicht mehr möglich. Ausschweifungen hatten die Kraft seines Geistes und Leibes gebrochen. Saint-Simon erzählt, wie er bei seinem Anblick eines Morgens von der Veränderung erschreckt wurde *): „sein Kopf war gesenkt, sein Gesicht purpurroth, der Ausdruck dumpf. Er sah mich nicht, seine Diener nannten mich ihm. Da drehte er langsam den Kopf gegen mich, ohne ihn zu erheben, und fragte mich schwerfällig, was mich zu ihm führe. Und einer seiner Diener sagte mir, es sei jeden Morgen so, daß er lang nicht rede und sich erheben könne." — Sein Arzt sagte ihm offen, wenn er länger derart fortlebe, so werde er entweder an der Wassersucht oder am Schlage sterben. Orleans zog die letztere Todesart als die schnellere und schmerzlosere vor und schloß sein vergeudetes Leben am 2. December 1723 in den Armen einer seiner Dirnen, 49 Jahre alt. „Einer der liebenswürdigsten Menschen," wie sein Zeitgenosse Duclos sagt **), „voll Geist, voll Talent, voll kriegerischen Muthes, voll von Güte und rein menschlicher Gesinnung, aber einer der schlechtesten Fürsten, d. h. einer, der am wenigsten fähig war zu regieren." — Dem Manne fehlte das Pflichtgefühl und die Kraft des Willens. Er wollte nur genießen, ganz in der Gegenwart aufgehen, Entwürfe, Entschlüsse für die Zukunft konnten ihn im Genuß nur stören. Er glaubte nicht an Gott, an Unsterblichkeit und Tugend. In Dubois fand er die Willenskraft, die ihm fehlte, und dieß gab letzterem seine Macht über den erstern. Was Dubois wollte, wollte er stark und beharrlich — und so kam er empor: „Mit seinem lebendigen Geist gewann er rasch die Uebersicht der Lage, und bei den Verhandlungen im Haag staunten gewiegte Diplomaten über den ehemaligen Bedienten und Hofmeister mit der zerrütteten Gesundheit, dem gemeinen Benehmen und der unflätigen Zunge, wie er rasch und mit Anstand zu repräsentiren und den Ansichten seiner Regierung Geltung zu verschaffen wußte." Solche, die seine Depeschen, welche noch nicht herausgegeben sind, einzusehen Gelegenheit hatten, rühmen die Schärfe und die Lebendigkeit des Ausdrucks ***). Wo das Herz sprechen konnte, sprach es beim Regenten besser, als bei seinem Lehrer. Eine Pest, die ein türkisches Schiff aus Saida gebracht haben soll, räumte 1720 im Süden Frankreichs, insbesondere in Marseille, auf. Was fliehen konnte, floh, die Krankenhäuser waren ohne Wärter, die Richterstühle ohne Richter, so daß am 21. Juli 1720 Todesstrafe für Flucht aus der Stadt gesetzt wurde. Es half nicht, Verzweiflung, Hunger, Schrecken, Raub und Gewaltthat hausten in der unglücklichen Stadt. Nur der Bischof Belzunce bewies wahren Heldenmuth, er tröstete die Sterbenden, er sorgte für Beerdigung der Todten, die auf den Straßen und öffentlichen Plätzen aufgehäuft lagen, er verkaufte, was er besaß, um die Dürftigen zu unterstützen und in die Seelen derer, die verzweifeln wollten, Trost zu gießen. Das Beispiel des Bischofs begeisterte seine Standesgenossen. 26 Franziskaner, 18 Jesuiten, 43 Kapuziner wurden ein Opfer ihres Eifers in der Krankenpflege. Fünf Monate in der Regel verheerte die Krankheit einen Ort. Man fand kein Heilmittel dagegen. Trunkenheit der Freude zeigte sich bei denen, die sie überlebten. Auf die erste Nachricht sandte der Regent Aerzte, Truppen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, Geld, Getraide und andere Nahrungsmittel. Auch der Papst Clemens XI. sandte drei Schiffe mit Getreide. Dubois, der dem heiligen Vater grollte, weil er

Orleans †.

Pest.

Belzunce.

*) Saint-Simon, XX. 419.
**) Duclos, Mémoires. Edit. Michaud p. 604.
***) Vergl. Carné, La Régence et le Régent, Revue des deux mondes, 1858

Erziehungshäuser für den spanischen Adel zu gründen. Die besten Arbeiter ware aus England und Lyon berufen, um Gold- und Silberstoffe, Flanell zu fabricire Strumpfwebereien zu errichten. Ein berühmter Ingenieur war berufen, um de Lauf des Manzanares zu regeln und ihn schiffbar zu machen, während jetzt no immer Holz und Kohlen 20 Stunden weit her auf Mauleseln nach Madrid g bracht wurden. Zwei große Handelsgesellschaften sollten gegründet werden, eine fü den Osten, die andere für den Westen. Begreiflich, daß das Ausland Spanien z hassen anfing. Stanhope sagte in Madrid: wenn Spanien auf dem Weg fortfähr so wird es sich in kurzer Zeit allen Mächten Europas furchtbar machen. W viel Arbeit, Sorge und Schweiß hat all dies dem Cardinal gekostet! Man sah ih nie ruhen, noch rasten, immer aufmerksam und unermüdlich. „Ich möchte liebe Sclave in Algier sein, als Alberoni am Hofe zu Madrid," sagte ein Kriegs mann zu ihm, und dabei sah man den Cardinal immer nüchtern. Er begnügt sich mit einem oder zwei Gerichten, er aß nie Etwas zu Abend, und doch hat ma diesen Mann, statt seine Verdienste zu belohnen, in Spanien verfolgt!" — Aller dings, Europa bedurfte der Ruhe. Alberoni verrechnete sich in zwei Dingen: e hielt Oesterreich für schwächer, als es war, und er glaubte nicht, daß es so schne mit den Türken fertig würde. Eugen machte ihm den ersten Strich durch sei Rechnung, den zweiten machten ihm Dubois und der Regent: Dubois durch da Streben, die Verbindung Frankreichs mit England und die Ruhe in Europa auf recht zu erhalten, und der Regent dadurch, daß er fester in seiner Stellung sa als Alberoni glaubte.

Philipp V.

Das ist das Ende Alberonis. Philipp V. glaubte mit dessen Aufopferun die Verantwortlichkeit für alle Fehler von sich abzuschütteln und stellte hoh Gegenforderungen für den Frieden: Gibraltar und Port Mahon, Sardinien un den Rückfall von Sicilien und die Absetzung des Dubois. Es wurde ihm entgegne entweder müsse er geradezu die Bedingungen annehmen, oder den Krieg fort führen. Da ließ Philipp plötzlich den Muth sinken und sein Gesandter Berett Landi unterschrieb am 17. Februar 1720 im Haag die Quadrupelallianz Der Kaiser blieb im Besitz Siciliens, der Exkönig von Sicilien wurde Köni von Sardinien. Die Söhne Philipps V. und der Elisabeth Farnese hatten jet das Heimfallsrecht auf Parma und Toscana.

Dubois Cardinal.

Dubois blieb Sieger. Am 16. Juli 1721 wurde er sogar Cardinal Georg I., der Regent, der Kaiser, selbst der vertriebene Stuart wurden durch sei Geschicklichkeit bewogen, ihm den rothen Hut zu verschaffen. Selbst der Köni von Spanien arbeitete für ihn. Dubois vollbrachte hier sein Meisterstück i diplomatischer Schelmerei. Der römische Hof weigerte sich lange und gab er dem Druck der vereinten Mächte nach. 8 Millionen verwendete Dubois, um d verschiedenen Federn in Bewegung zu setzen. Georg I. wußte er beizubringe er allein halte die Verbindung zwischen Frankreich und England und er verlang den rothen Hut, nur um in seiner Stellung fester und unabhängiger zu sei Philipp V. gewann er durch das Versprechen, daß Frankreich sich Spaniens bei

*) Die Verhandlungen ausführlich bei Sismondi, XXVII. 432 — 44.

politische Bedeutung verloren, er war zum Theil verarmt. Wenn er aber auch Reichthum hatte, so besaß er doch keine Macht mehr. Alle Gewalt war beim König und, da dieser ein sauertöpfischer schweigsamer Knabe war, der bei seiner schwankenden Gesundheit nur an sich dachte und keinen eigenen Willen hatte, so hing Alles von dem ab, der ihn leitete. Dies war damals sein Lehrer Fleury.

André Hercule de Fleury, geboren den 22. Juli 1653 zu Lodève, war der Sohn eines Steuereinnehmers, hatte seine Studien in Paris unter den Jesuiten gemacht, hatte die Augen des Cardinals de Bonzi auf sich gezogen und war durch dessen Empfehlung Aumonier der Königin und dann des Königs geworden. Seine anmuthige Gestalt, sein gemessenes, bescheidenes, verständiges Benehmen machte ihn in höheren Kreisen beliebt. Unter Ludwig XIV. wurde er Bischof von Frejus, dann Lehrer des Dauphin, in welcher Eigenschaft er seine Unabhängigkeit Dubois und dem Regenten gegenüber zu wahren wußte. Dieser wollte ihn zum Erzbischof von Rheims machen und damit zum Pair, Fleury aber erklärte mit Bestimmtheit, daß er kein Amt annehmen wolle, welches ihm die Sorgfalt, die er dem König widmen müsse, erschweren könne. Nach dem Tode des Regenten hätte er leicht die Gewalt in seine Hand nehmen können, seine Freunde mahnten ihn auch daran, allein Fleury rieth dem König, dem nächsten Prinzen von Geblüt, Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon, aus der Linie der Condé, geboren 1692, damals als 31 Jahre alt, die Leitung der Geschäfte zu übertragen. Er täuschte sich in dem Prinzen, der, statt sich von Fleury leiten zu lassen, sich von seiner Geliebten, der Marquise von Prie vollständig beherrschen ließ, die in ihrer Gewalt zuletzt so übermüthig wurde, daß, als man Bittprocessionen 1725 wegen des Gedeihens der Ernte hielt und die Gebeine der heiligen Genovefa herumtrug, sie hohnlachend ausrief: „Dieses dumme Volk weiß nicht, daß ich Regen und Sonnenschein in Frankreich mache!“ — Bourbon hatte wenig Herz und noch weniger Geist, war aber herrschsüchtig und argwöhnisch. Um so begabter war die Marquise de Prie; sie war auch überzeugt, daß sie Geist genug habe, um für den Regenten auszureichen. Mit ihren Lieblingen berieth sie jede Angelegenheit, ehe man sie dem Herzog vorlegte: sie machte ihn dann auf Dieses oder Jenes aufmerksam, und, wenn er dann bei der Entscheidung der Angelegenheiten selber diese Bemerkung nachsagte, so zeigten sich die Andern wie hingerissen von Erstaunen über seinen Scharfsinn, und Bourbon pries sich dann im Herzen glücklich, daß er in seiner angebeteten Geliebten eine so nützliche Rathgeberin, eine zweite Egeria gefunden habe. Sie war schön, wie Duclos sagt, mehr als schön, aber bei so viel Anmuth des Geistes und der Gestalt, barg sie unter dem Schleier der Natürlichkeit die gefährlichste Falschheit; ohne den geringsten Begriff von Tugend, die in ihren Augen ein leeres sinnloses Wort war, war sie keck im Laster, leidenschaftlich unter einem Anschein von Liebe, zügellos aus Temperament. Rücksichtslos betrog sie ihren Geliebten, selbst wenn er mit eigenen Augen das Gegentheil sah. Um Frankreich auch unter dem neuen Minister im Fahrwasser der englischen Politik zu erhalten, verlieh die englische Regierung den Jahresgehalt von 40,000 Pfund, den Dubois bisher von ihr bezogen hatte, der Marquise de Prie, gemäß dem Grundsatz Walpoles, daß durch Bestechung Alles zu haben sei *).

Fleury. Bourbon. de Prie.

Der neue Minister gefiel sich in der Ausübung der Macht, während der

*) Mémoires secrets l. c.

seiner Heirath zu entlocken. Als ihm der Herzog von Orleans davon sprach, fi
er an zu weinen, ohne weiter ein Wort zu erwidern. „Wohl, Sire, sagte Fleur
man muß das gern thun," und nach langer Mühe brachte man endlich e
trockenes Ja aus ihm heraus. Der Austausch der Prinzessinen fand am 9. J
nuar 1722 auf der Fasaneninsel im Grenzfluß Bidassoa statt. Am 16. F
bruar 1723 war Ludwig XV. mündig. Aber kein königliches Gebahren war
ihm zu finden: nur kleinliche Beschäftigungen, er kochte sich seine Suppe selb
er hatte seine Freude an einer kleinen Kuh, die er selber molk, oder am Anbli
wie Falken kleine Sperlinge zerrissen. Er war ein stilles und sauertöpfisches Kin
nur das Kartenspiel schien ihm Freude zu machen *). Wenn Ludwig mündig wa
so konnte er mit einem Wort den Regenten seiner Macht entsetzen. Es galt daru
Villerois. seine Umgebung ins Auge zu fassen. Villerois Eifer, den König vor Vergiftu
zu retten, während doch der Regent diesen Plan nie hegte, schien darauf hinz
deuten, daß er dereinst im Namen des Königs herrschen wolle, und er muß
darum fallen. Am 10. August 1722 wurde er nach einem Zank mit dem R
genten verhaftet und nach Lyon verbannt. Fleury zog sich auch zurück, gleichsa
als sei er in die Ungnade seines Schützers mit verwickelt. Der König war trau
und der Regent und Dubois unruhig. Man ließ den König zwei Worte a
Dubois ministre principal. Fleury schreiben und dieser kam wieder. Wenige Tage darauf bewies Dubois de
Regenten, daß er ihn zum ersten Minister ernennen müsse, und der Regent, d
gebrochen durch seine Ausschweifungen, keine Kraft mehr hatte, zu widerstehe
bewilligte es (23. August 1722).

Jetzt hatte Dubois eine Stellung wie Richelieu, er war der allmächti
Mann in Frankreich. Sein Schüler Philipp kümmerte sich um Nichts mehr,
sagte damals zu Saint-Simon **): er frage Nichts mehr nach den Frauen und de
Wein ekle ihn an. Bei allem Geiste, aller Beredtsamkeit, die er hin und wied
zeigte, hatte sich doch eine große Abspannung und Traurigkeit und Entmuthigun
seiner bemächtigt. Am 25. October 1722 ließen sie den König krönen, a
16. Februar 1723 legte Philipp die Regentschaft nieder und ward Vorsitzende
des Staatsraths. Da der König sich um Nichts kümmerte, nie im Staatsra
ein Wort sprach und nur mit seiner Katze spielte, und dem Regenten jede B
schäftigung zur Last war, so leitete Dubois das Aeußere wie das Innere. E
war Erzbischof, Cardinal, erster Minister, Mitglied der Akademie, er besaß e
großes Vermögen, ein Jahreseinkommen von 1,500,000 Livres. Es war ihm nic
genug, und man hat nicht ohne Grund die Vermuthung ausgesprochen, daß
Papst zu werden gedachte, und daß seine Politik gegenüber Spanien vielfach nu
das Ziel hatte, Stimmen im Cardinals-Collegium durch die Monarchen zu ge
Dubois †. winnen. Da kamen über den 70jährigen rasch die Folgen früherer Ausschweifun
und jetziger riesiger Arbeit. Am 7. August 1723 erklärten ihm die Aerzte, da
eine gefährliche Operation nöthig sei. Der Cardinal fluchte gewaltig, ließ ein
Franciskaner kommen, mit dem er eine Viertelstunde allein blieb. Den Empfa
der Sterbesakramente verschob er, indem er nicht wisse, welche Ceremonien b
einem Cardinal nöthig seien. Ehe man es ihm sagen konnte, war er eine Lei
(10. August). Nach den Einen empfing Orleans die Kunde davon mit Thrän
nach den Andern mit Spöttereien. Orleans eilte nach Meudon zum König. Di
Der Regent bat ihn die Leitung der Geschäfte wieder vollständig zu übernehmen und ernan
ihn zum ersten Minister. Einen Augenblick leuchtete die Lebensflamme im Regent

*) Lémontey, chap. 4. Villars, 1722.
**) Saint-Simon. XX. 279.

Vorgängerin, von den Spaniern ebenso geliebt, als sie selber verabscheut war. Wie gern wäre sie erst Königin von Frankreich geworden! Darum ging sie gern mit nach San Ildefonso, sie war Frankreich dadurch näher. In Madrid aber sollte nach ihrem Willen fortregiert werden. Don Luis, der neue König, sollte nur nach den Weisungen von San Ildefonso handeln. In diesem Sinne wurden lauter unselbständige Köpfe als Räthe gewählt. Der einzige fähige Mann, Grimaldo, ein Biscajer, begleitete den alten König in die Zurückgezogenheit, um stets mit seinem Rathe bei der Hand zu sein. Mit dem Vorsatz, sich nur mit dem Gedanken an die Ewigkeit zu beschäftigen, stimmte der große Jahresgehalt nicht überein, welchen Philipp V. sich ausbedang und welcher den Staatsschatz drückte. Der alte König täuschte sich in seinem Sohn, der verschlossen und schweigsam war, wie Ludwig XV. So sehr der Vater die Franzosen liebte, so sehr haßte sie Don Luis. Das Benehmen der jungen Königin, die so ausschweifend war und so sehr alle Rücksichten außer Acht setzte, daß der König sie einige Zeit einsperren ließ und ihre Kammerfrauen und Liebhaber von ihr entfernte, und sich mit dem Plane der Ehescheidung trug, mag zu diesem Haß gegen die Franzosen nicht wenig beigetragen haben. Diese Abneigung gegen alles Französische gefiel aber gerade den Spaniern. Don Luis war kein fremder König, sondern in Castilien geboren und, obschon er noch weniger Fähigkeiten hatte, als Ludwig XV, war er doch der Stern ihrer Hoffnungen. Seine Umgebung reizte ihn bald gegen den König und die Königin in San Ildefonso. Der Marschall Villars drückt in seinen Denkwürdigkeiten die Befürchtung aus, die Räthe in Madrid würden Don Philipp keinen Piaster mehr auszahlen lassen und der König sich glücklich schätzen müssen, wenn er sicher sein Mittags- und Abendessen bekomme *). Philipp schien sehr bald nach Frankreich reisen zu wollen, was zunächst dem Bourbon unangenehm war, obwohl er damals mit dem Gedanken umging, Philipps Entsagung auf den Thron Frankreichs für ungiltig erklären zu lassen. Polignac und Rohan verhandelten damals schon in Rom mit Alberoni darüber, daß er die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen solle, im Falle daß der Herzog nach dem Tode Ludwigs XV. aus Spanien den Fürsten herbeiziehen wolle, welcher ihm für die Regierung Frankreichs am geeignetsten schiene. Alberoni fühlte sich zwar geschmeichelt durch den Antrag, meinte aber, die Castilianer würden Nichts von ihm wissen wollen: „Spanien ist ein Leichnam, dem ich wieder einmal Leben eingehaucht habe, jetzt ist er aber in sein Grab zurückgesunken." — All diesen Plänen machte der Tod des jungen Königs Luis ein Ende. Er starb am 21. August 1724 an der Blatternkrankheit, nachdem er noch seinen Vater zu seinem Erben eingesetzt und ihn hatte bitten lassen wieder die Regierung zu übernehmen.

Don Luis.

Alberoni

---

*) Villars, Mémoires (1724) éd. Michaud, p. 302.

ihn nicht zum Cardinal ernennen wollte, gab Befehl, die Schiffe anzuhalten, denn der Papst setze Frankreich herab und schwärze die Regierung an. Die Schiff gingen dennoch ab, wurden aber von einem Seeräuber weggenommen; als der Moslem hörte, wofür sie bestimmt waren, gab er sie wieder frei. Sie erreichten glücklich Marseille und Belzunce vertheilte das Getreide unter die Armen.

Verfall Frankreichs.

Allgemein waltete das Gefühl, daß Frankreich verfalle. So sehr man sich auch gefreut hatte über den Tod Ludwigs XIV., so war man doch überzeugt es sei jetzt noch schlimmer als in den üblen Tagen des spanischen Erbfolgekriegs wo die Folgen der Fehler des einst so gefeierten Königs über Frankreich ge kommen waren. Damals war die Noth groß, aber durch den Geldschwindel unter der Regentschaft waren die Vermögensverhältnisse derer, die den Kern des Volkes ausmachten, erschüttert. Unter Ludwig XIV. herrschte wenigstens äußerlich noch Anstand, jetzt aber trat die Zügellosigkeit und das Laster offen zu Tag. Es wurde Mode, sich berauscht zu zeigen. Es galt für eine Schande, keine Maitresse zu haben. Der Zweifel wurde Mode, nicht jener, der aus ernster Beschäftigung mit geistigen Fragen hervorgeht, sondern jener, welcher seine Wurzel in der Verdorbenheit des Herzens hat. Wenn das Gewissen dann wieder erwachte, so suchten es Manche mit religiösen Uebungen zu betäuben, um kurz darauf sich wieder mit Leichtsinn dem Laster hinzugeben. Die Lieblingstochter des Regenten mag als Beispiel dienen, wie rasch der Verfall im Frauengeschlecht vor sich ging. Saint-Simon schildert *) uns die Herzogin von Berry, die 21. Juli 1719 24 Jahre alt den Folgen ihres Leichtsinnes erlag, mit den Worten: „Von Natur mit überlegenem und, wenn sie wollte, gleich anmuthigem und liebens würdigem Geiste und mit einer Gestalt ausgestattet, die Eindruck machte und an der das Auge mit Freuden hing, sprach sie mit einer Anmuth ohne gleichen, mit einer einzigen Beredtsamkeit, die leicht und frisch aus ihr sprudelte, und mit einer Richtigkeit des Ausdrucks, die überraschten und entzückten. Was hätte sie mit so viel Talent nicht leisten können, wenn die Fehler des Herzens und des Kopfes nicht so viel schöne Gaben in das gefährlichste Gift verwandelt hätten Maßlosen Hochmuth, beharrliche Falschheit hielt sie für Vorzüge, mit denen sie groß that, und der Unglaube, mit dem sie ihren Geist zu schmücken wußte, gab ihrer Verderbheit die Vollendung!" — Sie ergab sich zuletzt dem Trunk und allen Ruchlosigkeiten, die derselbe zur Folge hatte, dann konnte sie wieder Tage lang zu den Carmeliterinnen hingehen, alle strengen Uebungen durch machen und fasten, um dann gleich das zügellose Leben von neuem zu beginnen."

Unter Orleans ging es schlecht, unter seinem Nachfolger aber noch schlechter Es war eine Fortsetzung der Regentschaft ohne Geist. Derselbe Leichtsinn, die selbe Verschwendung, aber ohne die Genialität eines Dubois. Eine stolze Aristokratie wie in den Zeiten der Fronde war nicht mehr vorhanden. Der Adel hatte sein

*) Saint-Simon, XVII. 381.

die Truppen, welche diese Leute ersetzen sollten, sie mit blanker Waffe an. Als die Regierung Todesstrafe für Hausdiebstahl anordnete, galt Jeder für ehrlos, der einen Dieb anzeigte. Noch mehr regte sich die Stimmung, als die strengen Gesetze gegen die Calvinisten erneuert wurden. Man hatte ihre Ausführung in den letzten Zeiten Ludwigs XIV. unterlassen, unter der Regierung des Herzogs von Orleans war die Gleichgültigkeit in religiösen Dingen zu groß. Jetzt drang Lavergne de Tressan, Erzbischof von Orleans, blos um sich hervorzuthun, der unter Dubois aufgekommen war und gerade so wenig Glauben besaß, als dieser, auf strenge Durchführung, weil die geheimen Versammlungen der Hugenotten wieder zahlreicher würden. Am 14. Mai 1724 wurde eine Reihe von strengen Gesetzen wieder erlassen. Es gab Bischöfe, die sich bitter darüber beklagten, es gab Behörden, die sie unbeachtet ließen; andere vollzogen sie, viele Calvinisten wanderten aus. Das menschenarme Schweden lud sie ein und gewährte ihnen Land und Schutz. Die öffentliche Meinung sprach sich stark gegen diese Verfolgung aus, die Regierung nahm die Verordnung nicht zurück, weil sie ihren Fehler nicht eingestehen wollte, verbot aber insgeheim jedes Vorgehen gegen Rückfällige. *Calvinisten.*

Das Hauptabsehen Bourbons war jedoch, ein Gelangen des Herzogs von Orleans auf den Thron zu verhindern. Noch immer war der König schwach. Die Aerzte riethen als Mittel, die Gesundheit zu stärken, die Beschäftigung mit der Jagd an. Der Herzog lehrte nun den jungen König die Freuden der Jagd kennen. Ludwig fand bald solches Gefallen daran, daß er ein gewaltiger Nimrod wurde. Sein Aussehen besserte sich. 1725 bekam er aber plötzlich in Folge einer Ueberladung des Magens Fieber. Niemand war ängstlicher als Bourbon: „wenn er stirbt, ists aus mit mir; kommt er davon, so muß er heirathen *)!" Ludwig XV. war schon in den Jahren, wo man Nachkommenschaft von ihm erwarten konnte; starb er dann, so konnte Bourbon für den minderjährigen Sohn die Regierung fortführen. Also der König sollte heirathen, aber seine Braut, die Infantin, war noch zu jung. Von jetzt an wurde der Plan berathen, die Infantin wieder zurück zu schicken **) und den König mit einer Andern zu vermählen. Es war das aber eine Beschimpfung für Philipp V., die zu einer Kriegserklärung führen konnte. Man wollte zuerst durch Tessé auf Philipp V. wirken, sein Gewissen rühren: Ludwig XV., der jetzt stark und kräftig geworden sei, könnte die Beute der Verführung werden, wenn er sich nicht bald vermähle. Tessé aber ließ sich lieber abberufen, als daß er diesen Auftrag übernahm. Nun suchte Bourbon unter der Hand nach heiratsfähigen Prinzessinen. Man fand deren 99, darunter 55, die katholisch waren. Unter ihnen wurden, aus diesem und jenem Grund, alle bis auf 2 für unmöglich erklärt. Die eine war die Prinzessin Anna von England, und die andere die Herzogin von Vermandois, die leibliche Schwester des Regenten, auf welche letztere es eigentlich abgesehen war. Wurde Bourbons Schwester Königin, so blieb er, bei der Abneigung des Königs gegen jede Beschäftigung außer Jagd und Spiel, im Besitze der Gewalt. Der Plan mit der Engländerin war nicht ernstlich gemeint, und Georg I. erklärte auch das, was man erwartete, daß der Glaube ein unumstößliches Hinderniß sei, d. h. daß seine Tochter um den Preis einer Glaubensveränderung nicht Königin von Frankreich werden solle. Also schien der Vermandois die Krone sicher. Sie war zwar fünf Jahre älter als der König, aber sehr schön und geistvoll. Aber die de Prie machte Alles wieder rückgängig: sie wollte eine fügsame Königin haben. Die Marquise reiste unter *Ludwig XV. jagt, er krankt, soll heirathen, die Vermandois.*

*) Villars, l. c. 1725.
**) Duclos, l. c. p. 609.

eigentlich Mächtige ein kleines, schlecht ausgestattetes Zimmer bewohnte und durch seine Bescheidenheit den Neid und den Argwohn von sich abwehrte und sich im Vertrauen des Königs befestigte. Der Regent hatte nie den Orden des heiligen Geistes vergeben, Bourbon ernannte an einem Tage 58 Ritter, an einem andern Tag ernannte er 8 Marschälle von Frankreich. So sehr er sich in seiner Stellung gefiel, so sehr haßte er Jeden, der ihm hierin gefährlich werden konnte. Vor allen war ihm verdächtig der Sohn des Herzogs von Orleans, Ludwig, geboren 1703, damals erster Prinz von Geblüt, und Oberst in einem Infanterieregiment. Der zwanzigjährige Herzog hatte jedoch wenig Ehrgeiz und lag, als der Regent starb, in den Banden einer Opernsängerin *). Die Nachricht vom Tode seines Vaters erschütterte ihn tief und erweckte das religiöse Gefühl wieder, das sein Lehrer früher in ihm gepflegt hatte. Er bereute bitter seine Verirrungen und lebte fortan nur theologischen Studien und der Uebung der Werke christlicher Frömmigkeit. Er heißt daher le dévot, der Fromme.

Orleans.

Wenn Ludwig XV. starb, so bestieg Orleans den Thron. Dieser Gedanke war dem Herzog von Bourbon unerträglich und er sandte deßwegen an Philipp von Spanien Botschaft ganz im Sinn der Verschwörung Cellamares und der Herzogin von Maine, sein außerordentlicher Gesandter war der alte Marschall Tessé. Zu gleicher Zeit ging in Madrid Etwas vor, was auf ähnliche Gedanken von Seite des spanischen Hofes schließen ließ. Am 10. Januar 1724 machte Philipp V. dem Rath von Castilien die Mittheilung, er habe sich entschlossen die Regierung niederzulegen und den Besitz all seiner Staaten, Königreiche und Herrschaften, seinem ältesten Sohn, Don Luis, zu überlassen, um in San Ildefonso in Zurückgezogenheit mit der Königin zu leben, die ihn gern dahin begleite, um frei von jeder andern Sorge, sich ganz dem Dienste Gottes hinzugeben, über das andere Leben nachzudenken und für das ewige Seelenheil zu sorgen. Bei Philipp V. wirkten ganz gewiß religiöse Beweggründe: er war sehr fromm und sehr schwermüthig und stets quälte ihn Furcht vor den ewigen Strafen, dabei hegte er in der letzten Zeit Zweifel an der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft, und glaubte, die Entsagung seiner Großmutter auf das ganze spanische Erbe sei rechtsgültig gewesen. Wahrscheinlich wirkte das Heimweh noch mit zu diesem Entschluß und die Hoffnung, wenn er dem spanischen Throne entsagt habe, so könne er um so leichter König von Frankreich werden, denn die Nachrichten über das Befinden Ludwigs XV. lauteten derart, daß man jeden Tag der Botschaft von seinem Tode entgegensah. Philipp V. war in Spanien nicht glücklich: unter dem schönen Himmel seiner Heimat hoffte er seine Gesundheit und seine Seelenruhe wieder zu finden. Der Königin war Spanien und seine Bevölkerung zuwider und sie hinwieder den Spaniern. Selten fuhr sie durch die Straßen Madrids, ohne daß sie nicht den Zuruf hören mußte: Es lebe der König und die Savoyardin. („Viva el rey y la Savoiana.") Die Savoyardin **) war aber ihre

Philipp V. dankt ab.

Elisabeth Farnese.

*) Duclos, l. c. 604.
**) Coxe, III. chap. 33. — Duclos, Mémoires secrets, éd. Michaud l. 608.

gängerin, von den Spaniern ebenso geliebt, als sie selber verabscheut war. Sie gern wäre sie erst Königin von Frankreich geworden! Darum ging sie gern nach San Ildefonso, sie war Frankreich dadurch näher. In Madrid aber sollte nach ihrem Willen fortregiert werden. Don Luis, der neue König, sollte nur nach den Weisungen von San Ildefonso handeln. In diesem Sinne wurden unter unselbständige Köpfe als Räthe gewählt. Der einzige fähige Mann, Grimaldo, ein Biscajer, begleitete den alten König in die Zurückgezogenheit, um stets mit seinem Rathe bei der Hand zu sein. Mit dem Vorsatz, sich nur mit dem Gedanken an die Ewigkeit zu beschäftigen, stimmte der große Jahresgehalt nicht überein, welchen Philipp V. sich ausbedang und welcher den Staatsschatz drückte. Der alte König täuschte sich in seinem Sohn, der verschlossen und schweigsam war, wie Ludwig XV. So sehr der Vater die Franzosen liebte, so sehr haßte sie Don Luis. Das Benehmen der jungen Königin, die so ausschweifend war und so sehr alle Rücksichten außer Acht setzte, daß der König sie einige Zeit einsperren ließ und ihre Kammerfrauen und Liebhaber von ihr entfernte, und sich mit dem Plane der Ehescheidung trug, mag zu diesem Haß gegen die Franzosen nicht wenig beigetragen haben. Diese Abneigung gegen alles Französische gefiel aber gerade den Spaniern. Don Luis war kein fremder König, sondern in Castilien geboren und, obschon er noch weniger Fähigkeiten hatte, als Ludwig XV, war er doch der Stern ihrer Hoffnungen. Seine Umgebung reizte ihn bald gegen den König und die Königin in San Ildefonso. Der Marschall Villars spricht in seinen Denkwürdigkeiten die Befürchtung aus, die Räthe in Madrid würden Don Philipp keinen Piaster mehr auszahlen lassen und der König sich glücklich schätzen müssen, wenn er sicher sein Mittags- und Abendessen bekomme *). Philipp schien sehr bald nach Frankreich reisen zu wollen, was zunächst dem Bourbon unangenehm war, obwohl er damals mit dem Gedanken umging, Philipps Entsagung auf den Thron Frankreichs für ungiltig erklären zu lassen. Polignac und Rohan verhandelten damals schon in Rom mit Alberoni darüber, daß er die Leitung der Geschäfte wieder übernehmen solle, im Falle daß der Herzog nach dem Tode Ludwigs XV. aus Spanien den Fürsten herbeiziehen wolle, welcher ihm für die Regierung Frankreichs am geeignetsten schiene. Alberoni fühlte sich zwar geschmeichelt durch den Antrag, meinte aber, die Castilianer würden Nichts von ihm wissen wollen: „Spanien ist ein Leichnam, dem ich wieder einmal Leben eingehaucht habe, jetzt ist er aber in sein Grab zurückgesunken.“ — All diesen Plänen machte der Tod des jungen Königs Luis ein Ende. Er starb am 21. August 1724 an der Blatternkrankheit, nachdem er noch seinen Vater zu seinem Erben eingesetzt und ihn hatte bitten lassen wieder die Regierung zu übernehmen.

Don Luis.

Alberoni.

*) Villars, Mémoires (1724) éd. Michaud, p. 302.

Blieb die Entsagung in Kraft, so mußte Philipps und der Savoyard zweiter Sohn, der zehnjährige Infant Ferdinand, den Thron besteigen. D wünschte das spanische Volk in seinem Haß gegen alle Fremde, das wünschte Regentschaftsrath, weil er für den Knaben herrschen wollte. Dazu rieth D Philipp sein eigener Beichtvater Bermudez, er habe gelobt, ganz nur der Religi zu leben, weltliche Sorgen würden ihn von dem Ewigen abziehen. Philipp war auch dieser Ansicht. Auf die Mahnung, schon seiner Kinder wegen müsse wieder regieren, entgegnete er: Gott werde schon für sie sorgen. Die Königin w aber des Lebens in der Zurückgezogenheit schon satt: sie nannte Bermudez weg seines Rathes einen Verräther und Judas. Auch die Amme des Königs, die ihm in hoher Geltung stand, Sennora Luisia sagte ihm keck: es sei schändlich, d er seinen Sohn einem Regentschaftsrath überlasse, der bald die königliche Ma auf ein Nichts herabsetzen würde. Sie wurde so heftig, daß die Königin, wel bemerkte, der König werde bleich darüber, zu ihr sagte: „Schweigen Sie, we der König stirbt, so tragen Sie die Schuld." „So mag er sterben," antwort das muthige Weib, „es geht dann nur Ein Mensch zu Grund, wenn er aber Regierung nicht übernimmt, so gehen seine Völker, seine Kinder und das Re zu Grund." Fünf Tage schwankte der König, bis ihm der päpstliche Nunti Aldobrandini seine Bedenken ausredete. Am 5. September 1724 unterzeichnete den Erlaß, durch welchen er den Wiederantritt der Regierung ankündigte. Villa schrieb damals *): „die Charakterschwäche des Königs ist eine sehr gefährliche Sac aber die Regierung der Junta während der Regierung Don Ferdinands hätte d Reich zu Grunde gerichtet." Darum vernahm der französische Hof mit Freu daß das Unglück ferne gehalten wurde. Elisabeth drang nun in den Herzog v Bourbon, die Anspüche ihrer Söhne auf Parma und Piacenza bald geltend machen, und brachte ihn dadurch in nicht geringe Verlegenheit, denn der Pa machte darauf als auf Lehen des heiligen Stuhls Anspruch; Gaston klagte, daß m über sein Großherzogthum verfüge, ohne ein Recht darauf zu haben, und d Kaiser wollte sein Recht als oberster Lehensherr anerkannt wissen.

Was während Bourbons Leitung der Geschäfte geschah, zeigt die Unfähigk des Mannes. Von der Heilung des beschädigten Finanzwesens verstand er Nich Man überließ sie einem der Brüder Paris, Duverney, einem der Günstlinge d de Prie: bisher ein Gegner des Systems, wollte er durch systematisches Wei dem kranken Geldwesen aufhelfen; er minderte den gesetzlichen Werth des Geld er wollte die Preise der Lebensmittel, die während des Papierschwindels eine a gemeine Höhe erreichten, gewaltsam herabsetzen. Durch das System waren ei Menge Menschen um ihr Vermögen gekommen und die Bettelei erreichte ei unerträgliche Höhe. Man zählte allein in Paris 30,000 Bettler. Nun erschien harte Verordnungen gegen die Bettelei, 17. Juli 1724. Zugleich wurde ve ordnet, bei jedem Spital solle für Dürftige eine Zufluchtsstätte sein und e Gefängniß für Landstreicher und Bettler und Arbeitshäuser für beide. Der Bef aber erging, ehe die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, man drängte Unglücklichen, ohne Kleidung und Lebensmittel, in den engen Raum der Spitäl zusammen. „Legt sie auf das Stroh und gebt ihnen Brod und Wasser," hieß „sie werden wenig Platz brauchen." Man brandmarkte die Bettler. Mitleid u Unwille regten sich. Die Behörden ließen die Gefangenen entschlüpfen. Die So daten machten sich eine Ehrensache daraus, keinen Bettler zu fangen. Als d Regierung ein Schützencorps errichtete, um auf die Bettler zu fahnden, griff

Don Ferdinand.

Philipp V. wieder König.

Bourbons Walten.

*) Villars. Mémoires l. c.

Ihnen folgten andere und man gab sich in Belgien der Hoffnung hin, bald den Wohlstand früherer Zeiten zu erreichen. Mit Eifersucht sahen aber die Holländer auf dieses Beginnen: sie nahmen ein Schiff an der Westküste von Afrika weg, ein zweites an der Küste Guineas, ein drittes wurde feindselig in der Capstadt behandelt. Eugen drang darauf, Genugthuung zu verlangen. Das holländische Schiff, welches ein belgisches aufgebracht hatte, wurde wieder von einem belgischen aufgehalten und als gute Prise nach Ostende geführt. Eugen, der damals Statthalter in den Niederlanden war, glaubte, der Kaiser dürfe seine Flagge nicht beschimpfen lassen und nicht auf halbem Wege stehen bleiben, er müsse die errungenen Vortheile festhalten, und rieth nun selber, obschon er früher vor einer Handelsgesellschaft wegen Eifersucht der Seemächte gewarnt hatte, zur Gründung einer Hansa, bei der Jederman sein Geld vortheilhaft anlegen, durch welche Handel und Gewerbe sich heben und der Wohlstand über das ganze Land sich ausbreiten werde.

Der Plan einer Handelsgesellschaft wurde nun entworfen. Schon am 23 August 1719 war vom Großmogul die Bewilligung zu einer Niederlassung im Hafen von Coblong, 3 Meilen von Madras, an der Küste von Koromandel ertheilt worden. Am 16. Juni 1722 genehmigte der Kaiser die Gründung einer Handelsgesellschaft nach Ost- und Westindien und nach den afrikanischen Inseln unter dem Namen „Ostendische Handelsgesellschaft." Der Kaiser ertheilte ihr das Recht, sein Wappen und seine Flagge zu führen, das Versprechen des kräftigsten Schutzes gegen jedwede Beeinträchtigung; dafür solle er erhalten ein 6procentige Abgabe beim Ergebniß der Waarenverkäufe und das Geschenk eines goldenen gekrönten Löwen, 20 Mark schwer, welcher das Wappen der Compagnie in seinen Klauen hält — ein solcher Löwe solle jedem seiner Nachfolger beim Regierungsantritt als Zeichen der Huldigung von der Gesellschaft übergeben werden. — Das Vorrecht des Handels nach Ost- und Westindien und den afrikanischen Inseln war der Gesellschaft zunächst auf 30 Jahre ertheilt. Das Stammcapital, zu 6 Millionen gerechnet, ward in 6000 Actien, je zu 1000 fl., vertheilt. Nach dem Vorbild der englischen und französischen Handelsgesellschaften erhielt auch die ostendische ihre unabhängige Verwaltung und das Recht, mit den Fürsten Indiens und Afrikas Verträge zu schließen. Am 22. September 1722 wurde der Erlaß des Kaisers veröffentlicht. Der Jubel darüber war groß in Belgien. Bald waren die Actien vergriffen, zumal nicht bloß Kaufleute, sondern auch der reiche Adel sich daran betheiligte, denn weise hatte der Kaiser, wie einst Colbert, erklärt, daß der Beitritt zur Gesellschaft dem Rang und den Vorrechten des Adels keinen Eintrag thue. Der Aufschwung der Gesellschaft war rasch und glänzend, sie sandte Schiffe nach Bengalen, nach Sina, und diese kamen mit reichen Ladungen zurück, in kurzer Zeit stieg der Werth der Actien um das Doppelte. Um so wilder war aber auch die Eifersucht der Holländer und Engländer. Jene erklärten, der Friede von Westfalen und von Utrecht sei verletzt, weil sie nicht allein den Gewinn vom Handel nach Asien in die Tasche stecken konnten. Beim Congreß zu Cambray wurde rücksichtslos die Aufhebung der neuen Handesgesellschaft verlangt.

Congreß von Cambray.

Dieser Congreß von Cambray, welcher den von der Quadrupelallianz erzwungenen und nur in großen Umrissen bestimmten Frieden in den einzelnen Bestimmungen durchführen sollte, kam 1722 zusammen und tagte bis 1724 — er ist einer der flauesten. Zuerst wurde mit Streitigkeiten über den Vorrang die Zeit durchgebracht, dann mit Klagen über die Handelsgesellschaft. Voltaire, welcher damals durch Cambray kam, schrieb höhnisch über die großen und vielen Gastmähler, über die langen Perrücken und die Köche der Gesandten und daß die Vertreter Englands mehr Couriere nach der Champagne, als nach London schickten. Bald wurde die Ueberzeugung allgemein, daß der Congreß eher den Krieg, als den

falschem Namen in das Kloster, wo die Prinzessin weilte, um sich zu vergewisser
was sie für sich zu erwarten habe, mußte aber, als sie auf sich selber die Re
brachte, von der Prinzessin, die in edlen Grundsätzen erzogen war, vernehme
welchen Abscheu sie vor der Ehebrecherin hege, mit der ihr Bruder lebe. M
Mühe beherrschte sich die Marquise, beim Hinausgehen sagte sie vor sich: „D
sollst nie Königin von Frankreich werden." Die Vermandois blieb auch im Kloste

Russisches Angebot. Eine andere wichtige Verbindung wurde damals angeboten *). Rußlan
suchte mehrmals sich Frankreich zu nähern; wäre der Minister ein Mann vo
wahrer politischer Begabung gewesen, so hätte es vielleicht zu einem Bund zwische
Rußland Frankreich und Italien gegen die Seemächte und den Kaiser komme
können. Die Kaiserin Katharina I. wünschte ihre Tochter Elisabeth, die späte
Kaiserin, mit Ludwig XV. zu vermählen und bot dem Bourbon ihre Verwendun
bei der Königswahl in Polen an. Um sich zu verstärken durch die Partei de
Stanislaus Leczinski, sollte Bourbon sich mit dessen Tochter Maria Leczinsk
vermählen. Aber die Marquise de Prie wollte ihren Geliebten nicht in Pol
und nicht vermählt wissen. Man lehnte also die Russin höflich ab, die Franzose
würden nie meinen, daß es der Prinzessin Elisabeth mit ihrer Glaubensänderun
Ernst sei!

Stanislaus Leczinski. Maria Leczinska sollte Königin von Frankreich werden. Stanislaus Leczinsk
lebte, seit er durch den Tod seines Beschützers, Karls XII. auch Zweibrücken verlore
hatte, von einem Gnadengehalt der französischen Regierung in Weißenburg ziemli
dürftig und immer in Sorgen, auf Befehl Augusts von Sachsen oder von seine
früheren Gegnern in Polen aufgehoben oder ermordet zu werden. Wenn di
de Prie seine Tochter aus der Noth auf den Thron Frankreichs erhob, so mein
sie, wohl auf Dankbarkeit und Willfährigkeit rechnen zu dürfen und daß die Königi
an der Ehebrecherin aus bürgerlichem Stand keinen Anstoß nehmen werde. De
Herzog von Bourbon machte die Marquise glauben, daß jede Prinzessin aus eine
andern Hause die Orleans begünstige und eine Verbindung des Königs mit de
Vermandois werde ihm, dem Staatslenker, als Eigensucht gedeutet werden u
sicher eine Kriegserklärung von Seite Spaniens zur Folge haben. So wurd

Maria Leczinska. denn an Stanislaus Leczinski ein Bewerbungsschreiben gesendet, das er erhie
eben, als er von der Jagd kam. „Knien wir nieder und danken wir Gott!" r
er, als er in das Wohnzimmer trat. „Bist Du auf den Thron von Polen zurü
berufen, Vater? *)" fragte seine Tochter Maria. „O nein, meine Tochter, Gott i
noch viel gütiger gegen uns, Du wirst Königin von Frankreich **)." Man ka
sich die Freude der armen Familie leicht vorstellen, die da lang meinte, es schwe
ihnen ein Traumbild vor. Maria wäre bisher stolz darauf gewesen, einem d
Großen des Hofes angetraut zu werden. Wir begreifen, daß ihr Vater ge
versprach, nie die Hilfe Frankreichs in Anspruch zu nehmen, um wieder auf de
Thron von Polen zu kommen. Die Leczinska war keine Schönheit ***), aber ei
edle anmuthige Gestalt, wohlwollend und edlen Sinnes. „Sie gefällt mir üb
Alles, was ich sagen kann," schrieb der Hofmann, welcher zuerst abgesandt wurd
um Bericht über ihre Persönlichkeit zu geben. Am 2. September 1725 wurde
in der Cathédrale zu Straßburg getraut. Die Stelle des Königs mußte Orlea

Königin von Frankreich. vertreten: so wollte es die Bosheit der Marquise oder des Herzogs, denn die
Vermählung machte ja allen Hoffnungen der Orleans auf den Thron ei

*) Duclos, l. c. 609.
**) Duclos, l. c. 610.
***) Villars, Mémoires, l. c. 311.

welche der letzte Habsburger besaß, geknüpft sein sollten. Wenn ein spanischer Prinz die Hand der Maria Theresia gewann, so war ja die höchste Sehnsucht der Elisabeth Farnese befriedigt. Ripperda machte sie auf dieses lockende Ziel aufmerksam und versprach es zu erreichen, wenn man ihn mit den nöthigen Vollmachten nach Wien sende, und mit gewohnter Leidenschaft warf sich die habsüchtige Königin, zumal von Frankreich die schwere Beleidigung im Zuge war, auf eine Aussöhnung mit Oesterreich.

Im November 1724 traf Ripperda, als wäre er auf der Durchreise nach Rußland, in Wien ein, mit Vollmacht versehen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und über eine Heirath zwischen Don Fernando und der jüngsten Erzherzogin zu unterhandeln, wenn sie die Niederlande und die italienischen Länder des Kaisers als Mitgift bekäme. Ueberdieß hatte er den Auftrag, die Anwartschaft auf Toskana und Parma für Don Carlos von Neuem zugesichert zu erhalten und für eben denselben um die Hand der ältesten Erzherzogin, Maria Theresia, zu werben. Sinzendorff ging auf diese Pläne ein, Eugen warnte vor einer zu nahen Verbindung mit Spanien, Andere staunten darüber, daß man Oesterreich zu einer spanischen Provinz machen wolle. Die Kaiserin zitterte für ihren Plan, ihre Tochter mit Franz von Lothringen zu vermählen. Karl VI. aber, der an Spanien hing, hörte gerne von den Vortheilen des Bundes sprechen, wie der König 80,000 Mann auf den Füßen habe und 50 Millionen Einkünfte beziehe, und wie er bereit sei, all seine Macht und seine Schätze für Oesterreich aufzubieten, und daß jetzt oder nie Gelegenheit geboten würde, den Franzosen nicht bloß das Elsaß und Straßburg, sondern auch die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu entreißen, nur müsse der Kaiser für solche Vortheile sich aufs innigste mit Spanien verbinden, drei Erzherzoginen sollten sich mit 3 Söhnen des Königs, mit Don Fernando, Don Carlos und Don Philipp vermählen. Eugen und Starhemberg warnten wiederholt vor allzugroßen Opfern, welche die spanische Freundschaft nicht werth sei, und so wurde auch Ripperda entgegnet, eine Verbindung aller Erzherzoginen mit spanischen Prinzen werde ganz Europa in Aufregung bringen, auch zeige die Rücksendung der Infantin aus Paris, wie schädlich es sei, Prinzessinen in ihren Kinderjahren schon zu verloben. Dagegen kam am 23. April 1725 das Wiener Bündniß zu Stand, worin, auf Grundlage der Quadrupelallianz, der Kaiser auf seine Ansprüche an Spanien verzichtete, Philipp V. ihm dagegen den Besitz von Mailand, Neapel und Sicilien gewährleistete. Karl VI. anerkannte die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toskana, Philipp V. dagegen verhieß die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction. Beide Herrscher sollten die Titel, welche sie bisher geführt, auch ferner führen, und die Ehren und Würden, welche sie während des beiderseitigen Krieges ihren Unterthanen ertheilt, gültig bleiben. An diesen Vertrag wurde am nächsten Tag ein geheimer angeknüpft, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Karl VI. und Philipp V., welches die Höhe der Truppen, mit welchen ein Staat dem andern zu Hülfe kommen sollte, genau bestimmte. Karl versprach Spanien seine

Ripperda in Wien.

Wiener Bündniß.

Infanterieregiment befehligt. Als tüchtiger Soldat im holländischen Kriegsdien wurde er während des spanischen Erbfolgekriegs mit Eugen bekannt. Daneb lernte er mit Eifer fremde Sprachen, verstand sich auf Handel und Fabrike auf politische Fragen, und galt namentlich für geschickt in Allem, was Nation ökonomie anlangte. Er war ein Mann von Muth und Geist, der aber a seiner Einbildungskraft gern die Zügel schießen ließ, mehr wie jeder And geeignet, Philipp V., der in seinem Stolz und Größenwahn Alles für möglich hi und die Königin mit fortzureißen, die an der Liebe zu ihren Kindern ih Ehrgeiz entzündete. Ein Auftrag seiner Regierung führte ihn 1715 nach Madr wo er Alberoni kennen lernte. 1718 kehrte er dahin zurück, um sich in Spani niederzulassen, wurde katholisch und von Alberoni verwendet, um die Flo und den Handel Spaniens zu heben. In Alberonis Sturz nicht verwickelt, sti er in der Gunst des Königs und der Königin, indem er ihnen verspra Spanien zu seiner alten Größe und seinem Reichthum zu erheben, ihnen ab auch beharrlich rieth, sich Oesterreich zu nähern: der Kaiser sei ein zu gu Katholik, als daß er nicht die Verbindung mit einer Macht wie Spani wünschen und der Allianz mit den häretischen Mächten, die ihn nur getäus hätten, überdrüssig sein müsse. In der That war damals eine Spannung ein treten zwischen dem Kaiser und den Seemächten. Der Grund war die Hande gesellschaft in Ostende.

Ostendische Hansa. Karl VI. hatte Sinn und Eifer dafür, durch Begünstigung von Hand und Gewerbe den Reichthum seiner Unterthanen zu heben — er hat z. B. vi für Triest gethan, welches früher nie neben Aquileja und dann neben Vened hat aufkommen können, aber erst unter Oesterreich zu wahrer Bedeutu emporgestiegen ist. Der Handel lag aber besonders darnieder in den ehemal spanischen Niederlanden, die durch den Frieden von Utrecht an Oesterreich gekomm waren, und die Holländer verlangten darin, daß die Schelde geschlossen bleib müsse und die Flammänder sich nicht weiter in Ostindien ausbreiten dürfen. D einst so reiche und tüchtige Antwerpen lag nun als ein Opfer Amsterdams trau darnieder. Karl VI. wünschte den rührigen Belgiern aufzuhelfen und dur Hebung ihres Wohlstandes ihre Liebe zu gewinnen. Die Schelde, wie später Kai Joseph II., gewaltsam wieder zu eröffnen, wagte Karl VI. nicht. Prinz Eugen rieth zur Vorsicht, daß aber der Genuß der Handelsfreiheit als ein Recht der Nat allen Völkern gestattet sei, lag doch auf der Hand. In Belgien war noch e anderer Hafen von Bedeutung, Ostende. Jakobitische Kaufleute aus Engla hatten sich da niedergelassen und gedachten hier eine Handelsgesellschaft zu gründe wie eine ähnliche zu Zeiten der Elisabeth von England entstanden war u andere zu Zeiten Colberts in Frankreich. Johann Kerr von Kerrsland, ein du Geist und Muth hervorragender Kaufmann, reiste nach Wien, um dem Kai einen Plan vorzulegen, und dieser versprach, die Schiffe, welche die Belgier z weiten Seefahrt auszurüsten gedächten, mit aller Macht zu schützen. Unternehmen Männer brachten ein Capital von 2,400,000 fl. zusammen, sandten zwei Schi nach Ostindien, welche 1716 mit reichem Gewinne nach Ostende zurückkehrte

*) Arneth, Prinz Eugen III. 125—37.

Truppen da wären, einen Aufstand zu unterstützen. Darum handelte es sich eben bei den Höfen von Wien und Madrid, beide aber waren dadurch verletzt, daß Jakob III. damals von seiner Gattin Clementina Sobieski geschieden lebte. Es war ein eigener Fluch des Geschlechts der Stuarts, daß sie gern ihre Gunst Unwürdigen verschenkten und jede Vorstellung gegen dieselben als Beleidigung gegen sich annahmen *). Damals wurde ein Inverneß Minister Jakobs, und seine Gattin war wie andere treue Anhänger gegen denselben, so daß sie drohte, sich in ein Kloster zurück zu ziehen, wenn er diesen Minister nicht entferne: er sei Gott nicht treu, wie könne er seinem König treu sein. Clementina Sobieski verwirklichte ihre Drohung und ging im November 1725 in ein Kloster zu Rom. Der Bruch wurde nun offenkundig, und machte auf die treuen Anhänger des Prätendenten einen peinlichen Eindruck **).

Die englischen Minister handelten rasch in Sorge um die Lage. Frankreich stand ohnehin auf ihrer Seite und durch Versprechungen von Hilfe zu Erwerbung von Berg und Jülich gelang es ihnen, auch den König von Preußen in einen Bund gegen Spanien und den Kaiser hineinzuziehen, der am 3. September 1725 zu Hannover **) abgeschlossen wurde. Auf 15 Jahre gewährleisteten sich die drei Mächte ihre Besitzungen und all ihre Rechte. Für den Fall, daß eine von ihnen angegriffen würde, sollten England und Frankreich je 12,000 Mann, Preußen 5000 Mann stellen. Zur Erhaltung des gegenseitigen Vertrauens sollte keiner der Verbündeten einen Vertrag mit einer fremden Macht eingehen; wenn ihm von gegnerischer Seite deshalb Anträge gemacht würden, sollte er sie sogleich dem andern mittheilen. Andere Staaten, wie Holland, wolle man zum Eintritt in das Bündniß einladen. Hannover und Preußen versprachen, ihr Contingent nicht zu stellen, wenn der Kaiser den Reichskrieg gegen Frankreich erkäre. Es gelang den beiden Verbündeten, Friedrich Wilhelm derart ins Feuer zu bringen, daß er 40 bis 50,000 Mann ins Feld zu stellen versprach, wenn man den Kaiser über den Haufen werfen wolle; er würde ihm dann Schlesien nehmen und 40,000 Franzosen oder Engländer sollten durch einen Angriff auf Brabant oder am Rhein ihn unterstützen. Aber weder Georg I. noch Bourbon wollten Preußen größer machen, sie wollten ihn nur auf ihrer Seite haben gegen den Kaiser, denn, sagt Villars ***), er hat 70,000 Mann auf den Beinen und 50 Millionen im Schatz und ist so mächtig wie alle andern Kurfürsten zusammengenommen und hat daher die Entscheidung über Krieg und Frieden in seiner Hand. England hatte damals wohl die Macht, einen Krieg zu führen, nicht aber Frankreich. Die Finanzen waren in der höchsten Unordnung, das Elend des Volkes groß, man mußte das Parlament zwingen, einen Erlaß einzuregistriren, der die bisher Steuerfreien zwang, ein Fünfzigstel des Ertrags ihrer Güter einzuliefern. Bourbon konnte in einem Krieg nur gestürzt werden; ging er mit

Bund zu Hannover.

*) Mahon, l. c chapt. 14.
**) Mahon, l. c. chapt. 14. — Stenzel, G. d. preuß. Staates, III. 589. Dumont, VIII. P. II. p. 127.
***) Villars, Mémoires l. c. 1726.

Frieden zu Stande bringe. Villars *) klagt in seinem Tagebuch, daß die Gesandte des Kaisers einen unerträglichen Stolz zeigen, oder besser gesagt, daß sie ei würdiges Selbstgefühl an den Tag legten, und erzählt, daß die französischen Gesandte die Weisung bekommen hätten, die Sache so zu drehen, daß, wenn der Fried scheitere, in der Meinung der Welt die Schuld des Krieges auf den Kaiser fall während Holland, England und Frankreich daran Schuld waren. Ein andere Punkt wurde hier zum ersten Mal zur Sprache gebracht und von den Mächte benutzt, dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten und Zugeständnisse zu forder nämlich die pragmatische Sanction.

Pragmatische Sanction. Vom Habsburgischen Mannsstamm war damals nur noch Karl V vorhanden: wenn er kinderlos starb, so konnte um das herrliche Oesterrei ein Kampf entstehen, blutig und nachhaltig, wie um das spanische Erbe. D Schrecken dieses Krieges, in welchem er selber eine so bedeutsame Rolle spielt hatten Karl VI. hinlänglich belehrt, wie wichtig eine wohlgeordnete Thronfolg für das Glück der Völker sei. Schon 1713 arbeitete der Kaiser **) mit sein Räthen das Gesetz aus, wornach die österreichischen Länder untheilbar se sollten, und daß zunächst auf die männlichen Nachkommen des Kaisers, und i Ermangelung von Manneserben, auf dessen Töchter nach dem Alter, und i Ermangelung von Töchtern, auf die Töchter des Kaisers Joseph I, auf dere männliche und weibliche Nachkommenschaft das Erbrecht fallen solle. Zwar hat Leopold I. festgesetzt, daß die Tochter Josephs I. den Töchtern Karls VI. vora gehen sollten, aber Karl nahm das Recht, ein Grundgesetz des Reiches aufzustellen gleichfalls in Anspruch, zumal er die Zustimmung aller Stände seiner Länder un nach und nach auch der meisten Cabinette Europas erhielt. Die Töchter Josephs I entsagten vor ihrer Vermählung feierlich auf jeden Anspruch an das Erbrec vor den Töchtern Karls VI. Der Name pragmatische Sanction, welche der Kaiser diesem Gesetze gab, ist ein sehr alter für Gesetze von unwiderrufliche Natur, welche wichtige Verhältnisse für immer ordnen sollten. So erließ scho Kaiser Justinian I. eine pragmatische Sanction, so nannte Karl IV. das Gese worin er 1438 die gallicanische Kirche ordnete, pragmatische Sanction. Al Don Carlos III. 1759 das Königreich beider Sicilien auf seinen dritten Soh übertrug, nannte er diese Verordnung gleichfalls pragmatische Sanction. Karl V hatte noch keine Kinder, als er derart über die Erbfolge bestimmte. Erst a 13. April 1616 ward ihm ein Sohn, Erzherzog Leopold, geboren, der aber sch 4. November des gleichen Jahres starb. Fortan wurden ihm nur Töchter gebore Maria Theresia am 13. Mai 1717, welche einen so glänzenden Ruhm z erwerben sollte, Maria Anna, welche die Gemahlin Karls von Lothringen wurd Es trat also hier der in der pragmatischen Sanction vorgesehene Fall ein, da an die Hand der ältesten Tochter des Kaisers die vielen und schönen Lände

---

*) Villars, l. c. 305 ff.
**) Kaiser Karl VI. und die pragmatische Sanction.

welche der letzte Habsburger besaß, geknüpft sein sollten. Wenn ein spanischer Prinz die Hand der Maria Theresia gewann, so war ja die höchste Sehnsucht der Elisabeth Farnese befriedigt. Ripperda machte sie auf dieses lockende Ziel aufmerksam und versprach es zu erreichen, wenn man ihn mit den nöthigen Vollmachten nach Wien sende, und mit gewohnter Leidenschaft warf sich die habsüchtige Königin, zumal von Frankreich die schwere Beleidigung im Zuge war, auf eine Aussöhnung mit Oesterreich.

Im November 1724 traf Ripperda, als wäre er auf der Durchreise nach Rußland, in Wien ein, mit Vollmacht versehen, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und über eine Heirath zwischen Don Fernando und der jüngsten Erzherzogin zu unterhandeln, wenn sie die Niederlande und die italienischen Länder des Kaisers als Mitgift bekäme. Ueberdieß hatte er den Auftrag, die Anwartschaft auf Toskana und Parma für Don Carlos von Neuem zugesichert zu erhalten und für eben denselben um die Hand der ältesten Erzherzogin, Maria Theresia, zu werben. Sinzendorff ging auf diese Pläne ein, Eugen warnte vor einer zu nahen Verbindung mit Spanien, Andere staunten darüber, daß man Oesterreich zu einer spanischen Provinz machen wolle. Die Kaiserin zitterte für ihren Plan, ihre Tochter mit Franz von Lothringen zu vermählen. Karl VI. aber, der an Spanien hing, hörte gerne von den Vortheilen des Bundes sprechen, wie der König 80,000 Mann auf den Füssen habe und 50 Millionen Einkünfte beziehe, und wie er bereit sei, all seine Macht und seine Schätze für Oesterreich aufzubieten, und daß jetzt oder nie Gelegenheit geboten würde, den Franzosen nicht bloß das Elsaß und Straßburg, sondern auch die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu entreißen, nur müsse der Kaiser für solche Vortheile sich aufs innigste mit Spanien verbinden, drei Erzherzoginen sollten sich mit 3 Söhnen des Königs, mit Don Fernando, Don Carlos und Don Philipp vermählen. Eugen und Starhemberg warnten wiederholt vor allzugroßen Opfern, welche die spanische Freundschaft nicht werth sei, und so wurde auch Ripperda entgegnet, eine Verbindung aller Erzherzoginen mit spanischen Prinzen werde ganz Europa in Aufregung bringen, auch zeige die Rücksendung der Infantin aus Paris, wie schädlich es sei, Prinzessinen in ihren Kinderjahren schon zu verloben. Dagegen kam am 23. April 1725 das Wiener Bündniß zu Stand, worin, auf Grundlage der Quadrupelallianz, der Kaiser auf seine Ansprüche an Spanien verzichtete, Philipp V. ihm dagegen den Besitz von Mailand, Neapel und Sicilien gewährleistete. Karl VI. anerkannte die Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toskana, Philipp V. dagegen verhieß die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction. Beide Herrscher sollten die Titel, welche sie bisher geführt, auch ferner führen, und die Ehren und Würden, welche sie während des beiderseitigen Krieges ihren Unterthanen ertheilt, gültig bleiben. An diesen Vertrag wurde am nächsten Tag ein geheimer angeknüpft, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Karl VI. und Philipp V., welches die Höhe der Truppen, mit welchen ein Staat dem andern zu Hülfe kommen sollte, genau bestimmte. Karl versprach Spanien seine

Ripperda in Wien.

Wiener Bündniß.

guten Dienste zur Wiedergewinnung von Gibraltar und Port Mahon. Spanien aber versprach dem Kaiser, seinen Unterthanen im Handel die gleichen Rechte, wie den Engländern und Holländern zuzugestehen, und der ostendischen Handelsgesellschaft jegliche Begünstigung einzuräumen. Sollte Georg I. von England den Absichten beider Mächte entgegentreten, so versprach der Kaiser seine Unterstützung, um die Stuarts nach England zurückzuführen.

Freude Philipps V. Die Freude über diese Nachricht war groß am Hofe zu Madrid, die Zuversicht maßlos. Grimaldo forderte sogleich vom englischen Gesandten Gibraltar und verlangte von Bourbon, daß er nach Madrid komme und den König für die Beschimpfung um Verzeihung bitte. Um Portugal auf die Seite der Verbündeten zu ziehen, wurde eine doppelte Familienverbindung geschlossen. Den Stuarts wurden Hoffnungen gemacht, und um auch dem spanischen Volk eine Freude zu gewähren, wurden wieder Stiergefechte gestattet, welche seit dem Regierungsantritt Philipps V. verboten waren.

Geheimhaltung wäre beim neuen Bund vor Allem nöthig gewesen! Das drohende Auftreten Philipps jedoch machte das englische wie das französische Cabinet sorgsam. Richelieu wurde nach Wien gesandt, um durch Bestechung, um in seiner Eigenschaft als Raufbold durch Drohung, hinter das Geheimniß zu kommen, welches der englische Gesandte, Saint-Saphorin, jedoch bald ergründet zu haben scheint *). Sicher ist, Georg I. hatte bald genaue Kunde vom Abschluß der Ripperdas Unbesonnenheit. Verhandlungen. Ripperda war nichts weniger als ein Mann, der von seinen Erfolgen schwieg. Auf seiner Rückkehr in Barcelona prahlte er vor den Officieren der Besatzung: der Kaiser halte 150,000 Mann in Bereitschaft, die im Handumdrehen marschiren könnten. Prinz Eugen habe versprochen, im Fall eines Krieges binnen zwei Monaten noch einmal so viel zu stellen; man solle nur Widerstand wagen, so werde Frankreich von allen Seiten geplündert, der König von Preußen durch den Kaiser und Georg I. durch den Prätendenten aus seinem Lande vertrieben werden. Bei einer andern Gelegenheit prahlte Ripperda, er habe sechs gute Freunde: Gott, die heil. Jungfrau, den Kaiser, die Kaiserin und den König und die Königin von Spanien **). Dem englischen Gesandten machte Ripperda dagegen die friedlichsten Zusicherungen: er sei König Georg ergeben, wie es nur der beste Unterthan sein könne, wenn er hin und wieder anders rede, so sei dies nur, um seinen Glaubenseifer zu bethätigen, da er als früherer Protestant immer noch im Geruch der Ketzerei stehe, und er fürchten müsse, in die Hände der Inquisition zu fallen. Der englische Gesandte zog aber aus seiner Rede nur den Schluß, daß ihm nicht zu trauen sei und daß er nur Zeit gewinnen wolle, bis die Rüstung vollendet und die Silberflotte aus Westindien sicher in Spanien angekommen sei. Die englische Regierung fürchtete einen Jakobitenaufstand, denn die Grundsätze wie der Muth der Hochländer waren ungebrochen: man hatte vergebens gesucht, sie zu entwaffnen, man hatte 1715 das Clangesetz erlassen, wornach, wenn ein Lehensmann in einem Aufstand die Waffen ergreife, sein Eigenthum auf seinen Lehensherrn übergehe, wenn dieser ruhig bleibt, umgekehrt aber der treue Vasall eines rebellischen Lehensherrn Freisasse werde.

Jakobiten.

Jakob III. Die Schotten waren aber nur geneigt sich zu erheben, wenn hinlänglich fremde

*) Bericht Stanhopes bei Mahon l. c. 1726, chapt. 14.

**) Don Joseph del Campo Raso, Memorias politicas y militares para servir de continuacion a los Commentarios de San Felipe. I. p. 7.

Mühe hatte, aus ihm herauszubringen, worüber er sich gräme. „Ei, Sire," sagte er ihm dann, „sind denn nicht Sie der Herr! Sie dürfen ja nur befehlen und der Herzog muß den Bischof von Frejus kommen lassen und Sie werden ihn wieder haben." — Da der König in Verlegenheit war, wie er den Befehl geben solle, so nahm Mortemart die Sache auf sich und übergab dem Herzog von Bourbon den Befehl. Dieser war anfangs wie vom Himmel gefallen, machte dann aber Schwierigkeiten. Mortemart, der aber fühlte, daß es sich jetzt um seine eigene Stellung handle, führte eine feste Sprache und der Herzog mußte den Bischof einladen, wieder zu kommen. Bourbon hielt mit der Marquise und ihren Vertrauten alsbald eine Berathung über ihre Lage. Einer schlug vor, den Bischof auf dem Weg von Issy nach Versailles festzunehmen und ihn in sein Bisthum zu verbannen und dem König zu sagen, er habe sich geweigert zu gehorchen. Der Streich war kühn und wäre vielleicht gelungen, denn schwerlich hätte Jemand gewagt, gegen die Behauptung des Ministers dem König die Wahrheit zu sagen, und der König, der noch ganz jung und damals viel mit der Königin beschäftigt war, hätte vielleicht bald seinen Lehrer, wenn er ihn nicht mehr sah, vergessen. Zum Glück für Frankreich, welches damals die Beute eines tollen Weibes war, kam der Bischof beim König an, während diese noch berietheen, und wurde von diesem aufgenommen, wie wenn er sein Vater wäre." Von allen fremden Gesandten besuchte damals nur Horace Walpole, der Bruder des englischen Ministers, den Bischof in Issy, denn er sah seine kommende Macht voraus, und von da stammt die innige Verbindung zwischen ihm und dem Minister und zwischen der französischen und englischen Regierung *).

Nun war es klar, wer beim König am mächtigsten war. Bourbon begann den Bischof mit größter Ehrfurcht zu behandeln und der Bischof mißbrauchte seinen Sieg nicht und zeigte keinen Hochmuth. Wahrscheinlich hätte er sich mit dem Wesen der Macht begnügt und dem Herzog von Bourbon den Schein gelassen, wenn dieser sich von der de Prie und Duverney hätte trennen können, welche den öffentlichen Haß auf sich geladen hatten. Mehrmals verlangte Fleury seine Entlassung. Villars **) sagt, die Königin habe ihm vertraulich über die Zurückhaltung des Königs gegen sie geklagt, und er habe sie mit den Worten getröstet: „Madame, das Herz des Königs ist weit entfernt von dem, was Liebe heißt, aber lassen Sie Ihre Leidenschaft nicht zu sehr durchblicken, damit Niemand bemerkt, daß Sie eine Verminderung seiner Zuneigung befürchten. Bedenken Sie, wie viele schöne Augen sich immer auf ihn richten, welche leicht seine Veränderung, wenn sie es wüßten, benutzen könnten." Die Königin klagte über diese Veränderung auch Fleury, der die kurze Antwort gab: „Ich kann Nichts dafür." Der Sturz des Herzogs wurde beschlossen. Am 16. Juni sagte der König, ehe er nach Rambouillet fuhr, zu Bourbon: „Lassen Sie mich zum Abendessen nicht auf Sie warten!" — Kaum war aber Ludwig XV. aus Versailles fort, so überreichte ein Hauptmann der Garde dem Herzog ein Schreiben, das also lautete: „Ich befehle Ihnen bei Strafe des Ungehorsams, sich nach Chantilly zu begeben, und dort zu bleiben, bis auf einen weiteren Befehl von mir." So fiel Bourbon in das Nichts zurück, aus dem er nie hätte emporsteigen sollen. Er lebte noch bis 1730, vergessen, fern vom Hofe. Sogar dessen Mutter gab der König, als sie für den Sohn um Erlaubniß zur Rückkehr bat, kalte, ablehnende Antwort. Die Marquise de Prie ward nach der Normandie verwiesen, dort starb sie 13 Monate später

Bourbon fällt.

*) Duclos, Mémoires secrets, ed. Michaud, p. 623.
**) Mémoires du Maréchal de Villars, ed. Michaud, p. 320.

dem König zur Armee, so kam seine Unfähigkeit an den Tag; ließ er ihn in Versailles zurück, so konnte der König den nächsten Tag bewogen werden, den verhaßten Minister abzusetzen. Uebrigens mußte gerüstet werden und außer dem stehenden Heer wurde eine Miliz errichtet.

Karl VI. und Philipp V. Europa schien also wieder einem großen Krieg entgegen zu gehen. Die Lage des Kaisers wurde ernst: man wollte mit überlegener Macht die deutschen Erbländer anfallen, man wollte ihn zur Aufhebung der Handelsgesellschaft von Ostende zwingen. Philipp V. und der Kaiser mußten sich deshalb noch mehr nähern: Karl VI. mußte für die beiden Söhne der Elisabeth zwei Erzherzoginen versprechen, er mußte Verwendung oder Hülfe zusagen zur Wiedergewinnung Gibraltars, Spanien hingegen verpflichtete sich zu einer jährlichen Subsidie von drei Millionen. Ripperda war der Vermittler, er hatte in Wien die Hülfsmittel Spaniens größer beschrieben, als sie waren, er hatte in Madrid die Hoffnung gesteigert, daß die Söhne der Königin durch die Vermählung mit den Erzherzoginen in den Besitz der österreichischen Länder kommen würden. Indem der Kaiser zwei Erzherzoginen versprach, dachte er an die beiden jüngsten, nicht an die älteste, Maria Theresia. Auch hatte er noch immer die Hoffnung auf einen Sohn nicht aufgegeben; hierin lag die Schwäche des Bündnisses, welche man anfangs übersah *).

Ripperda schilderte die Erfolge, die er in Wien errungen, in Madrid derart, daß er mit Gunst überhäuft, ja sogar zum Herzog ernannt wurde. Bund und Gegenbund suchten sich zu verstärken. Frankreich reizte die Türkei, mit dem Kaiser zu brechen. Victor Amadeus von Sardinien bot seinen bewaffneten Beistand an, wenn Karl VI. ihm das mailändische Gebiet zwischen dem Tessin, Po und der Adda abtrete, und sich verpflichte, ihm für Sardinien eine andere Besitzung zu verschaffen. Man entgegnete jedoch, der Kaiser sei gesonnen, seine Erbländer zu erhalten, nicht aber Stück für Stück zu verschenken **). Wichtiger war für den Kaiser, daß Rußland sich ihm näherte. Am 6. August 1726 kam das Bündniß zu Stand, worin Rußland dem Kaiser den Besitz seiner Länder verbürgte und im Fall eines Angriffs mit 30,000 Mann zu Hülfe zu kommen und je nach Umständen dem Angreifer selber den Krieg zu erklären und nicht eher Frieden zu schließen versprach, bis der Kaiser damit einverstanden sei. Karl VI. hingegen gewährleistete Rußland den Besitz seiner Staaten und versprach eine gleich starke Hülfe, wenn die Türkei an Rußland den Krieg erkläre ***). Die geistlichen Kurfürsten waren für den Kaiser, bald auch Bayern und Pfalz, obschon Frankreich dem Kurfürsten Karl Albrecht die Kaiserkrone und die Theilung der österreichischen Länder in Aussicht stellte. Hessen-Kassel versprach England um Geld beträchtliche Streitkräfte, deßgleichen Dänemark und Schweden, Portugal

(Marginal note at "Wichtiger war für den Kaiser": Russisches Bündniß.)

*) Arneth, Prinz Eugen III. Kap. 9.
**) Arneth, l. c.
***) Herrmann, l. c. Arneth, l. c.

zu machen. Sie hofften dadurch selber zur Gewalt zu kommen. Fleury erfuhr Alles, wahrscheinlich durch den König. Richelieu hätte ohne Zweifel diese unbesonnenen jungen Leute, wegen Hochverrath vor Gericht stellen und ihre Köpfe fallen lassen. Nicht so Fleury. Er behandelte sie als Kinder, schickte die gefährlichsten auf ihre Güter, damit sie erst bei ihren Vätern Etwas lernten, die andern wußte er lächerlich zu machen. Man nannte dieß die Fratzenverschwörung, la conjuration des marmousets. Seine vertrautesten Rathgeber waren nicht ehrgeizige und verschwenderische Große, sondern sein alter Beichtvater Polet, ein Dorfpfarrer in der Nähe von Paris, und sein Kammerdiener Barjak, ein Greis wie er, wohlwollend und mit der Stimmung des Volkes vertraut, endlich der englische Gesandte Stanhope, der Bruder des Ministers, der nach den gleichen Friedensbestrebungen die englische Politik leitete. Les marmousets.

Saint-Simon erzählt *): „Ich beschwerte mich bei ihm, daß die giftigsten Feinde, nämlich die Engländer, Frankreich leiteten:“ „Sie verstehen das nicht,“ sagte er zu mir mit anmuthigem Lächeln, „Horace Walpole ist mein persönlicher Freund, der einzige, der mich in Issy besucht hat, als ich mich zurückziehen wollte. Er setzt alles Vertrauen in mich. Würden Sie es glauben, daß er mir immer die Befehle zeigt, welche er von seiner Regierung bekommt, und die Berichte, die er ihr gibt, daß ich sie ausbessere und ihm oft in die Feder dictire! Ich weiß wohl, was ich thue. Sein Bruder, der Minister, setzt dasselbe Vertrauen in mich. Mögen die Leute sagen, daß ich mich den Engländern ganz überlasse, in Wahrheit mache ich aus England, was ich will. Ich leite das englische Cabinet.“ Duclos **) meint, Fleurys Vertrauen auf Walpole und seine Sparsamkeit sei Schuld, daß er die französische Marine verfallen ließ. Bei aller Thätigkeit und Macht zeigte sich der Minister nie hochmüthig und mürrisch. Voltaire ***) sagt: „Wenn es auf Erden je einen glücklichen Mann gab, so war es Fleury. Er galt bis zum 73. Jahre für einen der liebenswürdigsten und geselligsten Männer und erwarb sich in diesem Alter, in dem man sich gewöhnlich zurückzieht, den Ruf des weisesten Mannes. Von 1736 bis 1742 ging beinahe Alles durch seine Hand, und fast bis zu seinem 90. Jahre blieb sein Geist klar, scharf und zu den Geschäften geeignet.“ — Durch Verwendung des Königs wurde Fleury am 6. September 1726 vom Papst zum Cardinal ernannt. Als er mit dem Barett in der Hand zum König kam, um ihm dafür zu danken, umarmte ihn dieser vor dem ganzen Hof und zeigte selber eben so große Freude über diese Würde, als nur Fleury darüber haben konnte †).

Ueber die Folgen von Fleurys Wirksamkeit für das Land schreibt Lady Montague ††) 1739 bei einer Reise durch Frankreich: „Man kennt Frankreich fast nicht mehr. Die Straßen sind alle neu hergestellt, und für die Sicherheit ist gesorgt, daß man mit der Börse in der Hand durch das Land reisen kann. Noch mehr als ihre Straßen haben sich die Franzosen verändert. Statt bleicher, gelber Gesichter, die sich in Betttücher hüllten, sieht man jetzt in den Dörfern rothbackige,

---

*) Saint-Simon, B. 16. p. 404.
**) Duclos l. c. 625.
***) Siècle de Louis XIV, T. XVIII. Chap. 3.
†) Duclos, l. c. 626.
††) Mahon, l. c.

Der Zeitgenosse Duclos *) erzählt den Sturz Bourbons also: „Der Herzog und die Marquise de Prie fanden in der Königin in der That bald die Erkenntlichkeit und die Gefälligkeit, welche sie sich von ihr versprochen hatten. Diese Fürstin, blos geleitet von der Sehnsucht, dem König zu gefallen, dachte gar nicht an die Geschäfte, und der König, der sich mit der Jagd, den Festlichkeiten oder Fahrten nach Chantilly, Rambouillet oder Marly zerstreute, hätte sich durch die Einzelnheiten der Regierung, der Geschäfte oder der politischen Verhandlungen sehr belästigt gefühlt. So leitete denn der Herzog mit seiner Geliebten und ihren Freunden unbedingt Alles. Wie früher der Regent, machte Bourbon jeden Tag dem König seine Aufwartung, sprach mit ihm oberflächlich über die Geschäfte, wie wenn er mit ihm oder in seiner Gegenwart arbeiten wollte. Der Bischof von Frejus ermangelte nie, sich als Dritter dabei einzufinden. Dieser ewige Dritte belästigte den Herzog und mißfiel sehr der Marquise, welche noch immer bedauerte, daß sie die geistlichen Stellen nicht zu vergeben habe. Der Bischof hatte nämlich **) früher dem Herzog bescheiden, aber fest erklärt, er mische sich nicht in die weltlichen Angelegenheiten, sein Gewissen gestatte ihm aber nicht, die geistlichen preiszugeben. Auch wäre dies nur eine Erleichterung für den Herzog von Bourbon, nur ein Mann der Kirche verstehe geistliche Angelegenheiten vollkommen. Sei es, daß Bourbon die Bedeutung dieses Geschäftszweiges im Augenblick nicht gehörig würdigte, oder daß er einen Mann, der beim König so beliebt war, nicht zu verletzen wagte, er überließ Fleury vollkommen die geistlichen Angelegenheiten. Die Marquise de Prie aber war rasend darüber. Sie hätte gar zu gern auch die geistlichen Stellen vergeben, zumal sie auch sonst Alles in Frankreich unter dem Namen ihres Liebhabers 2½ Jahre lang leitete. Jetzt dachte sie über ein Mittel nach, den Bischof aus dem Sattel zu heben: sie entwarf einen Plan, der ihr die Macht Fleurys und den Eintritt in den Staatsrath verschaffen sollte. Sie überredete ihren Liebhaber, er solle den König verleiten, daß er, um zu arbeiten, zur Königin komme, welche Ludwig XV. damals wenigstens noch mit jener Zuneigung liebte, die jeder junge Mann für seine erste Frau fühlt. Da der Lehrer nicht bei der Königin Unterricht zu geben hätte, so könnte er auch seinem Schüler nicht dahin folgen und so würde er langsam und sachte von seiner Stelle heruntergleiten und auf dem Boden sitzen. Durch die Güte der Königin würde dann die Marquise als Vierte dazu kommen und so den Staat lenken. Das Mittel schien ihr unfehlbar. Der Herzog lud also eines Tages den König ein, bei der Königin zu arbeiten, und der Bischof von Frejus, der Nichts davon wußte, begab sich zur bestimmten Stunde in das Gemach des Königs. Nach einigen Augenblicken, da der Herzog nicht kam, ging der König, ohne ein Wort zum Bischof zu sagen, hinaus und blieb bei der Königin, zu der der Herzog sich begeben hatte. Der Bischof blieb allein und wartete. Eine Stunde verging und mehr. Er wurde nun überzeugt, man wolle ihn loshaben. Nun schrieb er dem König einen Brief, wie ein verletzter Mann, aber in zartem, eindringlichem Ton, worin er Abschied vom König nahm und ihm erklärte, er ziehe sich in die Einsamkeit zurück, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Er zog sich in ein Kloster beim Dorf Issy zurück. Als Ludwig in sein Gemach trat, übergab ihm der Kammerdiener den Brief. Der Abschied that ihm weh, in seinen Augen waren Thränen. Um seinen Schmerz seinen Dienern zu verbergen, eilte er in sein Schlafzimmer, wo er ¾ Stunden sitzen blieb, ohne ein Wort zu sprechen. Der Kammerdiener sagte es dem ersten Edelmann, dem Herzog von Mortemart, der den König ganz trostlos fand, aber

*) Mémoires secrets de Duclos, 1726, 61. Michaud p. 622.
**) Duclos, l. c.

König aber winkte ihm bedeutsam mit dem Auge und rief: „Sie ist unerhört ...ich." Sie haßte in der That den Infanten Ferdinand, obschon er ihr sich sehr unterwürfig zeigte. Sein Unrecht bestand darin, daß er vorhanden und bestimmt war, einst über ihre Söhne und über sie selber zu herrschen. Seit dem Tod seines Erstgebornen Luis wünschte Philipp wiederum abzudanken. Im Mai 1729 schrieb er an den Rath von Castilien, er solle sich versammeln, um seine Thronentsagung zu vernehmen und dem Infanten Ferdinand zu huldigen. Die Königin warf sich ihrem Gemahl zu Füßen und bewog ihn unter einem Strom von Thränen, doch wenigstens den Marquis von Brancas zu berathen, welcher Frankreich in Madrid vertrat. Dieser beschwor ihn im Namen des Königs von Frankreich, die Krone zu behalten, und Philipp, der immer große Achtung vor dem Haupte des Hauses hatte, ließ sich das Schreiben an den Rath von Castilien wieder bringen und zerriß es in Stücke. Seit diesem Sturm ließ die Königin dem König weder Feder noch Tinte, wohl aber kleine Spielereien, um ihn zu unterhalten. Aber der Wunsch, die Krone niederzulegen, blieb in ihm und über diese Frage war zwischen beiden immer Streit. Wie alle schwachen Fürsten war Philipp V. nachsichtig in großen Dingen und eigensinnig in kleinen. Wenn seine Minister zur raschen Erledigung einer Frage ihm ein Aktenstück obenauf legten, so legte er es unter die andern oder gab es ihnen zur nochmaligen Ueberarbeitung zurück *)." Die Königin schildert Duclos **) mit den Worten: „Von Natur aus besaß sie Geist, der aber wenig gebildet war und den die Leidenschaft oft irreführte. Indem sie immer ihren Vortheil suchte, täuschte sie sich bei vielen Gelegenheiten und schlug ...liche Wege ein, um zu ihrem Ziel zu kommen. Sie hatte Ehrgeiz, aber keinen Seelenschwung. Zu andauernder Arbeit war sie nicht fähig, zumal es ihr auch an Kenntnissen fehlte, und da beruhte dann ihre ganze Geschicklichkeit in Mißtrauen und Verdacht. Sie hatte all die Schliche und Pfiffe gemeiner Menschen. Heftig von Charakter, verstand sie nicht sich zu beherrschen, wenn es ihren Vortheil galt: ...ig oder ehrlich, je nachdem es ihr am meisten Vortheil brachte, nahm sie zum Voraus von Jedermann an, er wolle sie betrügen, weil sie selber diese Absicht hatte. Sie hatte ihre Freude an geheimen Berichten und in Folge dessen war ihr Hofstaat voll von Angebern." Elisabeth gab ihre Pläne schwer auf. Sie glaubte an Sieg: Spanien allein kann es mit ganz Europa aufnehmen, wenn nicht Frankreich gegen dasselbe ist.

Elisabeth Farnese.

Damals war es dem Kaiser gelungen, den König von Preußen wieder auf seine Seite zu ziehen. Seckendorff war es, welcher durch seine Gewandtheit das Vertrauen des Königs und durch sein Geld die Mitwirkung seiner Minister gewann. Friedrich Wilhelm war ohnehin allem französischen Wesen abgeneigt und seinem Schwager Georg I. wegen seines hofmeisternden Wesens nie zugethan. Am 12. Oktober 1726 kam nun in dem königlichen Lustschlosse zu Wusterhausen ***) der Vertrag zu Stande, worin der König von Preußen die pragmatische Sanction anerkannte, und dem Kaiser ein Hülfscorps von 10,000 Mann bereit zu halten versprach, beide sich gegenseitig ihre Länder gewährleisteten, der Kaiser

Preußen.

Vertrag zu Wusterhausen.

*) Duclos, l. c. 627.
**) Mémoires secrets de Duclos, p. 630. Ed. Michaud.
***) Der Vertrag zuerst unverfälscht in Försters Urkundenbuch zur Geschichte ... B. I. Theil II. S. 159.

Der Zeitgenosse Duclos *) erzählt den Sturz Bourbons also: „Der Herzog und die Marquise de Prie fanden in der Königin in der That bald die Erkenntlichkeit und die Gefälligkeit, welche sie sich von ihr versprochen hatten. Diese Fürstin, blos geleitet von der Sehnsucht, dem König zu gefallen, dachte gar nicht an die Geschäfte, und der König, der sich mit der Jagd, den Festlichkeiten oder Fahrten nach Chantilly, Rambouillet oder Marly zerstreute, hätte sich durch die Einzelnheiten der Regierung, der Geschäfte oder der politischen Verhandlungen sehr belästigt gefühlt. So leitete denn der Herzog mit seiner Geliebten und ihren Freunden unbedingt Alles. Wie früher der Regent, machte Bourbon jeden Tag dem König seine Aufwartung, sprach mit ihm oberflächlich über die Geschäfte, wie wenn er mit ihm oder in seiner Gegenwart arbeiten wollte. Der Bischof von Frejus ermangelte nie, sich als Dritter dabei einzufinden. Dieser ewige Dritte belästigte den Herzog und mißfiel sehr der Marquise, welche noch immer bedauerte, daß sie die geistlichen Stellen nicht zu vergeben habe. Der Bischof hatte nämlich **) früher dem Herzog bescheiden, aber fest erklärt, er mische sich nicht in die weltlichen Angelegenheiten, sein Gewissen gestatte ihm aber nicht, die geistlichen preiszugeben. Auch wäre dies nur eine Erleichterung für den Herzog von Bourbon, nur ein Mann der Kirche verstehe geistliche Angelegenheiten vollkommen. Sei es, daß Bourbon die Bedeutung dieses Geschäftszweiges im Augenblick nicht gehörig würdigte, oder daß er einen Mann, der beim König so beliebt war, nicht zu verletzen wagte, er überließ Fleury vollkommen die geistlichen Angelegenheiten. Die Marquise de Prie aber war rasend darüber. Sie hätte gar zu gern auch die geistlichen Stellen vergeben, zumal sie auch sonst Alles in Frankreich unter dem Namen ihres Liebhabers $2^{1}/_{2}$ Jahre lang leitete. Jetzt dachte sie über ein Mittel nach, den Bischof aus dem Sattel zu heben: sie entwarf einen Plan, der ihr die Macht Fleurys und den Eintritt in den Staatsrath verschaffen sollte. Sie überredete ihren Liebhaber, er solle den König verleiten, daß er, um zu arbeiten, zur Königin komme, welche Ludwig XV. damals wenigstens noch mit jener Zuneigung liebte, die jeder junge Mann für seine erste Frau fühlt. Da der Lehrer nicht bei der Königin Unterricht zu geben hätte, so könnte er auch seinem Schüler nicht dahin folgen und so würde er langsam und sachte von seiner Stelle heruntergleiten und auf dem Boden sitzen. Durch die Güte der Königin würde dann die Marquise als Vierte dazu kommen und so den Staat lenken. Das Mittel schien ihr unfehlbar. Der Herzog lud also eines Tages den König ein, bei der Königin zu arbeiten, und der Bischof von Frejus, der Nichts davon wußte, begab sich zur bestimmten Stunde in das Gemach des Königs. Nach einigen Augenblicken, da der Herzog nicht kam, ging der König, ohne ein Wort zum Bischof zu sagen, hinaus und blieb bei der Königin, zu der der Herzog sich begeben hatte. Der Bischof blieb allein und wartete. Eine Stunde verging und mehr. Er wurde nun überzeugt, man wolle ihn loshaben. Nun schrieb er dem König einen Brief, wie ein verletzter Mann, aber in zartem, eindringlichem Ton, worin er Abschied vom König nahm und ihm erklärte, er ziehe sich in die Einsamkeit zurück, um sich auf die Ewigkeit vorzubereiten. Er zog sich in ein Kloster beim Dorf Issy zurück. Als Ludwig in sein Gemach trat, übergab ihm der Kammerdiener den Brief. Der Abschied that ihm weh, in seinen Augen waren Thränen. Um seinen Schmerz seinen Dienern zu verbergen, eilte er in sein Schlafzimmer, wo er $^{3}/_{4}$ Stunden sitzen blieb, ohne ein Wort zu sprechen. Der Kammerdiener sagte es dem ersten Edelmann, dem Herzog von Mortemart, der den König ganz trostlos fand, aber

*) Mémoires secrets de Duclos, 1726, éd. Michaud p. 622.
**) Duclos, l. c.

Jetzt ließ er aber in Wien erklären, daß jetzt ernstliche Schritte bevorständen, und daß die Fortdauer des Friedens von einer Aufhebung der Handelsgesellschaft von Ostende auf 7 Jahre abhänge.

Jetzt hing der Entscheid über einen Weltkrieg von Karl VI. ab. Zwar Engen hatte gerüstet, aber die Lage war verändert: Spanien vermochte nicht einmal eine Festung auf seinem Boden einzunehmen und die versprochenen Hülfsgelder zu zahlen. Zwei Millionen von den drei waren bestimmt für die deutschen Fürsten, welche zur Sache des Kaisers übergingen. Da diese Summen aber nicht eintrafen, so war auf die Hülfe der Fürsten auch nicht zu rechnen. Der König von Preußen schwankte wieder und die Hülfe Rußlands stand in Frage durch den Tod Katharinas I. Brach der Krieg aus, so galt der erste Angriff Belgien und Ostende und wurden die Handelsschiffe weggenommen. Lage Karls VI.

So gab denn der Kaiser mit schwerem Herzen nach. Am 31. Mai 1727 wurden in Paris mit England, Frankreich und Holland Friedenspräliminarien unterzeichnet, worin ein Waffenstillstand von 7 Jahren verabredet und die Ostendische Handelsgesellschaft für gleiche Zeit außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Binnen 4 Monaten sollte in Aachen ein Congreß zusammenkommen, um die übrigen Streitigkeiten zu schlichten. Der Wiener Hof ließ dem Madrider diese Verhandlungen eröffnen und der spanische Gesandte unterzeichnete in Wien gleichfalls die Präliminarien. Von Wien ging wiederum nach Madrid der Rath, die Belagerung von Gibraltar aufzuheben *). Wiener Vertrag.

Aber so leicht gab die Königin von Spanien ihre Pläne nicht auf. Das Schiff „Prinz Friedrich" wurde nicht ausgeliefert. Die Belagerung von Gibraltar wurde nicht aufgehoben, sondern nur in eine Blokade verwandelt. Bolingbroke kam damals in die Nähe Georgs I. und man erwartete sicher eine Aenderung der englischen Politik. Doch am 3. Juni 1727 erlag der König einem Schlaganfall auf der Reise nach Hannover. „Osnabrück, Osnabrück!" waren seine letzten Worte. Sein Herz hing an Hannover, für England hatte er nie eine eigentliche Zuneigung gefühlt. Der Engländer Thackeray in seinen vier Georgen **) bezeichnet das Verhältniß Georgs I. zu England mit den Worten: „Er war schon über 50 Jahre alt, als er zu uns kam; wir nahmen ihn, weil wir ihn brauchten, weil er in unsern Kram paßte, und lachten über sein ungeschlachtes deutsches Wesen — und er nahm unsere Loyalität für das, was sie war, und steckte so viel Geld ein, als er konnte. — Uebrigens hielt er seinen Vertrag mit den englischen Unterthanen, und wenn er eben so wenig wie andere Menschen und Monarchen frei war von den Lastern seines Zeitalters, so müssen wir ihm dankbar sein, daß er die Freiheiten des unserigen bewahrte und überlieferte. Er war allerdings kein großer, stolzer Monarch, er war kein Gönner der schönen Künste, aber er war auch kein Heuchler, er war nicht rachsüchtig, nicht verschwenderisch. In England war er gemäßigter Herrscher. Sein Zweck war, es sich so viel als möglich selbst zu überlassen und so oft als möglich außerhalb desselben zu leben. Tod Georgs I.

*) Arneth, Prinz Eugen, III. 225—26.
**) The four Georges. Chap. 12.

von Kummer verzehrt. Der Königin schrieb Ludwig XV. den kalten Befehl: „Madame, ich bitte Sie, und nöthigenfalls befehle ich es Ihnen, Alles zu thun, was Ihnen meinerseits der Bischof von Frejus sagen wird, als hätte ich es Ihnen selber befohlen."

Fleury am Ruder. Damit beginnt die Staatswaltung Fleurys, die 17 Jahre hindurch, bis zu seinem Tode dauerte, und eine Wohlthat für das erschöpfte Frankreich wurde, denn der neue Minister suchte nicht den Glanz, sondern die Wohlfahrt des Landes. Kriegerischen Ruhmes hatte Frankreich genug, nur ein langer Frieden konnte jedoch seine Wunden heilen und beharrliche Sparsamkeit den zerrütteten Staatshaushalt wieder in Ordnung bringen. Fleury ging mit dem guten Beispiel selber voran, er lehnte den Titel eines ersten Ministers ab, er ließ den König erklären, daß er selber regiere und keinen ersten Minister mehr brauche. Seine Haushaltung war die einfachste, seine Tafel die mäßigste. Nie war ein französischer Machthaber weniger eigennützig. Ein Bürger mittleren Rangs in Paris hinterließ bei seinem Tod mehr, und der Nachlaß des Cardinals war kaum im Stand, ein Zehntel der Kosten der Bestattung zu decken. Duclos schreibt: „Sein Tod könnte an die Zeiten des Alterthums erinnern, wo die Bürger, nachdem sie dem Staat gedient hatten, so arm starben, das das Vaterland sie auf seine Kosten begraben lassen mußte." Die strengste Sparsamkeit wurde im Staatshaushalt durchgeführt, und in kurzer Zeit war der Minister im Stande, dem hartgedrückten Volke jährlich an den Steuern nachzulassen. Viele, die jetzt keine Griffe mehr in die Staatskasse thun konnten, klagten allerdings, Fleury sehe Alles von einem gemeinen Standpunkte an, es fehle ihm die Höhe und Weite der Anschauung; „aber, meint Duclos *), die Bauern und Bürger, d. h. der zahlreichste und nützlichste Stand im Lande, der seine Kraft und Stärke ausmacht, konnten nur Gott für einen Minister danken, der den Staat lenkte wie eine Familie. Welchen Vorwurf man ihm auch machen mag, der Staat konnte nur wünschen, einen Nachfolger zu haben von seinem Charakter mit einem so unbedingten Ansehen, wie er besaß. Was in der Sache den Ausschlag gibt, man hat sich nie mehr nach der Regentschaft zurückgesehnt, man hat die Staatswaltung des Herzogs von Bourbon verflucht, aber man wäre jetzt froh, wenn man Fleury wieder aus dem Grab erwecken könnte." Ohne Prunk, mit bescheidenem Auftreten, zog Fleury die Wirklichkeit der Macht dem Schein derselben vor und besaß eine unbedingtere und weniger bestrittene Macht, als Mazarin je durch seine Schleichwege und Richelieu dadurch erlangte, daß er seine Gegner aufs Schaffot sandte. Seine 17jährige Staatswaltung war eine Zeit des Glückes, da alle Macht in seiner Hand war. Niemand wagte gegen ihn aufzutreten, nicht einmal die Königin. Einmal *) wagten junge Edelleute, die Fleury zur Aufheiterung des Königs mit ihm vertraut werden ließ, diesem Bemerkungen über den Cardinal

*) Mémoires secrets de Duclos, ed. Michaud, p. 625.
**) Duclos, l. c. 626.

In Wien aber verlangte Elisabeth jetzt bindende Zusage wegen der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit ihrem Sohne Don Carlos *), zumal in jener Zeit die dritte und jüngste Tochter des Kaisers gestorben war und das Wiener Bündniß besagte, daß zwei Erzherzoginen mit zwei Infanten vermählt werden sollten. Der Kaiser aber verweigerte jetzt schon bestimmte Zusagen. Damals schien Philipps Tod nahe, wenn derselbe eintrat, so war die Macht der Königin gebrochen, denn der Kronprinz Don Ferdinand haßte seine Stiefmutter, war also die Erzherzogin und das riesige Erbe geopfert, ohne daß Oesterreich irgend einen Vortheil davon hatte. Was Eugen voraussagte, geschah jetzt: die Königin machte eine Schwenkung und verband sich mit England und Frankreich. Am 9. November 1729 wurde der für Frankreich höchst vortheilhafte, für Oesterreich höchst nachtheilige Vertrag von Sevilla **) geschlossen: England, Frankreich, Spanien, später trat auch Holland bei, gewährleisteten einander den Besitz ihrer Staaten. Spanien widerrief alle Handelsvorrechte, die es im Vertrag von Wien den österreichischen Unterthanen gewährt hatte, dagegen stellte es den englischen Handel mit Amerika auf den alten Fuß, gab alle Prisen heraus und gewährte der englischen Südseegesellschaft von neuem den Asiento, d. h. das Vorrecht des Handels mit Negersclaven. Die Handelsgesellschaft von Ostende ward nicht länger anerkannt, dagegen bestimmte der Vertrag, daß zur Sicherung der Erbansprüche des Infanten Don Carlos 6000 Spanier die Besatzung von Porto Ferrajo, Livorno, Parma und Piacenza bilden sollten, wo bisher neutrale Truppen des Vierbundes gelegen hatten. Gibraltar war im Vertrag gar nicht genannt, also den Engländern überlassen, obschon es früher geheißen hatte, ohne Rückgabe dieser Festung sei kein Frieden mit England möglich.

Vertrag von Sevilla.

Beim Kaiser erregte der Vertrag von Sevilla die höchste Entrüstung: Eugen meinte, der Fall sei unerhört, daß Mächte, die auf die Quadrupelallianz gedrungen, jetzt den Kaiser betrogen, weil er an ihr festhalte. Königsegg wurde aus Spanien abberufen, Oesterreich rüstete mit aller Anstrengung, bald stand ein kaiserliches Heer zwischen Mantua und Mailand zum Kampf bereit. Mercy war zum Anführer bestimmt, mehrere wichtige Punkte an der Küste wurden besetzt. Zu gleicher Zeit suchte der Kaiser, der zum Krieg entschlossen war, Bundesgenossen. Zum Glück für ihn war der leichtsinnige Peter II. damals nicht mehr am Leben, die Czarin Anna Iwanowna dagegen äußerte sich entschlossen, zur Unterstützung des Kaisers ein Heer abzusenden, und bat sogar um österreichische Befehlshaber ***). Besonders eifrig für die Sache des Kaisers zeigte sich damals Friedrich Wilhelm I., er verschwor sich hoch und theuer, seinen Kindern Pistolen und Degen in die Wiege zu legen, um die fremden Völker von Deutschlands Boden abzuhalten †). Außer einem Rest von Anhänglichkeit an Kaiser und Reich leitete den König hiebei seine

Oesterreich rüstet.

*) Arneth, Prinz Eugen, III, S. 234 ff.
**) Arneth, III. 239. Dumont, VIII., II. p. 158—60.
***) Arneth, l. c. III. 250.
†) Stenzel, 569 ff.

von Kummer verzehrt. Der Köni...
„Madame, ich bitte Sie, und nöthi...
was Ihnen meinerseits der Bischof
selber befohlen."

Fleury am Ruder.

Damit beginnt die Staat...
seinem Tode dauerte, und ein...
denn der neue Minister su...
Landes. Kriegerischen Ruhr...
konnte jedoch seine Wund...
Staatshaushalt wieder in...
selber voran, er lehnte...
erklären, daß er selber...
Haushaltung war die e...
Machthaber weniger e...
bei seinem Tod meh...
ein Zehntel der Kost...
könnte an die Zeite...
Staat gedient hatt...
begraben lassen m...
durchgeführt, und...
Volke jährlich ar...
in die Staatsk...
einem gemeine...
schauung; „ab...
und nützlichste...
Gott für ein...
Vorwurf m...
Nachfolger...
wie er be...
mehr nach...
Herzogs...
wieder a...
zog Fleu...
unbedin...
und ...
Seine...
seiner...
König...
Kön...

... übergehen, und es ist un...
... Ueberfluß über das Land

... wieder gute Beziehungen mi...
... bei der Leidenschaftlichkei...
... des Königs. Philipp V. wurde

... Königs nach Gesandtschaftsberichten
... hütete der König oft sechs
... Bart abnehmen, noch die Nägel
... wenn dann das Hemd an ihm ver...
... Königin zuvor getragen hatte, an...
..., er schlief gut, aber nie zur be...
... einem Tage ganz früh in seinem
... Winter ließ er nicht einheizen und
... er sie schließen und man konnte
... drei Flanelldecken auf sich hatte. Er
... andern murmelte nur hin und wieder
... er kaum vor Schmerz gehen, den ihm
... langen Fingernägeln zerkratzte er sich
... dann beim Erwachen, man habe ihn
... Bisweilen glaubte er, er sei schon
... ihn nicht begrabe. Mehrere Tage konnte
... dann brach er auf einmal in Wuth aus,
... Beichtvater, den Arzt und Alle, die ihm nahe
... Geschrei in die Arme. Fragte man ihn
... und fing an zu singen oder wieder ...
... stand er mitten in der Nacht auf und
... Eilte die Königin herbei, um ihn
... daß sie oft mit blauen Mälern bedeckt war.
... war, so wollte er sich wieder Monate gar
... seinem Lehnstuhl, so daß ihm die Füße an...
... und immer sehr nahrhafte Speisen zu sich
... Er machte aus Tag Nacht und aus Nacht Tag.
... sich in das Bett legen und um 5 Uhr Abends
... Bisweilen schlief er 14 Stunden hinter einander
... und bei all dieser Trübung des Seelen...
... Gedächtniß. Als man ihm eines Tags eine
... Ich hab mich ja schon seit einem Jahr dagegen
... Königin mit Unrecht geschlagen, so mußte sie ihn
... habe sie Unrecht. Viele Aeußerungen zeigten nicht
... daß auch sein Herz verbittert war. Obschon er
... er doch oft vor der Königin, Ferdinand, ein
... allen. Als dieser Prinz von einer Krankheit
... vor dem König große Freude darüber. Der

.deutsam mit dem Auge und rief: „Sie ist unerhört
Thal den Infanten Ferdinand, obschon er ihr sich sehr
: Unrecht bestand darin, daß er vorhanden und bestimmt
.ne und über sie selber zu herrschen. Seit dem Tod seines
.ichte Philipp wiederum abzudanken. Im Mai 1729 schrieb
Castilien, er solle sich versammeln, um seine Thronentsagung
.m Infanten Ferdinand zu huldigen. Die Königin warf sich
füßen und bewog ihn unter einem Strom von Thränen, doch
irquis von Brancas zu berathen, welcher Frankreich in Madrid
beschwor ihn im Namen des Königs von Frankreich, die Krone
d Philipp, der immer große Achtung vor dem Haupte des Hauses
.h das Schreiben an den Rath von Castilien wieder bringen und
i Stücke. Seit diesem Sturm ließ die Königin dem König weder
Tinte, wohl aber kleine Spielereien, um ihn zu unterhalten. Aber der
.ie Krone niederzulegen, blieb in ihm und über diese Frage war zwischen
.nmer Streit. Wie alle schwachen Fürsten war Philipp V. nachsichtig in
Dingen und eigensinnig in kleinen. Wenn seine Minister zur raschen
.ung einer Frage ihm ein Aktenstück obenauf legten, so legte er es unter
.dern oder gab es ihnen zur nochmaligen Ueberarbeitung zurück *)." Die
gin schildert Duclos **) mit den Worten: „Von Natur aus besaß sie Geist, Elisabeth
aber wenig gebildet war und den die Leidenschaft oft irreführte. Indem sie Farnese.
.mer ihren Vortheil suchte, täuschte sie sich bei vielen Gelegenheiten und schlug
.liche Wege ein, um zu ihrem Ziel zu kommen. Sie hatte Ehrgeiz, aber keinen
Seelenschwung. Zu andauernder Arbeit war sie nicht fähig, zumal es ihr auch
an Kenntnissen fehlte, und da beruhte dann ihre ganze Geschicklichkeit in Mißtrauen
und Verdacht. Sie hatte all die Schliche und Pfiffe gemeiner Menschen. Heftig
von Charakter, verstand sie nicht sich zu beherrschen, wenn es ihren Vortheil galt:
listig oder ehrlich, je nachdem es ihr am meisten Vortheil brachte, nahm sie zum
voraus von Jedermann an, er wolle sie betrügen, weil sie selber diese Absicht
hatte. Sie hatte ihre Freude an geheimen Berichten und in Folge dessen war ihr
Hofstaat voll von Angebern." Elisabeth gab ihre Pläne schwer auf. Sie glaubte
an Sieg: Spanien allein kann es mit ganz Europa aufnehmen, wenn nicht Frankreich
gegen dasselbe ist.

Damals war es dem Kaiser gelungen, den König von Preußen wieder Preußen.
auf seine Seite zu ziehen. Seckendorff war es, welcher durch seine Gewandtheit
das Vertrauen des Königs und durch sein Geld die Mitwirkung seiner Minister
gewann. Friedrich Wilhelm war ohnehin allem französischen Wesen abgeneigt und
seinem Schwager Georg I. wegen seines hofmeisternden Wesens nie zugethan. Am
12. Oktober 1726 kam nun in dem königlichen Lustschlosse zu Wusterhausen ***) Vertrag in Wusterhausen.
der Vertrag zu Stande, worin der König von Preußen die pragmatische
Sanction anerkannte, und dem Kaiser ein Hülfscorps von 10,000 Mann bereit
zu halten versprach, beide sich gegenseitig ihre Länder gewährleisteten, der Kaiser

*) Duclos, l. c. 627.
**) Mémoires secrets de Duclos, p. 630. Ed. Michaud.
***) Der Vertrag zuerst unverfälscht in Försters Urkundenbuch zur Geschichte
.. I. Theil II. S. 159.

heitere Bauern, in guter Wäsche und reinen Kleidern einhergehen, und es ist un-glaublich, welch ein Schimmer von Zufriedenheit und Ueberfluß über das Land ausgebreitet ist."

Fleury und Spanien.

Fleury suchte den Frieden zu erhalten und wieder gute Beziehungen mit Spanien anzuknüpfen. Dies war jedoch sehr schwierig bei der Leidenschaftlichkeit der Königin und dem Stolz und der Schwermuth des Königs. Philipp V. wurde in der That gemüthskrank.

Philipp V. gemüthskrank.

Duclos *) schildert den Zustand des Königs nach Gesandtschaftsberichten also: „Ohne irgend ein zu Tag tretendes Uebelbefinden hütete der König oft sechs Monate lang das Bett, ohne daß er sich den Bart abnehmen, noch die Nägel schneiden oder die Wäsche wechseln ließ. Und wenn dann das Hemd an ihm verfaulte, nahm er ein anderes nur, wenn es die Königin zuvor getragen hatte, aus Furcht vergiftet zu werden. Er aß, er verdaute, er schlief gut, aber nie zur bestimmten Zeit. Die heilige Messe ließ er an einem Tage ganz früh in seinem Gemach, am andern spät Abends lesen. Im Winter ließ er nicht einheizen und die Fenster weit aufmachen. Im Sommer ließ er sie schließen und man konnte es vor Hitze kaum aushalten, während er drei Flanelldecken auf sich hatte. Er beichtete, so lang er im Bette war, nie, sondern murmelte nur hin und wieder Gebete; wenn er dann aufstand, so konnte er kaum vor Schmerz gehen, den ihm die langen Nägel verursachten. Mit seinen langen Fingernägeln zerkratzte er sich oft während des Schlafs und behauptete dann beim Erwachen, man habe ihn verwundet oder es seien Skorpione im Bett. Bisweilen glaubte er, er sei schon gestorben, und fragte dann, warum man ihn nicht begrabe. Mehrere Tage konnte er ein düsteres Schweigen beobachten, dann brach er auf einmal in Wuth aus, schlug und kratzte die Königin, den Beichtvater, den Arzt und Alle, die ihm nahe kamen, und biß sich unter entsetzlichem Geschrei in die Arme. Fragte man ihn dann, was er habe, so sagte er: „Nichts" und fing an zu singen oder wieder in seine Träumereien zu verfallen. Bisweilen stand er mitten in der Nacht auf und wollte im bloßen Hemd oder barfuß ausgehen. Eilte die Königin herbei, um ihn zurückzuführen, so schlug er sie so, daß sie oft mit blauen Mälern bedeckt war. Wenn er oft Monate im Bett gelegen war, so wollte er sich wieder Monate gar nicht ins Bett begeben und schlief in seinem Lehnstuhl, so daß ihm die Füße anschwollen. Da er sich wenig bewegte und immer sehr nahrhafte Speisen zu sich nahm, so wurde er sehr dick. Er machte aus Tag Nacht und aus Nacht Tag. Er konnte um 10 Uhr Vormittags sich in das Bett legen und um 5 Uhr Abends eine heilige Messe verlangen. Bisweilen schlief er 14 Stunden hinter einander und dann wieder nur einige Minuten, und bei all dieser Trübung des Seelenlebens behielt er ein vortreffliches Gedächtniß. Als man ihm eines Tags eine Maßregel vorschlug, sagte er: „Ich hab mich ja schon seit einem Jahr dagegen ausgesprochen." Hatte er die Königin mit Unrecht geschlagen, so mußte sie ihn noch um Verzeihung bitten, als habe sie Unrecht. Viele Aeußerungen zeigten nicht nur, daß sein Geist irre, sondern daß auch sein Herz verbittert war. Obschon er all seine Kinder liebte, so sagte er doch oft vor der Königin, Ferdinand, ein Sohn erster Ehe, sei das beste von allen. Als dieser Prinz von einer Krankheit genas, bezeugte ihm die Königin vor dem König große Freude darüber. Der

*) Duclos, l. c. 627—30.

Victor Amadeus versammelte nämlich 3. September 1730 seine Familie, seine Großen in seinem Schlosse Rivoli, legte vor ihnen die Krone nieder und ernannte seinen Sohn Karl Emanuel III., den er früher hart behandelt, seit dem Tod des hochbefähigten Erstgebornen aber in die Geschäfte einzuweihen begonnen hatte, zu seinem Nachfolger.

Obschon 65 Jahre alt, war nämlich Viktor Amadeus von Leidenschaft für den Geist und die Anmuth einer Marquise von San Sebastian, einer Kammerfrau seiner Schwiegertochter, ergriffen worden und hatte sich am 12. August zur linken Hand mit ihr trauen lassen und hoffte nun seine alten Tage in Ruhe und Glück zuzubringen, er behielt sich nur ein Schloß in Chambery, einen Jahresgehalt von 50,000 Thalern vor und reiste schon am nächsten Tag nach seinem neuen Ruhesitz ab. Die Regierung führte er im großen Ganzen jedoch auch von Chambery aus. Jeden Tag erhielt er Berichte und gab Entscheidungen. Sein Sohn war mit seinen Werkzeugen umgeben. Eine Krankheit unterbrach jedoch diese Thätigkeit: als er genas, fragte man nicht mehr um seine Entscheidung. Dieser Mangel an Rücksicht, das Bedürfniß nach Thätigkeit und wahrscheinlich die Aufstachelung der Marquise, die durch ihn Sardinien regieren wollte, ohne Zweifel auch Lockung von Seite Frankreichs, welches mit der Hingebung des neuen Königs an Eugen nicht zufrieden war, erregte in Victor Amadeus den Gedanken, seine Abdankung zu widerrufen und selber wieder das Scepter in die Hand zu nehmen. Ormea reizte dagegen den jungen König auf, er wollte nicht länger zwei Herren dienen. Eine Zusammenkunft beider Könige im Sommer 1732 endete mit gegenseitigen Vorwürfen. Plötzlich kam Victor Amadeus nach Montcalieri. Auf die Nachricht davon eilte Karl Emanuel nach Turin und versammelte seinen Staatsrath: der Vater handele nur noch nach den Eingebungen seiner ehrgeizigen Frau, wolle den Thron wieder besteigen, allgemeine Verwirrung werde die Folge davon sein. Der Staatsrath beschloß, und der Sohn unterschrieb den Befehl der Verhaftung des alten Königs. In der Nacht vom 27. auf den 28. September. 1731 drangen Grenadiere in das Schlafgemach des Victor Amadeus. Die Marquise, die laut aufschrie, wurde ohne Umstände in einen Wagen und in ein Kloster nach Carignano gebracht. Der König, der den Befehl für ungiltig erklärte, wehrte und weigerte sich aufzustehen, sich anzuziehen, wurde deßhalb in die Betttücher gewickelt, in einen Wagen geworfen und nach Schloß Rivoli geführt. Vergebens suchte er hier mit den Wachen, mit den Wärtern zu sprechen, jede seiner Fragen wurde mit einer stummen Verbeugung beantwortet und man entzog ihm jede Möglichkeit eines Verkehrs nach außen. Die Folge eines solchen Verfahrens auf einen so stolzen Mann, der immer gewohnt war zu befehlen und daß man ihm gehorche, waren leicht voraus zu sehen. Anfangs tobte der alte König wie ein Rasender, ein neuer Schlaganfall kam. Die Erschöpfung und das Zureden zweier Geistlichen machten ihn endlich ruhig, — er ergab sich. Jetzt wurde auch die Behandlung milder, man brachte ihn wieder nach Montcalieri, gab ihm seine Frau und seine Diener zurück. Aber die Lebenskraft des Mannes war gebrochen, rasch verfiel seine Gesundheit. Der alte König wünschte nur noch seinen Sohn zu sehen *): er werde ihm keinerlei Vorwürfe machen, er wolle ihn nur noch umarmen, ihm seinen Segen geben und ihm ein wichtiges

Victor Amadeus dankt ab,

bereut es

wird verhaftet.

*) Villars, Mémoires p. 426.

im Fall Preußen angegriffen werde, ihm 12,000 Mann zu Hülfe zu send verhieß und gelobte, nach Kräften dahin zu wirken, daß nach dem Aussterb des Hauses Pfalz-Neuburg mit der Linie Pfalz-Sulzbach ein gütlicher Vergleich Stand gebracht werde, durch welchen das Herzogthum Berg sammt der Gr schaft Ravenstein an Preußen gelange. Wenn binnen 6 Monaten nach Abschl des Vertrags es dem Kaiser nicht gelungen sei, Pfalz-Sulzbach zur Zusti mung zu bewegen, so solle der Vertrag als nicht geschlossen angesehen werde Der Vertrag trat nie in Rechtskraft, denn der Kurfürst von der Pfalz verweige hartnäckig die Zustimmung, er war aber dennoch nicht ohne Bedeutung, w er einen Riß in den Bund von Hannover brachte. Der französische Gesant meldete aus Berlin *): der Krieg stehe unaufhaltsam bevor. Frankreich mö doch ja schnell die Fürsten am Rhein angreifen, um sie zu verhindern, sich na dem Beispiel des Preußen dem Kaiser anzuschließen.

Spanien beginnt den Krieg. Die Königin von Spanien war gewiß nicht Schuld, daß nicht ein allg meiner Krieg ausbrach. Während alle Mächte noch zauderten das blutige Kam spiel zu beginnen, dessen Ende sich nicht absehen ließ, gab Elisabeth den Befe den „Prinzen Friedrich," ein Schiff der englischen Südseegesellschaft, in Ver Cruz mit Beschlag zu belegen und mit 25,000 Mann Gibraltar **) zu b lagern. Eugen rieth dieses Unternehmen ab. Der gewandte Königsegg, der öste reichische Gesandte, besaß damals das Vertrauen der Königin, aber in ihr Leidenschaft hörte sie nicht auf Gründe. Der tüchtigste spanische General, d Marquis Villadarias, lehnte den Oberbefehl ab, denn es sei unmögli Gibraltar einzunehmen, wenn die Engländer das Meer beherrschen. Eher als nutzlos Menschenleben opferte, legte Villadarias lieber alle Stellen nieder u lebte in der Armuth. Der Graf Las Torres dagegen prahlte, binnen sechs Woch wolle er Spaniens Fahne auf dem Felsen von Gibraltar aufpflanzen, und erhie den Oberbefehl. Am 11. Februar 1727 wurden die Laufgräben eröffnet, allei die Engländer waren schon bereit; weder der Stadt, noch der 6000 Mann starke Besatzung, welche unter Graf Portmore das Felsennest vertheidigte, thaten d vielen Bomben, welche die Spanier in die Stadt warfen, wesentlichen Schaden. Lud wig XV. kränkelte damals wieder. Das spanische Königspaar hegte noch einm die Hoffnung, den Thron Frankreichs zu besteigen. Man sieht dies aus den Denk würdigkeiten des Abbé Montgon ***), der in ihrem Auftrag damals nach Pari reiste. „Wenn, was Gott verhüte," heißt es hier, „mein Neffe ohne männlich Nachkommen sterben sollte, so will und muß ich ihm als nächster Verwandter a dem Thron folgen." Montgon hatte Vollmachten vom König für das Parlame in Paris, um sogleich ihn nach dem Tode Ludwigs XV. als König von Frankrei ausrufen zu lassen, und sollte von Fleury nur drei Monate Zeit verlangen, u indeß Gibraltar einzunehmen; dann, meinte die Königin, wird Georg I. falle und die Stuarts werden den Thron Englands besteigen und Alles ist gewonnen. Fleury versprach in der That zu zögern, ließ aber der Königin sagen, in welche Verlegenheit er sei und daß der Schein nicht länger dauern könne †). Nach einige

Gibraltar. Ludwig XV. Fleury.

*) Mémoires du maréchal de Villars, p. 321, édit. Michaud.
**) Mahon, l. c. chap. 14.
***) Mémoires de l'abbé de Montgon, T. III p. 70.
†) Michelet, Louis XV. 1724—57. Paris 1866, p. 53—54.

dem Kaiser aus wichtigen Gründen gleichfalls nicht genehm: er war der Schwiegervater Ludwigs XV. — auf den polnischen Thron erhoben, würde er wohl aller Voraussicht nach, wie ein französischer Statthalter in Warschau, seine Politik nach den Winken von Paris aus, also feindselig gegen Oesterreich leiten. Man konnte in Wien seine Verbindungen mit Rakoczy und Bonneval und der ganzen Partei, welche stets zu einem Krieg wider Oesterreich in der Türkei hetzte *). Aus den gleichen Gründen konnte die Wahl des Stanislaus Leczinski auch Rußland nicht angenehm sein. Beide Cabinete vereinigten sich daher dahin, ihren Einfluß für die Wahl eines fremden Prinzen zu verwenden, des Infanten Don Emanuel von Portugal, welcher, vom König Johann V., seinem Bruder, Don Emanuel. beleidigt und verfolgt, seine Heimath verlassen, unter Eugen den letzten Feldzug gegen die Türken mitgemacht und vor kurzem nach Rußland sich begeben hatte, um da sein Glück zu suchen. Beide Mächte mochten die Wahl nicht mit den Waffen erzwingen, wohl aber Truppen an der Grenze aufstellen, um eine Einmischung in die freie Königswahl von anderen Seiten zu verhindern. Auch der Preuße schloß sich dieser Anschauung an, und so kam es, daß der russische Oberstallmeister, Graf Löwenwolde **), im September 1732 zu Berlin mit Löwenwoldescher Vertrag dem österreichischen Gesandten Seckendorff und den preußischen Ministern einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen die drei Mächte sich verpflichteten, jedem Candidaten entgegenzutreten, welchen Frankreich unterstütze, namentlich dem Stanislaus Leczinski, und dem Infanten Don Emanuel zur Krone zu verhelfen, und ihn deßhalb mit Truppen und 36,000 Dukaten zu unterstützen. Dafür wäre beim Erlöschen des Herzogshauses in Kurland dort die Wahl auf einen preußischen Prinzen zu lenken, und dem König von Preußen das Herzogthum Berg nebst Düsseldorf zuzusagen und hinsichtlich Rußlands dahin zu wirken, daß die muthmaßliche Erbin dieses Reichs, die Prinzessin Anna von Mecklenburg, mit dem Prinzen Ulrich von Braunschweig-Bevern vermählt werde. Der Kaiser weigerte sich jedoch den Löwenwoldeschen Vertrag zu unterzeichnen und die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen: es sei dies den Verträgen mit der Republik und dem Völkerrecht zuwider, er wollte nur die Wahl des Stanislaus Leczinski verhindern. Eugen warf Seckendorff vor, einen großen Fehltritt begangen zu haben. Auch Rußland genehmigte den Vertrag nicht, der nur zur Vergrößerung Preußens beigetragen hätte. August bekam Wind von August †. dem Vertrag und machte in Berlin neue Anerbietungen und der König sandte zur Verhandlung seinen Minister Grumbkow an die Grenze. Bei der Zusammenkunft mit August gab es ein großes Trinkgelage, bei dem jeder den andern auszuholen suchte. Der Preuße überstand die Sache, August aber starb am 1. Februar 1733 zu Warschau ***).

*) Arneth, Prinz Eugen III. 358.
**) Schöll, II. 224. Arneth, III. 360 und 584.
***) Stenzel, III. 649.

Es finden sich Flecken in seinem Bild, aber Gerechtigkeit, Muth und Mäßigu
Georg II. gehören unter die edleren Züge desselben." — Georg II., der ihm nachfolg
geboren 1683 und seit 1705 mit der geistreichen Prinzessin von Anspach vermäh
war klein von Gestalt, liebte die Jagd und die Flasche, war sonst sparsam.
seinen guten Eigenschaften gehörte Rechtssinn und persönlicher Muth. Bald nal
auch er Walpole zu seinem Minister und der Thronwechsel hatte also zunäc
Jakobiten. keine Aenderung der äußern Politik zur Folge. Viele Jakobiten hegten Hoffnu
Der Prätendent *) entließ jetzt schleunigst den verhaßten Inverneß, und versöhn
sich mit seiner Gemahlin und brach nach Lothringen auf, um von da sich
einer Schilderhebung nach Schottland zu begeben. Allein aus England traf
entmuthigende Nachrichten ein. Die Schotten wollten sich nur erheben, wenn d
Prinz mit einem Heer komme. Der Herzog von Lothringen bekam von der fra
zösischen Regierung die dringende Aufforderung, den Prätendenten auf sein Geb
zu verweisen, und seine Lage Frankreich gegenüber war so, daß er seinen G
bitten mußte, binnen drei Tagen sein Land zu verlassen. Jakob III. ging nach d
päpstlichen Stadt Avignon, mußte aber auf Andrängen der französischen Regieru
sogleich nach Italien zurückkehren.

Also auch die Hoffnung auf einen Jakobitenaufstand erwies sich als eit
Ludwig XV. und Philipp V. Elisabeth rechnete jetzt noch darauf, Frankreich loszuschälen von England. Fleu
hatte nämlich seinem König gerathen, zum Zweck einer Wiederannäherung a
Spanien den ersten Schritt zu thun. Am 25. Juli 1725 genas die Königi
eines Söhnleins, Luis Anton, das später Erzbischof von Toledo wurde. Ludw
richtete ein zärtliches Schreiben an den König und die Königin und sandte de
Grafen von Rothenburg als außerordentlichen Gesandten nach Madrid, um de
Neugebornen den Orden vom h. Geist und dessen Mutter seine Glückwünsc
Rothenburg darzubringen. Rothenburg, so wird erzählt, warf sich vor dem König und d
Königin auf die Kniee und bat um Verzeihung dafür, daß die Infantin zurü
geschickt worden sei. Die Königin schien mit einer Stickerei beschäftigt und würdig
ihn keines Blickes. Philipp V. aber, in welchem die Klänge der Heimath auch d
Liebe zur Heimath wieder erweckten, hob den Gesandten wohlwollend empor u
führte ihn zur Königin und drückte ihm seine besten Wünsche für Frankreich u
dessen König aus. Die Königin entlud nach einigem Schweigen ihren Groll i
Schimpfreden gegen England: „Also Ihr habt Euch ganz den Engländern e
geben," wiederholte sie mehr als zwanzigmal. Noch im Vorzimmer hörte Rothe
burg, wie die Königin ihren Gemahl ausschalt: „Wie können Ihre Majest
wieder Ihrer Familie vertrauen, nachdem Sie so oft getäuscht worden sind.
Fleury opferte einige höhere Beamte, die für die Zurücksendung der Infantin g
stimmt hatten, steuerte aber deßungeachtet Frankreich im Fahrwasser der englisch
Congreß zu Soissons. Politik. Der Congreß zu Soissons (Fleury zu lieb hatte man ihn von Aache
dahin verlegt) wurde zwar am 14. Juni 1728 eröffnet und waren fast all
europäischen Staaten dabei betheiligt, allein es wollte nicht vorwärts gehen m
den Fragen. Man beschäftigte sich mit Formsachen. Spanien verlangte Gibralta
zurück und wollte den Engländern das Fällen von Blauholz in der Campech
Bai nicht gestatten. Philipp meinte, seine Ehre sei an Gibraltar geknüpft, un
war in Besitz eines Briefes, worin ihm Georg I. Aussicht auf die Rückgab
der Festung gemacht hatte.

*) Mahon, l. c. chap. 15.
**) Villars und Duclos l. c.

der Königin Umgang hatte *), von der Kriegspartei geleitet. Er erklärte im März, daß er die Freiheit der polnischen Königswahl schützen werde, und daß er jedes Unternehmen gegen die freie Wahl als einen Angriff auf den Frieden Europas ansehe. Der Primas von Polen hatte nämlich zu Gunsten der Unabhängigkeit den Schutz Frankreichs angerufen und der Reichstag erklärte im Mai 1733, ermuthigt durch das Wort Ludwigs XV., jeden Fremden von der Wahl ausgeschlossen. Fleurys Fall schien nahe, Berwick und Villars stiegen immer höher. Fleury gab nach, aber zögernd, statt ein Heer sandte er nur 1500 Mann auf Schiffen in die Ostsee. Es wurde verbreitet, Stanislaus sei auf der Flotte, in der That war darauf nur ein Herr von Thianges, der ihm sehr ähnlich sah, während Stanislaus selber, als Kaufmann verkleidet, unerkannt durch Deutschland reiste und am 12. September auf dem Wahlfeld bei Wola erschien, wo 60,000 Edelleute versammelt waren. Er wurde mit Jubel aufgenommen, die französischen Agenten hatten gut für ihn gearbeitet mit Geld und Versprechen: es hieß, der König von Frankreich werde seinen Schwiegervater nie ohne Hilfe lassen. Nur Einer der Wähler legte Veto ein gegen seine Wahl, nahm es aber auf allgemeines Bitten wieder zurück. Einstimmig war jetzt Stanislaus zum König gewählt, 12. September 1733. Stanislaus gewählt.

Aber sein Reich war von kurzer Dauer. Schon am 2. Oktober rückten die Fremden ins Land, nicht die Oesterreicher, der Kaiser zog nur ein Lager in Schlesien zusammen, sondern die Russen, welche Schlösser und Dörfer verbrannten. Die Edelleute eilten von Warschau weg, um ihre Heimath zu vertheidigen, bewiesen in kleinen Gefechten große Tapferkeit, vermochten aber, weil vereinzelt, das Vorschreiten der russischen Heeresmasse nicht aufzuhalten. Stanislaus floh nach Danzig am 2. Oktober. Eine kleine Anzahl polnischer Edelleute rief am letzten Tage der Wahlfrist, nicht in Wola, sondern in einem Wald bei Warschau, August zum König aus, 5. Oktober 1733. Es waren ihrer etwa nur 3000 aber die russische Armee stand hinter ihnen. Während August dann in Krakau 17. Januar 1734 gekrönt wurde, umschlossen Russen und Sachsen Danzig **). Gegenwahl Augusts II.

Feldmarschall Münnich leitete die Belagerung. Sein Heer stieg nach und nach auf 50,000 Mann. Die alte Hansastadt nahm sich der Sache des Stanislaus sehr warm an, die Vertheidigung war tapfer, ein Sturm am 9. Mai 1734 wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Zwei Versuche der französischen Flotte, der Stadt Verstärkung und Lebensmittel zuzuführen, scheiterten jedoch. Danzig war nun nicht mehr zu halten, es ergab sich am 9. Juli 1734 und huldigte König August ***). Stanislaus Leczinski hatte als Fruchthändler verkleidet am 27. Juni 1734 die Stadt verlassen und war unter Gefahren aller Art glücklich nach Marienwerder gelangt, und von da nach Königsberg, wo er unter preußischem Schutz lebte. Friedrich Wilhelm I. schwankte in einem fort. August bot Danzig.

*) Michelet, Louis XV. p. 122 ff. — Villars Mémoires, l. c.
**) Massuet, Histoire de la dernière guerre. Amst. 1737. I.
***) Flassan, l. c. V.

Abneigung gegen Georg II. von England. Preußische Werber hatten Gewaltthätigkeiten gegen hannöverische Unterthanen begangen und darüber entspann sich ein solcher Streit, daß Friedrich Wilhelm seinen Schwager zum Zweikampf herausfordern wollte, um Mann gegen Mann den Strauß auszufechten. Endlich wirkte beim König Verehrung für den Prinzen Eugen. Am 23. September 1728 kam es
Berliner Vertrag. zwischen Oesterreich und Preußen zu einer geheimen Verbindung, worin beide Fürsten in ein ewiges Bündniß zu einander traten und einander für sich selbst und ihre Erben den ungeschmälerten Besitz ihrer Länder gewährleisteten, Friedrich Wilhelm noch besonders die Erbfolgeordnung kraft der pragmatischen Sanction. Im Fall eines Krieges versprachen beide einander zu unterstützen, der Kaiser den König mit 12,000 Mann, der König den Kaiser mit 10,000 Mann. Beide verpflichteten sich, in Bezug auf Polen und den Regensburger Reichstag gemeinschaftlich zu handeln, und einander mitzutheilen, was sie mit Rußland abschließen würden. Hinsichtlich der Nachfolge in Jülich und Berg wolle man Alles zunächst im gegenwärtigen Zustand lassen, beim Aussterben des Mannsstammes von Pfalz-Neuburg jedoch solle der Kaiser seine Ansprüche an Berg und Ravenstein dem König von Preußen und diejenigen an Jülich an das Haus Sulzbach abtreten. Der König von Preußen versprach noch, im Fall der Kaiser keine männlichen Erben hinterlasse, demjenigen Prinzen, welcher des Kaisers älteste Tochter heirathen würde, bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme zu geben.

Kaiser und Fürsten. Der Preuße suchte zunächst Friedrich August den Starken zu gewinnen und besuchte diesen deshalb im Lager bei Mühlberg. Der Sachse hingegen suchte den Preußen, jedoch vergebens, vom Kaiser abwendig zu machen. Auch auf der in der Geschichte seines Sohnes so wichtigen Reise nach Süddeutschland benahm sich Friedrich Wilhelm I. überall als wahrer Freund des Kaisers. Während der Sachse in Unterhandlung mit Frankreich stand, zeigten sich andere Reichsstände eifrig und boten sogar die dreifache Reichshülfe. Auch Baiern stand in geheimer Unterhandlung mit Frankreich, aber der Bruder des Kurfürsten, Clemens August von Köln wurde für den Kaiser gewonnen. Im Ganzen erlangte dieser die Oberhand im Reich.

Elisabeth drängte die Verbündeten von Sevilla, jetzt den Kaiser mit Waffengewalt zur Annahme des Vertrages von Sevilla anzuhalten. Frankreich sollte die österreichischen Niederlande und die Erbländer des Kaisers, England Sicilien angreifen. Allein das englische Cabinet hatte die Handelsvortheile erreicht, welche es wollte, und wurde eifersüchtig auf Frankreichs Einfluß und wünschte wieder eine Annäherung an den Kaiserhof und versprach die pragmatische Sanction zu gewährleisten, wenn Karl VI. das Einrücken fremder Besatzungen in Toscana und Parma gestatte. Eugen sprach für eine Wiederversöhnung mit England, denn man schäle es dadurch von Frankreich los, welches seine Kräfte sobald es sich einmal erholt habe, doch nur zur Schwächung Oesterreichs wieder
II. Wiener Vertrag. benutzen werde. Der Kaiser hielt die Erbfolge seiner Tochter und die Ungetheiltheit seiner Staaten gesichert, wenn auch die Seemächte dieselbe gewährleisteten. So kam es denn am 16. März 1731 zum zweiten Wiener Vertrag: der Kaiser versprach, der Abführung von 6000 Spaniern in die Festungen von Toscana und Parma keinen Widerstand entgegenzusetzen und die Handelsgesellschaft von Ostende für einige Zeit aufzuheben. England dagegen gewährleistete die pragmatische Sanction, aber unter der Bedingung, daß die Erzherzogin, welche zur Erbfolge

Einwand, ihm genüge die Erklärung Frankreichs, es werde Belgien nicht angreifen. Vergebens betonte Eugen, daß das europäische Gleichgewicht in Gefahr sei, wenn das Haus Bourbon, nachdem es sich bereits der spanischen Monarchie (Das Reich.) bemächtigt, auch noch eine dritte Krone in Italien erringe. Der König von Preußen meinte, man solle Stanislaus auf dem polnischen Thron lassen, und gab, statt als Reichsfürst sein Heer sogleich in Bewegung zu setzen, den wohlfeilen Rath: „Lasset euch die Lombardie und Parma geben; gebt Sicilien und Neapel an Don Carlos, Etwas muß auch der Schelm Sardinier bekommen, weil ihr es versprochen habt in der alten Allianz, alsdann profitirt ihr noch“ *). Die Kurfürsten von Baiern, Köln und der Pfalz legten Verwahrung dagegen ein, daß das Reich den Krieg wider Frankreich erkläre, und der König von Preußen gab zu einer Kriegserklärung des Reichs nur unter dem Vorbehalt seine Zustimmung, daß er weder jetzt noch künftig zu einer Leistung, weder an Geld noch an Truppen, verbunden sei.

So schlimm die Lage des Kaisers war, so rasch entwickelten sich die Ereignisse. (Krieg 1733 am Rhein.) Ein Heer unter Berwick setzte sich gegen den Rhein zu in Bewegung, besetzte am 12. October Nancy und umschloß Kehl, das sich am 28. October 1733 ergeben mußte. Ein anderes Heer unter Villars brach nach Italien auf. Der alte Marschall **) schilderte in seinen Denkwürdigkeiten, wie er zum Kriege trieb: (in Italien.) „Ganz Europa,“ sagte er in einer Versammlung zu Paris, „ganz Europa also kann glauben, daß der Herr Cardinal wegen seiner Frömmigkeit und wegen seines leicht begreiflichen Wunsches, die Süßigkeiten des Friedens den Schrecken des Krieges vorzuziehen, den König vom Kriege fernhält. Sicher in seinem Herzen wohnt zunächst die Frömmigkeit, aber nach dieser muß doch der Ruhm des Königs und der Ruhm Frankreichs ihn wünschen lassen, daß alle Fürsten Europas des (Villars.) Königs Freunde sind und daß seine Feinde zittern müssen. Ich sah, wie der selige König 500,000 Mann auf den Beinen hatte, ohne die Flotte dazu zu rechnen. Unser König hat 230,000,000 Livres Einkünfte. Ich habe, Gott sei Dank, dreimal die französischen Fahnen bis jenseits der Donau getragen und diese selben Fahnen werden entweder unter mir oder einem Andern wieder dort flattern, wenn unsere Freunde darum bitten, oder wenn unsere Feinde unsern Haß unserer Freundschaft vorziehen.“ Weiters gab Villars den Rath, das beste Mittel, das Reich im Zaum zu halten, sei, ihm Furcht einzujagen, und erzählt, wie in der letzten Stunde noch, statt den Befehl zum Aufbruch zu geben, Fleury bloß Sardinien und Baiern mit Geld unterstützen wollte. Diese Worte kennzeichnen die Lage. Beim Abschiede sagte noch Villars zum Cardinal: „Sagen Sie dem König, daß er über Italien verfügen kann, ich gehe jetzt, es ihm zu erobern.“ Drei Königinnen schmeichelten noch seiner Eitelkeit, jede sandte ihm eine Cocarde für seinen Hut und er meinte, dies werde ihn glücklich machen in seinen Unternehmungen für die drei Kronen!

In Italien ging es Anfangs wider Erwarten gut. Die vereinigten Franco- (Daun.) Sarden überschritten am 27. October 1733, 58,000 Mann stark, die Sesia. Nicht 16,000 Mann hatte der kaiserliche Feldmarschall Wirich Daun ihnen entgegen zu stellen. Man hatte eben an die Treulosigkeit des Sarden nicht geglaubt, ihm sogar noch Getreide geliefert. Ueberdies herrschte Zwiespalt im kaiserlichen Lager. Daun, ein tüchtiger General, aber jetzt alt und bedächtig, wollte nur die Festungen stark besetzen, damit der Gegner sich an Belagerungen aufhalte. Der General der

---

*) Arneth, III. 396.

**) Mémoires du Maréchal de Villars, p. 439.

Italien gegen den Vertrag. Sie ließ schon 1732, ohne Kaiser und Reich z befragen, ihren Sohn für mündig erklären, und für ihn in Florenz die Er huldigung fordern. Der Kaiser ließ als oberster Lehensherr im December 173 dies für ungiltig erklären. Da sann Elisabeth schon wieder auf Krieg geg den Kaiser: auch Neapel und Sicilien, auch Mailand sollte ihm entrissen werde und begann mit Frankreich und Sardinien wegen eines Bündnisses gegen de Kaiser zu unterhandeln. Ein glücklicher Feldzug in Nordafrika steigerte den Mut des spanischen Cabinetes. Es wäre schon 1732 zu einem Krieg in Italie gekommen, hatte nicht Fleury zähe der Kriegspartei widerstanden und wä nicht Philipp V. wieder geisteskrank geworden.

Philipp V. In den Denkwürdigkeiten des Marschalls Villars *) ist der Inhalt eine Reihe von Berichten mitgetheilt, welche der französische Gesandte Rothenburg nac Paris sandte. Wir sehen daraus, wie leidenschaftlich die Königin zum Krie drängte, weil ihre Söhne keine Aussicht mehr hatten auf die Hand der Erzher zegin, wie sie, einen baldigen Tod Philipps V. und die strenge Zurückgezogenhei einer Königin-Wittwe in Spanien fürchtend, daran dachte, bei einem ihrer Söhn in Italien ihre letzten Tage zuzubringen. Ihre Hilferufe fanden aber lange kei Ohr in Frankreich. Aussicht auf den französischen Thron hatte sie verloren, se Maria Leczinska einen Sohn geboren hatte. Endlich regte sich eine Kriegsparte in Frankreich, der alte Villars an der Spitze. Es war nahezu 20 Jahre sei dem Frieden von Utrecht und Rastadt. Die alten Soldaten wollten neuen Ruhm die Jugend kannte die Schrecken des Krieges noch nicht und klagte, daß der Car dinal die Ehre Frankreichs dahin schwinden lasse, und jetzt drängte die Kriegs partei in Paris auf raschen Abschluß eines Bündnisses in Madrid. Aber die Be richte von da sprechen nur davon, daß der König wieder krank sei, sein Bett nicht verlasse, daß der Palast von seinem Geschrei ertöne, daß er abdanken wolle, daß es zu heftigen Scenen zwischen ihm, der Königin und dem Prinzen von Asturien komme, daß der König seiner Gemahlin mißtraue, daß er dagegen die wichtigsten Dinge einem alten Kammerdiener aus Frankreich vertraue: z. B. er könne die Königin sammt ihren vier Evangelisten nicht leiden, worunter er den Minister Patinno, ihre Amme, ihren Beichtvater und einen andern Rathgeber verstand. Der alte Kammerdiener wurde vom Grafen Rothenburg gewonnen, dadurch, daß er dessen Bruder, einem armen Pfarrer in Frankreich, jährlich 600 Francs aussetzte. So gewann das französische Cabinet einen Weg, auf welchem es mit Philipp V. verkehren und auf ihn wirken konnte, wenn er sich auch von aller Welt abschloß.

Kriegslust in Frankreich.

Victor Amadeus. Ein anderer Grund der Zögerung lag in Turin. Der schlaue, thatkräftige, immer nur auf Erwerb sinnende Victor Amadeus war nicht mehr König, er, der immer zu der Partei überging, von welcher er neuen Gewinn hoffte und nach dem Grundsatz handelte, Italien müsse man wie eine Artischoke verspeisen, indem man ein Blatt nach dem andern herunterbreche, sondern sein weniger befähigter Sohn Karl Emanuel, welcher anfangs friedliebend und gewissenhaft schien, bald aber gleich rücksichtslos in den Bahnen seines Vaters wandelte.

---

*) Mémoires du maréchal de Villars 1732.

Victor Amadeus versammelte nämlich 3. September 1730 seine Familie, seine Großen in seinem Schlosse Rivoli, legte vor ihnen die Krone nieder und ernannte seinen Sohn Karl Emanuel III., den er früher hart behandelt, seit dem Tod des hochbefähigten Erstgebornen aber in die Geschäfte einzuweihen begonnen hatte, zu seinem Nachfolger.

Obschon 65 Jahre alt, war nämlich Viktor Amadeus von Leidenschaft für den Geist und die Anmuth einer Marquise von San Sebastian, einer Kammerfrau seiner Schwiegertochter, ergriffen worden und hatte sich am 12. August zur linken Hand mit ihr trauen lassen und hoffte nun seine alten Tage in Ruhe und Glück zuzubringen, er behielt sich nur ein Schloß in Chambery, einen Jahresgehalt von 50,000 Thalern vor und reiste schon am nächsten Tag nach seinem neuen Ruhesitz ab. Die Regierung führte er im großen Ganzen jedoch auch von Chambery aus. Jeden Tag erhielt er Berichte und gab Entscheidungen. Sein Sohn war mit seinen Werkzeugen umgeben. Eine Krankheit unterbrach jedoch diese Thätigkeit: als er genas, fragte man nicht mehr um seine Entscheidung. Dieser Mangel an Rücksicht, das Bedürfniß nach Thätigkeit und wahrscheinlich die Aufstachelung der Marquise, die durch ihn Sardinien regieren wollte, ohne Zweifel auch Lockung von Seite Frankreichs, welches mit der Hingebung des neuen Königs an Eugen nicht zufrieden war, erregte in Victor Amadeus den Gedanken, seine Abdankung zu widerrufen und selber wieder das Scepter in die Hand zu nehmen. Ormea reizte dagegen den jungen König auf, er wollte nicht länger zwei Herren dienen. Eine Zusammenkunft beider Könige im Sommer 1732 endete mit gegenseitigen Vorwürfen. Plötzlich kam Victor Amadeus nach Montcalieri. Auf die Nachricht davon eilte Karl Emanuel nach Turin und versammelte seinen Staatsrath: der Vater handele nur noch nach den Eingebungen seiner ehrgeizigen Frau, wolle den Thron wieder besteigen, allgemeine Verwirrung werde die Folge davon sein. Der Staatsrath beschloß, und der Sohn unterschrieb den Befehl der Verhaftung des alten Königs. In der Nacht vom 27. auf den 28. September. 1731 drangen Grenadiere in das Schlafgemach des Victor Amadeus. Die Marquise, die laut aufschrie, wurde ohne Umstände in einen Wagen und in ein Kloster nach Carignano gebracht. Der König, der den Befehl für ungiltig erklärte, wehrte und weigerte sich aufzustehen, sich anzuziehen, wurde deßhalb in die Betttücher gewickelt, in einen Wagen geworfen und nach Schloß Rivoli geführt. Vergebens suchte er hier mit den Wachen, mit den Wärtern zu sprechen, jede seiner Fragen wurde mit einer stummen Verbeugung beantwortet und man entzog ihm jede Möglichkeit eines Verkehrs nach außen. Die Folge eines solchen Verfahrens auf einen so stolzen Mann, der immer gewohnt war zu befehlen und daß man ihm gehorche, waren leicht voraus zu sehen. Anfangs tobte der alte König wie ein Rasender, ein neuer Schlaganfall kam. Die Erschöpfung und das Zureden zweier Geistlichen machten ihn endlich ruhig, — er ergab sich. Jetzt wurde auch die Behandlung milder, man brachte ihn wieder nach Montcalieri, gab ihm seine Frau und seine Diener zurück. Aber die Lebenskraft des Mannes war gebrochen, rasch verfiel seine Gesundheit. Der alte König wünschte nur noch seinen Sohn zu sehen *): er werde ihm keinerlei Vorwürfe machen, er wolle ihn nur noch umarmen, ihm seinen Segen geben und ihm ein wichtiges

Victor Amadeus dankt ab.

bereut es

wird verhaftet.

*) Villars, Mémoires p. 426.

Geheimniß mittheilen. Der Sohn kam aber nicht mehr zum Vater, wahrscheinlich hinderten ihn seine Minister. Victor Amadeus starb am 31. Oktober 1732 *).

Die Hoffnung, daß Karl Emanuel eine Oesterreich freundliche Politik einschlagen werde, sollte sich schnell als nichtig erweisen. Der neue König von Sardinien ließ sich bald mit der Kriegspartei in Spanien und Frankreich in Unterhandlungen ein wegen eines Angriffs auf des Kaisers Besitzungen in Italien. Uebrigens hätten diese Unterhandlungen noch lange im Stillen, ohne Wirkung nach außen fortgehen können, hätte nicht die Erledigung des polnischen Thrones den europäischen Frieden von Neuem gestört, und der Kriegspartei frischen Muth gegeben.

Die polnische Königswahl und ihre Folgen. Der Kampf um Lombardien, Neapel und Sicilien. Der Krieg am Rhein. Lothringen und Toscana.

Die Gesundheit Augusts des Starken, eines der stattlichsten Männer jener Zeit, war seit einiger Zeit im Verfalle, und legte die Frage, wer ihm nachfolgen sollte in diesem unruhigen Lande, den Cabineten nahe. „Ein Haus in deiner Straße, sagt ein Engländer, aus dem der Rauch beständig durch das Dach schlägt, ist keine angenehme Nachbarschaft." Oesterreich, Rußland und Preußen hatten deshalb wohl dafür zu sorgen, daß wenn Polen in Brand gerathe, ihr Haus nicht mit angezündet werde. August selber gedachte die Thronfolge seinem Hause zu sichern und aus dem Wahlreich ein Erbreich zu machen. Da der Sachse sich fortwährend weigerte, die pragmatische Sanction anzuerkennen, mit andern Worten, da er auf eine Zertrümmerung der österreichischen Monarchie nach dem Tode des Kaisers hoffte und auf Erwerbung einiger Theile derselben rechnete, so hatte der Kaiser keinen Grund, die Wahl seines Sohnes zum Polenkönig zu befördern oder dazu beizutragen, seinen Feind stärker zu machen. Ohne fremde Hülfe konnte aber August sein Ziel nicht erreichen, deßhalb unterhandelte er längst insgeheim mit Frankreich, und bot zugleich Preußen und Oesterreich den Besitz polnischer Provinzen an **), wenn sie seinen Plan, die polnische Verfassung zu stürzen und an ihre Stelle eine unumschränkte Erballeinherrschaft zu setzen, fördern wollten: Preußen wurde Großpolen und Kurland in Aussicht gestellt, der Kaiser sollte die Landschaft Zips bekommen. Der Preuße ging gierig auf die Unterhandlungen ein, der Kaiser erklärte solch einen Ländergewinn für unehrenhaft. Der Gegenbewerber, welchen die nationale Partei in Polen dem Sohne Augusts des Starken entgegenstellen wollte, nämlich Stanislaus Leczinski, war jedoch

(Margin notes: August von Polen. — Stanislaus Leczinski.)

*) Muratori, Annali d'Italia 1730. 1731. 1732. Carlo Botta, Storia d'Italia. VIII. l. 38.
**) Arneth, III. S. 357.

dem Kaiser aus wichtigen Gründen gleichfalls nicht genehm: er war der Schwiegervater Ludwigs XV. — auf den polnischen Thron erhoben, würde er wohl aller Voraussicht nach, wie ein französischer Statthalter in Warschau, seine Politik nach den Winken von Paris aus, also feindselig gegen Oesterreich leiten. Man konnte in Wien seine Verbindungen mit Rakoczy und Bonneval und der ganzen Partei, welche stets zu einem Krieg wider Oesterreich in der Türkei hetzte *). Aus den gleichen Gründen konnte die Wahl des Stanislaus Leczinski auch Rußland nicht angenehm sein. Beide Cabinete vereinigten sich daher dahin, ihren Einfluß für die Wahl eines fremden Prinzen zu verwenden, des Infanten Don Emanuel von Portugal, welcher, vom König Johann V., seinem Bruder, Don Emanuel. beleidigt und verfolgt, seine Heimath verlassen, unter Eugen den letzten Feldzug gegen die Türken mitgemacht und vor kurzem nach Rußland sich begeben hatte, um da sein Glück zu suchen. Beide Mächte mochten die Wahl nicht mit den Waffen erzwingen, wohl aber Truppen an der Grenze aufstellen, um eine Einmischung in die freie Königswahl von anderen Seiten zu verhindern. Auch der Preuße schloß sich dieser Anschauung an, und so kam es, daß der russische Oberstallmeister, Graf Löwenwolde **), im September 1732 zu Berlin mit Löwenwoldescher Vertrag dem österreichischen Gesandten Seckendorff und den preußischen Ministern einen Vertrag unterzeichnete, durch welchen die drei Mächte sich verpflichteten, jedem Candidaten entgegenzutreten, welchen Frankreich unterstütze, namentlich dem Stanislaus Leczinski, und dem Infanten Don Emanuel zur Krone zu verhelfen, und ihn deßhalb mit Truppen und 36,000 Dukaten zu unterstützen. Dafür wäre beim Erlöschen des Herzogshauses in Kurland dort die Wahl auf einen preußischen Prinzen zu lenken, und dem König von Preußen das Herzogthum Berg nebst Düsseldorf zuzusagen und hinsichtlich Rußlands dahin zu wirken, daß die muthmaßliche Erbin dieses Reichs, die Prinzessin Anna von Mecklenburg, mit dem Prinzen Ulrich von Braunschweig-Bevern vermählt werde. Der Kaiser weigerte sich jedoch den Löwenwoldeschen Vertrag zu unterzeichnen und die Wahl des Infanten mit Waffengewalt zu erzwingen: es sei dies den Verträgen mit der Republik und dem Völkerrecht zuwider, er wollte nur die Wahl des Stanislaus Leczinski verhindern. Eugen warf Seckendorff vor, einen großen Fehltritt begangen zu haben. Auch Rußland genehmigte den Vertrag nicht, der nur zur Vergrößerung Preußens beigetragen hätte. August bekam Wind von August † dem Vertrag und machte in Berlin neue Anerbietungen und der König sandte zur Verhandlung seinen Minister Grumbkow an die Grenze. Bei der Zusammenkunft mit August gab es ein großes Trinkgelage, bei dem jeder den andern auszuholen suchte. Der Preuße überstand die Sache, August aber starb am 1. Februar 1733 zu Warschau ***).

*) Arneth, Prinz Eugen III. 358.
**) Schöll, II. 224. Arneth, III. 360 und 584.
***) Stenzel, III. 649.

Die Frage wurde nun brennend. Bald zeigte sich, daß der Infant vo Portugal keine Aussichten habe, daß aber die Partei des Stanislaus Leczins die stärkste im Land sei. Wurde er König, so war er viel gefährlicher al August II., stieß man diesen zurück, so stand die Gefahr nahe, daß er si in die Arme Frankreichs werfen und dann doch ein Werkzeug französisch Politik auf dem Throne Polens würde, voll Haß gegen den Kaiser, der seine Streben entgegen getreten war. Auf der anderen Seite bewarb sich der Sach jetzt eifrig um die drei Mächte und schickte im März 1733 eine eigene Gesand schaft nach Wien und bat unter Versicherung der Treue und Ergebenheit u die Hülfe des Kaisers. England befürwortete die Bitte des Sachsen und versprach denn am 16. Juni 1733 der Kaiser, gegen Anerkennung der pragmatisch Sanction, Hülfe und Vorschub, damit der Sachse auf den polnischen Thro gelange. Zu gleicher Zeit versprach die Kaiserin Anna dem Sachsen ihre Beistand zu seiner Gelangung auf den polnischen Thron: wogegen Augu gelobte, sich alsdann der Ansprüche Polens auf Livland zu begeben und i Kurland nach dem Tod des Herzogs Ferdinand eine freie Wahl zu gestatte und das Land immer als Herzogthum fortbestehen zu lassen, d. h. Anna Liebling Biron sollte Herzog von Kurland werden. Der Preuße suchte sei Hilfe so theuer als möglich zu verkaufen und machte für seine Unterstützung ho Forderungen, die der Sachse nicht bewilligen konnte oder wollte, weil er nich gegen die Rechte Polens und der übrigen sächsischen Häuser verstoße mochte. Nun wurde Friedrich Wilhelm kalt, es regte sich Eifersucht gegen de Sachsen in ihm und er ward sogar geneigt, für Stanislaus Leczinski Partei z ergreifen, zumal ihm der französische Gesandte große Versprechungen machte.

Frankreich trat jetzt in der polnischen Frage thätig auf. Die Kriegsparte in Paris wünschte, daß Stanislaus gewählt und daß eine Flotte in die Ostse gesandt werde, um ihn zu unterstützen und eine Heeresabtheilung ans Land z setzen, sobald Russen, Oesterreicher oder Sachsen in Polen einrückten. Fleur wünschte den Frieden. Dieses kühne offene Auftreten war ihm zuwider, auc hatte der Schwiegervater des Königs ja versprochen, daß er niemals Frankreich Hilfe zur Erlangung der polnischen Krone verlangen werde. Chauvelin schlu vor, man solle Stanislaus bewegen, die polnische Krone nicht anzunehmen, un August II. von Sachsen unterstützen, unter der Bedingung, daß er die Freiheite der Nation nicht antaste; dagegen solle Frankreich Alles aufbieten, um Pole wieder mächtig zu machen, so schäle es den Sachsen von Rußland und Oester reich wieder los, und mache ihn zum Freund und Vorkämpfer französische Politik im Osten: den Pfälzer, den Baiern, den Kölner habe Frankreich ohnehi schon für sich, und so sei Oesterreich auf die Dauer gelähmt. Doch der Staats rath beschloß, Stanislaus zu unterstützen. Die öffentliche Meinung sprach sic sehr lebhaft für ihn aus. Der König hatte kein persönliches Interesse an de Frage, wurde aber damals durch die Nesle, mit der er während der Krankheit

Berwick auffordern mußte, Mannszucht zu halten: „Ihre Soldaten begehen Dinge, von denen die Geschichte nicht ähnliche aufzuweisen hat: sie achten weder die Kirche, noch die geweihten Hostien, welche sie zur Erde werfen, nicht die Priester, die sie nackt an die Thüren und Fenster der Häuser binden, nicht die Frauen, welche sie mit den Händen an Bäume nageln und mißhandeln, bis sie sterben, nicht die unschuldigen Kinder, welche sie in gräßlichster Weise verstümmeln."

In dieser Lage konnte Eugen nur Mannschaft sammeln und sie einüben, nicht aber die Belagerung Philippsburgs verhindern. Die Festung ward tapfer und umsichtig, wenn auch hoffnungslos, von Wutgenau vertheidigt. Ihren Fall erlebte übrigens Berwick nicht mehr. Als er am 12. Juni, wie gewöhnlich, die Laufgräben besuchte und eine erhöhte Stelle hinter der Brustwehr bestieg, um die Arbeiten zu übersehen, riß ihm eine Kanonenkugel, man weiß nicht, ob von den Franzosen oder den Deutschen abgeschossen, den Kopf weg. So endete Berwick, unter den großen Generalen Ludwigs XIV. derjenige, welcher den reinsten Ruf hinterließ. Mit ihm gingen große Pläne ins Grab *). Asfeld übernahm den Oberbefehl und setzte den Kampf gegen die Festung fort, deckte sich aber zugleich im Rücken gegen einen Angriff Eugens. Dieser verstärkte sich nach und nach. Endlich kamen auch die Preußen: sie waren die bestgedrillten Truppen, sie begingen aber im Würzburgischen solche Gräuel, daß die Bauern sich gegen sie erhoben. Man glaubte, es sei von ihrem Befehlshaber angeordnet worden, um den Bischof von Würzburg dafür zu strafen, daß er als Reichskanzler es mit Georg II. hielt und sich die Uebergriffe der preußischen Werber nicht hatte gefallen lassen. Am 14. Juli 1734 fühlte sich Eugen stark genug, sein Heer gegen Philippsburg zu führen, um die Stadt zu entsetzen. Es kam zu Kämpfen, die französischen Schanzen waren aber zu gut angelegt, als daß ein Sturm hätte gelingen können. Eugen beschloß den Rhein in das feindliche Lager zu leiten. Die Arbeit ging gut voran, schon trat das Wasser in das französische Lager, allein es fiel der Rhein plötzlich in dem Maß, als er früher angeschwollen war, und jetzt war Philippsburg verloren. Wutgenau capitulirte am 18. Juli 1734, die Besatzung erhielt freien Abzug nach Mainz.

Berwick †.

Die Preußen.

Philippsburg fällt.

Eine allgemeine Schlacht wollte Eugen um so weniger wagen, als, wenn dieses Heer geschlagen war, der Kaiser kein anderes mehr hatte. Eugen suchte nun bloß die Folgen der Einnahme Philippsburgs zu schwächen, was ihm auch gelang. Die Franzosen vermochten keine Früchte aus ihrem Sieg zu ziehen, Eugen nahm fortwährend solche Stellungen, daß die Feinde weder Breisach noch Mainz zu belagern wagten. Damals traf der Kronprinz von Preußen in Eugens Lager ein. Friedrich sollte unter Anleitung eines so großen Feldherrn sich im Kriegshandwerk ausbilden — er nannte sich auch später mit Stolz einen Schüler Eugens und erhielt von ihm den weisen Rath, die Geschichte der frühern Feldzüge zu durchdenken, sich die Lage der Generale zu vergegenwärtigen und so in seinem Geist die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Augenblicken das rechte Mittel zu ergreifen. Eugen erkannte wohl die Fähigkeiten des Kronprinzen, er schrieb an den Kaiser: „Unendlich viel liegt daran diesen jungen Herrn zu gewinnen, welcher dereinst mehr Freunde in der Welt als sein Vater sich machen und viel Schlimmes und Gutes thun kann **)."

Friedrich II.

Nachdem er im Oktober die Armee in Winterquartiere verlegt und dem

*) Sein Enkel gab seine Mémoires 1778 in zwei Bänden heraus, Montesquieu verfaßte ein Eloge historique du Duc de Berwick.

**) Arneth, III, 432 ff.

ihm Vortheile für die Auslieferung des Flüchtlings, der französische Gesandte dagegen drohte in solchem Fall mit Krieg. Im Herzen war der Preuße damals gegen den Sachsen. Er trank öfter auf die Gesundheit des Stanislaus, er nannte voll Verachtung König August wegen seines steifen Wesens nur den Dresdener Mantelsack, den dummen Teufel *). Der Kronprinz Friedrich hatte nach Abschluß des Löwenwoldeschen Vertrages gerathen, sogleich loszuschlagen, der alte König aber war kein Mann der That, er zögerte, schwankte, verlor so alle Vortheile, die er aus der Gunst der Lage hätte ziehen können.

Vertrag zu Turin.

Die polnische Frage war mit der Einnahme Danzigs entschieden. Die Folgen derselben hatte jedoch der Kaiser zu tragen. Ludwig XV. erklärte, der Kaiser habe in der Vertreibung des Stanislaus Leczinski die Ehre Frankreichs gekränkt. Am 7. September 1733 wurde zwischen Frankreich, Spanien und Sardinien in Turin so geheim, daß selbst der kaiserliche Gesandte Nichts davon erfuhr, ein Vertrag unterzeichnet, nach welchem die Oesterreicher aus Italien verjagt werden sollten, und sollte Don Karlos auf die Fürstenthümer Parma, Piacenza und Toscana zu Gunsten seines jüngern Bruders Don Philipp verzichten, dagegen Neapel und Sicilien als eigenes Königreich erhalten. Zu diesem Zweck sollten 40,000 Franzosen über die Alpen rücken und 18,000 Piemontesen zu ihnen stoßen. Den Oberbefehl solle der König von Sardinien und zugleich eine französische Unterstützung von 3,600,000 Livres jährlich haben und das Mailändische bekommen, dagegen Savoyen an Frankreich abtreten, wenn er auch Mantua erobert habe. Flassan behauptet **), Chauvelin, von dem man damals sagte, er habe dem Cardinal den Krieg aus dem Sack gestohlen, während später ihm der Cardinal den Frieden heimlich weggenommen habe, soll eigentlich nur die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft angestrebt haben, indem er glaubte, die beiden neuen spanischen Dynastien würden bald italienisch-national werden. Darum habe er auch Nichts in Italien für Frankreich verlangt. Piemont im Besitz des Mailändischen war nach seiner Ansicht stark genug, um die Alpen zu schließen. Die vielen kleinen Staaten Italiens waren nicht stark genug, um zu erobern, wohl aber um zu vertheidigen.

Sardinien.

Am 14. October 1733 wurde dem österreichischen Gesandten in Turin die Kriegserklärung zugestellt. Der Kaiser war überrascht, nicht minder Eugen, er hielt das Verfahren seines königlichen Verwandten für unpolitisch: „wenn es Frankreich und Spanien gelänge, uns aus der Lombardei zu vertreiben, wer würde mehr dabei verlieren, als der König von Sardinien, der sich von allen Seiten von dem Hause Bourbon umringt sähe, während wir außer Stand gesetzt wären, ihn gegen die Bedrückungen in Schutz zu nehmen, die sicher nicht ausbleiben werden ***).“ Aber nicht bloß überrascht war der Kaiser, er stand auch allein.

Der Kaiser.

Anna glaubte, in Polen genug gethan zu haben, Holland wollte sich in keinen Krieg einlassen, und England nicht, weil Holland nicht wollte; es nahm zum

*) Stenzel, l. c. III. 629. ff.
**) Flassan, histoire de la diplomatie française. T. V. p. 71.
***) Arneth, III. 380.

vorgerückten Jahreszeit ohnehin von keinem Nutzen seien *). Eugen lieferte keine Schlacht mehr, er eilte nach Wien, um dem Kaiser mit seinem Rathe beizustehen, Friedensunterhandlungen waren im Zuge. Um sie zum raschen Abschluß zu bringen, griff Seckendorf bei Klausen in der Nähe von Trier mit 44 Bataillonen und 41 Schwadronen ein französisches Heer von 69 Bataillonen und 105 Schwadronen unter Belleisle am 20. Oktober 1735 an und warf es zurück. Wie er auf Trier vorrücken wollte, traf ihn die Botschaft, der Friede sei schon abgeschlossen.

Gefecht bei Klausen.

Unterhandlungen.

Unterhandlungen waren in der That schon länger im Zug. England rüstete. Eugen und der Kaiser hofften anfangs, daß die Eifersucht auf das Anwachsen der Bourbonen England zum Krieg fortreißen werde, allein die Handelsvortheile, die England durch einen Krieg mit Spanien verlieren würde, dann die eigenthümliche Stellung Walpoles der Opposition gegenüber, waren Schuld, daß der Minister es bloß bei Vermittlungsvorschlägen bewenden ließ. Die Königin Karoline schrieb ausdrücklich der Kaiserin, daß England in den Krieg sich nicht einmischen dürfe. Die Seemächte schlugen vor: 1. Stanislaus solle den Titel König von Polen und seine Güter behalten, aber auf die Krone verzichten, und all seine Anhänger von August amnestirt werden; 2. Don Carlos solle als Karl VI. König von Neapel und Sicilien sein, aber auf Parma, Piacenza und Toscana verzichten, welche an den Kaiser als Entschädigung zu fallen hätten mit Ausnahme von Livorno, welches Freihafen werden solle; 3. solle der Kaiser Mailand wieder bekommen, mit Ausnahme zweier Provinzen, die an Sardinien fallen; 4. sollen die drei Mächte, die jetzt mit dem Kaiser in Krieg seien, die pragmatische Sanction anerkennen **). Der Kaiser, den Eugens dringende Vorstellung für den Frieden mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, auf Neapel und Sicilien zu verzichten, nahm diese Vorschläge als Grundlage einer Unterhandlung an, wenn die Czarin damit zufrieden sei, die sich jedoch gegen eine allgemeine Amnestie in Polen aussprach. Frankreich vermißte in diesen Vorschlägen eine Entschädigung für Stanislaus Leczinski, für den es doch den Krieg unternommen habe, den es aber in der That preisgegeben hatte. Indeß ließ Fleury, welcher den Frieden wünschte, dem Kaiserhof durch Dritte anzeigen, nicht durch Vermittelung der Seemächte, sondern durch unmittelbare Verständigung der beiden katholischen Cabinete könne der Frieden am leichtesten erzielt werden. Eugen rieth zu. Am 6. August 1735 trafen in Wien, in aller Stille, drei Unterhändler ein, darunter ein Franzose La Baume, den Fleury schon mehrmals zu wichtigen Sendungen verwendet hatte. Im Kloster der Trinitarier, in der Alservorstadt, fanden im tiefsten Geheimniß die Verhandlungen statt. Am 3. Oktober 1735 kam man zum Abschluß, der Sieg bei Klausen beschleunigte die Ratificationen, sie wurden am 7. November 1735 ausgewechselt. Der Wiener Frieden enthält folgende Abmachungen:

Vorschlag der Seemächte.

Wiener Frieden.

1. Stanislaus Leczinski verzichtet auf die polnische Krone zu Gunsten Friedrich Augusts, erhält jedoch alle Ehren eines Königs und seine Güter und die seiner Gemahlin. Die Rechte und Freiheiten Polens, namentlich die freie Königswahl werden von neuem gewährleistet. 2. Stanislaus erhält als Entschädigung die Herzogthümer Bar und Lothringen, Bar sogleich und Lothringen, sobald Toscana nach dem Tode Gastons an Franz von Lothringen anheimgefallen sein wird. Er erhält jedoch beide Herzogthümer nur für die Dauer seines Lebens, nach seinem

---

*) Arneth, Eugen. III. 475.

**) Flassan, Hist. de la diplomatie française, V. p. 80.

verliert die Lombardie. Cavallerie, Prinz Friedrich von Wirtemberg dagegen wollte dem Feind mit noch so geringer Macht sogleich im offenen Feld entgegentreten. Was Daun wollte, mußte geschehen — und nun war keine Festung stark genug bewaffnet. Vigevano ergab sich am 27. October, Pavia sandte am 31. die Schlüssel, Mailand bat am 3. November um Schonung, und am 4. hielt Karl Emanuel hier seinen feierlichen Einzug und gab prächtige Feste *). Pizzighetone wurde nach wenigen Tagen übergeben, rasch nach einander fielen nun Cremona, Novara, Tortona, binnen drei Monaten war die ganze Lombardie für den Kaiser verloren, bis auf Mantua, wohin sich Daun zurückgezogen hatte.

Er wurde abberufen und Mercy erhielt den Oberbefehl; kaiserliche Truppen sammelten sich in Südtyrol; Villars trieb, sie rasch zu zersprengen, das beste Mittel die bisherigen Eroberungen zu schützen, sei weiter zu gehen. Aber Karl Emanuel traute der Königin von Spanien nicht und suchte sich im Mailändischen festzusetzen, in der Furcht, Elisabeth Farnese werde ihm dieses Land nicht lassen, sondern ganz Italien für Spanien haben wollen. Villars hatte gehofft, mit der Eroberung Italiens seine kriegerische Laufbahn glänzend zu schließen, jetzt gerieth er mit dem Sarden über den Kriegsplan in Zwiespalt. Er verlangte seine Abberufung und erhielt sie. Karl Emanuel behandelte ihn mit Undank. Ihm geschah Recht — warum hatte er zu diesem ungerechten Kriege getrieben! Villars hatte sich raschen Soldatentod nach einem Siege gewunschen, jetzt erkrankte er auf der Rückkehr iu Turin und schloß daselbst am 17. Juni in demselben Zimmer, in welchem er 84 Jahre zuvor als Sohn des französischen Gesandten geboren worden war, sein reich bewegtes Leben. Er war der letzte der großen Heerführer aus der Zeit Ludwigs XIV.

Krieg 1734.

Villars †.

Schlacht bei Parma. Am 29. Juni wurde ihm bei **Parma** eine blutige Leichenfeier veranstaltet. Mercy griff mit ungefähr gleichen Kräften die Franco-Sarden bei Parma an. Die Tapferkeit der Oesterreicher war ohne Vergleich: sie wollten den Feind von Parma wegtreiben und in die Sümpfe am Po werfen. Die ersten Reihen der Franzosen wurden zurückgedrängt, der Canal überschritten, aber die hintern Reihen hielten die Oesterreicher auf. Da wurde Mercy von einer Stückkugel todt niedergestreckt. Prinz Ludwig von Wirtemberg, der den Oberbefehl übernahm, kannte den Plan nicht genau und so entstand eine Verwirrung. Der Kampf dauerte mit Erbitterung bis Abends fort, wo die Oesterreicher sich in Ordnung bis zur Secchia zurückzogen. Die Oesterreicher zählten 6000 Todte und Verwundete, sie hatten aber keine Gefangenen, keine Fahne verloren. — Königseggg wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 15. September überraschte er bei **Guistello** die Franzosen. Broglie, der mit Coigny den Befehl theilte, entkam kaum im Hemde. Sein Sohn, sein Gefolge wurden gefangen genommen. Der rechte Flügel der Franzosen wurde auf die Mitte geworfen, bei Guistello nahmen die Oesterreicher das Geräth, die Kriegscasse, das Silberzeug des Sarden weg. Doch gelang es ihnen nicht, sich zwischen die Franzosen und Piemontesen hineinzuschieben. Bei Guastalla ordneten sich die Feinde wieder. Am 17. und 18. September wurde der Kampf fortgesetzt bei **Luzzara**; am 19. versuchten die Oesterreicher vergebens die gedeckte Stellung der Feinde bei **Guastalla** zu durchbrechen. Am Abend mußten sie sich mit einem Verlust von 6000 Mann zurückziehen. Viele Officiere waren gefallen, unter ihnen der Prinz von Wirtemberg. Sieben Bataillone hatten zusammen nur noch einen Hauptmann. Königsegg zog sich gegen Borgoforte zurück und nahm Stellung zwischen Po und Oglio. Im Süden des Po bezogen die

Mercy †.

Königsegg.

Guistello.

---

*) **Muratori**, Annali d'Italia 1733. **Botta**, Storia d'Italia VIII.

...ne Lobrede *). Nancy und Lüneville verdanken ihm ihre Verschönerung. 1831 errichtete ihm das dankbare Lothringen in der Hauptstadt ein Standbild. Stanislaus Leczinski starb 1766.

Für die Opfer, welche der Kaiser gebracht hatte, anerkannte Frankreich in der feierlichsten Weise die pragmatische Sanction: „Der König nimmt feierlich die Verpflichtung auf sich, die Thronfolge, wie sie in Oesterreich durch die pragmatische Sanction vom 19. April 1713 festgestellt ist, zu schützen, und verspricht für sich und seine Erben in der feierlichsten Weise sie aufrecht zu halten gegen jeden Angreifer, wer es auch sei." Pragmatische Sanction.

Der König und die Königin von Spanien schrieen über Frankreichs Verrath und wollten den Frieden lange nicht unterzeichnen. Im Frühjahr 1735 war Montemar mit seinen Spaniern nach dem Norden Italiens gezogen, um zunächst die deutschen Besatzungen aus den Küstenplätzen von Toscana zu vertreiben. Im April nahm er Porto Ercole und Orbitello. Im Mai stand er mit 20,000 Mann im Modenesischen. In Parma kam er dann mit Noailles und dem König von Sardinien zusammen. Alle drei waren einig darin, man müsse den Oesterreichern Mantua wegnehmen und sie nach Tyrol werfen, er verletzte aber durch seinen Stolz den Franzosen, und der Sardinier war schon lang geneigt, mit Spanien zu brechen, weil er wohl wußte, daß die Königin ihm das Mailändische nicht lassen und auch Mantua haben wolle. Königsegg, welcher mit bloß 20,000 Mann gegen die drei verbündeten Armeen das offene Feld nicht halten konnte, warf eine starke Besatzung nach Mirandola und Mantua und zog sich mit dem Rest des Heeres in die Berge von Tyrol zurück. Montemar drang darauf, man müsse diese Festung nehmen, ja er prahlte sogar, er werde sie allein einnehmen, man solle ihm nur das Geschütz überlassen, bis sein eigener Artilleriepark aus dem Süden angekommen sei. Der Sardinier aber verweigerte jede Kanone und die Franzosen meinten, Montemar solle einmal zeigen, was er allein könne. Montemar machte sich an Mirandola und bezwang es in der That am 31. August 1735. Dann rückte er vor Mantua, das er aber nicht einzunehmen vermochte **)! Schon brachen die Oesterreicher wieder aus den Bergen Tyrols vor, als am 16. November 1735 die Nachricht vom Abschluß des Friedens ihnen Halt gebot. Ungern zog sich Montemar zurück. Elisabeth von Spanien machte eine Schwierigkeit um die andere ***). Erst am 5. Januar 1737 erfolgte der Austausch der Entsagungsurkunden zwischen dem Kaiser und dem König beider Sicilien. Noch immer gab aber Elisabeth nicht alle Hoffnung auf, dem Kaiser Toscana und Parma wieder zu entwinden. Sie rechnete auf Chauvelins Absicht, die Oesterreicher ganz aus Italien zu verdrängen, und auf den Tod des Cardinals. Aber Chauvelin wurde gestürzt, der Cardinal blieb am Leben. Edelleute in der Umgebung Ludwigs waren für Elisabeth und Chauvelin. Der König versprach ihnen, Chauvelin zu halten, zeigte sie aber nachher wie ein schwacher Knabe Fleury an und schwieg zum Sturze Chauvelins. De la Tremouille hatte allein den Muth, Ludwig ins Gesicht zu sagen: „Ich bin zwar Ihr Unterthan, aber ich will Nichts von Ihrer Freundschaft wissen." Am 9. Juli 1737 starb Gaston, und der Fürst von Croy nahm der Signoria den Eid der Treue für Franz von Lothringen ab — und jetzt war es aus mit den Hoffnungen der Königin von Spanien.

Spanien. Krieg in Italien 1735. Montemar. Elisabeth.

Mit Gaston starb die zweite Linie der Mediceer aus. Die Geschichte der

*) Éloge du feu roi Stanislas le bienfaisant. Paris 1766.
**) Muratori, Annali d'Italia, a. 1735.
***) Henry Martin, Hist. de France, XV. 202. 204.

abzuschlagen, das schwere Geschütz zu vernageln, und sich eiligst in der Nacht in
Neapel. die Festung Capua zurück zu ziehen. Die Kunde von diesem Mißerfolg wirkte in Neapel, der Pöbel ward frech und trotzig, zumal die spanische Flotte angreifen zu wollen schien. Am 3. April verließ der Vicekönig mit den Deutschen die Hauptstadt und schlug den Weg nach Apulien ein. Indessen rückte Don Carlos gegen Neapel vor, bald überreichten ihm Abgeordnete die Schlüssel der Hauptstadt, wünschten ihm Glück und gelobten ihm Treue. Ueberall auf dem Wege suchte der junge Sieger durch Auswerfen von Geld das Volk zu gewinnen. Seine Mutter hatte ihm einen Theil der Schätze aus Mexiko zu diesem Zwecke gesandt. Widerstandslos rückte Marsillac mit 6000 Mann in Neapel ein, die Forts ergaben sich bald, Elmo am 25. April, Del Ovo am 2. Mai, das Neue Castell am 6. Mai. Am 10. Mai zog Don Carlos selber unter dem Jubel der Bevölkerung mit königlichem Gepränge in die Haupstadt ein. Alles geschah, um das Volk zu gewinnen, die Vorrechte der Stadt wurden bestätigt, Don Carlos warf Silber und Goldstücke unter die Menge, er erbat sich den Segen vom Erzbischof, er öffnete die Gefängnisse, er hing der Bildsäule des heiligen Januarius ein kostbares Halsband von Rubinen und Diamanten um. Don Philipp veröffentlichte ein Dekret vom 15. Juni 1734, worin er seinem Sohn Karl seine alten und neuen Rechte auf beide zu einem selbständigen Reiche vereinigten Sicilien abtrat. Der neue König nannte sich Karl, von Gottes Gnaden König beider Sicilien und von Jerusalem, Infant von Spanien, Herzog von Parma, Piacenza und Castro,
Tanucci. Erbgroßherzog von Toscana. Feste wurden dem Volk gegeben, Tanucci wurde zum Justizminister ernannt: früher Advokat und Professor des Staatsrechts in Pisa, dann Karls Lehrer, kam er bei diesem ob seiner Fähigkeiten und seiner Arbeitskraft bald zu solcher Gunst, daß er die ganze Regierung leitete, während der König sich mit Leidenschaft den Freuden der Jagd hingab.

Indeß wurde der Krieg fortgeführt. Die Kaiserlichen hielten noch immer Apulien besetzt, sie bezogen ihre Bedürfnisse aus Sicilien. Bei Manfredonia erwartete man die Ankunft von 6000 Croaten. Montemar zog mit 12,000 Mann
Bitonto. nach Apulien. Bei Bitonto kam es am 27. Mai 1734 zur Schlacht. Die österreichische Reiterei gerieth in Unordnung und floh. Das brachte Entmuthigung unter die übrigen Truppen. Am Abend zogen sich die Oesterreicher mit einem Verlust von 1000 Mann zurück. Statt sich in die treffliche Festung Pescara zu werfen und hier seine noch jungen Truppen einzuüben, zog Belmonte zwei Monate lang unthätig in Apulien umher. In kurzer Zeit fielen alle festen Schlösser außer Brindisi nnd Lecce in die Gewalt der Spanier. 3400 deutsche Kriegsgefangene traten in die Dienste Karls. Montemar kehrte nach Neapel zurück. „Was gibt es Neues," fragte ihn Karl. „Das Neueste, entgegnete Montemar, ist, daß Ihre Feinde vor Ihnen haben weichen müssen und entweder todt oder gefangen sind; daß also Ihr Sieg um so glänzender ist. Ihre Truppen haben alle sich gleich brav gehalten, doch über die Wallonen geht Nichts in der Welt *)."

Das Kriegsglück blieb den Spaniern treu. Am 6. August ergab sich die
Gaeta. wichtige Festung Gaeta, welche nur von 500 Neapolitanern und 1000 Oestreichern vertheidigt und von 16,000 Spaniern unter dem Herzog von Liria angegriffen war. Die kaiserliche Fahne wehte jetzt nur noch auf den Mauern von Capua, welches Traun heldenmüthig vertheidigte. Der Erfolg gab dem König Muth zu
Sicilien. einem Unternehmen auf Sicilien. Hier war Vicekönig der Marquese Rubbi und Befehlshaber der Truppen der Fürst Lobkowitz. Auch in Sicilien war die kaiserliche

*) Colletta, l. c. l. cap. 2.

ber, an die er berühmte Lehrer der lateinischen und griechischen Literatur, der Florenz. Philosophie und anderen Wissenschaften berief. Ein lebhafter Eifer ward namentlich für griechische Literatur rege, und, um ihn zu steigern, ließ er den Lorenz Torentin, den Buchdrucker, und Anton von Harlem aus Flandern kommen. 1557 erkaufte Cosimo von Philpp II. den Besitz von Siena, mehrere feste Plätze, nämlich: Orbitello, Porto Ercole, Telamone, Monte Argentaro und San Stefano *), aber die sogenannten degli Presidi behielten die Spanier. 1564 übertrug Cosimo einen Theil der Geschäfte seinem Sohn Franz Maria, er selber behielt sich nur den Titel eines Herzogs und die Wahl des Admirals der Flotte und des Obergenerals der Truppen vor, und lebte als Privatmann der Jagd, dem Fischfang und seiner Liebe zu Bauten und Chemie. Die Academia de la Crusca und eine Academie für Malerei entstand gleichfalls durch seinen Schutz in Florenz, sowie ein Staatsarchiv, in welches Abschriften aller wichtigen Urkunden des Landes gebracht wurden. Er soll wohlriechende Essenzen, Gegengifte und die Kunst erfunden haben, den Stahl so zu schärfen, daß er selbst Porphyr schneidet. Unter seiner Regierung genoß Toscana der Ruhe und des Wohlstandes: die Staatsschuld wurde vollkommen getilgt, die Häfen von Livorno und Porto Ferrajo erweitert, Sümpfe wurden ausgetrocknet, Flüsse eingedämmt, Straßen gebaut, Handel, Gewerbe, Ackerbau blühten, das Staatseinkommen stieg jährlich auf 1,100.000 Dukaten. Cosimo erhielt von seinen Anhängern den Namen des Großen. Er strebte nach dem Titel Großherzog. Der Kaiser verweigerte ihm, Papst Pius V. verlieh ihm denselben am 1. September 1569, ohne Zustimmung des heil. Collegiums, während die Gesandten im Namen ihrer Herrscher dagegen Verwahrung einlegten. Im folgenden Jahr verlieh er ihm feierlich in Rom Krone und Scepter. Unter die Stiftungen dieses Großherzogs gehört auch der Ritterorden von Sanct Stephan 1560, zum Schutz der Küsten Italiens gegen die Seeräuber. Der Hauptsitz des Ordens war auf Porto Ferrajo in Elba.

Franz Maria (1574 — 87), sein Sohn, erhielt von seinem Schwager, Kaiser Maximilian II., die Anerkennung der Ehren und Titel eines Großherzogs, 24. Jannar 1676, als er aber in Folge dessen auch den Vorrang vor allen Fürsten Italiens verlangte, erklärten die Kurfürsten am 23. August 1582, daß dieser Vorrang dem Herzog von Savoyen als Vikar des Reiches in Italien gebühre. Franz Maria hatte von seinen Vorfahren den Handelsgeist geerbt und war eigentlich Großhändler, unterstützte übrigens Gelehrte und Künstler. Sein Hof galt für den glänzendsten in Italien. 1580 gründete er die Gallerie von Florenz. Er starb an Gift 1587 **). Sein Nachfolger war sein Bruder Ferdinand (1587 — 1609), der zwar seit 1563 Cardinal war, aber auf die Nachricht vom Tode des Großherzogs sogleich von Rom nach Florenz eilte, wo man seine edlen Eigenschaften kannte und ihn als Herrn mit Jubel aufnahm. Er war in Allem das Gegenbild seines gestrengen, wollüstigen, erwerbsüchtigen Bruders. Die großen Summen, die er in dessen Schatz fand, verwendete er alsbald zum gemeinen Besten. Er war mild, leicht zugänglich, gefällig, wo er es nur sein konnte, aufrichtig, fest in seinen Entschließungen, muthig und groß in der Ausführung seiner Entwürfe; er handhabte strenge Gerechtigkeit, Ruhe und Wohlstand herrschten im Lande. Sein Vorgänger lebte ganz nur unter dem Schutze Philipps II., Ferdinand dagen wußte geschickt alle Spanier aus dem Land zu bringen. Während unter seinem Vorgänger das Banditenwesen überhand nahm, wußte Ferdinand I. dasselbe vollständig auszu-

Presidi. Groß-herzog. Franz Maria. Ferdinand I.

*) Hist. de Jacques Aug. de Thou II. Liv. XV. und Liv. XVIII.
**) Galuzzi, Storia del Granducato di Toscana, vol. III.

gegen die Franzosen und im Südosten gegen die Türken davon getragen hatte, waren theils auf den Schlachtfeldern gefallen oder in den Spitälern zu Grunde gegangen — denn mit dem Feldarzneiwesen war es damals so schlecht bestellt, daß man sagte, es sei gleich, ob ein Soldat im Kampf getödtet oder verwundet werde, im letzteren Falle sterbe er nur langsam — oder sie standen in der Lombardie, in Neapel und Sicilien. Neue Lorbeern zu den bisherigen konnte unter solchen Verhältnissen Eugen nicht erwerben, wohl aber seinen alten Ruhm aufs Spiel setzen, und wenn er bei so schlechten Mitteln dennoch den Oberbefehl übernahm, so that er dies nur in wahrhafter Selbstverläugnung und in Treue gegen seinen Kaiser und in Hingabe an das Reich, dem er von seiner Jugend an seine seltenen Kräfte gewidmet hatte. Eugen täuschte sich nicht über seine Lage, er vertraute nur auf die Gerechtigkeit der Sache und daß die Unwürdigkeit, mit der Frankreich Kaiser und Reich behandle, den Zorn und die Thatkraft der Deutschen aufstacheln werde *). Mit Begeisterung empfingen ihn die Soldaten, als er am 24. April 1734 im Lager von Waghäusel erschien. Aber was konnte er mit 29,000 Mann gegenüber 100,000 machen! Die mächtigsten Fürsten hatten ihre Truppen noch nicht gesendet. Flehentlich schrieb er nach allen Seiten um Zuzug. Von zwei Seiten wollten die Franzosen die Ettlinger Linien bezwingen und gingen deßhalb in zwei Abtheilungen, in Kehl und Fort-Louis, über den Rhein. Eugen, der sonst immer gewohnt war kühn voranzudringen, mußte sich jetzt zurückziehen, zuerst nach Bruchsal, am 9. Mai nach Heilbronn. „In so vielen Feldzügen befand ich mich nie in einer so gefahrvollen Lage, schrieb Eugen damals an den Kaiser. Ich werde Alles thun, was Menschen möglich ist, um von keinem Unglück betroffen zu werden; ob dies aber dann, wenn ein Mann wider 4 oder 5 zu streiten hat und von allen Seiten mit öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben ist, sich bewirken läßt, insbesondere da ein großer Theil der bei mir befindlichen Truppen in neuer und unerfahrener Mannschaft besteht, dafür, glaube ich, kann Niemand sich verbürgen, der sich in solcher Lage befindet" **). Er stellt deßhalb Alles der göttlichen Allmacht anheim, welche eine gerechte Sache nicht zu Grunde gehen lasse, und tröstet den Kaiser damit, daß es nicht das erste Mal sei in der Geschichte des durchlauchtigsten Erzhauses, daß die äußern Umstände anfangs das schlimmste Ansehen hatten und dann zu dessen Ruhm und Vortheil ausschlugen" ***).

Deutsche Fürsten. Die heimlichen Feinde, von denen er redet, waren die Kurfürsten von Baiern, Köln und der Pfalz. Der Baier war der feindseligste — mit der zweiten Tochter Baiern. Kaiser Josephs I. vermählt, grollte er dem Kaiser, daß dieser durch die pragmatische Sanction seine vermeintlichen Ansprüche auf das österreichische Erbe zu nichte gemacht habe, und wollte sich nur versöhnen lassen, wenn der Kaiser Maria Theresia mit dem Kurprinzen vermähle. Allein Maria Theresia war 10 Jahre älter als der Kurprinz und dieser bei den Stürmen, die drohten, nicht im Stand, ihr eine feste männliche Stütze zu sein. Der Baier stellte nicht bloß als Reichsfürst sein Contingent nicht, sondern sammelte mit französischem Geld Truppen, um sich mit den Franzosen zu vereinigen, wenn es diesen gelinge, Eugen über den Haufen zu werfen. Auch der Kölner hatte sich mit Ludwig XV. eingelassen, der Pfälzer hatte einen unüberwindlichen Posten in der Neckarau ohne Schuß räumen Französische Barbarei. lassen und so den Franzosen den Uebergang über den Fluß erleichtert. Die Franzosen hausten auf dem rechten Rheinufer in empörender Weise, so daß Eugen

*) Arneth, Eugen III. p. 404.
**) Arneth, l. c. p. 403.
***) Arneth, l. c. 404.

Nutznießer. Er sah keine Zukunft mehr vor sich und dachte nur noch, die wenigen Jahre, die er, gebrochen durch sein leichtfertiges Leben, meistens im Bett zubringen mußte, so heiter als möglich zu durchleben. Spaßmacher waren seine liebste Umgebung; wie sie die Dinge ansahen, so erließ er Befehle — und das Land kam dabei herunter. Der alte Wohlstand verfiel, die Richter verkauften das Recht, die Straßen waren unsicher. Gaston hatte nur einen Wunsch, kein trauriges Gesicht in seiner Nähe zu sehen. So elend endeten die Mediceer! Erst unter Franz von Lothringen, namentlich unter seinem Sohne Leopold, lebte das Land neu wieder auf. Ende der Medici.

Die Lothringer fanden, von der Eroberungssucht Frankreichs in einem fort bedrängt, beim Kaiserhofe Schutz und der Kaiser in ihnen Vorkämpfer für die gerechte Sache des Reiches. Die innigste Verbindung zwischen Lothringen und Habsburg bildete sich naturgemäß. Franz Stephan, der Enkel des gefeierten Feldherrn Karl von Lothringen, geb. 1708, kam als frischer, blühender, heiterer Jüngling 1723 nach Wien, wo er wie ein Mitglied der Familie am Kaiserhof empfangen wurde und die Neigung der Maria Theresia gewann. 1732 — 35 war er Statthalter in Ungarn. Der Verzicht auf sein Herzogthum, den ihm der Wiener Friede auferlegte, ward ihm schwer, als ihm aber Bartenstein sagte: „Kein Verzicht, dann auch keine Erzherzogin," gab er nach. Am 31. Januar 1736 warb er feierlich um die Hand der Erzherzogin, am 12. Februar ward er in der Hofkirche der Augustiner mit ihr vermählt. Am 11. April des gleichen Jahres verzichtete er auf sein Stammland Lothringen, am 9. Juli 1737 erhielt er dafür das Großherzogthum Toscana mit dem Titel, „königliche Hoheit *)." Am 9. Juli 1737 starb Johann Gaston, am 20. Jänner 1739 zog Franz Stephan mit Maria Theresia in Florenz ein. Toscana war glücklich unter der neuen Dynastie, es wurde wieder der Garten Italiens. Franz Stephan.

Der große Feldherr und Staatsmann, dessen Genie und Treue Oesterreich in den schwersten Drangsalen erhalten, Prinz Eugen, überlebte diese Verbindung, durch welche an die Stelle von Habsburg jetzt Habsburg-Lothringen tritt, nicht lange. Man fand ihn am Morgen des 21. April 1736 leblos im Bette, er war an einer Lungenlähmung verschieden. Der heitere Ausdruck seiner Züge bewies, daß sein Tod nicht schmerzhaft war. Prinz Eugen ist einer der größten Feldherren der Weltgeschichte. Zenta, Peterwardein, Turin, Malplaquet, Ramillies, Hochstädt, Belgrad sind Namen, die an die glänzendsten Siege erinnern, Granit, wie Napoleon sagt, an denen der Zahn des Neides und der Zeit Nichts hinwegnehmen kann. Seine Schlachtpläne sind wahre Meisterstücke der Kriegskunst. Die höchste Gefahr entlockte seinem Genius die schönsten Pläne, und weckte in ihm die höchste Heldenbegeisterung. Er war tapfer als Soldat, wie groß als Taktiker und Strateg. Er besaß eine Eigenschaft, deren auch Napoleon sich rühmt, daß er seine Siegeszuversicht seinen Soldaten einzuflößen, daß er sie zu Helden zu machen wußte, daß sie unter ihm sich für unüberwindlich hielten, daß sie mit Begeisterung in den Tod gingen. Aber er war nicht bloß ein großer Feldherr, sondern auch ein edler Mensch, ein reiner Charakter, frei von den Schwächen, die so viele glänzende Eugen †.

---

*) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 7—34, 46—48.

Herzog Karl Alexander von Wirtemberg den Oberbefehl übergeben hatte, kehr
Eugen in Wien. Eugen nach Wien zurück. Der Kaiser bedurfte seines Rathes und der Feldhe
rieth dringend zum Frieden. Drei verbündeten Mächten, Frankreich, Spanien, Sa
dinien gegenüber, ohne die Geldunterstützung der Seemächte sei der Kaiser nic
im Stand zu widerstehen. England verharre darauf ohne Mitwirkung Hollan
Nichts für den Kaiser zu thun, und das letztere wolle sich nicht an dem Kri
Rath zum Frieden. betheiligen. „Im deutschen Reich wächst die Zahl derer, die zur Neutralität zwisch
dem Kaiser und Frankreich hinneigen, von Tag zu Tage. Der sächsische Hof th
Nichts, weder für sich selbst, noch für den Kaiser. Das Leben des Königs vo
Preußen verspricht nur noch eine kurze Dauer. Die Kurfürsten von Baiern un
Köln verstärken ihre Truppen durch höchst beträchtliche Aushebungen. Ihr Su
sidientractat mit Frankreich ist abgeschlossen, sechs Monate davon sind bezahlt un
Baiern beginnt sich über jede Schranke hinweg zu setzen und Maßregeln zu e
greifen, welche nur zu leicht noch während des Winters uns mit ihm in offene
Kampfe bringen könnten. In der Türkei ist nur mehr der einzige Großvezir geg
den Krieg mit uns; alle übrigen sind durch den französischen Botschafter und dur
Bonneval gewonnen *)." Auch Königsegg rieth dringend zum Frieden. Die Se
mächte traten im Februar 1735 mit Friedensvorschlägen auf — doch konnte der Kais
noch zu keinem Entschluß kommen.

Feldzug 1735. Im Mai 1735 begab sich Eugen, obschon leidend, wieder zum Heer an de
Rhein. Seine Ankunft war im höchsten Grad nöthig. Der größte Zwiespa
herrschte unter den Führern: die einen wollten nur ihrem Monarchen und nic
dem Herzog von Wirtemberg gehorchen, andere verließen, ohne sich um einen Befe
zu kümmern, geradezu das Heer. Militärische Zucht und Ordnung war vollständi
im Verfall, nur Eugens Ansehen konnte die Unordnung abstellen. Die Franzose
machten ein Menge Scheinbewegungen, namentlich gegen Mainz. Eugen durch
schaute ihren Plan, ihn irre zu führen und nach Baiern durchzubrechen, blieb au
guter Hut und deckte vollkommen das rechte Rheinufer. Zum Dank dafür, daß e
den Feind verhindert, in das Innere des Reiches einzudringen, bewilligte ihm de
Reichstag jährlich einen Römermonat (ungefähr 80,000 fl.): mehr als das Gel
galt ihm der Ausdruck des Dankes, er habe sich „außerordentliche Verdienste um
die ganze Christenheit im Allgemeinen, um das römische Reich insbesondere dur
Russen am Rhein. unzählbare heldenmüthige Thaten und ruhmvolle Siege erworben **)." Eugen wartet
Verstärkung ab, um zum Angriff überzugehen. Die deutschen Fürsten thaten ihr
Pflicht nicht, nur die Czarin hielt ihr Wort. Ein russisches Heer war auf dem Marsc
Baiern. nach dem Rhein, wenn es auch spät kam. Baiern verlangte nun, daß die russische
Truppen in kleinen Abtheilungen durch die Oberpfalz ziehen, ohne Zweifel, un
sie anzugreifen. Man trieb aber die Russen, beisammen zu bleiben, zugleich machte
die Truppen in Tyrol eine Bewegung gegen Baiern. Eugen rieth, den Kurfürste
zu entwaffnen und einmal Ernst zu zeigen oder ihn für immer dadurch zum Freun
zu machen, daß man seinen Sohn mit Maria Theresia verlobe. Am 26. August 173
trafen 13,000 Russen im Lager bei Bruchsal ein — die ersten Russen am Rhein
Ein anderes Heer war auf dem Marsch. Jetzt wurde der Baier sorglich, er wollt
endlich sein Contingent stellen. Eugen aber, der fürchtete, daß bei der Entscheidun
die Baiern zu den Franzosen übergehen, antwortete in einem spitzigen Schreiben
der Kurfürst möge lieber seine Truppen bei sich behalten, da sie bei der schon

*) Arneth, III. 448.
**) Arneth, Prinz Eugen III. p. 467.

vorgerückten Jahreszeit ohnehin von keinem Nutzen seien *). Eugen lieferte keine Schlacht mehr, er eilte nach Wien, um dem Kaiser mit seinem Rathe beizustehen, Friedensunterhandlungen waren im Zuge. Um sie zum raschen Abschluß zu bringen, griff Seckendorf bei Klausen in der Nähe von Trier mit 44 Bataillonen und 31 Schwadronen ein französisches Heer von 69 Bataillonen und 105 Schwadronen unter Belleisle am 20. Oktober 1735 an und warf es zurück. Wie er auf Trier vorrücken wollte, traf ihn die Botschaft, der Friede sei schon abgeschlossen. Gefecht bei Klausen.

Unterhandlungen waren in der That schon länger im Zug. England rüstete. Eugen und der Kaiser hofften anfangs, daß die Eifersucht auf das Anwachsen der Bourbonen England zum Krieg fortreißen werde, allein die Handelsvortheile, die England durch einen Krieg mit Spanien verlieren würde, dann die eigenthümliche Stellung Walpoles der Opposition gegenüber, waren Schuld, daß der Minister es bloß bei Vermittlungsvorschlägen bewenden ließ. Die Königin Karoline schrieb ausdrücklich der Kaiserin, daß England in den Krieg sich nicht einmischen darfe. Die Seemächte schlugen vor: 1. Stanislaus solle den Titel König von Polen und seine Güter behalten, aber auf die Krone verzichten, und all seine Anhänger von August amnestirt werden; 2. Don Carlos solle als Karl VI. König von Neapel und Sicilien sein, aber auf Parma, Piacenza und Toscana verzichten, welche an den Kaiser als Entschädigung zu fallen hätten mit Ausnahme von Livorno, welches Freihafen werden solle; 3. solle der Kaiser Mailand wieder bekommen, mit Ausnahme zweier Provinzen, die an Sardinien fallen; 4. sollen die drei Mächte, die jetzt mit dem Kaiser in Krieg seien, die pragmatische Sanction anerkennen **). Der Kaiser, den Eugens dringende Vorstellung für den Frieden mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, auf Neapel und Sicilien zu verzichten, nahm diese Vorschläge als Grundlage einer Unterhandlung an, wenn die Czarin damit zufrieden sei, die sich jedoch gegen eine allgemeine Amnestie in Polen aussprach. Frankreich vermißte in diesen Vorschlägen eine Entschädigung für Stanislaus Leczinski, für den es doch den Krieg unternommen habe, den es aber in der That preisgegeben hatte. Indeß ließ Fleury, welcher den Frieden wünschte, dem Kaiserhof durch Dritte anzeigen, nicht durch Vermittelung der Seemächte, sondern durch unmittelbare Verständigung der beiden katholischen Cabinete könne der Frieden am leichtesten erzielt werden. Eugen rieth zu. Am 6. August 1735 trafen in Wien, in aller Stille, drei Unterhändler ein, darunter ein Franzose La Baume, den Fleury schon mehrmals zu wichtigen Sendungen verwendet hatte. Im Kloster der Trinitarier, in der Alservorstadt, fanden im tiefsten Geheimniß die Verhandlungen statt. Am 3. Oktober 1735 kam man zum Abschluß, der Sieg bei Klausen beschleunigte die Ratificationen, sie wurden am 7. November 1735 ausgewechselt. Der Wiener Frieden enthält folgende Abmachungen: Unterhandlungen. Vorschläge der Seemächte.

1. Stanislaus Leczinski verzichtet auf die polnische Krone zu Gunsten Friedrich Augusts, erhält jedoch alle Ehren eines Königs und seine Güter und die seiner Gemahlin. Die Rechte und Freiheiten Polens, namentlich die freie Königswahl werden von neuem gewährleistet. 2. Stanislaus erhält als Entschädigung die Herzogthümer Bar und Lothringen, Bar sogleich und Lothringen, sobald Toscana nach dem Tode Gastons an Franz von Lothringen anheimgefallen sein wird. Er erhält jedoch beide Herzogthümer nur für die Dauer seines Lebens, nach seinem Wiener Frieden.

*) Arneth, Eugen. III. 475.
**) Flassan, Hist. de la diplomatie française, V. p. 80.

Tode fallen sie an Frankreich, welches jedoch auf Sitz und Stimme der beiden Herzogthümer am deutschen Reichstag verzichtet. 3. Das Großherzogthum Toscana fällt nach dem Tode Gastons an das Haus Lothringen für die Gebiete welches dieses an Stanislaus Leczinski abtritt; bis zum Tode Gastons erhält Franz Stephan von Frankreich jährlich 4,500,000 Livres. 5. Neapel und Sicilien, nebst den Presidi oder spanischen Küstenplätzen, kommen als eigene Königreich an Don Carlos. 6. Der Kaiser erhält Parma und Piacenza und behält die Lombardei, mit Ausnahme der Kreise Novara und Vigevano, die an den König von Sardinien fallen. 7. Frankreich gibt dem Kaiser und Reich die gemachten Eroberungen zurück und anerkennt die pragmatische Sanction. Zu einem Congreß, welcher die einzelnen Friedenspunkte näher bestimmen wird, sollen die Seemächte, die Czarin und König August eingeladen werden *).

Chauvelin. Chauvelins Plan, die Oesterreicher ganz aus Italien zu verdrängen, war also gescheitert. Fleury hätte sich mit Bar begnügt, Chauvelin zwang ihn aber auch Lothringen zu verlangen. Dieser Zwang war die Ursache seines Sturzes. Fleury bekam Briefe in die Hände, in welchen Chauvelin, ohne des Cardinals Wissen, mit dem spanischen Minister Patinno über die einzuhaltende Politik verhandelt hatte. Der Cardinal betrachtete dies als Mißbrauch des Vertrauens und als Statsverbrechen und schrieb Chauvelin: „Sie haben gefehlt gegen den König, gegen das Volk und gegen sich selbst.“ Am 20. Februar 1737 ward Chauvelin auf seine Güter verwiesen. 1737 kam Stanislaus in den Besitz von Bar und von Lothringen, obschon Gaston noch nicht gestorben war. Wiewohl Lothringen bisher die herzogliche Familie ungern scheiden sah, so hatte es doch fortan bessere Tage; wenn Frankreich einen Krieg gegen Deutschland begann, so überzog es immer zuerst Lothringen und saugte das Land aus. So war auch jetzt wieder Lothringen seit 1733 von den Franzosen besetzt. Fortan wurde das Land geschont, am 3. April 1737 nahm Stanislaus Besitz davon, nachdem er am 28. Jänner 1736 in Königsberg feierlich der polnischen Krone entsagt hatte. Durch seine Weisheit und die Milde seiner Regierung machte er sich bei seinen neuen Unterthanen beliebt. Man nannte ihn bald nur den Wohlthäter (le bienfaisant). Er verminderte die Steuern, er hob den Ackerbau, gründete Schulen, 1750 die königliche Akademie zu Nancy. Für ein kleines friedliches Land war der wohlwollende Mann der beste Regent, zum König über das unruhige Polen fehlte ihm die Stahlkraft. Wie er den wahren Weisen schildert, so war er selber. „Der wahre Philosoph, sagt er, ist frei von Vorurtheilen, erkennt den Werth der Wahrheit und schätzt die großen Dinge im Leben nicht mehr, als sie werth sind, und die geringen nicht niedriger, als sie es verdienen; er genießt das Vergnügen, ohne sein Sklave zu werden, und die Reichthümer, ohne sich daran zu klammern, und die Ehren, ohne dadurch hochmüthig zu werden. Immer gleich, im Glück oder Unglück, immer ruhig und heiter, ohne Verstellung, muß er in Allem die Ordnung lieben und beobachten.“ Stanislaus Stanislaus Leczinski. war auch Schriftsteller **). Die merkwürdigste seiner Schriften bekämpft den Unglauben von Seiten des gesunden Menschenverstandes ***). Abbé Maury hielt ihm

*) Flassan, Histoire de la dipl. française, V. 92.

**) Seine Werke sind gesammelt unter dem Titel: Oeuvres du philosophe bienfaisant, 4 Bände. Paris 1763.

***) L'incrédulité combattue par le simple bon sens.

gleichberechtigt, es gibt keine Sklaven und keine Leibeignen. Die Zeit des Sambucuccio läßt sich nicht mehr genau bestimmen. Gewiß ist nur, daß nach seinem Tod Barone wieder ihre Herrschaft zu begründen suchten und daß die Korsen beim toscanischen Markgrafen Malaspina Schutz suchten gegen Vergewaltigung, daß dieser ungefähr um das Jahr 1020 kam, die Barone überwand und daß die Malaspina bis 1070 Rectoren der Terra del Commune blieben. Es scheint dies mit Einwilligung der Päpste geschehen zu sein. Gregor VII. und Urban II. stellten die Insel als ein Lehen für ewige Zeiten unter das Bisthum von Pisa, und so wurden die Pisaner Herren der Insel, die sie weise und gerecht regierten. Sie bauten Straßen, Städte, Kirchen, Brücken, pflegten den Ackerbau und Handel. Alle zwei Jahre schickte die Republik Pisa einen Beamten hinüber, der unter dem Namen eines Richters (Giudice) Recht und Gesetz handhabte *). Malaspina.

Nun wurden aber die Genuesen neidisch auf die Macht Pisas und mischten sich in die Angelegenheiten der Insel. Die Genuesen sind Ligurer **). Genua.

Strabo ***) sagt von ihnen bei der Schilderung des schmalen Landes am Meer: „Hier wohnen die Ligurer, die sich größtentheils von Heerden, von Milch und Gerstentrank nähren, in den Gegenden am Meere und noch mehr auf den Bergen. Die dortigen Wälder liefern viel Schiffbauholz und haben so große Bäume, daß man bei einigen einen Durchmesser von 8 Fuß gefunden hat. Manches Holz ist wegen seiner schönen Masern zu Tischlerarbeiten so brauchbar als das Cedernholz. Dieses bringen sie nach ihrem Handelsplatze Genua, eben so Vieh, Häute und Honig, und nehmen dagegen Oel und Wein aus Italien. Denn bei ihnen gibt es wenig Wein, dazu hat er einen Pechgeschmack und ist herbe. Hier sind auch die Pferde und Maulesel zu Hause, die man Gegenische nennt; ferner die ligurischen Röcke und Mäntel; bei ihnen findet sich auch das Ligurium im Ueberfluß, das Einige Bernstein (Electrum) nennen. Sie dienen nicht gern zu Pferd, dagegen sind sie gute schwer- und leichtbewaffnete Fußgänger. Daher, daß sie eherne Spitzen an ihren Lanzen haben, hat man beweisen wollen, daß sie Griechen seien." Ligurer.

Die Genuesen gelten für echte Nachkommen der alten Ligurer. Ihr Dialekt, der den Namen Zeneise führt, sie nennen nämlich ihr Stadt Zena †), oder Zeina, ist den übrigen Italienern hart und schwer verständlich. Mariotti ††) bemerkt, sie seien nicht nur unter den Italienern, sondern auch unter allen andern Völkern, unter welche sie sich mischen, nach mehreren Generationen an ihren eckigen und lebendigen Zügen, ihren kleinen schwarzen Augen, ihrer kleinen und gewandten Gestalt, ihrem harten und wahrhaft barbarischen Dialekt zu erkennen. Sie sind nüchtern, ausdauernd und unermüdlich, vereinigen aber deßungeachtet Neigung zu Prunk und Glanz mit ihren sparsamen Gewohnheiten und ihrem sprichwörtlichen Geiz. Von den alten Ligurern heißt es, daß ihre Verfassung demokratisch war Genuesen.

*) Gregorovius, Korsika.
**) Geographica V, 6.
***) Vergleich Band I. S. 595, 28, 495, 497, 550, 560.
†) Ersch und Gruber, unter Genua.
††) Italien. I. 1.

Die letzten Medicer. ersten Linie wurde im Band IV geschildert *). Alexander Medici wurd 1. Mai 1532 von der Signoria zum Herzog mit aller Macht eines Fürste ernannt. Nach ihm sollten seine Nachfolger dieselbe Würde bekleiden. Der ne Herzog benahm sich derart, daß die Florentiner bald den Verlust ihrer Freihe bedauerten **). Sein Vetter Lorenzino Medici, aufgereizt von dem Republikan Philipp Strozzi, befreite sie von dem Tyrannen, den er in der Nacht vom 5. Je nuar 1737 in sein Haus lockte, und mit Hülfe eines Banditen erdolchte. Stroz gab ihm dafür den Ehrennahmen des Brutus von Toscana. Von maßlose Ehrgeize beherrscht hatte der kleine Lorenzo früher schon einmal den herostratischen Ge danken gehegt, sich durch irgend eine gute oder schlechte That einen unsterblichen Name zu machen, und darum allen Statuen am Triumphbogen des Constantin die Köpf abgeschlagen. Damals mußte er aus Rom fliehen und jetzt aus Florenz. Unstä weilte er bald in Bologna, bald in Venedig, in Constantinopel, in Paris, dan wieder in Venedig, wo ihn ein von Cosmo I. gedungener Bandit 1548 erdolchte

Cosimo I. Alessandros Nachfolger als Herr von Florenz wurde Cosimo I., der durc seinen Vater Giovanni, den bekannten Anführer der schwarzen Banden, von de alten Lorenzo (1395 — 1540), dem Bruder Cosimos und Sohn des Giovann der Gründer der Macht dieses Hauses, abstammte. Cardinal Cibo und andere Freund dieses Hauses beriefen ihn am 9. Jänner 1537 als Haupt der Stadt Floren und ihrer Besitzungen zur Macht, die aber durch einen Rath beschränkt sein sollt und bestimmten zugleich die Summe, die er aus dem Staatsschatz zur Wahrun seines fürstlichen Ranges beziehen könne. Sie hofften den jungen Mann zu leiten täuschten sich aber in ihm, wie einst der römische Senat in Octavian: unte einem bescheidenen, einschmeichelnden Benehmen verbarg er den maßlosesten Ehrge und die tiefste Verstellung. Jede Theilung der Macht wies er eifersüchtig zurück ***). Zwar das Versprechen, das er dem Cardinal Cibo gab, hat er pünktlich gehalten nämlich streng das Recht zu handhaben, Nichts gegen die Macht des Kaisers zu thun und den Tod seines Vorgängers zu rächen, aber er haßte diejenigen am allermeisten, die ihm zur Macht verholfen hatten, und er suchte sich ihrer zu ent ledigen. Philipp Strozzi suchte ihn an der Spitze der Republikaner zu stürzen, wurd aber im Treffen von Murlo, 2. August 1737, geschlagen, gefangen und gab sic im Gefängniß selber den Tod, nachdem er noch den Vers Virgils an die Mauer geschrieben: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Der Sieger wüthet mit Folter und Schwert gegen die bedeutenden Männer unter den Gefangenen den andern verzieh er. Karl V. bestätigte ihn in seiner Würde, und gab ihm gegen ein Geschenk von 150,000 Thalern die Citadellen von Florenz und Livorno her aus, welche er seit 1530 noch besetzt hielt, überließ ihm Piombino. Aus Livorn

Universität Pisa. machte Cosimo I. einen Freihafen und zog durch Begünstigung viele Fremde dahin Nach der Weise seiner Vorfahren that er Vieles für Kunst und Wissenschaft. Di Universität von Pisa, welche seit dem Zug Karls VIII. aufgelöst war, ließ er am 1. November 1543, wieder eröffnen, nachdem er durch ganz Italien berühmte Lehrer hatte zusammen suchen lassen. Unter den Lehrstühlen, die er hier gründete war auch einer für Botanik. Desgleichen ließ er in Florenz die berühmte Biblio thek Laurentiana, die der alte Cosimo gegründet hatte, wieder eröffnen, und gab ihr unter andern höchst werthvollen Geschenken, die Handschrift des Virgil, welch für die älteste in Europa gilt. 1549 stellte er in Florenz selber die Universita

*) IV. 218—22, 230—32, 244, 273—74, 931, 1001. Die Genealogie der Me dicer IV. 219.

**) Sismondi. Histoire des républiques Italiennes, vol. XVI. p. 82—97.

***) Sismondi. Histoires des républiques Italiennes XVI. p. 103—203.

zu den Bischof, und die Bürgerschaft kam unter dieser milden Herrschaft zu reicher und reicher Blüthe *). Handelsgesellschaften, freie Vereine der Bürger, sogenannte Compagnien, haben die großen Unternehmnngen Genuas ins Werk gesetzt. Da die Unternehmungen großen Gewinn abwarfen, gab es immer neue Verbindungen und zuletzt waren bloß Mitglieder der Compagnien befähigt, die höhern Aemter des Staats zu bekleiden. Aus den Compagnien ging eine demokratische Verfassung hervor und diejenigen, welche sich weigerten, auf Einladung einer solchen Gesellschaft beizutreten, wurden schließlich wie Schutzlose behandelt! Consuln hießen diese republikanischen Behörden. Die Kreuzzüge gaben diesen Handelsgesellschaften erst den rechten Aufschwung. Ihre Schiffe führten die Pilger ins heil. Land, und brachten Waaren mit reichem Gewinn zurück. Frömmigkeit, Erwerblust, Eroberungsgeist gingen Hand in Hand mit einander. Die Freundschaft mit Pisa hörte jedoch auf, als Papst Urban II. 1091 Korsika den Pisanern zu Lehen gab und Gelasius II. auch die Bisthümer von Korsika dem Erzbisthum Pisa unterordnete. Das Mittelmeer schien ein pisanisches Gewässer zu werden und die Genuesen fingen 1119 gerade deßhalb den Krieg mit Pisa an. Der Kampf währte lange und ward bitter und wurde zuletzt wild und grausam geführt. Als Papst Calixtus II. 1123 auf dem lateranischen Concil, wohin der Streit um Korsika zwischen Genua und Pisa gebracht wurde, den Pisanern den Lehensbesitz der Insel wieder absprach und Innocenz II. Genua vom Erzbisthum Mailand frei machte und zum eigenen Erzbisthum erhob und Korsika in weltlicher und geistlicher Hinsicht zwischen Genua und Pisa theilte, hatte dies die Folge, daß Pisa fortan dem Papstthum entschieden feindlich und ein Hauptort der Gibellinen und Genua mit Eifer welfisch wurde.

Compagnien.

Pisa.

Die Machtentwicklung Genuas ging jetzt rasch voran. Kämpfe nach Außen und Kämpfe im Innern: wenn jene die Kräfte der gesammten Bürgerschaft in Anspruch nahmen, so war in der Regel im Innern Ruhe, und waren die Kräfte nicht nach Außen beschäftigt, so gab es Revolutionen im Innern, einmal in vier Jahren (1390—94) nicht weniger als zehn. Der Geburtsadel als solcher galt wenig mehr. Der Edelmann mußte Handel treiben, die Küsten und Kauffahrer schützen, Ansehen gewann man nur durch großen Handel und große Thaten **). Ausgezeichneter Reichthum, große Tapferkeit und Einsicht bildeten eine neue Nobilität, welche schließlich auch die mächtigen Handelsgeschlechter vom Lande anerkannten und welche die Statthalter in den Colonien und die Befehlshaber zur See stellten. Den Beschlüssen von Roncaglia fügten sich die Genuesen nicht ***), verhießen dagegen die südlichen Küsten des Reiches und der christlichen Staaten von Rom bis Barcelona mit ihren Flotten gegen die Sarazenen zu schützen. Barbarossa gab gegen eine Leistung von 1200 Mark Silber nach und Genua wurde so ziemlich selbständig vom Reich. — Der Kaiser leistete sogar ihren Plänen auf Sardinien Vorschub. Aus den Kämpfen der Staufer mit den Päpsten wußte Ge-

Adel in Genua.

Genua und das Reich.

*) Gfrörer. Byzantinische Geschichten. I. 578—93.
**) Leo, Italien I. 446 ff.
***) Leo, Italien II. 84.

rotten. Seine Flotte schützte die Küsten Italiens und war 1607 nahe daran Fam gusta in Cypern wegzunehmen, und eroberte 1608 Bona an der Nordküste Afrik das alte Hippo, und zerstörte es *). Sein Nachfolger war sein und Christinens von Lo

Cosimo II. ringen Sohn Cosimo II. (1609 — 1621), ein tüchtiger Fürst, unter d Toscana so wohlgeordnet war, daß er hin und wieder 20,000 Mann unter Waff halten konnte, ohne eine neue Steuer aufzulegen. Florenz wetteiferte damals m Rom an Glanz, an Zahl der Fremden, die dahin kamen, die berühmten Professor zu hören und die Kunstsammlungen zu besuchen. Als Gemahl der Erzherzog Maria Magdalena half Cosimo II. 1629 dem Kaiser Ferdinand, der von d aufständischen Böhmen bedrängt war. Welch hohe Pläne er in Syrien, in d Unterstützung des Kurdenhäuptlings Fachreddin verfolgte, ist im V. Band die Werkes Seite 823 — 25 gezeigt worden. In seinen letzten Jahren hütete Cosimo fast immer das Bett. Als er starb, wurde sein Verlust vom ganzen Lande trauert: er war der beliebteste unter allen Mediceern und liebte auch wahrh

Ferdinand II. seine Unterthanen. Auch sein Sohn Ferdinand II. (1621 — 1670) hatte guten Eigenschaften der Mediceer, Liebe zu Kunst und Wissenschaft, die er gro müthig unterstützte — 1657 entstand in Florenz die Akademie del Cimento f Experimentalphysik. Der berühmte Maler Peter von Cortona war einer sein Lieblinge. An väterlicher Sorge für sein Volk stand Ferdinand II. keinem sein Vorgänger nach. Dabei galt er für einen der staatsklugsten Fürsten seiner Z und wurde oft als Vermittler in Streitigkeiten von andern Staaten mit Erfo zu Hülfe gerufen.

Cosimo III. Unter seinem Sohne, Cosimo III, der von 1670 — 1723 regierte, tr aber eine Wendung im merkwürdigen Glücke der Mediceer ein. Zwar Muratori **) nennt ihn hochherzig, nach edlem Ruhm strebend, fromm und weise, voll Liebe f Kunst und Wissenschaft, aber sein Unglück war seine Ehe mit Margaretha Loui von Orleans, der Tochter des Gaston de France ***): sie liebte den Prinzen Ka von Lothringen, wurde aber ein Opfer der Politik und gab nur unter Thrän der Wuth ihre Zustimmung zu dieser Ehe. Vom ersten Augenblick, wo sie ihr keineswegs schönen Mann zu Gesichte bekam, haßte sie ihn und sah Toscana a ihr Gefängniß und Cosimo als ihren Henker an. Florenz und die Welt unte hielten sich vom Streit und der Wiederversöhnung und neuem Streit in dies fürstlichen Familie. 1665 entfloh sie nach Frankreich, und drang auf Ehescheidun während Cosimo voll Eifersucht sie auch in der Ferne bewachen ließ. Schön, geis reich, aber leidenschaftlich und leichtfertig, suchte sie aus der Ferne die Eifersucht ihres Gatten nur noch mehr zu reizen und schrieb ihm einmal, sie sei entschlosse mit dem Teufel einen Bund zu schließen, um ihn als Kobold quälen zu könne fürchte aber nur, daß wenn sie in die Hölle komme, sie auch dem Großherzog no

Johann Gaston. da begegne. Der Sohn dieser Ehe, Johann Gaston (1723 — 37), wurd gleichfalls unglücklich durch seine Gattin, eine Prinzessin Anna Maria von Lauenburg sie war häßlich, eigensinnig, herrschsüchtig. Gaston floh vor ihr, wie seine Mutt vor seinem Vater nach Paris, und ergab sich hier dem Spiel und den Ausschweifungen die rasch seine Gesundheit zu Grund richteten. Das Haus Medici war am Aus sterben. Schon sein Vater hatte deshalb mit dem Gedanken sich getragen, die Repu blik wieder herzustellen, und darüber mit England und Holland unterhandelt. Al Gaston die Regierung antrat, begannen unter den Mächten schon die Unterhandlungen wer als Erbe die Herrschaft der Mediceer antreten solle. Gaston war nur noch

---

*) De Thou, Liv. XXII.
**) Annali d'Italia.
***) Galuzzi, Storia del Granducato di Toscana. VIII.

Wie Andrea Doria in den Zeiten Karls V. eine dauernde Ordnung zu schaffen suchte, wurde früher auseinandergesetzt *). Von 1576 an stand nur auf je zwei Jahre ein Doge an der Spitze der Verwaltung. Er mußte wenigstens 50 Jahre alt sein, wohnte im Regierungspalast zugleich mit 2 Senatoren aus der Signoria, welche alle 4 Monate abwechselten **). Nur in ihrer Gegenwart durfte er Audienzen ertheilen und Briefe eröffnen. Wenn er nach 2 Jahren abtrat, ward er auf Lebenszeit Mitglied des Collegiums der Procuratori. Erst nach 5 Jahren konnte er sich wieder um das Ducat bewerben. 2. Die Signoria bestand aus 12 Signori oder Gobernatori, welche 40 Jahre alt sein mußten. Sie blieben 2 Jahre im Amt und hatten in Staats- und hohen Justiz- und Polizeiangelegenheiten die höchste Entscheidung. 3. Das Collegium der Procuratori del Comune bestand aus allen gewesenen Dogen und 8 Procuratori, die 40 Jahre alt sein mußten. Unter Vorsitz des Dogen leiteten sie die innere Verwaltung und die Finanzen. Diese beiden Collegien hatten alle Tage Sitzung unter Vorsitz des Dogen. 4. Das Concilio minore, der kleine Rath, bestand aus 100 Mitgliedern, aus Nobili, die 40 Jahre alt sein mußten und nur auf ein Jahr ernannt wurden: sie beschlossen über Krieg, Frieden und Bündnisse, $^4/_5$ der Stimmen waren zu einem Beschluß nöthig. 5. Der große Rath, Concilio maggiore, bestand aus 400 Nobili, die mindestens 22 Jahre zählen mußten, nicht Priester sein, keinem Ritterorden angehören, in Diensten keines fremden Monarchen stehen durften ***), sie hatten unter Vorsitz des Dogen gesetzgebende Gewalt und ernannten alle Beamten des Staates. 6. Die Supremi Sindaci oder Censori, 5 an der Zahl, auf 4 Jahre gewählt, wachten wie die Ephoren in Sparta über die Thätigkeit des Staates und darüber, daß kein Beamter seine Befugniß überschritt. Rota war das Criminalgericht. Die Inquisitori de guerra führten, wie die holländischen Felddeputirten, die Oberaufsicht im Krieg. Ein Staat im Staate war die Sanct Georgsbank, deren Mitglieder die Gesammtheit der Staatsgläubiger bildeten. An ihrer Spitze standen 8 Protectori, die von den Inhabern der Luoghi gewählt wurden und nach Niemand zu fragen hatten, als in wichtigen Fällen nach einem Rath von 100 Interessenten der Bank, welche von der Gesammtheit der Staatsgläubiger gewählt wurden. An ihrer Spitze stand der Protectore della Casa di San Giorgio. Die Compera di San Giorgio, oder Bank von Sanct Georg (es war der Schutzpatron der Republik), wurde 1346 gegründet und blieb in allen Stürmen der Verfassung unangetastet †).

Doge. Signoria. Procuratori. Concilio minore. Concilio maggiore. Syndaci. Bank des h. Georg.

Der Umstand, daß die Genuesen auf die Dauer nie einen geordneten Staatszustand ertragen konnten, schwächte die Kraft der Republik, dann das Aufsteigen der türkischen Macht; trotz ihres zweideutigen Benehmens bei der Eroberung Constantinopels, verloren die Genuesen Pera. Sie zogen sich nach Chios zurück. 1474 ging Kaffa, welches Kleinconstantinopel hieß, gleichfalls an die Türken verloren und war der Staat schon so herunter gekommen, daß er der Bank von Sanct Georg die Vertheidigung der Colonialländer übergeben mußte. Die Auffindung des Seewegs nach Ostindien gab ihrem Handel den Todesstoß. Früher wurde gezeigt, wie sie unter die Oberhoheit Frankreichs, dann

Verfall Genuas.

*) IV., 371.
**) Leo, V. 546.
***) Ersch und Gruber, Genua, S. 454 ff.
†) Leo, V. 778.

Talente getrübt und sie verdorben haben. Er war ohne Falsch, ohne Eigennutz er haßte die Schmeichelei, er anerkannte gern fremdes Verdienst, die Frauen hatten keinen Einfluß auf ihn. Bei all seiner Größe war er bescheiden und gerade in dieser Bescheidenheit wieder groß. Offenen Blicks sah er auf das Wesen der Dinge nicht auf sich selber. In makelloser Treue gegen den Kaiser und sein neues Vaterland, hatte er zugleich den Muth, seinem Herrn die Wahrheit zu sagen. Er war ein Feind alles Prunkes, in seinem einfachen grauen Ueberrock war er aber doch der Gegenstand, auf den sich aller Augen richteten, denn die Zungen der Thaten, sagt der Orientale, sind beredter als die Zungen der Worte und Zungen der Schwerter sind beredter als die Zungen der Federn. Verstand und Herz waren bei ihm im Gleichgewicht. Er war ein klarer Kopf und war ein frommer Christ. „Die Ansprache von göttlichen Dingen fand bei ihm nie ungeneigtes Gehör, heißt es in seiner Leichenrede. Den Gebrauch der heil. Sakramente hatte er zu gebotener Zeit nie übergangen, gewöhnlich hatte er noch, bevor er ins Feld zog, die Aussöhnung mit Gott schon vorgenommen, obgleich dieselbe oft auch mitten im Krieg nicht unterblieb. Falsche Lehrgründe und Sätze der Gottlosigkeit hat er verachtet. Zweier geistlicher Bücher hat er sich täglich bedient."

Eugen liebte aber auch Kunst und Wissenschaft. Mit dem größten Philosophen seiner Zeit, mit Leibnitz verband ihn die innigste Freundschaft. Beide arbeiteten für das gleiche Ziel, für die Größe des Reiches, jener suchte das Rechte zu erforschen, dieser es geltend zu machen. Wie Alexander die Ausgabe des Homer für seinen höchsten Schatz hielt, so Prinz Eugen die Monadologie, in welcher ihm Leibnitz den Inbegriff seines Systemes zusammengestellt hatte. Man hat die Freundschaft zwischen Leibnitz und Eugen mit dem Bund zwischen Aristoteles und Alexander verglichen. Aristoteles und Leibnitz sind Geister vom weitesten Umfang und haben das Wissen ihrer Zeit umspannt und weiter befördert. Alexanders Siege waren aber leichter, als die des Eugen und letzterer hat sich nie wie Alexander vom Erfolg berauschen lassen, und nie vergessen, daß der Sieger auch menschlich bleiben muß. Wie Leibnitz, so wurde auch Montesquieu von Eugen während seines Aufenthaltes in Wien, als Gast und Freund behandelt und gefördert. Mit den hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit stand Eugen in brieflichem Verkehr. Den Dichter Johann Baptist Rousseau überhäufte er mit Beweisen der Freundschaft und Liebe und dieser schreibt: „Ich finde den Prinzen im Privatleben noch bewunderungswürdiger, als an der Spitze der Heere. Nie habe ich in einem Manne so viel Größe und Einfachheit vereinigt gesehen. Sein Urtheil ist von einer wunderbaren Richtigkeit und in Allem ist er unterrichtet. Er ist ein kriegerischer Philosoph, der seine Würde und seinen Ruhm mit Gleichgiltigkeit betrachtet und die Fehler, die er gemacht hat, mit derselben Offenheit erzählt, als ob von einem Andern die Rede wäre. Kalt bei der ersten Begegnung, äußerst vertraulich bei längerem Umgang, ein weit größerer Bewunderer der Tugend an Andern, als seiner eigenen." Eugen sammelte eine glänzende Bibliothek und Rousseau meint: „Sollte man es wohl glauben, daß ein Mann, der fast allein die Last der öffentlichen Angelegenheiten von ganz Europa trägt, welcher Generallieutenant und ersten Minister des Kaisers ist, daß ein solcher Mann Zeit gewinnt, eben so viel zu lesen, als Jemand, der Nichts Anderes zu thun hat *)." Das beste Gegenbild von Eugen im Alterthum, ist der sittenreine Anhänger der pythagoräischen Philosophie, der geniale Feldherr und große Staatsmann, der Thebaner Epaminondas.

Leibnitz.

*) Arneth, Prinz Eugen. III. 60—81.

Bei dieser Anordnung der Bank von Sanct Georg hätte Korsika Jahrhunderte hindurch ruhige und behagliche Zustände haben können, wäre der Charakter der Genuesen und der Korsen ein anderer gewesen: jene waren derb, erwerbsüchtig, hochfahrend, arglistig, diese wildtrotzig, rachsüchtig, der geringste Funke konnte das ganze Land in Flammen setzen. Kein Korse mochte in den Kriegsdienst Genuas treten, wenn Ruhe war, wohl aber gingen sie in die Kriegsdienste Frankreichs, des Papstes oder Toscanas. Frankreich hatte ein Korsenregiment, der Papst eine Korsengarde. Im Ausland vergaßen sie nie die Heimath. Wenn das Vaterland rief, sandten sie bereitwillig, was sie erworben hatten, am liebsten kamen sie selber.

So diente ein Ornano, bekannter unter dem Namen Sampiero, zuerst unter den schwarzen Banden des Medici, dann trat er in die Dienste Frankreichs und Bayard sagte von ihm, am Tage der Schlacht sei Sampiero so viel als 10,000 Mann werth. 1547 holte er aus der Heimath Vanina, die einzige Tochter des reichsten und mächtigsten Gutsbesitzers der Insel, des Franz Ornano, als Weib heim. Der Statthalter fürchtete ihn und setzte ihn gefangen, König Heinrich II. erzwang aber seine Freilassung von der Republik. Sampiero glühte, diesen Schimpf zu rächen. Das Volk war damals gereizt, weil Genua alle Schutzwehren seiner Freiheit ihm wieder entrissen hatte, das Syndicat, die Zwölfmänner, die alte Gemeindeobrigkeit. Frankreich grollte Genua ob seiner Verbindung mit Spanien und versprach Sampiero Unterstützung. Er erschien 1553 bei Bastia, das Volk erhob sich allenthalben. Die Genuesen verloren eine Burg nach der andern, nur Calvi behaupteten sie noch; sie sandten den 86jährigen Seehelden Andreas Doria. Sampiero entwickelte wunderbaren Widerstand im kleinen Krieg. Die Insel schien für die Genuesen verloren und unter die Hoheit Frankreichs zu kommen: schon hatte der König einen Orsini zum Statthalter bestimmt. Da opferte Frankreich im Frieden zu Cateau-Cambresis 1559 die Korsen und lieferte den Genuesen alle Plätze wieder aus. Ohne fremde Hülfe hielt Sampiero allen Widerstand für nutzlos, und vier Jahre zog er an den fremden Höfen umher, um Theilnahme für sein armes Vaterland zu erwecken. Er war in Florenz, in Paris, in Constantinopel, dann in Algier bei Barbarossa. Hier hörte er, daß auf Anstiften Genuas der Lehrer seiner Söhne Vanina, die er unter dem Schutze Frankreichs in Marseille zurückgelassen hatte, verleite, sich nach Genua zu begeben. Genua fürchtete in der That die Thätigkeit Sampieros und suchte im Besitz seiner Gattin und Kinder eine Bürgschaft gegen ihn. Man machte Vanina besorgt um die Zukunft ihrer Kinder und ließ sie hoffen, daß sie als Vermittlerin in Genua diesen ihr Erbe retten und selbst Sampieros Glück begründen könne. Nach langem Schwanken bestieg das arme Weib mit ihren Kindern ein Schiff, welches aber auf der Höhe von Antibes von einer Brigantine ihres Mannes eingeholt wurde. Sie kam in den Schutz des Bischofs von Antibes, dann in den des Parlaments von Aix. Dort holte sie Sampiero ab und führte sie nach Marseille. Als er sein Haus mit ihr betrat, kam der Schimpf, den sie durch die Flucht nach Genua seiner Ehre und seinem Vaterland angethan, ihm so schrecklich vor, daß er ihr kalt erklärte, sie müsse sterben, und nach kurzer Frist zur Vorbereitung zum Tode sie mit seiner Schärpe erdrosselte. Sie war sich bewußt, gefehlt zu haben, und in Aix, wo man sie schützen wollte, hatte sie erklärt, sie wolle keinen Schutz, als den ihres Mannes, der über sie verfügen möge, wie er es für recht halte. In Paris empfing man Sampiero kalt, Hülfe erhielt er keine. Deßungeachtet landete er 1564 in Korsika und rief das Volk zum Aufstand auf. Ein wilder Kampf be- Sampiero.

Korsen gegen die Römer. Erst Scipio Nasika unterwarf die Insel völlig, 16
Die Korsen zahlten zuerst einen Tribut von 100,000 Pf. Wachs, dann von 200,00
Marius legte ein Colonie an. In den Bürgerkriegen heißt es vom kühn
Flibustier Sextus Pompejus, er habe Korsika, Sardinien und Sicilien an sich g
rissen. Plinius spricht von 33 Städten auf Korsika *). Der nüchterne Strabo *
schreibt: „Kyrnos heißt bei den Römern Korsika. Es ist schlecht bewohnt weg
seiner Rauhheit und Unzugänglichkeit an mehreren Stellen, so daß die Bergbewohne
die vom Raube leben, roher sind als wilde Thiere. Wenn daher die römisch
Feldherren ihre festen Plätze überfallen und viele Sklaven machen, so kann ma
in Rom mit Staunen bemerken, wie ihre thierische, viehische Natur hervortrit
denn entweder bringen sie sich ums Leben oder sie leben in Gefühllosigkeit dah
so daß es einen reut, wie wenig man auch für einen solchen Sklaven gegebe
haben mag. Dennoch gibt es einige bewohnbare Gegenden und Sädte, unt
andern Blesino, Charax, Enikonia und Vapanes." Diodor***) spricht von der Ei
fachheit der Lebensweise der Bewohner: „sie leben von Milch, Honig und Fleis
Die Natur bietet Alles in Fülle. Die Korsen sind gerecht unter sich und mens
licher als alle andern Barbaren anderswo, denn findet man in den Bäumen d
Berge Honigwaben, so gehören sie ohne Widerstreit dem ersten Finder. D
Schafe, durch gewisse Merkmale gezeichnet, bleiben ihrem Herrn, auch ohne d
er sie hütet. Auch in der übrigen Lebensordnung bewahrt ein Jeder die Re
des Rechtthuns auf bewunderungswürdige Weise. Doch ungewöhnlich und ne
bei ihnen zumal die Sitte bei Kindergeburten, denn um ein gebärendes We
trägt man keinerlei Sorge, sondern ihr Mann legt sich wie krank und leib
angestrengt an Stelle der Gebärenden für einige Tage ins Bett. Es wächst do
auch viel Buchsbaum und zwar nicht gemeiner. Davon schreibt sich die gro
Bitterkeit des Honigs her."

Mittelalter. **Von der römischen Besitznahme und der Flucht vieler Italiener in d
Stürmen der Völkerwanderung nach der Insel stammt die heutige Sprache d
Korsen, ein italienischer Dialekt. Belisar vertrieb die Vandalen von der Ins
und 200 Jahre beinah waren die Byzantiner Herren über dieselbe. Seit d
Mauren Herren Spaniens wurden, kamen Sarazenen nach Korsika. Karl d
Große sandte einen seiner Grafen, um die Insel gegen die Sarazenen zu ve
theidigen. 833 übertrug Ludwig der Fromme dem toscanischen Markgrafe
Bonifacius Korsika als ein Lehen, Kaiser Otto II. verlieh die Insel dem Ma
grafen Hugo von Toscana. Es waren schlimme Zeiten. Ein troziger Adel such
Herrschaften zu begründen, Sarazenenschwärme belästigten die Einwohner, i
flohen in die Berge. Da heißt es, daß die Korsen in Morosaglia sich versa
Sambucuccio. melten, und den tapfern Sambucuccio von Alando zu ihrem Haupte wählte
und alles Land von Aleria bis Brando zu einer freien Gemeinde unter de
Titel Terra del Commune sich bildete. Jedes Thal war ein Gemeindebezirk u
jede Gemeinde wählte ihren Ortsvorstand oder Podesta und zwei oder mehre
Väter auf ein Jahr, welche Frieden stiften und die Schwachen beschirmen sollte
Wir finden also hier ein demokratisches Gemeindeleben. Jeder Korse ist frei u**

*) Hist. nat. V. Kap. **) 3. Strabonis Geographica V., 3. ***) V. 14.

In dieser höchsten Noth erschien in der Frühe des 12. März 1736 ein Schiff mit englischer Flagge vor dem Hafen von Aleria. Das Volk strömte der Küste zu, die angesehensten Männer der Insel begaben sich aber an Bord und bald stieg in ihrer Begleitung ein Fremdling ans Land von feierlichem Wesen, in theatralisch-königlicher Tracht. Der Fremde war ein deutscher Freiherr aus Westfalen, Theodor Neuhof *), ein politischer Abenteurer, in Frankreich gebildet, in Schweden ein Werkzeug oder ein Helfer des Grafen Görtz, in Spanien ein Günstling Alberonis, dann wieder in Frankreich bei Law in Finanzsachen betheiligt, dann in der Türkei ein Verbündeter Rakoczys und Bonnevals, schließlich in Gunst beim Dey von Tunis und zuletzt in Toscana thätig, um als kaiserlicher Spion die Spanier zu überwachen. Neuhof hatte Vieles gesehen, Vieles erlebt, es war die Zeit politischer Abenteurer und er selber war von einem kühnen Ehrgeiz beseelt. So war er in Genua mit einflußreichen Korsen in Verbindung gekommen. Was sie ihm erzählten, weckte, wie der Ehrgeiz seiner Natur, in ihm den Gedanken, der Befreier der Korsen zu werden. Seine Erzählungen, seine Versprechungen machten auf die korsischen Häuptlinge in ihrer verzweifelten Lage solchen Eindruck, daß sie ihm gern versprachen, ihn zu ihrem König zu krönen, wenn er mit wirksamer Hilfe komme. Und nun setzte Neuhof Alles in Bewegung, unterhandelte insgeheim mit England, mit Holland, und die Seemächte unterstützten ihn, aber nicht geradezu, sondern durch Kaufleute, denn sie wollten es weder mit Genua, noch mit Frankreich verderben. So ward es Neuhof möglich, in den Besitz eines Schiffes und von Kriegsvorräthen zu kommen. Er brachte 16 Kanonen, 4000 Flinten, 7000 Säcke mit Mehl und Pulver und, was vor Allem wirkte, ein Fäßchen mit Goldstücken. Er erklärte, der Dey von Tunis habe ihm dieß mitgegeben, es komme aber noch viel mehr nach, denn er sei in bester Verbindung mit den Höfen Europas, die ganz anders auftreten würden, wenn er als Fürst an der Spitze stehe. Er begehrte also die Krone. Die Noth war groß, ein Theil der Vornehmen war im Einverständniß und am 15. April wählten die Vertreter der Gemeinden, die Abgeordneten der Geistlichkeit, in Alesani Theodor Neuhof zum König von Korsika: er solle einen Rath von 24 vom Volk gewählten Männern an seiner Seite haben, ohne ihre Zustimmung keinen Entschluß fassen, keine Auflage erheben, kein Amt an einen Fremden verleihen, Gesetz gebe nur das Volk. Mit Zuruf wurden diese Bestimmungen angenommen, Theodor beschwor sie, wurde in die Kirche geführt, vor ihm die Vornehmen, die ihm in Ermanglung einer Krone einen Kranz von Lorbeer und Eichenlaub aufsetzten. Der Fremde nannte sich jetzt Theodor I., König der Korsen, daneben Grande von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich und Fürst des römischen Reiches. Diese Würden waren

Baron Neuhof

König Theodor I.

---

*) Histoire des Révolutions de l'Ile de Corse. La Haye 1738. Gregorovius, Korsika. Rheinischer Antiquarius. III. Abth. I Band. 691 ff.

daß es bei ihnen keine Sklaven und keine Hörigen gab, daß ihre Vertheilun
auf Bergen und in Thälern Schuld war, daß sie trotz ihrer Tapferkeit un
ihres zur Vertheidigung so günstigen Landes den Römern erlagen. Freude a
der Unabhängigkeit, Streitlust, ein rastloses, erwerbsüchtiges Wesen war ihne
zu allen Zeiten eigen. Verrufen waren sie in der Zeit Virgils, Dantes un
Alfieris, als verwegen, derb, von Neigung zu Hohn und Grausamkeit geleite
Genua wurde lange Zeit der große Geldmarkt Europas, eine der wichtigst
Handelsstätten. Es hat tüchtige Seefahrer, tüchtige Krieger, aber nie große Schri
steller oder Künstler wie Florenz hervorgebracht. Der Italiener spottet üb
Genua: es habe ein Meer ohne Fische, es sei ein Land ohne Bäume, es ha
Männer ohne Treue und Glauben und Weiber ohne Schamhaftigkeit *).

Als Hauptort des ligurischen Stammes erscheint zum ersten Mal Genua
der Geschichte im Jahr 222, wo es durch Marcellus an die Römer kam und
Gallia togata geschlagen wurde; von da an blieb es in den Händen der Röm
bis zum Untergang des Reiches. In der Kaiserzeit wurde es ein Municipium
Es war der Haupthandelsplatz für Ligurien. Die Eingebornen brachten von d
Bergen Schlachtvieh, Häute, Honig, schöne Holzarten und tauschten dafür D
Wein und andere Dinge ein. Genua wird übrigens wenig genannt. Als Belis
538 die Ostgothen im Rücken fassen wollte, schickte er eine Truppenabtheilun
zur See dahin. Die Ostgothen aber riefen den Frankenkönig Theodebert
Hilfe, welcher Oberitalien entsetzlich verheerte und Genua gänzlich verwüstet
Als die Longobarden Italien verheerten, flüchteten Geistliche, Adel, Bürger v
Mailand nach Genua. Dadurch stieg die Zahl der Einwohner und die politis
Bedeutung der Stadt. Erst König Rothari (636—662) vermochte es den Byza
tinern zu entreißen. 774 wurde es durch Karl zum fränkischen Weltreich g
schlagen und erhielt einen Gaugrafen. Unter Pipin, dem König von Italien, soll
die Genuesen den ersten Seezug nach Korsika unternommen haben gegen die Sar
zenen, die sich dort niedergelassen hatten. 936 dagegen wurde die Stadt von d
Sarazenen überrumpelt, die Männer größtentheils niedergehauen, die Weiber u
Kinder in Sklaverei fortgeschleppt. Genua brauchte lange Zeit, um sich von diese
Schlage wieder zu erholen. Erst in den Zeiten der Kreuzzüge tritt es als krä
tiges Gemeinwesen wieder hervor.

Beginn genues. Macht.

Zuerst im Verein mit den Pisanern eroberten die Genuesen 1016 Sardinie
1021 kämpften sie dort vereint wieder gegen die Sarazenen **). 1088 eroberte
sie zwei große Städte an der Küste Nordafrikas und machten unermeßlic
Beute, und sandten auf 300 Segeln 30,000 Mann ins Feld — eine bedeutend
Macht. Der Geburtstag der Freiheit und der Macht Genuas fällt jedoch üb
ein Jahrhundert früher auf den 18. Juli 958, an welchem Berengar II. un
Adelbert, die Könige von Italien, verfügten, daß kein Markgraf oder Herzo
die Stadt Genua betreten solle. Es gab fortan keine andere Obrigkeit dari

*) Mare senza pesce — montagne senza alberi — uomini senza fede — e donn
senza vergogna.

**) Ibn Chaldun, Histoire des Berbères, traduite par le Baron de Slane
II. 24.

In der Noth rief Genua die Hilfe Frankreichs an, welches, um weder England noch Holland in Korsika Fuß fassen zu lassen, dem Freistaat am 2. Juli 1737 versprach, sechs Bataillone zu senden, um die Rebellen auf der Insel zu unterwerfen, Genua versprach dafür an Frankreich 700,000 Livres zu zahlen und zwei Millionen, wenn Frankreich mehr Truppen senden müßte. Die Korsen waren bestürzt. Sie hatten von Frankreich Alles eher als Hilfe zu ihrer Unterdrückung erwartet, aber sie gaben den Widerstand nicht auf und erklärten, daß sie nie und nimmer unter Genuas Herrschaft zurückkehren wollten. Als die Franzosen 2000 Mann stark in Korsika landeten, riefen Feuerzeichen auf den Bergen die ganze Bevölkerung wach. Sechs Monate unterhandelte der französische Heerführer, Graf Boissieux, doch vergebens. Vertrag mit Frankreich.

Eben sollte der Kampf beginnen, da erschien im August ein Neffe des Königs Theodor, Baron Droste, mit Kriegsmaterial von seinem Oheim gesandt, und brachte die Nachricht, daß der König selber in kurzer Zeit landen werde, und in der That hatte der rastlose Mann die Regierung und die Geldleute in Holland für sein Unternehmen zu gewinnen verstanden und landete jetzt, von 3 holländischen Kriegsschiffen geleitet, mit Bombardirschaluppen und Transportschiffen, am 15. September 1738 in Aleria. Er brachte 27 Kanonen, 6000 Flinten, 2000 Pistolen, Pulver, Eisen, Granaten in Menge. Das Volk war für ihn, aber die Vornehmen erklärten, sie seien an einen Vertrag mit Frankreich gebunden. In diesem Vertrag anerkannte die Insel die Herrschaft Genuas, dieses aber bewilligte vollkommene Amnestie und gewährte den Korsen eine eigene Regierung, nur sollten sie die Waffen abliefern. Dessen weigerte sich das Volk und jetzt kam es zum Kampf mit den Franzosen. Sie wurden nach Bastia zurückgedrängt, Boissieux starb am 2. Februar 1739. Maillebois kam mit Verstärkung als sein Nachfolger. König Theodor verließ während des Kampfes Korsika, um Hilfe zu suchen. Sein Neffe blieb zurück und zeichnete sich im Kriege aus. Bald kam ein anderer Neffe mit etlichen Vorräthen und glänzte ebenfalls als tapferer Soldat. Was verzweifelte Tapferkeit im Kampf vermag, leisteten die Korsen, allein sie erlagen der Uebermacht und der geschickten Kriegsführung. Am 10. Juli 1739 verließen 22 der angesehensten Korsen ihr Vaterland, die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsehend, und von Maillebois, der ein strenges, aber gerechtes Regiment aufrecht hielt, gemahnt, daß ihre Entfernung zur Ruhe Korsikas nöthig sei. Unter ihnen war Hyacinth Paoli mit seinem 14jährigen Sohne Pasquale: sie wurden auf französischen Schiffen nach Neapel gebracht und dort vom Volk und König aufs Beste aufgenommen. Andere Korsen, die im Kampf sich hervorgethan und keine Lust hatten, unter genuesischer Herrschaft zu leben, gingen in die Dienste Frankreichs und bildeten ein Regiment Royal Corse. Droste. Rückkehr Theodors I. Die Franzosen.

1741 verließen die Franzosen Korsika. Aber jetzt hielten die Genuesen den Vertrag nicht und der Aufstand und der kleine Krieg begannen von Neuem auf der Insel. Da erschien 1743 König Theodor wieder, dießmal mit englischen Kriegs- Bruch des Vertrags.

nua nur Vortheile zu ziehen, namentlich als der Genuese Sinibald da Fiesch als Innocenz IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. Die Genuesen bemächtigten si

Ausdehnung des Handels.

größtentheils des Handels im westlichen Mittelmeere; sie faßten Fuß auf Ma jorka, in Marokko, auf Sicilien, im südlichen Frankreich. Namentlich gaben d Kreuzzüge ihrem Handel großen Aufschwung: sie erwarben eigene Stadttheile i den wichtigsten Handelsplätzen des Ostens, sie ließen sich nieder an der Mündun des goldenen Horns in Constantinopel, sie befuhren das schwarze Meer un

Stellung im Orient.

traten in Verbindung mit den Völkern Südrußlands und mit Kolchis. Hier ge riethen sie in Streit mit den Venetianern und Handelseifersucht war Schuld, da sie die Paläologen begünstigten. Als die Byzantiner 1261 wieder in den Bes von Constantinopel kamen, erhielten die Genuesen die Vorstadt Galata samm Pera förmlich eingeräumt und gegen das Versprechen, den Kaiser wider sein Feinde mit 50 Schiffen zu unterstützen, keine Waaren fremder Kaufleute ein- un kein Gold und Silber aus dem Land auszuführen, erhielten sie das Recht, i allen Städten des Reiches Niederlassungen zu gründen, Freiheit von allen Ab gaben, und nebst Pisa das ausschließliche Privilegium, nach dem schwarzen Meer Handel zu treiben. Smyrna, Phokäa in Kleinasien, Kaffa auf der Insel Kri wurden Hauptstapelplätze des venetianischen Handels. Einzelne Familien erlangte fürstliche Herrschaften *), so die Doria das Herzogthum Ainos, die Justiniani Chio Trapezunt **) war ein Hauptstapelplatz ihres Handels; dahin kamen die Waare aus dem Innern Asiens. In Galata und Pera aber erhielten die Genuesen das Rec eigener Verwaltung und Gerichtsbarkeit und des Recht, sich zu befestigen. Pi sank vor der aufsteigenden Macht Genuas, 1258 entsagte es seinen Ansprüche auf Korsika, 1299 überließ es den Genuesen auch Sassari auf Sardinien. Mi

Venedig.

den Venetianern aber kam es zu schweren Kämpfen, in denen bald die Königi der Adria, bald die Königin des Mittelmeeres siegte. Wie Handelseifersuch die Hauptursache dieser Kriege war, in denen beide Staaten große Flotten zu erbitterten Kampf absandten, ersieht man aus den Friedensbedingungen von 135 worin es unter andern heißt, kein Genueser Schiff darf in das adriatische Mee kein Venetianer in das ligurische Meer fahren. Im Krieg von Chiozza stürzte die Genuesen die Venetianer in die höchste Gefahr: sie brachten den Schlüsse der Lagunen in ihre Gewalt, sie gaben auf die Friedensvorschläge die schnöde Ant wort: „Erst dann kann von Frieden die Rede sein, wenn Genua den Bronce pferden auf dem Marcusplatz den Zügel angelegt hat." In der Verzweiflun fanden die Venetianer Muth zu einem letzten Schlag und siegten. 1381 gabe die Genuesen alle Gefangenen zurück und wurden die alten Verträge zwischen beide Staaten erneuert.

Verfassung.

Bei allem Wachsen des Handels und des Reichthums brachten es di Genuesen doch im Innern nie zu ruhigen Verfassungszuständen, bei denen e den Bürgern auf die Dauer hätte behaglich werden können. Die Eigensuch und die Leidenschaftlichkeit waren zu groß. Da war ewiger Streit zwischen de Popolanen und den Nobili, zwischen Welfen und Gibellinen. Ihre Podesta holten sie oft von außen her. 1339 wählten sie zum ersten mal in der Perso des Simon Boccanera einen Dogen, der sich aber nicht lange behauptete.

---

*) Leo, l. c. III. 38. Sismondi, Histoire des Républiques italiennes III.
**) Finlay, Medieval Greece and Trebizond, p. 327—29, 444.

durchzogen das Land und Paoli vollzog die Strafe, die er auf die Vendetta legte, Tod durch Henkershand und Errichtung einer Schandsäule, unerbittlich selbst an einem Freunde. Dem inneren Krieg wußte er ein Ende zu machen, die Staatseinnahmen zu ordnen, Ackerbau und Gewerbe zu heben. Eine Verfassung auf demokratischer Grundlage verlegte die eigentliche Gewalt in die Hände aller Bürger, die über 25 Jahre alt waren. Sie wählten Abgeordnete, auf je 1000 Seelen einen, zur Generalversammlung, die mit zwei Drittel Stimmen über Abgaben, Krieg, Frieden und Gesetze entschied und einen obersten Staatsrath aus 9 Männern, einen für jede Provinz, ernannte. Der Präsident derselben war der General der Nation, aber mit dem Staatsrath dem Volk und seiner Vertretung verantwortlich. Die Staatsräthe wurden auf ein Jahr, die Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Jeder Korse vom 15. bis zum 60. Jahr war zum Kriegsdienst fürs Vaterland berufen. Stehendes Militär, mit Ausnahme von 500 Mann zur Besetzung der festen Plätze, mochte Paoli nicht leiden. Staatsausgaben und Einnahmen waren sehr einfacher Art. Paoli hob aber nicht blos den Ackerbau, sondern auch das Schulwesen. Am 3. Januar 1765 wurde eine Universität in Corte eröffnet, an welcher Philosophie, Theologie, Mathematik, Recht und Philologie gelehrt wurden. Zur Errichtung einer medicinischen Facultät fehlten noch die nöthigsten Instrumente. — Das Volk zeigte Hochsinn, arme Schüler wurden auf öffentliche Kosten verpflegt, die Prüfungen am Ende jeden Jahres fanden vor den Mitgliedern der Generalversammlung und der Regierung statt. Kurz es fehlte nicht an Klugheit, noch an Seelenschwung, um Paoli des Titels eines Vaters des Vaterlandes oder eines neuen Solon würdig zu machen.

Verfassung. Universität.

Anfangs lächelte ihm auch das Glück, er schuf eine kleine Flotte, Korsika sollte eine Seemacht werden. Es gelang ihm 1767, sich der Insel Capraja zu bemächtigen, trotz alles Widerstandes der Genuesen, sie war, wenn auch unfruchtbar, doch ein wichtiger Haltpunkt für Schiffe. Als die Genuesen nach Aufhebung des Jesuitenordens auf Bitten Spaniens eine große Anzahl von Vätern Jesu in Ajaccio landeten, nahm dies die französische Regierung als Beleidigung auf, und zog ihre Truppen von der Insel zurück. Jetzt verzweifelten die Genuesen daran, Korsika je wieder zu erobern, und boten Frankreich den Kauf ihrer Rechte an dasselbe an. Choiseul griff mit beiden Händen zu. Die Insel war ein zu wichtiger Haltpunkt im Mittelmeere. Der Abtretungsvertrag wurde am 15. Mai 1768 in Versailles abgeschlossen, nur behielt sich Genua seine Rechte auf Korsika vor, wenn es je wieder in Stand käme, die Kosten abzutragen, welche Frankreich durch die Besetzung auf sich genommen.

Korsika französisch.

Paoli berief auf das erste Gerücht von diesem Vertrag eine Versammlung auf den 22. Mai nach Corte: hier verwahrte er sich vor ganz Europa gegen das Unrecht, das Frankreich und Genua an Korsika begingen. Einmüthig wurde der Widerstand bis auf den letzten Mann beschlossen. Marbeuf und Chauvelin sollten nur zu bald erfahren, daß es viel schwieriger sei, ein freies und tapferes

Widerstand der Korsen.

unter Karl V. kam, sich an Spanien anlehnte und wie ihr die Markgrafe von Monferrat ein Stück des Gebiets nach dem andern entrissen *). Dann sahe wir, wie Ludwig XIV. sie mißhandelte **). Im 18. Jahrhundert war ih Hauptschwierigkeit Korsika, mit dem sie eigentlich niemals zu Ende kam.

Korsika

In Korsika war ein Aufstand nach dem andern zu bekämpfen, jed Frieden war nur ein Waffenstillstand. An der Glut ihrer Liebe zur Unabhängi keit stiegen die Fähigkeiten der Korsen. Der Haß gegen Genua schien unsterbli zu sein und gab den Korsen eine Beharrlichkeit im Widerstand, eine Kühnhe im Angriff, eine Umsicht im Plan, eine Höhe der Opferwilligkeit, eine Grö im Sterben, die bewunderungswürdig sind. Filippini ***) hat diese Kämp beschrieben, in welchen die Genuesen zuerst mit den Baronen, dann, als die besiegt waren, mit dem eigentlichen Volk der Korsen es zu thun hatten. Wa das arme Volk litt, ist unsäglich und doch war die Liebe zur Heimath so gro daß sie nie auf den Gedanken kamen, auszuwandern. Diese Berge und Wälde in denen ihre Vorfahren sich vertheidigten, sollten auch ihnen Schutz gewähren dieser Boden, der das Blut ihrer Ahnen getrunken, sollte auch ihr Blut trinke Jahrhunderte hindurch ist die Geschichte Korsikas ein steter Kampf gege die Genuesen. Helden von antiker Größe stellten sich immer wieder an di Spitze.

So ein Arrigo delle Rocca 1392, ein Vincentello d'Istria, der 1420 de jungen König Alfonso von Aragon bewog, einen Versuch auf die Insel zu unter nehmen. 1443 wählte das Volk den Mariano da Gaggio, 1453 übernahm di Bank des heil. Georg die Oberhoheit über die Insel. 1464 wählte das G meinland den Sambucuccio da Alando, einen Nachkömmling des ersten Gesetzgebers zu seinem Vorkämpfer. Dann spielte um 1487 Giampolo da Leca eine Rol im Kampf gegen Genua, 1507 ein Renuccio della Rocca. Allmälig sank der Ad der Insel in diesem Kampf vor der Macht Genuas zusammen. Die Bank vo Sanct Georg suchte väterlich zu regieren und hin und wieder gelang es ihr, a einige Zeit Ruhe zu erhalten. Sie sandte jährlich einen Gobernatore †) nach d Insel, welcher in Bastia residirte und die höchste richterliche und militärische G walt in seiner Hand vereinigte. In den Hauptorten hatte er Stellvertreter, vo deren Entscheidung man sich an ihn berufen konnte. Zum Schutz der Rechte d Volkes waren sechs Syndaci, drei vom Adel und drei aus dem Volk, drei aus d Korsen und drei aus den Genuesen, gewählt, welche Klage gegen jeden Beamt führen konnten, und vor welchen sich selbst der Statthalter verantworten mußt Zwölf Männer, sechs aus dem Land diesseits, sechs aus dem Land jenseits d Berge, vertraten in der Umgebung des Statthalters die Rechte des Volkes: oh ihre Zustimmung durfte er Nichts anordnen, ändern oder schmälern. Auch die Ve fassung des Gemeindelandes dauerte fort: zu wichtigen Veränderungen mußte d Statthalter die Volksversammlung in Vicuglia um Rath fragen.

Bank von St. Georg.

Verfassung.

*) B. IV. 263, 272, 278, 350, 370—71.

**) B. V. 928—29.

***) Filippini, Storia di Corsica. V. Voll. Pisa 1832. Das Werk enthält au die früheren Chroniken. Filippini starb gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

†) Gregorovius, Korsika. S. 32—33.

Persien. Die Türkei. Rußland. Oesterreich.

Die letzten Jahre Karls VI. wurden durch einen unglücklichen Krieg gegen die Türken getrübt. Unternommen wurde derselbe in Folge des Bündnisses mit Rußland vom Jahr 1726, in welchem der Kaiser, im Fall eines Krieges gegen die Türken, Rußland mit 30,000 Mann zu unterstützen versprochen hatte. Die Russen selber wurden in den Krieg mit den Türken durch die Wendung der Dinge in Persien fortgerissen. Wir müssen daher zunächst der Geschichte Persiens gedenken.

Den großen Schah Abbas I. *) haben wir früher kennen gelernt, und die unglücklichen Kriege gegen Sultan Murad IV. **). Von allen Nachkommen des Schah Abbas hatte keiner seinen Geist und seine Thatkraft. Fast ein Jahrhundert ging ohne ein wichtiges Staatsereigniß vorüber. Die Nachrichten sind spärlich. Die Herrscher fröhnten meist dem unmäßigen Genuß des Weines. Die Großen entarteten, das Volk war bedrückt, die Prinzen wurden nicht mehr im Lager, sondern im Harem erzogen. Schah Abbas hatte seine vier Söhne seiner Eifersucht geopfert, sterbend ernannte er Sephi I., den Sohn seines gemordeten Sohnes, Sephi Mirza, zu seinem Nachfolger: „es ist mein Wille, daß ihr auf sein Haupt die Krone setzet, die seinem unglücklichen Vater gebührt hätte." Man holte den 17jährigen Sephi aus dem Harem, 1628, und setzte ihn auf den Thron als Sephi I. ***).

Persien.

Schah Abbas.

Schah Sephi I.

Er ist der Nero der Perser. Im Rausch gab Sephi Befehl, viele Große hinzurichten, selbst die eigene Mutter, als sie ihm Vorstellungen gegen sein Gebahren machte, ja sogar die Lieblingskönigin. Als er wieder zu sich kam und sah, was er gethan hatte, gab er sich maßlosem Schmerze hin, und befahl, alle Weinflaschen im Reich zu zerbrechen. Mit dem Opfer fielen oft dessen Kinder, damit sie den Vater nicht rächen könnten. So der berühmte Feldherr Imam Kuli,

*) B. IV. S. 601.
**) B. V. S. 830—32.
***) Malcolm, Geschichte Persiens. Kap. XIII.

gann. Die Genuesen richteten gegen den Mann Nichts aus, ihre besten Feldherr wurden geschlagen, nur durch Verrath konnten sie Sampiero überwältigen. Si bestachen seinen Waffenmeister, sie verlockten ihn durch gefälschte Briefe zum Zu durch einen Paß, wo er sich plötzlich durch Uebermacht umschlossen sah. Sam piero hatte nur noch Zeit, seinem Sohn zur Flucht zu verhelfen, damit diese dem Vaterland erhalten bleibe. Dann stürzte er sich in die Mitte seiner Feinde suchte und fand den Tod, 17. Januar 1567. In Genua läutete man voll Freud darüber mit allen Glocken. Alfonso aber, Sampieros Sohn, obschon erst 17 Jahr alt, wurde vom Volk zum Anführer gewählt, weil der Geist des Vaters in ihm ruhe und er des Waffenhandwerks Meister sei. Zwei Jahre führte er den Kamp fort. Genua mußte 1569 allgemeine Amnestie gewähren und Erlaubniß Jedem der es wollte, auszuwandern. Ein Georg Doria hatte den Frieden hergestellt. Da Land aber glich einer Wüste: die Bewohner nährten sich von Eicheln, meh denn ein Jahrhundert lag es an der Erschöpfung darnieder, jedoch sein Haß schie unsterblich.

1729 brach bei einem geringen Anlaß wieder ein allgemeiner Aufstand los, eine Volksversammlung in Corte legte den Schwur ab, nie mehr das Joch Genuas zu tragen. Die Geistlichkeit erklärte, da Genua dem Volke das Rech verweigere, so sei der Krieg Nothwehr und das Volk seines Unterthaneneide entbunden. Spanien rüstete damals, um den Aufstand dazu zu benützen, den Kaiser aus den italienischen Besitzungen überhaupt zu verjagen. Darum bewilligt Kaiser Karl VI. die Bitte Genuas um Hilfe: 8000 Mann gingen unter General Wachtendonk 1731 nach der Insel hinüber. Aber ein ganzes Volk, wenn e einmüthig ist, läßt sich schwer bezwingen. Der kaiserliche General machte selbe bald den Fürsprecher für die Korsen bei Karl VI. und 1732 wurde zu Corte ein Frieden dahin abgeschlossen, daß Genua allgemeine Amnestie zu ge-
Vertrag. währen, auf alle Kriegskosten zu verzichten, alle schuldigen Steuern zu erlassen habe, daß alle Korsen Zutritt hätten zu allen Aemtern, daß sie das Recht hätten Collegien mit Lehrfreiheit zu gründen, daß das Collegium der Zwölfmänner und der Sechsmänner wieder hergestellt und eine Behörde errichtet werden müsse welche die Vergehen der öffentlichen Beamten darzulegen habe. Als die Genuesen widerrechtlich diejenigen Korsen, welche den Vertrag abgeschlossen, gefangen nahmen, erzwang der Kaiser ihre Freilassung. Dies rührte die Korsen derart daß sie dem Kaiser die Insel als Besitzthum anboten und, als dieser ablehnte dem Prinzen Eugen, aber auch Eugen lehnte ab, er wollte keine Krone, die seinen Kaiser in einen Krieg mit Frankreich und Spanien gestürzt hätte. Jetz stellte sich das Volk unter den Schutz der heil. Jungfrau, deren Bild in di Fahnen des Landes aufgenommen wurde, und ernannte Jesus Christus zum
Neuer Krieg. Gonfaloniere oder Bannerträger. Die Deutschen zogen ab. Als bald darauf zwe Schiffe, von unbekannter Hand gesendet, Lebensmittel und Waffen brachten glaubte das Volk, die heil. Jungfrau habe sie gesendet, und läutete mit allen Glocken. Genua aber bot alle Kräfte auf, um dem Aufstand rasch ein Ende zu machen, und die Korsen setzten ihren Widerstand nur noch mit dem Muthe de Verzweiflung fort.

In dieser höchsten Noth erschien in der Frühe des 12. März 1736 ein Schiff mit englischer Flagge vor dem Hafen von Aleria. Das Volk strömte der Küste zu, die angesehensten Männer der Insel begaben sich aber an Bord und bald stieg in ihrer Begleitung ein Fremdling ans Land von feierlichem Wesen, in theatralisch-königlicher Tracht. Der Fremde war ein deutscher Freiherr aus Westfalen, Theodor Neuhof *), ein politischer Abenteurer, in Frankreich gebildet, in Schweden ein Werkzeug oder ein Helfer des Grafen Görtz, in Spanien ein Günstling Alberonis, dann wieder in Frankreich bei Law in Finanzsachen betheiligt, dann in der Türkei ein Verbündeter Rakoczys und Bonnevals, schließlich in Gunst beim Dey von Tunis und zuletzt in Toscana thätig, um als kaiserlicher Spion die Spanier zu überwachen. Neuhof hatte Vieles gesehen, Vieles erlebt, es war die Zeit politischer Abenteurer und er selber war von einem kühnen Ehrgeiz beseelt. So war er in Genua mit einflußreichen Korsen in Verbindung gekommen. Was sie ihm erzählten, weckte, wie der Ehrgeiz seiner Natur, in ihm den Gedanken, der Befreier der Korsen zu werden. Seine Erzählungen, seine Versprechungen machten auf die korsischen Häuptlinge in ihrer verzweifelten Lage solchen Eindruck, daß sie ihm gern versprachen, ihn zu ihrem König zu krönen, wenn er mit wirksamer Hilfe komme. Und nun setzte Neuhof Alles in Bewegung, unterhandelte insgeheim mit England, mit Holland, und die Seemächte unterstützten ihn, aber nicht geradezu, sondern durch Kaufleute, denn sie wollten es weder mit Genua, noch mit Frankreich verderben. So ward es Neuhof möglich, in den Besitz eines Schiffes und von Kriegsvorräthen zu kommen. Er brachte 16 Kanonen, 4000 Flinten, 7000 Säcke mit Mehl und Pulver und, was vor Allem wirkte, ein Fäßchen mit Goldstücken. Er erklärte, der Dey von Tunis habe ihm dieß mitgegeben, es komme aber noch viel mehr nach, denn er sei in bester Verbindung mit den Höfen Europas, die ganz anders auftreten würden, wenn er als Fürst an der Spitze stehe. Er begehrte also die Krone. Die Noth war groß, ein Theil der Vornehmen war im Einverständniß und am 15. April wählten die Vertreter der Gemeinden, die Abgeordneten der Geistlichkeit, in Alesani Theodor Neuhof zum König von Korsika: er solle einen Rath von 24 vom Volk gewählten Männern an seiner Seite haben, ohne ihre Zustimmung keinen Entschluß fassen, keine Auflage erheben, kein Amt an einen Fremden verleihen, Gesetz gebe nur das Volk. Mit Zuruf wurden diese Bestimmungen angenommen, Theodor beschwor sie, wurde in die Kirche geführt, vor ihm die Vornehmen, die ihm in Ermanglung einer Krone einen Kranz von Lorbeer und Eichenlaub aufsetzten. Der Fremde nannte sich jetzt Theodor I., König der Korsen, daneben Grande von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich und Fürst des römischen Reiches. Diese Würden waren

Baron Neuhof

König Theodor I.

*) Histoire des Révolutions de l'Ile de Corse. La Haye 1738. Gregorovius, Korsika. Rheinischer Antiquarius. III. Abth. I Band. 691 ff.

übrigens alle erschwindelt, denn er war weder das Eine noch das Ande
sondern hatte in Frankreich, England und Spanien nur als geschickter Handlang
den jeweiligen Ministern gedient.

Uebrigens wußte Theodor I. seine Rolle tüchtig zu spielen. Die Ehrgeizigen
gewinnen, war er verschwenderisch mit Titeln und Würden: den einen ernannte
zum Großmarschall des Palastes, den andern zum Generalinspector seiner Truppe
jenen zum Grafen, diesen zum Baron, zum Großkanzler des Reiches, zu
Marquis. Der neue König war thätig. Er wußte den inneren Kriegen ein Ende
machen und die Ruhe herzustellen, brachte ein Heer zusammen, legte Waffenfabrik
an und Salinen, suchte Fremde ins Land zu locken, rüstete Kaperschiffe geg
die Genuesen aus, entriß diesen Porto-Vecchio und Sartene, ließ Münz
schlagen mit seinem Namen (Pro bono et libertate), aber er vermochte d
Genuesen nicht Bastia zu nehmen. Das Geld, das er mitgebracht, ging allmäl
auf die Neige. Theodor versprach das Erscheinen einer befreienden Flotte, ab
diese wollte nicht kommen. Als die Noth stieg, versammelte er am 2. Septemb
ein Parlament, dem er erklärte, daß er die Krone niederlegen werde, wenn b
Ende October keine Hilfe da sei, auf dem Festlande hoffe er aber dann d
Ankunft der Hilfe zu beschleunigen. Der Vorschlag gefiel, das Parlament g
nehmigte eine Vermögenssteuer und König Theodor I. machte sich auf, se
Reich zu bereisen. Er wurde festlich empfangen, er schuf, um den Ehrgeiz z
befriedigen, einen neuen Orden, den von der Befreiung (della liberazione), d
in kurzer Zeit 400 Mitglieder zählte, die Mehrzahl waren Ausländer un
mußten ihre Titelsucht mit 1000 Zechinen bezahlen. Es war zugleich eine gelunge
Finanzspeculation.

Aber auch dieses Geld half nicht lange, Steuern gingen wenig ein, di
Indifferenten. Korsen wurden mißtrauisch, eine Partei, die der Indifferenten, bildete sich gege
den König, welchen die Genuesen in ihren Pamphleten als Schuldenmacher un
Glücksritter brandmarkten. In einem Gefecht gegen die Indifferenten zogen sei
Truppen den Kürzern. Theodor war von Sorgen gequält, so glänzend auch de
äußere Pomp des Königthums war, und versammelte deßhalb am 5. No
vember 1736 seinen Staatsrath und erklärte, daß er abreisen wolle, um Hil
Theodors Abreise. zu holen. Er ernannte eine Reichsregentschaft und schiffte sich am 11. Novemb
nach siebenmonatlicher Regierung in Aleria unter französischer Flagge ein, um nic
von den Genuesen gekappert zu werden. Als Abbé verkleidet, landete Theodo
in Livorno, besuchte von da, immer incognito, Florenz, Rom, Neapel, Amsterdam
wo er wegen Schulden verhaftet, aber durch Vermittlung jüdischer Wechsle
wieder freigelassen wurde. Die Republik Genua wurde sorglich über seine Thätig
keit und setzte einen Preis von 2000 Genovinen auf seinen Kopf aus, vermocht
aber weder seine Thätigkeit zu hemmen, noch das Volk von Korsika zum Ge
horsam zu bringen. Gerade das gemeine Volk hielt treu zu König Theodor
während die Vornehmen, die nicht an seine Rückkehr mehr glaubten, unter
handeln wollten.

In der Noth rief Genua die Hilfe Frankreichs an, welches, um weder England noch Holland in Korsika Fuß fassen zu lassen, dem Freistaat am 2. Juli 1737 versprach, sechs Bataillone zu senden, um die Rebellen auf der Insel zu unterwerfen, Genua versprach dafür an Frankreich 700,000 Livres zu zahlen und zwei Millionen, wenn Frankreich mehr Truppen senden müßte. Die Korsen waren bestürzt. Sie hatten von Frankreich Alles eher als Hilfe zu ihrer Unterdrückung erwartet, aber sie gaben den Widerstand nicht auf und erklärten, daß sie nie und nimmer unter Genuas Herrschaft zurückkehren wollten. Als die Franzosen 2000 Mann stark in Korsika landeten, riefen Feuerzeichen auf den Bergen die ganze Bevölkerung wach. Sechs Monate unterhandelte der französische Heerführer, Graf Boissieux, doch vergebens. Vertrag mit Frankreich

Eben sollte der Kampf beginnen, da erschien im August ein Neffe des Königs Theodor, Baron Droste, mit Kriegsmaterial von seinem Oheim gesandt, und brachte die Nachricht, daß der König selber in kurzer Zeit landen werde, und in der That hatte der rastlose Mann die Regierung und die Geldleute in Holland für sein Unternehmen zu gewinnen verstanden und landete jetzt, von 3 holländischen Kriegsschiffen geleitet, mit Bombardirschaluppen und Transportschiffen, am 15. September 1738 in Aleria. Er brachte 27 Kanonen, 6000 Flinten, 2000 Pistolen, Pulver, Eisen, Granaten in Menge. Das Volk war für ihn, aber die Vornehmen erklärten, sie seien an einen Vertrag mit Frankreich gebunden. In diesem Vertrag anerkannte die Insel die Herrschaft Genuas, dieses aber bewilligte vollkommene Amnestie und gewährte den Korsen eine eigene Regierung, nur sollten sie die Waffen abliefern. Dessen weigerte sich das Volk und jetzt kam es zum Kampf mit den Franzosen. Sie wurden nach Bastia zurückgedrängt, Boissieux starb am 2. Februar 1739. Maillebois kam mit Verstärkung als sein Nachfolger. König Theodor verließ während des Kampfes Korsika, um Hilfe zu suchen. Sein Neffe blieb zurück und zeichnete sich im Kriege aus. Bald kam ein anderer Neffe mit etlichen Vorräthen und glänzte ebenfalls als tapferer Soldat. Was verzweifelte Tapferkeit im Kampf vermag, leisteten die Korsen, allein sie erlagen der Uebermacht und der geschickten Kriegsführung. Am 10. Juli 1739 verließen 22 der angesehensten Korsen ihr Vaterland, die Nutzlosigkeit des Widerstandes einsehend, und von Maillebois, der ein strenges, aber gerechtes Regiment aufrecht hielt, gemahnt, daß ihre Entfernung zur Ruhe Korsikas nöthig sei. Unter ihnen war Hyacinth Paoli mit seinem 14jährigen Sohne Pasquale: sie wurden auf französischen Schiffen nach Neapel gebracht und dort vom Volk und König aufs Beste aufgenommen. Andere Korsen, die im Kampf sich hervorgethan und keine Lust hatten, unter genuesischer Herrschaft zu leben, gingen in die Dienste Frankreichs und bildeten ein Regiment Royal Corse. Droste. Rückkehr Theodors I. Die Franzosen.

1741 verließen die Franzosen Korsika. Aber jetzt hielten die Genuesen den Vertrag nicht und der Aufstand und der kleine Krieg begannen von Neuem auf der Insel. Da erschien 1743 König Theodor wieder, dießmal mit englischen Kriegs- Bruch des Vertrags.

schiffen. Der Unermüdliche hatte englische Kapitalisten und die englische Regierung
Theodors Ende. zugleich für sich zu gewinnen gewußt. Er theilte Waffen aus und schickte Aufrufe ins Land. Allein das Volk war entmuthigt. Niemand erhob sich mehr für ihn. Das Reich König Theodors war zerronnen — traurig kehrte er auf englischen Schiffen zurück. In London ließen ihn seine Gläubiger verhaften, 7 Jahre schmachtete er im Gefängniß, bis der Minister Walpole eine Geldsammlung für ihn veranstaltete. Theodor starb in London 11. December 1755. Auf seiner Grabschrift heißt es: Das Glück gab ihm eine Krone, aber verweigerte ihm Brod *).

Der Kampf auf Korsika dauerte fort. Die Genuesen mochten den Vertrag nicht halten und die Korsen hatten kein Vertrauen und keine Neigung zu den Genuesen. Das Volk ernannte drei Männer, Gaffori, Venturini und Alerius Matra zu Protectoren des Vaterlandes und zu Generalen, und sie führten den Kampf nicht unglücklich weiter. Da bat aber der genuesische Senat von Neuem
Frankreich. Frankreich um Hilfe, und dieses sandte 1745 wiederum 2000 Mann, diesmal unter Cursay. Menschenfreundlich und wohlwollend gewann dieser die Herzen der Korsen, daß diese geneigt wurden, Frankreichs Vermittlung anzunehmen, und der Vertrag, den er entwarf, sicherte auch die Rechte und die Nationalität der Korsen. Allein die Genuesen wußten den Mann in Paris anzuschwärzen, Cursay wurde abberufen und gefangen gesetzt und die Korsen begannen von Neuem den
Gaffori. Kampf. Gaffori leitete den Widerstand, und die Genuesen wußten kein besseres Mittel, ihn zu brechen, als Gaffori in einem Hinterhalt 1753 meuchlings ermorden zu lassen. Seine Gattin führte ihr Söhnlein in die Kirche und ließ es am Altare ewigen Haß gegen Genua schwören, wie einst Hamilkar den jungen Hannibal. Kampf auf Leben und Tod war jetzt die Losung. Fünf Männer wurden gewählt, um die Angelegenheiten des Landes zu leiten, die aber bald, die Nothwendigkeit einheitlicher Führung erkennend, den jungen Pasquale Paoli ins Vaterland zurückriefen.

Paoli. Pasquale Paoli **) landete am 29. April 1755 in Aleria. Er war 29 Jahre alt. Er hatte in der Verbannung in Neapel, welches damals Geister, wie Vico, Giannone, Filangieri, Galiani, Genovesi in seinen Mauern barg, glänzende Studien gemacht, darauf als Officier in Diensten des Königs bei einem Aufstand in Calabrien sich hervorgethan. Er mißtraute sich selbst, als der Ruf aus der Heimath an ihn kam, aber sein Vater mahnte ihn: „Gehe, mein Sohn, thue deine Pflicht und werde der Befreier des Vaterlandes."

Paoli war der rechte Mann, von edler Gestalt und festem und doch mildem Geist, vor Allem aber von edlem Herzen. Das Volk verwarf seine Bitte, ihm einen Rathgeber zur Seite zu setzen, und übertrug ihm allein 17. Juli 1755 die Leitung des Vaterlandes. Es war eine schwere Aufgabe, aber die Liebe gab Muth! Während die Blutrache sonst unzählige (einmal in 30 Jahren 28,000) Opfer kostete, wußte Paoli sie abzustellen. Prediger dagegen

*) Fate pour'd his lesson on his living head Bestow'd a kingdom and deny'd him bread. Theodors Sohn Friedrich lebte seit 1754 in London vom Unterricht im Italienischen, 1768 gab er Mémoires pour servir à l'histoire de Corse heraus, 1797 jagte er sich am Portal von Westminster eine Kugel durch den Kopf, um seiner Noth ein Ende zu machen.

**) Sein Leben beschrieb Arrighi, Vie de Pascal Paoli.

[illegible] Kühnheit auf der andern, mit einem kleinen Heer ohne Feldgeschütz, mitten in [illegible] feindlichen Land die Hauptstadt zu belagern. Bald wüthete der Hunger in Ispahan. Die Einwohner umringten vergebens den Palast des Fürsten und verlangten, daß er sie zur Schlacht hinausführe — der Schah verzagte und ließ nun Mahmud sagen, er nehme die Bedingungen an, die er früher verworfen hatte. Bei einem zurückgeschlagenen Angriff hatte nämlich früher Mahmud den Frieden angeboten, wenn er Kandahar, Khorassan und Kerman als unabhängiges Königreich erhalte und dazu eine Tochter des Schah zur Ehe, mit einer Aussteuer von 50,000 Tomans (= 100,000 Pfund). Jetzt war der Schah geneigt, dies zu gewähren. Aber der stolze Afghane gab jetzt die Antwort: „Der Monarch von Persien bietet mir Nichts an, was sein ist, er und sein ganzes Haus sind in meiner Hand; er ist jetzt nicht mehr Herr der drei Provinzen, die er mir so großmüthig zu verleihen wünscht. Jetzt handelt es sich um sein ganzes Königreich." Die Hoffnung auf Entsatz schlug fehl. Wachtang V. von Georgien weigerte sich, für den Schah das Schwert zu ziehen. Die Türken freuten sich des Sieges der Sunniten und die Heere des um Hilfe angerufenen Russen waren zu fern. Mahmud brauchte nicht mehr zu kämpfen, er ließ den Hunger wirken. Pferde, Kameele, Maulesel waren in Ispahan schon längst verzehrt. In der Noth verzehrten jetzt die Perser Hunde, Blätter, Baumrinde, zuletzt Menschenfleisch. Tausende starben täglich dahin. In Trauerkleidern zog der Schah am 21. October 1722 aus seinem Palast durch die Hauptstraße, laut beklagend, daß er bösem Rathe gefolgt und unter Thränen seinen Entschluß kund gebend, die Regierung niederzulegen *). Unterhandlungen.

Am 22. Oktober wurde der Vertrag der Uebergabe abgeschlossen, am 23. zog Hussein mit seinen Großen in das Lager der Afghanen; nachdem er noch die Demüthigung erleben mußte, lange vor dem Zelte des Siegers zu warten, weil dieser noch schlafe, wurde er endlich in die große Halle des Palastes Ferrahabad geführt, wo der Sieger auf dem Throne saß. Hussein redete **) den stolzen Afghanen an: „Sohn, da der große Herr der Welt nicht will, daß ich lange regieren soll, und der Augenblick gekommen ist, den er zu deiner Besteigung von Persiens Thron ausersah, so trete ich dir das Reich ab und möge deine Regierung glücklich sein." Dann nahm er den Turah oder königlichen Federschmuck vom Turban und heftete ihn als Abzeichen der höchsten Gewalt an den Turban des Siegers mit den Worten: „Regiere in Frieden!" Jetzt erst würdigte Mahmud seinen Gefangenen einer Anrede: „So ist die Unbeständigkeit der menschlichen Größe, Gott verfügt über Reiche, wie es ihm gefällt; er nimmt sie dem Einen, verleiht sie dem Andern. Allein ich verspreche dir, dich stets als meinen Vater anzusehen und Nichts zu thun ohne deinen Rath." — So endete die Herrschaft der Sephis nach einer Dauer von 223 Jahren. Am Tage darauf huldigte der abgesetzte Herrscher im Palaste zu Ispahan mit allen Großen dem Afghanen und wurde dann in einem kleinen Palast gefangen gehalten, wo er noch 7 Jahre lebte. Hussein dankt ab.

*) Malcolm, l. c. **) Malcolm, l. c.

Volk zu unterjochen, als man in Versailles glaubte. Die Franzosen wurden in verzweifelten Kämpfen zurückgeworfen, namentlich die Erstürmung von Borgo am 1. Oktober 1768 war eine glänzende Waffenthat der Korsen. Selbst Frauen thaten sich hervor. Die Franzosen verloren das ganze Land, bis auf die festen Plätze, 700 Mann wurden kriegsgefangen, Marbeuf verwundet. Devaux kam mit 45 Bataillonen, 4 Reiterregimentern und vielem schweren Geschütz. Paoli hatte sich nach England um Hilfe gewendet, aber die Regierung that Nichts für die Korsen; dann hatte er Frankreich einen Vergleich angeboten: die Korsen wollten den König anerkennen, wenn man ihnen ihre Verfassung lasse, und wollten den Genuesen eine Entschädigung geben — vergebens! Nur einzelne begeisterte Männer zogen den Korsen zu Hilfe, diese aber wurden geschlagen am 9. Mai 1769 in der unglücklichen Schlacht von Pontenuovo. Entmuthigung nahm überhand, Paoli wollte nicht ein unnützes Blutvergießen fortsetzen und schiffte sich mit 300 seiner Landsleute am 11. Juli auf einem englischen Fahrzeug ein, zunächst nach Pisa. Der Großherzog Leopold von Toscana gewährte ihm die glänzendste Aufnahme, Alfieri weihte ihm sein Trauerspiel Timoleon, Kaiser Joseph II. äußerte die feurigste Theilnahme, das Volk von England nahm den unglücklichen Helden mit Begeisternng auf. Vom 12. Juni 1769 an ist Korsika französisch. Das Schicksal aber gab dem Volk von Korsika noch in seinem Sturz die Genugthuung, daß es „in unerschöpfter Heroenkraft am 15. August des gleichen Jahres Napoleon Buonoparte gebar, den Vernichter Genuas, den Unterjocher Frankreichs, den Rächer seines Volkes, und so die Heldentragödie versöhnend abschloß *)"

Sie erliegen.

Paolis Ende.

Noch einen Blick auf Paolis Ende. Er blieb fortan in England, 1789 sandte er an die Nationalversammlung in Paris die Bitte um eine selbständige Regierung für Korsika. Mirabeau unterstützte den Antrag. Korsika ward für einen untrennbaren Bestandtheil Frankreichs erklärt und der geächtete Paoli zurückberufen und zum Statthalter der Insel ernannt. Allein der Gang der Revolution zur Republik hin, und was dieselbe im Gefolge hatte, war Paoli zuwider und auf der andern Seite regten sich Ankläger gegen ihn. Den 2. April 1793 sollte er verhaftet werden, er erwehrte sich aber seiner Gegner und forderte zur Lostrennung von Frankreich auf. Am 7. Juli 1793 ward er geächtet, dagegen bot er jetzt König Georg III. von England die Oberhoheit der Insel an. Georg III ernannte Elliot zum Vicekönig und schrieb Paoli: „Ihre Gegenwart beunruhigt Ihre Feinde und macht Ihre Anhänger zu verwegen. Kommen Sie also nach London, wo wir Ihre Treue belohnen können und Ihnen einen Platz in unserer eigenen Familie anweisen werden." In London blieb Paoli bis zu seinem Tod 1807 in innigem Verkehr mit Sheridan und anderen Häuptern der Opposition.

---

*) Gregorovius, S. 104.

Persien. Die Türkei. Rußland. Oesterreich.

Die letzten Jahre Karls VI. wurden durch einen unglücklichen Krieg gegen die Türken getrübt. Unternommen wurde derselbe in Folge des Bündnisses mit Rußland vom Jahr 1726, in welchem der Kaiser, im Fall eines Krieges gegen die Türken, Rußland mit 30,000 Mann zu unterstützen versprochen hatte. Die Russen selber wurden in den Krieg mit den Türken durch die Wendung der Dinge in Persien fortgerissen. Wir müssen daher zunächst der Geschichte Persiens gedenken.

Den großen Schah Abbas I. *) haben wir früher kennen gelernt, und die unglücklichen Kriege gegen Sultan Murad IV. **). Von allen Nachkommen des Schah Abbas hatte keiner seinen Geist und seine Thatkraft. Fast ein Jahrhundert ging ohne ein wichtiges Staatsereigniß vorüber. Die Nachrichten sind spärlich. Die Herrscher fröhnten meist dem unmäßigen Genuß des Weines. Die Großen entarteten, das Volk war bedrückt, die Prinzen wurden nicht mehr im Lager, sondern im Harem erzogen. Schah Abbas hatte seine vier Söhne seiner Eifersucht geopfert, sterbend ernannte er Sephi I., den Sohn seines gemordeten Sohnes, Sephi Mirza, zu seinem Nachfolger: „es ist mein Wille, daß ihr auf sein Haupt die Krone setzet, die seinem unglücklichen Vater gebührt hätte.“ Man holte den 17jährigen Sephi aus dem Harem, 1628, und setzte ihn auf den Thron als Sephi I. ***).

Persien.

Schah Abbas.

Schah Sephi I.

Er ist der Nero der Perser. Im Rausch gab Sephi Befehl, viele Große hinzurichten, selbst die eigene Mutter, als sie ihm Vorstellungen gegen sein Gebahren machte, ja sogar die Lieblingskönigin. Als er wieder zu sich kam und sah, was er gethan hatte, gab er sich maßlosem Schmerze hin, und befahl, alle Weinflaschen im Reich zu zerbrechen. Mit dem Opfer fielen oft dessen Kinder, damit sie den Vater nicht rächen könnten. So der berühmte Feldherr Imam Kuli,

*) B. IV. S. 601.
**) B. V. S. 830—32.
***) Malcolm, Geschichte Persiens. Kap. XIII.

welcher die Provinz Fars und mit Hülfe der Engländer den Portugiesen Ormus weggenommen hatte. Abbas hatte die Großen für seine Pläne benützt, ihren Uebermuth wußte er niederzuhalten, sein Enkel aber fürchtete und vernichtete sie. Trotz dieser Handlungen, die sich auf Rausch, Furcht und Eigensinn zurückführen lassen, regierte Sephi 14 Jahre lang.

Schah Abbas II. Ihm folgte sein Sohn Abbas II. (1642—1666), noch nicht 10 Jahre alt als er den Thron bestieg. Wie verhängnißvoll ein Rausch des Fürsten werden könne, hatten die Hinrichtungen Sephis I. in allzu schrecklicher Weise gezeigt. Darum machten die wackern Männer, welche den Knaben erzogen und für ihn regierten, den Versuch, die Lebensweise am Hof und beim Volk zu verbessern. Der Wein wurde verboten, Trunkenbolde kamen aus dem Dienste, nur Wassertrinker wurden angestellt. Strenger, frommer Sinn war die beste Empfehlung zu allen höhern Aemtern. Als der Schah aber älter wurde, bekam er dennoch Geschmack am Wein, und wenn er betrunken war, zeigte er sich voll Launen, grausam und ungerecht, so daß die Großen vor einer Einladung, mit dem Schah zu trinken, bebten, denn vom Trinkgelage weg wurde mancher zum Tod geführt, wenn ein unbesonnenes Wort den Unmuth des Schah weckte. Wenn er nüchtern war, so zeigte sich Abbas II. mild und sanft und war Ehre, Vermögen und Leben seiner Unterthanen sicher. Europäer, namentlich Künstler und Gelehrte, waren an seinem Hofe willkommen. Fern von der üblichen Unduldsamkeit seiner Vorfahren, bewies er den Christen sogar Wohlwollen: „Ueber die Gewissen," pflegte er zu sagen, „hat Gott und nicht ich zu richten. Ich werde mich nie in Dinge mischen, die vor den Richterstuhl des großen Schöpfers und Herrn des Weltalls gehören" *).

Sephi Mirza, der älteste Sohn von Schah Abbas II., mit dem Beinamen Schah Soliman Soliman, regierte 1666—94. Die Großen fürchteten, er möchte ihre Macht einschränken, und wollten seinen jüngern Bruder Mirza, ein Kind von 7 Jahren, unter dem Vorwand, Sephi sei blind, auf den Thron erheben, um an der Stelle des Kindes zu herrschen. Der Erzieher dieses Kindes, ein Verschnittener, Aga Mubaruk, der dadurch am allermeisten gewonnen haben würde, gab aber der Wahrheit die Ehre und rettete dem Alten Krone und Leben, übrigens zum Unglück Persiens, denn Soliman war schwach, unkriegerisch, ausschweifend, nur den Freuden der Tafel und des Harems hingegeben. „Der König," so schreibt der Geschäftsführer der ostindischen Handelsgesellschaft in Ispahan, „übernimmt sich stets im Wein, und dies läßt mich fürchten, daß er mir, wenn ich mich das nächste Mal an ihn wende, befiehlt, einen guten Zechbruder abzugeben, und vermuthlich nach einer Probe von unsern Weinen verlangen wird, die ihm gewiß behagen, wenn sie gut sind. Sendet mir daher drei Kisten mit Flaschen, eine mit Sekt, eine mit Claret, eine mit Rheinwein von bester Art, ihm ein Geschenk zu machen" **). Enthaltsamkeit war in den Augen dieses Fürsten ein Verbrechen. Dem tugendhaften und frommen Scheik Abichan, seinem unbestechlichen Schatzmeister, sagte der Schah eines Tages: „Deine nüchterne Lebensweise tadelt mich, ich kann sie nicht länger dulden. Gleich auf der Stelle mußt du dich mit uns betrinken, entweder in Wein oder in Opium; wähle was du am liebsten hast, aber schlucken mußt du eine Portion, dein König befiehlt es und verlangt Gehorsam!" — Der Arme verschluckte eine Gabe Opium und sank alsbald bewußtlos nieder. Jetzt glaubte der König über die Tugend seines Ministers zu triumphiren und ließ

*) Malcolm, l. c.
**) Malcolm, l. c.

Thron zu setzen; nehme aber Tahmasp den Vertrag ohne Weigerung an, so verpflichteten sich beide Mächte, ihn als rechtmäßigen Herrscher anzuerkennen und ihm zur Eroberung Ispahans und zur Verjagung der Afghanen behilflich zu sein. Es war die letzte Erwerbung Peters des Großen, sein bald darauf folgender Tod hemmte die Durchführung der Grenzbestimmung.

Zu gleicher Zeit sandte Eschref, nachdem ihm ein Versuch, Tahmasp nach Ispahan zu locken, mißlungen war, nach Konstantinopel und verlangte Anerkennung seiner Herrschaft. 1725 nahmen die Türken nach schweren Kämpfen den Persern Tebris weg und drangen in Georgien siegreich ein und waren am Ende des Jahres im Besitz dessen, was ihnen der Theilungsvertrag zugesprochen. Von Seite Rußlands geschah 1725 Nichts von Bedeutung. 1726 kam wieder ein Gesandter Eschrefs nach Konstantinopel und beschwerte sich, daß der Padischah Krieg führe gegen Rechtgläubige zu Gunsten von Christen und Ungläubigen: solch ein Bündniß sei verbrecherisch. Viele Türken huldigten dieser Ansicht, zumal Eschref nur die Ehren des zweiten Imam ansprach, um an der Stelle des Sultans die Ketzer zu vernichten. Um die Stimmung in Persien für sich zu gewinnen, sprach Eschref laut seinen Abscheu vor den Grausamkeiten Mahmuds aus und zwang seine Mutter, eine Nacht bei den Leichen der ermordeten Prinzen zuzubringen, und ließ die Opfer dann mit fürstlichem Gepränge begraben. Er ließ Hussein kommen und legte die Krone zu dessen Füßen und ersuchte ihn, den Thron wieder zu besteigen. Dieser aber traute nicht und sagte, er sei in der Einsamkeit glücklicher, als früher auf dem Throne, und zwang den Afghanen sich das Diadem wieder auf das Haupt zu setzen.

Eschref und die Pforte.

All das wirkte in Konstantinopel. Der Krieg gegen Eschref war nicht volksthümlich. Um dieser Stimmung entgegenzutreten, mußte der Mufti erklären: Eschref sei schon darum ein Feind, weil er sich weigere, den Padischah als das einzige Oberhaupt aller Mohammedaner anzuerkennen, ein zweiter Imam sei nicht zulässig. Der Krieg ward an Eschref erklärt, zumal Tahmasp den Theilungsvertrag anerkannte. 1726 rückte ein türkisches Heer gegen Ispahan vor.

Der Afghane bewährte Umsicht und Thatkraft; nachdem er ein festes Schloß in Ispahan als Zufluchtsort für seine Familie und seine Afghanen erbaut hatte, rückte er in Eilmärschen auf den Feind los, und hieb eine Abtheilung von 2000 Türken zusammen, die sich durch einen Fehler des Führers vom Hauptheer entfernt hatten. Dies hob die Zuversicht der Seinigen, die Feinde aber entmuthigte er durch gewandte Sendlinge, welche den Kampf gegen ihn als einen Rechtgläubigen zu Gunsten ketzerischer Schiiten als ungerecht, als brudermörderisch bezeichneten. Schon sprachen die gemeinen Türken davon, daß sie nicht gegen ihr Gewissen und die Gesetze ihrer Religion kämpfen würden. Der Pascha suchte rasch eine Schlacht, nur um einem Ausbruch allgemeiner Unzufriedenheit zuvorzukommen. In der Ebene von Andschedan, 20 Stunden von Hamadan, kam es am 20. November 1726 zur Entscheidung. Die Afghanen siegten, obschon sie nur halb so viel Mannschaft und Geschütz hatten als ihre Gegner. 12,000 Türken blieben auf der Walstatt. Eschref verbot die Verfolgung des geschlagenen Feindes, er verbot die Nachzügler zu plündern, er sandte die erbeuteten Schätze zu den Flüchtigen nach Bagdad, er ließ die Gefangenen frei, denn er sei ein Fürst und kein Räuber, er wolle keinen Vortheil über irregeleitete

Eschref gegen die Türken,

siegt bei Andschedan.

Hauptstamm heißt Uluß, ein Zweig Chail. Das Oberhaupt des Uluß heißt Chan des Oberhaupt des Chail heißt Mallik, der Vorstand einer Unterabtheilung de Chail heißt Maschir. Wenn der Khan sich mit den Malliks versammelt, so heiß dies Dschirga: hier werden Streitigkeiten entschieden und Gemeinsachen berathen Die Zustände der Afghanen erinnern uns an die der alten Germanen, als Cäsa auf sie stieß und Tacitus sie beschrieb. Ihre Tugenden sind männlicher Sinn Tapferkeit, Offenherzigkeit, Gastfreundschaft; ihre Laster Raubsucht, Rachsucht Faustrecht. Die Regierung ist patriarchalisch oder demokratisch. Der Fremde i rechtslos, wenn ihn nicht das heilige Gastrecht schützt. Erbliche Fürsten kennen si nicht. In Zeiten der Noth kann ein Dictator gewählt werden. Das Gericht findet i der Volksversammlung statt: sie wird mit einem Gebet begonnen und beendigt un die Berathung hebt mit dem Ausruf an: „Gott gebührt die That, den Mensche nur der Rath." — Zur Sühne des Mordes werden oft Mädchen an den belei digten Stamm verheirathet, der Mord eines Mannes z. B. wird mit 12 Mädche gesühnt. Die Afghanen sind Hirten oder Ackerbauer. Grund und Boden wir unter alle Familien eines Stammes gleichmäßig vertheilt, und diese Vertheilun von Zeit zu Zeit von neuem vorgenommen, um die Gleichheit zu erhalten. De Afghane liebt Freiheit und Ungebundenheit und fügt sich ungern der Zucht. Da Weib wird hochgeschätzt im Hause des Mannes. Die Sitten sind einfach.

Unter Abbas dem Großen fühlte sich der Stamm der Gildschi durc Statthalter gedrückt und klagte bei Hof *). Abbas gewährte die Bitte und er nannte den Abgesandten Sudu zum Aeltesten des Stammes und befahl, daß die Wahl erblich sein solle. Seine Nachkommen hießen Suduzy, oder Söhne Sudus, un standen in so hohem Ansehen, daß es für gottlos galt, auch nur das Schwer gegen sie zu zücken. Unter Hussein zeigten sich die Afghanen ziemlich unruhig im Gefühl, daß sie die Wage hielten zwischen Indien und Persien, und die Mi nister des Schah beschlossen, um diesen Geist der Empörung zu bändigen, ihne einen gestrengen Statthalter zu schicken, in der Person des Dschurdschi Khan (Dschurdschi.) eines Fürsten von Georgien, welcher mit 22,000 Persern nach Kandahar kan und die Afghanen wie besiegte Feinde behandelte. Klagen darüber wurden be Hof nicht beachtet und den angesehensten Afghanen, der für den Anstifter alle Vorstellungen beim König galt, den Mir (Emir) Wais, sandte der Statthalte gefangen nach Ispahan: des Reiches Sicherheit erheische, daß Mir Wais ni mehr nach Kandahar zurückkehre.

(Mir Wais.) Dies erwies sich später als die größte Unklugheit, denn Mir Wais wa so verschmitzt und gewandt, daß er bald Boden am Hofe gewann, ja einer de Lieblinge des Schah wurde. Die ganze Schwäche der Regierung war ihm bal klar; sein Streben, den Statthalter zu stürzen, wußte er fein zu verhüllen, un als ein Gesandter Peters des Großen, ein Armenier, Israel Orii, nach Persie kam, wußte er dem Schah Angst zu machen vor einer großen Verbindung de Christen und Dschurdschi-Khan als die Seele dieses gefährlichen Planes darzu stellen. Husseins Rathgeber fürchteten sich jetzt vor dem Statthalter, den sie übe die Afghanen gesetzt hatten, und sandten 1708 Mir Wais als ein Gegengewich in seine Heimath zurück. Dschurdschi-Khan aber beschloß, dem Hof zu trotzen un Mir Wais zu demüthigen, und forderte geradezu dessen schöne Tochter, eine edl Jungfrau, für seinen Harem. Dies zündete bei den Afghanen, welche auf die Ehr

---

*) Hanway, Beschreibung der neuesten Reichsveränderungen in Persien. Fo-sters Reisen aus Bengalen nach England. Mountstuarts Elphinstones Geschichte de englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahr 1808, übersetzt von Rühs.

..ert gelang es im vierten Jahr seine Flucht zu bewerkstelligen. Dann trat Nadir .. den Dienst eines kleinen Häuptlings seiner Heimat Khorassan, des Babubeg, .. ihm seine Tochter gab. Nadir ermordete seinen Schwager und wurde dann der Anführer einer Räuberbande. Der Statthalter gewann ihn zum Kampf gegen die ..leten, gegen die er tapfere Thaten vollbrachte, doch benahm er sich gegen seinen Herrn wieder so unbändig und hochfahrend, daß dieser ihn mit der Bastonade ..ängte. Darauf ging er in das Schloß Kelat, wo sein Oheim Befehlshaber war, der aber erschreckt über seine Gewaltlust und seinen Ehrgeiz, ihn zwang wieder abzuziehen. Nadir Kuli wurde wieder Räuberhauptmann und stand bald .. der Spitze von 3000 Mann, mit denen er Khorassan steuerpflichtig machte, .. Schloß Kelat einnahm und seinen Oheim ermordete. In ähnlicher Weise be-mächtigte er sich bald der Festung Meschd. Da bekam er 1726 den Antrag, in .. Dienste des Schah Tahmasp zu treten und gegen die Afghanen zu kämpfen. M.. Freude nahm er ihn an, nachdem er vorher Straflosigkeit für all seine Vergehen zugesichert bekam. Er brachte dem Schah einen Zuwachs von 3000 Mann. Ein anderer Häuptling schloß sich mit 5000 dem Schah an, wurde aber bald von Nadir aus dem Wege geräumt, unter dem Vorwand, er wechsle Briefe mit dem ..nd. Diese 8000 Mann bildeten den Kern des Heeres, mit welchen jetzt der Kampf gegen die Afghanen begonnen wurde.

Der tapfere, nüchterne, unermüdliche Nadir wußte den Persern wieder Muth einzuflößen und sie von Sieg zu Sieg zu führen. Sie läugnen nicht, daß sein Ruf befleckt ist, aber sie sprechen doch mit Dank und Verehrung von ihm und er verdient den Namen Nadir, der Wundervolle, wegen der Gewalt, die er über die Menschen ausübte. Bald huldigte ganz Khorassan wieder dem Tahmasp, welcher dafür den Feldherrn zum Anführer seiner Leibwache erhob und ihm den Titel Khan gab und Nadir nannte sich jetzt Tahmasp Kuli Khan, Sclave des Tahmasp. In der That war er der Herr, der aber noch den Schein mied, daß er Alles leite. Nadir wußte einen Afghanenhäuptling für sich zu gewinnen, und die Gefahr erschien Eschref auf einmal so groß, daß er mit 30,000 Mann noch Khorassan aufbrach, um diesen mächtigen Feind zu vernichten. In der Ebene von Dangun stellte sich Nadir mit 25,000 Mann zur Schlacht am 2. October 1729: die Seinen hielten den stürmischen Angriff der Afghanen standhaft aus, und setzten sich dann gegen sie in Bewegung, die nach dem heftigsten Widerstand geworfen wurden und mit Verlust alles Geschützes und Gepäckes das Weite suchten. Eschref floh nach Ispahan, wo er ein neues Heer sammelte, nachdem er die Schätze und Frauen in die neue Festung geworfen hatte. Schon wollte Tamasp nach Ispahan aufbrechen, aber Nadir beredete ihn, wegen seiner persönlichen Sicherheit in Dangun zu bleiben, denn er allein wollte den Ruhm als Befreier ernten. In der Nähe von Ispahan kam es am 13. November zu einer zweiten Entscheidungsschlacht, diesmal hielten sich die Afghanen in einer Verschanzung und ließ Nadir stürmen. Die Afghanen ließen 4000 Mann auf dem Platz und flohen Abends nach Ispahan. Dort wurden die Schätze gepackt, Weiber und Kinder auf Kameele gesetzt und am andern Morgen der Rückzug nach Schiras zu angetreten.

Nadir

siegt bei Dangun.

siegt bei Ispahan.

ein verdientes, und Mahmud wurde von den Häuptlingen als König von Kandahar ausgerufen.

Mahmud war kühn und beschloß die Pläne seines Vaters durchzuführen zumal fast alle Stämme des Reiches sich regten, streiften doch die Kurden 1719 bis Ispahan, die Lesghier 1721 durch ganz Schirwan, nahmen doch die Tartaren Khorassan, wurde doch der beste Feldherr des Perserreiches, Luft Ali Chan, der ihn zweimal zurückgedrängt hatte, durch Befehl des Schahs in Folge von Verläumdungen geblendet und seines Vermögens beraubt. Der Religionshaß der Sunniten gegen die Schiiten war ein mächtiges Hilfsmittel. Unter diesen Umständen brach Mahmud mit nur 30,000 Mann, meist Reitern, gegen Ispahan auf *). Dort ahnte man das Schlimmste. Außerordentliche Naturerscheinungen schienen den Untergang des Reiches vorzubedeuten: Tebris ward durch ein Erdbeben gänzlich zerstört, die Sonne blieb 10 Tage lang im Nebel, der Horizont hatte eine blutige Farbe: all das wurde auf den Untergang Ispahans gedeutet. Der Schah verließ mit seinen Vornehmen die Stadt und lagerte unter Zelten, Priester forderten das Volk auf Buße zu thun, geistige Getränke aller Art wurden verboten. Allen sank der Muth. In diesem Augenblick rückte Mahmud gegen die Hauptstadt heran. Guebern in Kerman, die treu an der Lehre Zoroasters hingen, hatten sich ihm unterwegs angeschlossen in der Hoffnung, daß durch seinen Sieg dem Druck, den sie so lange erduldet, ein Ende gemacht werde. Deßungeachtet hatte Mahmud nicht mehr als 30,000 Mann und kein Belagerungsgeschütz, nur Feldschlangen, die von Kameelen getragen wurden, war also nicht im Stande eine Stadt mit 600,000 Einwohnern, die mit einer Mauer umgeben und von einem Fluß gedeckt war, einzunehmen, wenn die Vertheidigung mit Muth und Verstand geführt war. Allein gerade daran fehlte es. Statt sich auf die Vertheidigung zu beschränken und den Erfolg von Krankheiten im Heere des Feindes abzuwarten, wurde beschlossen, vor den Thoren der Hauptstadt den Afghanen eine Schlacht zu liefern.

zieht gen Ispahan,

siegt. 50,000 Perser in prachtvollem Waffenschmuck rückten mit 24 Kanonen gegen die Afghanen aus, die in Lumpen gehüllt, von der Sonne verbrannt waren, den Feinden jedoch muthig, wenn auch in der Minderzahl, entgegentraten. Mahmud hatte ihnen die Plünderung Ispahans als Beute verheißen, ihnen aber auch auseinandergesetzt, wie es für sie keinen Rückzug gebe, wenn sie geschlagen würden **). Ein Flügel der Afghanen wurde durchbrochen, ihr Feldgeschütz aber war so geschickt gerichtet, daß die Perser in Verwirrung kamen, 2000 Mann fielen, ihr Heer löste sich auf. Statt sich nun zurückzuziehen und die Kräfte des Reiches zu sammeln, beschloß Hussein in der Hauptstadt zu bleiben und sie zu vertheidigen. Mahmud verwüstete die Umgebung der Stadt und schnitt ihr die Zufuhr ab. Dann nahm er Stellung vor den Thoren, und jetzt folgten lange Kämpfe vom April bis zum November 1721. Die Feigheit auf der einen Seite, wo man Hilfsmittel besaß und sie nicht zu verwenden wußte, ist eben so erstaunlich, als

Kampf um Ispahan.

*) Malcolm, l. c. **) Malcolm, l. c.

welche nach dem Süden zogen und nicht immer Zufluß aus der Heimath erhielten. — Die sieben Jahre ihrer Herrschaft über Persien hat diesem mehr als eine Million Menschen gekostet.

Groß war der Lohn, den der Befreier vom Schah erhielt, 4 der schönsten Provinzen des Reiches, Khorassan, Mazanderan, Seistan, Kherman, der Titel Sultan und ein reich mit Juwelen besetztes Diadem. Nadir lehnte schlau den Sultanstitel ab, da dieser Neid erregen würde, ohne Nutzen zu schaffen. Zwei Monate rastete Nadir in den Winterquartieren, dann brach er 1730 gegen Hamadan auf, schlug die Türken, nahm Hamadan, Khermanschahan, Tebris und Ardebil, und würde die Söhne Osmans jetzt schon aus allen eroberten Gebieten verdrängt haben, hätte ihn nicht sein bedrängter Bruder zu Hülfe gerufen, so daß er rasch nach Herat aufbrach. Nadirs Lohn. Zieht gegen die Türken.

Dort hatte Hussein, ein Bruder des ermordeten Sultans Mahmud, ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen allen Stämmen geschlossen, um die Selbständigkeit Afghanistans zu sichern. Ibrahim, Nadirs Bruder, wurde von ihm in die Flucht geschlagen. Die Gefahr schien Nadir so groß, daß er augenblicklich nach dem Südosten aufbrach, nach schweren Kämpfen nahm er Herat und Furrah und zwang die Afghanen zur Unterwerfung und zum Gelöbniß, für das persische Reich immerdar Kriegsdienste zu leisten. Die Häuptlinge mußten ihre Söhne als Geißeln ausliefern. gegen Herat.

Nachdem sein Heer durch 70,000 Mann verstärkt war, brach Nadir nach dem Westen auf, um die Türken zum Frieden zu zwingen und das Diadem sich selber aufs Haupt zu setzen. In Constantinopel hatte die Nachricht von der Niederlage und dem Verlust bedeutender Städte in den Herzen der gutgesinnten Muselmänner tiefen Unmuth erweckt *). Das Bündniß mit den Russen schien empörend, noch empörender, daß man den rechtgläubigen Eschref hatte fallen und schließlich sich von Schiiten hatte schlagen lassen. Volk und Heer verlangten Krieg gegen Tahmasp. Der Sultan schien aber zu zaudern; er beging den Fehler, das Heer bei Scutari müßig lagern zu lassen. Bald hieß es, es sei ihm mit dem Krieg kein rechter Ernst. Die Truppen hatten Haus und Herd verlassen und die Kosten der Ausführung bestritten und nun sollte Alles umsonst sein. Dies führte zum Aufstand. Stambul.

Ein gemeiner, aber hochbegabter Janitschar, ein Albanese, Patrona Chalil, der früher mit alten Kleidern gehandelt hatte, grollte besonders, weil er seine letzten 200 Piaster hatte ausgeben müssen, um sich nutzlos zum Krieg zu rüsten. Am 28. September 1730 versammelte er seine Gesinnungsgenossen auf dem Atmeidan: nicht gegen den Sultan, sondern gegen seine schlechten Rathgeber wurde hier gelärmt; dann wurden Waffenläden geplündert, Kerker geöffnet. Patrona leitete die Bewegung, welche die Behörden überraschte und dem Volke gefiel. An- Patrona. Aufruhr.

---

*) Zinkeisen, V. 625. Hammer, VII. 381.

Sultan Mahmud. Mahmuds Regierung nahm einen guten Anlauf: er suchte die Leiden de Bewohner Ispahans zu mildern, er ließ die persischen Beamten in ihren Ste len, weil er ihre Erfahrung brauchte, und gab ihnen nur Amtsgenossen au dem eigenen Volk, um sich ihrer Treue zu versichern. Die europäischen Handel gesellschaften in Ispahan und Bunder-Abbas wurden in ihren Rechten bestätig Die christlichen Missionäre erhielten die völlige Freiheit, öffentlich die Gebräuc ihrer Religion zu üben. Erster Richter in Ispahan wurde ein Afghane, desse Frömmigkeit und Rechtlichkeit auch die Perser rühmten.

Bisher hatte Mahmud alle Hindernisse überwunden, jetzt traten abe Schwierigkeiten ein, über die er nicht Herr zu werden vermochte und im Kamp wider dieselben wurde der stolze Afghane schwermüthig, mißtrauisch, zulet rasend. Während der Belagerung von Ispahan war es dem vierten Sohn Hussein

Tahmasp. Tahmasp Mirza, gelungen mit 500 auserlesenen Reitern durchzubrechen und i die nördlichen Provinzen zu entkommen. In Kasbin fand er Aufnahme; sobal sein Vater Hussein die Krone niedergelegt hatte, ließ sich Thamasp zum Scha ausrufen. Zwar war der Anhang, den er fand, anfangs gering, allein die Pfort und Peter der Große hatten schon längst die Wirren in Persien scharf in Auge gefaßt, um von dem zerfallenden Reich einige Provinzen zu ihrem Gebi

Peter I. zu schlagen. Peter hatte schon 1715 — 18 die westlichen Ufer des kaspische Meeres genau untersuchen lassen, 1718 einen Handelsvertrag mit Persien al geschlossen und Hilfe gegen die Afghanen angeboten, die aber Schah Hussei ablehnte. Da gab ihm ein Einfall der Lesghier in die Provinz Schirwan, w sie dreihundert russische Kaufleute ermordeten, ihnen Waaren von mehreren Mil

Russen am kasp. Meere. lionen im Werth wegnahmen, Anlaß einzuschreiten. Er verlangte von Hussein dann von Mahmud Genugthuung und brach mit einem Heere auf, als sie ihm nicht geleistet wurde. Eine Flotte von 442 Segeln fuhr im Juli 1720 vo Astrachan nach der Mündung des Terek aus, wo 30,000 Mann auserlesen Truppen ausgeschifft wurden. Der Czar erklärte in einem Aufruf an die Be wohner von Derbend, Schamachi und Baku, daß er nicht komme, um Erobe rungen zu machen, sondern nur um sich Genugthuung zu verschaffen, und de Schah gegen die Tyrannei der Afghanen zu schützen. An Widerstand wa nicht zu denken. Daghestan wurde besetzt, in Derbend ließ Peter eine Heeres abtheilung zurück, am 4. Oktober war er wieder in Astrachan.

Ahmed III. Die Pforte wurde empfindlich über dieses Vordringen der Russen: si sandte damals einen Gesandten nach Ispahan, um genaue Erkundigungen übe den Stand der Dinge einzuziehen. 80 Jahre war man jetzt im Frieden mi Persien, der Gesandte wurde glänzend aufgenommen, wie der persische Gegen gesandte in Constant[illegible]pel, wo man dem Schah Schutz für seine Unterthanen bei der Pilgerfahrt nach Mekka und Medina versprach und ungehinderte Durch fuhr persischer Waaren nach dem Abendland. Zugleich sandte der Sultan ei Schreiben an Peter den Großen, worin er ihm ernstlich bedeutete, die Lesghie seien genugsam gezüchtigt und die Pforte könne nicht gestatten, daß ihre Glaubens

träglichen Zustand ein Ende zu machen. Patrona fühlte, daß der Boden unter ihm schwanke, aber neue Zugeständnisse gaben ihm wieder das Gefühl der Sicherheit. Am 25. November kam er mit den andern Rebellenhäuptern und einem Gefolge zur Sitzung. Das Gefolge wurde unter einem anständigen Vorwand im Vorzimmer zurückgehalten *). Während der Sitzung selber wurde Patrona mitgetheilt, der Sultan habe ihn zum Beglerbeg von Rumelien und Musli zum Beglerbeg von Anatolien ernannt und beide sollten je mit 30,000 Mann sogleich zum Krieg gegen die Perser aufbrechen, Ali sei zum Janitscharen-Aga mit drei Roßschweifen ernannt. Patrona fühlte sogleich, daß man ihn von Constantinopel, dem Sitz seiner Macht, entfernen wollte, und erklärte zornig, er nehme nur die Stelle eines Oberbefehlshabers der Janitscharen an, und ergoß sich in Schmähungen gegen den Sultan. Das war, was die Andern wollten: „Nieder," riefen sie, „mit den Feinden des Großherrn und des Reiches!" Der starke Mustafa Aga stieß dem Patrona seinen Säbel bis an das Heft durch die Brust: „So mögen alle Feinde des Sultans und des Reiches zu Grunde gehen!" — Zu gleicher Zeit wurden Musli und Ali und das Gefolge im Vorsaal niedergehauen. Die Leichen wurden zwei Stunden vor dem Serail ausgesetzt und dann ins Meer geworfen. Binnen drei Tagen wurden dann noch bei 7000 Empörer aufgegriffen und ohne weiteres hingerichtet. Die Truppen, die sich treu bewährten, wurden reich beschenkt. Am 2[illegible]. November konnte der Sultan eine Amnestie erlassen. Doch glimmte der Aufstand noch immer unter der Asche: in der Nacht vom 24. März 1731 loderte er nochmals empor. Diesmal aber handelte die Regierung rasch und entschlossen. Die Fahne des Propheten wurde aufgepflanzt und die Meuterer auf dem Atmeidan niedergehauen oder verjagt. Und nun ward gründlich aufgeräumt: im Ganzen sollen bei 50,000 Menschen in diesen Aufständen das Leben verloren haben. Monate lang schwammen jeden Morgen die Leichen der Erdrosselten im Bosporus oder im Marmarameer. Der Haß gegen den Großvezir Ibrahim sprach sich aber so laut aus, daß der Sultan ihn als Statthalter nach Negroponte schicken mußte. Sturz.

Topal Osman, oder Osman der Hinkende, eine thatkräftige Natur, wurde an seiner Stelle zum Großvezir berufen. Topal Osman. Er hatte sich bei Peterwardein durch Muth hervorgethan; in seiner Jugend schon Beglerbeg war er von einem spanischen Corsaren zur See gefangen und nach Malta gebracht worden. Auf das Schiff kam ein Franzose Arnaut. Der junge Türke bat, er möge ihn loskaufen, wenn er einer guten That fähig sei **), er werde sich dankbar erzeigen. Der Franzose erlegte 600 Zechinen für ihn, nahm ihn mit nach Marseille, pflegte ihn, bis seine Wunden geheilt waren, und entließ ihn dann auf sein Versprechen der Rückzahlung des Ausgelegten. Der Türke zeigte sich in der That dankbar. Jedes Jahr schickte er Arnaut und seiner Familie reiche Geschenke nach Marseille. Jetzt war Osman Großvezir und ließ seinem Wohlthäter sagen, er möge schnell nach Constantinopel kommen, weil ein Vezir auf seinem Posten nicht alt werde. Arnaut kam und wurde glänzend empfangen. Der Vezir rühmte vor den Großen: „Ich war Sklave, mit Ketten belastet, mit Wunden bedeckt. Dieser Franzose hat mich gekauft, gepflegt und gerettet und er hat mein Lösegeld gezahlt, ohne mich zu kennen; er hat mich auf mein Wort entlassen und vertraute mir sein eigenes Fahrzeug an. Welcher Muselmann wäre einer so hohen Großmuth fähig gewesen!"

---

*) Hammer, VII. 398.
**) Hammer, VII. 429—33.

Gewissensbisse trieben den Schuldbeladenen bald in die Einsamkeit, um durch Kasteiungen Ruhe und göttliche Hilfe zu erlangen. Vierzehn Tage lebte Mahmud in einer Höhle des Gebirges, fastend, den Namen Gottes anrufend, Verzeihung für seine Grausamkeit erflehend, aber sein Herz ward nicht erleichtert; mager, bleichen Antlitzes, stieren Blickes kam er aus der Höhle heraus. „Alles hat sich zu meinem Untergang verschworen, schrie er auf, und deßhalb will ich auch Alles ermorden.“ — Selbst wenn seine besten Freunde ihm nahe kamen, schreckte der Tyrann zusammen, meinend, man wolle ihn ermorden. In diesem Zustand hörte er, der älteste Sohn Husseins, Sephi Mirza, sei aus Ispahan entflohen. Augenblicklich gab er den Befehl, alle männlichen Glieder des Königshauses, Schah Hussein ausgenommen, zu vernichten. 39 Prinzen von Geblüt wurden im Hof des Palastes niedergehauen. Die zwei jüngsten Söhne Husseins suchten Schutz in den Armen ihres Vaters; Mahmud stieß nach dem einen und verwundete den alten Schah. Der Anblick des Blutes, das dieser vergoß, stimmte ihn weicher, er hatte ja versprochen, ihn wie seinen Vater zu ehren, und es war ja sein Stolz, ein gegebenes Versprechen zu halten. Die Kinder wurden geschont, aber Mahmuds Seele hatte jetzt keinen Halt mehr — er wurde rasend. Er riß sich Stücke aus seinem eigenen Fleisch. Kein Arzt wußte ein Heilmittel. Man bat armenische Priester, heilige Bücher ihm auf das Haupt zu legen und über ihn zu beten; es half nicht. Die eigene Mutter soll befohlen haben, ihn zu ersticken, um den Leiden des Hoffnungslosen ein Ende zu machen. Die Noth drängte, die Feinde nahten. Die Afghanen wählten Eschref zum Sultan, er wurde aus dem Kerker geholt, wohin ihn Mahmuds Verdacht geworfen hatte, erklärte aber, die Würde nur anzunehmen, wenn ihm vorher Mahmuds Haupt gebracht würde, denn er müsse Blutrache nehmen am Mörder seines Vaters, und so wartete man denn nicht auf das nahe Ende dieses Unglücklichen, sondern schlug ihm das Haupt ab und warf es vor den Thron des neuen Herrschers 22. April 1725. Mahmud war erst 26. Jahre alt, tapfer und kühn, aber das rasche Glück hatte seiner Seele den Halt genommen, die Gefahr ihn grausam, die Gewissensbisse hatten ihn wahnsinnig gemacht.

Mahmud wahnsinnig. *Mahmuds Ende.*

Eschref.

Eschrefs Lage war nicht minder schwierig und auch er suchte sich nur durch Vernichtung seiner Gegner zu helfen. Rußland und die Türkei schritten ein: ein türkisches Heer hatte schon 1724 die Festung Choli in Aderbeidschan im Sturm genommen, ein anderes war in Eriwan vorgedrungen. Hamadan war vom Pascha von Bagdad bezwungen worden, 1724 ward der Theilungsvertrag zwischen der Pforte und Peter abgeschlossen worden, wornach die Provinz Daghestan und ein Theil von Schirwan mit den Städten Derbend und Baku Rußland verbleiben sollten *) bis zum Einfluß des Kur in den Araxes. Dagegen solle eine von da über Ardebil bei Tebris vorbei und über Hamadan bis Kermanschahan sich hinziehende Linie die Grenze zwischen dem persischen und osmanischen Reiche bilden. Es blieben also der Pforte die Städte Tebris, Hamadan, Eriwan mit ihrem Gebiet. Beide Mächte versprachen, wenn Tahmasp sich dem Theilungsvertrag widersetzen wollte, ihn mit Waffengewalt zur Anerkennung zu zwingen oder einen andern passenden persischen Prinzen auf den

Rußland und die Pforte.

---

*) Zinkeisen, l. c. V. 604.

entthront Tahmasp,

In der That kam Nadir rasch nach Ispahan. Dem Schah machte er die bittersten Vorwürfe über den reichsverrätherischen Frieden und verlangte die Entfernung derer, die ihm dazu gerathen. Der Schah mußte es hinnehmen, denn er war ohnmächtig seinem Feldherrn gegenüber. Nadir lechzte nach der höchsten Gewalt, aber das alte Herrscherhaus hatte doch noch zu viel Anhang, als daß er sogleich das Diadem aufs Haupt sich setzen konnte. Gesunken war der Schah in der Achtung durch den Friedensschluß. Nadir rechnete darauf: er lud den Schah zu einem Festmahl ein, während desselben versicherte er sich des Tahmasp, der sich betrank, erklärte in einer feurigen Rede an die Reichswürdenträger den Schah für unwürdig und setzte das 6 Monat alte Söhnlein desselben, Abbas III. Mirza, auf den Thron. So war auf der einen Seite der Grundsatz der Legitimität gewahrt, auf der andern erlangte Nadir als Regent die höchste Gewalt.

erhebt Abbas III. Mirza.

Der alte Schah wurde nach Khorassan geschickt und dort in ehrbarer Haft gehalten, „damit er seinen Geist an Unterwerfung gewöhne und den Rest seiner Tage dem Herrn der Welt widmen möge *)." Uebrigens genoß Tahmasp alle Bequemlichkeiten, und gestattete man ihm all seine Frauen mitzunehmen. Dies geschah Mitte August 1732. Alsbald wurde eine Kriegserklärung an die Türken erlassen, der Befreier Persiens nahe, und gegen Bagdad aufgebrochen. Von Seite der Russen hatte Nadir Nichts zu fürchten: sie hatten Frieden mit ihm geschlossen, sie räumten das Gebiet am kaspischen Meer, ihr Vortheil schien es zu fordern, daß die Pforte von Nadir gedemüthigt werde. Die Kaiserin Anna begnügte sich mit der Gewährleistung gewisser Handelsvortheile **). Die Russen vertrugen sich schwer mit dem Klima und starben wie Mücken dahin. Man berechnet, daß seit Besitznahme der Länder am kaspischen Meer über 130,000 Mann daselbst an Krankheiten erlegen waren. Wie Münnichs Tagebuch besagt, warteten die Russen blos auf eine Gelegenheit, diese Gebiete mit guter Art und ohne Vortheil für die Türken wieder los zu werden. Ja es wurde sogar ein Schutz- und Trutzbündniß zu Raetsche in Ghilan zwischen Persien und Rußland abgeschlossen am 21. Januar 1732 und der Gesandte Nadirs in Petersburg glänzend empfangen. Der Schah sandte reiche Geschenke und die Russen überließen ihm einige geschickte Genie- und Artillerieofficiere.

Die Russen schließen Frieden mit Persien.

Nadir hatte es also nur mit den Türken zu thun. Im Februar 1733 entriß er ihnen Kermanschahan, warf alle Heeresabtheilungen, die sie ihm entgegen stellten, aus einander und lagerte im April vor Bagdad, das jedoch von 20,000 Mann tapfer vertheidigt wurde. Nadir besaß kein Feldgeschütz und konnte also bloß auf Aushungerung der Stadt hoffen. Indeß nahte Topal Osman mit 100,000 Mann zum Entsatz. Nadir ließ 12,000 vor Bagdad und rückte ihm in die Ebene von Kerkuk entgegen. Hier kam es am 19. Juli bei Duldscheilik zu einer riesigen Schlacht, welche neun Stunden dauerte, zuerst den Persern günstig war, indem ihre Reiterei die türkische auseinander sprengte, dann aber einen üblen Ausgang für sie nahm, weil das türkische Fußvolk aushielt, während die Perser fast vor Hitze und Durst verschmachteten. Beide Feldherren überboten

Nadir gegen die Türken, vor Bagdad, besiegt bei Duldscheilik.

*) Hanway, l. c.
**) Herrmann, G. Rußl. IV. 576—694.

Brüder davontragen, nur die Noth habe ihn zum Kampf gezwungen. Di weise Mäßigung machte ihn in der ganzen Türkei beliebt, das Volk murr über den Krieg gegen Rechtgläubige, die Niederlage sei eine gerechte Strafe d Himmels. Die Regierung kam in Verlegenheit, der Schatz war erschöpft Arabien und Aegypten regte sich das Volk für Eschref — wie, wenn er als Ima aller Rechtgläubigen ausgerufen wurde! Die Truppen, die man wider ihn in d Krieg führen wollte, weigerten sich geradezu die Grenze von Persien zu üb

Friede. schreiten. So ward denn am 3. Oktober 1727 Frieden mit den Afghanen g schlossen. Der Sultan wurde darin als Haupt aller Gläubigen und Nachfolg der Chalifen anerkannt, er blieb im Besitz aller Eroberungen, er bekam sei in der letzten Schlacht verlorenen Geschütze und Feldzeichen zurück. Dageg anerkannte er Eschref als rechtmäßigen Beherrscher von Persien, welcher a solcher neben dem Sultan in den öffentlichen Gebeten genannt werden dür und das Recht habe, Münzen auf seinen Namen zu schlagen und jährli eine eigene Pilgerkaravane nach Mekka zu senden *).

So hatte denn der Afghane einen mächtigen Gegner durch seine Klugh beschwichtigt. Eine größere Gefahr trat ihm von einer andern Seite entgege

Tahmasp. nicht von Rußland, denn mit diesem schloß der Afghane einen Frieden u Freundschaftsvertrag, in welchem die Gebietsabtretung, welche endgiltig 172 mit den Türken vereinigt war, jetzt auch von ihm anerkannt wurde. Die Gefa kam von Seite des Tahmasp, der lange auf Mazanderan beschränkt, auf einm bedeutsam wurde, als ein mächtiger Häuptling für seine Sache eintrat.

Nadir. Nadir Kuli war es, geb. 1687, der Sohn eines Hirten, wie er sich selb später nannte, der Sohn des Schwertes. Nadir verhehlte seine geringe Herkun niemals: als sein Sohn sich mit einer Tochter des Großmoguls von Delhi ve mählen wollte und dieser die Nachweisung von sieben Ahnen verlangte, rief d Eroberer: „Sagt ihm, daß er ist der Sohn Nadirs-Schah, der Enkel d Schwertes und so fort, bis sie einen Abkömmling von 70 statt von 7 Geschlec tern haben." Sein persischer Biograph **) gesteht gleichfalls seine niedere Herkun zu, indem er sagt: der Diamant verdankt seinen Werth dem eigenen Glanz u nicht dem Felsen, auf dem er gewachsen ist. Nadir verfertigte in seiner Juge Pelzmützen und Pelzröcke. Eine Schule hat er nie besucht, seine Bildung hat nur im Umgang mit gebildeten Menschen gewonnen. Er besaß einen durchdri genden Verstand, frei von Vorurtheilen, ein wunderbares Gedächtniß, ein kühn Herz, eine Unerschrockenheit in der Gefahr ohnegleichen, ein tiefer Glaube a Gott und an das Schicksal hat ihn emporgehoben. Vor jedem Kampfe pflegte niederzuknieen und mit der Stirn den Boden zu berühren und einige Augenblic im Gebet zu verweilen. Doch hat ihn dieser Glaube an Gott nicht vor Ve brechen bewahrt und in einer wildbewegten Zeit hat er durch große Thaten u rücksichtsloses Handeln sich emporgearbeitet. Im 17. Jahre wurde er mit sein Mutter gefangen von den Usbeken; seine Mutter starb in der Gefangenschaft, ih

---

*) Hammer, VII. 385 ff. Zinkeisen, V. 616.
**) Mirza Mehdi. Vergl. Malcolm, l. c. Kap. XV.

ichn gelang es im vierten Jahr seine Flucht zu bewerkstelligen. Dann trat Nadir in den Dienst eines kleinen Häuptlings seiner Heimat Khorassan, des Babubeg, der ihm seine Tochter gab. Nadir ermordete seinen Schwager und wurde dann der Anführer einer Räuberbande. Der Statthalter gewann ihn zum Kampf gegen die Uesbeken, gegen die er tapfere Thaten vollbrachte, doch benahm er sich gegen seinen Herren wieder so unbändig und hochfahrend, daß dieser ihn mit der Bastonade züchtigte. Darauf ging er in das Schloß Kelat, wo sein Oheim Befehlshaber war, der aber erschreckt über seine Gewaltlust und seinen Ehrgeiz, ihn zwang wieder abzuziehen. Nadir Kuli wurde wieder Räuberhauptmann und stand bald an der Spitze von 3000 Mann, mit denen er Khorassan steuerpflichtig machte, das Schloß Kelat einnahm und seinen Oheim ermordete. In ähnlicher Weise bemächtigte er sich bald der Festung Meschd. Da bekam er 1726 den Antrag, in die Dienste des Schah Tahmasp zu treten und gegen die Afghanen zu kämpfen. Mit Freude nahm er ihn an, nachdem er vorher Straflosigkeit für all seine Vergehen zugesichert bekam. Er brachte dem Schah einen Zuwachs von 3000 Mann. Ein anderer Häuptling schloß sich mit 5000 dem Schah an, wurde aber bald von Nadir aus dem Wege geräumt, unter dem Vorwand, er wechsle Briefe mit dem Feind. Diese 8000 Mann bildeten den Kern des Heeres, mit welchen jetzt der Kampf gegen die Afghanen begonnen wurde.

Der tapfere, nüchterne, unermüdliche Nadir wußte den Persern wieder Muth einzuflößen und sie von Sieg zu Sieg zu führen. Sie läugnen nicht, daß sein Ruf befleckt ist, aber sie sprechen doch mit Dank und Verehrung von ihm und er verdient den Namen Nadir, der Wundervolle, wegen der Gewalt, die er über die Menschen ausübte. Bald huldigte ganz Khorassan wieder dem Tahmasp, welcher dafür den Feldherrn zum Anführer seiner Leibwache erhob und ihm den Titel Khan gab und Nadir nannte sich jetzt Tahmasp Kuli Khan, Sclave des Tahmasp. In der That war er der Herr, der aber noch den Schein mied, daß er Alles leite. Nadir wußte einen Afghanenhäuptling für sich zu gewinnen, und die Gefahr erschien Eschref auf einmal so groß, daß er mit 30,000 Mann noch Khorassan aufbrach, um diesen mächtigen Feind zu vernichten. In der Ebene von Dangun stellte sich Nadir mit 25,000 Mann zur Schlacht am 2. October 1729: die Seinen hielten den stürmischen Angriff der Afghanen standhaft aus, und setzten sich dann gegen sie in Bewegung, die nach dem heftigsten Widerstand geworfen wurden und mit Verlust alles Geschützes und Gepäckes das Weite suchten. Eschref floh nach Ispahan, wo er ein neues Heer sammelte, nachdem er die Schätze und Frauen in die neue Festung geworfen hatte. Schon wollte Tamasp nach Ispahan aufbrechen, aber Nadir beredete ihn, wegen seiner persönlichen Sicherheit in Dangun zu bleiben, denn er allein wollte den Ruhm als Befreier ernten. In der Nähe von Ispahan kam es am 13. November zu einer zweiten Entscheidungsschlacht, diesmal hielten sich die Afghanen in einer Verschanzung und ließ Nadir stürmen. Die Afghanen ließen 4000 Mann auf dem Platz und flohen Abends nach Ispahan. Dort wurden die Schätze gepackt, Weiber und Kinder auf Kameele gesetzt und am andern Morgen der Rückzug nach Schiras zu angetreten.

Nadir

siegt bei Dangun

siegt bei Ispahan.

Hussein †. Vorher wurde noch der unglückliche Schah Hussein getödtet. Nadir lie nach seinem Einzug alle Afghanen ermorden, die noch getroffen wurden, mit Aus nahme derer, für welche die Einwohner selbst Fürbitte einlegten. Das Grabm des Tyrannen Mahmud wurde zerstört, der Leichnam der Beschimpfung de Pöbels preisgegeben. Tahmasp Jetzt zog Tahmasp selbst in seine Hauptstadt ein, Thrän entstürzten seinen Augen, als er den einsamen Palast seiner Ahnen durchwandelt der Vater, die Brüder, die Verwandten waren alle von den Afghanen hing und seine Mutter. schlachtet worden; er wußte nicht, was aus der Mutter geworden sei. Da stürz sich schluchzend ein altes Weib an seine Brust und nannte ihn ihren Sohn *. Es war in der That seine Mutter, die um dem Schicksal der andern Sultanin zu entgehen, bei der Einnahme der Stadt durch Mahmud Sklavenkleider angez gen und seither sieben Jahre hindurch als Magd im Palast unerkannt die ni drigsten Dienste verrichtet hatte.

Tahmasp wünschte die Vernichtung der flüchtigen Afghanen, Nadir abe der schon zum Statthalter von Khorassan ernannt war, verlangte vorher no Vernichtung der Afghanen. das Recht, auf seinen Namen Münzen zu prägen. Tahmasp mußte es zu gestehen, obschon er fühlte, das dieses Vorrecht verleihen so viel heiße, als di Herrschaft abtreten. Dann brach Nadir auf: es war harter Winter, sein Heer li entsetzlich. Bei Schiras schlug er am 15. Januar 1730 die Afghanen zu dritten Mal. Eschref bot Zurückgabe aller Frauen des königlichen Hauses, all Schätze und Kronjuwelen an, wenn ihm Nadir gestatte, mit Geschütz und Gepäck i die Heimath abzuziehen. Der Sieger aber erklärte, er werde alle Afghane niederhauen lassen, wenn sie ihren Fürsten nicht auslieferten. Schon berieth die Häuptlinge über diesen Antrag, als Eschref mit 200 Begleitern entflo Da löste sich das Heer der Afghanen auf, sie suchten auf verschiedenen Wege die Heimath zu erreichen, aber überall waren ihnen die Reiter Nadirs auf de Fersen, das Volk erhob sich überall gegen die Flüchtigen und jagte sie w wilde Thiere. Die Afghanen ermordeten unterwegs ihre Weiber, Kinder un Eltern, um sie nicht in die Hände der Sieger kommen zu lassen. Eschref wurd in der Wüste mit 2 Begleitern getödtet.

Der Kopf nebst einem großen Diamanten, der im Ring an seiner rechte Hand gefunden wurde, wurde als Geschenk dem Tahmasp geschickt, welcher de Ring dem Ueberbringer und ein Ehrenkleid demjenigen schenkte, der ihn erschlage hatte. So endete Eschref, der beste unter den Tyrannen, wie ihn die Pers nennen. Die anderen Afghanen gingen durch das Schwert oder in der Wüste z Grunde, keiner erreichte die Heimath wieder. Mehrere wurden gefangen und e deten in harter Sklaverei ihr Leben, ein Neffe Eschrefs als Wasserträger, ein an derer in einer Ziegelhütte. So endete die Herrschaft der Afghanen über Persie nach siebenjähriger Dauer. Daß ihrer nur 30,000 ein so großes Reich wie Per sien und sieben Jahre hindurch behaupten konnten, ist ein Beweis ihrer Tapferke und ihres Geschickes. Sie erlagen, weil sie keinen Nachschub aus der Heimath be kamen, wie alle deutschen Stämme in den Zeiten der Völkerwanderung erlagen.

*) Malcolm, l. c. XIV.

der Befehlshaber wurde zu Gnaden angenommen. Ueberhaupt wußte Nadir die Afghanen jetzt durch Güte an sich zu fesseln. Viele ihrer Krieger stritten fortan am allereifrigsten für seine Sache *). — Riza Kuli Khan, Nadirs hochbegabter Sohn, hatte indessen Balkh erobert und die Usbeken gezwungen, sich über den Amu zurückzuziehen, und wandte seine Waffen jetzt gegen die Fürsten Bocharas. Nadir aber sann schon auf einen Zug gegen Indien, der wichtiger war, als ein Kampf in Bochara; er rief also Riza Kuli zurück und sandte dem König des Landes freundliche Zuschrift, sein Sohn habe ohne sein Vorwissen gehandelt, er wisse wohl, daß die Länder des Amu den Mongolen gehören.

Afghanen waren vor Nadir nach Indien geflohen und er hatte auf sein Verlangen, der Großmogul von Delhi solle den Statthaltern der nördlichen Provinzen befehlen, den Feinden Persiens keine Zuflucht zu gewähren, keine genügende Antwort erhalten, hatte doch Kandahar selbst einst zum Reich des Großmoguls gehört **). Die Afghanen haben in Hindostan den Namen Rohilas = Bergbewohner. Am Hofe von Delhi unterschätzte man die Bedeutung Nadirs; man glaubte, er werde an den Felsen Kandahars sich den Kopf zerbrechen; daß er selber kommen könnte, um den Herrn und die allgemeine Zuflucht des Weltalls zu demüthigen, daran dachte Mohammed Schah, der regierende Kaiser, auch im Traume nicht. Er war ein leichtsinniger, ausschweifender Mann; ein Zeitgenosse erzählt, daß er nie ohne eine Geliebte im Arme und ohne einen Becher Wein in der Hand gewesen sei. Wie der Schah, so war sein erster Minister dem Vergnügen ergeben und haßte die Arbeit. Sein Nebenbuhler um die Gunst des Herrschers, der Vicekönig oder Subadah von Dekhan, Nizam ul-Mulk, soll aus Eifersucht insgeheim den Perser eingeladen haben, nach Indien zu kommen. Rasch entschlossen brach Nadir auf. Die Pässe waren entweder nicht besetzt, oder öffneten sich vor dem Schrecken seines Namens, der Statthalter von Gashni brachte ihm die Huldigung entgegen, Kabul leistete gar keinen Widerstand. Von hier aus sandte Nadir noch einmal Botschaft: er wolle keine Provinzen von Hindostan erobern, man möge aber abstehen vom Schutz der Feinde des persischen Reiches. Am Hof von Delhi lachte man aber über Nadir und seine Rothmützen ***). Einer der Abgesandten wurde mit sammt seiner Begleitung erschlagen. Racheglühend brachen die Perser jetzt auf. Dschelalabad wurde erstürmt und zerstört, Peschawer nach kurzem Widerstand genommen, Atock leistete keinen Widerstand. Bei Lahore sprengt Nadir das Heer des Statthalters aus einander und eilt den Flüchtigen bis vor die Stadt nach, die schnell ihre Thore öffnete †). Jetzt geht es unaufhaltsam auf Delhi los. Endlich erwacht Mohammed aus seinem Taumel und zieht bis 4 Stunden vor seine Hauptstadt nach Karnal den Persern entgegen. Ein befestigtes Lager wurde geschlagen, es war reich mit Kanonen bespickt. Am 16. Januar 1730 entschied ein Vorpostengefecht. Nadir schreibt darüber an seinen Sohn: „Zwei volle Stunden lang wüthete die Schlacht gar heftig. Dann brachen unsere Kämpfer wie Löwen durch die feindliche Linie, jagten sie nach allen Seiten. Gegen 20,000 Feinde wurden getödtet, und eine viel größere Zahl gefangen. Ein unermeßlicher Schatz, eine Menge Elephanten, ein Theil des kaiserlichen Geschützes war der Lohn unseres Sieges. Wir umzingelten das kaiserliche Lager und trafen Maßregeln, das Heer

Zug nach Indien.

Mohammed Schah.

Nizam-ul-Mulk.

Die Perser in Hindostan.

Schlacht bei Delhi.

---

*) Malcolm, l. c. XV.
**) Meadows Taylor — A Students Manual of the history of India. Lond. 1871. Chapt. 31.
***) Neumann, Persien seit dem Niedergange der Sefi. S. 397.
†) Malcolm, XV.

statt den Aufruhr gleich im Keime zu erdrücken, ließ sich der feingebildete und

Ahmed III.

gutmüthige Ahmed III. in Unterhandlungen mit den Empörern ein; diese verlangten die Köpfe des Mufti, des Großvezirs, des Kaimakams und des Kapudan Pascha, dem Sultan selber hätten sie Nichts vorzuwerfen. Als Ahmed gegen diese übermüthigen Empörer die grüne Fahne des Propheten aufpflanzen ließ, war es schon zu spät. Niemand schaarte sich um sie, der Geist der Meuterei hatte schon die Truppen ergriffen. Nun wurde der Sultan rathlos, er verbannte den Mufti nach Lemnos, er ließ die drei Minister ins Gefängniß setzen. Aber das genügte

zeigt sich schwach,

den Meuterern nicht, sie bestanden auf den vier Köpfen. In seiner Schwäche ließ Ahmed die Unglücklichen im Gefängniß erdrosseln, um auf der einen Seite den Rebellen zu genügen und auf der andern Seite seine Freunde nicht den Martern in den Händen des Pöbels preiszugeben. Auf einem mit Ochsen bespannten Wagen wurden die Leichen der Opfer nach dem Atmeidan gebracht. Aber diese Schwäche des Sultans steigerte den Uebermuth der Verschworenen: sie sahen, daß sie Alles wagen könnten, und auf einmal hieß es, der Fürst habe das Volk getäuscht, es sei nicht die Leiche des Großvezirs, sondern eines armenischen Ruderknechts; der Sultan müsse abdanken, die Armee anerkenne ihn nicht mehr als Padischah. Um das Leben seiner Kinder zu retten, gab der friedliebende Ahmed III. nach. In

muß abdanken.

der Nacht des ersten October 1730 ging Ahmed nach dem Prinzengemach, küßte als Sultan seinem Neffen Mahmud die Stirne, dann die Hand, um zu zeigen, daß er jetzt sein Unterthan sei, und führte ihn mit einigen wohlmeinenden Rathschlägen auf den Thron und begab sich dann in das Prinzengemach, wo er ruhig bis 1736 lebte. 1703 hatte ihn ein Aufstand der über den Frieden von Karlowitz gegen Mustafa II. Unzufriedenen auf den Thron gebracht. Ahmed III. war ein wohlwollender Mann, die Türken konnten ihm aber das Bündniß mit den Russen zur Veraubung Persiens nicht verzeihen.

Mahmud V.

Der neue Sultan, Mahmud V., hatte einen schweren Stand den übermüthigen Meuterern gegenüber: er mußte ihr Haupt, Patrona, der die Rolle eines Volksrächers spielte, im Serail empfangen und ihm bei der Asche seiner Vorfahren schwören, ihm nie ein Leid anzuthun, denn, sagte Patrona, diejenigen, welche Sultane machen, sterben nicht in ihren Betten. Der Sultan stellte ihm

Patrona.

frei sich zu erbitten, was er wolle, und der schlaue Albanese verlangte Nichts für sich, wohl aber die Abschaffung einer verhaßten Steuer. Dies machte ihn noch beliebter. Er war der eigentliche Gewalthaber und der Sultan nur sein Spielzeug; er forderte, daß ein Kamerad von ihm, der ihm früher Fleisch auf Credit gegeben hatte, Hospodar der Moldau werde, und der Sultan mußte diesen zum Fürsten ernennen. Patrona war es, welcher den Sultan am 7. October in die Ejub-Moschee führte, wo er mit dem Säbel Othmans umgürtet wurde. Das eingezogene Vermögen der ermordeten Minister war so reich, daß bedeutende Beträge unter die Truppen und die Theilnehmer am Aufstand vertheilt wurden. Patrona

Uebermuth.

überhob sich im Gefühl seiner Macht, er kam immer mit seinen beiden Vertrauten Ali und Musli bewaffnet in den Diwan; er vertheilte eigentlich die Aemter; er forderte für sich die Stelle eines Kapudanpascha, für seine beiden Kameraden nicht minder hohe Würden; er wollte die äußere Politik leiten und verlangte, daß den Russen als Verbündeten der Perser sogleich der Krieg erklärt werde. Aber er konnte wohl einen Aufstand hervorrufen, war aber nicht im Stande, die Herrschaft zu behaupten. Ein Franzose bemerkt richtig: „die Kühnheit reicht aus für einen Tribunen, aber nur die Bildung macht einen Staatsmann." Die Volksgunst ist Stimmung eines Augenblicks, sie läßt ihre Lieblinge eben so eigenwillig fallen, als sie dieselben emporhebt. Bald bildete sich selbst unter den Janitscharen eine Partei gegen Patrona. Dies gab der Regierung Muth, diesem un-

Vielleicht dachte Nadir bei einer andern Gelegenheit günstigere Bedingungen zu erringen, jetzt mußte er Frieden schließen, denn in fast allen Provinzen eines Reiches loderten Aufstände empor. Nadir war selber Schuld daran: obschon er riesige Schätze in Kelat aufgehäuft hatte, so wollte er immer noch mehr haben und legte seinen Unterthanen unerträgliche Steuern auf. Er glaubte, schiitische Geistliche ständen an der Spitze, und verfolgte nun unerbittlich dieses Bekenntniß, welchem dennoch im Herzen die Mehrzahl der Perser huldigten. Zuletzt verließ er sich nur noch auf die Fremden in seinem Heer, auf Afghanen und Tataren. Zuerst ließ er persische Generäle hinrichten, dann wüthete er gegen alle Perser überhaupt. Die Einwohnerschaft ganzer Städte wurde niedergemetzelt. Durch ein sonderbares Geschick, sagte Malcolm *), schien Persien verurtheilt, durch dieselbe Hand den Tod zu empfangen, welcher es einige Jahre vorher das Dasein verdankte. Aber Nadir war durch Verbrechen empor gestiegen und solchen Männern verleiht Gott nicht den reinen Ruhm, das Glück ihres Volkes zu begründen. Sein Mißtrauen, seine Wildheit artete zuletzt in Wahnsinn aus, seine Vertrautesten fürchteten die Opfer seiner Raserei zu werden. Es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze sein eigener Neffe Ali Kuli Khan stand. Am 7. Juni 1747 drangen die Verschworenen in der Nacht in sein Zelt. Nadir erwachte, wehrte sich wie ein Löwe, machte zwei der Großen nieder, erlag aber der Uebermacht. „Du kanntest kein Erbarmen und sollst auch kein Erbarmen finden!" — schrieen sie ihm zu.

Nadir wahnsinnig.

Nadirs Ende.

Nadir war 59 Jahre alt **), er galt für den schönsten Mann seines Reiches; seine Gestalt war majestätisch, über 6 Schuh hoch, sein Blick im Zorn eben so schrecklich, als fesselnd, wenn er gnädig sein wollte. Nadir war ein Sohn des Volkes; als er zur höchsten Macht kam, gedachte er lange Zeit der Noth des gemeinen Mannes und suchte ihr zu steuern. Er schrieb in der guten Zeit seiner Regierung an einen Statthalter: „Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir niedrige Personen nur deßhalb von der ewigen Vorsehung mit Macht und Ehren ausgerüstet sind, damit wir die Sorgen und Kümmernisse wo möglich vom Haupte des armen und bedrängten Mannes verscheuchen. Die Regierten zu schützen, ist Pflicht der Regenten. Unsere Aufgabe ist es, des Schwachen Feinde zu bekriegen, Empörungen, so wie allen andern Krankheitsstoff im Staat, auszurotten und unser Ohr dem hilflosen Angstgeschrei nicht zu verschließen." Strenge hielt Nadir auf Ordnung, und schwer wurde Raub bestraft. Die Räuber zitterten vor der Strenge des Schahs. Als ein Kaufmann ***), der von Kabul nach Ispahan reiste und bei Nischapur beraubt wurde, darüber beim König klagte, fragte Nadir, ob außer den Räubern Niemand es gesehen habe. Der Kaufmann antwortete: „Es war nur ein großer einzeln stehender Baum da, unter dessen Schatten ich ruhte, als man mich angriff." Da gab der Herrscher zornig den Befehl, zwei Läufer sollten alle Morgen den Baum durchpeitschen, bis er entweder das geraubte

Charakter.

Sorge für die Armen.

Strenge.

---

*) Malcolm, l. c. XV. **) Hauptquellen für sein Leben sind: Hanway, Revolutions in Persia 1753. Fraser, History of Nadir-Chah.

***) Aus den Asiatic Researches X. 584 bei Neumann, G. d. engl. Reiches in Asien S. 358.

Die Gunst, die Topal Osman den Christen erwies, machte die Türken miß trauisch, so daß er schon nach 6 Monaten seine Stelle niederlegte, um in den Krie gegen die Perser zu ziehen.

Tahmasp. Schah Tahmasp hatte sich selber an die Spitze des Heeres gestellt, abe ohne Glück. Er war kein Feldherr. Er hatte aus den Schlägen, die seine Fa milie getroffen, überhaupt Nichts gelernt, Ali Hazin, der ihm oft von Aus schweifungen abgerathen, schrieb *) um diese Zeit: „Fürsten wären nothwendig ausgerüstet mit Macht, mit Einsicht und Klugheit, die sich geraume Zeit mi den Zuständen jeder Stadt, jedes Dorfes beschäftigen mögen, um mit verständige Strenge die Willkür zu brechen und das Recht zu handhaben. Wo ist aber sol ein Fürst auf der ganzen Erde zu finden? Es fehlen ihnen sämmtlich die noth wendigen Eigenschaften eines Fürsten, sie haben weniger Selbstbeherrschung al die meisten ihrer Unterthanen. So hab ich sie wenigstens gefunden." Tahmasp stand mit 20,000 Mann 1731 vor Eriwan, wurde aber von den Türken zu rückgeschlagen, bald darauf wieder bei Ostaba und noch einmal in der Näh von Hamadan besiegt, so daß er sich nach Kazbin zurückziehen mußte. Trotz

Friede zu Hamadan. dem wünschten die Sieger Friedensunterhandlungen, weil sie die Ankunft Nadir fürchteten. Tahmasp schloß bei Hamadan im Januar 1732 einen Frieden dahi ab, daß der Araxes fortan die Grenzscheide zwischen dem türkischen und persische Reiche bilden sollte. Demnach gaben die Türken Tebris, Ardelan, Kermanschahan Hamadan und Loristan auf. Beide Mächte versprachen, ihre Streitkräfte zu Vertreibung der Russen aus den westlichen Küstenländern des schwarzen Meere zu vereinigen.

Nadir dagegen. Der Friede mißfiel in Constantinopel, noch mehr aber in Persien. Nadi rückte gerade aus dem besiegten Afghanistan mit seinen siegesmuthigen Truppe heran. Während der Schah eine glänzende Gesandtschaft nach Constantinope schickte, um dem Sultan zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, schickte sei Feldherr die Botschaft an den Sultan: „Gib alle Marken Aderbeidschans heraus oder bereite dich zum Krieg."

In einem Aufruf an alle Perser erklärte Nadir: „In den Augen der Weisen erscheint dieser Frieden wie ein Bild im Wasser, war doch nicht einmal die Frei heit der persischen Gefangenen ausbedungen, dieser Friede ist gegen den Willen de Höchsten und streitet mit dem Wohl des Reiches. Wir werden uns nicht dabei be ruhigen. Von der Vorsehung geleitet und unter dem Schutz ihrer unschätzbare Schaaren werden wir ohne Verzug uns an die Spitze der tapferen Heere, de Löwen im Kampfe, uns stellen." An einen Freund schrieb er: „Rechne sicher au meine Ankunft, denn bei der Gnade des Höchsten, ich werde sogleich mit einem Heer aufbrechen, das vom Siege stolz, in Belagerungen erfahren, zahlreich wi Ameisen, tapfer gleich Löwen ist und die Kraft der Jugend mit der Klugheit de Alters vereint **)."

---

*) Malcolm, l. c. XV.
**) Neumann, G. des engl. Reiches in Asien. S. 335.

In der That kam Nadir rasch nach Ispahan. Dem Schah machte er die bittersten Vorwürfe über den reichsverrätherischen Frieden und verlangte die Entfernung derer, die ihm dazu gerathen. Der Schah mußte es hinnehmen, denn er war ohnmächtig seinem Feldherrn gegenüber. Nadir lechzte nach der höchsten Gewalt, aber das alte Herrscherhaus hatte doch noch zu viel Anhang, als daß er sogleich das Diadem aufs Haupt sich setzen konnte. Gesunken war der Schah in der Achtung durch den Friedensschluß. Nadir rechnete darauf: er lud den Schah zu einem Festmahl ein, während desselben versicherte er sich des Tahmasp, der sich betrank, erklärte in einer feurigen Rede an die Reichswürdenträger den Schah für unwürdig und setzte das 6 Monat alte Söhnlein desselben, Abbas III. Mirza, auf den Thron. So war auf der einen Seite der Grundsatz der Legitimität gewahrt, auf der andern erlangte Nadir als Regent die höchste Gewalt.

entthront Tahmasp,

erhebt Abbas III. Mirza.

Der alte Schah wurde nach Khorassan geschickt und dort in ehrbarer Haft gehalten, „damit er seinen Geist an Unterwerfung gewöhne und den Rest seiner Tage dem Herrn der Welt widmen möge *).“ Uebrigens genoß Tahmasp alle Bequemlichkeiten, und gestattete man ihm all seine Frauen mitzunehmen. Dies geschah Mitte August 1732. Alsbald wurde eine Kriegserklärung an die Türken erlassen, der Befreier Persiens nahe, und gegen Bagdad aufgebrochen. Von Seite der Russen hatte Nadir Nichts zu fürchten: sie hatten Frieden mit ihm geschlossen, sie räumten das Gebiet am kaspischen Meer, ihr Vortheil schien es zu fordern, daß die Pforte von Nadir gedemüthigt werde. Die Kaiserin Anna begnügte sich mit der Gewährleistung gewisser Handelsvortheile **). Die Russen vertrugen sich schwer mit dem Klima und starben wie Mücken dahin. Man berechnet, daß seit Besitznahme der Länder am kaspischen Meer über 130,000 Mann daselbst an Krankheiten erlegen waren. Wie Münnichs Tagebuch besagt, warteten die Russen blos auf eine Gelegenheit, diese Gebiete mit guter Art und ohne Vortheil für die Türken wieder los zu werden. Ja es wurde sogar ein Schutz- und Trutzbündniß zu Raetiche in Ghilan zwischen Persien und Rußland abgeschlossen am 21. Januar 1732 und der Gesandte Nadirs in Petersburg glänzend empfangen. Der Schah sandte reiche Geschenke und die Russen überließen ihm einige geschickte Genie- und Artillerieofficiere.

Die Russen schließen Frieden mit Persien.

Nadir hatte es also nur mit den Türken zu thun. Im Februar 1733 entriß er ihnen Kermanschahan, warf alle Heeresabtheilungen, die sie ihm entgegen stellten, aus einander und lagerte im April vor Bagdad, das jedoch von 20,000 Mann tapfer vertheidigt wurde. Nadir besaß kein Feldgeschütz und konnte also bloß auf Aushungerung der Stadt hoffen. Indeß nahte Topal Osman mit 100,000 Mann zum Entsatz. Nadir ließ 12,000 vor Bagdad und rückte ihm in die Ebene von Kerkuk entgegen. Hier kam es am 19. Juli bei Duldscheilik zu einer riesigen Schlacht, welche neun Stunden dauerte, zuerst den Persern günstig war, indem ihre Reiterei die türkische auseinander sprengte, dann aber einen üblen Ausgang für sie nahm, weil das türkische Fußvolk aushielt, während die Perser fast vor Hitze und Durst verschmachteten. Beide Feldherren überboten

Nadir gegen die Türken vor Bagdad,

besiegt bei Duldscheilik.

*) Hanway, l. c.

**) Herrmann, G. Rußl. IV. 576—694.

sich in persönlicher Tapferkeit. Topal Osman, der vom Alter gebrochen, bisher in einer Sänfte sich tragen ließ, hielt mit jugendlichem Feuer in der Mitte seines Heeres zu Pferd die Schlacht aus. Nadir stürzte zwei Mal mitten unter den Feinden, weil sein Pferd erschossen wurde, und sein Fahnenträger floh, weil er ihn für todt hielt. Gegen Abend löste sich das persische Heer in wilde Flucht auf, 30,000 Todte ließ es auf dem Schlachtfelde. Nicht minder groß war der Verlust der Türken, aber sie waren vollkommen Sieger. Bagdad, das sich nur noch wenige Tage hätte halten können, wurde entsetzt, erst auf der Ebene von Hamadan vermochte Nadir die Flüchtlinge wieder zu sammeln.

Aber gerade im Unglück zeigte Nadir sich tüchtig: er lobte seine Krieger, er ersetzte ihren Verlust, er flößte ihnen wieder Muth ein, sie dürsteten nach Rache am Feind. Aus allen Theilen Persiens eilte frische Mannschaft zu seinen Fahnen, während Topal Osman durch die Ränke seiner Neider keine Unterstützung erhielt. Schon im Oktober erschien Nadir wieder mit 100,000 Mann im Feld. Bei Aronia griffen die Perser Topal Osman in fester Stellung an, mußten sich aber mit einem Verlust von 400 Mann zurückziehen. Am 26. Oktober durchbrach Nadir an der Spitze von 26,000 Mann auserlesener Truppen die Reihen der Türken. Topal Osman fiel im dichtesten Schlachtgewühl. 40,000 Türken blieben auf der Walstatt oder auf der Flucht, sämmtliches Geschütz und Gepäck wurde die Beute der Perser. Nadir sandte in Ehrerbietung vor dem Helden die Leiche Topal Osmans nach Bagdad zur Auslieferung an seine Verwandten.

siegt bei Aronia.

Hammer *) sagt über Topal Osman: „Von bald 200 Großvezirен verdient er unsere Aufmerksamkeit, weil in seinem ganzen Leben eine der schönsten Tugenden des Türken hervorleuchtet, nämlich die Dankbarkeit, für welche der Perser und Türke kein anderes Wort, als das der Rechterkenntniß, haben, Dankbarkeit des Moslem selbst gegen den Giaur. Dankbarkeit ist nach den Begriffen des Persers und Türken die Erkenntniß der Schuld gegen den Wohlthäter, als Erkenntniß von Wahrheit und Recht, dessen Name dem Araber eins ist mit Gott, welcher die ewige Wahrheit und das ewige Recht ist. Thaten des Mordes und des Raubes, wie die Lebensgeschichte Nadirs beut, verwandeln das Gebiet morgenländischer Geschichte in einen großen Blutacker, in ein weites Feld der Verödung, und glücklich ist der Geschichtschreiber, wenn ihm auf demselben ein reiner Quell edler Gesinnung entgegenspringt, an welchem eine Palme sittlichen und tugendlichen Ruhmes grünt, wie der von Topal Osmans Dankbarkeit."

Topal Osman.

Der Schreck über die Niederlage war in Constantinopel eben so groß als früher die Freude über den Sieg. Abdullah Köprili sollte die Ehre des osmanischen Namens retten. Man rechnete auch auf einen Aufstand in Schiras zu Gunsten des Schah Tahmasp. Allein mit Blitzesschnelle schlug Nadir diesen nieder und besetzte dann im Frühjahr 1734 Georgien und warf die Lesghier in die Berge zurück. 1735 wurde am 11. Juni die Entscheidungsschlacht in der Ebene von Baghavund bei Eriwan geschlagen. Die Türken hatten 80,000 Mann, Nadir nur 35,000, aber er sagte seinen Kriegern, dies solle nur ein Reiz für sie sein zu ehrenvoller Anstrengung, sie kämpften unter dem Schutz des mächtigen Gottes, welcher die Schwachen zum Ruhme erhebe und die stolzen Unterdrücker zu Boden werfe. Er selbst führte die Seinen zum Sturm und der Angriff war unwiderstehlich. Abdullah Köprili fand den Heldentod, 20,000 Türken wurden erschlagen. Das ganze Heer löste sich in Flucht auf, nur 8000 Mann retteten sich nach Kars.

Entscheidung bei Baghavund.

*) Geschichte des osmanischen Reichs. B. VII. S. 429.

Es war ein riesiger Sieg. Erzerum, Eriwan, Tiflis und andere Städte ergaben sich ohne Schwertstreich, alle entrissenen Provinzen wurden jetzt wieder mit dem persischen Reich vereinigt, auch Bagdad wollte jetzt Nadir noch haben und Ersatz der Kriegskosten. Man fürchtete in Constantinopel schon, die Perser bald am Bosporus zu sehen, und begann daher eiligst um Frieden zu unterhandeln.

Indeß starb das Kind Schah Abbas III. im Januar 1736 natürlichen Todes oder an Gift. Der Thron war also erledigt. Nadir berief auf den persischen Neujahrstag, den 10. März 1736, die Großen, die Gesetzkundigen Persiens zu einer Versammlung auf der üppigen Ebene von Moghan oder Magierebene, an der Mündung des Kur, wo er sie mit Glanz und Pracht bewirthete, aber auch zur Königswahl aufforderte: „Schah Tahmasp und Schah Abbas waren Sophi-Könige. Die Prinzen aus ihrem Blut sind die Erben des Thrones. Wählet einen Sprößling aus ihrem Geschlechte, oder sonst einen tapferen und tugendhaften Mann zu ihrem Beherrscher. Mir genügt es, daß ich dem Thron seine Ehre wieder gegeben und das Vaterland von den Afghanen, Türken und Russen befreit habe. Jetzt will ich zum Gastmahl gehen, zu Haus mich erholen und Ruhe und Freude genießen." Da riefen die Großen insgesammt: „Nieder mit unsern Häuptern in den Staub des Landesherrn! Rechtmäßiger König ist Nadir, welcher mit flammendem Schwert die Feinde verjagt, mit leuchtenden Blitzen ihr Dasein vernichtet. Wir sind entschlossen, unsere Augen nicht abzuwenden von seines Hofes Staub." Nadir entgegnete; „das Verlangen nach Thron und Diadem wird sich niemals meines Herzens bemächtigen." Diese Komödie dauerte einen ganzen Monat, immer forderte Nadir die Großen auf, sich einen König zu wählen, immer erklärten sie, er allein verdiene die Krone, immer läugnete er jeden Wunsch nach derselben ab, obschon sein Auge mit Sehnsucht daran hing. Endlich schien er nur dem Drängen nachzugeben: er nahm an, aber gegen ein großes Zugeständniß: „Ich muß darauf bestehen, daß, da ich so viel für Persien opfere, die Bewohner desselben aus Achtung für einen Mann, der nur ihre Ruhe vor Augen hat, den von Schah Ismael, dem Gründer der Sophi-Dynastie, eingeführten Glauben aufgeben und wieder die gesetzmäßige Herrschaft der vier ersten Chalifen anerkennen. Seit die Irrlehre vorherrscht, ist das Land in stetem Zwist. Dies wird aufhören, wenn wir alle Sunniten werden. Allein da jede Volksreligion ein Oberhaupt haben muß, so laßt den heiligen Imam Dschaffer, der aus dem Hause des Propheten ist, das unserige sein *)." Nach dem Berichte Hanways stand der erste Priester auf und rieth Nadir, sich auf zeitliche Dinge zu beschränken und sich in Religionssachen nicht einzumischen, man habe ihn aber am andern Morgen todt gefunden und dies habe die Andern belehrt, daß es nicht leicht sei, dem Schah zu widersprechen.

Ende Abbas III.

Königswahl.

Nadir Schah.

Persien sunnitisch.

---

*) Malcolm, l. c. XV.

Die Versammelten stimmten bei und Nadir zog unter dem Vorwand das Kirchengut der Schiiten ein, ihre Gebete und ihr Almosen hätten nicht Persien gerettet, sondern nur seine Krieger, die deßhalb für auserlesene Werkzeuge Gottes zu halten wären, zu deren Unterhalt man fortan den Reichthum verwenden müsse. Nadir war früher eifriger Schiite, wenn er jetzt dieses Bekenntniß, das in Persien die Mehrzahl für sich hatte, unterdrückte, so ist dies einerseits ein Beweis dafür, welche Macht er über dieses Volk, das begabteste und geistesstolzeste unter allen Bekennern des Islam, errungen hatte, auf der andern Seite, daß er Pläne hegte, die weit über Persien hinausreichten. Vielleicht trug er sich mit der Hoffnung, alle Bekenner des Islam unter seinem Scepter zu vereinigen. Sicher entriß er der Regierung in Stambul mit der Unterdrückung des Schiitismus nur ein Mittel, die Bevölkerung gegen ihn zum Krieg aufzustacheln. Sicher ist, daß der Abschluß des Friedens mit der Türkei jetzt rascher vor sich ging. Am 17. Oktober 1736 wurden die Friedensurkunden ausgetauscht. Die Pforte verzichtete auf alle im Kriege gemachten Eroberungen, nur Bagdad blieb in ihrem Besitz, sie anerkannte Nadir Schah als den rechtmäßigen Beherrscher Persiens; sie gestand ihm das Recht zu, eine eigene Pilgerkaravane nach Mekka zu senden, und in Stambul einen alle drei Jahre wechselnden stehenden Botschafter zu unterhalten. Nadir dagegen verzichtete auf den Ersatz der Kriegskosten. Der Friede ward demüthigend für die Pforte. Man tröstete das Volk mit dem Sieg der Rechtgläubigkeit in Persien *).

Friede mit der Pforte.

Nadir Schah aber wurde am 10. März 1736 als Schah ausgerufen. Eine Denkmünze hatte die Aufschrift: „Das Gepräge dieses Goldstückes verkündet der Welt die Herrschaft Nadirs, eines gebornen Persers und des Monarchen, welcher die Erde besiegt." Auf Lorbeeren auszuruhen entsprach übrigens weder seinem Charakter, noch seinem Grundsatz, man müsse das Heer stets in Thätigkeit erhalten.

Neue Feldzüge. Bukhtiari.

Zunächst bezwang er die wegen ihrer Raubzüge gefürchteten und wegen ihrer Wohnungen in Felsen in den Bergen von Ispahan bis Schuster für unüberwindlich gehaltenen Bukhtiari. Nadirs Krieger jagten diese Räuber aus den Höhlen auf und von Klippe zu Klippe. Der Häuptling des Stammes wurde hingerichtet, die Tüchtigsten unter Nadirs Regimenter gesteckt, leisteten ihm im Kriege gegen Kandahar, zu dem er jetzt aufbrach, die besten Dienste. Dahin brach er jetzt auf, um die Afghanen für das büßen zu lassen, was sie den Persern angethan. Aber die Felsenburg war schwer zu bezwingen. Ein ganzes Jahr, vom März 1737 bis zum 24. März 1738 lag Nadir mit seinem Heer vor dieser Stadt. wo der Kern seines Heeres lag, entstand 1737 eine eigene Stadt Nadirabad, auf welche nach Zerstörung der alten Stadt der Name Kandahar überging. Der Versuch, die Afghanen auszuhungern, schlug fehl, denn sie waren auf lange mit Lebensmitteln versehen. Erst als seine Krieger die umliegenden Höhen genommen hatten und mit ihrem Geschütz die Festungswerke niederschmetterten, ergab sich die Stadt

Kandahar

*) Hammer, VII. 460 ff. Zinkeisen, V. 651.

Der Befehlshaber wurde zu Gnaden angenommen. Ueberhaupt wußte Nadir die Afghanen jetzt durch Güte an sich zu fesseln. Viele ihrer Krieger stritten fortan am allereifrigsten für seine Sache *). — Riza Kuli Khan, Nadirs hochbegabter Sohn, hatte indessen Balkh erobert und die Usbeken gezwungen, sich über den Amu zurückzuziehen, und wandte seine Waffen jetzt gegen die Fürsten Bocharas. Nadir aber sann schon auf einen Zug gegen Indien, der wichtiger war, als ein Kampf in Bochara; er rief also Riza Kuli zurück und sandte dem König des Landes freundliche Zuschrift, sein Sohn habe ohne sein Vorwissen gehandelt, er wisse wohl, daß die Länder des Amu den Mongolen gehören.

Afghanen waren vor Nadir nach Indien geflohen und er hatte auf sein Verlangen, der Großmogul von Delhi solle den Statthaltern der nördlichen Provinzen befehlen, den Feinden Persiens keine Zuflucht zu gewähren, keine genügende Antwort erhalten, hatte doch Kandahar selbst einst zum Reich des Großmoguls gehört **). Die Afghanen haben in Hindostan den Namen Rohilas = Bergbewohner. Am Hofe von Delhi unterschätzte man die Bedeutung Nadirs; man glaubte, er werde an den Felsen Kandahars sich den Kopf zerbrechen; daß er selber kommen könnte, um den Herrn und die allgemeine Zuflucht des Weltalls zu demüthigen, daran dachte Mohammed Schah, der regierende Kaiser, auch im Traume nicht. Er war ein leichtsinniger, ausschweifender Mann; ein Zeitgenosse erzählt, daß er nie ohne eine Geliebte im Arme und ohne einen Becher Wein in der Hand gewesen sei. Wie der Schah, so war sein erster Minister dem Vergnügen ergeben und haßte die Arbeit. Sein Nebenbuhler um die Gunst des Herrschers, der Vicekönig oder Subadah von Dekhan, Nizam ul- Mulk, soll aus Eifersucht insgeheim den Perser eingeladen haben, nach Indien zu kommen. Rasch entschlossen brach Nadir auf. Die Pässe waren entweder nicht besetzt, oder öffneten sich vor dem Schrecken seines Namens, der Statthalter von Gasbni brachte ihm die Huldigung entgegen, Kabul leistete gar keinen Widerstand. Von hier aus sandte Nadir noch einmal Botschaft: er wolle keine Provinzen von Hindostan erobern, man möge aber abstehen vom Schutz der Feinde des persischen Reiches. Am Hof von Delhi lachte man aber über Nadir und seine Rothmützen ***). Einer der Abgesandten wurde mit sammt seiner Begleitung erschlagen. Rachеglühend brachen die Perser jetzt auf. Dschelalabad wurde erstürmt und zerstört, Peschawer nach kurzem Widerstand genommen, Atock leistete keinen Widerstand. Bei Lahore sprengt Nadir das Heer des Statthalters aus einander und eilt den Flüchtigen bis vor die Stadt nach, die schnell ihre Thore öffnete †). Jetzt geht es unaufhaltsam auf Delhi los. Endlich erwacht Mohammed aus seinem Taumel und zieht bis 4 Stunden vor seine Hauptstadt nach Karnal den Persern entgegen. Ein befestigtes Lager wurde geschlagen, es war reich mit Kanonen bespickt. Am 16. Januar 1730 entschied ein Vorpostengefecht. Nadir schreibt darüber an seinen Sohn: „Zwei volle Stunden lang wüthete die Schlacht gar heftig. Dann brachen unsere Kämpfer wie Löwen durch die feindliche Linie, jagten sie nach allen Seiten. Gegen 20,000 Feinde wurden getödtet, und eine viel größere Zahl gefangen. Ein unermeßlicher Schatz, eine Menge Elephanten, ein Theil des kaiserlichen Geschützes war der Lohn unseres Sieges. Wir umzingelten das kaiserliche Lager und trafen Maßregeln, das Heer

Zug nach Indien.

Mohammed Schah.

Nizam-ul-Mulk.

Die Perser in Hindostan.

Schlacht bei Delhi.

*) Malcolm, l. c. XV.
**) Meadows Taylor — A Students Manual of the history of India. Lond. 1871. Chapt. 31.
***) Neumann, Persien seit dem Niedergange der Sefi. S. 897.
†) Malcolm, XV.

abzuschneiden." — Der Großmogul ist geschlagen. In seinem Lager herrscht d entsetzlichste Verwirrung. Deßungeachtet zeigt Nadir Mäßigung. Durch einen gefangen Fürsten Saadut Chan sendet er an Mohammed, der im Gefechte verwundet u seitdem wie niedergeschmettert war, die Botschaft: „Ich bin bereit, Frieden z schließen und in meine Staaten zurückzukehren, wenn mir zwei Kror Rupie (24,000,000 Gulden) gereicht werden. Ist für die sichere Bezahlung dieser Summ gesorgt, so stecke ich den Säbel in die Scheide und ziehe von dannen." Ind sieht sich der Großmogul genöthigt, den Sieger in seinem Lager zu besuche 19. Februar 1739. Nadir schreibt darüber *): „Als der Kaiser sich näherte, w aber von einer Turkomanen-Familie sind und Mohammed-Schah ein Turkoman ein Seitenabkömmling des Hauses Gurgan ist, so sendeten wir unsern theuer Sohn, Nassir-Ali-Khan, über des Lagers Bereich hinaus, ihn zu empfangen. D Kaiser kam in unsere Zelte und wir überlieferten ihm unser Reichssiegel. Er blie diesen Tag als Gast in unserm königlichen Zelte. Indem wir seine Verwandtscha als Turkomane in Betracht zogen und auch auf die Ehre Rücksicht nahmen, d einem König der Könige zukommt, erwiesen wir solche dem Kaiser und befahle seine Zelter, Familie, Edlen zu schonen, auch haben wir ihn in gleicher Art in seine groß Würde eingesetzt."

Alles schien glatt abzulaufen. Da mahnte Saadut Khan, aus Eifersuch auf Nizam-ul-Mulk, welcher den Vertrag abgeschlossen hatte und Hausmaier de Kaisers geworden war, den Sieger, er habe zu wenig gefordert: „Wollen Si wirklich für diese Kleinigkeit alle Ihre Eroberungen aufgeben. Zwei Kror sin in einem Land, wie Indien, Nichts, gar Nichts; solche Summen könnte ich au meinem eigenen Vermögen aufbringen. Im kaiserlichen Lager, in seinem Pala sind ungeheure Schätze aufgehäuft. Dies Alles würde den Persern zu Theil werden, überdies die Reichthümer der Großen, der Wechsler und Kaufleute in der Hauptstadt. Sie dürfen nur geraden Wegs auf Delhi ziehen, es sind nur einige Stunden dahin." — Nadir staunte und wurde in der That andern Sinnes und verlangte vom Unterhändler eine nochmalige Zusammenkunft mit dem Padischah, denn e
Der Großmogul gefangen. habe noch einige Punkte ins Reine zu bringen. Mohamed kam, sah sich aber bal trotz aller Ehre, wie ein Gefangener behandelt. Nun hieß es, sein Hofstaat un seine Weiber sollten auch zu ihm kommen, damit es ihm an keiner Bequemlichkei fehle, und zugleich wurde im indischen Lager verkündigt, jeder Soldat könne gehe
Nadir in Delhi. wohin er wolle. Alsbald zerstreute sich das Heer. Der Padischah war in der Gewalt Nadirs, der jetzt mit seinem hohen Gefangenen nach Delhi aufbrach. Bei wohnten in der Burg, welche durch Verrath in die Hände der Perser gekomm war, die übrigens strenge Mannszucht hielten. Am 27. März 1739 verbreitete jedoch das Gerücht, Nadir sei nicht mehr am Leben. Augenblicklich begann wüthender Angriff auf die Perser, die als Schutzwachen in der Stadt zerstr waren. Bei 7000 Mann wurden erschlagen, selbst die indischen Großen liefert
Blutbad in Delhi. die persischen Schutzwachen dem Volke aus. Nadir stieg zu Pferde, um zu zeig daß er lebe; als er aber durch die Straßen ritt und sah, wie viele seiner Tapfe erschlagen seien, und seine Gegenwart den Kampf nicht zu stillen vermochte, u er selbst einen Schuß in die Hand bekam, da entbrannte sein Zorn und er bef seinen Truppen, die bisher strenge Mannszucht gehalten hatten, ohne Rücksicht ei zuhauen. Delhi erfuhr nun alle Schrecken einer Stadt, die im Sturm genomm wird. Einen ganzen Tag dauerte das Blutbad. Auch die kleine Christengemeind 700 Seelen stark, fand dabei ihren Untergang *). Da stürzte Mohammed-Sch

*) Malcolm, l. c. XV.
**) Malcolm, XV.

von zwei Ministern begleitet, dem schrecklichen Sieger, der in düsterer Stimmung und schweigend in einer Moschee saß, mit den Worten zu Füßen: „Schone mein Volk!" — „Der Kaiser von Indien darf nie vergebens bitten," antwortete Nadir und gab sogleich Befehl, dem Morden Einhalt zu thun, und augenblicklich wurde gehorcht. So streng war die Zucht in seinem Heere.

Aber schwere Kriegssteuer mußten die Bewohner erlegen. Die Masse an Gold und Silber und Kleinodien, welche Nadir-Schah aus Indien mitnahm, belief sich nach Hanway auf nicht weniger als 87.500,000 Pfund *). Nadir blieb 4[illegible] Tage in Delhi. Während dieser Zeit fand die Vermählung seines zweiten Sohnes mit einer Prinzessin aus dem Timuriten-Hause statt. Mohammed gab ein großes Gastmahl, bei welchem die Vornehmsten seines Reiches die Speisen auftrugen. Am Schlusse desselben hieß Nadir alle Großen einen Kreis bilden, führte den Kaiser in dessen Mitte und überreichte ihm eine kostbare Tiara, und mahnte sie, ihrem Kaiser ja treu zu bleiben, sofern sie sein Wohlwollen schätzten, oder seine Rache fürchteten. In ähnlicher Weise schrieb er den abwesenden Statthaltern über die Pflicht der Treue gegen ihren Kaiser, mit dem er Ein Herz und Eine Seele sei: „Sollte Nachricht mir zu Ohren kommen, daß ihr wider euren Kaiser aufgestanden seid, so wollen wir euch aus dem Buche der Schöpfung streichen!" — Dem Kaiser gab er gute Rathschläge, wie er seine Macht bewahren könne. Alles Land aber westlich vom Indus, mit allen Städten und Festen, mußte an Persien abgetreten werden. Unruhen, Anfang Mai 1739 in der Heimath, trieben den Sieger zur Rückkehr: er nahm viele Handwerker und Künstler nach Persien mit und nicht weniger als 300 Elephanten, 10,000 Pferde und eben so viele Kameele.

Beute. Der Kaiser ein Vasall. Rückkehr.

Der nächste Kampf galt den Usbeken jenseits des Amu. 1740 ward Bochara und Chuaresmien bezwungen. Der König von Bochara ward mit 20 seiner Großen gefangen und hingerichtet. Seine Schätze barg Nadir in der Festung Kelat auf einem steilen Felsen: es war der Lieblingsaufenthalt von seiner Jugend her, dessen Besitznahme die Grundlage seiner Macht gebildet hatte. Alles geschah, um den Ort unüberwindlich und den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. In Meschd schlug Nadir seine Residenz auf. Drei Monate vergingen in Siegesfesten. Auf drei Jahre wurden alle Abgaben erlassen.

Bochara. Kelat. Meschd.

Dann wurde gegen die Lesghier aufgebrochen. Im Kampf gegen sie war Nadirs Bruder Ibrahim, ein tapferer Krieger, gefallen. Auf dem Marsche dahin traf Nadir im Wald die Kugel eines Meuchelmörders in die Hand, welcher sich hinter einem Baum versteckt hatte. Nadirs Sohn, Riza Kuli, sprengte nach der Stelle, wo der Schuß fiel, vermochte aber den Thäter, welcher sich im Dickicht verbarg, nicht zu erreichen **). Nadir faßte deshalb Verdacht gegen seinen eigenen Sohn. Dieser soll während seiner Abwesenheit in Indien selbst nach der Herrschaft getrachtet haben; gewiß ist, daß er den unglücklichen Schah Tahmasp mit seiner ganzen Familie hinrichten ließ. Nach Hanway war Riza Kuli tapfer, talentvoll, aber auch heftig und tyrannisch und war der Verdacht des Vaters gegründet, daß der Meuchelmörder, der auf ihn schoß, vom Sohne gedungen sei; Nadir habe ihn in milden Ausdrücken zur Rede gestellt, ihm Verzeihung angeboten, wenn er sein Verbrechen gestehe und Besserung gelobe, — Riza Kuli aber habe sich trotzig seines Versuches gerühmt, die Welt von einem Tyrannen zu befreien. Ganz anders sagt

Lesghier. Riza Kuli Chan.

*) Tavernier schätzt allein den berühmten Pfauenthron auf 6,000,000 Pfund, Meadows Taylor auf 2,000,000. A Students Manual of India, p. 386.

**) Malcolm. l. c. XV.

aber der Mönch Bazin *), welcher 1741 — 47 Arzt bei Nadir-Schah wa Riza Kuli sei unschuldig und nur durch schändliche Menschen beim Vater ve läumdet gewesen. Der Schah ließ den Sohn blenden: „Deine Verbrechen hab mich zu dieser schrecklichen Maßregel genöthigt!" — fuhr er ihn an. — „Ni meine eigenen, sondern die Augen Persiens lässest Du ausstechen!" — antwort der Unglückliche, der Verlust der Augen macht nämlich in Persien zur Regierun unfähig. Kaum war die That vollbracht, so schien Nadir sie zu bereuen, denn ließ 50 Edle, welche Zeugen der Blendung gewesen waren, hinrichten, weil sie eh hätten ihr Leben zum Opfer bringen sollen, um die Augen des Prinzen zu rette welcher der Ruhm des Landes sei.

Nadir sinkt.

Fortan sinkt Nadir. Er ist reizbar und finster, sein Geist wie getrüb Die Lesghier vermochte er nicht vollständig zu bezwingen, nur wenige Stämm unterwarfen sich, die Mehrzahl hielt zusammen und warf die Perser auf De bend zurück. Die Beziehungen zu Rußland wurden durch diesen Kampf geg die Lesghier gespannt, obschon Nadir eine Botschaft aus 2000 Personen b stehend mit 10 Elephanten zum Geschenk nach Petersburg sandte. Um sich nic in einen Krieg mit Rußland zu verwickeln, zog er 1743 seine Truppen au Dagheſtan zurück. Dagegen kam es zum Krieg mit der Türkei, obschon Nadi gleichfalls eine Gesandtschaft aus 2000 Köpfen mit 9 Elephanten und reichen Ge schenken nach Stambul geschickt hatte, denn er verlangte die Rückgabe alle Provinzen und Städte, die einst zum persischen Reich gehörten, also ganz Klein asien, Ersatz der Kosten des letzten Krieges und die Gleichstellung der Pers mit den Osmanen in Benutzung der heiligen Stätten. Da griff die Pfort lieber gleich zum Schwert: 1743 begann der Kampf. Die Perser lagerten vo

Kampf mit den Türken.

Bosra und Bagdad, doch vermochte Nadir hier Nichts auszurichten. Auch Mosu widerstand. Das alte Glück, der Geist des Sieges und der Thatkraft fehlte Bei Kars kam es 1744 zu einem heftigen Zusammenstoß. Die Pforte stachelt die Lesghier zu neuer Schilderhebung. Kars ward von den Persern vergeben

Schlacht bei Eriwan.

belagert. 1745 kam es am 3. August bei Eriwan zu einer großen Schlach die erst am Mittag sich entschied, als Nadir an der Spitze seiner Tapferste die feindlichen Reihen durchbrach. Das türkische Heer, welches 130,000 Man stark war, löste sich in wilde Flucht auf, und ließ 20,000 Todte am Pla Nadir hatte 80,000 Mann in den Kampf geführt, sein Verlust belief sich a 8000. Trotz dieses riesigen Sieges mäßigte Nadir seine Forderungen. Er ve langte nur noch die Abtretung von Wan, Kurdistan, Bagdad, Bassra, u Nedscheff und Kerbela. Die Pforte antwortete mit Kriegsrüstungen. Dessun achtet kam am 4. September 1746 der Friede zu Stande auf Grundlage d vor 100 Jahren abgeschlossenen Friedens zwischen Murad IV. und Sam Mir nur gestanden die Osmanen den Persern gleiche Rechte zu hinsichtlich d Pilgerfahrt nach Mekka. Herad und Aderbeidschan blieben bei Persien **).

*) Lettres édifiantes. IV. 294.
**) Hammer. VIII. 64—79.

Vielleicht dachte Nadir bei einer andern Gelegenheit günstigere Bedingungen zu erringen, jetzt mußte er Frieden schließen, denn in fast allen Provinzen seines Reiches loderten Aufstände empor. Nadir war selber Schuld daran: obschon er riesige Schätze in Kelat aufgehäuft hatte, so wollte er immer noch mehr haben und legte seinen Unterthanen unerträgliche Steuern auf. Er glaubte, schiitische Geistliche ständen an der Spitze, und verfolgte nun unerbittlich dieses Bekenntniß, welchem dennoch im Herzen die Mehrzahl der Perser huldigten. Zuletzt verließ er sich nur noch auf die Fremden in seinem Heer, auf Afghanen und Tataren. Zuerst ließ er persische Generäle hinrichten, dann wüthete er gegen alle Perser überhaupt. Die Einwohnerschaft ganzer Städte wurde niedergemetzelt. Durch ein sonderbares Geschick, sagte Malcolm *), schien Persien verurtheilt, durch dieselbe Hand den Tod zu empfangen, welcher es einige Jahre vorher das Dasein verdankte. Aber Nadir war durch Verbrechen empor gestiegen und solchen Männern verleiht Gott nicht den reinen Ruhm, das Glück ihres Volkes zu begründen. Sein Mißtrauen, seine Wildheit artete zuletzt in Wahnsinn aus, seine Vertrautesten fürchteten die Opfer seiner Raserei zu werden. Es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze sein eigener Neffe Ali Kuli Khan stand. Am 7. Juni 1747 drangen die Verschworenen in der Nacht in sein Zelt. Nadir erwachte, wehrte sich wie ein Löwe, machte zwei der Großen nieder, erlag aber der Uebermacht. „Du kanntest kein Erbarmen und sollst auch kein Erbarmen finden!" — schrieen sie ihm zu.

Nadir wahnsinnig.

Nadirs Ende.

Nadir war 59 Jahre alt **), er galt für den schönsten Mann seines Reiches; seine Gestalt war majestätisch, über 6 Schuh hoch, sein Blick im Zorn eben so schrecklich, als fesselnd, wenn er gnädig sein wollte. Nadir war ein Sohn des Volkes; als er zur höchsten Macht kam, gedachte er lange Zeit der Noth des gemeinen Mannes und suchte ihr zu steuern. Er schrieb in der guten Zeit seiner Regierung an einen Statthalter: „Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir niedrige Personen nur deßhalb von der ewigen Vorsehung mit Macht und Ehren ausgerüstet sind, damit wir die Sorgen und Kümmernisse wo möglich vom Haupte des armen und bedrängten Mannes verscheuchen. Die Regierten zu beschützen, ist Pflicht der Regenten. Unsere Aufgabe ist es, des Schwachen Feinde zu bekriegen, Empörungen, so wie allen andern Krankheitsstoff im Staat, auszurotten und unser Ohr dem hilflosen Angstgeschrei nicht zu verschließen." Strenge hielt Nadir auf Ordnung, und schwer wurde Raub bestraft. Die Räuber zitterten vor der Strenge des Schahs. Als ein Kaufmann ***), der von Kabul nach Ispahan reiste und bei Nischapur beraubt wurde, darüber beim König klagte, fragte Nadir, ob außer den Räubern Niemand es gesehen habe. Der Kaufmann antwortete: „Es war nur ein großer einzeln stehender Baum da, unter dessen Schatten ich ruhte, als man mich angriff." Da gab der Herrscher zornig den Befehl, zwei Soldaten sollten alle Morgen den Baum durchpeitschen, bis er entweder das geraubte

Charakter.

Sorge für die Armen.

Strenge.

*) Malcolm, l. c. XV. **) Hauptquellen für sein Leben sind: Hanway, Revolutions in Persia 1753. Fraser, History of Nadir-Chah.

***) Aus den Asiatic Researches X. 584 bei Neumann, G. d. engl. Reiches in Asien. S. 358.

Eigenthum herausgegeben oder die Namen der Räuber entdeckt habe. So geschah e Die Henker hatten aber noch nicht 8 Tage den Baum gepeitscht, als eines Morger alle gestohlenen Güter an seinem Fuße lagen. Solche Angst hatten die Räub vor den schrecklichen Strafen, die ihrer warteten, wenn sie entdeckt wurden, d selbst ein lebloses Wesen, welches den Raub nicht zu verhindern wußte, sold Schläge bekam. „Ich wußte ja, daß das Peitschen des Baumes helfen würde! rief Nadir *). Mit seinem Landheer war er überall siegreich. Auch eine Flotte woll er sich schaffen, um den Handel zu beleben und sein Land reicher und mächtig zu machen. Ein Engländer, Elton, baute ihm Schiffe am kaspischen Meer; au am persischen Meerbusen befahl er Schiffe zu bauen. Da aber kein Holz in d Nähe war, so ließ er es aus den Wäldern von Mazenderan, mehr als 600 Meile vom persischen Meerbusen entfernt, durch seine Länder schleifen **). Noch war ab kein Schiff fertig gebaut, als ihn der Tod überraschte. — Nadir wollte, daß au die Christen gerne in seinem Reich blieben. Der Erzbischof von Armenien muß sein Schwert segnen und ihn damit umgürten, und Nadir erklärte, die Armeni sollten aus allen Ländern, wo sie unter dem Druck leiden, sich nach Persien zurüc ziehen, da würden sie vom neuem Schahinschah mit Freude aufgenommen und g behandelt werden ***). Nach seiner Rückkehr aus Indien befahl er die vier Evar gelisten ins Persische zu übersetzen, desgleichen ließ er Rabbiner und mohammeda nische Mollas vor seinen Thron kommen. Die Uebersetzer hatten aber, um d Bibel mit dem Koran und Talmud in Uebereinstimmung zu bringen, Fabeleie in die Uebersetzung verflochten, und so kam Nadir nicht zur reinen Erkenntni des Lebens und der Lehre des Erlösers. — Er hob diese Sitzungen der Theologe mit der Erklärung auf: wenn ihm Gott das Leben schenke, wolle er selber ein Religion machen, die besser sei, als jede andere, welche die Menschen je gekan hätten. Ueber Nadirs Schicksalsglauben erzählen die Perser, es sei eines Tag ein Pfeil in sein Gemach geschossen worden, mit der Aufschrift: „Wenn du e König bist, so pflege und schütze dein Volk; bist du ein Prophet, so zeige uns de Pfad des Heils; bist du ein Gott, so habe Gnade gegen deine Geschöpfe!" – Nadir gab sich vergebens Mühe, den Urheber dieser Worte zu ermitteln; zulet ließ er seine Antwort in Abschriften im ganzen Lager verbreiten: „Ich bin wed ein König, meine Unterthanen zu schützen; noch ein Prophet, den Weg des Heil zu lehren; noch ein Gott, die Gabe der Barmherzigkeit zu üben, — sondern de den der Allmächtige in seinem Zorn sandte, die Welt der Sünder zu züchtigen.

Flotte

Religion.

Glaube aus Schicksal.

Nadirs Ermordung rief in Persien die größte Verwirrung hervor, d fremden Truppen, Afghanen und Tartaren, waren wie rasend über den To des Feldherrn, der sie zum Sieg zu führen gewohnt war. Gräßliche Ta kamen über Persien. Alle Prinzen seines Hauses kamen im Gewirre um ums Leben, nur der 13jährige Enkel Schah-Rokh wurde erhalten. Das Bl floß in Strömen. Wie aber der Römer, trotz der Schrecken, welche Mariu über sie brachte, dennoch in Erinnerung an seine Siege über Kimbern un Teutonen sagt: „Ewig sei Marius gepriesen, Rom hat nicht zu bereuen, da

*) Diesen Zug theilt Malcolm, l. c. XV. nach einer persischen Handschrift mit
**) Malcolm, l. c. XV.
***) Neumann, Die Sefi.

er sein Sohn ist;" so hängen die Perser heute noch am Andenken Nadirs, denn die Schmach, von den rohen Afghanen beherrscht zu werden, schien ihrem Stolz die empfindlichste. Die Revolutionen in Persien hatten aber große Folgen für Rußland, die Pforte und Oesterreich.

Der russisch-österreichische Krieg gegen die Pforte bis zum Frieden von Belgrad im Jahre 1739.

Die neuen Grenzverhältnisse zwischen der Pforte und Rußland in Folge des persischen Theilungsplanes, dann das Schutz- und Trutzbündniß Rußlands mit Persien führte zur Spannung zwischen Petersburg und Stambul. Die Niederlagen der Türken erweckten Hoffnung bei den Russen. Auch war die Lage der Dinge unter der Kaiserin Anna derart, daß ihre vertrautesten Räthe, die Deutschen, meinten, man müsse der Armee und der Nation auswärts Etwas zu thun geben, um im Innern Ruhe zu haben. War so Geneigtheit zum Kriege in Petersburg vorhanden, so verfehlte die Pforte nicht, den Russen einen Vorwand an die Hand zu geben: so als im Jahre 1732 die Türkei durch Nadir in die höchste Gefahr kam und den Tataren in der Krim befahl, auf dem kürzesten Weg, nämlich durch Dhagestan, nach Persien aufzubrechen, so gab sie dem russischen Gesandten erwünschten Anlaß, über Verletzung russischen Gebietes und über Bruch des Friedens zu klagen. Die russischen Truppen standen nämlich damals noch in Dhagestan. Die Tataren überschritten im Frühjahr 1733 wirklich den Terek. Die Russen griffen sie in den Engpässen an und warfen sie zurück. 1000 Tataren und 400 Russen fielen in einem Gefecht am 11. Juni 1733. Der Krieg schien ausgebrochen, doch wurde die Sache noch beigelegt, da die Pforte erklärte, die Tataren seien nur gegen die Perser geschickt worden, und da die Russen zugaben, sie hätten nicht gegen die Türken, sondern nur gegen Tataren gekämpft. Der Argwohn, daß die Russen im Verein mit Nadir gegen Constantinopel vordringen wollten, steigerte den Unmuth der Pforte, dann das Einschreiten der Russen in Polen gelegentlich der Wahl Augusts II. Die Pforte geberdete sich, als liege ihr die freie Königswahl in Polen ganz besonders am Herzen. Nur die Leere in den Kassen, nur die Sorge vor Gährung in Constantinopel, nur die Angst vor den Persern hielten sie von einer Kriegserklärung gegen Rußland zurück. Zwei Franzosen redeten damals beständig einem Krieg gegen Rußland und Oesterreich das Wort. Der eine war der Gesandte Ludwigs XV. in Stambul, Villeneuve, der andere war der berüchtigte Bonneval.

Grund zum Krieg. — Anlaß. — Tataren. — Polen.

Claudius Alexander Graf von Bonneval, aus einer der ersten Familien im Limousin abstammend, geboren 1675, trat schon als elfjähriger Knabe in die Marine und gab, als der Admiral Tourville bei einer Besichtigung der Flotte

Bonneval.

voll Verwunderung fragte: „Was soll uns dieses Kind, ich werde es nach Haus entlassen," die kecke Antwort: „Man schickt keinen Bonneval nach Haus!" Keckheit und Prahlerei waren die Hauptfehler, die seine reiche Begabung schändeten*). Bald trat Bonneval unter das Fußvolk, 1701 befehligte er schon ein Regiment. Er machte den spanischen Erbfolgekrieg unter Catinat und Vendôme mit, zeichnete sich namentlich bei Luzzara aus, gewann die Freundschaft Vendômes, kam aber wegen der Verwendung von Geldern in Untersuchung, wobei ihm der Kriegsminister Chamillart einen derben Brief schrieb. Bonneval antwortet keck: „Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß der hohe Adel des Königreichs gern sein Vermögen und sein Leben für den Dienst des Königs opfere, daß wir ihm aber Nichts gegen die Ehre schuldig sind. Wenn ich binnen drei Monaten nicht anständige Genugthuung von Ihnen bekomme für den Schimpf, den Sie mir angethan, so gehe ich in die Dienste des Kaisers, dessen Minister alle Leute von hoher Geburt sind und wissen, wie man ihres Gleichen behandelt." — Nach einem solchen Mangel an Disciplin konnte Bonneval in der französischen Armee nicht bleiben, er verließ seine Fahne, hielt sich ein Jahr in Venedig auf und trat 1706 in die Dienste des Kaisers in der Eigenschaft eines Generalmajors. Eugen erwies einem Landsmann, dessen Belesenheit, dessen lebhaftes, geistreiches, entschlossenes Wesen ihm gefiel, manchen Dienst, erntete aber nur Undank davon. Bonneval that sich bei Turin, bei Tortona, dann beim Zug in die Provence, endlich 1710 bis 1712 in Flandern hervor. Als echter Raufbold duellirte er sich während der Verhandlungen zu Utrecht mit einem Franzosen für die Behauptung, daß Ludwig XIV. nach der Weltherrschaft strebe, und dann mit einem Preußen, daß Ludwig nicht darnach strebe. Auch im Kriege gegen die Türken that er sich hervor. Unter der Regentschaft durfte Bonneval 1717 auf Bitten seiner Mutter nach Paris zurückkehren. Dort vermählte er sich mit einer Biron, einem Mädchen von den edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Zehn Tage darauf reiste er ab, unter dem Vorwand, Belgrad sei in Gefahr, und sie sah ihn nie wieder. Ihre Briefe, ihre Bitten an ihn, zurückzukehren, die in dem Buch des Fürsten von Ligne mitgetheilt werden, sind rührend. Bonneval zeichnete sich bei Belgrad aus, bekam dann ein Commando in Sardinien und Sicilien, wobei er aber immer im Streit mit seinen Obern lag, und fing an, Eugen mit Haß und Verläumdung zu verfolgen, als dieser ihn nicht zum Commando von Messina und später von Essegg vorschlug, während Eugen blos aus Gewissenhaftigkeit so handelte. Bonneval sang mit Gesinnungsgenossen Spottlieder gegen Eugen in den Wirthshäusern Wiens. Als er dann mit seinem Regiment nach Brüssel kam, forderte er den Statthalter unter dem Vorwand, dessen Gattin habe die Königin von Spanien geschmäht, zum Zweikampf heraus, kam aber dafür auf die Citadelle von Antwerpen. Das Ziel, welches er durch seine Schmähungen zu erreichen suchte, als Vertheidiger einer französischen Prinzessin und Königin von Spanien die Gunst der Höfe von Paris und Madrid und eine entsprechende Stellung in

*) Michelet (Louis XV. p. 116) sagt: „Was Geist, Kühnheit, Tapferkeit, scharfen Blick und rasche Entschlossenheit anlangt, ist er ein wahrer Musterfranzose. Fast alle Geschichtschreiber haben sein Leben unwürdig entstellt." — Richtiger bezeichnet ihn Arneth (Eugen III. S. 21): „Ohne sittliche Grundsätze, meineidig nicht nur dem kriegerischen Banner, welchem er zugeschworen, sondern Allen, denen er Treue gelobt hatte, seinen Glauben nicht ausgenommen, einem thörichten, selbstgeschaffenen Phantome der Ehre nachjagend, und gleichzeitig alles dasjenige mit Füßen tretend, was in der Wirklichkeit einen Mann von Ehre ziert." Die „Mémoires de Bonneval" sind ein Roman; die „Mémoires sur le comte de Bonneval" vom Fürsten von Ligny (Paris 1817) sind hingegen brauchbar.

der französischen oder spanischen Armee zu erlangen, erreichte er nicht; man kannte seinen Charakter zu gut, und hielt sein Benehmen für verächtlich. Aus der Haft in Antwerpen gegen sein Ehrenwort entlassen, daß er auf dem kürzesten Weg nach Brünn auf den Spielberg gehen werde, hielt Bonneval sein Versprechen nicht, ging nach dem Haag, wo er Ränke gegen die österreichische Regierung anzettelte, reiste dann nach Nußdorf, wo er aber auf Befehl des Kaisers verhaftet und auf den Spielberg gebracht wurde. Ein Jahr büßte er hier, dann wurde er nach Wien berufen, um sich zu verantworten, floh aber nach Venedig, statt zu gehorchen: hier konnte er sich aber nicht ruhig halten und mußte 1729 fliehen. Er ging in die Türkei und wurde Muselmann, General der Artillerie, Pascha von zwei Roßschweifen, mit einem Gehalt von 30,000 fl. und dem Namen Achmed Pascha. Während von Haß gegen Eugen und den Kaiser, suchte er die Pforte zu einem Krieg gegen Oesterreich aufzureizen, wobei er selber eine bedeutende Rolle zu spielen gedachte: die Pforte solle sich mit Frankreich verbinden, dieses eine Armee von 30,000 Mann durch Italien nach Bosnien schicken, und zugleich mit einer andern Armee den Kaiser in Italien bedrängen, während der Kurfürst von Baiern die Staaten des Kaisers von Westen angreife. Allein der vorsichtige Großvezir wollte Nichts von einem Krieg gegen Oesterreich hören, äußerte doch ein Staatsschreiben der Pforte, daß Oesterreich von jeher in der Freundschaft fest, in der Beobachtung des Friedens in Wort und That redlich gehandelt habe, daß die Mäßigung und Geradheit desselben seit Jahren erfahren und gelobt worden sei *). Auch mahnten die Seemächte beständig zum Frieden — eine weitere Schwächung der Pforte, und diese nahmen sie bei einem ferneren Kriege als sicher an, konnte nur ihren Handel schädigen!

In Petersburg wurde aber schon 1732 der Krieg gegen die Pforte beschlossen, und zwar sollte er mit einem Angriff auf die Krim und Assow begonnen werden **). Nur die polnische Frage verzögerte noch den Ausbruch. Da gab 1733 die Pforte einen neuen Anlaß zur Beschwerde: wieder sollten die Tataren auf dem kürzesten Weg durch Dhagestan gegen Persien aufbrechen, wieder verwahrte sich Rußland dagegen, als einen Friedensbruch. Der Großvezir erklärte aber kalt, er wolle davon Nichts weiter hören, sein Herr habe es einmal befohlen. In Petersburg machte man aber mit der Drohung Ernst, zumal die Pforte noch im Kriege mit Persien begriffen war und die Vertheidiger der Krim meist in Asien zu Feld standen. Nur hielt ein Streit über die Ausführung des Planes die Russen zu lange zurück. Erst Anfang Octobers drangen sie aus der Ukraine in die Steppen vor. Alle Tatarenhorden, die ihnen begegneten, wurden bewältigt, es schien Alles gut zu gehen. Da kam Mitte October Schneefall und Kälte, in einer Nacht gingen 1000 Pferde zu Grunde, es fehlte an Lebensmitteln, man mußte umkehren, Mitte November waren die Russen mit einem Verlust von [illegible] Mann wieder in ihren Winterquartieren. Die Tataren, welche gegen Persien zu Feld standen, waren auf die Kunde der Gefahr, welche die Krim bedrohte, sogleich umgekehrt, um sie zu retten. Aber auch ihnen hatte das Unwetter geschadet, sie sollen 10,000 Mann und 50,000 Pferde verloren haben. Im Ganzen war jedoch das Unternehmen der Russen gescheitert. Sie ließen in Stambul erklären, der Zug habe nur den Tataren gegolten, nicht den Türken. In Petersburg herrschte Entmuthigung, Ostermann rieth zum Frieden.

Rußland.

Tataren.

Feldzug 1735.

---

*) Hammer, VII. 486.
**) Zinkeisen, V. 652—69.

Feldzug 1736. Aber Graf Münnich setzte durch, daß man 1736 den Angriff mit größeren Mitteln wieder begann. Assow und die Krim sollten zu gleicher Zeit angegriffen werden. Bis die Truppen an Ort und Stelle waren, wurde verhandelt; eine geschickte Denkschrift Ostermanns setzte alle Beschwerden der Russen auseinander und wie sie mit unsäglicher Geduld lange himmelschreiendes Unrecht ertragen hätten, und daß die Kaiserin ungern, nur um ihre Unterthanen gegen Unbill zu schützen, und weil es ihr das Natur- und Völkerrecht gebiete, zum Schwert greife. Zu gleicher Zeit mit dieser Note traf in Stambul die Nachricht ein, die Russen ständen schon vor Assow *).

Die Vorwerke dieser wichtigen Festung, welche den Zugang zum Assowschen Assow. Meere beherrscht, wurden schnell hinweggenommen und schon am 24. März begann Münnich die Beschießung. Ende März überließ er die Fortsetzung der Arbeiten dem General Lewatschef, bis Feldmarschall Lascy, der den Krieg am Don zu führen hatte, ankomme; er selber brach auf zum Heer, das in die Krim einfallen Zug in die Krim. sollte, — es bestand aus 54,000 Mann. Am 7. Mai erfolgte bei Kasi-Kerman der erste Zusammenstoß mit den Tataren, die geworfen wurden. Am 17. Mai standen die Russen bei den Linien von Perekop; sie durchschneiden die schmale Die Linien von Perekop. Landzunge, welche die Halbinsel Krim mit dem Festland verbindet. Ein Graben 16 Klafter breit und 12 tief, geht vom todten bis zum faulen Meer, im Ganzen 3 deutsche Stunden lang. Hinter dem Graben ist eine 50 Schuh hohe Brustwehr aufgeworfen, der Graben ist nicht gerade, sondern bildet einen Winkel, in dessen Mitte das von Stein erbaute und mit Kanonen besetzte Thor ist, der einzige Eingang in die Insel. Die Linie ist von 6 steinernen Thürmen geschützt, hinter derselben steht Orkapu oder Perekop, ein längliches Viereck, von den Genuesen erbaut, mit engen Gassen, wie in Genua. Damals war es mit 4000 Türken besetzt, während die Tataren hinter den Linien standen. Am 18. Mai begann Münnich die Beschießung des Thores und der Festung. Es war aber nur blinder Lärm, Münnich wollte den Stier nicht bei den Hörnern fassen. In der Nacht schickte er den Generalmajor Stoffel gegen das schwarze Meer zu, um den vortheilhaftesten Platz auszuforschen, wo man die Linien angreifen könne, um dann Perekop von Süden zu nehmen. Um keinem Ueberläufer Zeit zu lassen, den Feinden Nachricht von dem Plane zu geben, theilte ihn Münnich seinen Generalen erst am 19. Abends mit, kurz vor dem Aufbruch. Am 20. Früh 3 Uhr stiegen die Russen an einer Stelle, wo die Feinde es gar nicht erwarteten, in den Graben hinab und an der Brustwehr hinauf. Ein Deutscher, Rechenberg, pflanzte die erste Fahne auf dem Walle auf; ein Pope winkte den Aufsteigenden von der Höhe mit einem Kreuz: es sei Gottes und der Kaiserin Sache! Die Tataren waren überrascht und dachten nur an Flucht statt an Vertheidigung. Hinter einem Walle zu kämpfen, war ohnehin nicht die Sache dieser Söhne der Steppe. Die Uebersteigung der Linien kostete die Russen nur 7 Todte und 170 Verwundete. Der Khan der Tataren verlor den Kopf und floh in das Innere. In Perekop fanden die Russen reiche Beute: am 21. Mai kapitulirte der Janitscharenaga, am 23. räumten die Türken die Festung. Beim Vorschreiten in das Innere der Insel Baktschiserai. fand Münnich wenig Widerstand. Baktschiserai, eigentlich der Gartenpalast **)

*) Aus Münnichs Tagebuch bei Zinkeisen V. 657—69.
**) Hammer, VII.

… alte Residenz der Khane der Krim, wurde am 28. Juni nach kurzem Widerstand genommen, 2000 Häuser und der weitläufige Palast des Khan, auch die Bibliothek der Khane und die der Jesuiten gingen in Rauch auf. Desgleichen die Stadt Akmeschid, oder die weiße Moschee, die Residenz des Sultans Kalgha. Die alte berühmte Festung Koslow wurde ohne Schwertstreich besetzt. Hier hatte 988 Wladimir I. das Christenthum angenommen und sich mit der Tochter des Kaisers Romanus, Anna Porphyrogeneta vermählt. Gern hätte Münnich auch Kaffa eingenommen, allein, weil seine Russen überall nur zerstört hatten, so fehlten die Lebensmittel, es fehlte das Wasser und Futter für die Pferde; am 26. Juli trat darum Münnich den Rückzug an. Indeß hatte Leontiew Kinburn eingenommen, und war Assow am 4. Juli übergeben worden. 4000 Mann Besatzung wurden hineingelegt, Münnich zog sich dann an die Ufer der Ssamara in die Winterquartiere zurück. Der Kalmückenfürst, Donduk Ombo, hatte im gleichen Sommer die Tataren am Kuban bezwungen. 200 ihrer Myrsen oder Stammeshäupter leisteten mit ihrem Sultan den Eid der Treue für die Kaiserin. Vor dem Feind waren nur 2000 Russen gefallen, dennoch zählte ihre Armee einen Verlust von 30,000 Mann durch das unerträgliche Klima und Krankheiten. Trotzdem war der Jubel über diese Erfolge in Petersburg groß. Eine Denkmünze wies die Besiegung der Tataren und die Befreiung des Don, und daß der Doppeladler nach Osten wie nach Westen schaue. Der Geschichtschreiber Castelnau, der Lehrer Kaiser Alexanders *), bemerkt jedoch mit Recht: „Dieser Feldzug macht Rußland keine Ehre, denn das Land wurde den Flammen preisgegeben. In den Zeiten der Barbaren hätte ein solches Verfahren sich durch ihre Unwissenheit rechtfertigen lassen, aber im 18. Jahrhundert Städte verheeren, Kunstdenkmäler umstürzen, Tempel niederreißen, öffentliche Schulen aufheben und Finsterniß verbreiten, indem man Bibliotheken vernichtet, in welchen unwissende Völker ihre Aufklärung zu suchen beginnen, und Greise, Weiber und Kinder in den allgemeinen Untergang hineinziehen — das heißt nicht Krieg führen, das heißt ein Volk morden." Münnich hatte doch so viele Gegner in Petersburg, daß ihn die Kaiserin zur Verantwortung dorthin berufen mußte. Das Kriegsgericht sprach ihn aber frei und Anna schenkte ihm große Ländereien in der Ukraine zum Lohn für seine Verdienste.

Assow. Kalmüken. Münnich.

In diesem Winter entwarf er noch den Plan für den Feldzug 1737: Oczakow sollte diesmal das Hauptziel sein. Große Rüstungen wurden mit Eifer betrieben, aber auch alle Kräfte des Reiches angespannt, auch Oesterreich gemahnt, die Hilfe zu stellen, welches es gemäß des Schutz- und Trutzbündnisses von 1726 zu senden verpflichtet war; und so wurde Oesterreich mit in diesen Krieg hineingezogen, trotz der Friedensliebe des Kaisers, trotz der Leere in seinen Kassen, trotz des gesunkenen Zustandes der Armee und der bisherigen freundnachbarlichen Beziehungen zur Pforte.

Feldzug 1737.

Jetzt bekam Bonneval Wasser auf seine Mühle: „Rakoczy ist hier, heißt es in seinen Denkwürdigkeiten **), ich habe ihn schon mehrmals gesehen; wir vereinbaren uns über die Mittel, die Pforte zum Krieg zu bestimmen, den wir beide gleich

Bonneval.

*) Hammer, VII. 476.
**) Mémoires II. 298.

wünschen, er — wegen der Wiederherstellung seines Hauses, und ich, um mich zu rächen, nicht am Kaiser und den Christen, die ich nicht hasse, sondern am Hofkriegsrath, der mich niederträchtig geopfert hat. Das ist, was mir wieder Leben gibt; ich denke mir schon, ich stehe an der Spitze eines türkischen Heeres, und lasse es den Deutschen fühlen, daß man dem Grafen Bonneval entweder hätte verzeihen, oder ihn außer Stand setzen sollen, ihnen zu schaden." Bald darauf bemerkt er, der Sultan habe ihm vor dem Diwan ein Commando über 40,000 Mann in Ungarn versprochen. Dort, sagt er in einer Denkschrift an die Pforte, sei der eigentliche Schwerpunkt des Krieges; seit Jahrhunderten seien die Umstände für die Pforte nicht so günstig gewesen.

Oesterreich vermittelt. In der Verlegenheit suchte Oesterreich zuletzt die Rolle eines Vermittlers zu spielen, aber die Pforte verlangte Genugthuung für die Angriffe Rußlands und das Cabinet von Petersburg verlangte Assow, die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, die Zinspflichtigkeit der Krim, Ersatz der Kriegskosten, Anerkennung seiner Herrschaft über die Tataren. Bei solcher Schroffheit der Gegensätze hatte die Vermittlung wenig Aussicht, und um für alle Fälle gerüstet zu sein, schob Oesterreich 30,000 Mann an die türkische Grenze, ließ jedoch in Stambul erklären, es beabsichtige keinen Bruch mit der Pforte, worauf der Sultan antwortete, er betrachte den Kaiser fortan nur als Bundesgenossen Rußlands *). Die Stimmung unter den Türken war kriegerisch, das Volk schrie laut über Assow, und verlangte die Kriegserklärung gegen Rußland und gegen den Kaiser. Der Diwan beschloß, daß man Assow nie aufgeben dürfe; der Ton gegen den österreichischen Gesandten wurde immer stolzer, die Pforte sei im Stande, all ihren Feinden die Spitze zu bieten, es sei gleichgültig, ob der Hof in Wien Freund oder Feind der Pforte sei. Jetzt mußte Oesterreich handeln: man berieth aber, ob man Rußland bloß mit 30,000 Mann unterstützen oder den Türken gerade den Krieg erklären solle. Seckendorf und Palffy waren für die erste, Schmettau und

beschließt Krieg. der Prinz von Hildburghausen für die zweite Ansicht, denn die Pforte werde, wenn sie könne, Oesterreich gleichfalls mit allen Kräften angreifen, auch werde der Krieg für Oesterreich nur vortheilhaft sein. Man könne leicht Bosnien, Serbien und einen Theil der Walachei gewinnen. Indeß hatte aber schon der österreichische Gesandte in Petersburg, Graf von Ostein, am 9. Januar 1737 den Bundesvertrag von 1726 mit der Aenderung erneuert, daß der Kaiser Rußland im Nothfall auch mit 50,000 Mann zu Hilfe kommen werde. Also war die Theilnahme am Krieg entschieden.

Doch für den Handel der Seemächte stand zu viel in Frage, wenn das türkische Reich all zu sehr geschwächt würde, als daß sie nicht für den Frieden hätten wirken sollen. Ein Congreß wurde vorgeschlagen auf neutralem Gebiet zu

Congreß zu Nimirow. Nimirow in Polen. König August, den die Pforte jetzt anerkannte, versprach in der ehrenvollsten Weise den Wirth zu machen, sein Kronfeldherr Potocky mußte Wohnungen und alle Bequemlichkeiten in Bereitschaft halten. Am 16. August wurden die Sitzungen eröffnet, aber Rußlands Forderungen zeigten, daß es Krieg wolle. Es verlangte, außer freier Schifffahrt auf dem schwarzen Meere nach dem Archipel, jetzt die volle Abtretung der Krim, und die Anerkennung der Moldau und Walachei als unabhängiger Fürstenthümer unter Rußlands Schutz. Oesterreich forderte eine Grenzerweiterung nach der Moldau, Walachei und Serbien hin und die Festung Widdin. Die Türkei aber verlangte vom Kaiser Schadenersatz, weil er den Frieden von Passarowitz gebrochen, nämlich Temeswar, Belgrad und

*) Zinkeisen, eingehend über diese Verhandlungen, l. c. V. 687—705.

10,000,000 Gulden. Bei solchen Gegensätzen konnten die Verhandlungen nur scheitern und mußte das Schwert entscheiden. Viele in Europa glaubten damals, die letzte Stunde der Türkei sei gekommen. Der alte Alberoni *) verfaßte eifrig eine Denkschrift über die Theilung der Türkei unter die christlichen Mächte: Rußland solle Assow und die Krim bekommen, dagegen Finnland an Schweden zurückgeben; der Kaiser solle Bosnien, Serbien, Slavonien und die Walachei erhalten, Frankreich Tunis, Spanien Algier, Portugal Tripolis, England die Insel Candia und Smyrna; die Niederlande sollen Rhodus und Aleppo bekommen, Preußen das Eiland Negroponte, Polen die Moldau, Venedig Morea, Genua Livadia, Baiern solle dagegen eine Gebietserweiterung gegen die böhmische Grenze hin erhalten; Toscana solle zu Sicilien, Mailand zu Sardinien geschlagen werden, welchem man noch Cypern dazu geben könne. Holstein solle an Dänemark kommen, dafür aber der Herzog von Holstein-Gottorp Kaiser von Constantinopel werden. Also eine neue Karte von Europa, bei der von der Ueberzeugung ausgegangen war, das osmanische Reich verdanke seine Haltung nur noch der Eifersucht der europäischen Mächte, weil keine der andern die Beute gönne, und jede fürchte, daß der Besitz Constantinopels der andern die Uebermacht verleihe! Wenn man aber einen wenig mächtigen Kaiser in Constantinopel einsetze, wie den Herzog von Holstein, so habe Oesterreich Nichts von ihm zu befürchten, und ließen sich die Interessen der Mächte ganz gut ausgleichen. Es wäre den christlichen Mächten ganz leicht, ein Landheer von 370,000 Mann und eine Flotte von 240 Segeln in Stand zu bringen und damit die Osmanen aus Europa zu verjagen. Man sieht aus diesem Plane nur, welchen Verwickelungen Europa entgegen gegangen, wenn Alberoni länger am Ruder geblieben wäre. Alberoni.

Es kam ganz anders! Das türkische Reich erwies sich stärker, als man glaubte. Der Friede mit Persien kam zu Stand, die Pforte konnte die im langen Kampfe geschulten Krieger aus Asien nach Europa zurückrufen, die Türken hatten aus den Niederlagen gelernt, die Oesterreicher aber waren verwöhnt durch die Siege Eugens: sie gingen mit unzureichenden Mitteln in den Kampf. Der Kaiser brachte nur ein Heer von 122,000 Mann zusammen, die Kräfte des Reiches waren erschöpft, das Selbstvertrauen des Heeres vom letzten Kriege her gesunken. Es fehlte vor Allem an Geld, obschon die Stände der Erbstaaten sich sehr willfährig zeigten — nur die Siebenbürger erklärten, sie seien so heruntergekommen, daß sie nicht einmal die laufenden Abgaben abtragen könnten, geschweige denn einen außerordentlichen Kriegsbeitrag. Der Kaiser wandte sich an den Reichstag zu Regensburg; statt 100 wurden jedoch nur 50 Römermonate, ungefähr 3,000,000 fl. bewilligt. Eifrig zeigte sich der Papst: er bewilligte 600,000 Skudi und, so lange der Krieg gegen die Türken währe, einen außerordentlichen Zehnten von den geistlichen Gütern in seinen Staaten, den man jährlich auf 1,000,000 fl. berechnete. Der Versuch, Polen und Venedig zur Theilnahme am Krieg fortzureißen, mißlang jedoch. — Der Signoria fehlten Lust und Mittel. Oesterreich und die Türkei.

*) West und Nord im dritten Stadium der orientalischen Frage in Raumers hist. Taschenbuch, 1858.

Seckendorf. Zum kaiserlichen Feldherrn wurde Friedrich Heinrich Freiherr von Seckendorf ernannt *), den wir oben als Sieger bei Klausen kennen lernten. Er war ein protestantischer Edelmann aus Franken, hatte unter den baireuthischen Truppen den spanischen Erbfolgekrieg mitgemacht, dann in sächsischen und kaiserlichen Diensten sich hervorgethan und sich in 20 Feldzügen und bei 17 Belagerungen Ruhm erworben, endlich als kaiserlicher Gesandter am preußischen Hof, durch eine Mischung von Keckheit und Feinheit, Friedrich Wilhelm I. von manchen Oesterreich feindlichen Schritten abgehalten. Kurz vor Ausbruch des Krieges erhielt er den Antrag, in den preußischen Dienst zu treten, den er aber mit den Worten ablehnte: „Ich will nirgends Etwas werden, weder Vicekönig, noch Marschall, noch Premier-Minister, sondern regierender Herr von Meuselwitz sein," — so hieß sein väterliches Gut in Franken — „das ist mein ganzer Ehrgeiz, ich habe in dieser Welt genug gethan. Es muß zwischen dem Leben und Tod ein Zwischenraum bleiben." — Kurz vor seinem Tod hatte der Prinz Eugen auf die Frage des Kaisers, wer nach ihm zum Oberfeldherrn zu wählen wäre, die Antwort gegeben: er könne Seckendorf gewissenhaft vorschlagen, wenn die Religion nicht in Betracht komme. Seckendorf war nämlich eifriger Protestant. Der Kaiser berief 1736 den Grafen nach Wien. Dieser wollte aber, bevor er den Oberbefehl übernehme, das Heer, die Festungen, die Kriegsvorbereitungen erst besichtigen. Seckendorf fand Zustand der Armee. Alles in trostlosem Zustande, das Heer verwahrlost, die Grenzplätze ohne das nöthige Geschütz und was dazu gehört, ohne Pferde und Brückengeräthschaften. Es fehlte in den letzten Zeiten des gutmüthigen Kaisers an durchgreifender Aufsicht. Unter den höhern Officieren war einer wider den andern und die meisten dachten nur an sich, statt an den gemeinen Mann, der am Nöthigen Mangel litt. Seckendorf schrieb aus Ungarn: „Diese bedrückten Anstalten lassen mit Grund den Verlust so vieler schönen Königreiche und Länder mit eben der Schnelligkeit fürchten, wie es in Welschland geschehen. Noch ist zu helfen, aber es muß keine Zeit verloren und die Einrichtung anders, als bisher gemacht werden, denn der Hofkriegsrath vermag nicht von Wien aus zu beurtheilen und zu entscheiden über Dinge, die er nicht gesehen hat und zum Theil auch nicht hat verstehen können." — Dem Kaiser erklärte Seckendorf nach seiner Rückkehr: diejenigen, denen die Beachtung seines Interesses obliege, hätten mehr ihr eigenes im Auge, auf den wichtigsten Posten befänden sich unfähige, durch Gunst hervorgehobene Leute. In die Provinzen gehörten Statthalter, nicht um zu jagen und sich zu erlustigen, sondern um das Land zu sehen. — Seckendorf lehnte den Oberbefehl ab, zumal er fürchtete, daß er viele Gegner und wenig Freunde im Land habe. Karl VI. versicherte ihn aber, er solle sich nur auf ihn verlassen und sich unmittelbar an ihn wenden, und schloß ihn in die Arme. Dieser damals außerordentlichen Gunstbezeugung vermochte Seckendorf nicht zu widerstehen, er nahm an. Mit ihm ging der Gemahl Maria Theresias, Franz von Lothringen. Franz von Lothringen, zur Armee. Nach der eigenhändigen Anweisung des Kaisers sollten ihm, als kaiserlichen Eidam, alle einem obersten Anführer gebührenden Ehren erwiesen, er von allen Vorgängen und beabsichtigten Unternehmungen in Kenntniß gesetzt, ihm die Ursache, warum ein Jedes geschehe, wohl erläutert, im Kriegsrathe ihm der Vorsitz überlassen und besonders darauf gesehen werden, daß derselbe nicht etwa seine Person einer Gefahr aussetze. Der Kaiser befahl ferner, Seckendorf solle unter Generalen und Officieren keine Parteiungen dulden, es sei ein Kampf gegen den Feind der Christenheit. Um den Krieg zugleich als einen religiösen zu bezeichnen, wurden Gebete für den Sieg und das Läuten der Türken-

*) Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Seckendorf. II. 42 ff

glocke jeden Morgen um 7 Uhr angeordnet, bei deren Klang Jeder, wo er sich befände, auf die Knie niederfallen und den Segen des Himmels auf die kaiserlichen Waffen herabflehen solle. Seckendorf wollte die Kriegsmacht beisammenhalten, um starke Schläge in Serbien zu führen. Es wurde aber anders beschlossen: während

Kriegsplan.

er selber in Serbien eindringe, solle ein zweites Armeecorps unter dem Banus von Croatien, Esterhazy, von der Save aus in Bosnien einfallen und ein drittes unter Wallis durch Siebenbürgen gegen die Walachei und Moldau vordringen. Das Gefährliche dieses Planes lag darin, daß die Kräfte des Kaisers verzettelt und zu einem großen, wirksamen Schlag unfähig gemacht wurden.

Oesterr. Feldzug 1737.

Deßungeachtet schien anfangs das Glück den kaiserlichen Waffen zu lächeln. Am 12. Juli 1737 brach die Armee unter Seckendorf, da Ueberschwemmungen einen Angriff auf Widdin verhinderten, gegen Nissa auf, am 2. August schon mußte sich diese wichtige Festung ergeben. 144 Kanonen, große Vorräthe fielen in die Hände der Kaiserlichen. Deßgleichen gelang ein Streifzug des Obersten Lentulus in die Landschaft Kassowa im südwestlichen Serbien; die dortigen Christen sehnten sich nach Befreiung von osmanischer Herrschaft. Novi Bassar wurde besetzt. Aber damit hörte auch das Glück auf. Lentulus mußte Alles wieder aufgeben vor der

Unglück.

Uebermacht der Osmanen, die herannahten; eine Reiterabtheilung, die ihm zu Hilfe kommen sollte, wurde von den Türken zusammengehauen. Mit Uebermacht kamen von allen Seiten her die Türken, der Angriff Seckendorfs auf Widdin mißlang. Hildburghausen hatte die Belagerung von Banyalucca unternommen, wurde aber nach einem mörderischen Gefecht wieder zurückgeworfen. Schon fürchtete man in Wien, daß die türkische Macht durch Bosnien in die Steiermark, in Kärnthen und Krain einfalle, und Seckendorf, welcher das Felsenschloß Ussidscha eingenommen hatte, bekam Befehl, die Linie an der Save zu decken. Jetzt kam

Nissa.

aber Nissa wieder in Gefahr, welches nur eine Besatzung von 7 Bataillonen hatte und gegen welches 120,000 Türken unter dem Pascha von Rumili, Ahmed Köprili, heranrückten. Seckendorf vermochte keine Hülfe zu bringen, der Commandant Doxat, ein Schweizer, verlor den Kopf, und übergab schon am 18. Oktober die Festung für freien Abzug mit militärischen Ehren. Die Nachricht vom Fall dieses wichtigen Postens wirkte niederschlagend in Wien: statt der erwarteten Siege also überall Niederlagen, ein Einbruch der Türken in Ungarn oder Steiermark bevorstehend, die Armee zerstreut und entmuthigt! Doxat wurde wegen

Seckendorf in Haft

vorschneller Uebergabe des ihm anvertrauten Postens von einem Kriegsgericht zum Tod verurtheilt und vom Kaiser, trotz aller Fürbitten, nicht begnadigt. Seckendorf wurde nach Wien berufen, verhaftet und ein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet. Als neue Unglücksbotschaften eintrafen, wollte das Volk in Wien Rache an Seckendorf nehmen; um sein Leben zu sichern, brachte man ihn in der Nacht und in aller Stille auf den Schloßberg nach Graz. Erst der Regierungsantritt Maria Theresias gab ihm seine Freiheit und Ehren wieder. Bei der Armee übernahm an seiner Stelle Feldmarschall Philippi den Oberbefehl. Es kam jedoch nur noch zu kleinen Gefechten, die Winterquartiere wurden alle auf österreichischem Boden bezogen.

Die Russen 1737. Oczakow.

Günstiger verlief das Jahr 1737 für die Russen. Münnich stand am 11. Juli mit 70,000 Mann und vielem Geschütz vor Oczakow am schwarzen Meer. Nach zwei Tagen schon hatte er die Stadt, in der 20,000 Mann lagen, in Brand geschossen. Das Pulvermagazin flog in die Luft und 6000 Mann wurden unter den Trümmern begraben. Der Befehlshaber steckte die weiße Fahne auf und verlangte einen Waffenstillstand von 24 Stunden. Münnich gewährte nur eine Stunde Bedenkzeit. Indeß drangen die Kosaken schon durch die Bresche und ein schreckliches Blutbad begann. Man zählte auf den Wällen 17,000 Leichen,

3500 Mann ergaben sich auf Gnade und Ungnade. 300 Fahnen, 100 Kanonen kamen in die Hände der Russen. Aber die Festung war eigentlich zerstört und es fehlte an Lebensmitteln. Münnich ließ eine kleine Besatzung unter dem ausgezeichneten Stoffeln zurück und suchte dann seine Winterquartiere in Pultawa auf. Lascy war mit 40,000 Mann von Assow aus über die Meerenge von Arabat hinter dem Rücken der Tataren, die ihn in den Linien von Perekop erwarteten, in die Krim eingedrungen. Karasbasar wurde eingenommen und geplündert, mehr als 1000 Flecken, Dörfer und Weiler verheert, darauf kehrte Lascy in die Winterquartiere am Don zurück. Um Oczakow wieder zu gewinnen, unternahmen die Türken einen Winterfeldzug, am 27. Oktober begann die Beschießung der Verschanzungen, in die sich die Russen zurückgezogen hatten. Ein Sturm wurde nach dem andern versucht, Stoffeln vertheidigte sich aber so glänzend, daß die Türken, nachdem sie 20,000 Mann verloren hatten, mißmuthig wurden und am 12. November wieder abziehen mußten. Der Verlust der Russen belief sich auf 2000 Mann. Stoffeln erhielt zum Lohn seiner Verdienste große Güter in der Ukraine. Der Congreß zu Nimirow hatte sich im Oktober aufgelöst.

Stoffeln.

Im December 1737 wurde Jegen Mohammed Großvezir, ein kriegslustiger stolzer Mann. Der Sultan hatte um die Vermittelung Frankreichs nachgesucht und Fleury den Gesandten Villeneuve damit beauftragt. Der Kaiser erhob keine Schwierigkeiten, aber die Czarin verlangte, daß die Seemächte mit hinzugezogen würden. Die Vermittelung war schwer, denn der Großvezir hoffte mehr durch besondere Friedensschlüsse zu gewinnen und erklärte darum dem französischen Gesandten, der Großherr werde die Waffen nicht eher niederlegen, bis er Oczakow, Kinburn und Assow wieder gewonnen, Temeswar und Belgrad erobert und Rakoczy die Herrschaft von Siebenbürgen und Ungarn verschafft habe. Wie eine gefährliche Kriegsfahne wurde auf einmal der Name Rakoczy wieder aufgepflanzt, um dem Kaiser Verlegenheiten zu bereiten. Es war nicht Franz Rakoczy, der schon 1735 gestorben war, sondern sein Sohn Joseph, welchen der Kaiser in Wien standesgemäß hatte erziehen lassen, dem er öfter beträchtliche Schulden bezahlt hatte, der aber 1734 aus Wien entflohen war, zunächst nach Venedig, dann nach Rom und 1736 nach Constantinopel. So lange Friede war, hatte ihn die Pforte in Rodosto festgehalten, jetzt ließ sie ihn nach Constantinopel kommen, nahm ihn wie einen Fürsten auf, bewilligte ihm Taggelder und einen Hofstaat und schloß am 8. Januar 1738 mit ihm einen Vertrag ab, worin sie ihn als Fürsten von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn anerkannte, vorbehaltlich der Wahl der Stände, und ihm alle Orte in Siebenbürgen zu überlassen versprach, die mit den Waffen erobert würden, wozu sie ihm ein Heer von 80,000 Mann stellen wollte. Rakoczy hingegen versprach, der Pforte jährlich 40,000 Piaster zu bezahlen und ein Heer von 100,000 Mann in Waffen zu unterhalten. Sollte die Eroberung Siebenbürgens nicht gelingen, so versprach die Pforte ihm und seinen Anhängern beim Zustandekommen des Friedens Rückgabe aller seiner Güter *). Rakoczy begab sich nach Widdin und erließ von hier Aufrufe an die Ungarn und Siebenbürger, jedoch ohne Erfolg. Nur Gesindel sammelte sich um ihn, der Kaiser ächtete ihn als Vaterlandsverräther und Majestätsverbrecher. Papst Clemens XII. sprach über ihn und seine Anhänger den Bann aus, als Feinde des christlichen Namens **). Damit war seine Sache aus. Er erlag, 38 Jahre alt, am 10. November 1737 einer Krankheit. Mit ihm sanken auch die Hoffnungen seiner Partei ins Grab.

Frankreich vermittelt.

Josef Rakoczy.

Vertrag mit der Pforte.

Rakoczy's Ende.

---

*) Hammer, VII. 615.

**) Katona, Hist. crit. Reg. Hungariae. T. XXXVIII. 774—82.

Da die Unterhandlungen am Beharren Rußlands und an der Sprödigkeit des Großvezirs scheiterten, so sollte 1738 wieder das Schwert entscheiden. Des Kaisers Heer erreichte eine Höhe von 172,000 Mann, 50,000 sollten an der Donau vordringen unter Franz von Lothringen, 30,000 sollten unter Lobkowitz von Siebenbürgen gegen die Moldau ziehen. Die kaiserlichen Waffen hatten aber kein Glück: Usidicza war schon während des Winters genommen worden, Mehadia mußte sich im März den Osmanen ergeben. Bei Kronia kam es am 4. Juli zu einem mörderischen Gefecht, in welchem Wallis und Neipperg zwar das Schlachtfeld behaupteten, aber nur mit großen Verlusten. Mehadia kam zwar wieder in den Besitz der Oesterreicher, ging aber mit Semendria und Orsowa bald wieder an die Türken verloren. Krankheiten räumten im kaiserlichen Heer schrecklich auf, so daß es früh in die Winterquartiere sich zurückziehen mußte. Auch die Russen hatten im Jahr 1738 wenig Glück. Münnich zog mit 50,000 Mann den Dnjepr hinab, überschritt den Bug, bestand ein hitziges Gefecht bei Kodima, erreichte dann den Dnjester, wagte aber nicht denselben zu überschreiten, als er am andern Ufer ein überlegenes türkisches Heer erblickte, zog sich dann unter beständigen Gefechten mit den Tataren in die Ukraine zurück. Kinburn und Oczakow wurden von den Russen geschleift und gänzlich verlassen, weil sie wegen der Fieberluft und Pest all zu viel Truppen kosteten. Lascy umging wieder die Linien von Perekop und drang vom Meer von Assow her in die Krim ein und nahm Perekop, das wieder von den Türken besetzt war, nach einem Widerstand von zwei Tagen. Ins Innere der Insel vermochte er jedoch nicht vorzudringen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er ließ deßhalb Perekop schleifen und die Linien dem Boden gleich machen und kehrte in die Ukraine zurück.

Feldzug 1738. — Die Russen. — Krim.

Die Wendung der Dinge war über Erwarten schlimm. Franz von Lothringen verließ die Armee und erklärte dem Kaiser offen, bei der geringen Anzahl von Truppen und dem Mangel an Kriegsbedarf könne der Krieg keinen bessern Verlauf nehmen. Zwischen Petersburg und Wien herrschte keine Uebereinstimmung mehr, Münnich und Franz von Lothringen hatten Vollmachten von ihrem Hof, ein besonderes Abkommen mit der Pforte zu treffen. Von Wien wünschte man, Münnich solle auf Bender oder Choczim losziehen, die Kaiserin gab auch den entsprechenden Befehl, aber Münnich gehorchte nicht: auch mit Aufopferung des ganzen Heeres sei die Ausführung dieses Befehls unmöglich. Nun verlangte der Kaiser 30,000 Mann russische Hilfstruppen nach Ungarn. Die Kaiserin war geneigt, sie zu stellen, aber Münnich wußte durch seine Vorstellungen sie wieder davon abzubringen. Der Großvezir bot jeder der beiden Mächte besondere Friedensverhandlungen an, was aber nur bewies, daß Zusammenhalten in ihrem Vortheil liege. Wegen Assow, meinten die Türken *), ließe sich ein Uebereinkommen treffen, es habe beständig seinen Herrn gewechselt, wie eine Buhlerin, man solle nun jeder Macht eine rechtmäßige Frau geben, die Russen und die Türken sollten ihr Assow haben. Auch mit Schweden ward damals unterhandelt: für das Geld, das Schweden von Karl XII. her der Pforte noch schuldig war, stellte es ein Kriegsschiff und 30,000 Flinten.

Oesterreich und Rußland. — Schweden.

*) Zinkeisen, V. 761.

Bonneval, in seinem Haß gegen Oesterreich, drang auf Abschluß eines Schutz und Trutzbündnisses, aber Villeneuve wollte, um seine Vermittelung nicht rück gängig zu machen, Nichts davon hören. Indeß fiel der Großvezir Jegen Mo hammed und der friedliebende Elhadsch Mohammed bekam das Reichs siegel. Der Krieg war aber schon im Gang und so kam es noch 1739 zu Kämpfen.

Feldzug 1739. Die Pforte hatte 200,000 Mann unter den Waffen, der Kaiser wenig über 100,000. Den Oberbefehl an der Donau hatte diesmal Wallis. Im Jun überschritt er die Donau zwischen Pancsowa und Semlin, am 23. Juni kam e Krozka. bei Krozka zur Schlacht. Wallis beging große Fehler: er glaubte es mit den türkischen Vortrab von 12,000 Mann zu thun zu haben und wußte nicht, da der Großvezir mit dem Hauptheer in der Nähe stehe. Vier Wege führten nac Krozka, Wallis wählte einen Hohlweg und sandte die Reiterei voraus. So wi es in die Ebene kam, fand das Regiment Palffy-Kürassiere die Türken in Schlacht ordnung vor sich und wurde gänzlich vernichtet; zersplittert wurden die einzelnen Regimenter in den Kampf oder vielmehr ans Messer geführt. Die Oesterreiche schlugen sich heldenmüthig, aber unglücklich. Dieser unheilvolle Tag kostete fü 20,000 Mann, darunter 15,000 Todte. Die Türken stellen diesen Tag dem von Mohacs an die Seite. Neipperg erbot sich, in der Nacht mit seinem Corps übe die Donau zu kommen, damit am andern Tag die Schlacht fortgesetzt werden könne. Allein unter dem Eindruck der Niederlage dachte Wallis nur an sichern Rückzug über die Donau und bezog eine feste Stellung am Temes bei Pancsow Belgrad. und nun war Belgrad blosgestellt, welches die Türken alsbald umschlossen. Zwar hatte es 20,000 Mann Besatzung, aber der Commandant, Succow, verlor bald den Muth und Nichts geschah, um die Stadt zu entsetzen. — Vergebens bot Schmettau die richtigen Wege dazu an. Wallis sandte einen Unterhändler um Frieden in das Lager des Großvezirs und bot für denselben das geschleifte Belgrad an. Aber die Sprache der Türken war jetzt stolz, und wie der Krieg ungeschick geleitet war, so jetzt die Friedensverhandlung. Neipperg kam gleichfalls mit Voll machten als Unterhändler in das türkische Lager, dort war auch Villeneuve, wel cher eine theilweise Schleifung der Festungswerke in Vorschlag brachte.

Unter dem Eindruck der Siege der Türken und in Sorge, daß diese, wenn er länger zögere, noch stolzere Forderungen machten, und ohne Ahnung von Friede zu Belgrad. dem, was Schmettau durchzusetzen behauptete, schloß Neipperg am 1. September im Zelte des Großvezirs die Grundlagen des Friedens ab, durch welche die Frucht der letzten Siege Eugens verloren gingen. Belgrad und Sabacs sollten nach vorhergegangener Schleifung der neuen Werke den Türken ausgeliefert werden, Serbien und die österreichische Walachei an sie abgetreten, Orsowa ge räumt und geschleift werden. Eilfertig übernahm Villeneuve im Namen seines Königs die Gewährleistung dieses Friedens und vergaß Neipperg die Geneh migung des Kaisers zur Bedingung desselben zu machen. Der Eindruck dieser Nachricht war niederschlagend in Wien. Der Kaiser klagte in einem Manifest über Wallis und Neippergs Eilfertigkeit, er müßte sich aber in das Ge schehene fügen. Gewissenhaft versprach er, Alles zu erfüllen, was der Pforte zugestanden sei. Am 18. September fand die Unterzeichnung der eigentlichen Friedensurkunden wieder im Zelte des Großvezirs statt.

Auch Rußland schloß am 18. September 1739 den Frieden ab, sein Bevollmächtigter, Cagnoni, war im Lager vor Belgrad. Aber Rußland konnte sich eines glänzenden Sieges rühmen. Mit nur 65,000 Mann und 259 Geschützen war Münnich im Mai von Kiew aufgebrochen, hatte im Juli den Bug und Dnjepr überschritten, bei Stawutschane stieß er auf 90,000 Türken, die in einem durch Natur und Kunst gleich stark befestigten Lager standen, während Tatarenschwärme den Russen die Lebensmittel abschnitten. Münnichs Lage wurde gefährlich, nur ein glänzender Sieg konnte ihn retten. Münnich wagte einen Streich der Verzweiflung, er führte am 28. August 1739 sein ganzes Heer zum Sturm auf das türkische Lager. Er gelang. Am Abend war das türkische Heer in wilder Flucht, 48 Geschütze, 1000 Zelte, unermeßliche Vorräthe fielen in die Hände der Russen; am Tage darauf rückte er mit 30.000 Mann vor das wichtige Chozim, das sich ihm am 30. ergab, denn dem Befehlshaber war die Besatzung vor Schrecken durchgegangen. 179 Geschütze, reiche Vorräthe waren in der Festung. Am 10. September überschritten die Russen den Pruth, am 14. hielt Münnich seinen Einzug in Jassy, die Bevölkerung huldigte der Kaiserin, schon rüstete sich der Feldherr in das Herz des türkischen Reiches einzudringen, als die Nachricht vom Abschluß des Friedens ihm Halt gebot. Münnich war wie rasend darüber. „Die Türken, schrieb er, verdanken diesen Frieden Mohammed, Neipperg und Villeneuve. Gott verzeihe es dem Wiener Hof, daß er um einen so schlechten Erfolg so ungeheure Summen verschleudert hat." — „Die Russen, schrieb er klagend an Lobkowitz, erobern Fürstenthümer, die Kaiserlichen treten den Türken ganze Königreiche ab. Die Russen bringen den Feind bis aufs Aeußerste, die Kaiserlichen gewähren ihm Alles, was er will und was seinem Stolze schmeicheln kann. Auf Seiten der Russen setzt man den Krieg fort, auf Seiten der Kaiserlichen macht man Waffenstillstand und schließt Frieden. Was wird also aus diesem unauflöslichen Bündniß!" Allerdings äußerte Karl VI., er würde den Krieg fortgesetzt haben, hätte er einen Münnich an der Spitze des Heeres gehabt. Aber auch die Türken meinten, hätten sie Münnich zum Feldherrn, so möchten sie ihm die Hälfte des osmanischen Reiches abtreten. Die russischen Soldaten aber nannten ihn den Falken und die Säule des Reiches.

Münnich siegt bei Stawutschane.

Chozim.

Die wesentlichen Bestimmungen*), unter welchen Rußland mit der Pforte abschloß, waren: Assow wird geschleift und bleibt unbewohnt und eine Schiedsmauer zwischen beiden Reichen, dagegen darf Rußland am Don und die Pforte an der Grenze von Kuban Festungen errichten; das geschleifte Taganrok darf nie wieder befestigt werden. — Rußland darf auf dem Meer von Assow und auf dem schwarzen Meer keine Flotte unterhalten, den Handel auf dem schwarzen Meer darf es nur mit Schiffen treiben, welche den Türken gehören. Den Pilgerfahrten der Russen nach Jerusalem und den übrigen heiligen Stätten darf übrigens kein Hinderniß in den Weg gelegt werden; die große und die kleine Kabardei behalten ihre Freiheit und Unabhängigkeit, doch steht es Rußland und der Pforte zu, von ihnen für ihr ruhiges Verhalten Geißeln zu verlangen und sie im Falle eines Friedensbruches zu züchtigen. Die russischen Vertreter bei der Pforte sollen all die Rechte und Freiheiten genießen, deren die Gesandten der

Friede bei Belgrad.

*) Zinkeisen, V. 797.

am meisten begünstigten Mächte sich zu erfreuen haben. Die Ausführung der Grenzbestimmungen zog sich in die Länge, die mit Oesterreich kam erst im Januar 1744 zum Abschluß, die mit Rußland 1741. Der unglückliche Verlauf dieses Krieges nagte am Leben des Kaisers, Karl VI. starb am 20. Oktober 1740, im 56. Jahr seines Alters und im 30. seiner Regierung. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des ruhmreichen habsburgischen Geschlechtes.

Die Kaiserin Anna. Biron. Anna Karlowna. Iwan III.

Annas Regierung. Furcht vor Gährungen im Innern und Sorge um die Sicherung der Thronfolge war es, was das russische Cabinet trotz der Siege zum raschen Abschluß des Friedens trieb. Das russische Volk war damals in hohem Grade mit der Regierung unzufrieden.

Unzufriedenheit. Im Schreiben *) eines russischen Officiers an den englischen Gesandten in Stockholm heißt es: „Das ganze Volk, namentlich aber die höhern Klassen, sind empört über die Regierung. Seit fünf oder sechs Jahren beklagt man sich zunächst über die blinde Zuneigung der Kaiserin zum Herzog von Kurland, dann über das hochmüthige und unerträgliche Benehmen dieses Günstlings, welcher Männer von Stand wie Lumpen behandelt; drittens über den Liebling des Herzogs, den Juden Liepmann, den Hofbanquier, welcher den russischen Handel zu Grunde richtet; viertens über die Verschleuderung riesiger Summen, theils um die Launen dieser Frau zu befriedigen, theils um die Güter dieses Herzogs schuldenfrei zu machen und prachtvolle Paläste darauf zu erbauen; fünftens über die Aushebung von je drei Mann auf vier, um sie zu Soldaten zu machen und wie das Vieh abschlachten zu lassen. Die Ländereien des Adels werden dadurch entvölkert und außer Stand gesetzt, die Steuern aufzubringen. Endlich grollt man über den gänzlichen Verfall der Flotte, für welche Peter der Große so hohe Summen ausgegeben hat."

Altrussen. Es war eigentlich der Groll der altrussischen Partei über die deutschen Günstlinge, welche damals allerdings Rußland beherrschten und mit ihren Fähigkeiten emporhoben, während die Eingebornen nur ihr Blut und Geld hergeben und sich mit untergeordneten Stellen begnügen mußten. Der erste dieser Günstlinge

Deutsche. war Ernst Johann Büren oder Buren, der Sohn eines Stallmeisters, geboren 1690, welcher durch Bestuschew als Edelmann an den Hof der Anna Iwanowna, damals verwittweten Herzogin von Kurland, gekommen war. Seine schöne Gestalt, sein einschmeichelndes, gewandtes Benehmen und eine gewisse Keckheit gewannen ihm bald die volle Gunst seiner Herrin. Sie vermählte ihn damals mit einer Dame aus einer der ersten Familien des Landes, jedoch gegen den Willen der Verwandten derselben. Als sie den Wunsch aussprach, daß Büren in das Verzeichniß der Ritter des Landes aufgenommen werde, wiesen dies die stolzen Herren mit Hohn zurück. Unter den Bedingungen, unter welchen der russische

---

*) La cour de Russie — il y a cent ans 1725—1783. Extraits des dépêches des ambassadeurs anglais et français. Troisième édition. Berlin 1860. p. 56.

Als 1730 Anna den Thron anbot, war auch die Entfernung Birons. Anna unterschrieb Alles, Biron begleitete sie auch nicht nach Rußland, folgte ihr aber nach, sobald sie den Vertrag mit den russischen Großen zerrissen hatte. Bald nach der Krönung ernannte ihn die Kaiserin zum Großkämmerer, zum Grafen, verlieh ihm ansehnliche Güter und den Andreasorden, und fortan beherrschte eigentlich Biron das russische Reich. Es wird erzählt, daß die Kaiserin ihn selbst auf den Knien um Gnade für die Verurtheilten bat: so gewaltigen Einfluß übte er auf die Herrscherin. Als 1737 der Stamm der Kettler, die seit 1571 mit dem Herzogstitel Kurland beherrscht hatten, ausstarb, wählte der kurische Adel den ehemaligen Stallmeister, dem er früher die Aufnahme unter die Adelsmitglieder verweigert hatte, zum Herzog — allerdings unter dem Druck russischer Waffen und in Folge der Mahnungen Augusts II., welcher an Rußland, in welchem Biron damals allmächtig war, einen Halt gegen den unzufriedenen polnischen Adel suchte. Biron regierte sein Herzogthum eben so gestreng wie Rußland und wehe dem, der nur gegen ihn muckste. Das alte Geschlecht der Biron in Frankreich anerkannte, daß der ehemalige Büren sich Biron nannte und sein Wappen führte. Sogar deutschen Fürstenrang erhielt er. Biron war thätig, aber die Hauptarbeit der Regierung lag auf zwei andern Deutschen, Münnich und Ostermann. Biron.

Burkhard Christoph Münnich war der Sohn eines Edelmanns in Oldenburg, geboren zu Neuhundorf, 1683. Unter seinem Vater, welcher die Aufsicht über die Deiche hatte, lernte er, außer dem Latein, Französischen und der Mathematik, die Kunst der Wasserbauten. 17 Jahre alt ging Münnich als Ingenieur in französische Dienste, die er aber bei Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges verließ, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen. Er wurde Hauptmann in der Armee des Landgrafen von Hessen, nahm an den Feldzügen Eugens in Italien und auch in Flandern Antheil, that sich bei Oudenarde hervor und wurde Oberst bei Malplaquet. Bei Denain wurde er verwundet und in der Gefangenschaft mit Fenelon bekannt und erinnerte sich später immer noch mit Dankbarkeit an den Empfang, den er bei dem edlen Kirchenfürsten gefunden. 1696 trat er in die Dienste und in die Gunst des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, der hohen Werth auf seine Erwerbung legte und ihn zum Generalmajor und Befehlshaber der Leibwache ernannte. Flemings Neid machte ihm die Stellung unangenehm. Da bot ihm 1721 Peter der Große die Stelle eines Generallieutenants an, und fortan blieb Münnich im russischen Dienst. Er vollendete den Canal, der den Ladoga-See mit der Newa vereint, welchen Pissarew nicht zu Stand zu bringen vermochte, in kurzer Zeit zur großen Zufriedenheit des Czaren, welcher ihn mit den Worten dem Senat vorstellte: „Ich hatte in meinem Dienst noch nie einen Fremden, der sich so gut darauf verstand ein großes Unternehmen zu entwerfen und durchzuführen." Münnich wurde zum Grafen erhoben und erhielt von Peter II. die Statthalterschaft über drei Provinzen. Unter Anna wurde er Feldmarschall für alle ihre Truppen. Seine Anordnungen im Kriegswesen erlangten auch den Beifall Eugens, insbesondere die Schule, die er gründete, um tüchtige Officiere zu bilden. An Neidern fehlte es ihm nicht. Nach der Einnahme von Choczim bewarb er sich um den Fürstenrang, doch die Kaiserin legte sein Gesuch mit den Worten bei Seite: „Ich dachte, Herr von Münnich würde mich bitten, ihn zum Großfürsten zu ernennen!" — Außer glühender Ehrsucht war Habgier sein Fehler. Noch geldgieriger war seine Frau, von deren Bestechlichkeit man sich arge Dinge erzählt. Münnich.

Johann Heinrich Friedrich Ostermann war ein Westfale, der Sohn des lutherischen Geistlichen zu Bochum, geb. 1686. Ein Duell, in welchem er seinen Gegner tödtete, zwang ihn von der Universität Jena zu fliehen. In Amsterdam Ostermann.

stellte ihn der Viceadmiral Cruys, ein Holländer in russischem Dienst, 1704 als sein Sekretär an, empfahl ihn dem Czaren, der ihn in gleicher Eigenschaft in sein Dienst nahm, zumal der fleißige junge Deutsche sich in kurzer Zeit der russischen Sprache vollkommen bemächtigte. Ostermann wurde Vicekanzler *): er war e der den Frieden am Pruth abschloß, dann den Frieden von Nystadt, in Folg dessen er in den Adelsstand und zum geheimen Rath erhoben wurde. Katharina ernannte ihn zum Erzieher Peters II. und zum Mitglied des Regentschaftsrathe Anna erhob ihn in den Grafenstand, unter ihr leitete er die äußern Angelegenheiten.

Altrussen. Unzufrieden über diese Begünstigung der Fremden hofften die Altrussen, d sich selber die gleiche Fähigkeit zuschrieben, den Staat zu lenken, und andere Plä verfolgt wissen wollten, wieder emporzukommen, wenn Münnich gegen die Türk eine Niederlage erleide. Sie rechneten dabei zugleich auf Einverständnisse in Schwede und auf den unzufriedenen Adel Polens. 30,000 Mann Schweden sollten in russisches Gebiet einfallen, sobald die Niederlage Münnichs eingetroffen wäre. Z gleicher Zeit wollten dann die Unzufriedenen, an deren Spitze die Dolgoruki standen einen Aufstand beginnen, die Kaiserin in ein Kloster sperren, Biron umbringen die Prinzessin Anna und ihren Gemahl auf ein Schiff packen und nach Deutschland schicken. Zu gleicher Zeit wollte man über die Deutschen herfallen, einige de einflußreichsten sollten erschlagen, die andern alle aus Rußland verjagt werden Elisabeth, Peters I. Tochter, sollte als Kaiserin ausgerufen werden und mit einem Fürsten Naryschkin sich vermählen.

Verschwörung. So war der Plan der Verschwörung. Man wartete nur die Nachricht vo der Niederlage Münnichs ab, um sogleich loszuschlagen. Da aber bei Unternehmungen dieser Art, wenn sie verschoben werden, das Geheimniß kaum bewahrt werden kann, so erhielt die Regierung bald Kunde von der Gefahr, in der s schwebte. Die verdächtigen Leute wurden festgenommen, ihre Pläne waren übrigen schon gescheitert an den Siegen Münnichs und an dem Frieden mit den Türken Frankreich suchte jeden Verdacht von sich abzuwälzen, Schweden rührte sich nich die Gefangenen machten Geständnisse und wurden hingerichtet. Diesmal erzeigte weder die Czarin, noch ihre Rathgeber Barmherzigkeit **). Die Verbannung, selb nach Sibirien, schien ihnen nicht genügend, um so viel Verwegenheit zu bestrafen

Dolgoruki. Drei Fürsten Dolgoruki wurden in Nowgorod enthauptet, Iwan, der Freun Peters II., vorher gerädert, beide Feldmarschälle Dolgoruki wurden zum ewige Gefängniß verdammt. All das geschah im Monat November 1739.

Wolinski. Einer der unbarmherzigsten Verfolger der in diese Verschwörung Verwickelten war der Minister Artemon Wolinski, aber nicht aus Eifer für sein Herrin, sondern um durch Vernichtung von Nebenbuhlern sich die Bahn zum Thron offen zu erhalten. Neben der ersten Verschwörung ging, von ihr nicht geahnt, ein zweite, viel gefährlichere, von Wolinski geleitete, einher***). Artemon Wolinski stammt aus einem altadeligen Geschlecht, welches mit der jüngern Linie der Romanow verwandt war. Den Staatsdienst begann er als gemeiner Soldat in der Gard unter Peter I. Durch seine Findigkeit, Munterkeit, Regsamkeit gefiel er der Kanzler Schaffirow, der ihn beförderte, dafür aber nur Undank und Verdächtigungen einärntete. Wolinski war von einem maßlosen Ehrgeize beseelt, Dankbarkei

*) Hempl, Leben und Fall des Grafen Ostermann. Frankfurt 1742.

**) La cour de Russie, il y a cent ans. 1725—1783, p. 58.

***) Ausführlicher Bericht nach den Briefen des Gesandten Petzold bei Herrmann Gesch. des russischen Staates. V. 607—25.

Aussichten waren Dinge, die seine Seele nicht kannte, Alles war ihm nur Mittel zum Zweck. Früh Statthalter in Astrachan, beging Wolinski Räubereien, bei welchen man eben so sehr über die Keckheit, als über das Unmaß von Habgier und Erbarmungslosigkeit staunen mußte. 1720 als Gesandter an den Schah geschickt, suchte er die Verlegenheit und die Angst der Perser auszubeuten; er versprach, gute Berichte an den Czaren einzusenden, wenn sie ihm 400,000 Rubel gäben. Die Orientalen waren aber listiger, als er, sie gaben ihm eine Anweisung an den Statthalter von Schirwan, bedeuteten diesem jedoch insgeheim, daß er sich mit der Leerheit der Kasse entschuldigen solle. Wolinski hatte die günstigsten Berichte schon abgesendet, bekam aber dafür keinen Heller. Um sich zu rächen, schrieb er nun dem Czaren, wie er mit einigen Tausend Mann die glänzendsten Eroberungen machen könnte. Dadurch ward die Kriegslust in Peter I. erweckt, er kam mit einem Heer, fand aber Alles viel schwieriger und kam dabei auf die zahllosen Betrügereien seines Statthalters. Fast rasend vor Zorn ertheilte der Czar dem Schuldigen so viele Stockschläge, daß dieser Jahr und Tag das Bett hüten mußte. Auf die Mahnung Katharinas, er möge den Schuldigen vor Gericht stellen und die Bestrafung andern Händen überlassen, entgegnete Peter I. immer: „Wolinski ist mein Verwandter, darum muß ich ihn selber prügeln." Dennoch wußte Wolinski unter Anna wieder zu Gnaden zu kommen, obschon seine Schurkereien fortdauerten. Er schmeichelte sich durch endlose Aufmerksamkeiten und durch seine Beredsamkeit und Fähigkeit in der Feder beim eigentlichen Träger der Gewalt, bei Biron ein, den man vergebens vor ihm warnte. Der Herzog äußerte immer, er wisse wohl, was Wolinski für Fehler habe, aber unter den Russen sei kein besserer und geschickterer zu finden. Wolinski bekam die Leitung der kaiserlichen Stutereien, dann das Oberjägermeisteramt, und wußte, trotz zahlloser Unterschlagungen, immer ungestraft durchzukommen. Jaguschinski sagte 1736 von ihm, er sehe voraus, daß Wolinski durch seine Schmeicheleien und Ränke noch Minister werden würde, es gebe aber höchstens zwei Jahre, dann werde man ihn hängen müssen. Wirklich wurde Wolinski Minister, sein Einfluß stieg mit jedem Tag. Die Kaiserin wurde nur bedenklich, als ihr Kurakin eines Tags sagte, obschon sie sonst in Allem die Regierung im Geist Peters I. fortsetze, so lasse sie sich in einer Angelegenheit eine Versäumniß zu Schulden kommen: Peter I. habe nämlich den Grafen Wolinski bereits auf so schlechten Wegen angetroffen, daß er ihm den Strick um den Hals gelegt; wenn also die Kaiserin, da doch Wolinski nicht besser geworden, den Strick nicht vollends zuziehe und ihn aufhängen lasse, so scheine es, daß wenigstens in dieser Beziehung des Kaisers Absicht nicht vollführt werde. Anna lachte darüber; als aber der Herzog von Kurland eines Tags erklärte, mit Wolinski werde er nicht weiter zusammen dienen, einer von beiden müsse weichen, da wurde Wolinski zuerst das Cabinet der Kaiserin verboten, dann erhielt er Hausarrest. Der Schlaue war seiner Meisterschaft so sicher, daß er getrost der Zukunft entgegen sah und sich nicht einmal die Mühe nahm, seine Papiere zu verbrennen. Die Untersuchungscommission fand aber zu ihrem Staunen in seinen Papieren die Beweise einer gefährlichen, dem Ausbruch nahen Verschwörung. In der Nacht vom 24. April 1740 wurde Wolinski gefesselt nach Schlüsselburg gebracht. Peter I.

Es war in der That höchste Zeit: durch das ganze Reich waren Verbindungen angeknüpft, Officiere nnd gemeine Soldaten, Reiche und Arme, waren von ihm ins Netz gezogen! Die Zahl der Mitschuldigen schien unübersehbar, insbesondere war der Haß der Russen gegen die Deutschen von ihm benutzt. Im Sommer 1740 sollte die Kaiserin auf ihrem wenig bewachten Lustschloß Peterhof von den Verschworenen überfallen, Biron, Münnich, Ostermann, Löwenwolde ermordet, der Pöbel in den Städten Rußlands zur Niedermachung der Deutschen,

und zur Plünderung aufgerufen werden. Wolinski wollte dann der Czarin sein Hand anbieten, gehe sie nicht darauf ein, so solle Anna in ein Kloster gesteck werden. In diesem Falle wollte Wolinski der Tochter Peters I., Elisabeth, sein Hand anbieten, lehne sie ab, so solle auch sie zur Nonne geschoren werden. Au einem Stammbaum, den man unter seinen Papieren fand, war oben eine Prinzessin von Volhynien abgebildet, die einen Großfürsten von Rußland geheirathet hatte welche auf den unten im Kaiserornat stehenden Grafen Wolinski hindeutete. J weiter die Untersuchung ging, um so größer erschien die Zahl der Verschworenen Ministerstellen waren den Haupttheilnehmern verheißen, Eichler, dem Sekretär de Kaiserin, welcher Wolinski jeden Tag hinterbrachte, was sie gesprochen, was si unterschrieben, was sie im Plan habe, sollte die Güter der Dolgoruki bekommen Namentlich war aber auf die Raublust der gemeinen Russen gerechnet. Schon 1737 waren in den Hauptstädten Rußlands furchtbare Brände entstanden, wahr scheinlich durch Anstiftung Wolinskis, welchem kein Mittel zu schlecht war, wenn es galt, das Volk mit der Regierung unzufrieden zu machen. Aus Bosheit ga anfangs Wolinski seine Gegner am Hof als Mitverschworne an, man konnte ih aber aus seinen eigenen Schriften widerlegen und ihm Alles beweisen. Um ih für seine Bosheit zu züchtigen, wendete man die Knute an und, um der Mar ter ein Ende zu machen, gestand Wolinski zuletzt Alles. Am 8. Juli bestieg e das Schaffot. Den Zuspruch des Geistlichen wies er zurück, das Vaterunser z beten sei unnöthig, weil er seinen Schuldigern zu vergeben nie begehrt habe un es auch noch nicht begehre. Er bereue nicht das Unternehmen, sondern nur sein Unvorsichtigkeit, durch welche es mißlang und für die er allerdings den Tod ver dient habe. Mit Wolinski wurden zwei Andere enthauptet, Eichler kam mit de Verbannung nach Sibirien davon.

Diese Vorgänge zeigten, auf welchem Vulkan die deutsche Partei stand und waren eine dringende Mahnung für sie, die Ordnung der Thronfolg in ihrem Sinn zu betreiben, da die Czarin keine Kinder hatte und von ihrem Willen allein die Thronfolge abhing, seit dem oben angeführten Erbfolgegese Peters I. Die Verwandten, welche in Frage kamen, waren: 1. der Sohn de Anna Petrowna, der ältesten Tochter Peters I. und Katharinas I. aus der Eh mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Karl Peter Ulric welcher aber erst 13 Jahre alt war. 2. Die Prinzessin Elisabeth, eine Tochte Peters und Katharinas I., damals 30 Jahre alt, die sehr begabt und seh schön war; für sie waren die Altrussen thätig, aber gerade deßhalb waren d Deutschen gegen sie. Zum Vorwand nahmen Letztere das unregelmäßige Lebe der Prinzessin, die mit gewöhnlichen Leibgardisten sich einließ. Der französisch Gesandte schrieb 1730 an seinen Hof *): „Die Prinzessin führt ein sehr au schweifendes Leben, das ist gewiß, und daß sie sich in der öffentlichen Meinun zu Grund richtet, scheint der Czarin nicht zu mißfallen. Betrachte ich die Schön heit und den Geist dieser Prinzessin, so muß ich mich ärgern, daß sie sich selb so sehr herabwürdigt, denn mit der Zeit muß das unter die Leute komme Sichere Nachrichten über sie hat mir im größten Vertrauen ihr Leibarzt Lestoc mitgetheilt." Die Czarin war gegen den Holsteiner, gegen Elisabeth, dagege

Thronfolge.

Elisabeth.

*) La Russie — il y a cent ans — 1725—1783. p. 49.

ihr für ihre Nichte, die Tochter ihrer ältern Schwester, Katharina Iwanowna, Anna Karlowna.
und des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg. Elisabeth Katharina Christina hieß diese Nichte, welche 1718 geboren, am Petersburger Hof erzogen war und bei ihrem Uebertritt zum griechischen Bekenntniß der Czarin zu Ehren den Namen **Anna** angenommen hatte. Bei der aufrichtigen Zuneigung der Czarin zu Anna galt diese bald für die voraussichtliche Thronfolgerin. Zum Unterschied von der Czarin Anna Iwanowna heißt sie Anna Karlowna oder Leopoldowna.

Nun kam aber die wichtige Frage, wer ihre Hand gewinnen und mit ihr den Thron besteigen werde. Biron war nicht zufrieden mit dem Herzogthum Kur- Biron.
land, er wünschte seinen Sohn mit der Thronfolgerin vermählt zu sehen. Sein Einfluß auf die Czarin war gewaltig. Der französische Gesandte schreibt 1741 *): „Biron unternimmt ein großes Wagniß in Anbetracht dessen, was er noch vor wenigen Jahren war, doch seit er Herzog und durch die Gunst der Kaiserin allmächtig ist, so kann man nicht voraussehen, wohin die Gunst der Kaiserin ihn noch bringen wird, wenn er bei der Majestät in Gnade bleibt. Eines der größten Hindernisse für seinen Plan ist die Jugend seines Sohnes. Peter von Kurland ist erst 13 Jahre alt, Anna von Mecklenburg dagegen 20, und wenn nicht sehr schön, so doch hübsch." Bei seiner nahen Verbindung mit dem russischen Hofe hatte der Wiener längst auf Ordnung der Thronfolge gedrungen und den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern vorgeschlagen, den Neffen des Braunschweig-Bevern.
Kaisers und Schwager Friedrichs II. von Preußen. 1733 kam dieser Prinz nach Petersburg, fand bei der Czarin, die ihn zum Obersten eines Kürassierregiments ernannte, die beste Aufnahme, er bewies Muth im Krieg gegen die Türken, so daß Münnich seines Lobes voll war. Aber die Prinzessin schien ihm abgeneigt, und von der Czarin wußte man, daß sie ihrer Nichte freie Wahl lassen wolle. Darauf rechnete Biron. Er und sein Sohn suchten die Gunst der Prinzessin zu gewinnen, aber vergebens. Sie haßte den alten Biron wegen seines herrschsüchtigen Wesens und bewies Widerwillen gegen den Sohn. Wenn sie nur zwischen dem Herzog von Braunschweig und dem Herzog von Kurland wählen durfte, so gab sie dem ersten den Vorzug. „Er ist im letzten Feldzuge groß geworden," schreibt der französische Gesandte **), und ist ein hübscher Mann. Ich glaube, daß der Herzog von Kurland sich zuletzt ergeben hat gegen die Bedingung, daß der Bevern seinem Sohn eine seiner Schwestern zur Gattin geben muß." Am 3. Juli 1739 ward Anna mit dem Prinzen von Bevern vermählt, am 23. August 1740 gebar sie einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Iwan empfing. Iwan.

Biron hoffte auf anderm Wege zu seinem Ziel zu kommen. Auf einmal bestimmte die Czarin, deren Leben zur Neige ging, den jungen Iwan zu ihrem Nachfolger. Die Garden, die Minister, die Beamten, der Klerus mußten diese Thronfolgeordnung beschwören. Aber die Czarin hatte noch nicht bestimmt, wer Vormund und Regent für das Kind sein sollte. Biron wünschte Beides zu werden, und schlug nun, sei es, daß er von der Nation hiezu gedrängt erscheinen wollte, sei es, daß Anna mit ihrer Entscheidung zögerte, wie es Sterbende gern thun, folgendes schlaue Verfahren ein.

Bestuschew hatte Birons Glück begründet und dafür zum Dank von diesem Bestuschew.

*) La Russie, il y a cent ans, 1725—1783, p. 51.
**) La Russie, il y a cent ans, p. 55.

die Stellung Wolinskis im Ministerium erlangt. Bestuschew war Biron treu u zugleich sehr geschickt und holte jetzt für ihn die glühenden Kohlen aus dem Feu Anna, sagte er, kann man die Vormundschaft nicht übertragen, sie hat den ra süchtigen Charakter ihres Vaters, auch könnte ihr Mann, durch seine Beziehung zu Wien und Berlin, all zu sehr geneigt sein, Rußland in das Fahrwasser d Politik jener Höfe hinein zu ziehen. Sie versteht Rußland und die Geschäfte ni noch weniger ihr Mann. Sie durch einen Regentschaftsrath binden, gehe nicht a denn nur Ein entschiedener Wille könne Rußland leiten, und in dieser Noth kön nur der unerschrockene, kluge und des russischen Wesens so kundige Biron au helfen. Die russischen Minister stimmten zu und sandten Bestuschew an Bir ob er auch die Regentschaft annehmen wolle, falls ihm die Majestät sie a vertraue. Biron sagte anfangs, diese Last gehe über seine Kräfte hinaus. Da b schwor ihn aber Bestuschew, er dürfe Rußland in dieser Noth nicht verlassen, w er ihm den wichtigsten Dienst erweisen könne und wo das Wohl d Reiches und seines Herzogthums von seiner Wahl abhänge und ihm d Vertrauen der ersten Männer des Reiches entgegenkomme. Nach langer We gerung zum Schein erklärte sich Biron bereit, die Bürde auf sich zu nehmen *).

Oster-mann. Nun ließen die russischen Minister Ostermann kommen und baten ihn um sein Meinung, der aber in seiner gewohnten Art in dieser heiklichen Sache nicht rec mit der Sprache heraus wollte: er sei ein Ausländer, die Russen müßten darübe entscheiden. Die Russen aber drückten ihr Erstaunen aus, wie er sich noch al Fremden betrachten könne, da er seit Jahren doch das Ministerium des Aeußern leite; er sei dadurch nicht blos Russe, sondern wiege 20,000 Russen auf. All mälig merkte Ostermann, wie die Sache stand, und sprach sich jetzt auch für die Regentschaft des Herzogs von Kurland aus und er wurde deßhalb aufgefor dert, die Urkunde in Betreff der Thronfolge Iwans und eine zweite in Betreff der Regentschaft Birons auszufertigen und von der Czarin unterzeichnen zu lassen. Ostermann ging zur Herrscherin, welche aber nur die erste Urkunde unterzeich nete und hinsichtlich der Regentschaft erklärte, daß man nach ihrem Tod das Nö thige schon geordnet finden werde. Eine Verschlimmerung der Krankheit ließ den raschen Tod der Czarin befürchten, noch ehe sie über die Regentschaft des Herzogs von Kurland entschieden habe. Da unterzeichneten alle höhern Beamten und Offi ciere eine Urkunde, worin sie sich für die Regentschaft des Herzogs von Kurland aussprachen, im Fall die Kaiserin sterbe, ohne sie angeordnet zu haben. Offenbar wollte Biron dadurch nur beweisen, daß er der Mann der Nation sei. Daß di Czarin die nöthigen Anordnungen schon getroffen habe, war er sicher. Am 28. Oc tober Abends starb die Kaiserin, am nächsten Morgen gingen die Großen in den Palast, um die Gemächer zu versiegeln. Eine Kammerfrau erklärte, die Verstor bene habe ihr eine wichtige Urkunde versiegelt anvertraut, es war das Testament

Biron Regent. welches den Herzog von Kurland zum Regenten bestimmte, bis Iwan III. das 17. Jahr erreicht habe.

So schien denn Biron auf eine Reihe von Jahren die Herrschaft übe das ungeheure Reich gesichert. Ohne ein Zeichen der Mißbilligung wurde di Anordnung der verstorbenen Herrscherin hingenommen, der englische Gesandt Finch **) schrieb damals nach London: man ist allgemein froh, daß die Re

---

*) La Russie, il y a cent ans, 1725—1783, p. 64.
**) La Russie, il y a cent ans, 1725—83, p. 67.

rung dieses Landes in den Händen eines Mannes ist, welcher bisher so viele Beweise von Muth und Klugheit gab.

Aber zwei Personen konnten diesen Schmerz nur schwer verwinden, Anna und ihr Gemahl. Jene hatte lange auf die Krone sicher gerechnet, und als diese Hoffnung fehl schlug, doch wenigstens auf die Regentschaft an Stelle ihres Sohnes Iwan. Wie mochte sie Biron hassen wegen des Unrechts, das nach ihrer Ueberzeugung ihr angethan wurde! — Doch wußte sie ihren Schmerz noch zu verbergen und Biron suchte ihr keinen weitern Grund zur Klage zu geben und wies ihr einen Gehalt von 200,000 Rubeln an. Aber ihr Gemahl ließ sich von seiner Umgebung öfter auseinandersetzen, daß er eigentlich Regent sein sollte, daß ohne Zweifel die Anordnungen der Kaiserin gefälscht seien, daß man einen Schlag wagen müsse, und hatte nicht Schweigen geboten. Als Biron dies hörte, stellte er Braunschweig zu Rede: obschon er der Vater des Kaisers sei, so höre er doch nicht auf, dessen Unterthan und zum Gehorsam gegen den verpflichtet zu sein, den die Kaiserin zum Regenten bestimmt habe. Braunschweig-Bevern entschuldigte sich, er habe auf solche Reden nicht geachtet und werde in Zukunft keinen Grund zur Beschwerde geben. Anna aber erklärte, sie habe gar Nichts davon gewußt, und suchte den Zorn des Regenten zu beschwichtigen. Deßungeachtet wurde ihr Gemahl am nächsten Tage vor deu Staatsrath berufen, und über seine Pläne befragt, und unter Thränen soll der Herzog von Braunschweig eingestanden haben, er habe sich mit dem Plan einer Schilderhebung getragen. General Uschakow, der bei der Untersuchung den Vorsitz führte, sagte ihm darauf: „Prinz, alle Welt wird Sie als den Vater unseres Kaisers behandeln; wenn Ihr Benehmen uns aber dazu zwingt, so werden wir Sie als den Unterthan unseres Kaisers behandeln und im Nothfall gegen Sie als Hochverräther wider ihren eigenen Sohn, den Kaiser, mit derselben Strenge, wie gegen den geringsten seiner Unterthanen, einschreiten." — Der Regent erklärte dann, wie er mit gutem Fug die Gewalt in Händen habe, sie aber gerne niederlege, wenn die Versammelten den Prinzen für fähiger hielten, worauf die Anwesenden ihn beschworen, an der Spitze zu bleiben, zum Wohle Rußlands! Ostermann setzte auseinander, daß die Urkunde, welche Biron zum Regenten bestelle, vollkommen richtig sei und Giltigkeit habe. Auch Braunschweig mußte diese Erklärung unterschreiben und galt fortan für vollkommen entwaffnet.

Anna Karlowna.

Bevern.

Wiederum schien die Gewalt des Herzogs von Kurland fest begründet. Biron glaubte, durch Schmeicheleien verwöhnt, er sei allgemein angebetet; nur die Prinzessin Elisabeth schien bei ihrer Beliebtheit ihm noch gefährlich; er gab ihr darum Geld, so viel sie wollte, weil er wußte, daß sie keinen Ehrgeiz habe und nur ihrem Vergnügen nachgehen wolle. Anna suchte sich mit dem Regenten gut zu stellen, und ihr Gemahl war so gedemüthigt, daß er gar nicht mehr seine Wohnung verließ. — „Der Regent," schreibt der englische Gesandte *), „widmet sich mit großem Eifer den Geschäften; wenn er so fortfährt, wie er angefangen hat, so hat Rußland den Vortheil und er den Ruhm davon. Ein Glück, daß Wolynski nicht mehr lebt, der hätte sicher Rußland an allen vier Enden in Brand gesteckt. Uebrigens ist die Zukunft dennoch sehr unsicher; der junge Czar kann sterben, die Prinzessin kann noch andere Kinder bekommen, sie hat letzthin gesagt, sie sei noch zu andern Sachen gut, als nur um das Geschlecht fortzupflanzen.

*) La Russie, il y a cent ans. p. 75.

Der französische Gesandte begünstigt Elisabeth, der preußische und österreichisch begünstigen Anna."

Münnich Eine unerwartete Wendung der Dinge führte der Feldmarschall Münni herbei, der in seinen Erwartungen nicht befriedigt, Biron mit einem kühn Schlag am 22. November 1740 zu Fall brachte. Der englische Gesandte bericht darüber*): „Der Regent ließ sich durch Schmeicheleien in eine falsche Siche heit einwiegen, und war überzeugt, er sei höchst beliebt beim Volke, und so sich seiner Macht, daß er zu Anna am 17. November sagte: „Ich kann Sie un Ihren Gemahl nach Deutschland schicken, es gibt noch einen Herzog von Holstei den ich nach Rußland kommen und zum Kaiser machen kann." — Nun wuß Anna, daß für sie die höchste Gefahr sei. Unter Thränen klagte sie am 18. Novem ber dem Grafen Münnich, wie der Regent sie behandle und daß ihr Nichts übri bleibe, als Rußland zu verlassen, und bat ihn, er möchte doch Alles aufbiete damit sie ihr Kind mitnehmen könne und es sicher sei vor den Gefahren, welch russische Herrscher bedrohen, und damit sie es nicht in den Händen eines Mann lassen müsse, der ihr Todfeind sei. Münnich fragte, ob sie je von solchen Dinge mit einem andern Mann gesprochen habe. Mit keiner Seele, entgegnete Ann Da versprach er, sie vom Tyrannen zu befreien, sie mußte ihm aber das Ve stürzt Biron. sprechen strengster Verschwiegenheit geben. Am 20. November war Münnich bei Regenten zur Tafel geladen. Biron war an diesem Tage sehr niedergeschlage wie wenn er eine Ahnung hätte von Gefahren. Auf den Straßen hatte er ge funden, die Leute sähen so düster aus; seine Gäste beschwichtigten ihn, es komm dies vom allgemeinen Schmerz über den Tod der Kaiserin. Münnich ging vo ihm weg zu Anna und sagte ihr, heute Nacht müsse sie sich gerüstet halten, e sei keine Zeit zu verlieren, denn am nächsten Tag solle sein Regiment, auf da er sich verlasse — und mit dem er den Schlag führen wolle, abziehen. Anna wa Anfangs wie betäubt und wollte seinen Plan wissen, Münnich aber erklärte, de müsse er bei sich behalten, er verlange nur, daß Anna in der Frühe gegen dre Uhr bereit sei. „Wohlan," rief sie, „ich vertraue mich, meinen Mann und mei Kind Ihnen an. Möge Gottes Vorsehung Sie geleiten und uns alle schützen." Münnich ging zum Abendessen zum Regenten, der jetzt noch viel schwermüthige war und kaum ein Wort sprach. Der Feldmarschall meinte, es sei dies wah scheinlich Folge einer Verkühlung, die durch einen guten Schlaf sich heben werde saß aber auf Nadeln, als einer der Gäste ihn fragte, ob er auch schon bei Nach ein Unternehmen gewagt habe; doch faßte er sich schnell und sagte: „Ich entsinn mich nicht, aber es war stets mein Grundsatz, günstige Gelegenheiten zu benützen." Um 10 Uhr verließ er den Regenten, um 2 Uhr begab er sich mit dem Genera Manstein in den Winterpalast, wo Anna wohnte, und ging mit einigen Officiere zu ihr. Sie klagte über ihre unglückliche Lage, gab ihnen den Befehl, den Re genten zu verhaften und in Allem Münnich zu gehorchen. Mit eine berei gehaltenen Abtheilung seines Regiments ging Münnich dann zum Palast, w der Regent wohnte, und befahl den Officieren der Wache, Manstein zu geleite Kein Mann wagte den Befehlen des Feldmarschalls zu widersprechen. Manstei ging mit 12 Mann in das Zimmer des Regenten, der in ruhigem Schlaf lag man weckte ihn unsanft auf; als er mit der Faust um sich schlug, wurde er ge bunden und geknebelt, mit seiner Gattin in die Bettdecken gewickelt und in einen Wagen in den Palast der Anna gebracht. Seine Verwandten und Bestuschen wurden gleichfalls verhaftet und nach Schlüsselburg gebracht und eine Untersuchung

*) La Russie, il y a cent ans. 76.

gegen sie eingeleitet. Als die Herzogin von Kurland erfuhr, wer Alles angeordnet habe, schrie sie laut auf, sie hätte eher geglaubt, daß der allmächtige Gott sterben, als daß Münnich sich so gegen sie benehmen könne. Die Garden und alle Stände der Gesellschaft legten den Huldigungseid ab, vor allen die Prinzessin Elisabeth. In einem Manifest erklärte Anna, daß sie als Großfürstin von Rußland für ihren unmündigen Sohn Iwan III. die Regentschaft übernommen habe; ihr Gemahl wurde zum Generalissimus und Mitregenten, Münnich zum ersten Minister ernannt, Ostermann behielt die auswärtigen Angelegenheiten. Anna, Großfürstin.

Derart verfügten Fremde über Rußland. Dieser Mangel an Selbstbestimmung bei diesem Volke kann in Erstaunen setzen, wenn man nicht in Erwägung zieht, daß den Russen im Mittelalter der geistiges Leben weckende Kampf zwischen Staat und Kirche fehlte, daß sie ferner lange unter mongolischer Herrschaft standen, von deren Folgen der Geschichtschreiber Karamsin mit Recht sagt: „Den Nationalstolz vergessend, erlernten wir die niedrigsten Ränke der Sklaverei, welche bei den Schwachen die Stärke ersetzen. Die Tataren betrügend, betrogen wir uns gegenseitig; uns mit Geld loskaufend von der Barbaren Gewaltthätigkeit, wurden wir habsüchtig; der Niedertracht fremder Tyrannen unterworfen, wurden wir gefühllos gegen Beleidigungen und Schande. Der Russe zu Jaroslaws Zeiten kannte Schläge nur bei Raufereien. Der Mongole brachte uns körperliche Strafen: Brandmarkung für den ersten Diebstahl, für Staatsverbrechen die Knute *)."

*) Karamsin, Geschichte Rußlands. V. S. 297.

Kunst und Wissenschaft in England, Frankreich und Deutschland.

1. England.

Die Könige aus dem Hause Hannover haben das Verdienst, daß sie die Verfassung nicht antasteten, daß unter ihnen das Volk seiner Freiheiten sich erfreute, in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe, im Reichthum große Fortschritte machte.

Wie der Anblick Englands erhebend auf Fremde, namentlich auf Franzosen wirkte, zeigt einer der Briefe Voltaires, die er nach dreijährigem Aufenthalt auf der Insel veröffentlichte: „Das englische Volk ist das einzige auf der Erde, das dahin gelangt ist, durch seinen Widerstand die königliche Gewalt zu regeln, und das sich durch eine Reihe von Anstrengungen endlich diese weise Regierungsform gegeben hat, wo der Fürst alle Macht besitzt, Gutes zu thun, während ihm für das Ueble die Hände gebunden sind; wo die Adeligen groß sind ohne Uebermuth und ohne Vasallen, und das Volk an der Regierung Antheil hat ohne Unordnung. Die Regierung Englands ist nicht auf Glanz berechnet, ihr Zweck ist nicht, Eroberungen zu machen, sondern zu verhindern, daß ihre Nachbaren solche machen. Dieses Volk ist nicht bloß auf seine eigene Freiheit eifersüchtig, sondern auch auf die der andern Völker. Es hat Etwas gekostet, allerdings, die Freiheit in England zu begründen, es sind Ströme von Blut geflossen, worin das Götzenbild des Despotismus ersäuft worden ist; aber die Engländer glauben ihre Freiheit nicht zu theuer erkauft zu haben. Die andern Nationen haben nicht weniger Blut vergossen, aber das Blut, das sie für die Sache ihrer Freiheit vergossen haben, hat nur zum Kitt ihrer Knechtschaft gedient."

Was nun zunächst die Dichtung anbelangt, so ist zu bemerken, daß darin das Verständige, das lehrhaft Betrachtende vorwiegt. Es ist die Zeit der großen Satiriker, der Romane und Zeitschriften zum Zweck der Belehrung.

Der gefürchtetste Satiriker dieser Zeit ist Jonathan Swift, eigentlich mehr Pamphletist, als Dichter, geboren 30. November 1667 in Dublin, der Sohn eines in Irland ansässigen Engländers, von unvermischtem englischen Geblüte. Auf die Irländer sah er sein ganzes Leben hindurch, als auf eine fremde, der Sklaverei verfallene Kaste herab. Swift war ein frühreifes Kind, mit 3 Jahren konnte er schon lesen, mit 6 lernte er Latein, mit 16 bezog er die Hochschule. An der Universität zu Dublin machte Swift seine Studien durch, Noth trieb ihn zur Theologie, für die er kein Talent und kein Herz hatte. Als er die Universität 1686 verließ, erhielt er mit Mühe und nur mit besonderer Gnade den Grad eines Baccalaureus. Wie Swift in dem satirischen Aufsatz über das Schicksal eines Geistlichen durchblicken läßt, war sein Talent zur Poesie und ein kleines Spottgedicht auf einen durch seine Dummheit berüchtigten Lehrer Schuld daran, in Wahrheit jedoch scheint sich Swift nur durch sein unordentliches Leben und seine schlimmen Streiche ausgezeichnet zu haben. Der Bürgerkrieg in Irland 1688 vertrieb ihn nach England; er war weitläufig verwandt mit William Temple und fand Zuflucht auf dessen Landsitz Moorpark und wurde dessen Sekretär. Dem strengen Staatsmann gegenüber zeigte er sich sehr zahm und sprach nur im Tone eines Bedienten zu ihm; in Wahrheit war aber der demüthige Diener im Herzen der hochmüthigste, herrschsüchtigste(?), rachsüchtigste und gewaltlustigste Mensch und war seine Zahmheit lediglich die, womit ein gefangener, eingesperrter, halbverhungerter Tiger sich dem Wärter unterwirft, der ihm Futter bringt. „Wenig träumte sich Temple *), daß das plumpe Aeußere seines Untergebenen ein für Politik ebenso wie für Literatur berufenes Genie verhülle, ein Genie, welches bestimmt war, große Königreiche zu erschüttern, das Lachen und die Wuth von Millionen zu erregen und der Nachwelt Denkmäler zu hinterlassen, welche nur mit der englischen Sprache untergehen können." Dort lernte Swift auch Esther Johnson, ein schönes Kammermädchen, kennen, die später unter dem Namen Stella in seinem Leben eine so traurige Rolle spielt. Swift hatte einen unersättlichen Ehrgeiz, die Stellung im Hause Temples war ihm drückend, so bekam er die Pfarre Kilroot in Irland. Dort fühlte er sich aber vereinsamt und kehrte zu Temple zurück und blieb in Moorpark bis zu dessen Tod 1691. Wieder ward Swift Dorfpfarrer, allein für diese Stellung war er nicht geschaffen: sein Ehrgeiz verlangte nach einem großen Schauplatz, auf dem er sein satirisches Talent geltend machen konnte, obschon er auch als Pfarrer nur Satiren predigte. Zur erfreulichen Thätigkeit als Dorfpfarrer hatte Swift zu wenig Glauben und zu wenig Liebe zu seinen Mitmenschen; er ist eine negative, hochmüthige Natur. 1701 übergab er seine Pfarre einem Verweser und eilte nach London, schloß sich den Whigs an, wurde ihr eifrigster und witzigster Vorkämpfer, schrieb Lobreden auf Somers, von dem er damals behauptete, es gebe keine Tugend des öffentlichen oder Privatlebens, die der edle Lord nicht in der einen oder andern Lebenslage auf der Weltbühne vorgeführt hätte. Swift verlangte von den Whigs einen Bischofssitz; als sie ihm denselben nicht zu verschaffen vermochten, brach er mit ihnen, nannte Somers einen Mann, der alle ausgezeichneten Eigenschaften besitze, nur keine Tugend. Die Whigs hatten Alles für ihn gethan, allein Swift war sich selber durch sein Märchen von der Tonne in den Weg getreten; es ist dies die schneidendste Satire auf die katholische, lutherische und kalvinische Confession. Der Verfasser thut, als ob er das Christenthum von den Confessionen trenne, allein Voltaire meint mit Recht, man könne den Vater nicht verehren und dabei seinen Kindern Ruthenstreiche geben. Die Seeleute, sagt Swift in

[Randnotizen: Swift. — Lebensgang. — The tale of a tub.]

*) Macaulay, Essay on William Temple.

der Vorrede, pflegen, wenn sie einem Wallfisch begegnen, eine leere Tonne auszuwerfen, um ihn damit zu locken und zu verhindern, daß er das Schiff angreife. So soll demnach das Märchen von der Tonne die Feinde der Kirche von einem Angriff auf die Religion abhalten. Eine solche Fülle satyrischen Geistes ist in diesem Buche, daß später Swift, als er einmal wieder das Märchen zur Hand nahm, ausrief: „Guter Gott, wie gewaltig war damals mein Geist!"

Der Vorkämpfer der Whigs ging 1710 vollständig zu den Tories über: Rache für getäuschte Erwartungen und Hoffnungen auf ein Bisthum trieben ihn zu dieser Treulosigkeit. Uebrigens leistete er Bedeutendes für seine neue Partei; seine Zeitschrift the Examiner wurde eine fürchterliche Waffe gegen seine ehemaligen Genossen. Unerbittlich griff er z. B. Marlborough an. Die Minister behandelten ihn wie Ihresgleichen, dennoch konnten auch sie ihm kein Bisthum verschaffen: die Königin Anna traute dem Verfasser vom Märchen von der Tonne nie, nur die einträgliche Dechantei von St. Patrick in Dublin erwirkten sie ihm. Als Anna starb, verloren die Tories die Herrschaft, Swift mußte auf seinen Posten, ward aber in Dublin vom Volke mit Steinwürfen empfangen. Auch die Folgen seiner Doppelliebe zu Stella und Vanessa (letztere ist eine Mistreß Vanhombrig) verbitterten sein Leben. Stella hatte er Liebe und Ehe versprochen, sie war mit nach Irland gezogen, bei seinem zweiten Aufenthalt in London schwor er aber auch Vanessa, die von Stella Nichts wußte, Liebe und Treue; auch sie zog ihm nach Irland nach. Die Wahrheit kam an den Tag: zuerst tödtete der Gram Vanessa, dann Stella. In die Zeit dieser Gemüthsverbitterung fallen die Briefe eines Tuchhändlers, welche ihn schnell zum gefeierten Liebling der Iren machten und die Regierung zwangen, ein Münzpatent zurückzunehmen. Jedermann wußte, daß Swift der Verfasser sei, allein die Regierung konnte ihn doch nicht angreifen, da er seinen Namen nicht genannt hatte. Die neue Regierung kannte jetzt die Macht des Mannes, der aber wiederum charakterlos genug war, auch ihr seine Dienste für einen Bischofssitz anzubieten. Aber auch jetzt erreichte Swift das Ziel seiner ehrgeizigen Sehnsucht nicht und von Neuem enttäuscht kehrte er nach Dublin zurück. Die ganze Gluth seines Innern entfesselte er in Gullivers Reisen. „Ich verfolge, sagte er einst zu Pope, in meinen Schriften eher den Zweck, die Welt zu quälen, als sie zu unterhalten, und wenn ich diesen Zweck ohne Gefährdung meiner Person und meines Vermögens erreichen könnte, würde ich der unermüdlichste Schriftsteller sein, den Ihr euch denken könnt." Diesen Haß gegen die Menschheit, diese schadenfrohe Menschenverachtung zeigt denn auch die Geschichte des reiselustigen Matrosen Gulliver. Dieser kommt zuerst nach der Insel Lilliput zu einem zwergenhaften Geschlecht, unter denen er als Riese dasteht; dann auf die Insel Brobdignag, wo lauter Riesen wohnen, unter denen Gulliver als der kleinste Zwerg als eine Merkwürdigkeit betrachtet wird. In den Pygmäen, wie in den Riesen zeichnet Swift handgreiflich das englische Leben mit seinen Gebrechen. Gulliver kommt dann auf die Insel Laputa, das Land der Mathematiker, die so zerstreut sind, daß man sie bei jeder wichtigen Angelegenheit durch einen Schlag auf den Mund oder das Ohr aus ihrer Zerstreutheit wecken muß. Newton und die Societät der Wissenschaften werden hier gegeiselt. Gulliver kommt dann in das Land der Hauyhuns, das Land der edlen und weisen Pferde, die ihn selber für eine Abart der Yähus, der auf der Insel lebenden Affen halten. Und mit dem Gedanken, daß die Menschen ein widerwärtiges Affengeschlecht und daß die Thiere eigentlich weiser und edler als die Menschen sind, und daß man von den Menschen eigentlich Nichts erwarten dürfe, schließt die Erzählung, die mit solcher Anziehungskraft geschrieben ist, daß man sie für wahr halten möchte, mit solcher Ernsthaftigkeit und Umständlichkeit, als ob die Geschichte wirklich erlebt wäre. Die Kraft der Dar-

Drapiers letters.

Travels by Gulliver

stellung ist gewaltig, allein das Herz des Dichters ist voll kalter Menschenverachtung. Aus den letzten Zeiten Swifts sind nur noch Schmähschriften gegen Walpole und gegen die Dissenters vorhanden. Swifts Gemüth verbitterte sich immer mehr; zuletzt verfiel er in einen Zustand von Wahnsinn: in den letzten zwei Jahren sprach er kein Wort mehr. Sein Vermögen hatte er einem Irrenhaus vermacht. Swift starb am 19. Oktober 1745 *). Daß er sich in die Kirche eindrängte, für welche er nicht paßte, war Swifts Unglück; er selber sagt einmal ganz richtig: „Niemand hat jemals eine schlechte Figur gespielt, der seine eigenen Talente kannte, Niemand eine gute, der sie verkannte.“

Der andere große, aber edlere Satyriker ist Joseph Addison **), geb. 1672 — Addison. Sein Vater Lancelot Addison war Militärgeistlicher in Tanger und schrieb nach seiner Rückkehr über die rabbinische Theologie und die Berberei ein sehr gutes Buch. Addison machte schon im 15. Jahre ausgezeichnete Verse. Er bekam ein Stipendium in Oxford und blieb 10 Jahre lang dort; er gab die Metamorphosen mit guten Noten heraus, war in den lateinischen Dichtern mehr bewandert, als in den Prosaikern, und in der lateinischen Literatur mehr als in der griechischen. Die lateinischen Verse, die er schrieb, zeichnen sich durch Reinheit des Styls und leichten Fluß aus — so die Schlacht der Kraniche und Pygmäen ***). Im 22. Jahr richtete er einige huldigende englische Verse an Dryden, durch den er mit Lord Montague bekannt wurde. Es war Politik dieses Staatsmanns und Somers, Männer von Talent durch die stärksten Bande des Interesses und der Dankbarkeit an die Whigpartei zu knüpfen. Die Literaten hatten großes Gewicht im Staate, bekamen aber in England im Staate nie den Einfluß wie in Frankreich nach 1830, weil England eine uralte Aristokratie hatte. Addison sollte ins Staatsleben kommen und eine Reise nach Frankreich machen, um sich auszubilden, er erhielt deßhalb eine Jahrespension von 300 Pfund. Das Magdalenencollegium legte Verwahrung dagegen ein. „Ich gelte für einen Feind der Kirche,“ schrieb Somers zurück, „ich will ihr aber nie Etwas anthun, als daß ich ihr Addison entziehe.“

Addison ging nach Paris und von da einige Jahre nach Blois, weil keine Engländer dort waren und sehr gut französisch gesprochen wurde. Von da kam er wieder nach Paris und wurde von Malebranche und Boileau höchst freundlich aufgenommen. Die spanische Erbschaft machte damals die Franzosen ungemein stolz, dies verleidete dem Engländer Paris, und er ging nach Italien, das er nach allen Richtungen durchstreifte. Auf dem Heimweg schrieb er auf dem Mont-Cenis seine Epistel an Montague. Der Tod Wilhelms benahm ihm alle Hoffnung auf Anstellung: er ward nun Führer eines reichen englischen Reisenden durch Deutschland. Hier schrieb er eine lateinische Abhandlung über alte Münzen. 1703 kehrte Addison nach England zurück, von Allem entblößt, sein Gehalt war gestrichen. Doch sollte dieser Zustand der Armuth nicht lange dauern.

Ein Torrycabinet war zwar am Ruder, aber es regierte nach whigistischer Politik; Talente wurden gesucht. Godolphin besuchte den Dichter in seinem bescheidenen Dachstübchen und bat ihn um ein Lied über die Schlacht von Blenheim; es erschien und ward mit höchstem Beifall aufgenommen; Addison verließ die homerische Methode der Schlachtschilderung, die für unsere Zeit durch und durch

*) Walter Scott, Memoirs of Swift. — Thakeray. The english humorists. — Swifts Werke gaben Nichols (Lond. 1608, 19 vol.) und Walter Scott heraus. (Edinb. 1824. 10 vol.)

**) Macaulay, Critical and historical essays.

***) Musarum Anglicarum Analecta. Voll. II.

unwahr ist und legte den Hauptaccent auf Marlboroughs Energie, Geist und Ru
in der Gefahr. Das Bild vom Engel, der den Sturm lenkt und damals gesu
ist mit Rücksicht auf den Orkan, der Britannien 1703 verheerte *). — Addis
bekam dafür eine Pension von 200 Pfund und Versprechen auf mehr. Ba
darauf erschien seine Reisebeschreibung über Italien, welche die Erwartung ni
befriedigte, weil sie nichts Politisches, sondern nur Erinnerungen des klassisch
Alterthums enthielt, später aber um so höher geschätzt wurde.

Die Dinge wurden den Whigs immer günstiger, sie kamen ins Ministeriu
1707 wurde Addison Unterstaatssekretär, 1708 kam er ins Parlament. Er w
zu schüchtern und sprach nur einmal, verlor aber darum seinen Einfluß nicht; de
damals standen schriftstellerische Talente in höherem Preise als rednerische, w
keine Geschwindschreiber im Parlament waren und das Volk nur durch kritisch
Aufsätze die Reden seiner Abgeordneten kennen lernte; hierin war Addison ab
ein Meister. Zugleich war es die Anmuth und die Bescheidenheit, die von de
Emporkömmling den Neid abwendete; seine Conversation gewann ihm aller Herze
sie war die feinste und fröhlichste, Terenz und Catull zu gleicher Zeit. Addison w
aber eingeschüchtert, wenn Fremde da waren; „es gibt Nichts, was über wirklich
Conversation ginge, aber zwischen zwei Personen **).“ — 1708 wurde Addiso
erster Staatssekretär in Irland und trat im irischen Parlament mehrmals ei
greifend auf.

England hatte damals nur Zeitschriften für Politik und Theologie. Stee
begann 1709 eine moralische Wochenschrift the Tatler, den Plauderer, heraus
zugeben, worin die Sitten geschildert, die Charaktere gezeichnet, die Laster gegeiß
und Verkehrtheiten mit dem Tone des Witzes und der Ironie behandelt werde
sollten. Der leichte und fröhliche Ton des Blattes gefiel, der Erfolg war glänzend
aber Steeles Erfindungskraft reichte für den Bedarf nicht mehr aus, er ba
Addison um Hilfe und dieser versprach sogleich Beiträge. „Es ging mir, sagt
Steele, wie einem bedrängten Fürsten, der einen mächtigen Nachbar zu Hilfe ruft
Ich wurde durch meinen Bundesgenossen vernichtet. Wie ich ihn einmal herzugerufen
konnte ich nicht mehr unabhängig vor ihm bestehen.“ — Addison hatte den Reich
thum seines Geistes noch nicht gekannt, er hatte Blei mit Silber gefunden, je
stieß er auf eine unerschöpfliche Ader des feinsten Goldes in seinem Bergwerk
Addisons Aufsätze sind classisch durch Anmuth, Grazie und Leichtigkeit der Sprach
und einzig durch den Inhalt. Addison steht als moralischer Satiriker ohne Neben
buhler da. Keinem steht er an Witz nach, Keinem an Erfindung; nur Shakespeare un
Cervantes haben lebensvollere Bilder. Sein Humor ist beispiellos, der Rei
derselben unerklärlich, wir fühlen ihn, wir geben uns ihm hin ***). Von de
Schönheit seiner Sprache sagt Johnson: „Jeder Schriftsteller, der einen wahrha
englischen Stil schreiben will, frei ohne zügellos zu sein, edel ohne Pomp un
Schwulst, muß Tag und Nacht Addison lesen.“ — „Dieser leistete der Sittlichkeit den grö
ten Dienst. Genie und liederlich hielt man für gleichbedeutend. Addison verscheuch
diesen Irrthum. So wirksam wandte er den Spott, der vorher gegen die Tugen
gebraucht worden war, gegen das Laster, daß von da an in England die offen
Verletzung der Schicklichkeit als das Zeichen eines Thoren angesehen wurde. Die
heilsamste Revolution hat er vollbracht ohne eine einzige persönliche Spottschrift.

*) Macaulay, Addison.
**) Macaulay, Addison.
***) Macaulay, l. c.

Die Whigs wurden gestürzt; Addison verlor seine Stelle, aber nicht seinen Sitz im Parlament; er blieb beim Volke beliebt. Steele verlor seine Stelle, der Tatler hörte auf. Addison gründete 1711 den Spectator; in der ersten Nummer schildert er sich selbst. Der Plan ist originell und sehr glücklich. Jede Nummer bildet ein Ganzes und doch gehören alle zusammen, seine Erfindungskraft ermattet nicht, sein Wein hat keinen Bodensatz, 3/7 des Werkes sind von ihm. Der Spectator hatte einen für jene Zeit ungeheuren Erfolg, von einigen Stücken gingen 20,000 Exemplare ab. 1712 hörte der Spectator auf und der Guardian erschien, an dem aber Addison wenig arbeitete und der bald aufhörte. Addison war mit seinem Cato beschäftigt, der mit allem Glanz (Cato trug eine Perrücke, die 50 Guineen gekostet hatte) zuerst auf dem Drurylane-Theater gegeben wurde. Unter dem donnernden Beifall des reich gefüllten Hauses sank der Vorhang. Einen ganzen Monat hindurch wurde Cato jeden Tag in London aufgeführt. Mit Shakespeare, mit Schiller hält das Stück keinen Vergleich aus; es enthält im Dialog, in der Rhetorik viel Treffliches, ist aber nach französischen Mustern gemodelt. Dennis griff aus Neid das Stück an, Pope vertheidigte es; Voltaire schrieb darüber: es sei die erste genießbare Tragödie, die ein Engländer gedichtet habe, ganz im Geiste Corneilles, nur habe sie gebildete und sehr freiheitliebende Zuhörer nöthig. In der That preist Cato auch in glänzender Rede nur die Grundsätze der Whigs.

The Spectator.

Cato.

Anna starb, Georg I. kam auf den Thron; die Whigs kamen auf, Addison wurde wieder erster Staatssecretär in Dublin, wo er mit seinem Gegner Swift oft zusammenkam. Swift war verhaßt und verfolgt, und Addison nahm sich seiner an. 1715 verließ Addison Irland und nahm einen Sitz im Handelsamte. Sein Lustspiel „Der Trommler" erschien, das manche gute Stelle enthält. 1715 gab er den Freeholder heraus, er enthält etliche ernstgehaltene Aufsätze. 1716 vermählte er sich mit der verwittweten Gräfin von Warwick; 1717 wurde er erster Staatssecretär, gab jedoch dies Amt bald auf, da seine Gesundheit angegriffen war. Seine Ehe war nicht glücklich; auch Streit mit Steele verbitterte seine letzte Zeit. Mit dem Sinn eines Christen erwartete er den Tod, er starb 17. Juni 1719, 48 Jahre alt.

„Addison," sagt Macaulay, „ist ein fleckenloser Staatsmann, ein durchgebildeter Gelehrter, der Meister reiner englischer Beredtsamkeit, der vollendete Maler des Lebens und der Sitten, ein großer Satyriker, der, ohne eine Wunde zu schlagen, eine große sociale Reform bewirkte, und der Geist und Tugend nach langer unheilvoller Trennung, während deren der Geist durch Sittenlosigkeit und die Tugend durch Fanatismus irregeleitet wurden, wieder versöhnte."

Macaulay charakterisirt Addison, indem er die drei ausgezeichnetsten Meister der Kunst des Scherzens während des achtzehnten Jahrhunderts vergleicht, Addison, Swift und Voltaire: „Voltaire ist der Fürst der Possenreißer. Seine Lustigkeit ist ohne Verhüllung oder Zwang. Er springt, er grinzt, er schüttelt seine Seiten, er zeigt den Finger, er rümpft die Nase, er streckt die Zunge heraus. Swifts Manier ist dieser sehr entgegengesetzt. Er erregt Gelächter, aber er nimmt nie daran Theil. Er erscheint in seinen Werken, wie er in der Gesellschaft erschien. Die ganze Gesellschaft wälzt sich vor Lachen, während der Dechant, der Urheber dieser ganzen Fröhlichkeit, eine unbesiegbare Ernsthaftigkeit und selbst ein saures Aussehen bewahrt und die ausschweifendsten und spaßhaftesten Einfälle mit der Miene eines Mannes hören läßt, welcher kirchliche Flüche verliest. — Addisons Manier

Swift.

---

*) Essays V. 119. Tauchnitz edit.

ist so entfernt von der Swifteschen, wie von der des Voltaire. Er lacht wede auf, wie der französische Witzbold, noch legt er, wie der irische Witzgeist, eine dop pelte Portion Strenge in sein Gesicht, während er innerlich lacht; sondern e bewahrt ein ihm ganz eigenthümliches Aussehen, ein Aussehen gesetzter Heiterkei nur durch einen schelmischen Blitz des Auges, eine fast unmerkliche Erhebung de Stirne, ein fast unmerkliches Zucken der Lippen unterbrochen. Sein Ton ist jeder zeit weder der eines Hanswursts, noch der eines Cynikers. Er ist der eine Gentleman, bei welchem der schärfste Sinn für das Lächerliche beständig durc gute Gemüthsart und gute Erziehung gemäßigt wird. — Wir gestehen, daß de Humor Addisons, unserer Meinung nach, von köstlicherem Geschmack ist, als de Humor sowohl Swifts als Voltaires. So viel wenigstens ist gewiß, daß sowoh Swift als Voltaire mit Glück nachgeahmt worden sind, und daß noch Nieman bisher im Stande gewesen ist, Addison nachzuahmen. Der Brief des Abbé Coye an Pansophe ist Voltaire über und über und täuschte lange Zeit die Parise Akademiker. In Arbuthnots satyrischen Werken gibt es Stellen, die wir wenigstens vo dem Besten, was Swift geschrieben, nicht unterscheiden können. Aber von de Vielen, welche Addison zu ihrem Muster genommen, haben zwar mehrere sein bloße Sprache mit glücklichem Erfolge copirt, aber keiner ist im Stande geweser den Ton seines Scherzes zu treffen."

„Was aber hauptsächlich Addison von Swift, von Voltaire, von fast alle den großen Meistern des Komischen unterscheidet, ist die Grazie, das Edle, di sittliche Reinheit, die wir selbst in seinem Scherze finden. Strenge, die sich all mälig in Misanthropie verhärtet und verdunkelt, bezeichnet die Werke Swifts. Vol

Voltaire. taires Naturell war zwar nicht inhuman, aber er hatte für Nichts Ehrfurch Weder in den Meisterstücken der Kunst, noch in den reinsten Beispielen der Tu gend, weder in der großen Grundursache, noch in dem grauenvollen Räthsel de Grabes konnte er irgend Etwas sehen, als Stoff zum Spaßmachen. Je feierliche und erhabener das Thema, desto affengleicher wurde sein Grimassenschneiden un Zähnefletschen. Swifts Scherzen ist das Scherzen des Mephistopheles, Voltaire Scherzen ist das Scherzen Pucks. Wenn, wie sich Soame Jenyns wunderlich ein bildete, ein Theil des Glückes der Seraphim und der vollkommen gewordene gerechten Menschen aus einer ungemeinen Empfänglichkeit für das Komische fließt so muß ihr Scherz sicher kein anderer sein, als Addisons Scherz; ein Scherz, de sich mit zartem Mitleid für Alles, was schwach ist, und mit tiefer Ehrfurcht vo Allem, was erhaben ist, verträgt. Nichts Großes, nichts Liebenswürdiges, keine sitt liche Pflicht, keine Lehre der natürlichen oder geoffenbarten Religion ist jema von Addison mit irgend einer herabsetzenden Idee gepaart worden. Seine Huma nität war ohne Gleichen in der Literaturgeschichte. Es ist die höchste Probe de Tugend, grenzenlose Macht zu besitzen, ohne sie zu mißbrauchen. Keine Art de Macht ist furchtbarer, als die Macht, Menschen lächerlich zu machen, und dies Macht besaß Addison in grenzenlosem Maße. Wie gröblich diese Macht von Swif und Voltaire gemißbraucht worden, ist wohlbekannt. Von Addison aber kann zu versichtlich versichert werden, daß er keines Menschen Ruf geschwärzt hat, ja da es schwierig, wenn nicht unmöglich gefunden werden würde, in all den Bände die er uns hinterlassen hat, einen einzigen Spott zu finden, welcher ungroßmü thig oder unfreundlich genannt werden könnte. Gleichwohl hatte er Verläumde von deren Bosheit es scheinen konnte, als rechtfertige sie eine so schreckliche Rach wie sie Männer, die ihm an Genie nicht überlegen waren, an Bettesworth ode an Frank de Pompignan übten. Er war ein Staatsmann, er war der beste Schrift steller seiner Partei, er lebte in Zeiten heftiger Aufregung, in Zeiten, wo Per sonen von hohem Ruf und Stellung sich zu einer Possenreißerei erniedrigten, wo

er jetzt nur von den schlechtesten der Menschen geübt wird. Gleichwohl konnte ihn keine Herausforderung und kein Beispiel bestimmen, Schmähen mit Schmähen zu vergelten."

Wir kommen nun an den Meister der Belehrung in erzählender Weise. Die neue Lehre von der Entstehung des Staates ist in dem vielgelesenen Romane Robinson Crusoe dargestellt. Sein Verfasser ist der merkwürdige Daniel Foe oder Defoe, geboren 1661 in London, der Sohn eines wohlhabenden Fleischers, auch sorgfältig erzogen. Wie sein Vater, ein eifriger Dissenter, ist Defoe in die Parteikämpfe jener Zeit tief verwickelt, so daß er über der Theilnahme an den Fragen der Zeit sein Geschäft — er war Strumpfwaarenhändler — vernachlässigte und bankerot wurde; doch hat er später seine Gläubiger gewissenhaft entschädigt. Früh schrieb er gegen die verfolgungssüchtige Hochkirche unter Karl II. das Speculum crapegownorum, eine bittere Satyre gegen das Treiben der Anglicaner. Als Monmouth zum Sturze Jakobs sich erhob, kämpfte Defoe in den Reihen seiner Streiter und durchzog dann als Flüchtling Spanien, Frankreich und Deutschland. Sobald Jakob die Indulgenzerklärung erließ, beschwor Defoe die Presbyterianer, sich mit der Hochkirche zu vereinigen und des Königs Pläne, die er scharfsinnig durchschaute, zu vereiteln. Seine Glaubensgenossen, die ihn nicht verstanden, sagten sich feierlich von ihm los. Der Erfolg zeigte, daß er im Rechte war. Wilhelms III. Gunst erwarb sich Defoe durch seinen berühmten Essay on projects, ein neues System der Volkswirthschaftslehre — Defoe ist der Begründer der öffentlichen Banken, der Sparkassen, der Hagel- und Feuerversicherungen — und 1701 durch sein Gedicht The true born englishman, worin er gegen die Vorwürfe, Wilhelm von Oranien sei ein Fremder, witzig den Satz durchführte, daß ja die Engländer durch und durch ein Mischvolk seien. Wilhelm schenkte ihm seine volle Gunst und verwendete ihn zu wichtigen Arbeiten. Als unter der Königin Anna die Hochkirche die Dissenters verfolgte, schrieb Defoe 1703 seine Satire über die kürzesten Maßregeln gegen die Dissenters: Galgen und Galeere müsse man gegen sie anwenden, mit Gewaltmitteln sie in die Hochkirche treiben. Hochkirchenmänner waren durch den Ton der Schrift so getäuscht, daß sie dieses Buch für das werthvollste nächst der Bibel hielten, wurden aber wüthend über den Verfasser, als sie endlich merkten, daß nur ihre Verfolgungssucht darin verhöhnt sei. Ein Gericht, aus lauter Gegnern zusammengesetzt, verurtheilte Defoe zu einer Geldstrafe von 200 Mark, zu siebenjährigem Gefängnisse und dreimaligem Stehen am Pranger. Defoe stand am Pranger, das Volk aber bewarf ihn mit Blumen, und der Ruhm des Verfolgten stieg so hoch, daß ihn 1706 die Regierung aus dem Gefängnisse entließ und zu den wichtigsten Angelegenheiten verwendete. Defoe war es, der durch seine Beredtsamkeit und seine Kenntniß der Handels- und Verkehrsverhältnisse die Union mit Schottland, deren Geschichte er auch schrieb *), zur Zufriedenheit aller Parteien zum Abschluß brachte. Der hochbegabte Mann stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und seines Ansehens. Als Annas Leben zur Neige ging und Viele für die Rückkehr der Stuarts arbeiteten, schrieb Defoe drei Flugschriften zu Gunsten des Hauses Hannover. Dieses kam auch auf den Thron Englands, hat aber den bescheidenen Verfasser, der seine Verdienste nicht geltend zu machen wußte, nie belohnt **). Defoe ward arm und suchte durch Schriftstellerei sein Leben zu fristen. Sein Hauslehrer, sein frommes Hauswesen wurden Familienbücher. 1719 veröffentlichte er sein berühmtes Buch über das Leben und die seltsamen Aben-

Defoe.

*) History of Adresses, der bald A general History of trade folgte.
**) Appeal to the honour and justice.

Robinson Crusoe. teuer Robinson Crusoes *). Eine wahre Begebenheit liegt diesem Romane zu Grunde: die Geschichte eines schottischen Matrosen Alexander Selbcraig, eines wilden Burschen, der in Abenteuerlust seine Heimat verließ und lange einsam auf der Insel Juan Fernandez lebte. Allein die Geschichte dieses Abenteurers gab nur den Anlaß zu dem Meisterwerke Defoes, das mit bewunderungswürdiger Kunst der Kleinmalerei, der Naturwahrheit und psychologischer Charakterzeichnung darstellt, wie der Mensch nach und nach aus dem rohen Naturzustande zur Bildung gelangt, und gibt eine Art von Geschichtsphilosophie. Der alte Geistliche prediget im neuen Staate, den Robinson gründet, die Lehre der religiösen Duldsamkeit, für die Defoe sein ganzes Leben eingestanden ist. Nur auf ein tüchtiges tugendhaftes Leben soll man sehen, nicht auf die Unterscheidungslehren der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Das Buch, für welches Defoe kaum einen Verleger finden und nur 10 Pfd. Honorar erhalten konnte, hatte einen wunderbaren Erfolg: es wurde das Buch aller Stände, aller Länder, aller Zeiten, es war nicht blos in kurzer Zeit in der Hand auch des Aermsten in England, sondern es machte seine Reise um die Welt, es wurde in die Sprachen aller gebildeten Völker übersetzt, selbst bei den Arabern wurde es unter dem Titel: die Perle des Ozeans ein Lieblingsbuch **). Es gab nicht bloß zahllose Bearbeitungen (erlebte doch die Campesche allein 50 Auflagen), sondern auch Nachahmungen, es gab bald einen brandenburgischen, böhmischen, fränkischen, schlesischen, französischen, dänischen, holländischen, griechischen, englischen, irländischen, sogar einen jüdischen Robinson. Rousseau empfahl in seinem Emil das Buch als ein Werk, das allein einen Bücherschatz bilde und ein Prüfstein sein solle, an dem er die Urtheilskraft seines Zöglings erproben könne. In den vielen Bearbeitungen ist freilich sehr oft nur die glänzende Detailschilderung beibehalten und die Lehre von der Entstehung des Staates und von der nöthigen Gleichberechtigung der Bekenntnisse übersehen. Selbst Defoe ist in der Fortsetzung, die er dem Robinson folgen und worin er ihn noch große Reisen nach Sina und Sibirien machen läßt, von der Höhe des philosophischen Grundgedankens zu der reinen Unterhaltung herabgesunken. Auch in seinen späteren Romanen ***) fehlt vielfach der tiefe Gehalt, doch geißeln die Denkwürdigkeiten eines Cavaliers den weltlichen und geistlichen Despotismus. Defoe starb 1731 aus Gram über seinen Sohn, der seinen Vater, welcher ihm das mühsam erworbene Vermögen abgetreten hatte, darben ließ.

Pope. Der gefeiertste Dichter dieser Zeit ist Pope, der Fürst des Reimes und der große Verstandesdichter, wie ihn die Engländer heute noch nennen †). Er ist edler Herkunft, geb. 22. Mai 1688, der Sohn katholischer Eltern. Sein Vater zog sich, verdrossen über den Gang der Dinge, nach der Revolution von 1688 nach Benfield in den Wald von Windsor zurück. Hier verbrachte Alexander seine Jugend unter Büchern. Er war schwächlich, so daß er nach den Worten seines Biographen Johnson ††) immer eine Wärterin brauchte, sehr empfindlich für die Kälte und so klein und gebrechlich war, daß er neben dem Riesen Johnson wie ein Zwerg erschien. Das sitzende Leben, zu dem ihn seine Schwächlichkeit zwang, machte ihn früh zum Hypochonder, der über die Armseligkeit der Welt schrieb und

---

*) Life and surprising adventures of Robinson Crusoe.

**) Hettner, Robinson und die Robinsonaden. Berlin 1854.

***) The life and piracies of captain Singleton. A new voyage round the world — History of Duncan Campbell.

†) The prince of rhyme and the grand poet of reason.

††) The lives of the english poets.

für den doch diese Welt ein Bedürfniß war. Die Bücher waren für ihn, was die Natur für Andere, und er las durcheinander, was ihm in die Hände fiel. „Ich war wie ein Kind, sagt er, das im Wald und Feld Blumen pflückt, wie es sie auf seinem Wege findet." — Was er las, reizte ihn zum Nachahmen, Bücher in fremden Sprachen regten ihn zur Uebersetzung an. „Ich that das Alles, bloß um mich zu unterhalten, und ich lernte die Sprachen, indem ich die anziehenden Erzählungen, die ich in den fremden Dichtern las, wiedergab, statt daß ich die Bücher las, um die Sprachen zu lernen." Pope ward zum Dichten angeregt, er hatte eine rege, aber minder schöpferische Phantasie, er mußte sich immer entzünden am Feuer Anderer, seine Gedanken sind meist nur Verarbeitung fremder, aber er versteht fremde Erfindungen zu verschönern; er hat mehr Verstand, als Phantasie, mehr Witz als Ideen, mehr Feinheit als Tiefe, mehr Lehrgabe als gestaltende Kraft: er ist empfänglich für die Schönheiten der Natur, aber er empfindet doch nur nach Erinnerung aus großen Dichtern und schildert sie allerdings meisterhaft, aber nach den Farben, die Andern entlehnt sind — er ist ein Anempfinder von feinem Geschmack. Pope entwickelte sich sehr früh und galt schon in seinem 25. Jahr für den ersten Dichter in England; 1709 erschienen seine Schäfergedichte (Pastorales, Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter), 1711 sein Versuch über die Kritik (Essay on Criticism) und seine Ode an den Messias, 1712 sein Lockenraub und sein Tempel des Ruhmes (The temple of fame). Jener ist ein Meisterstück komisch-epischer Poesie, das reizendste Erzeugniß seines Geistes, in welchem ein heiterer Einfall den andern jagt, und der Gegensatz der epischen Maschinerie zu der Geringfügigkeit des Gegenstandes erheiternd wirkt. Lord Petre schnitt in der Gesellschaft verstohlen der schönen Miß Arabella Fermor eine Locke ab. Darob entstand Streit zwischen beiden Familien. Ein Freund bat Pope ein Scherzgedicht darüber zu machen, welches eine Versöhnung herbeiführen könne. In 14 Tagen war Pope mit seinen zwei Gesängen fertig, in denen alle guten und bösen Geister, Sylphen und Gnomen in Bewegung sind, bis die Haarlocke geraubt und schließlich unter die Sterne versetzt wird. Popes Einbildungskraft ist namentlich reich im Einzelnen, die anmuthigsten Scherze, die zartesten Bilder sind in den leichtesten und zierlichsten Versen wieder gegeben. 1713 erschien der „Wald von Windsor," 1715 die ersten Gesänge seiner Uebersetzung der Iliade, welche 1730 vollendet wurde, großen Beifall fand und ihm reichen Lohn eintrug, obschon Pope eigentlich nicht der Mann war, die einfache Schönheit der homerischen Gedichte durchzufühlen und wiederzugeben. Die Engländer jener Zeit fanden diese Arbeit bewunderungswürdig, weil sie bezaubert waren durch die Kraft und Schönheit, durch die Abgemessenheit und den Wohlklang seiner Verse, in denen aber der ursprüngliche einfache Ausdruck und die Frische der Bilder Homers verschwindet. Die Gedanken sind dieselben, aber ihr Ausdruck, das Kleid, in das sie sich hüllen, ist ein anderes. Das ist, wie ein französischer Kritiker bemerkt, der einzige Fehler am Werk, der aber leider auf jeder Seite vorkommt *). 1725 begann Pope die Uebersetzung der Odyssee, welche derselbe Vorwurf trifft. 1731 erschien der Brief über den Geschmack, 1733 und 34 der Versuch über den Menschen. Pope ist Meister in der didaktischen Poesie und behandelt hier das Verhältniß des Menschen zu Gott und zur Welt. Die philosophischen Gedanken haben ihr poetisches Fleisch, der Dichter versucht diese Welt als die bestmöglichste darzustellen und den Satz durchzuführen, daß Alles, was ist, recht ist — alle Gebrechen sind

[Randnoten: The rape of the Lock. — Uebersetzung Homers — Essay on Man.]

*) Villemain, Cours de littérature française. Tableau du XVIII. siècle III. Leçon.

nur Dissonanzen, die sich zuletzt in Harmonien auflösen. Tugend und Glück beruhen in der Eintracht mit Gottes Weltordnung. Pope hatte die Ideen zu diesem gut ausgearbeiteten Gedicht im Umgang mit Bolingbroke geschöpft, welcher nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Twickenham lebte, wohin auch Pope sich zurückgezogen hatte. Die Folgesätze dieser Lehre, welche auf den Pantheismus Spinozas hinauslaufen, erfaßte Pope nicht. Er ist sonst im Leben seinem religiösen Bekenntniß nicht untreu geworden. Crusaz in Genf griff die Dichtung an, weil ihr Gehalt unchristlich sei; Warburton vertheidigte sie, weil sie die schönsten religiösen Grundsätze enthalte. Pope erklärte, er habe ungläubig gedichtet, ohne ungläubig zu sein; dem jüngern Racine sagte er, er sei ein streng gläubiger Katholik. Die letzte seiner Arbeiten war die Dunciade, das Lied von den Dummköpfen. Der Hauptheld war ein Lewis Theobald, weil dieser die Popesche Ausgabe Shakespeares angegriffen hatte. Pope hat aber in diesem Gedicht mehr sich selber, als seinem Gegner geschadet. Das Lob machte ihn eitel und jeder Schein eines Gegensatzes brachte ihn in Aufregung. Sein Charakter hat viele Gebrechen und gefeierte Stimmen haben sich hart über ihn ausgesprochen. Macaulay *) nennt ihn niedrig, argwöhnisch und boshaft, er sei ganz Dolch und Maske gewesen, habe sich selbst gelobhudelt und Feinde unter erdichteten Namen geschmäht: beleidigen, beschimpfen, und vor den Folgen der Beleidigung und Beschimpfung durch Lüge und Zweideutigkeit sich zu sichern, sei die Gewohnheit seines Lebens gewesen. Manches müssen wir daraus ableiten, daß sein Leben eine lange Krankheit war und im kranken Körper eine kranke Seele wohnte, die geneigt war, sich für die Unfreundlichkeiten der Natur an der Gesellschaft zu rächen. Kränkliche Personen zeigen sich oft selbstsüchtig, argwöhnisch. Es ist dies das Gefühl des Mißbehagens, der Hunger nach vollem Leben. Bei Pope kamen noch Wunden des Herzens dazu. Lady Montague hatte ihm begeisterte Briefe über seine Dichtungen gesendet, und nach ihrer Rückkehr aus dem Orient ihm die lebhafteste Theilnahme für seinen Geist und seinen Ruf bezeugt: Popes Herz wurde warm, er wagte zu glauben, daß diese gefeierte Dame über der Schönheit seines Geistes vergessen könne, daß sein Leib höckerig, zwerghaft und kränklich sei. Ihr Lachen, als er von Liebe zu sprechen anhub, verwundete sein Herz aufs tiefste. Er veröffentlichte Spottgedichte über sie und läugnete sie ab, als man sie ihm vorhielt, und Lady Montague nannte ihn fortan nur die Wespe von Twickenham. Auch seine Zuneigung zu Martha Blount, einer Jugendfreundin, fand keine Erhörung, deßungeachtet setzte Pope sie zur Erbin seines Vermögens ein. Als ihn 1744 einer seiner Freunde mahnte, ob er nicht in der Religion seines Vaters sterben und einen Priester haben wolle, meinte Pope, es wäre sehr nützlich, und er dankte, daß man ihn daran erinnert habe. Gleich darauf verschied er sanft. Bei den Engländern steht Pope wegen der Kraft und Schönheit seiner Sprache heute noch in Ehren, auch seine Briefe sind stylistische Meisterstücke. Seine Nachahmer sind Mathew Prior (1664 — 1721) in Liedern und satirischen Lehrgedichten und John Gray in Idyllen und komischen Gedichten; sein eifrigster Lobredner ist Samuel Johnson, der meint, es möge wohl ein Jahrtausend vergehen, eh wieder ein Mann auftrete, der in Kraft des Reimes sich mit Pope vergleichen dürfe. Wenn Pope kein Dichter sei, so lasse sich überhaupt kein Dichter finden.

Dunciade. Charakter.

Samuel Johnson.

Johnson **) war der größte Kritiker der Zeit und ist den Engländern jetzt

*) In seinem Essay über Addison, gegen Ende.

**) Macaulay, Essay on Crokers Edition of Boswells Life of Johnson. Tauchnitz-edition I. 341—94. Carlyle Critical and miscellaneous Essays. III. edit. Lond. 1847

sch lieb, obschon seine Grundsätze der Kritik längst für veraltet gelten, aber sein Wörterbuch der englischen Sprache hat jetzt noch ein wahrhaft kanonisches Ansehen. Doch ist Johnson den Engländern noch mehr lieb wegen der Mannhaftigkeit seines Charakters. Carlyle und Macaulay haben dessen Schilderung in neuerer Zeit ihre glänzende Feder gewidmet. Carlyle betont die Selbständigkeit in Johnsons Wesen: unter den Menschen sei meist wenig Eigenthümlichkeit, ein Leben sei gewöhnlich sklavisch die Nachahmung des andern, der alte Sang gesungen von einer neuen Stimme mit mehr oder weniger Kraft, hie und da ein Triller als Zierrath und falsche Noten genug. Neben der Masse, die nachahmt, gebe es aber immer auch Leute, die da glauben und handeln, nicht weil es Andere so thun, sondern weil es recht ist, und das seien die großen Männer, die Führer des Haufens, die da nicht den Schein, sondern den Kern wollen, die da nicht nach dem Hörensagen gehen, sondern nach der klaren Anschauung. Zu dieser Art von Männern gehöre Johnson: er zähle nicht zu den höchsten, so Vieles habe ihn umgeben, was jeden Andern gebeugt hätte, was aber ihn nur gespornt habe, die Fesseln zu brechen. Die Gegensätze in seinem Leben seien außerordentlich schroff: mit einer stolzen, königlichen Seele begabt, sei er in den ärmlichsten Verhältnissen geboren worden und der Sklave der kläglichsten Umstände gewesen. Die Natur habe ihm eine hohe, kühnausschauende dichterische Seele und einen phlegmatischen plumpen Körper gegeben, einen rastlosen Geist und Füße, mit denen er nicht recht gehen, sondern nur wackeln konnte, einen durchdringenden Blick und Augen, die halbblind waren, ein liebevolles Herz, während der erste Eindruck, den er machte, der des Abscheues und Eckels war, — er habe das Talent eines Staatsmanns gehabt und sein Leben lang mit Nahrungssorgen kämpfen müssen. Kurz, mit einer Seele voll Musik in lauter schrillen Verhältnissen sei er eigentlich ein Ariel im Leib eines Kaliban gewesen.

Samuel Johnson war der Sohn eines Händlers mit alten Büchern, geboren zu Lichfield 1709, und zeigte früh schon große Lebendigkeit des Geistes. In der lateinischen Schule seines Ortes war er bald der erste, er half seinen Kameraden, und dafür dankbar kamen jeden Morgen drei derselben ganz demüthig und ehrfurchtsvoll zu ihm, einer nahm ihn auf den Rücken, weil er selbst nicht recht gehen konnte, die andern gingen rechts und links und hielten und halfen ihm und so kam er jeden Tag, gewissermaßen im Triumphzug, in die Schule. Er verließ diese mit 16 Jahren, weil er Nichts weiter dort lernen konnte; zwei Jahre blieb Johnson im Hause seines Vaters, und las die Bücher, die ihm in die Hände fielen, am liebsten solche ernsten Inhalts. Johnson war Meister des Latein mehr als des Griechischen. Ein reicher Verwandter erbot sich, die Kosten für den Besuch der Universität Oxford zu tragen, hielt aber sein Wort schlecht, so daß der Arme mit bitterer Noth zu kämpfen hatte. Er hatte nicht genug zu essen, sein Rock hatte alle Farben, seine Schuhe keine Sohlen. Ein Gentleman ließ ihm eines Morgens neue Schuhe vor die Thüre stellen, Johnson wies sie mit den Worten zurück: „Ich will auf eigenen Schuhen stehen," und ist auch sein Leben lang auf eigenen gestanden. Die Häßlichkeit seiner Gestalt, der Reichthum seines Wissens, die Schroffheit seines Benehmens setzten seine Genossen in gleiches Staunen. Johnsons Stolz aber vertrug kein Mitleid. Als ihm seine Lehrer eines Tages die Aufgabe stellten, ein Gedicht von Pope in lateinische Verse zu übertragen, that er dies mit solcher Meisterschaft, daß selbst Pope darüber staunte. Die Armuth jagte ihn desungeachtet von der Universität fort, ohne daß er den Doctorgrad erlangen konnte. Sein armer Vater starb 1731. Johnson war dürftig, gerade beim Flug seines Geistes um so unglücklicher, Melancholie und Schwermuth machten ihn beinah närrisch. Er mußte nun seinen eigenen Weg sich bahnen, das Brod der Armuth essen und

Zu Oxford.

das Wasser der Trübsal trinken. Seine hohen Gedanken machten ihn nur unglücklich, das Fieber seines Ehrgeizes kühlte sich nicht ab unter der Kälte der Noth. Johnson nahm eine Lehrerstelle an unter einem hochmüthigen unerträglichen Vorstande. Er nahm eine Hauslehrerstelle an, er suchte vom Erfolg seiner Feder zu leben; er übersetzte ein lateinisches Werk über Abyssinien; er wollte den Politian herausgeben, aber überall hatte er Unglück, die Buchhändler gaben keine Antwort, die Subscribenten kein Geld. Mit Entrüstung gedachte später Johnson noch immer dieser Jahre des Elends. Erträglicher wurde sein Zustand, als eine vermögliche Wittwe, seinen Werth fühlend, ihn zum Manne nahm, sie war allerdings um zwanzig Jahre älter, als er. Johnson eröffnete eine Erziehungsanstalt für junge Gentlemen, in 18 Monaten kamen aber nur drei Schüler, einer darunter war Garrick, welcher später auf Johnsons Unkosten die vornehme Welt in London lachen machte, indem er darstellte, wie der Dichter zärtlich war gegen seine Ehehälfte.

Wäre der Plan mit der Anstalt geglückt, wäre vielleicht Johnson als Schulmeister verschollen; aber als die Gattin starb, schloß er die Schule und ging mit der Handschrift eines Trauerspiels Irene, mit drei Empfehlungsbriefen und einigen Guineen im Sack nach London, um da sein Glück zu suchen. Doch kam er gerade zur unrechten Zeit: im Uebergang, da die Schriftsteller nicht mehr von den Großen und noch nicht vom Volk beschützt wurden. Mit all seinem Talent und all seinem Fleiß erwarb er sich doch lange Zeit hindurch kaum so viel, um davon leben zu können. Diese Noth verschärfte die Bitterkeit seines Wesens, und Macaulay *) leitet all die Fehler, wegen deren später Johnson in Kreisen, die ihn hochschätzten, als ein vollständiges, doch kaum genießbares Original galt, aus dieser Zeit der Noth ab: die verkehrte Unregelmäßigkeit seiner Zeiteintheilung, die Unsauberkeit seines Aeußern, seine Anfälle rüstiger Anstrengung, die von langen Pausen der Trägheit unterbrochen wurden, feine wunderliche Enthaltsamkeit und seine eben so wunderliche Gefräßigkeit, sein thätiges Wohlwollen, im Gegensatz zu der beständigen Rauheit und gelegentlichen Wildheit seines Benehmens in der Gesellschaft. Johnson konnte Entbehrung mit Standhaftigkeit ertragen, meint Macaulay, aber nicht Vergnügen mit Maß genießen. Er konnte fasten, aber wenn er nicht fastete, so zerriß er sein Mahl, wie ein ausgehungerter Wolf, während die Adern auf seiner Stirne anschwollen und der Schweiß von seinen Backen herabrann. Er aß wie ein Mensch, der jahrelang am Morgen ungewiß war, ob er Mittags Etwas zu verzehren habe. Er trank äußerst selten Wein **); wenn er ihn aber trank, trank er ihn gierig in großen Humpen. Der Hunger, der Mangel an Feuer und Kleidern, die Anmaßung der Buchhändler, die Belästigung der Gläubiger, der Spott der Thoren, die Unzuverlässigkeit der Beschützer hatte ihn bitter gemacht. Er hatte immer ein großmüthiges Herz, aber eine rauhe Zunge. Er konnte ein krankes und hungerndes Mädchen auf seinen Schultern von der Straße nach Haus tragen, er machte dieses Haus zu einem Zufluchtsort für eine Menge elender alter Geschöpfe, deren Murrsinn und Undankbarkeit sein Wohlwollen nicht ermüdete, aber die Qualen verwundeter Eitelkeit schienen ihm lächerlich; er begriff nicht, wie ein Tadel oder ein Spott von ihm Jemand unglücklich machen könne. Unter den vornehmen Herren, auf deren Schutz er rechnete, versprach ihm namentlich Lord Chesterfield alles Mögliche, ließ ihn aber sitzen.

In London

Noth und Gebrechen.

Lord Chesterfield.

*) Essay über Boswells life of Johnson.

**) Macaulay, l. c.

Erst als Johnson ein berühmter Mann war, erinnerte sich seiner der Lord und wollte ihn jetzt begünstigen. Da schrieb ihm aber Johnson: „Sieben Jahre sind vorüber, seit ich in Ihren Vorzimmern wartete oder an der Thüre zurückgewiesen ward. Während dieser Zeit habe ich an einem Werke unter allen Schwierigkeiten gekämpft, die ich hier nicht aufzählen will, und habe es zu Druck gebracht, ohne irgend eine Hilfe, irgend eine Ermuthigung, irgend ein Lächeln der Gunst. Mylord, ist ein Patron nicht ein Mensch, der kaltsinnig auf einen Mann sieht, der mit den Wogen ringt, und wenn er Grund gefaßt hat, ihn mit Hülfe beschwert! Wäre die Beachtung, die Sie meiner Mühe schenken, früher gekommen, sie wäre willkommen gewesen; aber so ist sie verschoben worden, bis ich sie nimmer brauchen kann, bis ich bekannt bin und sie nicht mehr bedarf. Ich hoffe, es ist keine cynische Grobheit, nicht verbunden sein zu wollen, wo man keine Wohlthat erhalten hat. Ich bin schon lange aus dem Traume von Hoffnungen erwacht, in dem ich einst so stolz mich brüstete *)." Johnson bekam nach einem Jahr Arbeit bei Gentlemans Magazine, einer damals viel gelesenen Wochenschrift, für welche er die parlamentarischen Berichte schrieb und denen er einen Schein von Unparteilichkeit zu geben wußte, obschon er ein Tory und im Herzen ein Jakobit war. Dann erschien sein Gedicht über London im Geiste Juvenals, welches selbst Popes Bewunderung erregte. Nach dem Tode Savages gab er dessen Biographie heraus, die in ihrer Art ein Meisterstück war. Obschon die Arbeit ohne seinen Namen erschien, so wußte man doch bald allgemein, daß sie von Johnson war. Warburton erklärte ihn für einen Mann von hohem Talent und auf seine Empfehlung hin beauftragte ihn ein Buchhändler mit der Abfassung eines Wörterbuchs der englischen Sprache in zwei Bänden gegen ein Honorar von 1500 Guineen. Sieben Jahre arbeitete Johnson an diesem Werk, welches in England ein wahrhaft kanonisches Ansehen erlangte, und noch vor kurzem als ein stolzes Besitzthum der englischen Nation, wegen der mannhaften Correctheit und Treue der Ausführung und wegen der genialen Einsicht, in einer Eingabe an das Parlament bezeichnet wurde **). 1755 war das Werk vollendet. Daneben erschien 1749 die Satire über die Eitelkeit menschlichen Wünsche. In seinem Trauerspiel Irene verschaffte ihm Garricks Spiel eine gute Einnahme von 300 Pfund. Seine Zeitschrift, der Umherstreifer, hatte erst in der dritten Auflage einen durchschlagenden Erfolg. Man bewunderte die Schärfe der Beobachtung und die Feinheit der Charakterzeichnung, die Eleganz der Sprache — wie man in seinem Wörterbuch die Schärfe und Richtigkeit der Begriffsbestimmungen, die glückliche Wahl der Belegstellen aus Dichtern, Philosophen, Theologen, Rednern erstaunte. Zwei Jahre hindurch gab er die Zeitschrift „der Müßigänger" heraus. Um die Kosten der Beerdigung seiner Mutter zu decken, verfaßte Johnson in acht Tagen den kleinen Roman Rasselas, der lange Zeit die volksthümlichste seiner Arbeiten war: was er in Abyssinien und in Aegypten in diesem Buch geschehen läßt, ist nur ein Gegenbild englischen Lebens. Die edlen Betrachtungen, die im würdigsten Gewande wiedergegeben sind, wollen alle schließlich nur die Eitelkeit der menschlichen Wünsche auseinandersetzen. 1762 verlieh ihm Georg III. einen Jahresgehalt von 300 Pfund, Johnson war frei von Nahrungssorgen und ergab sich ganz seiner Neigung zum Nichtsthun. Außer einer Ausgabe Shakesspeares, die jedoch — außer einigen guten Bemerkungen über Charaktere und Leidenschaften — nicht den Anforderungen entspricht, welche die Gegenwart an eine solche Ausgabe stellt, gab Johnson 1763 — 65 nur einige politische Pamphlete heraus,

London Satire.
Life of Savage.
English Dictionary
The vanity of human wishes.
The Rambler.
The Idler.
The history of Rasselas.

*) Carlyle, l. c.
**) Hettner, Geschichte der englischen Literatur. Braunschweig 1856. S. 123.

Journey to the Hebrides. die er sonst in eben so viel Tagen verfaßt hätte, und die Reise nach den Hebride[n], welche in England eine günstige Aufnahme fand. Doch übte er während diese[r] Zeit den höchsten Einfluß aus auf aufblühende Talente, in einem Clubb, w[o] Boswells Life of Johnson. Goldsmith, Reynolds, Burke, Gibbon, Garrick, William Jones, Langton sich vo[n] seinen Aussprüchen leiten ließen. Ein schottischer Rechtsgelehrter, James Boswell, schlo[ß] sich mit unsäglicher Verehrung und viel bewunderter Geduld dem großen Kritike[r] an, und schrieb jeden Tag Alles auf, was Johnson sprach, und so entstand das drei bändige Werk über sein Leben, in welchem Johnson vor uns steht, mit der Ge nauigkeit eines Denner gemalt, wie er leibte und lebte: „Alles um ihn und a[n] ihm, sein Rock, seine Perrücke, seine Figur, sein Gesicht, sein dicker Hals, sein Veits tanz, sein wogender Gang, sein Morgenschlummer, seine mitternächtlichen Dispu tationen, seine Verzerrung, sein Murmeln, sein Schnauben, seine kräftig schar[fe] und fertige Beredtsamkeit, sein sarkastischer Witz, seine Heftigkeit, seine Anfäl[le] von stürmischer Wuth, seine wunderlichen Hausgenossen, die er pflegte, seine Ka[tze] und sein Neger sind hier treulichst geschildert *)." Das Buch ist heute noch bei de[n] Engländern beliebt. Ein reicher Bierbrauer, Thrale, machte den liebenswürdigste[n] Mäcen des berühmten Schriftstellers in seinem Alter, dessen Gattin spende[te] Johnson die zarteste Sorgfalt; er hatte freie Wohnung und Pflege bei ihnen i[n] der Stadt und auf ihrem Landgut. 1784 erkrankte Johnson, die ersten Aerz[te] wetteiferten, seine Leiden zu lindern; die berühmtesten Männer, wie Burke, spen deten ihm Trost in seinen schweren Stunden. Johnson starb mit der Fassun[g] eines Christen. Seine Leiche ward in Westminster bestattet. Sein letztes We[rk] Lives of the English Poets. sind die Lebensbeschreibungen englischer Dichter, Meisterstücke feiner Entwickelung de[r] Charaktere. Der Buchhändler hatte nur einige Bogen von ihm verlangt, Johnso[n] aber lieferte zehn Bände, und heute noch hat dieses Werk hohe Bedeutung.

So viel von den Dichtern dieser Zeit, und nun zur großen wissenschaftliche[n] Arbeit des englischen Geistes, zur Mechanik des Himmels und zu ihrem Ka lender, dem Geistesriesen Newton! Um aber seine Leistung zu begreifen, müsse[n] wir noch einen Blick auf den deutschen Kepler und den Italiener Galilei zurück werfen.

Kepler. Die große Leistung Keplers, seine drei Gesetze, haben wir schon erwähnt **) 1571 zu Magstadt bei Weil geboren, studirte Kepler zuerst Theologie und Ma thematik in Tübingen, ward aber nicht in den Priesterstand aufgenommen: wei[l] er sich durch rednerisches Talent zwar auszeichnete, aber nicht würdig befunde[n] worden sei, ein Diener der wirtembergischen Kirche zu werden. Die protestantisch[e] Fakultät in Tübingen kämpfte nämlich in ihrer Beschränktheit gegen die Kalenderver besserung Papst Gregor XIII., so richtig und wohlthätig dieselbe auch war: „D[a] der Papst nicht ein Hirt in der evangelischen Kirche, sondern der Antichrist selb[st] sei, so müsse man sich auch seines Kalenders entschlagen. Sollte man sich m[it] dem Antichrist und dem Feinde des Herrn Jesu Christi vergleichen? Es sei kei[n] Zweifel, der Papst wolle mit seinem Kalender den Fuhrt bereiten, und die Ge müther der Deutschen vom Augsburgischen Bekenntniß versuchen, was er bei ihne[n] erhalten möge. Da er nun eine Weiche spüren möchte, würde er den Fuß fort setzen, und nach dem angenommenen Kalender andere Sachen mehr bringen. Den[n]

---

*) Macaulay, l. c.
**) Vgl. Band V. S. 209—10.

Dieser Kalender sei nichts Anderes, als der Buchstabe im A B C. Lernen wir den ersten, so muß man nach und nach mit den andern auch fort. Sollte es ihm gelingen, uns den Kalender unter kaiserlicher Majestät Namen und Autorität an den Hals zu werfen, so würde er uns das Band an die Hörner binden, daß wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Wir mögen auch nicht sehen, wozu der neue Kalender nothwendig ist. Denn wenn auch das Frühlings-Aequinoctium im Kalender um etliche Tage tiefer ins Jahr gesetzt worden, so würde es doch um deßwillen weder früher noch später Sommer werden. Wir bitten daher, daß man uns bei dem alten Kalender, welcher der Christenheit so viele Jahre gut genug gewesen, in Ruhe und Frieden bleiben lasse, und lassen wir Andere ihre Kalender brauchen, welche sie wollen." Der eigentliche Grund war aber, daß Kepler sich gegen den Glaubensartikel erhob, daß der Leib Christi aller Orten sei. Kepler bekam aber eine Stelle als Lehrer der Mathematik und Moral am Collegium zu Gratz, und die Jesuiten nahmen sich des genialen Mannes an. Kepler beschäftigte sich auch mit dem Kalendermachen, arbeitete aber unterdeß das große astronomische Werk Prodromus dissertationum cosmographicarum, aus, das, 1596 in Tübingen gedruckt, das kopernikanische Sonnensystem erweisen sollte. Gegen die Warnung der Tübinger Theologen, er solle es nicht wagen, die Ruhe der Kirche zu stören, hob Kepler hervor: „Da die Bibel mit Menschen spreche, so spreche sie von Dingen des menschlichen Lebens, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt gewesen seien. Sie sei gar kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sondern habe höhere Zwecke vor Augen. Es sei tadelnswerther Mißbrauch, wenn man Antworten auf Fragen über weltliche Dinge in ihr suche. Josua habe die Verlängerung des Tages gewünscht und Gott diesen Wunsch erhört. Wie dieß geschehen, sei nicht zu untersuchen." Während Kepler die Religion mit der Vernunft in Einklang zu bringen suchte, warnte ihn sein Freund, Professor Hafenreffer in Tübingen, er solle ja seine Hypothese nicht öffentlich mit der Schrift in Einklang bringen, er solle nur als Mathematiker handeln und die Ruhe der Kirche ungestört lassen; denn man hielt protestantischerseits an dem Widerstreit zwischen Vernunft und Offenbarung fest; hatte doch Luther behauptet: die Sorbonne habe den höchst verwerflichen Satz aufgestellt, daß, was in der Philosophie ausgemachte Wahrheit sei, auch in der Theologie als Wahrheit gelten müsse. Kepler ließ sich nicht abschrecken. Voll tiefer Verehrung vor der Gottheit und in der Ueberzeugung, daß Vernunft nnd Religion in Einklang stehen, spricht er die erhabenen Worte aus: „Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes kleines Erdengeschöpf so zu erheben, so hoch, daß es im Glanze dasteht, wie ein weitherrschender König, fast wie ein Gott, denn es denkt dir deine Gedanken nach!" Und in einer andern Stelle sagt er: „O du, welcher du durch das Licht der Natur die Sehnsucht nach dem Licht der Gnade in uns erregst, um uns in das Licht der Herrlichkeit zu erhöhen, dir dank ich, Schöpfer und Herr, daß du mich über deine Werke frohlocken lassest. Siehe nur, habe ich das Werk meines Lebens vollendet mit der Geisteskraft, die du mir verliehen, ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen geoffenbart, so weit meine Seele deine Unendlichkeit erfassen konnte. Mein Sinn war wach, so treu als möglich zu forschen. Wenn ich, ein Wurm vor dir, in der Hülle der Sünden geboren und erzogen, Etwas vorgebracht habe, das deiner Rathschläge unwürdig wäre, so hauche mir deinen Geist ein, daß ich es verbessere. Wenn ich durch die wunderbare Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verlockt worden, wenn ich die eigene Ehre bei den Menschen gesucht habe, während ich in der Arbeit fortschritt, so vergebe mir in Milde und Barmherzigkeit und wirke und walte mit deiner Huld, daß meine Lehren deinen Ruhm mehren und dem Heil der Seelen frommen." Und

Bibel u. Astronomie.

am Schluß des Werkes, das wie eine Beethovensche Symphonie in Jubel end ruft er aus: „Lobet den Herrn, ihr himmlischen Harmonien, und ihr, die ihr di entdeckten Harmonien kennt! Lobe auch du, meine Seele, deinen Gott, so lange i lebe! Denn aus ihm und durch ihn und in ihm ist Alles, das Sinnliche wie das Geistig das, was wir wissen, und das, was wir noch nicht wissen; denn es ist noch Viel zu thun.“ Als in Gratz die Gegenreformation erfolgte, wollten die Jesuiten den Man der so hoch über dem Sectenwesen stand, der Steiermark erhalten, allein Kepl war selber Schuld, daß sein Schutzbrief wieder aufgehoben wurde. Der Verbann nahm nun eine Stelle in Prag an und half an Vollendung der astronomisch Tafeln, welche Kaiser Rudolf ausführen ließ. Als der Director der kaiserlich Sternwarte Tycho de Brahe starb, ward Kepler sein Nachfolger. In Prag erschi sein Hauptwerk: „Astronomia nova, seu physica coelestis tradita com mentariis de motibus stellae Martis.“ Durch dieses legte er den Grundstei der neueren Astronomie. Als Kaiser Rudolf starb, kam Kepler als Professor d Mathematik nach Linz. Der außerordentliche Mann starb 1630 in Regensburg *

Kepler hat das Weltsystem, wozu Copernicus den Grundstein legte, weit ausgeführt. Zunächst machte er die Entdeckung, daß die Ebenen aller Planete bahnen durch den Mittelpunkt der Sonne gehen und ohne alle Schwankun im Gleichgewicht schweben, indem sie immer dieselbe Neigung und diesel Knotenlinie in der Ekliptik beibehalten. Kepler hatte einen poetischen Geist, Schärf der Beobachtung, Kühnheit der Forschung neben rastlosem Fleiß und die Be hutsamkeit, jede seiner Hypothesen zuerst an der Erfahrung zu prüfen **). E war der erste, welcher die Kunst verstand, der Natur ihre Gesetze abzufrage während die frühern nur Erklärungsgründe fingirten und sie dem Lauf der Na tur anzupassen versuchten. Des Pythagoras Lehre von der Harmonie der Sphär und Platos Ausspruch, daß der beste Vater die Welt dem Schönsten nachgebild habe, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, und er stellte es sich z Aufgabe seines Lebens, die Harmonie des Himmels zu erforschen. Tycho übe machte ihm den reichen Schatz seiner eigenen Erfahrung, und Kepler ging zue an die Untersuchung über die wahre Bahn des Planeten Mars, und kam so auf d wichtige, in Betracht der damaligen geringen Hülfsmittel riesige Entdeckung, da die Bahnen aller Planeten Ellipsen sind, deren einen Brennpunkt die Sonn einnimmt, und daß der Planet seine Bahn so zurücklegt, daß der Radius vecto in gleichen Zeiten immer gleiche Flächenräume beschreibt. Die ganze Sternkund erhielt dadurch eine veränderte Gestalt, die Astronomie wurde Physik des Him mels, im Glauben an dessen Harmonie fand er bald ein anderes Gesetz, da nach ihm den Namen tragt, nämlich daß die Quadrate der siderischen Umlauf zeiten wie die Würfel der mittleren Entfernungen sich verhalten. Das Aristo telische Vorurtheil von der Kreisbewegung der Gestirne war damit aufgehob: die wahren Figuren und Zahlenverhältnisse waren gefunden, auf denen di

*) Neumann, Keplers Leben.
**) Apelt, Die Epochen der Geschichte der Menschheit. I. S. 23?—57.

Harmonie des Himmels beruht. „Diese Harmonie hat Kepler nicht wie die Harmonie der Pythagoräer aus der Natur der Zahlen, sondern vermittelst der Zahlen aus den Beobachtungen erforscht," und im Jubel darüber rühmt er sich, daß er die heiligen Gefäße der Aegypter entwendet habe, um seinem Gott einen Altar darauf zu bauen, fern von den Grenzen Aegyptens *).

Italiener führten die Aufgabe weiter, wo Deutsche sie stehen gelassen. Als die Franzosen 1512 Brescia erstürmten, wurde im Gedränge ein armer Knabe fast tödtlich verwundet. Blutend sank er in der Kathedrale seiner armen Mutter in die Arme. Er genas wieder, stotterte aber lebenslänglich: es ist Nicolaus Tartaglia (der Stotterer), geb. in Brescia 1506, gest. 1557 als Professor der Mathematik in Venedig, welchem die Wissenschaft die Lösung der kubischen Gleichungen und die Theorie der Flugbahn von Kanonenkugeln und Bomben verdankt. Sein Gegner war Cardan, geb. zu Pavia 1501, gest. zu Rom 1576, als Arzt, als Philosoph, als universaler Gelehrter, als genialer Sonderling noch berühmter denn als Mathematiker. Sein Büchlein über sein eigenes Leben ist ein merkwürdiges Beispiel von Offenheit. Er bekennt, daß er ein falscher Spieler ist, rachsüchtig, ohne Reue, boshaft in der Rede. Man glaubt daß er, um seine Prophezeiung über die Zeit seines Todes nicht Lügen zu strafen, sich zu Tode gehungert hat.

Tartaglia. Cardan.

Die erste wissenschaftliche Größe Italiens in jener Zeit in den Naturwissenschaften ist Galileo Galilei, geb. zu Pisa 1564, 1589 Professor der Mathematik in dieser Stadt, früh durch Entdeckungen berühmt, von aristotelischen Anschauungen kühn sich losreißend und die Erfahrung als Lehrerin beachtend. So führte ihn der Anblick der Bewegung einer Lampe über seinem Haupt zur Entdeckung der Gesetze der Pendelschwingungen. So glänzend sein Geist, so reizbar war sein Gemüth. Den Gegnern seiner Anschauung antwortete er meist leidenschaftlich, bitter und mit Hohn. Der schroffe Tadel einer Maschine, welche Giovanni de Medici erfunden hatte und welche dieser für ein Meisterstück hielt, zog ihm so viel Unannehmlichkeiten zu, daß er gerne die Heimath verließ und einen Lehrstuhl der Mathematik in Padua übernahm. Die Venetianische Regierung hieß ihn willkommen. Der Mann war wichtig. Rasch nach einander folgten Entdeckungen: die Gesetze des Falles, die Erfindung des geometrischen Compasses, die Vervollkommnung des Fernrohres. Noch bewahrt man in Venedig das Fernrohr, das er auf dem Glockenthurm des Markusplatzes errichtet hatte. Die Republik ehrte ihn hoch und gab ihm das Bürgerrecht. Die wichtige Entdeckung des Fernrohres machte Galilei 1610, dessen Anfänge man bald einem Metzu, bald einem Jansen, bald einem Lippersheim zuschrieb. Galilei berichtet selber darüber im März 1710: „Vor etwa 10 Monaten berichtete man mir, daß ein gewisser Holländer ein Augenglas (perspicilium) erfunden habe, mit dessen Hülfe man entfernte Gegenstände eben so sehe, wie wenn sie nahe wären. Man machte mit

Galilei. Fernrohr.

*) Harmonices mundi libr. V. Prooemium.

dieser Erfindung schon verschiedene Versuche, welchen die Einen Glauben schenkt die Andern verweigerten, wie mir ein Brief aus Paris besagte. All das tri mich an, alle Mittel anzuwenden, um ein ähnliches Werk zu Stande zu bring und mit Hülfe der Lehre von der Strahlenbrechung gelangte ich in kur Zeit zum Ziel. Ich machte mir eine Röhre aus Blei, an ihre beiden End versetzte ich Gläser, die auf der einen Seite eben waren, während auf der ande das eine convex, das andere concav war. Die Gegenstände, die ich dadurch l trachtete, erschienen 3 Mal näher und 9 Mal größer. Ich ging dann noch g nauer zu Werk und brachte ein Fernrohr zu Stand, welches die Gegenstän mehr als 60mal vergrößerte. Endlich gelangte ich, indem ich keine Mühe u keine Kosten scheute, dahin ein Instrument zu Stand zu bringen, welches d Gegenstände mehr als 1000fach vergrößerte. Es ist unnöthig, die Vortheile auf zählen, welche die Anwendung dieses Rohres auf dem Land, wie auf dem Mee darbietet. Ich ließ aber die Dinge auf der Erde gehen und fing an den Hi mel damit zu betrachten, zunächst den Mond *)." Welche Endeckungen fand nun rasch nach einander statt! Bisher hatte man die Sterne für ätherische Wesen g halten und die Erde für den einzigen massiven Weltkörper, jetzt erschien d Mond als eine große kugelförmige Masse, freischwebend im Raum. Die Fleck im Mond hatte man bisher für Folge der Ausdünstung der Erde gehalte jetzt bemerkte Galilei, daß die Oberfläche des Mondes unregelmäßig sei, da er Berge und Thäler habe, viel größer als die Erde. Schon stellte Galilei ve suche an, vermittelst des Lichtes die Höhe dieser Berge zu messen**); schon strebte er d Licht des Mondes selber zu bestimmen, und bemerkte, daß der Mond uns b ständig die gleiche Seite zukehre, und daß fast die Hälfte dieser Oberfläche f uns unsichtbar sei. Der Anblick der Oberfläche des Mondes, die er mit d Gestalt Böhmens verglich, regte in ihm den Gedanken an, daß er bewohnt s eine Idee, die 200 Jahre vorher schon der Cardinal Kusa ***) ausgesprochen hat in den Worten: „Das Weltgebäude hat überall seinen Mittelpunkt und nirgen eine Grenze, weil Mittelpunkt und Umfang Gott ist, welcher überall und nirgend ist," und welcher meinte, alle Weltkörper seien bewohnt, damit die Himmelsräum nicht ohne Leben seien. Bald erkannte Galilei, daß die Milchstraße und d Nebelsterne nur eine Anhäufung von Millionen Sternen ist. Kurz dara entdeckte er die Jupitersmonde, die wechselnden Lichtgestalten der Venus, d Handhaben an beiden Seiten des Saturns, die Flecken der Sonne, aus dene er auf ihre Rotation schloß, wie er bei Betrachtung der größten Fixsterne, we sie durch das Fernrohr nicht vergrößert erschienen, auf ihre unermeßliche En fernung schloß. Die Annahme lag auf der Hand, daß die Fixsterne Sonne

*) Nuntius sidereus magna longeque admirabilia spectacula pandens etc. p.

**) Nuntius sidereus p. 13.

***) D. Nicolai de Cusa Cardinalis Opera; Basileae 1568, in fol. lib. II. cap 1 De docta Ignorantia.

ren. Wie tief eingreifend war der Eindruck, den diese neuen Lehren machten! — Die Idee von dem kugelförmig begrenzten Weltall verschwand, man schien auf einem uferlosen Ocean zu steuern. Nach der Entdeckung der Jupitertrabanten bot ihm Cosmo II. eine Stellung in Florenz an. Die Liebe zur Heimath war groß, Galilei kehrte zurück. Dort fanden seine hydrostatischen Untersuchungen statt, entstand seine Arbeit über die Sonnenflecken und suchte er den Grund von Ebbe und Flut zu erklären. Dort begann aber auch der Streit mit Rom, der für sein späteres Leben so ernste Folgen hatte.

Der Streit bezog sich auf die Lehre des Kopernikus. Rom hatte sich nicht an und für sich gegen dieselbe ausgesprochen. Der erste Begründer hatte im Gegentheil Paul III. sein Buch über die Bewegung der Himmelskörper gewidmet. Seine astronomischen Berechnungen wurden der Kalenderberechnung von 1582 zu Grunde gelegt. Aber er behandelte seine Ansicht als Hypothese. Nicht wegen dieser Hypothese, die damals noch nicht vollständig begründet war, entbrannte der Streit, der Galileis späteres Leben vergiftete, sondern weil Galilei seine Lehre durchaus mit der Bibel begründen wollte. Er ist nicht als guter Astronom, sondern als schlechter Theolog verfolgt worden *).

Der Italiener Rosini sagt, daß die Kirche als solche das Kopernikanische System nicht verdammt habe und daß die Urtheile der Inquisition in Rom keine Dogmen seien. Kopernikus bezeichnete sein System als Hypothese, Galilei aber wollte es auch mit der Bibel in Harmonie bringen. Dies ist einer der Hauptpuncte der Verhandlung, — ein anderer die Art, wie Galilei päpstliche Erlasse deutete. 1610 erschien sein Buch Nuntio sidereo, welches besonders über die Jupiters-Trabanten handelt. Das Werk machte großes Aufsehen. Robert Bellarmin verlangte von den Mathematikern des Collegio Romano ein Urtheil darüber, das ganz zu dessen Gunsten ausfiel. Als Galilei 1611 selber nach Rom kam, fand er einen glänzenden Empfang. Als jedoch der gelehrte Forscher 1613 in einem Schreiben an Castelli die Stelle im Buch der Richter von der Josua-Schlacht gegen die Wahrheit des ptolemäischen Systems benutzte, brach der Streit zuerst in Florenz los. Der Pater Caccini wendete in einer Predigt gegen ihn die Stelle aus der Apostelgeschichte an: Viri Galilaei, quid statis aspicientes in coelum. Galilei hatte der bisherigen Deutung der Bibelstellen den Krieg erklärt und bemerkt, der heilige Geist habe uns nur gezeigt, wie man zum Himmel gelange, nicht aber, wie die Himmel sich bewegten. Von Rom aus erhielt Galilei die Mahnung, bei der Mathematik zu bleiben und sich auf die heilige Schrift nicht einzulassen. Papst war Paul V., ein Borghese, damals in Sorgen wegen antichristlicher Strebungen in Italien überhaupt. Als Galilei 1616 selber nach Rom ging, ließ ihn der Papst in der Ueberzeugung, daß man die fragliche Unter-

---

*) Die feindseligste Darstellung des Processes Galileis findet sich in Libri: Histoire des sciences mathématiques en Italie. Band IV. Gewissenhaft ist das gesammte Material zusammengestellt, unter Benutzung des Originalprocesses, von Marino Marini, Präfecten des vaticanischen Archivs in dem wichtigen Werk: Galileo e l'Inquisitione. Memorie storiche e critiche. Rom 1850. — Die Gesammtausgabe der Werke Galileis von Eugenio Alberi enthäl im 6. bis 9. Band den bedeutendsten Theil der Correspondenz Galileis. Mit ruhigem und maßvollem Urtheil ist der Proceß behandelt von Alfred von Reumont im ersten Band seine Beiträge zur italienischen Geschichte. Berlin 1833 S. 303—424.

suchung den Laien allein nicht anheim geben dürfe, sagen: er solle die Meinung von der Sonne als unbeweglichem Mittelpunkt des Weltgebäudes fallen lassen. Galilei versprach, sich dem Verbot zu fügen. Das Santo Ufficio oder die Inquisition in Rom sprach sich jetzt entschieden gegen das kopernikanische System aus. Allerdings war dasselbe damals noch nicht von vielen Zweifeln und Schwierigkeiten gereinigt. Bellarmin gab Galilei das Zeugniß mit, er habe keinen Widerruf geleistet und es seien ihm keine Büßungen und Strafen auferlegt worden. 15 Jahre schwieg Galilei über diese Frage. 1623 bestieg Cardinal Maffeo Barberini als Urban VIII. den römischen Stuhl. Er war bisher ein Anhänger Galileis. Das Buch über die Sonnenflecken hatte ihn entzückt, er schrieb noch als Papst 1624 über ihn: Galilei sei ein Mann, dessen Ruhm die Erde durchwandert und am Himmel leuchtet, und er strahle im Glanz der Wissenschaft und aufrichtiger Frömmigkeit. Darauf vertrauend schrieb Galilei seinen Dialogo intorno ai due massimi systemi del mondo. 1630 erhielt er in Rom die Genehmigung zum Druck, aber mit Aenderung mancher Stellen, namentlich unter der Voraussetzung, daß er nicht die absolute, sondern nur die hypothetische Wahrheit *) des koper

---

*) Wie gebrechlich das kopernikanische System damals noch war, zeigt Apelt l. a. S. 239: „Weit davon entfernt, gegen das geheiligte Vorurtheil der gleichförmigen Kreisbewegung der Sterne auch nur den leisesten Zweifel zu hegen, suchte Kopernikus die wirklichen Unregelmäßigkeiten ihres Laufes noch immer nach den Prinzipien der epicyklischen Theorie zu erklären. Er nahm allein bei der Erdbahn oder dem orbis magnus zwei Epicyklen an, um die Bewegung der Absidenlinie und die Veränderung der Excentricität zu erklären. Er betrachtete nämlich die Erdbahn wie einen festen und unveränderlichen Kreis, in dessen Innerm die Sonne so steht, daß der Ort derselben mit dem Mittelpunkte des Kreises nicht zusammenfällt. Alsdann fingirt er sich, daß der Mittelpunkt der excentrischen Erdbahn in 3434 Jahren die Peripherie eines kleinen Kreises zurücklege, welcher die Sonne nicht einschließt, wodurch er abwechselnd in dieser Periode der Sonne bald näher rückt, bald sich wieder von derselben entfernt. Den leeren Mittelpunkt dieses Kreises, auf dessen Umfang sich das Centrum der Erdbahn bewegt, läßt er in einer Periode von 54,000 Jahren in einem etwas größeren Kreis um die Sonne laufen, welche zugleich der feste und ruhende Mittelpunkt des Zodiakus ist. Man sieht leicht, wie in Folge dieser Bewegung die Lage der Absidenlinie und die Excentricität der Erdbahn sich ändern müsse. Den erstern kleinern Epicykel nennt Rheticus „das Rad des Schicksals," und meint, daß an dessen Umschwung das Geschick der Weltmonarchien geknüpft sei. Von den Planetenbahnen aber nimmt Kopernikus an, daß sie nicht in dem Mittelpunkt der Welt, d. h. der Sonne, sondern in dem Mittelpunkt der Erdbahn die Ekliptik durchschneiden, und zwar so, daß der Mittelpunkt einer jeden Planetenbahn nicht mit dem Mittelpunkt der Erdbahn zusammenfällt. Er rechnet daher die Excentricität der Planetenbahnen vom Centrum der Erdbahn aus, gleichsam als ob dieses, und nicht vielmehr der Mittelpunkt der Sonne die eigentliche Basis des Planetensystems sei. Derjenige Durchmesser eines Planetenkreises welcher zugleich durch den Mittelpunkt des orbis magnus geht, ist dann die Absidenlinie dieses Planeten. Den Neigungswinkel jeder Bahnebene setzt er gleich demjenigen, welchen im ptolemäischen Systeme der Epicykel mit der Ebene des zugehörigen deferirenden Kreises macht. Aus diesen Voraussetzungen konnten die Veränderungen in der Breite natürlich nicht vollständig abgeleitet werden. Um die übrigbleibende Incongruenz der Hypothese mit den Beobachtungen auszugleichen, nahm er an, daß die Ebene einer jeden Planetenbahn gewisse Schwankungen um den Mittelpunkt der Erdbahn mache, welche gegen den Umlauf der Erde commensurabel seien. Um sich von diesen Schwankungen oder Libationen, wie er sie nennt, den richtigen Begriff zu machen, stelle man sich vor, daß die Axe der Planetenbahn auf einem bestimmten festliegenden Durchmesser eines kleinen Kreises oscillire, während der Kreis mit sammt diesem Durchmesser sich einmal herumdreht, so daß also der Pol der Planetenbahn eine kleine Spirallinie am Himmel beschreibt. Die Vorliebe für Ptolemäus, und vor Allem die Rechnungsvortheile, welche diese Voraussetzung gewährt, hatten den Kopernikus bestimmt, die Ebenen der Planetenbahnen nicht auf den Ort der Sonne, sondern auf den Mittelpunkt der excentrischen Erdbahn zu beziehen. Die Ekliptik wird dadurch zu einem eigenthümlich magischen Kreise des Planetensystems, zu der festen und unverrückbaren Grundebene des Weltgebäudes, gegen welche alle Bahnebenen sich in einer schwankenden Lage befinden."

rikanischen Systems behaupte und die Bibel aus dem Spiel lasse. In dem Gespräch sind einem der Redner, Simplicio, mehrere Gründe für die Wahrheit des tolemäischen Systems in den Mund gelegt, deren Urban VII. sich im Gespräch mit Galilei selber bedient hatte: der Papst glaubte nun, Galilei habe ihn lächerlich machen wollen, und war ihm fortan abgeneigt. Der Gelehrte wurde nach Rom vorgeladen, zumal er gegen das Verbot von 1616 gehandelt habe. Galilei erschien am 13. Februar 1633 in Rom. Anfangs wohnte er im Palast des Gesandten von Florenz. Aus dem Bericht des letzteren hören wir, daß diese Schrift dem Papst sehr folgenreich und bedeutsam für die Religion erschien. Man warf Galilei vor, als er sich mit der Druckerlaubniß entschuldigte, daß er dem Inquisitor das Verbot von 1616 nicht mitgetheilt habe. Am 12. April begannen die Verhandlungen wider ihn, am 10. Mai führte er die Vertheidigung, am 21. Juni erfolgte die Verurtheilung. Die Folter hat er nie erduldet, sein Fehler war das Uebergreifen in die Theologie. Das berühmte „e pur si muove," das er bei Leistung des Widerrufs gesprochen haben soll, hat Galilei nicht gesprochen. Der Papst bestimmte, daß Galilei sich nach Siena zum Erzbischof zu begeben habe. Ascanio Piccolomini war von seiner Jugend an ein Verehrer des Astronomen, er gewährte ihm die freundlichste Aufnahme und suchte ihm den Aufenthalt so tröstlich als möglich zu machen. Später erhielt Galilei vom Papst die Erlaubniß, sich nach seiner Villa von Arcetri zu begeben, nur solle er keine Besuche empfangen, weil man fürchtete, er verbreite antikatholische Meinungen. Im Sommer 1638 erhielt er die Erlaubniß, nach Florenz zurückzukehren. Der Spanier Calasanzio, Stifter der Congregation der Kleriker der Scuole nahm sich seiner an. Am 8. Januar 1642 starb Galilei beinahe 78 Jahre alt, seit einiger Zeit erblindet und fast taub. — Die Vollendung der ganzen Weltanschauung erfolgt erst durch Newton.

Newtons Leben.

Isaak **Newton** wurde geboren 25. December 1642 zu Woolsthorpe, einem kleinen Dorfe in der Grafschaft Lincoln; sein Vater, ein Pächter, starb früh. Der schwächliche Knabe kam zuerst in die öffentliche Schule zu Grantham, wo er sich aber nicht hervorthat, sondern immer unter den letzten Schülern der Klasse saß. Er selber pflegte später zu erzählen, daß er in der Schule gar nicht auf den Unterricht Acht gab. In seinen Erholungsstunden nahm er nicht Antheil an den lärmenden Spielen seiner Kameraden, sondern verfertigte mit seltenem Geschick kleine mechanische Arbeiten: eine Wasseruhr, eine kleine Windmühle, nebenbei auch kleine Gedichte. Als 1656 seine Mutter zum zweiten Male Wittwe wurde, mußte Isaak die Schule verlassen, um dem Landbau sich zu widmen. Statt aber auf seine Heerde Acht zu geben, fand man ihn oft unter einem Baum sitzend, mit einem Buch beschäftigt, für den Verkauf der Erträgnisse des Ackers hatte er gar keinen Sinn und zeigte gar keine Aufmerksamkeit. Das war klar, für den Landbau paßte Newton nicht. Die Mutter ließ ihn deshalb wieder studiren. 1661 kam Newton nach Cambridge. Da fielen Keplers Werke ihm in die Hände, die er mit Heißhunger verschlang, dann die Elemente Euklids, welche ihm an und für sich so klar, so schön, so folgerichtig erschienen, daß er nicht begriff, wie man sie erst durch Erklärungen begreiflich machen wolle. Bald wandte er sich den Werken des Cartesius zu. Damals schon soll er die Methode der unendlichen Reihen gefunden haben. In das Jahr 1666 fällt die Geschichte, wornach ihm, während er unter einem Baume lag, ein Apfel, der auf ihn fiel, die erste Anregung zur Auffindung der Lehre gegeben habe, daß alle Körper nach dem Mittelpunkt der Erde streben. So erzählte es seine Nichte später dem Voltaire, während seine Biographen Nichts davon wissen, denen doch Newton auseinander setzte, durch welche Gedankenverbindung er auf dieses Naturgesetz gekommen sei. Von 1669 an bis 1695 war Newton Professor der Mathematik in Cambridge. 1672 wurde er Mitglied der Akademie

zu London, 1673 wollte er, verletzt durch die Streitigkeiten über die Natur des Lichtes, seine Stelle niederlegen, man nahm aber seine Entsagung nicht an. Als Jakob II. seinen Streit mit der Universität begann, war Newton unter den Abgeordneten, welche das Recht der Hochschule vor dem Oberrichter Jeffreys so kräftig vertheidigten. 1689 war er Vertreter seiner Universität im Parlament, blieb aber wider alle Erwartung stumm. Er fand sich nicht aus im Gebiet der Politik, er soll nur einmal gesprochen haben, um nämlich zu beantragen, daß man ein Fenster im Saal schließe, weil die dadurch veranlaßte Zugluft den Mitgliedern schade. Vom Februar 1690 an kehrte Newton ganz wieder zu seinen gelehrten Arbeiten zurück, seit dem Herbst 1692 aber war er einige Zeit geisteskrank. Der Tod seiner Mutter ergriff ihn sehr, vielleicht wirkte Ueberarbeitung mit, den eigentlichen Anlaß aber soll die Vernichtung seiner Untersuchungen über die Natur des Lichtes gegeben haben, an denen er viele Jahre gearbeitet hatte. Newton war nämlich sehr fromm, er ging jeden Abend in die Kapelle der Universität, um am Gottesdienste theilzunehmen. Eines Abends vergaß er beim Ausgehen die Lampe zu löschen, sein Hund warf sie um und die Manuscripte verbrannten. Newton fand bei der Heimkehr nur ein Häuflein Asche. „Ach Diamant, wenn du wüßtest was du gethan hast," rief er seufzend aus. So erzählt Biot*), nach einer Aufschreibung Huyghens, die noch auf der Bibliothek zu Leyden bewahrt wird. Gewiß ist, sein Geist begann sich zu verdunkeln, wie auch seine Briefe aus dieser Zeit beurkunden. Newton klagt selber, daß er seit 12 Monaten nicht mehr schlafen könne, und daß sein Geist nicht mehr in der alten Verfassung sei. Seine Freunde thaten wider seinen Willen Alles, um ihn wieder herzustellen, und es gelang. Bald strahlte dieser außerordentliche Geist wieder in seinem eigenthümlichen Glanz. Entdeckung folgte auf Entdeckung, aber auch Ehre auf Ehre. Sein Freund Halifax, welcher 1694 Kanzler des Schatzamtes wurde, verschaffte ihm 1699 die Stelle eines Direktors der Münze mit einem glänzenden Gehalt, in welcher Newton seinem Vaterland die wichtigsten Dienste leistete. 1702 ernannte ihn die Akademie der Wissenschaften zu Paris — für Fremde eine seltene Ehre — zu ihrem Mitglied, 1703 ernannte ihn die Akademie zu London zu ihrem Vorstand, 170[illegible] erhob ihn die Königin Anna zum Baronet. Newton war sehr empfänglich für diese Ehrenbezeugungen, obschon sie seinem wahren Ruhm keine Zuthat hinzufügen konnten. Ehrgeiz, Argwohn waren Gebrechen seines Charakters, auch konnte er keinen Widerspruch ertragen. Der protestantischen Lehre war Newton dabei so ergeben, daß er einmal während des Krieges in den Cevennen als Freiwilliger in die Reihen der Camisarden eintreten wollte. Arago wirft die Frage auf: „wie würde der zaghafte Newton sich auf dem Schlachtfelde benommen haben, er, welcher aus Furcht, umgeworfen zu werden, nie durch die Straßen Londons fuhr ohne die Arme auszuspannen und die Hände krampfhaft an beide Kutschenthüre zu halten?" — Newton lebte ganz seiner Wissenschaft, er hat sich nie vermählt. Was Liebe sei, scheint er nie gefühlt zu haben. Er war sehr nüchtern. Seine Geisteskräfte blieben rege bis in sein 85. Jahr, sein Auge war noch gleich scharf und glänzend. In Gesellschaften war er zerstreut, selbst zu Haus in Gedanken oft so versunken, daß er Stunden lang an seinem Bett sitzen konnte und daß man ihn immer zum Mahl mehrmals rufen mußte. So zahlreich auch seine Entdeckungen waren, so klein erschienen sie ihm in Vergleich zu den Wahrheiten die noch zu entdecken wären. Oft pflegte er zu sagen: „Ich weiß nicht, wie ich

*) Biot, Melanges I. 266 Vgl. Newton in der Biographie générale, B. 37.

der Welt erscheine, mir aber komme ich wie ein Kind vor, das am Strande des Meeres spielt, und da oder dort einen feiner geschliffenen Stein oder eine schönere Muschel findet, während der große Ocean unentdeckter Wahrheiten vor ihm ausgebreitet liegt." — Newton starb den 20. März 1727 in Kensington, 85 Jahre alt. Er wurde bestattet, wie eine der Größen Englands, in Westminster. Sein Denkmal trägt die Inschrift Qui genus humanum superavit und rühmt neben seinen großen Entdeckungen seinen strengen Glauben und sein einfaches Leben nach den Lehren des Evangeliums, und daß die Menschen sich glücklich preisen, daß ein solcher Mann ihres Geschlechtes war. Zweifel an der Religion durfte man in seiner Nähe nicht äußern. Als Halley einmal zu spotten anfing, wehrte es ihm Newton mit den Worten: „Schweigen Sie, ich habe diese Dinge tiefer ergründet."

Newton hat das Gesetz der Kraft entdeckt, welches das ganze Planetensystem beherrscht, und zwar mit einer Klarheit mathematischer Anschauung, wie sie vielleicht keiner unter den Menschen je wieder besessen hat *). Von seiner Methode sagt Whewell: „Niemand hat sechszig Jahre nach dem Erscheinen der „Principia" und mit Newtons Methode, Niemand hat bis zum heutigen Tage seinen Deductionen irgend etwas Werthvolles hinzuzufügen gewußt. Man weiß, daß er die vornehmsten Mondungleichheiten sämmtlich berechnete; in vielen Fällen hat er uns sein Verfahren, in andern nur seine Resultate gegeben. Wer aber hat in seiner schönen Geometrie irgend eine von den Ungleichheiten, die er unberührt ließ, dargethan oder aus den einfachen Grundsätzen derselben abgeleitet. Das gewichtige Instrument der Synthesis, so wirkungsvoll in seiner Hand, ist seitdem nie wieder von Jemand angerührt worden, da man es zu solchen Zwecken nicht hätte brauchen können, und mit staunender Neugierde betrachtet man es, wie man etwa eine riesige Kriegswaffe anschauen würde, welche unter Trophäen aus alten Zeiten müßig in der Ecke steht und bei deren Anblick man verwundert fragt, welch ein Menschenschlag es doch gewesen sein müsse, der als Waffe schwingen konnte, was wir kaum als eine Last aufzuheben vermögen." Größe Newtons.

1686 erschien sein Hauptwerk: Die mathematischen Prinzipien der Naturphilosophie („Philosophiae naturalis principia mathematica"), welches Laplace das größte Werk des menschlichen Geistes nennt, und welches den mathematischen Apparat zur Erforschung der Naturgeheimnisse enthält, und die Abhängigkeit der Naturerscheinungen von dem mechanischen Grundgesetz der Gleichheit der Wirkungen und Gegenwirkungen nachweist. Die riesige Kraft eigenen Geistes, wie die Kenntniß der Leistungen der Vorgänger war dazu nöthig. Die Gesetze, welche diese gefunden, sind in ihren Ursachen erforscht und demnach begründet und erklärt. Allerdings war kurz vorher Entdeckung auf Entdeckung gefolgt. Leonardo da Vinci und Baco von Verulam hatten den Grundsatz aufgestellt, daß Erfahrung und Beobachtung die Grundlage alles Denkens in der Wissenschaft bilden müssen, daß die Versuche allein die Natur zwingen, Principia.

*) Apelt, Die Epoche der Geschichte der Menschheit. I. S. 278.

Gesetze der Bewegung.

ihre Geheimnisse zu offenbaren und ihr Gesetze zu enthüllen. Stevinus hatte 1586 die Grundsätze des Gleichgewichtes, die Grundeigenschaft der geneigten Fläche festgestellt, und die Fälle gelöst, wo die Kräfte schräg wirken *). Galilei hat die drei Gesetze der Bewegung aufgestellt: 1. Jeder Körper verharrt in seinem Zustande der Ruhe oder gleichförmiger Bewegung in gerader Linie, wenn er nicht durch darauf angewandte Kräfte gezwungen wird, diesen Zustand zu verändern. 2. Die Veränderung der Bewegung ist stets der angewandten bewegenden Kraft proportional und findet in der Richtung der geraden Linie statt, in welcher jene Kraft angewandt wird. 3. Jedem Druck steht immer ein gleicher Gegendruck gegenüber oder der wechselseitige Druck zweier Körper auf einander ist gleichmäßig und findet in entgegengesetzter Richtung statt **). — Das erste Gesetz war von großer Bedeutung für die Entdeckung der Gesetze fallender Körper, beim zweiten Gesetz wies Galilei nach, daß ein horizontal geschleuderter Körper eine gleichförmige horizontale Bewegung haben muß, daß er damit verbunden aber auch eine beschleunigte Bewegung haben wird. Die Forschungen von Torricelli, Castelli, Viviani, Borelli, Gassendi bereiteten die Anwendung der Grundsätze der Mechanik auf die Astronomie vor. Die Erklärung der Bewegungen planetarischer Körper war ihrer Lösung nahe, die Ueberzeugung brach sich Bahn, daß die beständige Bewegung der Planeten eine Folge des ersten Gesetzes sei und ihre elliptischen Bahnen, wie sie durch Kepler festgestellt waren, eine Folge des zweiten. Hooke hatte versucht, die Biegung einer geraden Bewegung zu einer kreisförmigen, durch ein hinzutretendes anziehendes Gesetz zu erklären. Huyghens hatte mehrere Theorien über kreisförmige Bewegungen eröffnet, allein die Frage war, wie die elliptischen Bahnen, welche Kepler gefunden, sich erklären lassen. Da trat Newton 1686 mit dem Grundsatz auf, daß alle Körper sich

Gravitation.

anziehen mit Kräften, gerade gleich ihren Massen und umgekehrt gleich dem Quadrate ihrer Entfernung. Jeder Körper strebt nach dem Mittelpunkt der Erde. Schon Galilei hatte nachgewiesen, daß die Anziehung der Erde gleichmäßig auf alle Körper wirke, und seit Erfindung der Luftpumpe durch Guerike war be-

*) Simon Stevin, auch Simon von Brügge genannt, ist 1548 in Belgien geboren und 1620 im Haag gestorben. Nach langen Reisen durch Europa wurde er 1583 Professor in Leyden, später Liebling des Moriz von Nassau. 1845 erhielt er ein Denkmal in seiner Vaterstadt. M. van de Weyer sagt über ihn: „Seit zwei Jahrtausenden war die Mechanik stehen geblieben, durch Stevin hat sie zuerst wieder seit Archimedes Fortschritte gemacht. Er ist der Vater der neuern Statik, er hat die Gesetze des Gleichgewichtes festgestellt, und die Lehre von den schiefen Ebenen. Er hat das Parallelogramm der Kräfte aufgefunden und bestimmt, er hat sogar einige Versuche auf dem Gebiet der Dynamik gemacht. Er hat aus der Hydrostatik eine von der Statik ganz unabhängige Wissenschaft gemacht. Er hat das hydrostatische Paradoxon gefunden, welches man bisher Pascal zuschrieb, und das Gesetz des Druckes der Flüssigkeiten auf die Wände eines Gefäßes entdeckt; er hat den ersten Anfang mit der Infinitesimal Rechnung gemacht und Decimalbrüche angewendet, er hat zuerst die Mittel angegeben, um aus der Geologie eine Wissenschaft zu machen. Seine Abhandlung über die Schifffahrt wurde in den Schulen aller seefahrenden Nationen zu Grund gelegt."

**) Draper, Geschichte der geistigen Entwickelung Europas. L. II. S. 240.

tätigt, daß die Schnelligkeit fallender Körper unabhängig ist von ihrem Gewicht. Newton muthmaßte, daß die Anziehungskraft der Erde sich möglicher Weise bis zum Mond erstrecken könnte, ja wohl gar die Kraft sei, welche ihn von einer geradlinigen Bahn abbringe und veranlasse, daß er sich im Kreise um die Erde drehe.

Ihre Ausdehnung

Allein, wenn das Gesetz von den Quadraten der Entfernung richtig war, so mußte die Abweichung des Mondes von der Tangente 15 Fuß jede Minute betragen, während Newton bisher nur 13 Fuß berechnen konnte. Es wird erzählt *), daß Newton ob dieses Gebrechens seine Rechnungen Jahre lang bei Seite schob, 1682 habe er in einer Sitzung der Akademie das Ergebniß einer neuen Gradmessung von Picard erfahren, wornach bisher der Durchmesser der Erde zu klein angenommen war. Newton eilte nach Haus mit dieser wichtigen Nachricht, suchte seine alten Papiere hervor und ging nach der neuen Annahme seine Rechnung noch einmal durch. Jetzt griff Alles harmonisch zusammen, die Zahlen bewiesen, daß der Mond durch die Anziehungskraft der Erde in seiner Bahn erhalten und genöthigt werde, sich um die Erde zu dr.hen. Das wichtige Gesetz war also gefunden, die letzte Schranke zwischen Himmel und Erde schien einzustürzen. Newton soll in solche freudige Aufregung der Nerven verfallen sein, daß er unfähig war weiter zu schreiben, und einem eben eintretenden Freund die Feder überreichte, um die Rechnung abzuschließen. Die Entdeckung machte gewaltiges Aufsehen. Was vom Mond galt, ließ sich auf jeden Planeten unseres Sonnensystems anwenden und Newton dehnte das Gesetz auf das ganze Weltsystem aus. Draper **) sagt mit Recht, nachdem er auf die Verwirrungen hingewiesen, welche bei der Vielheit der Planetenkörper vermöge der Anziehung eines jeden auf alle übrigen stattfinden müsse, Newton habe diese Frage gelöst, daß man fast meine, er sei göttlich inspirirt gewesen, „die Hauptabweichungen des Mondes und der Planetenkörper nachzuweisen, die Gestalt der Erde zu bestimmen, — daß sie keine völlige Kugel, sondern ein abgeschrägtes Sphäroid ist — sowie das Vorrücken der Aequinoctien gegen Osten und das Steigen und Fallen des Weltmeers zu erklären. Zu solcher Vollkommenheit haben spätere Mathematiker die Lehre gebracht, daß die verwickeltsten Bewegungen und Unregelmäßigkeiten des Sonnensystems befriedigend erklärt und der Berechnung unterworfen worden sind. Diesen Grundsätzen vertrauend ist es nicht nur für möglich befunden worden, wenn man die Masse eines gegebenen Planeten kennt, die Verwirrung zu bestimmen, welche er bei den nächstbefindenden hervorrufen kann, sondern selbst das umgekehrte Problem ist mit Erfolg in Angriff genommen und aus den Verwirrungen der Ort und die Masse eines bisher unbekannten Planeten bestimmt worden.

durch das Universum.

So erkannte man aus den Abweichungen des Uranus von seinem in der Theorie ihm zukommenden Platze

*) Edinburgh Review, Oct. 1848 bekämpft jedoch diese Tradition mit wichtigen Gründen.
**) Draper Geschichte der geistigen Entwickelung Europas. S. 244.

das nothwendige Vorhandensein eines äußern verwirrenden Planeten und unsere Zeit ist Zeuge des geistigen Triumphes von Geometern gewesen, welche auf die Stelle hinwiesen, auf die man das Teleskop richten müsse, um einen neuen Planeten zu finden. So wurde die Entdeckung des Neptun herbeigeführt." Seit Newton sind die astronomischen Tafeln einzig auf das Gesetz der Schwere zurückgeführt. Jeder Fixstern gilt jetzt gleich der Sonne als ein planetarischer Mittelpunkt. Draper bemerkt mit Recht: „Der zu diesem Behuf gelieferte Beweis stützt sich einzig und allein auf die Beobachtungen der beiden Herschels über die Bewegungen der Doppelsterne. Unter den Sternen gab es mehrere in so dichter Nähe bei einander, daß Sir W. Herschel auf die Vermuthung kam, es könnte sein, daß man durch Beobachtung derselben die Stern-Parallaxe ermittelte. In diese Forschungen, welche ihn viele Jahre lang beschäftigten, vertieft, entdeckte er, daß viele von diesen Sternen nicht nur optisch bei einander sind, wenn sie sich zufällig in einer Sehlinie befinden, sondern daß sie auch in Wirklichkeit physisch mit einander verbunden sind, indem sie sich in regelmäßigen Bahnen umkreisen. Die Bewegungen dieser Doppelsonnen ist jedoch in vielen Fällen so langsam, daß viele Jahre erforderlich sind, um dieselbe genügend zu bestimmen. Sir John Herschel setzte daher die Beobachtung seines Vaters fort und erforschte mit andern Mathematikern die charakteristischen Erscheinungen dieser Bewegungen. Das erste Beispiel einer Bestimmung der wahren elliptischen Elemente der Bahn eines Doppelsternes wurde von M. Savary im Falle des ζ Ursae majoris gegeben, indem er eine elliptische Bahn von 38¼ Jahren nachwies. Die Perioden anderer seitdem bestimmter Sterne ist jedoch bei weitem länger, so beträgt sie bei σ Coronae nach Mr. Hind mehr als 736 Jahre. Aus dem Umstande, daß die Bahnen, in welchen diese Sterne sich um einander bewegen, elliptisch sind, folgt nothwendig, daß das Gravitationsgesetz dem umgekehrten Quadrate gemäß bei ihnen Stich hält. In Anbetracht der ungeheuren Entfernungen dieser Körper und der Abweichung in der Bildung der Systeme, welchen sie angehören, von den Bedingungen, die in unserm einsonnigen Systeme gelten, darf man wohl das Vorherrschen des Gravitationsgesetzes im ganzen Universum annehmen."

In Newton zeigt sich ein gewaltiger Sieg des menschlichen Geistes. Was Plato meinte mit dem Ausspruch, daß Gott beständig Geometrie treibe, was Kepler ahnungsvoll unter seiner Harmonie des Himmels verstand, das war jetzt erwiesen. All seine Sätze waren jetzt Folgen eines höhern Satzes. „Das ganze Weltall lag jetzt offen da *), was die ägyptischen Priester mit ehrfurchtsvoller Scheu verehrt hatten, was dem Scharfsinn der griechischen Philosophen entschlüpft war, das hatte jetzt ein britischer Mathematiker enträthselt. Der Schleier der Isis war gehoben und das innere Triebwerk der Natur öffnete sich dem menschlichen

Werth der Entdeckung.

*) Apelt, l. c. I. 292.

Blick. Die magischen Mächte der Astrologie waren entzaubert und die unheimlichen Schauer zerstreut, welche sonst drohend das Angesicht der Natur umgaben. Das ganze Getriebe des Planetensystems, der bewunderungswürdige Lauf der Gestirne beruhte auf dem einfachen Spiel natürlicher Kräfte."

Was die heilige Schrift längst bemerkt, daß Gott Alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet habe, daß die Himmel Gottes Herrlichkeit erzählen, es war erwiesen. Die alte Weltanschauung war zwar gefallen, welche die Erde zum Mittelpunkt des Universums macht, eine viel größere war aber an ihre Stelle getreten. Bald erschien auch die Milchstraße als ein geschlossenes Sternensystem und die Sonne mit all ihren Planeten nur als ein einzelnes Glied in diesem Sternengewimmel. Wie aber die Anschauung von der Welt eine erhabenere wurde, so auch die Ansicht vom Schöpfer, vor dessen Thron diese Wogen von Welten auf und niederrauschen und von dessen Geist sie Zeuge sind *).

Aber auch die Anschauung von der Würde und der Bedeutung des Menschengeistes mußte eine höhere werden: er durchforschte die Welträume, er fand die Gesetze, nach welchen jene Riesenkörper seit ihrem Bestehen sich bewegen, und die Art, wie Newton sie fand, zeugt für die Begabung und den Beruf des Geistes. Snell sagt in Betreff der Synthese Newtons ganz richtig **): „So war am Ende eines mühsamen Suchens in der Erfahrung als Bleibendes, als Inneres das Gesetz gefunden, was nothwendige Folgerung des Begriffes

---

*) Sehr schön drückt diesen Gedanken ein Hymnus von F. L. Stolberg aus:

Es versenkt, es erhebt
In die Höh'n, in die Tiefen
Der Schöpfungen Gottes
Sich staunend der Geist, und trunken vor Wonne,
Doch bebend und bang!
Denn es rauscht das flammende Meer
Der Schöpfungen Gottes,
Wog auf Woge, Himmel nach Himmel dahin!
Sirius und Arktur, und die Orionen,
Die gewölbte Veste, so hienieden wir sehn,
Und der Sonnengurt, der umher sich schlingt,
Sind Tropfen im Meere, und sind jenen gleich,
Die bei Nacht an des Fischers Kahn
Der leuchtende Schlag des Ruders erhebt.

Jeder Tropfen ein Sonnenmeer,
Jede Sonn' umringt von kreisenden Erden,
Und umringt von Monden die Erde
Und jegliche Sonn', und die Erd' und die Monden allzumal
Von Geschöpfen, die Dein, Halleluja, o Gott! die Dein
Harren, bewohnt, die sich Dein, o Unendlicher erfreuen!

Denn o Gott mit unendlicher Macht
Gossest Du aus die strahlende Urne,
Da du schufst, gossest sie aus mit unendlicher Weisheit,
Gossest sie aus mit unendlicher Liebe!

**) Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Dresden 1858

gewesen wäre. Speculationen ohne Erfahrung sind verunglückt, nicht, weil die Erfahrung erst den Stoff liefern soll zum Denken, sondern weil man mit abstracten Begriffen ohne die Fingerzeige der Erfahrung nicht umzugehen weiß. Die speculative Vernunft, sich selbst überlassen, stürzt sich leicht in einen Strudel. Wer die scharfen Waffen des Geistes zu führen verstände, wer die Kraft hätte, die Vernunft, das ewige Maß der Dinge, zu pressen, wie sie ihren Inhalt spendet, würde wenig der Erfahrung brauchen, um in die innerste Werkstätte der Natur und des Lebens einzudringen."

Allein diese Schlüsse wurden zunächst nicht aus der Entdeckung Newtons gezogen, dagegen begann man bei Allem nur nach den mathematischen Gesetzen zu fragen und nur der Erfahrung zu vertrauen — im Gegensatz zum Mittelalter, welches, vom Reichthum der Ideen wie berauscht, sich um die Erfahrung nicht kümmerte und über der Beschäftigung mit der idealen Welt die Erforschung der realen unterschätzte. Das Ohr der Menschheit ist zu Zeiten für gewisse Wahrheiten wie verschlossen, für andere einzig geöffnet. Ein kalter Naturalismus nahm überhand, die religiösen Ideen dagegen, die erhabensten Ahnungen des menschlichen Geistes wurden wie Träume behandelt. Was bisher für Wahrheit galt, hatte keinen Sinn mehr, geringschätzig blickte man auf die Vergangenheit. Dagegen nahm der Stolz auf die eigene Kraft eben so überhand, als die Neigung, nur das als vernünftig anzuerkennen, was man selber construirt hatte.

Zeitrichtung.

Toland. Am weitesten geht in dieser Richtung John Toland, geboren in Irland 1671, der Sohn katholischer Eltern ging er jedoch im 16. Jahr zum Protestantismus über. Seine Studien machte T. zu Dublin, Glasgow, Edinburg, Leyden. Dort verfaßte er das Werk: Christianity not mysterious, oder das Christenthum ohne Geheimnisse, welches 1696 erschien und das größte Aufsehen erregte. Der Grundgedanke desselben ist: im Evangelium ist keine Lehre, die der Vernunft widerspräche, und die Offenbarung ist wahr, nicht weil sie geoffenbart, sondern weil sie vernünftig ist; was jetzt noch über unser Verständniß hinausgeht, ist vielleicht morgen schon verständlich; im eigentlichen Sinne gibt es also keine Mysterien in der christlichen Lehre. Selbst die Wunder sind nicht unbegreiflich oder unvernünftig; „denn Wunder," sagt er, „sind außerordentliche Handlungen, welche die menschlichen Kräfte übersteigen und welche die Natur, vermöge ihrer gewöhnlichen Wirksamkeit nicht zu vollbringen vermag. Da Gott kraft seiner Allmacht über die Natur gebietet, so kann er auch zur Erreichung besonderer Zwecke den gewöhnlichen Lauf der Dinge unterbrechen. Uebrigens geht Gott nicht verschwenderisch mit Wundern um, nur um eines wichtigen, der göttlichen Majestät würdigen Zieles willen wird der Gang der Natur geändert, aufgehalten, beschleuniget." Auf die Frage, warum dennoch Mysterien in die christliche Religion kamen, antwortet Toland: „Die bekehrten Juden wollten ihre levitischen Gebräuche und Feste, und die Heiden ihre Mysterien beibehalten und die zutretenden Philosophen machten Lehre und Cultus von Tag zu Tag geheimnißvoller, um als Eingeweihte größeres Ansehen zu gewinnen. Als die römischen Kaiser zur Kirche übertraten, kamen so viele heidnische Formen mit herüber, daß man die neuen Mysterien den heidnischen ganz gleichstellte. So kam es, daß verständliche und angemessene Sinnbilder, wie Brod essen, Wein trinken, sich mit Wasser waschen für schreckliche und unaussprechliche Geheimnisse galten. All diese Mysterien sind aber leere

Zusätze, der ursprünglichen Religion durchaus fremd, sind heidnische Schlacken, während der wahre Glauben durchaus vernünftig ist, eine wohlbegründete Ueberzeugung und durchaus kein blindes Annehmen der Sätze." Obschon Toland zum Theil hier noch auf übernatürlichem Boden steht, so setzte er sich doch mit seinem Buche den heftigsten Angriffen aus, zumal er 1697 bei seiner Rückkehr nach Irland unvorsichtig in Gasthöfen seine Grundsätze auskramte und alle Welt dazu bekehren wollte, und in seiner Eitelkeit sich brüstete, er stehe mit den großen Gelehrten Limborg und Clericus im vertrauten Verkehr, während diese rundweg behaupteten, es sei dieß erlogen. Von allen Kanzeln wurde gegen ihn gepredigt. Ein Edelmann wollte nicht mehr in die Kirche gehen, weil man darin von einem gewissen John Toland mehr rede, als von Jesus Christus. Laut Beschluß des irischen Parlaments wurde 1697 sein Buch durch Henkershand öffentlich verbrannt und Toland selber entging der Verhaftung nur durch Flucht nach England. Aber auch hier entging er einem ähnlichen Lose nur durch mildernde und ausweichende Erklärung seiner Schrift.

Toland verlegte sich jetzt auf politische Schriftstellerei. Sein Leben Miltons 1699 suchte den Kampf gegen die Stuarts zu rechtfertigen. In seiner Anglia libera 1701 ergriff er Partei für die Thronfolge des Hauses Hannover; mit der Gesandtschaft, welche die Thronfolge-Akte der Kurfürstin Sophia überbrachte, ging auch Toland nach Hannover und erhielt für seine Anglia libera reiche Geschenke. Hier lernte er Leibnitz und bei einem Besuche am preußischen Hofe die Königin Sophia Charlotte kennen, an welche unter dem Namen Serena die 1704 erschienene Letters to Serena gerichtet sind. Hierin ist er nicht mehr offenbarungsgläubig, hat er sogar den persönlichen außerweltlichen Gott und die persönliche Unsterblichkeit der Seele aufgegeben, sondern ist der entschiedenste Pantheist: das All ist ihm ewig und unendlich und Gott ist ihm nur noch das dem All inwohnende Leben. Aus dem All entsteht Alles und in das All kehrt Alles wieder zurück; insofern ist er Anhänger Spinozas, gegen welchen Nichts desto weniger die letzten dieser fünf Briefe gerichtet sind; denn Spinozas Substanz sei bewegungslos und verharre in innerer Ruhe, während doch die Substanz in steter Bewegung und Selbstbestimmung, in ewigem Stoffwechsel, in rascher Verwandlung sei. Alle bisherigen Religionen sind ihm eitel Trug, auch die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist nur Priestererfindung. 1709 versuchte Toland im Adeisidaemon nachzuweisen, daß auch Livius die Religion nur für ein Schreckbild für die Menge und den Gottesdienst nur als eine Erfindung der Priester betrachtet habe, daß Moses, der reinste Pantheist, in den 10 Geboten nur das ewige Naturgesetz ausgesprochen habe. Im Nazarenus 1718 wollte Toland beweisen, daß Heidenthum, Judenthum Christenthum und Mohammedanismus nur verschiedene Formen eines und desselben Aberglaubens seien. Im Tetradimus erklärte er, daß ob der Unduldsamkeit des christlichen Pöbels die wahren Philosophen ihre Ansichten geheim halten müssen. Die wichtigste Schrift ist sein Pantheisticon, sive formula celebrandae sodalitatis Socraticae, in welcher er Formeln für den neuen Cult aufstellt und dabei erklärt, daß in vielen Städten Europas, wie Paris, Venedig, Amsterdam und London, schon solche Versammlungen stattfinden von philosophisch gebildeten Männern, die auf Niemandens Wort schwören, Pantheisten heißen, und den Wahlspruch haben: daß aus dem Ganzen Alles kommt, und aus dem Ganzen das All besteht, daß Gott nur die Weltseele und daß das All in ewigem Schaffen, Werden und Verschwinden ist. In diesen sokratischen Versammlungen verhöhne man die vermeintliche Offenbarung, verspotte man Wunder und Geheimnisse als Altweibermärchen und halte sich nur an das unfehlbare Gesetz der Natur und Vernunft. Der Seltsamkeit wegen theilen wir eine solche Formel mit, in welcher der

Pantheisticon.

Vorstand oder Symposiarch die Rede beginnt und die Versammlung im gleichen Geiste antwortet: es ist nur eine Nachahmung der anglikanischen Liturgie:

„Vorstand: Daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper sei, ist immer zu wünschen; und wie wir das Leben nicht leichtsinnig verlassen sollen, so sollen wir auch den Tod nicht fürchten. — Antw.: Darnach wollen wir immer streben. . . . V. und A. singen: Den Biedermann, der fest und beharrlich ist, — Erschreckt nicht der Arges befehlenden Mitbürger Wuth, nicht des Tyrannen — Drohender Blick im muthvollen Herzen. — Der stürmische Süd nicht, Adrias wilde Plage — Und nicht des Donnerers Zeus gewaltige Hand; — Selbst wenn der Erdkreis berstend einstürzt, — Wird der Sturz unerschreckt ihn finden (Horaz Od. III., 3). Der Weise ist heiter und trachtet nicht nach schnödem Gewinn. — A.: Heiterkeit ist das Merkmal des Freien, Trauer das Zeichen des Sklaven. — V. Frei wollen wir sein. Aber dem Gesetz sind wir unterthan; denn nur das Gesetz ist Sicherheit und Freiheit. Die Freiheit ist so weit entfernt von Willkür, — A.: wie die Sklaverei von der Freiheit. — V. Hört also das wahre Gesetz des guten und glücklichen Lebens, das uns Cicero überliefert hat. Cicero sagt: Das wahre Gesetz ist die rechte Vernunft. Dieses Gesetz ist der Natur angemessen und ist ewig dasselbe: alle Völker und alle Zeiten verkünden es. Wer diesem Gesetze nicht gehorcht, gibt sich selbst auf; er leidet Schaden, auch wenn er der äußern Strafe entgeht. (De Republica III.) — A.: Darnach wollen wir leben. — V. Und abermals höret: Das größte Uebel ist aber der Aberglauben, der über die Völker zerstreut ist und die Gemüther der Schwachen gefangen nimmt. Ihn müssen wir zu vernichten streben, wenn wir uns und unseren Nächsten nützen wollen. Wer aber den Aberglauben aufhebt, hebt deshalb noch nicht die Religion auf. Die Schönheit der Welt und die Ordnung der himmlischen Dinge zwingt uns einzugestehen, daß es eine ewige Natur gibt, die der Mensch immer und immer wieder preisen und bewundern muß (Cic. de divinatione letztes Cap.). — A. Wir sind zufrieden mit dem, was die Natur uns für das Leben gestattet. — V. Wisset Ihr aber auch, daß, wie die Geburt für Euch aller Anfang ist, so der Tod für Euch für immer das Ende bringt? Thöricht ist, wer darüber trauert, daß er nicht in Ewigkeit lebt. — A.: Und thöricht auch Derjenige, der da trauert, daß er nicht von Anbeginn gelebt hat.“ Gewiß ein ideenarmer Cult!

Haben die genannten Versammlungen wirklich stattgefunden, so kann damit nur ein weiter fortgeschrittener Theil des Freimaurerbundes verstanden sein; denn damals hat sich der (Bd. II. Seite 871) besprochene Freimaurerorden aus einer praktischen Maurerverbindung in eine theoretische verwandelt, oder vielmehr hat eine Genossenschaft von Liberalen und Deisten die alten Freimaurerformen angenommen, um unter dem Schimmer des Geheimnisses einen Bund zu bilden, der durch ganz Europa die Lehre von der Volkssouverainetät und von der Nichtigkeit aller positiven Religionen verbreiten sollte. In England hielten sich nämlich die alten Baugilden länger, als im übrigen Europa, aber endlich mußten auch sie dem Geiste der neuen Zeit weichen und verfallen. Waren die früheren Maurergilden streng abgeschlossen, so wurden im 17. Jahrhundert Gönner und Kunstfreunde aufgenommen (accepted masons). So trat Wilhelm von Oranien 1695 in eine Baugilde ein und seitdem ist die Maurerkunst die königliche Kunst. Die eigentliche Umwandlung fand jedoch statt 1714. Das Constitutionenbuch von Anderson erzählt darüber: „König Georg I. hielt am 20. September 1714

Freimaurer.

einen prachtvollen Einzug in London, und nachdem die Rebellion im Jahre 1716 gedämpft war, so erachteten die wenigen Logen in London, welche sich von dem damals 84jährigen Sir Christoph Wren vernachlässiget fanden, für geeignet, sich unter einem einzigen Großmeister als Mittelpunkt der Vereinigung näher an einander zu schließen. Die Logen, welche zusammentraten, waren 1. die zur Gans und zum Rost, 2. die zur Krone, 3. die zum Apfelbaum, 4. die zum Römer und zur Trauben. Diese und einige alte Brüder versammelten sich im Sitz der Loge zum Apfelbaum, einem Weinhause in der Karlsstraße in Coventgarden, und nachdem sie den ältesten Meister-Maurer auf den Stuhl gesetzt, erklärten sie sich zu einer großen Loge in gehöriger Form, und riefen die vierteljährigen Versammlungen der Logenbeamten wieder ins Leben, beschlossen die jährliche Versammlung und das Fest zu feiern und alsdann aus ihrer Mitte einen Großmeister zu erwählen, bis daß sie die Ehre haben würden, einen adeligen Bruder an ihre Spitze stellen zu können. Diesem Beschluß zufolge ward am Tage Johannis des Täufers im dritten Jahre der Regierung König Georgs I. die jährliche Versammlung und das Fest der freien und angenommenen Maurer in dem auf dem St. Pauls-Kirchhofe gelegenen Bierhause zur Gans und zum Rost gehalten." — Statt der alten Tempel will jetzt der Orden den Bau der Menschheit vollenden, eine neue Menschlichkeit herstellen. Alle positiven Religionen sind jetzt aufgegeben. Zwar wird sich der Maurer der Religion des Landes, in dem er ist, anschmiegen, allein nur zum Scheine. Eine der wichtigsten Stellen im Constitutionenbuche Andersons lautet: „Der Maurer ist durch seinen Beruf verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er die Kunst recht versteht, wird er weder ein stumpfsinniger Gottesläugner, noch ein irreligiöser Wüstling sein. Ob nun wohl die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieses Volkes zu sein, welche es immer sein mochte: so wird es jetzt doch für dienlich erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen, ihre besonderen Meinungen aber ihnen selber zu überlassen; das ist gute, treue Männer zu sein, oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit, durch was immer für Benennungen oder Ueberzeugungen sie unterschieden sein mögen. Hiedurch wird die Maurerei die Spitze aller menschlichen Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Menschen zu stiften, welche außerdem in beständiger Entfernung hätten bleiben müssen." Im Katechismus der Gesellen *) werden einige Symbole erklärt: „Das Winkelmaß lehrt uns, daß alle unsere Handlungen nach der Billigkeit abgemessen sein sollen; die Wasserwage, daß alle Menschen gleich sind und eine vollkommene Einigkeit unter den Brüdern herrschen solle; die Bleiwage bezeichnet die Festigkeit unseres Ordens, als der auf Tugend gegründet ist; der rohe Stein, den die Lehrlinge bearbeiten, ist das

*) Sarsena oder der vollkommene Baumeister 1851. Hettner, G. d. engl. Lit.

Bild der Seele, welche sowohl guter, als böser Eindrücke fähig ist; der cubisch Stein, worauf die Gesellen ihre Werkzeuge schärfen, zeigt an, daß wir un durch Wachsamkeit über uns selbst uns vor dem Laster bewahren können, un das Reißbrett der Meister ist das gute Beispiel, welches uns die Ausübung de höchsten Tugend erleichtert." —

Locke. Als der Newton in der Philosophie wird John Locke bezeichnet, de Urheber der sogenannten populären Philosophie, an die sich das ganze englisch Philosophiren, wie es noch heute ist, anschließt; „sie ist die vorzüglichste Wei des denkenden Verhaltens, welche Philosophie genannt wird, die Form, welch in der Wissenschaft, die damals in Europa überhaupt entstand, eingeführt wurd Dies ist ein Hauptmoment der Bildung; die Wissenschaft im Allgemeinen un besonders die empirischen Wissenschaften haben diesem Gange ihren Ursprung z verdanken. Aus Beobachtungen Erfahrungen ableiten, heißt seit der Zeit bei de Engländern philosophiren. Das scholastische Ausgehen von Grundsätzen un Definitionen hat man verworfen *)."

Lebensgang. John Locke, der Sohn eines Hauptmanns, der im Bürgerkrieg beim Parla mentsheer diente, wurde 29. August 1632 zu Wrington in der Grafschaft Bristo geboren, erhielt von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung, dann erlangte e seine Ausbildung auf der Westminster-Schule und in Oxford. Die Schriften de Cartesius weckten den philosophischen Geist in ihm, daneben studirte er auch Me dicin, Naturgeschichte, jedoch nicht um als Arzt aufzutreten, sondern aus Lieb zu den Naturwissenschaften überhaupt und dann, um bei seiner schwächlichen Ge sundheit für sich selber sorgen zu können. Lockes Fortschritte hierin waren so rasch daß der berühmte Arzt Sydenham erklärte, er verdanke ihm viel in der Kuns der Beobachtung, und daß Ashley Cooper, später Graf Shaftesbury, ihn an sic zog, um sich seines Rathes zu bedienen. Locke machte früh zwei größere Reisen eine, als Secretär des englischen Gesandten, nach Berlin, die andere, als Gesel schafter des Grafen Northumberland, nach Frankreich. Als Shaftesbury Großkanzler wurde, verlieh er Locke eine einträgliche Anstellung im Ministerium des Handels Als der Lordkanzler aus dem Amt schied, verlor auch Locke seine Stellung. Sobald Shaftesbury wieder ins Ministerium kam, rief er auch Locke wieder zurück, un als er in Ungnade kam, ging auch Locke mit ihm nach Holland und erfuhr di volle Ungunst Jakobs II., der ihn seiner Stellung am Christcollegium zu Oxfor enthob und einmal sogar seine Auslieferung von den Staaten verlangte, weil e ihn im Verdacht hatte, Schmähschriften gegen ihn verfaßt zu haben. Locke war si keiner Schuld bewußt und wies deßhalb einflußreicher Freunde Anerbieten zurüc für ihn vom König Verzeihung zu erlangen. Das Leben in Holland bestärkte ih in seinen whigistischen Grundsätzen, wie ihn früher der Aufenthalt in Frankreic mit Haß gegen jeden Druck erfüllt hatte. Auf dem Schiff, welches Wilhelm vo Oranien nach England brachte, kehrte Locke in seine Heimath zurück: seine Ste lung in Oxford erhielt er jedoch nicht wieder — er opferte sie hochherzig den jenigen, welchen die Regierung ihm zum Nachfolger gegeben hatte. Eine Stell im Handelsministerium, die er 1695 erhielt, gab Locke wieder 1697 aus Kränl lichkeit auf. Das Angebot des Königs, die Stelle zu behalten, wenn er au

*) Hegel, Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. III. S. 392.

nicht zu den Sitzungen kommen könne, wies Locke aus Gewissensbedenken zurück. Ganz nur gelehrten Arbeiten hingegeben hielt sich Locke fortan auf dem Land in Oates in der Grafschaft Essex auf dem Gute des Graf Masham auf. Am 27. October 1704 trat nach kurzer Krankheit sein Tod ein. Locke starb in der Haltung eines Christen. Als ihm die Frau des Hauses anbot, die ganze Familie wolle für ihn in seinem Zimmer beten, erklärte er, er sei sehr dankbar dafür; er sprach mit Wärme von der Güte Gottes und mit lautem Dank dafür, daß er ihm die Kenntniß des Christenthums verliehen, und ermahnte die Anwesenden, fleißig in der heiligen Schrift zu lesen; die Befolgung ihrer Vorschriften würde sie hienieden schon glücklich machen. Wenige Tage vor seinem Tod schrieb er an seinen Freund Collins, daß nur zwei Dinge in dieser Welt Befriedigung geben, ein gutes Gewissen und die Hoffnung auf ein anderes Leben *).

Die Hauptwerke Lockes sind: 1. ein Versuch über den menschlichen Verstand (Essay concerning human understanding) in 4 Büchern: 1. über die angebornen Ideen; 2. über die Ideen; 3. über die Worte; 4. über die Erkenntniß. Angeregt zu seinem Werk wurde dieser Denker durch eine gelehrte Streitigkeit, bei der er bemerkte, daß beide Theile der gleichen Ansicht und nur in Worten verschieden waren, daß es also nur ein Wortstreit gewesen sei. Bei weiterem Nachdenken fand er, daß die Vervielfältigung und Hartnäckigkeit der Streitigkeiten, welche die Welt des Geistes so verwüstet haben, größtentheils vom falschen Gebrauch dieser Worte abzuleiten sei. Dadurch kam er auf die weitere Frage nach den angebornen Ideen und in Folge seiner Untersuchung auf den Satz, daß es keine angebornen Ideen gebe; daß die Ideen entweder aus Sensation und Reflexion oder aus mannigfaltiger Verarbeitung dieses gegebenen Stoffes durch den Geist stammen. Der Lehre des Cartesius von den angebornen Ideen gegenüber behauptet er, die Seele des Kindes gleiche einer unbeschriebenen Tafel, tabula rasa, welche erst nach und nach von den einfallenden Bildern bemalt und erfüllt werde. Weder speculative, noch praktische Grundsätze seien angeboren, die Ideen kommen mit der Zeit durch Erfahrung in uns. Die Erfahrung ist eine doppelte, eine äußere durch die Sinnesorgane, Sensation, und eine innere durch das Bewußtsein, Reflexion. Die äußern Gegenstände reflektiren sich im Bewußtsein, wie in einem Spiegel. Das Gedächtniß bewahrt die Eindrücke und giebt sie gelegentlich wieder. Der Verstand unterscheidet und vergleicht die zugeführten Vorstellungen verbindet die ähnlichen und trennt die unähnlichen, spricht von wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen und leitet aus den besondern Vorstellungen die allgemeinen Begriffe ab. Die Worte sind die Zeichen der Ideen. In der Regel setzt man voraus, daß die Idee, für welche der Andere ein bestimmtes Zeichen gebraucht, die gleiche sei mit der, für die man dieses selbst braucht. Hierin liegt die große Ungewißheit im Verkehr der Menschen unter einander. Fast alle Worte bezeichnen etwas Allgemeines und alles Allgemeine ist nur Wort und Idee, nicht Object. Um zu beweisen,

Erkenntnißlehre.

*) The works of John Locke. Lond. 1812. Vol I. The life of the Author.

daß es keine angebornen Ideen gibt, sagt Locke: man beruft sich auf d
allgemeine Uebereinstimmung bei moralischen Gefühlen, bei logischen Sätze
die sich nicht anders erklären lassen, als dadurch, daß sie von der Natur ein
pflanzt seien, aber diese Uebereinstimmung findet nicht statt: viele Mensche
Kinder und Unwissende, haben nicht die geringste Kenntniß von diesen Sätze
Man kann nicht behaupten, es sei Etwas der Seele Eingeprägtes, wovon
Kenntniß hat. Bei Kindern und Ungebildeten müßten sich, da jene ja nicht v
bildet sind, diese angebornen Ideen am meisten zeigen *). Man entgegnet zwa
daß Menschen erst von solchen Grundsätzen wissen, wenn sie zum Gebrauch d
Vernunft kommen; ist es aber der Gebrauch der Vernunft, der ihnen zur E
deckung derselben behilflich ist und dieselben entdeckt, so sind sie ja eben ni
angeboren. Sache der Vernunft soll sein, aus bereits bekannten Principien u
bekannte Wahrheiten abzuleiten. Wie sollte also die Anwendung der Vernun
nöthig sein, um die vermeintlich angebornen Principien zu entdecken. Un
dem Worte Idee begreift Locke theils Vorstellung, theils Gedanke.

Doch der Mensch hat nicht bloß Vorstellungen von Gegenständen, sond
auch von Verhältnissen. Durch das Nacheinander der Dinge kommt er zu
Begriff Zeit, durch das Nebeneinander bekommen wir den Begriff Raum. D
durch daß wir an einem und demselben Ding verschiedene Eigenschaften, Far
Form, Stoff bemerken, kommen wir zum Gedanken, daß diese Eigenschaft
an etwas Innerlichem haften müssen, von ihm getragen werden, daß es i
Inneres ist, sie gleichsam trägt, so kommen wir zum Begriff Substanz.
der Kenntniß, die unsere Sinne von der beständigen Veränderung der Din
nehmen, beobachten wir, daß das Entstehen und Vergehen unzähliger Din
von andern abhängig ist, und kommen so zur Idee von Ursache und Wirkun
Jeder findet in sich eine Macht, anzufangen oder zu unterlassen, fortzusetzen o
ein Ende zu machen verschiedenen Handlungen in ihm selbst, und so komm
wir zur Idee von Freiheit und Nothwendigkeit **). Dieser Abschnitt ist einer d
schwächsten in der ganzen Lehre Lockes und sehr oberflächlich, ohne alle Ahnu
von wahrer Spekulation. Hegel bemerkt mit Recht: „Eine andere Frage
aber: sind diese allgemeinen Bestimmungen an und für sich wahr und
kommen sie, nicht außer in meinem Bewußtsein, in meinem Verstande
sondern in den Dingen selbst? Raum, Ursache und Wirkung sind Kategori
Wie kommen diese Kategorien in das Besondere, wie kommt der allgeme
Raum dazu sich zu bestimmen." Bei Locke hat die Wahrheit nur die Bedeutu
der Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit den Dingen, es ist das Tren
oder Verbinden von Zeichen in derselben Weise, in welcher die dadurch bezeichne
Dinge mit einander übereinstimmen oder nicht. Wie komme ich aber zur G
wißheit, daß die Dinge, die ich mir vorstelle, wirklich außer mir sind? Lo

*) An Essay on human Understanding. Vol. I. B. I. Chap. 2.
**) L. c. B, II. Chap. 12—14.

meint, ich könnte mir sonst die Vorstellungen oder Abbilder, wenn sie nicht von den Dingen herrührten, nicht mit meinem Verstand erzeugen. Der Verstand kann die Bilder nur zerlegen und zusammensetzen, aber sie nie von selbst erfinden. Kein Blinder hat je eine Vorstellung von Farben, kein Tauber je eine von Tönen.

Wie ist es Locke möglich, in seiner Theorie den Begriff Gottes zu erklären? Er gewinnt ihn mit folgenden Sätzen: Jeder Mensch erkennt, daß er selbst existirt und daß aus Nichts Nichts wird, daher muß von Ewigkeit her etwas Reales existirt haben. Was sein Dasein einem Andern verdankt, hat auch all seine Kräfte von einem Andern erhalten. Die ewige Quelle aller Wesen muß daher auch der Ursprung aller Kräfte und folglich im höchsten Grade mächtig sein. Da der Mensch Wahrnehmung und Erkenntniß in sich fühlt und von der bewußtlosen Materie diese Wahrnehmung und Erkenntniß nicht herleiten kann, so muß die Quelle aller Wesen von Ewigkeit verständig gewesen sein. Es existirt daher ein ewiges, die höchste Macht und Erkenntniß besitzendes Wesen. Dieses hat aller Welt so leserliche Schriftzüge seiner Werke und seiner Vorsehung vorgelegt, und allen Menschen ein so hinlängliches Licht seiner Natur gegeben, daß diejenigen, zu denen sein geschriebenes Wort nur gekommen ist, sobald sie nur zum Forschen sich anlassen, weder über das Dasein eines Gottes, noch über den ihm schuldigen Gehorsam in Zweifel sein können. Gott.

Alles Wissen von Gott und göttlichen Dingen stammt also nach Locke aus der Erfahrung d. h. aus Ideen, die der Mensch durch die äußeren Sinne oder den innern Sinn erhält und durch die Thätigkeit seines Geistes verarbeitet. Der Behauptung, das Gewissen bezeuge doch das Angeborensein praktischer Grundsätze, tritt Locke mit der Bemerkung entgegen, auf denselben Wegen, auf denen sie zur Kenntniß anderer Dinge gelangen, kommen die Menschen auch dazu, sittlichen Regeln Beifall zu geben und von ihrer verpflichtenden Kraft sich zu überzeugen. Das Gewissen ist nichts Anderes, als unsere eigene Meinung über die sittliche Rechtschaffenheit oder Verkehrtheit unserer eigenen Handlungen. Sittlich gut oder übel sei nur die Uebereinstimmung oder Unvereinbarkeit unserer freien Handlungen mit irgend einem Gesetz, in Folge dessen Gut und Uebel — Lohn und Strafe — kraft des Willens des Gesetzgebers uns zu Theil werde. Es gibt aber dreierlei Regeln oder Gesetze, nach welchen die Menschen über die Rechtschaffenheit ihrer Handlungen urtheilen, nämlich das göttliche und das bürgerliche Gesetz und die öffentliche Meinung. Das göttliche Gesetz ist eine Regel, welche Gott durch das Licht der Natur, durch die Stimme der Offenbarung bekannt gemacht hat, damit die Menschen ihre Handlungen darnach einrichten sollen. Durch Vergleichung mit diesem Gesetz ergibt sich, ob eine Handlung Pflicht oder Sünde ist. Das vom Staat aufgestellte Gesetz entscheidet aber, ob eine Handlung Verbrechen ist oder nicht; das Gesetz der öffenlichen Meinung dagegen, ob eine Handlung Lob oder Schande verdient *).

Ueber das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung sagt Locke: es ist ungenaue Ausdrucksweise, wenn man die Vernunft dem Glauben entgegenstellt, Vernunft und Offenbarung.

*) Essay concerning human understanding. II, 28.

denn der Glaube ist eigentlich nichts Anderes denn die feste Beistimmung de Geistes, welche, wenn sie pflichtgemäß geregelt wird, nur auf gute Gründe hi stattfinden kann. Vernunft ist die Entdeckung der Gewißheit oder Wahrscheinlichkei von Wahrheiten, auf welche der Geist durch Ableitung von solchen Ideen kommt welche er durch den Gebrauch seiner natürlichen Vermögen, d. h. durch Sensatio und Reflexion erhalten hat. Glaube ist die Beistimmung zu Sätzen, die nicht s durch rationelle Ableitung ausgemacht sind, sondern auf die Glaubwürdigkei dessen hin angenommen werden, der sie als auf einem außerordentlichen Weg als von Gott mitgetheilt, vorträgt. Diesen Weg, den Menschen Wahrheiten mit zutheilen, nennen wir Offenbarung. Locke unterscheidet eine doppelte Offenbarung eine unmittelbare und überlieferte (original and traditional revelation). Di erste ist der Eindruck, welcher von Gott auf die Seele eines Menschen unmittelba gemacht wird und dem wir keine Schranken setzen können. Die zweite theilt di erhaltenen Eindrücke Anderen in Worten mit. Es bedarf keiner Offenbarun zu Wahrheiten, welche für uns durch die Vernunft und durch die Ideen, die wi natürlicher Weise haben, entdeckbar sind, denn jede Wahrheit, die wir durch Be obachtung unserer eigenen Ideen klar entdecken, wird uns immer gewisser sein, al diejenige, welche uns durch überlieferte Offenbarung mitgetheilt wird. Auf de andern Seite können wir auch nie Etwas als Wahrheit, oder als göttliche Offen barung annehmen, was unserm klaren und bestimmten Wissen widerspricht *). E gibt aber viele Dinge, wovon wir entweder nur sehr unvollkommene oder ga keine Begriffe haben, und andere Dinge, von deren vergangenem, gegenwärtigen oder künftigem Dasein wir gar keine Kenntniß haben. Diese sind also übervernünfti und sind, wenn sie geoffenbart werden, der eigentliche Gegenstand des Glauben In Allem, was für uns bloß wahrscheinlich ist, kann Gott Offenbarung ertheilen so daß wir dann Gewißheit haben. Durch solch neue Entdeckungen von Wahrheiten welche von der ewigen Quelle alles Wissens kommen, wird die Vernunft nid beeinträchtigt oder gestört, sondern verbessert. Immer aber hat die Vernunft darüb zu urtheilen, ob es in Wahrheit eine Offenbarung und welches der Sinn d Worte sei, in welchen sie mitgetheilt werde **). Schwärmerei setzt an Stelle d Vernunft und Offenbarung die grundlosen Einbildungen des eigenen Gehirn Vernunft ist natürliche Offenbarung, wodurch die ewige Quelle alles Wissen den Menschen die Wahrheiten zukommen läßt, die in den Bereich seiner natü lichen Fähigkeiten gelegt sind; Offenbarung ist natürliche Vernunft, erweiter durch eine neue Reihe von Entdeckungen, die von Gott unmittelbar mitgetheilt werde und deren Wahrheit die Vernunft bestätigt durch das Zeugniß und die Beweis die sie gibt, daß sie von Gott kommt. Somit folgt, daß der, welcher die Vernun aufhebt, um der Offenbarung den Weg zu bahnen, das Licht beider auslösch und ziemlich eben so handelt, wie wenn er Jemand bereden wollte, seine Aug auszustechen, um das entfernte Licht eines unsichtbaren Sterns durch ein Fern rohr desto besser in sich aufzunehmen.

Vernünftigkeit des Christenthums.

Im Jahre 1695 veröffentlichte Locke eine Schrift über die Vernünftigke des Christenthums, wie es in der Schrift überliefert ist. (The Reasonablenes of Christianity, as delivered in the scriptures, im VI. Band der Gesamm ausgabe von 1824, S. 1—158, nebst zwei Vertheidigungsschriften). Als Doct Edwards hierauf in einer Schrift Locke vorwarf, er habe sich jetzt als Socinian

*) L. c. IV. 14.

**) L. c. IV. 18. Vergleiche Lechler, Geschichte des englischen Deismus. Stuttga 1851, Seite 154—179.

enthüllt, (Socinianism unmasked), antwortete Locke mit der „Vindication of the Reasonableness of Christianity.“ König Wilhelm III. strebte eine Vereinigung aller von der englischen Kirche abweichenden Bekenntnisse einzuführen und Locke suchte zur Förderung dieses Zweckes das Gemeinsame aller Bekenntnisse herauszustellen. Der einzige Grundartikel des Christenthums sei der, daß Jesus der Messias sei. Was wir in Adam verloren, hat Christus uns wieder geschenkt. Aus dem Zustand des Todes, die Adams Sünde über das Geschlecht brachte, hat Jesus Christus alle Menschen zum Leben wieder hergestellt. Die Religion der Heiden bekümmerte sich wenig um Sittlichkeit, die Priester, welche Orakel des Himmels aussprachen, redeten wenig von Tugend und sittlichem Leben; die Philosophen andrerseits, welche nicht im Namen der Götter, sondern der Vernunft redeten, erwähnten die Gottheit nicht viel in ihrer Ethik. Es fehlte also der Religion der Heiden an sittlicher Wahrheit, und ihrer sittlichen Erkenntniß an der verpflichtenden Autorität, d. h. an der Beziehung zu Gott als Gesetzgeber. Das Ceremonialgesetz des Moses ist von beschränkter temporärer Verpflichtung, das Moralgesetz dagegen ist ewig verpflichtend. Der Glaube an Jesus, als den Messias, wird den Christen als Gerechtigkeit angerechnet. Er ist der Hauptinhalt des Evangeliums. Mit ihm schon gesetzt ist die Buße, d. h. das Bereuen der begangenen Sünden und das Bestreben, das Möglichste zu thun, um alle Handlungen nach dem Gesetze Gottes einzurichten. Glaube und Buße sind mit dem Eintritt in den neuen Bund als unerläßliche Bedingungen verbunden. Die Welt verdankt dem Erlöser die wahre Kenntniß des einen unsichtbaren Gottes, die klare Erkenntniß der Pflicht, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die bestimmte Aussicht auf Unsterblichkeit und Vergeltung, die Verheißung der Hilfe des Geistes Gottes zur Uebung der wahren Religion. Lockes Christologie.

Wie sich Locke das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung denkt, geht klar aus den Worten hervor: „Es scheint für die sich selbst überlassene Vernunft eine zu schwere Aufgabe zu sein, die Sittlichkeit in allen ihren Theilen mit klarem und überzeugendem Licht auf ihren wahren Grund zu bauen, und es ist zum mindesten ein kürzerer und sichererer Weg für die Vorstellungen der Menge, daß Einer, der offenbar von Gott gesandt ist und mit sichtbarer Autorität von ihm kommt, als König und Gesetzgeber ihnen ihre Pflichten sagt und von ihnen Gehorsam fordert, als wenn die Sache den langen und manchmal verwickelten Deductionen der Vernunft überlassen wird. Die ursprüngliche Wahrheit wird aus der Mine nicht so leicht zu Tage gefördert, als wir uns oft vorstellen, wir, denen sie schon gegraben und geformt in die Hände geliefert wird. Es ist keine Herabsetzung der Offenbarung, wenn man sagt, daß die Vernunft den Wahrheiten, welche die Offenbarung entdeckt hat, auch beistimme; aber es ist ein Irrthum von uns, wenn wir, weil die Vernunft es uns bestätigt, glauben, daß wir die erste gewisse Erkenntniß und zwar mit der evidenten Klarheit, in der wir sie jetzt besitzen, von der Vernunft gehabt haben. — Der größere Theil der Menschen ermangelt der Muße und Fassungskraft für Beweisführungen. Die Meisten können nicht wissen, deshalb müssen sie glauben. Und ich frage, ob Einer, der vom Himmel kommt in der Kraft Gottes, mit dem vollen und klaren Zeugniß und Beweis durch Wunder, und der klare und directe Regeln der Sittlichkeit und des Gehorsams gibt, nicht mehr Hoffnung hat, die Masse zu erleuchten, sie über ihre Pflichten ins Klare zu setzen und sie dahin zu bringen, daß sie dieselben erfüllt, als dadurch daß er mit ihr aus allgemeinen Begriffen und Grundsätzen der menschlichen Vernunft Schlüsse zieht.“

Hinsichtlich der Auslegung der Schrift stellt Locke das Gesetz auf: daß in der Regel und bei den nothwendigen Puncten in dem einfachen directen Sinn Schrifterklärung.

der Worte zu verstehen ist, ohne den künstlichen gelehrten und gezwungenen Sinn, wie er durch die theologischen Systeme ihnen beigelegt wird, denn das Evangelium ist nicht für die Gelehrten, ist nicht voll Speculationen und Spitzfindigkeiten, voll dunkler Ausdrücke und abstracter Begriffe, sondern es ist die frohe Botschaft für die Armen, einfach und faßlich. So war es in den Predigten Christi und der Apostel.

Toleranz. Die Briefe über Toleranz (On toleration) sind nur Folge dieser Grundsätze: der erste ist 1685 geschrieben, der zweite 1690, der dritte 1692, der vierte wurde durch Lockes Tod unterbrochen *). Der Grundgedanke ist: Duldung gegen jede religiöse Ansicht und Gemeinschaft und zwar recht- und gleichmäßige Duldung ist Recht, Pflicht und Bedürfniß. Allen religiösen Bekenntnissen sollen Versammlung, Feste und öffentlicher Gottesdienst gestattet werden. Der Zweck der christlichen Religion besteht darin, das Leben der Menschen nach den Gesetzen der Tugend und Frömmigkeit zu regeln. Niemand kann Christ sein ohne Bruderliebe. Niemand kann glauben, daß ein Mensch aus Liebe und Wohlwollen unter Qualen einen andern sterben läßt, dessen Seelenheil er eifrig wünsche; wenn die Ungläubigen durch die Gewalt bekehrt werden sollten, so wäre es Jesus Christus mit Hülfe der himmlischen Legionen leichter gewesen, an das Ziel zu kommen, als irgend einem Sohn der Kirche mit all
Kirche. seinen Dragonern (Anspielung auf Ludwig XIV.). Die Kirche ist ein freier Verein zum Behuf der öffentlichen Verehrung Gottes. Jeder muß erst freiwillig an einen religiösen Verein sich anschließen. Das Band, das eine Kirche verbindet, ist die Erwartung des ewigen Lebens. Keine kirchliche Gemeinschaft hat ein Recht, Gewalt anzuwenden; ihre Mittel sind nur sittliche Ermahnung, Erinnerung, Rath. Keine Gemeinschaft darf eine Gerichtsbarkeit über eine andere ausüben. Jede hat nur Gewalt über diejenigen, welche sich ihr freiwilig anschließen. Keine kirchliche Gemeinschaft ist jedoch verbunden, Jemanden in ihrer Mitte zu behalten, der ihre Gesetze hartnäckig verletzt, sie kann ihn ausschließen, nur darf die Excommunication keine bürgerlichen Nachtheile nach sich ziehen.

Staat. Locke trennt den Staat vollständig von der Kirche. Der Staat ist ein Verein ausschließlich für bürgerliche Interessen, für Leben, Freiheit, leibliches Wohl und Besitz äußerer Dinge. Die Obrigkeit hat aber keine Vollmacht, für die Seelen zu sorgen Die Religion ist Sache der innern Ueberzeugung, etwas Freies und kann nicht erzwungen werden. Die Obrigkeit hat kein Recht, Ceremonien einzuführen oder zu befehlen, eben so wenig zu verbieten, es sei denn, daß sie dem Gemeinwesen Eintracht thun. Sogar den Götzendienst darf der Staat nicht bestrafen, selbst wenn er eine Sünde ist. Der Staat darf speculative Glaubensartikel weder befehlen, noch verbieten, denn er würde dadurch höchstens Lüg

*) Sie sind im V. Band der Gesammtausgabe seiner Werke mitgetheilt.

der Heuchelei hervorrufen. Ueber praktische Meinungen darf die Obrigkeit aber nur so fern wachen, daß sie keine duldet, die der Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft zuwiderlaufen *). Locke schließt Katholiken und Gottesläugner von der Duldung aus: die Gottesläugner will er nicht dulden, weil die Versprechungen, Verträge, Eide, Treue und Glauben, welche die bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten, einen Gottesläugner nicht binden würden, sein Wort zu halten und weil, wann der Glaube an Gott in einem Staat schwindet, die nächste Folge Unordnung und Umsturz ist. Hinsichtlich der Katholiken ist Locke im Wahn so vieler Engländer jener Zeit befangen: der Papst könne seine Untergebenen anweisen, Ketzern nicht Wort zu halten, und weil die Katholiken ihr Oberhaupt in Rom hätten, so bildeten sie einen Staat im Staat und wären darum für bürgerliche Ruhe und Freiheit gefährlich.

Toleranz ist nach Locke nicht blos ungefährlich, sondern auch wohlthätig. Es sei ein Vorurtheil, daß die religiösen Versammlungen Pflanzschulen von Parteiung und Aufruhr würden — das seien sie nur so lang, als die Andersglaubenden gedrückt sind. Nur die Verweigerung der Duldung sei es, die zum Aufstand reize. Toleranz

Lockes Grundsätze über Toleranz sind nach und nach in der gebildeten Welt zur Geltung gekommen. Die Engländer haben aber auch sein Vorurtheil gegen die Katholiken, in welchem er ganz ein Kind jener Zeit war, aufgegeben, daß nämlich der Papst von der Verpflichtung, Ketzern Wort zu halten, entbinden könne oder wolle. Seit 1827 haben die Katholiken in England gleiche Rechte mit allen andern Bekenntnissen und sind nicht minder eifrige Anhänger der Verfassung, wie die Anglikaner.

Lockes Ansichten über Toleranz sprechen sich auch in der Grundverfassung des Staates Carolina aus. Die acht Edelleute, welchen Karl II. 1660 dies Land verlieh, beauftragten den Philosophen mit dem Entwurf einer Verfassung, welche 1669 vom Oberhaus bestätigt wurde. Hier ist festgestellt, es solle Niemand freier Bürger in Carolina werden oder Landgut und Wohnung daselbst haben können, der nicht anerkennt, daß ein Gott ist und feierlich verehrt werden muß. Sobald mindestens 7 Personen in einem religiösen Bekenntniß übereinstimmen, sollen sie eine Kirche bilden können. Das Bekenntniß und die Bedingungen der Aufnahme sollen in ein Buch eingetragen sein und von Allen unterschrieben werden. Kein Verein darf geduldet werden, der nicht anerkennt: 1. daß ein Gott ist, 2. daß Gott öffentlich verehrt werden soll und 3. daß es Gesetz und Pflicht jedes Menschen ist, der Wahrheit Zeugniß zu geben, wenn er von der Regierung dazu aufgefordert wird. Aller Genuß bürgerlicher Rechte ist dadurch bedingt, daß man Mitglied einer Kirche ist. Die unbedingte Trennung von Kirche und Staat, die hier Locke in Carolina einführte, hat sich seidem über ganz Nordamerika ausgedehnt. Constitution of Carolina.

*) Band V. S. 46.

Theorie des Constitutionalismus.

Nicht minder wichtig ist die Abhandlung Lockes über die Regierung, welche 1689 erschien (The treatise on government), er wollte dadurch Wilhelms Anrecht an den Thron kraft des Willens des englischen Volkes begründen und die Revolution von 1688 vor aller Welt rechtfertigen. Filmer gegenüber, der die Unumschränktheit des Königthums in seinem Patriarcha aus der väterlichen Gewalt ableitete, erklärt Locke, die Staatsgewalt könne nicht aus Familienverhältnissen, sondern nur durch die Annahme eines gegenseitigen Urvertrags abgeleitet werden. Der Staat sei ein Vertrag zum Schutz und Glück jedes Einzelnen; um sich Freiheit, Leben, und Eigenthum zu sichern, begeben sich die Menschen ihrer natürlichen Unbeschränktheit, vereinbaren Regeln und Gesetze des Zusammenlebens und erwählen Männer ihres Vertrauens, welche darauf zu achten haben, daß die zur Erhaltung der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt vereinbarten Gesetze aufrecht erhalten werden. Während Hobbes *) gleichfalls

Urvertrag.

von einem Urvertrag ausgeht, dabei aber behauptet, daß die Menschen unter Verzicht auf allen Widerstand und Widerruf ihr Recht und ihre Macht auf Einen Menschen übertrugen, um dem Krieg aller gegen alle ein Ende zu machen, und diesem Einen fortan ohne alle Bürgschaft ihrer Freiheit unterworfen sind, lehrt Locke, daß der Mensch beim Eintritt in den Staat nur den Gesetzen, nie aber der Willkür und Laune unbeschränkter Gewalt sich unterwirft. Der Naturzustand sei besser, als derjenige der Despotie, denn im Naturzustand könne Jeder sein Recht selbst vertheidigen, dem unumschränkten Herrn gegenüber stehe er jedoch machtlos da. Alle Macht geht vom Volke aus, Jeder, dem es dieselbe überträgt, ist an die vertragsmäßigen Gesetze gebunden; wenn er sie bricht, tritt

Trennung der Gewalten.

das Volk in den Urzustand zurück und nimmt seine Souverainetät wieder an sich. Die Gewalt ist eine gesetzgebende und ausführende: die gesetzgebende bleibt beim Volk, seine Vertreter kommen von Zeit zu Zeit zusammen, um das Nöthige zu bestimmen. Die ausübende Gewalt wird vom Volk einer Behörde übertragen, die aber nur nach den von ihm beschlossenen Gesetzen ausgeführt werden darf. Die Regierung darf daher nicht Steuern und Auflagen erheben, welche das Volk nicht vorher bewilligt hat; sie hat das Strafrecht und das Recht des Krieges, des Friedens aber nur um das Wohl des Gemeinwesens zu fördern. Locke verläugnet in seiner Theorie nicht den englischen Standpunct und ist mit seiner Lehre der Urheber des modernen Constitutionalismus geworden.

Erziehungslehre.

Bedeutsam ist auch seine Abhandlung über die Erziehung der Kinder, welche 1683 in London erschien. Locke sagt in der Vorrede: „Da die gute Erziehung der Kinder zu den Dingen gehört, auf welche die Eltern durch Pflicht und ihres Vortheils wegen am meisten achten müssen, und da das Glück und das Gedeihen einer Nation wesentlich davon abhängt, so möchte ich, daß Jedermann sich diese Sache angelegen sein ließe und daß man die Methode einführte, welche

*) Vergl. B. V. S. 800.

bei den verschiedenen Zuständen der Menschen die leichteste, die schnellste und am meisten geeignete ist, die Kinder zu tugendhaften Menschen und nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden." Locke behandelt in seiner Schrift die Pflege des Leibes, der Seele und des Charakters, und schreibt möglichst einfach und klar, um auch den Müttern verständlich zu werden. Rousseau hat zu seinem Emil Vieles aus Locke entlehnt, doch schreibt Locke nüchtern und einfach, während Rousseau immer in leidenschaftlicher Erregtheit war, wenn er schrieb. Die Ansichten des Engländers wurden aber erst recht durch den Emil des Franzosen, der ihn ausbeutete, verbreitet. Unter die eigenthümlichen Ansichten Lockes gehört auch die, daß er will, jeder gebildete Mann solle ein Handwerk verstehen.

Der Einfluß Lockes auf die Nachwelt war gewaltig. Wer seine Ansichten auch nicht theilt, muß doch gestehen, daß sein Streben edel war. Kurz vor seinem Tod schreibt Locke an seinen jungen Freund Collins: „Ich bin ein armer, unwissender Mann, und wenn ich mich irgend einer Sache zu rühmen habe, so ist es die, daß ich die Wahrheit aufrichtig liebe und suche, ohne mich darum zu bekümmern, wem sie gefällt oder mißfällt. Ich nehme Sie für einen Mann der gleichen Schule und in diesem Sinn umarme ich Sie."

Von diesem Collins haben die Anhänger der neuen Richtung insbesondere den Namen der Freidenker. Anton Collins wurde geboren 1676 zu Helstone in Middlesex, besuchte zuerst Cambridge und verlegte sich dann auf das Studium der Rechte in London, an dem er aber keinen Geschmack fand. Er verlegte sich nun auf Philosophie und Literatur, und trat 1703 mit Locke in Verbindung, der ihm 1704 schrieb: „Ihre Seele ist mit den schönsten Eigenschaften der Natur ausgestattet, mit Wohlwollen und Aufrichtigkeit. Wie fühle ich mich glücklich, auf dem Wege nach den Höhen der Forschung einen solchen Freund an meiner Seite zu haben." — Collins war jedoch weit entfernt von der Ruhe Lockes: er irrte oft in der Leidenschaftlichkeit, doch meinte er es immer ehrlich. Er suchte seine Gegner zu widerlegen, nie aber zu beleidigen, ja er setzte zwei derselben sogar zu Erben seines Vermögens ein — er war der Sohn eines reichen Edelmanns — den Rest vermachte er den Armen. Seine Zeitgenossen stimmen im Lob seines Charakters überein. Collins erwarb sich als Friedensrichter und Schatzmeister der Grafschaft Essex allgemeine Achtung. Wenig Augenblicke vor seinem Tod (13. November 1729), wo meist die Maske sinkt und der Mensch erscheint als das, was er ist, sagte Collins: „Ich habe mir immer Mühe gegeben, meinem Gott, meinem König und meinem Vaterland wirklich zu dienen, und ich hoffe an den Ort zu kommen, den Gott denen bestimmt hat, die ihn lieben, denn Liebe zu Gott und Liebe zum Nächsten, das ist der Kern des Christenthums." — Als Schüler Lockes zeigt sich Collins in vielen seiner kleinern Schriften, so in seinem Versuch über den Gebrauch der Vernunft bei Sätzen, deren Evidenz vom menschlichen Zeugniß abhängt; so in einer Schrift gegen Sacheverell 1709: „Der Pfaffenbetrug in seiner Vollendung oder Aufdeckung des Betrugs in Einschiebung und Beibehaltung der Clausel: die Kirche hat Macht, Gebräuche und Cermonien anzuordnen und Autorität in Glaubensstreitigkeiten." Das größte Aufsehen erregte seine Abhandlung über das freie Denken *). Das Frei-Denken bestimmt

Collins.

Freidenker.

*) Collins, A Discourse of Free-Thinking, Occasioned — by the Rise and Growth of a sect called Free-Thinkers, Lond. 1713.

er als den Gebrauch des Verstandes in dem Bemühen, die wahre Meinung ein Satzes ausfindig zu machen, gegenüber dem blinden Autoritätsglauben an d Priester. Das Freidenken ist ein Vermögen, das nicht beschränkt werden kan und nicht beschränkt werden darf, außer durch Gründe oder Gedanken. Es das einzige Mittel, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Es ruft nic endlose Meinungsverschiedenheiten und Unordnungen hervor, sondern ist im G gentheil das Heilmittel dagegen. Es ist durch die Bibel nicht bloß erlaubt, sonder sogar geboten: der Heiland forderte selber auf, in der Schrift zu forschen. Gera die Streitigkeiten der Priester über das Wesen und die Eigenschaften Gotte über die Zahl der heil. Schriften und die Erklärung ihres Inhalts, mahnt freier Forschung. Es ist ein falscher Einwurf, daß die Freidenker sittlich schlech Leute seien, denn sie sind allgemein so verhaßt, daß sie schon deßwegen tugend haft sein müssen. Unter die Freidenker rechnet er Sokrates, Plato, Aristoteles, d Propheten, Origenes, Bacon, Locke, Tillotson, welcher das Haupt aller englische Freidenker sei. Ibbot, ein Zeitgenosse entgegnete ihm *): Die wahre Religion s so wenig eine Feindin des Freidenkens, daß sie vielmehr ohne dieses gar nich bestehen könne. Nur aus der eigenen selbständigen Ueberzeugung könne die Festi keit in dem Bekenntniß der wahren Religion hervorgehen. Aber das Freidenk müsse auch ein wahrhaft freies sein, von aufrichtiger, voraussetzungsloser Lie zur Wahrheit getragen. Die gegenwärtigen Freidenker verdienen diesen Name nicht, weil sie die Wahrheit nicht um ihrer selbst willen lieben und weil sie nich parteilos verfahren, denn sie lassen die Religion leiden für die Thorheit ihre Bekenner. Sie suchen die schwächsten Dinge heraus, die je von Christen gesag worden sind, und entstellen die Aeußerungen Anderer, auf welche sie sich be rufen!

Ibbot.

Bentley. Noch schärfer ging ihm der berühmte Bentley, der große Philologe un gewandte Polemiker, geb. 1662, gest. 1742, zu Leibe. Er erklärte das geforder Freidenken für ein sklavisches, weil von Vorurtheilen befangenes. Das Beiwor frei sei bei ihnen so viel als anmaßend, anspruchsvoll. Sie wollen frei sein i vorzüglichem Sinn, während sie das knechtischte aller Systeme haben, die bloß Materie, die ewige Kette von Ursachen, sie seien gefesselte Fatalisten oder Spino zisten. Ihre Freiheit bestehe darin, daß sie alte und neue Schriftsteller durchgehe und nicht ihre Schönheiten sammeln, sondern ihre Makel, nicht die Rosen, sonder die Dornen. Insbesondere weist Bentley seinem Gegner Mängel in der Kennt niß der Geschichte nach. Uebrigens ist auch Bentley der Ansicht, daß Vernunf und Offenbarung keinen Gegensatz bilden können und die Vernunft auch be Fragen der Religion in voller Freiheit zu belassen sei.

Tindal. Nicht weniger Aufsehen erregte und nicht weniger Gegner erwarb si Tindal durch sein Werk: „Das Christenthum so alt, als die Schöpfung, ode das Wort Gottes nur eine Erneuerung der Naturreligion**)." Matthäus Tindal, ge 1657, war der Sohn eines englischen Geistlichen. Zuerst studirte er das Rech an der Universität Oxford, an welcher er auch im 22. Jahr Fellow wurde un zur katholischen Kirche überging, was ihm übrigens keinerlei weltliche Vortheil eintrug. Tindal gestand später ***), er sei auf die Universität gekommen mit de Glauben, daß dort alles menschliche und göttliche Wissen zu finden sei. Nun da

*) Lechler, l. c. 231. ff.

**) Christianity as old as the Creation: or the Gospel a Republication of the Religion of Nature. Lond. 1730.

***) Lechler, l. c. 326—42.

an ihn, dessen Seele einer Tabula rasa glich, belehrt von der hohen und
unabhängigen Macht der Geistlichkeit und er habe den ganz richtigen Schluß
daraus gezogen, daß unter Voraussetzungen solcher Ideen die Trennung Englands
von der römischen Kirche nicht zu verantworten sei. Jakob II. stand noch auf
der Höhe seiner Macht, als Tindal zur anglikanischen Kirche zurückkehrte und
dorten die Anhänger Jakobs bekämpfte. Er verfaßte jetzt eine Reihe politischer
und theologischer Streitschriften im Geist der Politik König Wilhelms III., der ihm
auch einen Jahresgehalt von 200 Pfd. anwies. Insbesondere griff Tindal die
Stellung der englischen Bischöfe an, und nannte die Behauptung, nur die Bischöfe
hätten das Recht, die Kirche zu regieren, eine verderbliche. 1730 erschien sein
Hauptwerk: Das Christenthum so alt als die Schöpfung. Hier stellt er zunächst Urreligion.
das Ideal einer Naturreligion auf, mit der jede Religiou, die wahr sein will,
identisch sein müsse. Die Naturreligion hat zwei Gebote, ehre Gott und fördere
das Wohl der Mitmenschen. Religion der Natur ist so viel, als Gesetz der Natur.
Sittlichkeit ist das Handeln gemäß der Vernunft der Dinge. Religion ist das
Handeln gemäß derselben Vernunft der Dinge, insofern diese als Willen Gottes
betrachtet werde. Da Gott schlechthin vollkommen, gütig und glückselig ist, so können
die Gesetze, welche er seinen Geschöpfen gibt, nur ihr Glück bezwecken. Daher
wird die Sittlichkeit so bestimmt: sie besteht in der Erfüllung der zu unserm
Glück führenden Pflichten. So wird der Grundsatz, von dem alle menschlichen
Handlungen ausgehen, das Verlangen nach Glückseligkeit. Diese wird an einer
andern Stelle erklärt als Gesundheit des Leibes, Vergnügen der Sinne und
Uebung der Vernunft. Die Pflichten müssen frei und mit fröhlichem Sinn, nicht
aus sklavischer Furcht, erfüllt werden. Die subjective Vernunft muß sich nach
der objectiven, nach der Vernunft der Dinge richten, daher ist Religion ein
vernünftiger Dienst und eins mit der Vernunft oder — Religion ist eine auf der
Vernunft der Dinge beruhende, das Wohl des Menschen bezweckende, aus freier
Neigung hervorgehende, sittliche Handlungsweise, wobei die sittlichen Pflichten als
Gebote Gottes betrachtet werden *).

Nach diesem Ideal mißt nun Tindal die Religionen. Was davon abweicht,
ist ihm Aberglaube oder Unglaube. Gott ist ewig derselbe, also ist auch die Urreligion
keiner Veränderung fähig, ewig wahr und allgemein. Jede historische Religion,
so fern sie wahr sein will, darf nicht mehr und darf nicht weniger enthalten.
Tindal sucht dann nachzuweisen, daß das wahre Christenthum dasselbe ist, was Christenthum.
die Urreligion. Die Sendung Christi hatte nur den Zweck, die Menschen zu einer
strengern Beobachtung der Urreligion zurückzurufen. Das Christenthum ist also
nur Wiederherstellung und Wiederbekanntmachung der natürlichen Religion. Die
Erscheinung Christi hatte nicht den Zweck, die Menschen neue Pflichten zu lehren,
sondern sie anzuweisen, die Verletzung der Pflichten, die sie schon kannten, zu
bereuen. Darum forderten Christus und die Apostel die Juden und Heiden zu-
nächst zur Buße auf. Da das Christenthum und die Vernunftreligion eins und
dasselbe sind, so ist das Christenthum vernünftig und hat auf der andern Seite
die Vernunft zu entscheiden, was christliche Glaubenssätze sind. Im Gegensatz
zum Vernunftglauben steht der Autoritätsglauben, bei welchem die Vernunft ab-
gedankt und bloß auf das Ansehen irgend eines Menschen hin eine Lehre ange-
nommen ist. Die Menschen sind schwach, darum werden sie leicht die Beute des Aber-
glaubens. Tindal bezeichnet seine Richtung als christlichen D e i s m u s, und findet den Deismus.
Unterschied zwischen den Namenchristen und den christlichen Deisten darin, daß die erstern

*) Lechler, l. c. S. 331.

es nicht wagen, die Wahrheit der Schriftlehren zu prüfen, während die letzteren, welche nicht an die Lehren, weil sie in der Schrift enthalten sind, sondern an die Schrift wegen der Lehren glauben, keine Besorgniß haben. Denn da sie jene Lehren gründlich geprüft haben, vermöge der Vernunft, welche ihnen Gott gegeben hat, um Religion und Aberglauben zu unterscheiden, so sind sie sicher, daß sie in keinen Irrthum von Bedeutung verfallen, ungeachtet der zugestandenen Dunkelheit der Schrift, und der vielen Fehler, welche sich in den Text zufällig und durch Absicht eingeschlichen haben.

Tindals ganze Lehre liegt also in dem Satze: das Christenthum ist die wahre Religion, denn es ist gleichlautend mit der natürlichen Religion. Diese Urreligion Tindals ist jedoch eine Phantasie, überhaupt ist seine ganze Betrachtung unhistorisch. Wann und wo hat je diese Urreligion im Lauf der Vorwelt bestanden, und warum hat sie sich verdunkelt! Die Urreligion ist ein willkürliches Gebilde, entnommen aus einigen Grundlehren des Christenthums und der neuern Philosophie.

Den Satz, daß das Christenthum mit der natürlichen Religion übereinstimmen müsse, behandelte in jener Zeit in Schriften, die von viel Talent und viel Selbständigkeit des Geistes zeigen, ein Mann aus dem Handwerkerstande, für uns ein Beweis, wie tief diese Streitfragen schon in das Leben des englischen Volkes griffen.

Chubb. Thomas Chubb war der Sohn eines Malzhändlers in dem Dörfchen East-Harnham, geb. 1679. Sein Vater starb früh, seine Mutter, die neben ihm noch drei Waisen zu erziehen hatte, war eine fromme, arbeitsame Frau, die auch ihre Kinder früh zur Arbeit anhielt. Mittel, um ihren talentvollen Sohn studiren zu lassen, besaß sie nicht und so lernte Thomas bloß in der Dorfschule Lesen, Schreiben und Rechnen, kam dann zu einem Handschuhmacher in die Lehre, blieb bei ihm als Geselle, leistete seit 1705 auch noch einem Lichtzieher Dienste, indem er Kerzen wog, im Laden aufwartete, und verdiente so sein Brod im Schweiß seines Angesichtes. Daneben war aber sein regsamer Geist immer bestrebt, sich weiter zu bilden, und über die vielen Gedanken, die sich ihm aufdrängten, sich klar zu werden. Es war ihm Bedürfniß, seine Ideen zu Papier zu bringen, und meist warf er dann das Geschriebene wieder ins Feuer — an eine Veröffentlichung seiner Aufsätze dachte er nie. Mit Freunden wurden religiöse und politische Fragen besprochen, einmal theilte er ihnen einen Aufsatz mit, zu dem das Lesen von Whistons „Wiederbelebtes Urchristenthum" ihn angeregt hatte. Er gefiel und einer seiner Freunde, der nach London reiste, nahm ihn mit, um das Urtheil des Schriftstellers darüber einzuholen. Whiston äußerte sich beifällig: der Aufsatz verdiene, wenn man einige kleine Verstöße ausbessere, gedruckt zu werden. So trat denn der Handschuhmacher 1717 auf einmal in die Reihe der Schriftsteller ein. Das Buch gefiel, selbst Pope sprach seine Bewunderung für das Talent des Verfassers aus, ohne jedoch seine Ansichten zu billigen. Chubb wurde mit ausgezeichneten Männern bekannt und zu weitern Arbeiten angeregt, lebte auch einige Zeit in London, kehrte aber wieder, weil er Ruhe und Unabhängigkeit liebte, nach Salisbury zurück, wo er 1747 starb. In seinem Testament betheuert er, daß er mit seinen Schriften nur das gegenwärtige und künftige Wohl seiner Mitmenschen bezweckt habe und daß er mit den Lesern derselben hoffe, an der göttlichen Gnade und an dem ruhigen glücklichen Zustand Antheil zu

leben, den der Höchste den Tugendhaften und Gläubigen im Jenseits verheißen hat. Die Zahl seiner Schriften ist nicht gering. Das inhaltsreichste," sein ganzes Denken und Wirken zusammenfassende Werk ist das 1738 erschienene „Wahre Evangelium Christi.“ „The true Gospel of Jesus Christ asserted.“ Der speculative Zug seines Geistes geht jedoch nicht hoch. Chubb ist der Mann nüchterner Betrachtung und folgerichtigen Denkens. Wir haben in seinen Werken eine Geschichtsphilosophie, auf die ein verständiger Handwerker kommen konnte, welcher nie die Geisteswerke großer Denker zu Gesicht bekam, in engen Kreisen sich bewegte und dessen Gesichtskreis deshalb auch enge blieb. Doch ist das Buch für einen Mann, der sich selber bildete, der in kleinen Verhältnissen sich bewegte, der immer mit der Noth des Lebens rang, wegen seiner Folgerichtigkeit, Klarheit und Abgeschlossenheit, ein merkwürdiges Zeugniß. Der Grundgedanke ist: das Christenthum ist dasselbe, was die natürliche Religion, es ist nicht Lehre, sondern Leben, freies sittliches Handeln. Christus kam in diese Welt, um die Seelen der Menschen zu retten, d. h. den Menschen die Vorbereitung und Versicherung der Gnade Gottes Christologie. und ihrer Glückseligkeit in einer andern Welt zu geben. Da von der Befolgung seiner Lehre das Glück der Menschen hiernieden schon und im Jenseits abhängt, so ist er nächst Gott der größte Wohlthäter unseres Geschlechtes *). Christus wendete sich an die Menschen als freie Wesen, er wollte, daß seine auf die Voraussetzung des Daseins Gottes gegründeten Lehrsätze — Evangelium oder gute Nachricht — Quelle und Prinzip ihres Handelns würden, der Verbesserung ihres Lebens und der Vorbereitung für die Gnade Gottes und die Glückseligkeit in einer andern Welt. An das Evangelium glauben, heißt von diesen Lehrsätzen überzeugt sein, darnach handeln und dadurch glücklich sein. Jesus forderte uns auf, wir sollen unseren Geist und unser Leben nach der ewigen unveränderlichen Regel des Handelns einrichten, welche auf die Vernunft der Dinge gegründet und im Kern schon in den 10 Geboten enthalten ist. Haben wir dieses Gesetz verletzt und uns dadurch Gottes Mißfallen zugezogen, so sollen wir Buße thun und umkehren. Gott hat einen Tag des Gerichts und der Vergeltung festgesetzt, um uns wirksamer an das Halten seiner Gebote und die Befolgung dieser Lehren zu mahnen. Christus hat uns keinen neuen Weg zum ewigen Leben gezeigt, sondern den guten alten empfohlen; indem wir an ihn glauben, unterwerfen wir uns seiner Lehre, wird er der Gesetzgeber, Regent und Richter über unser Gewissen. Das Evangelium ist nicht ein historischer Bericht von Thatsachen, nicht die Geschichte seiner Thaten, sondern nur seiner Lehre. Er war, that und lehrte, wie von ihm berichtet wird, sammelte Schüler und sagte, daß er einer sei, zu dem das Wort Gottes kam, und in diesem Sinne war er Gott und Mensch in einer Person, was der gleiche Fall bei allen denen war, zu welchen das Wort Gottes kam. Die Wunder gaben ihm das Gepräge eines göttlichen Gesandten. Er wurde unser Vorbild, indem er sein eigenes Leben predigte und seine eigene Lehre lebte, und auch durch seinen Tod ein Zeichen des größten Wohlwollens gegen die Menschen gab. Um seine Lehre zu erhalten, gründete der Heiland freundschaftliche Vereine oder Liebesfamilien, in denen brüderliche Gleichheit herrschen und Liebe und unbescholtener Wandel nach seiner Lehre Grundgesetz sein sollten. Daß jetzt Einige, wie die anglikanischen Bischöfe den Titel Hochehrwürden und Hochwürden führen, ist Antichristenthum. Christus hat ja seinen Nachfolgern eingeschärft, sich selbst zu verleugnen und sein Kreuz auf sich zu nehmen. Da die Mehrzahl der Menschen äußerliche Gebräuche liebt, so hat Christus zwei äußere Handlungen bestimmt, wenn

*) Lechler, l. c. 343—358.

Sacramente. Jemand sein Schüler werden wolle: Taufe und Abendmahl. Die Untertauchun ins Wasser soll vorstellen die Trennung von der bösen Welt, die Weihung z einem tugendhaften Leben, und die Reinheit der christlichen Religion. Das Liebes mahl stiftete der Herr, um den Eindruck seiner Lehre und seines Handelns au die Gemüther seiner Jünger immer rege und den Eindruck seines Leidens un Todes immer frisch zu erhalten. So ist er der Erlöser der Menschen geworden Seine Lehre that im Anfang Wunder in der Welt, verwandelte die Neigunge und Handlungen, die Gemüther und die Lebensweise, so daß man von ein neuen Schöpfung sprechen konnte. Sie wurde aber nicht allgemein angenommen weil sie anerzogenen Vorurtheilen schnurgerade entgegen trat, und weil sie selb bald ausartete, z. B. durch die Lehre von der zugerechneten Gerechtigkeit Christ durch die Meinung, daß die Menschen durch den orthodoxen Glauben Gott wohlgefällig werden, durch Vermischung der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft, womit da Bekenntniß des Christenthums Mittel zu Zwecken weltlicher Politik und Anla zu blutigen Verfolgungen wurde, während doch sittliches Handeln das Lebens element der Religion ist. Das Christenthum ist eine einfache Religion, ein Evan gelium für die Armen, so daß es für jeden Handwerker verständlich und jede Handwerker im Stande ist, jeden Anspruch auf Offenbarung zu prüfen. Brü derliche Gleichheit ist der wesentliche Charakter der christlichen Vereine.

So die Lehre Chubbs: die alte Kirche würde ihn unter die Ebionite die Zeit des heil. Augustin würde ihn unter die Pelagianer gerechnet habe Nach englischen Begriffen war Chubb ein Puritaner ohne die Lehre von d Gnade und der Rechtfertigung. Das Licht, das er aus der Bibel zog, wa ohne Wärme, er ist der Freidenker der untern Klassen, aber ein ehrenwerthe Charakter.

Kehrte in Chubb der ebionitische Standpunkt wieder, so lebte in Wool Woolston. ston der Gnosticismus neu auf. Thomas Woolston*) war ein Theologe, de seine Bildung in Cambridge und wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkei die Stelle eines Fellow daselbst erlangte. Eine reiche Phantasie und die Be schäftigung mit den Schriften des Philosophen Philo bestärkten seine Neigung zu sinnbildlichen Erklärung. Man ließ es lange als Liebhaberei hingehen, entzo ihm aber seine Stelle 1721, als er in einer Reihe von Schriften die Grund sätze der geoffenbarten Lehre angriff.

Woolston ließ nämlich den Origenes von Gott wieder erweckt werden, un den englischen Theologen den Buchstabendienst vorwerfen, während bloß die allego Allegorie. rische Erklärung im Stande sei, die Wahrheit aufzudecken. In einem andern Send schreiben behauptete er, die Quäker kämen unter allen religiösen Sekten der Ur kirche am nächsten; das Allegorisiren, welches sie in der Bibel anwenden, sei n Urchristenthum gewöhnlich, auch hätten sie ganz Recht, wenn sie behaupteten, da die anglikanischen Geistlichen blinde Führer von Blinden seien.

Als er wegen dieser Behauptungen seine Stelle verlor, wurde Woolston fa wahnsinnig, und suchte fortan in einer Reihe von Schriften voll der bittersten An feindungen die englischen Geistlichen als Miethlingspriester zu verhöhnen. Als

*) Lechler 289—325.

wischen Collins und Whiston zu einem Streit kam wegen der alttestamentlichen Weissagungen, ergriff Woolston diesen Anlaß begierig, um zu vermitteln, und veröffentlichte den „Schiedsrichter zwischen einem Ungläubigen (Collins) und einem Apostaten (Whiston)," worin er behauptete, daß alle Versuche scheitern, die Lehre des Christenthums anders zu beweisen, als dadurch, daß das mosaische Gesetz und die Propheten, dem ganzen Umfange nach, typisch und prophetisch auf Christus und seine Kirche hindeuten. Jesus habe ja Alles in Parabeln gelehrt, und was er lehrte, sei nichts Anderes, als eben der höhere Sinn des Gesetzes gewesen. — Die Wunder Jesu Christi, selbst die Auferstehung, bewiesen Nichts für die Wahrheit seiner Lehre. Die Auferstehung z. B. sei nur ein Typus und Vorbild seines geistigen und mystischen Todes und seiner Auferstehung aus dem Buchstaben des Gesetzes. Die englische Geistlichkeit, welche die Wunder Jesu wörtlich nehme, hänge einem falschen Messias an. Der Teufel habe es auch Luther ins Herz gegeben, gegen die Väter zu brüllen wegen ihrer Allegorien; dafür aber habe Gott den Mund der Wiedertäufer gegen ihn aufgethan und erklärt, daß der buchstäbliche Schriftsinn vom Antichrist sei *). In einer Reihe von Abhandlungen griff Woolston die Wundererzählungen des neuen Testamentes mit scharfsinnigen Gründen an. Bekanntlich ist es viel leichter, Schwierigkeiten aufzuwerfen, als zu lösen. Diese Abhandlungen gingen reißend ab, nach Voltaire wurden über 30.000 Exemplare davon verkauft. Wegen seiner Angriffe auf die herrschende Kirche wurde Woolston zu schweren Geldstrafen und zu einjähriger Gefangenschaft verurtheilt. Da er nicht zahlen konnte, so blieb er im Gefängniß bis zu seinem Tode 1731. Woolston erklärte, sein Ziel sei nur, die Lehre Jesu Christi wieder herzustellen und die Geistlichkeit zur guten alten Auslegungsweise, von welcher die Kirche leider abgefallen, zurückzuführen. Er überschüttete die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte mit begeistertem Lob: sie seien gewaltige Philosophen, sehr große Gelehrte, höchst orthodoxe Theologen: „Finde ich**) einmal eine Stelle in ihnen, die ich nicht sogleich verstehe, so grüße ich sie mit Verehrung, bis mein Verstand geöffnet wird, um den Sinn derselben zu fassen." Für die seltsame Art, wie er die Bibel erklärte, diene nur zum Beispiel die Erzählung von der wunderbaren Heilkraft des Teiches von Bethesda und vom Gichtbrüchigen. Die fünf Portale von Bethesda sind ihm die fünf Bücher Moses als Eingänge in das Haus der Gnade Christi; die Gebrechlichen sind die Unwissenden, die sich auf den Buchstaben verlassen; von diesen Gebrechen können sie nicht geheilt werden, wenn nicht der Geist wie ein Engel herniedersteigt, um sie die mystische Auslegung zu lehren. Der Kranke ist der Mensch überhaupt, dem der Geist der Weissagung gebricht. Die 38 Jahre bedeuten 3800 Jahre, 2000 Jahre unter dem Gesetze und 1800 unter dem Evangelium. Das Aufstehen und das Forttragen des Bettes bedeutet, daß der Mensch das Bett des Buchstabens, auf dem er geruht, verlassen und den Geist zur Betrachtung der göttlichen Geheimnisse emporrichten soll. Die drei Todten, welche Christus erweckte, erklärte Woolston gleichfalls symbolisch, und zwar bedeutet die Tochter des Jairus die jüdische Kirche, welche neu belebt wird; der Jüngling zu Nain bedeutet den tiefern Schriftsinn, welcher jetzt todt ist; die Sargträger sind die Buchstabenknechte, die Auferweckung des Lazarus ist die allgemeine mystische Auferstehung der Menschen in der Vollendung der Zeiten. Ja selbst die Auferstehung Christi behandelt Woolston nur als Symbol für die geistige Auferstehung aus dem Grabe des Buchstabens.

*) Lechler, l. c. 294.
**) Lechler, l. c. 295.

Die ganze Schrift bedeutet ihm also Nichts als die Umwandlung de[s] Buchstabens in den Geist und unermüdlich ist der Schriftsteller, alle geschicht lichen Ereignisse in diesen Dunst aufzulösen. Nichts hat bei ihm einen feste[n] Bestand, in Allem weiß seine irrlichternde Phantasie zwischen den Zeilen etwa[s] Anderes zu lesen, als dort steht. Jedes echt historischen Sinnes baar, frag[t] Woolston sich nie, ob denn auf Allegorien hin die ersten Christen das Lebe[n] geopfert hätten in den Zeiten der Verfolgung; ob auf etwas Anderes, als di[e] Ueberzeugung der festen Thatsachen, der Riesenbau der Kirche hätte gegründe[t] werden können. Wenn wir schließlich fragen, was ist denn der Inhalt des höher[n] Sinnes, den der Verfasser überall auf den Trümmern der Thatsachen errichte[n] will, so heißt es: die Lehre Jesu — und nur als Lehrer wird Jesus gefaßt, war da[s] Gesetz und die Religion der Natur. Sie war gut, nützlich und volksthümli[ch] und kam schnell in Umlauf, weil alle Nationen des Aberglaubens müde un[d] durch die Bürde ihrer Priester krank geworden waren. Die Welt wäre glück selig dadurch geworden, wäre die Lehre im Lauf der Zeit nicht verfälscht und mi[t] seltsamen Erfindungen vermischt worden. Natürlich ist Woolston derjenige, d[er] sie reinigt vom Schutt, den Jahrhunderte auf sie gehäuft haben. Er reibt si[e] wieder blank, daß sie die goldene Religion der Natur ist, welche die Menschen glück lich machen wird *): „wenn das kirchliche Geschmeiß aus dem Hause Gottes verjag[t,] wenn die thörichten und streitsüchtigen Priester, diese Diener des Buchstabens die da gemiethet sind, uns mit Lärm und Unsinn zu belästigen aufgehobe[n] sein werden, wenn keine Beschränkung der Gewissen, keine Intoleranz mehr sei[n] wird, wenn die Welt zu ihrem ursprünglichen, paradiesischen Zustand der Natur religion und Freiheit zurückgekehrt sein wird, wo Alle von Gott werden ge lehrt sein. Möge Gott nach seiner unendlichen Barmherzigkeit diesen gesegnete[n] Zustand der Welt beschleunigen um unseres geistigen Messias Mittlers und Erlösers, Jesu Christi willen, welchem sei Ehre in Ewigkeit Amen."

Woolstons Allegorien fanden wenig Beifall, um so mehr aber seine Ein wendungen gegen den historischen Hergang der Dinge im neuen Testament. E[r]

Sherlock. regnete Gegenschriften. Eine der besten war die von Thomas Sherlock**): in de[r] Form der englischen Gerichtsverhandlungen nimmt er hier ein Zeugenverhör übe[r] die Auferstehung Jesu vor, um auf diesem Wege die thatsächliche Wahrheit diese[s]

Annet. Wunders gegen alle Zeugen festzustellen. Ihm entgegnete Peter Annet und diese[m] wieder ein Freund des ältern Pitt, Gilbert Whest, mit solcher Meisterschaft, da[ß] ihm zum Dank die Universität Oxford das juridische Doktordiplom schickte. Ma[n] sieht daraus nur, wie lebhaft die Theilnahme in allen Kreisen an diesen Ver handlungen in jener Zeit war. Ein Freund von Pitt und Whest, Sir Georg

Lyttleton. Lyttleton, früher ein Freigeist, durch Whest aber in eine gläubige Richtung ge bracht, faßte die Thatsache der Bekehrung des Apostels Paulus ins Auge, u[m] die Göttlichkeit der christlichen Religion daran überzeugend nachzuweisen, und gin[g]

*) Lechler, S. 311.

**) The Trial of the Witnesses of the Resurrection of Jesus u. s. w. London 172[?]

[de]n richtigen Satz aus, die Aechtheit der paulinischen Schriften könne nicht be[z]weifelt werden, ohne alle Regeln der Kritik umzustoßen. Annet antwortete mit [Lei]denschaft, ohne seinen Gegner aber widerlegen zu können *). Er erklärte die Wahrheit der Religion unabhängig von historischen Dingen. Annet war ein Theo[lo]ge, der es nie zu einem geistlichen Amt gebracht und darum gegen alles Kirchen[w]esen einen Grimm gefaßt hatte. Er starb 1768 in der größten Armuth.

Ein Anhänger der Urreligion und zugleich wieder Anhänger des Gnosticis[m]us war auch Thomas Morgan, der zuerst Prediger in einer Dissenter-Gemeinde war, dann sein Amt verlor, als er sich zum Arianismus bekannte, 1726. Er verlegte sich nun auf Heilkunde und lebte als Arzt unter den Quäkern zu Bristol, endlich als Schriftsteller in London, wo er 1643 starb. Sein Hauptwerk ist der Moralphilosoph **). Das Buch ist in Gesprächsform abgefaßt: der Wahr[hei]tsfreund ist der Schriftsteller und der Judenchrist stellt den Buchstabendienst der englischen Kirche vor. Von andern Deisten unterscheidet sich Morgan dadurch, daß er Gott nicht blos als Schöpfer, sondern auch als Erhalter und Regenten der Welt in beständiger Thätigkeit auffaßt: „Gott regiert die natürliche und geistige Welt durch seine beständige ununterbrochene Gegenwart, durch seine Macht und fortdauernde Ein[wi]rkung, und nicht durch solche wesentliche inwohnende Kräfte und Eigenschaften in den Dingen selber, die seine stete Allgegenwart und sein beständiges Eingreifen un[e]ntbehrlich machen würden, als hätte er fortan Nichts mehr zu thun mit der geistigen und natürlichen Welt; denn könnte die Körperwelt kraft ihrer eigenen [in]nern Gesetze und wesentlichen Kräfte auch nur einen Augenblick fortdauern, ohne die nothwendige Gegenwart und Wirkung Gottes auf sie, so ließe sich dies eben so gut auch für eine längere Zeit denken und so fort, bis ins Unendliche vor[w]ärts und rückwärts von Ewigkeit zu Ewigkeit, und könnten diese Kräfte auch schon ursprünglich die Welt geschaffen haben.“ Morgan nennt diese bei den Freiden[ke]rn seiner Zeit übliche Vorstellung Moralatheismus. ***) Im Gegensatz zu ihnen entwirft der Verfasser die ihn kennzeichnende Gebetsformel: „O du ewige Ver[n]unft! Vater des Lichtes und unendliche Quelle aller Wahrheit und Güte, ge[s]tatte mir, mit der tiefsten Demuth und Ehrfurcht mich an dich zu wenden als meinen Schöpfer und Erhalter, dem ich dieses zusammengesetzte Dasein von Geist und organisirter Materie verdanke. — Ich erkenne, o Vater der Geister, diese na[t]ürliche und nothwendige Abhängigkeit von deiner beständigen, allgemeinen Gegen[w]art, Macht und Wirksamkeit. Nimm mich unter den beständigen ununterbroche[ne]n Schutz deiner göttlichen Weisheit, Güte und Allgenügsamkeit, laß ferner in meinen Verstand fallen die Strahlen unveränderlicher ewiger Vernunft! — Sollte [i]ch abirren vom Wege der Wahrheit und im Dunkeln wandeln, so unterweise mich durch väterliche Züchtigung, laß Schmerzen und Sorgen mich Weisheit lehren, aber überlasse mich nicht meinem niedern, thierischen Selbst. — Segne mich immer mit den erleuchtenden, beglückenden Einflüssen deiner gütigen Gegenwart, Macht und Liebe, — so soll mein ganzes Dasein ein ewiges Denkmal sein dir zu Preis und Ehre.“ — Morgan stellt hinsichtlich des alten Testamentes Theorien auf, welche an die Gnostiker und Manichäer erinnern. Er läugnet, daß das buch[s]täbliche Judenthum das figürliche Christenthum sei, und daß der Buchstabe des Evangeliums der Geist des Gesetzes sei. Er zieht eine große Kluft zwischen dem

Morgan.

Immanenz.

Moralatheismus.

Altes Testament.

---

*) Lechler, l. c. 312.

**) The Moral Philosopher. In a Dialogue between Philalethes, a christian Deist, and Theophanes, a christien Jew, London I. 1737, II. 1739, III, 1740.

***) Lechler 342.

alten und neuen Testament. Er gibt nur zu, daß die Propheten die allgemein Erwartung hegten, daß Gott eine bessere Religionsanstalt gründen werde, übe das Wann und Wie aber hätten sie sich vollkommen getäuscht. Das Christen thum ist ihm nur Wiederherstellung der Urreligion. In dieser unerweisbaren An nahme stimmt Morgan mit den andern Deisten überein, er weicht aber von ihne in der Art ab, wie er sich die Entartung der Urreligion anders erklärt. Si wurde nach ihm durch die Engelverehrung verdorben. Der Abfall von Gott nahı in der Engelwelt seinen Anfang, und die Engel niederen Ranges schlossen sich a

Dämonologie.

Lucifer oder Satan an, der eine vermittelnde Stellung zwischen Gott und de niedern Schöpfungen einnehmen wollte. Dafür wurden die Empörer aus de Reich des Himmels auf die Erde verbannt. Hier setzten sie dasselbe Treiben for und verführten die unschuldigen Menschen zum Abfall. Sie sagten ihnen, si seien Götter und könnten eine viel bessere Regierung einrichten, als die des Him mels. Zuerst wandten sich die Menschen an sie, wie an Vermittler und Für sprecher bei Gott, später verehrten sie sie wie Götter. Zuletzt machten die Men schen aus Helden und großen Männern Vermittler und Fürsprecher zwischen sic und diesen neuen Göttern. Mit Opfern wurden diese neuen Götter verehr Aegypten wurde eine Art Blutstätte des neuen Aberglaubens. Durch den 200jäh rigen Aufenthalt daselbst seien die Israeliten vollkommen ägyptisirt worden. Mose habe sich deshalb der Schwärmerei und dem Aberglauben anbequemen müsse Darum sei sein Gesetzbuch — so viel Gutes es auch enthalte — doch schwa und unvollkommen, sein Ritualgesetz sei voll weltlicher Politik. Samuel habe de Prophetenstand gegründet, seine Schüler hätten zu Najoth Geschichte, Rhetori Poetik, Naturwissenschaften und vor allem Moralphilosophie studirt, seien frei müthig gegen Hohe, wie gegen Niedere, aufgetreten, hätten aber das Volk au Aberglauben und Lastern nicht herauszureißen vermocht. In diesem Sinne wir die ganze Geschichte Israels behandelt und schließlich die Behauptung aufgestellt daß der Gott Israels nur ein beschränkter untergeordneter Schutzgott, nicht de höchste Gott selbst gewesen sei. Im Christenthum wurde endlich die Urreligion wieder hergestellt. Ihm verdanken wir die klare und gewisse Kenntniß von Got von unsern Pflichten und von der Unsterblichkeit. „Man sage nicht, das seien natür liche Wahrheiten, Pflichten, die der Vernunft evident seien, und es habe deshal keiner Offenbarung bedurft, um sie zu entdecken; wir würden nicht eben so gu ohne die Wohlthat der Offenbarung zu dieser Erkenntniß gekommen sein*). Di Bücher Euklids, Newtons Principia enthalten allerdings natürliche Wahrheiten die auf die Vernunft der Dinge gegründet sind; aber es müßte einer ein Tho oder Wahnsinniger sein, wenn er behaupten wollte, er hätte sich in diesen Gegen ständen eben so gut ohne Bücher unterrichten können und sei einem solchen Manne nicht zum Dank verpflichtet. Nehmen wir überdieß einen Confucius, Zoroaster Plato, Sokrates, oder den größten Sittenlehrer, der je gelebt hat, so waren ihr Systeme der Sittenlehre mit so viel Aberglauben und plumpen Abgeschmacktheiten vermischt, daß sie den Hauptzweck ganz verfehlten."

Das Christenthum ist nach Morgan also göttliche Offenbarung, aber er will von keinem Geheimniß in derselben wissen. Alles Geheimniß in der Religion i ihm nur falsch angewandte oder nicht verstandene Allegorie. So faßten dasselbe di Judenchristen, Paulus dagegen, der große Freidenker seiner Zeit, ist ihm der Ver treter des reinen und echten Christenthums, der kühne und tapfere Vertheidige der Vernunft; nach ihm waren es die Gnostiker, die aber von den Judenchriste

*) Lechler, l. c. 370—86.

verfolgt wurden. Die Reformation hat ihr Ziel nicht erreicht, weil sie sich an die Schrift als unfehlbare Regel hielt. Erst der Deismus predigt wieder die reine volle Wahrheit.

Also Morgan! Sein System ist durch die wahre Betrachtung der Geschichte verurtheilt. Eigentlich thatsächliche Fehler in der Darstellung des jüdischen Lebens haben ihm insbesondere Leland und William Warburton nachgewiesen.

Als einer der Führer des Deismus gilt auch Bolingbroke, dessen Lebensgeschichte schon besprochen wurde. Vor seinem Tod (15. Dezember 1751) übergab er dem schottischen Dichter David Mallet seine Handschriften zur Veröffentlichung, die in 3 Bänden 1754 erschienen und Briefe, Essays, enthalten (The philosophical Works of the Right Honorable Henry St. John Lord Viscount Bolingbroke. In five Volumes. Published by David Mallet; Esq. London 1754. 8). Während es aber den bisherigen Freidenkern im höchsten Grade Ernst war mit ihrer Auffassung der Religion, wenn sie auch irrten, behandelt Bolingbroke die Religion rein vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit: Christenthum und Kirche sind ihm nur Mittel für den Staat. Wenn die Religion nicht wäre, so müßte man sie nach Bolingbroke erfinden, um die Menschen im Zaum zu halten. Darum nennt er die Freidenker, welche mit ihren Lehren die religiösen Gefühle der Menschen abschwächen, 1724 in einem Schreiben an seinen Freund Swift eine Pest der Gesellschaft: „Denn ihre Bestrebungen sind dahin gerichtet, die Bande der Gesellschaft aufzulösen oder doch wenigstens ein Gebiß aus den Mäulern jener wilden Thiermenschen zu nehmen, denen es doch besser wäre, wenn sie nur ein halb Dutzend mehr zurückgehalten würden. Soll ein Staat bestehen, so muß eine Religion vorhanden sein, darum haben auch alle Gesetzgeber Religionen eingeführt oder vorgegeben, daß sie mit den Göttern in Verbindung stehen. Sie konnten unmöglich glauben, daß sie mit Göttern oder Halbgöttern in einem Verkehr stehen, von dem sie wußten, daß sie nicht in demselben standen. Und doch machen sie alle auf dieses große Vorrecht Anspruch: die ägyptische Weisheit wurde durch Merkur gelehrt, Minos hatte Offenbarungen von Jupiter selbst, und Numa hatte vertrauten Umgang mit Egeria, Pythagoras mit Minerva. Ich brauche nicht Mehre zu nennen, denn ich will keinen Anstoß geben dadurch, daß ich Moses deren Verzeichnisse beifüge. Da also diese Männer Offenbarungen vorgaben, von denen sie wußten, daß sie falsch seien: so dürfen wir vermuthen, daß es ihnen auch mit einigen Lehren, die sie vortrugen, selbst mit der Lehre von einer künftigen Vergeltung, nicht so Ernst war. Die Religion war in den Händen dieser philosophischen Gesetzgeber ein geeignetes Mittel, Gehorsam gegen das bürgerliche Regiment einzuschärfen. Ich kann mich leicht überzeugen, daß manche dieser Reformers das Dasein eines höchsten Wesens entdeckt hatten; allein diese Erkenntniß mochten sie dem Charakter der Leute, mit denen sie zu thun hatten, nicht hinlänglich angemessen finden: die reine und unvermischte natürliche Theologie würde wohl zu einer so sinnlichen Menge vergebens gesprochen haben, Berufungen auf die Vernunft unvernünftiger Menschen würden wenig Erfolge gehabt haben. Folglich war es nach der Meinung dieser Missionäre in Politik, guten Sitten und zum Behuf der Beförderung beider in der Religion, nothwendig, ihre Lehren so groben Vorstellungen anzubequemen. Das Mittel, das sie anwandten, eine durch Aberglauben aufrecht erhaltene und cultivirte, durch Politik angewandte Furcht vor einer höhern Macht, war zwar ein schlechtes, aber eben das einzige, das zum Zweck führte. Ich glaube, daß diejenigen, welche in der heidnischen Welt Religionen gründeten, von der Wahrheit ihrer eigenen Lehren nicht überzeugt waren und daß ihre einzige Absicht die war, durch dieses politische Mittel (political expedient) der menschlichen Autorität eine göttliche, den Geboten der gesunden

Vernunft die Sanction einer Offenbarung beizufügen. Die Gesetzgeber bereitet aber auch die Mittel vor, den Mängeln der Volksreligion abzuhelfen und Menschen nach und nach zu einer bessern Kenntniß der natürlichen Theolo und natürlichen Religion, von der Fiction zur Wahrheit, von der Allego zu dem, was die Allegorie bedeuten sollte, zu führen; namentlich hatten die hei nischen Mysterien die Bestimmung, zum Monotheismus überzuführen, die Sitt der Menschen zu verbessern und den wahren Zweck der natürlichen Religion verwirklichen *)."

Ueber die Philosophen spricht Bolingbroke eben so sehr ab, wie über Religionsstifter: wirft er den letzteren Betrug, so wirft er den erstern Eitelkeit v Es würde mehr wahre Weisheit unter den Menschen sein, wenn weniger Phil sophen gewesen wären. Insbesondere ist Plato der Gegenstand seiner Abneigun „Was die Verwirrung betrifft, welche durch vage Begriffe und Systeme rein Einbildung nothwendig herbeigeführt wird, so hat es nie eine größere gegeb als die, welche in Metaphysik und Theologie entstand, nachdem man angefang hatte, in den Schulen von Alexandrien und in denen des Christenthums d

Philosophie. Platonismus dogmatisch vorzutragen. Plato war weit mehr ein poetischer Phil soph, als Homer ein philosophischer Poet; er behandelte jeden Gegenstand w ein bombastischer Poet und wie ein wahnsinniger Theologe; namentlich ist sei Ideenlehre abgeschmackt und falsch und hat die ersten Elemente des Wissens v dorben. Diese Philosophie hat einen Strom chimärischer Erkenntniß von d heidnischen und christlichen Alterthume bis auf das gegenwärtige Zeitalter hera gewälzt **)."

In ähnlicher Weise urtheilt Bolingbroke über andere Philosophen. Die Ne platoniker nennt er Wahnsinnige, Leibnitz einen der eitelsten Männer, der ga in Luftgespinnsten verloren sei, und oft so unverständlich, daß kein Mensch gla ben könne, er habe sich selber verstanden. Gewiß ist nur, daß Bolingbroke i nicht verstanden hat. In ähnlicher Weise spricht der Engländer über Spinoza u beweist, daß er sich nicht die Mühe gab, ihn gründlich zu lesen. Der Verbindu

Theologie. mit der Philosophie schreibt Bolingbroke das Verderben der Theologie zu: „D Theologie ist das Verderben der Religion; in der Theologie liegen, wie in d Büchse der Pandora, viele gute Dinge oben auf, aber viele Uebel liegen unt und verbreiten Plagen und Verwüstung in der Welt. Das Reich der Theolo ist das Reich der Finsterniß, und um das wahre Licht des Evangeliums zu g nießen, müssen wir von ihr fliehen." Was sollen also die Theologen? „Sie müss zum Evangelium zurückkehren, wie die Philosophen zur Natur zurückgekehrt si und sie müssen sich begnügen, Dinge dunkel und zweideutig zu lassen, welche d Offenbarung so gelassen hat. Die Geistlichen sollen sich darauf beschränken, lehren, was sie verstehen, und Andere zu lehren, sich mit natürlicher Theologie begnügen." Also die Naturreligion ist das ächte Christenthum und Wort Gott und das traditionelle Christenthum ist nach Bolingbroke Menschenwort, und ruft er denn auch aus: „Lasset uns glauben, was in der Bibel steht! Es ist u gehörig und profan, das göttliche Zeugniß dadurch noch bestätigen zu wollen, d man zeigt, man habe vernünftigen Grund es zu glauben ***)." Im Grunde al glaubt Bolingbroke nicht an dieses Urchristenthum und behandelt in weltmännisch Blasirtheit die religiöse Frage: ein Staat müsse eine Staatsreligion haben, der

---

*) Lechler, l. c. 401.
**) Lechler, l. c. 403.
***) Lechler, l. c. 404.

Recht und Ansehen durch das Gesetz geprüft und verbürgt ist. Die englische Hochkirche sei für ein großes Reich besonders geeignet, das Lutherthum für die kleinen deutschen Fürstenthümer, der Calvinismus für eine kleine und arme Republik. Den Atheisten müsse ein Staat vorbeugen, wie den Latitudinariern, die jede Religion zulassen, und den Rigoristen, die nur eine einzige dulden wollen. Die Regierung könne Nachsicht haben gegen Bekenntnisse, dürfe aber nur Anhänger der Staatsreligion zu Aemtern befördern! Im Grund des Herzens glaubt Bolingbroke weder an Gott, noch an Unsterblichkeit: „Das wahre Wissen ist noch so gar jung, das rechte Forschen nach Wahrheit ist eine gar späte Entdeckung, man verdankt einem Verulam, Descartes, Gassendi, Locke, daß sie die menschliche Vernunft von den Ketten der Autorität befreit haben. Die menschliche Gattung würde aber auch den Charakter der Vernünftigkeit verscherzen, wenn die Menschen nicht durch freien Gebrauch ihrer Vernunft die Täuschungen, wenigstens die plumpsten, nach einander entdecken würden, welche ihnen durch Heiden, Juden, Christen aufgebunden worden sind *)."

Bolingbrokes Bücher wurden mehr gelesen, als die strenggehaltenen Schriften der andern englischen Deisten, wegen der Schönheit der Darstellung. Nennt sie doch ein so nüchterner Beurtheiler wie Lord Mahon die Vollendung der Beredtsamkeit: „er entfaltet alle Kraft und allen Reichthum der englischen Sprache, und bei all seiner Mannigfaltigkeit schwillt er nie zum Bombast auf und sinkt nie zur Gewöhnlichkeit herab. Das größte Lob für seinen Stil ist, daß er Studium und Muster für die beiden größten Geister der folgenden Generation wurde, für Burke und den jüngern Pitt. Jener hatte sich in ihn so hineingelebt, daß seine erste Schrift eine höchste geistreiche und Viele täuschende Nachahmung von Bolingbrokes Schreibweise war. Der ältere Pitt empfahl Bolingbrokes Schriften: sie müßten wegen der unnachahmlichen Schönheit des Stils von Jedermann studirt und fast auswendig gelernt werden, und der jüngere Pitt beklagte den Verlust von Bolingbrokes Reden als einen der größten der Literatur" **).

Auch seine Briefe über Geschichte ***) sind bedeutsam, nicht als ob Bolingbroke die Geschichte gründlich gekannt hätte, dazu besaß er zu wenig Ruhe und zu viel Selbstzuversicht. Die ganze Geschichte des Orients ist mißverstanden, von den geistigen Kämpfen des Mittelalters hat er keine Ahnung, für seine großen Männer kein Verständniß; — es ist ihm nur eine lange Zeit der Finsterniß und Barbarei, er sieht überall nur Priesterbetrug. Die große Menge bedarf nach ihm bei ihrer thierischen Natur nichts Höheres; sie muß nur durch irgend einen Wahn im Zaum gehalten werden, damit Staatsmänner sie für ihren Zweck gebrauchen können. Ueberall finden wir den hochmüthigen Cavalier, der mit der Reitpeitsche in der Hand über Kunst und Wissenschaft, Religion, über das Höchste und Tiefste mit Zuversicht auskramt, was damals in höfischen Kreisen für höchste Lebensklugheit galt. Schlosser bemerkt mit Recht: †) „Ein Publicum von Unwissenden, von Blindgläubigen und Phantasten folgt der Mode und den Tonangebenden, heute Bolingbroke und Voltaire, morgen ihren heftigsten Gegnern; diese sogenannte große Welt wird wie Laub vom Winde bewegt." Der ledernen Weise der Geschichtsbehandlung jener Zeit gegenüber, welche mühsam Geschlechtstafeln zusammenhäufte, Hoffeste und Schlachten schilderte, war jedoch seine Art der Darstellung

Geschichte.

*) Lechler, l. c. 407. chapt. I.
**) Mahon, Hist. of England. I.
***) Letters on the study and use of History.
†) Geschichte des 18. Jahrhunderts. I. S. 424.

fesselnd und sein Grundsatz, die Geschichte solle für das Leben und nicht für d Dienst todter Gelehrsamkeit geschrieben werden, richtig. Der gemeine Standpun der Betrachtung verläugnet sich übrigens auch hier nicht, obschon er es nicht Bemerkungen fehlen läßt, die aus dem Leben gegriffen sind; wie wenn er üb die Geschichte Englands sagt, man überschätze oft die Geheimnisse der Cabinet hinter denen in der Regel ganz gewöhnliche Dinge verborgen lägen, oder wenn bemerkt: „Beständiges Ringen und Kämpfen ist von der Freiheit unzertrennlic Bei jeder Regierungsform müssen, wenn das Volk nicht zu einer rechtlosen Heer herabsinken soll, dem Fürsten, den Behörden, einzelnen Beamten Schranken gese werden, aber die Gesetze, welche diese Schranken aufführen, werden fruchtlos bl ben, sobald die Staatsbürger sich nicht gewöhnen, jede Handlung der Regierun mit argwöhnischer Sorgfalt zu überwachen. Denn stets streben alle Mächtigen ih Gewalt zu vermehren oder doch den Genuß derselben über das gesetzliche Maß verlängern. Ist das Volk nicht unablässig auf der Hut, so wird über kurz od lang seine Freiheit durch diesen unbändigen Trieb vernichtet werden."

Ein nicht weniger begabter, aber edlerer Geist, als Schriftsteller gleich b rühmt, als Staatsmann in glücklicherer Laufbahn, ist Anton Ashley, Graf v Shaftesbury. Shaftesbury, der Enkel des Shaftesbury, der ein Mitglied der Kabale wa des Ashley Cooper, und von seinem Großvater mit Sorgfalt erzogen. Nach de Rath Lockes erhielt er eine Gouvernante, welche griechisch und lateinisch spra und lernte diese Sprachen so leicht, daß er schon im eilften Jahre ohne Mü die griechischen und lateinischen Classiker las. Deßungeachtet fand der jun Shaftesbury auf der Schule zu Winchester wenig Beachtung. Die Abneigu gegen das politische Leben seines Großvaters war daran Schuld. Dies verleid ihm den Aufenthalt in der Schule und er machte nun mit einem gelehrten u geistreichen Schotten zu seiner Ausbildung eine Reise durch Europa. Nach sein Rückkehr 1689 wies er eine Wahl für das Unterhaus zurück und verwende seine Zeit drei Jahre hindurch ganz nur auf Studien. Dann kam er ins Parl ment, wo er sich als Vertheidiger der Freiheit und Gerechtigkeit kundgab. A er in der Frage wegen der Hochverrathsbill dafür sprechen wollte, daß man d Angeklagten einen Vertheidiger gestatten müsse, kam er so in Verwirrun daß er kaum einige Worte vorbrachte. — Als die Versammlung ihm Zeit lie sich zu sammeln, und ihn fortfahren hieß, sagte er zum Sprecher: „Mein He wenn ich, der ich nun rede, um meine Ansicht über die Bill auszudrücken, sch so verwirrt bin, daß ich von dem, was ich mir zu sagen vorgenommen hab nicht das Mindeste vorbringen kann, wie mag es da erst einem Menschen Muth sein, der ohne einen Beistand sein Leben vertheidigen soll und in stet Angst ist, es zu verlieren." Diese geschickte kurze Wendung machte größer Eindruck, als jede lange Rede, und wurde mit Beifall aufgenommen. Doch w Shaftesbury schon 1698 des parlamentarischen Lebens müde und zog sich na Holland zurück, wo er im Umgang mit Gelehrten lebte. Die ohne sein Wiss durch Toland geschehene Veröffentlichung einer Untersuchung über die Tuge machte ihm vielen Kummer: er kaufte die ganze Auflage auf und vernichtete si Das Wesentliche erschien später im zweiten Theil seiner Charakteristiken. Al Graf von Shaftesbury trat er nun ins Oberhaus: Wilhelm III. hielt sich ge an seinen Rath, bei Annas Thronbesteigung trat er jedoch ins Privatleben zu rück und lebte wieder ganz seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Al flüchtige Camisarden in England mit ihren Prophezeiungen Schwärmerei un Unruhe erregten und die Minister im Begriff waren, strenge Maßregeln zu er greifen, rieth ihnen Shaftesbury davon ab, weil dadurch das Uebel nur ärge würde, schlug aber selber durch den Witz, den er in seinem Brief über En

siasmus *) über die Schwärmer ausgoß, die Bewegung vollständig nieder. Die Schwärmerei löste sich auf vor dem Spott, 1709. Jetzt erschienen eine Reihe von Schriften **), die wegen ihres feinen und witzigen Inhalts, wegen der Begeisterung für Schönheit und Freiheit großes Aufsehen erregten, so daß Montesquieu den Verfasser dem Plato und Malebranche an die Seite stellte. Doch der Verfasser genoß seines Ruhmes nicht lange, er starb 1713 in Neapel, wo er seine angegriffene Gesundheit wiederherstellen wollte.

Von platonischem Geiste durchdrungen, lehrte Shaftesbury, das Gute sei auch das Schöne. Wer nach dem Schönen trachte, dem werde das Gute von selbst zu Theil; in dem Maß, als Jeder sein Leben zum Kunstwerk ausarbeite, sei er auch glücklich. Tugend sei Liebe zum Schönen, das Sittliche sei nichts Anderes als das Harmonische. Mit Tugend sei Glückseligkeit unmittelbar verbunden. Die natürlichen Neigungen, welche auf Liebe, Wohlwollen und Sympathie mit der Gattung sich gründen, seien auch zugleich die Hauptmittel zum Genuß; wolle man das Vergnügen berechnen, wie andere Dinge, so könne man sagen, $^9/_{10}$ der Lebensfreuden entstehen aus der Theilnahme an der Freude Anderer und dem Bewußtsein, sich um Andere verdient gemacht zu haben. Lasterhaft sein heiße elend und unglücklich sein, und weil jede böse Handlung mehr oder weniger zu jenem Zustand führe, so müsse jede böse Handlung ein Uebel sein. Die Tugend habe ihren Lohn in sich, man brauche sie also nicht als Aufopferung zu empfehlen, die erst in einem künftigen Leben belohnt werde ***): „Man hält die Tugend gewöhnlich für einen schlechten Gewinn und es gibt Wenige, selbst unter den Frommen und Andächtigen, welche sich dieselbe anders gefallen lassen, als wie Kinder die Arznei, wo Ruthe und Zuckerwerk die mächtigsten Beweggründe sind. Ja man hat aus der Tugend eine so feile Sache gemacht, und hat so viel von ihren Belohnungen gesprochen, daß man kaum sagen kann, was über Abzug von dem Allem noch Belohnenswerthes an ihr sein soll. Wenn die Tugend nicht wirklich an sich schätzenswerth ist, so kann ich nichts Schätzenswerthes darin sehen, wenn man ihr um eines Gewinnes wegen folgt." Shaftesbury behauptet sogar, daß der Glaube an künftige Belohnung und Strafe verderblich sei für die Tugend. Der wahre Grund des Glaubens an die Glückseligkeit sei die Ueberzeugung von der Güte, Ordnung und Schönheit im Weltall. Eudaimonismus.

Shaftesbury ist im Grunde Gegner des positiven Glaubens. Er fordert vollkommene Freiheit des Denkens und Prüfens. Sei die Forschung nur vollkommen frei durchgeführt, so werde das richtige Maß der Dinge sicher gefunden werden. Dem Gedanken könne von außen keine Schranke gesetzt werden; unser eigener Gedanke sei es, der unser Denken einschränken müsse. Die abgeschmacktesten und verkehrtesten Menschen seien die Halbdenker. Die Wahrheit müsse jedes Licht ertragen, von dem sie beleuchtet werde, folglich auch das Lächerliche, was eines der Hauptlichter sei. Die Offenbarung müsse sich durch ihren Gehalt rechtfertigen und brauche keine Prüfung zu scheuen. Beruhe ihre Glaubwürdigkeit nur auf äußerlichen Beweisen, so stehe ihre Wahrheit auf schwachem Grund. So vorsichtig aber auch Shaftesbury vom positiven Christenthume im Allgemeinen spricht,

*) Letter on Enthusiasme.

**) Several letters written by a noble Lord to a young Man in the University. Caracteristics of Men, Manners, Opinions, Times. Deutsch, Leipz. 1776, 3 Theile.

***) Lechler, l. c. 245.

so versäumt er gelegentlich starke Angriffe nicht auf einzelne Dogmen, auf di göttliche Eingebung z. B., auf die Schriften des alten und neuen Testamentes, au die neutestamentlichen Wunder. In begeisternden Worten dagegen preist er di Weltordnung, die Harmonie im großen und unvergänglichen Weltgebäude, welche der tiefste Beweis für ein höchstes allwaltendes Wesen sei. Die harmonische Welt ordnung erkennen heiße die göttliche Schönheit schauen, das Erkennen der Schön heit aber sei Zucht und Bildung zur Tugend: ungeformte Sinnlichkeit sei häßlich finster und öde, denn das Gute sei dasselbe, was das Schöne. Kunst und Tugen seien sich innig befreundet.

Mande-ville. Es fehlte nicht an Gegnern dieser Lehre. Der herbste Angriff derselben i in der Fabel von den Bienen *), welche Mandeville 1706 veröffentlichte. Gebore 1670 zu Dort in Holland studirte Mandeville zuerst Medicin, wurde Doctor i Holland und ging dann nach London. In seiner Kunst scheint er sich wenig ver dient zu haben, dagegen machte er mit witzigen Schriften Aufsehen, so mit sein Geschichte der Bienen. Ein zahlreicher Bienenschwarm haust in einem weite Korb. Der Bienenstaat ist ein Gegenbild der englischen beschränkten Monar chie, freier Verkehr, viele Fortschritte, aber auch viele Gebrechen. Die Richt verkaufen das Recht, die Aerzte sind Charlatane und kümmern sich wenig um di Kranken, die Priester sind Heuchler, die Soldaten werden mit Ehren überschütt auch wenn sie in die Flucht geschlagen wurden, die Minister plündern ungestraf den Schatz, die Könige werden von ihnen betrogen, Gerechtigkeit übt man stren gegen die Armen, die reichen Verbrecher läßt man laufen. Jede Klasse der Ge sellschaft hatte ihre Gebrechen und dennoch ging das Ganze wunderbar voran. Di Verbrechen halfen zur Größe der Nation und die Tugend vertrug sich vortrefflich mit dem Laster, der Luxus ernährte tausend Arme, der Eigennutz machte Handel und Gewerbe blühen. Da kamen aber die Bienen auf den Gedanken einer Reform: da Land gehe zu Grund durch Sünden und Laster. Jupiter erhörte die Bitte, Recht schaffenheit und Tugend kamen in die Herzen. Aber jetzt verödeten die Gerichtshöfe, di Gefängnisse wurden leer, die Henker hatten Nichts zu thun, die Aerzte verschrieben einfache Mittel, die Priester hielten emsig ihren Gottesdienst, die Minister regierten sparsam, das Heer ward größtentheils entlassen, die Güter sanken im Werth, der Lux hörte auf, die Künstler hatten keinen Verdienst. Plötzlich ward das Reich vo einem überlegenen Feind angegriffen, der Sieg wurde zwar erfochten, aber Tausend von Bienen gingen zu Grund. Der Rest flog in einen verwitterten Baumstamm wo ihm vom frühern Glück Nichts bleibt, als Tugend und Zufriedenheit. Di Laster, meint der Verfasser, mit denen die Menschen sich besudeln, sind nothwendig zum weiten und mächtigen Bau der Gesellschaft. Das Buch wurde verurtheilt weil es alle Stände, namentlich aber den Klerus und die Universitäten, angegriffen hatte. Deßungeachtet erschien es wieder, mit Zusätzen, deren Spitze gegen Shaf tesbury gerichtet war, er male die Menschen zu sehr ins Schöne. Die Tr[illegible] das Leben zum Kunstwerk zu gestalten, sei für einen reichen Mann passend, a[illegible] nicht für die Millionen Armer, die unter dem Drucke der Verhältnisse [illegible] Nur als Selbstüberwindung, als Unterdrückung der angebornen Neigung nicht als Glück, sondern als allgemeine Pflicht gefaßt, werde die Tugend ein dringlich gelehrt.

Dodwell. Der Deismus löste sich in England in Skepticismus auf. Henry Dod well, der Sohn eines strenggläubigen Theologen, veröffentlichte 1742 eine Schrift

*) The Fable of the Bees or private vices made public benefits. London 1723

„Das Christenthum nicht auf Beweise gegründet," in welcher diese Auflösung sich klar vollzieht *): das Erkenntnißvermögen des Menschen sei nicht das Princip, das uns zum echten Glauben führe, denn einmal solle der Glauben allgemein, bei Allen und immer der gleiche sein. Nun könne man aber bei der Uebung der Vernunft der Menschen nicht glauben, daß sie alle gleich denken. Wenn der Glaube erst auf Vernunftgründen beruhe, so müßte die Kraft des Glaubens durch neu aufgefundene Gründe sich verstärken, während doch das Evangelium gleich ursprünglich die ganze Kraft des Glaubens verlangt. — Es erklärt, daß es eine Wahrheit bringt, die gestern und heut und in alle Ewigkeit dieselbe ist. Wie könnte Gott uns den Glauben zur Pflicht machen, wenn derselbe auf Vernunftgründen beruht. Nicht Jeder hat die Fähigkeit, dieselben zu bilden. Geht freies Untersuchen oder Zweifeln voraus, wer steht dafür, ob das Ergebniß Ueberzeugung oder Unglaube ist! Je genauer die Prüfung, um so mehr kostet sie Zeit; soll der Mensch jedoch ohne religiöse Entscheidung leben? vielleicht kommt er gar nicht dazu, denn der erste Schritt in der Philosophie ist ja, Alles, was wir glaubten, von uns zu werfen! Wie soll Glauben und Untergraben des Glaubens Hand in Hand mit einander gehen? Wie soll man von Kindern eine auf vernünftigen Gründen beruhende Zustimmung fordern? — und doch ist der Glaube Pflicht auch für das zarte Alter. Wird ein Glaube durch Gründe und Schlüsse jene Wirkung thun, die ein unmittelbarer Glaube hat? Wird ein Vernunftglaube je Märtyrer machen? Wie kann ein ehemaliger Zweifler von dem Andern je die feste Anhänglichkeit an seine Grundsätze fordern? einen Glauben voll Selbstverläugnung, der zum Siege in Versuchungen führt, einen Glauben voll herzlichen Vertrauens! Skepticismus.

Der Erlöser legte keine Beweisgründe vor, sondern lehrte als einer, der Gewalt hat, als Meister, der die Wahrheit unmittelbar vom Himmel bringt, nicht als einer, der die Wahrheit mühsam erkämpft hat und die Beweise den wenigen Menschen vorlegt, welche sie zu fassen im Stande sind. Die Apostel waren ausgesandt, zu predigen, und nicht zu disputiren. Sie gaben keine Zeit und Frist zu zweifeln, sondern forderten Anerkennung ihrer Lehre. Die Quelle und der wahre Grund des Glaubens ist das Zeugniß, welches der Geist unserm Geiste gibt; Gottes Gnade, heißt es, ist allen Menschen erschienen und durch Gnade seid ihr selig geworden. „Rabbi, du bist Christus!" sagen die Gläubigen zum Herrn. Der Gläubige weiß, daß er unmittelbar die Wahrheit hat. Alle Versuche, die religiösen Wahrheiten durch Beweisgründe zu erleuchten, haben sie in der Regel nur verdunkelt, Glaube und Wissen stehen sogar in unvereinbarem Gegensatze. Wer an Allem zweifelt, wer Alles prüfen will, der wird Nichts erlangen und Nichts festhalten **).

So weit Dodwell. Nun kam aber noch ein Anderer, der läugnete, daß wir überhaupt eine allgemeine, zwingende Wahrheit erreichen können, und aus

*) Christianity non founded on Argument and the three Principles of Gospel-evidence assigned. In a letter to a joung Gentleman at Oxford. 2. Ausg. Lond. 1742.
**) Lechler, l. c. 424—96.

der Erfahrungslehre Lockes den Schluß zog, daß überhaupt keine allgemeine Wahrheit als solche erweislich sei, daß es keine ausnahmslose Regel, keine Zuverlässigkeit gebe, wenn unser Wissen bloß auf der Erfahrung beruhe.

Hume. David Hume, geboren zu Edinburg, 3. April 1711, stammt aus einem wenig begüterten Zweig der Familie der Grafen von Home. Sein Vater starb früh, die Mutter bestimmte den Knaben für die Rechtsgelehrsamkeit; aber Hume sagt in seiner Lebensbeschreibung: „Ich fühlte eine unbedingte Abneigung dagegen, wohl aber Liebe zur Philosophie, Poesie, und während man glaubte, ich Lebensgang sei mit Vinius und Voet beschäftigt, las ich Cicero und Virgil. Wer immer mit den Philosophen vertraut ist, weiß, daß sie in ewigem Streit mit einander sind, selbst über die Grundwahrheiten. Bei ihrer Prüfung fühlte ich, wie ein Geist der Kühnheit in mir wuchs, der weit davon entfernt, sich irgend einer Autorität in diesen Dingen zu fügen, mich verleitete einen neuen Weg zur Wahrheit zu suchen." Da das Vermögen seiner Mutter für ein Leben frei nach seinen Neigungen nicht hinreichte, so trat Hume 1734 auf ihre Bitte in ein Handlungshaus in Bristol, verließ es aber bald voll Abneigung gegen diese Beschäftigung und ging nach Frankreich, weil das Leben hier billiger war, und lebte in Rheims, dann in La Fleche ganz nur dem Studium des Cartesius hingegeben. Seine eigenen Anschauungen veröffentlichte er 1739 nach seiner Rückkehr nach England, in der Ueber Menschennatur. stolzen Hoffnung, einen Umschwung in der ganzen Philosophie hervorzurufen. Das Buch wurde jedoch wenig beachtet. Tief gedemüthigt dadurch, aber keineswegs in seinem Eifer abgekühlt, veröffentlichte Hume 1741 moralische, politische und literarische Abhandlungen **), welche günstiger aufgenommen wurden. Dann machte Hume mit einem Marquis von Annandale eine Reise durch Europa. Der Mann war nicht recht bei Trost und Hume fühlte trotz der guten Bezahlung bitter seine Lage. 1746 war er Gesandtschaftsekretär in Wien und in Turin. Bei seiner Sparsamkeit hatte Hume in diesen beiden Jahren ein Vermögen von 1000 Pfund erworben und war stolz auf die Unabhängigkeit, die sie ihm gewährten, wenn auch seine Freunde über ihn lächelten. 1752 gab er in Schottland seine politischen Abhandlungen heraus ***), welche großes Aufsehen erregten. Die Advokatenkammer in Edinburg ernannte ihn zum Bibliothekar und Hume, dem jetzt eine gut gewählte Büchersammlung von 30,000 Bänden zur Verfügung stand, machte sich sogleich an eine Geschichte des Hauses Stuart. Der erste Band erschien 1754. Geschichte. Die Aufnahme war nicht günstig: „Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob sich gegen mich. Engländer, Schotten und Irländer, Whigs und Tories, Kirchenmänner und Skeptiker, Freidenker und Fromme, Patrioten und Höflinge vereinigten ihre Wuth gegen den Mann, welcher es gewagt hatte eine Thräne über das Loos Karls I. und des Grafen Strafford zu vergießen. Als die ersten Aufwallungen dieser Wuth sich gelegt hatten, schien das Buch, was für mich noch kränkender war, in gänzliche Vergessenheit zu verfallen. Mein Verleger klagte mir daß er in 12 Monaten nur 40 Exemplare verkauft habe. Ich gestehe es, ich war entmuthigt, und wäre der Krieg zwischen England und Frankreich nicht ausgebrochen so hätte ich mich sicher in irgend ein Landstädtchen zurückgezogen, hätte meinen

*) Treatise upon human nature. London 1739.
**) Essays moral, political and literary. Edimbourgh 1741.
***) Political Discourses.
†) History of England under the house of Stuart.

Namen verändert und wäre nie mehr in meine Heimath zurückgekehrt. Allein, da dies nicht so leicht ins Werk zu setzen und mein nächster Band schon weit vorgeschritten war, so beschloß ich Muth zu fassen und auszuhalten." Der zweite Band *), dem die natürliche Geschichte der Religion voranging, wurde günstiger aufgenommen und half sogar dem ersten auf die Beine. 1759 folgte die Geschichte des Hauses Tudor, 1761 die Geschichte Englands von den frühesten Zeiten an **). „Obschon Winde und Jahreszeiten, denen meine Schriften ausgesetzt waren, wechselten, so übertraf doch der Ertrag derselben Alles, was man bisher in England gesehen hatte: ich wurde nicht blos unabhängig, sondern reich; ich zog mich in meine Heimath zurück, entschlossen diesen Boden nie mehr zu verlassen und mit der Befriedigung, nie Jemanden um eine Stellung oder um seine Gunst gebeten zu haben." — Humes Geschichtschreibung zeichnet sich in der That durch Klarheit, durch psychologischen Blick in das Herz der handelnden Personen, durch meisterhafte Uebersichten, durch scharfsinnige Urtheile, durch leidenschaftsloses Abwägen von Meinungen aus, so wie durch die Gabe spannender Erzählung. Um seiner formellen Vollendung wegen sind seine Werke heute noch wichtig, wenn sie auch sachlich weit überholt sind. Die Zeit der Angelsachsen, der Normannen ist höchst mangelhaft, allerdings stand ihm noch keine vollkommene Quellensammlung zu Gebote und hielt man die wichtigsten Urkunden, wie z. B. das Lehensbuch Wilhelms des Eroberers, unter Schloß und Riegel. Allein stilistisch ist das Werk meisterhaft und nicht mit Unrecht sagt Gibbon, daß es Stellen von unnachahmlicher Schönheit enthalte.

Namentlich in Frankreich wurden Humes Geschichtswerke hoch gepriesen. Er erfuhr es selbst, als er 1763 mit dem Grafen von Hertford als Gesandtschaftssekretär dahin zog. In Fontainebleau wurde er mit Bezeugungen der Bewunderung, selbst von Seite der königlichen Familie, überschüttet. Der Dauphin stellte ihm seine Söhne vor. „Diese ganze Nation, schreibt Hume an Ferguson, von der königlichen Familie an bis zu den untersten Klassen, scheint sich vorgenommen zu haben, mich durch alle Arten von Beweisen der Achtung zu überzeugen, daß ich mich für eines der größten Genies in der Welt betrachten soll. Ich glaube nicht, daß Ludwig XIV. in drei Wochen je so viel Huldigung erlebte, als ich." — „Sie fragen mich, schreibt er an Robertson, wie ich lebe: ich esse nur Ambrosia, ich trinke nur Nektar, ich athme nur Weihrauch ein, ich trete nur auf Blumen. Alle Männer und noch mehr alle Frauen, denen ich begegne, glauben, es sei eine Pflicht der Höflichkeit, mich mit eingehenden Lobeserhebungen zu überschütten." Eine der geistreichsten Damen, die Gräfin Boufflers, sagte zu ihm: „Der Eindruck, den Ihre göttliche Unparteilichkeit auf mich macht, ist unbeschreiblich; um ihn vollkommen auszudrücken, müßte ich Ihre eigene Beredtsamkeit besitzen. In Wahrheit, ich glaube beim Lesen dieses Werkes immer vor mir einen himmlischen Geist zu sehen, der frei von Leidenschaft und zur Belehrung die Ereignisse dieser Welt schildert." Hume athmete den Duft der Bewunderung mit vollen Zügen ein, es fehlte ihm nicht an Eigenliebe, wie dies aus folgender Selbstschilderung hervorgeht: „Mein Charakter war mild, offen, verträglich, fröhlich, fähig der Zuneigung, wenig empfänglich für Haß, gemäßigt in seinen Neigungen. Die Sehnsucht mich in der wissenschaftlichen Bahn auszuzeichnen, die meine eigentliche Leiden-

Hume in Frankreich.

Charakter.

*) Natural history of the Religion. London 1755.

**) History of the house of Tudor. 1759. — History of England, from the earliest period; in V volumes.

***) Biographie générale. B. 25.

schaft war, hat mein Wesen nie verbittert, obschon ich so oft in meinen Hoffnungen mich getäuscht sah. Meine Gesellschaft war weder der leichtsinnigen Jugend, noch ernsten und gelehrten Menschen unangenehm, und da ich ein besonderes Vergnügen im Umgang mit tugendhaften und bescheidenen Frauen fand, so war ich immer mit ihrem Benehmen gegen mich zufrieden und hatte ich mich nie über Verläumdung zu beklagen. Obschon ich mich unkluger Weise dem Haß politischer und religiöser Parteien aussetzte, so griffen sie doch meine Person nicht an, und nie hatten meine Freunde nöthig mein Verhalten oder meinen Charakter zu rechtfertigen." — Als Lord Hertford 1763 abberufen wurde, blieb Hume noch einige Zeit als Gesandtschaftssekretär in Paris. Bei seiner Rückkehr nahm er den verfolgten Rousseau mit nach England, der sich ihm aber wenig dankbar erwies. 1767 wurde Hume Unterstaatssekretär. 1668 zog er sich nach Edinburg zurück: er war reich, berühmt und ein glückliches Alter schien ihm bevorzustehen, doch raffte ih[n] schon 1776 eine Krankheit weg.

Nach Humes Tod erschienen seine Gespräche über natürliche Religion *). Er hält diejenigen, welche es unternahmen, die christliche Religion durc[h] Vernunftgründe zu beweisen, für falsche Freunde oder verkleidete Feinde de[s] Christenthums. Die Religion sei auf Glauben gegründet, nicht auf Vernunft[;] bloße Vernunft reiche nicht hin, uns von der Wahrheit der christlichen Religio[n] zu überzeugen. Das Ganze sei ein Räthsel, ein unerklärliches Geheimniß. Woll[e] man es untersuchen, so seien nur Zweifel, Ungewißheit die Folge davon.

„Wenn die ganze natürliche Theologie, wie Einige zu behaupten scheine[n,] sich in den einen, einfachen, jedoch etwas zweideutigen, wenigstens unbestimmte[n] Satz auflöst: daß die Ursache oder die Ursachen der Ordnung im Weltall wah[r]scheinlicher Weise einige entfernte Analogie mit der menschlichen Intelligenz haben[;] wenn dieser Satz keine weitere Ausdehnung und bestimmtere Entwicklung zulä[ßt] und nicht die Quelle meines Thuns oder Lassens werden kann, — so muß die so dunkle und unbefriedigende Lösung einer so wichtigen Frage eine Verachtun[g] der menschlichen Vernunft und den sehnlichen Wunsch und die Erwartung errege[n,] daß es dem Himmel gefallen möge, diese tiefe Unwissenheit durch eine genau[ere] Offenbarung über Wesen, Eigenschaften und Wirkung des göttlichen Gegenstand[es] unseres Glaubens zu zerstreuen oder wenigstens zu erleichtern. Derjenige, welch[er] ein richtiges Gefühl von der Unvollkommenheit der natürlichen Vernunft ha[t,] wird den geoffenbarten Wahrheiten mit der größten Begierde zueilen, währen[d] der stolze Dogmatiker, überzeugt, daß er ein vollkommenes System der Theolog[ie] mit Hilfe der bloßen Philosophie aufrichten könne, jede weitere Unterstützun[g] verachtet und diesen hinzukommenden Unterricht verwirft. Ein philosophischer Ske[p]tiker sein, ist bei einem Mann von Kenntnissen der erste Schritt dazu, e[in] gesunder gläubiger Christ zu werden **)."

Religionsgeschichte.

Hinsichtlich der Geschichte der Religion weicht Hume von den ande[ren] Freidenkern darin ab, daß er nicht den Monotheismus, sondern den Polytheism[us] als die ursprüngliche Religion annimmt. Der Polytheismus entsprang nach ih[m]

*) Dialogues on natural Religion.
**) L. c. S. 218.

nicht aus Naturbetrachtung, auch nicht aus speculativer Neugierde, sondern aus den Hoffnungen und Besorgnissen, welche das menschliche Gemüth unaufhörlich bewegen und aus den Eindrücken, welche die Lebensereignisse in ihm erweckten. — Der Mensch stellte sich die Götter als ihm selber ähnlich vor, mit Empfindung und Verstand, Leidenschaft und menschlicher Schwäche. Aus dem Polytheismus ist erst der Deismus entstanden, aber nicht in Folge der Stärke unüberwindlicher Gründe, sondern der Vorliebe für eine Göttergestalt. Dann kamen allerdings die Ideen der Einheit, Unendlichkeit, Einfachheit und Vollkommenheit. Allein die Menschen hatten eine natürliche Neigung dazu, vom Deismus wieder zu den Götzendienst herabzusteigen: aus untergeordneten Mittlern zwischen ihnen und der Gottheit wurden Halbgötter — und dann wendet sich die Strömung wieder dem Deismus zu. Hume bezeichnet den Monotheismus als unduldsam, den Polytheismus als verträglich. Mit Zweifel schließt die Abhandlung über die natürliche Religion *). — Alles sichere Wissen spricht er dem Menschen in seiner Untersuchung betreffend das menschliche Erkenntnißvermögen ab. Von Locke ausgehend, nimmt Hume die unmittelbaren Wahrnehmungen durch den äußern und den innern Sinn als Quellen der Erkenntniß an. Die Mischung und Zusammensetzung dieser Eindrücke ist Geschäft des Verstandes und Willens. Wir haben also zwei Hauptklassen von Gegenständen des Erkennens; die eine umfaßt die Verhältnisse zwischen unseren Vorstellungen, und die andere die existirenden Dinge und Thatsachen. Wir nehmen dabei das Verhältniß von Ursache und Wirkung an, weil wir immer eine Begebenheit in Folge einer andern wahrzunehmen gewohnt sind, und sagen: Nichts ohne Ursache! Wir dürfen aber dem Verstand nicht gestatten, der Erfahrung vorzuschreiben, was er voraussetzt, denn die Erfahrung ist unzählig und unregelmäßig. Wenn die Sonne bisher auch jeden Morgen aufgegangen ist, so könnte sie doch einmal ausbleiben. Ueberhaupt ist unsere Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Außendinge blos auf das Vertrauen zu den Aussprüchen unserer Sinne gesetzt, und vernünftig nicht erweisbar.

Polytheismus.

Skepticismus.

So endet also der Deismus in England mit dem Zweifel an unser Erkennen überhaupt und löst sich in sich selber auf. Lechler spricht sich am Schluß [illegible] lehrten Werkes über den Deismus, oder das Streben der auf den [illegible] Prüfung durch das Denken gestützten Erhebung der natürlichen [illegible] orm und Regel aller positiven Religionen, dahin aus **): „Die [illegible] der Deismus verwirklichen wollte, das freie Begreifen des dem [illegible] stehenden Positiven, ist bei diesem Versuch nicht gelungen und [illegible] ausgeartet, indem der Geist den entgegenstehenden Stoff nicht rein [illegible] chte. Der Geist, welcher das objectiv Gegebene sich zu assimili- [illegible] auf dem Standpunct der Negation. Er war weder für historische [illegible] für spekulative Wahrheit rein empfänglich; die Willkür der

Deismus.

[illegible] istory of religion.

[illegible] c. 468.

schaft war, hat mein Wesen nie verbittert, obschon ich so oft in meinen Hoffnungen mich getäuscht sah. Meine Gesellschaft war weder der leichtsinnigen Jugend, noch ernsten und gelehrten Menschen unangenehm, und da ich ein besonderes Vergnügen im Umgang mit tugendhaften und bescheidenen Frauen fand, so war ich immer mit ihrem Benehmen gegen mich zufrieden und hatte ich mich nie über Verläumdung zu beklagen. Obschon ich mich unkluger Weise dem Haß politischer und religiöser Parteien aussetzte, so griffen sie doch meine Person nicht an, und nie hatten meine Freunde nöthig mein Verhalten oder meinen Charakter zu rechtfertigen." — Als Lord Hertford 1763 abberufen wurde, blieb Hume noch einige Zeit als Gesandtschaftssekretär in Paris. Bei seiner Rückkehr nahm er den verfolgten Rousseau mit nach England, der sich ihm aber wenig dankbar erwies. 1767 wurde Hume Unterstaatssekretär. 1668 zog er sich nach Edinburg zurück: er war reich, berühmt und ein glückliches Alter schien ihm bevorzustehen, doch raffte ihn schon 1776 eine Krankheit weg.

Nach Humes Tod erschienen seine Gespräche über natürliche Religion *). Er hält diejenigen, welche es unternahmen, die christliche Religion durch Vernunftgründe zu beweisen, für falsche Freunde oder verkleidete Feinde des Christenthums. Die Religion sei auf Glauben gegründet, nicht auf Vernunft; bloße Vernunft reiche nicht hin, uns von der Wahrheit der christlichen Religion zu überzeugen. Das Ganze sei ein Räthsel, ein unerklärliches Geheimniß. Wolle man es untersuchen, so seien nur Zweifel, Ungewißheit die Folge davon.

„Wenn die ganze natürliche Theologie, wie Einige zu behaupten scheinen, sich in den einen, einfachen, jedoch etwas zweideutigen, wenigstens unbestimmten Satz auflöst: daß die Ursache oder die Ursachen der Ordnung im Weltall wahrscheinlicher Weise einige entfernte Analogie mit der menschlichen Intelligenz haben; wenn dieser Satz keine weitere Ausdehnung und bestimmtere Entwicklung zuläßt und nicht die Quelle meines Thuns oder Lassens werden kann, — so muß diese so dunkle und unbefriedigende Lösung einer so wichtigen Frage eine Verachtung der menschlichen Vernunft und den sehnlichen Wunsch und die Erwartung erregen, daß es dem Himmel gefallen möge, diese tiefe Unwissenheit durch eine genaue Offenbarung über Wesen, Eigenschaften und Wirkung des göttlichen Gegenstandes unseres Glaubens zu zerstreuen oder wenigstens zu erleichtern. Derjenige, welcher ein richtiges Gefühl von der Unvollkommenheit der natürlichen Vernunft hat, wird den geoffenbarten Wahrheiten mit der größten Begierde zueilen, während der stolze Dogmatiker, überzeugt, daß er ein vollkommenes System der Theologie mit Hilfe der bloßen Philosophie aufrichten könne, jede weitere Unterstützung verachtet und diesen hinzukommenden Unterricht verwirft. Ein philosophischer Skeptiker sein, ist bei einem Mann von Kenntnissen der erste Schritt dazu, ein gesunder gläubiger Christ zu werden **)."

Religionsgeschichte.

Hinsichtlich der Geschichte der Religion weicht Hume von den andern Freidenkern darin ab, daß er nicht den Monotheismus, sondern den Polytheismus als die ursprüngliche Religion annimmt. Der Polytheismus entsprang nach ihm

*) Dialogues on natural Religion.
**) L. c. S. 218.

nicht aus Naturbetrachtung, auch nicht aus speculativer Neugierde, sondern aus den Hoffnungen und Besorgnissen, welche das menschliche Gemüth unaufhörlich bewegen und aus den Eindrücken, welche die Lebensereignisse in ihm erweckten. – Der Mensch stellte sich die Götter als ihm selber ähnlich vor, mit Empfindung und Verstand, Leidenschaft und menschlicher Schwäche. Aus dem Polytheismus ist erst der Deismus entstanden, aber nicht in Folge der Stärke unüberwindlicher Gründe, sondern der Vorliebe für eine Göttergestalt. Dann kamen allerdings die Ideen der Einheit, Unendlichkeit, Einfachheit und Vollkommenheit. Allein die Menschen hatten eine natürliche Neigung dazu, vom Deismus wieder zu dem Götzendienst herabzusteigen: aus untergeordneten Mittlern zwischen ihnen und der Gottheit wurden Halbgötter — und dann wendet sich die Strömung wieder dem Deismus zu. Hume bezeichnet den Monotheismus als unduldsam, den Polytheismus als verträglich. Mit Zweifel schließt die Abhandlung über die natürliche Religion *). – Alles sichere Wissen spricht er dem Menschen in seiner Untersuchung betreffend das menschliche Erkenntnißvermögen ab. Von Locke ausgehend, nimmt Hume die unmittelbaren Wahrnehmungen durch den äußern und den innern Sinn als Quellen der Erkenntniß an. Die Mischung und Zusammensetzung dieser Eindrücke ist Geschäft des Verstandes und Willens. Wir haben also zwei Hauptklassen von Gegenständen des Erkennens; die eine umfaßt die Verhältnisse zwischen unsern Vorstellungen, und die andere die existirenden Dinge und Thatsachen. Wir nehmen dabei das Verhältniß von Ursache und Wirkung an, weil wir immer eine Begebenheit in Folge einer andern wahrzunehmen gewohnt sind, und sagen: Nichts ohne Ursache! Wir dürfen aber dem Verstand nicht gestatten, der Erfahrung vorzuschreiben, was er voraussetzt, denn die Erfahrung ist unzählig und unregelmäßig. Wenn die Sonne bisher auch jeden Morgen aufgegangen ist, so könnte sie doch einmal ausbleiben. Ueberhaupt ist unsere Ueberzeugung von der Wirklichkeit der Außendinge blos auf das Vertrauen zu den Aussprüchen unserer Sinne gesetzt, und vernünftig nicht erweisbar.

Polytheismus.

Skepticismus.

So endet also der Deismus in England mit dem Zweifel an unser Erkennen überhaupt und löst sich in sich selber auf. Lechler spricht sich am Schluß seines gelehrten Werkes über den Deismus, oder das Streben der auf den Grund freier Prüfung durch das Denken gestützten Erhebung der natürlichen Religion zur Norm und Regel aller positiven Religionen, dahin aus **): „Die Idee, welche der Deismus verwirklichen wollte, das freie Begreifen des dem Geist gegenüberstehenden Positiven, ist bei diesem Versuch nicht gelungen und zum Theil ausgeartet, indem der Geist den entgegenstehenden Stoff nicht rein zu bewältigen vermochte. Der Geist, welcher das objectiv Gegebene sich zu assimiliren suchte, befand sich auf dem Standpunct der Negation. Er war weder für historische Wirklichkeit, noch für spekulative Wahrheit rein empfänglich; die Willkür der

Deismus.

*) Natural history of religion.
**) Lechler, l. c. 468.

Subjectivität war der Standpunkt, von dem man ausging. Der histo rische Pragmatismus, welcher die letzten Gründe des Werdens und Geschehen in den versteckten Absichten und Umtrieben von Individuen findet, wird au auf die geschichtlich gegebene Religion angewendet. Dieser gesetzlosen, b weglichen Willkür des Individuums gegenüber stellt sich dann eine um so steifer beschränktere und einförmigere Identität und Nothwendigkeit in der natürliche Religion. Diese im vollen Licht der Wahrheit glänzend, ist von Ewigkeit a absolut vollkommen da, jedem Menschen gegenwärtig und bewußt, keiner G schichte und Entwicklung, keines Fortschrittes in sich selbst, sondern nur der Enta tung und Wiederherstellung fähig!"

Entstehung. Der Deismus hat einen Theil der Gebildeten in England im vorigen Jah hundert beherrscht. Er ist ein Niederschlag der großen politischen Bewegung So lang die Hochkirche mit dem Staat in Verbindung stand, und sich als politische Werkzeug gegen die Freiheiten des Landes gebrauchen ließ, mußte die Liebe z den letztern zu Zweifeln an der Wahrheit der ersteren führen. Sobald di Grundrechte des Landes gesichert waren, nahm auch das eigentliche Ankämpfen gege die positive Religion ab. Nicht bloß Geistliche, sondern Mitglieder aller Bildungs kreise betheiligten sich an dieser Bewegung, deren Wachsen auch dem Umstan zuzuschreiben ist, daß die anglikanische Kirche nicht befriedigte. Bischof Burn schreibt 1713 über die Staatskirche: „Ich muß gestehen, daß die meisten Mi glieder unseres Klerus mir immer wie abgestorben und leblos vorgekomme sind. Statt einander aufzuwecken, schläfern sie sich vielmehr gegenseitig ein. I muß mit großem Kummer sagen, daß ich die Geistlichen, mochten sie nu Papisten, Lutheraner, Calvinisten oder Dissenters sein, in allen Orten, weld ich auf meinen Reisen berührt, beobachtet habe, daß aber unser Klerus in sein Privatarbeiten am läßigsten, und in seinem Leben am wenigsten streng ist."

Allerdings trugen die politischen Wirren nicht wenig dazu bei, Mand zu entmuthigen. Die Kirchenzucht zerfiel, es gab Bischöfe, die ihr ganzes Leb hindurch kaum ein oder das andere Mal predigten; viele Geistliche verzehrt ihre Einkünfte fern von ihrer Pfarrei, welche Aushelfer, die jedoch nur g druckte Predigten vorlasen, um eine geringe Entschädigung verwalteten. Möhl schreibt *): „Die katholische Kirche hat während ihres langen Daseins nic selten auch an ähnlichen Krankheiten ihres Klerus gelitten; dem Herren gefi es aber, stets Männer zu erwecken, welche mit dem sinkenden Volke auch d erstarrten Geistlichen aufzuschrecken und neu zu beleben, Muth und Kraft gen besaßen. Nach dem verschiedenen Charakter der Zeiten war auch die Art ihr Auftretens und Wirkens verschieden, allgemein aber die Ueberzeugung, daß blo Gesetze und Verordnungen unter solchen Verhältnissen fruchtlos und nur leb dige Kräfte der verstorbenen Zeit Leben einzuhauchen vermögend seien. W

*) Symbolik, S. 561.

inden theils zahlreiche einzelne Männer, welche in weiten Bezirken als Prediger umherwanderten, in Hohen und Niedrigen das Gefühl ihres Elendes erweckten, und die Sehnsucht nach Errettung aus demselben erzeugten. Oder es erstanden Stifter von großen Vereinen, deren Genossen es sich zur Aufgabe machten, den von den ordentlichen Seelsorgern vernachlässigten Volksunterricht, und die Volksbelehrung, oder beides zugleich, zu übernehmen. Mit dem ursprünglichen Beruf solcher Mönchsorden fällt die Aufgabe zusammen, welche die Methodisten auf sich genommen haben. Der Mann, welchem das Elend des englischen Volks zu Anfang des 18. Jahrhunderts tief zu Herzen ging, war John Wesley, Wesley.
ausgezeichnet durch in der That große Talente, classische Bildung, und was mehr als all dieses ist, durch einen glühenden Eifer für das Reich Gottes. Er wäre in andern Zeiten und unter andern Verhältnissen ein Ordensstifter oder reformatorischer Papst geworden."

John Wesley *) ist geboren 17. Juni 1703 zu Epworth, der Sohn des ortigen Pfarrers, der auch als englischer Dichter einen Namen hat. Wesley zeigte schon früh unermüdlichen Fleiß, durchdringenden Verstand und glühende Frömmigkeit. Seine raschen Fortschritte im Guten verdankte er zum Theil seiner ausgezeichneten Mutter. 17 Jahre alt kam er nach Oxford; früher heiter, zeigte r sich auf einmal sehr ernst, gab die Dichtung auf, die er bisher nicht ohne Erfolg gepflegt hatte, las eifrig die heilige Schrift und die Nachfolge Christi. Sein Bruder Karl, der Mitglied desselben Collegiums war, wurde nebst einigen ungen Männern bald für dieselbe Richtung gewonnen: sie kamen wöchentlich zusammen, lasen die heilige Schrift, ermunterten sich zu geistigem Fortschritt. Von hren Kameraden bekamen sie den Spitznamen Bibelwürmer und Methodisten, Methodisten.
weil sie nach Regel und Methode an einer frommen Lebensordnung arbeiteten. Sie befleißigten sich in ihrem Wandel der größten Strenge und suchten auch Andere aus dem Taumel sinnlichen Lebens zu erwecken und Werke christlicher Liebe u vollbringen, namentlich besuchten sie Kranke und Gefangene, und nahmen sich rmer und verlassener Kinder an. Als sie vom Mangel an Predigern in der neuen Colonie Georgia hörten, schifften sich beide Wesleys 1735 nach Nordamerika ein. John war insbesondere unermüdlich im Predigen, Schulhalten, Hausesuchen. Auch auf die Indianer wollte er wirken, aber er hatte keinen Erfolg, wie die Jesuiten eines solchen sich immer zu rühmen hatten. Er lernte nie die Sprache der Indianer, was unentbehrlich war, um ihnen geistig nahe zu treten, zumal ihnen der Verkehr mit den Colonisten zu wenig Achtung vor dem Christenthum einflößte. — Ein Häuptling wies den Bekehrungsversuch mit den Worten zurück: „Christ viel trinkt, Christ die Leute schlägt, Christ Lügen spricht." Auf der Fahrt nach Amerika und in England kam Wesley mit Herrenhutern zusammen, deren Thun einen großen Eindruck auf ihn machte, und deren Streben mit Herrenhuter.

*) J. G. Burkhard, Vollständige Geschichte der Methodisten in England. — Robert Southey, John Wesleys Leben, die Entstehung und Verbreitung des Methodismus, herausgegeben von Dr. Friedrich Adolf Krummacher. Nürnberg 1828 II. — Watson, Richard Wesleys Leben, übersetzt von Eckenstein. Frankfurt 1839. — Baum, Der Methodismus. Zürich 1838. — Thomas Jackson, Geschichte von dem Anfange, Fortgange und gegenwärtigen Zustand des Methodismus in den verschiedenen Theilen der Erde, von Theodor Lange. Berlin 1840.

seinem verwandt war. Nur bestand der Unterschied, daß die Herrenhuter mehr den Glauben an die Erlösung pflegten, und das Gefühl der Ruhe und des Friedens erweckten, während Wesley mehr das Sündengefühl betonte, aber es vor lauter Kampf nie zum Sieg, vor lauter Sündengefühl, vor lauter Bußkampf und Ringen nach Vollkommenheit es nie zum Zweck der Erlösung bringen konnte *). Nach seiner Rückkehr aus Europa besuchte Wesley die Brüdergemeinde in Herrenhut und zeigte sich von ihrem Wirken tief ergriffen, doch brachten es die Methodisten nie zur Weichheit und Milde der Herrenhuter. Eine gewisse streng religiöse Schroffheit war die Folge des verschiedenen Nationalcharakters und des Geistes der Stifter. Unbeugsamer Wille ist Eigenthümlichkeit bei den Methodisten.

Wesley wandte sich an das arme Volk, welches, von der Hochkirche vernachlässigt, der religiösen Belehrung entbehrte und am meisten unter der harten Last des Lebens schmachtete, an die Fabrikarbeiter, an die Kohlengräber, an die Schiffbauer und Matrosen, an die Verbrecher in den Gefängnissen, an die Kranken in den Spitälern, an die Bettler.

Whitefield. Sein Genosse, Karl Georg Whitefield, hatte das Predigen auf freiem Felde begonnen, theils weil die bischöflichen Geistlichen der neuen Richtung ihre Kanzeln verweigerten, theils weil die Kirchen nicht groß genug waren, die Menge der Zuhörer zu fassen. Der Zudrang zu den Predigten im Freien war außerordentlich, Hügel und Thäler, Bäume und Hecken waren mit Zuhörern besetzt, in Städten miethete man große Sääle. Zuerst ward ein Lied gesungen, dann eine Stelle der Bibel vorgelesen und vom Prediger sofort erklärt; es folgte wieder Gesang und Gebet. „Noch nie habe ich so beten hören,“ sprach ein Dissenter, „noch nie sah ich einen so unverkennbaren Eifer, ein so ernstliches Streben, die Zuhörer von der Sündlichkeit, dem Elend und der Unseligkeit ihrer angebornen Natur zu überzeugen, und den Wechsel zu schildern, welchen der Glaube an Jesus im Innern hervorbringt. Noch nie sah ich so augenscheinliche Zeichen andächtiger Frömmigkeit beim Gottesdienst, als hier. Nach jeder Bitte ertönte ein ernstes Amen, wie leises Wellenrauschen, durch die Versammlung, mit einer Feierlichkeit, die es weit über die hergebrachte Gewohnheit erhob, welche in ähnlichen Fällen oft so störend wirkt. Kann es hienieden eine himmlische Musik geben, so hörte ich sie dort, und ist der Himmel auf Erden erreichbar, so schienen ihn Viele in jener Versammlung gewonnen zu haben. Seit vielen Jahren war mein Herz nie so sehr zu Gottes Lob und Liebe erhoben gewesen, und ein Nachgefühl dieser Stimmung blieb noch Monate nachher in meiner Brust.“ — Whitefield war ein Redner, der begeisternd wirkte, aber auch leidenschaftlich sprach, und mit strömender Beredtsamkeit alle Künste des Vortrages verband. Hume nennt ihn den geistvollsten Redner, den er je gehört habe, und welchen zu hören es wohl der Mühe werth sei, zwanzig Meilen weit zu gehen. Wie er selbst nüchterne Naturen, die mit einer anfangs ihm feindseligen Stimmung, blos um zu beobachten, in seinen Vortrag kamen, fortzureißen wußte, erzählt Benjamin Franklin: „Als ich im Verlauf seiner Predigt merkte, daß er mit einer Geldsammlung endigen wollte, beschloß ich in der Stille, daß er von mir Nichts bekommen solle. Ich hatte eine Hand voll Kupfergeld, 3 oder 4 Dollars in Silber und 5 Pistolen in Gold in meiner Tasche. Wie er fortpredigte, begann ich zu erweichen und dachte: du wirst ihm das Kupfer geben. Er sprach noch einige eindringliche Worte und ich schämte mich und beschloß mein Silber zu opfern. Zuletzt endete er so bewunderungswürdig, daß ich meine ganze Tasche, mein Gold und Alles in den Klingel-

*) Hagenbach, Kircheng. d. 18. u. 19. Jahrh. I. 451—77.

kanzel kehrte." Ein Feind kam mit einem Stein in den Vortrag, um ihn auf den Prediger zu schleudern, gestand aber am Schlusse desselben: „Ich kam in der Absicht, um Ihnen den Hirnschädel einzuschlagen, aber Gott hat mir durch Ihre Predigt ein zerschlagenes Herz gegeben." — Wesley und Whitefield trennten sich 1740 wegen abweichender Lehren, jener hielt sich an die mildere Ansicht des Arminius, dieser nahm Calvins unbedingte Vorherbestimmung in all ihrer Strenge an. Diese Spaltung wegen der Gnadenwahl dauert heute noch unter den Methodisten fort, doch nannte Wesley in der Leichenrede seinen Genossen einen großen Mann, den man auf alle mögliche Weise ehren müsse. Die ergreifende Art der glühenden Vorträge Beider an Menschen, die oft bisher kein Wort vom Evangelium erfahren hatten, erschütterte die Gemüther derart, daß Erscheinungen, wie bei den Predigten der Camisarden hervortraten: Nervenzuckungen, Seufzen und Stöhnen, Anfälle von Tobsucht; Manche stürzten der Länge nach zu Boden, knirschten mit den Zähnen, erklärten, daß sie von bösen Geistern besessen seien, redeten prophetisch, oft auch irre. Wesley sah darin Wirkungen des heiligen Geistes, seine Gegner Schwärmerei, die in Wahnsinn ausarte. An Feinden fehlte es den Methodisten nicht. Wesley ist oft mißhandelt worden, Versammlungen sind vom Pöbel gesprengt worden, oft mußte er sich mit Lebensgefahr das Feld seiner Wirksamkeit erkämpfen. Dieß schüchterte ihn jedoch in seinem Eifer nie ein. Er ist einer der thätigsten Menschen gewesen, und die Wahrheit, daß Ordnung Zeit gewinnen lehrt, zeigt sich in seinem Leben aufs glänzendste. Er hat über 40,000 Vorträge gehalten, in 52 Jahren 280,000 englische Meilen Reisen gemacht, Bücher geschrieben, Lieder gedichtet, Melodien dazu gefunden, Singstunden angeordnet. Der Volksgesang in Feld und Wald, auf Gottesäckern, in großen Versammlungen war für die Verbreitung seiner Lehre von großer Wirkung. Die ganze Richtung Wesleys ist eine demokratische, geht auf ein Evangelisiren des verlassenen Volkes hinaus. Dem Verkehr mit Vornehmen war er abgeneigt, unter dem gemeinen Volke dagegen wurde viel Gutes gewirkt, namentlich sind die Methodisten in Bekehrung der Sklaven sehr eifrig gewesen, und haben viel zur Aufhebung der Sklaverei gethan.

Spaltung

Thätigkeit

Die anglikanischen Geistlichen waren nicht geneigt ihnen zu folgen, und so mußte er Laien zum Predigen zulassen, was er nur ungern und zögernd zugab. Sie standen dem gemeinen Mann näher und bewiesen größeren Eifer, aber in ihren Vorträgen war oft auch mehr Wärme als Licht. Wesley hielt sie in strengster Zucht, wie er überhaupt in sittlichen Dingen auf große Strenge hielt. Seinen Schülern sind Tanz, Spiel, Theater verboten, selbst die Kinder sollen nicht spielen. Unschuldiger Zeitvertreib ist nach ihm ein Widerspruch. Er lobte einen Mann, weil er seine Geige zerbrach und verbrannte. Einer seiner Schüler wollte sogar die auf dem Land herrschende Sitte unterdrücken, daß man im Sommer des Sonntags zwischen dem Gottesdienst oder Abends in Gesellschaft in den Feldern umherging. Er sprach nicht bloß von der Kanzel dagegen, sondern streifte selbst im Feld umher, um die Uebelthäter zu entdecken und zu bestrafen *). Man will auch bemerkt haben, daß in Gegenden, wo Methodisten zahlreich sind, der Gesichtsausdruck verdüstert ist. Hauptsache ist ihnen das Gefühl der neuen Schöpfung. Mit Schmerz mußte aber Wesley bald bemerken, daß antinomistische Grundsätze wie wildes Feuer unter seiner Herde einrissen, daß Viele auf das Erbaulichste von der Kraft des Glaubens sprachen, und doch in der größten Unsittlichkeit lebten: ihre Sünden mögen Gott mißfallen, aber ihre Person sei ihm allezeit gefällig,

Laienprediger.

Strenge.

*) Mahon, Geschichte Englands. c. 19.

denn sie seien Kinder der Gnade. Nothgedrungen näherte er sich der Lehre de katholischen Kirche, die er doch die Mutter aller Gräuel genannt hatte, von de guten Werken, und mußte vor der Lehre Calvins warnen: „wer Gnade vor dei Herrn finden will, muß sich vom Bösen abwenden und lernen Gutes zu thun wer Reue empfindet, muß Werke thun, die Früchte der Reue sind. Die Wer sind der Beweis dafür, daß Jemand im Stand der Gnade ist.“ Zinzendorf gege über, der da meinte, der alte Mensch bleibe bis zu dem Tode, man bringe i nie ganz heraus — es gebe keine innewohnende Vollkommenheit in diesem Lebe behauptete Wesley, daß es der wiedergeborne Mensch schon in diesem Leben zu Vollkommenheit bringen könne. Von der Staatskirche wollte sich Wesley nic

Stellung zur Staatskirche. trennen, er wollte nur neues Leben in die erstarrte gießen. Kurz vor seine Tode erklärte er noch, daß er als Mitglied der anglikanischen Kirche lebe un sterbe. Aber die Anglikaner betrachteten den Methodistenbund immer als eine S paratvereinigung, als eine Mittelstufe zwischen den Anglikanern und Dissenter und Wesley selber unterließ nicht, Nicht-Geistlichen und selbst Bischöfen die Wei zu geben. An Selbstzuversicht fehlte es ihm nicht, legte er doch seinen Gebet eine unmittelbare Wirkung zu. Als man ihn anklagte, daß er sich selbst zu Papst mache, erklärte er, er sei von den Umständen hiezu gedrängt, der Gehorsa in seiner Gemeinde sei ein freiwilliger, jeder Prediger und jedes Mitglied kön ihn ja jeden Augenblick verlassen, er wolle nur das allgemeine Beste.

Charakter. Dies ist sicher nicht zu läugnen, eben so wenig, daß er ein ungewöhnlich Mann war. Er hat Viele aus einem sündigen zu einem bessern Leben erwec Gegen Ende seines Lebens zählte seine Gemeinde in England 71,000, in Am rika 48,000 Anhänger und 530 Prediger, die er gern versetzte, um sie immer frischer Thätigkeit zu erhalten, damit sie selber nicht einschlafen und damit d Volk durch den Reiz der Neuheit immer angeregt werde. Religiös anregen w ihm Lebensbedürfniß, sonst hatte er keinen Genuß. Seine Mäßigkeit war auße ordentlich, dabei ist er 35 Jahre auch nicht einen Tag bettlägrig gewesen, u noch im Alter war er ein schöner Mann, fröhlich und ernst zugleich, lebhaft u umgänglich, auch in seinem Anzug ein Muster von Nettigkeit und Einfachh Das Alter milderte auch die frühere Schroffheit. Er gab Biographien von gro Katholiken heraus, er hielt den Schutzgeist des Sokrates für einen guten Eng er erklärte: „er habe eben so wenig ein Recht, Jemand wegen seiner Meinung auszuschließen, als etwa deßhalb, weil Jener eine Perrücke trägt und er s eigenes Haar. Wenn er aber die Perrücke abnimmt und sie schüttelt, daß mir Puder ins Auge fliegt, ja dann habe ich alles Recht, mich so bald als mögl von ihm zu befreien *).“ Wesley starb, 88 Jahre alt, den 2. März 1791.

Verbreitung des Deismus. Die deistische Bewegung verlief in England, ohne großen Eindruck a das Volk zu machen. Sie wurde erst bedeutsam, als sie auf französisch Boden übertragen wurde und von französischen Schriftstellern in geistreic Wendungen über Europa verbreitet wurde. Der Cardinal Fleury, lange Minister Frankreichs, klagt **): „Schon lange vor dieser Zeit hatten in Engla Leute, die den Unglauben in ein System brachten, Werke herausgegeben, denen man recht vorsätzlich den Schein der Ungewißheit und des Zweifels

*) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Band I S. 4

**) Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Band I. S. 523

die Wahrheiten des Christenthums verbreitete. — Man berief sich auf Rechte der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes u. s. w. — Zur Zeit der Regentschaft ist eine Menge anstößiger Bücher über das Meer gekommen und Frankreich ward mit ihnen überschwemmt, oder vielmehr, es wurden alle diejenigen vergiftet, welche sonst Ansprüche auf Kraft des Geistes oder auf einen umfassenden Blick machten; denn von diesen wurden diese Bücher verschlungen. Bald hernach, weil die Franzosen durch den Stolz des unbiegsamen Geistes, der jede Unterwerfung verschmäht, gegen alles Bestehende unvernünftig eingenommen sind, ward eine große Anzahl derselben durch den Reiz der Gottlosigkeit verführt, und fast alle schönen Geister, alle, die durch glückliche Talente unsere Zeitgenossen in Rücksicht auf Bildung und Geschmack den Alten nahe gebracht haben, studirten die Bücher der Engländer, die den Deismus verkündigten. Von dieser Zeit an bestritten die sogenannten Philosophen, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand, und zuweilen offen und geradezu, göttliche und menschliche Gesetze."

Frankreich.

Den Uebergang von England nach Frankreich bildete Holland. Hier war Preßfreiheit und wenigstens in einer Beziehung kirchliche Duldung. Hier konnte Alles gedruckt werden, was in Frankreich Niemand zu drucken wagte, und die Holländer betrachteten Bücher wie einen Handelsartikel, und schmuggelten damit nach Frankreich wie mit andern verbotenen Waaren. Männer, die wegen ihrer Ansichten in England oder Frankreich verfolgt wurden, waren sicher in Holland, nur mußten sie in ihren Schriften wenigstens einige Rücksicht beobachten gegen die in Holland in Geltung befindlichen religiösen und politischen Ansichten, denn die Geistlichen hatten zu den Freiheiten der vereinigten Niederlande eine bessere Stellung, als die Anglikaner zu den Freiheiten Englands. Zur Zeit, da Locke und Toland um Freiheit des Bekenntnisses stritten, schrieb ein Franzose mit Gelehrsamkeit und Witz in Rotterdam für dieselbe Richtung. Holland.

Es ist Peter Bayle, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix am 18 November 1647, gestorben 28. Dezember 1706. Sein Vater, ein protestantischer Geistlicher, gab ihm den ersten Unterricht und sandte ihn dann voll Hoffnung über die Stärke seines Gedächtnisses, über die Regsamkeit seines Verstandes und die Raschheit seiner Fortschritte in die Schule Puylaurens, wo Bayle durch seinen Eifer wie durch seine Fortschritte Aufsehen erregte. Der Jüngling hatte eine Leidenschaft, zu lernen und über das Gelernte sich ein eigenes Urtheil zu bilden, er verschlang alle Bücher, die er zu Gesicht bekam. Tiefen Eindruck machten auf ihn Plutarch, den er zuerst in der Uebersetzung von Amyot las, und Montaigne, sie bestimmten die zukünftige Richtung seines Geistes für Geschichte und skeptische Philosophie. Bayle sog mit der Muttermilch den reformirten Glauben ein, wie er selber sagt, als Sohn und jüngerer Bruder von Predigern, die zu den eifrigsten Frankreichs gehörten und von denen einer ein Märtyrer seines Bekennt- Bayle.

nisses geworden ist. Deßungeachtet trat Bayle in seiner Jugend zum Katholicis- mus über, wie er selber sagt, als er katholische Streitschriften las, — nicht i der gewöhnlichen Absicht, um sich in den vorgefaßten Meinungen zu bestärken sondern um nach dem großen Princip der Protestanten zu prüfen, ob die Lehre die man mit der Muttermilch eingesogen, wahr oder falsch sei, wozu die Ver- hörung der beiden Parteien erforderlich ist. Begierig, die Gründe der Katholiken in ihren eigenen Schriften zu lesen, habe er so glänzende Einwendungen gege den Lehrsatz gefunden, der auf Erden keinen unfehlbaren Richter anerkenne dessen Entscheidung der Einzelne sich unterwerfen müsse, daß er unfähig, sein Grundsätze gegen einige Jesuiten in Toulouse, mit denen er stritt, zu behaupten sich als einen vom Weg des Heils Verirrten ansah, und beschloß sich mit den Hauptstamme wieder zu vereinigen. Er setzte nun im Jesuitencollegium zu Tou- louse seine Studien fort, ward aber hier irre an der Lehre von der Transsub- stantiation *), denn Bayle war eben keine positive, sondern eine durch und dur skeptische Natur und gesteht selber, wie seine Vorsicht bis ins Abergläubische geh wenn es sich darum handle zwei glatte Dinge zu behaupten oder zu läugnen er fürchte immer, daß, was er behaupte, nicht offenbar genug wahr, und daß da was er läugne, nicht offenbar genug falsch sei. Bayle, der im ersten Eifer auc seinen Bruder zum Katholicismus hatte bekehren wollen, floh aus Frankreich nac Genf, um nicht die Strafe der Rückfälligen bestehen zu müssen. Sein Glaub auch an den Calvinismus blieb aber erschüttert, und er mußte sich später selbe vertheidigen, daß er auch den Gottesdienst der Calvinisten nicht mehr beiwohne nur das leidige Kopfweh halte ihn ab, sich bei den Predigten einzufinden **) Der Zweifel blieb sein Lebenselement: es war ihm darin wohl, wie dem Fi im Wasser. Voltaire sagt mit Recht, daß er der erste unter den Skeptikern se seine bittersten Feinde müßten bekennen, daß in seinen Werke nicht eine Zei stehe, die offenbare Verunglimpfung des Christenthums enthielte; aber auch sein eifrigsten Vertheidiger müßten einräumen, daß in seinen philosophischen Artikel sich keine Zeile finde, die nicht den Leser zum Zweifel anrege und dadurch zu Unglauben verleite. In Genf wurde Bayle mit den Schriften des Cartesius ve traut und lebte nun einzig der Wissenschaft, seinen Unterhalt fand er zunächst al Hofmeister. 1675 wurde er Professor der Philosophie in Sedan, die er ganz na Cartesius vortrug, den er den Meister nennt, welcher der ganzen Menschheit d größten Dienste geleistet. Dort trat er auch zum ersten Mal als Schriftstell auf, um den Herzog von Luxemburg zu vertheidigen, welcher angeklagt war, m dem Teufel einen Bund zu haben. Der Proceß erschien ihm schändlich f sein Jahrhundert. Dieser ersten Schrift folgten bald seine „Vernünftigen Geda ken über Gott, die Seele und das Böse“ gegen Poiret ***). Einen dritten Strau unternahm er in den Gedanken über den Kometen, welcher 1680 erschien †) worin er die Vorurtheile, die diese Himmelserscheinung erweckte, zu bekämpfe suchte, aber auch Betrachtungen einflocht darüber, daß das Christenthum nic auf unsern Charakter wirke; würden die Christen die Lehren ihrer Religion b folgen, so könnten sie nicht all ihren Geist und all ihre Leidenschaft auf d Vervollkommnung der Kriegskunst verwenden! Die Religion sei nicht im Sta unsere Leidenschaften im Zaume zu halten. Die Ueberzeugung von unsern Religio

*) La chimère de la cab. de Rott. p. 739.
**) La chimère de la cab. de Rotterdam p. 747.
***) Cogitationes rationales de Deo, anima et malo.
†) Pensées diverses sur la comète. Rotterdam 1682

heimnissen vertragen sich sehr wohl mit aller möglichen Sittenlosigkeit *)! Ludwig XIV. hob damals die Schule von Sedan auf, doch die Stadt Rotterdam bot Bayle die Professur der Geschichte und Philosophie an. Hier schrieb er eine Widerlegung der Geschichte des Calvinismus von Maimbourg, die in Paris von Henkershand verbrannt wurde, obwohl Maimbourg selber mit Achtung davon sprach.

Die Aufhebung des Edictes von Nantes geißelte Bayle in einer eigenen Schrift **) aufs bitterste, als schamlosen Wortbruch, als treulose Lüge, als eingewurzelte Ungerechtigkeit. „Die Eide, die ihr als Katholiken schwört, sind nur Spinnengewebe!"

Bayle predigte jetzt Toleranz ***). Die Unduldsamkeit widerspreche dem Recht und der Vernunft. Die Menschen, die in Beziehung auf das Gewissen Gesetze machen, überschreiten offenbar ihre Macht und thun es, ohne dazu berechtigt zu sein. Das Gewissen, welches nicht böswillig im Irrthum sei, habe dieselben Rechte, als das Gewissen, welches nicht im Irrthum sei, denn es sei die größte Sünde gegen sein Gewissen zu handeln. Es sei gerecht, alle Religionen ohne Unterschied zu dulden, wenn sie nur Nichts weiter verlangen, als Gewissensfreiheit, und sich nicht an bürgerlichen oder politischen Gesetzen vergreifen wollen. Es beruhe auf einem groben Irrthum, wenn man sage, man wolle sich gern Alles gefallen lassen, nur keine Lästerungen gegen Gott, nur diese müßten bestraft werden. Servet sei folglich wegen der heftigen Blasphemien, die er gegen die Dreieinigkeit ausgestoßen, mit Recht bestraft worden; denn um einen Gotteslästerer strafbar zu machen, dazu reiche es nicht hin, daß seine Aeußerungen nach der Definition, welche Andere nach ihrem Gutdünken von diesem Worte geben, eine Gotteslästerung sind; seine Aeußerung müsse nach seiner eigenen Lehre eine Gotteslästerung sein! Die ersten Christen hätten ja das Verächtlichste gegen die Götter des Heidenthums vorgebracht †). Man müsse sich darüber wundern, daß die Lehre vom Gewissenszwang in der Kirche habe um sich greifen können. Die Lehre von der Duldung sei nur in einigen kleinen Winkeln der Christenheit als wahr anerkannt, bei den Socinianern und Arminianern. Reformirte wie Protestanten dagegen behandelten die Andersgläubigen wie Verpestete, in Wirtemberg würden die aus Frankreich geflüchteten Reformirten nur zum Abendmahl der Lutheraner zugelassen, wenn sie eine Glaubensformel unterschrieben, welche das Dogma der Ubiquität enthält. Toleranz.

Von 1684 an gab Bayle eine gelehrte Zeitung heraus ††). Hier war er in seinem eigentlichen Lebenselement, in der Kritik, und erlangte bald eine Art Herrschaft über die Literatur. Holland hatte bis dahin keine gelehrte Zeitschrift, Frankreich hatte schon seit 1665 sein Journal des Savants. Bayle besprach die neuen Erscheinungen und jedes Blatt war vom Geiste des Zweifels durchdrungen. Sein Fleiß war beispiellos, jeden Tag arbeitete er 14 Stunden. Seit seinem 20. Jahre, sagt er, habe er keine Erholung gehabt; Lustbarkeiten, Spiele, Mahlzeiten, Reisen seien nicht seine Sachen, er kenne keine häuslichen Sorgen — Bayle war nämlich nie verheirathet. — Er lebte höchst nüchtern, noch den Abend vor seinem Tod beschäftigte er sich mit Druckarbeiten und gönnte sich nicht einen Augenblick, nur um Arzneimittel zu nehmen, in der Ueberzeugung, seine Krankheit sei doch tödtlich.

*) Pensées. §. 147, 150, 165.
**) Ce que c'est que la France toute catholique sous le règne de Louis le Grand.
***) Le commentaire philosophique sur le compelle intrare.
†) Commentaire II. 412, 414, 419, 420–427.
††) Nouvelles de la république des lettres.

Diese Zeitschrift verwickelte ihn aber auch in eine Reihe von Streitigkeiten, in besondere mit seinem Collegen Jurieu, der ihn 1693 um seine Stelle zu bring wußte. Es war ein harter Schlag, denn Bayle hatte kein Vermögen und brauch viele Bücher, allein er ertrug ihn mit großer Seelenruhe, sprach sogar mit En zücken über die jetzige Unabhängigkeit seiner Lage — Bayle ist das Muster ein Privatgelehrten. Er entwickelte jetzt all seine Kraft in seinem historischen und k tischen Wörterbuch *), welches im Jahre 1691 in erster, und 1702 in zweit Auflage erschien, so daß der Erfolg den Verfasser überraschte. Während der Te ganz unschuldig erscheint, enthalten die Anmerkungen dazu Zweifel in Fülle; inde sich Bayle mit dem Wolkenversammler Zeus vergleicht, sagt er geradezu, me Zweifel. Talent ist Zweifelsucht, ohne daß er aber selbst das Räthsel zu lösen verma Feuerbach **) sagt darum nicht ohne Grund, sein Wörterbuch gebe uns das treue Bild von ihm; der Historiker, der Geschäftsführer des Glaubens, sei mit groß Lettern gedruckt, aber der Text sei kurz; kaum sei Bayle oben, so tauche er sogle wieder in dem breiten Strom der Anmerkungen in sein ursprüngliches Eleme unter, im Text trage er das Amtskleid eines Orthodoxen, in den Anmerkung werfe er sich in das Negligée des Zweifels; — er sei Freigeist aus inne Nothwendigkeit, aber auch in sich selbst im Widerspruch mit sich. Bayle gibt laut Salz, aber wenig Nahrung. Das Buch regt an, zerstört aber jede feste Ue zeugung. Bayle ist als Historiker zu sehr Philosoph und als Philosoph zu s Historiker. Die Wahrheit ist nach ihm die Verzweiflung des Historikers und d Philosophen; er ist hinlänglich scharfsinnig, Bedenken aufzufinden, aber nicht gen sie zu lösen. Jeder feste Satz ist ihm ein Gräuel. Die Vernunft ist ihm n geschickt, dem Menschen seine Finsterniß und seine Ohnmacht fühlen zu lasse und er endet mit dem trostlosen Widerspruch: „man muß nothwendig wähl zwischen der Philosophie und dem Evangelium; wollt ihr nur glauben, was de lich und den allgemeinen Begriffen gemäß ist, so ergreift die Philosophie und la das Christenthum; wollt ihr aber die unbegreiflichen Mysterien der Religi glauben, so ergreift das Christenthum und laßt die Philosophie! Der Glau allein erhebt über die Ungewitter der Streitigkeiten. Der Glaube vom höchs Werth ist der, welcher auf das göttliche Zeugniß hin die der Vernunft entgege gesetzten Wahrheiten ergreift" ***). So endet Bayle mit einem wahrhaft trostlo Satz, während eine geheime Stimme in uns stets dem Evangelium Zeugniß g

Nicht von solchem Einfluß unmittelbar auf seine Zeit wie Bayle, ab von um so größerer Bedeutung für die Zukunft, namentlich für die Entwickl des philosophischen Geistes in Deutschland, war ein anderer Schriftsteller, d in jener Zeit in den Niederlanden lebte, ein viel tieferer Geist und viel folg Spinoza. richtigerer Denker, nämlich Benedict Spinoza. Er ging von Cartesius a und zog aus ihm nur die Folgen. Cartesius kennt drei Substanzen: G Geist und Materie. Der Geist ist Denken, die Materie Ausdehnung; G ist die unerschaffene, denkende Substanz; Geist und Materie sind von ihm g schaffen und abhängig. Spinoza urtheilt also: Gott ist Substanz, Geist

*) Dictionnaire historique et critique.

**) Pierre Bayle, Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Mensch 2. Auflage. Leipzig 1848.

***) Dictionnaire, Pyrrhon, Enseign. 15.

Gottes zu kennen und seine Seele mit der Freude, die aus ihrer wahren Erkenntniß Zweifel.
entspringt, zu erfüllen, aber keineswegs die Fehler der Menschen zu betrachten,
oder **die Menschen zu** schimpfen und sich mit dem falschen Schein der Freiheit zu
trauen." Die Liebe zu einer Christin konnte nur beitragen, den innerlichen Bruch
mit dem **Judenthum** zu beschleunigen. Das Studium der Cartesischen Philosophie
und der **Naturwissenschaften** förderte seine Bedenken. Spinoza ward behutsam und Bruch mit der Synagoge.
verschwiegen gegen die Rabbinen und vermied möglichst den Synagogenbesuch. Jugendliche **Eiferer** wollten unter dem Schein der Freundschaft ihn über seine
Zweifel **ausholen,** er merkte aber ihre Absicht und äußerte sich sehr zurückhaltend.
Dadurch **verletzt,** suchten sie ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen: man
dürfe ja nicht glauben, er werde eine Säule der Synagoge werden, er werde sie
vielmehr zerstören; er hege nur Geringschätzung und Haß gegen das jüdische Gesetz.
Die **Rabbinen** ließen Spinoza kommen: er sei der Lästerung des Gesetzes angeklagt, er **habe über** die Juden, als über Leute voll Aberglauben, gespottet, die
geboren **und** erzogen in Unwissenheit nicht verständen, was Gott sei, und doch die
Frechheit **hätten,** sich mit Hintansetzung aller andern Nationen sein Volk zu nennen.
Sie forderten ihn auf, sich schuldig zu bekennen, während Spinoza ruhig nach
Beweisen **für** die Anklage fragte. Selbst sein Lehrer forderte ihn auf, das Aergerniß **durch Reue** gut zu machen. Auch das Versprechen eines Gehaltes von tausend
Gulden **jährlich** wurde kühl abgewiesen. Ein heißblütiger Eiferer für das Gesetz
wollte Spinoza sogar erdolchen. Der Versuch mißlang. Als der große Bann über
ihn **ausgesprochen** wurde, sagte Spinoza kaltblütig: „Immerhin, man zwingt mich
zu Nichts, was ich nicht auch ohnedies gethan haben würde." Spinoza blieb getrennt **von den** Juden, zu einem der christlichen Bekenntnisse ist er jedoch nie
übergetreten. Die Juden klagten gegen ihn beim Magistrat zu Amsterdam, welcher
Spinoza **auf** einige Zeit aus der Stadt verbannte. Sicher war es allerdings
nicht für ihn in dieser Stadt, doch hegte er ob dieser Maßregel auch keinen
Groll gegen sie, führt er sie doch gegen das Ende seiner theologisch-politischen
Abhandlung als Beispiel an, wie Freiheit mit Ordnung sich verbinden lasse: „Die
Stadt Amsterdam möge als Beispiel gelten, die zu ihrem herrlichen Gedeihen, Amsterdam.
und zur Bewunderung aller Nationen, die Früchte dieser Freiheit an sich erfährt;
denn in dieser **hochblühenden Republik** und herrlichen Stadt leben alle Leute von
jeglicher **Nation** und Sekte in der größten Eintracht, und um Jemanden ihr Vermögen anzuvertrauen, verlangen sie weiter Nichts zu wissen, als ob er reich oder
arm, ehrlich oder betrügerisch in seiner Handlungsweise sei. Im Uebrigen bekümmert man sich Nichts um seine Religion oder Sekte, weil dieses vor dem Richter
Nichts beiträgt, um in einer Klage Recht oder Unrecht zu bekommen, und es
gibt keine **auch noch** so verhaßte Sekte, deren Anhänger (wenn sie anders nur
Niemanden **verletzen,** Jedem das Seinige zukommen lassen und rechtschaffen leben)
durch öffentliche obrigkeitliche Autorität und Oberaufsicht nicht geschützt wird." —
Spinoza zog sich in die Einsamkeit nach Rhynburg zurück, ganz dem Forschen
nach der **Wahrheit** lebend. Um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, hatte er Lebensweise.
das Schleifen optischer Gläser erlernt. „Es ist nicht zufällig," meint Hegel, „daß
das Licht ihn beschäftigte, denn es ist in der Materie die absolute Identität, welche
die Grundlage in der orientalischen Anschauung bildet" *). Durch seine Kenntnisse in der Mathematik und Optik kamen seine Arbeiten in Ruf und fanden
Absatz, so daß er unabhängig war. Einfacher konnte man allerdings nicht leben,
wie Spinoza. Wie ein Weiser Indiens war er mäßig und mit Wenigem zufrie-

*) Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. III. 338.

Gott sich selbst liebt. Gott ist das Höchste, was der Mensch erkennen kan
die Erkenntniß und Liebe Gottes ist daher das höchste Gut, das letzte Z
des Geistes. Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern die Tugend sel

In diesem Untergehen aller Unterschiede vernehmen wir einen Nachkla aus dem Morgenlande. Spinoza stammt auch von jüdischen Eltern ab; er ist g

Leben. boren am 24. November 1632 zu Amsterdam in einer angesehenen, nicht un mittelten, aber auch nicht reichen Familie, die aus Spanien ausgewandert w Der Name Espinosa oder Spinosa kommt in der Literaturgeschichte der Ju Spaniens vor. Baruch, so hieß der Knabe mit jüdischem Namen, erhielt zu Unterricht bei Rabbinen in der hebräischen Sprache und in der Erklärung der Bi und im Talmud. Die Erziehung war eine jüdisch-kirchliche. Sein ausgezeichnet Lehrer Saul Levi Morteira, der Gründer einer eigenen Talmudschule, der H ausgeber von begeisterten Predigten, welche von Carpzow auch ins Lateinis übertragen worden sind, rühmte die Kenntnisse und den Scharfsinn des Jünglin welcher schon im 15. Jahre für einen ausgezeichneten Talmudisten galt *). Un den Größen der rabbinischen Literatur machte Maimonides weniger Eindruck a ihn als Aben Esra, den er einen Mann von freiem Geist und bedeutender G lehrsamkeit nennt, welcher aber nicht wage, seine Ansicht offen zu erklären, sonder sie nur durch dunkle Worte andeute. Die Kabbalah war ihm zuwider, er nen sie faselnden Unsinn. Der Vater hatte Baruch für das Studium der Theolog bestimmt, doch dieser hegte bald Zweifel an den Lehren der Synagoge. E

Uriel Acosta. anderer Jude in Amsterdam war ihm hierin vorangegangen, Uriel Acosta, ge 1595 zu Lissabon, von jüdischer Abkunft, aber äußerlich zum Christenthum si bekennend, Grande von Spanien und mit einem Staatsamt bekleidet. Im 25. Ja verließ Acosta seine Heimath und bekannte sich in Amsterdam zum Judenthum wurde aber von den Rabbinen wegen einer Schrift gegen die Unsterblichkeits lehre, so wie wegen seiner „Untersuchungen der pharisäischen Traditionen verglich mit dem geschriebenen Gesetz" zweimal mit dem großen Banne belegt, und ersch sich 1647, als er in einem Streit seinen Gegner verfehlt hatte — ein Bewei wie leidenschaftlich in jener Zeit die Juden über Ansichten stritten. — Auch b

Spinozas Lehrer. seinem Lehrer im Lateinischen, einem Arzt, van den Ende, soll Spinoza freie Ansichten eingesogen haben, jener hielt eine Art philologisches Seminar, und d reichsten Kaufleute der Stadt vertrauten ihm ihre Kinder zum Unterrichte a Van den Ende hatte eine einzige Tochter, die in der Musik wie in der lateinisch Sprache gleich fertig war, so daß sie in der Abwesenheit des Vaters seine Schül unterrichten konnte. Sie machte tiefen Eindruck auf Spinoza's Herz, er hat spä

Liebe. oft bekannt, daß es sein Vorsatz war, sie zu heirathen, „nicht weil sie zu d schönsten und wohlgestaltetsten Mädchen gehörte, sondern weil sie reich an Gei Einsicht und Lebendigkeit war." Ein reicher Mitschüler gewann ihm jedoch d Vorzug in ihrer Gunst durch einen schönen Perlenschmuck ab, und trat zum K tholicismus über, um sie als Weib heimzuführen. Spinoza gab seinem Schmer eine edlere Weihe. Er spricht in seiner Ethik über Menschen, die, von der G liebten getäuscht, nur über die Unbeständigkeit der Frauen zu reden wüßten: „W aber seine Seelenbewegungen und Begierden blos aus Liebe zur Freiheit zu mä ßigen vermag, der wird möglichst darnach streben, die Tugenden und ihre U

---

*) Vergl. die Biographie Spinozas von Berthold Auerbach im ersten Band (de Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Philosophen. Stuttg. 1841.

...en zu kennen und seine Seele mit der Freude, die aus ihrer wahren Erkenntniß Zweifel.
...springt, zu erfüllen, aber keineswegs die Fehler der Menschen zu betrachten,
...er die Menschen zu schimpfen und sich mit dem falschen Schein der Freiheit zu
...nen." Die Liebe zu einer Christin konnte nur beitragen, den innerlichen Bruch
...it dem Judenthum zu beschleunigen. Das Studium der Cartesischen Philosophie
...d der Naturwissenschaften förderte seine Bedenken. Spinoza ward behutsam und Bruch
...schwiegen gegen die Rabbinen und vermied möglichst den Synagogenbesuch. Ju- mit der
...ndliche Eiferer wollten unter dem Schein der Freundschaft ihn über seine Synagoge.
...weifel ausholen, er merkte aber ihre Absicht und äußerte sich sehr zurückhaltend.
...adurch verletzt, suchten sie ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen: man
...rfe ja nicht glauben, er werde eine Säule der Synagoge werden, er werde sie
...elmehr zerstören; er hege nur Geringschätzung und Haß gegen das jüdische Gesetz.
...ie Rabbinen ließen Spinoza kommen: er sei der Lästerung des Gesetzes an-
...klagt, er habe über die Juden, als über Leute voll Aberglauben, gespottet, die
...oren und erzogen in Unwissenheit nicht verständen, was Gott sei, und doch die
...heit hätten, sich mit Hintansetzung aller andern Nationen sein Volk zu nennen.
...e forderten ihn auf, sich schuldig zu bekennen, während Spinoza ruhig nach
...weisen für die Anklage fragte. Selbst sein Lehrer forderte ihn auf, das Aerger-
...ß durch Reue gut zu machen. Auch das Versprechen eines Gehaltes von tausend
...lden jährlich wurde kühl abgewiesen. Ein heißblütiger Eiferer für das Gesetz
...llte Spinoza sogar erdolchen. Der Versuch mißlang. Als der große Bann über
...n ausgesprochen wurde, sagte Spinoza kaltblütig: „Immerhin, man zwingt mich
...u Nichts, was ich nicht auch ohnedies gethan haben würde." Spinoza blieb ge-
...trennt von den Juden, zu einem der christlichen Bekenntnisse ist er jedoch nie
...übergetreten. Die Juden klagten gegen ihn beim Magistrat zu Amsterdam, welcher
...Spinoza auf einige Zeit aus der Stadt verbannte. Sicher war es allerdings
...icht für ihn in dieser Stadt, doch hegte er ob dieser Maßregel auch keinen
...roll gegen sie, führt er sie doch gegen das Ende seiner theologisch-politischen
...handlung als Beispiel an, wie Freiheit mit Ordnung sich verbinden lasse: „Die
...tadt Amsterdam möge als Beispiel gelten, die zu ihrem herrlichen Gedeihen, Amsterdam.
...d zur Bewunderung aller Nationen, die Früchte dieser Freiheit an sich erfährt;
...n in dieser hochblühenden Republik und herrlichen Stadt leben alle Leute von
...licher Nation und Sekte in der größten Eintracht, und um Jemanden ihr Ver-
...gen anzuvertrauen, verlangen sie weiter Nichts zu wissen, als ob er reich oder
...n, ehrlich oder betrügerisch in seiner Handlungsweise sei. Im Uebrigen beküm-
...rt man sich Nichts um seine Religion oder Sekte, weil dieses vor dem Richter
...chts beiträgt, um in einer Klage Recht oder Unrecht zu bekommen, und es
...t keine auch noch so verhaßte Sekte, deren Anhänger (wenn sie anders nur
...emanden verletzen, Jedem das Seinige zukommen lassen und rechtschaffen leben)
...ch öffentliche obrigkeitliche Autorität und Oberaufsicht nicht geschützt wird." —
...pinoza zog sich in die Einsamkeit nach Rhynburg zurück, ganz dem Forschen
...ch der Wahrheit lebend. Um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, hatte er Lebensweise.
...s Schleifen optischer Gläser erlernt. „Es ist nicht zufällig," meint Hegel, „daß
...s Licht ihn beschäftigte, denn es ist in der Materie die absolute Identität, welche
...e Grundlage in der orientalischen Anschauung bildet" *). Durch seine Kennt-
...sse in der Mathematik und Optik kamen seine Arbeiten in Ruf und fanden
...bsatz, so daß er unabhängig war. Einfacher konnte man allerdings nicht leben,
...ie Spinoza. Wie ein Weiser Indiens war er mäßig und mit Wenigem zufrie-

*) Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. III. 338.

Einfachheit.

den, obschon er sich nicht in Dürftigkeit befand. Eine Milchsuppe und etwa Butter oder ein Brei war seine tägliche Nahrung. In seinen Rechnungen ist monatlich ganz wenig Wein erwähnt. Sein einziges Vergnügen war, hin und wieder eine Pfeife Tabak zu rauchen. Einladungen schlug er in der Regel aus, er mochte nicht auf Kosten Anderer leben. Seine Kleidung war einfach bürgerlich aber anständig und reinlich. Er pflegte zu sagen: „nicht unordentliche und nachlässige Haltung ist es, was uns zu weisen Männern macht; vielmehr ist ja affectirte Nachlässigkeit das Kennzeichen einer niederstehenden Seele, der die Weisheit nicht innewohnt, und wo die Wissenschaften nur Unreinigkeit und Verderbniß finden können.“ Seine Stimmung war heiter, Harmonie schien ihm das Zeichen einer guten Seele. Er mied Alles, wie er sagte, was ihn von der Liebe und Kenntniß Gottes entfernen könnte. Sein Benehmen war fein und wohlwollend. Die Kinder seines Hausherren ermahnte er stets, zum Gottesdienst zu gehen. Als ihn seine Hauswirthin fragte, ob sie in ihrer Religion selig werden könne, antwortete er: „Eure Religion ist gut, ihr habt nicht nöthig, eine andere zu suchen, noch zu zweifeln, daß ihr selig sein werdet, sofern ihr euch nur der Frömmigkeit hingebt und ein friedliches und ruhiges Leben führet.“ Spinoza hatte reiche und mächtige Freunde, unter ihnen auch den großen Staatsmann Jan de Witt — sie bewogen ihn 1617 nach dem Haag überzusiedeln. Er hätte ein äußerlich glänzendes Leben führen können, sie boten ihm ihre Börse an, einer wollte ihm sogar ein Geschenk von 2000 fl. auf einmal machen, ein anderer ihn zu seinem Universalerben ernennen; Spinoza lehnte Alles höflich ab. Die Natur, pflegte er zu sagen, ist mit Wenigem zufrieden, und ist sie es, so bin ich es auch; bloß die Liebe zum Ewigen und Unendlichen erfülle die Seele mit Lust. Auch Fürstengunst und hohe Stellungen wurden ihm angeboten. Der Prinz Condé und Luxemburg boten ihm einen Jahresgehalt von ihrem König an, wenn er diesem eines seiner Werke widtmen wolle. Spinoza wies ein Geschenk vom Bedränger seines Vaterlandes entschieden ab. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz bot ihm 1673 die Professur der Philosophie in Heidelberg an, unter der Voraussetzung, er werde die Freiheit zu philosophiren nicht zum Umsturz der Religion mißbrauchen; Spinoza lehnte höflich ab: „er sei nie Willens gewesen, öffentlich zu lehren, er würde dadurch von der Philosophie zurücktreten, daß er seine Zeit dem Unterricht der Jugend widtme; auch wisse er nicht, wie weit die Grenzen jener Freiheit gehalten werden müssen, damit er nicht die öffentlich feststehende Religion umzustürzen scheine.“ Die Selbstständigkeit, das ruhige Forschen ging ihm über Alles. Der Mord seines Freundes Jan de Witt preßte ihm Thränen aus, doch suchte er sich wieder zu fassen: „Was nützte uns die Weisheit, wenn wir gleich dem großen Haufen den Gemüthsbewegungen unterlägen und nicht die Kraft besäßen, uns wieder aufzurichten.“ Spinoza erreichte nur ein Alter von 44 Jahren. Er erlag am 21. Februar 1667 der Schwindsucht, wie Hegel meint, übereinstimmend mit seinem Systeme, in dem alle Besonderheit und Einzelheit in der einen Substanz verschwindet. — Das Vermögen, das Spinoza hinterließ, betrug in Allem kaum 400 fl. —

Entsagung.

Goethe bemerkt, wie die Menschen meist eine Leidenschaft an die Stelle einer andern setzen, Beschäftigungen, Neigungen Liebhabereien, kurz alles Mögliche durchprobiren und zuletzt ausrufen, daß Alles eitel sei; nur wenige Menschen gebe es, die Solches voraussehen und, um kleiner Entsagungen überhoben zu sein, ein für allemal Allem entsagen und an der Betrachtung des Ewigen Nothwendigen und Gesetzlichen ihre Freude haben. Zu den Männern dieser

Er gehöre Spinoza, und das Lesen seiner Schriften habe auf ihn einen friedlichen Eindruck hervorgebracht. In der That kommt Spinoza immer wieder auf die Behauptung zurück, daß vom wahren Erkennen die Ruhe des Geistes abhänge, das höchste Gut des Geistes sei Gott zu erkennen, und dieses sei seine höchste Tugend. Aus diesem Erkennen entstehe die intellectuelle Liebe Gottes, eine Freudigkeit mit der begleitenden Idee der Ursache, d. i. Gottes. Je mehr der Mensch Gottes Wesen erkenne und Gott liebe, desto weniger leide er von bösen Affecten und fürchte er den Tod. Spinoza ist ein gotttrunkener Mensch. In Allem sieht er Gott, Alles ist ihm Gott, die Welt ist nur eine Form Gottes, Nichts an und für sich. In den einen Abgrund der Gottheit wirft er alle Unterschiede. Wie die Natur, so ist der menschliche Geist, das Individuum Gott. Das Licht welches in mir leuchtet, ist dasselbe Licht, welches die Welt durchdringt, nur in dem Behälter eines Leibes eingeschlossen. Dabei entfällt aber das Selbstbewußtsein bei Gott und beim Menschen das Princip der Subjectivität, das Princip der Persönlichkeit. Das Denken hat nur die Bedeutung des Allgemeinen, nicht des Selbstbewußtseins. „Dieses ist nur aus diesem Ocean geboren, zehrend von diesem Wasser, d. h. nie zur absoluten Selbstheit kommend. Das Herz, das Fürsichsein ist durchbohrt, es fehlt das Feuer *)." — Dieser Gott hat kein Selbstbewußtsein, die Mathematik sitzt in seinem Herzen. Es ist der ruhige uferlose Ocean, in den Alles versinkt, in den Alles hinein, aus dem aber Nichts herauskommt. Wie Denken und Ausdehnung aus dieser Substanz herauskomme, ist nicht bewiesen, noch weniger, warum nur diese beiden Modificationen sein können. Das Individuum geht im All auf. Hier gibt es eigentlich nicht Gute und Böse, sondern nur solche, welche die wahre Erkenntniß Gottes haben und solche, die sie nicht haben. Hier waltet nur das Schicksal, nicht die ewige Freiheit. Alles ist hier Nothwendigkeit. Akosmismus.

Spinoza's Lehre wurde in seiner Zeit als Atheismus bezeichnet, sie ist aber eher Akosmismus. Auf seine Zeitgenossen übte er weniger Einfluß, große Wirkung aber äußerte er erst in Deutschland seit Schelling. Das System dieses Philosophen ist eigentlich nur in Fluß gebrachter Spinozismus. Die Substanz bleibt bei Spinoza ruhig. Das Absolute bei Schelling ist das lebendige Urwesen aller Dinge, welches sich seiner Natur nach ewig aus dem Zustand der Subjectivität in den der Objectivität übersetzt, und aus der Objectivität wieder bereichert zur Subjectivität zurückkehrt, — die ewige Werdelust, das zwangslose, endlose, ruhelose, sich in sich selbst Gestalten, die ewige lebendige Bewegung, der absolute Proceß. Unter den nachgelassenen Werken Spinoza's der theologisch-politische Tractat **) von großem Einfluß auf die protestantischen

*) Hegel, Gesch. d. Phil. III. S. 368.

**) Tractatus theologico-politicus, Hamb. 1670. Ethica more geometrico demonstrata — Opera posthuma, die seine Freunde Meyer und Jelles besorgten; Tractatus politicus. Tractatus de emendatione intellectus. Epistolae.

Theologen nach ihm geworden, namentlich durch die Lehre von der Inspiratio
und durch die kritische Behandlung der biblischen Bücher. Was die Theologe
der Aufklärung gegen die Bibel schrieben, ist im Kern schon in Spinoz
gegeben.

Frankreich. Die Nationalliteratur der Franzosen, zu der wir jetzt übergehen, hat si
nach manchen verfehlten *) Versuchen im 17. Jahrhundert rasch gehoben. Richelie
Erfolge, Ludwigs XIV. Siege gaben den Franzosen ein hohes Selbstgefühl. Die Natio
war politisch geeinigt, Descartes lehrte sie nach der Wahrheit suchen, aber a
das Schöne sollte ihr zu Theil werden und zwar in der reichsten Form d
Drama. Dichtung, im Drama. Frankreich ist über das, was es in dieser Dichtungsa
im 17. Jahrhundert leistete, seitdem nicht mehr hinausgekommen. Es hat ni
blos die Versform, in welcher die Dichtung jener Zeit sich bewegte, beibehalte
sondern auch die Grundgesetze des Dramas, die drei Einheiten **), welche d
hervorragenden Dichter jener Zeit für wesentlich erklärten. Die Versform d
französischen Dramas ist der Alexandriner, über welchen Schiller in eine
Briefe an Goethe die Bemerkung macht: „seine Eigenschaft, sich in zwei glei
Alexandriner. Hälften zu trennen, und die Natur des Reimes, aus zwei Alexandrinern ei
Couplet zu machen, bestimmen nicht blos die ganze Sprache, sondern a
den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, da
Betragen dieser Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gege
satzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leite
so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des G
müths und der Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgeforder
und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bette des Pro
krustes gezwängt." — Auf den drei Einheiten bestand der große Staatsma
Frankreichs. Richelieu, welcher seinem Volk das Uebergewicht in Europa ve
schaffte, welcher die Akademie gründete und die Wissenschaft der Regierun
dienstbar zu machen verstand, hatte auch die Wichtigkeit des Theaters a
Schule der Volksbildung begriffen. 1641 verordnete Ludwig XIII., daß d
Schauspieler in ihrer Ehre und bürgerlichen Stellung allen Andern glei
stehen sollten, wenn sie Stücke aufführen frei von Unreinheit und Schlüpfrigkeit ***)
Ja in Stunden seiner Muse entwarf der Cardinal selber Theaterstücke. Einig
Dichter, die in seinem Solde standen, führten dann seine Pläne aus. Da
Richelieu. spanische Drama beherrschte damals Frankreich. Richelieu, welcher den politische
Einfluß Spaniens gebrochen, wollte auch den Einfluß des spanischen Geiste
auf die Kunst brechen, darum sein strenges Festhalten an den drei Einheite
gegenüber der losen Form des spanischen Dramas, den vielen Episoden, Unte

*) Vergl. B. V. S. 114—120.
**) Vergl. B. V. S. 117.
***) Isambert, ancienne loi française. T. XVI. p. 536.

brechungen, Abweichungen. Lope de Vega sagt einmal *): „Ich kenne, Gott sei Dank, sehr wohl die Gesetze der Kunst; wer ihnen aber folgt, darf sicher sein, ohne Ruhm und ohne Geld zu sterben. Ich habe gemäß den Regeln der Kunst einigemal geschrieben, aber sehr Wenige kennen diese Stücke. Wenn ich aber die Ungeheuerlichkeiten sehe, an denen die Menge und besonders die Frauen Gefallen finden, so mache ich mich selbst zum Barbaren zu ihren Gunsten und lege, bevor ich ein Schauspiel schreibe, die Regeln der Kunst unter 6 Schlüssel, jage Plautus und Terenz aus dem Zimmer, damit ihre Stimme sich nicht gegen mich erhebe, denn die Wahrheit schreit auch aus stummen Büchern heraus, und ich schreibe meine Stücke für das Publicum und, weil es sie bezahlt, so hat es auch ein Recht zu verlangen, daß man nach seinem Geschmacke schreibe, wenn er auch thöricht ist." — Unter den fünf Dichtern, welche für Richelieu arbeiteten (Rotrou hat unter ihnen noch einige Bedeutung) war einer, der sich bald vom Cardinal lossagte und stolz auf seine Begabung seine eigenen Wege ging. Corneille, welchen die Franzosen den Großen, den Vater der Tragödie nennen. Er ist der Aeschylus der französischen Bühne, seine Charaktere haben eine stolze Mächtigkeit, eine epische Erhabenheit, eine fast übermenschliche Würde. Er ist für das Trauerspiel geboren, aber unter mehr denn 30 seiner Stücke ist er nur in fünf, zwischen den Jahren 1636—40 gedichteten, auf seiner Höhe. In dem, was er vorher schrieb, erhebt er sich nicht über seine Zeit und in dem, was er nachher schrieb, zeigt sich trotz einzelner glänzender Stellen ein Sinken seines Genius.

Lope de Vega. Corneille.

Pierre Corneille ist geb. zu Rouen, 6. Juni 1606, der Sohn eines Advocaten. Eine tüchtige Bildung erlangte er in der Schule bei den Jesuiten, dann verlegte er sich auf das Studium des Rechtes, merkte aber bald, daß er als Advocat kein Glück habe. Ein Zufall führte ihn auf das Feld, in dem er glänzen sollte: ein Freund stellte ihn einem Mädchen vor, dem er huldigte, die aber bald Corneille den Vorzug vor ihrem ersten Anbeter gab. Dies regte Corneille zum Lustspiel Melite an, und die Dame bekam von diesem Stück — das, obschon mittelmäßig in seiner Art, doch überraschenden Erfolg hatte (1625), in Rouen nur den Namen Melite. Rasch nach einander folgten jetzt fünf Stücke **). Richelieu wurde auf den Dichter aufmerksam und zog ihn mit einem Gehalte an sich. So kam Corneille nach Paris. „Melite, sagt er selber, war mein erster Versuch in's Blaue hinein, denn ich kannte damals noch keine Regeln der Kunst. Ich hatte keinen andern Führer darin, als mein Gefühl, welches mich zur Einheit der Handlung hintrieb. In Paris belehrte man mich aber, daß die Einheit der Zeit fehle, daß die Handlung nicht binnen 24 Stunden zu Abschluß komme." Corneille lernte erst nach und nach die Schranken kennen, welche den Geist des Dichters im französischen Drama einschließen und oft Felsen gleichen, die einen Strom einengen und ihn zwingen, ein tieferes Bett zu suchen. Corneille war geneigt, die Regeln seiner Kunst immer

Lebensgang. Melite. In Paris.

*) Vergl. Viardot, Etudes sur l'Espagne. p. 336.
**) Clitandre 1630; la veuve, la Galérie du palais, la Suivante 1634; la Place royale 1633.

gründlicher kennen zu lernen. Fast jedes seiner Stücke hat einen prosaischen Anhang, in welchem er strenge seine Leistung beurtheilt und als Mann von Geist die Gesetze der Kunst immer tiefer zu ergründen sucht. Einmal kommt er zur Regel, daß der erste Act, sowohl für die Haupthandlung, als auch für die Nebensachen, den Kern des ganzen Dramas schon enthalten müsse und daß keine Person in den folgenden Acten auftreten dürfe, die nicht schon im ersten war oder genannt

Richelieu. wurde. Mit dem Cardinal vertrug sich übrigens der Dichter auf die Dauer nicht: sein Geist war zu selbständig, dabei war er zu wenig Hofmann und in seinem Benehmen zu eckig, auch wurde der Cardinal auf seine dramatischen Erfolge eifersüchtig und behandelte ihn als Nebenbuhler. Der Dichter zog sich nach Rouen zurück. Paris hatte ihm einen Blick in die Welt gewährt, seine Erfolge hatten ihn mit Zuversicht erfüllt, sein eigenes Nachdenken und Winke Anderer belehrten ihn nach und nach über die Gesetze der Kunst und wie auf das menschliche Herz zu wirken sei. Doch hatte der Dichter sein Gebiet noch nicht gefunden, er war

Medea. noch nicht der eigentliche Corneille. In der Medea wagte er sich 1636 auf das tragische Gebiet. Manches darin ist geradezu aus der Medea des Seneca übersetzt; hin und wieder sind aber schon Züge einer tieferen Leidenschaft, eines erhabenen Seelenschwungs, Verse, wie er später nie schönere geschaffen hat, aber auch Schwulst, falsches Pathos, Ungleichheit des Ausdrucks, Maßlosigkeit. Das Ganze zeigt aber doch schon seine Begabung: latet ingenium ingens!

Corneille war schon 30 Jahre alt, da sagte ihm eines Tages ein Herr von Chalons, ein ehemaliger Secretär der Marie von Medici, welcher sich in seinen alten Tagen nach Rouen zurückgezogen hatte: „Ihre Lustspiele sind voll Geist, aber Ihre Leistungen doch Ihrer Begabung unwürdig; wenn Sie bei derartigen Stoffen bleiben, so ist Ihr Ruhm von kurzer Dauer. In den spanischen Dichtern werden Sie Stoffe finden, die, von einem Geist wie der Ihre behandelt, große Wirkung machen werden. Lernen Sie spanisch, es ist leicht, ich will Sie darin unterrichten. Wir wollen uns zuerst an Guilhen de Castro machen." Jetzt war der

Der Cid. Dichter auf der rechten Fährte. Der Cid entstand, 1636 ging er zum ersten Mal über die Bühne. Der Geschichtschreiber Pelisson *) erzählt: „Der Beifall, den der Hof und das Volk diesem Stück spendeten, ist unbeschreiblich. Man wurde nicht müde es zu sehen, man sprach von nichts Anderm in den Gesellschaften. Jeder wußte wenigstens einige Stellen herzusagen, die Kinder mußten die schö auswendig lernen. „Es ist schön wie der Cid," wurde zum Sprichwort" **) – Das Volk zeigte sich in hohem Grad empfänglich für diesen erhabenen Seelenschwung, für dieses würdige Pathos, für diese stolzen Gefühle, die in volltönenden Versen sich ergießen, für diese blendenden Gegensätze, die nach einem fein Plane sich vor ihm abwickeln. Wäre Ludwig XIV. damals schon im Stande gewesen, diese Schönheiten zu fühlen und zu würdigen, Corneille wäre glänzend belohnt worden und nie genöthigt gewesen, seine alten Tag in Rouen in der Vergessenheit zuzubringen. Allein der eisigkalte Ludwig XIII. war damals König und der ehrgeizige Richelieu leitete Frankreich, und da er in allen Gebieten des geistigen Lebens die erste Rolle spielen wollte, so grollte er dem Dichter, daß er ihm die Palme im Drama entrissen habe, und begünstigte die Neider, die sich über das Stück hermachten. Es wird erzählt, der Cardinal habe ihm zuerst den Cid für 1000 Thaler abkaufen wollen, und der arme Dichter durch eine Weigerung ihn verletzt. Andere behaupten, Corneille habe den Cardinal dadurch

*) Biographie générale, vol. XI. sub Corneille.

**) Cela est beau comme le Cid.

beleidigt, daß er große Veränderungen am Plane eines seiner Dramen machte,
und von ihm den Vorwurf erfahren, er habe keinen folgsamen Geist. Corneille
hatte dann die Kühnheit gehabt in einem Gedicht Epitre à Ariste zu
erklären, er bedürfe keiner gedungenen Lobredner, seine Verse seien seine Stütze,
er verdanke seinen Ruhm allein sich selber und seine Dichtungen seien nur um
ihrer Schönheit willen geschätzt. Genug, der Cardinal war beleidigt, die Losung Streit gegen den Cid.
ward gegeben, mit dem Cid beginne der Verfall des französischen Theaters. Der
Minister verlangte die Verurtheilung des Stückes durch die Akademie, deren Be-
schützer er war. Man drang in Corneille sich zu beugen. Er erklärte: „die Aka-
demie kann beschließen, was sie will; es ist ihre Sache, wenn sie dem Minister
zu Gefallen reden mag." — Scudery machte den Ankläger: das Stück tauge
nichts, verstoße gegen die Regeln der Kunst, es fehle an gesundem Urtheil, was
Schönes darin sei, sei entlehnt, der Beifall sei also unverdient. Die Akademie ließ
1638 ihr Urtheil drucken, tadelte Manches, anerkannte aber doch schließlich den
Cid als ein Meisterwerk. Aber auch dieser Tadel erschien dem Volke zu hart, es
blieb beharrlich in seiner Bewunderung *). Für den Groll des Cardinals und die
Angriffe, die von dessen Trabanten ausgingen, konnte sich der Dichter damit
trösten, daß Europa die Bewunderung Frankreichs für den Cid theilte und Cor-
neille Uebersetzungen desselben in allen Sprachen zugesandt wurden, die türkische
und slavische ausgenommen. Die Herzogin von Aiguillon, welche für den Cid
schwärmte, that das Mögliche, um den Zorn ihres Oheims, des Cardinals, zu
mildern. Corneille behielt seinen Gehalt und widmete sein nächstes Stück, Horace, Horace.
dem Cardinal, mit der Erklärung, derselbe habe das Ziel der Kunst veredelt
und die Kenntniß derselben erleichtert, in zwei Stunden könne man bei ihm
mehr lernen, als in zehn Jahren in Büchern. Das mochte wahr sein, wenn es
galt Charaktere zu erfassen, Herzen zu ergründen, die Höfe kennen zu lernen und
zu erfahren, wie von kleinen Anlässen oft große Dinge ausgehen — aber was
die Verse und dramatischen Pläne Richelieus anbelangt, waren sie schlecht, und
Corneille hatte hier nicht jenen Muth, mit welchem Boileau zu Ludwig XIV. sagte:
„Ihre Majestät geruhten schlechte Verse machen zu wollen, und es ist Ihnen
vollkommen gelungen." Horace ist eine siegreiche Antwort auf die vielen Angriffe
gegen den Cid. Der Neid mußte schweigen vor den erhabenen Schönheiten dieses
Stückes. Weil man ihm vorwarf, daß er die Medea aus Seneca, den Cid aus
Guilhen de Castro abgeschrieben habe, so wählte der Dichter hier absichtlich einen
Stoff, den noch Niemand bearbeitet hatte. Auf die Nachricht, auch gegen dieses
Stück werde die Akademie ein Urtheil fällen, antwortete Corneille stolz: „Hora-
ce wurde von den Duumvirn zum Tod verurtheilt, vom Volk aber frei ge-
sprochen." Dieses Stück gilt bis auf den heutigen Tag für eines der vollendetsten,
trotz der Gebrechen, welche die Kritiker daran ausstellen. Voltaire sagt: „Es sind
eigentlich 3 Tragödien in Horace: die Einheit der Handlung ist verletzt, die An-
ordnung ist fehlerhaft, oft entstellen Spitzfindigkeiten, kalte Auseinandersetzungen,
unnütze Erklärungen, die Unterredung. Trotz allem Vergnügen fühlt man beim
Lesen dieses Stückes, daß es nicht in allen Theilen gleichförmig ist. Die Kraft
des Dichters muß aber groß sein, wenn, trotz all dieser Gebrechen, die Begei-

*) Boileau schrieb:

En vain contre le Cid un ministre se ligue,
Tout Paris pour Chimène a les yeux de Rodrigue;
L'Academie en corps a beau le censurer.
Le public, revolté, s'obstine à l'admirer.

sterung, welche das Stück einflößt, nicht abnimmt." — Für eine der schönsten Perle[n]
Cinna. in der Krone des Dichters gilt Cinna. Rousseau sagt in seiner Heloïse von Cinna
„Von welcher Glut für Ehre und Ruhm fühle ich mich nicht ergriffen, wenn i[ch]
mit dir spreche, große Seele!" — Der glühendste Bewunderer war in neueste[r]
Zeit Napoleon I., der dieses Stück die Schule der Könige nannte *), der de[n]
Monolog des Augustus las und wiederlas, und sich glücklich pries, daß er sein[e]
Größe nicht wie jener durch die schrecklichen Proscriptionen habe erkaufen müss[en].
Talma erzählte oft, wie der Kaiser ihn auf die Größe der Charaktere Corneille[s]
und auf die Art, wie sie dargestellt werden müssen, aufmerksam gemacht habe.
Balzac schrieb dem Dichter: „Ich staune, wie Sie Rom nach Paris versetzen
ohne es zu entstellen; da wo es aus Ziegelsteinen gebaut ist, stellen Sie es au[s]
Marmor wieder her; wo es verödet ist, errichten Sie ein Meisterwerk, und i[ch]
bemerke wohl, daß das, was Sie der Geschichte leihen, besser ist, als das was S[ie]
aus ihr entlehnen." In Wahrheit sind aber Corneilles Römer und Grieche[n]
immer moderne Franzosen. Auch die Schauspieler stellten die römischen und gri[e]-
chischen Stücke in der Tracht des Zeitalters Ludwigs XIV. dar. Erst unter Lud-
wig XV. wurde es gebräuchlich, die Rollen in der Tracht der Zeit zu geben, i[n]
welcher ein Stück spielt. Der Dichter widmete dieses Stück dem Präsidente[n]
des Parlaments zu Toulouse Montauron und erhielt für diese Ehre 1000 Pistole[n].
Seit dem hießen in Frankreich Widmungen, die gut bezahlt wurden, Épîtres
Polyeuct. à la Montauron. 1640 wurde Polyeucte zum ersten Male aufgeführt — e[s]
gilt Vielen als das beste Stück Corneilles, als ganz vollendet im Plan, als das-
jenige, in welchem auch Anmuth mit Erhabenheit verbunden ist. Corneilles Geni[e]
hatte damit seine Höhe erreicht und Frankreich das Drama in seiner Vollendung.
Die Stücke, die jetzt folgten, zeigen ein Sinken an.

Aber auch im Untergehen spendete diese Sonne Wärme und Glanz in reichem
Pompée. Maß. Pompejus, obschon ihm Manche Schwulst in der Weise Lucans vorwerfen
ist großartig in seiner Entwicklung und wird von Racine zu den Meisterwerke[n]
Le Menteur. Corneilles gerechnet. 1642 ging der Lügner über die Bühne, in welchem Cor-
neille dem Molière vorarbeitete und das französische Lustspiel gründete, wie e[r]
durch den Cid dem französischen Trauerspiel die Bahn gebrochen hatte. Den Ge-
Suite du Menteur danken dazu gab ihm ein Stück von Don Juan de Alarcon. Die Fortsetzung, d[ie]
Rodogune. 1643 über die Bretter ging, wurde kalt aufgenommen. Rodogune, 1644 zu[m]
ersten Mal aufgeführt, hielt Corneille für sein bestes Stück. Hatte der Dichte[r]
bisher die Gefühle der Bewunderung und des Mitleids bei seinen Zuhörern i[n]
meisterhaft zu erregen gewußt, so wetteiferte er in diesem Stück mit den Eume-
niden des Aeschylus im Gefühl des Schreckens. Der Stoff zur Theodora ist a[us]
dem zweiten Buch der Jungfrauen des Ambrosius entlehnt. Einige Stellen sind
bewunderungswürdig, das Ganze aber verfehlt — der Dichter sprach es sp[äter]
selber offen aus. 1647 folgte Heraklius, voll schöner Stellen, allein der Plan i[st]
zu verwickelt, doch erwarb ihm dieses Stück einen Platz in der Akademie, abe[r]
nur, nachdem ein Anderer, den man ihm vorziehen wollte, die Stelle nicht an-
nahm, dagegen auf Corneille, als den einzig Würdigen, hinwies. In der Mitte
zwischen Komödie und Tragödie hält sich Don Sancho d'Aragon, gegen den si[ch]
aber der große Condé aussprach, den man sonst oft bei Stücken Corneilles vo[n]
Bewunderung und Rührung hingerissen sah. Andromeda verdankte ihren Erfolg
mehr der schönen Ausstattung. 1651 erschien die Bearbeitung der Nachfolg[e]

*) Tissot, in dem Prachtwerk: Poètes Normands pub. par. Baratte.

Christi in Versen, welche 32 Auflagen erlebte, und durch ganz Europa gelesen wurde; heut zu Tag ist sie ganz vergessen, obschon sie es nicht verdient. Die Einfachheit und Frische des Originals in Versen wiederzugeben, war für Corneille schwer und wird es für jeden Dichter sein, doch sind einzelne Stellen seiner Uebersetzung in der That meisterhaft. 1652 erschien Nikomedes, ein Zeuge des Sinkens seiner Kräfte, trotz einiger glänzenden Scenen. Bertharide (1653) erlebte nur zwei Aufführungen. Der Dichter klagte über Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit des Publicums, und drohte sich ganz zurückzuziehen. Doch war ihm dies nicht leicht. Oedipus, 1659, hatte einen Erfolg, den er nicht verdiente, auch das goldene Vließ, 1662, wurde mit Beifall aufgenommen. Im Sertorius rief Turenne erstaunt aus: „Woher hat denn Corneille die Kenntniß des Krieges hergenommen!" Otho (1665) entriß dem Marschall Grammont den Ausruf der Bewunderung: „Die Tragödien Corneilles sollten das Brevier der Könige sein!" Agesilaus, 1666, hatte wenig Erfolg, Attila, 1667, einigen, Titus und Berenike 1670, fiel durch. In Pulcheria, 1672, ist der fünfte Act sehr schön. Mit Surena, 1675, in dem noch einige Male das alte Feuer aufblitzt, schloß Corneille seine Laufbahn als dramatischer Dichter: er hatte noch die Freude, daß Ludwig XIV. die Aufführung seiner Hauptwerke in Versailles befahl. Unter seinen prosaischen Werken sind seine ästhetischen Studien merkwürdig, weil sie zeigen, wie beim Schaffen bei ihm immer das Nachdenken über die Gesetze der Kunst und das Streben nebenher ging, sich derselben bewußt zu werden *). Corneille starb 78 Jahre alt, am 1. October 1684, in Rouen in der Haltung eines frommen Christen, wie er es sein ganzes Leben hindurch gewesen war. Corneille war sehr einfach. Nichts zeigte in seinem Aeußern den Mann von Genie und so großem Ruhme an. Der große Condé sagte oft: „Man muß Corneille nur im Theater hören." — Die Schale war rauh, der Kern vortrefflich, sein Herz war edelmüthig, selbst den bittersten Feinden konnte er leicht verzeihen. Er war ein treuer Gatte und vortrefflicher Vater, seine Sitten waren rein. Mit seinem Bruder Thomas, der gleichfalls als dramatischer Dichter von Bedeutung ist, lebte er, ohne daß je ein Schatten von Eifersucht zwischen beiden aufstieg, unter dem gleichen Dach in zärtlichster Freundschaft: sie hatten Schwestern zu Frauen, und waren um Vermögensverhältnisse so unbekümmert, daß sie nie an Theilung dachten. Dabei aber hatte Pierre Corneille eine stolze unabhängige Seele, er verstand nie zu kriechen. Man fühlt, wie er in den Zeiten der Fronde aufgewachsen ist, obschon er stolz ist auf die Größe Frankreichs und unter dem Banne liegt, mit welchem Ludwig XIV. durch seine Anfänge die Franzosen bezauberte. Von Richelieu pflegte Corneille zu sagen: „er hat mir zu viel Gutes angethan, um böse über ihn zu reden, und zu viel Böses, um gut über ihn zu reden."

Imitation de J.Christ.

Corneilles Tod.

Charakter.

Corneille gilt heute noch als der Vater der französischen Tragödie, als der Meister erhabener Schreibart. 1807 setzte die Akademie einen Preis aus auf sein Lob, 1834 wurde in Rouen sein Denkbild errichtet: „Die Liebe zu Corneille," sagt der Franzose Nisard **), „macht unserm Lande Ehre. Sie ist die Wirkung der Liebe für große Dinge, und jener Leidenschaft für große Männer, die ein Hauptzug in unserm Nationalcharakter sind. Wir sind ein Volk, das die Helden liebt. Wir sind kaum im Stand, einer weisen Regierung Gerechtigkeit widerfahren

Heroencult.

*) Außer den Préfaces am Anfang und den Examens am Ende seiner Stücke erwähnen drei Discours: de l'utilité et des parties du poëme dramatique; de la tragédie, des trois unités.

**) Nisard, Histoire de la littérature française. II. 143.

zu lassen, die unser Blut und Geld schont, während unsere volle Gunst den H den zufliegt, welche um den Preis des Blutes von einer ganzen Generation, Trauer der Mütter und des Ruins des allgemeinen Wohlstandes, große Di vollbringen. Wir treiben Götzendienst mit den Helden und klatschen ihnen aus Tiefe unseres Elends Beifall, wenn sie uns nur eine große Rolle spielen lassen." Gewiß eine richtige Bemerkung über den Nationalcharakter! Aber als echter Fr zose setzt der Schriftsteller sogleich bei: „Gott verhüte, daß dieser Heroencult unserm Land sich je abschwäche! Er bildet die Spannkraft unserer Seele, er m den Frieden ruhmvoll und die Ruhe achtenswerth machen. Möge Gott verhü daß Corneille je aufhöre auf unserer Bühne volksthümlich zu sein, denn an die Tag würden wir aufhören eine große Nation zu sein!"

Racine. Bald stieg neben Corneille ein nicht minder glänzender Stern auf, Sophokles neben dem Aeschylus der Franzosen. Wie Athen, so hatte auch Fra reich das Glück, zu gleicher Zeit mehrere schöpferische Geister im Fache Dramas zu besitzen. Die Tragödie als solche war von Corneille geschaffen, konnten nur noch Lücken ausgefüllt, Gebrechen getilgt und die Sprache gle mäßiger und glänzender werden. Dies vollbrachte Johann Racine. Wie Deutschen streiten, wer größer sei, Schiller oder Goethe, so gibt es bei Franzosen zahlreiche Schriften über Corneille und Racine. Wer ist größer? J ist groß, jeder einzig in seiner Art. Bei Corneille ist Kühnheit, Erhabenheit, Racine die vollendete Durchbildung und Anmuth. Racine vereint die Sch heiten Virgils mit der Liebesglut Raphaels, mit der Tiefe des Sophokles. C neille wendet sich an den Geist, Racine an das Herz. Wie Schiller in sei Dramen vorzugsweise die Männer gemalt und Goethe die Frauen, so Rac die Frauen und Corneille die Helden; auch die Frauen des letztern sind H inen. Corneille wendet sich an die Einbildungskraft und an den Verstand, jene durch die übermenschliche Größe seines Heldenthums, er entlockt uns Thrä der Bewunderung, seine Helden opfern sich für eine Idee. Racine schildert Leidenschaft und rührt das Herz; La Bruyère sagte nach dem Erscheinen Andromache: „Statt des Menschen, wie er sein sollte, haben wir jetzt Menschen, wie er ist" — den Menschen im Dienst einer Leidenschaft, die ihn herrscht und der er erliegt, während bei Corneille die Helden über die Lei schaft siegen und glücklich und voll Leben aus dem Kampfe hervorgehen. Corneille siegt die Idee, darum die sentenzenreiche Sprache, bei Racine erlie die Personen der Leidenschaft und darum die Glut seines Ausdrucks. Ni sagt mit Recht: „Racine flößt uns eine andere Art der Bewunderung ein Corneille. Wir staunen, daß Corneille eine so hohe Idee von uns hat, und Racine uns so gut kennt. Jener enthüllt uns eine Größe, die wir uns n zutrauten; dieser zeigt uns in der Tiefe unseres Herzens eine Schwäche, die uns verbergen möchten."

„Wir leben in einem so tiefen Dunkel über uns selbst und haben ein

*) Nisard, Histoire de la littérature française. III. 23.

…liches Bedürfniß, uns kennen zu lernen, daß das die wahre Höhe der Kunst …t uns zu zeigen, wer wir sind und mit wem wir leben. Der Zauber der Wahrheit bei den Sterblichen ist so groß, daß sie auch klatschen beim Gemälde ihres eigenen Elends, und daß sie sich beinahe über ihre Leiden trösten, wenn sie nur erfahren, warum sie leiden. Die Wahrheit ist im Schauspiel immer …e Art Geständniß über uns selbst, bitter oder süß, je nachdem uns ein Schrei des Schmerzes, oder ein Seufzer der Freude entrissen wurde. Jeder, der aus einer Vorstellung heraustritt, ohne in seinem Innern ebenso sehr mithandelnd als zuschauend gewesen zu sein, hat keine rechte Empfänglichkeit für diesen Genuß. Glauben wir ja nicht die Kunst herabzusetzen, wenn man ihr das Amt gibt, uns zu belehren; es gibt nichts Größeres als das Herz des einfachsten Menschen. Die Kunst ist aus dem Menschen hervorgegangen, wie sollte es unter ihrer Würde sein, auf ihn zurückzuwirken!“ — Corneille ist hochfliegend, kraftvoll, Racine weich, tief, zart, ein feiner Zergliederer unseres Herzens, der Maler der Frauen, die viel schwerer zu schildern sind, als die Männer, — in mehr als zwei Dritteln seiner Stücke spielen die Frauen die Hauptrolle. Corneille schildert uns die Männer von der Seite, wo sie groß, Racine von der Seite, wo sie schwach sind. Corneille hat die Gesetze der dramatischen Kunst gesucht und festgestellt, Racine sie auf bewunderungswürdige Weise durchgeführt. Der Bau seiner Stücke ist einfach, aber fest und harmonisch; wie Goethe seine Iphigenie zuerst in Prosa schrieb und sie dann erst in Verse übertrug, so schrieb Racine immer zuerst sein Drama ganz in Prosa nieder und konnte man oft von ihm hören: „Das Stück ist fertig, ich habe jetzt nur noch die Verse zu machen.“ — Corneilles Sprache ist kühn, Racines Vers harmonischer und anmuthiger.

Racine stammt aus einer angesehenen bürgerlichen Familie in Ferté-Milon Lebensgang. und ist geboren 21. December 1639. Vater und Mutter verlor er schon im vierten Jahre. Der Vater seiner Mutter nahm ihn in sein Haus, wo er aber unter den vielen Mitgliedern der Familie ziemlich vernachlässigt war. Doch that der Großvater das Gute für ihn, daß er ihn später in die Schule zu Beauvais schickte, wo tüchtige Lehrer waren. Hier blieb Racine bis zu seinem 16. Jahr, wo er durch die Verwendung seiner Großmutter und seiner Tante, die beide in Port Royal lebten, in diese tüchtige Schule gelangte und besonders den Unterricht Port-Royal. von Lemaitre genoß, der ihn oft in sein Zimmer kommen, ihn Stellen von Dichtern und Rednern erklären ließ und ihn in seiner ergreifenden Weise, und mit seiner bezaubernden Stimme auf die Kraft des Inhalts und die Schönheit der Form aufmerksam machte. Der zartbesaitete, weich und harmonisch begabte Jüngling machte glänzende Fortschritte, insbesondere im Griechischen, und war bald wegen seines milden Charakters der Liebling seiner Lehrer, wie wegen seiner dichterischen Neigung der Gegenstand ihrer Sorge: man überraschte ihn oft mit dem Sophokles oder Euripides in der Hand in den Laubgängen der Abtei, aber auch über dem Versemachen, denn das Dichten war hier verpönt! Einmal riß man ihm den griechischen Roman Theagenes und Chariklea aus der Hand und warf ihn ins Feuer. Was halfs, Racine kannte ihn auswendig! Er erhielt für sein Verbrechen nur dadurch Verzeihung, daß er die Hymnen des Breviers in französische Verse übertrug.

Der dreijährige Aufenthalt in diesem Kloster verlieh ihm eine reiche Bildung — er las die schwersten griechischen Schriftsteller mit Leichtigkeit — un eine tiefe religiöse Stimmung, die durch Stürme der Leidenschaften überdeckt we den konnte, aber immer wieder mächtig hervorbrach. Racine kam nun von Por Royal in das College d'Harcourt, wo er Philosophie studirte. Nach dem Wun seiner Verwandten sollte er Advocat werden oder in einen Orden treten, aber sei Neigung zur Dichtkunst überwog. 21 Jahre alt, verfaßte er 1660 zur Feier d Vermählung des Königs ein Gedicht: Die Nymphe der Seine — es gefiel. Colbe wies dem jungen Dichter ein Geschenk von 600 Livres an, aber in Port-Roy hieß es, er schlage eine schlechte Richtung ein, und man fing an Gebete für i zu halten — wahrscheinlich nicht ohne Grund, gesteht doch Racine selber, er ha geheult mit den Wölfen. Racine hatte ein Drama verfaßt und schrieb zärtli Briefe an Schauspielerinnen, die von Versen überströmen. Er las mit Eifer it lienische und spanische Dichtungen und spöttelte in seinen Briefen über Po Royal, weil man von hier aus seiner Leidenschaft in den Weg trat. Port-Roy wurde damals aufgelöst. Um ihn der lockern Gesellschaft, in der er sich wo fühlte, zu entziehen, sandte man ihn nach Uzes in Südfrankreich, zum Brud seiner Mutter, einem Domherrn, der ihm eine Pfründe zu verschaffen su (November 1661). Racine trug nun geistliches Gewand, bald sollte er i Avignon die Tonsur bekommen, für den Priesterstand paßte er aber nicht me Thomas von Aquin mußte er studiren, daneben las er aber immer Virgil u Ariost. Er zweifelt selber an seinem Beruf für den priesterlichen Stand; sei Briefe zeigen eine gedrückte Stimmung, seine Gedichte hinwieder sein b wegtes Herz. Mit der Pfründe wollte es nicht recht vorangehen, müde des Wa tens, kehrte Racine endlich nach Paris zurück, das halb vollendete Drama: „ Thébaide" in der Tasche. In Paris knüpfte er literarische Verbindungen an, b sonders mit Molière und Boileau. Mit letzterem schloß er eine Freundschaft, d ungetrübt bis zu seinem Tode dauerte und für ihn sehr nützlich war, denn d Kritiker stand dem Dichter immer berathend zur Seite, wie später Merk de Goethe. Ein Gedicht: „La Renomée aux muses" gefiel Ludwig XIV. so, d er ihm einen Gehalt anweisen ließ, „um ihm die Mittel zu geben, in sein Eifer für die schöne Literatur auszuharren." — Für Molières Gesellschaft l stimmte Racine das Trauerspiel: „Frères ennemis;" als er aber 1665 a Zuneigung für eine Schauspielerin sein Drama „Alexander" der Gesellschaft Hôtel de Bourgogne übergab, trat eine Erkältung zu Molière ein, so daß Verbindung zwischen ihnen abnahm. 1667 schon ging seine Andromache über Bühne, welche ihm die volle Gunst des Publicums gewann, das über d Zauber seiner Verse den alten Corneille zu vergessen schien. Aber unter bitt Seelenkämpfen erstieg der junge Dichter die Höhe des Ruhmes! Seine Tante a Port-Royal schrieb ihm unter Thränen und Gebeten, mit denen sie seine Rett von Gott erflehe: sie habe gehört, wie er mit Leuten umgehe, die im Bann Kirche seien, und sie flehe zu Gott, um ihn vom Rande des Abgrundes zur zuziehen. Es schnitt tief in seine Seele, wenn ihn auch der Beifall der W fesselte und er der Schöpferlust seines Genius folgte. Andromache erregte ein Schrei der Bewunderung, nicht minder als seiner Zeit der Cid. Racines Mi und Anmuth entsprach mehr der Stimmung der Zeit. Corneille hatte die Griech wenig gekannt, Racine war durchdrungen von griechischer Bildung. In der poetisch Schöpferkraft weiß er sich immer maßvoll zu beherrschen. Jeder Theil, jede K nigkeit, jeder Vers ist von der Idee des Ganzen durchdrungen. Neuere fran sische Dichter haben einzelne Gefühle oder Situationen mit mehr Feuer dargestel aber an bewußter maßvoller Schöpferkraft im Großen stehen sie alle Racine n

Andromache.

Keiner erhob, wie Vauvenargues meint, stolzer sein Wort, und Keiner verstand mehr Süßigkeit in dasselbe zu legen. Rasch nach einander entströmten seiner Feder in den Jahren von 1667—1677 classische Leistungen: Britannicus, Berenice, Bajazet, Mithridates, Iphigenia, Phädra. Der Neid folgt dem Verdienst, wie der Schatten der Sonne. Es fehlte nicht an bittern Angriffen, doch Racine blieb siegreich. Boileau stand ihm mit spitzigen Epigrammen wider die Gegner zur Seite. Racine griff den Herzog von Nevers so tödtlich an, daß er zu drohen begann. Da bot der Sohn des großen Condé dem Dichter in seiner Wohnung eine Zuflucht. „Sind Sie unschuldig, so finden Sie hier Schutz; sind Sie aber schuldig, so finden Sie ihn auch."

Ueber das innere Leben des Dichters während dieser zehn Jahre sind gar keine Andeutungen mehr bekannt, wenn wir nicht seine Dramen als Fenster betrachten wollen, durch die wir einen Blick in seine Seele werfen können. All seine Port-Royal.
Briefe aus dieser Zeit sind verschwunden, vielleicht auf seinen eigenen Wunsch von den Empfängern vernichtet. Nur zwei Dinge sind sicher: der Zwiespalt, in den ihn seine Dichtungen mit Port-Royal brachten, und sein Reueschmerz. Seine Lehrer hielten ihn für einen verlorenen Mann. Ein Theaterdichter, schrieb einer derselben, sei ein öffentlicher Vergifter, nicht der Körper, sondern der Seelen der Gläubigen, und schuldig an unzähligen geistigen Morden. Racine gab in einem Schreiben, das veröffentlicht wurde, stolze, schlagende, höhnische Antwort, die wie ein Stich ins Herz war für die noch überdies von der Regierung verfolgten Männer von Port-Royal. Der Bruch zwischen Schüler und Lehrern war vollständig. Diese sahen in ihm ohne Zweifel eine Natter, die sie an ihrem Busen genährt hätten. Racine errang indeß einen Lorbeer nach dem andern. Phädra schien den Franzosen Alles zu Phädra.
übertreffen, was in dieser Kunst je geleistet worden. Alles pries den Dichter, der aber seines Glückes nicht froh werden konnte. Sein Herz war zerrissen, wie in unserer Zeit Manzoni, schien er zu bereuen, was er Großes geleistet hatte, die Welt zu fliehen, die ihm ihre Blumen zuwarf. Racine wollte vom Drama Nichts mehr wissen und 1677 Karthäuser werden. Mit Mühe hielten ihn seine Freunde davon ab. Sein Beichtvater untersagte ihm den Eintritt in diesen Orden, für den sein bewegliches Herz nicht passe, und rieth ihm, sich mit einem einfachen und tugendhaften Mädchen zu vermählen, was auch Racine that. Daß ihn der König 1677 zu seinem Geschichtschreiber ernannte, geschah offenbar zunächst, um ihn Historiograph.
vom Eintritt in einen Orden zurückzuhalten. Racine suchte Frieden mit Gott und Aussöhnung mit seinen Lehrern. Arnauld wurde bewogen, Phädra zu lesen, und erklärte schließlich, das Stück sei ganz unschuldig und sehr schön. Boileau führte Racine zu ihm. Racine warf sich Arnauld zu Füßen und Arnauld, wie gedemüthigt von der Größe seines Schülers, stürzte vor Racine auf die Kniee und beide umarmten sich unter Thränen. Racine hatte Verzeihung erlangt, aber er wollte keine Verse mehr machen. Seine Muse schwieg. Der Dichter lebte nur noch seiner Familie, besuchte seinen Freund Boileau, kam oft nach Port-Royal und sammelte den Stoff zur Geschichte Ludwigs XIV, die aber durch einen Brand zu Grund gegangen ist. Als Edelmann des Königs und Historiograph hatte er Zutritt am Hof. Ludwig XIV. liebte seinen Umgang, ließ sich von ihm vorlesen, nahm ihn 1678, 1692 und 1693 mit auf seine Feldzüge. Der Dichter verehrte den König. 1683 sagte er sogar in einem Vortrag über Thomas Corneille: „Glücklich diejenigen, welche die Ehre haben, diesem großen Fürsten nahe zu treten, nachdem sie mit den Andern geschaut haben, wie er bei wichtigen Fragen das Schicksal der Welt entscheidet, ihn auch in der Nähe betrachten können und bei den einzelnen Anlässen seines Lebens ihn finden, nicht weniger groß, nicht weniger heldenmüthig, nicht weniger bewunderungswürdig, als voll Billigkeit, voll Menschen-

freundlichkeit, als Herrn seiner selbst, ohne Wanken, ohne Schwäche, als d weisesten und vollkommensten Mann." — Ludwig ließ sich diese Rede vorle und sagte erröthend: „Ich würde Sie mehr loben, wenn Sie mich weniger lobt hätten." Uebrigens machte Racine nicht blos gute Verse, sondern schrieb a eine treffliche Prosa. Ueberhaupt zeigt jede Lage, in die er versetzt wurde, daß auch für sie Fähigkeiten besaß. Aber von seinen Dramen wollte der Dich Nichts mehr wissen. Als er einer der Prinzessinen Unterricht in der Declamati geben sollte, und diese eine Stelle aus seiner Andromache vorzutragen anfing, er sich, wie von der Erinnerung an eine Sünde, zurück und bat, ihn die Auftrages zu entheben. Er hatte stets eine Sorge, sein Sohn Ludwig, den er a sorgfältigste erzog, möchte Dichter werden wollen. Er schien Freude am geistig Selbstmord zu haben.

Dennoch wußte die Maintenon seinem Genius noch zwei Perlen zu entlock In Erinnerung an die Gefahren, denen ihre Unschuld in ihrer Armuth u Jugend ausgesetzt war, stiftete sie eine Erziehungsanstalt für Töchter von arm Edelleuten. 250 Mädchen von armen Officieren, die im Kampf gefallen o Saint-Cyr. zu Krüppeln geschossen waren, erhielten unter ihrer Leitung in Saint-Cyr bei V sailles ihre Ausbildung. Wie in den Jesuitenklöstern, so sollte auch hier von Z zu Zeit von den Zöglingen ein Stück gegeben werden. Die Mädchen führten Andromache glänzend, aber mit zu viel Leidenschaft auf. Die Maintenon bat Racine, ein Stück für Saint-Cyr zu verfassen, das ganz nur einen religiö Esther. Inhalt habe. So entstand 1689 die Esther, eine der Blüthen seines Genius, Schönheit und Einfachheit des Planes, Schwung des Gefühles, Kraft und A muth des Ausdrucks anlangt. Christliche Frömmigkeit und hellenische Formvo lendung sind hier im Bunde. Man nannte es eine bezaubernde biblische Id Der Beifall, den die Darstellung fand, war wunderbar. Zuerst sah der Kön dann die Prinzen, dann der ganze Hof diese Vorstellung, auch der König England und sein Gefolge. Zur Vorstellung der Esther zugelassen zu werd galt als das höchste Zeichen der Gunst. Paris, welches Esther nur lesend genie konnte, suchte seinen Groll darüber in Aufsuchung von Anspielungen zu befriedig es fand in Aman den Louvois heraus, in der Vasthi die Montespan, in Esther die Maintenon selber, im König Ludwig XIV., woran aber ohne Zwe Racine gar nicht gedacht hatte. Für den gleichen Zweck dichtete Racine 16 Athalie. Athalie, welche Voltaire für das größte Werk dramatischer Kunst erklärte, we der Großartigkeit der Handlung, der Erhabenheit der Sprache. Es ist fortlaufen Musik, ein erhabener Choral. Boileau nannte sie die höchste Leistung Raci Dennoch hatte sie den Erfolg nicht wie Esther und der Dichter wurde dadu entmuthigt. Sie wurde nur vor Ludwig XIV. und der Maintenon, nich einem Theater, sondern in einem Saal, nicht im Costüm, sondern von den Mäd in ihrer gewöhnlichen Tracht aufgeführt. Von vielen Seiten hatte man näml der Maintenon vorgeworfen, sie mache aus ihrem Erziehungshaus eine Pfla schule für Schauspielerinen. Erst 30 Jahre später wurde Athalie vor einem g andern Geschlecht auf den Théatre français in Paris aufgeführt. Sie ist letzte, glänzendste Leistung des Dichters. Wie des Sophokles Oedipus auf Kolo von einer weichen Todessehnsucht durchzogen ist, so Athalie vom Gedanken an Ewigen. Die Chöre darin sind Meisterstücke der französischen Lyrik.

Athalie ist der letzte Laut aus dem Munde des Dichters. Er schrieb b darauf auf Bitten der Maintenon eine Darstellung des Leidens des Vol durch die vielen Kriege. Der König überraschte die Maintenon beim Lesen. mußte ihm den Namen des Verfassers angeben. Ein hartes Wort aus Lud Kränkung. Mund traf den Dichter ins Herz. Er konnte die Ungnade des Königs, den

verehrte, nicht ertragen, er war wie gebrochen. — „Fassen Sie sich, sagte eines Tags die Maintenon in den Gärten von Versailles, ich werde schon Alles wieder gut machen.“ „Nein, das können Sie nicht, Madame!“ entgegnete der Dichter. „Warum plagen Sie sich! zweifeln Sie an meinem Einfluß oder an meinem guten Willen?“ „Nein, Madame, ich weiß, wie groß Ihr Einfluß ist beim König, und Ihre Güte gegen mich, aber ich habe eine Tante, eine Heilige, die jeden Tag zu Gott bittet, daß er mich demüthige, und daß mir Ungnade zu Theil werde, und sie hat noch größern Einfluß.“ Ein Wagen rollte daher. „Eilen Sie fort, rief die Maintenon, der König kommt.“ Es war der letzte Schlag für den Mann, der früher so gern gesehen war und dessen Herz der Liebe bedurfte. Racine starb am 21. April 1699. In seinem Testament sprach er den Wunsch aus, zu den Füßen seines Lehrers begraben zu werden. Tod.

„Ich bitte die Frommen von Port-Royal, mir diese Ehre zu bewilligen, obschon ich mich derselben unwürdig weiß, sowohl wegen der Aergernisse meines vergangenen Lebens, als wegen des geringen Gebrauches, den ich von der dort genossenen Erziehung gemacht habe, und wegen der großen Vorbilder der Frömmigkeit und Büßung, die ich dort geschaut und nur zu erfolglos für mich angestaunt habe. Aber je mehr ich Gott beleidigt habe, um so mehr bedarf ich der Gebete einer so heiligen Gemeinde, um sein Erbarmen auf mich herabzuflehen.“ *) — Der Jansenist, den Paris in ihm zurückgedrängt hatte, trat gegen Ende seines Lebens wieder hervor, — zugleich das reiche Gemüthsleben. Sein Sohn schreibt von ihm: „mein Vater war ganz Gefühl und Herz; ich kann seine Briefe nicht abschreiben, ohne jeden Augenblick Thränen zu vergießen, denn sie strömen über von der Zärtlichkeit, die ihn durchdrang.“ Testament.

Auch seinen Aristophanes sollte das Zeitalter Ludwigs XIV. haben in Molière, welcher in vielen seiner 35 Lustspiele musterhaft ist durch seine Kenntniß der Menschen und des Lebens, durch die Schärfe seiner Beobachtung, durch die unübertreffliche Zeichnung der Charaktere, durch die zwanglose Anlage seiner Stücke und die Naturwahrheit der Situationen, durch die Frische und Lebendigkeit, durch die Anschaulichkeit der Sprache, durch die Raschheit und Richtigkeit des Dialogs. Boileau nannte ihn den großen Meister dessen, was sich schickt, und den ersten Schriftsteller seiner Zeit, und Goethe meint, in Molière finde sich die moderne Individualität, Sitte und Gesellschaft, in den schärfsten und klarsten Umrissen dargestellt. Mehrere seiner Stücke sind klassisch, nicht blos für die Franzosen, sondern für alle Nationen. Komödie.

Fontenelle sagt in seiner Lobrede auf Corneille: um den Werth eines Genies zu begreifen, müsse man auf den Standpunkt zurückblicken, von dem es ausgegangen ist. Als Corneille auftrat, herrschte in Frankreich die Posse, zum Theil Nachahmung aus dem Italienischen, zum Theil Ansammlung von alten derben Späßen, die lose aneinander gereiht waren. Es gab höchstens Situationskomödien. Mit Corneilles Menteur begannen die Charakterstücke in edlerer Sprache, mit Fernhaltung aller gemeinen Späße, mit Achten auf guten Ton und anständige Rede; Molière.

*) Ueber Racines Beziehungen zu Port-Royal vergl. Sainte-Beuve, Port-Royal. Deuxième éd. Paris 1860. Vol. V. 438—515, 130—42. I. 26. 49, 400. II. 259. III. 10. 131. 399. 400—27.

sein Lügner lügt, auch wo es nicht nöthig ist. Selbst Molière gestand, die[s]
habe der Komödie in Frankreich die Bahn gebrochen.

Molière — sein eigentlicher Name ist Jean Baptiste Poquelin — w[ar]
der Sohn eines Tapezierers im Dienste des Königs und wurde geboren in Pari[s]
15. Januar 1622, seit 1637 besaß er die Stelle seines Vaters. Trotzdem b[...]
Poquelin eine gelehrte Bildung genossen: er besuchte das College de Clermo[nt]
wo unter Leitung der Jesuiten sein späterer Schützer, Conti, sein Mitschüler wa[r]
er hörte Philosophie bei Gassendi, einem Gegner des Cartesius, und lernte b[...]
jede Meinung prüfen, und daß man nicht schwören dürfe auf die Worte ein[es]
Lehrers; mit diesem Anhänger der epikureischen Atomenlehre theilte er die Vo[r-]
liebe für Lucretius, dessen Werk über die Natur der Dinge er zu überset[zen]
begann. 1642 machte Molière als Stellvertreter seines Vaters eine Reise m[it]
dem Hofe nach Narbonne. Dann verlegte er sich bis 1645 auf das Studiu[m]
des Rechtes, er sollte Advocat werden, aber der öftere Besuch der Vorstellung[en]
im Hôtel de Bourgogne hatte seine Liebe zum Schauspiel großgezogen und Neigu[ng]
für eine Schauspielerin Bejart bestimmte ihn, in ihre Gesellschaft, deren Haupt [er]
nach und nach wurde, einzutreten. Von jetzt an führte er den Namen Moliè[re].
Die Bande spielte anfangs in Paris, von 1646—58 aber in Provinzialstädte[n]
in Nantes, in Bordeaux, Narbonne, Toulouse, in Lyon, wo Molière namentli[ch]
mit seinem Intriguenstück l'Etourdi Beifall fand. In Marseille lockte [...]
Dépit amoureux wegen des Witzes und der Naturwahrheit der Charaktere [...]
Zuhörer. Dann näherte sich die Bande allmählich wieder Paris, wo er 1658 [...]
Verwenden des Prinzen Conti vor dem Könige spielen durfte. Seine Posse ge[...]
und Ludwig XIV. gab seiner Bande das Recht, auf dem Theater du Pet[it]
Bourbon zu spielen. Die Bande hatte 10 Mitglieder, jedem ward ein Jahre[s-]
gehalt von 300 Livres angewiesen. Namentlich gefiel den Parisern der Etour[di]
in welchem Molière selber den Mascarille spielte. Seine Précieuses ridicul[es]
machten 1659 Aufsehen. Schritt für Schritt ging Molière vorwärts, indem [...]
durch Naturwahrheit Beifall fand und seiner eigenen Kraft bewußt wur[de].
„Muth, Muth, Molière," rief ein Greis ihm zu, „hier entsteht die wahre K[o-]
mödie." — „Ich brauche," meinte Molière selber, „nicht mehr Plautus [und]
Terenz nachzuahmen, ich brauche nur die Welt zu beobachten." Aber damals, [...]
die feinere Sprache der höheren Gesellschaft sich bildete, und so Viele ohne Geis[t]
diese zierlichere Redeweise nachahmen wollten, fühlten einige vornehme Damen [...]
Molières Stück sich so bitter getroffen, daß es durch ihren Einfluß für ei[ne]
Zeit verboten wurde. Dafür stiegen aber auch die Preise der Plätze. 1660 er[...]
das erste Stück Molières gedruckt, Sganarelle, und Neufville, von riesigem G[e-]
dächtniß, war nach mehrmaligem Zuhören im Stande, es vollkommen nieder[zu-]
schreiben und zu veröffentlichen, was ein Nachtheil für Molière war, denn [...]
konnten auch andere Banden dieses beliebte Stück aufführen. Jede Bande [be-]
trachtete ihre Stücke als ihr Eigenthum, ihr Capital. Manche warfen Moli[ère]
vor, daß er Stellen aus fremden Stücken stehle. „Ich nehme das Gute," ent[geg-]
nete er, „wo ich es finde." — Es war in der That so wenig ein Diebstahl, [...]
wenn ein Baumeister einen von einem Anderen behauenen Stein nach sei[nem]
eigenen schönen Plane verwendet. Molière hatte einen ungemeinen Freimuth [...]
würde ob seiner kühnen Angriffe den mächtigen Gegnern oft zum Opfer gef[allen]
sein, hätte ihn der König nicht selber in Schutz genommen. Zwischen dem Kö[nig]
und dem Dichter waltete eine innige Verbindung. Ludwig XIV. hielt es [...]
unter seiner Würde, durch Gesang und Tanz sich an der Aufführung der [Ar-]
beiten Molières für den Hof zu betheiligen, auch gewisse Stoffe und Chara[k-]
tere und Scenen dem Dichter aufzutragen, und dieser bot sein reiches Talent [...]

m für des Königs Ansichten und Pläne die öffentliche Meinung zu gewinnen *). atte Molière nicht mehr Zeit, ein ganzes Stück nach den Absichten des Königs uszufeilen, so gab er nur die einzelnen Scenen an, und die Ausführung wurde en Schauspieler überlassen. Auf dem Landgut Fouquets in Vaux wurde 1661 zum ersten Male die „Schule der Ehemänner" gegeben, eben da arbeitete der Dichter n 14 Tagen „die Plagegeister" aus, auf den Wunsch des Königs fügte er die Episode vom Jäger hinzu. 1662 ging „die Schule der Frauen" über die Bühne, eine vollständige Sittenkomödie voll feinen Spottes, voll von Glut und Witz — ie wurde aber auch der Gegenstand heftiger Angriffe; der Marquis de la Feuil-lade, der darin verhöhnt war, mißhandelte nachher den Dichter, mußte aber dafür uch einige Zeit den Hof meiden. Indem der Dichter den Adel demüthigte, ar-beitete er für den unumschränkten König. Sicher hohen Schutzes griff Molière n Impromptu de Versailles den niederen Adel noch viel bitterer und mit beißen-deren Witzen an. An Entgegnungen fehlte es nicht — man duellirte gleichsam mit Lustspielen. Ein Edelmann reichte beim König die Anklage gegen Molière in, er habe 1663 die Tochter seiner ehemaligen Geliebten, der Madeleine Bejart, also sein eigenes Kind, geheirathet. Die Antwort des Königs bestand darin, daß r Pathenstelle beim ersten Kinde Molières vertrat. Als die Edelleute am Hof Molière nicht zur Tafel zulassen wollten, nöthigte der König eines Morgens, während die Thüren dem Adel zum Eintritt eröffnet wurden, den Dichter, mit Geflügel (En cas de nuit) zu essen, und rief den Eintretenden zu: „Sie sehen, wie ich Molière bei mir essen lasse, den meine Hofbediensteten ihres Um-gangs für unwürdig halten."

Bei dem siebentägigen Feste, welches Ludwig XIV. im Mai 1664 in Versailles gab, weniger um den Hof und die Welt, als um ein Herz zu blenden, das er damals liebeberauscht warb, nämlich um die Liebe der La Vallière zu gewinnen, wurden die Plagegeister, die erzwungene Heirat (Mariage forcé), die Freuden der Zauberinsel (Les plaisirs de l'île enchantée) von Molière ge-geben, und zum Schluß die drei ersten Acte des Tartufe oder des Heuchlers Tartufe.
(l'Hypocrite), wie ihn der Verfasser damals nannte. Das Aergerniß, welches er Tartufe bei Vielen erregte, war so groß, daß der Festbericht erklärte, der König habe die Aehnlichkeit zwischen denen, welche eine wahre Frömmigkeit auf die Bahn zum Himmel bringt, und denen, welche ein Zurschaustellen guter Werke nicht hindert, schlechte zu begehen, wohl erkannt, und sein Zartgefühl in religiösen Dingen dulde eine Vermengung nicht, und obgleich er nicht an den guten Absichten des Verfassers zweifle, so habe er doch die fernere Aufführung des Tartufe verboten, bis das Stück vollendet und von Sachverständigen geprüft sei, damit schwache Gemüther dadurch nicht irre würden. Zwei große Parteien bildeten sich, für oder gegen den Tartufe, an der Spitze der einen stand der König, an der Spitze der andern der Erzbischof von Paris. Molière legte sein Stück dem päpstlichen Gesandten vor: es sei nur gegen Heuchler gerichtet, welche, schon weltlich, doch die Leitung in geistlichen Dingen sich anmaßen wollten, les um weltliche Zwecke zu erreichen; nichts könne der Sache der Religion mehr dienen, als solche Heuchler zu entlarven. Der Nuntius schien erbaut: es sei nicht wahr, was man ihm gesagt habe, daß die Leute des Königs Feinde der Kirche seien. Die Bischöfe richteten sich nach dem Nuntius **), und das ganze

*) Vergl. die Kapitel Madame et Molière, Molière et Colbert. le Misanthrope in Michelet. Louis XIV. vol. I. III. édit. Paris 1860.
**) Michelet, Louis XIV. vol. I. p. 61.

Don Juan. Stück wurde November 1664 unbeanstandet aufgeführt — bald darauf Do Juan, von welchem Bazin sagt: „er wollte auf dem Theater einen bestraft Freigeist, einen zermalmten Gotteslaügner darstellen, der in den Abgrund gestür wird" *). Es gelang dem Dichter jedoch nicht, seine Gegner damit zu versöhne Um ihn für diese Feindseligkeiten zu entschädigen, ernannte Ludwig XIV. Mo lières Bande zur königlichen (Troupe Royale) mit einem bedeutenden Gehalt. — Dadurch ermuthigt griff der Dichter im nächsten Stücke (Amour médicin) eine anderen Stand, die Aerzte, an. Mit der Heilkunde stand es damals in Par schlimm, Schwindler genossen das öffentliche Vertrauen. Molière war empö über sie, die ihn von seinem langjährigen Husten, welcher beim Sprechen auf d Bühne leicht in einen Krampf ausartete, nicht zu heilen vermochten. Die vier d mals berühmtesten Aerzte von Paris soll er deßhalb, wenn auch unter fremde Namen, doch in ihren Gesichtsmasken dem Spotte preisgegeben haben. Nach la

Le Misanthrope. gem Drängen Boileaus arbeitete Molière 1666 seinen Menschenhasser aus, welche nach Voltaires Behauptung ganz Europa als das Meisterstück der hohen Komödi betrachtete — das vollendetste Sittengemälde ohne die üblichen Beigaben der da maligen Komödie, rein nur Entfaltung von Charakteren. Jeder erhält dari die seinen Verirrungen entsprechende Strafe. Jeder spricht seinem Charakter gemä allgemeine Wahrheiten darin aus. Jeder stellt sich selber bloß, indem er Ande bloßstellt. Jeder corrigirt sich am Andern. Nicht Gut und Schlecht stehen sich hie als Gegensätze gegenüber, sondern zwei Verkehrtheiten, von denen die eine im mer die andere geißelt. Molières Geist hat in diesem Stücke seine höchste Höhe er reicht. Im Alceste hat Molière sich selber abgebildet, in Celimene seine jung Gattin, mit der er nicht glücklich war, die ihm nur zu gegründeten Anlaß zu Eifersucht gab — aber er selber war nie ein Muster der Treue gewesen un sollte bitter die Strafe dafür bezahlen. Der Misanthrope wäre Molières beste Stück, wenn er nicht den Tartufe geschrieben hätte, welcher mit jenem wetteifer 1667 war der Tartufe vollendet, während Ludwig im Feldzug gegen Flander war, bloß mündlich hatte der König die Aufführung dem Dichter verheißen, de Präsident gestattete sie jedoch nicht. 1667 ging Amphitryon, 1668 George Dandi über die Bühne. 1669 wurde Tartufe zum ersten Male vollständig aufgeführt neben dem Misanthropen der Liebling des Dichters, in denen er sein Herz aus sprach. Heuchelei war ihm vor Allem zuwider, aber er hatte sich damit auch a ein gefährliches Gebiet gewagt: jede fromme Richtung war jetzt der Gefahr aus gesetzt, für erheuchelt zu gelten. Bourdaloue erhob in der Rede über die Heuchele seine mächtige Stimme gegen Molière, er hieß den Tartufe eine verdammlich Erfindung, um die Gutgesinnten zu demüthigen, um sie verdächtig zu machen u ihnen die Freiheit zu benehmen, sich zu Gunsten der Tugend zu erklären. Bo suet klagte, daß bei Molière die Frömmigkeit lächerlich, die Verführung in Schu genommen und das sittliche Gefühl verletzt werde **).

Der nächste Angriff galt der Titelwuth (Le Bourgeois gentilhomme), der Pe danterie und gelehrten Eitelkeit (Les Femmes savantes). Die letzte Laune de Dichters, der krank war und Nichts von den Aerzten wissen wollte, war, eine Gesunden darzustellen, der sich für krank hält und mit Aerzten umgibt (Le malad

Molière †. imaginaire). Während der Vorstellung auf der Bühne wurde Molière vom Blut sturz befallen. Man trug ihn in sein Haus, wo zwei Klosterfrauen ihm Hilfe zu leisten suchten. Molière starb 17. Februar 1673, nicht älter als 51 Jahre

---

*) Victor Fournel, in der Biographie générale, vol. 35. sub Molière.

**) Lettre au Père Caffaro, 1694. Vergl. Sainte-Beuve, Port-Royal III 30[illegible]

Ein Befehl des Königs war nöthig, daß er in geweihter Erde bestattet werden konnte; seit 1817 ruhen seine Ueberreste auf Père la Chaise. Die Akademie setzte ihm in ihren Räumen 1778 eine Büste mit der Inschrift: Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre. Zwei Portraits von ihm im Louvre zeigen, daß er ein schön gewachsener Mann, mittlerer Größe war, im offenen Gesicht liegt viel Gutmüthigkeit, im schwarzen Auge viel Geist und Glut. Ein Bericht aus seiner Zeit meldet: „Molière war ganz Komödiant vom Wirbel bis zur Zehe: er schien mehrere Stimmen zu haben. Alles redete an ihm: mit einem Schritt, einem Lächeln, einem Wink, mit einem Nicken des Kopfes gab er in einem Augenblicke mehr zu verstehen, als sonst ein Redner in einer Stunde.“ — Seine Thätigkeit war groß, Molière arbeitete rasch; sein Einkommen stieg auf 30,000 Livres des Jahres, aber Neigung zu Aufwand und Wohlthätigkeit gegen Arme ließ ihn nicht zu Vermögen kommen.

Molière war sehr gutmüthig, aber auch schwermüthig, nicht glücklich, man hört unter dem Sprudeln seines Witzes heraus ihn oft weinen. Während das Publicum bei seinen Späßen vor Lachen sich kaum fassen kann, scheint der Dichter wie von Trauer erfüllt, weil die Fehler, die er geißelt, unausrottbar sind. Er ist der schärfste und rücksichtsloseste Beobachter menschlichen Thuns und Treibens, er entwirft die in sich wahrsten Charakterbilder; er weiß in der einfachsten Weise ein Stück anzulegen, die Handlung leise und unmerklich zu wenden und zum Ziele zu führen. Von den drei großen Dramatikern seiner Zeit wird er heute noch am meisten gelesen und gespielt *); seine Stücke scheinen eine unverwüstliche Jugend zu haben, seine Sprache wird am meisten studirt. Woher diese Erscheinung? Nisard meint: „das Lustspiel entzieht sich allem Wechsel der Stimmungen, die das Trauerspiel treffen. Man braucht keine Gelehrsamkeit dazu. Wer hellen Menschenverstand und ein gesundes Herz mitbringt, ist fähig es zu genießen und zu beurtheilen. Es ist immer der Wirklichkeit am nächsten. Die Einbildungskraft ermüdet nicht über Gestalten, wie wir sie jeden Tag neben uns entstehen sehen, oder wie wir selber sind. Was uns allein befremden könnte, sind die Sitten der Vergangenheit, aber sie werden für uns gerade anziehend, wo sie von denen der Gegenwart abweichen — es sind die Sitten unserer Vorfahren und ihre Verirrungen liegen unserer Natur nahe. Dann war Molière nicht blos ein großer Dichter, sondern auch ein Schauspieler ersten Ranges: er schuf das Charakterbild und spielte zugleich die Rolle selber: er prüfte die Zuhörer immer an sich selber, er lernte, wo man ihn fassen könne und wie man ihn zurückscheuche. Er beobachtete das Publicum nicht aus einer Loge oder hinter einer Coulisse oder aus einer Ecke des Saales: er fragte es, indem er mitspielte, selber, und je nach der Antwort lernte der Dichter vom Schauspieler oder der Schauspieler vom Dichter, ohne Ausrede, denn er war an den Erfolg angewiesen: wenn der Dichter zwischen seiner

*) Die Literatur über ihn ist viel reicher, als die über Corneille und Racine zusammen.

Eitelkeit oder dem Erfolg geschwankt hätte, so wäre sein Stück durchgefall
Molière hatte in den Augen seiner Zeitgenossen nicht die Größe, welche ihm
Bewunderung zweier Jahrhunderte seitdem verliehen hat: er wurde hin u
wieder ausgepfiffen, aber der Mißerfolg auf dem Theater war Grund zur
seren Aenderung eines Stückes. So kommt es, daß während Corneille u
Racine heut zu Tage mehr wirken, wenn sie vorgelesen, als wenn sie gespi
werden, das Lesen Molières reizt, ihn gespielt zu sehen, und der Anblick ei
Vorstellung wieder antreibt, ihn zu lesen" **).

Mit Corneille und Racine hören die großen Leistungen in der Tragödie
Zeitalter Ludwigs XIV. auf, bis Voltaire erscheint. Nach diesen großen Leucht
Louis Racine. ist es auf einmal wie Nacht. Racines Sohn Ludwig, geboren 1692 zu Pa
und dort gestorben 1763, wollte wie sein Vater Dichter werden, da sagte ihm a
eines Tags Boileau: „Sie müssen sehr kühn sein, wenn Sie mit dem Nam
den Sie tragen, Verse machen wollen. Ich zweifle nicht, daß Sie einen
ordentliche Verse machen können, aber niemals Verse, wie Ihr Vater, denn —
lang die Welt steht — hat noch nie ein großer Dichter einen Sohn gehabt,
auch ein großer Dichter wurde." Louis sollte Advocat werden, aber das Stud
des Rechts widerte ihn an: er nahm nun das geistliche Gewand und ging
den Oratorianern, ohne aber Priester zu werden. Hier schrieb er das Gedicht
der Gnade **), welches ihm einige Zeit die Aufnahme in die Akademie versch
denn Fleury fürchtete ein Wiederaufleben der jansenistischen Streitigkeiten. Nach
Racine durch Laws System die Hälfte seines Vermögens verloren hatte,
er von der Regierung die Stelle eines Generalaufsehers der königlichen Güter
der Provence. Er nahm nun seinen Aufenthalt im Süden und vermählte
1728 und kam binnen 30 Jahren wieder zu einem schönen Vermögen. Seit 17
trat er zu Paris in den Ruhestand und lebte ganz nur den gelehrten u
dichterischen Arbeiten: in den Denkwürdigkeiten der Akademie sind viele A
handlungen von ihm. Er übersetzte das verlorne Paradies von Milton, er g
Denkwürdigkeiten über das Leben seines Vaters und Bemerkungen über dess
Dramen heraus: auch ein Gedicht über die Religion, das einzelne sehr schö
Stellen hat ***), aber die Lehren des Jansenismus auseinander setzt, so daß il
ein Bischof sagte: „Dies Gedicht wird der Grund Ihrer Verdammung
beim jüngsten Gericht." — Louis Racine hatte einen reinen Charakter, aber e
abstoßende Gesichtsbildung, so daß man von ihm sagte, er sei ein Heiliger
dem Antlitz eines Verworfenen. Der Tod seines einzigen hochbegabten Soh
in Folge des Erdbebens von Lissabon 1. November 1755 brach ihm das H
Er war fortan wie verloren und beschäftigte sich, theilnahmslos an allen and
Fragen, nur mit dem Gedanken an den Tod.

Crébillon. Prosper Jolyet de Crébillon (1674—1762) aus Dijon schuf
Dramen von einiger Bedeutung. Seine Sprache ist klassisch, aber seine Gestalt
stehen tief unter denen Corneilles und Racines: sie sind oft wie Besessene
treibt das Grausenhafte bis zum Unerhörten. Die Franzosen nennen ihn de
den Schrecklichen.

*) Nisard. Hist. de la Littérature française. III. 148 ff.
**) La Grâce. Poëme en IV chants. Paris 1720.
***) La Religion. Poëme en VI chants. Paris 1752.

Molière allein hatte einen Nachfolger von wahrer Befähigung. — Jean François Regnard, 1647—1709. Das Leben dieses Mannes ist höchst abenteuerlich. Regnard ist ein Pariser Kind, Sohn eines reichen Kaufmannes, und erhielt eine gute Bildung, aber geistige Arbeit war ihm immer zuwider, er verließ sich auf seine Begabung. Er selber sagt, von seinem 12. Jahre an habe er nicht aufgehört Verse zu machen. Nach dem Tod seines Vaters in jungen Jahren schon Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens, ging Regnard nun auf Reisen, um das Leben zu genießen, zunächst nach Italien, wo er sich mit Leidenschaft, aber auch mit Glück, dem Spiele hingab, brachte er doch 10,000 Thaler reinen Gewinn nach Paris zurück. Die Erinnerungen an die Halbinsel waren ihm so süß, daß er wieder dahinzog. Die zweite Reise ging aber nicht so glatt auf. In Bologna knüpfte er mit einer Dame aus der Provence ein Liebesverhältniß an, welches er in dem kleinen Roman la Provençale schildert. Von sich selber unter dem Namen Zelmis sagt er hier: „Er ist ein Cavalier, der auf den ersten Augenblick gefällt; man braucht ihn nur zu sehen, um sich in Acht zu nehmen, in ihn verliebt zu werden.“ Auf dem Rückweg wurde das englische Schiff, auf dem er fuhr, von einem Seeräuber genommen. Die schöne Provençalin wurde in Algier um 1000 und Regnard um 15000 Livres verkauft. Beide kamen an denselben Herrn, dessen Strenge jedoch Regnard durch seine Kunst, zu malen und zu kochen, zu mildern wußte. Ein Versuch, mit der Provençalin zu fliehen, mißlang. Bald ward Regnard bei einer der Frauen seines Herrn ertappt, dieser klagte und dem Franzosen blieb nur die Wahl, zu sterben oder Mohammedaner zu werden. In dieser Noth traf eine Geldsumme für Regnard ein, von seinen Verwandten zur Auslösung gesendet. Der französische Consul gewann den Türken, daß er die Klage zurücknahm, und Regnard kehrte mit der schönen Provençalin nach Frankreich zurück. Schon wollte er sich mit ihr vermählen, da erschien unerwartet ihr Mann, den man bisher für todt geglaubt hatte und der durch die Mathuriner ebenfalls aus der Sklaverei losgekauft war. Um seine Leidenschaft zu beschwichtigen, ging Regnard wieder auf Reisen — diesmal nach dem Norden, wo er bis zum Eismeer vordrang, und am Berg Metavara mit seinen Gefährten die Verse in einen Felsen eingrub: Regnard

Gallia nos genuit, vidit nos Africa, Gangem
Hausimus, Europamque oculis lustravimus omnem;
Casibus et variis acti terraque marique,
Sistimus hic tandem, nobis ubi defuit orbis.

Auf der Rückkehr in Stockholm ward er vom König hochgehalten, desgleichen in Warschau vom König von Polen; dann bereiste er die Türkei, Ungarn, Deutschland, kaufte sich nach seiner Rückkehr zu Paris die Stelle eines Schatzmeisters und lebte fortan in Paris oder auf seinem Landgut Grillon, und war von Vornehmen, wie den Prinzen Condé und Conti, viel besucht, denn einen liebenswürdigern, witzigern, gastfreundlichern Hausherrn konnte man kaum finden. Regnard starb 1709 auf seinem Landgut Grillon, da er ein Heilmittel einnahm, das für ein Pferd bestimmt war. Seine Lustspiele und Possen, von welchen le Joueur, le Légataire, les Ménechmes, le Distrait, Démocrite, les Folies amoureuses die gelungensten sind, haben Feuer, Anmuth, Lebendigkeit, gefällige Wendungen, Witz, aber es fehlt der sittliche Ernst, ohne den kein wahres Lustspiel geschaffen werden kann. Zwar sagt Voltaire, wem die Komödien Regnards nicht gefallen, der sei nicht würdig die Stücke Molières zu bewundern, allein besser urtheilt Joubert, wenn er sagt:

„Regnard ist spaßig wie der Diener und Molière komisch wie der Herr.“ An Gewandtheit des Dialogs glich ihm sein Freund, später sein Feind, Cha Rivières von Fresny (1649—1724). Satyrisch derb, aber ohne poeti Haltung, ist Carnot Dancourt (1661—1726), zuerst Advokat, dann Schauspi Le chevalier à la mode und Le bourgeois de qualité werden heute gegeben. Desgleichen der Ami de tout le monde et le roi de Cocagne Schauspieler Antoine Legrand (1668—1728). Noch sei bemerkt, daß zarin die Oper aus Italien nach Paris verpflanzte, daß Corneille die heroische Oper Andromeda dichtete, daß die Académie royale de musique Operntheater war, für welches Lulli componirte und Quinault die Texte dich und daß neben der ernsten die komische Oper und das Vaudeville (Liederspiel) mentlich in den Pariser Vorstädten gepflegt wurde.

Oper.

La Fontaine.

Zu den Dramatikern rechnete sich auch der große Fabeldichter La Fontaine, geboren zu Château Thierry, 8. Juli 1621, gestorben zu Paris 169 ein Dichter von Feinheit des Urtheils, Wahrheit und Lebendigkeit der D stellung, geistreich und witzig wie wenige, der in Feinfühligkeit für das Le der Natur nur mit Franz von Sales und Bernardin de Saint-Pierre glichen werden kann. Seine Fabeln gelten nicht blos in seiner Heimath, sond bei allen Völkern für klassisch. Ein Franzose sagt: „Wenn in einem Haus zwei Bücher sind, so sind es die Bibel und die Fabeln von La Fontaine.“ sind das Entzücken der Jugend, die ihre Freude hat an der Schilderung d Charakters der Thiere, an der Lebendigkeit der Darstellung, und die Bewu derung des Alters, wegen der Lebensweisheit, die darin enthalten ist. Die kleinen Geschichten sind so lebendig und natürlich, daß sie immer jung ersch nen und heut zu Tage zum Lachen und zum Nachdenken anregen, wie v zweihundert Jahren. Es gibt größere, aber nicht populärere Dichter, als La Fo taine. Wenige Dichter kannten das Alterthum so gut, doch stört kein gelehrt Prunk den Genuß bei seinen Dichtungen. Aesop und Phaedrus waren sei Vorbilder, aber er ist anmuthiger und wirksamer, als beide. Jene sind g drängter, La Fontaine stellt ausführlicher und plastischer dar. Das Versma wechselt je nach der Natur des Stückes und schließt sich ungezwungen, wie e leichtes Gewand, dem Inhalt an. Die Lehre folgt unwillkürlich aus der E zählung, unparteiisch, anmuthig und heiter. Der Dichter war kein Anhäng eines Systems, ein träumerischer Mann, dem zu dichten und gerade Fabeln z dichten Bedürfniß war. Er blieb natürlich, weil er nicht an den Hof gezoge wurde. Ludwig XIV. war ihm nicht zugethan, weil er in der Dichtung me das Großartige liebte und an den kleinen Fabeln so wenig Geschmack finde konnte, als an den Bildern der holländischen Schule. Auch hatten die Conte die La Fontaine früher herausgab, ihn verletzt, denn in der Dichtung hielt de König streng auf den Anstand. Die Fabeln von La Fontaine sind theils eigen Erfindung, theils Uebertragung aus den Dichtern des Alterthums oder de Mittelalters. Die Darstellung ist immer eigenthümlich und lebendig. Die ganz

Leser spricht *). Die Franzosen lieben es, La Fontaine als Sittenlehrer Molière gegenüber zu stellen. So sagt Chamfort in seiner Lobrede auf La Fontaine: „Der Pinsel Molières ist wirkungsvoller und fester, der Pinsel La Fontaines zarter und feiner, der eine wirft die großen Züge mit einer Stärke hin, die ihn den feinen überlegen zeigt, der andere die feinen mit einer Gewandtheit, welche die Kunst der großen voraussetzt. — Der komische Dichter liebt das Lächerliche und faßt die vorübergehenden Formen der Gesellschaft; der Fabeldichter scheint sich zwar zunächst gegen die Laster zu wenden, zeichnet aber dabei die Menschennatur viel allgemeiner. Der Erste macht mich lachen über meinen Nachbar, der Andere führt mich in mich selber zurück. Jener rächt mich zunächst an den Thorheiten Anderer, dieser läßt mich an meine eigenen denken. Der Eine scheint im Lächerlichen ein Gebrechen gegen den guten Anstand in der Gesellschaft zu sehen, der Andere betrachtet die Laster als ein ärgerliches Gebrechen an Vernunft bei uns selber. Habe ich Molière gelesen, so fürchte ich die öffentliche Meinung, habe ich La Fontaine gelesen, so fürchte ich mein eigenes Gewissen. Ein Mensch, den Molière bessert, könnte aufhören lächerlich zu sein, aber lasterhaft werden; ein Mensch, den La Fontaine bessert, wird weder lasterhaft noch lächerlich sein, sondern vernünftig und gut."

La Fontaine war sein ganzes Leben hindurch ein träumerischer Mensch, der sich gehen ließ. Seine Studien machte er in Rheims bei den Oratorianern, vielleicht um als Abbé irgend eine Pfründe zu erhalten, merkte aber bald, daß er nicht zum geistlichen Stande passe, und lebte nun ganz seinem Vergnügen, bald in seiner Heimath, bald in Rheims, bald in Paris. Im 26. Jahr vermählte er sich. Sein Vater überließ ihm seine Anstellung als Aufseher über die Wälder und über die Gewässer, aber La Fontaine besorgte sein Amt nicht und verließ bald seine Frau und gab sich ganz nur seiner Neigung zur Trägheit und zur Zerstreuung hin. Malherbe und das Lesen der Alten hatte ihn zum Dichten angeregt. In seiner ersten Arbeit, einer Uebersetzung des Eunuchen von Terenz, spricht er seine hohe Begeisterung für die Alten aus, die unübertreffliche Muster

Lebensgang.

Studien.

— —

*) Im Epilog zu Livre XI. sagt der Dichter:

C'est ainsi que ma Muse, aux bords d'une onde pure
Traduisait en langue des dieux
Tout ce que disent sous les cieux
Tant d'êtres empruntant la voix à la nature.
Truchement de peuples divers,
Je les faisais servir d'acteurs en mon ouvrage:
Car tout parle dans l'univers;
Il n'est rien, qui n'est son langage.

Und in der Widtmung an den Dauphin:

Je chante les héros dont Esope est le père;
Troupe de qui l'histoire, encor que mensongère,
Contient des vérités qui servent de leçons.
Tout parle en mon ouvrage, et même les poissons.
Ce qu'ils disent, s'adresse à tous tant que nous sommes;
Je me sers d'animaux pour instruire les hommes.

der Darstellung seien. Daneben las er fleißig Boccaccio, Macchiavelli, Ariost, R belais, Marot. 1654 wurde er an Fouquet *) empfohlen und bald wegen sei liebenswürdigen und geistreichen Wesens der Liebling in dessen Hause. Der rei Finanzminister setzte ihm einen Jahresgehalt aus, unter der Bedingung, daß jedes Vierteljahr Verse dafür machen müsse. So entstanden kleine Gedic

Contes. Erzählungen (Contes) in Menge, ganz im Geschmack der Dichter jener Zeit, daß bei Lafontaine die Ader reicher strömte. In den glänzenden Kreisen, die damals um den Alles vermögenden Minister sammelten, nahm La Fontaine Manieren der feinen Welt an und wäre, hätte dieses Glück länger gedau wahrscheinlich im Genießen untergegangen, ohne sein Bestes zu leisten. Da der Sturz Fouquets. La Fontaine zeigte sich nicht, wie so viele Andere, undankb Er beweinte das Schicksal seines Wohlthäters in einer rührenden Elegie, die Ny phe de Vaux, und verwandte sich in einer Ode, allerdings vergebens, bei L wig XIV. um die Freilassung Fouquets; ja er begab sich, um ihn zu tröst nach Limoges, wohin der Gestürzte verbannt ward. Diese treue Anhänglichk und auf der andern Seite seine Gabe, schöne Verse zu machen und, wenn er

Gunst der Großen. Laune war, eine Gesellschaft zu unterhalten, verschaffte ihm die Gunst hochgestel Damen, von denen er wie ein Kind gehätschelt wurde. Anna Mancini, die G mahlin des Herzogs von Bouillon, gewährte ihm glänzende Gastfreundschaft ihrem Schloß zu Château-Thierry und trug ihrem Hofmeister, wenn sie das verließ, immer auf, ja Alles zu thun, damit sich der Gast nicht langweile Margaretha von Lothringen, die zweite Gemahlin des Herzogs von Orlea Gaston de France, ernannte ihn zum Edelmann ihres Hofstaates; auch and Großen bezeugten ihm zuvorkommend ihr Wohlwollen. Ehrgeiz, an den Hof kommen, hatte der Dichter nicht, aber im Hause der Montespan war er beliebt. Bald wurde er mit Molière und durch diesen mit Boileau und Ra bekannt und dieser Umgang wirkte formell und materiell wohlthuend auf ihn, aus seiner poetischen Erzählung Psyche hervorgeht. Nach dem Tod der Herz von Orleans, nach der Verbannung der Herzogin von Bouillon nahmen sich V dôme und Condé und die Prinzessin Conti des Dichters an, vor allen aber M dame la Sablière: sie sorgte wie eine Mutter für ihn, verschaffte seinem Sohn Stellung. — Lafontaine kümmerte sich nämlich eben so wenig um seinen So wie um seine Frau — man nannte ihn deshalb auch Mann ohne Frau Vater ohne Sohn. Der Dichter bildete den Zauber des gelehrten Kreises, der um die Sablière bildete. Niemand konnte besser und geistreicher eine Gesellsc unterhalten, aber er mußte bei Laune sein, sonst war er der langweiligste, stum Gesellschafter. La Bruyère schildert ihn als plumb, schweigsam, stumm in der sellschaft: „Er weiß weder zu reden, noch das zu erzählen, was er soeben ge hat; wenn er aber zu schreiben anfängt, so ist er das Muster guter Erzähl Er weiß Bäume, Thiere, Steine, kurz Alles, was nicht spricht, sprechen zu la Er ist ganz nur Anmuth und Eleganz in seinen Werken." — Bei der Ma la Sablière hatte sich der Dichter durch seine Gaben so in Gunst ge daß sie ihm Wohnung und Kost in ihrem Hôtel vermachte, auch als sie, der W müde, sich zurückzog und ganz frommen Uebungen und der Pflege der Kra sich hingab. Als sie starb, war es die Familie Hervart, die sich in gleich herziger Weise des Dichters annahm, der nicht für sich zu sorgen wußte demjenigen aber, welcher damals, als der personificirte Staat, die Dichter zu

Ludwig XIV. lohnen verstand, bei Ludwig XIV. kam La Fontaine nie recht in Gunst

*) Vergl. B. V. 701—8.

...nte sich nie für das absolute Königthum recht zu begeistern, und auf der andern ...eite sprach der leichtfertige Ton seiner poetischen Erzählungen (Contes) gegen ihn ...d auf die Fabeln, deren 6 erste Bücher schon 1665 erschienen waren, legte ...udwig XIV. keinen Werth. Als die Akademie La Fontaine für einen erledigten ...tuhl vorschlug, wollte der König seine Zustimmung nicht geben. Da feierte ...a Fontaine in einem Gedicht Ludwigs Größe und flehte seine Güte an und dieser ...b endlich, 2. Mai 1684, seine Zustimmung an die Abgesandten der Akademie: ...Daß Sie Boileau gewählt haben, ist mir sehr angenehm, die ganze Welt wird ...iese Wahl billigen; auch La Fontaine mögen Sie aufnehmen, denn er hat ver...prochen in Zukunft vernünftig zu sein!" Doch hielt der Dichter dieses Versprechen ...cht so vollständig, denn einer schönen Dame zu Lieb verfaßte er doch wieder ...artige leichtfertige Erzählungen, und es hätte ihm vielleicht übel bekommen, hätte ...m eine Krankheit, hätten nicht seine Freunde ihn andern Sinnes gemacht und ...ten ihm nicht seine Fabeln einen sehr hohen Gönner verschafft, den Schüler ...nelons, den Herzog von Burgund. 1693 wurde der Dichter schwer krank. Auf ...rathen des Beichtvaters las er die heil. Schrift. „Das ist ein sehr gutes ...ch" — sagte er ganz naiv, doch wollte er auf einmal wieder durch eine neue ...gabe seiner Erzählungen, allerdings zu Gunsten der Armen, für das böse ...piel, das er gegeben, etwas Gutes thun. Racine brachte ihn davon ab. La ...taine wurde jetzt ganz andern Sinnes. 1694 versprach er in der Sitzung ...r Akademie, das Aergerniß, das er gegeben, wolle er wieder gut machen. ...r übersetzte das Dies irae in schöne Verse; er wollte sich an eine Uebertragung ...r heiligen Schrift machen. Da raffte ihn der Tod hinweg, 13. April 1695. Sein ...ang ward allgemein schmerzlich empfunden, man sprach nur von seinem guten ...zen, von seinem Freimuth, von der Schönheit seiner Fabeln. Fenelon schickte ...m Hingegangenen den schönen Nachruf nach: „Lafontaine ist nicht mehr, und ...t ihm sind die heitern Scherze, die anmuthigen Grazien hingegangen. Weinet ...m ihn, die ihr vom Himmel ein Herz und einen Geist empfangen habt, fähig ...e Reize anmuthiger, natürlicher, ungekünstelter Dichtung zu empfinden! Trost ..., daß er ewig leben wird in seinen unsterblichen Schriften. Durch die Fügung ...r Dinge gehört er der neuen Zeit an, durch die Art seines Geistes aber dem Alter...um, welches er in seinen ausgezeichneten Leistungen uns wieder vorführt. Lest ... und sagt uns, ob Anakreon mit mehr Anmuth zu scherzen verstand, ob Horaz ...nnigfaltiger und anmuthiger die Philosophie geschmückt hat, ob Terenz den ...rakter der Menschen natürlicher und wahrhafter geschildert, endlich ob Virgil ...render und harmonischer gesungen hat *)." Sinnesänderung.

Von höchster Bedeutung nicht blos für die französische Literatur in seiner ...it, sondern auch für ihre Entwicklung seit damals ist Boileau Despréaux, ...r Dictator des französischen Parnasses, der Gesetzgeber des Geschmackes (le ...gislateur du goût), wie ihn die Franzosen nennen, die an seinen Schriften ...h immer und immer wieder bilden und zu seinen Grundsätzen, als den allein ...htigen, nach mancherlei Abweichungen davon immer wieder zurückgekehrt sind. ...r ist einer der gelesensten Schriftsteller in Frankreich: 60 Ausgaben seiner ...ücher erschienen schon während seines Lebens, im Jahre 1830 zählte man ...on 250 Ausgaben. Wer die Eigenthümlichkeit französischer Literatur und Boileau.

*) Biographie générale. 28. Sainte-Beuve. Portraits littéraires t. I.

französischen Geistes in ihrem innersten Wesen erfassen will, den muß immer auf Boileau verweisen. Seine Grundsätze, die bald ausführlich, orakelhaft in seinen Schriften mitgetheilt werden, sind mustergiltig für die F

Bedeutung. zosen. Was Form, Darstellung, Sprache, Versmaße anlangte, ist er höchst lendet in Allem. Er gab seine Gesetze in den reinsten Versen. Er ist aber schöpferischer Dichter ersten Ranges: der Verstand überwiegt bei ihm vo Einbildungskraft. Sein Feuer hält nicht lange aus. Die Stellen von wah poetischer Kraft sind nur kurz, diejenigen aber, in welchen das Nachd vorwiegt, sind länger. Er ist eigentlicher Dichter nur in Pausen und da er bedeutsamer für Frankreich geworden, als wenn er die höchste poetische Le vollbracht hätte, dadurch daß er falschen Richtungen entgegentrat und der R Regel und der geistigen Zucht zum Siege verhalf und daß er die Würde Schriftstellers auch äußerlich und der Welt gegenüber zu wahren wußte. der Meister der geistigen Zucht und viele Franzosen glauben, daß die des französischen Geistes auf Boileau beruhe *). Sein Geist ist wie ein f Wind, der die Luft von Miasmen reinigte, und ein frisches gesundes W dadurch möglich machte. Die Brutwärme, die zu großen dichterischen Schöpf nöthig ist, ward ihm nicht zu Theil. Richtigkeit des Urtheils und Ehrenhaf des Charakters sind seine Glanzpunkte. Vor ihm wog der spanische Gesch vor, wir sahen oben, wie Corneille sich falschen Richtungen entwand, um nach ei meisterhaften Leistungen doch wieder in dieselben zu versinken. Auch Ra war anfangs in einer falschen Richtung befangen — der Verkehr mit Boi erhielt ihn auf der rechten Bahn, nachdem er sie einmal betreten hatte. als die kalte Aufnahme der Athalie den Dichter in sich selbst mißtrauisch ma war es Boileau, der ihm sagte, sie sei seine größte Leistung. Boileaus Le war ein steter Kampf, aus dem er jedoch als Sieger hervortrat. Dichter, vor ihm für Größen galten, werden jetzt nicht mehr gelesen, sondern nur als seine Opfer aufgezählt, als diejenigen, welche er an seinem Siegeswa gebunden nachschleift.

Lebensgang. Boileaus Vater war Gerichtsschreiber des Parlaments in Paris. Der So sollte Advocat werden, aber das Studium des Rechtes widerte in bald an. Ein Zeit hindurch wollte er Geistlicher werden, aber auch die Theologie gefiel i auf die Dauer nicht, doch ist er immer gläubiger Christ geblieben und in sein spätern Jahren stand er viel mit den Jansenisten in Verbindung. Er hatte Mi genug, sich der schönen Literatur widtmen zu können. Die Alten schien ihm ewige Muster der Form aufgestellt zu haben. Boileau hatte dichterisch Gefühl genug, um das wahrhaft Schöne in Geisteswerken voll zu empfinden, Verstand genug, Gesetze daraus festzustellen. Er wuchs auf im Haß gegen d verkommenen Geschmack seiner Zeit, gegen das Ueberladene, gegen die falsch Bilder, gegen das Süßliche. Es gab eine Richtung, die keine Zucht hatte, eine andere, die eine falsche Zucht hatte. Die Einen ahmten die Fehler Ronsar

*) So Nisard, Histoire de la litt. fr. II. 291—403.

und die Andern die Fehler Malherbes nach. Die eine Richtung hieß le Galant, die andere le Soutenu. Von der ersten Richtung, die auch die spanische war, sagt Lope de Vega selber, er denke dabei an die Posaunenengel bei Abbildungen des jüngsten Gerichts oder an die Abbildung der Winde auf den Wandkarten, oder an eine Dame, welche nicht blos Schminke auf den Wangen, sondern auch auf den Ohren aufgelegt habe. Die Andern sahen das Höchste in einer Einfachheit, die prosaisch war, in gekünstelten Versen.

Coterien.

Nicht die Bedeutung einer Leistung entschied, sondern die Côterie. Der Regellosigkeit in der Kunst entsprach die der Sitten der Schriftsteller. Es waren nicht mehr wie im Mittelalter Edelleute, die als unabhängige Männer die Dichtung pflegten, es waren Bürgerliche, die von großen Herren abhingen und um Brod und Gunst ihr Lob singen mußten. Die Dichter waren eigentlich an die Stelle der frühern Hofnarren in hohen Familien getreten: wie jene mit ihren Späßen, so mußten diese bei allen wichtigen Anlässen in der Familie mit Gedichten bereit sein. Sie waren geistreiche, aber oft auch unverschämte Schmarotzer, ihr Leben meist regellos, nach Wochen des Hungers Tage der Völlerei. Voiture z. B. erhielt mehr als einmal Daumenschrauben angelegt; man warf ihm vor, daß er Einbruchsdiebstähle bei Nacht verübt habe. Von einer Achtung vor ihrer Person konnte keine Rede sein. Die Buchhändler zahlten noch kein Honorar, der Dichter oder seine Beschützer mußten für den Abgang eines Buches sorgen. Die schmutzigsten Wege wurden gewählt, um die Bücher anzubringen. Jeder Dichter lobte den andern, um wieder von ihm gelobt zu werden, und jeder glaubte in seiner Eitelkeit, das Lob, das ihm ein anderer spendete, sei begründet. Es war schwer, diese Verbindung zu gegenseitiger Lobhudelei anzugreifen, denn diese Dichterbanden hielten zusammen, jeder sah im Angriff auf den andern einen Angriff auf sich selber. Aber sie waren auch mächtig durch die großen Herren, welche sie beschützten, die Sots de qualité, wie sie Boileau nannte, wer den Diener angriff, schien am Herrn sich zu vergehen, und seit der König die Schriftsteller zu belohnen anfing, war ein Angriff auf die falsche Richtung ein Frevel gegen die Majestät, ein Zweifel am guten Geschmack des Königs oder seines Hofes. Es gehörte also Muth dazu falschen Richtungen entgegenzutreten, und Boileau hatte diesen Muth in der Stärke seiner Ueberzeugung, in der Gründlichkeit seiner Studien, in seiner Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, wie gegen Andere. Er wußte sich selbst richtig zu beurtheilen und darum auch Andere. Nichts hatte Einfluß auf ihn, er verdarb aber auch diejenigen nicht, für welche er eintrat, durch übertriebenes Lob, er sagte selbst dem Könige die Wahrheit. So wurde sein Urtheil zerstörend für das Schlechte, fördernd für das Gute. Um den Haß, den ihm seine Angriffe eintrugen, wenig sich kümmernd — einmal packte sogar ein Krämer alle Waaren, die er verkaufte, in eine hämische Beurtheilung Boileaus, wozu ihn seine Gegner gedungen hatten — ging Boileau geraden Weges auf sein Ziel los. Gegen seine bittersten Feinde bewies er sich sonst wohlwollend und in allen Beziehungen ehrenhaft. Als der Hof dem alten Corneille den Gehalt, welchen er bisher genoß, entziehen wollte, flog Boileau zum König und wollte eher auf seinen Gehalt als Historiograph verzichten. Als er von der Geldnoth eines bedrängten Gegners hörte, half er ihm in der Form, daß er ihm seine Bibliothek abkaufte, sie ihm aber zur Benützung ließ.

Dichterbund.

Mit Molière, Racine und La Fontaine verband ihn die innigste Freundschaft: mit ihnen wurden die Grundsätze besprochen, welche Boileau in der Art poétique zusammenstellte, deren vier Gesänge die Richtschnur der Kunst in Frankreich geworden sind. La Fontaine macht in seiner Liebesgeschichte der Psyche auf diesen Verkehr aufmerksam: „Weder Neid, noch Bosheit, noch Ränke hatten eine Stimme unter ihnen. Sie verehrten die Werke der Alten, sie verweigerten denen der neuern

das geziemende Lob nicht, sie sprachen von ihren eigenen Arbeiten mit Bescheidenh und gaben einander guten Rath, wenn einer in die Krankheit der Zeit verfi was aber selten geschah." — Diese vier Freunde nennt Lafontaine Gelas (Molière, von γελάω = der komische Dichter), Arist (Boileau), Acante und Polyphi (Racine und La Fontaine). Zwei oder drei Mal kamen sie jede Woche in Par zusammen und theilten sich ihre Arbeiten mit. Wer bei der Tafel ausblieb, mu das nächste Mal eine ganze Seite aus Chapelains Pucelle, einem schlechten Helde gedichte über die Jungfrau von Orleans, vorlesen. Die Unterhaltungen betraf das ganze Gebiet der Dichtkunst. Während die Andern blos nach ihrem Gefü urtheilten, war es Boileau, der das Gesetz festzustellen wußte. Für das, w sie als wahr erkannten, arbeitete Jeder in seinem Fache, und da ihre Leistung Alles verdunkelten, so siegte diese Richtung. Boileau stellt das Ideal eines Dichte

Ideal des Dichters.

in folgenden Stellen dar *): der Dichter soll sich wehren gegen das Lob; er s aber nie die Kritik seiner eigenen Werke unberücksichtigt lassen, und ginge die auch von einem unbedeutenden Manne aus, denn auch ein solcher könne oft ein guten Rath geben; er soll einen wahrhaften Freund suchen, der im Stande i ihn über seine Fehler aufzuklären; er soll Eifersucht und Ränke fliehen u nur für den Ruhm und nicht für den Gewinn arbeiten; er soll in seinen Ver die Reinheit des Lebens widerstrahlen lassen **). Der Dichter soll vor Allem d Menschen studiren und in die Tiefen seines Wesens hinab steigen, um nicht e falsches Bild nach seinen Launen zu entwerfen. Der Dichter soll der Natur folge Boileau nennt das Wahre la raison, l'humain, le fond du coeur, la res- semblance avec la vie; eine tiefere Untersuchung über das eigentliche We des Schönen, wie wir Deutsche, durch gute ästhetische Werke verwöhnt, sie verlange suchen wir jedoch bei Boileau vergeblich. Er sagt uns blos, was wir meiden solle

Art poétique.

Dennoch ist das Verdienst der Art poétique unläugbar. Nisard sagt: „Die Ar poétique drückt im Wesentlichen den Instinct des französischen Geistes aus i jeder Art der Kunstleistungen. Er führt Alles auf allgemeine Grundsätze zurü aus welchen der Leser je nach dem Umfang und der Feinheit seines Geistes d Schlüsse zieht, welche das bilden, was man heut zu Tage Aesthetik nennt. D Lehren Boileaus verleihen das Genie nicht, — wer hat das je behauptet? ab indem sie den Geschmack des Publicums, welches sein Urtheil und sehr oft d Anregung zu Kunstwerken gibt, vervollkommenen, steigern sie die Bedingunge unter denen dauernder Ruhm erworben wird. Sie reizen das Talent des Künstle durch die Schwierigkeit, den Richtern zu gefallen, und wenn aus stärkern Ursache als alle Regeln und alle Vorschriften sind, der Höhestand des Talentes gesunke und der Geschmack verdorben ist, so hemmen sie das Uebel und retten die Poesie auf bessere Zeiten. Ich kümmere mich nicht darum, ob man durch das Le der Art poétique ein Dichter werden kann, wohl aber darum, daß man es da bringe, sich durch einen schlechten Dichter oder ein dummes Buch nicht verführe zu lassen. Sind die Leser nur aufgeklärt und ehrenhaft, so hege ich wenig Furc vor der Ansteckung durch schlechte Bücher. Wenn die Art poétique nur gu Richter von Geisteswerken bildet, so liegt mir Nichts daran, daß sie Niemande zum Dichter macht. Es ist sehr wichtig für ein Land, wie Frankreich, daß d lesende Theil der Nation Einsicht und Geschmack hat. Neue Dichter werde schon kommen" ***).

---

*) Chant IV.

**) Neben dem: „Aimez donc la raison" betont Boileau: Aimez — la vertu, nourissez — en votre ame.

***) Nisard, Hist. de la litt. F. II. 386.

Boileaus literarische Thätigkeit ist von 1660—1668 vorzugsweise kampf- voll. Aus dieser Zeit stammen neun Satiren, in welchen namentlich die üblen Geschmacksrichtungen der Zeit angegriffen sind, auch der Dialogue des héros des romans, eine Verhöhnung der sentimentalen Romane der Scudery. Die bessere Richtung siegte, die Gegner waren entwaffnet, der König und der Hof hatten sich für das Bessere erklärt. Die Schlacht war gewonnen. In diese Zeit 1669—74 fällt die Sammlung der richtigern Grundsätze in der Art poétique und die Abfassung seiner kritischen Sendschreiben (Epitres). Die Stimmung ist ruhig und friedfertig. Boileau ist Historiograph des Königs geworden. Ein Spiel des satirischen Geistes des Künstlers ist das komische Heldengedicht le lutrin, der Chorpult. Der Dichter wollte damit die Behauptung eines Freundes widerlegen, man könne aus dem Streit zwischen einem Vorsänger und dem Säckelmeister der Kirche kein Gedicht machen. Es ist reich an anmuthigen Skizzen, Sprache, Stil und Verse sind meisterhaft, aber der Inhalt steht mit der Schönheit der Form in keinem Verhältniß. Ein Bild aus Thon ist mit Diamanten verziert. Die Conception des Dichters ist schwach, trotz aller Meisterschaft der Form. Man nennt es komisches Epos — bekanntlich läugnet Vischer, daß es ein komisches Epos gibt *): „Was man so nannte von der Batrachomyomachie bis zu Boileaus Lutrin, Popes Lockenraub, Zachariäs Renommisten und Murner in der Hölle, ist nicht eine Species, sondern nur Parodie einer Species, worin diese dadurch lächerlich gemacht wird, daß ihre großen Motive und großer Stil auf die Folie kleiner Stoffe gelegt werden. Diese Formen gehören in den Anhang der Satire." — Das Gedicht läßt uns kalt, denn verschwendet ist die Mühe des Dichters auf ein Nichts. In der letzten Zeit seines Lebens überwog wieder das satirische Element. Racine war todt, bei Hof herrschte Kälte gegen Boileau, die Gebrechen des Alters kamen, der Dichter war durch Angriffe gereizt. So entstand die Satire sur l'honneur und sur l'équivoque, in welchen Bitterkeit anstatt Anmuth und Wortspiel statt des Witzes waltet. Boileau verstand nicht zur rechten Zeit aufzuhören zu dichten. So vortrefflich seine Epigramme sind, so ungenießbar sind für uns, die wir Klopstocks gedankengeschwellte Rythmen lesen, seine Oden bis auf zwei. Boileau brachte seine letzten Jahre ziemlich in der Einsamkeit zu und verzagend an der Zukunft! „Er sah Nichts mehr **) von seinem Einfluß und seinem Ruhm, er merkte weniger als jeder Andere, wie er das Publicum streng, die Schriftsteller vorsichtig, die Talente arbeitsam, und die Mittelmäßigkeit ehrlos gemacht hatte. Während er den Verfall der Literatur bejammerte, schrieb man allenthalben schön, richtig, leicht und anmuthig."

Satires. Epitres. Le lutrin. Satiren. Einfluß.

Ein Talent ähnlich, aber nicht von gleicher Kraft, wie Molière ist Jean de la Bruyère ***) (1639—99), der tüchtige Uebersetzer der Charaktere des Theophrast, welchen er eigene mit voller Meisterschaft gezeichnete Charakterbilder beifügte, die derart gefielen, daß sie La Bruyère mit jeder Ausgabe vermehrte, so daß die letzte Ausgabe 3/4 mehr als die erste enthält. Ueber den Lebensgang des Mannes haben wir nur wenige Nachrichten: er war Säckelmeister in seinem Heimatsort Dourdan, als Bossuet, — man weiß nicht mehr

La Bruyère.

*) Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Stuttgart 1857. III. Seite 1316.
**) Daunou, Discours préliminaire in seiner Edition de Boileau.
***) Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle erschienen zum ersten Mal 1688.

auf welche Empfehlung hin — ihn nach Paris kommen ließ, damit er b Ludwig von Bourbon, dem Enkel des großen Condé, den Unterricht in der G schichte übernehme. Nach vollendeter Erziehung blieb la Bruyère im Hause d Prinzen, wo er in behaglicher Ruhe Gelegenheit hatte, die Menschen zu b obachten. Er hatte ein scharfes Auge, und was er beobachtete, gestaltete sich ih gleich zum Bild; er zeichnete die Menschen, wie sie leibten und lebten, und entwa so eine Menge origineller Skizzen menschlichen Thuns und Treibens und lebendig gezeichnet, daß man meint, sie sprechen vor uns, wir sehen sie sich v uns bewegen. Die einzelnen Charakterschilderungen sind durch philosophische B trachtungen verbunden und diese Mischung von Bild und Lehre, von Witz u Ernst, von Milde und Strenge, macht uns diese mit Meisterschaft gezeichne Galerie so angenehm, wenn auch manche Bilder überladen sind. Die Lehr sind an den Personen bewiesen und die Personen erhalten wieder Bedeutu durch die geistreichen Bemerkungen, mit denen La Bruyère den Hintergru des Bildes beleuchtet. Er ist Meister des Stils. Er zeichnet feiner als Molièr aber nicht so kräftig, seine Bilder haben nicht die Allgemeinheit, wie die d großen Komikers.

Man vergleiche nur den Onuphre mit dem Tartufe, der ein Gegenbil des letztern ist. Er selber meint von Molière, daß dieser mit zu grobem Pin zeichne, wobei er bemerkt, er sollte sein Kauderwelsch und seine rohen Ausdrü meiden, und dem Molière den Stil des Terenz und dem Terenz das Feuer Molière wünscht. La Bruyère selber ist aber mehr formschön, als inhaltreich. Er wei daß er gefällt, und sucht die Wahrheit, um zu gefallen, während der wahre Schri steller nur gefällt, weil er die Wahrheit als das höchste Gut sucht — was Boile fein mit den Worten ausdrückt, es würde La Bruyère Nichts fehlen, wenn die Natur auch so angenehm gemacht hätte, wie er stets bestrebt sei zu sein. I Grund des Herzens ist er ein kalter Anatom, der den Menschen zerschneidet, u seine Fehler zu zeigen, der über sie spottet, ohne ein Heilmittel anzugeben. Se Zweck ist nicht so sehr, zu bessern, als zu unterhalten. Erst bei der vierten Au gabe im Jahre 1696, wo der Ton, der vom Hofe ausging, streng und fromm wa fügte er im Schlußcapitel zwei Sätze hinzu, welche das Ziel seines Werkes b zeichnen sollten: „Haben die Menschen von Geschmack, die fromm und zugleich auf klärt sind, nicht bemerkt, daß unter den 16 Capiteln der Charaktere fünfzeh sind, welche nur das Schiefe und Lächerliche enthüllen wollen, was in den Gege ständen der Neigungen und Leidenschaften der Menschen enthalten ist, und daß nur suchen die Hindernisse zu entfernen, welche in den Menschen die Erkenntn Gottes anfangs schwächen und später gänzlich vertilgen? daß sie also nur Vor bereitung für das 16. und letzte Capitel sind, in welchem die Lehre der Gottlosi keit angegriffen und widerlegt ist, wo die Beweise für das Dasein Gottes, wenigsten diejenigen, welche die schwachen Menschen zu erfassen im Stande sind, angefühn oder ausgeführt sind und die Vorsehung gegen den Spott und die Klagen der Frei geister in Schutz genommen ist!" Im Grund ist La Bruyère vielfach vom Gei Montaignes angeweht. Ueber sein Verhältniß zu La Rochefoucauld *) und Pasca

*) Vergl. Band V. S. 370.

sagt er: „Pascal macht die Metaphysik der Religion unterthan, lehrt die Seele der Leidenschaften, ihre Laster kennen und behandelt ihre großen und ernsten Hebel, um zur Tugend zu führen, und will den Menschen zum Christen machen. La Rochefoucauld, dessen Grundsätze die Frucht eines durch die Welt gebildeten, eben so feinen als scharfen Geistes sind, der du bemerkt, daß der Grund aller Schwächen des Menschen die Eigenliebe ist, greift diese, wo er sie trifft, ohne Unterlaß an und dieser eine Gedanke, der sich in tausend andere zersplittert, trägt durch die Wahl der Worte und deren Wechsel immer die Anmuth der Neuheit an sich. Mein Buch verfolgt keine dieser beiden Bahnen, es weicht von ihnen vollständig ab, nicht so erhaben wie Pascal, nicht so fein wie La Rochefoucauld, sucht es nur den Menschen vernünftig zu machen, aber auf einfache und gewöhnliche Weise *)."

Die Zeit Ludwigs XIV. ist auch die Zeit der großen Theologen und des Theologen.
Glanzes geistlicher Beredtsamkeit. Namen wie Bossuet, Fenelon, Bourdaloue, Flechier, Massillon, haben einen unsterblichen Klang.

Bossuet ist wohl der größte Kanzelredner Frankreichs, vielleicht der Bossuet.
größte Schriftsteller, den es hervorgebracht hat, und heißt nicht mit Unrecht der Adler von Meaux, wegen des hohen Fluges seines Geistes, wegen der Schärfe seines Blickes und der Höhe des Standpunktes, von dem aus er die Dinge betrachtet, wegen der Beharrlichkeit, mit der er unwandelbar seinem Ideale nachringt: In ihm ist das, was das Alterthum Großes hat, aufs innigste verschmolzen mit dem christlichen Geiste, wie bei den Kirchenvätern des vierten Jahrhunderts. Bossuet war begeistert für die Schönheiten Homers und Virgils, aber gewaltiger ergriff ihn die Erhabenheit der heiligen Schrift und die Tiefe der Kirchenväter. Aus diesen Quellen hat seine hochgestimmte Seele den Zauber der Sprache und die Stärke ihrer Ueberzeugung geschöpft. Von den Krankheiten seiner Zeit, dem Zweifel, wie der übertriebenen Frömmigkeit, hat sich Bossuet gleich fern gehalten — er ist eine durch und durch positive Natur: die Lehren der Religion waren die Ueberzeugung seiner Jugend und strömten noch von den Lippen des Sterbenden, auf ihnen beruhte die hohe Wirksamkeit seiner Mannesjahre.

Jacques Benigne Bossuet **) stammt aus der Heimath des heil. Bern- Jugend.
hard, aus Dijon, aus einer angesehenen Familie, von der mehrere Mitglieder Räthe des dortigen Parlamentes gewesen waren. Er wurde geboren am 27. September 1627, und erhielt eine glänzende Ausbildung bei den Jesuiten, welche seine außerordentlichen Gaben rasch erkannten und liebevoll pflegten. Schnell bemächtigte er

*) Nisard, Histoire de littérature française. III. S. 221—57. Eine Reihe seiner Bemerkungen über La Bruyère in Sainte Beuve, Port-Royal I. 410. II. 81, 398, 49—51. III. 48, 49, 137, 195, 196, 252 ff. IV. 444—78. V. 63. Die beste Ausgabe ist von Walckenaer, Paris 1845. Première édition complète des Caractères, précédée d'une étude sur la Bruyère et sur son livre, suivie d'un appendice contenant les changements faits par l'auteur dans chacune des neuf éditions qu'il a données.

**) Bausset, Histoire de Bossuet. IV. voll. 1814.

sich der Classiker, ihre Schönheiten vergaß er nie mehr, sein Gedächtniß w[illegible] riesig. Als er im Zimmer seines Vaters eine Bibel fand, war er wie berausch[illegible] von ihrer Schönheit und kein Tag verging fortan, ohne daß er einige Stellen dar[illegible] las. Sein erntes, tiefes Wesen gab ihm die Bestimmung zum geistlichen Stan[illegible] während seine Familie ihn gerne auf der Laufbahn der Rechtsgelehrten gesehen hätte, [illegible] sandte ihn nach Paris, um dort seine Studien fortzusetzen. Das Erste, was der 15jä[illegible] rige Jüngling dort sah, war der Einzug des damals allmächtigen, aber zum T[illegible] erkrankten Richelieu — dieser Gegensatz irdischer Macht und Eitelkeit und mensc[illegible] licher Hinfälligkeit machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Im College [illegible] Navarre hörte er Philosophie; seine Kameraden, welche ihn ob der Schönheit [illegible] nes Charakters liebten, und ob der glänzenden Eigenschaften seines Geistes [illegible] wunderten, verbreiteten wetteifernd seinen Ruhm in Paris. Im Hôtel Rambouill[illegible] wo damals die ersten Schöngeister sich versammelten, wollte man sich überzeug[illegible] ob es wahr sei, daß der junge Theologe zu jeder Stunde und unvorbereitet ü[illegible] jedes Thema predigen könne. Man ließ Bossuet kurz vor Mitternacht komme[illegible] nach kurzem Nachdenken über die Aufgabe, die man ihm stellte, riß er durch [illegible] nen Vortrag Alles im Sturm der Begeisterung mit sich fort. Der anwese[illegible] Dichter Voiture bemerkte witzig: „ich habe nie so spät, noch so früh predi[illegible] gehört." — Eine Versammlung von Bischöfen machte einen ähnlichen Ver[illegible] der gleich glänzend gelang. Bossuet sah damals, um in der Kunst des Ausdr[illegible] sich zu vervollkommen, einige Stücke von Corneille, deren Feuer, deren männli[illegible] Schönheit ihn ergriff, doch vertheidigte er deßungeachtet später die strengen Gru[illegible] sätze der Kirche in Bezug auf das Theater *). Als Bossuet 1648 zur Erlang[illegible] des Doctorgrades Thesen zu vertheidigen hatte, kam der große Condé mit gl[illegible] zendem Gefolge, und nahm — in der Philosophie und im Latein wohl bewandert [illegible] selber Antheil an der Disputation, die zum Ruhme des jungen Gelehrten end[illegible] Zwei Jahre verflossen dann in Metz im Studium der Kirchenväter, nament[illegible] des heiligen Augustin, mit dem Bossuet im Schwunge seines Geistes, in [illegible] Schärfe seines Urtheiles viel Verwandtes hat. 1650 wurde er Doctor, 16[illegible] Priester. In St. Lazare, unter Leitung des Vincenz von Paul, dessen evangeli[illegible] Milde sein strenges Wesen nur klären konnte, hatte er sich auf die Priester[illegible] vorbereitet, die innigste Verehrung zog ihn in die Nähe dieses Heiligen. Bo[illegible] ward Domherr in Metz, wo er 6 Jahre in riesigen Studien und in priesterli[illegible] Thätigkeit zubrachte. Ein reformirter Geistlicher, ein Mann von Geist und [illegible] lehrsamkeit, gab hier einen Katechismus heraus, worin er zu beweisen suchte, [illegible]

Erste Schrift.

Reformation sei eine Nothwendigkeit gewesen. Der Bischof trug Bossuet die Wi[illegible] legung dieser Behauptung auf — und diese geschah mit so viel Scharfsinn, Wi[illegible] Feinheit, und im Verkehr mit den Andersdenkenden mit so viel Milde, daß [illegible] Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehrten. Eine Frucht dieser Aufgabe [illegible] die Auseinandersetzung des katholischen Glaubens, eigentlich für Turenne verfaßt, [illegible] dadurch für den Katholicismus gewonnen wurde. So strenge Bossuet in sei[illegible] Grundsätzen, so duldsam und liebenswürdig war er im Verkehr mit Anders[illegible] kenden, an Verfolgungen hat er nie Antheil genommen. Auf Bitten Turen[illegible] gab Bossuet diese Schrift 1671 in Druck. Sie wurde mit allgemeinem Be[illegible] aufgenommen und in mehrere Sprachen übersetzt.

---

*) Maximes sur la Comédie.
**) Exposition de la foi catholique.

Ein und dreißig Jahre war Bossuet alt, als ihn das Capitel von Metz nach Paris sandte, um für seine Angelegenheiten in der Hauptstadt thätig zu sein. Dort drang man in ihn zu predigen. 1659 bestieg Bossuet zum ersten Mal die Kanzel in der Hauptstadt. Der Zudrang war außerordentlich. Die Königin-Mutter — Anna d'Austria — kam mit ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter und dem ganzen Gefolge. Bald mußte Bossuet am Hofe die Fastenpredigten halten, aber er predigte auch in andern Kirchen, und wenn er auch mehrmals über ein und dieselbe Frage sprechen mußte, so geschah es doch jedesmal in neuer, ergreifender, strenger Weise, weil er nur Mühe hatte die zuströmenden Gedanken zu beherrschen. Ludwig XIV. sandte seinem Vater ein Glückwunschschreiben, daß er einen solchen Sohn besitze. Der Akademiker Nisard *) sagt: „Was ist denn an diesen Reden, das uns so ergreift, die wir Christen sind höchstens in der Speculation und Katholiken in der Einbildung, in Wahrheit aber Zweifler und Ungläubige? Die Wahrheit über uns. Diese Wahrheit ist da ganz und voll und in all ihren Gestalten lebhaft und vertraulich, wenn sie sich näher auf unser Benehmen, auf unsere Sitten, auf unsere weltliche Vortheile einläßt; scharf und schneidig, wenn sie unser Herz untersucht und uns folgt durch alle Ausflüchte unserer Eigenliebe; groß und feierlich, wenn sie in allgemeinen Ausdrücken von Gott spricht und vom Menschen, von den Lastern und von der Tugend, vom Leben und vom Tod. — Wer hat diesem keuschen Priester einen Scharfblick gegeben, dem Nichts von unsern geheimsten Erbärmlichkeiten entgeht? Wer gab ihm diese unfehlbare Kenntniß des Herzens? Sein Genie hätte allein nicht dazu ausgereicht! Es gibt Etwas, was dem christlichen Sitten-lehrer dies Geheimniß mittheilt, das der heidnische nicht kannte, und was den Christen dem Heiden überlegen macht. Es ist dies die Beicht. Hier eröffnet sich das Gewissen dem Beichtvater, gedrängt von der Reue, sucht es sich aller Sünden zu entlasten und legt sie vor dem Beichtvater dar, der kein Bedenken trägt, die Wunden mit der Hand zu berühren, die Kraft erhalten hat, sie zu heilen. Sie liegen offen vor ihm da. Der Sittenlehrer im Alterthum konnte den Menschen nur nach seinen Handlungen beurtheilen, die aber oft kein treuer Ausdruck seines Gedankens sind und wo der Zufall äußerlicher Umstände sich oft mit der eigentlichen Willensmeinung so seltsam vermengt, oder nach seinen Worten beurtheilen, die aber oft mehr dazu benutzt werden, den Gedanken zu verhüllen, als ihn zu offenbaren. Die Beicht hat den Menschen vor dem christlichen Sittenlehrer bloßgelegt. Vor diesen geheimnißvollen Richterstuhl kommen die Gedanken und verläugnen die Handlung, der Heuchler spricht hier wahr, der Charakter zeigt sich unter der Maske, die Laster legen das Prachtgewand ab, welches Unkundige für Merkmale eines höhern Ranges ansehen. Die Zerknirschung schmelzt das ganze Herz wie eine Flamme, die man dem Wachse

Predigt in Paris. — Art der Predigt. — Menschenkenntniß. — Wirkung der Beicht. — Christl. und heidnische Ethik.

*) Histoire de la littérature française. III. 280.

nähert, und bringt darin diese süße Verwirrung hervor, welche Bossuet sog der Unschuld vorgezogen hat, und die dem Sünder gerade dadurch einen Tr gewährt, daß er sich selber anzeigt. Der heidnische Sittenlehrer kennt die wa Mitte nicht: entweder überschätzt er die Kraft der menschlichen Natur, wie der Stoiker macht, oder er schmeichelt ihr und verhätschelt sie, wie es d Epikureismus thut, oder er läßt sie im Zweifel und in der Ungewißheit h und herschwanken, wie dies die Lehre der Akademiker thut, deren ungerec fertigte Nachsichtigkeit oft Bossuet an Horaz tadelte. Der christliche Sittenleh ist allein im Besitz der Wahrheit. Man kann anderer Ansicht sein über Göttlichkeit dieser Lehre, man mag zweifeln an der Macht, zu binden o zu lösen, aber man darf nicht läugnen, daß die christliche Sittenlehre jede Fa des Herzens beleuchtet und daß das Christenthum die Philosophie ist, wel den Menschen am besten versteht. Ich fürchte sehr, daß der schönste Grunds der alten Moral „Kenne dich selbst!" meist unfruchtbar war. Denn wie We haben die Kraft, sich selber kennen zu lernen, wie Wenige sind fähig zu Selbstverläugnung und der Feinheit des Geistes, welche diese schreckliche Selb prüfung verlangt, und wie Viele gibt es nicht, die in der besten Absicht nicht kennen, die in den Schlingen ihrer Fehler gefangen sind und Gut u Bös verwechseln. Der christliche Priester ist kühner als der heidnische Sittenlehr er sagt zum Menschen: gib dich hin, und er hilft ihm sich bloszulegen, leiht ihm Augen, um sich recht sehen zu können, er kehrt das Blatt um der Sünder liest. Das Christenthum hat aus dem Bösen eine Krankheit aus dem Priester einen Arzt gemacht, der den Beruf hat, zu heilen! Es nicht genug, daß man seine Fehler gesteht man darf keinen verschweigen, so verliert man die Frucht des Geständnisses und belastet das Gewissen mit ei neuen Sünde. — Kein Werk des Alterthums kann uns eine Vorstellung v der Tiefe geben, in welche Bossuet mit Hilfe der Beichte ins Menschenherz hin gedrungen ist, sie macht aus dem einfachsten Dorfpfarrer, wenn er Kopf h einen Sittenlehrer." — Wie regsam Bossuet als Redner war, sieht man daraus daß blos von den Vorträgen, die er 1659—1669 hielt, 19 Bände vorhanden si und doch sind bei weitem nicht alle gesammelt.

Ganz unerreicht, Alles, was vor ihm war, weit überflügelnd ist er Oraisons funèbres. seinen Trauerreden (Oraisons funèbres). Noch nie hat Jemand schöner, greifender, menschliche Größe gegenüber der Hoheit Gottes in ihrer Nichtigk entgegenzustellen verstanden und an den Hingang eines Sterblichen erhaben Gedankenreihen zu knüpfen vermocht. Die Seele des Redners ist wie lodernd Feuer, welches, alles Irdische verzehrend, mit seiner Spitze den Himmel berüh An der Großartigkeit der Bilder, an der Gedrängtheit der Worte sieht ma wie seine Seele sich nährte an dem Geiste der heiligen Schrift. Ergriffen v seinem Stoff, ergießt der Redner seine Gedanken in Strömen. Um manch der Hingegangenen kümmert man sich nur noch, weil Bossuet ihm in sein Reden Unsterblichkeit verliehen hat.

Die Trauerrede auf Anna von Austria ist nicht erhalten, wohl aber die auf die Königin Henriette, die Wittwe Karls I. von England, und auf die Herzogin von Orleans, die Tochter Karls I., dann die auf die Königin Maria Theresia, die Gemahlin Ludwigs XIV., die auf die Pfalzgräfin Anna aus dem Hause Gonzaga, die auf den Kanzler Michael Le Tellier und die auf den großen Condé. Welch große Betrachtungen über die englische Revolution, über Karl, über Cromwell sind nicht in der Gedächtnißrede auf die Königin Henriette niedergelegt und wie ergreifend ist der plötzliche Tod ihrer blühenden Tochter, wie glänzend sind nicht die großen Thaten Condés geschildert und der Uebergang der Pfalzgräfin Anna aus einem Leben in Unglauben und Leichtsinn zu einem Leben in strengen Bußübungen und Werken der Barmherzigkeit! Der Kanzler Le Tellier hatte den König zuerst auf Bossuets Talent aufmerksam gemacht, der Redner brachte ihm für seine Gunst den Dank, daß er ihn in seiner Schilderung unsterblich machte. Aus all diesen Reden fällt ein Strahl des Ruhmes auf den König zurück, für den Bossuet wie so viele hervorragende Männer seiner Zeit begeistert war. Allerdings wurden sie gehalten in jener Zeit, in der noch das frische Gefühl waltete der Freude über die Ruhe und Ordnung nach den Stürmen der Bürgerkriege, des Stolzes auf die Förderung der Kunst und Wissenschaft und des Wohlstandes in allen Klassen der Gesellschaft, des Hochgefühls über die Stellung, die Ludwig XIV. den Franzosen errungen hatte. Ludwigs Kriegslust und Herrschsucht waren noch nicht das Unglück Frankreichs geworden und der hochsinnige Bossuet hätte sich gewiß nicht zum Schmeichler erniedrigt. Die Rede, die er hielt, als die Lavallière den Schleier nahm, zeigt in ihrer ernsten und einfachen Sprache, wie er auch dem Hofe unangenehme Wahrheiten zu sagen verstand. Mit dem Freimuth eines Nathan forderte er von Ludwig XIV. Trennung von der Montespan *) — und St. Simon ist im Recht, wenn er sagt, Bossuet habe mit einem Freimuth gesprochen, würdig der Väter der Kirche der ersten Jahrhunderte.

1669 wurde Bossuet Bischof von Condom und zu gleicher Zeit Erzieher des Dauphin. Mit mehr Sorgfalt, nach einem schöneren Plan, von einem genialern Manne ist selten die Erziehung eines Prinzen geleitet worden. Bossuet überwachte das Benehmen und die Studien seines Zöglings in allen Dingen. Er faßte Gebete, einen Katechismus, einen Communionsunterricht, eine lateinische Grammatik, ein Lehrbuch der Geschichte für ihn ab. Er dichtete für ihn Fabeln, er las mit ihm die Klassiker. Aus den Vorträgen über französische Geschichte und aus den Aufschreibungen seines Zöglings hierüber — denn dieser mußte nach dem Vortrag des Lehrers selber über den Gegenstand berichten, dann das Wichtigste schriftlich zusammenfassen, und wenn es von Bossuet ausgebessert und mit Zusätzen vermehrt war, ins Lateinische übertragen, — ist der Abriß der Geschichte Frankreichs bis auf Karl IX. entstanden. Diese Vorträge für den Kronprinzen waren für Bossuets Geistesentwicklung selber bedeutsam. Von neuem mußte er sich mit den Größen des classischen Alterthums beschäftigten und seinen Zögling auf die ewigen Schönheiten derselben aufmerksam machen; er mußte im Unterricht aus der Höhe philosophischer Betrachtung herab sich zu den Einzelnheiten begeben. Dadurch wurde seine ganze Sprache milder, anschaulicher, gewählter, formvollendeter. Von dem Geist, in dem er den Zögling unterrichtete, geben noch drei Schriften glänzendes Zeugniß. Die eine ist die Politik nach der heiligen Schrift **). Sie ist vielfach verschrieen worden, als sei Bossuet ein Anhänger der unumschränkten Monarchie.

Bischof und Erzieher des Dauphin.

Politik.

*) Vergl. Band V. S. 882.

**) La politique selon l'écriture sainte.

In der That liebte Bossuet seinen König und bewunderte die Regierung, d seinem Vaterland im Innern Ruhe und Wohlfahrt, nach außen Glanz und Mac gab. Aber so wenig das Christenthum die unumschränkte Regierung bevorzug sondern mit der Republik eben so verträglich ist, eben so wenig lehrt Bossu daß es recht sei, alles selbständige Leben in der Hand des Monarchen zu ve nichten. Das Buch faßt nur die großen Grundsätze zusammen, welche die Wur jeder Regierung, — sei diese nun republikanisch, aristokratisch, streng-monarchi oder constitutionell — bedingen und von deren kräftiger Durchführung die Wo fahrt eines Volkes abhängt. Bossuet unterläßt nicht zu bemerken, daß es Grun rechte gibt, die man nicht ohne Gefahr verletzen darf, daß die Völker nicht Fürsten, sondern die Fürsten der Völker wegen da sind; daß der Beruf des Fürst ist, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, daß derjenige, welcher solches unterlä strafwürdig ist wie der Tyrann, der sein Volk mißhandelt; daß Selbstbeherrschu der Anfang ist, um in der Folge über Andere zu herrschen; daß der Fürst Gesetze und die Geschäfte verstehen und vor Allem sich selber kennen muß; d er die Wahrheit lieben und erklären muß, er wolle Wahrheit, daß er vor ein Beschluß zuerst Alles umsichtig prüfen, vor Ränken sich hüten und falsche richterstatter strafen muß. Bossuet gibt der Monarchie vor allen andern Staa formen den Vorzug, aber nicht derjenigen, welche nach Laune und Willkür, sond derjenigen, welche, im Geiste des Christenthums, nach dem Gesetze regiert und einem höheren Standpunkt den Beruf des Fürsten wie des Volkes auffaßt. Abhandlung über die Erkenntniß Gottes und seiner selbst*) ist eine der schönsten Arbe Bossuets, eine Art Selbstschau, Weltschau, Gottesschau voll herrlicher, schön a gesprochener Wahrheiten, voll gesunden Sinnes, obschon man das Studium carteſianischen Philosophie darin bemerkt. Der Abriß über die Weltgeschichte wird, auch von Gegnern des großen Schriftstellers, als das Meisterwerk fr zösischer Prosa gefeiert. Man denkt unwillkürlich an den Ehrennamen „der A von Meaux" bei dieser großartigen Uebersicht der Geschichte der Menschheit bis Karl den Großen. Wie richtig sind hier die Völker nach ihrem Genius in gro Zügen gezeichnet, ihr Geist, ihre Gesetzgebung, ihre großen Männer, ihre Sta veränderungen, ihre Vorzüge und Fehler gewürdigt, die Größe und der Tiefs Asiens, die Weisheit der Aegypter, der Sonnenflug hellenischen Geistes, Ernst, die Gottesfurcht, die Staatsklugheit der Römer geschildert. Wie wur spricht der christliche Priester sich über alles Große des Heidenthums aus! Völker kommen und gehen nach dem großen Plane Gottes mit der Mensch und alle ihre Herrlichkeit wird wie ein Opfertrank vor dem Ewigen ausgegoss Das war Geschichtschreibung, wie man sie damals nicht kannte, mit solcher T der Auffassung, mit solch strömender Beredtsamkeit! Das Buch wurde in meisten Sprachen Europas übersetzt, man versuchte Fortsetzungen, die aber zeigen, wie schwer es ist, die Arbeit eines solchen Geistes weiterzuführen.

Weltgeschichte.

Als der Unterricht des Dauphin vollendet war, 1680, wurde Bossuet z ersten Almosenier der Dauphine und zum Bischof von Meaux ernannt. Ei eifrigern Hirten kann man sich kaum denken. Er predigte viel, er bereiste fleißig sei Sprengel, er versammelte seine Geistlichen zu Synoden, er hielt mit ausgezeichne Priestern Missionen ab, er beantwortete fleißig Anfragen, er hob fromme denken und verfaßte Schriften, die dem Bedürfniß seiner Herde entsprachen.

*) Traité de la connaissance de Dieu et de soi-même, erst 1722 veröffentlich

**) Discours sur l'histoire universelle.

entstanden mehrere Abhandlungen *). Das wichtigste Werk, das in dieser Zeit entstand, war die Geschichte der Veränderungen des protestantischen Lehrbegriffs. La Bastide, ein protestantischer Prediger, hatte ihm nach der Herausgabe seiner Auseinandersetzung des katholischen Glaubens Veränderungen vorgeworfen. Bossuet wollte in einer Vorrede zu einer andern Ausgabe den Angriff zurückweisen, der Stoff wuchs ihm aber derart an, daß daraus ein ganzes Werk wurde, eine Geschichte des Sektenwesens seit der Reformation, der Widersprüche ihres Lehrbegriffs, eine Charakteristik der Reformatoren, eine Darstellung der Politik, die sie leitete, ein Meisterwerk der Dialektik. Kein protestantischer Schriftsteller jener Zeit vermochte es zu widerlegen. Jurieu, der tüchtigste unter seinen Gegnern, und Basnage wurden, in den Nachträgen zu dieser Schrift **), wie mit Keulenschlägen niedergeschmettert. Histoire des variations.

Als der erste Redner von Frankreich eröffnete Bossuet das Nationalconcil von 1681 mit dem Vortrag über die Einheit der Kirche. Er ist eine Art Triumphgesang auf die Braut Christi, auf die Kirche, die 17 Jahrhunderte allen Veränderungen, allen Verfolgungen, allen Irrlehren, allen Spaltungen, die schließlich nur sie wieder kräftigten, siegreich widerstanden habe. Gedankenreicher, in kühnern Wendungen sprach der große Redner niemals. Die vier Artikel, welche auf dieser Versammlung angenommen wurden und welche die Stellung der französischen zur allgemeinen Kirche bestimmten, haben in die Geschichte Frankreichs tief eingegriffen ***), und sind seitdem der Gegenstand eifriger Parteinahme für und wider.

1693 veranstaltete Roccoberti, Erzbischof von Valencia, eine Sammlung von 21 Bänden in Folio gegen die gallicanischen Artikel — Bossuet schrieb auf den Wunsch des Königs eine Vertheidigung, die aber erst im 18. Jahrhundert herauskam. Ein wichtigerer Streit, der Bossuets Kräfte jahrelang in Anspruch nahm, und in welchem das zarte Band sich löste, welches lange ihn und Fenelon umschlossen, der bisher zu ihm wie zu einem väterlichen Freunde aufgeschaut hatte, — ist der über den Quietismus. Wir kommen damit an eine andere Leuchte Frankreichs, an eine Größe in der Kirche jener Zeit, an Fenelon, den Schwan von Cambray (le cigne de Cambray). Vergleicht man Bossuet mit Corneille, so kann man bei Fenelon an Racine denken. Hält man jenen mit Michel Angelo zusammen, so mag man in diesem ihm einen Raphael entgegenstellen.

François de Salignac de la Mothe Fenelon stammt aus einer alten, hochgestellten Familie in Perigord, und ist auf dem Schloß Fenelon 6. August 1651 geboren. Seine Natur machte ihn für den geistlichen Stand geeignet, seine Familie hatte ihn dazu bestimmt. Seine ungewöhnlichen Fähigkeiten traten früh zu Tag: schon als Knabe war er mit den Schönheiten der hellenischen und lateinischen Literatur vertraut, im 12. Jahre schon bezog er die Universität Cahors. Fenelon. Jugend.

*) Elévations sur les mystères. Méditations sur l'Evangile. — Traité de la communion sous deux espèces. Défense de la tradition sur la communion sous une seule espèce. Explication de l'Apocalypse. — Proverbes. Commentaire sur les Psaumes 1690 u. s. w.

**) Avertissements aux protestants und Défense de l'histoire des variations.

***) Vergl. Band V. S. 896.

Bald darauf studirte er Philosophie und Theologie in Paris. Im 15. Jahr scho
hatte er außerordentlichen Erfolg bei einer Predigt. 1673 erhielt er im Semina
St. Sulpice die Weihen und war dann drei Jahre in dieser Pfarrei thätig al
Prediger und Katechet. In seinem frommen Eifer wollte er Missionär werde
Studien. zuerst in Nordamerika, dann in Griechenland: er hätte gern in Athen gepredig
wo Sokrates gelehrt und der Apostel Paulus das Wort Gottes verkündet hatt
Wie gern hätte er auf dem Parnaß oder in dem Vaterland Homers die Gl
seiner frommen Seele vor gläubigen Zuhörern ausgehaucht. *) Eine Verfügung, d
ihn an Frankreich fesselte, bewahrte ihn vor den Enttäuschungen, die ihn unt
den Neugriechen sicher erwartet hätten. Hochbefähigte Männer machten den H
auf den genialen jungen Priester aufmerksam. Der Erzbischof von Paris ernann
ihn zum Supérieur des nouvelles Catholiques, zum Lehrer der Mädchen au
bessern Ständen, die vom Protestantismus vor Kurzem übergetreten oder überzu
Erste Schriften. treten geneigt waren. Damals wurde er mit Bossuet vertraut, und nahm The
an den philosophischen Spaziergängen und Verhandlungen über die heilige Schri
welche in St. Germain unter Leitung des Bischofs von Meaux 1672—167
stattfanden. Für seine Schülerinen schrieb er sein erstes Werk über die Erziehu
der Mädchen **), welchem bald die Widerlegung der Lehre Malebranches über d
Natur und Gnade folgte ***). Hier, sowie in der Abhandlung über das Dasei
Gottes †), geht er von den Grundlagen der Philosophie des Cartesius aus, wei
aber namentlich auch den minder gebildeten Leser in der Schilderung der Or
nung und der Schönheit der Natur vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom A
schaulichen in die Tiefen der Metaphysik zu führen. Fenelon hat eine ungeme
Stil. gefällige und natürliche Art der Darstellung, sie ist lebendig und mannigfach, d
passendsten Worte, die schönsten Bilder strömen von seinen Lippen. Klarhei
Pünktlichkeit, Eigenthümlichkeit, leichte und anziehende Wendungen, Anschaulichkei
Reinheit sind Vorzüge seines Stils. Man fühlt überall, daß diese reiche Natu
von der Bossuet sagt, er finde so viel Geist in ihr, daß er Angst vor ihr hab
Ueber Mädchenerziehung. durch die Alten, die Meister der Form, geschult ist. Fenelons Schrift über Tochte
erziehung ist Rousseaus Emil an sittlichem Gehalt und an Brauchbarkeit weit übe
legen. Sie war bahnbrechend in der Pädagogik. Ein tiefer Blick in die Nat
des weiblichen Herzens, ein feiner Sinn, ein Reichthum von richtigen Bemerkung
und eine richtige Auffassung des weiblichen Berufes, zeichnet dieselbe aus. Na
Missionär. dem Widerruf des Edictes von Nantes ward Fenelon zur Bekehrung der prot
stantischen Bevölkerung in Poitou von seinen geistlichen Obern verwendet — e
Auftrag, dem er mit der größten Milde und Schonung und dem glänzendst
Erfolge entsprach. Kein anderer Prediger hatte in seiner Zeit solchen Erfol
Allerdings verbat er sich jede militärische Begleitung und Bedrückung der zu B
kehrenden und wählte er sich seine Genossen selber, darunter den jungen Fleur
und übte seine Persönlichkeit einen Zauber, der die Herzen im Voraus gewa
Persönlichkeit. Saint Simon schildert ihn mit den Worten: „Dieser Geistliche war ein groß
magerer Mann, wohlgebaut, mit großer Nase und Augen, aus denen das Feu
und der Geist wie in Strömen hervorbrachen, und einer Gesichtsbildung, wie i

*) Er glaubte noch an eine Zukunft der Hellenen und fragt in einem Brief: „Er
werde ich die Felder von Marathon wieder vom Blute der Barbaren gefärbt und Religi
Philosophie und Kunst von neuem in Griechenland blühen sehen, deren Wiege dasselbe w

**) De l'éducation des filles.

***) Réfutation du systême de Malebranche sur la nature et la grâce.

†) Traité de l'existence de Dieu.

lest keine fand, und die man nie vergessen kann, wenn man sie nur einmal sah. Sie vereinte Alles in sich und die Gegensätze glichen sich darin aus, sie hatte Anmuth und Würde, Heiterkeit und Ernst, man fühlte aus ihr den Gelehrten, den Bischof und den Mann von hoher Geburt heraus." In seinen Vorträgen spürte man die Kraft der Ueberzeugung, die Stärke des Geistes, der seine Lehren ungezwungen, unvorbereitet, in die schönste Form kleidete; er bedurfte keiner Vorbereitung, um das Schönste und Tiefste zu sagen und die Herzen fortzureißen. Fenelon war dagegen *), seine Predigten vorher zu schreiben und sie auswendig zu lernen, sie künstlich zu gliedern, was den Vortrag nur trocken mache; dagegen müsse man die Geschichte der Religion, die so oft vernachlässigt werde, mit einflechten. Vauvenargues ruft begeistert aus: „Du edler Schatten, der du alle Redner an Anmuth und Süßigkeit übertroffen hast, liebenswürdiges Genie, das die Tugend siegreich machte durch Anmuth und Salbung, könnte ich je den Zauber und den Adel deines Wortes vergessen, wenn von der Beredtsamkeit die Frage ist!" Predigten.

Die Erfolge Fenelons erweckten ihm Feinde, aber noch viel mehr feurige Anhänger. Zu diesen gehörte bald die Maintenon, deren mächtige Fürsprache Schuld war, daß der König ihn 1689 zum Erzieher des Herzogs von Burgund ernannte, der nach dem Tode seines Vaters, des Dauphin, für den Thronfolger in Frankreich galt. So wurde denn Fenelon der Erzieher eines Thronfolgers, wie Bossuet es gewesen war, nur war sein Zögling begabter — im 11. Jahre hatte er schon den ganzen Livius und Cäsar gelesen und begann den Tacitus zu übersetzen — aber auch reizbarer, stolzer, verschlossener und widerspänstiger, und die Aufgabe darum schwieriger. Sinniger und liebevoller konnte kein Lehrer in die Stimmungen seines Zöglings eingehen und mit mehr Erfolg die schlimmen Seiten seiner Natur niederhalten und den edleren den Sieg verschaffen. Der Herzog von Burgund war bald wie umgewandelt und hing an den Lehren und der Person seines Meisters mit einer Hingebung und Treue bis zu seinem Tod, die ihn zur Hoffnung aller Gutgesinnten machten, wird doch sein früher Hingang von Vielen jetzt noch als das größte Unglück Frankreichs im 18. Jahrhundert betrauert und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß, wenn er den Thron bestiegen hätte, die französische Revolution vermieden worden wäre und ein unblutiger Uebergang von der unumschränkten Regierung zu einer vernünftigen Freiheit stattgefunden hätte **). Seinen Zögling zu einem musterhaften König zu bilden, war Fenelons Ziel. Zuerst suchte er dessen Fassungskraft durch Fabeln, die er für ihn schrieb, zu wecken und zugleich die schlimmen Neigungen seines Herzens zu unterdrücken. Sie steigen auf von einfachen zu tiefern Wahrheiten. Dann schrieb er für ihn die Gespräche der Todten ***), in denen er große Geister der Vergangenheit mit einander in Berührung bringt und dieselben namentlich Wahrheiten in Sachen der Regierungskunst darlegen läßt. Erziehung des Dauphin. Fabeln. Dialogues des Morts.

Solon und Justinian, Sokrates, Alkibiades und Timon, Coriolan und Camillus, Größen des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit, treten darin auf und lassen uns in ihr Herz sehen. Der Despotismus wird darin gebrandmarkt als eine barbarische Regierung, wo es keine andern Gesetze gibt, als den Willen eines Menschen. Alle Eroberungskriege werden verworfen, dagegen gemäßigte Freiheit gepriesen auf Grundlage der Gesetze, welche diejenigen, Politik.

*) Dialogues sur l'Eloquence de la chaire.
**) Vergl. V. 1097—98.
***) Dialogues des Morts.

die regieren, zu vertheidigen und am allermeisten zu befolgen berufen sind. Ludwig XI erhält hier den Vorzug vor Ludwig XI. und Franz I., Ximenes den Vorzug vo Richelieu und Mazarin. Für seinen Zögling schrieb Fenelon in den Jahren 1695—9 den Telemach *), ein Lehrbuch der Regierungskunst in Form einer Erzählun Der Sohn des Odysseus geht auf Reisen, um seinen Vater zu suchen. Minerv begleitet ihn unter der Gestalt des Mentor. Die verschiedenen Länder, Fürste Staaten, Grundsätze der Regierung werden geschildert. Lange wird verweilt i Salent, wo Idomeneus, aus Kreta vertrieben, einen neuen Staat gegründet ha Die Reisen, die Ereignisse, die fremden Völker, ihre Sitten und Einrichtungen si aber nur geschildert, um die Lehren über Politik, — denn das ist der eigentlic Zweck des Buches — angenehmer zu machen. Der Telemach ist nur eine Erweiteru und Umbildung der Odyssee, aber mit ziemlich modernem Inhalt. Fenelon schrei aus den Anschauungen von Versailles heraus und das Buch wimmelt von A spielungen, obschon der Verfasser später an Le Tellier schrieb, es wäre nicht bl undankbar, sonder unsinnig gewesen, seine Arbeit mit Porträts und Satire anzufüllen. „Es ist wahr, ich habe im Telemach alle Wahrheiten niedergeleg die man braucht, um zu regieren, und habe alle Fehler gezeigt, zu welchen d Besitz der höchsten Gewalt verleiten kann, aber ich hatte die Absicht nicht, Ch raktere aus der Gegenwart aufzustellen. Ich wollte Alles sagen, aber keine Persone verhöhnen." — Allerdings, die Arbeit war nur für den Schüler, nicht für de Druck bestimmt. Im Telemach ist jedoch der Schüler selber gezeichnet: hält Nichts für unmöglich und ist reizbar beim geringsten Hinderniß; er ist jä zornig, bereut aber seinen Fehler, sobald er wieder ruhig wird, wie der Herz von Burgund es war. Nur Eine Stimme kann seine stürmischen Neigungen bändige das Zureden Mentors, der überall die Grundsätze Fenelons ausspricht, wie d Marquis von Posa im Don Carlos nur die politischen Ansichten Schillers widergib Dieselben Pflichten, welche Fenelon in der Denkschrift **) „Richtschnur für das G wissen eines Königs" später von Cambray aus an seinen Zögling sandte, werde auch von Mentor dem Telemach vorgehalten: „Wenn all diese Dinge wa sind, so ist der Zustand des Königs kein sehr angenehmer, er ist in seinem Rei am wenigsten frei und hat am wenigsten Ruhe. Er ist ein Sklave, der sein Ruhe der Freiheit und dem Glück seines Volkes opfert." — Bei der Schilderun des prachtliebenden, stolzen, ganz nur mit seinen Eroberungen beschäftigten un über der Freude an Prachtbauten den Ackerbau vernachlässigenden Idomene schwebt dem Verfasser unwillkürlich das Bild Ludwigs XIV. vor und Ment warnt den Telemach: „die Götter werden mehr von dir verlangen, als von Ido meneus, denn man hat dir schon in deiner Jugend die Wahrheit gesagt und d warst nie den Verführungen eines allzugroßen Glückes ausgesetzt." — Gegen über dem Handelszwang, welcher unter Ludwig XIV. in höchster Blüthe stan wird die Freiheit des Verkehres angerathen: „Die Vorsehung hat es so gefüg daß kein Land Alles hervorbringt, was zum menschlichen Leben dient, denn s treibt das Bedürfniß die Menschen zum Verkehr, um das zu erlangen, was ihne fehlt, und dieses Bedürfniß ist das Band, welches die Nationen unter einande verbindet. Sonst wären alle Völker der Welt zu einer einzigen Art der Kleidun und der Nahrung gezwungen und Nichts würde sie antreiben, mit einander i Verkehr zu treten und sich gegenseitig kennen zu lernen." — Wir denken an de Gewissenszwang, den Ludwigs Regierung ausübte, wenn wir die Warnung hören

Telemach.

---

*) Les Aventures de Télémaque.

**) Direction pour la conscience d'un roi.

r Könige sollen sich nicht in die Angelegenheiten der Priester einmengen und, e dringende Noth, sich nicht in Gewissenssachen mischen. Unter Protesilaos ickt das Bild Louvois hervor. Tyrus ist das Gegenstück von Holland. Der und, welcher sich gegen die Eroberungssucht des Idomeneus bildet, ist nur ein egenstück zur Liga von Augsburg gegen Ludwig XIV. In der Kalypso hat an die Montespan, in der Eucharis die Herzogin von Fontanges, in der Antiope e Herzogin von Burgund finden wollen.

Das politische Ideal Fenelons ist eine durch Grundgesetze beschränkte Monarchie; ein erblicher Senat soll die Gesetzgebung besorgen und neue Steuern ürfen nur mit Zustimmung des Volkes ausgeschrieben werden. Fenelon gehörte somit den Geistern, die wie Catinat, Racine, Vauban, die Gebrechen der Regierung udwigs XIV. in ihrer ganzen Bedeutung durchfühlten. Sein Zögling sollte nmal nach ganz andern Grundsätzen regieren. Zwischen Ludwig XIV., bei welchem r Absolutismus die Seele seines Lebens war, und Fenelon, welcher dem künftigen König entgegengesetzte Anschauungen eingab, mußte es einmal zur Klärung und m Bruche kommen. Anfangs sprach man am Hof nur von den glänzenden Fortschritten des Herzogs von Burgund; eine Prüfung, der auch Bossuet anwohnte, el zur vollen Zufriedenheit aus, und Fenelon mußte auch die Erziehung der erzoge von Anjou und Berry übernehmen. 1695 ernannte der König Fenelon m Erzbischof von Cambray. Als dieser sich weigerte, da seine Pflichten als rzieher sich mit der neuen Würde nicht vertrügen, entgegnete der König: „das Kirchenrecht zwingt Sie nur neun Monate in ihrem Bisthum zu bleiben, die ndern drei Monate widtmen Sie meinem Enkel und leiten im Uebrigen die Erziehung von Cambray aus, als wenn Sie in Versailles wären." Der fromme nd gelehrte junge Abbé Fleury mußte indeß Fenelon ersetzen. Bei der Inthronisation war Bossuet anwesend, äußerte aber der König nach einer längeru Unterredung it dem neuen Erzbischof: „Dies ist der erste Schöngeist in meinem Land, der n meisten leere Träume in seinem Kopf hat" *). Die Geister waren also auf inander geplatzt, die Gegensätze klar hervorgetreten. Sympathisch war Fenelons weiche und weite Natur dem Könige niemals. Zum vollen Bruch zwischen beiden führte eine religiöse Frage, welche damals viel Geister in Frankreich beschäftigte. Politik. Erzbischof.

Es ist der Quietismus, eine falsche Richtung der Mystik, wie sie nach Zeiten großer Mystiker zu Zeiten eintreten. Aus demselben Spanien, in welchem die heilige Theresia und ein Johann vom Kreuz blühten, stammt der Urheber des Quietismus. Quietismus.

Michael Molinos **), geb. in Saragossa 1627, gest. in Rom 1696, gebildet in Coimbra und Pampelona, lebte seit 1662 in Rom, wo seine stattliche Er- Molinos.

---

*) Je viens d'entretenir le plus bel esprit et le plus chimérique de mon royaume. Voltaire, siècle de Louis XIV. chap. 28.

**) Weissmann, Hist. eccles. sec. XVII.

scheinung, seine strengen Sitten, das Salbungsvolle seiner Rede, ihm das Be-
trauen der größten und angesehensten Personen gewannen, die sich seiner geistlich
Leitung übergaben. Seine Grundsätze sprach er in dem spanischen Andachtsb
Guida spirituale 1673 aus. Man meint, Buddah sei in Rom wiedererstand
wenn man darin liest, das sei die höchste Frömmigkeit, das die reinste Liebe
Gott, allen Wünschen zu entsagen und seinen Willen ganz in Gott auszulösch
allen Bewegungen der Seele Schweigen zu gebieten und sein Ich an Gott g
hinzugeben und in seinem Ursprunge zu vernichten, selbst gegen die Verheißu
der Seligkeit gleichgiltig zu sein, sich um die Hölle nicht zu kümmern und
der ewigen Qualen zu freuen, wenn sie in den Plänen Gottes liegen. D
Gebet sei für einen solchen Zustand nicht mehr geeignet, denn es schließe
Bitte und die Hoffnung in sich; auch Werke der Liebe seien nicht mehr nöth
der mit Gott vereinigte Geist gehöre dem Eigenleben nicht mehr an. Es w
dies also ein Glaube, der die Werke und den Erlöser für unnöthig erklärte, w
denn auch Molinos, sicher seiner Verbindung mit Gott, 20 Jahre nicht m
beichtete. Die nächste Folge war bei Vielen seiner Anhänger, daß sie, was
Leib Sündliches trieb, für unbedeutend erklärten, da der Geist mit Gott verbun
sei. Der Jesuit Segneri, welcher auf diesen grauenhaften Irrthum zuerst aufme
sam wurde, hatte von den Anhängern des Molinos Verfolgungen zu bestehen,
die Lehre von der falschen Ruhe in Gott 1687 in Rom verurtheilt und Molinos
Einsperrung verdammt wurde.

Unter anderer Form trat der Quietismus bald darauf in Frankreich a
M. Guyon. Eine geistreiche, beredte und schöne Frau war ihre Prophetin, Madame Guyo
Diese heißt *) eigentlich Johanna Maria Bouvier de la Motte, ist die Toch
eines Beamten von Adel, geboren zu Montargis den 13. April 1648, gestorb
den 9. Juli 1717 in Blois. Sie war ein kränkliches Kind, der die Pfl
und die Zucht durch die Hand der Mutter gar sehr abging, wurde nicht nach ein
für sie passenden Plane erzogen, sondern mehrmals zu den Ursulinerinen geb
und wieder hinweggenommen und es fehlte ihr eine feste, klare Durchbildung. I
Phantasie war reich, ihr Gemüth zart, die Neigung zur Frömmigkeit groß, a
auch früh war schon die Eitelkeit sehr rege. Bei ihrem Drang, sich geistig
beschäftigen, las sie Alles durcheinander, bald Schriften des heil. Franz von Sa
und der heil. Francisca von Chantal, bald Romane, Helden- und Liebesgeschicht
Bald wollte sie in den Orden der Visitantinerinen eintreten und rang nach d
„innern Gebet," bald freute sie sich der Huldigungen, die die Welt ihrer Schönh
darbrachte. Sie warf dann wieder die Romane ins Feuer, um bald wieder and
zu lesen; sie nahm einen Anlauf zum Höchsten, um doch wieder in Weltlust
versinken. 16jährig wurde sie an einen 38jährigen Herren von Guyon verheirath
Die Ehe war nicht glücklich, ihr Herz nicht befriedigt, ihr Mann kränklich
heftig. Statt aber ganz nur ihren Pflichten als Frau und Mutter zu leb
ergab sie sich dem Lesen und Brüten und rang nach dem „inneren Gebe
Kränklichkeit steigerte ihren Zug zur Innerlichkeit. Da sagte ihr ein Franciscan
der als Meister des innern Gebetes galt, sie suche das von außen, was sie sch
inwendig in sich habe, und wenn sie sich gewöhne, Gott in ihrem Herzen
suchen, so werde sie ihn daselbst finden. „Diese Worte, erzählt die Guyon, wa
der Pfeil, der mir durchs Herz fuhr. Von diesem Augenblick an ward mir e
wesentliche Erfahrung von Gottes Gegenwart in meinem innersten Grunde gegeb

*) La vie de Mme Guyon, écrite par elle-même. Cologn. III. voll. Deutsch ersch
'27 in Frankfurt und Leipzig.

nicht durch Nachdenken oder Ueberlegung des Verstandes, sondern als eine Sache, die man wesentlich besitzt auf eine sehr anmuthige Weise. Ich war plötzlich so verändert, daß ich weder vor mir selbst, noch vor andern Leuten mehr kenntlich war. Die Gebrechen und Widersetzlichkeiten schienen verzehrt zu sein wie ein Strohhalm von einem großen Feuer." — Mit andern Worten: die Guyon gerieth durch den magnetischen Rapport, in dem sie zu dem Franciskaner stand, in Ekstase, in welcher sie im innerlichen Gebet ohne Anwendung des diskursiven Denkens und Wollens mit Gott in einfacher Weise zu verkehren glaubte und im mystischen Genuß ihres Bildes von Gott schwelgte *). Sie glaubte, ihr Ich gehe in der uferlosen Unendlichkeit Gottes unter. Um das äußere Leben kümmerte sie sich jetzt wenig mehr, unter Leitung des unbesonnenen Franciscaners unterzog sie sich heroischen Abtödtungen, ließ sie sich gesunde Zähne ausreissen, um neue Schmerzen zu bekommen, und kranke stehen, um alte Schmerzen zu bewahren. Um das Hauswesen kümmerte sie sich gar nicht mehr: in Ekstasen verflossen ihr Stunden wie Augenblicke. Bald sammelte sich ein Kreis gleichgesinnter Seelen um sie. Aber auf die Erregung folgten auch wieder Abspannungen des geistigen Lebens, Versinken in Eitelkeit und Sinnlichkeit. Als der Tod ihres Gemahls die unglückliche Ehe 1676 löste, gerieth Frau Guyon unter die Leitung eines Barnabitenmönches, Lacombe, der, statt sie anzutreiben, sich ihrer unerzogenen Kinder anzunehmen, sie in dem Glauben bestärkte, sie sei berufen, die Christen ins innere Gebet einzuführen, und werde als wunderbare Gnadenmutter Millionen ein neues innerliches Leben geben. Sie machte Bekehrungen in Turin, in Grenoble. und kam als gefeierte Erscheinung nach Paris. Ihre Ekstasen steigerten sich, ihre Anhänger staunten sie an. Sie schrieb nicht blos viele Briefe, sondern auch Bücher: die verbreitetsten sind „das kurze und leichte Mittel zu beten" **) und „die Ströme ***)." Diese Ströme sind unsere Seelen, die in den Ocean der Gottheit einmünden müssen. Um wiederzuleben, muß unsere Seele sterben. Ist sie Staub und Asche geworden, so erwärmt und belebt sie sich wieder. Aber sie lebt nicht mehr ihr eigenes Leben, sondern sie lebt in Gott. Sie hat dann keinen eigenen Willen und kein eigenes Verlangen mehr, Gott ist ihre Seele; sie besitzt das, was sie liebt, sie schaut Nichts als in Gott. Auch schrieb die Guyon Erklärungen der h. Schrift, sie dichtete und drückte im Gesang die Entzückungen ihrer Liebe aus. Sie nannte sich das schwangere Weib der Apokalypse, die Gründerin einer neuen Kirche, sie prophezeite, daß die ganze Hölle sich gegen sie erheben werde. Sie hatte eine reiche Phantasie, ihre Schriften enthalten dichterisch schöne Stellen, namentlich ihre Briefe, aber oft ist auch mehr Wärme als Licht darin, und in sehr sinnlichen Bildern drückt sie oft die Liebe zu Gott aus. Meist schrieb die Guyon in Ekstase, auch ihre Briefe. Sie sagt selber: „Eh und bevor ich schrieb, wußte ich nicht, was ich schreiben sollte, und hatte ich dann geschrieben, so fiel mir Nichts mehr ein, was ich schreiben sollte. — Was ich schrieb, war mir etwas Fremdes. — Gott gab mir einen unerhört schnellen Fluß zu schreiben." — Ihr Selbstgefühl stieg mit dem Anhang, aber auch die Trübung ihres Bewußtseins. In Paris nahm die Maintenon sich wohlmeinend anfangs ihrer an, sie durfte in Saint-Cyr Conferenzen halten, so oft sie wollte.

Les torrents.

*) Ruckgaber, Der Quietismus in Frankreich. Tübinger Theologische Quartalschrift. 3. Jahrgang. 2. Heft 254—57.

**) Le moyen court de faire oraison.

***) Les torrents spirituels.

Fenelon. Am Hofe sah sie Fenelon, der ihre Seltsamkeiten für unschuldige Uebertreibunge einer frommen hochbegabten Frau hielt. Sie spricht von Millionen Anhänger und es mußte darum die Frage zur Entscheidung kommen, ob diese Lehre vo der uneigennützigen Liebe Gottes keine Gefahren in sich berge. Bedenklich wa daß sie die Beichte verschob: seine Sündenlast so schnell vom Hals zu habe sei eigennützig; daß sie das Opfer der Reinheit als angezeigt betrachtete, wi wir dadurch vor Gott nur nichtiger werden, daß sie die Sehnsucht verwar mit Gott in ewiger Seligkeit vereinigt zu sein: aus Liebe müsse man sogar d Hölle für sich nehmen; man müsse Gott ohne weitere Bedingung das Opf der Seligkeit antragen. Sie rühmt sich des besondern heiligen Geistes, den il Gott gegeben habe, während ihre Schrifterklärung von Willkürlichkeiten wimmel Um so gefährlicher wurde die Richtung, als ihre Gründerin sich mit de Mantel Fenelons deckte. Dieser hatte in seiner Jugend schon gerne Mystik gelesen, und ihm gefiel der Geist, der Eifer und die Sittenreinheit der Guyo

Spott. Aber auch der Spott regte sich. La Bruyère verhöhnte das uneigennütz Gebet der Quietisten *): „O Gott, der du eben so sehr im Himmel und auf d Erde, als in der Hölle bist, der du überall gegenwärtig bist, ich will weder, no verlange ich, daß dein Name geheiligt werde. Du weißt selbst, was dir geneh ist. Wenn du willst, daß es ins Leben trete, so wird es schon geschehen, ohne da ich es will oder verlange. Dein Reich komme oder komme nicht, mir ist es gleic gültig. Auch bitte ich nicht, daß deine Wille geschehe im Himmel und auf Erde er geschieht auch ohne mich, meine Pflicht ist mich zu fügen. Gib uns gnädig unser tägliches Brod oder nicht, ich wünsche es weder zu haben, noch zu en behren. Wenn du mir meine Schulden vergibst, wie ich sie meinen Schuldner vergebe, so ists noch besser, denn es ist dein Wohlgefallen. Endlich habe ich mi

---

*) Dialogues posthumes sur le Quiétisme. Auch in Poesie ward die Richtung verbr[illegible] wie folgende Paraphrase dreier Bitten aus dem Vaterunser beweist.

Adveniat regnum tuum.	Votre royaume a des appas Pour des âmes intéressées; Les nôtres d'un motif si bas Se sont enfin d.barrassés. S'il vient, il nous fera plaisir; Mais Dieu nous garde du désir.
Panem nostrum quotidianum da nebis hodie.	Seigneur, notre pain quotidien Ne peut être que votre grâce: Donnez-le-moi, je le veux bien; Ne le donnez pas, je m'en passe. Que je l'aie ou ne l'aie pas, Je suis content dans les deux cas.
Et ne nos inducas in tentationem.	Seigneur, si votre volonté Me met à ces grandes épreuves Qui désespèrent le tenté, Mon coeur pour vous donner des preuves De mon humble soumission Consent à la tentation.

deinen Willen allzusehr ergeben, als daß ich dich noch bitten sollte, mich vor den Versuchungen und der Sünde zu befreien."

Neue Lehren, die große Verbreitung finden, sind in Frankreich immer bedeutsam, denn der Weg von dem Kopf in die Hand ist bei den Franzosen sehr kurz. Eine neue Anschauung begnügt sich nicht lange mit ruhiger Erwägung, sie will handeln, sich verbreiten, Regel und Thatsache werden. Der Maintenon wurde bange über die Begünstigung, die sie der Guyon bisher gewährt hatte, sie ließ Bossuet kommen, das Orakel der französischen Kirche, um mit ihm zu berathen: man bewog die Guyon, ihm ihre Bücher und ihre Manuscripte zu übergeben August 1693. Bossuet prüfte sorgfältig und kam bald zur Ueberzeugung, daß er es hier mit einer großen Verirrung zu thun habe, und zeigte ihr in einer Besprechung, daß zwanzig Puncte in ihrer Lehre anstößig seien. Die Guyon zog sich hierauf von Bossuet zurück, dem Schutze Fenelons vertrauend, und der Bischof von Meaux verhandelte nun mit seinem Freunde, von dem er kaum glauben konnte, daß er eine solche Lehre vertheidigen möge: zitternd habe er herumgetastet, bei jedem Schritt einen Sturz fürchtend, wenn ein so einsichtsvoller Geist fallen könnte. Die Verhandlungen waren anfangs freundschaftlich, und aber gespannt. Fenelon hatte für Alles Entschuldigungen, der Kern sei gut bei Madame Guyon, man dürfe es mit ihren Ausdrücken nicht so genau nehmen, man müsse die Geister prüfen, sie seien nicht alle gleich. Bossuet hingegen hielt die Irrthümer für bedeutsam und verließ erschüttert seinen Freund. Es lag ihm viel daran, Fenelon aus dieser gefährlichen Verbindung herauszureissen und den Glauben rein zu erhalten, und der Maintenon lag daran, die persönliche Schuld wieder gut zu machen, welche sie als langjährige Beschützerin des Irrthums auf sich geladen: hatte doch sie die Freilassung der Prophetin von Ludwig XIV. erwirkt. Wenn nach reiflicher Untersuchung die Lehre der Guyon verurtheilt wurde, so mußte auch Fenelon von ihr sich zurückziehen und der Maintenon lag an seinem reinen Ruhm eben so sehr wie Bossuet. Man veranlaßte daher die Guyon, eine Untersuchung über ihre Lehre zu fordern. Noailles, Tronson und Bossuet wurden vom König zu Richtern bestimmt. In Issy kamen die Prälaten mit der Guyon zusammen. Alles wurde gründlich erwogen, die Verhandlungen dauerten über ein Jahr. Fenelon sandte Gutachten ein, die sich auf seine umfassenden mystischen Studien gründeten. Er versprach, wenn man ihm nachweise, worin er gefehlt habe, sich unbedingt zu unterwerfen. Die Commission hoffte auch sicher, ihn aus seiner Verbindung herauszureissen. Indeß wurde Fenelon 4. Februar 1695 zum Erzbischof von Cambray ernannt und man ließ ihn an den Verhandlungen sich betheiligen und er unterschrieb am 10. März 1695 die 34 Artikel, über welche sich das Gericht aussprach, mit Bossuet, Noailles und Tronson zusammen. Mit Recht ward hier erklärt, daß es keine Geheimlehre in der Kirche gebe, keine apostolische Tradition, als die von der Kirche anerkannte und ausgesprochene, daß die Gleichgültigkeit, welche die christlichen Hoffnungen aufhebe, nicht Sache der Vollkommenheit sei, daß es

Bossuet und Fenelon.

Maintenon.

Conferenz zu Issy

Artikel von Issy.

allerdings Seelen gebe, die Gott allein führe und denen Nichts weiter vor
schreiben sei, daß aber die Gabe der Prophetie nicht mit einer Stufe der Vo
kommenheit nothwendig verbunden sei; daß wir nie das Strafgericht der göttlic
Gerechtigkeit uns wünschen sollen, daß wir aber schrankenlos nur im V
trauen auf die göttliche Barmherzigkeit sein dürfen. Die Guyon, die
in einem Kloster zu Meaux aufhielt, unterwarf sich den Artikeln von Issy, v
dammte die Irrlehren des Molinos und Lacombe, erklärte, sie habe nie
Absicht gehabt, im Gegensatz zur Kirche Etwas zu glauben oder zu lehr
betheuerte aber auch, sie habe nie einen der von Bossuet verworfenen Irrthüm
gelehrt; sie versprach ihm alles Schöne und Gute, namentlich auch, daß
nie mehr in Paris sich aufhalten wolle, wo der größte Kreis ihrer Anhän
war. Darauf stellte ihr Bossuet ein ehrenvolles Zeugniß aus, reichte ihr
Communion und erlaubte ihr, von Meaux sich zu entfernen. Die ganze Irrle
schien damit beendet. Bossuet weihte am 10. Juni 1695 seinen Freund Fenel
zum Bischof, dieser hatte noch versprochen, ein Buch, welches Bossuet, um
alle Zukunft diesem Irrthum vorzubeugen, über die verschiedenen Stufen
Gebetes *) verfaßt hatte, zu approbiren. Fenelon ging nun in seine
Diöcese.

Neuer Streit. Auf einmal aber trat die ganze Frage in eine neue Wendung. Die Guy
hielt ihr Wort nicht, sie nahm wieder Wohnung in Paris, sie knüpfte i
alten Verbindungen von Neuem an, das quietistische Treiben bekam einen frisc
Aufschwung, und der Erzbischof von Cambray zog das Versprechen zur
das er als Abbé Fenelon gegeben hatte. Die Maintenon fühlte sich getäu
und Bossuet war sorglich vor einer neuen Gefahr für die Kirche Frankreic
er warf sich vor, der Guyon zu wohlfeilen Kaufs ein Ehrenzeugniß ausgest
und die Sache zu leicht genommen zu haben. — Die Guyon wurde n
Vincennes in Haft gebracht, von Fenelon verlangte Bossuet, daß er auch je
Schein der Begünstigung einer Irrlehre von sich weise. Dieser aber war erschütt
über das Schicksal der Frau, die er hochachtete; er meinte, mit der Forder
seiner Unterschrift wolle man seiner Ueberzeugung Gewalt anthun, und er be
in der That die Ansicht von 5 Stufen in der Liebe zu Gott, deren höch
vollkommen uneigennützig sei, ohne Hoffnung, ohne Furcht, ohne Beimisch
irgend eines menschlichen Gefühls, und diese gegen alles eigene Hoffen u
Wünschen gleichgültige Liebe däuchte ihm in der That als der höchste Gr
der Vollkommenheit. Seine Rechtgläubigkeit, meinte er, habe er hinlänglich
wiesen, mit dem Unrecht gegen die Guyon wolle man ihm selber einen Schim
anthun. An die Stelle der frühern Freundschaft der beiden großen Zierden d
Maximes des Saints. Kirche von Frankreich trat Erkältung und das Buch Les Maximes des Saint
welches Fenelon 1696, um seine Ansichten zu rechtfertigen, erscheinen li

*) Instruction sur les états d'Oraison.

agte einen Streit, dem nicht blos Frankreich, sondern das ganze gebildete ropa mit Spannung zusah. Beide Männer entfalteten in ihren Schriften r oder gegen eine erstaunliche Gewandtheit, Schärfe und Gelehrsamkeit, bis er heil. Stuhl, an den Fenelon Berufung einlegte, gegen ihn entschied.

Fenelon gab sich außerordentliche Mühe zu zeigen, daß seine Lehre von r uneigennützigen Liebe, die selbst bis zum Opfer der eigenen Seligkeit sich eigern könne, nicht mit der vom heil. Stuhl verworfenen Lehre des Molinos eich sei. Molinos lehrte, man muß Gott lieben, so daß man selbst in die eigene erdammung willige, wenn sie in den Absichten Gottes liegt, daher die Gleich- ltigkeit gegen Alles, was nach der christlichen Lehre uns vor der Verdammung ern kann. Fenelon meinte, die reine Liebe schließt das Vertrauen auf die Ver- ißung der ewigen Seligkeit nicht aus, noch die Handlungen, in denen wir sie ringen, erklärte aber diese für untergeordnete Beweggründe. Im Wesentlichen hielte er doch an die Lehre des Molinos an und die Maintenon war nicht im recht, wenn sie sagte: „wenn der Erzbischof von Cambray nicht verurtheilt wird, ist er ein stolzer Vertheidiger des Quietismus." Er mußte zugeben, daß diese re von Heuchlern mißbraucht werden könne, daß sie nur für gewisse und für onders begabte Geister passe, aber Bossuet betonte dagegen mit Recht, daß die holische Lehre für alle Welt giltig sein müsse, für Geister jeder Art, für alle tände, daß es kein Christenthum der Conventikel und Schöngeister gebe, die mit einer besondern Frömmigkeit brüsten dürften. Die edelsten Geister Frank- wie Racine schlossen sich in diesem Kampf auch an Bossuet an, Fenelon allein. Die Scudery schreibt nicht mit Unrecht: „Ich will mich nicht in Streit über solche Dinge mischen; in Ruhe beschränke ich mich auf die e Gottes, auf das neue Testament und das Vaterunser, denn ich glaube, ein Gebet, das Jesus Christus selber gelehrt hat, keine üble Eigensucht in einschließen kann, wenn auch Madame Guyon es für ein interessirtes Gebet ärt, was die Grundlagen des Christenthums zerstören würde." — Ein Zeit- osse*) ist in vollem Recht, wenn er sagt: „Man erhebt sich und schraubt sich ungeeigneten Feinheiten hinauf, die durch ihre Unmöglichkeit gefährlich werden, die glauben lassen könnten, daß die Religion von unsern Meinungen abhängt daß sie nur das Werk unseres Nachdenkens ist; indem man nur von der röße Gottes und des Schöpfers erfüllt sein will, vergißt man an die Nichtigkeit, die Schwäche und Ohnmacht des Geschöpfes zu denken, und an sein Bedürfniß, den Gedanken an sein Heil gehoben zu werden, um der Verzweiflung über en Fall zu entgehen." — Ein richtiges Urtheil sprach der geniale Leibnitz über die e Frage aus: „Die Guyon ist eine hochmüthige Hellseherin und der Erz- of von Cambray hat sich durch ihr geistreiches Wesen täuschen lassen. Eines gewiß, Bossuet hat Recht in seinen Lehrbestimmungen und auf der andern Seite Fenelon unschuldig." — Dies war auch die Meinung der Maintenon über elon: „Wenn er sich nicht hätte täuschen lassen, so könnte er durch Gründe den rechten Weg gebracht werden, aber er ist im guten Glauben befangen, rum habe ich keine Hoffnung mehr auf ihn." Bossuet aber hat im Eifer für reine Lehre sich bis zur leidenschaftlichen Aeußerung fortreißen lassen, die yon sei die Priscilla eines neuen Montanus, und Fenelon war doch ein reiner

Molinosismus.

Fenelon.

*) Mitgetheilt bei Nisard. III. 359.

Charakter. Nur die allgemeine Ueberzeugung von seinem edlen Streben, von de
Adel seines Wesens machte es ihm, trotz dieses Vorwurfs, der ihn eigentlich lächerli
hinstellte, noch möglich, daß er sich als Erzbischof von Cambray halten konn
Bossuet. Nisard sagte über diesen Streit zwischen beiden Männern sehr gut *): „Bossu
ist der Lehrer der allgemeinen Kirche, Fenelon der Mann der subjectiven An
fassung. Beide Gegensätze bilden das Leben der menschlichen Gesellschaft: vo
einen kommt die Ordnung, die Regel, die Hierarchie, der erhaltende Geist; vo
andern kommen die Bewegung, die Revolution, die durch die Leidenschaften, d
sich mit ihr verbinden, blutig wird, die Thätigkeit, die Neuerung, die Erfi
dungen. Für diesen großen Kampf sendet die Vorsehung zu gewissen Zeiten übe
legene Männer in die Welt, in welchen sich beide Principien verkörpern; u
weil dieser Kampf unvermeidlich ist, ist Jeder, der darin im guten Glauben m
streitet, ohne Schuld; aber da es keinen Kampf in der Welt gibt, ohne daß
einen Sieger und einen Besiegten gibt, so muß das Princip der Erhaltung üb
den Gegner den Sieg davon tragen, wenn es sich nicht mit ihm zu vertrag
vermag. In dem Streit zwischen Bossuet und Fenelon war eine Vermittlu
nicht möglich. Die individuelle Richtung hätte nur zu den schlimmsten Ding
zu ermüdenden theologischen Spitzfindigkeiten und zum Verlangen einer Frö
migkeit geführt, welche selbst für die Einsiedler von la Trappe unerreichbar schi
Es war nöthig für den öffentlichen Geist Frankreichs, wie für die Religion, d
Fenelon besiegt wurde, und Bossuet war auf dem rechten Weg, nicht bloß w
den Glauben, sondern auch was die Methode anbelangt. Die Ueberlegenheit d
Talents und der Ruhm des guten Beispiels waren auf seiner Seite. Se
Polemik ist bewunderungswürdig, und wenn sie persönlich wurde, so ist d
Folge der menschlichen Schwäche, die zuletzt nicht ohne Persönlichkeit polemisi
kann." — Bossuet spricht als Vertreter der Kirche, Fenelon als der Vertre
seiner eigenen Ansicht, er entfaltet darin den vollen Zauber seines Talents u
den Eifer eines Mannes, der eine eigene Idee verficht. Er kehrte in imm
neuen Wendungen auf seine Anschauung zurück, mit Beschränkungen, Umd
tungen, so daß Bossuet ihm zurief: „Die Wahrheit ist viel einfacher, und w
man so oft verändern muß, hat keine feste Grundlage. Es gibt nur Eine we
Weise, die Sache zu sagen, und die ist die Sache selber." — Sich in fal
Speculationen zu verirren, das Unbegreifliche begreiflich machen zu wollen, d
Zweiflern Stoff zu geben, war niemals Bossuets Sache. Er hielt es für v
lorene Zeit, er wollte nur die von Gott gegebene Wahrheit wiederspiegeln;
beugte vor ihr demüthig das Haupt, wie ein frommes Kind; aber er ist — w
ein Franzose richtig bemerkt — auch ein Beweis dafür, wie viel stärker, fr
und mannigfaltiger man durch den Glauben und Gehorsam gegen ein höhe
Princip, als durch die Launen eines Geistes wird, der nur an sich selber gla
und sich höher achtet, als die Wahrheit.

Ludwig XIV. Mit dem König hatte es Fenelon durch die Herausgabe seiner Grundsä
der Heiligen und durch seine Hartnäckigkeit für immer verdorben. Seine B
um Urlaub zu einer Reise nach Rom wurde abgeschlagen und er in seine Diöc
verbannt. Ludwig XIV. schrieb selber an den heiligen Vater gegen das Buch d
Erzbischofs, als ein sehr schlechtes und gefährliches, und verlangte rasche Ver
theilung desselben, die er mit seiner ganzen Gewalt zur Anwendung bring
Innocenz XII. werde. Die Gemessenheit und Bedächtigkeit, mit der man in Rom den Pro
vornahm, ließ ihn aufs neue auf rasche Verurtheilung dringen. Ein Neffe d

*) Histoire de la littérature française. III. 351.

...ens und ein vertrauter Freund desselben wurden ihres Titels als Lehrer des Herzogs von Burgund für verlustig erklärt, zwei andere intime Verehrer wurden vom Hofe verbannt — lauter Anzeichen, wie hoch der Zorn des Königs loderte. Vier Tage, ehe die zweite königliche Botschaft in Rom eintraf, 9. März 1699, war Fenelon in Rom schon verurtheilt. Am 24. März erfuhr dies Fenelon, eben als er auf die Kanzel gehen wollte — er änderte sein Thema, sprach in ergreifenden Ausdrücken über die Pflicht des Gehorsams gegen die Kirche und theilte den Zuhörern, die ihn jetzt nur noch mehr bewunderten, das Urtheil des heiligen Stuhles mit. Dasselbe that er in einem Hirtenbrief an seine Diöcese, und verbot allen Gläubigen das Lesen seines Buches. Dem heil. Vater theilte er seine volle Unterwerfung mit, und in Rom war die Meinung, Fenelon habe gefehlt durch das Uebermaß der Liebe und Bossuet durch den Mangel an Liebe. Damit hatte die pietistische Bewegung in Frankreich ihr Ende erreicht, Bossuet einen vollständigen Triumph, aber Fenelon stand nach seiner Niederlage in frischem Glanze da. Verurtheilung. Unterwerfung.

Den Zorn des Königs vermehrte das Erscheinen des Telemach, der nur für den Zögling geschrieben war, und dessen Veröffentlichung der Verfasser nie beabsichtigt hatte. Ein Schreiber Fenelons mißbrauchte sein Vertrauen und verkaufte eine Abschrift, 1698. Ein Buchhändler ließ sie drucken ohne den Namen des Verfassers, die Regierung ließ alle Exemplare mit Beschlag belegen, 1699 erschien das Ganze nichts desto weniger im Haag, beim Buchhändler Adrian Moetjens. Es flog durch Europa. Kaum konnten die Pressen der Nachfrage genügen, es wurde vielfach nachgedruckt, in alle Sprachen Europas übersetzt, auch ins Lateinische, und zwar in Prosa und Verse, ins Griechische und Armenische. Es gibt wenige Bücher, von denen man so viele Ausgaben und Uebersetzungen hat. Aber wie stieg der Zorn des Königs, als die auswärtigen Höfe und Fürsten schadenfroh das Buch als eine Satire auf den Hof zu Versailles begrüßten, als darin der Uebermuth und die Folgen der Willkürherrschaft gegeißelt seien. Vergebens betheuerte der Verfasser, der übrigens sein Buch nie öffentlich anerkannte, er habe nie eine Verhöhnung des Hofes zu Versailles schreiben wollen, er sei zur Zeit, da er es abfaßte, mit Zeichen der Gnade und des Vertrauens vom Könige überhäuft worden. Nicht bloß der Hof wurde ihm verboten, sondern auch der Titel eines Lehrers der Kinder von Frankreich wurde ihm entzogen. Seinem Schüler ward jeder persönliche Verkehr mit ihm untersagt. Als der Herzog auf dem Feldzug 1702 Cambray berührte, ward ihm eine Besprechung mit seinem Lehrer nur unter der Bedingung gestattet, daß dies nicht unter vier Augen geschehe. Nur die Verehrung, die er genoß, und die Rücksicht auf den heiligen Stuhl schützten Fenelon, daß man ihn nicht in seiner bischöflichen Würde antastete. Er lebte nun ganz seiner Diöcese, hörte Beicht, wer bei ihm sein Gewissen entlasten wollte, hielt Pastoralconferenzen, überwachte die Heranbildung eines tüchtigen Clerus, predigte viel und hatte noch immer Zeit, als Schriftsteller thätig zu sein. Seine einzige Erholung war ein Gang in die freie Natur. Der Zauber seiner Unterhaltung war unvergleichlich. „Man kann es nicht unterlassen, ihn zu besuchen," sagt ein Zeitgenosse, „es ist schwer, von ihm wegzukommen, und man möchte immer wieder zurückkehren." — Kein Bischof wußte besser mit den Landleuten zu verkehren, er besuchte ihre Hütten, linderte ihre Noth, nahm Theil an ihrem einfachen Mahl. Als der Krieg in seiner Diöcese tobte, bezeigten auch die Feinde durch mildere Behandlung des Volks ihm ihre Hochachtung. Sein Ruf war europäisch. Ein Schotte, Ramsay, ein Calviner, suchte bei ihm Lösung seiner Zweifel, ward Katholik und hat ein schönes Buch über ihn geschrieben. Sein Schüler blieb immer in geheimem Verkehr mit ihm, fragte ihn um Rath in den Nothzuständen des spanischen Erbfolgekrieges. Für ihn schrieb er die Direction Telemach.

pour la conscience d'un roi *). Doch der Dauphin, die letzte Hoffnu Frankreichs, sank am 18. Februar 1712 ins Grab und die gefürchtete Rege schaft des Herzogs von Orleans stand bevor. Einflußreiche Männer wandten an den Bischof um Rath. Er bezeichnete die Herzoge von Beauvilliers, Chevre und St. Simon als Mitglieder der Regentschaft, die noch unter Ludwig XI sich versammeln und unter seinen Augen amten sollte: aber der erste starb 17 der zweite 1714, und so scheiterte wieder ein Plan Fenelons und der Her

Orleans. von Orleans war der Unvermeidliche. — Wahrscheinlich hat dieser insgeheim v diesen Plänen erfahren und suchte, überzeugt von der Bedeutung des Mann Fenelon für sich zu gewinnen. Seine Abhandlung über das Dasein Gottes w damals erschienen und Orleans setzte sich mit dem Erzbischof von Cambray Verbindung, um in philosophischen Fragen bei ihm sich Raths zu erholen. einer Reihe von Sendschreiben an Orleans behandelte nun Fenelon die Verehru Gottes *), die Unsterblichkeit der Seele und den freien Willen, dann die Wa heit der christlichen Religion und die Lehrgewalt der katholischen Kirche **). St

Fenelon †. bend (7. Jänner 1715) richtete Fenelon an Ludwig XIV. die Bitte, ihm keinen Na folger zu geben, der dem Jansenismus anhänge. In seinem Testament betheu er noch einmal seine Unterwerfung unter den heil. Stuhl. Auf einer golden Monstranz, die er seiner Kirche vermachte, war er abgebildet, wie er mehre häretische Schriften mit Füßen tritt, und darunter auch sein eigenes Buch, Grundsätze der Heiligen. Die Revolution, welche so viele Erinnerungen an gro Männer der Vergangenheit vernichtete, ist vor seinem Sarge stehen geblieb Cambray setzte ihm 1824 ein Denkmal. Der Klerus von Frankreich bestimm 1782 40,000 Livres zu einer vollständigen Ausgabe seiner Werke, sie sind 34 Bänden 1820—1830 in Versailles erschienen.

Bossuet †. Sein großer Gegner Bossuet war schon am 12. April 1704 ins Grab gesunk La Bruyère hatte ihn noch während seines Lebens einen Kirchenvater genan Massillon in der Trauerrede auf den Dauphin gesagt: in den ersten Jahrhu derten des Christenthums geboren, wäre er das Orakel der Kirche gewesen und hätte Nikäa und Ephesus den Vorsitz haben müssen. Sein Ruhm hat sich nicht gem dert. Chateaubriand nennt ihn in seinem Geist des Christenthums einen Staat männischen Geist von der Bedeutung des Thukydides, beredt wie Titus Livius u einen Seelenmaler wie Tacitus; er sei ein Kirchenvater, ein begeisterter Priest dessen Stirn wie beim Gesetzgeber der Hebräer von einem überirdischen Feuer strah

Guyon. Die Guyon, deren Geist und Irrthümer so vielen Zwiespalt, bittere Stund und Arbeit zwischen die zwei Männer warf, wurde 1702 aus der Bastille e lassen und nach Blois verbannt, wo sie noch 15 Jahre in der Vergessenheit u in Werken der Frömmigkeit lebte. Die Klarheit ihres Geistes schwand imm mehr, die Glut ihrer Liebe wuchs; jeder Gegenstand, der ihr in die Hände fi wurde ihr ein Bild ihrer Liebe zu Gott. Sterbend betheuerte sie ihre Anhän lichkeit an die katholische Kirche, aber auch daß man ihr Unrecht gethan hab Bausset meint, sie habe sich ihr Unglück zum Theil durch ihren unklugen Ei ihre ungenaue Sprache und tadelnswerthe Grundsätze zugezogen; sie sei nicht würd gewesen, einen so ausgezeichneten Freund wie Fenelon zu haben, und ihr Unglü sei gewesen, daß sie einen so überlegenen Gegner wie Bossuet bekam. Das Urth

*) Vergl. Band V. 1097.
**) Le Culte de la divinité. L'immortalité de l'âme. Le libre arbitre.
***) La vérité de la religion chrétienne. L'Autorité de l'Eglise catholique

er sie schwankt heute wieder in Frankreich: noch neulich hat Michelet ihre reine
egeisterung gepriesen und sie für eine der größten Mystikerinen erklärt *).

Es ist eine Zeit reich an großen Talenten in der geistlichen Beredtsamkeit.
ls Bossuet 1669 die Kanzel in Paris verließ, begann wieder ein großer
edner seine Stimme dort ertönen zu lassen, Bourdaloue. Er wirkt jedoch Bourdaloue.
it andern Mitteln: während Bossuet vorzugsweise die dogmatische Wahrheit
seinanderseßt und die Moral nur gelegentlich daran knüpft, ist Bourdaloue
rzugsweise Sittenlehrer; während Bossuet von der Höhe seiner Betrachtungen
lde auf unsere Gebrechen herabsieht, wirkt Bourdaloue namentlich als strenger
ttenrichter. Man ging mit einer Art Schrecken in seine Predigten, in denen
ne Scheu dem Hohen wie dem Niedern die Wahrheit gesagt, die Larve von
m Gesicht gerissen wurde. Man fürchtete eben so sehr, was er sagte, als was
bloß andeutete. Die Sevigné schreibt: „die Rede Bourdaloues hat eine Kraft,
n einen zittern zu machen.“ Während Bossuet die Fülle der Ideen sich
ießen läßt und die Blitze seines Genius das Herz entzünden, wirkt Bour-
loue vorzugsweise auf den Verstand und dann erst auf das Herz: das Licht
l die Wärme geben; er beweist sorgfältig jeden seiner Sätze. Man hat das
uhige Gefühl, gerade und in leichter Weise auf die Wahrheit loszugehen,
ne Begriffe sind alle scharf, seine Sätze folgen einer aus dem andern, er will
ehr überzeugen als rühren. Seine Vorträge zusammen bilden ein ganzes System
r Religionslehre. Sein Ausdruck ist leicht und frisch, seine Stimme war
rmonisch, süß und voll. Der Blitz seines halbgeschlossenen Auges wurde von
n Zuhörern gefürchtet. Seine Reden sind gleichmäßig ausgearbeitet.

Bourdaloue **) ist geb. in Bourges 20. August 1632 und gestorben den
. Mai 1704. Mit Mühe erlangte er von seinem Vater die Erlaubniß, in
n geistlichen Stand zu treten. Er wurde Jesuit und war lange Professor der
en Literatur, der Rhetorik, der Philosophie und der Moral, und diese 18jährige
schäftigung in streng wissenschaftlicher Methode zeigt sich in der regelrechten
ordnung seiner Reden. Er predigte zuerst in der Provinz mit großartigem
folg. Die Enkelin Heinrichs IV. erinnerte sich der Wirkung seiner Rede, als
sich dem Tode nahe fühlte, und ließ ihn 1669 nach Paris kommen. Bourdaloue
edigte vor dem Hofe. Der Erfolg war unerhört. „Nie hat ein Prediger, schrieb
Sevigné, so erhaben und so edel die christlichen Wahrheiten verkündet.“ Man
rglich ihn mit Demosthenes, mit dem heil. Augustin. Ludwig XIV. wollte,
solle 10 Jahre hintereinander die Fastenpredigten am Hofe halten. „Ich habe
er seine Wiederholungen, sagte er, als neue Reden von Andern.“ Bourdaloue
ußte nicht bloß den Großen, sondern auch den Niedern das Wort Gottes zu
rkünden. Wie wenn er Paris und die Bewunderung, die ihm dort folgte, fliehen
d für seinen Ruhm Verzeihung erlangen wollte, so bat er seine Obern ihn
auf das Land zu senden, — er mußte aber in der Stadt bleiben. Da war er aller-

*) Michelet, Du prêtre, de la femme, de la famille, Chap. VII.
**) Biographie générale vol. 7.

dings unermüdlich, oft hörte er sechs Stunden des Tages Beicht und Reiche wie Arm strömten hinzu, um vor ihm ihr Herz auszuschütten. Dies gab ihm wieder ein tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Als er nach Aufhebung des Edictes von Nantes in Languedoc einige Zeit als Missionär verwendet wurde, hatte e ungeheuern Erfog, und gewann er eben so sehr durch die edlen Züge seine Herzens wie durch die Stärke seiner Lehrsätze eine Menge Hugenotten für di Kirche. Er war ein reiner und bescheidener Charakter, aufrichtig, und lebte, wi er lehrte. Ungemein gefällig hielt er auf Bitten eine Predigt zu einer Zei wo seine Gesundheit schon sehr angegriffen war. Ganz erschöpft verließ er di Kanzel, um bald darauf zu sterben, 13. Mai 1704. Man hat mit Recht vo ihm gesagt, sein Leben sei die beste Widerlegung der Anklagen, die Pascal gege die Jesuiten schrieb. Der erste Theil seiner Passion gilt für sein Meisterwer Auch Gegner des Christenthums lesen seine Reden heute noch gern wegen ihr Formvollendung. Cardinal Maury *) charakterisirt dieselben am besten mit de Worten: „Was mich immer entzückt, ist daß in Uebung seines apostolischen Amte dieser Redner voll Genie stets sich selber vergißt, um sich nur mit dem Seelen heil seiner Zuhörer zu beschäftigen, daß er, während sonst so oft in den Predigte zu viel declamirt wird, sich nie ein einziges unnöthiges Wort erlaubt, ni eine Uebertreibung sich zu Schulden kommen läßt, daß seine Sittenlehre imme von der Weisheit geregelt und auf Grundsätze zurückgeführt, praktisch bleibt; ferne fesselt mich die unerschöpfliche Fruchbarkeit seiner Entwürfe und seine Gabe de Stoff zu ordnen, die Quintilian mit dem Talent eines Generals vergleicht, de sein Heer in Schlachtordnung aufstellt. — Es ist die Macht der Dialektik, de feste Gang, die wachsende Stärke der Gründe, die genaue und gedrängte Logi Es ist die Beredtsamkeit, die auf Ueberzeugung sich stützt und die Scheingründ Widersprüche, die seltsamen Einwände niederschlägt. Alles steht hier im innigste Zusammenhang, jeder Gedanke strebt zum gleichen Ziel des Redners, der ste die Wahrheit dem Schimmer vorzieht. Es ist die niederschmetternde und doc salbungsvolle Rede des Anklägers, der vor dem Gerichte deines Gewissens di selber anklagt und dich zwingt, insgeheim dich selber zu verurtheilen; es ist di Klarheit, mit der er all unsere Pflichten auf den wahren Bedürfnissen unsere Natur aufgebaut; es ist diese Fülle seines Genies: der Zuhörer meint, al Gründe seien erschöpft, Vollendeteres könne es Nichts geben, und doch hat er übe jeden dieser Stoffe zwei= oft mehrmals gepredigt und man weiß nicht, welch Rede man den Vorzug geben soll. Es ist diese wissenschaftliche Sicherheit, di aus jeder Rede ein abgerundetes Ganzes macht; es ist die Einfachheit des nervige und ergreifenden, natürlichen und doch edlen, lichtvollen und doch gedrängten Stile in welchem nur das Licht des Gedankens glänzt, wo immer der strengste un reinste Geschmack herrscht, wo nie ein Ausdruck zu hoch oder zu niedrig ist. E ist der Scharfblick, welcher jeden Gegenstand durchdringt und erschöpft; es ist di weite und tiefe Auffassung, die er nur mit dem heil. Augustin und mit Bossue theilt, um im Evangelium mit einem Blick Dogma und Moral zu umfassen; e ist die Aufeinanderfolge seiner Bilder, seiner Beweise, seiner Anregungen, die tief Auffassung der Religion, die ergreifende Anwendung von Beweisen der Schri und der Kirchenväter, aus welchen er immer glücklich gewählte Stellen anführt **).“

---

*) Eloquence chrétienne.

**) Seine Reden umfassen 17 Bände. Paris 1826; sie wurden auch ins Lateinisch übersetzt.

Gefeiert als Redner und noch heute viel gelesen und als Meister des Stils bewundert ist ein anderer Zeitgenosse, Fléchier. Bei Bossuet schießen Fléchier. ie Gedanken wie Blitze aus einer Wolke und seine unerreichte Kunst ist, daß r immer natürlich bleiben will und, indem er sich rein dem Strome seiner Gedanken und Gefühle überläßt, doch jede seiner Reden den Eindruck eines abgeschlossenen Kunstwerkes macht. Bourdaloue ist einfach, sein Wort schließt ch an den Gedanken an, wie ein Kleid eng an den Körper. Fléchier ist künstlich, er sucht die Antithesen zusammen, die er sinnig einander gegenüberstellt, – er will einen glänzenden Eindruck hervorbringen. Fléchiers Ruhm sind seine Gedächtnißreden: die Rede auf Turenne 1670, auf Bossuet gelten für seine Meisterstücke; nach ihnen die auf die Herzogin von Montausier (1671), auf ie Herzogin von Aiguillon (1675), auf den Parlamentspräsidenten von Lamoignon (gest. 1677) auf die Dauphine (1690), auf den Herzog von Montausier 1690), auf die Königin Maria Theresia (1689).

Die Herzogin von Montausier war das Fräulein Julia von Rambouillet, Eloges funèbres ie mit ihrer Mutter im Hôtel Rambouillet die aufstrebenden Talente ihrer Zeit versammelte. Ihr Gemahl, der Herzog von Montausier, hatte die oberste Aufsicht über die Erziehung des Dauphin und war ein Mann, der wegen seiner sittlichen Würde und strengen Wahrhaftigkeit der französische Cato genannt wurde: — nach Abschluß der Erziehung nahm er von dem Dauphin mit den Worten Abschied: „Gnädiger Herr, wenn Sie ein Ehrenmann sind, so werden Sie mir geneigt bleiben; wenn nicht, so werden Sie mich hassen, ich mich aber darüber zu trösten wissen." — Die Herzogin von Aiguillon war die Nichte Richelieus, sein Liebling, früh Wittwe, die Beschützerin aller aufstrebenden Talente; mit ihrer Anmuth hat sie oft die Härten des Cardinals gemildert, nach seinem Tode trat sie aus der großen Welt zurück und widmete im Verein mit dem heil. Vincenz von Paul ihr großes Vermögen fast nur zu Werken der Wohlthätigkeit. Lamoignon hat Vieles für Verbesserung der Rechtsverwaltung in Frankreich gethan. Die Dauphine war die Mutter des Herzogs von Burgund, des Zöglings von Fenelon, die gern den Glanz des Hofes mied und in der Stille den Werken des Wohlthuns und frommer Betrachtung sich widmete.

Esprit Fléchier *) ist der Sohn armer Eltern, geb. den 10. Juni 1632 zu Pernes in der Diöcese Carpentras; er machte seine Studien in Avignon, wo Fléchiers Leben. sein Oheim Superior der Congregation der christlichen Lehre war. Reiches Wissen, glänzendes Talent der Darstellung machten ihn früh bemerklich. Als sein Oheim starb, ging er nach Paris, wo er einige Zeit ganz arm lebte. 1662 machte er sich durch ein lateinisches Gedicht auf ein Turnier Ludwigs XIV. bemerkbar. Er wurde jetzt Erzieher in einem vornehmen Haus, wo er Männer von Geist und feinen Formen kennen lernte und durch seine Anmuth und Würde für sich gewann, die ihm später nützlich werden konnten. Sie brachten ihn ins Hôtel Rambouillet, wo er als lateinischer Dichter und angenehmer Gesellschafter gern gesehen wurde. Nun widmete er sich dem geistlichen Stand, insbesondere der Kanzelberedtsamkeit und seine Trauerrede auf die Montausier erwarb ihm wegen der

---

*) Fabre de Narbonne, Discours sur la vie et les ouvrages de Fléchier. Vol I. der Ausg. von 1825.

Anmuth, mit der er ihre Tugenden schilderte, bleibenden Ruhm, der durch sei
Mascaron. Trauerrede auf Turenne 1676 den Gipfel erreichte. — Mascaron (geb.
Aix 1634, gest. zu Agen 1703) ein Oratorianer, den der König wegen sei
Beredtsamkeit zum Bischof von Tulle ernannt hatte, und von dem Ludwig n
einer Rede 1694 in Versailles sagte: „Alles altert hier, nur Ihre Beredtsamk
altert nie," — hatte eine Trauerrede auf Turrenne gehalten, die für unv
gleichlich und für eine That der Unsterblichkeit galt. Fléchier übertraf ihn.
Sevigné schreibt, nachdem sie kurz vorher Mascarons Rede für unübertreffl
hielt: „Ich glaubte nicht, daß es möglich sei, dieselbe Sache in ganz neuer W
zu sagen." Fléchiers Rede ist in all ihren Theilen mehr gleichmäßig, sie ist
Meisterwerk der französischen Beredtsamkeit überhaupt, wegen der Schönheit ih
Planes, der Erhabenheit der Gedanken, der Wärme der Gefühle und der Feinh
der Darstellung. Maury erzählt, Fléchier sei voll Angst, Mascaron möchte sei
Text, den er vom Lebensende des Judas Makkabäus nahm, gewählt haben, in d
Vortrag Mascarons gegangen. Als er aber den Text hörte Proba me Deu
(Prüfe mich Gott, erforsche mein Herz,) habe er zu den umstehenden Freund
gesagt: „Jetzt bin ich ruhig; er kann sagen, was er will; ich werde ihm ge
Beifall spenden!" Fortan galt Fléchier als ein Mann, der der Kirche, wie d
Literatur zur Zierde gereiche, und wurde zugleich mit Racine in die Akadem
aufgenommen. Ludwig XIV. ernannte ihn zum Bischof von Lavaux im Langued
mit den Worten: „Sie haben diese Stelle schon lang verdient, ich habe m
aber des Vergnügens, Sie zu hören, nicht berauben wollen." — In kurzer Z
hatte Fléchier das Vertrauen und die Liebe seiner Diöcese erworben, mußte aber wi
Willen 1687 den Stuhl zu Nimes annehmen. Ludwig wollte ihm ein besseres Einko
men verschaffen, auch war die Stelle schwieriger wegen der vielen Hugenotten,
bekehrt werden sollten. Fléchier wies die Anwendung von Gewalt zurück. Er g
wann die Geister durch seine Beredtsamkeit und die Herzen durch seine Tugend
und diejenigen, welche er nicht überzeugen konnte, liebten ihn doch, denn sie wußte
daß sie an ihm einen Schützer gegen Mißhandlung fanden. Sein Andenken bl
bei Katholiken, wie bei Protestanten im Segen. Als die Hugenotten sich zu
offenen Aufstand erhoben und sengend und brennend die Provinz durchzogen, v
schonten sie die Wohnung des Bischofs. In einer Hungersnoth half er ohne Unte
schied des Glaubens und mit einer Zartheit, welche die Empfänger nie in Ve
legenheit brachte. Als er 1710 die Nähe seines Todes fühlte, ließ er sich sch
ein sehr bescheidenes Grabmal bauen, aus Furcht, seine Verwandten möchten e
solches mit einem Prunk errichten, der seiner Einfachheit und Bescheidenheit zuwid
war. Seinen Tod betrauerten Protestanten wie Katholiken. Fenelon rief schme
bewegt: „Wir haben unsern Meister verloren." Seine Trauerreden werden n
immer in Schulen als Muster der Darstellung gelesen.

Massillon. Welches Volk außer den Griechen kann sich eines solchen Reichthum
an rednerischen Talenten zu gleicher Zeit rühmen wie das französische! Neb
Bossuet, Bourdaloue, Mascaron, Fléchier glänzt noch ein anderer Ste
Massillon, gewöhnlich nur der Racine der Kanzel und der Cicero Frankreich
genannt. Er steht aber hinter Bossuet an Erhabenheit und hinter Bourdalou
an Einfachheit zurück. Während Bossuet nur die göttliche Wahrheit verkünde
meidet Massillon fast das Dogma und hält sich bloß an die Sittenlehr
Während Bourdaloues Sprache oft wie ein nothdürftiges Gewand für den G
danken erscheint, ist Massillon der vollendete Rhetor. Als Moralist und Re

übertreibt er aber auch oft und Bossuet erscheint viel milder und viel barmherziger gegen die Sünder. Ludwig XIV. sagte nach einer Predigt zu Massillon: „Ich habe große Redner in meiner Capelle gehört und war sehr zufrieden, so oft ich aber Sie, Herr Pater, anhöre, bin ich unzufrieden mit mir!" — Aber der schönste Redeschmuck umrankte seine Gedanken, seine Stimme war melodisch, sein Vortrag voll Anmuth, so daß ihm einer am Hofe sagte: „Herr Pater, es ist süß, von Ihnen verdammt zu werden." Massillon bildet den Uebergang in das 18. Jahrhundert in der Art, wie er die Auseinandersetzung des Dogmas meidet und bloß die christliche Sittenlehre hervorhebt, wie in den Anspielungen auf die Pflichten der Könige und die Rechte des Volkes, die er vor dem jungen Ludwig XV. zu predigen den Muth hatte. Seine Zuhörer scheinen schon von einem ganz andern Geiste angeweht zu sein. Auf der anderern Seite wird Massillon vorzugsweise von den Stimmführern des 18. Jahrhunderts gepriesen. D'Alembert hält ihn für einen der größten Redner: er gehe gerade auf die Seele los, ohne sie niederzuschmettern; er durchdringe sie, ohne sie zu zerreißen; seine Sprache sei immer gefällig, anmuthig und rein; ein wahrer Zauber ruhe auf seinen Reden; er habe Alles, was vor ihm war und nach ihm kam, durch die Zahl, Mannigfaltigkeit und Gediegenheit seiner Leistungen übertroffen; er gehöre zu der geringen Zahl von Menschen, welche die Natur wahrhaft beredt geschaffen habe, Voltaire hatte die Predigtsammlung, welche den Titel hat: Le petit carême, immer neben der Athalie auf seinem Tisch, ließ sie sich oft vorlesen oder las sie vor, hat ihr manche Wahrheiten entlehnt, er soll sie sogar mehrmals eigenhändig abgeschrieben haben. Er fand darin die höchste Vollendung des Stils. Allerdings feilte auch Massillon sein ganzes Leben hindurch, selbst an dem Gedruckten. Als Redner der Sittenlehre fand Massillon auch bei den Protestanten mehr Gunst, als die streng dogmatischen Bossuet und Bourdaloue, hat ihn doch Theremin mit Demosthenes verglichen.

Johann Baptist Massillon ist der Sohn eines Notars zu Hieres, geboren den 24 Juni 1663; die klassischen Sprachen und die Philosophie studirte er zu Marseille. 1681 trat er unter die Oratorianer, lehrte dann in Pezenas und in Montbrison schöne Literatur und Rhetorik, bei denen er bleiben wollte, da er sich als Redner wenig zutraute. 1691 erregte er aber Aufsehen durch eine Trauerrede auf den Erzbischof von Hieres, zwei Jahre später durch eine ähnliche auf den Erzbischof von Lyon. Seine Obern wollten ihn nun nach Paris ziehen, damit er hier große Muster der Beredtsamkeit kennen lerne und sich zu einer Zierde des Ordens heranbilde. Massillon floh vor seinem Ruhme in ein strenges Kloster, Sept-Fonds; er fürchtete, der Erfolg möchte ihn eitel machen. Als er für den Abt dieses Klosters ein Sendschreiben an den Erzbischof von Paris, den Cardinal Noailles, abfaßte, war dieser so entzückt über die Schönheit des Stils, daß er anfragte, wer im Kloster so trefflich schreibe, und als er es erfuhr, den jungen Mann nach Paris kommen ließ und für seine Leben.

*) Fr. Theremin Demosthenes und Massillon. Berlin 1845.

Ausbildung zu sorgen versprach. 1696 kam nun Massillon in das Semina St. Magloire. Er hörte hier große Redner, meinte aber, „sie haben Geist un Rednergabe, wenn ich aber einmal predige, werde ich anders predigen.“ 169 wurde er zur Bekehrung der Protestanten nach Montpellier gesendet, weil ma von der Anmuth seiner Rede große Wirkung erwartete; dann trat er auf d Kanzel der Oratorianer in Paris auf. Sein bescheidenes, einfaches Wesen, sei sanfte wohltönende Stimme nahmen zum Voraus für ihn ein. Bald war Ma sillon das Entzücken seiner Zuhörer. Bourdaloue wandte die Worte des Täufe auf ihn an: „Jener muß wachsen, ich aber abnehmen“ — und erklärte, je habe er einen Nachfolger gefunden; Bossuet aber fand, Massillon habe zu wen Erhabenheit und werde sie nie erreichen. Bald mußte Massillon vor dem Kön predigen, er lag, wie die meisten großen Geister jener Zeit, unter dem Ban von Ludwigs Größe. Mit feiner Schmeichelei begann er einen Vortrag: „Sir wenn die Welt zu Eurer Majestät spräche, so würde sie nicht sagen: Selig di Kleinen, sondern sie würde ausrufen: Selig der Fürst, der nur gekämpft ha um zu siegen, der die Welt mit seinem Namen erfüllt hat, der im Laufe eine langen und glänzenden Regierung Alles genießt, was die Menschen bewunder die Größe seiner Eroberungen, die Liebe seiner Völker, die Achtung seiner Feind die Weisheit seiner Gesetzgebung — — — aber, Sire, das Evangelium spric nicht wie die Welt.“ — Gepriesen wurde namentlich seine Rede über die ge ringe Zahl der Auserwählten *). 1701 und 1704 hielt Massillon die Fasten predigten in Versailles. Der König sagte ihm, er wolle ihn noch oft hören, doc geschah es nicht wieder. Ränke wurden gespielt und Massillon von ihm nicht zu Bischof ernannt, dagegen wurde er unter der Regentschaft 1717 Bischof von Clermon Nachdem er 1709 die Trauerrede auf den Prinzen Conti, 1711 die auf de Dauphin gehalten hatte, mußte er 1715 zu Ehren Ludwigs XIV. sprechen. E nahm den Text von den Worten Salomons Ecce magnus effectus sum un hob dann an: „Gott allein ist groß, meine Brüder!“ 1718 mußte er die Fasten predigten vor dem jungen Könige halten, sie sind berühmt unter dem Name Le petit carême, als das Meisterstück französischer Kanzelberedtsamkeit. All Tugenden, alle Pflichten, alle nöthigen Wahrheiten sind hier ebenso klar als an ziehend für den jungen König geschildert. Maury meint jedoch, sie seien ein schwache Leistung und die Conférences sur les devoirs ecclésiastiques, welch Massillon als Bischof an seine Geistlichen hielt, seien das gedankenreichste un feurigste, was er geschrieben **). So streng Massillon in seinen Reden sei konnte, so mild war er im Leben. Daß er Dubois 1720 ein gutes Zeugniß übe seinen Glauben und seine Sitten ausstellte, ist eine Nachgiebigkeit, die eine Flecken auf seinen Ruhm geworfen hat. Von da an lebte er fast nur in seine Diöcese als eifriger Bischof. Er starb 1742 ***).

Geschichtschreibung. Auch in der Geschichtschreibung, zu der wir nun übergehen, wurde i Frankreich damals Vieles geleistet, wenn auch mehr in Ansammlung von Quelle als in formvollendeten geschichtlichen Darstellungen. Größen in der Geschicht schreibung, wie Bossuet eine Größe in der Theologie, Corneille und Racine i Drama ist, waren dem Zeitalter Ludwigs XIV. versagt, man müßte höchsten

*) Sur le petit nombre des Elus.
**) Eloquence de la Chaire.
***) Seine gesammelten Reden erschienen in Paris 1543—48 in 15 Bänden.

den schon früher geschilderten *) Saint-Simon darunter rechnen, welchen französische Schriftsteller nicht ohne Grund dem Tacitus an die Seite stellen. Er ist Seelenmaler, wie Tacitus. Wie dieser den Verfall Roms darstellt, so Saint-Simon den Verfall Frankreichs in den letzten Jahren Ludwigs XIV., der Regentschaft und Ludwigs XV. Er schildert das Königthum gedemüthigt nach Außen, geschwächt im Innern, den Ruin im Staate, die Mittelmäßigkeit an hohen Stellen, die Heuchelei überall und all das mit der Aussicht auf einen großen Umsturz aller Dinge. Wie der Römer hängt er an einer Vergangenheit, die überlebt ist, an der Monarchie, die sich stützt auf den Geschlechtsadel, während jetzt die Monarchie absolut ist und von neugeschaffenem Adel umgeben. Ludwig XIV. beurtheilte ihn auch ganz richtig, indem er sagte: dieser Mann denkt nur an den Rang. Saint-Simon ist scharf in seinem Urtheil wie Tacitus, er hat eben so wenig Hoffnung, die vergangene Zeit wiederkehren zu sehen, als der Römer. Einige seiner Gestalten sind mit der Meisterhaftigkeit gezeichnet, mit welcher Tacitus uns seine Bilder vorführt, nur schreibt der Römer gedrängter, und hat eher Neigung, Etwas zu bewundern, während Saint-Simon nur vom Geist der Verneinung und Kritik geleitet und mit Allem unzufrieden ist, was um ihn vorgeht, das Schlimme mit wahrer Freude vorbringt und das Gute nur sagt, weil ihn ein Gefühl von Gerechtigkeit dazu zwingt. — Voll Mäßigung, voll Neigung zu bewundern ist dagegen die Sevigné. Ihre Briefe enthalten rasch und mit Meisterschaft gezeichnete Bilder, in denen das, was die Franzosen Esprit nennen, in Hülle und Fülle vorhanden ist. Napoleon sagte über sie: „Es ist geschlagener Eierschaum, man kann viel essen, ohne den Magen zu verderben." — Er fand die Briefe der Frau von Maintenon viel gehaltvoller, einfacher und wahrer. Doch sind die Briefe der Sevigné für Jeden lesenswerth, der das bewegte und feine Leben der Zeit Ludwigs XIV. kennen lernen will. **) Saint-Simon. Sevigné. Maintenon.

Unter den bedeutsamern Geschichtschreibern sei zuerst gedacht des Paul de Rapin Sieur de Thoyras, geboren den 25. März 1661 in Castres, wo sein Vater, der aus Savoyen abstammte, Advocat war, und gestorben zu Wesel in Holland 16. Mai 1725, er war Protestant und machte seine Studien in Saumur. Seiner Neigung für den Kriegerstand konnte er sich erst nach dem Tode seines Vaters hingeben, der ihn zwang, die Rechte zu studiren. Dabei beschäftigte Thoyras sich viel mit Literatur, Mathematik und Musik. Die Aufhebung des Edictes von Nantes trieb ihn nach England und später nach Holland. Er ward Officier im Dienste Wilhelms von Oranien, mit welchem er 1688 den Feldzug nach England und dann nach Irland mitmachte. 1693 übergab ihm Wilhelms Liebling, der Herzog von Portland, die Erziehung seines Sohnes, der er sich mit hohem Ernste widmete; mit seinem Schüler machte er auch Reisen durch Frank- Rapin de Thoyras.

*) Vergl. B. V. S. 690.

**) Nisard, Hist. de la litt. fr. III. 431—529. Revue des deux mondes. Sept. 1843.

reich, Deutschland, Italien, 1699 zog sich Rapin mit einem Ruhegehalt nach den Haag, später nach Wesel zurück. Hier schrieb er seine englische Geschichte*), si wurde bald ins Englische übersetzt. Voltaire sagt von ihr: „England verdankt ih die einzige gute Geschichte, die man von diesem Königreich hat, und die einzig unparteiische in einem Land, wo man nur im Parteigeist Geschichte schreibt. E ist sogar das einzige Geschichtswerk, das sich der Vollendung nähert, die man i Europa fordern kann.“ — Die Darstellung ist klar, rasch, die Anordnung span nend, das Ganze durchdrungen von Liebe zur gesetzlichen Freiheit. Auffallend Parteilichkeit ist vermieden, die Quellen sind nach Kräften angeführt. Das da malige Parteileben in England schilderte Rapin in einer Abhandlung üb die Whigs und Tories **).

Maimbourg. Dann darf nicht übergangen werden Louis Maimbourg, geboren 161 in Nancy, gestorben 1686 in Paris, welcher eine große Reihe von Werken, üb den Arianismus, über die Bilderstürmer, über die Kreuzzüge, über die Trennun der Griechen von der allgemeinen Kirche, über Wikleff, über das Lutherthum über den Calvinismus, über Gregor und Leo den Großen verfaßte. Maimbour hat ein reiches Wissen, eine spannende, annuthige Darstellung. Bayle, sein Geg ner, gestand ihm ein vorzugsweises Talent für Geschichtschreibung zu: „Es gib Wenige, die besser darstellen und mehr Wissen und mehr Genauigkeit haben, al er, Wenige, die den Leser so zu fesseln wissen, wie Maimbourg.“ Voltaire meint „Maimbourg wurde während seines Lebens zu sehr gelobt und wird jetzt zu seh vernachlässigt.“

Vertot. Viel gelesen wurde René Aubert Sieur de Vertot, geboren 165 im Schlosse Benetot, der Abkömmling einer alten, normännischen Famili gebildet bei den Jesuiten in Rouen, 1686 Pfarrer in Croissy-la-Garenne wo er sich seiner Liebe zu geschichtlichen Forschungen nach Muße hingebe konnte. Sein erstes Werk, die Geschichte der Verschwörung in Portugal***) hatte großen Erfolg. Bossuet erklärte, er führe eine Feder, die geschnitte sei, um das Leben Turennes zu schreiben. Sechs Jahre später erschien di Geschichte der Staatsumwälzungen in Schweden †), sie verschaffte ihm eine Platz in der Akademie. 1719 erschienen seine römischen Staatsumwälzungen i zwei Bänden ††), er nimmt die römische Geschichte, wie sie überliefert wa ohne Kritik an, sucht keineswegs aus den Fabeln den wahren Kern herauszu schälen, sondern wie Livius durch blendende Darstellung zu begeistern. Das We verschaffte ihm solchen Ruhm, daß der englische Minister Stanhope bei ihm Lösun gewisser dunkler Fragen über die Einrichtungen des römischen Senats suchte un ihm die Malteser die Abfassung einer Geschichte ihres Ordens anvertrauten. E war dies seine letzte Arbeit †††). Der Stoff begeisterte ihn, die Darstellung ist an muthig und spannend. Vertot kam in die Dienste des Herzogs von Orleans un starb im Palais royal 1734, 80 Jahre alt, da er eben beschäftigt war di Staatsveränderungen von Polen und Karthago zu entwerfen.

*) Histoire de l'Angleterre. La Haye 1714. 8 voll. — sie reicht bis zum To Karls I. Durand gab 1734 zwei Bände Fortsetzung bis zum Tode Wilhelms III. heraus.

**) Dissertation sur les Whigs et les Tories. La Haye 1717. Vergl. Biographie générale vol. 41.

***) Histoire de la conspiration de Portugal, seit 1711 unter dem Titel Révolutions de Portugal.

†) Histoires des révolutions de Suède Paris 1695. II voll.

††) Révolutions Romaines. 1719. II voll.

†††) Histoire des chevaliers de St. Jean de Jérusalem. Paris 1726, V voll

Bedeutsamer als alle ist der Kirchengeschichtschreiber Claude Fleury, geboren zu Paris 1640, der Sohn eines Advocaten, gebildet bei den Jesuiten, dann dem Studium des Rechtes sich widmend, neun Jahre selber Advocat, während doch sein Herz weniger am Recht, als an der Geschichte hing. Für die gelehrten Kreise im Hause Lamoignons schrieb er eine Abhandlung über Plato, worin er die Philosophie des Sokrates mit der Lehre des Evangeliums verglich. Hier lernte er Bossuet und Bourdaloue kennen und lieben und entschloß sich in den geistlichen Stand zu treten. Bossuet empfahl ihn zur Erziehung der Prinzen Conti, später des Grafen von Vermandois, des Sohnes der la Vallière. Für seine Schüler verfaßte Fleury ausgezeichnete Lehrbücher *), die heute noch im Gebrauch sind. Man spürt den Einfluß Bossuets, dessen treuer Anhänger er war, den er mit La Bruyère und Fenelon oft in der Allee von Versailles begleitete, die daher den Namen „die Allee der Philosophen" hatte. Später wirkte er mit Fenelon, an den ihn die innigste Freundschaft knüpfte, in Saintonge und Poitou zur Bekehrung der Hugenotten. Durch ihn wurde er zum Lehrer der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry ernannt. Als er quietistischer Ansichten verdächtigt wurde, stand Bossuet für ihn ein. 1716 wurde er Beichtvater Ludwigs XV. 1722 legte er diese Stelle wegen Gebrechen des Alters nieder, 1723 starb er. Die letzten dreißig Jahre verwendete Fleury auf die gediegene, namentlich durch die Schilderung jüdischer Sitten und des Geistes der ersten Jahrhunderte, und den Nachweis der göttlichen Stiftung der Kirche und ihres Einflusses auf die Besserung der Menschen ausgezeichnete Kirchengeschichte **), die ein Muster einfacher, klarer und natürlicher Darstellung ist; selbst Voltaire gestand, es ist die beste Kirchengeschichte, die je geschrieben worden ist. Fleury heißt bei den Franzosen le Judicieux, man rühmt mit Recht bei ihm die Reinheit des Herzens. — Man hatte jetzt eine lesbare Kirchengeschichte; das durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Klarheit hervorragende Werk des Natalis Alexander ***) (1600) Natalis Alexander.
war ja lateinisch und verletzte durch seine scholastische Form.

Für das Aufleben neuen Eifers für das classische Alterthum wirkte sehr viel Charles Rollin (1661—1741) durch seine alte Geschichte und römische Rollin.
Geschichte †), und durch seine Abhandlung über die Studien ††). Durch seine verschönernde Darstellung, dann dadurch, daß er einen Schimmer christlicher Tugend auf die harten, strengen Charaktere des Alterthums fallen ließ, hat er nicht wenig dazu beigetragen, die Schwärmerei für die alten Republiken zu entzünden, welche in der französischen Revolution eine so bedeutende Rolle spielt. Rollin ist der Sohn eines Messerschmiedes in Montbeliard und brachte es in diesem Handwerk bis zur Freisprechung als Geselle. Da bemerkte ein Benedictiner sein Talent und verschaffte ihm einen Freiplatz am Collège du Plessis. Dort gewann der fleißige und liebenswürdige Jüngling bald die Neigung seiner Lehrer, namentlich des berühmten Hersan, und wurde im 22. Jahre schon Professor und bekam 1688 sogar die Lehrkanzel am Collège Royale de France. Er war ein feuriger Lehrer, den seine Schüler liebten und verehrten. 1694 wurde er Rector der

---

*) Les moeurs des Israélites 1681. Les moeurs des chrétiens 1682. Grand catéchisme historique 1683. Früher erschien: Traité du choix et de la méthode des études.

**) Histoire ecclésiastique 20 voll. in Quart. Sein Fortsetzer Claude Fabre steht in jeder Beziehung ihm nach. Hefele, Ueber den Werth Fleurys, seine Fortsetzung und die neu aufgefundenen Bücher. Tübinger Quartalschr. 1845.

***) Nat. Alex. Hist. eccl. Paris 1676, 23 voll.

†) Histoire ancienne 13 voll. 1730—38. Histoire Romaine, 9 volumes 1738.

††) Traité des études 1726.

Universität, ordnete den Gang des Unterrichts neu, entflammte den Eifer für da
Studium der griechischen und der französischen Sprache und Literatur. 171
wurde er als Jansenist gezwungen, die Leitung des Collège von Beauvais au
zugeben. Rollin zog sich in sein kleines Haus in der Rue Marceau in Par
zurück und lebte ganz nur seiner wissenschaftlichen Neigung. Seine Abhandlun
über die Studien nennt Villemain ein Denkmal der Vernunft und des Geschmack
nach den Werken des Genies eines der besten französischen Bücher der Literatu
und des Geschmacks. Es beruht auf der Grundlage des Unterrichts in Por
Royal, nur mildert es den herben Ernst desselben. Ein Hauch der Begeisterun
weht durch seine Geschichtswerke, der Glaube an die Tugend, an die Unsterblic
keit, an die Vorsehung — er hielt den Verfasser aufrecht in der Verfolgung u
im Alter, und gießt einen unendlichen Zauber über jedes Capitel seiner We
und giebt ihnen eine gewisse Einheit des Tones und auch heute noch einen Wert
obschon sie durch die neuern Forschungen weit überholt sind *). Die Kritik w
nie Rollins Sache, er war mehr Mann des Gemüths als scharfen Verstandes
er erzählt den alten Geschichtschreibern oft ganz wörtlich nach, namentlich dem Tit
Livius. Er ist nicht einmal sorgfältig in der Wahl der verschiedenen Angabe
der Alten, aber er weiß die Färbung der Zeiten treu wiederzugeben, die S
tuationen und großen Charaktere spannend zu schildern, klar und einfach-sch
zu erzählen. Montesquieu schreibt über ihn: „Ein Ehrenmann hat durch sei
Geschichtswerke das Publikum bezaubert. Es ist das Herz, was hier zum Herze
spricht. Man fühlt eine geheime Befriedigung, wenn man die Tugend reden hör
Rollin ist die Biene Frankreichs." Sein Name wurde berühmt in Europa. D
Kronprinz Friedrich von Preußen schrieb schmeichelhafte Briefe, worin er i
mit Thukydides verglich und ihm die Macht wünschte, Könige zu Menschen u
Fürsten zu Bürgern zu machen. Neulich hat noch Villemain **) sein Bild m
den schönsten Kränzen des Lobes geschmückt: „Heut zu Tage sind wir alle weltlic
selbst in unserm Eifer für den Unterricht der Jugend. Unser Geist ist dur
tausend andere Gedanken zerstreut und durch Ehrgeiz, literarische Eitelkeit, Parte
treiben, Erfolg in der Welt eingenommen. Bei Rollin aber war der Lebens
gedanke die Heranbildung der Jugend und durch sie der Fortschritt des öffentliche
Geistes. Er war der beste Bürger, ohne es zu wissen und ohne es zu sage
Die naive Vermengung von Alterthum und Christenthum, die republikanische
Tugenden der großen Männer des Plutarch, die Demuth und die süßen Tugende
des Evangeliums, die Begeisterung für die Schönheiten in der heil. Schrift, i
Homer, in Bossuet, die väterliche Sorgfalt für die Kindheit, die ernste und hof
nungsvolle Liebe zur frischen Jugend, all' diese Regungen vereinigt in einer g
sunden und reinen Seele, beim einfachsten Leben, in anständiger Dürftigkeit –
das ist das Bild von Rollin, eines Schriftstellers, der unnachahmlich ist, obscho
er kein Genie ist. Gerade sein Ruhm, sein uns theurer Ruhm, ist die letzte un
nützlichste Lehre, die er uns hinterlassen hat: er zeigt, bis zu welchem Grad di
Gaben des Geistes wachsen und fruchtbar werden durch die Tugend, und welc
Stärke die Liebe zum Guten dem Talente gibt."

Geschichte Frankreichs.

Die Werke über französische Geschichte vor der Zeit Ludwigs XIV, di
Memoiren und Samlungen wollen wenig heißen. Es sind meist nur Aneinander

---

*) Tableau du 18ième siècle. X leçon.
**) Niebuhr, Römische Geschichte. I. Lewis, Altrömische Geschichte I. S. 5.

igungen und Stellen aus alten Chroniken ohne Kritik, sie wimmeln von
lischen Vorstellungen über die Vergangenheit. Ein Mann von Geist ist Fran-
ois Eudes de Mézeray, (1610—83), eine soldatisch-freimüthige, kecke Natur,
in Witzbold, dem es Freude machte, kühne unangenehme Dinge zu sagen *).
lom Geist der Fronde noch angeweht und in einer Zeit lebend, wo die Bessern,
a die Anschauungen dieser Kämpfe und ihrer Triebfedern gewöhnt, nicht mehr
it der Zusammenstellung der naiven Stellen aus den alten Chroniken zu-
ieden waren,, unternahm es Mézeray diesem Bedürfniß zu entsprechen,
n Mächtigen die alten und natürlichen Rechte, welche kein neues Gesetz
ufheben könne, wieder in Erinnerung zu bringen. Gründlichkeit verlangte das
ublicum nicht und strebte der Schriftsteller auch nicht an. Er kümmert sich
enig um die Wahl der Quellen, die er auch nicht angibt. Kühne Urtheile,
stige Geschichten, das sind seine Hauptstärke — und das Publicum freute sich,
aß Jemand den Muth habe, den Machthabern unangenehme Wahrheiten zu
gen. Mézeray hält es noch für die Pflicht eines Geschichtschreibers, nach
rt der Alten den Personen lange Reden in den Mund zu legen.

Mézeray ist in Rié geb. 1610, der Sohn eines Chirurgen. Früh ging er
nach Paris, wo er nicht in die beste Gesellschaft gerieth, aber doch Anregung
zum Studium der Geschichte bekam. Er machte dann 1635 und 36 den Feldzug
n Flandern mit. Nach der Rückkehr ergab er sich mit solchem Eifer in Paris
dem Studium der Geschichte, daß er darüber krank wurde — dabei war er arm.
Richelieu hörte von der Noth des jungen Gelehrten und schickte ihm 500 Gold-
stücke in einer Börse mit seinem Wappen. 1640 gab Mézeray eine Uebersetzung
der Abhandlung über die christliche Religion von Hugo Grotius heraus und den
Polykraticus des Johann von Salisbury. 1643 erschien der erste Band seiner
Geschichte von Frankreich. Während der Zeiten der Fronde verfaßte er unter
falschem Namen bittere Flugschriften gegen Mazarin. 1649 wurde er Mitglied
der Akademie und gab fortan bei jeder Wahl eine schwarze Kugel, um zu zeigen,
daß es noch unabhängige Leute gebe. 1667 wurde auch sein Abriß über die Ge-
schichte Frankreichs günstig aufgenommen **). Die darin befindlichen Untersuchungen
über den Ursprung der Abgaben waren von so bitterem Ton, daß ihm der Gehalt
als Geschichtschreiber gestrichen wurde. Es war schmerzlich für Mézeray, obwohl
r von vielen Großen, sogar vom Herzog von Braunschweig und vom schwedischen
Minister Magnus de la Gardie, Jahrgelder bezog, denn Mézeray liebte das Geld
und war gewohnt Haufen von Thalern hinter seinen Büchern zu verstecken. Wie
n der Schrift, so war er freimüthig in der Rede. Er äußerte oft den Wunsch,
die Freiheit in Frankreich hergestellt und Jedem nach seinen Werken vergolten
zu sehen. Im Leben war er zügellos und ein Sonderling, Cyniker in Wort
und That, Feind aller Religion. Als der Tod nahte, ging Mézeray in sich, bereute
und bat seine Freunde zu vergessen, was er ihnen Ungläubiges gesagt habe, und
dem sterbenden Mézeray mehr zu glauben, als dem lustiglebenden. Die Regierung
ließ nach seinem Tod seine Papiere mit Beschlag belegen, man fand aber nichts
Gefährliches.

---

*) Aug. Thierry, Lettres sur l'histoire de France. Lettre IV.
**) Abrégé chronologique de l'histoire de France. 6 voll.

Daniel. 1713 erschien eine neue Geschichte Frankreichs vom Jesuiten Daniel
(1649—1728), der geradezu sagt: Mézeray wollte die Quellen nicht kenne
oder vernachlässigte sie. Er wies seinem Vorgänger unzählige Irrthümer na
und strebte ohne Rücksicht, ob er gefalle oder nicht gefalle, ein genaues Bild d
frühern Zeiten zu geben. Seine ersten Bände sind auch sehr verdienstvoll, d
späteren nicht. Von Ludwig XI. an wird der Gang des Geschichtschreibe
unsicher.

Die Ansicht über seine Geschichte ist für Frankreich bedeutsam geword
im Zeitalter Ludwigs XIV., wie in der französischen Revolution *). Früher wur
gezeigt, wie das französische Volk aus der Mischung von Franken und Gall
romanen entstand, im 12. Jahrhundert schon war aber jede Erinnerung an de
Unterschied zwischen Eroberern und Unterworfenen verschwunden. Alles Schreckli
was die Franken den Eingebornen angethan, wurde in der Ueberlieferung de
Vandalen, dem Attila, den Sarazenen zugeschrieben. Die französische Nation i
ihrer Gesammtheit glaubte, von den Franken abzustammen und zwar au
Troja eingewandert zu sein, und nannte Francion, den Sohn Hektors, de
Gründer und ersten König der französischen Nation. Abweichend war man n
in der Ansicht, wie man sich die ersten Einrichtungen vorstellen sollte. D
Adel glaubte an eine Eroberung des Landes zum Vortheil aller Kampfgenosse
und an eine große Theilung der durch das Schwert eroberten Länder und da
das Königreich ursprünglich ein Wahlreich gewesen und daß den Pairs un
Großen des Landes bei jeder neuen Wahl das Recht der Einwilligung zug
standen habe und daß der König verbunden gewesen sei, nichts Bedeutende
ohne Zustimmung seiner Barone zu entscheiden, und daß der Freie nur m
seiner eigenen Einwilligung geschätzt werden durfte. Die Bürger der Städ
dagegen, welche römischen Ursprungs waren, hielten die Erinnerung an die alt
Municipalverfassung fest, welche bürgerliche und politische Freiheit gewährt
Die armen Bauern hatten nur Erinnerungen an ihr Elend und sahen mi
Erbitterung zu ihren Drängern hinauf, die sie in Armuth und Arbeit lebe
lassen und selber Alles verzehren wollten. Im Klerus lebten römische Erin
nerungen: er hielt an der unumschränkten, königlichen, allgemeinen Autoritä
fest, an dem Allen gemeinsamen Schutz des Königs, an der bürgerlichen Gleic
heit, die aus der christlichen Brüderschaft entspringt. Dasselbe Bild schweb
den Beamten vor, seit das Studium des römischen Rechtes in Schwung kam
was einst dem römischen Kaiser zustand, trugen sie auf den König von Fran
reich über, welcher Alles und eben so Viel thun könne, als ihm nach kaiserlichen
Recht zustehe.

Die große geistige Bewegung, welche die Buchdruckerkunst hervorrief, macht
der Ansicht vom trojanischen Ursprung der Franken ein Ende. Zwei andern

---

*) Aug. Thierry, Récits des temps Mérovingiens. Introd. I—II I.

nten an ihre Stelle: die eine machte die Franzosen zu Völkern deutscher lace, die andere ließ sie von gallischen Colonien abstammen, welche über den Rhein ausgewandert und später in ihre Heimath zurückgekehrt wären.

Aus der ersten zog Franz Hotman *) die Folgerung, indem er die Hotman.
nschauungen altdeutschen Lebens ganz auf Gallien übertrug: in Frankreich sei e höchste Gewalt immer von einer Nationalversammlung ausgeübt worden, welche e Befugniß hatte, die Könige zu wählen und abzusetzen, Frieden und Krieg zu schließen, Gesetze zu geben, und über alle Staatsangelegenheiten die letzte Entscheidung zu fällen. Franken, d. h. freie Germanen, seien ein über das andere Mal über den Rhein gezogen, um das Land vom römischen Joch zu befreien, und tten mit den Befreiten eine einzige Nation gebildet und in der Weise der Germanen das Reich festgestellt; selbst Karl der Große habe nie Etwas ohne Theilnahme der Natinalversammlung beschlossen. Erst die Könige der dritten Race ätten der Freiheit Schaden gethan, da sie Würden und Aemter erblich machten. ach und nach sei der Name Parlament, welcher ursprünglich Nationalversammlung deute, auf einen einfachen Gerichtshof übergegangen. Das Buch Hotmans atte großen Einfluß, seine Anschauungen gingen auf die Liga über und gährten och in der Fronde, doch sie erlagen vor dem Bedürfniß nach Ordnung, Ruhe nd Einheit, und die Theorie der Anhänger des römischen Reiches stimmte übern mit dem, was der öffentliche Geist als nothwendig fühlte.

Das führte 1660 zur entgegengesetzten Theorie. Gallien sei immer im Besitz seiner natürlichen Bewohner geblieben, Gallier und Franken seien Ein Geschlecht. Ein Theil ging einst über den Rhein und kehrte später, um ihre gallischen Brüder aus der Knechtschaft zu befreien, wieder über den Strom zurück. Der geringe Widerstand, den sie von Seite der Einwohner fanden, läßt vermuthen, diese Unternehmung habe nicht ohne Theilnahme der letztern stattgefunden. Wenn ie Germanen auf dem rechten Ufer des Rheins nur ausgewanderte Gallier waren, hatte Ludwigs XIV. Anspruch auf ein Kaiserthum einen Grund **). Leibniz machte diese Ansicht in patriotischer Aufwallung lächerlich. Selbst ein scharfsinniger Franzose gab 1714 der richtigern Ansicht in einer Sitzung der Akademie Fréret.
Ausdruck, wurde aber dafür durch einen Lettre de cachet verhaftet und in die Bastille gesperrt und wandte sich dann, durch diese Behandlung gewitzigt, gelehrten Fragen zu, die mit der Politik weniger zu thun hatten. Fréret behauptete nämlich: die Franken sind ein Völkerbund Niedergermaniens im dritten Jahrhundert und keine eigene Nation und Frank heißt ursprünglich nicht frei, sondern tark, unverzagt, stolz, grausam.

Das Märchen von der gemeinsamen Abstammung der Franken und Gallier schwand und die Annahme von zwei verschiedenen Racen blieb im Bewußtsein. Die Franken, sagt Loyseau ***), besiegten die Gallier und behielten sich das Recht Loyseau.
vor, die öffentlichen Stellen allein zu bekleiden, die Waffen zu führen und der Lehen zu genießen ohne die Verpflichtung, irgend welche Steuer, weder den Herren der einzelnen Oertlichkeiten noch den Königen für Bedürfnisse des Staates, zu entrichten, wofür sie einzig verpflichtet waren sich bei den Feldzügen einzufinden. Während die Eingebornen zu Knechten gemacht wurden, blieb sie frank von jeder

---

*) Vergl. Band IV. S. 762.
**) Vergl. Band V. S. 751.
***) Loyseau, Traité des ordres de la noblesse. 1701. S. 24.

Art Knechtschaft und Unterthanenschaft. Daher stammt der Name Franzosen, welcher dem nach nur dem französischen Adel gebührt.

Boulainvilliers.

Dieser Grundgedanke wurde von einem Grafen Boulainvilliers*) in einer Abhandlung, die zur Zeit Ludwigs XIV. nur handschriftlich herum ging und erst 1727 gedruckt wurde, näher ausgeführt. Eine unermeßlic Kluft besteht zwischen Adel und Volk. Die Franken haben Gallien erobert, d Gallier bezwungen und zu Unterthanen gemacht. Jene waren die Herren u diese wurden zur Arbeit und zum Landbau bestimmt. Die Edelleute allein si die wahren Franzosen: sie waren alle frei, alle gleich und Genossen. Chlodw war nur der Feldherr eines freien Heeres, das ihn ernannte, damit er es Unternehmungen befähige, die allen zu Statten kommen sollten. Den Entsche der wichtigsten Dinge gab die Nationalversammlung, nie hat eine solche mit Au schließung des Geschlechtes Karls des Großen an Hugo Capet die Regieru übertragen. Die dritte Dynastie hat den Untergang der alten Ordnung der Di allmälig herbeigeführt, einmal durch die Freigebung der Knechte oder Leute a todter Hand, mit denen ganz Frankreich auf dem Lande und in den Städten b völkert war, den ursprünglichen Galliern, dann dadurch, daß diese Knechte oh alles Recht in den Stand ihrer alten Herren traten. Die dritte Dynastie h nach einem festen Plan die Erniedrigung des Adels angestrebt und nach u nach die ursprünglichen Gesetze und die alte Verfassung des Staates zertrü mert. Ludwig XI., Richelieu, Ludwig XIV. haben die Verwirklichung des Plan vollendet.

Dubos.

Es war so viel Wahres in diesen Behauptungen, daß sie schwer zu wide legen waren, so viel Schmerzliches für die Mehrheit der Nation, die in d Boden getreten wurde, um 2 bis 3000 Personen zu erhöhen, daß es an En gegnungen nicht fehlen konnte. Sie gingen vom Sohn eines Bürgers und Schöpp zu Beauvais aus, wo Erinnerung an altes Recht noch lebte. Johann Bapti Dubos, Schriftführer der Akademie, stellte in seiner kritischen Geschichte der E richtung der französischen Monarchie in Gallien **) den Satz auf, die Frank hätten nicht Gallien erobert und seien als Verbündete und nicht als Feinde d Römer dahin gekommen, ihre Könige hätten von den Kaisern die Würden empfange welche zur Regierung dieser Provinz befähigten. Childerich erhielt vom Kai Anthemius Titel und Macht eines Kriegsobersten von Gallien. Sein Sohn Chlo wig gesellte zu dieser römischen Würde den einheimischen Königstitel, im Jah 509 wurde er vom Kaiser Anastasius zum Consul ernannt und diese neue Wür gab ihm in den bürgerlichen Angelegenheiten dieselbe Macht, welche er schon den kriegerischen hatte. Er wurde thatsächlich Kaiser für die Gallier, Beschüt und Haupt aller in Gallien niedergelassenen römischen Bürger, Feldherr u Krieger des Kaiserreichs gegen Gothen und Burgunder. Die Regierung der Kön erster und zweiter Race war nur eine Fortsetzung der kaiserlichen, war ei Monarchie und keine Aristokratie: die Gallier blieben beim römischen Recht u dem vollen Besitz ihres alten gesellschaftlichen Zustandes. Jede gallische Stadt b hielt ihren Municipalrath, ihre Miliz und das Verwaltungsrecht in ihren eigen Angelegenheiten. Franken und Gallo-Romanen lebten unter verschiedenen Gesetz auf dem Fuße der Gleichheit, sie waren zu allen bürgerlichen Aemtern in gleiche

---

*) Histoire de l'ancien gouvernement de la France. 1727.

**) Histoire critique de l'établissement de la Monarchie française dans l Gaules. 1742.

...ß zugelassen und allen Abgaben unterworfen. Erst später hat sich eine herrsch... ...tige Kaste zwischen König und Volk gestellt und aus Gallien ein wahrhaft ...ertes Land gemacht *).

Der Erfolg des Buches war groß trotz seiner vielen Irrthümer. Montes... ...eu meinte, Boulainvilliers und Abbé Dubos hätten jeder ein einseitiges System ...ichtet, der eine scheine sich gegen den dritten Stand, der andere gegen den Adel ver... ...oren zu haben. Er selber aber war nicht ganz klar in der Frage und seine ...her über den Geist der Gesetze enthalten manchen Irrthum hinsichtlich der Ge... ...hte Frankreichs. Abbé Mably gewann durch seine Bemerkungen über die Ge... ...hte Frankreichs einen Beifall, welcher der Leidenschaft der Zeit gegen die ...orrechteten entsprach. Er nahm für den dritten Stand die Demokratie der ... Franken in Anspruch. — Die Reichsstände sind nach ihm uralt, die Krone ... hat immer gestrebt sie zu verstümmeln, nur durch die Wiederherstellung der ...nde könnten die Franzosen wieder zu den alten Tugenden gelangen, ohne die ... Reich schlaftrunken den Untergang erwartet **). Noch schärfere Antwort ... auf die Theorie Boulainvilliers, auf welche der Adel oft sich berief, 1789 ... Abbé Sieyes. Was ist der dritte Stand? fragt er. Alles. Was war er bishin ... der politischen Ordnung? Nichts. Was will er werden? Etwas. Der dritte Stand ist eine Nation durch sich selbst und eine vollständige Nation. Der Adel ...ruft sich, um seine Rechte zu begründen, auf die Eroberung. Der dritte Stand ... kann auf das Jahr vor der Eroberung zurückgehen und, da er jetzt stark ...ug ist, sich nicht mehr erobern zu lassen, so kann er die anmaßenden Herren ... die rauhen Wälder Germaniens zurückschicken. Die Gallier und Römer, von ... der dritte Stand herkommt, waren nicht von schlechterer Geburt als die ...ürgerlichen Enkel der alten Sigambern ***).

Montesquieu. Mably. Sieyes.

In solcher Leidenschaftlichkeit hat die Willkür und Eroberungslust Ludwigs XIV. und die Mißregierung Ludwigs XV. die Frage gesteigert. Sie ist ...st gelöst durch begabte Geister unseres Jahrhunderts. In Frankreich hatte ...an aber im vorigen Jahrhundert nicht Ruhe genug dazu, denn Alles drängte ...ig zu einem großen Umsturz aller Dinge. Das riesige Material, das ...r Lösung dieser Frage nothwendig war, die Veröffentlichung aller Chroniken ...d Urkunden hat jedoch damals ein Verein eifriger, geistvoller Mönche zusammengebracht. Ihre Leistungen werfen noch einen schönen Glanz auf die Regierung Ludwigs XIV. Es sind Benedictiner, die mit Recht die Sendboten ...r ruhigen und unparteiischen Wissenschaft genannt werden, und zwar von der ...ngregation des heil. Maurus, deren Entstehen schon früher bemerkt wurde †). ...18 gab Ludwig XIII. Vollmacht zur Gründung der Congregation für Frankreich, 1632 gehörten schon 34 Klöster dazu. Im Anfang des 18. Jahrhunderts ...g deren Zahl auf 180. Die berühmtesten Klöster waren Saint-Germain-des-...ès in Paris, der Sitz des Generals und der ausgezeichnetsten Gelehrten des

*) Aug. Thierry, Récits des temps Mérovingiens, III. édition. Paris 1846. vol. p. 60—67.
**) Observations sur l'histoire de France. Vergl. Thierry, l. c. III, p. 78—92.
***) Siéyès, Qu'est-ce que le tiers état? Édit. 1820, p. 59 ff.
†) Band IV. Seite 700.

Ordens, mit fürstlichen Einkünften, bischöflichen Rechten und einer riesige Bibliothek, — dann Blanc-Manteaux in Paris, St. Denys bei Paris, Fescam in der Normandie, Trinité in Vendôme, Fleury, Marmontier bei Tour St. Benignus zu Dijon, Sauvemajour bei Bordeaux, Chaise-Dieu und A. *). Ord nung und Freiheit waltete bei der Leitung. Der General war nicht auf Lebenszei sondern nur auf drei Jahre gewählt und eben so die Vorsteher der einzeln Klöster. Für wissenschaftliche Zwecke konnten die Ordensstatuten gemildert, G lehrte vom Chordienst befreit werden und Reisen machen. Die Mitglieder wart nicht immer an ein und dasselbe Kloster gebunden, sie konnten in andere Klöst oder auf Pfarreien versetzt werden, — so war der Unzufriedenheit vorgebeug Der hohe Schwung aber, der die ganze Gesellschaft ergriff, hob jeden Ei zelnen und die Verdienste großer Männer machten ihn stolz, dieser Verbindu anzugehören. Echte Religiösität und Sittlichkeit, Eifer für die Kirche wie fü die Wissenschaft zeichnete die Mauriner aus; ernste Studien, namentlich auch i Philosophie, Mathematik, Physik, in der griechischen und hebräischen Sprach gingen der Priesterweihe voraus. Besonders begabte Jünglinge wurden dann i höhere Lehranstalten und in die Möglichkeit versetzt, dem Fache, wofür sie b sondere Neigung hatten und wozu ihnen der Orden alle Hülfsmittel bot, il ganzes Leben zu widtmen. So allein sind die gewaltigen Leistungen der Ma riner erklärbar, in Diplomatik, Chronologie, Alterthumswissenschaft, Sprachen kunde, in Sammlungen und Ausgaben historischer Werke, in Ausgaben de Kirchenväter, der Concilien, des Lebens der Heiligen, der Geschichte des Bene dictinerordens, in Werken über Literatur und politische Geschichte. Die vielen rasch auf einander folgenden Ausgaben ihrer Werke zeigen, daß ernste Büche damals mehr begehrt wurden als heut zu Tage.

Mabil-lon. Vor allen ist Johann Mabillon zu erwähnen, von welchem Montalembert **) mit Recht sagt, er sei der erlauchteste der modernen Mönche, und verdiene neben den heiligsten und größten einen Platz, nicht nur wegen seiner kolossalen Ge lehrsamkeit und seiner unschätzbaren Werke, sondern hauptsächlich auch wegen der Reinheit seines Lebens, des Adels, der Geradheit und feurigen Redlichkeit seines Charakters. Er ist geboren in dem Dorf St.-Pierremont in der Champagne, 23. November 1632. Sein Vater, ein Bauer, wurde 105 Jahre alt, sein Großvater 116, und von dieser zähen Lebenskraft erbte auch Mabillon, denn im 75. Jahre noch entwickelte er eine wunderbare, unermüdliche geistige Thätigkeit. In Rheims machte er seine Studien: der Anblick der gelehrten Beschäftigung und des musterhaften Wandels der Mauriner bewog ihn in diesen Orden zu treten; im 25. Jahre legte er die Gelübde ab. Seine Fähigkeiten gaben sich schnell kund und seine Obern trugen ihm die Sammlung der Materialien zur Geschichte des Mittelalters auf. Mit einem wahren Heißhunger stürzte sich der junge Mönch auf seine Arbeit. Das Uebermaß machte ihn aber krank und mehrere Jahre zu

*) Dr. Herbst, Die Verdienste der Mauriner um die Wissenschaften. Tübinger Quartalschrift 1833—34.

**) Die Mönche des Abendlandes. I. 168.

er anstrengenden Arbeit unfähig. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit schickten ihn seine Obern in verschiedene Klöster herum und übertrugen ihm Aemter, die ihn mehr zerstreuten, als angriffen. 1663 gewann er seine volle Kraft wieder und von da bis zu seinem Tod — 27. Dezember 1707 — gehörte seine ganze Kraft nur der Wisenschaft und setzte er die Welt durch eine große Leistung nach der andern in Erstaunen. 1668 erschien der erste Band der Geschichte des Benedictinerordens *), 1667 die Ausgabe der Werke des heil. Bernhard von Clairvaux. Der Geschmack, die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, mit der diese Ausgabe veranstaltet war, machte Mabillons Name schnell bekannt. Früher hatte man den Lebensgeschichte der Heiligen blos Werth zugeschrieben zur Erregung frommen Sinnes; dadurch aber, daß Mabillon die Zeitrechnung ordnete, die verschiedenen Gebräuche früherer Jahrhunderte erklärte, wurden sie eine Hauptquelle für die Geschichte des Mittelalters. 1681 erschien das Hauptwerk Mabillons, welches die Diplomatik begründete. Eine ganz neue Wissenschaft war dadurch geschaffen. Diplomatik. Sie entstand durch einen Zufall. Eine Schrift auf Befehl des Kurfürsten von Trier sollte beweisen, daß eine Abtei in der Nähe dieser Stadt ihm unterworfen sei. Der Syndicus des Stiftes jedoch bewies, daß die Urkunden, welche dafür sprechen sollten, gefälscht seien. Ein ähnlicher Streit wurde über die Abtei St. Denys geführt und der gründliche Urkundenkenner, der Jesuit Papebroche, warf dem Benedictinerorden vor, er habe seit dem 11. Jahrhundert es sich zum besondern Geschäfte gemacht, die Urkunden zu fälschen. Mabillon erhielt von seinem Orden Befehl, diesen kränkenden Vorwurf zu widerlegen. Nach 6 Jahren erschien das Hauptwerk Mabillons, welches 1. die Geschichte der verschiedenen ältern Schriftarten und Schreibmaterialien, 2. die Lehre vom Urkundenstyl, von den Unterschriften, Siegeln und Zeitangaben, und 3. die Prüfung und Widerlegung der von Papebroche aufgestellten diplomatischen Grundsätze enthält. Den 4. Theil, die diplomatische Geographie Frankreichs, nämlich die Untersuchungen über 163 der königlichen Paläste, von welchen aus Urkunden erlassen wurden, arbeitete Mabillons Freund Dom Germain unter seiner Leitung aus. Der 5. enthält Proben der verschiedenen Schriftarten, Siegel und Unterschriften und der 6. den diplomatischen Beleg. Gatterer nannte das Buch das vollkommenste und einzige Werk des Jahrhunderts. Huch pries es als gigantisch an Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Ausführlichkeit, wie an diplomatischer Pracht, es gereiche seinem Verfasser zum ewigen Ruhm. Papebroche erklärte öffentlich, er sei widerlegt und es freue ihn, durch seinen Irrthum Anlaß zu einem so herrlichen, in jeder Beziehung so vollendeten Werke gegeben zu haben; Entzücken über die schöne Durchführung der Beweise, Staunen über viele Dinge, die er bisher noch nicht gekannt, habe ihn beim Lesen der Schrift überwältigt. Das Aufsehen über diese Leistung war groß. Magliabechi nannte es ein unsterbliches Werk. Colbert wollte Mabillon einen Jahresgehalt von 2000 Livres auswerfen. Doch dieser wies ihn demüthig zurück: „Was würde man von mir denken, wenn ich, ein armer Mönch und Sohn von armen Eltern, in der Religion das suchen würde, was ich nie in der Welt hätte hoffen dürfen **)". Um die Handschriften für seine Werke zu vergleichen, machte Mabillon jetzt Reisen durch Burgund, die Schweiz, Baiern

---

*) Acta Sanctorum ordinis St. Benedicti in saeculorum classes distributa. Paris 1668–1701.

**) De re diplomatica. Libri VI. Opera et studio Joannis Mabillon. Lutetiae Parisiorum 1681. Fol.

nach Salzburg (1682 *), 1685 nach Italien bis Neapel hinunter. Ueberall wurde er mit Begeisterung aufgenommen. Die Einen eilten, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen, die Andern, gelehrten Rath bei ihm einzuholen. Mabillon verlor über dieser Huldigung seine demüthige Haltung nicht; er blieb ein einfacher frommer, arbeitsamer Mönch, auch literarischen Gegnern gegenüber — so dem Trappisten Rancé, der gegen dieses gelehrte Treiben in einer Schrift aufgetreten war und nur Askese und Handarbeit den Mönchen gestatten wollte. In der Abhandlung über die Studien der Mönche **) verfolgt Mabillon mit Geist und Gelehrsamkeit den Satz, daß Wissenschaft die schönste Beschäftigung des Mönches sei, Unwissenheit sei keine nothwendige Eigenschaft eines Frommen. Beide Gegner umarmten sich später knieend und versprachen, nie mehr an ihren Streit zu denken. Als Mabillon auf einer Reise nach Clairvaux, der Stätte, wo einst Bernhard gewirkt, ansichtig wurde, war er von Entzücken und Rührung wie berauscht. Die Arbeit verschloß sein Leben, in einer engen Zelle verlosch es am 27. December 170[illegible] in Saint Germain de Près. Als der Erzbischof von Rheims zu Ludwig XIV sagte: „Sire, der gelehrteste und frömmste Mann in Frankreich ist gestorben!" antwortete der König betroffen: „So haben wir also Mabillon verloren!" Durch ganz Europa wurde dieser Verlust schmerzlich empfunden. —

Zwei andere Mauriner, Dom Toustain und Dom Tassin, gaben 1750 bis 65 eine allgemeine Diplomatik heraus. — Mabillon hatte mehr eine französische geschrieben ***). Dieses Werk ergänzt das Werk Mabillons, namentlich durch eine Geschichte des lateinischen Alphabets, ferner durch die Geschichte der Schrift in Italien, Spanien, Großbritannien und Deutschland, durch die Geschichte der tironischen Noten und Siegel. Jetzt gingen die Mauriner daran eine griechische Diplomatik auszuarbeiten und wieder ward die gelehrte Welt überrascht mit einer vollendeten Leistung. Bernhard von Montfaucon hieß der bescheidene, fromme, unermüdliche Mönch, welcher diese Riesenarbeit vollbrachte, von der ein Protestant und Gelehrter seiner Zeit, Fabricius, anerkennend schrieb: „Kein Mensch lebt heut zu Tag, der mit höhern und ruhmvollern Gaben die gebildete Welt bereichert und die griechische und kirchliche Literatur und das gesammte Alterthum mit einem schönern Glanz beleuchtet hat." Bernhard von Montfaucon stammt aus einer Familie von hohem Adel in der Grafschaft Comingés und wurde geboren auf dem Schloß Soulage 13. Januar 1655. Als Edelmann sollte er seinem König mit dem Schwerte dienen, aber neben den Uebungen in den Waffen las der Jüngling mit einem gelehrten Freund seines Vaters Plutarch, Flavius Josephus und andere Schriftsteller des Alterthums. 1672 trat er über in die Armee, 1673 machte er unter Turenne den Feldzug in Deutschland mit. Der Krieg widerte ihn aber an. Nach Beendigung des Feldzuges und dem Tode seiner Eltern gab er das Waffenhandwerk auf und zog sich in die Einsamkeit seines Schlosses Roquetaillard zu seinen Studien zurück. Bald darauf bat er in Toulouse im Kloster La Daurade um Aufnahme in den Orden. 1676 legte er Profeß ab; im Kloster Sorrez, wo er einige Zeit lebte, fand der junge Mann eine große Menge griechischer Handschriften; mit Eifer verlegte er sich jetzt auf die griechische

Montfaucon.

*) Vergl. Band II. Seite 328.

**) Traité des études monastiques 1691.

***) Nouveau Traité de Diplomatique, où l'on examine les fondements de cet art, on établit des règles sur le discernement des titres et l'on expose historiquement les charactères des bulles pontificales etc. Par deux Religieux Benedictins de la congrégation de st. Maur. Paris 1750—1765, 4. maj.

inche. Nach einigen Jahren berief man ihn nach Paris, wo er in Stunden r Muße noch die syrische, hebräische, chaldäische und koptische Sprache erlernte d in der Münzkunde Fortschritte machte. Schon 1698 war seine Ausgabe der erke des heil. Athanasius vollendet. Gelehrte priesen diese Leistung als unvergleichlich. Um andere griechische Werke herauszugeben, wurde Montfaucon mit om Paul Brynis zur Vergleichung von Handschriften nach Italien gesendet. ie einfach lebten diese Mönche! Ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Heute Nacht ben diese zwei an, ganz zerrissen, baarfuß, man hat sie vom Kopf bis zu den ßen neu kleiden müssen." 1708 erschien die reiche Frucht seiner Arbeiten *). as Werk behandelt zuerst die Schreibmaterialien bei den Griechen und die Peren, welche sich mit dem Bücherabschreiben beschäftigten, dann die Geschichte der echischen Schrift, auch der Cursivschrift, die Abkürzungen, die Lehre vom Diplomwesen der Griechen, endlich gibt es eine Beschreibung der Klöster auf dem Athos. bildungen von Denkmälern beweisen das Gesagte. Ueber tausend griechische ndschriften hatte Montfaucon durchgearbeitet. In Manchem sind seine Ansichten ngestoßen worden, das dritte und vierte Buch gelten aber heut noch für klassisch. 118 erschien seine berühmte Ausgabe der Werke des Chrysostomus, 1719 sein terthum durch Bilder beleuchtet **). Beim Lesen des Chrysostomus fand Montcon, daß eine umfassende Kenntniß der Einrichtungen und Verfassungen der alten lt zum vollen Verständniß des großen Redners nöthig sei, und suchte nun geheten Lesern die Eigenthümlichkeiten der alten Welt in Abbildungen vor Augen zu gen. Auf 1200 Kupfertafeln sind gegen 40,000 Gegenstände, nicht blos aus ankreich, sondern aus ganz Europa dargestellt. Die Bilder sind Hauptsache, der xt dient nur zur Erklärung. Das Werk war für jene Zeit etwas Außerordentliches, während es für uns nicht mehr ausreicht. In zwei Monaten wurde die rste Auflage vergriffen. Ein anderes großes Unternehmen begann Montfaucon ch in seinem 70. Jahre: die Denkmäler der Geschichte Frankreichs in Abbilngen und Erläuterungen ***). Fünf Bände erschienen davon 1729—33. Der Plan herrlich, wenn auch die Bilder oft hinter den Anschauungen des großen Archäon zurückbleiben. Dieß sind nur die Hauptwerke, zwischen welche die Herausbe bisher unbekannter griechischer Schriften †) und bekannter, wie eines Werkes s Philo, der Hexapla ††) des Origenes, an welcher Montfaucon 23 Jahre arbeitete, ehrter Abhandlungen, wie die über den Leuchtthurm zu Alexandrien, über die bereitung des Papieres in Aegypten, Streitschriften, Berichte über Reisen d den Bestand der Bibliotheken fallen †††) und Briefe, von denen lange nicht alle ruckt sind. Wir staunen ob dieser wunderbaren Thätigkeit. Dom Tassin, welcher ontfaucons Leben beschrieb, erzählt: „Noch im höchsten Alter verwendete er täglich

*) Palaeographia Graeca, sive de ortu et progressu Literarum Graecarum, et de iis omnium saeculorum scripturae graecae generibus: itemque de abbreviationibus et notis variarum artium et disciplinarum. Additis figuris et schematibus ad fidem manuscriptorum codicum. Opera et studio D. Bernardi de Montfaucon, Sacerdotis et Mohi Benedictini. Parisiis 1708. Fol.

**) S. P. Joannis-Chrysostomi, archiepiscopi Constant., Opera omnia. Paris 1718. tiquitas explanatione etsche matibusillust rata. L'Antiquité expliquée et re- présentée figures; Paris 1719. Dixe Vol. in fol. en latin et en français.

***) Les Monuments de la Monarchie française, qui comprennent l'histoire de ance, avec les figures de chaque règne, que l'injure des temps a épargnés.

†) Analecta Graeca. Paris 1668.

††) Hexaplorum Origenis, quae supersunt. Paris 1713.

†††) Diarium Italicum. Paris 1702. Bibliotheca Coisliniana. Paris 1715. Bibliotheca bibliothecarum manuscriptorum nova. Paris 1739.

8 Stunden auf seine Studien. Seine Gesundheit hatte sich durch sein einfach und regelmäßiges Leben so befestigt, daß er seit mehr denn 50 Jahren niema krank gewesen war. Am Vorabend vor seinem Tode theilte er noch der Akaden den Plan zur Ausgabe weiterer drei Bände seiner Denkmäler zur Geschichte Fran reichs mit, worauf er eine neue Ausgabe des griechischen Wörterbuches von Aem lius Probus veranstalten wollte, zu welchem er beträchtliche Beiträge gesamm hatte. Da ereilte ihn ein rascher Tod 21. September 1741."

Neues Wörterbuch. Das Latein des Mittelalters ist ein ganz eigenes, die alten Wörter wurd Gefäße für eine neue Gedankenfülle, neue wurden geschaffen. Dasselbe ist der F mit der griechischen Sprache des Mittelalters. Ein französischer Rechtsgelehrt

Ducange. Charles du Fresne Sieur du Cange — geb. zu Amiens 1610, gest. zu Paris 168 gebildet bei den Jesuiten in Amiens — hatte mit seltener Ausdauer, Gele samkeit und ungewöhnlichem Scharfsinn ein Wörterbuch des mitteralterlich Latein zusammengestellt *), 10 Jahre auf ein ähnliches für das mittelalterli Griechisch verwendet **) und die Kenntniß der byzantinischen Geschichte du Herausgabe ihrer Quellen und durch ein eigenes größeres Werk erleichtert *** Ducange war trotz seiner mühsamen Arbeit immer heiter und gewann eben sehr durch seine persönliche Liebenswürdigkeit wie durch sein umfassendes Wiss seine Leistungen schienen der Regierung so wichtig, daß Ludwig XIV. jed seiner vier Kinder einen Gehalt von 2000 Livres aussetzte, um die Verdien ihres Vaters zu eh ren. Das lateinische Wörterbuch war schnell vergriffen. D

Dantine. Mauriner Dom Dantine und Carpentier übernahmen die neue Ausgabe, wel sie aber durch so viele neue Artikel ergänzten und bere icherten, daß das W statt der bisherigen 3 Foliobände jetzt deren 6 umfaßte †). Dantine ist geb. 16 in Gourieux und gestorben 1746 in Paris, sein Leben verfloß in Arbei voll Verdienst um die Wissenschaft, dabei war er der liebenswürdigste, u eigennützigste Priester. Carpentier ist geboren zu Charleville 1697 und storben zu Paris 1767.

Quellen zur französ. Geschichte. Die Quellen der französischen Geschichte hatte schon im 16. Jahrhund Pierre Pithou, geb. 1539 zu Troyes, gest. 1596 zu Nogent sur Seine, Rechtsgelehrter und eifriger Anhänger Heinrichs IV., herauszugeben begonn

Duchesne. André Duchesne, nicht mit Unrecht der Vater der Geschichte Frankrei genannt, ein Landsmann Richelieus aus der Touraine (geb. 1584 und von gehoben und zum Geographen und Geschichtschreiber des Königs ernannt), ha

---

*) Glossarium ad Scriptores mediae et infimae Latinitatis. Paris 1678. 3 ...

**) Glossarium ad Scriptores mediae et infimae Graecitatis. Paris 1688. 2 ...

***) Quellen wie Cinnamus, Zonaras, Chronicon Paschale, Villehardouin; dann Historia Byzantina. Paris 1680.

†) Glossarium ad Scriptores mediae et infimae Latinitatis: auctore Carolo D fresne, Domino Ducange. Editio nova locupletior et auctior opera et studio Monachor O. S. B. e congregatione S. Mauri, Paris 1733—36. Die neueste Ausgabe ist v Henschel, Paris 1844. 7 voll. in 4.

††) Ein warm gehaltener Lebensabriß in der Pr face zum I. Band der Art de v rifier les dates.

...ußer vielen andern Werken über die Geschichte Frankreichs eine Sammlung *) der Quellen seiner Geschichte, auf 24 Bänden berechnet, unternommen, war aber erst zum 5. Bande gekommen, als er bei Paris 1640 durch das Ueberfahren eines Wagens getödtet wurde. Colbert war gesonnen, die Fortsetzung mit den Mitteln des Staates zu unterstützen, und ließ verschiedene Pläne ausarbeiten, starb aber indessen. Der Kanzler d'Aguesseau betraute den gelehrten Mauriner Dom Edmund Martene (geb. in Saint-Jean de Losne 1654, gest. zu Paris 1739), Martene. einen gelehrten, emsigen und so edlen Mann, daß ihn sein Arbeitsgenosse Germain einen Heiligen nennt, mit der Ausarbeitung eines Planes. Das Unternehmen wurde den Maurinern übertragen: da die Sammlung von Duchesne ...lten geworden war, so wurde von vorne begonnen. Bis auf 8 Bände brachte ...e neue Sammlung **) Dom Bouquet (geb. 1685 zu Amiens) und arbeitete Dom Bouquet. ...on am 9., als ihn 1754 der Tod überraschte. Haudiquier, Precieux, Clement ...rier und Brial, gleichfalls Mauriner, setzten das Unternehmen fort. Dieses ...erk ist die Krone aller Leistungen der Mauriner für die Geschichte Frankreichs ...d die Grundlage zu letzterer. Würdig steht diesem Ehrendenkmal der Nation ...e Literaturgeschichte Frankreichs zur Seite.

Schon der Titel ***) zeigt, wie umfassend der Plan war. Sein Urheber ist Dom Anton Rivet de la Grange, geboren 30. October 1683 zu Confolens in Poitou, gestorben 7. Februar 1749 in Mans, gebildet in der Schule der Jesuiten in Poitiers. Ein Sturz vom Pferd auf der ... brachte ihn in die höchste Gefahr; als er in der Kirche darauf Gott für ... Rettung dankte, glaubte er eine Stimme von oben zu hören, die ihm zurief: ...rde Benedictiner!" Schwer war der Abschied von der zärtlichen Mutter: ...05 legte Rivet seine Gelübde in Marmoutiers bei Tours ab. Dreißig Jahre ...eitete er an den 19 ersten Bänden seines Werkes, welches die Geschichte der Literatur Frankreichs bis ins zwölfte Jahrhundert herauf behandelt: an der Spitze des Jahrhunderts ist eine lichtvolle Uebersicht über den Zustand der Studien, ...r Schulen, der Lehrmeinungen, der bedeutenderen Leistungen. Den 9. Band ...b Taillandier heraus (geb. 1705 zu Arras, gest. 1786 in Paris) mit der ...ensbeschreibung Dom Rivets an der Spitze, derselbe, welcher in der Vorrede ... Dom le Pelletiers Wörterbuch der bretonischen Sprache den Beweis führte, ... und wie in Armorika und Wales die alte keltische Sprache sich forterhielt. ...nd 10 und 11, welche bis 1141 heraufreichen, sind von Dom Clement

---

*) Historiae Francorum Scriptores. Paris 1636—49. 5 voll.

**) Rerum Gallicarum et Francicarum Scriptores. Recueil des Historiens des ...s et de la France. Paris 1738—1818. 15 voll. in Fol. 1840 war in Paris der ... Band erschienen, die Académie des Inscriptions hat die Fortsetzung unternommen.

***) Histoire Littéraire de la France, où l'on traite de l'origine et du progrés, ... la décadence et du rétablissement des sciences parmi les Gaulois et parmi les ...nçais, du goût et du génie des uns et des autres pour les Lettres en chaque ...le, de leurs anciennes écoles, de l'établissement des universités en France, des ...incipaux collèges, des Académies des sciences et belles-lettres, des meilleures biblio...èques anciennes et modernes, des plus célèbres imprimeries et de tout ce qui a un ...pport particulier à la littérature u. s. w. Paris 1733—63. 12 voll. Continuée par ... Membres de l'Institut de France. voll. 13—17. 1814—32.

gelöst und die Cyklen, die damit in Verbindung stehen, die Geschichtschreiber Alten, bei denen fast jedes Volk seinen eigenen Kalender hatte, (der Astro Pingré hat ihre Angaben alle zurückberechnet und festgestellt), die verschied Kalender auseinander gesetzt, desgleichen sind die Wochentage erklärt und einander in Einklung gebracht. Sehr viele Urkunden sind nach dem Fest Heiligen datirt, ein eigener Heiligenkalender hilft den Monat und den Tag solchen Urkunde zu bestimmen. Nicht mindere Schwierigkeit bot die Berechn der Jahre nach den Consuln — sie ist gleichfalls durchgeführt. Aber es sind blos die Regeln in diesem Werk aufgestellt, sondern auch ausgeführt, die Pr also mit der Theorie verbunden. Wir finden den jüdischen Kalender auseina gesetzt, die Hohenpriester, die Statthalter Syriens aufgeführt, die Zeitrechn des neuen Testaments, der Concilien, die Geschichte der Päpste und der versc denen Patriarchen. Dann wird übergegangen zur weltlichen Geschichte. Die rö schen Kaiser eröffnen die Reihe. Dann kommen die Könige der Perser, die Fü der Völkerwanderung, die Kaiser des Ost- und des Westreiches, die Chalifen Sultane, die Großmeister der Ritterorden, die Könige von Frankreich, von S nien mit all seinen kleinen Reichen. Ausführlich ist erklärbar besonders die fr zösische Geschichte behandelt, denn die Verfasser verläugnen als Franzosen hier ihre Liebe zur Heimath nicht: Frankreich habe durch seine Ausdehnung, d seine Fruchtbarkeit, durch die Milde seines Klimas und durch die wunder Zahl großer Männer einen gewissen Vorrang, und mit Recht habe Ludwig X gesagt: „Der schönste Traum, den ein Fürst träumen könne, sei König Frankreich zu sein." — Nach den Königen von Spanien kommen die von P tugal, von Schottland, die Könige von England, die deutschen Kaiser, die Kön von Ungarn mit den Fürsten von Siebenbürgen, die Könige von Polen und Herzoge von Kurland, die Könige von Schweden, Norwegen und Dänemark, Czaren von Rußland. Dann kommen die großen Lehensbesitzer in Frankre Deutschland und Italien, von denen einige, wie die Herzoge von Böhmen, Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Neapel und die Grafen Sicilien, sich zu Königen emporgeschwungen haben, die Dogen von Venedig dergleichen. Das Wichtigste, was die Geschichte bot, ist kernhaft und ansprech hingestellt, der Standpunkt der Betrachtung ein edler. Nur auf zuverlässige wāhrsmänner werden die Angaben gestützt, nachdem sie durch die schärfste Kr geprüft sind. Nur die Wahrheit gilt! Kein Name ist hoch genug, an den die Prüfung ihre Sonde anlegt, denn auch der fähigste Schriftsteller könne einen Mi machen und eine grobe Täuschung sich zu Schulden kommen lassen. Viele Kr waren thätig, jede Angabe wurde von Mehreren und wiederholt geprüft, nur reinste Begeisterung für die Wahrheit, nur der peinlichste Fleiß konnte ein s Werk zu Stande bringen, welches für Jeden, der durch das gigantische Lab der Weltgeschichte wandern will, den sicheren Faden der Ariadne bietet.

Kirchengeschichte. Groß waren die Verdienste der Mauriner um die Kirchengeschichte, und be derungswürdig ist der Plan und die Beharrlichkeit, mit welcher gearbeitet w Da ist zuerst zu nennen die Gallia christiana *), eine Art Statistik der lichen Anstalten Frankreichs. Die Familie Sainte-Marthe hat die gr Verdienste um das Zustandekommen dieses Werkes. Es ist eine seltene

Sainte-Marthe.

*) Gallia christiana in provincias, ecclesiasticas distributa qua series et historia A episcoporum, Episcoporum et Abbatum Franciae vicinarumque ditionum ab origine E siarum ad nostra tempora deducitur, ac probatur ex authenticis instrumentis ad calcem ap Opera et studio Domni Dionysii Sammarthani. Lutetiae Parisiorum 1715 in Folio.

...familie, denn sie zählt nicht weniger als 39 Mitglieder, von welchen ge... ...Werke vorliegen. Einer ist im Zeitalter der Reformation als Dichter und ...lehrter bekannt, ein Anderer als Rechtsgelehrter und eifriger Anhänger Hein... IV. und zugleich als Dichter. Er verwandelte den Namen seines Groß... Gautcher in Scävola, welchen Namen auch der eine von den Zwillings... führte, die an der Kirchenstatistik Galliens arbeiteten, Scävole und Louis ...Sainte-Marthe. Der erstere übergab die Sammlung seinen beiden Söhnen ... Scävole und Nicolas Charles, die ihren Bruder, Abbé Louis, Priester ... Oratoriums, beizogen. So erschien die Gallia christiana 1676 in vier ...anten mit Unterstützung des Klerus von Frankreich, welcher außerdem jedem ... Brüder einen Jahresgehalt von 500 Livres verlieh, was sie so erfreute, daß ... zu einer neuen Arbeit sammelten, die ein ganz vorzügliches Werk werden ..., dem Orbis christianus. Die gesammelten Materialien wurden im Namen ... Klerus von Frankreich dem durch Scharfblick, Takt, Gelehrsamkeit und die ...sten Tugenden des Herzens hervorragenden Mauriner Denys de Sainte-...the übergeben (geb. 1650 in Paris, gest. 1725), der als Ordensgeneral zu... fähige Brüder nach den verschiedenen Diöcesen und Klöstern absandte, um ...nöthigen Urkunden abzuschreiben, und geisteskräftig genug war, den riesigen ...rath zu beherrschen und nach einem großartigen Plane zu gestalten. Die Diö... sind nach dem Alphabet geordnet: zuerst kommt die Topographie derselben, ... die Geschichte der Gründung des Erzbisthums, der Bisthümer und Abteien, ...Geschichte der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte. — Der dritte Band erschien ...Todesjahre Saint-Marthes 1725, fähige Brüder besorgten die Fortsetzung, ... 13. erschien 1785. Drei weitere Bände sollten die Diöcesen Besançon, Tours, ... und Vienne behandeln, da verschlang die Revolution das Unternehmen. — ... merkwürdigste Thätigkeit für Geschichte der einzelnen Abteien und Städte ... durch dieses Werk angeregt. Der Raum gebricht hier die einzelnen Arbeiten ...zuzählen *). Gallia christiana.

Um Sammlungen wichtiger Urkunden für Geschichte des Mittelalters erwarb ... seltene Verdienste der gelehrte, scharfsinnige und edle Mauriner Dom Jean d'Achery, geboren 1609 in der Picardie, zuerst Mönch im Kloster zur heil. ...einigkeit in Vendôme, 1637 nach Paris versetzt, weil er an einem Uebel litt, ...welchem ihm der Rath der ersten Pariser Aerzte nöthig war. Diese vermochten ...aber nicht zu heilen, er blieb unfähig zu jeder Beschäftigung, die viele Be-...gung erforderte. Die Obern machten ihn zum Bibliothekar von Saint-Germain ... Prés, wo er 76 Jahre alt starb. Seine Leiden ertrug d'Achery mit beispiel... Geduld, dabei war er unermüdlich in eigenen Arbeiten und in Anregung zu ...rischer Thätigkeit der Mitglieder des Ordens, zur Heranbildung tüchtiger ...lehrten. Ein Hauptwerk ist die Aehrenlese bisher ungedruckter Actenstücke aus ... Mittelalter: Beschlüsse von Concilien, Chroniken, Legenden, Briefe, Dich-...gen, Urkunden **). D'Achery regte durch sein Unternehmen den hochbefähigten D'Achery.

---

*) Sie finden sich kurz verzeichnet bei Herbst in der schon genannten Abhandlung ...e Verdienste der Mauriner um die Wissenschaften." Tübinger Quartalschrift 1833, Seite ...–30.

**) Veterum aliquot Scriptorum, qui in Bibliothecis, maxime Benedictinorum, la...bant, Spicilegium etc. Prodeunt nunc primum in lucem opere et studio Domni Lucae ...cherii e Congregatione sancti Mauri monachi Benedictini. Parisiis. 1653—1677. Vol. in 4.

Mabillon zur Herausgabe einer ähnlichen Sammlung werthvoller Stücke an
Die trefflichen Einleitungen, Anmerkungen und Abhandlungen kritischen und hi
rischen Inhalts dazu zeigen, wie umfassend und wie groß der Scharfsinn di
Männer war. — Ein nicht minder großer Gelehrter und nicht weniger edel
Martene. Mensch, war Dom Edmund Martene, geboren 1654 in Saint-Jean de
in der Diöcese Dijon, später nach Saint-Germain de Près versetzt, oft
Reisen mit Dom Ursin Durand, um Urkunden zu sammeln. Immer ein
bild für seine Brüder durch frommen und edlen Sinn, durch Strenge gegen
selbst, gab er mit dem namentlich in der Diplomatik tüchtigen Durand eine g
Menge wichtiger Urkunden in fünf Bänden 1717 heraus und 1724 in
Bänden eine Sammlung von Nachträgen, welche für die Geschichte des Mi
alters von hohem Werthe sind **). Ein anderer Mauriner bekam den Auftrag,
arabischen Handschriften zu studiren, welche Werth haben für die Geschichte
Kreuzzüge. Dom George François Bertherau verwendete die Kraft se
Lebens auf diese Arbeiten. Der Ausbruch der Revolution war Schuld, daß
Manuscript blieben. — Die alten Kirchengebräuche, die alte Kirchenzucht, belen
in Werken, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden, Dom Ma
Viel geschah für die Sammlung von Concilienacten. Ein ganz großartiges
ist die Sammlung der Acten der Märtyrer, welche die Nachrichten von
Leiden und dem Tod der Christen enthält und von Augenzeugen niedergeschri
wurde, um in den gottesdienstlichen Versammlungen der Christen vorgelesen
werden — (Nachahmung der Acta Urbis und Senatus, der Stadt- oder Se
zeitung), oder welche Nachrichten später lebender Kirchenschriftsteller gibt ***).
Ruinart. Thierry Ruinart ist der verdienstvolle Herausgeber dieses Werkes; geboren
Rheims 1657, Mönch, machte er sich durch seinen Fleiß und seine Fortsch
früh bemerkbar, so daß der große Mabillon 1682 ihn sich zum Gehilfen in se
Arbeiten erbat, und ihn fortan unter seine Flügel nahm. Das innigste Se
band verknüpfte von da an den edlen, reichbegabten, strebsamen jungen Mönch
dem großen Gelehrten. Mabillons Tod brach seinem Schüler das Herz, er
kelte und folgte schon nach zwei Jahren, erst 52 Jahre alt, dem geliebten
in das Grab nach. — Die Geschichte der vandalischen Verfolgung ist als
setzung seines Werkes über die Acten der Märtyrer zu betrachten †). —
Thaten der Heiligen des Benediktiner-Ordens und die Geschichte des O
Geschichte des Bened.-Ordens. selber ist das Werk Mehrerer, d'Acherys, Mabillons, Ruinarts, Martenes
ihrer Gehilfen, und im Ganzen ein Glanzpunkt Maurinischer Leistungen durch
Richtigkeit der Methode, durch die Schärfe der Kritik, durch die hohe Wahrh
liebe, durch die Eleganz des Ausdrucks und durch den schönen Fluß des La

---

*) Veterum Analectorum tomi 4. 1673—85. Beide Sammlungen gab de la
in neuer Ausgabe heraus.

**) Thesaurus novus Anecdotorum etc. Prodiit nunc primum studio et o
Domini Edmundi Martene et D. Ursini Durand, Presbyterorum etc. Lutetiae Parisii
1717. 5 vol. in Folio. — Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dog
ticorum et moralium, amplissima collectio. Prodiit nunc primum studio et opera D.
mundi Martene et de Ursini Durand etc. Parisiis 1724—1733. 9 vol. in Folio.

***) Acta primorum Martyrum sincera et selecta, ex libris tum editis, tum
nuscriptis collecta, eruta vel emendata. Opera et studio D. Theodorici Ruinart
Parisiis 1689. (In zweiter Auflage 1713, bald darauf in mehrere Sprachen Eur
übersetzt.)

†) Historia persecutionis Vandalicae, in duas partes distincta. Opera et st
D. Theodorici Ruinart etc. Parisiis 1694.

.. der Orden der Benedictiner so viele Heilige, so viele Gelehrte, Staatsmänner, ..ste und Bischöfe unter seinen Mitgliedern aufzuweisen hat, so sind diese bei.. Sammlungen nicht blos für den Orden, sondern für das Studium der Welt.. ..ichte überhaupt unentbehrlich *). Es ist das schönste Ehrendenkmal, das die ..auriner sich selbst und dem großen, ruhmvollen Orden errichtet haben, welcher .. so große Verdienste erworben hat um den Fortschritt der Menschheit.

Aber wie muß man erst staunen über die Verdienste der Mauriner um Kirchenväter. ..ausgabe der Werke der Kirchenväter, um Sicherstellung und Erklärung des ..ertes, um Ausscheidung des Echten vom Unechten, dadurch, daß sie in den Ein..tungen auf die Bedeutung der Werke aufmerksam machten, und durch trefflich ..gearbeitete Namen- und Sachregister den Gebrauch erleichterten, daß sie die ..chischen Schriftsteller mit lateinischen Uebersetzungen herausgaben. Wer kann .. mit Augustin beschäftigen, wer mit Gregor von Tours, dem Vater der ..ischen Geschichte, wer mit Chrysostomus, diesem herrlichen Redner, wer mit .. Werken so vieler kirchlichen Größen, ohne den Verdiensten der Mau..r gerecht zu werden. Auch für das Studium der heiligen Schrift haben .. bedeutsame Werke veröffentlicht **), Werke, die nur entstehen konnten .. hohe Begeisterung für die Wissenschaft, durch unermüdlichen Fleiß und ..ch, daß viele Kräfte uneigennützig für einen Zweck thätig waren. Nicht .. für die classischen, sondern auch für die orientalischen Sprachen waren sie ..ig. Dom Guarin (geb. zu Rouen 1678, gest. zu St. Germain 1729) ver..ichte eine hebräische Grammatik und ein hebräisches Wörterbuch, welches .. den besten Werken dieser Art anreihet. Mehrere Mitglieder pflegten die ..en Wissenschaften und Künste, und haben als Dichter in der lateinischen .. französischen Sprache einen Namen.

So viel von den Maurinern, deren Congregation die Revolution ver..ungen hat, deren Verdienste aber unsterblich sind. Der letzte, Dom Brial, ..b 1829. Gedenken wir noch eines andern in mönchischer Verbindung lebenden ..schichtsforschers, der das Bild eines rein der Wahrheit geweihten, uneigen..tzigen Lebens uns bietet und dessen Werke dauernden Werth haben

Ludwig Sebastian le Nain de Tillemont***) (so hieß ein Gut der Familie bei Tillemont.

---

*) Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti in saeculorum classes distributa: sae..lum, quod est ab anno Christi D. ad D. C. collegit Domnus Lucas d'Achery, Congr. . Mauri Monachus, ac cum eo edidit D. Joannes Mabillon, ejusdem Congreg. qui et ..iversum opus notis, observationibus indicibusque necessariis illustravit. Lutetiae Pari..rum 1668. Im Ganzen 9 Bände, der 10. blieb ungedruckt. — Annales Ordinis S. Be..dicti Occidentalium Monachorum patriarchae, in quibus non modo res monasticae sed ..iam ecclesiasticae historiae non minima pars continentur, Auctore Domno Johanne Ma..illon etc. Paris 1703.

**) Vergl. Tassin, Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur. Frankf ..773, 2 B.

***) Tronchay, Idée de la vie et de l'esprit de le Nain de Tillemont. Nancy ..706. Hefele, Der Kirchenhistoriker Tillemont, Tübinger Quartalschrift. 1841. S. 248. ..Sainte-Beuve. Port-Royal III. 516—618.

Vincennes) ist geb. zu Paris 30. November 1637, der Sohn eines Beam
und Jansenisten und selber in Port-Royal gebildet. Sein Biograph erzählt:
hatte ein so glückliches Naturell, so ausgezeichnete Eltern, und erhielt von ih
eine so gesunde Erziehung, daß es für ihn schwerer gewesen wäre, sich Fehler
die erblichen Tugenden seiner Familie anzueignen." Im zehnten Jahre kam Le N
nach Port-Royal, wo man ihn in der für seine großen Fähigkeiten geeignet
Weise erzog: er lernte die Beredtsamkeit an Quintilian, Cicero und den gr
Rednern des Alterthums; die römische Geschichte in Titus Livius, an dem er s
schon solchen Genuß fand, daß er ihn nie zur Hand nahm, ohne gleich ein ga
Buch zu lesen. Seine Befähigung für Geschichte gab sich früh kund. Die Ann
des Baronius regten ihn tief an. Täglich kam er mit hundert Fragen an sei
Lehrer, der, so tüchtig er auch in seinem Fache war, im Vertrauen erklärte,
habe immer Angst, wenn Tillemont komme, dieser möchte ihn eines Tags Et
fragen, was er nicht beantworten könne. Früh begann er auch den christli
Glauben in den Quellen zu erforschen, in der Bibel und den Kirchenvätern. Zu
stellte er nach den Jahren zusammen, was er in diesen Schriften über die Ap
fand. Die Arbeit gefiel seinen Lehrern, sie ermunterten ihn, die ersten Ja
hunderte der Kirche in der gleichen Weise zu behandeln; sie fanden, daß er
besondere Gabe gesunder Kritik, feiner richtiger Auffassung, ein treues Gedäch
besitze, dem Nichts entgehe, eine unglaubliche Fähigkeit zur Arbeit, eine
und edle Schreibweise, und vor Allem eine brennende Liebe zur Wahrheit. Je
er in seiner Arbeit kam, um so mehr fesselte sie ihn, an ihre Veröffentlich
dachte er gar nicht, uneigennütziges Forschen nach der Wahrheit war ihm Ge
und Ziel. An eine Standeswahl mochte er gar nicht denken, nicht aus Ma
an Entschlossenheit, sondern weil er überall Gefahren sah. Seiner Neigung
sprach eigentlich der geistliche Stand, er wählte ihn aber erst später und nur
Gehorsam gegen den Rath seines Beichtvaters. Im Seminar zu Beauvais, w
die Liebe zu dem ihm befreundeten Bischof ihn zog, kam ihm die Verehrung vor sei
Wissen als Klippe für seine Seele vor, und er wollte es verlassen, obschon
Bischof ihm erklärte, er hätte nur einen Trost in der Welt, wenn Tillemont
Nachfolger würde. Zuletzt verließ dieser Beauvais aus Furcht, man möchte ihn
Gewalt zum Bischof machen. Er kehrte zu seinem Vater zurück und lebte mitten
der Welt wie ein Mönch, der nur Studien kennt. Gern überließ er seinen Freun
die Früchte seiner unausgesetzten Forschungen, wenn diese nur seinen Namen n
nannten. 1676 erst wurde er Priester, nur aus Liebe zu seinem Beichtvater, der ihm
geistige Leitung seines Klosters übertrug. Als die Jansenisten aus Port-Royal vertrie
wurden, kehrte Tillemont auf sein Gut zurück, von dem er den Namen
nur seinen Forschungen lebend von Früh vier bis Abends nach neun Uhr. „Un
Geist, sagte er, ist von Natur unbeständig und muß sich an einen stehenden P
halten, damit er immer weiß, was er zu thun hat, und er nicht von seinem Lei
sinn fortgerissen wird." — Sein einziger Ausgang war in der Regel, um
heilige Messe zu lesen und die Vesper zu halten. Kirchengesang war seine ein
Erholung, gepredigt hat er selten. Im Verkehr war er schweigsam und man mu
ihn immer erst durch Fragen zum Reden bringen, dann war sein Wort inhaltr
und lebendig. Gern sprach er mit Kindern, und besaß ein eigenes Geschick, d
Gedanken vom Sichtbaren zum Unsichtbaren überzuführen. Kleinen Hirtenknal
führte er zum Gemüth, wie sie im Stande seien so große Thiere zu zügeln
durch die Kraft der Seele und daß der Geist etwas viel Schöneres sei als
Sonne und alles Schöne in der Welt, daß die Sünde ihn aber viel häßlic
mache als die schändlichsten Thiere. Während er in seinen Schriften der scha
sinnigste Kritiker ist, bewährte er sich in seinem Leben als ein reines kindlich

Gemüth. Seinem Vater, den er überlebte, war er gehorsam bis zum Tod. Als nach Herausgabe des ersten Bandes seiner Geschichte der Kaiser*) 1690 eine glänzende Besprechung darüber im Journal des Savants erschien und sein Vater ihn aufforderte, sie ihm vorzulesen, bat er ihn mit der Schamhaftigkeit eines Kindes, es ihm zu erlassen, er habe nicht nöthig, seinen Stolz mit seinem Lob zu füttern, es genüge ihm zu wissen, daß man nicht ganz unzufrieden sei mit dem, was er thue, und daß er nicht umsonst arbeite. Lob machte auf ihn den Eindruck, wie eine Beleidigung auf andere Menschen, man sah an der Blässe und Röthe seines Gesichtes, wie schmerzlich es ihm war. Seine Mildthätigkeit gegen Arme war sehr groß, eben so erfinderisch die Art, Andern seinen Eifer zu Werken der Mildthätigkeit einzuflößen. Besonders nahm er sich verlassener Kinder an. Seine Eltern liebte er zärtlich. Der Tod seiner Mutter war für sein Herz ein schmerzlicher Schlag, doch fand er die Kraft in sich ihr die Todtenmesse zu halten. „Die wahre Frömmigkeit," schreibt er an seinen Bruder darüber, „trocknet unsere Thränen nicht, aber sie läßt sie da fließen, wo es nöthig ist." — So hingebend und demüthig er im Leben war, so wenig nachgiebig war er in dem, was er für wahr hielt. An seinem Werk über die römischen Kaiser arbeitete er um so lieber, da er gar nicht daran dachte, es zu veröffentlichen, man drängte ihn dazu. 1690 erschien der erste Band der Kaisergeschichte, bis 1697 vier weitere Bände, der letzte wurde erst 40 Jahre nach seinem Tod, 1738 herausgegeben. Die vier ersten Bände der Denkwürdigkeiten der Kirche erschienen seit 1693, die übrigen zwölf gab sein Freund Tronchay 1698—1712 heraus: — sie wurden mit Begeisterung aufgenommen. Perrault sagt darüber: „So tief auch sein Wissen ist, er läßt es nie glänzen, außer wo er es nicht mehr verbergen kann, und er zeichnet sich so sehr in Demuth aus, daß diese Tugend sein eigentlicher Charakter zu sein scheint. Sie zeigt sich in seinen Werken, in denen man einen Gelehrten findet von Einsicht und großem Ruf, der aber bescheiden ist in seinem Urtheil und immer bereit zu gestehen, daß er nicht alle Schwierigkeiten zu lösen im Stande ist. Seine Sorgfalt, den Schriftstellern, welche er anführt, ja Nichts in den Mund zu legen, als was sie sagen, geht bis zur Aengstlichkeit. — Man muß gestehen, sein Stil ist etwas trocken, aber mitten in den ersten Verhandlungen seiner Arbeit fühlt man immer eine höhere Weihe in den kurzen und lebensvollen Bemerkungen, welche er zu den Ereignissen in Klammern einschließt. Er war in der That ein unschuldiger Büßer, ein demüthiger Gelehrter, ein Mann unermüdlich in der Arbeit und ausdauernd im Gebet." Tillemont war emsig bestrebt seine eigene Meinung streng zu scheiden von den Quellen, die er anführt. In der Vorrede sagt er geradezu: „die Hauptaufgabe des Schriftstellers war, selber zur Klarheit zu gelangen. Dazu kam eine zweite, denen behülflich zu sein, welchen Gott die Gnade und den Willen gegeben hat, an einer wahren Geschichte der Kirche und des Lebens der Heiligen zu arbeiten. Er hat ihnen die Mühe ersparen wollen, die Thatsachen selber suchen zu müssen und sich mit den Schwierigkeiten der Zeitrechnung herumzuschlagen. Diese beiden Dinge sind die Grundlagen der Geschichte. Es kommt aber deßungeachtet oft vor, daß die schönsten und erhabensten Geister nicht im Stande sind, sich dazu herabzulassen. Sie haben zu viel Mühe, das Feuer zu zügeln, das sie durchdringt, um sich mit diesen mühsamen Untersuchungen zu behelligen, die mehr für mittelmäßige Köpfe passen." So

*) Histoire des empereurs Romains et des autres princes qui ont regné durant les six premiers siècles de l'Eglise und Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique des six premiers siècles avec une chronologie et des notes.

fluß der Weiber, die Albernheit der Staatsmänner verhöhnt, und gezeigt, viele Einrichtungen abgelebt und morsch sind. Montesquieu ist kein Dichter, aber zeichnet leichter und freier als la Bruyère. Seine Charaktere sind ergreifend, Sprache ist frisch und kräftig, das Ganze hat den frivolen Ton jener Zeit, obgl unter der heitern Oberfläche ein ernsterer Grund ist. Schwere Angriffe auf Gla und Staat sind oft mit leichtfertigen Gründen vorgebracht *). Wir staunen, in einer Zeit, in der Leibniz und Bossuet in so beredter Weise auf den T sinn der christlichen Glaubenssätze hingewiesen haben, die Lehre von der Tr tät mit dem leichtsinnigen Vorwurf behandelt wird, „drei sind nicht eins.“ fühlen, wie sehr die verkommene Zeit auf den Schriftsteller wirkte, aus sei Eifer für Ehescheidungen, aus seinem Spott auf die Ehelosigkeit der Prie Er will einen Glauben ohne Cult; das sicherste Mittel, Gott zu gefallen, ist ihm, die Regeln der Gesellschaft und die Pflichten der Liebe und der Men lichkeit zu befolgen. Aber wer lehrte denn diese Menschlichkeit, wenn nicht die offenbarte Religion, und wie versumpfte nicht das öffentliche Leben, seit der G des Christenthums aus der Gesellschaft schwand! Wie oberflächlich ist seine The von der Entstehung der Gesellschaft, vom historischen Recht, welcher Hohn die Monarchie: „Der König von Frankreich, schreibt der Perser, ist ein gr Hexenmeister. Er überredet seine Unterthanen, daß ein Stück Papier Geld und daß er alle kranken Glieder heilt, die er berührt.“ — Dagegen preist e Republik, dort blühe Wohlstand und herrsche Reichthum, Freiheit und Glü Montesquieu kennt auch nicht einmal die Geschichte Frankreichs genau und nicht, daß bei den Galloromanen das römische Recht galt und daß erst die Fra deutsches Recht gebracht haben. Doch blitzt durch die Frivolität hin und wi der Glanz des Genius: „Die Gerechtigkeit, sagt er, ist die wirkliche Bezieh zwischen zwei Dingen, und ist immer dieselbe, ob ein Gott, ein Engel oder Mensch sie erfaßte; das Recht ist ewig und hängt nicht von menschlichen V trägen ab“ **). Trotz aller Angriffe auf das Bestehende wurde der Verfasser verfolgt. Frankreich war eben damals wie betäubt durch den Staatsbankerott, durfte Alles sagen, die Regierung war entmuthigt und der Witz des Buches fiel. Die Regierung wußte wohl, daß Montesquieu der Verfasser sei. Fleury erst 1728, als dieser sich mit einer Fälschung des holländischen Verlegers schuldigt hatte und ein von der angeschuldigten Stelle gereinigtes Exemplar wies, seine Zustimmung zur Aufnahme in die Akademie. 1725 schrieb Mon quieu: Le temple de Guide, eine üppige Schilderung der Liebe in poeti Prosa. Wir erröthen über die Selbstherabwürdigung eines solchen Geistes können diese Arbeit, die ihr Urheber selber später für unwürdig erklärte, dadurch entschuldigen, daß er der Frivolität ein Opfer gebracht und dadurch eine schlechte Zeit auch schlechte Schriftsteller bilde. Ein großer Schriftsteller über seiner Zeit stehen und seine Zeitgenossen zu sich emporheben und die Wa heit, wenn sie auf Erden verschwunden ist, von den Sternen herunterholen.

Bald kam übrigens Montesquieu auf die richtige Fährte. 1726 verlie er seine Stelle als Parlamentsrath und ging auf Reisen, um die europäi Verfassungen und das Staatsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zu nach Wien, wo er bei Prinz Eugen ehrenvolle Aufnahme fand, dann nach Unga

Reisen. von wo er Italien besuchte. In Venedig verkehrte er viel mit Law. Von Ital besuchte er die Schweiz, Holland und England, wo er mit den großen Staa

*) Lettres Persanes Nr. 24. 113.
**) Lettres persanes. 83.

...mern verhandelte und selbst am Hof hochgeehrt und von der Akademie in Lon- ... als Mitglied aufgenommen wurde. Zwei Jahre weilte er daselbst, und aus ..., was er vom englischen Leben auffaßte, sehen wir, daß er eine edlere Natur ... Hier gilt in der That des Dichters Wort: „Du gleichst dem Geist, den du ...greifst." Montesquieu lebte dann auf seinem Schloß Brède ganz nur seinen ...beiten. Er spricht vom Vergnügen, das er jeden Morgen beim Erwachen em...de, wenn er das Licht sieht und an seine Arbeit denkt, die er fortsetzen kann, ... er war so fleißig, daß er seine Sehkraft schädigte und in spätern Jahren nur ... mit Hülfe seiner Tochter arbeiten konnte. Hin und wieder ging er nach Paris, ...Gesellschaften aber schien er verschlossen. Madame de Chaulnes sagt über ihn: ...ieser Mann kam in die Gesellschaft nur, um dort an sein Buch zu denken; er ...elt Alles, was sich darauf bezog, und sprach höchstens mit Fremden, von denen ...irgend eine Nachricht zu erhalten hoffte."

Die erste Frucht seiner Arbeiten waren: „Die Ursachen der Größe und des ...falls der Römer" *), mit denen er sich an die Spitze der philosophischen Ge...schichtschreiber seiner Zeit stellte. Seit Bossuet war ein solches Geschichtswerk ... erschienen. Dieser sichere Ton des Urtheils über Massen von Thatsachen, ...n Geist in wenig epigrammatisch zugespitzten Sätzen enthalten war, und deren Größe
...tigkeit heute noch zum Theil feststeht, erfüllte seine Zeitgenossen mit Be- und Verfall der
...derung. Es war etwas Anregendes, Stählendes in der Art, wie er den durch Römer.
...gierung und Unglück aller Art gebeugten Seelen das Beispiel einer großen ... freien Nation gab, die sich durch eigene Tüchtigkeit zur Weltherrschaft ...n hatte. Nur Bossuet hat noch einen höhern Standpunkt der Betrachtung, ... ergänzen sich; Bossuet schildert mehr die Erhebung, Montesquieu den ...fall. Montesquieu hebt kleinere Ursachen des Aufsteigens hervor, Bossuet ...net besser die Seele des ganzen Volkes. Während der Parlamentsrath zu ...deaux mehr die politischen Mittel, hebt der Bischof von Meaux die Reli...ität der Römer als Hauptursache des Aufsteigens hervor, die Furcht vor ihren ...ttern, in welcher die Römer zu Hause streng und ernst und im Kampfe ...muthig waren, die Hingebung an höhere Mächte, welche die Leiden...aften und die Eigensucht schweigen machten. Bossuet ist klarer in seinen Sätzen; ... er sagt, ist bewiesen. Die Betrachtungen Montesquieus lassen in unserer ...ele oft Zweifel zurück. Auf einen andern Umstand hat Nisard **) fein auf...merksam gemacht: Bossuet lehre uns, durch welche Mittel wir zur Größe unseres ...terlandes beitragen können und durch welche Fehler wir es auf uns laden, ...nen Verfall zu beschleunigen, — Montesquieu verschweige unser Unrecht und ...schwäche in uns das Gefühl unserer Pflichten für das Vaterland. „Wenn ich ...m Lesen Bossuets komme, bin ich entschlossen, weniger von der Regierung ...d mehr von mir zu fordern. Bei Montesquieu habe ich das Gefühl, daß ...ch Nichts dazu beitrage, gut regiert zu werden, und daß die Regierenden mir

*) Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains.
**) Nisard, Histoire de la littérature française, IV. 349.

meinen Platz weggenommen haben. — Trefflich ist bei Montesquieu Politik der Römer gezeichnet. Schwach ist er in Auffassung des Urspru des Staates; hier hat erst Niebuhr Bahn gebrochen. Die Bedeutung der gion und der Umwandlung des Rechtes behandelt er gar nicht. Der Einfluß, den die Bewegung der Gracchen auf das römische Leben hatte, ihm entgangen. Was die Anordnung des Stoffes, was die Sprache anlangt, s das Buch ein Meisterwerk.

Geist der Gesetze.

1748 erschien sein Hauptwerk: „Der Geist der Gesetze.*)“ „Zwanzig J hindurch sah ich mein Buch beginnen, wachsen, fortschreiten und enden“ — und es abgeschlossen war, gab Montesquieu es seinen Freunden zur Prüfung, derart war der Geist schon republikanisch und negativ, daß Helvetius z. die Ideen nicht kühn genug fand und meinte, das Buch werde dem Ruf Verfassers schaden. Montesquieu hält sich noch an die Autorität, während Zeitgenossen schon zügellos geworden sind, und doch ist ein großer Untersch zwischen diesem Werk und denen des vorausgehenden Jahrhunderts. „Dort mehr von der Pflicht des Gehorsams, von den Rechten Anderer, wie eigenen Pflichten gesprochen und unsere Vernunft gegen unsere Neigungen waffnet, die Moral des Geistes der Gesetze verpflichtet uns nur zum allgemei Wunsch der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit, der Freiheit vor allem, sagt aber nicht, was ich zu thun habe, damit diese Wünsche in Erfüllung ge und damit ich auch mein Verdienst habe am allgemeinen Wohl; er ist gere freisinnig, menschlich, sobald er will, daß alle Welt es sei; er ruft die Kön die Minister, die Regierungen vor seinen Richterstuhl; er denkt nur daran, urtheilen, zu entscheiden und aller Welt Pflichten aufzuladen, von denen er selber frei macht“ **).

Trotz alledem ist das Buch nicht mit Unrecht ein Heiligthum tiefer ern Betrachtungen genannt worden. Die Gesammtheit des Staatswesens ist von ei neuen Standpunkt behandelt, klar und faßlich dargestellt. Es ist keine k Theorie, sondern die Sätze sind alle mit schlagenden Beispielen belegt. E Fülle schöner Wahrheiten ist hervorgehoben, eine edle Begeisterung für R und Freiheit weht uns aus dem ganzen Werke an. Das Völkerleben ist großen Sinne aufgefaßt, und dabei sind die tiefen Gedanken in frischer blühe Sprache und immer in passenden Beispielen dargestellt. Der Erfolg war ü alle Erwartung. Aus Furcht vor der Censur ließ Montesquieu sein Buch

England.

Genf drucken, in $1\frac{1}{2}$ Jahren erschienen 22 Auflagen und wurde es in Sprachen Europas übersetzt. Namentlich fand es in England eine glänze Aufnahme. Kein englischer Schriftsteller hatte das Wesen der englischen V fassung so übersichtlich und klar dargestellt, als wie hier der Franzose.

*) L'Esprit des lois.
**) Nisard, H. de la litt. française. IV. 356.

rteikampf befangen, verloren sie die Uebersicht über das Ganze. Ihre Staats-
tslehrer sammelten nur Gesetze und trockene Formeln, Montesquieu dagegen
b die Lebensgedanken, den Organismus der ganzen Verfassung hervor und
thüllte erst die englische Verfassung den Engländern selber, und daß England
as freieste Land sei und am leichtesten die härtesten Auflagen in öffentlichen
efahren tragen könne, „weil es weiß, was es bezahlt, wie es bezahlt, warum
bezahlt," und daß es deshalb über seine natürlichen Kräfte hinaus Unter-
hmungen wagen und gegen seine Feinde Schätze verwenden könne, die nur
der Einbildung bestehen, die aber das öffentliche Vertrauen und die Art
r Regierung in Wirklichkeit verwandeln. Er definirt aber auch die englische
reiheit, Alles zu thun, was die Gesetze gestatten, oder die Freiheit besteht
rin, daß man das thun kann, was man wollen soll, und daß man nicht
zwungen wird, Etwas zu thun, was man nicht wollen soll. Die ersten
aatsmänner Englands unterstützten ihn bei der zweiten Auflage mit Aenderun-
n und Verbesserungen.

Im Geist der Gesetze hat der Verfasser falsche Standpunkte, an denen er
ch in den persischen Briefen festhielt, weit überwunden. Der Geist des Ganzen
viel positiver. „Ich tadele nicht zum voraus, ich schreibe nicht, um irgend
e Einrichtungen in einzelnen Ländern zu bewirken; könnte ich aber bewirken,
Jedermann neue Gründe erfasse, seinen Fürsten und sein Vaterland zu lieben,
die, welche befehlen, ihre Kenntniß hinsichtlich dessen, was sie vorzuschreiben
n, erweitern, und daß die, welche gehorchen, eine Freude finden, zu gehorchen;
nte ich die Menschen von ihrem Mangel an Selbsterkenntniß heilen, so würde
der glücklichste der Sterblichen sein." Hinsichtlich der Entstehung des Staates
mmt Montesquieu auf die Theorie Lockes zurück, auf den gesellschaftlichen Ur-
ntrag, welcher dem Krieg Aller gegen Alle ein Ende machen soll. Als Grund-
men der Verfassung nimmt er drei an: die Republik, die beschränkte und die
beschränkte Monarchie. Die Republik ist sein Ideal, ihre Grundlage ist die
ugend und ihr Princip die allgemeine Gleichheit. Uns fehlt die Tugend
d die stoische Kraft; das Höchste, was wir erreichen können, ist die constitutionelle
onarchie, deren Princip die Ehre ist. Die Despotie ist eine Pest der Menschheit
r Princip ist die Furcht, ihre Folge die Entartung. Jede Verfassung, in welcher
cht die drei Gewalten, nämlich die gesetzgebende, richtende und vollziehende ge-
rennt sind, muß in Despotie ausarten. Es gibt keine Monarchie ohne Adel und
inen Adel ohne einen Monarchen. Hinsichtlich der Repräsentativverfassung meint
Montesquieu *): „Da bei einem freien Staat Jedermann, von dem man annimmt, Volksvertretung.
habe eine freie Seele, durch sich selber regiert werden muß, so müßte eigentlich
as Volk in seiner Gesammtheit die legislative Macht haben; da dies aber in
roßen Staaten rein unmöglich und in kleinen Gegenstand vieler Unzukömmlich-
keiten ist, so muß das Volk durch Stellvertreter das vollbringen, was es selbst
icht zu vollziehen im Stande ist. Der große Vortheil der Stellvertretung ist der,
aß sie im Stande ist, die Staatsangelegenheiten zu besprechen, während unter
iner Massenversammlung dies nicht möglich ist, und es ist nicht nöthig, daß die
Volksrepräsentanten, welche von denen, die sie wählten, einen allgemeinen Auftrag

*) Livre XI. chap. 6.

erhielten, auch noch einen besondern über jede einzelne Frage bekommen. Al Bürger in den verschiedenen Bezirken müssen das Recht haben, ihre Stimme zu Wahl eines Volksvertreters zu geben, die ausgenommen, welche in einem so ni drigen Zustande sind, daß man ihnen keinen eigenen Willen zuschreiben kan In den alten Republiken war der große Fehler, daß das Volk Regierungsmaßrege beschließen konnte. Es darf aber nur Stellvertreter wählen, dazu hat es hinreichen Befähigung. Der Repräsentativkörper wird nicht gewählt, um zu regieren, wa er nie vermag, sondern nur um Gesetze zu geben und zu sehen, ob man di welche er gemacht hat, richtig ausführt." — Da ist keine Freiheit, wo die g setzgebende Gewalt mit der Regierung verbunden ist, da ist keine Freiheit, wo d richterliche Gewalt nicht von den beiden andern getrennt ist. Die richterliche G walt darf auch nicht einer Körperschaft für immer einverleibt werden, sonde muß von Personen geübt werden, die aus dem Volk genommen sind. Sehr rich ist die Bemerkung, es gebe gewisse Ideen von Gleichförmigkeit, welche bisweil große Geister ergreifen, auf die kleinen aber immer unfehlbaren Eindruck mache sie erkennen darin eine Art Vollkommenheit, weil es unmöglich ist, sie nicht bemerken, z. B. gleiches Gewicht, Maß, Gesetze, Religion. Es gehört aber ein v größeres Genie, zu wissen, wo Verschiedenheiten nöthig und heilsam sind, als n jener Gleichförmigkeit einen Götzendienst zu treiben. — Nicht minder richtig Montesquieu in der Definition vom Gesetz: „Die Gesetze sind die nothwendig Beziehungen, die aus der Natur der Dinge hervorgehen. Diejenigen, welche sag daß ein blindes Verhängniß alles dasjenige, was wir in der Welt sehen, herv gebracht habe, reden einen großen Unsinn, denn wie sollte ein blindes Verhäng vernünftige Wesen hervorgebracht haben. Es gibt also einen Urgeist, und die G setze sind nur die Beziehungen zwischen ihm und den Wesen, die er schuf, u dieser Wesen unter einander. Gott hat Beziehungen zu dem Universum als Schöp und Erhalter und die Gesetze, nach welchen er schuf, sind dieselben, nach welch er erhält. Alle vernünftigen Wesen haben Gesetze, die sie gemacht haben, häng aber auch von Gesetzen ab, die sie nicht gemacht haben." Auf der Höhe dieser B stimmungen bleibt der Schriftsteller leider nicht immer.

Von einzelnen Bemerkungen, die folgereich wurden — denn unser Schri steller galt bald als historisches und politisches Orakel — heben wir seinen Ei für Milderung des Strafverfahrens hervor. Er tadelt die Anwendung der Fol der Räderung, überhaupt qualvoller Hinrichtungen, nimmt aber die Todesstr überhaupt in Schutz. Gotteslästerung und Religionsstörung will er nur mit B raubung der Vortheile, welche die Religion bietet, bestraft wissen; gegen die A wendung von Spionen im Staatsdienst spricht er sich mit Hohn aus. D Staate legt er die Verpflichtung auf, für die Existenz der Mitglieder, für N rung, Kleidung zu sorgen. Das, was der Mensch zum Leben nöthig hat, d

Constitutionalismus.

nicht besteuert werden, wohl aber das Nützliche, jedoch weniger als der Ueberfl Je mehr ein Volk frei ist, um so größere Abgaben kann man ihm auflegen. spricht für Staatsanleihen, der Staat darf die Verzinsung nicht verbieten, w aber den Wucher. Er ist für das Schutzzollsystem, er verlangt allgemeine A hebung der Sklaverei. Hinsichtlich der religiösen Freiheit sieht er nicht gern Aufnahme eines neuen Bekenntnisses, weil dies ein Grund der Zwietracht i besteht aber einmal ein abweichendes Bekenntniß, so soll man es dulden. Von christlichen Religion spricht Montesquieu jetzt viel würdiger, als in den Lett persanes. Ihm scheint der Mohammedanismus blos verträglich mit despotisch Regierung, nicht aber die christliche Religion. Schief ist die Bemerkung, der K tholicismus passe mehr für die Monarchie, der Protestantismus für die Republ Das lutherische Bekenntniß hat im Gegentheil die Macht der kleinen Fürst

nbezu absolut gemacht; der Calvinismus dagegen hat überall auf Republik losgesteuert. Der Katholicismus ist mit jeder Verfassung verträglich, in welcher die wahren Menschenrechte anerkannt sind. Der Verfasser kennt zu wenig die Kirchengeschichte, insbesondere die der ersten Jahrhunderte. Hinsichtlich der vollziehenden Gewalt verlangt Montesquieu, daß sie in den Händen eines Monarchen sei, denn dieser Theil der Regierung, welcher fast immer ein augenblickliches Handeln bedürfe, werde besser durch Einen, als durch Mehrere verwaltet. Wenn es keinen Monarchen gäbe und die vollziehende Gewalt einer aus der gesetzgebenden Gewalt erkornen Anzahl von Personen übertragen würde, so wäre keine Freiheit mehr, denn beide Gewalten fielen dann wieder in eine zusammen. Die vollziehende Gewalt muß das Recht haben, die Unternehmungen des gesetzgebenden Körpers aufzuhalten, denn sonst würde dieser despotisch werden und könnte alle andern Gewalten vernichten; umgekehrt darf aber die gesetzgebende Gewalt nie das Recht haben, die vollziehende aufzuhalten, denn bei dieser handelt es sich meist um augenblickliche Dinge, und sie hat schon ihre Schranken in ihrer eigenen Natur. Dagegen hat die gesetzgebende Gewalt das Recht, zu untersuchen, auf welche Weise die von ihr erlassenen Gesetze vollzogen werden. Die Person des Fürsten ist geheiligt; ihn anzuklagen oder zu verurtheilen, hieße die Freiheit aufheben, denn er ist nöthig, um zu verhindern, daß die gesetzgebende Macht tyrannisch werde. Die gesetzgebende Gewalt kann nur schlecht handeln mit Hilfe von falschen Räthen, darum können diese angeklagt und verurtheilt werden. — Montesquieu ist also für Unverantwortlichkeit des Monarchen aber für Verantwortlichkeit der Minister. — Die gesetzgebende Gewalt soll aus zwei Theilen bestehen, wie in England, aus dem Ober- und Unterhaus, und einer den andern durch sein Veto binden und beide durch die vollziehende Gewalt gebunden sein, welche aber nur nach den Gesetzen regieren darf, d. h. wieder an die gesetzgebende Gewalt gebunden ist. Indem ihm die englische Verfassung als Muster vorschwebte, und sein Geist der Gesetze das Evangelium der gemäßigten Liberalen geworden ist, hat der Franzose am meisten dazu beigetragen, daß die englische Verfassung, die aber historisch erwachsen ist aus den Verhältnissen Englands, in diesem Jahrhundert beim Abfassen der Constitutionen den verschiedenen Völkern als eine Art politischer Musterrock, wenn er auch oft für ihre Gliedmassen zu groß oder zu klein war, aufgezwungen worden ist. Alle Constitutionen in Europa sind nach den Lehren Montesquieus geformt, er ist der Prophet des Constitutionalismus.

Gebrechen.

Uebrigens ist die Eintheilung der Verfassungen nicht erschöpfend und die Lehre von den Principien in denselben nicht genügend. In der Monarchie muß eben so die Tugend herrschen, wie in der Republik, und in dieser das Ehrgefühl eben so brennend sein, wie in der Monarchie. Eine absolute Regierung, in welcher blos das Gefühl der Furcht herrschte, könnte schwerlich lange bestehen. Das Gewicht, welches Montesquieu auf Klima und Oertlichkeit legt, ist zu groß; er leitet davon allein die Verschiedenheit der Völker, der Gesetze und der Sitten ab und beachtet zu wenig den angebornen Genius der verschiedenen Nationen. In den Ländern, wo einst die hellenische Freiheit herrschte, waltet jetzt die absolute Macht des Sultans. Montesquieu behauptet, die Freiheit sei in kalten Gegenden, die Despotie in heißen, und doch waltet jetzt absolutes Regiment in Rußland und lebten die freiheitsglühenden Araber der ersten Jahrhunderte im heißen Süden. Wenn er meint, Christenthum und Monarchie

seien innig verbunden, so verkennt er den freien Geist des Christenthums. Es hat den Unterschied zwischen Freien und Sklaven niedergerissen. Doch hier lag Montesquieu zu sehr unter dem Bann der negativen Richtung seiner Zeit. Uebrigens bemerkt er doch, es sei eine wunderbare Sache, wie das Christenthum welches nur unser Heil im Jenseits begründen wolle, dennoch unser Glück auch in dieser Welt ausmache *). Er strebte das Gute an, er suchte zum Fortschritt der Menschheit nach Kräften beizutragen. Meisterhaft schildert er im Dialogue de Sylla et de Lysimaque die innersten Regungen einer Tyrannenseele. Die Arbeit wäre eines Corneille nicht unwürdig. Sein Leben floß ruhig wie ein breiter Strom ohne Wasserfälle. Das Feuer eines Bossuet war ihm nicht zu Theil geworden, Unglück oder Leidenschaft hat ihn nie aufgeregt. Er arbeitete sein ganzes Leben ruhig an seinem sentenzenreichen Werke weiter. Hohe Achtung kam ihm überall entgegen, selbst die Pompadour gehörte zu den Bewunderern seines Buches. Sie sagte 1751: „Sie verdienen den Titel des Gesetzgebers von Europa, und ich zweifle nicht, daß man Ihnen denselben bald einstimmig zuerkennt." Washington sagte später, was er Gutes vom Staatsleben wisse, verdanke er Montesquieu. Dieser starb in Paris den 10. Februar 1755, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte. „Herr, Sie begreifen, wie groß Gott ist;" sagte der Pfarrer zu ihm. „O ja, entgegnete Montesquieu, und wie klein wir Menschen sind **)."

Voltaire. Neben Montesquieu stieg Voltaire***) damals auf, und erhob sich zum Stimmführer der Zeit, zum Könige des Jahrhunderts. Jener ist ruhiger Forscher, dieser leidenschaftlicher Agitator, jener geht in die Tiefe, dieser in die Breite, jener findet neue Wahrheiten, dieser verarbeitet Metall, das Andere ausgegraben haben, zu glänzendem Geschmeide. Bei jenem ist es die Gründlichkeit, die nachwirkt, diesem ist alle Grundlage, der Ernst, die Tiefe zuwider; er hat nur ersprießliche Ansichten, in deren Vertheidigung er sich zugleich Ruhm Ehre und Geld erwarb. Beide sind Deisten, Montesquieu mit heiliger Scheu vor dem höchsten Wesen, für Voltaire ist Gott nur eine Nothwendigkeit, die er begreift, deren Gegenwart er aber niemals fühlt.

Jugend. Voltaires eigentlicher Name ist François Marie Arouet; er ist geboren 1694 den 21. November. Sein Vater war Sportelcassier an der Rechnungskammer zu Paris, ein Ehrenmann. Die Mutter war eine talentvolle Bürgersfrau, die auch Boileau gekannt hatte, sie starb schon 1701. Ein älterer Bruder, Armand, war eifriger Jansenist mit allen Uebertreibungen. Der Vater pflegte zu sagen: „Ich habe zwei Söhne, der eine ist ein Narr in Prosa, und der andere ein Narr in Versen." — Seit dem Tode der Mutter war der Ton in der Familie kalt. Damit der jüngere Sohn nicht auch Jansenist werde, that ihn der

*) Esprit des lois XXIV. 3.
**) Villemain, Eloge de Montesquieu.
***) Strauß, Voltaire, Leipzig 1870. — Pierron, Voltaire et ses maîtres Paris 1866.

Vater in das College Louis le grand, welches unter Leitung der Jesuiten stand. Voltaire hat später ihre Erziehungsmethode dankbar gepriesen. Arouet war auch ein ausgezeichneter Schüler, der manchen Preis errang, aber seine Lehrer auch oft durch sein unersättliches Fragen in Verlegenheit setzte. Er war schon früh ein Religionsspötter und sein Lehrer le Jay sagte ihm eines Tages voll Schmerz: „Unglückseliges Kind, Du wirst der Fahnenträger der Feinde der Religion werden.“ Ein leichtfertiger Geistlicher, der Abbé de Chateauneuf, hatte die Keime des Unglaubens in das Herz des Knaben geworfen und war es auch, der ihn bei der Ninon de l'Enclos aufführte. Der zwölfjährige Arouet hatte sich nämlich schon Dichterruf erworben. Ein Invalide bat den Vorsteher des Collegiums um eine poetische Bittschrift an den Dauphin, in dessen Regiment er gedient hatte. Dieser wies ihn an den Schüler, der wegen seiner Leichtigkeit, Verse zu machen, unter den Kameraden in hohem Ansehen stand. Die Bittschrift hatte Erfolg, der Invalide bekam einige Goldstücke und der junge Dichter ward in der Stadt bekannt. Die 80jährige Ninon de l'Enclos wollte ihn sehen, der Abbé Chateauneuf, ihr letzter Liebhaber, stellte ihn vor. Die alte Aspasia war entzückt über dieses jugendliche Antlitz, in dem so viel Anmuth, Witz und Bosheit war, und weissagte dem Kinde eine große Zukunft. Voltaire sagt: „Sie ermahnte mich, Verse zu machen, statt daß sie mich davor hätte warnen sollen.“ In ihrem Testament vermachte sie ihm 2000 Livres, um Bücher zu kaufen. 16 Jahre alt trat Voltaire aus der Schule, unter seinen Lehrern blieb er namentlich dem Pater Poree dankbar: er habe ein Mann das Studium und die Tugend liebenswürdiger zu machen gewußt. Seine Vorträge waren wahre Stunden des Genusses. Das Urtheil der Lehrer über Voltaire soll in der Schülertabelle kurzweg so gelautet haben: Puer ingeniosus, sed magnus nebulo. Arouet wollte sich der Literatur widtmen, der Vater aber meinte, als Dichter könne er Hungers sterben, und that ihn in eine Rechtsschule, in der aber die Art, wie die Jurisprudenz behandelt wurde, den lebhaften Jüngling abschreckte. Da war es wieder der Abbé Chateauneuf, der ihn in leichtfertige Kreise brachte, in die Société du Temple, wo Prinzen, Abbés, Freigeister sich trafen und spotteten und schwelgten. Bald hieß Voltaire der Freund der Prinzen und fragte eines Tages keck: „Sind wir hier alle Prinzen oder Dichter?“ Der Vater erschrak über sein lockeres Leben und schickte ihn, um ihn aus dieser schlechten Gesellschaft herauszureißen, als Pagen mit dem ihm befreundeten französischen Gesandten nach dem Haag. Hier kam aber der Jüngling vom Regen in die Traufe. Er verschlug viel Geld und knüpfte eine Liebschaft an, weshalb der Vater ihn nach Paris zurückberief und gesonnen war, einen Verhaftsbefehl gegen ihn zu lösen und ihn nach den Inseln zu verbannen. Nur dadurch, daß er in die Schreibstube eines Advocaten eintrat, beschwichtigte Arouet den Unmuth seines Vaters. Aber hier gab es auch Mitarbeiter, die gern Verse machten, und bald wandelte Voltaire wieder auf der alten lockern Bahn, er besuchte viel das Theater und Schauspielerinen und knüpfte ein Liebesverhältniß nach dem andern an. Da erbot sich dem bekümmerten Vater ein Herr von Caumartin, den ungerathenen Sohn auf sein Gut Saintange bei Fontainebleau mitzunehmen. Der Vater des Marquis hatte unter Ludwig XIV. gedient und war eine lebendige Chronik aus dieser Zeit und begeistert insbesondere für Heinrich IV. und Sully. Hier entstand der Plan zur Henriade und zum Zeitalter Ludwigs XIV.

Indeß starb der alte König und die liederliche Regentschaft begann. Eine Schmähschrift, die mit den Worten J'ai vu begann — ich habe diese und jene Schandthat gesehen und bin noch nicht zwanzig Jahre alt — machte damals großes Aufsehen. Voltaire galt für den Verfasser und wurde als Pasquillant nach In der Bastille.

Sully sur Loire verbannt. Hier ward er beim Herzog von Sully mit Gunst au genommen und es fehlte ihm, wie er sagte, Nichts zu seinem vollkommenen Glü als die Freiheit, weggehen zu können. Er wendete sich in einer Epistel an de Regenten, erhielt 1717 die Erlaubniß zur Rückkehr und wurde selbst huldvo empfangen. Trotz dieser Warnung konnte er seinem Witz keinen Zügel anlege Bald erschien ein anderes Spottgedicht, das mit den Worten Puero regnan beginnt. Man rieth auf Voltaire und mit Recht. Ein Hauptmann Beauregar der sich als Bewunderer bei ihm einschmeichelte, aber nur der Spion der Regi rung war, erlangte von ihm das vertrauliche Geständniß, daß er der Verfass des Gedichtes sei, obschon Voltaire die Autorschaft öffentlich ableugnete. Daf ward er am 17. Mai in die Bastille gesteckt und fast ein Jahr Gefange darin. Hier las er Virgil und Homer, letzteren in lateinischer Uebersetzung, de des Griechischen ward er nie recht mächtig. Hier schrieb er zwei Gesänge d Henriade und vollendete seinen Oedipus. Am 10. April 1718 wurde er aus d Bastille entlassen und nach Chatenay, sein väterliches Landhaus, verwiesen. A vieles Bitten erlangte er die Rückkehr nach Paris auf einige Tage. Es galt d
Oedipus. Aufführung seines Oedipus, der am 18. November unter großem Beifall üb die Bühne ging und 45 Mal nacheinander gegeben wurde. Arouet war der He des Tages. Der Regent gab ihm eine goldene Medaille und tausend Thaler a Geschenk. „Ich danke Euer königlichen Hoheit," sagte Arouet, „daß Sie sich m meiner Ernährung befassen, aber ich bitte Sie sich nie mehr um mein Logis bekümmern." — Die Gemahlin des Regenten nahm die Widmung des Oedip
Voltaire. an. Damals veränderte der Dichter seinen Namen Arouet in Voltaire, welch letztere nur eine Versetzung von Arouet l. i. (le jeune) ist. „Ich bin un meinem ersten Namen zu unglücklich gewesen, ich will sehen, ob es mir bess geht unter dem zweiten." Aber auch unter dem neuen Namen war der Dichter ni glücklicher. Trotz alledem und alledem hatte man nie rechtes Vertrauen in ih Ende März 1719, als sein Freund Richelieu verhaftet und die Verschwöru Cellamares entdeckt wurde, mußte er sich von Paris entfernen. Als Löwe d Tages und als gesellschaftliches Talent zugleich, war er jedoch überall willko men. Er lebte auf dem Schloß des Herzogs von Sully, dann wieder bei d schönen Marschallin Villars, die sein Herz gefesselt hatte. — Die Zahl sei Liebschaften ist unglaublich. Bald hat er eine Beziehung zu einer Herzogin, da wieder zu einer Marquise, dann reist er mit einer schönen jungen Wittwe na Flandern, sein Herz ist außerordentlich erregbar und die Zeit ist verkommen. Auß Liebschaften und Dichtungen hatte er es damals namentlich auf Erwerbung ei Vermögens, das ihn unabhängig stellte, auf Verwendung in der Diplomatie u auf eine sociale Stellung abgesehen. Das Trauerspiel Artemire fiel durch, er ve
Henriade. wendete Stücke daraus zur Mariamne. Die Henriade wurde im Haag gedruckt, die Au lage von ihm aber wieder eingekauft und in Rouen nochmals zur Presse geleg Er wollte sie Ludwig XV. widmen, dessen Ahn er verherrlicht hatte. Das Gedic ward aufgenommen als eine große Leistung des französischen Geistes: jetzt endli habe Frankreich ein classisches Epos. Die Verse sind schön, die Schilderungen glä zend, aber ein wahres Epos ist die Henriade nicht. Dazu fehlte es dem Dicht an Ruhe, am Sinn fürs Objective. Der epische Dichter soll nur der Spiegel sei durch den die Bilder einer großen Vergangenheit hindurchziehen, bei Voltaire tr aber überall die Subjectivität hervor. Er predigt in seinen Dramen wie in seine Epos; hier dringt er auf religiöse Duldung, objective Färbung hat das Gedic gar keine, es ist Alles darin modern und subjectiv. Delisle sagte schon, es fe das Heu für die Pferde zum Fressen und das Wasser zum Saufen. Schon damal fragte la Beaumelle, wer wird in 50 Jahren diese Sammlung von Versen noc

lesen? Man liest auch in der That heut zu Tag die Henriade nicht wie ein wahres Dichterwerk öfter und öfter, um mit immer neuer Befriedigung zu ihr zurückzukehren, man liest sie einmal, um sie zu kennen. Die Franzosen nahmen sie aber damals trotz ihrer Gebrechen in Schutz, weil es das einzige epische Gedicht sei, das sie haben. — Ein Neuerer bemerkt, — als ob es nicht ehrenvoller wäre für Frankreich, gar kein episches Gedicht zu haben, als ein mittelmäßiges. Die Götter Homers sind lebendige Mächte, an die Götter in der Aeneis hat man zu den Zeiten Virgils noch geglaubt, wen aber läßt die Maschinerie in der Henriade nicht kalt, wenn die Politik, die Liebe, die wahre Religion, die Tugenden, die Laster, die Zwietracht u. s. w. als höhere Mächte auftreten und in die Handlung eingreifen!

Besser als mit dem Epos gelang es Voltaire mit der Ansammlung eines eigenen Vermögens. Zwar vom Vater erbte er nicht viel, da der alte Arouet, welcher 1722 starb, auf den ältern Sohn seine Stelle vermachte, so mußte die große Cautionssumme liegen bleiben und Voltaire führte deswegen einen Proceß mit dem Bruder. Aber sein Verkehr mit den Großen verschaffte ihm Vortheile, Privilegien, die er gleich wieder zu Geld machte. Auf Antrag des Herzogs von Orleans bekam er einen Jahresgehalt vom König. Er wußte sein Geld gut anzulegen, bei Lieferungen zu gewinnen — gewiß, er gehört nicht in die Zahl der unpractischen Dichter. Er selber sagt *): „Ich habe so viele Literaten arm und verachtet gesehen, daß ich seit lange beschlossen hatte, ihre Zahl nicht zu vermehren. Man mußte in Frankreich Ambos oder Hammer sein, ich war als Ambos geboren. Ein schmales Erbtheil wird täglich schmäler, weil Alles mit der Zeit theurer wird und weil oft auch die Regierung Renten und Gelder antastet. Man muß aufmerksam sein auf alle Operationen, die ein verschuldetes und schwankendes Ministerium in Staatsfinanzen macht. Es ist immer eine, aus der ein Privatmann Vortheil ziehen kann, ohne Jemanden dafür verbindlich zu werden. Nichts ist so angenehm, als seinen Wohlstand selbst zu begründen. Der erste Schritt kostet einige Mühe, die weitern sind leicht. Man muß in der Jugend haushälterisch sein, so findet sich dann im Alter ein Fond, über den man sich selber verwundert. Das ist die Zeit, wo man des Vermögens am meisten bedarf und wo ich mich desselben erfreue. Denn, nachdem ich bei Königen gelebt, habe ich mich selbst daheim zum König gemacht, trotz ungeheurer Verluste." — Auch an den Hof kam Voltaire. Seine Dramen wurden bei der Vermählung des jungen Königs mit Maria Leszinska aufgeführt. Unwürdige Wege, um emporzukommen, scheute Voltaire nie: er feierte in einer Epistel den erbärmlichen Dubois und verglich ihn mit Richelieu. Als das Benehmen eines gewissen Salomon Levi der Regierung Sorge bereitete, erbot sich Voltaire, ihn auszuspioniren und deshalb nach Deutschland zu reisen, man werde mit ihm zufrieden sein. Er bewarb sich um die Liebesgunst der Marquise de Prie, um durch sie emporzukommen. Er hatte eine Art Manie, am Hof eine Rolle zu spielen und in der Gesellschaft als Mann von Genie dem historischen Adel gegenüber zu treten. Da erfuhr er bittere Dinge. An der Tafel des Kriegsministers Le Blanc traf er eines Tages Beauregard, der ihn ausspionirt hatte. „Ich wußte, daß man Spione braucht," rief er hochfahrend, „aber ich wußte nicht, daß man sie zur Belohnung an die Tafel des Ministers ladet." Beauregard überfiel dafür Voltaire an der Sèvresbrücke und prügelte ihn durch. Der Minister hatte seine Zustimmung gegeben: „Macht nur, daß es Niemand sieht," und Voltaire konnte kein Recht finden. Zur Tafel des

Capitalisirt.

*) Strauß, Voltaire. S. 54.

Herzogs von Sully war 1725 eine glänzende Gesellschaft eingeladen, Voltair
unterhielt und belustigte mit seinen Witzen die Gäste. Der adelsstolze Herzog vo
Rohan. Rohan frug verdrossen über die Aufmerksamkeit, die man dem jungen Witbol
schenkte: „Wer ist denn der junge Mensch, der so laut spricht?" — „Mo
seigneur, es ist einer, der keinen großen Namen nachschleppt, aber dem Name
den er hat, Respect zu verschaffen weiß." Rohan nahm gemeine Rache. A
kurze Zeit darauf Voltaire wieder bei dem Herzog von Sully zur Tafel sa
ward ihm gemeldet, es warte unten Jemand auf ihn und lasse ihn dringend bitte
hinabzukommen. Voltaire geht hinunter, findet zwei Wagen; man bittet ihn ein
dringenden Falls wegen an die Thür des einen zu treten, wo ihn drei Raufer
mit eiserner Faust packen und einen Hagel von Schlägen auf seine Schulte
fallen lassen. Rohan ruft aus dem Wagen heraus: Trefft ihn nur nicht auf d
Kopf. Aber selbst der Herzog wollte für seinen beleidigten Gast keine Ra
nehmen, denn die Rohans waren zu mächtig und Voltaire war ein Bürgerliche
Argenson, sein Freund, nannte die Geschichte eine anziehende Tragödie; der Pri
Conti, der ihm schmeichelhafte Verse wegen seines Oedipus gesandt hatte, mein
die Schläge wären gut empfangen, aber schlecht gegeben. Voltaire zog sich au
Land zurück, lernte fechten und die englische Sprache und sandte nach sechs Mo
naten dem Herzog von Rohan eine Herausforderung. Dieser nahm sie an, sei
Frau machte aber der Polizei davon Anzeige und, ehe es zum Zweikampf komme
konnte, saß Voltaire in der Bastille, 17. April 1726. Am 2. Mai wurde e
Reise nach England. frei, mußte aber außer Landes. Da er England wählte, so mußte ihn der Kerke
meister bis zur Einschiffung nach Calais begleiten. So kam Voltaire nach En
land, und dieser Besuch hatte wichtige Folgen.

Holland. Schon Holland hatte großen Eindruck auf ihn gemacht und ihm ein
Ausruf der Bewunderung entlockt. „Hier ist kein Müßiggänger, schrieb er damal
kein Armer, kein Stutzer, kein unverschämter Bettler. Wir begegneten dem Gr
pensionär, der zu Fuß ging ohne Begleitung eines Lakaien, mitten im V
Man sieht hier Niemanden den Hof machen, man stellt sich nicht in Reihe
um einen Prinzen vorüberfahren zu sehen, man kennt nur die Arbeit und B
scheidenheit." Welchen Eindruck machte aber erst das große Leben in Engla
auf den Verbannten aus Frankreich! Die freie Bewegung in allen Kreisen, d
überall zu Tag tretende Nationalreichthum, der Unternehmungsgeist, der ti
gefühlte Stolz auf ihre Freiheit im Innern und ihre Machtstellung in d
Welt! Namentlich aber war der Franzose ergriffen von der Werthschätzung d
Männer von Geist: am 28. März 1727 sah er, wie die Leiche Newtons gle
Englische Eindrücke. der eines Königs zuerst auf einem Paradebett ausgestellt, dann von den ers
Männern Englands geleitet, in Westminster neben den Größen Englands b
stattet wurde, und doch war dieser Mann nur groß durch seine Entdeckunge
Addison war Minister geworden, Swift spielte eine große Rolle unter d
Parteien. Der Dichter Prior hatte eine Gesandtschaft begleitet. Wie ganz ande
war es in England, als in Frankreich, wo Cartesius keine Unterstützung g
funden, Corneille arm, Racine in Ungnade gestorben war und Voltaire selb
für eine Mißhandlung kein Recht finden konnte, weil er kein Edelmann wa
Eine neue Welt ging ihm hier auf und man kann nicht leugnen, daß Voltaire
sonst durch und durch oberflächliches Wesen sich etwas vertiefte. Er arbeite

viel. „Ich führe ein Leben wie ein Rosenkreuzer, immer umhergehend, immer zurückgesetzt.“ Er kam aus London und der Umgebung nicht hinaus während eines dreijährigen Aufenthalts. Wales und Schottland hat er nie gesehen, von dem, was diese Länder einem Sprach- und Geschichtsforscher Wichtiges bieten können, hatte er keine Ahnung. Er trieb sich in London im Theater, in Clubbs, bei Gelehrten herum; auch religiöse Conventikel besuchte er. In Frankreich hatte er Bolingbroke kennen gelernt. In religiöser Beziehung waren sie verwandte Geister, beide zogen sich an. 1726 durfte Bolingbroke nach England zurückkehren. Voltaire war jetzt oft zu Gast bei ihm auf seinem schönen Landsitz zu Dawley und lernte eine Reihe hervorragender Männer in diesem Kreise kennen: Pope, der aber eines Tags voll Entrüstung wegging, als Voltaire in Witzen und Ausfällen auf den Glauben sich ergoß; den Satyriker Swift suchte der Franzose sich verbindlich zu machen. Ein Beweis, wie sehr England seine Kräfte in Anspruch nahm, ist, daß aus dieser Zeit wenige Briefe an seine Freunde vorhanden sind. Im Verkehr mit den Deisten Englands rüstete sich Voltaire mit den Waffen, mit denen er später in Frankreich den bestehenden Glauben angriff. Im Umgang mit einem gewissen Alleurs, der früher im Gefolge des Schwedenkönigs war, hörte er so Vieles über diesen, daß ihm daraus die Geschichte Karls XII. erwuchs *).

Dieses Buch ist ein Meisterstück fesselnder Darstellung. Der seltsame Charakter des Königs, seine Leidenschaft für den Krieg, sein Würfeln mit Schlachten, wie ein leidenschaftlicher Spieler, die rührende Treue seiner tapfern Schweden, sind ergreifend dargestellt; nur fehlt die Gründlichkeit der Behandlung. Es ist vielfach ein Roman. So faßte es auch Napoleon I. auf, der das Buch auf seinem Feldzug nach Rußland las: er war nicht befriedigt durch die Darstellung der Feldzüge, er vermißte die Richtigkeit in der Schilderung der Gegenden und des Charakters der Russen. Voltaire gehört zu den Geschichtschreibern, über die er spottete, Tacitus aber zu denen, über die er grollte. — Geister, wie der Römer, waren für Männer, wie Napoleon, zu fürchten. Mit der historischen Wahrheit nahm es Voltaire nicht so ernst. Er ist bloß Meister in der Kunst zu malen und mit wenig Worten ergreifend zu schildern. In der ersten Ausgabe Karls XII. ist der Cardinal-Primas von Polen sehr schlimm gezeichnet, denn er ist ein Mann der Kirche, in spätern ist das Bild etwas geändert. Dagegen ist Stanislaus Lesczinski später verschönt, weil der Dichter von Cirey aus sein Nachbar geworden war, und seit er mit dem Marschall von Sachsen, dem Sohne Augusts I. verkehrte, hat Voltaire diesen Polenkönig, den er in der ersten Ausgabe als unfähigen Schlemmer zeichnete und als den Ruin Sachsens und Polens, ganz unschuldig hingestellt. Bei vornehmen Herren wohl gelitten zu sein, ging Voltaire über alle historische Wahrheit. Geschichte Karls XII.

Wichtig war ihm der Besuch des englischen Theaters. Die Vorstellung von Addisons Cato gab ihm die Anregung zu mehreren Dramen **). Namentlich aber lernte er die Kraft der Shakespearischen Stücke empfinden. England hielt damals noch seine Eigenliebe in Schranken und er schrieb bewundernd über den großen Shakespeare.

*) Histoire de Charles XII.
**) Brutus, la mort de César, Catilina, Rome sauvée.

Dramatiker Shakespeare. Erst später, wo ihm die eigene Eitelkeit und der be
rauschende Beifall der Franzosen jeden Halt benommen, konnte er Shakespear
einen plumpen Bauern nennen, was eben so viel Gewicht hat, als wenn (
Leibniz einen Charlatan, Spinoza einen trockenen Pedanten, Aeschylos, Sophokle
und Aristophanes Werke Schülerarbeiten, Dante einen Narren und ein Ung
heuer, und Calderon ein Genie aus dem Tollhause nennt. Damals aber spra
er mit Entzücken über den Julius Cäsar des großen Briten und man hat nic
mit Unrecht zwei Perioden in seinem Leben unterschieden, die eine, wo er vo
Shakespeare angeweht und für ihn empfänglich war, und die andere, wo er i
die Beschränkung des französischen Theaters zurückfiel, daß er Shakespeare ein
trunkenen Wilden, einen Hanswurst in Lumpen, einen plumpen Seiltänzer nenne
konnte *). Voltaire kann auch in seinen besten Dramen keinen Vergleich m
Shakespeare aushalten, weil ihm die Tiefe des Geistes, weil ihm die Weite d
Weltanschauung, weil ihm die Reinheit der Herzens, weil ihm die große Kuns
das Leben in seinen höchsten Momenten genau abzuschildern, und selbst die Kun
Entwickelungen vorzubereiten, gebricht. Er weiß den Reichthum Shakespeares nic
zu würdigen. Wo er Barbarei sieht, ist oft die feinste Kunstberechnung. Villemain **
bedauert mit Recht, daß die Franzosen erst durch Voltaire mit Shakespeare b
kannt und daß sie erst damals mit ihm bekannt geworden sind, als sich ihre Sprac
und ihr Kunstgeschmack schon vollkommen entwickelt hatte; daß Corneille sich nic
an ihm heranbildete, daß überhaupt Shakespeares Geist keinen Einfluß auf Fran
reich übte, damals als es in der Entwickelung war. Strauß hält es für ein fran
zösisches Nationalunglück, daß es dem Genius der französischen Sprache nicht zu
rechten Zeit gelungen ist, ein so häßliches Versmaß, wie den Alexandriner z
sprengen ***). Voltaire hat allerdings Einiges aus England mitgebracht und durch
geführt, z. B. die Reinigung der Bühne von den Edelleuten, die bisher rechts un
links von den Schauspielern saßen, zuschauten und beschaut wurden. Die Costüm
wurden reicher und näherten sich allmälig der historischen Treue. Bisher nah
das französische Theater meist seinen Stoff aus der alten Welt. Das Vorbil
Shakespeares, welcher die Geschichte der Könige in seinen Dramen behandelte, ga
Voltaire den Muth, auch Gestalten aus der französischen Geschichte in sein
Schauspiele aufzunehmen; auch läßt er seine Dramen fast in allen Welttheile
spielen. Aber er blieb in den Schranken des Alexandriners, in den Schranken de
drei Einheiten hängen, während doch die Griechen nur die Einheit der Handlun
verlangen. Er hat also die Fesseln nicht zu zersprengen vermocht, die im Dram
den französischen Geist einengen. „Das Drama bleibt Hofbelustigung, die Per
sonen desselben haben zu sprechen, nicht wie es ihnen ums Herz, wie es ihren
Charakter und der Situation gemäß, sondern wie es dem König und dem Ho
gegenüber schicklich ist. Nicht die Wahrheit, Natur und Schönheit, sondern di
Etiquette bleibt das höchste Gesetz der dramatischen Kunst †).“ Man hat Voltaire
den Euripides der französischen Tragödie genannt, und nicht ohne Grund wegen
der sentenzenreichen Sprache, darum, daß seine Stücke insgesammt Tendenzstücke
sind, wegen der Leidenschaftlichkeit der Rede, wegen der Kunst zu spannen
Schon sein erstes Stück, Oedipus, schlägt auf die heidnischen Priester los, um
der katholischen Geistlichkeit damit eines zu versetzen, und der Vers, daß die Priester
nur Kraft und Bestand haben, weil das Volk thöricht genug ist an sie zu glauben.

*) Lacroix, Ueber den Einfluß Shakespeares in Frankreich. Brüssel 1856
**) Villemain, Tableau du 18. siècle. IX. Leçon. Anfang.
***) Strauß, Voltaire. 60—73.
†) Ibidem.

enthält die eigentliche Spitze des Pfeiles, den der Dichter damit abschießen wollte. Von seinem Mahommed sagt er selber, er sei Tartuffe der Große, und das Werk wolle nur zeigen, zu welch' fürchterlichen Ausschweifungen der Fanatismus schwache Seelen führe, wenn diese unter der Leitung eines Schuftes stehen. Merkwürdig bleibt es, daß Voltaire es wagte dieses Stück dem Papst Benedict XIV. zu weihen, und noch merkwürdiger bleibt, daß dieser die Widmung annahm und ihm dafür dankte. Allerdings schrieb Voltaire, er widme dem Papst, als dem Haupte der wahren Religion, eine Schrift gegen den Stifter einer falschen und barbarischen. Aber in Privatbriefen an seine Freunde sprach sich Voltaire ganz anders darüber aus. — In den Guebern ist Toleranz zu predigen das Ziel: Jeder möge in seinem Glauben friedlich leben, doch vor Allem das Gesetz des Staates ehren. Weil er in der Tendenz stecken bleibt, kommt der Zuschauer nie zur wahren Höhe der Betrachtung. Es ist eine feine Bemerkung, die Nisard macht *), er erhebe uns selten auf die Höhe, von der wir die menschlichen Dinge ruhig und ungetrübt betrachten können, und all seine Stücke, auch die er im reifen Alter schrieb, kämen einem doch nur wie Jugendarbeiten vor. Auch in seinen Dramen ist Voltaire nicht Diener der ewigen Wahrheit, sondern Hascher nach Popularität. Haß gegen die Kirche tönt aus allen heraus. Man fühlt nur zu sehr, daß seine Gestalten nicht die große Wirklichkeit repräsentiren, sondern voltairische Figuren sind, an denen er immer modelte; sagte er doch selbst: er bessere immer seine Stücke, nie aber sich selber. Seine Komödien sind eher Possen als Lustspiele von tiefem Gehalt, denn zu einem guten Lustspiel gehört ein tiefer sittlicher Ernst des Wesens. Die Hastigkeit des Schaffens fühlt man leicht heraus. Voltaire schrieb nicht weniger als 27 Trauerspiele, 15 Lustspiele, Opern und Festspiele. Außer Oedipus und Mahommed gehören Brutus, Zaïre, Merope, Semiramis, das gerettete Rom und Tankred zu seinen besten Stücken. Zaïre, vielleicht sein bestes, war in 22 Tagen vollendet. Der Tod Cäsars, die Eriphyle und die Geschichte Karls XII. wurden zusammen in 3 Monaten geschrieben. Auch ein Genius, wenn er so viel Dinge und so rasch neben einander betreibt, kann in Nichts wahrhaft Dauerndes leisten. Corneille heißt der Große (le grand), Racine der Zarte (le tendre), Voltaire der Glänzende (le brillant). Aber ein Franzose bemerkt mit Recht: „Wo der Gedanke sicher, wo das Gefühl richtig und wahr ist, da glänzt der Stil nicht, er dringt tief, er trifft, er erwärmt. Halbwahre Gefühle, schimmernde Gedanken mit dem ganzen Gewimmel von tausend geheimen Fehlern, das ist der glänzende Stil. Ich vergleiche ihn mit einem Feuerwerk: es glänzt mehr, als es beleuchtet, und es beleuchtet mehr, als es erwärmt, und mit der letzten Rakete erlischt auch die Erinnerung daran und es bleibt nur ein gewisses Staunen über eine so sinnreiche Erfindung."

In England gelang es Voltaire seine Henriade zu vollenden und unter diesem Namen erschien sie schön ausgestattet in London. Ludwig XV. hatte die Widmung früher abgelehnt, die Königin von Englaud nahm dieselbe an. Die Engländer fühlten sich geschmeichelt durch die Rolle, die er die Königin Elisabeth darin spielen ließ. Eine Subscription, die Voltaire in London eröffnete, lieferte ein glänzendes Erträgniß. Sully war aber in der neuen Ausgabe nicht mehr als der Freund Heinrichs IV. bezeichnet, denn sein Enkel hatte den Dichter im Stich gelassen, als dieser von seinem Tisch abberufen und von Rohan mißhandelt wurde. Mornay strahlte jetzt an der Seite des ersten Königs aus dem Hause Bourbon. Daß das Gedicht zum Theil Nachahmung der Aeneide ist, liegt auf der Hand. Die Rolle der Dido spielt hier die schöne Gabriele. Virgil ist für Voltaire ein

*) Hist de la litt. franç. IV. 188—200

größerer Dichter als Homer, für uns nur ein weiterer Beweis dafür, wie wenig dieser Franzose die Schönheiten der griechischen Literatur zu erfassen weiß.

Rückkehr nach Frankreich.

1729 durfte Voltaire wieder nach Frankreich zurückkehren. Wir staune über seine vielseitige Thätigkeit, er arbeitete an Theaterstücken, an Abhandlunge über die Tragödie, die er Lord Bolingbroke widmete, er vermehrte sein Ve mögen durch geschickte Unternehmungen. 1732 ging sein bestes Stück, Zaire, m glänzendem Erfolg über die Bühne, man nannte sie seine Athalie. Da brach aber das Sendschreiben an Urania *), 1732, und die Briefe über die Engländer ** einen neuen Sturm über sein Haupt. Er sprach darin über die Entdeckunge Newtons, wie über das Leben der Quäker, über Shakespeare, wie über da Einimpfen der Kuhpocken, über Kirchen- und Staatswesen, über alles Möglich was ihm in England aufgefallen war. Das Lob eines Volkes, dessen Regierun freisinnig und zugleich fest war, in dem die Liebe zur Freiheit und zuglei zum Vaterland lebte, ohne daß die Sittlichkeit oder die öffentliche Ruhe dadur Schaden litten, war aber eine Art Brandbrief in Frankreich, wo das Vo unzufrieden, die Regierung unüberlegt war, strenges Regiment üben wollte u doch die Zügellosigkeit nicht niederzuhalten vermochte. In einer gereizten Stimmun hatte Voltaire Frankreich verlassen, in einer freiheitstrotzigen war er zurü gekommen. England damals loben hieß Frankreich tadeln. Wegen vieler a stößigen Stellen wurde das Buch 10. Juni 1734 in einem Parlamentsbeschlu zum Feuer und der Verfasser zum Gefängniß verurtheilt, unter denen aber, d gegen ihn amthandelten, waren einige, die doch seiner Ansicht waren und ihm in geheim einen Wink zukommen ließen. Er floh zuerst an die Grenze vo Lothringen, dann nach Basel. Mächtige Fürsprecher verwendeten sich für ih

Cirey.

so daß ihm 1734 gestattet wurde, sich nach dem Schlosse Cirey zu begebe Der Aufenthalt hier dauerte mit kurzer Unterbrechung bis 1749 und ist name lich an Schriften über philosophische Fragen reichhaltig.

Marq. du Chatelet.

Alle Beziehungen Voltaires zu Frauen waren bisher sehr flüchtiger Nat gewesen, sein Herz war sehr beweglich und mit den zehn Geboten Gottes nah er es nie genau. Jetzt fesselte ihn eine Reihe von Jahren eine tiefere Neigu zu einer Marquise von Chatelet. Sie war zwar das Weib eines Anderen u ihr Mann lebte noch, aber um Ehebruch kümmerte sich dieser Philosoph niemal der den Splitter im Auge seiner Gegner nur zu beschreien beflissen war, ab den Balken in seinem eigenen Auge nicht sah. In ihrer Ehe wenig glücklich, wa die Marquise zuerst die Geliebte eines H. von Guebriant, dann des Herzogs vo Richelieu gewesen, seit 1733 trat sie Voltaire nahe. Längst hatte er gewünsch „mit drei oder vier gleichgesinnten Menschen zu leben, die Ansichten ohne gegen seitige Eifersucht auszutauschen, sich herzlich zu lieben, die Kunst zu pflegen un sich an einander zu bilden und aufzuklären" — dieses Ziel schien ihm jetzt er

*) Epître à Uranie.
**) Zuerst in England englisch geschrieben, dann als Lettres philosophiques 1731 u herausgegeben.

reicht im Verkehr auf Schloß Cirey. Die Marquise war eine Frau von seltener Bildung: zwischen galanten Abenteuern, Spielpartien und Soupers hatte sie Zeit und Lust gehabt, sich mit Mathematik und Philosophie zu beschäftigen; schon in ihrer Jugend hatte sie sich mit einer Uebersetzung Virgils abgegeben, auch las sie Milton und Tasso in der Ursprache. Beide waren leidenschaftlich und launisch, die Marquise nahezu männlichen Geistes, stolz und schroff, Voltaire in seiner Eitelkeit, Beweglichkeit, Leidenschaftlichkeit hatte etwas Weibisches. Anfangs ging es gut, Voltaire war entzückt und pries in Prosa und Versen seine göttliche Emilie, sie hinwieder nahm sich seiner „mit dem Eifer einer Gluckhenne für ihr Junges“ an. Das verfallene Schloß Cirey auf der Grenze zwischen der Champagne und Lothringen wurde wohnlich hergerichtet, Apparate zu physikalischen Experimenten herbeigeschafft — Voltaire deckte die Kosten — und insbesondere in den ersten Jahren eine Reihe schriftstellerischer Arbeiten vollendet. Voltaires Kräfte schienen sich zu verdoppeln.

Hier entstanden nun die **Grundlagen der Philosophie Newtons** *), Newton.
in welchen er Frankreich mit den Entdeckungen des großen Forschers bekannt zu machen suchte. Die Lehre von der Anziehungskraft schmeichelte seinem Unglauben, weil sie Gott gewissermaßen im Universum unnöthig zu machen schien. Der Beifall gab ihm den Muth, in einer Abhandlung über die Natur des Feuers **) sogar gegen Euler aufzutreten, da wies ihn aber der Mathematiker Clairaut in seine Schranken zurück: wenn er auch klar das System Newtons auseinander setzen könne, so habe er doch nicht das Zeug in sich zu einem Entdecker von Naturgesetzen. Für die Marquise verfaßte Voltaire eine **Abhandlung über Metaphysik** ***), die erst nach seinem Tode im Druck erschien, die aber beweist, daß er noch weniger zu einem Metaphysiker taugte, als zu einem Entdecker in der Physik. Die Marquise hing an den Ideen von Leibniz, Voltaire wollte ihr bessere beibringen — aber wie widersprechend sind seine Behauptungen: er spricht sich für einen persönlichen Gott und für Freiheit des Willens und doch gegen die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele aus und daß gut und bös relative Begriffe seien. Feind des Materialismus bei Aufstellung des Gottesbegriffes, ist er in der Lehre von der Abhängigkeit der Seele vollständiger Materialist: wäre die Seele, meint er, etwas Besonderes und Abgetrenntes für sich, so müßte Denken ihr Wesen sein †). Nun denkt sie aber nicht unaufhörlich (Ohnmacht, Schlaf), also ist es ein Widerspruch, im Menschen eine Substanz anzunehmen, deren Wesen das Denken ist. In einer anderen Abhandlung wirft Voltaire die Frage auf, ob die Kräfte, welche Verdauung und Bewegung hervorbringen, dieselben sind, durch welche ich Gedanken habe. „Ich habe nie begreifen können, wie und warum die Gedanken entfliehen, wenn der Hunger meinen Körper ermattet, und wie sie zurückkehren, wenn ich gesättigt bin. Ich finde einen so großen Unterschied zwischen Denken und Essen, das aber doch die Bedingung meines Denkens ist, daß ich oft geglaubt habe, es gebe in mir eine Substanz oder Wesenheit, welche denkt, und eine andere, welche verdaut. Je mehr ich mir aber eine solche Zweiheit ausmale, desto mehr fühle ich meine Einheit ††).“ Folgerichtig bei solchem Philosophiren

Meta-physik. — Natur der Seele.

---

*) Elements de la Philosophie de Newton, 1738 in Amsterdam veröffentlicht.
**) Essai sur la nature du feu et sur sa propagation. 1739.
***) Traité de Métaphysique.
†) Hettner, Gesch. der franzöf. Literat. im achtzehnten Jahrh. Braunsch. 1860, S. 166–214.
††) Le philosophe ignorant, geschrieben 1767.

müßte Voltaire auf den Satz kommen, daß diejenigen, welche am besten verdauen auch die seien, welche am richtigsten denken!

Deismus.

Voltaire hat in England die Lehre der Deisten eingesogen und verwendet nun in Frankreich deren Lehren in seiner witzigen Weise. Allerdings ist der Gottes begriff, auf den er durch seine Schlüsse kommt, sehr arm an Inhalt: „die Philo sophie, heißt es in den Grundlagen der Philosophie Newtons, zeigt uns wohl daß es einen Gott gibt, aber sie ist außer Stand zu sagen, was er ist, warum er handelt, ob er in der Zeit und im Raum ist, ob er nur einmal gehandelt h oder ob er ohne Unterlaß handelt, ob er in der Stoffwelt als solcher ist ode nicht. Man müßte Gott selbst sein, um es zu wissen." — Unter den Beweise für das Dasein Gottes verwirft Voltaire in der Abhandlung über die Metaphysi den aus der Uebereinstimmung der Völker vollständig und thut ihn mit dem obe flächlichen Witz ab: „Alle Menschen werden mit einer Nase und fünf Fingern a der Hand geboren, Niemand aber mit der Erkenntniß Gottes." Allerdings nic mit der Erkenntniß Gottes, wohl aber mit der Idee Gottes, die ihn treibt, Go zu suchen, wo er ihn finde, sonst wäre ja der Name Gott nie über die Lippe eines Menschen gekommen. Wie viel tiefer sagt da der Bischof von Hippo: „Mei Gott, meine Seele sehnt sich nach Dir und sucht Dich, denn Du hast uns fü Dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir." Au führlicher behandelt Voltaire den kosmologischen Beweis: „Ich bin, also gibt überhaupt ein Dasein. Entweder ist Etwas durch sich selbst, oder es hat sein Dasei von etwas Anderem empfangen. Ist Etwas durch sich selbst, so ist es nothwendi und als nothwendig auch immer gewesen. Dieses Etwas ist Gott. Hat aber Etwa sein Sein von etwas Anderem und dies Andere sein Sein von einem Dritten, muß das, von dem das Letzte sein Sein hat, nothwendig Gott sein, denn ohne die Annahme hätten wir eine Schraube ohne Ende d. h. eine Sinnlosigkeit. Es gi also ein Wesen, das nothwendig durch sich selbst von Ewigkeit und als solches de Ursprung aller Dinge ist." — Die Atheisten könne man mit dem einen Sa widerlegen: Vous existez, donc il-y-a un dieu. Mehrfach behande Voltaire den teleologischen Beweis, in welchem er von der strengen Ordnung u Zweckmäßigkeit der Welt auf den Werkmeister schließt — fragt aber schließlic ob der Werkmeister verschieden von der Welt sei, wie der Bildhauer von d Statue, oder ob er eins mit ihr sei und sie durchdringe. Auch den moralisch Beweis nimmt Voltaire an: ohne den Gedanken an Gott, der belohnt und stra wären wir im Elend ohne Hoffnung, im Laster ohne Gewissenspein. Der Glau an Gott sei zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung nothwendig: wäre Go nicht, so müßte man ihn erfinden, aber die ganze Natur rufe uns zu, daß existire. Es könne keinen Staat von Atheisten geben, wenn Bayle nur 500 Bauern regieren hätte, würde er den rächenden Gott predigen müssen. Allerdings läßt sich a dem Bayleschen Skepticismus kein Staat aufbauen, aber auch nicht auf dem Deismu Voltaires: sein Gott ist ein nothwendiger Schluß, wir fühlen nie Scheu vor ihm Rousseau macht einmal die Bemerkung *). „Voltaire, so viel er auch von Go spricht, glaubt doch nur an den Teufel, denn sein angeblicher Gott ist ein schaden frohes Wesen, das nur am Uebelthun Gefallen findet."

Gott und das Uebel.

Ist Gott der weise Werkmeister der Welt und diese zweckmäßig eingerichte so hat auch das Uebel sein Gutes. In Cirey wirkten die Anschauungen noch nach welche Voltaire aus Popes Schrift über den Menschen geschöpft hatte. Im Discour sur l'homme erklärt er es für Thorheit, an der Welt verzweifeln zu wollen

*) Oeuvres XXXI. 342.

Später aber wird ihm die Frage nach dem Ursprung des Uebels ein unlösbares Gewirr, aus dem es keine Rettung gebe, als im Glauben an die Vorsehung. Unsere Vernunft sei nur ein Theil der allgemeinen Vernunft, wie könnten wir also vermeinen, alle Absichten und Endzwecke des höchsten Wesens selbst zu durchdringen.

Als Deist hätte Voltaire auch die Seele als individuelle Intelligenz und als unsterbliche Existenz auffassen sollen. Statt dessen hören wir das Geständniß, wir wissen nicht, ob die Seele Geist oder Materie ist, ob sie bei unserer Geburt aus dem Nichts hervorgeht, ob sie nach uns lebt in Ewigkeit — und ein ander Mal die Behauptung, Seele sei ein abgezogener Begriff, wie Wille, Verstand; weder Laufen, noch Schlafen, noch Erwachen sind wirkliche körperliche Wesen, ich bin es, welcher lauft, schläft, erwacht; Seele ist ihm also nur eine bestimmte Eigenschaft der Materie. Folgerichtig muß Voltaire auch die Unsterblichkeit der Seele läugnen und so sagt er denn auch in der Abhandlung über die Metaphysik, man könne mit derselben Dreistigkeit sagen, der Mensch esse und trinke nach seinem Tode, wie daß er nach seinem Tode noch Gedanken und Erinnerung habe. Dagegen spricht aber wieder die Ueberzeugung von der ewigen Vergeltung, die eine Unsterblichkeit der Geister voraussetzt. Ein andermal erklärt Voltaire, man könne eben so wenig zwingend die Unsterblichkeit der Seele beweisen, als die Unmöglichkeit derselben. Kurz ein System ist bei ihm nicht vorhanden, er will seiner Zeit gefallen und diese liebt die Verneinung! Voltaire verneint, um als Freigeist zu glänzen, ohne an die traurigen Folgen seines Thuns zu denken. In seiner Eitelkeit, immer etwas Kühnes, Neues zu sagen, übersieht er die Widersprüche, in die er sich verwickelt. Ein Eiferer für die oberflächliche Erkenntnißtheorie Lockes, vertheidigt er anfangs auch die Freiheit des Willens, um sie später wieder fallen zu lassen. Schließlich will er die Moral als die einzige Religion gelten lassen, aber wo gibt es eine Moral ohne ein Dogma, aus dem sie hervorgeht? Er läugnet angeborene Sittengesetze, wie es auch keine angeborenen Ideen gebe, und doch spricht er wieder von einem Grundgesetz der Moral, das auf alle Menschen und Völker wirke, wie das Gravitationsgesetz auf alle Körper. Er faßt seine Sittenlehre in die Worte: „Lebe, wie, wenn du stirbst, du wünschen wirst gelebt zu haben!“ Aber wie verschieden sind nach dem Bildungsgrade die Wünsche der Sterbenden!

Ueber die Seele.

Unsterblichkeit.

Wenn nach der Lehre der heiligen Schrift nur diejenigen Gott schauen, welche reinen Herzens sind, so dürfen wir schon darum keine der hohen Aufgabe würdige Lehre über Gott in Voltaires Schriften um diese Zeit erwarten, weil er während seines Aufenthaltes in Cirey zu seiner Erholung an einem Gedichte arbeitete, welches die Schmach der französischen Literatur ist, an der Pucelle, einer Verhöhnung der edelsten Gestalt der französischen Geschichte, der Jungfrau von Orleans. Daß nach der Anschauung des Volkes ihr göttliche Offenbarungen und Wunderwirkungen zu Theil wurden und sie eine reine Jungfrau war — reizte seinen Groll gegen sie, es galt ihre Reinheit und den Glauben an göttliche Offenbarungen lächerlich zu machen. Lange schwankte er, ob er einen halben oder ganzen Betrug annehmen solle, d. h. ob Johanna so blöde war, sich durch Andere Wundererscheinungen vormachen zu lassen und daran zu glauben, oder so keck, solche zu erdichten, um eine Rolle dabei spielen zu können. Das gottbegeisterte Heldenmädchen wird zur Lagerdirne herabgewürdigt, und nachdem die Engländer schon das Henkeramt an ihr verrichtet, noch einmal von einem Franzosen zur Hinrichtung geführt. Mit Recht sagt Schiller:

La Pucelle.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Niederträchtiger, frecher, schmutziger ist kein Werk der französischen Dic kunst, es ist der schmachvollste Mißbrauch des Talentes. Mit mehr Behagen l Voltaire nie gearbeitet. 1735 waren die ersten acht Gesänge fertig, sie wurd in Abschriften verbreitet, und so war der Geist der Zeit, daß Fürsten und Pri zessinen darnach als dem feinsten Leckerbissen begehrten *). Voltaire machte Einem fort neue Zusätze; die schlimmsten Stellen erklärte er später für Einschie böswilliger Hände, während gerade die unsaubersten Verse sein Gepräge trag

Besser ist eine andere Arbeit aus dieser Zeit, über das Jahrhundert L

Arbeitsamkeit. wigs XIV. Voltaire entfaltete in Cirey eine fieberhafte Thätigkeit: „Sagt n ja nicht, daß ich zu viel arbeite, diese Schriften sind wenig für einen Mann, sonst Nichts zu thun hat. — Ich liebe alle neun Musen." Und die Marqu schreibt: „Er thäte sehr Unrecht, auf die Verse zu verzichten, er hat nie leic gedichtet und seine Feder kann kaum dem Flusse seiner Gedanken folgen." — A der anderen Seite meldet sie aber auch — hinsichtlich der literarischen Fehd in die sich Voltaire gerne einließ und die er mit der höchsten Leidenschaftlichl führte: „Ich muß ihn jeden Augenblick vor sich selbst retten, ich habe mehr Kl heit nöthig, um ihn zu leiten, als der Vatican, um die ganze Christenheit zu gieren." — Voltaire hatte viele wichtige mündliche Nachrichten über das Leben

Siècle de Louis XIV. Hofe Ludwigs XIV. früher schon erlangt, die schriftlichen Quellen dazu hat auch mit größerem Fleiße benutzt, als bei irgend einer anderen seiner historisch Arbeiten. Die Form ist sehr anziehend. In einer Reihe glänzend ausgearbeite Schilderungen werden uns Ludwig XIV., seine Kriege, seine Staatseinrichtung Finanzen, Gesetze, Armee und Flotte, Handel und Gewerbe, Wissenschaft u Kunst, Kirche, Jansenismus, das Leben am Hofe vorgeführt. Wie wir früh sahen **), endete der König unter den Verwünschungen seiner Unterthanen. V taires Buch hat die Bewunderung für diesen König wieder erweckt. Unter d Demüthigungen während der Regierung Ludwigs XV. blickten sie mit Stolz u Bewunderung auf den Glanz und die Machtstellung Frankreichs zur Zeit d „großen Königs" zurück und glaubten, was Voltaire ihnen sagte, daß das Ze alter Ludwigs XIV. das größte unter den vier großen Zeitaltern der Weltgeschich gewesen sei, glänzender als das Perikleische, das Augusteische und das Mediceisch Dragonaden, Aufhebung des Edictes von Nantes, Verwüstung der Pfalz, Opferu der Blüthe der Bevölkerung, Ruin der Finanzen — Alles war vergessen ot wurde entschuldigt. Villemain ***) meint, hier könne man ihm wenigstens kei spöttische Voreingenommenheit gegen seinen Stoff vorwerfen, eher eine Vorlie dafür — nach seiner Einbildungskraft, seinem Geschmack, seinen Lebensgewoh heiten gehöre ja Voltaire eigentlich in die Zeit Ludwigs XIV., obschon er d Ansichten jener Zeit nicht theile, und das gebe seiner Arbeit eine gewisse Orig

---

*) 1755 erschienen 15 Gesänge davon in Löwen: La pucelle d'Orléans. Poëme pa M. de V. 1756 aber in London 18 Gesänge unter dem Titel: La pucelle d'Orléa Poëme heroï-comique. Die Ausgabe von 1773 hat 21 Gesänge.

**) B. V. 1111—18.

***) Tableau du 18me siècle. 16me leçon.

alität und reine Frische; sein Herz sei gewonnen für jene Zeit der Beredtsamkeit, der schönen Verse, der stolzen Paläste und des feinen gesellschaftlichen Lebens; im Grunde seines Herzens ziehe er Nichts diesem prunkenden Gebäude des Ruhmes und der Ueppigkeit vor; er wünschte nur eine Sache hinweggenommen, nicht den Krieg, nicht die unumschränkte Macht, sondern den religiösen Geist, der damals mit Allem, was er bewundert, so innig verbunden war; und diesmal halte er seine gewohnte Leidenschaft in Schranken: die Kirche hat nach dem Nutzen gezogen aus dem Glanze, den Kunst und Wissenschaft über sie verbreitete. Aber so ganz, wie Villemain behauptet, hat sich Voltaire doch nicht beherrscht, er konnte nicht umhin, Bossuet einen Flecken anzuhängen, er stellt ihn als zweideutig hin. Die erhabene sittliche Gesinnung, die sich in den großen Kanzelrednern, wie in ihren begeisterten Zuhörerkreisen, in den hohen Beispielen der Büßung, in der eifrigen Theilnahme an kirchlichen Fragen kundgibt, das eigentliche Herz der Zeit, der sittliche Ernst in weiten Kreisen, wird von ihm gar nicht wahrgenommen. Civilisation ist ihm Luxus, Theater, Bequemlichkeit, zu genießen. Es fehlt die Tiefe der Auffassung, so glänzend auch der Stil ist. Die Sprache hat sich gebildet, das Theater hat sich gehoben, das Leben war fein und genußreich, Frankreich errang glänzende Siege und gab der Welt Gesetze: das blendet Voltaire; er vergißt, daß unter Ludwig die Grundlagen des Rechtes und der bürgerlichen Freiheit untergraben worden sind, daß die Sitten früher schöner, edler, würdevoller waren, und daß Volk und Adel viel freier sich bewegten, während jetzt Alle ohne Unterschied am gemeinsamen Wagen der Knechtschaft zogen. Ein Gebrechen des Buches ist die Zerbröckelung des Stoffes: die Kriege, die Finanzen, die religiösen Streitigkeiten, die Regierung im Innern u. dgl. sind in besonderen Abschnitten behandelt, während sie einander bedingen. Villemain macht in dieser Beziehung die richtige Bemerkung: „man möchte in Mitte der Fronde den jungen König heranwachsen sehen, der aus eingebornem Stolz, wie durch die Lage der Dinge, zum unumschränkten Herrn sich erhob. Aber erst im zweiten Bande, nach allen Eroberungen und allen Niederlagen, wird sein Besuch im Parlament und der Staatsstreich erzählt, den er im Jagdrock und plumpen Stiefeln vollbrachte. Dieser vollständige Umsturz der Verfassung ist unter die Anecdoten versetzt. Die Wahrheit und das Interesse würden durch eine weniger zerhackte Darstellung viel gewonnen haben. Vielseitige und beharrliche Thätigkeit ist ein Kennzeichen dieser Regierung. Man mußte sie deßhalb stets dem Leser vor Augen halten. Die Feste hätten sich dann unter die Kriege gemengt und die Gesetze unter die Eroberungen, die religiösen Fragen unter die Ränke am Hof, und die Literatur unter Alles zusammen. Man wäre in all ihren Formen zumal der wachsenden Größe des Herrschers und des Volkes, dann ihrem Sinken und ihrer letzten Anstrengung gefolgt. Man staunt, wie Voltaire, der doch in der Geschichte eine Entwickelung, eine Schürzung und Lösung des Knotens, wie in einem Trauerspiel verlangte, diesen ebenso dramatischen als einfachen Plan nicht aufgriff, welchen ihm der Gang der Ereignisse nahe legte. Wie entwickelt sich sein Werk, wie faßt es die große Regierung in einem Begriff zusammen, wo endet es? Mit einem Capitel über den Streit der Dominikaner und Jesuiten über die Gebräuche in China!" — Minder werthvoll ist der Abriß der Regierung Ludwigs XV. **) und die Geschichte Peters des Großen ***) ist schmeichelnd lügnerisch; während Cicero

*) Tableau, 16 leçon.
**) Précis du règne de Louis XV.
***) Histoire de Pierre le Grand.

sagt, die Geschichte dürfe nichts Falsches und müsse die ganze Wahrheit sagen*), stellt hier Voltaire den Grundsatz auf, man dürfe die Schwächen der Fürsten ni[cht] so sehr unter die Leute bringen, es gebe Dinge, welche die Geschichte verbe[rgen] müsse. Das ganze Buch ist im Interesse und mit der Unterstützung der russis[chen] Regierung geschrieben. Bei der Pompadour machte Voltaire die Schonung gelte[nd,] welche er bei der Darstellung der Maitressen Ludwigs XIV. beobachtet habe, [u]. bei der du Barry versuchte er durch eine gefälschte satirische und höhnische G[e]schichte des Parlaments von Paris sich in Gunst zu setzen **).

Deutsche Geschichte. Als die Herzogin von Gotha über die Trockenheit der Werke über deuts[che] Geschichte klagte und ihn aufforderte, eine Reichsgeschichte ***) zu verfassen, machte [sich] Voltaire zehn Monate an eine Arbeit, welche eigentlich die Studien eines lan[gen] Lebens voraussetzt. In Straßburg nahm er einige Stunden beim gelehrten Sch[öpf]lin. Sein Talent, Situationen, Zustände und Perioden epigrammatisch zuzuspi[tzen] und geistvolle Schlaglichter darauf zu werfen, ist unläugbar. Deßungeachtet müs[sen] selbst seine Bewunderer gestehen, daß seine Reichsgeschichte das Trockenste sei[ner] Bücher ist und das einzige, was Niemand mehr lesen mag.

Von ganz anderer Bedeutung ist sein Versuch über die Sitten †) und den Ge[ist] der Nationen und über die vornehmsten Thatsachen der Geschichte von Karl de[m] Großen bis auf Ludwig XIII. Auch hier gab die Marquise die Anregung: [sie] hatte Abneigung gegen die Geschichte, wie sie bisher behandelt wurde. Volta[ire] begann für sie schon 1740 zwei Abhandlungen, eine über Philosophie der G[e]schichte und eine über den Geist der Sitten und der Nationen. Bossuets Ueberb[lick] über die allgemeine Geschichte ist allerdings eine großartige Leistung, allein v[on] positivem Standpunct aus, den Voltaire und die Marquise verabscheuten — der Ga[ng] der Menschheit an der Hand der Vorsehung zur Erreichung ihrer hohen Besti[m]mung. Hier ist jedes Ereigniß eine Masche im großen Gewebe des göttlic[hen] Weltplans. Von einem solchen mochte Voltaire Nichts wissen, ihm ist die ga[nze] Geschichte nur Entwickelung menschlicher Natur, abhängig von der Begabung, v[om]

Was ist Geschichte? Schauplatz, auf dem sie spielt, von den Meinungen und Thorheiten der Mensch[en] und endlich vom Zufall. — „Die Geschichte ist nur ein Wust von Verbreche[n,] Thorheiten und Unfällen, worunter man bisweilen etliche Tugenden und eini[ge] glückliche Zeiten bemerkt, wie zerstreute Menschenwohnungen in einer Wildni[ß.] Man sieht Irrthümer und Vorurtheile sich ablösen, und Wahrheit und Vernun[ft] vertreiben. Man sieht, wie die Klugen und Glücklichen die Schwachen in Fesse[ln] schlagen und die Unglücklichen vernichten, und gleichwohl sind diese Glückliche[n] selbst nur eben so Spielbälle des Glückes, wie die Sklaven, welche sie beherrsche[n.] Endlich klären sich die Menschen ein wenig auf durch die Anschauung ih[rer] Thorheit und ihres Unglücks. Die Gesellschaften kommen mit der Zeit dazu i[hre] Begriffe zu berichtigen, die Menschen lernen denken ††)." Eine trostlose Ansic[ht!] In der Philosophie der Geschichte, die später an der Spitze des Versuchs über [die] Sitten stand, gibt Voltaire dem Menschengeschlecht ein hohes Alter, Verv[oll]kommnungsfähigkeit, als Ziel Vernunftentwickelung. Die Vernunft ist dem Mensch[en] gegeben wie dem Vogel die Federn und dem Bären das Fell. Der Mensch [hat] immer in Gesellschaft gelebt. Gerechtigkeit und Mitleid sind Grundlagen der [...]

*) Ut ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat.
**) Histoire du parlément de Paris.
***) Annales de l'Empire.
†) Essay sur l'esprit et les moeurs des nations.
††) Strauß, l. c. S. 208.

ellschaftlichen Lebens. In Betreff der religiösen Entwicklung nimmt Voltaire an, das Volk habe anfangs seine eigene Gottheit gehabt, bei ihrer Verbindung zu einem Staat nahmen sie wechselseitig ihre Götter an und so entstand die Vielgötterei. Ueber dieselbe erhoben sich weise Männer nach und nach zur Lehre von einem Gott, welche aber die Priester wieder mit ihrer Theologie verdarben.

Voltaire ergreift jede Gelegenheit, seinem Ingrimm gegen die Theologen, z. B. gegen positive Religion Luft zu machen. Sein Haß gegen das Christenthum ist ein Hauptgebrechen des Versuchs über die Sitten, der sonst manche Vorzüge vor allen historischen Schriften Voltaires besitzt. Dieser hat nämlich sichere, sorgfältigere Studien zu diesem Buche als zu irgend einem anderen und hin und wieder sich mit der Literatur der Zeiten, die er schildert, inniger vertraut gemacht. Er hat den richtigen Grundsatz, daß jede Zeit zunächst aus ihren Schriftstellern zu bemessen ist und daß erst da die Combination und die Wahrscheinlichkeitsberechnung eintreten darf, wo keine Urkunden mehr vorhanden sind, die unmittelbare Gewißheit geben. Er hat dann die richtige Ansicht, daß Wissenschaft und Kunst, Gesetze, wie religiöse Gebräuche, Leben und Sitten, farben zum Gesammtbilde eines Volkes geben müssen. Einige Abschnitte, wie z. B. der über das Zeitalter der Entdeckungen, einige Schilderungen von Charakteren sind wahrhaft glänzend zu nennen. An Lebendigkeit der Darstellung, an Witz über Heiliges und Unheiliges fehlt es nie, dagegen an Tiefe und Weite der Anschauung. Die Geschichte der Menschheit wird zu oft nur ein Gemälde menschlicher Thorheiten, ein fortgehendes Verbrechen an der Geschichte, an Personen und Sachen. Voltaires Ideal ist eigentlich das Zeitalter Ludwigs XIV. Der Fortschritt ist ihm oft nur Luxus und Bequemlichkeit, zu genießen; was eigentlich nur Vorbote des Verfalls ist, erscheint ihm meist als höchste Blüthe des Lebens. Natürlich hat der Dichter der Pucelle, der Genius der Skepsis, der geistreichen Leichtfertigkeit und des Petronischen Schmutzes, keinen Sinn für die einfache Größe der ersten Zeiten des Christenthums. Er kennt keinen von den großen Kirchenvätern, welche noch einen letzten Glanz des Ruhmes auf das absterbende hellenische Volk warfen. Er hat keine Ahnung von der Charakterstärke eines Ambrosius, von der Tiefe eines Augustin. Ist ihm das Christenthum nur Aberglaube, so ist ihm natürlich das von ihm geleitete Mittelalter nur ein wüstes Chaos, eine Zeit, die eben so wenig verdient gekannt und beschrieben zu werden, als das Zeitalter der Bären und Wölfe. — „Zwanzig barbarische Sprachen, meint er, folgen jener schönen lateinischen Sprache, die man einst redete von den Thälern Illyriens bis zu den Höhen des Atlas. An der Stelle der weisen Gesetze, welche die Hälfte unserer Hemisphäre leiteten, findet man rohe Gebräuche. Die Circuse, die Amphitheater, die in allen Provinzen hervorragten, sind jetzt zu elenden Hütten verbaut, die mit Stroh bedeckt sind. Jene herrlichen festen Reichsstraßen, die vom Capitol bis zum Taurus sich hinzogen, sind jetzt bedeckt mit Sumpfwasser. Dieselbe Veränderung zeigt sich im Reiche der Geister; Gregor von Tours, der Mönch von St. Gallen,

Fredegar sind an die Stelle des Polybius und Livius getreten.“ — Begrei versteht ein solcher Geschichtschreiber nur ein Zerrbild der Kreuzzüge zu ge oder der Kämpfe zwischen Kirche und Reich. Saladin ist ihm lieber als Lud der Heilige. Was er nicht versteht, macht er lächerlich, Einfachheit ist ihm R heit, frommer Glaube ist ihm Dummheit. Begeisterung faßt er in der Re nur auf als betrügerische Herrschsucht.

Der Aufenthalt in Cirey endete 1749. Die göttliche Emilie, wie er Marquise nannte, wurde schließlich untreu und zog ihm einen jungen Offi Lambert vor und starb 43 Jahre alt den 10. September 1749 im Wochenb „Ich habe sie dem Herzog von Richelieu entführt, Lambert hat sie mir entfüh damit tröstete sich der Betrogene. Als Voltaire und der Gemahl der Marq zusammen das Medaillon ihres Armbandes öffneten, fanden sie weder das des Marquis, noch Voltaires darin, sondern das des geliebten Lambert. Es wa dem Dichter schwer sich über diese für seine Eigenliebe so empfindliche Entdeck zu trösten. Eitelkeit ist ein Hauptzug in Voltaires Charakter, um sie zu befriedig war ihm kein Mittel zu schlecht. Kurz vorher hatte er sich um die Gunst Maitressen des Königs beworben, um Historiograph von Frankreich und Königli Kammerjunker und Mitglied der Akademie zu werden. Er pries 1744 — 17 Ludwig XV. als einen großen Helden *), er verglich ihn in einem Festspiel, Tempel des Ruhms **), mit Niemand geringern als dem Kaiser Trajan. der Aufführung dieses Festspiels drängte er sich vertraulich an den König der Frage: „Ist Trajan zufrieden?“ Ludwig XV. aber, der ihn eigentlich niem leiden mochte, ging an ihm vorüber, ohne Antwort zu geben. Um den Widers der Geistlichen gegen seine Aufnahme in die Akademie zu lähmen, erklärte sich als den dankbarsten Anhänger der Jesuiten, und was man aus seinen We gegen sie Böses vorgebracht, sei gar nicht von ihm geschrieben, sondern erbärmliche Fälschung der Herausgeber. Erst nach seinem Tod werde man se Schriften vollständig und rein haben. Er wolle ruhig leben und sterben im Sch der katholischen Kirche, ohne je eine anstößige Meinung zu haben. Welche Wür losigkeit und Lüge! Lange schwankend, wo er seinen Aufenthalt nehmen so entschloß er sich endlich, der Einladung König Friedrichs II. nach Berlin zu folg Damit wenden wir uns zur Betrachtung deutscher Zustände.

Deutschland

Leibniz. konnte um diese Zeit den Geistesriesen Newton und Bossuet seinen Leibniz *** entgegenstellen. Wenn je Einer seit Aristoteles, so verdient Leibniz den Na eines Universalgenies; er umspannt nicht blos das gesammte Wissen sei

*) Poéme de Fontonay.

**) Temple de la gloire.

***) Gottf. Wilh. Freiherr von Leibniz. Eine Biographie von Guhrauer, II Breslau 1846. — Eine sehr anregende Schrift ist auch: Leibniz und seine Zeit. Popul Vorlesungen, gehalten im Anfange des Jahres 1869 von Ludwig Grote. Hannover 1869. Um die Herausgabe der Schriften dieses größten Gelehrten hat außer Guhrauer in neue Zeit insbesondere Onno Klopp sich die größten Verdienste erworben.

Zeit wie des Alterthums, sondern dringt auch in die tiefste Tiefe und schafft nach allen Richtungen Neues hervor. Sein Geist ergeht sich nach allen Richtungen und jede belebt er mit neuen Gedanken; er beschäftigt sich mit den kleinsten Einzelheiten in der Natur und Wissenschaft, ohne sich darin zu verlieren, und läßt dabei immer die Harmonie des Ganzen nicht aus dem Auge; das Kleine wird bedeutsam durch den Standpunct der Betrachtung, zu dem er es emporhebt, und das Große noch größer durch das neue Licht, welches er auf dasselbe wirft, durch die Harmonie, in welcher er es dem gesammten Weltbilde einzureihen weiß. Ein Riesengeist, beschäftigt er sich mit allen Wissenschaften, verflacht aber nicht in der Vielgeschäftigkeit, sondern gewinnt mit dem Umfang immer auch Tiefe. In keiner Wissenschaft ist er bloßer Dilettant, wohl aber in der Reformator. Sein Lobredner Fontenelle hat mit Recht bemerkt: „Aehnlich den Alten, welche die Kunst verstanden, bis acht Pferde neben einander gespannt zu lenken, fährt Leibniz mit allen Wissenschaften einher.“ Er ist Jurist und Dichter, Mathematiker und Theologe zugleich, Philosoph und Historiker, er ist Sprachforscher und Physiker, Theoretiker und Praktiker: während er mit den tiefsten Problemen der Wissenschaften ringt, greift er durch seine Staatsschriften zugleich in das öffentliche Leben ein; während er die Formel zu finden trachtet, in welcher die getrennten Glaubensbekenntnisse sich wieder vereinigen könnten, holt er im Umgang mit Arbeitern und Handwerkern Erweiterung seiner technischen Kenntnisse, ist er thätig für eine bessere Ausbeutung der Silbergruben im Harz; während er eine neue Ausgabe des Marcianus Capella vorbereitet, verkehrt er mit den Jesuiten über die Missionen im Osten Asiens und das mathematische Wissen der Sinesen; während er die Bibliotheken nach Handschriften für eine Geschichte des Welfenhauses durchmustert, sinnt er über der Pasigraphie oder Weltschrift, durch welche der wissenschaftliche Verkehr für alle Menschen ohne Unterschied der Sprachen oder Zungen ermöglicht werden soll. Er ist Gelehrter und Weltbürger, Philosoph und von Fürsten gesucht und strebt seine Ideen ins Leben einzuführen, ein eifriger Deutscher, der aber französisch schreibt trotz einem Franzosen und mit der Literatur der Engländer und Italiener vertraut ist wie mit der der Griechen und Römer. Er ist ein Wunder von Geist, um Alles zu verblüffen, schrieb der Franzose Arnaud über ihn; er ist ein Ungeheuer, äußerten sich Andere. Man denkt unwillkürlich an den Riesen der Fabel, welcher das Hirn seiner erschlagenen Gegner verzehrt und dadurch ihr Wissen und ihre Kraft sich angeeignet hat. Sein Fleiß ist beispiellos: „Ein Theil des Lebens geht zu Grund, so oft eine Stunde verschleudert wird,“ war ihm Wahlspruch.*) Als Knabe war Leibniz schwer aus der Bibliothek seines Vaters herauszubringen, aus Liebe zur Wissenschaft brach er sich den Schlaf ab und blieb unverehlicht; um arbeiten zu können, ließ der 70jährige

*) Quoties hora perditur, pars vitae perit.

Greis sich Schrauben an die Füße legen, über Arbeiten und großen Entwürf überraschte ihn der Tod. Waren die deutschen Gelehrten jener Zeit meist vo Knechtssinn beseelt und der verächtlichen Behandlung würdig, welche sie vo den Großen erfuhren, so war Leibniz ein würdiger Charakter, von Kaise und Königen gesucht. Die ersten Feldherren und Staatsmänner rechneten sich hoch an, mit ihm in Verkehr zu stehen. Der berühmte Boineburg nann ihn einen unerschöpflichen Schatz von allen Wissenschaften.

Prinz Eugen hielt die Handschrift, in welcher ihm Leibniz kurz den Ab seines Systems niedergelegt hatte, hoch wie Alexander die von Aristoteles dur gesehene Abschrift des Homer. Friedrich II. schreibt von der ersten Königin Preußen: „Diese Fürstin hatte das Genie eines großen Mannes und die Ken nisse eines Gelehrten; sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wä einen Philosophen zu schätzen. Man merkt schon, daß der Philosoph, von wir sprechen, der große Leibniz ist, und da diejenigen, welche vom Himmel pri legirte Seelen haben, sich zu der Höhe der Souveraine erheben, so schenkte Königin dem großen Leibniz ihre Freundschaft."

Wir trafen früher Leibniz als kurmainzischen Rath in Paris, wie er Lud XIV. den Plan vorlegte, seine Waffen gegen Aegypten statt gegen Holland wenden *). Der äußere Glanz Frankreichs hat ihn nicht getäuscht. 1776 sch er **): „Paris blüht, die Provinzen werden ausgesogen, Alles glänzt äußerl ist aber innerlich häßlich und verzerrt. — Ein großer Theil des Volkes hung Die Adeligen, welche nur in Paris glänzend auftreten, zu Hause aber mit mage Kost und Dienerschaft sich begnügen, bekennen, daß sie ein Leben führen, das Lebensart ihrer Vorfahren ganz unähnlich ist. So bereichern sich der Kö und die Minister, aber Adel und Volk wird wie von langsamem Feuer verzeh — Von Paris ging Leibniz nach London 1673 mit einer Gesandtschaft. ward er mit den ersten Männern des Staates und der Wissenschaft bekannt, Boyle, der in der Chemie, mit Hook, der in den mikroskopischen Beobachtung mit Ray, der in der Botanik eine Größe war, namentlich aber mit Newton, damals die Zierde Englands bildete. Bei Boyle sprach er eines Tags von sei
Differentialrechnung. Entdeckung, mit Hülfe einer gewissen Zahl Zahlendifferenzen die Glieder e jeden stetig wachsenden oder abnehmenden Zahlenreihe zu summiren. Newton Leibniz können beide den Ruhm ansprechen, daß sie die Differentialrechn gefunden haben. Brewsters Urtheil: Newton sei der erste Erfinder, Leibniz zweite gewesen, es sei daher unmöglich, daß ersterer ein Plagiarius war, mög aber, daß letzterer es war, ist falsch. Männer wie Euler, Lagrange, Poisson, place, Biot sind für Leibniz eingetreten. Newton und Leibniz haben diese findung jeder für sich gemacht, jener so, daß er mehr für seinen eigenen Ru Leibniz so, daß er mehr für den Fortschritt des menschlichen Geistes arbe Biot sagt: Leibniz habe selbständig eine Erfindung gemacht, welche noch he eine bewunderungswürdige Schöpfung wäre, und welche man lernen müßte, we die Rechnung der Fluxionen, wie Newton sie gegeben, allein existirte. In Lond sprach ihm die Akademie der Wissenschaften ihren Dank aus für eine Rech
Rechenmaschine. maschine. In Paris hatte er nämlich gehört, Pascal habe eine Rechenmasch erfunden, welche Addition und Subtraction leiste. Leibniz machte sogleich wie

*) B. V. S. 745—46. 752—53. 968.
**) Mala Franciae.

piel eine andere, die dazu noch dividirte, multiplizirte, Quadrat- und Kubik- rzeln auszog. Pascals Freunde staunten ihn an. Jetzt kehrte Leibniz wieder ch Paris zurück, da der Erzbischof von Mainz gestorben war. Hier lebte er Verkehr mit Männern wie Huygens, Thevenot, und warf sich schnell in die here Mathematik und wurde mit dem Französischen so vertraut, daß er als hriftsteller in dieser Sprache zugleich ein europäischer Schriftsteller wurde. Er noch Molière spielen, Racine stand auf der Höhe seines Ruhmes, dabei fand in Bibliotheken seltene Urkunden für Geschichte, verkehrte mit den großen Theo- en der Zeit, wie mit den ersten Künstlern, verfaßte Staatsschriften. Colbert rd auf ihn aufmerksam, die Franzosen staunten ihn als ein Wunder von Geist d Wissen an. In Paris.

Gern wäre Leibniz länger in Paris geblieben, allein der Aufenthalt ver- gte Opfer, die er damals nicht zu erschwingen vermochte. Da nahm er den trag des Herzogs Friedrich von Hannover an, in seine Dienste zu treten, und 76 — 1716, also volle 40 Jahre blieb Leibniz im Dienst des zu neuer Macht steigenden Welfenhauses. So stark auch Frankreich damals durch seine Centrali- ion war, so fand doch Leibniz in den vielen Fürstenthümern, welche alle eine ständige eigenthümliche Entwickelung besaßen, einen Vorzug im deutschen Leben: st nicht die Menge der Fürsten ein herrliches Mittel, wodurch sich viele Leute vorthun können, die sonst im Staube liegen müßten? Wo nur Ein unbeschränktes upt ist, da sind nur Wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die dern alle leben müssen. Da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe An- stellte sind, so einigermaßen dem königlichen Selbst an die Seite treten dürfen eine ganz andere Figur machen, als die, so im Namen bloßer Unterthanen leben." Zwischen dem Herzog Johann Friedrich und Leibniz trat bald ein inniges hältniß ein; dieser schrieb über jenen an einen Freund: seine Tugenden sind groß, daß ich ihm zu gehorchen jeder Freiheit vorziehe. Das Welfenhaus te damals nach langer Zersplitterung, welche es geschwächt hatte, wieder zur heit zurück und ein glänzender Vertreter desselben war Johann Friedrich: Ueberzeugung war er zur alten Kirche zurückgetreten und ein eifriger Katho- geworden; dabei war er einer der gelehrtesten und kenntnißreichsten Fürsten nahm an Allem Antheil, was Kunst und Wissenschaft betraf. Sein Hof war er der glänzendsten, ein hohes fürstliches Selbstgefühl beseelte ihn. So gelang ihm damals Leibniz zu gewinnen, obschon diesem Dänemark, ja selbst der nister Colbert Anträge machten. Aus dem Herzog und seinem Rath und liothekar wurden bald ein Paar Freunde. Gern hätte der Herzog Leibniz zur olischen Kirche hinübergezogen, zumal ihm Arnauld geschrieben hatte, Leibniz le nur die wahre Religion, um einer der ersten Männer des Jahrhunderts zu den. In hannov. Dienst. Die Welfen. Johann Friedrich.

Nachdem die Deutschen in der Religionstrennung sich so lange bekämpft geschwächt hatten, wurden damals wieder Versuche zur Einigung betrieben. laus Steno, apostolischer Vicar und Bischof von Titiopolis, früher stant, Arzt, Anatom, Geologe, seiner Abstammung nach ein Jude, weilte ls am Hof zu Hannover und suchte Leibniz, sowie den Abt Molanus Loccum, zur alten Kirche hinüber zu ziehen. Leibniz war ein zu weitum- ender Geist, als daß er nicht die Größe des Katholicismus hätte begreifen nen. Er sah in der That in der Kirchenspaltung die offene Wunde Deutsch- ds und glaubte, daß die Formel gefunden werden könne, wenn man nur Unions- versuche.

redlich wolle, in welcher alle Bekenntnisse sich wieder einigen könnten. Namen lich rechnete er auf den guten Willen der Fürsten und in der That wünsch auch Kaiser Leopold eifrig die Vereinigung: die Glaubenstrennung öffne d Reich dem Einfluß Frankreichs, die Wiedervereinigung werde diesem Einfl vorbeugen und das Reich nach innen und außen stärken und sichern. Roy de Spinola, früher Beichtvater der ersten Gemahlin des Kaisers Leopold später Bischof von Neustadt, ein Mitglied des Franziscanerordens, sah di Wiedervereinigung der Getrennten als eine Lebensaufgabe an und wirkte da im Auftrag des Kaisers. Fünfmal war er zu diesem Zweck in Hannover und Leib war als Rathgeber dabei thätig. 1680—1690 schienen beide Parteien einander n zu kommen, 1690—1700 aber galten die Versuche schon als gescheitert. Geg über von Bossuets Auseinandersetzung des Glaubens verfaßte Leibniz e Art Reunionsdogmatik, *) und äußerte, er möchte um jeden Preis in äußern Gemeinschaft der römischen Kirche sein, nur nicht um den, die Frei

Bossuet. seines Denkens zu opfern. Allmälig ward auch Bossuet in diese Verhandlun hineingezogen: der aber wollte von keinem Compromiß Etwas wissen, e Kircheneinigung ohne vorangegangene Glaubenseinigung sei unmöglich; Kirch gemeinschaft fordere Sacramentsgemeinschaft und diese sei nicht möglich, lange in Betreff der Abendmahlslehre keine Uebereinstimmung erzielt sei. Ge Spinola, welcher die Vertagung der Geltung des Tridentinischen Concils räumte, weil dessen Giltigkeit Leibniz bestritt, verlangte Bossuet entschieden Anerkennung der Beschlüsse dieser Kirchenversammlung von Seite der Protestant in den Formeln der Kirche sei Manches wandelbarer Natur und könne a gebildet und ausgebessert werden nach den Bedürfnissen der Zeit, — aber gebe Eines, das unwandelbarer Natur sei, und das sei der Kirchenglaube. dem dogmatischen Gebiete gebe es keine Neuerungen, man dürfe nachgie sein in Allem, was Disciplin betreffe, aber in Nichts, was die Dogmen betre Auf diesem Gebiete hätten die Zeitbedürfnisse keine Geltung; die christlic Glaubenswahrheiten seien nicht zeitlich, sondern ewig. Es müsse heute gegla werden, was gestern geglaubt wurde. Die Kirche habe nie einen neuen Glau gemacht, sondern nur geformt und autorisirt, was als wirklicher Glaube der Kirche lebendig war. Auch das Tridentinische Concil habe keinen ne Glauben gegründet, sondern nur den tausendjährigen Glauben der Kirche festigt und innerlich abgeschlossen. Mit anderen Worten, Bossuet ist der Ansi Katholicismus und Protestantismus seien unvereinbare Gegensätze, eine Verei gung durch bloße Abstumpfung derselben sei unhaltbar. Von 1694 hörte Briefwechsel zwischen Bossuet und Leibniz auf. Bei Leibniz minderte sich Glaube, daß diese Vereinigung jetzt schon möglich sei, von einzelnen isolirt Uebertritten erwartete er wenig.

---

*) Das Systema theologicum.

Glaube und Wissen.

Nachdem Leibniz so viele katholische Anschauungen klar und sicher ausgesprochen hatte, blieb er der protestantischen Kirche fern, aber nicht dem Glauben an die Offenbarung. Gegen Toland *) vertheidigte er sogar das Mysterium: „Will man, sagt unser Philosoph, schon alles dasjenige, was über unsere gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man auf unzählige physikalische Mysterien in der Natur stoßen. Fragt man z. B., ob die innere Textur des Wassers über unsere Vernunft gehe, so antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, daß die Textur des Wassers schon genügend von Jemand erklärt ist; und doch verzweifle ich nicht, es könnte einst eine Erklärung gegeben werden, welche den Erscheinungen genügt. Es gibt auch Vieles, das über die menschliche Vernunft geht, nicht blos die unsere, sondern auch der Nachwelt, und überhaupt, so lange wir an dieses irdische Leben geknüpft sein werden; obschon es möglich ist, daß diese Dinge von einem höhern Geschöpf eingesehen und auch für uns, wenn wir einmal in einen höhern Zustand übergehen, begreifbar sein werden. Versteht man aber unter Mysterium, was über alle geschaffene Vernunft geht, so wage ich zu behaupten, daß zwar keine natürlichen Erscheinungen über die Vernunft sind, daß aber sogar die Begriffe oder Comprehensionen der individuellen Substanzen für den geschaffenen Verstand unmöglich sind, weil sie das Unendliche involviren. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenschaft von dem Universum geben können. Und warum sollten nicht eben dahin gewisse von Gott geoffenbarte Dogmen gehören, daß sie nämlich durch keine Kraft der Vernunft vollständig erklärt werden können, obschon sie dem Geist bis auf einen gewissen Grad erreichbar sind, und auch von dem Vorwurf des Widerspruchs befreit werden können." Von dem Unglauben, der sich damals breit zu machen begann, prophezeite dieser große Denker die schlimmsten Folgen: „Sobald man das große Princip des Glaubens an Gott verläßt, welches die Menschen abhält, sich wie Bestien zu zerreißen, muß man alle Verträge brechen und das Völkerrecht mit Füßen treten. Die Macht des Stärkern wird dann Alles beherrschen, und die Welt einem Wald voll Meuchelmörder und Räuber gleichen." An einer andern Stelle meint er, Zügellosigkeit und Liederlichkeit seien die Folgen der Freigeisterei. Ueber sein eigenes Leben finden wir in der neuesten Ausgabe seiner Schriften **) eine wichtige Aufklärung in einem Schriftstück, das den Titel „Selbstberathung" führt, und worin er sich Verhaltungsregeln gegen Gott, seinen Fürsten und die übrigen Menschen vorzeichnet: von Gott und göttlichen Dingen immer mit der höchsten Ehrfurcht zu sprechen, Alles auf Gott und die Religion zu beziehen, geistliche Uebungen mitzumachen, zuweilen zu fasten, am Sonntag die Kirche wenigstens einmal, womöglich zweimal, zu besuchen; die Sonntagsarbeit dürfe nur kirchliche und moralische Dinge betreffen. In Bezug auf seine Mitmenschen nimmt er sich vor, Anstand und Feinheit im äußern Auftreten, in Kleidung, Haltung und Geberde zu beobachten. Die Rede sei gemessen, knapp und gewählt. — Leibniz gehört also nicht zu jenen, die da meinen, ein Philosoph müsse die äußern Formen vernachlässigen.

Charakter.

Er war in seinem äußern Auftreten gewinnend, bescheiden, wenn auch unansehnlich von Person; im Gespräch sehr lebendig, im Leben überaus mäßig. Er war reizbar, aber ohne Rachsucht, mitleidig, gerecht, und nie geneigt, von irgend Jemand, selbst von seinen Feinden, Böses zu sagen. Seine Wißbegier, sein Forschungstrieb, sein Bedürfniß, die Sache zu untersuchen, sein Gedächtniß grenzen aus Wunderbare. Er sagt

*) 1701 in der Antwort auf Tolands Christianity u. s. w.

**) Von Onno Klopp, Consultationes.

selber von sich: „Wenige sind von meiner Art, alles Leichte wird mir schw
alles Schwere wird mir leicht." Das Kleinste und das Größte beschäftigte i
Schriftstellerei. Sein Kopf entwarf in einem fort die großartigsten Pläne. Beim Abfassen sei
Werke setzte er sich immer als Ziel vor: in den Worten die Klarheit, in d
Sachen den Nutzen. Der Reichthum an Gedanken, an Plänen, an Kenntniss
an Beschäftigung ist seine Verlegenheit. All seine Werke sind nur gelegentl
entstanden. Leibniz kam nie zu der Ruhe, seine gesammte Weltanschauung systemati
Vielgeschäftigkeit. zu entwickeln. Er selber schreibt über seine Vielgeschäftigkeit: „Angelegt und an
fangen ist Vieles, ausgeführt und zur Vollkommenheit gebracht freilich Nich
Es geht ins Fabelhafte, wie zerstreut nach allen Seiten meine Arbeiten si
Ich durchwühle Archive, untersuche alte Handschriften, sammle ungedruckte Man
scripte. Ich möchte daraus Licht für die Geschichte Braunschweigs schöpfen. Da
empfange und schreibe ich eine Unzahl von Briefen. Ich habe so viel Neues
der Mathematik, so viele Gedanken in der Philosophie, so viele andere lite
rische Beobachtungen, die ich nicht gern umkommen ließe, daß ich bei der Me
der Aufgaben oft nicht weiß, wo ich anfangen soll, und mit Ovid ausrufen möcht
der Reichthum macht mich arm. Ich möchte gern eine Beschreibung meiner Rech
maschine geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Vor Allem möcht ich meine Dynam
vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefund
zu haben glaube, kraft deren ich hinsichtlich der Körper Aufgaben lösen kan
wofür die bisher bekannten Regeln nicht ausreichen. Meine Freunde treiben mi
meine Wissenschaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Grundlage mein
neuen Analysis enthält. Dazu kommt eine neue Charakteristik, an welcher
arbeite, und noch viele allgemeinere Dinge über die Erfindungskunst. Aber di
Arbeiten alle, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen. Denn
den Höfen sucht und erwartet man ganz andere Dinge; daher habe ich auch v
Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Rechte der Reichsfürst
besonders meines Herrn, zu behandeln. So viel habe ich jedoch erlangt, daß
mich nach Ermessen der Privatprocesse enthalten kann. Ich werde dafür sorgen, d
Sie meine auf Befehl geschriebenen Versuche über das Reichsbanner erhalte
Inzwischen habe ich oft mit den Bischöfen von Neustadt und Meaux, mit Peliss
und Andern über Religionsstreitigkeiten verhandeln müssen" *). Diese Arbeitsl
und die Jugendfrische des Geistes blieb bei Leibniz gleich bis zu seinem T
Bei allem Ernst seiner Arbeiten blieb er immer eine heitere Natur. Seine G
sellschaft war stets gesucht, auch von Damen vom höchsten Rang.

Johann Friedrich von Hannover starb 1679 und mit ihm endete die Ho
nung, im nordwestlichen Deutschland für den Katholicismus Boden zu gewinn
Ernst August. Ernst August, sein jüngerer Bruder, der ihm folgte, blieb Protestant. Er schä
Leibniz nicht minder wie sein Vorgänger und dieser preist jenen als eine Zie
der deutschen Fürsten: „an innerlichem Licht und äußerlichem Glanz, an Verstan
Aufrichtigkeit, Großmuth, Annehmlichkeit und tapferm Wesen." Ging der Vorgän
oft mit Ludwig XIV., so hielt Ernst August stets treu zu Kaiser und Rei
Geschichte der Welfen. Das Welfenhaus erlangte neuen Glanz und es lag nahe, an eine Geschichte de
selben nebst Ausgabe der Urkunden zu denken. Das Welfenhaus hat eine gr
Geschichte. Leibniz wies nach, daß die Genealogie dieser Fürsten vom Jahre 10
so ausgemacht vorliege, als nur die Reihenfolge irgend eines berühmten Geschlecht
daß das Haus hervorgebracht habe: zwei Kaiser, einen König zu Neapel, mehre
weltliche Kurfürsten, fünf Erzbischöfe, vierzehn Bischöfe, einen Hoch- und Deutsch

*) Grote. 378—408.

meister, eine römische Königin, eine Königin von Dänemark, eine zu Schweden und eine Kaiserin zu Constantinopel. Dieses Haus habe dem Reich große Dienste geleistet, stets gewissenhaft Gerechtigkeit bewahrt, und man werde finden, daß Andere mehr widerrechtliche Eingriffe in die Rechte dieses Hauses, als dieses Haus in die Rechte Anderer gethan habe. In ähnlicher Weise sagt Spittler in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover: „Von diesem ganzen schönen Lande, das sich so wunderbar allmälig unter einem Herrn vereinigte, ist Nichts gewaltthätig einem Nachbar abgedrängt, Nichts einem Schwächern halbrechtlich entrissen, Nichts durch blindes Heirathsglück gewonnen; es ist lauter gerechtes Gut, altes Stammgut, neugekauftes Land.“

Unter Ernst August und seinem Sohne stieg das Welfenhaus zu neuer Machtentfaltung, es erwarb den Kurhut und gelangte auf den Thron von England. Ernst August wünschte eine gründliche Geschichte seines Hauses und Leibniz machte sich mit allem Eifer an diese schwierige Arbeit. Urkunden mußten in den Bibliotheken gesammelt, schwierige Fragen an Ort und Stelle zu lösen gesucht werden. (Urkundensammlung.) Nichts sollte Aufnahme finden, was nicht vor dem Richterstuhle einer gründlichen Kritik bestehen könnte. Deßhalb bereiste Leibniz 1687 das mittlere und südliche Deutschland, um in Bibliotheken, Archiven und Grabdenkmälern Nachforschungen anzustellen, wobei er aber auch nach seiner Art den Berg-, Salz-, Hütten- und Hammerwerken, der Perlfischerei, der Seiden- und Wollmanufactur seine Aufmerksamkeit schenkte. Vom Mai 1688 hielt er sich neun Monate lang in Wien auf, wo er mit den ersten Staatsmännern verkehrte und selbst Zutritt zum Kaiser hatte, und im Interesse seines Hauses, wie des Reiches, eine Reihe von Staatsschriften verfaßte. (Reise nach Italien) Auf dem Wege nach Italien besuchte er die Quecksilbergruben in Istrien. Vor Mord rettete er sich durch Geistesgegenwart. Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Bologna, Modena wurden besucht. Wie der Kaiser ihn hoch hielt, so der Papst, man kam dem außerordentlichen Manne nicht blos dienstfertig, sondern mit Verehrung entgegen. Man bot ihm, jedoch vergeblich, die Stelle eines Custode der vatikanischen Bibliothek an. Mit dem Jesuiten Grimaldi, der damals vom Kaiser Camchi berufen nach Sina aufbrach, schloß Leibniz eine Verbindung, die durch Briefe von und nach Sina fortgesetzt wurde. Die Ausbeute an Urkunden war reich. Die historischen Beweise für den Familienzusammenhang der Häuser Braunschweig und Este wurden gefunden, aber auch eine Familienverbindung einer braunschweigischen Prinzessin mit dem Herzog von Modena eingeleitet. Hier war Leibniz Diplomat, wie in seinen glücklichen Bemühungen, eine Verbindung des römischen Königs Joseph mit der braunschweigischen Prinzessin Wilhelmine Amalia zu Stand zu bringen. Wie in Frankreich durch die Mauriner, wie jetzt in Deutschland durch Leibniz, so begann damals auch in Italien die Sammlung der Quellen der Geschichte. An Urkunden fehlte es nicht, sie lagen da in Rollen, Pergamenten und Manuscripten, in großen Foliobänden und schweren Quartanten. Nicht blos Städte und Klöster, sondern viele Familien hatten Urkunden in Masse, (Muratori.) nur schien der Stoff zu reich für die Kraft Eines Menschen. Doch begann damals schon Muratori (geb. 1672, gest. 1730), den ein Italiener mit Recht einen Helden nennt, „der nicht entnervt war durch die Lockungen eines südlichen Klimas oder einer verweichlichten Zeit, der bereit war, sich in diese dunklen Kammern zu verschließen, allen Banden und Genüssen des geselligen und häuslichen Lebens zu entsagen, mit den Geistern der Todten zu ringen und ihnen die Geheimnisse der Vergangenheit zu entreißen — Muratori, ein Riese mit hundert Augen und hundert Händen, eine jener antiken, aus Erz und Stahl gegossenen Gestalten, welche uns fast an eine Entartung des heutigen Menschengeschlechtes glauben lassen, gab uns das Ergebniß seiner Arbeiten, die wunderbar erscheinen würden, selbst wenn

er wie Nestor drei Generationen erlebt hätte." — Muratori war Aufseher der ambrosia- nischen Bibliothek in Mailand und der, der Este in Modena. Außer den Urkunden, die er veröffentlichte*), faßte er in 16 Bänden die quellenmäßige Geschichte Italiens**) zu- sammen. Leibniz aber veröffentlichte 1793 eine Reihe bisher ungedruckter Actenstücke die namentlich auf die Geschichte des deutschen Reiches sich beziehen, in dem Cod: juris gentium diplomaticus, dem ein Nachtrag Mantissa folgte. 1698 erschienen 2 Bände Accessiones historicae, welche aber nur die Vorläufer der eigentliche Sammlung waren, welche später unter dem Titel Scriptores historiae Brunsvi censium inservientes heraus kam. Der Geschichte des Welfenhauses galt namentlic die Arbeit der letzten Lebensjahre, die Annalen blieben lang als Manuscript i der Bibliothek liegen, bis Pertz sie mit dem Urtheil veröffentlichte: „Die gereift Frucht eines langen talentvollen Lebens, trägt diese große Arbeit den Stemp des Genius, welcher darin das Höchste leistete, was er auf dem Felde der Ge schichte vermochte. Die Sorgfalt und Ausdauer im Sammeln des weitverstreute unbekannten Stoffes, die Vertraulichkeit mit dem reichen Felde der historische Literatur, die Umsicht bei der Prüfung, der richtige Blick bei der Entscheidun dunkler und zweifelhafter Fragen, die Vielseitigkeit des Geistes, welcher auf Alle was Menschen wichtig sein kann, achtete, die mannigfaltigsten Kenntnisse in seine Werke niederlegte und in der Theologie und Philosophie eben so lebte, als er i Staats- und Kirchenrecht, in der Mathematik, in der schönen Literatur zu Hau war — alles dieses sichert den Annalen einen Ehrenplatz neben den übrigen Werke ihres Verfassers und unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichte, unte Baronius, Rainald und Muratori."

Deutsche Gesinnung.

Wie diese Annalen, so hat Leibniz das Meiste nur handschriftlich hinter lassen. Er meinte, der Vielschreiberei werde zuletzt die Barbarei folgen, und sag einmal: „Wer mich nur aus meinen Schriften kennt, kennt mich nicht." — S sehr er oft lateinisch oder französisch schrieb, weil es die Verhältnisse so erforderten so eifrig war er doch für die deutsche Sprache, und klagte über den abscheuliche Mischmasch, der damals geschrieben wurde. — „Vor hundert Jahren, sagt e haben unsere Väter ganze Folianten mit reinem Deutsch gefüllt; denn wer be hauptet, sie hätten nichts Lesenswürdiges geschrieben, der hat sie nicht geleser Jetzt aber ist es so weit gekommen, daß, was für wohl geschrieben beachtet wird kaum dem zu vergleichen ist, was in Frankreich auf der untersten Staffel steht." — Er klagt, das wir Deutsche unsere Sprache, die doch erfahrungsmäßig zun Ausdruck solider Dinge eine wunderbare Fähigkeit habe, so sehr vernachlässig hätten; in keiner Sprache lasse sich die heil. Schrift zierlicher dolmetschen, als wir si im Deutschen haben. Er sei, so oft er die Offenbarung deutsch lese, entzückt, nich blos über den hohen prophetischen Geist und den göttlichen Gedanken, sondern auc über die heroische Majestät in den Worten. Er klagt über die Unsitte, daß di Söhne des deutschen Adels nach Frankreich reisen, um dort ihre Ausbildung z holen; nie seien die Deutschen im Ausland so viel gereist, als jetzt, und zu keiner Zeit sei Deutschland dem Untergang näher gewesen. Die Jugend kenne die Heimath nicht mehr und bewundere Alles bei den Franzosen und bringe das Vaterland bei den Fremden in Verachtung, und wenn die Meisten hernach in der Heimat zu Ansehen und Aemtern gelangen, so sei das Vaterland der französischen Sprache und Mode unterwürfig gemacht. „Eins, sagt er, wäre zu loben, wenn die franzö

*) „Antiquitates Italicae Medii aevi," Mailand 1738—1742, 6 Bände, Fol. rum Italicorum Scriptores," 1723—1751, 25 Bände Fol.

**) Annali d'Italia, 1744—49, 12 in Quart. Neue Ausgabe in 69 Bänden, in Venedig

[illegible]sche Mode das übermäßige Saufen abbringen könnte. Aber den Teufel kann man nicht durch Beelzebub austreiben, und ich glaube, daß weiland ein trunkener alter Teutscher im Reden und Schreiben mehr Verstand hat spüren lassen, als jetzt ein nüchterner Franzosenaffe. Wenn es so fortgeht, wird bei den Deutschen Aufrichtigkeit und Verstand, Wissenschaftlichkeit und Muth nur noch gemalt übrig bleiben."

Sein ganzes Leben hindurch trug sich Leibniz mit dem Gedanken einer Kaligraphie oder allgemeinen Zeichenschrift. Er geht dabei vom Grundsatz aus, für alle Vorstellungen gebe es gewisse Zeichen, und alle Gedanken ließen sich auf gewisse Grundvorstellungen zurückführen, aus denen dann abgeleitete Begriffe entständen. So meinte Leibniz, eine Schrift erfinden zu können, die bald in der ganzen Welt eingeführt, und in wenig Wochen begriffen, ein Mittel des allgemeinen Gedankenaustausches sein würde, eine Art allgemeiner Algebra, ein Mittel zu räsonniren, indem man mit Begriffen wie mit Zahlen rechnen und statt zu discutiren, jeden Augenblick die Probe ablegen könne. So oft auch Leibniz auf diese Frage zurückkam, so war der Plan doch nicht ausführbar. Nach welchem System wäre denn bestimmt worden, welches die Grundvorstellungen sind? und wären diese und gewisse Zeichen dafür allgemein angenommen worden, so wäre der Geist an einen Mechanismus für alle Zeiten gebunden geblieben, oder genöthigt, den alten Zeichen neue Anschauungen unterzulegen, da die Entwickelung fortwährende Vertiefung des Geistes ist. Allerdings hätte diese Universalschrift oder allgemeine Charakteristik den Großhandel mit Gedanken unter den verschiedenen Völkern erleichtert, wenn eine Analyse auch auf das Gebiet der Ideen anwendbar wäre, — wenn das Sprechen als bloßes Rechnen, wenn Worte als bloße Rechenzettel gefaßt werden könnten. Allerdings meinte Leibniz mit Recht, man würde durch Erfindung einer solchen Sprache all die Zeit gewinnen, die man sonst dem Erlernen der Sprachen widtmen müsse. Pasigraphie.

Seine Beschäftigung mit den Bergwerken des Harzes, bei denen er viele Versteinerungen und Gestaltungen der Erdoberfläche kennen lernte, führte ihn auf die Lehre von der allmäligen Entstehung der Erde *): sie sei aus der Sonne herausgeschmolzen und im Feuer gestanden. Die Felsen seien nur Schlacken, die Oberfläche habe sich dann allmälig abgekühlt und sei von der durch das Feuer ursprünglich in die Höhe getriebenen und dann auf die Erde niedergefallenen Feuchtigkeit abgewaschen worden. Das Salz, das in der Asche fest blieb, sei dadurch aufgelöst worden und habe das Meer gebildet. Das Feuer habe sich als Centralfeuer in das Innere der Erde zurückgezogen, daher die Vulcane. Dann sei eine ebenso gewaltige Veränderung der Oberfläche durch Wasser erfolgt. Geschichte des Erdballs.

Das Ansehen, in welchem Leibniz bei den Fürsten seiner Zeit stand, machte es ihm möglich, Vieles für die Wissenschaft zu thun. Paris und London hatten eine Akademie der Wissenschaften, in Turin wurde eine ähnliche errichtet. Leibniz schlug dem Herzog von Hannover vor, eine ähnliche in Göttingen zu gründen, damit die Jugend des Landes nicht genöthigt sei, ihre Ausbildung in Turin oder Paris zu suchen. Akademien.

Er ist Schuld, daß 1700 eine Akademie in Berlin entstand. Die Kurfürstin von Brandenburg, Königin von Preußen, welche gern mit dem genialen Manne verkehrte, regte ihren Gemahl zur Gründung einer Gesellschaft für Hebung der Wissenschaften an. Aber es ging nicht leicht. Sophia Charlotte bedauerte eines Tages an der Tafel, daß in Berlin kein eigener Kalender verfaßt werde, kein Astronom und keine Sternwarte zu treffen sei, die Astronomie trage doch zum

---

*) Protogaea.

Ruhm großer Fürsten bei. Der Hofprediger Jablonski befürwortete nun di Gründung einer Sternwarte. Man berieth über die Kalenderfrage und kam z dem Entschluß, eine Societät der Wissenschaften zu gründen, deren Kosten dur den Ertrag des Kalenders gedeckt werden sollten (18. März 1700). Leibniz wurd nach Berlin eingeladen: er entwarf den Plan zur Einrichtung im Gegensatz z den Akademien von Paris und London. Der Plan ist deutsch-national und practisch realistisch und christlich: die Akademie solle wirken für Reinhaltung der deutsche Sprache, für Erfindung nützlicher Dinge, für Verbreitung des christlichen Glauben Der Stiftungstag war der 11. Juli 1700. Vorstand und anfangs einziges Mi glied war Leibniz, der allerdings einen ganzen Kreis der Wissenschaften darstell und in dem ersten Band der Miscellanea Berolinensia, in welchem keine A theilung ohne einen wichtigen Beitrag aus seiner Feder ist, in seinen verschieden Gestalten bald als Geschichtschreiber, als Alterthums-, Sprach- oder Naturforsche als Mathematiker und Redner erscheint.

Peter der Große. 1697 kam Leibniz zum ersten Mal in persönlichen Verkehr mit Peter de Großen. Zwar die Einladung des Czaren, mit ihm nach Rußland zu gehen u ihm zu helfen in der Ordnung des ungeheuern Reiches, lehnte er ab, da er Hannover gebunden war, allein er benützte die Hochachtung, die ihm Peter b zeugte, um ihm Vorschläge für Begründung der Bildung und Förderung d Wissenschaften in Rußland zu überreichen. Peter versprach, in seinem ungeheue Reiche Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel anstellen zu lasse er ernannte Leibniz zu seinem geheimen Justizrath mit einem Gehalt von 10 Thalern und sagte ihm die Mittheilung aller Nachrichten zu, die zur Beförderu seiner Studien dienlich wären. Leibniz reichte ihm einen Entwurf ein zur Grü dung einer Akademie in Petersburg; er mahnte ihn, die Denkmäler, Schrift und Concilien der alten griechischen Kirche aus dem Staub der Vergessenheit ziehen; er forderte ihn auf, die zehn Gebote, das Vaterunser, das apostolisc Glaubensbekenntniß in alle Sprachen seines Reiches übersetzen zu lassen, um d Völker für das Christenthum zu gewinnen, damit jede Zunge Gott lobe. 17 machte er ihm ausführliche Vorschläge, wie Großes er für den Fortschritt d Menschheit leisten könne, wenn er all die vielen Sprachen in seinem ungeheu Reiche wissenschaftlich erfassen, wenn er zur Verbesserung der Geographie über Erkundigungen einziehen, wenn er die Thiere, Pflanzen und Minerale seines Reic beschreiben, wenn er magnetische Untersuchungen zur Verbesserung der Schifffah wenn er astronomische Untersuchungen an den wichtigsten Punkten seines Reich anstellen lasse, wenn er durch fähige Missionäre allen Völkern die Wohlthat d Christenthums mittheile, wenn er die Nähe bei Sina benütze, um Nachricht über dieses merkwürdige Reich zu erhalten; wenn er die Russen mit den gedi gensten Schriften des Abendlandes bekannt mache, und geschickte Handwerker u Künstler aus Europa nach dem Osten ziehe. — So großes Gewicht übrige Peter auf die Rathschläge Leibnizens legte, so gingen doch wenige von des letzt Hoffnungen in Erfüllung, woran die unaufhörlichen Reisen und Feldzüge d russischen Herrschers Schuld waren. — Leibniz in Dresden, Auch mit August, König von Polen u Kurfürsten von Sachsen, stand Leibniz wegen einer Akademie in Dresden Unterhandlung; sie sollte umfassender werden, als die Berliner. Nicht blos d Plan war schon genehmigt, sondern auch der Stiftungsbrief, nur die Unte schrift des Königs fehlte noch, als der Schwedensturm heranbrauste und die Au in Wien. führung hemmte. — Auch in Wien sollte eine Akademie gegründet werden. Kai Leopold war seit langem wegen der Schrift De arte combinatoria für Leibni eingenommen. Es war mehrmals ernstlich im Werke, den großen Mann na Wien zu ziehen. Leibniz war 1688, 1700, 1702, 1713—14 in Wien. Er hatt

Zutritt beim Kaiser, er arbeitete Staatsschriften für sein Cabinet aus; er machte einen Entwurf zur Gründung einer Gesellschaft für vaterländische Geschichte, die der Kaiser unter seinen Schutz nehmen sollte — allein immer wieder verstummten die Pläne des Friedens unter dem Donner des Krieges. Leopolds Tod minderte Nichts an dem Ansehen, in dem Leibniz in Wien stand. Kaiser Joseph I. war ihm nicht minder gewogen, und die Kaiserin Amalia hatte besonderes Wohlwollen für ihn. Kaiser Karl VI., für dessen Rechte als König von Spanien Leibniz einer Zeit das Manifest geschrieben hatte, ernannte ihn zum Reichshofrath. Leibniz erhielt den Auftrag zu einem Entwurf für eine Akademie in Wien — aber es blieb auch hier beim Entwurf. Erst im Jahre 1848 entstand eine Akademie, auf deren Einrichtung der Plan Leibnizens zwar nicht maßgebend war, da man seinen Entwurf erst später wiederfand. Prinz Eugen war stolz auf die Freundschaft des Philosophen, und dieser gestand, er habe bei den Cavalieren in Wien mehr solide Gelehrsamkeit gefunden, als bei denen, welche in Deutschland aus der Wissenschaft eine Profession machen. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten, die im Rathe des Kaisers vorkamen, verlangte dieser von Leibniz ein Gutachten. Unter den Vortheilen, welche die Hebung der Wissenschaft den habsburgischen Landen bringen könnte, hob Leibniz in einem Schreiben an die Kaiserin Amalia folgende hervor: „Durch neue Entdeckungen wird man den Menschen den Erwerb der Subsistenzmittel erleichtern und den Armen Brod geben. Man wird die Kriegsmaschinen vervollkommnen, welche dazu dienen werden, die Ungläubigen Christo zu unterwerfen, und man wird andererseits viele Kranke und Verwundete heilen, welche jetzt umkommen, weil die Wissenschaft noch so unvollkommen ist. Auch wird man mehr und mehr in die Kenntniß der Wunder Gottes eindringen, wie man zu thun angefangen hat durch die Entdeckung der neuen Systeme in der Astronomie und Anatomie, was dazu führt, daß man mit mehr Kenntniß des Grundes die Größe, Weisheit und Güte Gottes anbetet. Dies wird auch den Missionen bei den Ungläubigen zu Gute kommen; denn, indem man ihnen die natürlichen Erkenntnisse mittheilt, wird man den übernatürlichen Erkenntnissen, welche wir ihnen einzuflößen haben, Glauben verschaffen. So gehen hier die Frömmigkeit, die Liebe, der Ruhm und das weltliche Interesse Hand in Hand *)."

Der Umstand, daß der Kurfürst von Hannover als Georg I. den Thron von England bestieg, war Schuld, daß Leibniz Wien schnell verlassen und nach Hannover zurückkehren mußte. Georg Ludwig war kalt und verschlossen gegen Leibniz, wahrscheinlich haben Neider ihn gegen den großen Mann eingenommen. Der Kurfürst war unzufrieden, daß das Werk über die Geschichte des Welfenhauses so lang nicht erscheinen wollte, dessen Ende er sich leicht vorstellte, während es eine Riesenarbeit war. Er klagte über die häufige Abwesenheit des Philosophen von Hannover und drohte einmal halb im Scherz, er werde seinen Leibniz noch einmal austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er stecke. — Um so besser wußte seine Mutter Sophia und seine Schwester Sophia Charlotte, was sie an dem außerordentlichen Manne besaßen. Jene war die Tochter des Winterkönigs, die Enkelin Jakobs I. von England, und durch sie hat sich das Recht an den englischen Thron auf die Welfen vererbt. Sie war eine Frau voll Geist und Thatkraft, nicht minder aber ihre schöne Tochter Sophia Charlotte, die erste Königin von Preußen.

Georg I.

Sophia.

War Leibniz in Hannover, so war er fast täglich in der Gesellschaft der

*) Grote, S. 522.

edlen Frau, die er die große Kurfürstin nannte. Sie hing an den Lippen deutschen Aristoteles, Naturwissenschaft und Geschichte, die Lehren der Philoso und die Geheimnisse der Offenbarung, Kunst und Politik waren die Gegenstä ihrer mündlichen und brieflichen Verhandlung. Durch sie kam Leibniz in Elisabeth Charlotte. ziehung zu ihrer Nichte, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche an den Her von Orleans vermählt, uns schon *) wegen ihrer kernhaften, deutschen Gesinn bekannt ist. In Versailles wurde ihr nie behaglich, ihr Herz hing an Deutschla „Könnte ich mit Ehren in mein Vaterland zurück, schreibt sie 1706, so wür Ihr mich bald dort sehen. Deutschland war mir lieber und ich fand es angeneh weil es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hat; nach Pracht frage ich ni nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit. Ich höre recht gern, wie es Deutschland zugeht, eben wie die alten Kutscher und Fuhrleute, die noch gern Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können" **). — Unglücklich ihrer Ehe mit einem leichtfertigen Mann, und beim Anblick, wie ihr talentvol Sohn ihr abwendig gemacht und verführt wurde, ohne daß sie es hindern kon und umlauert von Spionen, fand sie nur noch Trost, wenn sie ihr Herz an i Vertrauten in Deutschland ergießen konnte. Und so entstanden jene zahlreic Darstellungen des Lebens in Versailles, welche heute für die Geschichte Ludwigs XI eine so wichtige Quelle sind. Wie bittere Wahrheiten sagt sie da über das Le in Paris während der letzten Zeiten des stolzen Königs! „Ich glaube, sagt daß man sowohl in geistlichen und weltlichen Personen in Paris nicht hun Menschen findet, so einen rechten christlichen Glauben haben, ja gar an uns Erlöser glauben. Alles, was man in der Bibel liest und wie es vor der Sündfl und zu Sodoma und Gomorrha hergegangen, kommt dem Pariser Leben ni bei. Die meisten Leute hier sind, als wenn sie aus der Hölle kämen und leb dige Teufel wären. Es ist weder Gemüth noch Dankbarkeit bei ihnen, Nichts a Interesse und nagender Ehrgeiz" ***). — Wie hoch müssen wir nicht über d Geist, die Tugend und die Beredtsamkeit eines Bossuet, Bourdaloue, Fenelon u. denken, daß sie so lange den Strom des Verderbens zurückzustauen vermocht der jetzt alle Dämme durchriß!

Der Kurfürstin Sophia, die am 8. Juni 1714 auf einem Spazierga in Herrenhausen einem Schlaganfall erlag, und nicht mehr erlebte, daß sie Köni von England wurde, sendete Leibniz in schönen Versen einen poetischen Nach nach, in welchem er ihren Starkmuth im Unglück, ihre Demuth im Glück, Gottvertrauen, ihre Wohlthätigkeit, ihren Verstand und ihre Tugend pries. Ni Sophia Charlotte. minder war ihm ihre Tochter, die schöne Sophia Charlotte, zugethan, welche 28. September 1684 dem Kurfürsten von Brandenburg vermählt und durch 1701 Königin von Preußen wurde. Die Ehe war nicht glücklich. Das V hältniß zu ihrem Gemahl wurde bald ein förmliches und kaltes. Sie schlug ihre eigene Hofhaltung in Lützelburg bei Berlin auf, das nach ihrem Tod Namen Charlottenburg erhielt. Ihre Bildung war glänzend, ihr Wissen umfass Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen und mit Musik war ihr Trost. Ue Leibniz schreibt sie einmal: „Ich liebe diesen Mann, aber ich habe Lust, mi darüber zu ärgern, daß er Alles so oberflächlich mit mir treibt; er setzt Mi trauen in mein Genie, denn es geschieht selten, daß er mir ganz genau auf Fragen antwortet, welche ich in Anregung bringe." Leibniz erwidert einmal a

---

*) Oben. S. 65.
**) Grote. 353.—62.
***) Grote. l. c.

nen derartigen Vorwurf: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, denn Sie wollen das Warum des Warum wissen." Sie schreibt ihm, nachdem sie 1701 Königin geworden ist: „Glauben Sie nicht, daß ich diese Größe und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützelburg gehabt haben." — Leibniz entgegnete, sie habe in der That der Krone und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen. Für die Königin schrieb Leibniz die Theodicee, als sie zusammen das Wörterbuch von Bayle lasen und er die Unhaltbarkeit vieler Einwürfe dieses Zweiflers auseinandersetzte. Die Königin verlangte von ihm die schriftliche Abfassung seiner Antworten, damit sie dieselben mit mehr Achtsamkeit in Betracht ziehen könne, und zwar in französischer Sprache, damit sie von ihr und im Ausland von denjenigen, welche des Latein unkundig, gelesen werden könnten. Die Theodicee *) erschien 1710, die ist unzählige Male übersetzt und herausgegeben worden. Kurz vor der Herausgabe dieses Buches, in welchem er sich und ihr ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, hauchte Sophia Charlotte zu Herrenhausen am 1. Februar 1710 ihr junges Leben aus. Als eine ihrer Freundinnen an ihrem Krankenbett in Thränen zerfloß, sagte die Sterbende: „Beklagen Sie mich nicht, denn ich gehe jetzt eine Neugierde zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Seyn und das Nichts, und dem König, meinem Gemahl, bereite ich die Gelegenheit eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit gibt, seine Pracht darzuthun." — Es war ein harter Schlag für den Philosophen! Ueberhaupt waren die letzten Zeiten trüb, theils durch die Stimmung Johann Georgs, theils durch die Ungnade des Kurfürsten, theils durch den Streit mit Newton über die Entdeckung der Differentialrechnung. Er dachte schon daran, in andere Dienste zu treten, als der Tod ihn überraschte. Leibniz starb am 14. November 1716 an einem heftigen Anfall der Gicht. Kurz vor seinem Tod versuchte er noch Etwas zu schreiben, vermochte es aber nicht mehr, zerriß unmuthig sein Papier, legte sich auf die Seite und hauchte sein Leben aus.

In seinen philosophischen Schriften **) wirft Leibniz seine Ideen immer auf eine gegebene Aufforderung hin, und es fehlt daher die systematische Zusammenstellung des Ganzen. Darum sagt Schelling mit Recht: „Sein Geist verschmähte die Fesseln der Schule, kein Wunder, daß er unter uns nur in wenigen verwandten Geistern fortgelebt hat und unter ihnen längst ein Fremdling geworden ist. Er gehört zu den Wenigen, die auch die Wissenschaft als freies Werk behandeln. — Er hatte in sich den allgemeinen Geist der Welt, der in den mannigfaltigsten Formen sich selbst offenbart, und wo er hinkommt,

---

*) Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal. Deutsch von Gottsched. Hann. 1763.

**) God. Guil. Leibnitii opera philosophica, quae extant latina gallica germanica, omnia. Ed. J. E. Erdmann. Bedeutsam sind: Meditationes de cognitione veritatis et de ideis. 1684. — Lettre de Leibniz à Mr. Arnauld. 1690. — De notionibus juris et justitiae. 1693. Système nouveau de la nature et de la communication des substances. 1695. — De rerum originatione radicali. 1697. — De ipsa natura sive de vi insita creaturarum. 1698. — Nouveaux essais sur l'entendement humain. 1704. — Ad Patrem de Bosses epistolae. 1706—1716. — Essai de Théodicée. 1710. — La Monadologie. 1714. — Recueil des lettres entre Leibniz et Clarke. 1715, 1716.

Leben verbreitet *)." Leibniz tritt den negativen Systemen seiner Zeit gegenü als der Vertheidiger der christlichen Lehre von Gott und der Offenbarung a Spinoza. Namentlich bekämpft er Spinoza, wenn er ihn auch nicht nennt, und si einer wahrhaft christlichen Philosophie Bahn zu brechen. Leibniz hatte Spin selber einmal besucht und die wissenschaftliche Klarheit und Entschiedenheit sei Denkart, der stoische Adel seiner Sittenlehre und die Begeisterung des Man ihm unläugbar Achtung abgenöthigt. Friedrich von Schlegel sagt**) in di Beziehung von Spinoza sinnig: „Man kann es nicht Naturbegeisterung nen wie der Dichter, der Künstler und der Naturforscher sie fühlt; noch wen eigentliche Liebe oder Andacht, denn wo fände diese einen Gegenstand o Glauben oder wirklichen Gott! Aber ein alldurchdringendes Gefühl des endlichen überhaupt ist es, was ihn immer bei all seinem Denken begleitet ihn ganz über die Sinnenwelt hinweghebt." — Locke gegenüber vertheid Leibniz die angeborenen Ideen. Den Materialisten seiner Zeit gegenüber, sich höchstens vor einer mathematischen Wahrheit beugten, betont er den Un schied von mathematischer und positiver Wahrheit***). Die Vernunft sei Zusammenhang, eine Kette von Wahrheiten; die Wahrheiten seien aber z facher Art: die einen absolut nothwendig, so daß das Gegentheil unmög und stets widersprechend ist (Schelling nennt sie die nicht — nicht — könnenden Wahrheiten), es sind dies diejenigen, die eine logische, metaphysi oder geometrische Nothwendigkeit haben; die andern seien die positiven, wei die Gesetze ausmachen, die Gott nach seinem freien Willen der Natur geschrieben hat, oder weil sie von solchen Gesetzen abhängen. Sie sind Werk der freien Wahl Gottes. Sie haben ihre Gründe und Regeln: nur in ihnen keine geometrische Nothwendigkeit, sondern die Nothwendigkeit in ih ist eins mit der Freiheit Gottes. Da sie nun auf dem göttlichen Willen ihrem ersten und letzten Grund ruhen, so können auch ihre Gesetze durch höhere moralische Nothwendigkeit, von der sie überwogen sind, in einzel Fällen abgeändert werden und es erscheint das Wunder.

Monadenlehre. Was die vielbesprochene Monadologie †) anlangt, so ist der Begriff Substanz zunächst bedeutsam: während die Andern Substanz fassen als d was unabhängig für sich allein, ohne an etwas Anderes zu denken, begri werden kann, bezeichnet Leibniz Substanz als durch sich selbst thätige Kr mit dem Nebenbegriff der Unterscheidung, denn die Kraft zeigt sich in der B wegung, und Bewegung ist nur Unterscheidung. Selbstthätigkeit ist Individua

*) Philosophische Untersuchungen über das Wesen der Freiheit und die damit z sammenhängenden Gegenstände. Landshut. S. 397.

**) Geschichte der alten und neuen Literatur, II. 171.

***) Vergleiche Staudenmaier, Leibniz über göttliche Offenbarung. Tübinger th logische Quartalschrift, und dessen Philosophie des Christenthums. I. B. Die Lehre von Idee. Gießen 1840. S. 265—89.

†) L. Feuerbach, die Philosophie des Leibniz.

pinoza sieht überall nur auf die Einheit und findet nur Eine Substanz, bniz aber auf den Unterschied, und findet eine unendliche Fülle der ubstanzen oder Monaden. Feuerbach sagt geistreich: Spinoza betrachte Alles t dem Teleskop, Leibniz mit dem Mikroskop, jener sehe nur das ungefärbte mmelslicht der einen Substanz, dieser den unendlich mannigfaltigen Farben-chthum und finde in einem Tropfen noch einen Fischteich voll lebendiger esen. Substanz ist ihm thätige Kraft, nimmer ruhendes Princip der Thätigkeit, chts Mechanisches, Materielles, Zusammengesetztes, sondern einfach, untheilbar sich selbst, metaphysisch und spirituell. Gegenüber den Cartesianern, welche Ausdehnung als das Wesen der körperlichen Natur, die Thiere selbst als aschinen auffaßten, wie denn überhaupt die mechanische Betrachtungsweise r Natur im Wesen der ganzen Zeit lag, zumal die ersten Entdeckungen nur s Gebiet der Astronomie betrafen und Ausdehnung die erste und wesentliche stimmung der körperlichen Natur ist, stellte Leibniz in seiner Monadenlehre höheres Princip auf. Kraft ist ihm nichts Mechanisches, Zusammengesetztes, dern einfach und untheilbar. Die Körper sind nur Zusammensetzung von bstanzen und die einfachen Substanzen sind die Monaden, Seelen oder der analoge Wesen. Alles, was ist, ist Seele, d. h. Thätigkeitsquelle. Die hängt nur von Gott und von sich selber ab, sie kann nur entstehen Schöpfung oder aufhören durch Vernichtung. Sie sind einfach, aber haben litäten, jede Monade unterscheidet sich durch sie von jeder andern. Diese litäten sind Kraftäußerungen, Selbstbestimmungen. Ideale Bestimmungen Vorstellungen. Alle Monaden stimmen darin überein, daß sie vorstellen, unterscheiden sich nur durch die Grade der Vorstellung, z. B. durch Klarheit Deutlichkeit. Jede Monade hat die Vorstellung von andern Monaden. e Seele hat das Unendliche zum Object, stellt es sich aber in beschränkter ise vor, weil jede Monade eine beschränkte und begrenzte ist. Alle Monaden en verworren nach dem Unendlichen. Die dunkle Vorstellung ist die liche. Wegen der unbegrenzten zahllosen Fülle kann die Monade das versum nicht auf einmal auffassen, sondern nur Theil für Theil — daher Nacheinander oder die Zeit. Sie kann die zahllose Vielheit und Mannig-igkeit nicht klar und deutlich in ihre Elemente auflösen, daher die Vorstellung Materie. Hätte die Monade durchgängig deutliche Begriffe, so existirte e Materie, aber dann wäre sie wie Gott, denn nur er hat eine deutliche entsprechende, d. h. rein geistige Erkenntniß des Weltalls; er ist absolute alität, für ihn ist die Materie aufgehoben; er sieht die Dinge nicht materiell, er das Wesen sieht. Die Materie ist daher im strengsten Sinne Nichts Vorstellung, oder die sämmtlichen andern Monaden, wie sie von jeder ein-en vorgestellt werden. Die Vorstellung eines andern Wesens ist aber die ritellung der Grenze am andern. Wo die Gedanken ausgehen, da nimmt Materie ihren Anfang. Wir brauchen also nicht zu fragen, wie Geist und rper zusammenkommen, sondern wie Thätigkeit und Leiden, Freiheit und

Nothwendigkeit in einem und demselben Wesen Platz finden. Das Fürsich
der Monade ist ihre Seele, das Für — andere — sein ihre Materie. U
Präſtabilirte Harmonie. den Monaden, welche den Leib ausmachen, ist die eine die stärkere, der
andern gleichsam dienen. Alle Monaden sind für einander geschaffen, und
auf ihre Weise ein Spiegel des Universums, das Universum selbst aber i
vollkommener Ordnung und Harmonie: es gibt darin nichts Regelloses, n
Todtes, keine Verwirrung, aller Tod ist nur Einwicklung, Verhüllung
minderung, die Entstehung nur Entfaltung, Umbildung, Vergrößerung. All
der Natur ist analog: wer Eines wahrhaft weiß, weiß Alles. In jedem
ist das Unendliche erkennbar. Der Grund liegt in der präſtabilirten
monie oder in Gott. Gott hat Alles im Voraus ein für allemal ger
den Leib so geschaffen, daß er die Befehle der Seele vollstrecken muß, und
Seele so, daß sie vorstellen muß, was im Körper vorgeht. Gott ist die ursprüng
Monade, die andern sind seine ununterbrochene Ausstrahlung.

Die beste Welt. Gott ist das vollkommenste Wesen, ist höchste Macht, Weisheit und
und hat die beste Welt vermöge dieser drei Eigenschaften hervorgebracht.
Uebel, das wir darin finden, kann die höchsten Zwecke nicht hindern, es ist
nicht auf Gott selbst zurückzuführen, es geht vielmehr aus der idealen N
der Geschöpfe hervor, die dem Schöpfer nicht gleich, immer beschränkt, also
vollkommen sind. Das Böse ist Negation, die nicht von Gott ausgeht.
läßt das moralische und das physische Uebel nur zu, letzteres als Strafe,
als Besserungsmittel. Das Weltall geht nach einem ursprünglich berechn
weisen Plane seinem Ziele entgegen, welches in Beglückung der Creatur zu f
ist. Die Seele denkt, wird gedacht und ist beides zusammen. Wo die Seele
zum Bewußtsein ihrer selbst erhebt, ist sie Geist. Die Erkenntniß der ewi
nothwendigen Wahrheiten unterscheidet uns von den Thieren. Unsere Vern
ist nur der Zusammenhang der nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten.
Locke. nothwendigen Wahrheiten hängen nicht von den Sinnen ab, wie Locke annim
aber durch letztere werden wir jener bewußt; die ganze Arithmetik und G
metrie liegt in uns der Kraft nach, nur haben wir zu unsern abstracten G
danken immer etwas Sinnliches nothwendig. Wenn gewisse Grundsätze auch n
allen Menschen bekannt sind, so sind sie ihnen doch angeboren, denn sie an
kennen sie, so bald sie dieselben verstehen. Es ist so Vieles in unserer Seele v
borgen, nur nicht immer wirklich erkannt. Die wirklichen Erkenntnisse sind eigent
Handlungen der Seele, sie entspringen aus ihrer eigenen Tiefe, sind ange
durch die Sinne, aber nicht gegeben. In uns liegen Sein, Einheit, Substa
Wesen. Die Erkenntniß der Natur der Sache ist eigentlich die Erkenntniß
Natur unseres Wesens. Erfahrung und Sinne können der Seele nie Id
geben. Sagt man: Nichts ist in der Vernunft, was nicht vorher in den Sinn
war, so muß man hinzufügen: ausgenommen die Vernunft selbst. Das B
wußtsein erhebt den allen Monaden gemeinsamen Trieb zum Willensact un
damit zur Freiheit. Das Wesen der Freiheit beruht auf der Erkenntniß. D

Substanz bewegt sich durch sich selbst, aber Beweggrund ist die Vorstel-
des Guten durch die Vernunft. Die Intelligenz ist die Seele der Freiheit.
ch die Vernunft zum Besten bestimmt werden, ist der höchste Grad der
eiheit. Jeder Geist ist eine eigene Welt für sich, ist unabhängig, faßt das
ndliche in sich und spiegelt es ab und ist daher so beständig und dauerhaft,
das Universum selbst, weshalb wir auch annehmen müssen, daß jeder Geist
er im Universum eine Rolle spielen wird und zwar diejenige, in welcher
am besten zur Vervollkommnung aller Geister mitwirken kann, die in ihrer
alischen Einheit den Staat Gottes ausmachen. — Ja der Geist ist nicht
ein Spiegel des Weltalls, sondern auch der Gottheit, gleichsam ein kleiner
t, im Stande, der Gottheit ähnliche Werke hervorzubringen, obschon nur im
en; indem er die Gesetze entdeckt, nach denen Gott seine Dinge geordnet
, denkt er Gott seine Gedanken nach.

Dies sind einzelne Sätze des großen Systems, das mit wenigen Zeilen
zugeben mehr als schwierig ist. Friedrich Schlegel meint, Leibnitz, sei
Arzte zu vergleichen, der vielfach mit Palliativen und nicht von Grund
das Uebel heile, sondern nur den gewaltsamen Ausbruch für den Augenblick
dränge; er habe nur den Anlauf zu einer wahrhaft christlichen Philosophie Wolf.
mmen, die allein diesem Uebel entgegentreten konnte, welches er ahnend
und rastlos bekämpfte, denn er habe in seiner Vielgeschäftigkeit sein
unvollendet gelassen. Manche Gedanken desselben hat Christian Wolf
führt, in größeres Licht gesetzt, näher bestimmt, die Folgerungen daraus
, Lückenhaftes ergänzt. Leibniz wirft seine großen Gedanken nur abgerissen
Wolf verfolgt jeden Punkt, führt ihn mit aller Strenge der Beweise, mit
ütung aller Sprünge, mit genauer Erklärung jedes Wortes aus. Er wendet
unerwiesenen Satz an, führt aber jeden einzelnen mit großer Weitschweifig-
aus. Schrieb Leibniz meist französisch oder lateinisch, so machte sich Christian
um die Muttersprache dadurch verdient, daß er nur deutsch lehrte und
ungefüge Sprache geeignet machte zum Ausdruck philosophischen Denkens.
e Werke fanden vielfachen Anklang und retteten die deutsche Jugend lange
Versinken in den groben Materialismus der Engländer und Franzosen.

Christian Wolf *) war geb. 24. Januar 1679 zu Breslau, der Sohn
es Rothgerbers, von seinen wackern Eltern streng erzogen und zum geistlichen
de bestimmt. Früh faßte er auch den Vorsatz, Gott im Predigtamt zu dienen,
aber auch früh bei dem Streit der Bekenntnisse auf den Gedanken, ob es
möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie
en Widerspruch leide. — In Jena studirte er daher neben der Theologie
hematik als Hülfswissenschaft zu derselben. In seinen Predigten suchte er durch
liche Begriffe die Sache zu erklären. Sein Lehrtalent war hervorragend. Bald

*) Wuttke. Christian Wolfs eigene Lebensbeschreibung mit einer Abhandlung über
lf. Leipzig 1841.

war aber Mathematik und Philosophie bei ihm Hauptbeschäftigung. 1707 w
er Lehrer der Mathematik und Physik in Halle und seit 1709 hielt er auch
träge über Philosophie. Leibniz, der früh auf ihn aufmerksam wurde, blieb
Leitstern in den höchsten Problemen. So sehr Wolf aber durch seinen Eifer
die Deutlichkeit seiner Vorträge Beifall bei der Jugend fand, so sehr kam e
Verdacht bei den Pietisten: er schien den Glauben in bloße Speculationen zu
wandeln, man sah in seinen Behauptungen Ketzereien, namentlich schien die
von der prästabilirten Harmonie den biblischen Begriff einer freien Schöpfun
Seiten Gottes zu gefährden, ebenso die Lehre von der Freiheit des Men
Wolf dagegen bezeichnete seine Gegner als lichtscheue Heuchler, sprach gegen bl
Gehorsam und aus Unwissenheit erzeugte Scheinheiligkeit. Der theologische
der philosophische Standpunct wurde von beiden Seiten mißachtet. Hagenbach
das Verhältniß der Philosophie zum Glauben nicht besser zu erklären, als
durch das Verhältniß der Physik und Astronomie zur unmittelbaren Erfah
des täglichen Lebens. „Es wäre eben so thöricht, nicht eher sehen zu wollen,
die Theorie des Lichtes ausgemittelt ist, als es thöricht wäre, darum die U
suchungen selbst zu unterlassen oder zu verbieten, weil dadurch die Leute
Genuß des Lichtes könnten gehindert werden. Seit Gott gesprochen, es w
Licht! — schien das Licht in der Finsterniß, und bei allen Theorien ward es M
und Abend, und so sollte es auch mit dem inneren Lichte sein, das Jesus
aufgesteckt hat. Der Glaube hält sich an das Licht, freut sich des Lichtes,
und erkennt im Lichte; die Wissenschaft forscht über das Licht. Wäre sie t
genug, die Sonne würde fortleuchten und ihrer spotten. — Aber leicht mag
die Theorie vom natürlichen Lichte Etwas behaupten, was dem Ungebild
wenn er es hört, nur so vorkommen kann, als würde damit die Wirkung
Sonne geleugnet. Und so kann es auch bei der Philosophie sein. Eine a
Vorstellung von Gott, eine andere ungewohnte Ausdrucksweise über sein
und sein Verhältniß zur Welt kommt dem ungebildeten Verstande leicht vo
ein Leugnen Gottes. Darum, was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fü
Ist dein Glaube wahrer Glaube, nicht blos Annehmen von Wahrheiten
Autorität hin, sondern ist er Leben und Erfahrung, so laß die Wissenschaft for
und grübeln, sie wird dich nicht irre machen. Es kommt vielleicht eine Zeit
sie dir verständlich wird; wo nicht, so bleibt der Glauben doch in seinem Recht
— Aber Wolf hatte in einem Vortrag etwas für einen Pietisten Unverzeih
begonnen: er hatte die Jesuiten gelobt **) und die evangelischen Geistlichen
sie in Schatten gestellt. Jetzt verschafften sich seine Gegner die Hefte seiner
hörer, und als Wolf gar am 12. Juli 1721 bei Uebergabe des Rectorate
einer Festrede die Sittenlehre des Kongfutse pries und sich in Uebereinstim
damit erklärte, so fanden darin die Theologen eine ungeziemende Erhebung
Heidenthums, und eine Heruntersetzung der christlichen Sittenlehre, und st
Wolf darüber zur Rede, der sich jedoch auf den Grundsatz philosophischer
freiheit berief. Eine Untersuchung der Frage, auf welche die Theologen be
Regierung drangen, fiel zu Gunsten des Philosophen aus. Der Streit an
Universität wurde immer heftiger. Wolfs Gegner griffen zuletzt zu einem gem
Mittel: sie ließen durch die Generäle Natzmer und Löben dem König beibri
die Lehre Wolfs von der prästabilirten Harmonie sei sehr gefährlich für die
daten, sie könnten sich für ihre Neigung, zu desertiren, darauf berufen, wie

*) Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. I. S. 120.
**) Als viros candore eminentes.

davonlaufen müßten, weil die Sache einmal im göttlichen Weltplan vorher so stimmt sei. Seinen blauen Kindern, die ohnehin immer davonlaufen wollten, nur durch die fürchterlichsten Mittel zum Bleiben verhalten wurden, einen rwand zum Desertiren geben, das hieß dem König ins Herz greifen. Friedrich ilhelm I. erließ sogleich den Befehl: da Professor Wolf in Schriften und Vorungen Lehren vortrage, welche der von Gott geoffenbarten Religion entgegenhen, so sei er seiner Stelle nicht blos enthoben, sondern es sei ihm auch anzuiten, er habe binnen 48 Stunden nach Empfang des Befehls alle königlichen nde bei Strafe des Stranges zu räumen. Die Armensündeglocke wurde geutet, als Wolf aus Halle floh. Selbst den Gegnern kam die Härte der Strafe erwartet, der Hauptankläger Lange gestand, daß ihm auf drei Tage aller Schlaf aller Appetit zum Essen und Trinken vergangen sei. Wolf fand übrigens leich eine Professur in Marburg, auch von anderer Seite kamen Anträge. Die suiten nahmen sich seiner an und ließen seine Schriften in Wien die Censur siren, sie waren auch Schuld, daß er in den Freiherrenstand erhoben wurde. r Fürstbischof von Würzburg und der Cardinal Fleury sandten ihm schmeichelte Schreiben. Sogar in Italien fanden seine Schriften Eingang, ein Buchler in Venedig veranstaltete einen Nachdruck. Nach seinem System wurde auf lischen Universitäten gelehrt, zuletzt sogar auf protestantischen. Es bildete sich Verbreitung seiner Philosophie eine eigene Gesellschaft, der Alethophilen oder hrheitsfreunde, selbst in Batavia war eine Abzweigung derselben. Seine Lehre r weitschweifig, auch Dinge, die sich von selbst ergeben, werden in seiner ..chen Philosophie nach allen logischen Regeln mit Ober-,Unter-,Schlußsatz ..en. Seine Bücher sind Folianten, aber seine Schüler, (die ihn so ..rten, daß sie sogar in ihren Heften anmerkten, wann der Herr Regierungsgelacht habe) sagen, nur Stutzern könne Nürnberger Taschenformat gefallen, .. dagegen, die der Dauer der Welt trotzen sollten, hätten nicht Raum unter .. Rückenflügel. Selbst Friedrich Wilhelm I. wurde zu Gunsten Wolfs wieder stimmt, so daß er ihn 1733 unter ehrenvollen Bedingungen einlud, nach .. zurückzukehren; er bot ihm sogar die Stelle eines Vicekanzlers der Unisität mit 6200 Thaler Gehalt an. Aber Wolf hatte keine Lust, zumal das bot noch immer bestand, bei Karrenstrafe die Wolfischen Schriften zu lesen, für Professoren 100 Ducaten Strafe, darüber vorzutragen. Wolf konnte Drohung mit dem Strang nicht vergessen. Erst als Friedrich II. den Thron ieg, nahm Wolf den Ruf nach Halle wieder an. Unter lautem Jubelgeschrei, r Trompeten- und Paukenschall fuhr er am 6 September 1740 in die Unisitätsstadt wieder ein. Doch erfüllte sich die Erwartung von einem großen drang von Studenten nicht. Bald blieben die Hörsääle leer. Eine andere Zeit gekommen, der Wolf zu orthodox war. Wolf starb 1754. Noch sei bemerkt, Johann Lorenz Schmidt, der in Halle Wolf gehört hatte und Erzieher der jungen ..ten von Löwenstein-Wertheim geworden war, im Geiste Wolfs 1635 die fünf her Moses in Wertheim frei „übersetzt" herausgab. Da war allerdings die kräftige elsprache in weitläufige und wässerige Erklärung umgesetzt. Der Segen Jakobs (I. ses 3, 15): „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und schen deinem Samen und ihrem Samen. Dasselbe soll dir den Kopf zertreten du wirst ihr in die Ferse stechen," war übersetzt: „Bist Du das unglückselige er auf der Welt, das dergleichen gethan hat? Künftighin soll zwischen dir der Frau und euer beider Nachkommen eine beständige Feindschaft sein, gestalt, daß die Menschen den Schlangen auf den Kopf treten und diese gen jene in den Fuß stechen werden." Nicht blos die Pietisten schlugen Lärm en die vielen naturalistischen, pelagianischen und andern Irrthümer dieser Ueber-

Wertheimer Bibel.

setzung, sondern der Kaiser ward sogar wegen der strafmäßigen Verfälschung d. Grundtextes vermocht, eine Untersuchung einzuleiten. Schmidt berief sich vergeb. auf die jedem Protestanten zustehende Freiheit, den Sinn der heil. Schrift z. prüfen und zu erklären, und betonte vergebens, daß dieselben Pietisten, die i. anklagten, auch die Jesuiten als Atheisten angeklagt hätten, weil sie Wolf ni. für einen Atheisten erklären wollten. Er blieb in Haft, bis es ihm gelang na. Holland zu entfliehen.

Damit sind wir an eine neue Erscheinung im geistigen Leben Deutschla. gekommen, an die Mystik und den Pietismus, die zunächst aus der Abneigu. entstanden gegen die Dürre der orthodoxen Dogmatik, gegen das Gezänk u. gegenseitige Verketzern der Lutheraner und Calviner, und aus dem Versuch, d. Predigern statt der bedientenhaften eine würdigere Stellung gegenüber den Fürst. zu geben.

Schwenkfeld. So fand schon Schwenkfeld, welcher noch in persönlicher Verbindu. mit Luther stand, dieser begründe nur ein neues Reich des Buchstabens und h. dem christlichen Leben nicht auf: seine eigene Lehre klingt aber höchst pantheistisch. — Osiander. Osiander († 1552) aber betrachtete die Menschwerdung Gottes als ein we. liches und nothwendiges Element in der göttlichen Lebensentwicklung, Gott w. Mensch geworden, wenn der Mensch auch nicht gesündigt hätte. Gott ist Sub. und Object seines Rathschlusses *). — Weigel. Weigel, Pfarrer in Tschoppau, geb. 15. gest. 1588, sah die kirchlichen Dogmen nur als Allegorien für innere Welt- u. Gottverhältnisse an. Der Mensch ist ihm der Mikrokosmus, die Welt im Klei. zugleich Bild und Sohn Gottes. In der Selbsterkenntniß ist zugleich Welt- u. Gotteserkenntniß. So redet er in seiner Schrift „Erkenne Dich selbst" Gott den Worten an: „Meine Augen sind Deine Augen, meine Erkenntniß ist D. Erkenntniß, Du erkennst und siehest Dich selber, das ist durch mich." Mit and. Worten: Gott kommt im Menschen zum Selbstbewußtsein. Dieses innere sei das wahrhafte Wort Gottes im Menschen, gegen welches alle Schrift N. ist. Alles Aeußerliche ist nur Schatten und Schale, das nur Werth hat für Erweckung des Inneren. Gott sei nicht einmal Mensch geworden, die Men. werdung finde beständig statt **).

Jakob Böhme. Der größte Mystiker oder Theosoph, der in der protestantischen Kirche entsta. ist Jakob Böhme, ein Mann merkwürdig durch die Innigkeit seines fromm. Gemüthes, der, obschon nur ein schlichter dürftiger Handwerker, den Fl. zu den höchsten Fragen der Philosophie wagt, und sie in einer Sprache v. ursprünglicher Kraft und Fülle und mit einer seltenen Tiefe der Anschau. und hellsehendem Natursinn behandelt. Oft überwiegt die Phantasie, an der Kraft Böhme einem Milton nicht nachsteht, seine Werke sind reich an poetische Schönheiten wie an speculativen Betrachtungen. Ein Kind des Volkes, un.

---

*) Plank, Geschichte der Entstehung der Veränderungen und der Bildung u. protestantischen Lehrbegriffs. I. B. II. S. 258.

**) Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie. Weigel, sonst ein musterhafter Pastor, ha. den Muth nicht, seine eigensten Ansichten zu bekennen, sie erschienen erst nach seinem Tode.

bildet, will Böhme den inneren Kern der Christuslehre mittheilen; aber nicht bildet genug, spricht er oft, ohne es zu wollen, den schroffsten Pantheismus aus.

Jakob Böhme *), der Sohn armer Bauersleute, ist 1575 geboren zu Altseiden- Lebensgang.
rg bei Görlitz in der Oberlausitz. Er war ein stilles, nachdenkliches Kind, als nabe hatte er schon Zustände des Hellsehens. Wir vernehmen dies aus der zählung, wie er, der sonst mit andern Knaben das Vieh hütete, einmal allein f dem Berge Landskron den Berge offen und in der Tiefe ein großes Gefäß l Gold sah, worüber ihn ein Grausen erfaßte, so daß er davonfloh. Als er it den Kameraden zurückkehrte, konnte er die Oeffnung nicht mehr finden. Nach- m er in der Dorfschule nothdürftig lesen und schreiben gelernt, kam er zu einem huhmacher in Görlitz in die Lehre. Da sagte ihm einmal ein Fremder, der huhe von ihm kaufte: „Jakob, du bist klein, aber du wirst groß werden, ß sich die Welt über dich verwundert. Sei fromm, fürchte Gott und ehre sein ort. Lies gerne in der heiligen Schrift, darin findest du Unterweisung und ost, denn du wirst viel Noth und Armuth mit Verfolgung leiden müssen, doch getrost und bleibe beständig, denn du bist Gott lieb und er ist dir gnädig.“ hme wurde nachdenklich und der Meister, dem er das gotteslästerliche Reden Fluchen verwies, entließ den seltsamen Hauspropheten. Auf seiner Wanderung d sein friedliches Gemüth oft verletzt durch den Streit der Zionswächter, statt freudigen Botschaft der Liebe vernahm er nur Sectenhaß. Das trieb ihn zu m Forschen in der Bibel und in religiösen und astrologischen Werken: er las celsus und Schriften der Mystiker, und sagt darum in seiner Aurora: „Ich viel hoher Meister Schriften gelesen.“ — Ihn tröstete die Zusage des Hei- , daß der Vater denen, welche ihn darum bitten, seinen heiligen Geist gebe. wieder kam eine Verzückung über ihn, er stand mit göttlichem Lichte um- n sieben Tage lang im himmlischen Freudenreich. — 1594 kam Böhme nach tz zurück, heirathete eine Bürgerstochter, mit welcher er 30 Jahre in glück- r Ehe lebte und verdiente als Schuhmacher sein Brod im Schweiße seines ichtes. 1600 kam wieder eine Entzückung über ihn: beim Blick auf ein Entzückung.
tzschenertes zinnernes Gefäß schaute er den tiefsten Grund des Lebens, und es ihm, als sei er in den Mittelpunkt der geheimen Natur eingeführt. Zwei- b an seinem Gesichte ging er vor das Thor ins Grüne, aber da war es ihm, sehe er allen Geschöpfen ins Herz. Freude kam über ihn, er dankte Gott aus zem Herzen und kehrte in seine Hütte zurück. Zehn Jahre später kam wieder e ähnliche Erregung über ihn und der Drang, das Geoffenbarte niederzu- reiben. So entstand die Morgenröthe im Aufgang, in welcher Schrift Erste Schrift.
sich von den ihn drängenden Anschauungen Luft machte. Böhme dachte nicht Veröffentlichung, er schrieb nur für sich, wie er später in der ersten Apologie t: „Ich verstund nach Laienart wenig die hohen Glaubensartikel, noch viel niger die Natur, bis mir das Licht in der ewigen Natur anhob zu scheinen, von ich so sehr lüstern ward, daß ich anfing und wollte mir meine Erkenntniß einem Memorial aufschreiben, denn der Geist ging hindurch als ein Blitz und in Grund der Ewigkeit, oder wie ein Platzregen vorübergeht, was er trifft, s trifft er; also gings auch mir. Ich fing an zu schreiben als ein Knabe in r Schule und schrieb also in meiner Erkenntniß und eifrigem Triebe immerhin rt.“ — Ein Bekannter sah bei ihm die Handschrift, bat sie sich aus und ließ

*) Sein Leben, von Franckenberg verfaßt, in der Amsterdamer Ausgabe von 1682.

sie eilig abschreiben, so kam sie unter die Leute — und auch unter die Augen des Hauptpastors Richter, eines Zeloten, der, statt den Mann und seine Eigenart kennen zu lernen und liebevoll zu belehren, gegen ihn von der Kanzel herab los-

Verfolgung. bonnerte, als sei er ein Ketzer und Aufrührer. Der Angeschuldigte fragte nach dem Gottesdienst den Prediger gelassen, worin er gefehlt habe, er wollte es ja gerne wieder gut machen, doch der Pastor drohte mit dem Thurm, wenn er sich nicht gleich entferne. Am andern Tage ward Böhme vor den Rath gefordert und sogleich aus der Stadt verbannt, doch ward er bald wieder zurückgerufen, ihm aber bedeutet, er solle bei seinem Leisten bleiben, und ihm das Bücherschreiben untersagt. Sieben Jahre hindurch hielt sich Böhme an das Verbot *) in hartem Kampf mit dem Drange seiner Natur. Dann aber wollte er Gott mehr gehorchen als den Menschen und blieb ein eifriger Schriftsteller bis an sein Lebensende. Die Morgenröthe hatte ihm Freunde erworben. Der Director des chemischen Laboratoriums in Dresden, Dr. Walter, welcher sechs Jahre im Wissensdurst den Orient bereist hatte, gestand ihm, daß er bei ihm in aller Reinheit und Fülle gefunden, was er auswärts vergebens gesucht habe, und begrüßte ihn als Philosophus teutonicus. Für das Ausleihen oder Abschreibenlassen erhielt Böhme Korn, Geld u. dgl. Es gab Männer, welche hinlänglich erkannten, daß hier ein neues Element sei, und Böhmes Bücher durch Abschreiben verbreiteten. Die Presse in Schlesien stand unter der Censur der Orthodoxen, deßhalb wurden Böhmes Schriften meist in Holland gedruckt und dort wie auch in England viel gelesen. Ein hochgebildeter schlesischer Edelmann, Abraham

Franckenberg. von Franckenberg (geb. 1593 zu Ludwigsdorf bei Oels, gest. 1652), welcher längere Zeit in Amsterdam lebte, vermittelte, daß Böhmes Werke, von denen er entzückt war, dort im Druck erschienen. Von ihm rührt auch die Lebensbeschreibung Böhmes, welche vor der Ausgabe seiner Werke steht und in der er unter Andern die Persönlichkeit seines Lehrers also schildert: „Seine äußere Leibesgestalt war verfallen und von schlechtem Ansehen, kleiner Statur, niedriger Stirne, erhobener Schläfe, etwas gekrümmter Nase, grau und fast himmelblaulich glänzenden Augen sonst wie die Fenster am Tempel Salomonis, kurz dünnen Bartes, klein lautender Stimme, doch holdseliger Rede, züchtig in Geberden, bescheidentlich in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, sanftmüthig im Herzen.“ Das Bekenntniß der schlesischen Mystiker lag in dem Verse, welchen Böhme in ein Stammbuch schrieb:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit von allem Leid.

Franckenberg **) gab selber mystische Schriften heraus. Sein Denkspruch war:

Die Natur sagt, ich vermag es nicht,
Die Schrift zeigt den Unterricht.
Die Gnade spricht, ich bin das Licht,
Der Geist bekennt und läugnet nicht.

Franckenberg las, wie Böhme, alchemistische Schriften, auch Theophrastus Paracelsus, nicht zum Vortheil für seine Arbeiten. Trotz dieser trübenden Lectur blieb bei Böhme der Natursinn stark, ein Arzt Köber bemerkte, wie Böhme an Gestalt und Farbe einer Pflanze ihre Eigenschaften errieth und aus dem Klang eines fremden Wortes richtig auf dessen Bedeutung schloß ***). Beim Wort Der

*) Franckenberg, Jakob Böhmes Lebenslauf Nr. 15.
**) Kahlert, Angelus Silesius. Breslau 1848. S. 6.
***) Franckenberg, Nr. 20.

ſ er entzückt aus, es werde ihm dadurch das Bild einer reinen ſchönen himmliſchen ngfrau erweckt. Böhme ſtand in hohem Anſehen, Manche kamen, bei ihm Troſt d Belehrung zu ſuchen, die er gerne ſpendete. Doch ging es nicht ohne einen ten Hauptſturm ab. Als Franckenberg Böhmes Weg zu Chriſto drucken ließ, iff ihn der Oberpfarrer von Görlitz noch einmal an, Böhme aber gab ſcharfe twort. Da bat ihn der Rath von Görlitz, auf einige Zeit die Stadt zu verlaſſen. ine Freunde wollten ihn auf ihren Schlöſſern beherbergen, Böhme aber ging h Dresden. Dort fand ein Geſpräch mit vier Theologen, zwei Aerzten und Prüfung. n Kurfürſten ſtatt. Das Urtheil lautete: „Böhme iſt ein Mann von wunderbar hen Geiſtesgaben, die man jetzt weder verdammen noch approbiren kann. Wie nen wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben. Gott bekehre den Mann, er irret, und erhalte uns bei ſeiner Wahrheit *).“ Böhme kehrte nach Görlitz ück, doch ſeine Tage waren gezählt, er ſtarb nach einer Verzückung, in welcher ſchöne Muſik hörte und ſeinen Sohn bat, die Thüre zu öffnen, damit der Geng beſſer hereinkomme, mit den Worten: „nun fahre ich ins Paradies.“ Noch ſeine Leiche entſtand Streit, die proteſtantiſche Geiſtlichkeit verweigerte die liche Beſtattung, der katholiſche Landvogt Hannibal von Dohna befahl ſie. rigens wurde der Sohn ſeines Hauptgegners, des Oberpfarrers Richter, der ſte Verbreiter ſeiner Schriften. In neuerer Zeit hat ihn Schelling und die tiſche Schule wieder zu Ehren gebracht. Novalis ſingt von ihm:

Es ſind an mir durch Gottes Gnade
Der höchſten Wunder viel geſchehen;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen ſtehn.
Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Friedrich Schlegel rühmt ſeine hocherleuchtete Phantaſie und die dichte- Bedeutung. ren Schönheiten in ſeinen Werken, die urſprüngliche Kraft in ſeiner Sprache ſagt: „Die Quellen der Natur ſind jedem ſtillen und frommen Gemüthe nglich, weil ihre Adern dem innern Lebensſtrom der menſchlichen Seele mit erwebt ſind; und dem kindlichen Auge iſt vielleicht Manches ſchon klar und chſichtig, was für das künſtliche Fernrohr und die äußern Sehanſtalten des geten Unterſuchers oft noch mit einer ſiebenfachen Decke und Wolke verhüllt iſt. gibt auch für die Natur eine eigenthümliche Offenbarung im unmittelbaren fühl ihres inneren Lebens; und wie unſere Zeit in der Erkenntniß der göttlichen nge, nach langen Mühſalen des irrenden Denkens, mehr und mehr wieder zu einfachen Klarheit des Glaubens zurückgekehrt iſt, ſo wird auch die Naturſſenſchaft gerade in unſern Tagen wieder den Rückweg nehmen müſſen zu jenen en Quellen der innern Anſchauung und eines noch nicht verbildeten und getten, ſondern noch von Grund aus hellſehenden Naturſinnes, als dem innern rn der Offenbarung für jene Wiſſenſchaft, welche zwar nicht den Schöpfer, hl aber die Herrlichkeit ſeiner Schöpfung, die Menſchen erkennen lehren ſoll. gleich nun dem chriſtlichen Naturdenker, wenn er außerhalb der katholiſchen Kirche ht, mit ſo viel erhöhenden Gnadenwirkungen der Seele auch die letzte Klarheit

*) Beißners, Wahrhaftige Relation von dem Examen in Dresden.

des Geistes immer fehlen wird; so muß es doch wohl unterschieden werden, jene Absonderung aus der eigenen Gesinnung des Zwiespalts herstammt, oder durch den unverschuldeten Zufall der Geburt, ohne selbst weitern Antheil an Geiste des Haders zu nehmen, veranlaßt wurde."

Gewiß ist, Böhme wollte mit seinen Schriften das Gute stiften und wahren Glauben verbreiten, und war von seinen Gedanken eher fortgerissen, daß er sie beherrschte. Er selber sagt: „Wenn ich denke, warum ich schreibe, es nicht andern Scharfsinnigen überlasse, so finde ich, daß mein Geist in die Wesen, davon ich schreibe, ganz entzückt ist; es ist ein lebendig laufend Fe dieser Dinge in meinem Geist. Darum was ich mir auch sonst vornehme, so immer das Ding oben und bin also in meinem Geiste damit gefangen, und mir aufgelegt als ein Werk, das ich treiben muß. — Ich habe viel tausend zu Gott gefleht, wenn mein Wissen nicht zu seiner Ehre und meinen Brü nicht zur Besserung dienen sollte, möchte er dasselbe von mir nehmen und nur in seiner Liebe erhalten. Aber ich befand, daß ich mit meinem Flehen Feuer nur heftiger in mir entzündete, und in solchem Entzünden und Erken habe ich meine Bücher geschrieben. *) — Ich weiß selber nicht, wie mir damit schieht, ohne daß ich den treibenden Willen habe; weiß auch Nichts, was schreiben soll, denn wenn ich schreibe, dictirt mir der Geist, daß ich oft weiß, ob ich nach meinem Geist in dieser Welt bin und mich des hoch erfreue." Aber nicht minder gewiß ist, daß Böhme, trotz seiner religiösen Begeisterung unter der Herrschaft einer regellosen Phantasie, und beim Mangel an jeder Sch und Vorbildung und angeweht von Gedanken, die er in frühern Mystikern, im Umgang mit unklaren Geistern seiner Zeit fand, sehr oft, ohne es eigent

Pantheismus. zu wollen, im derbsten Pantheismus steckt **). Böhme sagt von Gott, er sei Nic aber auch, er sei Alles, d. h. er ist nicht ein Bestimmtes; aber in ihm liegt Welt, die ganze Creatur. Im Nichts ist der ewige Wille zur Offenbarung, Nichts ist ihm eine Sucht nach Etwas. Gott offenbart sich als Alles, er ist Auge alles Sehens und der Grund aller Wesen. Das Leben der Gottheit ist ewiger Proceß, derart, daß sich Gott als Nichts in Gott dem Sohn, d. h. in Etwas findet und daß die wirkliche Identität des Vaters und des Sohnes,

*) Von den drei Principien. 24. R. 12. 16. II. 10. — In der Regel führt 21 Schriften an. Die Amsterdamer Ausgabe von 1682 zählt ihrer jedoch 81 auf, und nach den Jahren, also: 1612 Die Morgenröthe im Aufgang. 1619 Von den drei Princip — 1620 vom dreifachen Leben des Menschen. Antwort auf die 40 Fragen von der Se Von der Menschwerdung Christi, von seinem Leiden, Sterben und Auferstehung, item Baume des Glaubens. Ein Buch von sechs Punkten. Vom himmlischen und irdischen My Von den letzten Zeiten. — 1621 De signatura rerum, oder von der Geburt und Bez nung aller Wesen. Von den vier Complexionen. Apologia an Balthasar Tilken. Bede über Esaias Stiefeln. — 1622 Von der wahren Buße. Von wahrer Gelassenheit Von Wiedergeburt. De poenitentia. — 1623 Von der Vorsehung und Gnadenwahl. Mysteri magnum über die Genesis. — 1624 Eine Tafel der Principiorum. Vom übersinnl Leben. Von göttlicher Beschaulichkeit. Von den zwei Testamenten Christi. Gespräch einer l uchteten und unerleuchteten Seele. Apologia wider den Primarium zu Görlitz, Gregori Richter. Von 177 theosophischen Fragen. Auszug des Mysterii magni. Ein Gebetbü Tafel der göttlichen Offenbarung der drei Welten gehört zur 47. Epistel. Vom Irrthu Ezechiel Meths. Vom jüngsten Gerichte. Briefe an unterschiedliche Personen.

**) Carriere, Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, Stuttg 1847, will in seiner spannenden Darstellung Jakob Böhmes, S. 608, 725, nachweisen, Philosoph habe in der rechten Weise Immanenz und Transcendenz vereinigt. Schärfer theilen hierüber: L. Feuerbach, Geschichte der neuern Philosophie von Baco bis Spin S. 181—184, und Staudenmaier, Philosophie des Christenthums. S. 726—740

...ts und des Etwas, in einem Dritten, dem Geist, erkannt und ausgesprochen ...d. Die Natur und Creatur, sagt Böhme, ist sein Etwas, womit er sich sichtbar ...pfindlich und findlich macht, beides nach der Zeit und Ewigkeit. Nicht minder ...ntheistisch ist der Satz: das Wesen aller Wesen ist nur ein einiges Wesen, ...er es scheidet sich in seiner Gebärung in Licht und Finsterniß, in Freud und ...d, in Gutes und Böses, in Liebe und Zorn, in Licht und Feuer, und aus ...sen zwei ewigen Anfängen in den dritten Anfang, nämlich in die Schöpfung ... seinem eigenen Liebespiel, nach der ewigen Begierde Eigenschaft *). Damit ist ...r Ursprung des Bösen in Gott selbst verlegt. In den drei Principien **) sagt ...hme: „Da nun Gott diese Welt sammt Allem hat erschaffen, hat er keine andere ...aterie gehabt, daraus er es machte, als sein eigen Wesen, aus sich selbst." In ...licher Weise heißt es in der gleichen Schrift ***): der rechte Himmel, in dem ...tt wohnet, ist aller Orten, auch mitten in der Erde; er begreift die Hölle, wo ... Teufel wohnen; Nichts ist außer Gott. Da er gewesen vor der Weltschöpfung, ... ist er noch, in sich selbst und ist selbst das Wesen aller Wesen. Sich ver...digend sagt Böhme in der Apologie gegen Tillen †): Alles muß den Schöpfer ...r Wesen loben. Die Teufel loben ihn in der Macht des Grimmes, und die ...el und Menschen loben ihn in der Macht der Liebe. Es ist dann ganz folge...tig, wenn für Böhme Selbsterkenntniß ohne alles Weitere schon Gotterkenntniß ..., und wenn er meint, wenn wir uns finden, so finden wir Alles. Wir dürften ...ds hinlaufen, um Gott zu suchen, wir seien in ihm alle ein Leib in vielen ...dern, er habe uns ins Wesen geschaffen, auf daß ein Spiel in ihm sei. Liege ... Himmel und Erde mit allem Wesen, dazu Gott selber im Menschen; so ich ... selber lese, so lese ich in Gott den Menschen. Gott wolle sich im Menschen ...nd erkennen, Gottes Sehen sei unser Sehen. Indem die göttlichen Eigen... sich in Schiedlichkeit ausführen, entstehen die Kräfte der Natur und des ...s. Gott sei das Auge alles Sehens und der Grund aller Wesen, er wolle ... thue in sich selber immer nur Ein Ding, nämlich er gebäre sich im Vater, ... und heiligen Geist. Er könne in sich selber Nichts mehr, als nur sich ...r wollen. Allerdings sagt dann Böhme wieder, man könne von keinem ein...en Ding sagen, daß es Gott sei; eine solche Religion habe der Teufel an...ommen. Aber gleich darauf wieder: wo du bist, da ist eine Pforte Gottes, ... mußt sie nur aufschließen; wenn du den heiligen Gott im Himmel anbetest, ...etest du ihn an in dem Himmel, der in dir ist. Der Heilige habe seine Kirche ...allen Orten bei sich und nicht außer sich, der heilige Geist predige ihm aus allen ...turen. Folgerichtig nimmt Böhme ein allgemeines Priesterthum der Erleuch...n an. Wer sich dem Mysterium Gottes einergeben habe, der sei Gottes Priester, ...n er lehre aus Gott. Die Seele ist unserm Philosophen ein Gegenbild der ...reinigkeit: die Kraft im ganzen Gemüth ist Gott der Vater; das Licht, das ...erleuchtet, ist Gott der Sohn, und der Geist aus der Kraft und dem Lichte ...eine Seele, und bedeutet den heiligen Geist, der im ganzen Gott regiert, wie ... Seele im Leib, dieser ist im Aeußern nichts Anders, als was sie im Innern ... Der Mensch steht höher als Engel und Teufel, denn diese offenbaren nur eine ...r die andere Weise des Seins, während er ein Saitenspiel ist, aus dem die ...ze volle Harmonie der Gottheit hervortönen kann. Gut und Bös liegen in

Gott. Trinität. Allgem. Priesterthum. Die Seele.

*) Von göttlicher Beschaulichkeit. 1. n. 9. 10.
**) I. 8. III. 21.
***) N. 140.
†) Gnadenwahl, 2, 1—4.

Woher das Böse? seinem Herzen und er ist seiner selbst Macher, der Schöpfer seiner Worte, sei
Kräfte, ein Funke vom göttlichen Sprechen hat er die Macht des Wiederan
sprechens. Ein jeder Mensch ist sein eigener Gott und sein eigener Teufel. G
läßt ihn frei, wenn er auch weiß, wohin der Wille sich wenden wird. Er ma
aus uns, was wir wollen. Die Verstockung liegt im Eigenwillen. Wer sich se
Vorbestimmung. verwirft, der wird verworfen, Gott bestätigt nur unsere Wahl. Gott will
alle gern haben und sich in uns offenbaren, wenn wir aber Teufel sein woll
da kann er seinen Geist nicht in den gottlosen Willen geben; lassen wir aber
Fünklein der Liebe Gottes wieder ins Lebenslicht ein, welches immerdar vor
steht und uns zuruft, so können wir gerettet werden. Wir haben Himmel
Sünde. Hölle in uns. Unsere Ichheit ist die Schlange, der Christus den Kopf zertritt.
Keiner kann Gott schauen, wenn nicht zuvor Gott in ihm Mensch wird. Got
Feuer muß in uns brennen, Gottes Wille muß unser Wille sein. Alle Sünde
der Wille, der sich von Gott scheidet: da entsteht die Hoffahrt, die über All
sein und nichts Gleiches haben will; der Geiz, der Alles allein besitzen will
dem Menschen keine Ruhe läßt; der Neid, der sich selber vor giftigem Hun
Urzustand. frißt und doch nimmer satt wird. Die Gottlosen sind an Gott als die Todten,
ist kein Odem des göttlichen Lebens in ihnen. Gott schuf Adam zum ewigen Le
ins Paradies mit himmlischer Vollkommenheit: er war hell, wie ein durchsch
Glas, und war von der göttlichen Liebe wie die Welt von der Sonne durchlen
tet — und die Welt war ihm so sonnig und klar, wie er selbst; er verstand
Sprache Gottes und der Natur, und gab den Dingen nach ihren Eigensch
den Namen. Sein Gemüth war wie das eines Kindes, welches mit den Wunde
Fall Adams. des Vaters spielt. Alles wollte ihn haben. Als die Lust der Welt in Adam sie
verblich in ihm das Bild Gottes. Die Natur hörte auf ihm das holde Parad
zu sein, das himmlische Wesen wurde vom thierischen verschlungen. Nun m
Erlösung. wieder das Herz Gottes mit seinem Licht in die Seele kommen, wenn sie gere
werden sollte, denn in Gottes Herz herrscht kein Zwang, nur freiwilliger Lieb
dienst. Dazu hat die ewige Liebe von je Voranstalt getroffen. Aber die Fol
der Sünde waren unabweisbar. Wäre Adam mit Gott vereinigt geblieben,
Menschen hätten nie eines Regenten beburft; weil er aber ein Thier sein wol
gab ihm Gott einen Jäger, der ihn bändigt, einen Richter, der die falsche
gierde straft. Aus dem Zorn entstand der Streit und der Krieg und die
gleichheit der Menschen, der Adel und die Leibeigenheit, während doch Alle
aus Einem Brunnen herrühren und nur Ein Hirt und Eine Heerde sein
Socialismus. Jakob Böhme spricht ganz socialistische Lehren aus, während er über das Trei
seiner Zeit aufs Bitterste sich ausläßt. Die Welt meine, sie stehe jetzt im F
aber der Geist zeige ihm, daß sie mitten in der Hölle stehe, denn sie verlasse
Liebe und hänge am Geiz, Wucher und Schinderei; es sei keine Barmherzigk
in ihr. Ein wahrer Christ spreche nicht: das ist mein, die Stadt, das D
das Land, das Fürstenthum, sondern sage aus ganzem Herzen und gutem Wille
es ist alles meines Gottes und seiner Kinder; er hat mich zum Verwalter
Sprache. Haushälter darin gesetzt. Sinnreich sind die Bemerkungen Böhmes über die Spra
und den Grund der verschiedenen Religionen. Im Fall, meinte er, zeichnet
Geist seine eigene Gestaltniß und geht derselbe in eine andere Seele ein. So la
die Kräfte der Menschheit sich noch nicht ausgewickelt hatten, so redeten
Menschen einerlei Sprache. Als die Völker selbstsüchtig auseinander gingen,
Religionen. wurden auch ihre Zungen zertheilt; da sich jede Eigenschaft in eine Selbh
und eigenen Verstand einführte, daß sie einander nicht mehr verstanden. Aus
verschiedenen Zungen sind auch die verschiedenen Religionen erboren, und je
Volk hat sich in sonderlichem Einnehmen von Gott eingeführt, und die sel

...tigen Lehrer haben ihren eigenen Sinn in das prophetische Wort gelegt. Die Heiden, meint Böhme, haben die wirklichen Kräfte der Natur göttlich verehrt, und darum hat der Geist der Natur sich ihnen angeeignet und sie groß gemacht: aus der Seele der Welt haben ihnen ihre Götterbilder geantwortet. Ihr Glaube, und nicht der Teufel, hat dieselben bewegt; welche im Licht der Natur und in Reinigkeit lebten, die waren die freien Willenskinder und der Geist hat ihnen große Wunder eröffnet, wie an ihrer hinterlassenen Weisheit zu sehen ist. Auch in ihnen spiegelte sich das heilige innere Reich, denn das Wort der Gnade lag auch in den Heiden. In Christo ward Gott und Mensch wieder eins. Der Heiland hat die menschlichen Eigenschaften wieder in die göttliche Harmonie eingeführt. Christus ist unser Bruder, und da er mit Gott geeinigt war, so wurde er Herr über Alles und erschien die ganze Fülle der Gottheit in ihm leibhaftig. Er ist der Grundquell geworden, sein Wasser quillt in uns. Sein Leib ist die versöhnte Natur. Wenn wir der Eitelkeit los werden, ist Gott unsere Speise und wir die seine. Der Glaube ist ein Nehmen und Essen von Gottes Wesen. Wer recht betet, der wirkt innerlich mit Gott und gebiert äußerlich gute Werke. Das Ziel der Geschichte ist, daß die ganze Erde zum Gottesreich und die Menschheit eine Heerde unter dem Hirten Christus werde — dann hat der Mensch auch das rechte Verständniß der Dinge und die rechte Kraft über die Natur. Heidenthum. Christus.

Dies sind einige Grundzüge der Lehre Böhmes. Ueberall dringt er auf den lebendigen wirksamen Glauben, gegenüber dem, der sich blos an den Buchstaben der Schrift, an Formeln und Meinungen halte. Hätte er im zweiten Jahrhundert gelebt, Böhme wäre ohne Zweifel ein Neuplatoniker geworden. Er hat ein edles, sittliches ...en, aber Tiefes und Abgeschmacktes, Kraft und Fülle der Phantasie und ...liche Einfälle gehen bei ihm durcheinander. Der Glaube, daß er nur vom Geist getrieben schreibe, ging von ihm auf Viele über, denen die Bibel nicht genug von göttlichen Dingen und Naturgeheimnissen zu enthalten schien und die von den Lehren der protestantischen Kirche nicht befriedigt waren. Sein eifriger Verehrer ...tel, welcher die erste und beste Sammlung seiner Schriften 1682 zu Amsterdam herausgab, stiftete eine eigene Sekte, die der Engelsbrüder, denen die Schriften Böhmes sogar höher standen, als die heil. Schriften. — Die Engelsbrüder blieben ...los. Engelsbrüder.

Von Jakob Böhme war auch Angelus Silesius angeregt oder, wie sein eigentlicher Name ist, Johannes Scheffler, geb. zu Breslau 1624, hier gebildet, dann in Straßburg, dann in Holland, wo er Böhmes Schriften kennen lernte. Wahrscheinlich traf er in Amsterdam mit Franckenberg zusammen, in Padua erlangte er 1648 den Doctorgrad und kam 1649 als Leibarzt an den Hof des Fürsten von Oels, welche Stelle er bis zum Tode seines Freundes Franckenberg, der sich in das nahe Ludwigsdorf zurückgezogen hatte, beibehielt. Nach seinem Hingang widmete er ihm einen schönen dichterischen Nachruf *). Ganz im Geiste Jakob Böhmes ist der Schluß: Angelus Silesius.

Wer Zeit nimmt ohne Zeit und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut und heute gilt wie morgen,
Wer alles gleiche schätzt, der tritt schon in der Zeit
In den gewünschten Stand der lieben Ewigkeit.

*) Mitgetheilt in der gehaltvollen Schrift von Kahlert, Angelus Silesius. Breslau 1853.

Von der protestantischen Kirche nicht befriedigt, trat Scheffler 1653 Breslau zur römisch-katholischen über, und nahm von einem spanischen Myst des 16. Jahrhunderts in der Firmung den Namen Angelus an. Bald tra in den geistlichen Stand über und wurde ein eifriger Vertheidiger der a Kirche. „Ich habe als ein aufrichtiger Christ gehandelt, erklärte er, indem was ich in meinem Herzen getragen, in gänzlicher Ueberzeugung meines wissens mit dem Munde öffentlich bekannt habe." — Seine Streitschriften athm Feuer und Geist. 1661 wurde er Priester. 1657 schon waren seine beiden deutendsten Werke erschienen: „Der cherubinische Wandersmann" und die „geistlic Hirtenlieder." Der cherubinische Wandersmann enthält einen Schatz tiefer G danken und sprachlicher Eigenthümlichkeit, er besteht aus 6 Büchern, voll zusammenhängender in Alexandrinern vorgetragener Reimsprüche, welche fe Anschauungen über Metaphysik und speculative Theologie, Psychologie Ethik, namentlich aber über das Verhältniß von Gott zur Welt anschau machen, auf das Zarteste die Liebe zu Gott aussprechen, aber auch von tiefsten Demuth oft in den höchsten Stolz überspringen.

3. B. II. 109. Schau, diese Welt vergeht. Was? sie vergeht auch nicht,
Es ist nur Finsterniß, was Gott an ihr zerbricht.

21. Was Gott ist, weiß man nicht: er ist nicht Licht, nicht Geist,
Nicht Wonnigkeit, nicht Eins, nicht was man Gottheit heißt,
Nicht Weisheit, nicht Verstand, nicht Liebe, Wille, Güte.
Kein Ding, kein Unding auch, kein Wesen, kein Gemüthe,
Er ist, was ich und Du, und keine Creatur,
Eh wir geworden sind, was Er ist, nie erfuhr.

VI. 189. Mensch, glaube dies gewiß, hast Du nach All'm Begier,
So bist Du bettelarm und hast noch Nichts in Dir.

I. 82. Halt an, wo laufst Du hin? Der Himmel ist in Dir,
Suchst Du Gott anderswo, Du fehlst ihn für und für.

V. 320. Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt Dich gar langsam für.

III. 160. Die Hoffnung höret auf, der Glaube kommt zum Schauen,
Die Sprachen redt man nicht, und Alles, was wir bauen,
Vergehet mit der Zeit, die Liebe bleibt allein,
So laßt uns doch schon jetzt auf sie beflissen sein.

I. 222. Die Hoffnung ist mein Heil. Könnt' ein Verdammter hoffen,
Gott zög ihn aus dem Pfuhl, in dem er ist ersoffen.

I. 61. Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir, Du bleibst doch ewiglich verloren.

IV. 150. Wer Gott hoch dienen will, der muß ihm ähnlich werden,
Christförmig sein an Lieb, an Leben und Geberden.

In Manchen ist die selige Trunkenheit des Gefühls göttlicher Nähe, wie ein Rausch

I. 9. Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.

I. 10. Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Der Dichter meint nämlich, die Liebe binde Gott an die Menschen und ne diese Eigenschaft könnte er nicht existiren. Es sind Anklänge an Jakob Böhme, er welchen Angelus Silesius 1664 schreibt, er habe ihn so wenig für einen ropheten gehalten als Luther; — er danke aber Gott dafür, daß er mit seinen christen bekannt geworden sei, denn sie seien große Ursache gewesen, daß er zur Kenntniß der Wahrheit gekommen sei und sich in die katholische Kirche begeben be. Der Dichter hat übrigens erklärt, daß er bei derartigen Sprüchen nie ge- meint habe, daß die menschliche Seele ihre Geschaffenheit verlieren solle oder könne d durch die Vergötterung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt rde, denn obwohl Gott allmächtig sei, könne er doch dieses nicht machen, daß ie Creatur natürlich nud wesentlich Gott sei. Leibniz bemerkt in seiner Theodicee rüber, es sei am besten so zu schreiben, daß man sich nicht zu entschuldigen r zu erläutern brauche; übrigens müsse er gestehen, daß die oft übertriebenen sdrücke stärker ergriffen, als die regelmäßige Sprache der Prosa. An einer dern Stelle bemerkt der große Philosoph Aehnlichkeit in den Aussprüchen Schefflers t Spinoza, so wie daß sich in allen Schriften der Mystiker oft Sätze finden, e nahezu an Gottlosigkeit streifen. — So sehr die Protestanten dem Angelus lesius wegen seines Abfalles grollten, haben sie doch mehrere Lieder aus seiner il. Seelenlust in ihre Gesangbücher aufgenommen.

Diese Mystiker klagen über die protestantische Kirche, weil dieselbe sie nicht friedigen konnte. Aehnliche Beschwerden hören wir auch bei orthodoxen Theo- logen: die Kirche werde ein Babel, es thue eine Reformation noth; es frage sich ob die Uebelstände mit den Mitteln der lutherischen Kirche bewältigt werden könnten *). Valentin Andreä († 1654) klagt, daß der leidige Satan in der Reformation nicht lange gefeiert, sondern das leidige Joch bald wieder anderwärts ufgelegt und seinen Esel umgürtet habe, und wünscht den Fürsten mehr Gott- seligkeit und weniger Verschwendung, den Räthen mehr Muth und weniger igennutz, den Consistorien mehr Barmherzigkeit und weniger Verkuppelung, n Pfarrern mehr Wachsamkeit und weniger Einkünfte. Müller, Superintendent . Rostock (1675) klagte: „Die heutige Christenheit hat vier stumme Kirchen- götzen, denen sie nachgeht, den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl, Altar. Sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthums, daß sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt, aber die innere Kraft des Christenthums verläugnet sie.“ Andere klagen, daß die Träger des Wortes und ie Verwalter des Sacraments nicht den Muth und Ernst haben, auf diejenige Gestaltung des Gemeindelebens zu halten und zu dringen, welche allein dem Wesen des göttlichen Wortes und Sacramentes entsprechend ist **). Namentlich wurde. die Abhängigkeit der Geistlichen von den Fürsten schmerzlich empfunden. Schon Chytraeus jammerte: „Die Politici haben auf Lutheri Unterricht desto be- gieriger das Evangelium angenommen, da sie das Joch der Bischöfe abwerfen und die Kirchengüter nehmen dürfen. Nun wollen sie aber jetzt nicht mehr auf

Klagen über die protest. Kirche.

---

*) Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie. Ch. II. B. XVII. c. V.
**) Heinrich Schmid, Geschichte des Pietismus. Nördlingen 1878. S 1–42.

die Kirchendiener sehen und über alle urtheilen. Also muß die Kirche nach Ausspruch der Höfe mehr, als nach dem Wort Gottes regiert werden." — Beichte, in der katholischen Kirche so wirksam, hatte in der protestanti wenig Erfolg, Großgebauer sagt ganz richtig darüber: „Im Beichtstuhl nichts Anderes vor, als ein allgemeines Bekenntniß der Sünden und alsd eine Privatpredigt von der Gnade Gottes in Christo gegen alle bußferti Sünder, und der Schluß wird mit gewissem Beding gemacht, daß wofern beichtende Sünder wahre Buße thue, alsdann ihm alle seine Sünden verg sein sollen. Ist der zum Beichtstuhl Kommende bußfertig, so hat er schon gebung seiner Sünden bei Gott; ist er unbußfertig so hilft ihm des Pries Absolution Nichts." — Die Fürsten, welche das Kirchenregiment in der H hatten, unterstützten die Geistlichen nicht, wenn sie es mit der Kirchenzucht nahmen, und gestatteten in vielen Fällen Loskaufung von der Kirchens durch Geld. Reiche Sünder verachteten oder verlachten die Geistlichen, die ernsthaft ermahnen wollten. Und doch hatte die Sittenverwilderung in F des dreißigjährigen Kriegs einen hohen Grad erreicht. Hencke bezeichnet Zustand der protestantischen Kirche *) schneidig mit den Worten: es habe kaum eine Zeit in der ganzen Geschichte der Kirche gegeben, wo das chris Volk auch von den Inhabern des Amtes in so tiefer Noth so gründlich verlas und vergessen worden wäre, wie damals. Die Handhabung der Lehre war einzige Spielraum der Prediger, nachdem die Kirchenzucht in den Händen Obrigkeit war. Man war stolz auf die Reinheit der Lehre, predigte viel, kämpfte fremde Ansichten: dabei hören wir aber die Klage, man könne kaum dem Verdacht der Schwärmerei entziehen, wenn man die Gottselig mit einem rechten Eifer treibe und dahin vermahne, daß doch auch in Ueb gebracht werde, was man lehre **).

Spener. Ein Elsässer war es, der diese Gebrechen tief fühlte und ihnen abzuh suchte, Philipp Jakob Spener, der Sohn eines Rathes der Grafen von Rapp stein, geboren zu Rappoltsweiler, 13. Januar 1635 ***). Von seinen Eltern fromm erzogen und dem Dienste der Kirche geweiht, verlebte Spener reines Jugendleben. 1651 bezog er die Universität Straßburg, wo er mit griechische und hebräische Sprache und Literatur betrieb. Die dortige Facultät streng lutherisch, doch bemühte man sich auch um die Erbauung der Gemei nicht bloß um orthodoxes Predigen. 1653 wurde Spener Magister, 1654 zweier Pfalzgrafen bei Rhein. Daneben hielt er Vorlesungen über Logik, Ma matik, Physik und Genealogie. 1659 ging er nach Basel, um beim berühm Johann Buxtorf Unterricht im Rabbinischen zu genießen. Daneben hielt er lesungen über Geschichte und Geographie. In Genf kam er dann mit Walden

*) Hencke, Georg Calixtus und seine Zeit. II. B. 1. Abth. S. 9.

**) Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie. II. B. VII. XVII. c. 5. 11.

***) Philipp Jakob Spener und seine Zeit. Eine kirchenhistorische Darstellung Wilhelm Hoßbach, evangelischen Prediger an der Jerusalems- und Neuen Kirche zu Ber Berlin 1828. I. Theil, S. 1—185. Schmid, Geschichte des Pietismus.

Berührung. Eine Reise nach Lyon erweiterte seinen Gesichtskreis. Dann hielt wieder Vorlesungen in Tübingen, 1663 bekam er eine Freipredigerstelle in raßburg, die ihm Muße ließ seinen Studien und Vorlesungen obzuliegen. Speners sbildung ist demnach keine einseitige, sein Ruf war makellos, sein Eifer für Kirche warm, sein ganzes Wesen so ernst, daß, als man ihm zur Ehe rieth, beschloß eine Wittwe zu heirathen, deren Mann von verdrießlichem Humor geen, damit sie so viel weniger Mühe hätte, mit ihm sich zu gewöhnen — übrigens r die Wahl glücklich und die Ehe mit elf Kindern gesegnet. 1666 erhielt er en Ruf als erster Pfarrer nach Frankfurt am Main und dort erst begann seine greichende Wirksamkeit.

Spener war ein tüchtiger Redner, der mit Vermeidung aller rhetorischen. Glaube und Werke.
d scholastischen Kunststücke den Kern der christlichen Lehre seinen Zuhörern s Herz legen wollte. Gegenüber der Meinung seiner Standesgenossen, als Alles gethan wäre, wenn nur die reine Lehre erhalten werde, betonte er nun, allerdings nur der Glaube selig mache, aber daß er sich in Werken betigen müsse, wenn er recht vorhanden sei. Bald kam er auf einen noch einifenderen Satz, nicht am Bekenntniß, nicht an der Kirche, zu der Jemand gehöre, nne man seinen Glauben, sondern an seiner Wiedergeburt. Als ihm einige ge Freunde klagten, wie bei den üblichen Zusammenkünften nur über den menschen Böses geredet oder unziemlicher Scherz oder Kurzweil getrieben rde, veranstaltete er zweimal in der Woche Versammlungen in seinem Haus, ollegia pietatis, woher die Richtung den Namen Pietismus bekam, die Collegia pietatis.
mit einem kurzen Gebet eröffnete, worauf aus einem frommen Buch Etwas gelesen und dann darüber gesprochen wurde. Reden, die zur Erbauung nicht derlich diensam waren, und theologische Streitfragen waren ausgeschlossen. ld legte man menschliche Bücher bei Seite und griff zur Bibel. Spener las n Abschnitt vor und erklärte jeden einzelnen Vers nach dem Wortverstand schloß, wenn keiner der Anwesenden eine Bemerkung dazu zu machen hatte, Versammlung mit einer Ermahnung und einem Gebet. Daher die Pietisten. ermann hatte freien Zutritt. Anfangs kamen nur Wenige, nach und nach r Leute jedes Standes, Alters und Geschlechtes. Von der Kanzel arbeitete ener zugleich zwei Anschauungen entgegen, die damals unter den Lutheranern veritet waren, daß einem Christen, der doch allein durch den Glauben gerechtigt werde, nicht nöthig sei, daß er mit solcher Sorgfalt in den Wegen des rrn wandle, und daß dem Gläubigen in diesem Leben es nicht möglich sei göttlicher Gnade ein solches Leben zu führen, daß er die Sünde nicht mehr sich solle herrschen lassen, — Ansichten, die nur Folge waren der Lehre thers vom alleinseligmachenden Glauben. 1675 gab Spener, als Vorrede zu r neuen Ausgabe der Arndischen Postille, „Pia desideria" heraus oder Pia desideria.
erzliche Wünsche nach Gott gefälliger Besserung der wahren evangelischen rche, sammt einigen dahin einfältig abzweckenden christlichen Vorschlägen." In ser Schrift schildert Spener mit scharfen Strichen den Zustand der protentischen Kirche: die Fürsten, welche die Kirche knechten, die Geistlichen, die

das erste Gebot des Christenthums, sich selbst zu verläugnen, nicht kennen, d
prunken mit unfruchtbarem Wissen und meinen, mit Aufrechthaltung der rein
Lehre sei Alles gethan; die Laien, die ein unchristliches Leben führen und in d
Meinung, sie würden selig, wenn sie nur den rechten Glauben hätten, in ei
Pietismus. falsche Sicherheit sich einwiegen. Eine allgemeine Kirchenversammlung, um d
großen Schäden abzuhelfen, sei nicht möglich; christliche Prediger müßten da
in Schriften sich ihre Vorschläge mittheilen. Spener schlägt vor, das W
Gottes reichlicher unter die Leute zu bringen, dahin zu wirken, daß namentl
das neue Testament in den Häusern fleißig gelesen werde; ferner solle m
nach dem gewöhnlichen Gottesdienst Versammlungen abhalten, in welchen Je
seine Bedenken vorbringen und sich Belehrung verschaffen könne — die Predi
lernten dadurch ihre Zuhörer und deren Bedürfnisse genauer kennen; die Chri
hätten dabei Gelegenheit, ihr Recht des geistlichen Priesterthums zu üben,
nicht nur der Prediger, sondern alle Christen von ihrem Erlöser zu Prie
gemacht, mit dem heil. Geist gesalbt und zu geistlichen, priesterlichen Ver
tungen gewidmet seien. Man müßte drittens Allen wohl einschärfen, da
mit dem Wissen im Christenthum durchaus nicht genug sei, sondern da
vielmehr in der Werkthätigkeit bestehe und vor Allem in der Uebung der
zur Liebe und zur Versöhnlichkeit solle man sie namentlich anhalten. Vie
für Ungläubige und Falschgläubige solle man beten, ihnen kein Aergerniß g
sondern mit gutem Beispiel vorangehen und, wo es gelte, sie zu belehren und
Wahrheit Zeugniß zu geben, es ohne Bitterkeit und fleischlichen Eifer
Fünftens müsse man besonders für Bildung tüchtiger Geistlicher auf Sc
und Universitäten sorgen. Die Professoren sollten zugleich Erzieher sein und
Studenten nicht weniger ihr Fleiß und Fortschritt, sondern auch das gottl
Leben am Herzen liegen: sie sollten nicht blos die Theologie, sondern au
Kunst lernen, sich selbst zu erkennen und zu beherrschen. In den Streitig
solle Maß gehalten und die ganze Theologie wieder zur apostolischen Ei
zurückgebracht werden. Außer der Bibel seien zum Lesen nützlich die Sch
Taulers, die deutsche Theologie und Thomas von Kempen. Den Studire
solle Gelegenheit gegeben werden, Unwissende zu belehren, Kranke zu tr
und sich im Predigen zu üben. In den Predigten solle nicht mit Gelehrsa
geprunkt, sondern Erweckung des Glaubens und der Früchte desselben e
werden. Um diese Punkte dreht sich nun 40 Jahre hindurch der Streit in
protestantischen Kirche: sie enthalten indirekt das Geständniß, daß die Ref
mation Luthers nicht vollständig sei. In einem Schreiben an den Herzog Er
von Gotha greift Spener die Unfehlbarkeit der symbolischen Bücher an: ma
könne Abweichungen von der Lehre nur dann für Ketzerei erklären, wenn di
aus der Schrift erwiesen wäre. Luther verlange selbst nicht, daß man sei
Schriften vergöttere; man finde in ihnen ungeheure Geisteskraft, aber auch vi
Menschliches. Ein Riese bleibe groß und ein Zwerg klein, indessen wo d
Zwerg auf des Riesen Achsel stehe, sehe er doch weiter als der Riese.

Die Pia desideria fanden Anfangs die beste Aufnahme. Von vielen Seiten
[illegible]en zustimmende Briefe. Collegia pietatis wurden in vielen Städten nach-
[illegible]ahmt. Dies gab Spener Ermuthigung zu zwei weitern Schriften: „Das Weitere Schriften.
[illegible]liche Priesterthum aus geistlichem Wort kürzlich beschrieben" und das „Send-
[illegible]reiben an einen christeifrigen ausländischen Theologen." Er legt darin großen
[illegible]rth auf Hausversammlungen. Die Gemeinden müßten mit Hand ans Werk
[illegible]en und Jeder in seinem Kreise mitwirken, daß wieder mehr Ernst in der
[illegible]seligkeit entstehe. Er will von unten nach oben wirken, es sollten ecclesiolae
ecclesia, kleine fromme Kreise sich bilden, die sich immer mehr erweitern und
[illegible]ere heranziehen, gleichsam glühende Kohlen, von welchen die in der Nähe
[illegible]nden todten Kohlen wieder entzündet würden.

Aber auch falscher Lehren ward Spener bald angeklagt. Vieles Gerede entstand Anklagen
[illegible]n diese Versammlungen: Weiber und Mägde fingen an zu predigen, die Weiber
[illegible]nachlässigten dabei ihre Haushaltung und das Gesinde den Dienst der Herr-
[illegible]t; sie unterstünden sich Jedermann zu strafen, sie entzögen sich den Ihrigen,
[illegible]öchten etwas Besonderes sein und verachteten Andere neben sich; man erkenne
[illegible]en an ihrem bleichen und betrübten Gesicht. Darum verbot die städtische
[illegible]rung solche Conventikel, dem Rath in Frankfurt waren sie zuwider. Spener
[illegible]eidigte sich: es seien nur Viele in einen heiligen Schrecken versetzt; die Vertheidigung.
[illegible] des Wortes Gottes gehe eben jetzt Vielen durchs Herz; es sei Zeit, die
[illegible]ation Luthers zu vollenden; es fehle der Kirche besonders an der Reinheit.
[illegible] Quelle des Verderbens sei namentlich, daß dem dritten Stand seine Rechte
[illegible] seien: der ganzen Kirche, wozu die Laien mitgehören, seien die Himmels-
[illegible], die Sacramente, die Schlüssel anvertraut, nicht den Fürsten oder den Pre-
[illegible] allein. In Beurtheilung anderer Confessionen erweist er sich mild: er
[illegible] den wahren Glauben in die göttliche Wirkung des herzlichen Vertrauens auf
[illegible] Gnade und Christi Verdienst: da sei die Seligkeit, wenn auch in andern
[illegible] Irrthümer sein mögen. Auch über die Mystiker spricht er sich ehrend aus,
[illegible]ollte Jakob Böhmes Schriften nicht verurtheilen.

Spener hat der Bewegung den Anstoß gegeben, — sie ging jetzt in manchen
[illegible] weiter, als er wollte. Darauf hat seine Schrift, die Klagen über das
[illegible]rbene Christenthum, Mißbrauch und rechten Gebrauch, Bezug. Man sprach
[illegible] hochmüthigem Separatismus. Auf der anderen Seite waren es namentlich
[illegible]ger, welche die alte Einfalt der Väter in einer verkommenen Zeit bewahrt
[illegible], arme Bauern, die mit Lasten überbürdet, im Glauben Trost und Stärkung
[illegible]en, das tiefe Elend zu ertragen. Aber auch der Adel wurde gewonnen, be-
[illegible]ers der hohe. Spener hatte von Jugend auf viel mit der vornehmen Welt
[illegible]ehrt und sein reichhaltiges Werk über die Heraldik (1680) schmeichelte der
[illegible]ndeseitelkeit, wo seine Ideen nicht zündeten. Insbesondere vornehme Damen
[illegible]ten eifrig für die Lehren des schlichten Predigers und verbreiteten sie mit
[illegible]olg, so eine Gräfin Solms *). Bartholdsagt von ihr: „Sie übte durch ihre
[illegible]sterhafte Frömmigkeit, durch ihre Verbindung mit fränkischen, sächsischen,
[illegible]eranischen Geschlechtern, durch Heirathen in gesinnungsverwandten Grafen-

*) Die Erweckten im protestantischen Deutschland während des Ausgangs des 17. und [illegible] ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; besonders die frommen Grafenhöfe, von Fr. W. [illegible]arthold, in Fr. von Raumers historischem Taschenbuch 1852 und 1853.

familien, einen nicht zu berechnenden, spät dauernden Einfluß auf die ho
deutsche Aristokratie aus und verknüpfte bis nach Schlesien, Niedersachsen, Holst
und Alt-Preußen, ja nach Petersburg hinauf, eine glanzvolle, aber stille Ge
meinde zu einer großen, gottseligen Familie, deren Glieder nach denselben Grund
sätzen und Sitten, wie durch ein napoleonisches Hausgesetz erzogen, überall an
dasselbe gesellschaftliche Gepräge an sich trugen." Sie wußte auf Dresden
wirken. Der Kurfürst von Sachsen wollte bei einem Besuch in Frankfurt Spener
Predigten hören, ward davon so ergriffen, daß er ihm den Antrag machte,
Oberhofprediger nach Dresden zu gehen. Von 1686 finden wir Spener
der Hauptstadt Sachsens.

Spener nach Dresden.

Indeß hatte der Saame, den er ausstreute, schon wieder an anderen Ort
Frucht getrieben. 1686 war nämlich in Leipzig ein Collegium Philobiblicum
entstanden. Lehrer und Studirende hatten sich vereint, das neue Testament griechisch
das alte hebräisch miteinander in regelmäßigen und bestimmten Stunden zu lesen,
den buchstäblichen Sinn des Textes gewissenhaft zu ermitteln und Folgerungen
daraus zu ziehen. Francke hieß einer der jungen Männer, welche durch Spener
Schriften angeregt, diese Versammlungen leiteten. Spener, dem sie davon Nach
richt gaben, bezeugte seine Freude darüber und gab den Rath, sie mit Gebet
beginnen und sich nicht dabei zu tief in gelehrte Untersuchungen einzulassen,
zu Haus Niedergeschriebenes abzulesen, sondern frei vorzutragen. Der Erfolg
bedeutend, die Anzahl der Mitglieder wurde immer größer. 1687 wohnte
Spener einer solchen Versammlung bei. In die Studenten kam ein rechter
sie arbeiteten mit Eifer und beflissen sich eines eingezogenen Wandels. Aber
Gegner regten sich *). Franckes Vorlesungen wurden gehindert, bis Thomasius
ganze Verfahren gegen ihn als rechtswidrig bezeichnete. Auf eine Anfrage
Dresden über das Treiben in Leipzig wurden die Pietisten verdächtigt: sie lehr
der Beichtstuhl sei von Menschen erdacht; das Abendmahl verleihe keine
gebung der Sünden; sobald man aus Gott geboren sei, sündige man nicht
kraft des geistlichen Priesterthums dürfe Jeder lehren; man solle klar bei
Bibel bleiben und nach Luthers Lehre nicht viel fragen. Die Leipziger und Wi
berger Fakultät zeigten sich fortan der ganzen Bewegung feindselig, obschon
ungefähr dasselbe, was Spener, bisher gelehrt hatten; es war Zunftneid
Aerger, daß die Laien sich jetzt in Fragen mischten, welche die Professoren
beantworten sich vorzubehalten wähnten. Man klagte jetzt Spener an, das sei
Saame, den er ausgestreut habe. Im Vaterland der Reformation war dem ein
Manne keine Wirksamkeit in dem Maß möglich, wie in Frankfurt. Er
nicht die ganze Kirche zurecht zu bringen, sondern nur kleine Kirchlein dem
zu sammeln, und an dem wenigen Häuflein, so unter dem großen noch er
wird, sich zu vergnügen. Er predigte erbaulich, er hielt Katechismusstunden,
denen nicht blos Kinder, sondern auch Erwachsene sich drängten. In der Seelsor
machte er aber bald bittere Erfahrungen. Als er 1689 bei Gelegenheit ei
Bußtages als Beichtvater in einem freimüthigen Brief dem Kurfürsten Georg II
Vorstellungen über seine Lebensweise und über den Zustand seiner Seele macht
war dieser zwar im ersten Augenblick dadurch gerührt, aber schon am nächsten
Tag für die Aufreizung empfänglich, ein solcher Brief laufe wider den sch
digen Respect. Der Kurfürst wohnte von da an nicht mehr den Predigten Spe
ners bei, nahm auch das Abendmahl nicht mehr von ihm. Spener durfte in

Leipzig. — Collegia philobiblica. — Anklagen. — Spener in Ungnade.

*) Ueber das rohe Treiben auf den deutschen Universitäten vergl. Döllinger
Reformation I. 408. Dagegen Tholuck, das akad. Leben des 17. Jahrh. I. 253—79.

, als er 1691 einen Ruf als Consistorialrath und Propst nach Berlin erhielt. Ruf nach Berlin.
e Ungnade gab seinen Gegnern in Sachsen den Muth, gegen den Pietismus
Wort und That aufzutreten, namentlich war Professor Carpzow in Leipzig ein
r Gegner. Den Pietisten warf er vor, es sei ihnen nicht viel um die Fröm=
keit, sondern um Zusammenkünfte zu thun, worin sie verdächtige Bücher lesen
unter einander vertrauter verkehren, als der Ehrbarkeit gezieme; sie wollten
sonderbarer Heiligkeit glänzen, und bildeten sich ein, sie könnten das Gesetz
les vollkommen erfüllen; sie achten den öffentlichen Gottesdienst gering,
leichen die Beicht, die Ehe; sie geben vor, besonderer Erleuchtung theilhaftig
sein, und behaupten, sie vernähmen allein den reinen Verstand der Schrift; sie
chiliastische Schwärmer. Das Gewicht dieser Anklagen wurde durch manchen
g erhöht. In Hamburg, wo man sie mit den Quäkern verwechselte, gab es
Aufse gegen die Pietisten. Angeregt durch das Feuer in ihren Predigten, tauchten Schwärmerei.
züchte auf, meist aus dem weiblichen Geschlecht. Ein Fräulein Juliane von Asseburg
e mehrmals den Heiland gesprochen haben, der ihr versicherte: „Ich will mich
dir verloben in Ewigkeit und dein Bräutigam bleiben." — Zu andern Zeiten
fand sie Fersenstiche und Faustschläge des Teufels. In Halberstadt gab es
iente Mägde, die sich göttlicher Erleuchtungen und Offenbarungen rühmten.
derselben erklärte, sie komme nicht zur Beichte, um Vergebung ihrer Sünden
chen, sondern nur Andern, die sehr nöthig hätten, um Vergebung der Sünden
itten, kein Aergerniß zu geben, auch genieße sie das Abendmahl nur zum
tniß Jesu Christi. Es gab Leute, die Blut schwitzen, in Entzückungen die
Geheimnisse geschaut haben wollten. Bei andern kam nach geistlichen Ueber=
ungen Verfall in rohe Sinnlichkeit vor. Vergebens entgegneten die Pietisten,
schreibe ihnen alle Unordnungen und außerordentlichen Begebenheiten zu:
oder ersäufe sich Jemand, so müsse er ein Pietist gewesen sein, oder ihre
gt gehört haben; sei Jemand notorisch verrückt und richte Händel an, so
e er ein Pietist, oder von diesen angestiftet sein. Spener wollte mit diesen
ächten, bei denen oft der Enthusiasmus mit Unsittlichkeit endete, allerdings
s zu thun haben, aber seine Anhänger zogen die Grenze nicht so genau. Die
e des Pietismus erschien vielen Regierungen bedenklich und sie erließen Ver=
dagegen. Spener hatte sich fortan nur zu vertheidigen gegen die Feinde, und
r eigenen Partei zur Mäßigung zu ermahnen. Schriften über Schriften er=
en gegen die neuen Schwarmgeister. Man spottete über den widerlich süß=
Ton ihrer Briefe, die man veröffentlichte, so den eines pietistischen Can=
en an seine Frau: „Mein getreues, herzliebstes, Du mein Kind des großen
es, meine geduldige, stark aufrichtige Israelitin, auserwähltes und bei unserm
mlischen Vater in nicht geringer Gnade und Liebe, ja in dessen Schutz und
m wider alles Fleisches stehendes Schwesterchen." Der andere Brief beginnt
mit den Worten: „Mein Herz, Dein Herz, Ein Herz, Sein Herz, nämlich unseres
es." Man klagte bei ihnen über geistlichen Hochmuth; so schrieb eine Frau
n frühern Beichtvater: „Ihr habt nicht den Geist der Prüfung, darum
t ihr Hurer, Abgöttische und Zauberer los; darum eckelt meine Seele, des
n Abendmahl bei euch zu halten." Die Wittenberger Fakultät hielt es ihrer
de schuldig, „gegen die Irrgeister Klage zu führen, welche das ganze Men=
geschlecht in Verwirrung bringen." In Büchern wurde viel gekämpft gegen
Chiliasmus der Pietisten, da Spener in seinen frommen Wünschen behauptet
, der Kirche warteten noch bessere Zeiten, die vor Allem von der allgemeinen
ehrung der Juden und dem Fall des Papstthums zu hoffen wären. Babel
ihm das päpstliche Rom. Es kam im Verlauf des Streites so weit, daß
werfung einer jeden Art von Chiliasmus als Zeichen lutherischer Rechtfer=

Beicht-streit. tigung galt. Namentlich heftig ward der Beichtstreit, angeregt durch einen eifri
Anhänger Speners, Caspar Schade, welcher die bei den Protestanten übliche Be
da man nicht den Seelenzustand genau erkundigen, in Gewissensnöthen n
Rath und Trost, eigentlich auch keine Vergebung der Sünden ertheilen kö
für ganz unnütz erklärte und eine Flugschrift herausgab, in der die Worte
kamen: Beichtstuhl, Satanspfuhl, Höllenpfuhl. Dem Mann war es mit sei
Eifer für das Seelenheil der ihm Untergebenen so Ernst, daß er manchmal
Nacht auf den Sonntag statt des Schlafens mit Jammern und Seufzen zubra
und zuletzt gar keine Privatbeicht mehr abhalten wollte. Spener lehrte, die B
vor dem Abendmahl sei zwar nicht göttlich eingesetzt, sei aber eine Kir
ordnung, die ihren Nutzen haben könne. Nicht minder heftig war der Streit
Mittel-dinge. die Adiaphora oder Mitteldinge. Der Lebensernst der Pietisten wandte sich g
eine Menge Handlungen und Genüsse, welche bei den Protestanten an sich w
Theater. für gut, noch für böse galten. Theater und Oper kamen damals in Mode,
Pietisten hielten jedoch den Besuch für Sünde: die Opern seien bloße Angel
wider die Buße, denn die Christen werden dadurch nur zur Eitelkeit gereizt;
sei überhaupt der christlichen Aufrichtigkeit und Wahrheit zuwider, sich zu st
ein Anderer zu sein. Ihre Gegner behaupteten, die Opern hätten einen löbli
Zweck; sie dienten zur Ehre Gottes, zur Liebe der Tugend und Flucht der La
zu einer geziemenden Ergötzlichkeit, zur Ausbildung der von Gott verliehenen Vo
und Instrumentalmusik. Nicht minder erregte das Tanzen den Pietisten Beden
es gab Geistliche, welche den Gemeindemitgliedern wegen Theilnahme an ei
Tanz das Abendmahl verweigerten. Spener äußerte im Ganzen eine milde An
wo der Jugend durch die rechtschaffenen Gründe des Christenthums ein E
an allen üppigen Weltfreuden gemacht und stets unterhalten wird, werde i
das Lernen des Tanzens, so weit es zur Zierlichkeit der Geberden diene, ni
schaden, sondern gleich sein andern Dingen, die sie aus Noth lernen. An ei
andern Stelle betont er, daß das Tanzen in der Schrift nicht ausdrücklich
boten sei. Darf ein Christ mit gutem Gewissen auf Jemandes Gesund
trinken? — denn auch das schien einigen Eiferern als Sünde. Spener
wortete, er mache sich kein Gewissen daraus, nur dürfe man sich nie betri
Der Christ solle Alles zur Ehre Gottes thun, seine Zeit so anwenden, daß er
vor Gott zu verantworten wisse. Ueberhaupt steht Spener fortan als Mäß
des Feuers da, welches er selber angezündet hatte. Stets mahnte er zur Vor
In Berlin hatte er große Macht, seine Partei zu stützen. Leibniz wirft ihm
daß er sich zum Nutzen derselben auch solcher Männer bedient hätte, deren Le
und Sitten er sonst nicht achtete, und daß er bei ihnen vertuschte, was er
Andern getadelt hätte. Die pietistische Richtung wurde damals im Kurfürstent
Mode. Fürsten und Fürstinen schützten ihn und ein großer Theil des Adels
ihm an. Spener starb am 5. Februar 1705 mit der Erklärung, daß er mit gan
Herzen sich zu den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche bekenne, daß
aber auch an der Hoffnung besserer Zeiten, an dem Glauben einer künftigen
kehrung der Juden und an der Lehre vom tausendjährigen Reich Christi festha
Er verordnete, daß man ihn in weißem Kleide in einen weiß angestrichen
Sarg lege, keinen schwarzen Faden wolle er mit ins Grab nehmen, denn er h
über den bedrückten Zustand der Kirche lange genug, nicht nur äußerlich mit se
schwarzen Kleidung, sondern auch innerlich in seinem Herzen getrauert; nun
gehe er in die triumphirende Kirche ein; doch es sei sein Wille, mit seinem g
weißen Sterbekleide zu bezeugen, daß er an der Hoffnung einer bessern Zeit
Kirche Gottes auf Erden festhalte *).

*) Schmid, Geschichte des Pietismus. S. 816.

Spener war schon nicht mehr das Haupt der Partei, sondern Her-
ann Francke *), viel entschlossener, rücksichtsloser als Spener, während Francke.
fer vor Schwierigkeiten leicht zurückzuschrecken pflegte. Francke ist in Lübeck
boren 22. März 1663, der Sohn frommer Eltern, die ihn früh zum Geist-
en bestimmten. Die eigene Neigung war dafür. „Gott hat mir, erzählt er
ber, Liebe zum Wort Gottes und insonderheit zum Predigtamt von Kindes-
nen an ins Herz gesenkt. Francke klagt aber auch über sich, daß diese Stim-
ng hin und wieder schwanke, obschon er als Knabe schon gelobt habe, sein
nzes Leben dem Dienste Gottes zu widmen. Der Anblick böser Beispiele Studien.
chte ihn lau, sein Ziel wurde, durch Gelehrsamkeit Ehre und Wohlhabenheit
der Welt zu erwerben. Er besuchte mehrere Universitäten, er hielt sich einige
t in Hamburg auf, einen berühmten Lehrer im Hebräischen zu hören, er ver-
nd das alte und neue Testament nicht blos in der Ursprache, sondern war
h wohl bewandert in der französischen und englischen Literatur; aber, meint
all seine Theologie sei ihm im Kopf gesteckt und habe nicht im Herzen ge-
t, es sei mehr eine todte Wissenschaft, als eine lebendige Kenntniß, und er
er sei Nichts, als ein bloß natürlicher Mensch gewesen, weit entfernt von
istus. Mitten in weltlicher Gesellschaft jedoch sei er oft unruhig und vom
ng ergriffen gewesen, ein Kind Gottes zu werden; er sei sich vorgekommen,
einer, der in einem tiefen Schlamm steckt, aber die Kraft nicht findet sich
er zu helfen. Da sollte er in Lüneburg eine Predigt halten über den wahren
ndigen Glauben. Während der Vorbereitung däuchte ihm aber, er selber be-
e ihn nicht, es kam ihm der Zweifel, ob die heil. Schrift Gottes Wort sei,
ob die Christen mehr Recht haben daran zu glauben, als die Türken an
Koran und die Juden an den Talmud. Der Zweifel erstreckte sich weiter, Bekehrung.
ar auf das Dasein Gottes. Schon wollte er die Predigt absagen, weil er
Leute nicht betrügen könne, und er weinte, daß er keinen Gott mehr habe,
jammerte über seine Sünden, seinen Unglauben und Wahnglauben, und in
Angst warf er sich auf die Kniee und rief doch wieder Gott an, „wenn
lich einer wäre," ihn aus diesem Zustand zu erretten. Hören wir nun ihn
r, wie er den Durchbruch der Gnade schildert, denn diesen Jammer um Wiedergeburt.
ft und diese Beseligung nach der Erhörung sahen die Pietisten als das Zeichen
Wiedergeburt an und Tausende wollten Aehnliches in sich erfahren haben:
a erhörte mich der Herr, der lebendige Gott, da ich noch auf meinen Knieen
. Wie man eine Hand umwendet, so war all mein Zweifel hinweg. Ich war
sichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo, ich dürfe Gott nicht
n Gott, sondern meinen Vater nennen. Alle Traurigkeit und Unruhe des
zens war auf einmal weggenommen, hingegen war ich mit einem Strom
Freuden überschüttet, daß ich aus vollem Mund Gott lobte und preiste.

*) Guerike, A. H. Francke. Halle 1827.

Ich begab mich darauf zu Bett, aber ich konnte vor großen Freuden nicht schlaf
Es war mir, als hätte ich in meinem ganzen Leben Alles nur im Traum g
than und wäre jetzt erst davon aufgewacht. Es durfte mir Niemand sagen, w
zwischen dem natürlichen Leben eines natürlichen Menschen und zwischen d
Leben, das aus Gott ist, für ein Unterschied sei, denn mir war zu Muth,
wenn ich todt gewesen und jetzt erst lebendig geworden wäre. Ich kon
mich die Nacht über nicht in meinem Bett halten, sondern ich sprang vor Fre
heraus und lobte den Herren, meinen Gott, und wünschte, daß Alles mit
den Namen des Herren loben möchte; ich war überzeugt, daß die ganze W
mit aller Lust und Herrlichkeit solche Süßigkeit im menschlichen Herzen ni
erwecken könne. Von dieser Zeit an hat es mit meinem Christenthum ei
Bestand gehabt und von da an ist mir leicht geworden, zu verläugnen das
göttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig und gerecht und gottse
zu leben in dieser Welt. Von da an habe ich mich beständig zu Gott gehalt
Beförderung, Ehre und Ansehen vor der Welt, Reichthum und gute Tage
äußerliche, weltliche Ergötzlichkeit für Nichts geachtet, und da ich mir vor
einen Götzen aus der Gelehrsamkeit gemacht, sah ich nun, daß Glaube wie
Senfkorn mehr gelte, als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit, und daß die
den Füßen Gamaliels erlernte Wissenschaft als Nichts zu achten sei gegen
überschwängliche Erkenntniß Jesu Christi unseres Herrn. Von da an habe
auch erst recht erkannt, was Welt sei und wodurch sie von den Kindern Got
unterschieden sei, denn die Welt fing auch bald an mich zu hassen und
zufeinden."

Wir sehen aus dieser Stelle, wie im Streben nach Gottseligkeit der P
tismus die Wissenschaft gering achtet, wie er gegen den ganzen Lehrstand
Mißtrauen ist, wie er eigentlich nur eine praktische Tendenz hat, wie
theologische Wissenschaft zurücksteht vor der Frage: ob die Buße, ob der R
schmerz, ob der Schrecken vor dem Gerichte Gottes groß genug gewesen
ob die Gnade zum Durchbruch, ob eine echte Beseligung in das Herz
kommen sei. Die Pietisten betrieben höchstens Bibelstudium, Philosophie
ihnen ein Gräuel. Plank sagt nicht mit Unrecht, durch den Pietismus sei
Fortrücken der Gelehrsamkeit um ein Menschenalter verspätet worden. Gele
samkeit galt bald als Hinderniß am geistlichen Wachsthum. Semler erzählt
wie ihn, als er auf die Universität nach Halle kam, seine Freunde ermahnt
er solle das unselige Studiren wegwerfen, es hindere ihn nur dem Heila
ganz nahe zu kommen, und wie einer seiner Freunde versicherte, weil
Heiland besser lehren könne, als Menschen, so gehe er in gar kein Collegi
mehr und genieße dafür unaussprechliche Ruhe und den Unterricht des Heilands
Zugleich sehen wir, wie die Richtung der ganzen protestantischen Kirche im

*) Semlers Lebensbeschreibung I. 79, 90.

ß war, die auf die rechte Lehre das größte Gewicht legte. Ein Bekehrter, ein iedergeborner, wollte die Predigt eines Geistlichen nicht besuchen, der nicht in em Sinne fromm war.

Franckes weitreichende Wirksamkeit beginnt mit seiner Berufung nach Erfurt. Francke in Erfurt.
r sammelte die Kinder um sich und wiederholte mit ihnen die Predigt, — bald hmen auch Erwachsene Theil, er machte fleißig Hausbesuche. Studirende aus pzig und Jena kamen, um von ihm Vorlesungen zu erbitten — sie wurden in m Benehmen ernst und gemessen. Bald sprach man aber auch von einer neuen ligion, die in Erfurt aufgekommen sei. Die kurfürstliche Regierung verbot 91 das Halten von Conventikeln und der Rath schickte ihm die Weisung zu, nnen zwei Tagen bei Vermeidung unausbleiblichen Schimpfes die Stadt zu veren." Francke ging nach Halle, wo 1691 die Ritterakademie in eine Universität In Halle.
wandelt worden war und wohin ihm Spener einen Ruf als Professor der chischen und orientalischen Sprachen vermittelt hatte, zugleich wurde er zum tor von Glaucha ernannt. Hier fing seine eigentliche Wirksamkeit ins Große , Francke hielt öfter Abendstunden in seinem Haus und die Erscheinungen Zerknirschung und dann von außerordentlicher Freude bei seinen Zuhörern, m endlich die Gnade durchgebrochen war, wiederholten sich. Von allen Seiten men Studenten zu, Halle wurde ein Mittelpunkt des Pietismus und Francke zweite Haupt der Partei. In seinen Vorlesungen war es namentlich auf liche Anregung abgesehen. Daneben gründete er ein Seminar für orientalische hen. Als Schriftsteller war er besonders eifrig, Anleitung zu einem fruchten Studium der Theologie zu geben. Die Professoren — Francke gab bald der Fakultät den Ton an — verkehrten viel mit den Studenten, gaben ihnen , wie sie ihre Studien einrichten sollten, hielten alle Vierteljahr Prüfungen ihnen ab und waren auch über ihren Herzenszustand immer genau unterrichtet, es geschah Alles, um in Halle eine Geistlichkeit nach dem Sinn des Pieus heranzubilden, und mehr als 6000 Prediger gingen von dort aus. Auf jüngere Geschlecht erlangte Francke außerordentlichen Einfluß durch Gründung des senhauses. Eines Tags kam ihm der Gedanke, arme Kinder, die bei ihm Almosen Waisenhaus.
en, zu katechisiren, er wurde tief betrübt über den Zustand ihrer Unwissenheit. versprach nun den Eltern ein wöchentliches Schulgeld, wenn sie ihre Kinder Schule schickten, gab aus eigenem Geld dazu, sammelte anderes bei Bekannten hing eine Armenbüchse im Pfarrhaus auf. Nach einem Vierteljahr fand er n 4 Thaler 16 Groschen und faßte den kühnen Entschluß, damit eine Armenle zu stiften. Er kaufte Bücher und bestellte einen armen Studenten, welcher Kinder täglich zwei Stunden unterrichten sollte. Doch die Bücher verschwanden die Kinder kamen oft nicht. Francke aber blieb beharrlich. Die Bücher mußten in der Schule gelassen werden und zum Schulzimmer machte er den Vorm zu seinem Studirzimmer, welcher bald zu eng wurde, da auch vermögliche rger, welche aber bezahlten, ihre Kinder in seinen Unterricht sandten. Er mußte einen Raum im Nachbarhause miethen, kam aber bald wieder auf den Gein, ein eigenes Waisenhaus zu gründen, da er merkte, daß außer der Schule rben wurde, was im Unterrichte gut gemacht war. Zuerst wollte er nur einen isenknaben aufnehmen, man brachte ihm aber vier — und er nahm sie alle Sein Eifer entzündete zu mitleidigen Gaben. Bald konnte er neun Waisener ernähren und war im Stand, das Haus zu kaufen, das er bisher gemiethet te. Nicht lange, so mußte er ein zweites, ein drittes nebenan kaufen. 1698 Große Erfolge.
te er den Grundstein zum großen Waisenhaus, 1701 wurde es bezogen. Francke

28*

hatte jetzt 100 Waisenknaben und 34 Waisenmädchen, 231 Studenten und 3 arme Schüler speisten daselbst. Es war ein Fräuleinstift dabei, eine Pension Wittwen, ein Pädagogium mit 82 Schülern und 70 Lehrern, meist armen Stude eine lateinische Schule mit 400 Schülern und 32 Lehrern, eine deutsche Bü schule mit 1700 Kindern. Mit dem Haus war eine Apotheke und eine L handlung verbunden. Die Schulen waren gut und wurden bald auch von Ade besucht. In einem Lehrerseminar wurden arme Studenten zu Lehrern, in e philologischen Seminar zu Professoren herangebildet. Francke hoffte, die Ju von ganz Deutschland in seine Geistesrichtung hineinzuziehen! Er betete oft, w er im Freien allein war: „Herr, gib mir Kinder, wie der Thau aus der Mor röthe, wie der Sand am Meer, wie die Sterne am Himmel, daß ich sie zählen könne" — und mit Befriedigung über seinen Erfolg schreibt er e Tags: „Gott hat mein kindliches und zuversichtliches Gebet so gnädig angeh daß ich in der That die Zahl derer nicht mehr würde ausrechnen können, mir selber bezeugt, daß sie ihre Seligkeit dem Wort, so aus meinem Munde gangen, zu danken hätten und zwar nur in Deutschland, da doch deren

Missionen. weniger und vielleicht noch mehr in andern Ländern sein mögen, auch noch Werk der Bekehrung unter den Heiden dazu gekommen ist." Der König Friedrich von Dänemark hatte nämlich von Francke Glaubensboten für seine ostind Besitzungen verlangt und so konnte dieser jetzt Berichte der Missionäre heraus die bekehrten Heiden als seine Kindeskinder bezeichnen und in Halle eine Dr

Bibelverbreitung. für tamulische Schriften anlegen. Seine Druckerei lieferte die Bibeln nach Hun tausenden, zum billigsten Preise, auch eine hebräische Bibel erschien daselbst u der Leitung von Michaelis. Von allen Seiten her verlangte man Geistliche Lehrer von Halle. Der Pietismus war jetzt eine Macht, welche nach und

Sittenstrenge. die ganze lutherische Kirche umzugestalten schien. Eine gewisse religiöse Stre machte sich in vielen Gebieten, namentlich Norddeutschlands, geltend. Es gebe Mitteldinge, hieß es. Es gab viele Geistliche, die Keinen zum Abendmahl zula wollten, der ins Theater ging, oder an einer Tanzbelustigung Antheil nahm gab Laien, die den Kirchenbesuch mieden, weil der Geistliche nicht Pietist war, die sich weigerten das Abendmahl mit solchen zu nehmen, die ihnen unw schienen. Wie sehr bei vielen Lehrern Frömmigkeit zu erzielen Hauptsache war, wir gelegentlich eines gewissen Schilling, welcher in aller Früh mit den ihm an

Frömmelei. gebenen Kindern betete, dann jedes in eine besondere Kammer gehen, beten seine Sünden Gott vorklagen hieß, wobei er ein oder das andere behorchte. D begann der Unterricht, wobei zuerst der Morgensegen nachgebetet wurde, ihnen der Lehrer aus dem Herzen vorgebetet hatte. Sofort wurde ein Capitel der Bibel gelesen und jetzt erst begann der Unterricht aus Latein und Mathemati den Erholungsstunden mußten die Kinder immer etwas Nützliches treiben. N dem Mittagessen mußten sie aus dem neuen Testament vorlesen und dann erklä was sie gelernt hätten. Der Unterricht Nachmittags fing mit Gebet an und mit Gebet. Wenn die Kinder in dem Garten sich ergingen, wurden sie vom Le stets beobachtet und ermahnt, ohne Unterlaß zu beten. Nach dem Abendessen wu wieder gebetet.

Es war Vielen aufrichtig Ernst mit ihrem Sündenschmerz und ih Gottseligkeit und wir dürfen wohl annehmen, daß in der Sittenverwilderu von jenen Kriegen der Pietismus manchen Gedrückten aufrecht erhalten und häusli Zucht und Ordnung geschützt hat. Aßmann *) erzählt: „In meinem Knab

*) Hagenbach, l. c. I. 152.

r habe ich in Häusern und auf Kanzeln aus dieser Schule noch Greise ge-n, und die Glückseligkeit eines festen und festmachenden Glaubens, die heitere stille Freundlichkeit eines von allen Stürmen der Zeit und von allen Leiden Unbilden durch Menschen unverwüstlichen und unanfechtbaren Lebens lebt noch als liebliche Blume der Erinnerung vor meinen Augen."

Pietist. Dichter.

Der Pietismus regte das Gefühl und die Phantasie vorzugsweise an, er darum auch Dichter aufzuweisen — einen Benjamin Schmolck*) 2–1730), in dessen Liedern — über 1000 — eine Fülle religiösen Lebens; einen Johann Anastasius Freylinghausen (geb. 1670, gest. 1739). war der Gehülfe Franckes im Predigtamte und machte solchen Eindruck, daß sagte, man meine, ein Engel Gottes stehe auf der Kanzel; er war sehr be-den, menschenfreundlich und wohlthätig, in Leiden sehr geduldig. Seine meisten er dichtete er im Zahnweh, so daß seine Freunde sich über seine Zahnschmerzen freuen pflegten. 1704 gab er in Halle das Gesangbuch der Partei heraus, das 1000 alte und neue Gesänge enthält. Von seinen eigenen Liedern sind manche heute noch bei den Protestanten im Gebrauch.

Bogatzky.

Karl Heinrich von Bogatzky, 1690 zu Jankowe in Niederschlesien**), gebildet in Jena, dann in Halle Francke, der ihm auch rieth ein Tagebuch anzulegen, in das er seine zustände und innern Kämpfe einzeichnete. Von ihm ist das Güldene Schatz-, eine Sammlung auserlesener Sprüche der heil. Schrift mit kurzen Be-gen und Liederversen.

Tagebücher.

Das Tagebuchhalten hat seine eigene Gefahr, in- gar zu leicht geneigt ist, sich schöner auszumalen und mit sich selber Spiel zu treiben. Bogatzky war es herzlich Ernst und er bemerkt über ein Tagebuch: „Achte unsern Gott nicht für einen solchen König, der Nichts ringliche Gedanken in deiner Seele wissen und von lauter hohen Dingen wollte. Gedenke nicht, daß er sich verkleinere, wenn er anhört, was in einer Haushaltung oder in dem Gewissen eines armseligen Geschöpfes vorgeht; deiner Seele Nichts so gering sein, das du deinem Gott und Heiland nicht ." —

Tersteegen.

Gerhard Tersteegen, geb. 1697 zu Mörs in Westfalen, gest. 1719, Bandweber, Naturdichter, Wohlthäter der Armen, der nach Stilling bei den llen und Stillen im Lande von Amsterdam bis Bern seine Anhänger zählte, ein „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen," in welchem manche Lieder Tiefe und Einfachheit sich auszeichnen. Tersteegen blieb ehelos. An einem endonnerstag als Jüngling hatte er seinem Seelenbräutigam sich mit seinem en Blut verschrieben. Jung Stilling***) bemerkt darüber: „Wie verehrungs-dig ist dieser Jüngling bei all seinem übertriebenen Enthusiasmus im Vergleich unsere heutigen süßen Herrchen, die ihrem Herzen keine Lust wehren und doch betheuern, der Mensch habe keine Gewalt über sich."

Woltersdorf.

Ernst Woltersdorf († 1725—61) gründete in Bunzlau ein Waisenhaus nach dem Vorbild kes. Seine Lieder, von denen noch heute einige bei den Protestanten im rauch sind, leiden nur zu oft an Weitschweifigkeit. Woltersdorf sagt über seine zu dichten, es sei ihm oft plötzlich Etwas ins Gemüth gefallen und er habe Feder ergreifen müssen: „Es war mir oft, wie ein Brand im Herzen, der

*) Hoffmann von Fallersleben, Barth, Ringwald und Benjamin Schmolck, au 1833.
**) K. H. Bogatzky's Lebenslauf. Halle 1801.
***) Theobald II. S. 114.

mich trieb, dem Herren und seinem Volk von dieser oder jenen wichtigen S ein Lied zu singen. Wollte ich zuweilen 3 Verse schreiben, so wurden gleich 12, oder 30 daraus. Manchmal konnte die Feder dem schnellen Zufluß nicht fol — Das Bedürfniß nach solchen Liedern, d. h. nach Erregung des lebendigen fühls, war bei den Pietisten groß. In Köthen wurden solche Lieder bogen gedruckt und verbreitet.

Entartung. Die Kraft der pietistischen Richtung hielt jedoch nicht lange aus. Die Generation bestand aus tüchtigen Männern, bei der zweiten zeigt sich ein gedrücktes, scheues, peinliches Wesen und allerhand Seltsamkeiten. Die knirschung und die Gottseligkeit, die Anfechtungen und Kämpfe konnte man erheucheln, gewisse Schlagwörter ließen sich leicht nachreden. Semler erzäh seiner schon angeführten Lebensbeschreibung: „Eine Historie der eigenen fahrung und Erbauung wurde die Regel für Andere, es ja ebenso zu ma Ueber den Seelenzustand führten manche Prediger ein großes Stadtregister Vorsteher der einzelnen Erbauungsstunden hatten ebenfalls dergleichen gei Kalender eingeführt, woraus Jeder seinen Seelenzustand in der ganzen W Woche wieder hersagte. Dieses war für sehr Viele ein recht sicherer We nun bei allen hohen und vornehmen Personen so zu empfehlen, daß ih häuslichen und bürgerlichen Endzwecke aufs Allerunfehlbarste hin erreichten. sie sich dieser geistlichen Leitung nun so ganz überließen, daß dem Stolz dem Eigensinn oder der schon bekannten Eigenliebe des Seelenführers ganz wiß Genüge geschah. Die, welchen es Ernst war mit der Sache, h viel zu kämpfen, wenn sie den Seelenzustand, den sie haben sollten, das G der Sündhaftigkeit oder der Erlösung nicht so lebhaft in sich verspürten man es von ihnen verlangte.“ Vom Treiben in Saalfeld, wo der H die Pietisten war, erzählt Semler weiter: „Viele waren wirklich gutmei Christen, aber es waren auch ganz unläugbare Müßiggänger und bekannte Abent die zu diesen Anstalten eintraten und ihre gute, sehr bequemliche Lebensart fanden. Man lief im Wald herum Tag und Nacht und hielt Andacht Mondenlicht. Man sang die neuen Liederchen mit einander; der Herzog oft den Conversationswagen her, nebst der leiblichen Bewirthung, ja er öft selbst Kutscher, um einige arme Schusterweiber damit zu ehren.“ Der jektivität war die weiteste Berechtigung zugestanden und diese erging sich zu oft in Schwärmerei.

Schwärmerei. Da wollte ein Petersen die Lehre von der Wiederbringung aller für eine von Gott selbst geoffenbarte Lehre erklärt wissen. In Sch gab es eine ganze Gemeinde von inspirirten Kindern, die auf Eingebung heiligen Geistes redeten und beteten. In Nürnberg wollte ein Perrü macher Tennhart den Geist der Prophetie haben und nannte sich den Kanz Gottes. Ein Schuhmacher Dauth in Frankfurt verkündigte den Untergang deutschen Reiches und gab eine Donnerposaune heraus. Der Hirschwirth Traut in Stuttgart verkündigte die Ankunft des neuen Jerusalem. Der Bürgermei in Ronsdorf hielt sich für Jesus Christus selber und seine Frau für das Son

in der Offenbarung. Ein Prediger Tuchfeld zog mit zwei inspirirten Mägden, Taufe, Beichte und Abendmahl verwarfen, im Land herum *). Namentlich Berleburg der Sammelplatz von Schwärmern aus allen Gegenden Deutschl. Beim Volk fanden sie vielen Anklang. Jung Stilling sagt geradezu: „Die launliche Trägheit und Schläfrigkeit der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Unschicklichkeit in der Seelsorge, und bei alldem ihre unbiegsame Herrschsucht mehr Schuld an der Schwärmerei als die Schwärmer selbst **).“ Ein ge-ser Hochmann aus dem Lauenburgischen reiste durch Deutschland, überall gegen hergebrachte Kirchenthum und die Geistlichkeit eifernd. Oft fiel er den Predigern ihres Vortrages ins Wort, oft betrat er nach ihnen die Kanzel, oft igte er im Freien mit solcher Kraft, daß den Zuhörern zu Muth war, als den sie zu den Wolken emporgehoben und als wenn der Morgen der Ewig-schon im Anbruch sei. Ein Hesse, Johann Konrad Dippel ***) (1673—1734), Dippel.
Mann von umfassendem Geist und Wissen, der neben der Theologie Arzneiwissen-ft und die Rechte studirte, aber dem es an Charakter gebrach, gab 1698 das äupte Papstthum der Protestirenden“ heraus, obschon er früher zu den orthon Protestanten gehört hatte, und wie er selber gesteht, den Pietisten zum Trotz liederlichen Gesellschaften besucht hatte. „Ich zeigte, daß ich ächt lutherisch en wollte.“ Er eiferte gegen den papierenen Gott der Protestanten, das Wort sei allerdings in der Schrift enthalten, aber es sei schon vor der Schrift wesen, von Ewigkeit. Er ist der Erfinder des Berliner Blaues und des ani-chen Oels und gab sich viel mit Goldmachen ab. Nach seiner Ansicht ist die Seele der Welt, und die Welt der Leib Gottes und das göttliche Wesen einer Licht- und Feuermaterie umgeben, in welcher der Saame der ganzen welt liege. Die einzelnen Geister sind nur Funken aus derselben. Die der Natur sind ihm Naturgeister. In allen drei Reichen nahm er einen amen an (Aurum potabile), den er fassen zu können glaubte, immer aber die Retorte, wenn er meinte, das Gold sei da. Dippel führte ein unstätes , bald an Höfen mit Gunst aufgenommen, bald verfolgt, endete er in

Der Pietismus drang auch nach Süddeutschland, namentlich nach Wirtem-und bis in die Schweiz herunter. Aber die Obrigkeiten waren in der Regel Schweiz.
gen, so in Zürich und Bern. Aus letzterm ward ein Prediger, König, ver-t, weil er Collegia pietatis abgehalten. Die Geistlichen des Kantons mußten Associationseid gegen den Pietismus ablegen. In Basel wurde heimliches bei 50 fl. Strafe verboten. Mit dem Pietismus ging Mystik, oft auch iedertäuferei Hand in Hand. Als Mystiker hat ein Pfarrer Annone († 1770), origineller Mann, einen Namen. Ein Separatist, Riggenbacher, der sich gegen Abendmahl ausgesprochen hatte, wurde mit seinen Anhängern zur Bekehrung Zuchthaus gethan. Ein bernerischer Prediger Lutz hielt Versammlungen auf dem Felde, und war in seinem Leben so ängstlich, daß er sichs zur Sünde rechnete, daß er auf den Rath des Arztes Mineralwasser gebraucht hatte, da der Heiland gesagt habe, er selber wolle sein Arzt sein. Zwei Brüder, ronymus und Anton Christian Kohler, zu Brüggeln im Kanton Bern, hielten für die zwei Zeugen, von denen in der Offenbarung, Cap. 11, die Rede und kündigten auf das Jahr 1749 den Untergang der Welt an. Der eine

*) Hagenbach, l. c. I. S. 150—73.
**) Theobald, S. 29.
***) Ackermann, Leben J. K. Dippels. Leipzig 1781.

von ihnen, Christian Kohler, machte einmal Miene, als ob er gegen Him fahren wolle; der andere ward auf Befehl der Berner Regierung auf ein Scheiterhaufen erdrosselt und dann verbrannt. Bittere Früchte hatte nämlich ih Lehre getragen, den Wiedergebornen sei Alles erlaubt, wer einmal im Him angeschrieben stehe, dem schade Nichts mehr, Gott werde seinen Namen ni wieder auskratzen. Wenn der Geist mit Gott sei, so möge das Fleisch thun, w ihm beliebe. Dem Reinen sei Alles rein. Die auserwählten Kinder Got brauchten auch nicht zu arbeiten, das sei Sache der Heiden und Babylonier. G gebe es den Seinen im Schlaf *). — Zu welchen sittlichen Verirrungen religi mißdeutete Vorstellungen auch in Deutschland führten, zeigt die Geschichte d Buttlerschen Rotte in Schwarzenau und Sasmannshausen **) (1702—11). D Anstand verbietet hier davon zu erzählen.

Nutzen des Pietismus. Doch all das läßt uns nicht verkennen, daß der Pietismus in seiner er Zeit die Herzen zu vielem Guten erwärmte: in einer verkommenen, zerfahren trostlosen Zeit gab er Seelenerhebung zur ewigen Wahrheit; gegenüber d Sittenverderbniß, die wie ein unreiner Strom sich von Frankreich über Deutsch land ergoß, lehrte er in heiliggehaltener Ehe das reinste Glück zu suchen, reg zu Mildthätigkeit und Werken der Barmherzigkeit an, zu aufmerksamem Fo nach den Bedürfnissen armer Brüder. Die Liebe zu Gott und zum Hei welche er entzündete, zeigte sich auch als Freundlichkeit und Leutseligkeit ge die Menschen. Er gab den Armen und Bedrängten Trost und Erhebung, lehrte muthig sterben, Seelenkraft bis zum letzten Augenblick bewahren. zu sterben galt für eine Kunst und man liebte es, das gottselige Ende a

Schneller Verfall. zeichneter Menschen anzuschauen und zu beschreiben ***). Aber der Aufsch währte nicht lange, schon die zweite Generation zeigt ein gedrücktes, scheues, gläubisches Wesen, der Durst nach geistlichem Genuß bekommt etwas volles, aller gesunden Lebensfreude Feindseliges; das qualvolle Ringen Erleuchtung und Gnadenwahl führt zum „Däumeln" oder zum Orakelsch in der Bibel; die Verachtung der Wissenschaft führt zu einem trüben Ge leben. Das erste Geschlecht war thatkräftig, das zweite jämmerlich, ängstl kindisch, feig. Im Großen und Ganzen endete die Bewegung zum Nachthei der protestantischen Kirche, sie erschien wehrlos, als der Rationalismus mit al Macht einbrach.

1727 starb das Haupt der Partei seit Spener, Hermann Francke,

Lange. Halle. Kampfhahn der Partei war jetzt Joachim Lange (1670—1744), tüchtiger Lehrer in Halle und literarisch sehr thätig. Spener und Francke hatten nur vertheidigt, Lange ging zum Angriff über und warf seinen Gegnern

*) Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh. I. 178—95.

**) Zeitschrift für historische Theologie, B. 15, Jahrg. 1845. Barthold. Die E weckten im protestantischen Deutschland. Raumers Taschenbuch 1853, 6. Cap.

***) Die letzten Stunden einiger der evangelischen Lehre Zugethanenen und in de nächstverflossenen Jahren selig verstorbenen Personen von unterschiedenem Stand, [illegible] und Alter. Halle 1720—88.

ürrei und Ketzerei vor, Pelagianismus, Indifferentismus, Skepticismus; les, was man gegen den Pietismus sage, beruhe auf Irrthum, die Pietisten ollten nur ein thätiges Christenthum. Löscher, Professor in Wittenberg, ein Löscher lehrter, nüchterner Mann, hob den Handschuh auf *). Er bezeichnete den Pie-mus als eine falsche Mystik, hervorgegangen aus einem falschen Eifer für ömmigkeit, welcher die Kirche sehr gefährde, und warf ihm Geringschätzung r Gnadenmittel vor, Vermengung der Glaubensgerechtigkeit mit den Werken, äcismus (absolute Verdammung und Verwerfung aller natürlichen Lust), rfectismus (man übertreibe und lehre eine absolut nöthige, unmögliche llkommenheit, die aber doch nur in der Einbildung beruhe und theils geist-en Hochmuth, theils Verzweiflung erzeuge). Der Streit erschien Vielen ein gerniß und sie suchten eine Ausgleichung durch eine Zusammenkunft der gner. Da verlangte aber Lange, Löscher müsse zuerst seine Unwissenheit und Unrecht eingestehen und von der Finsterniß zum Lichte sich bekehrt haben. i der Zusammenkunft in Merseburg (Mai 1719) war Lange im Vortheil. konnte darauf pochen, daß die Pietisten lutherisch-orthodox seien wie ihre gner, daß sie die ausschließliche Autorität der Schrift lehrten, die gänzliche dorbenheit des Menschen durch den Sündenfall, die alleinige Rechtfertigung den bloßen Glauben — ihre theils aftermystische, theils allegorische Er-lärung der Bibel konnte ihr Gegner ihnen nicht zum Vorwurf machen, denn lehrte sie der Geist, das reine und lautere Wort Gottes verstehen. Stolz langten die Hallenser von Löscher Reue und Widerruf, und erklärten ihren n Entschluß, auf dem betretenen Weg fortzuwandeln, nie mit irdisch ge-nten Lehrern in Ein Horn zu blasen und beim reinen und lautern Wort ttes zu bleiben. Löscher gab den Kampf auf. Gegen die Steigerung igiösen Gefühls und der Phantasie wirkten keine wissenschaftlichen Gründe, die Zeit. Die Angriffe verstummten, man ließ den Pietismus seiner Wege n. Es war eine Zeitrichtung, von der Schmid meint, sie habe auf die äden der protestantischen Theologie wohl aufmerksam gemacht, aber nichts seres an ihre Stelle gesetzt; der Pietismus habe viele tausend Seelen weckt, sie aber auch dem eigentlichen Geist und Leben der lutherischen Kirche fremdet, diese habe sich von dem Schlage, den sie damals erlitten, nie mehr olt: — er habe die besten und lebensfähigsten Kräfte an sich gezogen, „von ging noch Leben aus, von der Kirche nicht mehr."

Noch sei zweier Gelehrten von Namen gedacht, die mit dem Pietismus Verbindung standen, Arnolds und des Thomasius.

Gottfried Arnold schrieb die Kirchengeschichte im Sinn des Pietismus. Arnold. ist der Sohn eines armen Schullehrers zu Annaberg im Erzgebirge, geboren

---

*) Zuerst in den unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theolog. Sachen, n im Timotheus Verinus.

**) Geschichte des Pietismus. S. 467.

1666, studirte, von Stundengeben sich ernährend, auf dem Gymnasium zu Anna-
berg, dann seit 1685 Theologie zu Wittenberg, wo ihn aber das wilde Stu-
dentenleben aneckelte; er meinte: „unter den heidnischen Philosophen und Studenten
zu Athen habe schwerlich ein so ungezogenes, fleischlich gesinntes, lasterhaftes
Wesen jemals stattgefunden, als unter unsern sogenannten christlichen Akademien.“ –
Mit eisernem Fleiß warf der Strebsame sich auf die Studien, denen er es ver-
dankt, „daß sie ihn vor Lüsten und Lastern der Jugend bewahrt haben.“ 168
kam Arnold als Hauslehrer nach Dresden, und dort in Berührung mit Spener
und wiederum durch dessen Empfehlung 1693 als Hauslehrer nach Quedlinburg.
Hier schrieb er 1696 sein berühmtes Buch: „die erste Liebe, d. i. wahre Abbil-
dung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben,“
worin sich eine große Belesenheit in den Kirchenvätern, in den christlichen My-
stikern und eine warme Einbildungskraft kundgibt, und die Ueberzeugung aus-
gesprochen wird, daß das wahre Christenthum sich nur in der alten Kirche, aber
nicht mehr in der Kirche der Gegenwart finde. Spener war so erfreut über dieß
Buch, daß er es in Berlin seinen männlichen Zuhörern nach der Nachmittags-
predigt vorlesen ließ. Die Orthodoxen aber tadelten daran, daß er das Wesen des
Christenthums in die Liebe und nicht in den Glauben setze. Dieses Buch ver-
schaffte seinem Verfasser 1697 einen Ruf als Professor der Geschichte an
Gießen, diese Stelle legte er jedoch schon 1698 nieder, „weil ihn die akademischen
und menschlichen Wissenschaften in seinem Gemüth zu sehr zerstreuten und er
außer einem solchen Amt besser für seine Seele sorgen könne.“ — Arnold zog
sich nach Quedlinburg zurück. 1699 erschien der erste Band seiner „Unparteiischen
Kirchen- und Ketzerhistorie,“ 1700 der zweite. In beiden zeigt sich ein mer-
würdiger Fortschritt der reinen deutschen Prosa, beide führen aber auch den Sa-
durch: die Kirche solle eine Gemeinde der Heiligen sein, wie sie aber jetzt be-
stehe, sei sie durch und durch verderbt in ihrer Lehre, wie in ihren Institutionen;
das wahre Christenthum habe von jeher außerhalb der herrschenden Kirche sich be-
funden. In glühenden Zügen entwirft Arnold ein Bild der Urkirche, des lautern
Glaubens der ersten Christen, ihrer Beständigkeit in Verachtung aller Dinge,
ihrer Geduld im Leiden und Tod, ihrer Freudigkeit und seligen Ruhe dabei, ihres
aufrichtigen und liebereichen Umgangs mit Freunden und Feinden. „Die Alten
suchten in ihrer Arbeit keine Ehre oder Vortheile dieses Lebens, viel weniger eine
eine ungereimte eigensinnige Behauptung ihrer eigenen Meinung.“ Mit dem
dritten Jahrhundert sei eine Aenderung eingetreten, die erste Hitze sei nach und
nach kalt, die Gottseligkeit gänzlich verderbt geworden. Constantin habe Gottes
und des Teufels Regiment zusammenzusetzen versucht, die äußere Sicherheit habe
die Christen ihre Pflichten vergessen lassen. Durch Gezänk und Disputiren,
Schmähen und Lästern sei die Kirche geplagt worden und der Satan sei los-
gekommen. Man habe nur auf Orthodoxie geschaut, nicht aber ob einer ein recht-
schaffener Christ sei oder nicht, und so sei es mit jedem Jahrhundert immer ärger
geworden. Die Reformation habe zwar anfangs einen Anlauf zum Guten genom-
men, sei aber bald wieder erlahmt, und täglich werde es jetzt ärger. Namentlich
habe man dem spitzen Melanchthon wieder das Hereinbrechen der systematischen
Theologie zu verdanken und jetzt sei die lutherische Kirche so verderbt, wie je-
andere. Es sei gar Nichts mehr vorhanden, was die Glieder an die Kirche fesseln
könnte. Nicht die reine Lehre, sondern das rechte, gottgefällige Leben sei das Kri-
terium der wahren Kirche. Nur die Kirche sei die reine und wahre, deren Glieder
wahrhaft gottselig seien. Das Buch ist ein Sammelplatz aller Anklagen gegen die
katholische, wie gegen die reformirte und lutherische Kirche. Den Irrlehrern da-
gegen gehört Arnolds Herz; er hat Theilnahme für jeden Verstoßenen und er-

rt in der Darstellung der Irrlehren eine außerordentliche Belesenheit. Kritik ist
t seine starke Seite und das Mittelalter versteht Arnold nicht. Das Buch trug
t wenig dazu bei, Gleichgiltigkeit gegen Religion zu verbreiten, so wenig
rnold dies wollte. Die Lutheraner sind ihm ärger als Papisten und Heiden, im
runde verdorben. Besondere Capitel schildern ihr ärgerliches Leben, ihre babelische
erwirrung, ihre äußerste Sicherheit und Frechheit. Nichts destoweniger nahm
rnold 1705 eine Stelle in der Altmark an, 1707 eine andere als Super-
tendent zu Perleberg, 1714 starb er, 48 Jahre alt, aus Aerger über Ver-
tung der Kirche. Unterofficiere schleppten nämlich während der Communion am
ingstfest junge Bursche vom Altar weg unter die Soldaten. Das Säbelregiment
r also doch noch härter als das geistliche Regiment, das Arnold so bitter ver-
t hatte.

Der Andere war der Advocat der Pietisten, von welchem sie lange irrig
bten, daß er einer der ihrigen werden würde, Christian Thomasius, ge- Ch. Thomasius.
ren 1655 zu Leipzig, der Sohn des Professors der Philosophie, während er sich
er nach einigem Schwanken der Jurisprudenz widmete. Früh ein Anhänger
fendorfs, huldigte Thomasius fortan der Ueberzeugung, daß das Naturgesetz
sentlich verschieden sei von dem göttlich geoffenbarten, und faßte den Vorsatz,
künftighin nur von der Vernunft bestimmen zu lassen. Er kam sich vor, „wie
r, der sich von einem Tyrannen lossagt, um gegen ihn die Freiheit zu ver-
digen, die dieser unterdrücken will.“ Kampf gegen die Theologen, wie Kampf
die aristotelische Philosophie, war bei dieser streitlustigen Natur fortan
sfrage. 1686 behauptete er in der Abhandlung De criminae bigamiae,
Vielweiberei sei weder vom Standpunct des Naturrechts, noch der Vernunft
Verbrechen, wohl aber verbiete sie das christliche Gesetz, dem man sich fügen
e, wenn man auch den Grund nicht einsehe. 1687 behauptete er dasselbe in
r Anleitung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit: der Mensch müsse sich dem
ttengesetz, welches Gott ihm gegeben, unterwerfen, wenn es auch keinem Zug
ihm entspreche und Manches verbiete, woran die Natur eigentlich kein Arg
. Das Licht der Natur und das Licht der Offenbarung seien eben ver-
dene Quellen. Im gleichen Jahr kündigte Thomasius ein deutsches Collegium Deutscher Unterricht.
r Gratians Grundregeln an, während bisher alle Vorlesungen lateinisch ge-
ten wurden, und hob hervor, daß ein alter Deutscher, wenn er von den Todten
derkehrte, sich nicht würde überreden lassen, er sei in seinem Vaterland; es sei
Hauptverdienst der Franzosen, daß sie nicht allein ihre Werke mehrentheils
französischer Sprache herausgeben, sondern auch den Kern der lateinischen und
echischen Schriftsteller in ihre Muttersprache übersetzen; so könne Jeder das
ichtigste in seiner Muttersprache lesen, und brauche es sich nicht sauer werden
lassen, um fremde Sprachen zu erlernen, während wir uns einbilden, unsere
prache sei nur zum gemeinen Leben nutz. Sprachen seien wohl Zierrathen eines
lehrten, aber an sich machen sie nimmer einen Gelehrten. In diesem Kampf
gen Zunftgelehrsamkeit gab Thomasius eine neue Zeitschrift in deutscher Sprache
raus, 1688—90 „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und Deutsche Zeitschrift.
setzmäßige Gedanken über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher.“ — Hierin
iff er das ganze wissenschaftliche Treiben seiner Zeit an und verhöhnte bekannte
eipziger Professoren. Die Jurisprudenz sei verhunzt, die Mediciner werden nur
it anderer Leute Schaden klug, ein Trunk Rheinwein helfe mehr, als ihre beste
rznei; die gegenwärtige Logik helfe zur Erforschung der Wahrheit so viel, als
wenn Einer mit einem Strohhalm ein Schiffspfund aufheben wollte; die Meta-
hysik mit ihren Grillen sei im Stand, einen gesunden Menschen derart zu ver-
derben, daß ihm Würmer im Hirn wachsen, woraus der meiste Zwiespalt in

Religionssachen entstünde. Die Behandlung der Moralphilosophie sei läppisch und unnütz. Die philosophische Fakultät reichte eine Klage gegen ihn ein, Thomasius rächte sich mit einem Roman über das Leben des Aristoteles, woran sich ei Verhöhnung seiner Philosophie knüpfte, worauf die damalige Theologie begründ war. Namentlich verhöhnte der Witzbold dabei die damalige Art, den Stoff einer Predigt zu finden und ihn einzutheilen, und erzählte, wie ein Candidat, erklären wollte, was für einen Käs David seinen Brüdern ins Lager gebrac habe, zuerst alle Käsarten beschrieben und dabei auseinandergesetzt habe, warn es diese nicht gewesen sein können; er habe dann damit geschlossen, es sei gut gemeiner Schafkäs gewesen, weil damals David noch Schafe hütete. Die Erbi terung gegen Thomasius stieg in Leipzig unter den Zunftgenossen auf den Gipfel, a er die Behauptung des dänischen Hofpredigers Masius bekämpfte, daß nur lutherische Religion den Frieden zwischen Fürsten und Unterthanen sichere, als die Angriffe auf Francke als Lästerungen bezeichnete, als er gar die Erörteru der Frage, ob zwei fürstliche Personen, wovon die eine lutherisch, die andere r formirt sei, mit gutem Gewissen sich heirathen können, als werthlos bezeichnete

Indifferentismus.

er möchte weder einem Lutheraner rathen, katholisch zu werden, noch einem Ka tholiken, lutherisch zu werden; er tadle jedoch diejenigen nicht, die das eine das andere thun. Thomasius mußte aus Leipzig fliehen und fand eine Anstellung in Halle, wo er 1690 seine Vorlesungen mit einer Darstellung der Mängel d damaligen Unterrichts begann: er wollte es dahin bringen, einen jungen Men binnen drei Jahren in der Philosophie und allen Theilen der Rechtsgelehrtheit vollkommen zu unterrichten; dann erfolgte eine Einleitung zur Vernunftlehre m kurzen Handgriffen, wie man in seinem Kopfe aufräumen, sich zur Erforschung d Wahrheit geschickt machen, die anerkannte Wahrheit Andern beibringen, Andere ve stehen und auslegen, und den Irrthum geschickt widerlegen solle. Die Anwendun der Muttersprache, der Kampf gegen die kastenartige Abgeschlossenheit des Ge lehrtenstandes, die Klarheit, Anschaulichkeit und der Witz in seiner Darstellung zogen eine Menge Schüler in seinen Lehrsaal, auch Kaufleute und Adelige hörte ihn. Im Kampf gegen die Theologen stützte er die Macht der Fürsten, de bischöfliche Gewalt er von der Landesherrlichkeit ableitete. Was der Fürst an d

Cäsaropapie.

Kirche thue, geschehe zum Wohle des Staates, und das Interesse des Staat verlange vor Allem den Frieden. Der Fürst habe nicht die Pflicht, seine Unter thanen tugendhaft zu machen, auch sie nicht zu dieser oder jener Religion zu b kehren, sondern für den Frieden zu sorgen. Verschiedene Religionen könnten einem Staat ganz gut neben einander bestehen, und jedem Einzelnen stehe da Recht zu, sich für eine Religion zu entscheiden, und dem Fürsten die Pflicht, i

Toleranz.

in diesem Recht zu schützen, d. h. dafür zu sorgen, daß Toleranz geübt werd und diejenigen aus dem Land zu verweisen, welche den Frieden stören. In d Frage wegen der Mittelbinge behauptete Thomasius: da Christus sie weder g boten, noch verboten habe, so hätten auch die Theologen kein Recht, darüber z entscheiden, wohl aber der Fürst im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt. In d Frage, ob Ketzerei ein strafbares Verbrechen sei, stimmte Thomasius ganz mi Arnold überein: es lasse sich gar nicht genau bestimmen, wer ein Ketzer sei un

Ketzerei straflos.

worin sein Vergehen bestehe. Als Irrthum sei die Ketzerei nicht strafbar, al Laster des Willens sei sie es eben so wenig, denn man bestrafe nur dasjenige was die Ruhe oder die Sittlichkeit gefährde. Die Behauptung, der Prediger hab das Recht des Bindeschlüssels, verwarf er vollständig: er dürfe über Keinen di Excommunication verhängen, Keinem das Abendmahl versagen, er dürfe nur bitten und ermahnen, denn in Sachen des Glaubens gebe es gar keine äußere Gewalt, Jeder habe völlige Freiheit. Die Kirche sei unsichtbar, diejenigen, welche

r heil. Geist mit seinen Gaben erleuchte und heilige, das seien die Glieder der wahren christlichen Kirche. Damit war die äußere sichtbare Kirche verneint und die Staatsallmacht gelehrt. „Die Freiheit, meint Thomasius, ist es, die einem Geiste das rechte Leben gibt, und ohne welche der menschliche Verstand todt und entseelt zu sein scheint. Der Verstand erkennt keinen Oberherrn als Gott, und daher ist ihm das Joch, das man ihm aufbürdet, wenn man ihm eine menschliche Autorität vorschreibt, unerträglich oder er wird zu allen Wissenschaften ungeschickt, wenn er unter diesem Joch erliegen muß, oder sich ihm aus eitler Ehre oder aus Furcht freiwillig unterwirft." Relig. Freiheit.

So wurde aus dem Advocaten der Pietisten der Bahnbrecher der Aufklärung. Ein wirkliches Verdienst erwarb sich übrigens Thomasius in seinem Kampf gegen die Hexenprozesse *). Aufklärung.

Ein Anderer, der von den Pietisten ausging, aber später mit ihnen zerfiel, der Erneuerer der Brüderunität, Zinzendorf, ihre Gemeindeverfassung ist wesentlich die des Pietismus: der Bund soll aus lauter Erweckten bestehen, die ihr ganzes Leben dem Heiland weihen, die Liebe zu ihm soll das einzige Band sein, das sie vereinigt **). Brüderunität.

Nikolaus, Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf, wurde geboren zu Dresden 26. Mai 1700. Sein Vater starb früh, seine Mutter, eine fromme gebildete Frau, leitete seine Erziehung und nach deren zweiter Vermählung die Großmutter, die mit Spener in Verbindung stand, welcher eines Tags dem Knaben als künftigem Beförderer des Reiches Jesu seinen Segen gab. Diese Worte hafteten tief in dem regen, namentlich religiös feinfühligen Kinde. Schon im vierten Jahre kannte Zinzendorf die Hauptlehren des Christenthums, und einen Eindruck machte auf ihn die Vorstellung, daß Jesus unser Bruder und für uns gestorben sei. Er schloß einen Bund mit ihm: „sei Du mein lieber Heiland, ich will Dein sein" — er unterhielt sich stundenlang mit ihm in seinem Zimmer und glaubte, daß er ganz nah bei ihm wäre; er schrieb kleine Briefe an ihn, warf sie zum Fenster hinaus auf die Straße, in der Hoffnung, sein himmlischer Freund werde sie schon finden. Er erzählt selber, wie er in seinem ... Jahre einmal vor dem Einschlafen in Nachdenken versunken, (und auf die verwirrtesten Ideen der Atheisten verfallen sei, er habe aber den Entschluß gefaßt, wenn es möglich wäre, daß ein anderer Gott als er sein und werden könnte, so wolle er lieber mit dem Heiland verdammt, als mit einem andern gottselig werden, und er habe den festen Vorsatz gefaßt, fortan den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu gebrauchen, als er langte, und ihn so weit zu schärfen, als möglich, im Geistlichen aber, bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß er sie zum Grunde aller andern Wahrheiten legen, und was er nicht aus ihr ableiten könne, gleich wegwerfen wolle. Und bei diesem Entschluß sei er geblieben. Früh zeigte Zinzendorf Talent zu Liedern und rednerischen Uebungen — als Knabe von sechs Jahren schon predigte er in einem Saal, wobei zusammengestellte Stühle seine Zuhörer vorstellen mußten. Für Zinzendorf. Jugend.

*) Vergl. B. IV. S. 577.

**) Spangenberg, Leben des Grafen Zinzendorf. Barby. 1772. 8. B. Schrautenbach, Der Graf v. Zinzendorf, und die Brüdergemeinde. 1782. Varnhagen von Ense, Leben Nik. Graf Zinzendorf in den biog. Denkmalen. B. V. Möhler, Symbolik, 544—60. Hagenbach, Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrh. I. S. 401—51.

Sprachen dagegen zeigte er wenig Talent, für Mathematik gar keines, beim G
zählen kam er immer in Verwirrung. Was ihm geschenkt wurde, gab er sog
den Armen. Das Gemüthsleben war bei ihm vorwiegend. In seiner Jugend
er sittenrein, darum blieb ihm auch die Begeisterung und die Opferwilligkeit
das, was er als gut erkannte.

In Halle. 1710—16 war Zinzendorf auf dem Pädagogium in Halle. Francke
Adelsstolz bei ihm voraus und nahm das „naseweise Gräflein" in strenge Z
Zinzendorf selber gesteht, er sei fürwitzig gewesen, sein Oheim Canstein
über Bosheit und Unwahrhaftigkeit. Zinzendorf erzählt aber auch, wie ihn
Kameraden mit aller List und Kunst zu groben Sünden zu verführen such
„Gern hätt ich Alles wissen mögen, was gut oder schädlich sei, weil ich
unter einer Gnadenzucht stand, die sie nicht kannten, so wurde ich nicht al
allemal von ihren bösen Thaten zurückgehalten, sondern es gelang mir mehr
einmal, diejenigen, die mich verführen wollten, statt dessen ins Gebet mit mir
bringen und für meinen Heiland zu gewinnen." — Er stiftete einen Orden
Senftkorn mit gleichgesinnten Knaben, sie verbanden sich zum Beten und
wechselseitiger Prüfung und Ermahnung; — sie trugen einen goldenen Ring mit
Aufschrift: „Unser keiner lebt ihm selber." Unter den Freunden, die er gew
war ein Schweizer Wattewil. Beim Abschied von der Schule hielt Zinz
eine lateinische Rede über die Rechthaberei der Gelehrten. Francke meinte,
junge Graf werde einst noch ein großes Licht der Kirche werden.

Nur ungern folgte Zinzendorf dem Willen seines Vormundes, der fürch
er möchte in Halle gar zu pietistisch werden, zum Besuche der rechtgläubi
In Wittenberg. Universität in Wittenberg; dort sollte er sich des Rechtes befleißigen, hörte
in den Mußestunden Theologie, hielt Betstunden und Fasttage. Den Profess
hielt er ihre Versündigung gegen die in Halle offen vor, ohne daß sie es
übel nahmen. Später suchte er, jedoch erfolglos, zwischen beiden Parteien zu
mitteln. „Gern wäre er ein simpler Katechet oder glücklicher Dorfpfarrer
worden." — Sein Vormund war dagegen, forderte, daß er fechten, tanzen,
lerne. Zinzendorf gehorchte, nahm aber, wie er erzählt, mit seinem Herz
freunde, dem allgegenwärtigen Heiland, Abrede, er solle ihm ja kein viel Ge
lichkeit geben, damit er von solchen unnöthigen Dingen bald losgesprochen und
Freiheit gesetzt werde, die etlichen Stunden des Tages auf etwas Würdigeres
seinem Gemüth und künftigen Umständen Entsprechenderes zu wenden, und
einziger und wahrhafter Vertrauter habe ihn hierin auch keine Fehlbitte
lassen.

Auf Reisen. Nach dem Willen seiner Vormünder ging Zinzendorf 1719 auf Rei
In Düsseldorf machte der leidende Christus von Correggio mit der Unterschr
„Das alles habe ich für Dich gethan, was thust Du für mich?" großen Eind
auf ihn. Die religiöse Stimmung blieb, trotz aller neuen Anschauungen.
Holland lernte er die Reformirten von einer bessern Seite her kennen, er
dort auch täglich Erbauungsstunden. Ueber Brüssel kam er nach Paris.
üppige Leben der Hauptstadt machte keinen Eindruck auf ihn, stieß ihn im Geg
theil ab. Der milde Cardinal Noailles fand Gefallen an ihm. Zinzendorf bem
Urtheil über Katholiken. später: „Seit ich mit den Katholiken wenig Verkehr mehr habe, fange ich
mich über ihre Vernünftigkeit, Geduld und Toleranz zu verwundern. Da sie
viel zum Theil ungegründete heftige Angriffe und Kriteleien, deren ich mich
meinen jüngern Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine dam
lige Bekehrungssucht ins Beste deuteten, und mich doch so viele Jahre m
hassen, nicht drücken mögen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit m
so raisonabel und christlich gehandelt hätten. Die Katholiken führen das Ka

..a im Mund und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen Andere in Praxis. ..e Protestanten führen die Freiheit im Mund und auf dem Schild, und es ..t unter uns in Praxis (das sage ich mit Weinen) wahre Gewissenshenker." ..n Schluß der Reise sagt Zinzendorf: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um ..e Hoheit der Großen, und es ist doch keiner so prächtig, es thuts ihm noch ..er zuvor."

Nach seiner Rückkehr sollte er sich vermählen. Seine Braut, eine junge ..fin Kastell, wurde aber auch für seinen Freund, einen jungen Graf Reuß, ..ünscht, darum verzichtete Zinzendorf mit ihrer Zustimmung und wohnte selbst ..er Verlobung bei. 1722 vermählte er sich mit Erdmuthe, der Schwester des ..sen Reuß, mit der ihn bald die innigste Seelengemeinschaft verband, oder vielmehr ganz auf seine Anschauungen einging. 23 Jahre später schrieb er ..r sie dankbar: „Wer hätte vor der Welt so unanstößig gelebt? wer hätte ..e in Ablehnung der trockenen Moral so klug assistirt? wer hätte den Phari..mus, der sich alle Jahre hindurch immer herbeigemacht, so gründlich ge..nt? wer hätte die Irrgeister, die sich von Zeit zu Zeit so gern mit uns ver..gt hätten, so tief eingesehen? wer hätte meine ganze Oekonomie so viele Jahre ..wirthschaftlich und reichlich geführt, wie es die Umstände erfordert? wer hätte ..konomisch und doch so nobel gelebt? wer hätte so niedrig und hoch sein ..en? wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräsentirt, ohne weder ..e besondere Geistlichkeit zu affektiren, noch zu mundanisiren (sich weltlich zu ..chen)? . . . wer hätte zu Land und See solche erstaunliche Mitpilgerschaft ..ommen und ausgehalten?" 1721 nahm Zinzendorf eine Stelle bei der ..egierung in Dresden an, aber nur mit Widerwillen. Dagegen hielt er ..einen Thüren alle Sonntage Erbauungsstunden, wie er sagte, als ein Pre..ger der aus Gehorsam gegen seine Eltern einen Degen trug, aber mit seinem ..en Gemüthe in der Predigt des Evangeliums lebte. Der Superintendent ..er hemmte ihn nicht, „aus Mitleid mit seiner unterdrückten Predigergabe." ..2 kaufte er von seiner Großmutter das Rittergut Berthelsdorf und suchte nun ..diesem seinem Gut dem Herren eine Gemeinde zu sammeln, und die echten ..nde des Heilands, die wahren Kinder Gottes zusammen zu halten, er sah ..lutherische Kirche als Ganzes für verloren an. In dieser Zeit baten ihn ..hrische Brüder, ihnen eine gesicherte Unterkunft zu verschaffen. Es ..der österreichischen Regierung *) nicht gelungen, alle Hussiten wieder in ..katholische Kirche zurückzuführen, in der Stille hingen noch viele an den ..en des böhmischen Reformators, wußten dieselbe aber nicht rein zu be..ren, sondern nahmen waldensische Ideen auf. Sie übten eine strenge Sitten..t und feste Handhabung der Excommunication. Es gab unter ihnen drei ..ssen, beginnende, fortschreitende und vollkommene, nach dem Maße des gei..en Wachsthums. Christus galt ihnen als unmittelbare Quelle der Kirchen..alt; sie verwarfen die Ordination, das Fegfeuer, die Heiligenverehrung, die ..liche Gegenwart Christi im Abendmahl. Luthers Auftreten erweckte von neuem ..e Hoffnungen, obschon Luther in vielen Dingen ganz entgegengesetzte An..auungen hatte. Der wittenbergische Reformator zeigte sich ihnen geneigt, sie ba..en verstanden sich zur Annahme der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi ..der Eucharistie und nahmen auch die Grundbestimmungen der lutherischen ..htfertigungslehre auf (1536), doch hielten sie fortwährend an der Ehelosigkeit ..Geistlichen fest, weil diese dadurch ungestörter ihrem Berufe leben können, und

Marginalia: Ehe. — Beamter. — Predigt. — Mährische Brüder.

*) Gindely. Geschichte der böhm. Brüder. 2. B. Prag 1857.

an Strenge der Zucht und des Wandels *). Gegen die österreichische Regierung glü[...] unter ihnen ein wilder Haß fort, weßhalb sie oft zu Auswanderungen genöthigt wu[...] den. Ein Zimmergeselle Christian David erhielt damals von Zinzendorf das Ve[...] sprechen der Aufnahme seiner Brüder auf seinem Gut. Am Hutberge bauten sie 17[...] ein Haus, dessen Bewohner fortan auf des Herren Hut stehen sollten, daß T[...] und Nacht kein Stillschweigen bei ihnen sei, daher der Name Herrenhuter.

Brüdergemeinde. Hier wollte Zinzendorf eine Gemeinde gründen, oder, wie er sich ausdrü[...] das Lamm Gottes inthronisiren als eigentlichen Schöpfer, Erhalter, Erlöser u[...] Heiligmacher der ganzen Welt, und die Katholicität seiner Leidenslehre als [...] Universaltheologie in Theorie und Praxis einführen. Der Graf legte seine St[...] bei der Regierung nieder und zog sich auf sein Gut zurück, um ganz nur de[...] geistlichen Berufe zu leben. 1724 legte er den Grundstein zu einem got[...] dienstlichen Versammlungshause, wobei er den Wunsch aussprach, es möge [...] länger bestehen, als es zum Preise des Heilandes eine Wohnung der S[...] und des Friedens sein würde. Liebe, Friede, Ruhe der Seele war die Lo[...] sonst waren in den Ueberzeugungen große Gegensätze vorhanden. Zinze[...] war seiner Erziehung nach Pietist, dabei aber der augsburgischen Conf[...] zugethan. Von den mährischen Brüdern, die auf seinem Gute sich niede[...] hegten einige calvinische, andere hussitische Ansichten. Es waren also große Ge[...] sätze beisammen und wir glauben Zinzendorfs Geständniß gern: „Ich lern[...] einem halben Jahr mehr Kirchenhistorie und bekam mehr Data zu einer so[...] Kritik über die Häresiologie, als ich in Jahren aus Arnolds Kirchen- und Ketzerhi[...] ja selbst in Bayle würde gesammelt haben.“ Der Graf beschloß die obwalte[...] Verschiedenheiten unbeachtet zu lassen, obschon er seine Gemeinde in drei Tr[...] in den lutherischen, reformirten und mährischen, eintheilte, und sich nur a[...] zu halten, was allen gemeinsam sei, an die Erlösung im Blute Christi: [...]

Kreuz u. Bluttheologie. Tod Jesu Christi sei der Mittelpunkt des Glaubens; durch die Predigt [...] Versöhnungslehre wollte er die Gemeinde einigen. „Ich habe nur Eine Pa[...] sagt er, und die ist Er, nur Er.“ Es war der Glaube seiner Kindheit, der [...] begeisterte, und mit Taubeneinfalt und Schlangenklugheit wußte er die Mitgl[...] zusammen zu halten und die Gegensätze zu versöhnen, zugleich strenge Sit[...] zucht durchzuführen. 1727 wurde ihm mit Zustimmung Aller das Vorstehera[...] übertragen und eine neue Gemeindeordnung auf Grundlage der alten mähri[...] festgesetzt. Alle waren eingereiht in Banden und Chöre, bei denen aber die [...]

Banden. schlechter geschieden waren. Die Banden bestanden aus freiwilligen Vere[...] von zwei oder mehreren Seelen, die sich über ihren Herzenszustand kindlich [...] einander besprechen und Nichts vor einander verbergen sollten. Jedes Geschl[...]

Chöre. hatte vier Chöre, der Kinder, der Unverehlichten, der Verheiratheten, der Witt[...] und Wittwen. Jeder Chor hatte seine eigenen Erbauungen, Lieder, Festtage [...]

Kinderzucht. besondern Abzeichen. Auch die Kinderzucht wurde genau ins Auge gefaßt. J[...]

*) Möhler, Symbolik. §. 74.

orf bezeichnet sie als eine heilige, priesterliche Methode, die Seelen von Kinderzucht.
Wiege an Nichts anderes wissen zu lassen, als daß sie für Jesu da sind
daß ihre ganze Glückseligkeit darin besteht, wenn sie ihn kennen, ihn haben,
dienen, mit ihm umgehen; ihr Unglück aber sei, von ihm getrennt zu sein,
r der Kinder größte Strafe sein muß, nicht mitbeten, mitsingen, nicht in
Versammlung gehen, nicht lernen zu dürfen, nach Gelegenheit der Umstände
t gestraft zu werden; eine Fühlung im Gemüthe zu haben, daß man schlecht
t, ohne ein Gefühl im Aeußern, daß man es übel habe. Ja selbst die un-
ndigen Kinder auf den Armen der Wärterinen sollten sich schon gewöhnen,
Gesang und das Gebet anzuhören. Der Heiland wurde in den Kinderstuben
Kind dargestellt, seine Kindschaft gepriesen und besungen, und seine ver-
kte Liebe erfleht. Der Unterricht der Jugend war dem Zweck des Ganzen
rechend; da der Besuch fremder Lehranstalten bedenklich schien, so wurden
Wissenschaften in den eigenen Erziehungsanstalten (Barby) gelehrt. Jünglinge Ehe.
Jungfrauen traten, nach den Geschlechtern getrennt, in einen engern Bund,
inem strengen, von allen Lockungen der Sinne abgezogenen Wandel. Sie
rachen einander mit Herz und Hand, sich dem Bräutigam ihrer Seele
dingt zu ergeben und nicht anders zu heirathen, als im Sinne des Hei-
, nach seinem, durch den Ausspruch der Gemeinde und innere Ueberlegung
baren Willen und mit völliger Ausschließung aller persönlichen Antriebe,
ze Verbindung erhielt eigentlich einen klösterlichen Charakter. Jeder hatte Aeltern.
, mußte sie aber auch um gute und billige Preise liefern. Besondere
er sorgten für die Armen und für die Kranken. Friedensrichter schlichteten
rrungen und Zwistigkeiten, die sich einem strengen Rechtsgang entziehen
. Erbauung war übrigens Hauptsache. Es gab eine Menge Bet-, Sing-
Erbauungsstunden, auch ein sogenanntes Stundengebet, indem je vierund-
zig Brüder oder Schwestern sich verbanden, von einer Mitternacht zur
rn so im Gebet zu verharren, daß jeder eine Stunde auf sich nahm, wo
Einsamkeit dem Gebet oblag. Einfachheit, Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Ordnung.
nung nahm man beim ersten Blick in ihren Niederlassungen wahr, die
chgängig religiöse Namen haben. Die Tracht der Brüder war einfach, ge-
lich braun oder grau; bei den Schwestern war aller Modeputz, auch
nenschirme und Fächer, verbannt, ein einfacher Hut oder eine schlichte Haube
weißer Leinwand ohne Spitzen diente als Kopfbedeckung; an der Schleife
eidenem Band, mit welchem er zugebunden war, erkannte man, zu welchem
eine Schwester gehöre: die kleinen Mädchen hatten ein dunkelrothes, die
frauen ein rosenrothes, die verehlichten Frauen ein blaues, die Wittwen
eißes Band. Eine Trauerkleidung gab es nicht, denn das Ausderzeitgehen
ein Anlaß zum Leid. Jedes Gemeindemitglied mußte vor der Aufnahme
urkundlich verpflichten, im Fall der Widersetzlichkeit auszuwandern und seine
r der Gemeinde zu hinterlassen. Die Befriedigung, welche die Mitglieder
eser Genossenschaft empfanden, und die religiöse Begeisterung führte zu

Botschaften. Botschaften, d. h. daß ein Bruder sich auf den Weg machte, um Etwas fü den Heiland auszurichten, oder, wie der in der alten Kirche übliche Name hieß ist, zu Missionen. Eine strenge Prüfung ging aber voraus, damit kein i Glauben noch Unbefestigter, kein seines Berufes Unsicherer Botschaft zu de Heiden übernehme.

Zinzendorf ging mit dem guten Beispiel voran. Er war unablässig a

Reisen. Wanderungen nach Dänemark, Schweden, Holland, England, nach der Schweiz 1739 machte er sogar eine Reise nach Westindien, um die Inseln St. Thom und St. Croix zu besuchen. Dort fand er vorausgegangene Brüder im Gefäng und erwirkte ihre Freilassung. Als Zinzendorf selber in kreolischer Sprache zu d Negern predigte, erhoben sich die Pflanzer gegen solche Versammlungen und trie sie durch Schuß und Hieb auseinander. 1741 besuchte er die Ansiedelungen N

Amerika. zareth und Bethlehem am Flusse Delaware. Hier legte er vor Zeugen, un denen auch Franklin war, den Grafentitel nieder und nannte sich einfach Frei Ludwig. Die strengen Puritaner legten jedoch seinem Auftreten allerhand Sch rigkeiten in den Weg. Als er an einem Sonntag ein geistliches Lied, das eben gedichtet, niederschrieb, wurde er als Sabbathschänder in eine Geld verfällt. Auch in Livland wollte er Gemeinden stiften, wurde jedoch ve und erhielt den Befehl, sich aus den kaiserlichen Landen je eher je lieber

England. zubegeben. Um so mehr Anklang fand Z. in England, wo 1749 in beiden H eine Bill durchging, welche die Brüder als Mitglieder der alten evangeli Kirche anerkannte, und von Eidesleistung, sofern es ihnen bedenklich erschien, Waffendienst und Antheil an den Geschwornengerichten in peinlichen F befreite. Am Schlusse seines Lebens konnte Zinzendorf sich rühmen, daß er G meinden und Anhänger habe „in Herrenhut und Herrenhaag, Herrendyk Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Oxford, Be in Grönland, St. Croix, St. Thomas, St. Jean, Barbesien, Palästina, S rinam, Havannah, in Georgien, Karolina, Pennsylvanien, unter Ungern, W und Hottentotten, desgleichen in Leth-, Liv-, Esthland, Litthauen, Rußland, weißen Meer, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, Aethiopien, Persien, bei den Boten der Heiden zu Land und See."

Pietisten. Auch die Pietisten traten Zinzendorf entgegen, weil er den Verkehr mit d Herrn als ein ewiges Freuden- und Liebesfest auffaßte und Nichts von i Lehre vom Durchbruch und Bußkampf wissen wollte, „worin die Seele zu unter der Last ihrer Sünden in Angst und Noth verzage, wie ein Missethä der zum Richtplatz geführt wird." Er war gegen den unnatürlichen Zwang z Gebet und Bibellesen und gegen ihre ängstliche Lehre von der Sündlichkeit d Mitteldinge. Er meinte, es gebe Seelen, die ohne dergleichen geistliche Conv sionen aus dem Geist geboren werden. Der Bußkampf, wie er von diesen geis lichen Hebammen betrieben werde, führe tausendmal eher zu einer Fehlgebu das heißt zur religiösen Heuchelei. „Die Leute wollen, sagte er, daß eine Se die zum ersten Mal um den Heiland weint, noch etliche Wochen, Monate o Jahre aufgehalten werde, den und jenen Proceß durchmache, darnach absolv werde, und dann in einer Ordnung, die wieder ihre Aphorismen hat, ein Heilig werden muß. In meiner Idee ist das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilan weint, — das ist ein solch geheimnißvoller Moment der Freiheit, da man Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren." Die Pietisten wollt dafür die Herrenhuter nicht als Kinder Gottes anerkennen und Zinzendorf kon in der Abneigung gegen sie den Vers machen:

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden,
Und ist mir ärgerlich,
Die miserabeln Christen,
Die kein Mensch Pietisten
Betitelt, als sie selber sich."

Seine Lehre, welche er die Kreuz- und Blut-Theologie nannte, spricht ...ntlich das dankbare Gefühl der Erlösung durch Christi Opfertod aus. In ...n Reden und Liedern drückt sich eine gewisse Verliebtheit in den Heiland aus, ...ntlich eine Entzückung an den Wunden und besonders an der Seitenwunde, ...rein die Kinder Gottes sich legen, womit sie spielen, welche sie küssen." Manche ...r Lieder — er dichtete und schrieb sehr viel — sind einfach, innig und voll ... religiösen Gefühles, so daß die Protestanten sie in ihr Gesangbuch aufge...men haben; andere sind läppisch und ungenießbar, voll seltsamer Wiederholungen, ...B.: „Des wunden Kreuzgottes Bundesblut, die Wunden-Wunden-Wundenfluth, Wunden, ja ihr Wunden! Eur Wunden-Wunden-Wundengut, Macht Wunden...den-Wundenmuth Und Wunden, Herzenswunden. Wunden! Wunden! Geißel...den! Dornenwunden! Nägelschrunden! Speerschlitz! Grüß euch Gott ihr ...den!" Manche seiner Lieder sind sogar sehr sinnlich. Bei seinen Vorträgen ...g nur zu oft das Gefühl, auch fehlte es ihm an strenger dogmatischer ...ildung und seinen Gedanken am logischen Zusammenhang. Die Theologie ... Gegner nannte er eine Gott-Vater-Theologie, indem er sich fast nur mit ...son und dem Werk Christi beschäftigte. Während er die Prediger Gottes ...ters Professoren des Satans nannte, hob er einseitig das blutige Verdienst ... hervor und verwirrte die Lehre der Trinität derart, daß er den heil. ... als Gott-Mutter erklärte und einmal in einer Rede sich zur Behauptung ...gen ließ: „Wir sind hier eine Versammlung, eine Synagoge des Heilands, ...es Specialvaters; denn Gott der Vater des Herrn Jesu Christi ist nicht ... directer Vater, das ist eine falsche Lehre und einer von den Hauptirrthümern, ... der Christenheit sind. Was man so in der Welt einen Großvater, einen ...iegervater nennt, d. i. der Vater unseres Herrn Jesu Christi." Begreiflicher ... hoben die Gegner solche Sonderbarkeiten hervor, um ihm die Geister ab...ig zu machen. Bengel hielt ihm entgegen: man dürfe den Sohn nicht über...n, aber auch den Vater nicht; man dürfe aus dem theuern Blut Christi kein ...m machen, um die Christen zu berauschen, und man dürfe die Empfindung ...r dem Vorwand des Gefühls nicht abtödten. Aus dem ewigen Reden und ...n von Wunden würden zuletzt nur leere Worte; auch habe das Fleisch in ...ausschweifenden Bildern, in welchen das Verhältniß der Seele als Braut zum ...utigam Christus dargestellt werde, ein reichliches Futter. Zum Glück für die ...einde fand sie in Spangenberg *) einen nüchternen Mann, der fern von aller ...wärmerei die Grundsätze der Schrift als Norm des Glaubens hinstellte und die ...würfe beseitigte.

Zinzendorf als Dichter

Dogmat. Irrung.

Begreiflicherweise wollte Zinzendorf als Hauptlehrer der Gemeinde sich eine ...elle Anerkennung für seine geistliche Wirksamkeit erringen. Dies hatte aber ... großen Schwierigkeiten. 1732 wußte er von der theologischen Fakultät zu ...ingen die Erklärung zu erlangen, daß die Einrichtungen der herrenhutischen ...ldermion dem Verband mit den Augsburgischen Confessionsverwandten nicht

---

*) Idea fidei fratrum heißt sein dogmatisches Lehrbuch.

hinderlich sei; 1734 ging er unter dem Namen Freidegg, so hieß eine Zin-
dorfische Herrschaft, als Candidat der Theologie nach Stralsund, bestand
Prüfung und erhielt ein ausführliches Zeugniß der Rechtgläubigkeit. Im glei
Jahre hielt er in Tübingen eine Predigt und wurde unter die Zahl der Ca
daten aufgenommen, welche geistliche Amtsgeschäfte verrichten können. Wen
aber auch für seine Böhmen und Mährer ein rechter Oberhirte sein wollte,
mußte er die Weihe als Bischof haben, denn sie hatten in ihrer Verfassung Bis
Dazu verhalf ihm der reformirte Oberhofprediger Jablonsky in Berlin, 20. Mai 17
Es war nicht leicht, das Mißtrauen Friedrich Wilhelms I., ohne dessen Erlau
Jablonsky nicht weihen durfte, zu überwinden. Zinzendorf vertraute auf
Macht über die Herzen der Menschen und legte dem Könige offen sein Sy
auseinander. Und er hatte solchen Erfolg, daß der König erklärte, es habe w
der Ketzerei noch der Staatsverwirrung halber Noth mit ihm, seine ganze S
sei, daß er als ein Graf und in der Welt angesehener Mann sich dem Di
des Evangeliums widtme; kurzum der Teufel aus der Hölle könne nicht ar
lügen, als die Gegner Zinzendorfs gelogen haben. Seit der Weihe nannte
Zinzendorf Ordinarius, und konnte jetzt selber Geistliche weihen und aussen
Bischof. In Dresden hätte er das nicht erreicht. Das Consistorium sprach sich dort
seine Lehre aus und der Regierung war sein ganzes Treiben zuwider, wei
Wien aus geklagt wurde über Verleitung österreichischer Unterthanen zur
wanderung. Er erhielt sogar 1738 die Weisung, die sächsischen Lande zu
und einige Zeit war der Hauptsitz der Gemeinde zu Herrenhaag. Erst 1748
der Graf wieder zurückkehren, aber nur nachdem er der Regierung ein nam
Darlehen vermittelt hatte, und nach einer Prüfung, wobei erklärt wurde,
man sich an die Lehrartikel der Augsburgischen Confession halte, erhielt die Brü
gemeinde Zulassung in ganz Sachsen.

In Herrenhut starb Zinzendorf am 9. Mai 1760, in der Ueberzeu
Zinzendorfs Tod. der Herr sei mit ihm zufrieden, er habe sein Tagewerk vollendet. „Ich bin
zum Herrn zu gehen, mir ist Nichts mehr im Weg." Auf dem Hutberg
er am 16. Mai bestattet. Er hinterließ Kinder, aber wenig Vermögen.
suchte bei meinen Brüdern und Schwestern, pflegte er zu sagen, nicht das
sondern sie, denn es sollen nicht die Kinder den Eltern Schätze sammeln, so
die Eltern den Kindern. Es soll Niemand sagen können, er habe mich reich
macht. Ich habe seit vielen Jahren am eigenen Hab und Gut auf einmal
Charakter. hundert Thaler vermocht." Zinzendorf war groß an Gestalt, von edlen Zügen,
und freundlichem Wesen, im Umgang munter, verbindlich, unterhaltend, voll
und Einbildungskraft. Seine Manieren verriethen den Mann von Stand.
seinen Bedürfnissen war er einfach. Das Feuer der Begeisterung, seine
Stimme, die Würde seines Wesens machten tiefen Eindruck. Dabei hatte er et
Herzgewinnendes. Er konnte wie Wenige volksmäßig reden, aus dem Herzen be
geistliche Lieder improvisiren und singen. Der Gesang spielt eine große Rolle
seiner Gemeinde. Die Zahl seiner Anhänger berechnete man bei seinem Tod
Europa und den andern Welttheilen auf 80,000. Die in Herrenhut
sammelten Prediger nannten im Schreiben, womit sie seinen Hingang
auswärtigen Gemeinden meldeten, Zinzendorf „den Restaurator der Brüderkir
den Apostel so mancher Nationen der Erde, den Stifter der Dörflein des He
ein treues Herz für eine jede arme verlegene Seele, dem es eine Fürstenlust w
Gutes zu thun." — Varnhagen meint am Schluß seiner gelungenen Biograp
Zinzendorfs Leben sei als ein glückliches und beneidenswerthes, auch von sol
anzuerkennen, die weder seines Glaubensbekenntnisses, noch seiner Sinnesart sind,
ihm nachzuahmen den Wunsch und Beruf haben.

Die Herrenhuter oder die Brüder-Unität wollen nur eine lebendige Ge-
de Jesu sein, die nur ihm leben, nach seinem Willen handeln, und von ihm
leiten lasse. Fragen wir nach dem Symbolum der Gemeinde, so erhalten wir
Antwort: „Der Heiland ist das Object der heil. Schrift; die Bibel ist das Glaubensquelle.
gehends von ihm, unserm Liebhaber, handelnde Buch; ohne ihn weiß man
t, was es heißen soll, aber so bald man gleichsam aus dem Heiland heraus
Bibel ansieht, so hängt Alles zusammen. Einem Gelehrten können chronologische,
rische oder physikalische Scrupel aufsteigen, einem Andern nicht, es wäre denn
einem Herzen nicht ganz richtig *).“ Also in der Bibel ist Alles enthalten;
ist orakelmäßig eingerichtet, sagt der Stifter. Deßwegen traf der Graf
auch die Einrichtung, daß Stellen aus ihr nach der Zahl der Tage des
es ausgelesen, in ein Kästchen gethan werden, und daß aus dieser Sammlung
den Gemeindeältesten für den folgenden Tag ein Spruch gezogen und von
zu Haus bekannt gemacht wird. Das ist die Loosung des Tages, wobei der Loosung.
te waltet, weil Christus die Gemeinde liebe, so werde er durch diese Loosung
e das mittheilen, was zur Warnung oder Ermunterung gerade nöthig ist. Ueber-
sahen die Herrenhuter im Loos den Ausdruck des Willens des Herrn und ge-
ten es bei Besetzung der Aemter und selbst bei Verheirathungen. In bürger- Gemeinwesen.
t-Hinsicht sind die Brüdergemeinden den landesherrlichen Behörden unter-
n, in Kirchen- und Schulsachen aber stehen sie unter der Leitung ihrer
Bischöfe, und der von diesen ordinirten Lehrer und Prediger. Die Ge-
heißen Ortsgemeinden, wenn sie einen für sich bestimmten Ort einnehmen,
Landgemeinden, wenn die Brüder in einer Stadt oder einem Dorf zerstreut
n, jedoch ein eigenes Versammlungshaus haben. Brüder der Diaspora oder
Zerstreuung heißen die Protestanten, welche, ohne Absonderung von ihren
n, mit der Brüderunität in Verbindung stehen und von Zeit zu Zeit von
Predigern besucht werden. Nicht Aufstellung eines neuen Lehrgebäudes, sondern Aufsicht.
ung des thätigen Christenthums ist der Zweck der Gesellschaft. Darum die
ltung der Disciplin und Strenge bei der Aufnahme, die selbst nach der
sten Prüfung doch nur stufenweise geschieht. Eben so ist die Ausschließung, wenn
Bruder seine Denkart verändert, eine stufenweise: zuerst vom Genuß des
mahles, nach hausväterlichen Bitten, Ermahnungen und Ahndungen, dann
er geistlichen Gemeinschaft mit den Brüdern und zuletzt von der ganzen
deverfassung. Jeder beaufsichtigt und wird wieder beobachtet. Grund-
ist, das ganze Leben soll ein beständiger Gottesdienst sein. Darum hat
Chor seinen Vorsteher oder Aeltesten und seinen Helfer, dieser hat mit allen
iedern des Chors genauesten Umgang, besucht sie und wird von ihnen be-
Jedes Mitglied soll, namentlich in der Woche vor der monatlichen Abend-
feier, dem Vorstand den ganzen Zustand seines Herzens vertrauen. Dies
das „Sprechen“ und jener ist zur höchsten Verschwiegenheit verpflichtet.
Chor hat sein besonderes jährliches Chorfest an dem Tag, an welchem die Feste.
Einrichtung für ihn getroffen wurde, die Knaben am 12. Januar, die
en am 5. März, die ledigen Brüder am 29. August, die ledigen Schwestern
. Mai, das Ehechor am 7. September, die Wittwer und Wittwen am
August. Alle Chöre stehen aber in der innigsten Verbindung mit einander. Sonst
n die in der christlichen Kirche eingeführten Festtage gemäß den landes-
chen Ordnungen begangen. Besondere Feste und Gedenktage der Herrenhuter
daneben: der 19. Januar für den Anfang der Mission in Grönland (1733),

*) Zinzendorf, Gedanken III.—XI.

der 1. März für den Anfang der alten Brüderkirche (1456), der 12. Mai die Grundlegung des Versammlungshauses zu Herrenhut (1724), der 17. J für den Anfang des Anbaues von Herrenhut (1722), der 6. Juni als Todes des Johannes Huß (1415), der 13. August für Erneuerung der Bruderkirche (172 der 21. August für die erste Mission der Heiden nach St. Thomas (1732), 13. August für Erfahrung des ältesten Amtes Jesu bei der Brüderunität (17 Als man nämlich einen Aeltesten wählen wollte, schlug ein Bruder Jesus Chr dafür vor. Vor dem Abendmahl finden zur Unterhaltung der brüderlichen
Liebesmahle. Liebesmahle statt, wo man beim mäßigen Genuß von Speise und Getränk durch fromme Gespräche gegenseitig zu erbauen sucht. Zinzendorf wollte das der alten Christen wiederum erneuern — bekanntlich hatten diese eine Z Alles gemeinsam. Er selber opferte sein Vermögen. Daraus darf aber ni schlossen werden, daß kein Herrenhuter Privatvermögen haben kann, die Unit jedoch ihr eigenes Finanzwesen. Der österreichische Erbfolgekrieg, der sieben Krieg, die Kriege der französischen Revolution haben dasselbe schwer ge der Eifer der Brüder aber immer die geschlagenen Wunden wieder geheil Auslagen für Missionen, für Anstalten sind nicht gering. Brüder, die ihr Vermögen haben, dienen in der Regel unentgeltlich, die Besoldung der ist sehr mäßig. Zu gewissen Beiträgen werden sämmtliche Mitglieder an dabei fließen freiwillige Beiträge zahlreich in einem fort *).

Synode. 1764 vom 1. Juli bis 29. August fand die erste große Sy Marienborn statt. Diese bestimmte den Grundvertrag der Unitätsve also: „Eine Gemeine Jesu Christi ist eine Versammlung, die aus leb Gliedern seines Leibes besteht, wovon er selbst das Haupt ist, die der heil zusammengesammelt, darin er selbst regiert, Diener ordnet und einsetzt, u Alles darauf angestellt wird, daß ein jedes Glied möge zubereitet werd Freuden einmal vor seinem Angesichte zu erscheinen. Das schließt ni daß sie eine Schule und ein Lazareth seiner Kranken ist, da man mit Leuten Geduld haben, und sie mit Erbarmen selig machen muß. Gott h in unsern Zeiten ein Volk bereitet, dem Geiste zu widerstehen, der in die ausgegangen ist, die Lehre von Jesu Versöhnung zur Fabel zu machen, dasselbe ist dazu berufen, seinen Tod zu verkündigen, bis daß er kommt. D stammt auch der Beruf einer Gemeine Jesu, das Evangelium nicht nu die Christenheit, sondern an allen Menschen mit dem Zweck zu treiben, sie Heiland zu bringen. Wenn der hl. Geist außer unsern Gemeinen durch das E gelium Seelen berufet und zusammen verbindet, um sie zur Freude des Heila zuzubereiten, so freuen wir uns darüber und halten sie für ein Gemei Jesu. Zwischen solchen Häuflein und unserer Gemeine muß in Ansehung der Ha sache, des unverrückten Genusses der Seligkeit in Jesu Wunden und alles d was zum Leben und göttlichen Wandel gehört, kein Unterschied sein. Was die äußere Verfassung und Einrichtung anbelangt, die der Heiland zum sondern Wohnen seines Volks in den Gemeinorten geschenkt hat, so bleib

*) Cranz, Alte und neue Brüder-Historie. Barby 1791. 778.

i, daß wir den mit uns verbundenen Gesellschaften in den Religionen
n Anlaß geben, dieselben nachzumachen; sondern sie ermahnen, in ihrer
lichen Verfassung zu bleiben, und treue Religionsleute zu sein.“ Sämmtliche
dergemeinden machen die Bruder-Unität aus und stehen unter einander in
indung. Ihre Bevollmächtigten treten mit den Kirchendienern alle 4—12 Verwaltung.
e zu Synoden zusammen, bei welchen ein Vorstand und Beirath gewählt,
von allen gleiches Stimmrecht geübt, und Alles berathen wird, was zur
erung des innern und äußern Wohles der Brüder-Unität beitragen kann.
Sachen, deren Folgen und Ausgang man auch bei der sorgfältigsten Ueber-
g nicht bestimmen kann, greift die Synode zum Loos. In der Synode
n die Bischöfe und Priester der Kirche ernannt und geweiht und zugleich
Aeltestenconferenz zur Unität gewählt, aus 10—15 Mitgliedern bestehend,
, bis wieder eine Synode zusammenkömmt, die Leitung des Ganzen zu
n hat. Durch Schriftwechsel und Besuche verkehrt die Direction fleißig mit
einzelnen Gemeinden. Für Missionen bei den Heiden zeigten die Herren-
großen Eifer und nicht ohne Erfolg. Man sieht nicht auf einen großen
n von bloßen Namenchristen, sondern nur auf solche, die sich wirklich be-
wollen. Die Aufnahme, welche die Herrenhuter in der Welt fanden,
m Ganzen eine freundliche. Sie sind eifrige Ackerbauer, nicht ohne Kunst-
, und zeigten sich für den Anbau und Wohlstand des Landes überall
Die Zahl ihrer Gemeindeorte hat übrigens seit dem Tod ihres Stifters
zugenommen. Wir kennen nur Gnadenfeld in Schlesien, Fairfield in
d und Königsfeld in Baden (1807). Vom Loos bei den Heirathen ist
abgekommen. Jeder Bruder kann mit Genehmigung der Aeltesten frei
Schwester wählen, und gibt diese ihre Zustimmung, so findet die Trauung
er öffentlichen Versammlung statt.

Der Pietismus ging vom Mangel an Befriedigung durch die orthodoxe
he aus. Auch Zinzendorf hielt die lutherische Kirche als Ganzes für un-
bar verloren, und suchte den gesunden Theil in seine Brüdergemeinde herüber-
iehen: „die lutherische Kirche sollte so ausgesogen, entsalzet und entwürzet
den, daß Nichts als ein Skelett übrig bleibe.“ In der Zeit, da er seine Kirche des neuen Jerusalem.
üdergemeinde stiftete, trat, gleichfalls aus Mangel an Befriedigung durch die
erische Kirche, zu Stockholm der Stifter des neuen Jerusalem auf *).

Emmanuel Swedenborg ist der Sohn des lutherischen Bischofs von Swedenborg.
stgothland, geboren 1689 zu Stockholm, und streng orthodox erzogen. Er
hte in seiner Jugend große Reisen durch England, Holland, Frankreich,
utschland und besuchte viele Universitäten. Swedenborg schien eine nur prak-
e Natur zu sein, und nur der Mathematik und Mechanik zu leben. 1718

---

*) Swedenborg, Arcana coelestia in verbo domini detecta. 1746; von
el deutsch herausgegeben, Tüb. 1823. Möhler, Symbolik 573—612. Görres,
Swedenborg und sein Verhältniß zur Kirche. Speier 1828.

schaffte er zur Belagerung von Friedrichshall zwei Galeeren, fünf große Boot
und eine Schaluppe mit Rollen über Berg und Thal. Er gab arithmetisch
und astronomische Abhandlungen heraus, er trieb Chemie, er bereiste die schw
dischen und sächsischen Bergwerke, 1729 ward er Mitglied der Akademie i
Stockholm, 1734 gab er seine mineralogischen und philosophischen Werke
drei Foliobänden heraus. Die Pariser Akademie übersetzte sein Werk v
Eisen, als das beste in dieser Materie, ins Französische. 1740 gab er
Oekonomie des Thierreichs heraus, ein Werk voll Belesenheit und eigener
danken, worin er die Naturreiche nach Reihen und Stufen zu einer Harmo
ordnet, die er die constabilirte nennt. Die constabilirte Harmonie war s
sein Hauptgedanke. Swedenborg stand wegen seiner Leistungen in hohem
sehen: 1710 ward er von seiner Königin in den Adelsstand erhoben. 1
aber legte er sein Amt nieder, indem er meinte, der Herr habe ihm ein n
Amt aufgetragen, die Verbindung zwischen der Geister- und Körperwelt
bilden. Es war ihm Ernst, er prahlte nicht damit. Auf der andern Seite w
er Spötter mit Würde in ihre Schranken zurückzuweisen. Bei alldem blieb er
stilles, fröhliches Gemüth, ein Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Gü
Wahrheit. Er glaubte an seine Erscheinungen in vollem Ernst, er war
Betrüger, wohl aber ein Betrogener.

Kein Mensch ahnte, daß in ihm der Stifter einer neuen Religion
Da erschien ihm, wie er behauptet, 1743 während seines Aufenthalts in Lo
der Herr selber, that ihm sein Inneres auf, erschloß ihm die Geisterwelt,
würdigte ihn des Umgangs mit Engeln — und fortan macht und besch
er Reisen in Himmel und Hölle — verkehrt mit den Geistern der Vo
sieht sich als Gottesgesandten berufen, das ursprüngliche Christenthum w
herzustellen, ein neues Zeitalter, das neue himmlische Jerusalem, einzul
Am 19. Juni 1770 schrieb er die letzten Worte seines Hauptwerks, und
diesem Tage fängt die neue Zeit an. Christus sendet die zwölf Apostel d
die Geisterwelt mit der frohen Botschaft, daß nun er regiere. Wir habe
hier mit einem Hellseher zu thun, der glaubt, was er schreibt, der vor
sieht, was er glaubt, und mit einer bezaubernden Anschaulichkeit die Zust
im Jenseits schildert, als ob er von einem Berge aus in ein reich bevölker
Thal hinabblickte.

Sokrates, Cicero, Luther sprechen aus Swedenborg, wie er aus seinem
Innern heraus sie sprechen macht, daher hören wir nicht sie aus ihm, sondern Sw
denborg aus ihnen. Er spricht mit ihnen, wie man mit seinen Gedanken spri
Engel und Geister sind seine Gebilde, sie sind die Laterna magica seiner eigene
Gedanken, nur personificirt er sie nicht wissentlich, als Visionen waren sie
oder in ihm, der in einem krankhaften Zustand sich befand. Diesen Zusta
schildert er in dreifacher Art: 1. Die Geister kommen zu ihm und sprechen mit ihm
2. Er verfällt in Entzückung, sein Inneres geht ihm auf. 3. Er wird vom
Geist fortgerissen und sieht in kürzester Zeit unsägliche Orte und Gegenstände

...der sagt:*) „Ernst und bedeutend winkt Adrastea den Menschen durch ...edenborg zu. auch fromme Gedanken, biblische Sprüche und Bilder, einen geistigen ...n der Schrift u. s. nicht über Maß und Ziel zu führen; das zarte Geschäft ...d bald Müssiggang der Gedanken, langweiliges Spiel, Wahnsinn. Sie winkt ... zu, keiner Imagination einen unbegrenzten Raum zu geben, auch die ...sten Ideen des Wahren und Schönen dergestalt nicht in Bilder zu kleiden, ... ob diese die Wahrheit selbst wären; bei der redlichsten Gesinnung wird ...ch sie der Selbstbetrogene ein Wahnsinniger, ein Verführer. Endlich zeigt sie ..., daß der ganze Reichthum wissenschaftlicher Kenntnisse, zumal wenn diese ... Geist ermattet haben, nicht vor dem Truge bewahre, wenn diesen das un...ttigte Herz begehret. Offenbar war Swedenborgs Fehler, daß er ermüdet ... wissenschaftlichen und Staatsunfug die Kette der Natur, die irdische ...nomie verließ und sich geistig isolirte. Seinen starken Organen war damit ...m gegeben; er schuf sich die Welt, die er in Gesetzen der mechanischen, ...alischen Natur gefunden hatte, und sonst nirgends fand, moralisch geistiger ...e in himmlischen Träumen."

Swedenborg galt für einen wahrhaftigen, menschenfreundlichen, frommen ...n. Seine Stelle legte er 1747 nieder, um ganz nur seinem religiösen Beruf zu ...n; seine Bücher mußte er auf eigene Kosten drucken lassen, Hohn und Spott ... ihm vielfach zu Theil; er erreichte ein Alter von 84 Jahren und starb ... in London.

Eine Hauptrolle in seiner Lehre spielt seine Vorstellung vom Jenseits. Es Zustände im Jenseits. ...in großer Irrthum anzunehmen, daß nach dem Tod eine gewaltige Ver...lung mit uns allen vorgehe, während doch der Mensch sich selbst in die ...e Welt mit hinübernehme und dort sei, treibe, wünsche und begehre, was ...er gewesen war, getrieben, gewünscht und begehrt hatte. Ich habe sie tausendmal ...n, gehört und mit ihnen gesprochen, versichert uns der Schwede; die Geister ... ein herzliches Bedauern, daß in der Welt und besonders innerhalb der ... noch eine solche Unwissenheit herrsche. Die Gelehrten sagten ihm, sie schämten ...er albernen Vorstellungen, die sie auf Erden vom Jenseits gehegt hätten, ...nd in der geistigen Welt Alles erscheint, was in der natürlichen Welt ist. ...bt dort Katholiken und Protestanten, Schweden, Dänen, Holländer, Engländer, ...ammedaner, wie auf der Erde. Es gibt dort Häuser und Paläste, Paradiese ...Gärten, und in ihnen Bäume aller Art; es erscheinen Aecker und Brachfelder ...Auen, so wie großes und kleines Vieh — Alles gerade, wie auf unserer Erde, ...mit dem Unterschied, daß dies Alles einen geistigen Ursprung hat. Die also, ...e in der Neigung zum Guten und Wahren sich befinden, die wohnen in ...n herrlichen Palästen, welche Paradiese mit Bäumen sind; diejenigen, welche ... entgegengesetzte Gesinnung haben, sind auch in der Hölle in Zuchthäuser einge...ssen, welche keine Fenster haben, in denen aber gleichwohl Licht ist, wie von ... Irrwisch; oder sie befinden sich in Wüsten und wohnen in Hütten, um ...e herum Alles unfruchtbar ist und wo sich Schlangen, Drachen, Nachteulen

*) Sämmtliche Werke zur Philosophie und Geschichte. 12. Theil, Seite 124.

und Anderes dergleichen aufhält, was ihrem Wesen entspricht. Nur ist Manches anders im Jenseits, als die verschiedenen Religionen es sich vorstellen. Der Teufe z. B. ist keine Person, sondern alle verdammten Seelen zusammen machen de Teufel aus. Calvin ist nicht unter den Seligen, sondern er steckt in einer Gru angefüllt mit den abscheulichsten Geistern, weil er ein sinnlicher Mensch war u die empörende Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung verbreitete. Au Melanchthon ist übel daran: er schreibt immer die Worte „der Glaube macht all selig" — und immer verschwinden diese Worte, weil sie nicht wahr sind. Lu hält Vorlesungen, wie er es in Wittenberg that; seine eifrigsten Schüler s seiner Lehrkanzel am nächsten; er predigt den alleinseligmachenden Glauben, kommt die Kunde, diese Lehre sei grundfalsch und er könne nicht selig wer wenn er nicht davon abstehe. Swedenborg erzählt, er habe gesehen, wie Pro stanten im Jenseits ankamen und sogleich von Engeln ins Verhör genommen wur Diejenigen, welche in diesem Leben nicht blos geglaubt, sondern auch nach dem Gla gelebt hatten, bekamen die Einladung: „mein Freund komm mit uns und n Wohnung in unserer Mitte!"

System. Also der Glaube macht nur selig, wenn die Liebe mit demselben verb ist; also der Glaube hat keinen Werth ohne die Liebe und die Liebe k Werth ohne den Glauben. Swedenborg geht demnach aus von seiner Ab gegen die protestantische Rechtfertigungslehre und von seinem Haß geg unbedingte Vorherbestimmung. Diese Lehren kann er nicht vertragen, d hält er sich für berufen, auf Grundlage seines vermeintlichen Verkehr Geistern eine bessere Lehre, das wahre Christenthum (wie er meint), an Stelle zu setzen — in Wahrheit ist es aber nur ein phantastischer Ra lismus *).

Swedenborg verwirft das Grunddogma des Christenthums, die Tr Antitrinitarier. seine Lehre gleicht der des Sabellius. Er nimmt nicht drei Personen an, s Eine göttliche Person, die als Vater die Welt erschuf, als Sohn erlöste, als Geist heiligte, oder vielmehr Christus ist Vater, Sohn und heil. Ge gleich. Er behauptet sogar, bis zum Concil von Nikäa sei dies allge Glaube der ersten Kirche gewesen, was ganz falsch ist. Ueberhaupt fehlt es an ordentlichen Kenntnissen in der Kirchengeschichte und an einer rich Methode, die Schrift zu erklären. So beweist er in die Bibel hinein, ihm seine Phantasie vormacht, behauptet dabei, die Engel hätten ihm das w Verständniß der Schrift erklärt — er habe den göttlichen, den lebendigen Gla während die gewöhnlichen Menschen nur den todten haben. So sind ihm Adam und Eva nicht wirkliche Personen, sondern nur Personificationen ältesten Kirche. Warum die Menschheit allmälig so verfiel, weiß Swede nicht zu erklären. Die Erlösung aber wurde nach ihm nothwendig, um der wachsenden Macht der Hölle Schranken zu setzen, denn immer mehr Ge kamen in die Hölle und durch diese fortgesetzten Einwanderungen wurde

*) Hase, Kirchengeschichte §. 412 nennt Swedenborg einen Dante des Norden

Wuth der Bösen so groß, daß sie über die Grenze der Seligen drangen. Da wurde Gott Mensch und befreite die Guten von der Zudringlichkeit der Bösen. Ohne die göttliche Herablassung in Christo wäre der Glaube nur ein in das Blaue des Himmels geworfener Blick, der sich ins Unbestimmte und Grenzenlose verliert, durch Christus aber hat er seinen eigentlichen Gegenstand und seine Bestimmtheit erlangt. Von einer stellvertretenden Genugthuung kann, weil der Sohn zugleich der Vater ist, keine Rede sein. Christus feiert im Tode nur seine eigene Verklärung, die Hineinbildung seines menschlichen Wesens in das göttliche. In ihm ist die Wahrheit und Liebe erschienen und die Sünde ist vergeben, wenn der Bußfertige sich ihm anschließt, dann wird der Mensch mit Gott vereinigt. Sacramente kennt Swedenborg nur zwei, Taufe und Abendmahl; Fleisch und Brod sind das irdische Abzeichen der göttlichen Liebe und Güte, Blut und Wein ist das Sinnbild der Wahrheit und Weisheit Gottes. Essen ist das sich aneignen, Irdisches und Ueberirdisches entsprechen sich immer wie Aeußeres und Inneres. Dies nennt Swedenborg die Correspondenzen. Durch das Abendmahl werden wir in den Himmel eingeführt, wenn wir es würdig nehmen. Eine Prädestination zum Himmel oder zur Hölle gibt es nicht. Die weder für den Himmel, noch für die Hölle ganz reif sind, kommen nach dem Tode in einen mittleren Ort, wo sie belehrt werden; die sich nicht bessern wollen, werden von der Hölle verschlungen. Es gibt Verruchte, die nicht selig werden wollen, und daher auch nicht können. Im Jahre 1757 sah Swedenborg selber dem jüngsten Gericht zu. Da der Apostel Paulus von stellvertretender Genugthuung spricht, so verwirft Swedenborg seine Briefe, er erkennt nur die Evangelien und die Apokalypse als echt an. Der schwedische Religionsstifter bekam in neuerer Zeit in England, Deutschland und Amerika Anhang, — in Wirtemberg hat Tafel seine Schriften übersetzt — nicht bei den arbeitenden Klassen, denn diese sind nicht geneigt, an eine Unsterblichkeit zu glauben, wo die jetzige Noth ihres Daseins fortdauert, sondern bei den Reichen. Möhler erklärt die Verbreitung von Swedenborgs Lehre aus dem Vorherrschen des Unglaubens *): „Die sehnsuchtsvolle Brust des Menschen ist mit solchem Gerede nicht zu befriedigen, und wenn du ihr die wahren Wunder nimmst, so wird sie sich falsche erdichten. Unsere Zeit ist dazu verurtheilt, das trostlose Schauspiel des mattesten, unmächtigsten und freudelosesten geistigen Lebens neben dem überspanntesten und krankhaftesten Ueberreiz desselben aufführen zu sehen, und wenn wir nicht mit lebendigem und geisterfülltem Sinne zur Kirchenlehre zurückkehren, werden wir bald die kläglichste Schwärmerei mit demselben Uebergewichte um sich greifen sehen, wie wir den flachsten Unglauben auf dem Throne erblickten." Das Tisch-

Erlösung.

Sakramente

Correspondenzen.

*) Möhler, Symbolik. Seite 613

rücken und Geisterklopfen hat die Richtigkeit dieses Ausspruchs seither nu zu gut bewiesen.

Also religiös erregt war diese Zeit. Wie diese Ueberspannung und Ueber- reizung des religiösen Gefühls leicht zu einem Umschlag in den Unglauben führen konnte, zeigt die Geschichte Edelmanns, dessen Selbstbiographie vor Kurzem erschienen ist*).

Edelmann. Edelmann ist aus Weißenfels, geb. 1698, gebildet zu Jena, wo er sehr fleißig war und dürftig mit Privatstunden sich erhielt, aber sich auch durch ge- läufige deutsche Verse und Tüchtigkeit in Disputationen schon bemerkbar machte. 1725 bestand er seine Prüfung in Eisenach, wurde dann Hofmeister bei einem lutherischen Grafen Kornfeil in Niederösterreich, dann 1728 bei einem Grafen in Wien, der von den Pietisten in Halle bekehrt war. Edelmann erzählt von seinem Herrn: „Sein Temperament neigte zur Fröhlichkeit, weil er aber nach der Halleschen Theologie glauben mußte, daß alle Fröhlichkeit Sünde sei, so durfte er nicht fröhlich sein. Deßwegen pflegte er die Worte, „er gebe uns ein fröhliches Herz" bei den gewöhnlichen Tischgebeten mit der größten Inbrunst und thränenvollem Auge zu beten, wie er sich denn überhaupt mit dem Gebet dergestalt zu martern gelernt hatte, daß er oft zwei Stunden auf den Knieen lag, und Gott ihm alle Augenblicke vorwerfend, daß er ihn in Sünden habe geboren werden lassen, um Gnade und Vergebung seiner Sünden flehte, daß ihm der Angstschweiß vom Gesicht lief. Das Seltsamste war, daß man ihm Nichts von der Liebe Gottes gegen seine Geschöpfe vorsagen durfte, das hielt er für den größten Leichtsinn und es war der nächste Weg, sein Vertrauen gänzlich zu verscherzen; hingegen wer ihm den Zorn Gottes recht groß und die Hölle recht heiß machte, der war ihm recht." — Also auch im lebensheitern Wien finden wir dieses düstere Treiben und

Pietisten in Wien. Edelmann spricht von Gebetsmarterstunden, und wie ihm Angst war, daß die Reihe zu beten auch an ihn kommen möchte, da er die Gabe des Gebets nicht in dem Maß wie seine Brüder hatte, welche ganze Stunden lang vorbeten konnten. 1728 übernahm Edelmann die Rolle eines Teufelsbanners bei einer frommen Gräfin, 1731 ging er als Hauslehrer zu einem Prediger ins Erzgebirg. Das unheilige Leben des Predigers, dann Schriften Arnolds regten in ihm Zweifel auf an der Richtigkeit des lutherischen Systems. Begierig las er die Schriften aller Freidenker und Mystiker. Er suchte nach etwas Neuem, was ihn befriedige, er näherte sich den Gichtelianern in Dresden, er schrieb an Zinzendorf, der ihm Reisegeld und die Mahnung schickte: „Komm und sieh zu." Edelmann wurde nun „ein Närrlein in Herrenhut und ließ sich mit andern Närrlein vom Bruder Ludwig am Strick herumleiten." Es gefiel ihm aber nicht, wie die Knaben und Mägdlein mit Gebet gemartert wurden; seine Zweifel waren nicht zu bewältigen; er drückte sie in einem Aufsatz aus, worin nicht undeutlich die ganze Lehre vom Bruch und der Versöhnung als eine Gotteslästerung hingestellt war. Dieser ver- schaffte ihm eine Einladung vom Haupt der Separatisten in Frankfurt, an der Berleburger Bibelübersetzung Theil zu nehmen. Nun schildert er uns sehr anziehend

*) Früher erschien: S. Joh. Heinr. Prathe, Historische Nachricht von J. Chr. Edel- manns, eines berüchtigten Religionsspötters, Leben, Schriften und Lehrbegriff. (Hamburg 1728, 2. Aufl. 1785.)

s Treiben der Separatisten in und um Frankfurt, das Gebahren der Erweckten, unter denen es auch Anhänger de. Madame Guyon gab, die sich täglich eine gewisse Stunde bestimmten, „wo sie zusammen kamen, und ohne ein Wort zu sprechen, nur still bis zum Verlauf der Stunde vor sich wegsahen, bisweilen, um nicht einzuschlafen, die Augen verdrehten und heimliche Seufzer hören ließen, auch während dieses selbsterwählten Stillschweigens nichts Anderes in sich hören durften, als was alle armen Sünder lauter bekennen, nämlich daß sie arme verdorbene und zu allem Guten untüchtige Creaturen wären. Natürlich blieben die armen Leute, wie sie waren, und dachten doch Wunder, was sie vor Andern voraus hätten." Edelmanns Zweifel steigerten sich. Er brach mit den Herausgebern der Berleburger Bibel, er schloß sich an andere Inspirirte, einen Schuhmacher, einen Bortenwirker, einen Apotheker an, immer in der Hoffnung, etwas Besseres zu finden. Er mußte aber gestehen, daß er in seinem Leben nie elender, abgeschmackter und kraftloser reden hörte, als unter diesen geistlichen Brüdern; er nennt die Zeit, die er unter ihnen zubrachte, die einfältigste in seinem Leben. Die Leute dachten über den Text, den sie erklären sollten, nicht vorher nach, das hielten sie für babylonische Gaukelpossen; um die Kraft des Geistes Gottes recht zu empfinden, müsse man immer einfältiger werden und sich von aller Schulgelehrsamkeit ausleeren; sie merkten, daß er ein Zweifler sei, und vertrösteten ihn auf die Ankunft des großen Propheten, des Sattlers Rock. Edelmann kam aber bald zur Ueberzeugung, daß der Geist, der aus diesem rede, nicht der rechte sei. Aus der Verzweiflung und Seelenangst rettete ihn der Gedanke: „Gott ist die Vernunft." Dieser Satz wurde ihm Leitstern, er lernte Borten wirken, um sich sein Brod zu verdienen; um Christus ähnlich zu werden, warf er seine Perrücke ab, ließ Haar und Bart wachsen, und ging in schlechtem Gewand umher, Andere belehrend und Narren Schläge auf den Backen ertheilend. Redliche Leute unterstützten ihn, Geld kam ihm von allen Seiten zu, schließlich eine Einladung von einem reichen Kaufmann nach Berlin. — Aber seine Feinde hatten ihn dort schon angezeigt und er wäre sicher in das Zuchthaus nach Spandau gekommen, wäre er nicht in Potsdam angehalten und vor den König gebracht worden, der gerade bei guter Laune war. Da entspann sich folgendes Gespräch zwischen Friedrich Wilhelm I. und ihm: Woher? — Von Berleburg. Warum laßt er den Bart wachsen? Ich sehe nicht, warum sich ein Christ der Gestalt seines Heilands zu schämen hat. — Er wird wohl ein Wiedergeborner sein? Nein, dazu habe ich noch einen großen Sprung. Geht er in die Kirche? — Ich habe meine Kirche bei mir. — Ihr seid ein gottloser Mensch, ein Quäker. — Wir sind Narren um Christi willen. Geht ihr zum Abendmahl? Wenn ich Christen finde, die sich neben mir mit Christus zum gleichen Tode pflanzen wollen, so bin ich bereit heut oder morgen das Abendmahl mit ihnen zu halten. Warum geht ihr nicht in die Kirche, da wird es ausgetheilt? — Das halt ich nicht für des Herren Abendmahl, sondern für eine antichristliche Cäremonie. Der König sah bedenklich die Generale an, die um ihn standen, und Edelmann fürchtete schon, es werde ihm nicht ungenossen hingehen. Aber Friedrich Wilhelm war diesmal bei guter Laune und fragte weiter: Wovon lebt ihr? Aus der Hand Gottes! — Ihr werdet fechten gehen? Gott hat mir so viel gegeben, daß ich als ehrlicher Mann leben kann; sollte sich aber je Mangel ereignen, so weiß ich auch, daß Gott noch Christen hat, die der Noth ihrer Nebenmenschen unter die Arme zu greifen wissen. Ich will auch einer dieser gutthätigen Christen sein, und gibt ihm 16 Groschen. Edelmann schämte sich, das Geld anzunehmen, fürchtete aber zugleich im Fall der Weigerung einen Buckel voll Schläge und sagte deßhalb: Euer Majestät, ich bitte mir eine Gnade aus; verschonen Sie mich mit der Gabe!

Warum, wollt ihr mehr haben? Nichts überall, verschonen Sie mich damit, habe es nicht nöthig. — Ich schenke es euch in Gottes Namen. In Gottes Na nehme ichs an. Wo wollt ihr hin? — Nach Berlin. Nein, nach Berlin d ihr nicht, in eurem Gewissen sollt ihr aber nicht gekränkt werden. Ihr seid gottloser Mensch, Gott bekehr euch! — Das wünsch ich Euer Majestät auch!

Edelmann kam später nach des Königs Tod doch nach Berlin und ma sich einen Namen als Herostratus, indem er Feuer in den Tempel warf: in seinen Schriften „Moses mit aufgedecktem Angesicht," „Christus und Beli „die Göttlichkeit der Vernunft," das Ansehen der Bibel bestritt und le das Gewissen sei der Himmel und die Hölle, es gebe weder Gott, noch Teu die wahre Bibel, nämlich Niemand zu beleidigen und Jedem das Seine lassen, sei in jedes Menschenherz geschrieben. Seine Schriften wurden auf Be des Kaisers von Henkershand verbrannt. Friedrich II. beschützte den Verfas

Sieg des Rationalismus. Mit dem Jahr 1740 beginnt die Herrschaft des Rationalismus in Deut land. Friedrich II. verordnete: „die Hallischen Pfaffen müssen kurz gehal werden." Der König bezeichnete die Pietisten kurzweg als Narren und ve sie, wo er konnte. Als 1745 Professor Francke zu Halle sich dem Theater wid setzte, schrieb Friedrich II: „Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran. S sollen spielen und Herr Francke, oder wie der Schurke heißet, soll dabei sein, u die (den) Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche Re ration zu thun, und mir soll der Attest von den Comödianten geschickt werde daß er da gewesen ist." — Der König wollte von den Frommen so we hören, daß man einem Frommann nur dadurch eine Stelle verschaffen kon daß er seinen Namen in Frohmann umänderte. Des Königs Grundsatz w „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur d Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue; denn hier muß ein Je nach seiner Façon selig werden." — Nur den Katholiken gegenüber war Friedr nicht gleich tolerant; er verordnete, bei Anstellungen im Justizcollegium s man die Katholiken sparsam ansetzen. — Alle Controverspredigten wurden v boten, aber auch alle pietistischen Conventikel.

Widerstand, wie die Puritaner in England leisteten, fand bei den Pietist nicht statt. Es lag etwas zu Süßliches in ihrem Wesen, auch fehlte die stählen Kraft eines Kampfes für alte Verfassung. Der Uebergang war rasch und vo ständig. Nach der Kreuz- und Bluttheologie stoßen wir jetzt auf eine so vo ständige Ernüchterung, daß am Weihnachtstag über Stallfütterung und a Ostersonntag über den Nutzen des Frühaufstehens gepredigt werden konn Sebaldus Nothanker, welcher den Bauern vorträgt, daß sie früh aufstehen, i Vieh pflegen, Garten und Acker fleißig bearbeiten sollen, wurde das Id eines Predigers. Für das Gesangbuch wurden die wässerigsten Verse au gesucht, wie:

Des Leibes warten und ihn nähren,
Das ist, o Schöpfer, meine Pflicht.
Durch eigne Schuld ihn zu zerstören,
Verbietet mir dein Unterricht! *)

Rascher Umschlag in den Gegensatz findet sich oft im Geistesleben. Wir [...]men jetzt an den König der Aufklärung, an Friedrich II., aber auch von [...]ichern und Lehrkanzeln wieder in die Cabinete und auf Schlachtfelder. —

*) Hagenbach, l. c. S. 311.

Rußland, Polen, Preußen.

Wir nahen jetzt der Zeit, da Polen zerrissen wird, da Rußland Mitteleuropa großen Einfluß gewinnt und Preußen zur Großmacht heran und haben zuvor die Ursachen aufzusuchen, welche dem einen sein Unglück und den beiden anderen zum Aufsteigen verhalfen.

Polen und Russen. Polen und Russen sind mit einander stammverwandt, sind beide völker — und doch die größten Gegensätze. Wir sahen früher *), wie die Urz der Slaven sehr einfach und republikanisch waren und wie die Pia Polen und Ruriks Söhne in Kiew zur Herrschaft gelangten. Polen um 1000 von Kaiser Otto III. für seinen Herzog die Königswürde und Rom aus den Synodalverband. Wladimir der Große (980—1015) lie Volk 991 durch griechische Priester taufen. Der Haß der griechischen gegen die römische zog eine unübersteigliche Schranke zwischen beiden Die abendländische Kirche hat die Idee bürgerlicher Freiheit allenthalben breitet, die morgenländische hat unbedingte Hingebung an den Herrscher einem Glaubensartikel gestempelt. Darum haben die Großfürsten den Kl bis zu einem gewissen Grade gehoben, sie verliehen ihm den Zehnten ihren eigenen Gütern. Die Adeligen wurden nicht gerne Kleriker, dagegen su die Niederen in der Kirche eine Zuflucht und lehrten den Ungehorsam ge den Herrscher als das größte Verbrechen betrachten. Der Adel blieb unwi und verweichlicht, der Klerus arbeitete für den Thron; beide Umstä hatten zur Folge, daß der Großfürst unumschränkt wurde. So wurde das der Russen eine Armee von tapferen Sclaven.

Byzantinisches Element. Im Klerus ist ein byzantinisches Element in den russischen St gekommen, der Erzbischof von Kiew stand unter dem Patriarchen von C stantinopel und wurde von ihm geweiht. Es fehlte nicht an Versuchen, die Verhältniß wieder zu brechen. 1051 ernannte Jaroslaw ohne jede Mitwirku

*) B. II. S. 596—619.

s byzantinischen Patriarchen den Russen Hilarion zum Erzbischof von Kiew, ... so suchte er eine selbständige Mutteranstalt slavischen Mönchthums im Höhlenkloster zu Kiew zu begründen, bei welchem ihm das Kloster auf dem Berg Athos zum Vorbild diente. Derselbe Herrscher suchte Familienverbindungen mit den Fürstenhäusern des Abendlandes zu schließen *). Isäslaw aus Kiew ...dte 1075 an Gregor VII. seinen Sohn: er sei bereit, des Papstes weltliche und geistliche Macht über Rußland anzuerkennen, wenn er ihm Schutz und Hilfe gegen seine aufrührerischen Unterthanen verschaffe. Der Papst nahm das väterliche Reich aus den Händen des Sohnes und stellte es ihm als Lehen des heil. Petrus wieder zurück. Aber Byzanz streckte starke Arme aus, um Rußland vom Eintritt in den abendländischen Völkerbund zurückzuhalten. 1071 unter Isäslaw kam wieder ein Grieche, den der Patriarch von Constantinopel geweiht hatte, auf den Stuhl von Kiew und fortan — bis zur Eroberung von Constantinopel — waren es die dortigen Patriarchen, welche die Erzbischöfe von Kiew weihten. Auch die Verbindung mit dem byzantinischen Mönchthum wurde wieder angeknüpft und die griechischen Mönche wußten die durch Jaroslaw ...handene Neigung für die katholische Kirche gründlich zu tilgen. Den Russen ward verboten, mit Leuten römischen Bekenntnisses an einem Tisch zu sitzen und zu essen; es wurde für schwere Sünde erklärt, daß russische Fürsten ihre Töchter und ... mit römischen Katholiken vermählten. **) Damit kam auch die byzantinische ...ität nach Rußland. Haxthausen bemerkt ***): „Nichts könnte in den Augen des russischen Volkes die kleinste im äußern Gottesdienst vorgenommene Abänderung entschuldigen, denn das Wesen, die tiefste Grundlage der orientalischen Kirche, ist die Tradition. Alles bis auf die kleinste Verzierung im äußern Bau der Kirche ruht auf einer überlieferten, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ...lich vererbten Sitte. In dieser Kirche hat die Hierarchie keine Religionsfragen zu entscheiden; ihre geistliche Autorität bezieht sich weder auf die Auslegung des Dogmas, noch auf die Einrichtung des Gottesdienstes; als treue Bewahrerin der Vergangenheit hat sie nur die Aufgabe, Alles zu erhalten, was durch die Jahrhunderte festgestellt und geheiligt ist."

Ein **normännisches Element**, Thatendrang und Streben nach Normännisches Element ...erung, lag in der Herrscherfamilie, in den Söhnen Ruriks oder den Ruri...witschen. Leider lebte in den Mitgliedern der Herrscherfamilie die Ueberzeugung vom Rechte aller Glieder auf die oberste Gewalt und so wurde aus Rußland ein Bund vieler Fürstenthümer bis zum 16. Jahrhundert. Jeder Nachkomme des heil. Wladimir besitzt den Namen Fürst, und ein Anrecht auf einen gewissen Landstrich, wo er als unabhängiger Beherrscher seine Hauptstadt, sein Gefolge, sein Heer, seine Bojaren hat, einen Bischof ernennt, Gesetze erläßt, Recht spendet,

*) Helfert, Rußland und die kathol. Kirche in Polen. Wien, 1867. S. 26—43.
**) Strahl, Geschichte Rußlands I. 115.
***) Studien über Rußland. I. 312.

belohnt und straft, Krieg führt und Frieden schließt, mit wem er u
Theilungsvertrag. und nach seinem Wohlgefallen Städte und Festungen baut. Der älteste Theil
der Familie ist der Großfürst (Weliki kniäs). Er hat das Recht, die Streitigk
zwischen den Theilfürsten auszugleichen und zu einem auswärtigen Krieg Trup
zu fordern, aber nicht das Recht, sich in die Verwaltung der Fürstenthü
einzumischen, oder Steuern in denselben zu erheben; er ist nur unbeschrän
Herr in seinem Antheil. Er ist nur gemeinsamer Vermittler in Angelegenhei
die sich auf ganz Rußland beziehen. Die fürstliche Würde ist nur erblich
männlicher Linie. Die Söhne theilen unter sich das väterliche Gebiet. Das i
das schwache Band, welches die Einheit Rußlands wahren sollte. Es kon
Bestand haben, wenn die Nachfolger immer die gleiche Kraft des Stift
Gebrechen. dieses Theilungsvertrages besaßen und wenn in der Familie selber nicht St
tigkeiten entstanden. Den Nachfolgern Jaroslaws aber gebrach es an der gleic
Einsicht und Festigkeit des Willens und der jüngere Zweig der Familie an
kannte die Bestimmung des Theilungsvertrages nicht, wornach das Recht
einen Antheil nur den ältern Repräsentanten des fürstlichen Hauses geb
und so entstand um das Bundessystem ein Kampf, der von 1054—1240 dau
in welchem Rußland seine Kräfte selber verzehrte. „Dieser Kampf, sagt Ustrialow
stellt unter der Feder unserer Chronisten ein dunkles ermüdendes Gemälde d
die Riesen der Dämmerung, Oleg, Swätoslaw und Wladimir, verschwin
und an ihre Stelle treten ihre Nachfolger als bleiche Schatten, wie böse Gei
welche in lärmendem Getümmel auf die Scene treten, einander verdrängen, n
kurzer Zeit still verscheiden, und aufs neue einen allgemeinen Kampf begin
den sie ihren Söhnen, Enkeln und Urenkeln überliefern.“

Theilungsperiode. Jaroslaw theilte sein Reich unter seine fünf Söhne: dem ältesten, Isäsl
gab er die Fürstenthümer Kiew und Nowgorod, dem Swätoslaw Tscherni
dem Wsewolod Perejaslawl, dem Wjätscheslaw Smolensk und dem Ig
Wladimir in Wolhynien. Uebergangen waren zwei Enkel Wladimirs, Rostisl
und Wseslaw, welche den Grundsatz, daß das Recht auf einen Antheil nur d
ältern Zweig des Hauses und nicht dem jüngern gebühre, verwarfen, wäh
Jaroslaw nur dann der jüngern ein Recht einräumte, wenn die ältere erlo
sei. Aber auch die andern Fürsten sahen in Isäslaw nicht ihren Herren, sond
nur den ältern Bruder. Die Grenzen der einzelnen Gebiete waren nicht ge
bestimmt und so stritt man sich denn nach Normannenart mit den Waffen in
Hand um die Provinzen. Wenn auch die Russen nicht immer eifrig waren,
den einen Rurikowitschen gegen den andern zu Felde zu ziehen, so fanden
Polowzer. herrschsüchtigen Fürsten in dem wilden Volk der Polowzer **), deren Horden dam
von den Ufern des Pruth bis an die Wolga sich umhertrieben, und ohne Neig
zum Ackerbau, von der Viehzucht und vom Raub lebten, gefürchtete Helf
Polowzer heißt Bewohner der Ebene oder Steppe, die Byzantiner nennen
Kumanen, die Deutschen Falen oder Insassen der Niederung, sie galten als grausa

*) Geschichte Rußlands. I. S. 81.
**) Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme. S. 743.

...rstig, treulos, es heißt von ihnen, sie verschlingen rohes Fleisch, Aas und ...ise; sie waren türkischen Stammes und jeden Augenblick bereit, ins russische Land ...zufallen und zu plündern. Die Jaroslawitschen erlagen in diesem Kampf. Der ...e Sohn Jaroslaws, Wsewolod I., Großfürst, aber schwach, seit 1078, starb 1093. ...n theilten die Enkel Jaroslaws das Reich. Sie ließen dem Aeltesten der Familie, ...atopolk II., dem Sohne des Isäslaw, den Titel eines Großfürsten, erfanden ... aber als engherzig und treubrüchig und kämpften gegen einander, bis 1097 ... tüchtigste unter ihnen, Monomach, sie auf einer Zusammenkunft zu Ljubetsch Monomach. ...weg, sich zu vertragen, und sich durch Küssen des Kreuzes zu verpflichten, ...ander gegen jeden Dränger zu vertheidigen. Der Vertrag von Ljubetsch ge...ährte den Söhnen das Erbrecht an dem väterlichen Antheil, die Selbständigkeit ... Fürsten und die Gewalt, selbst den Großfürsten zu richten, im Fall, daß er sich ...rechtlich benehme. Doch der Vertrag ward nicht gehalten. 1097 erhoben sich ...e Theilfürsten gegen den Großfürsten, welcher die Ungarn zu Hilfe rief. ...100 fand eine neue Versöhnung der Fürsten in Kiew statt. Sie war um so ...iger, als die Polowzer, damals die Geißel Rußlands, einen Raubzug nach ... andern unternahmen. Monomach zog in ihr Land und brachte ihnen einen ...lag bei, der Rußland auf lange Zeit Ruhe verschaffte. Dieser Sieg bahnte ... selber den Weg zum Großfürstenthum nach dem Tode Swätopolks, 1113, ...en Söhne dem allgemein gefeierten Helden nicht in den Weg zu treten wagten ... ihn selber als das Haupt Rußlands anerkannten, obschon er nicht der älteste ... Familie war. Monomach kehrte zum Plan Jaroslaws zurück, die Herrschaft Mstislaw ...ner Familie zu sichern, nämlich seinen Söhnen. Die widerstrebenden Fürsten ...den bezwungen und er beherrschte Rußland unbedingt, mit einer Kraft, wie ... Jaroslaw, und unternahm noch glückliche Feldzüge gegen Finnen, Esthen, ...lgaren und Polowzer. Sterbend (1125) verpflichtete er seine Söhne, die neue ...dnung der Dinge zu befestigen. Sein ältester, Mstislaw, verfolgte auch mit ...heit, Strenge und Glück diesen Plan. Widerstrebende wurden unerbittlich aus ...rem Lande gejagt, schließlich setzte er eine Thronfolgeordnung in absteigender Linie ... Aber die Geschichte der Jaroslawitschen wiederholte sich auch in der Familie Fall des Systems. ...onomachs. Seine Nachkommen waren schwach und treulos, Brüder stritten mit ...üdern, Neffen mit Oheimen, verdrängte Fürsten der ältern Linie mit den ...ngern, und mit dem Jahr 1157 finden wir Rußland in eine Menge ganz un...hängiger Fürstenthümer getheilt, welche den Vorrang des Herrschers von Kiew ... mehr anerkennen, sondern von denen jedes eine besondere Welt für sich bildet, ...schließlich einer Familie gehört, deren Sprößlinge dasselbe wieder in neue, noch ...einere Fürstenthümer vertheilen. Die Geschichte des Ganzen wiederholt sich in ... Geschichte der kleinern Theile. Brüder, Neffen und Oheime liegen in unauf...lichem Streit mit einander. Kurz vor dem Einfall der Mongolen sind die ...tigsten Fürstenthümer folgende: 1. Polozk in der Familie Wseslaw Brätschi...witsch. 2. Galizien in der Familie Roman Mstislawitsch. 3. Tschernigow in ... Familie Wsewolod Olgowitsch. 4. Sjewerien in der Familie Swätoslaw ...owitsch. 5. Rjäsan in der Familie Rostislaw Jaroslawitsch. 6. Murom ...der Familie Swätoslaw Jaroslawitsch. 7. Wolhynien in der Familie Isäslaw ...islawitsch. 8. Smolensk in der Familie Rostislaw Mstislawitsch. 9. Susdal ...der Familie Jurji Dolgoruki. 10. Nowgorod.

In dieser Stadt hatten sich viele Waräger niedergelassen und waltete freier Nowgorod. ...n und Unternehmungsgeist. Die Stadt war so reich geworden, daß sie ein ...nes Söldnerheer unterhalten konnte, und mit dem Reichthum wuchs das Ge...l der Selbständigkeit. Nowgorod war der Mittelpunkt des Handels im Nord...en Europas; es hatte ein ausgedehntes Gebiet, viele Städte hingen von ihm ab.

Die Bürgerschaft hatte von Jaroslaw, als er in der Noth war, einen Freibri erlangt, welchen jeder seiner Nachfolger beschwören mußte, wenn er die Huldigu erlangen wollte. Die oberste gesetzgebende und richterliche Gewalt war bei Versammlung der Bürger, diese entschied über Krieg und Frieden, wählte Fürsten (Knäs), den Bürgermeister (Posadnik), den Erzbischof (Wladyk), ri über Staatsverbrechen, und setzte Fürsten und Beamte ab — in 100 Ja wechselten in Nowgorod 30 Fürsten mit einander. Der Fürst hatte nur richterl Gewalt und war oberster Schutzherr, Führer im Krieg, war aber dem Bü meister über sein Verfahren verantwortlich, der ihn vertrat, im Fall der Fürst jagt wurde, und welcher, der Vollstrecker aller Beschlüsse der Volksversamm war. Auch der Bischof wurde von der Versammlung gewählt und vom M politen von Kiew nur bestätigt; ließ er sich ein Vergehen zu Schulden kom so wurde er von der Volksversammlung zur Verantwortung gezogen.

Ruskaja Prawda.

Der Geist, der von Nowgorod ausging, weht auch in dem ältesten russi Gesetzbuch (Ruskaja Prawda *) — dasselbe kennt drei Klassen der Bevölker Edle, Gemeinfreie und Hörige. Der Gemeinfreie ist durch einfaches, der Edle d doppeltes Wehrgeld geschützt. Für Ermordung des Hörigen muß dem Herrn E satz bezahlt werden. Die Blutrache ist nur ausnahmsweise gestattet. Unter Gemeinfreien nimmt die erste Klasse ein der Beamte des Fürsten, die z der Kaufmann, die dritte der freie warägische Grundbesitzer, die vierte de slavische Grundbesitzer. Der Knechtschaft verfällt, wer vor Zeugen verka wer seine Schulden nicht bezahlen kann, wer ohne Bedingung eine Sklavin e wer um Geld gemiethet oder wer ohne Bedingung in den Dienst eines A tritt, endlich ein um Geld Gemietheter, der entflieht, ehe er seine Zeit au hat und nicht beweisen kann, daß er beim Fürsten oder beim Richter Gere suchte gegen den Herrn, der ihn miethete. Peinliche Klage muß durch Z oder Eid begründet werden. Ist der Kläger ein Waräger oder Ausländ braucht er nur zwei Zeugen oder Eideshelfer. Alle andern Freien müs wichtigen Klagen wenigstens sieben Eideshelfer stellen — ein merkwürdiges, jagendes Zugeständniß an die Fremden gegenüber den Slaven.

Gründe der Einheit.

Trotz des Theilfürstenthums lebte die Idee der Einheit des Reiches f allen Fürstenthümern bekannte man sich zum christlichen Glauben nach griech Ritus, in allen Gebieten herrschten Fürsten aus dem Hause Rurik, Nachkomm heil. Wladimir. Starb eine Linie aus, so beeilte sich die nächste an ihre zu treten. In allen Fürstenthümern waren ungefähr die gleichen Einrichtung Nowgorod ausgenommen. Die Kirche hatte eine einheitliche Gestalt, vom M politen zu Kiew hing der Erzbischof von Nowgorod und die übrigen Bi des Reiches ab. Auch politisch fand wenigstens einige Zeit eine Einigung indem die Fürsten unter dem Großfürsten von Kiew standen. Kämpfe zwis Kirche und Staat, wie jedes Volk im Westen sie durchmachte, hat Ruß im Mittelalter nicht erlebt, jeder einzelne Fürst hatte das Recht, den Bi seines Landes ein- und abzusetzen. Der Metropolit von Kiew wurde vom G fürsten bestätigt. Also geistlich war Rußland durch die byzantinische Kirche geei politisch stand es unter den Rurikowitschen.

*) Karamsin, Geschichte des russischen Reiches. Deutsche Ausg. II. 35 f

Zu dem normännischen und slavischen Lebenselement kommt jetzt ein Arier und Turanier.
f, das mongolische. Die Slaven gehören zum indogermanischen Stamm.
Indogermane *) ist religiöser und individueller, er hat ein Streben nach
rlicher und politischer Freiheit, er liebt den Fortschritt, das Familienleben
rf ausgeprägt, er hängt am Boden, liebt den Ackerbau. Wir finden bei ihm
unendliche Mannigfaltigkeit von individuellem Leben der Völker, der
mme, der Familien, der einzelnen Glieder derselben. Der Turanier ist
ganz anderer Mensch. Die Individualität ist schwach ausgebildet und geht
in die Tiefe und das Künstlerisch-Schaffende. Einer sieht dem Andern gleich.
ig Unterschied der Stämme, sie haben Neigung zum Communismus, sie
en nicht am Boden, sie lieben nicht den Ackerbau, dagegen das Nomaden-
und ändern gern den Wohnsitz. Keine neue Religion ist unter ihnen ent-
den, kein neuer die Welt umgestaltender Gedanke, keine große dichterische
künstlerische Schöpfung, dagegen ahmen sie Fremdes leicht nach. Politisch
ckeln sie in lauter Atome, oder fügen sich gern dem unbedingten Willen
Herrschers. Der Geist ist stabil, der Körper sehr beweglich. Sie sagen,
Erdboden zittere unter ihnen und gestatte ihnen keine Ruhe.

Dieses turanische Element kam nun mit dem Mongoleneinfall, der früher **) Mongolen.
rt wurde, nach Rußland. 1224 erlagen zuerst die Polowzer, dann die
in der Schlacht an der Kalka. 1240 war ganz Rußland von ihnen be-
n, ein Haufe von Trümmern. 237 Jahre herrschten die Mongolen
Rußland. 1247 huldigten die russischen Fürsten in Sarai dem Batu,
sie vor ihm niederknieten, ihr Haupt im Staub beugten und die Höhe
Tributs von ihm bestimmen und sich in ihre Fürstenthümer von ihm
en ließen. Der Großkhan waltete in Karakorum. Batu, der unter ihm
, hauste mit der goldenen Horde im Land Kiptschak. Auf Batu folgte
—66 sein Bruder Berkai, welcher dem ganzen russischen Volk eine Kopf-
auflegte. Auf Berkai kam Menguternir und auf diesen kamen zwei Khane,
i und Tudamangu. Dieser erlag jenem, der aber wieder von Toschtagu
ieben wurde. Von Nogais Nachkommen stammen die Khane der Krim
Toschtagu überließ 1313 den Thron dem Usbeck. Doch trotz alles Zwiespalts
der goldenen Horde blieben die Russen geknechtet. Keiner der russischen
en konnte sein Erbreich antreten, ohne in Sarai dem Khan gehuldigt und dessen
er und Diener mit Geschenken gewonnen zu haben. Neunmal mußte der
t, wenn er vor den Khan trat, sein Haupt in den Staub vor ihm beugen, und
er zwischen zwei Feuern durchgehn, um sich zu reinigen. Sandte der Khan
eine Botschaft, so mußte er sie knieend anhören, dem Boten entgegengehen
einen Pelz unter die Hufe von dessen Roß ausbreiten. Oft mußte er ein

*) Vergl. Henry Martin, Rußland und Europa. Uebersetzt von Kinkel. Hannover
9, S. 6—12.
**) Band III. S. 341.

ganzes Jahr dort warten und erreichte sein Ziel dennoch nicht, wenn ein ande Fürst größere Geschenke bot oder schlauer war, die Rathgeber des Khans gewinnen. Zwar hielten sich die Khane oft an die Erbfolge, waren aber Ernennung der russischen Fürsten nicht daran gebunden. Um das Gerichtswe um die innern Einrichtungen, um die Religion bei den Unterworfenen kümmer sie sich nicht, wenn diese nur zahlten und im Krieg die verlangte Hilfsmann stellten. Zum Unglück für die Unterworfenen verpachteten die Khane die St an jüdische oder armenische Kaufleute, welche dann, von mongolischen Tru unterstützt, dieselbe einzogen, dabei mehr, als recht war, verlangten und die nicht zahlen konnten, in die Sklaverei verkauften. Diese Zeit der Knech hat sich dem russischen Charakter tief eingeprägt. Die Mongolen schienen wie vom Schicksal gesandte über ihn verhängte Peiniger, bei denen man nur Darlegung des niedrigsten Knechtssinns bestehen könne; die ursprüngliche terkeit und der Freiheitssinn des Slaven ging verloren. 1336 eilte der Johann Kalita vor den Khan und sprach: „Ich habe deinen Zorn verdient, scheide, wie der Himmel und dein Herz es dir eingeben —, willst du Tod, so gib ihn mir; willst du mir mein Leben schenken, so werd' ich und Dir dafür danken.“ So kriechend sprach ein russischer Großfürst! fanden Versuche statt, das Joch abzuschütteln, aber schnell wie Staub die der Sturm vor sich hertreibt, waren diese wilden Horden wieder da ihren leichten Pferden, mit ihren scharfen und großen Pfeilen, die sie weiter Ferne abschossen, mit ihren Lanzen, die mit Widerhacken versehen mit ihren leichten Schilden, die aus Weidenruthen geflochten waren. Kein schützte vor ihnen, sie durchschwammen ihn; keine noch so feste Mauer denn sie führten ihre Wurfmaschinen und Mauerbrecher mit sich. Es w Freude des Nomaden, mit der sie volkreiche Städte zerstörten! Der Sch der ihnen voranging, erhöhte die Stärke dieser häßlichen Feinde mit chigem Gesicht, mit kleinen enggeschlitzten Augen, mit schwarzbrauner Ge farbe, schmutzigem Bart, langem Zopf, kahler Platte und hoher Mütze, blitzschnellen Reiter, die auf ihren kleinen Rossen mehr zu kauern als zu schienen, und die sie doch jetzt zum Angriff, jetzt zur Flucht, oder zum verst Rückzug mit einer Sicherheit leiteten, als wären sie mit ihnen verwachsen*).

Ost- und West-Rußland. Rußland begann sich jetzt in ein östliches und westliches zu theilen. ernannte Batu den Jaroslaw Wsewolodowitsch zum Haupt aller russischen Für als dieser 1243 demüthig vor ihm die Stirne gebeugt hatte, aber Daniel manowitsch wollte lange die mongolische Herrschaft nicht anerkennen und Khan ernannte ihn zum Regenten des westlichen Rußland, 1250, froh da daß er seinen Widerstand aufgab. So haben wir denn ein Ostreich in Wla

Galizien. an der Kliasma und ein Westreich in Galizien. Jaroslaw hielt sich nur

---

*) So schildern sie Rubruquis und Carpi in ihren Reiseberichten. Külb, Geschichte der Missionsreisen nach der Mongolei. B. I. und II. Regensb. 1860.

äußerste Unterwürfigkeit († 1246), sein Nachfolger Andrei versuchte einen
[Wider]stand, erlag und mußte nach Schweden fliehen, 1252. Alexander (1252 Alexander Newsfi.
– 1263) erneute die Politik des Jaroslaw, hielt den Unmuth seines Volkes in
[Sch]ranken, gestattete sogar eine Volkszählung zur Auflegung einer schweren Steuer,
[ob]schon er sonst gegen Schweden und Litthauen ein glücklicher Krieger war und
[vo]n einem Sieg über den Schweden Birger den Beinamen Newsfj erhielt. Als
[Re]tter seines Volkes erhielt Alexander die Verehrung als Heiliger. Seine Söhne
[un]d Enkel hingegen stritten mit einander, verklagten einander vor dem Khan, mie-
[the]ten Schaaren von Mongolen gegen einander, jeder wollte Großfürst werden.
[Di]e rettende Hand wurde ihnen von Rom aus zugestreckt, die russischen Fürsten
[wie]sen sie aber zurück: wären sie zur römischen Kirche übergetreten, so hätten die
[Pä]pste die Streitkräfte des Abendlandes für sie in Bewegung gesetzt. Die
[Sch]weden benützten die Nothstände Rußlands, um die Herrschaft über die Jem Schweden.
[un]d Karela zu erlangen. Erst 1323 wurde in Orjechow ein Friede geschlossen,
[we]lcher die Grenzen des beiderseitigen Gebietes durch eine Linie von der Mün-
[dun]g der Sestra bis zum südwestlichen Theile des jetzigen Kreises Kexholm zog.
[Di]e Schwertbrüder und Deutschritter, die unter andern Umständen für die Russen
[gest]ritten hätten, bedrohten jetzt Pskow und Nowgorod. Ein anderer gefährlicher Litthauer.
[Fein]d waren die Litthauer, eines Stammes mit den Kors in Kurland und den
[Se]galen in Livland, damals noch Heiden, halb wild; wenn sie auch einmal
[nieder]worfen wurden, so trug der Sieg höchstens einen Tribut an Wildhäuten,
[Bast] und Badebesen ein. Der Kampf mit ihnen in den vielen Wäldern
[de]s Landes war immer sehr gefährlich, in harten Wintern aber erschienen ihre
[Schaaren] mit verzweifelter Keckheit bisweilen in Wolhynien. So war denn die
[Lage] des östlichen Rußland eine verzweifelte zu nennen.

Besser stand es mit dem südwestlichen Rußland. Daniel bekannte sich zwar West Rußland.
[zw]ar als Vasall der Mongolen, gab aber den Gedanken an Erringung der
[Freih]eit nie auf. 1254 unterhandelte er mit Innocenz IV., welcher ihm auch eine
[Kön]igskrone sandte und zum Kreuzzug gegen die Mongolen aufforderte; aber eh'
[die] Kräfte von Ungarn, Polen und Böhmen ihm zu Hilfe kommen konnten, waren
[die] Mongolen schon da und erzwangen die Zerstörung der Befestigungen von
[...]berg, Wladimir, Luzk und Kaminjec.

Doch bewahrten die Fürsten von Galizien eine gewisse Selbständigkeit:
[sie r]eisten nie zur goldenen Horde, um mit ihrer Stirne neunmal den Boden
[zu] berühren. Sie drohten den Mongolen mit den Fürsten des Westens und
[den] Fürsten des Westens mit den Mongolen. Die Familie blieb einiger, obschon
[Gal]izien nach Daniels Tod in vier Theile zerfiel. Jurij, der Enkel Daniels,
[ver]einigte unter sich 1301 das ganze südwestliche Rußland und nannte sich
[Kön]ig der Russen und seine Nachfolger nannten sich Könige von Kleinrußland. Für
[sie] waren die Litthauer besonders gefährlich, unter deren vielen Fürsten sich von
[Zeit] zu Zeit einer zu besonderer Macht erhob, so ein Mindowe zur Zeit Da-
[niel]s, der in der Noth, 1255, sich an Papst Alexander wandte und von ihm
[auch] eine Königskrone erhielt. — Doch betrog er den Papst, nachdem er Litthauen.
[sein] Ziel erreicht hatte, und blieb ein Heide. Nach seinem Tod, 1265, kam
[Litt]hauen auf kurze Zeit an Galizien, doch Lew, der Sohn Daniels, wußte
[die] Herrschaft über das Land nicht zu behaupten. Ein fähiger Heide,
[Gedi]miden, schwang sich auf den Thron und bald kam Wolhynien, namentlich durch

das Absterben des Danielischen Hauses in den Besitz der Litthauer. Ihre Für suchten fortan Familienverbindungen mit dem russischen Fürstenhaus: wenn den Dienst Perkuns aufgaben, ließen sie sich nach griechischem Ritus taufen. Di hatte zur Folge, daß die litthauischen Fürsten bald als Nachkommen des h Wladimir galten. —

Moskau. Die allmälige Befreiung Rußlands ging von Moskau aus. Die St ist nicht alt, 1147 erst von Juri Dolgoruki (Georg Langarm) gegründ Moskau, oder richtiger Moskwa oder Moscha, heißt im Finnischen Hauptlager, Vereinigungspunct der Horde. Finnen waren die Bewohner der Gegend u unter ihnen hat Juri Dolgoruki den christlichen Glauben verbreitet. Sein einer Tatarin Sohn, Andreas von Bogolub, ließ sich nach der Zerstörung von Ki 1169, an der er Theil nahm, zum Großfürsten ausrufen und verlegte den S der Regierung nicht mehr nach Kiew, dem Constantinopel am Dnjepr, sonde nach Wladimir im Fürstenthum Susdal. 1174 wurde er von seinen eige Bojaren im Schlosse Bogolub ermordet. Die Annalisten feiern ihn wegen sei Tapferkeit als einen Helden und wegen seiner Weisheit als einen z Salomo. — „In Susdal, bemerkt Henry Martin *), in Rostof, Wladimi Twer, in Moskau hat nie die Bürgerglocke getönt, um regelmäßige Bürge sammlungen zu berufen. So ging durch Andreas das Uebergewicht i warägischen Staatenbund von dem slavisch-europäischen Element auf das Fin über und fiel dem despotischen Geiste von Nordasien anheim. Andreas, Rurik, ist der wahre Stammvater dessen, was man heute das ru Reich nennt, — der wahre Begründer dessen, was man einst viel ri die Muskovey genannt hat." — Noch bedeutsamer wurde Moskau, als Johann I. (1328—1340) der Metropolit Theognost sich bewegen ließ, Sitz von Wladimir dahin zu verlegen, der geistliche Oberhirte von ganz Ru wohnte jetzt in Moskau.

Iwan Kalita. Johann oder Iwan I. heißt Kalita **) — der Beutel — wegen seiner ri Spenden an Arme und Unglückliche — war stets ein Mann ohne Charakter, von Widersprüchen, verschwenderisch gegen Arme, Kirchen und Klöster, habsü und geldgierig gegen seine Unterthanen und Verwandten; er trug Frömmi zur Schau und brach Eide, er kroch vor den Mongolen und mißhandelte fahrend die Russen; er reiste oft zum Khan, brachte glänzende Geschenke, leumdete seine Verwandten, stellte Usbek seine Kinder vor als künftige Diener der Horde und gewann die Gunst des Herrschers in hohem Grad. waltete unbeschränkt in seinem Fürstenthum Moskau, welches er aber durch Er werbung neuer Gebiete und Städte vergrößerte. Usbek ließ es hingehen, daß Iw

Kreml. Moskau befestigte — eine hölzerne Mauer ward um die Stadt gezogen, de Berg in ihrer Mitte wurde bewehrt und erhielt den tatarischen Namen Kreml Rasch hob sich Moskau an Größe und Schönheit; Reiche und Bojaren zoge dahin, Kirchen und Klöster entstanden in der Stadt, außer derselben die K

*) L. c. S. 33.
**) Strahl, Geschichte des russ. Staates. II. 115—34.

...nte Troizer Laura, der heiligen Dreifaltigkeit zu Ehren. Als Großfürst waltete ...an über Wladimir und Nowgorod, war Friedensstifter in den übrigen Pro... ...zen und erhob den jährlichen Tribut, um ihn an den Khan abzuliefern. — ...an suchte nun die Rechte des Großfürsten zu verstärken und in seiner Familie ...lich zu machen — und sein Ziel ward erreicht. Sein Sohn Simeon Iwa... ...witsch, der Stolze *), (1340—53), hob bei Usbek die vieljährige und erprobte ...ue seines Vaters mit Geldgründen eindringlich hervor, daß er zum russischen ...ßfürsten ernannt wurde, dem alle übrigen Fürsten zu gehorchen hätten. Bis ... Erniedrigung demüthig vor dem Khan, hielt Simeon durch Schrecken die ...sten in Unterwerfung, daher sein Beiname — der Stolze. Um die Eintracht ...er Familie zu erhalten, bewog er die jüngeren Brüder am Grabe des Vaters ... Gelöbniß, daß sie ihm auf jedem Feldzug folgen und nie mit seinen Wider... ...ern sich verbinden wollten, daß ihre Bojaren und Diener von ihm abhängen ...en. Das Original dieser Urkunde, der ersten auf Papier geschriebenen in ...land, ist noch vorhanden. Simeon bot die Theilfürsten zum Kriege auf gegen ... freie Nowgorod, das sich weigerte, ihm Steuer zu entrichten: der Groß... ...st habe in ihrem Gebiete Nichts zu befehlen, sie wählten ihre Fürsten selbst ... würden Gewalt mit Gewalt vertreiben, und zwang sie, ihm 1000 Rubel ...lich zu entrichten, wofür er ihre alten Ordnungen zu achten versprach. Si... ...n nannte sich Großfürst von ganz Rußland und wußte sich beim Khan so ...zuschmeicheln, daß dieser ihm auch die Herrschaft über das Fürstenthum Twer ...gab und ihm sogar den jährlichen Tribut dafür erließ. Als der Großfürst ... dem schwarzen Tode erlag, ward sein Bruder Iwan II. in Sarai zum ...fürsten vom Khan Tschanibek ernannt, d. h. er wurde auf ein reich geschmücktes ...gesetzt und von den tatarischen Großen bis zu seinem Zelte begleitet. Iwan II. ...witsch (1353—59) heißt der Sanfte; er war von Natur schwach und ...thig und liebte den Frieden, und das Ziel, wornach seine beiden Vorgänger ...gen hatten, schien ernstlich gefährdet, denn nicht blos Nowgorod, sondern auch ...fürsten wollten die oberste Gewalt nicht anerkennen und Iwan vermochte ... zu hindern, daß der Litthauer Olgerd, Gedimins Sohn, die ganze Strecke ... Dnjepr bis zur Ugra wegnahm. Zum Glück stand der damalige Metropolit ...ei im Rufe der Heiligkeit; als die Gattin des Khans, Taidula, krank wurde, ...b Tschanibek an den Großfürsten: „Wir haben gehört, daß der Himmel dem ... deines Oberpriesters Nichts abschlägt, möge er also denselben um die Ge... ...g meiner Gattin anflehen.“ — Alexei reiste nach Sarai und ward, da ...ula genas, der Fürsprecher für Moskau und wirkte für das Großfürstenthum, ...sich an Moskau knüpfte, auch nach dem Tode Iwans, als es bei den Thron... ...tigkeiten in der goldenen Horde, wo rasch ein Khan von einem andern gestürzt ...e, den Nowgorodern gelang, von Mamai Khan den Dimitri Constan... ...witsch von Susdal zum Großfürsten ernannt zu sehen. Die Bojaren und ...i wußten es von Murad Khan von Sarai zu erlangen, daß der zwölf... ...ge Dimitri Iwanowitsch (1362—89) von Moskau zum Großfürsten ernannt ...e. Rußland hatte also jetzt zwei Großfürsten und den inneren Krieg, denn ...itri von Susdal wollte nicht weichen und anerkannte erst 1362 seinen Namens... ... von Moskau als seinen Oberherrn. Dieser handelte ganz im Geiste Johann ...tas: er war umsichtig und thatkräftig und vermehrte seine Macht trotz der ...baren Pest, welche damals Rußland verheerte. Eine Feuersbrunst, von einem

Simeon der Stolze. Nowgorod. Iwan II. Alexei. Dimitri IV. Donskoi.

*) Strahl, l. c. II. 134—52.
**) Strahl, II. S. 152—63.

furchtbaren Sturme beflügelt, legte 1365 in zwei Stunden Moskau in A
Dimitri ließ es mit steinernen Mauern neu befestigen, und schon im nächs
Jahre brach sich an ihrer Stärke der Angriff der Litthauer unter Olgerd,
erhöhte sich das Ansehen des Großfürsten. Mamai gedachte dieses Wachsthum
Macht zu hemmen und schickte einige tausend Räuber aus, um das Land zu
Sieg an der Woscha. heeren — doch Dimitri erfocht am 4. August 1387 an den Ufern der W
einen glänzenden Sieg. Mamai schwor blutige Rache und sammelte seine Kr
zu einem entscheidenden Schlag. Nicht blos Tataren, sondern auch Tscherkessen, Ja
Burtanen, Armenier, Polowzer, Türken, selbst Genuesen aus der Krim strömten
seinen Fahnen. Aber seit dem Siege an der Woscha schreckte der Name Tatar die Ru
nicht mehr; wer eine Waffe tragen konnte, eilte nach Moskau; die Theilfürsten,
von Rjäsan allein ausgenommen, entsprachen dem Aufgebot und folgten der Fa
des Großfürsten. Der Metropolit segnete ihre Waffen, selbst Mönche zogen
und stritten wie Helden in der Schlacht der Entscheidung. 150.000 Mann
sterte Dimitri in Kolomna, nie sah Rußland ein kampflustigeres Heer.
6. September 1380 zog das Heer in Booten, auf Flößen, auf Brücken über
Sieg von Kulikow. Don, am 8. September kam es auf der großen Ebene von Kulikow,
heutigen Gouvernement Tula, zur riesigen Schlacht, die 150,000 Men
das Leben kostete, deren Andenken heute noch im donischen Kloster in Moskau
feiert wird *). Dimitri focht in den vordern Reihen, man fand ihn nach
Schlacht von einem Schlage betäubt unter einem Baume liegend. Der Sieg
unvergeßlich und erhöhte das Ansehen des Großfürsten von Moskau.

Die Hoffnung, daß das Joch der Tataren für immer gebrochen sei,
jedoch verfrüht. Zwar Mamai schadete den Russen nicht mehr: allerdings
melte er ein Heer, um an Dimitri, der seit seinem großen Sieg der Don
heißt, Rache zu nehmen, aber er hatte durch die Niederlage bei den Seinen
alle Achtung verloren. Tokatmisch erhob sich gegen ihn, und schlug ihn an
Kalka. Mamai floh nach Kaffa zu den Genuesen, die ihn aber tödteten, um
seiner Schätze zu bemächtigen und Tokatmisch nicht zu reizen. Dieser war nun
Tokatmisch. Khan der Horde in Sarai und meldete den Russen, er habe ihren gemeinsch
lichen Feind besiegt und erwarte jetzt ihren Tribut. Davon wollten aber
Russen Nichts hören, auch in Sarai nicht mehr huldigen. — Bald sollten sie
Zorn des neuen Khans fühlen, der, nachdem er in der Stille gerüstet, 1382
Moskau. einem unermeßlichen Heere vor Moskau zog, Alles verwüstend, unaufhalt
Schrecken ergriff die Fürsten, Dimitri suchte sich in Kostroma zu vertheid
Moskau wehrte sich tapfer, drei Tage lang stürmten die Mongolen vergeb
während einer Verhandlung am vierten erstiegen sie treulos die Mauern und
begann ein Blutbad, bei dem kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand geschont wu
schließlich ging die Stadt in Flammen auf. Dimitri fand statt seiner blühen
Hauptstadt einen Aschenhaufen voll Leichen, man zählte deren noch 24.000.
Großfürst mußte sich dem Khan unterwürfig zeigen, er sandte seinen Sohn
Bojaren zur Huldigung und ward dafür in seiner Würde bestätigt, 1383.
Steuer war jetzt größer, die Knechtschaft härter, aller Gemeingeist schien
schwunden, doch Dimitri gab die Hoffnung nicht auf. Sein Muth blieb auf
Nowgorod. und er suchte nach und nach die Wunden zu heilen. Nowgorod, welches sich
gerte, seinen Antheil am Tribut beizutragen, wurde durch Waffengewalt bezwun
und hat sich von da an nicht mehr erholt, zumal der Geist der Zwietracht
der Stadt bemächtigte und die verschiedenen Viertel sich anfeindeten. Tokatm

*) Strahl, II. 166—217.

han aber erlag vor dem Soldatenglücke Timurs *). Dimitri näherte sich Jagello, u nicht von zwei Seiten gefaßt zu werden, doch Timur zog nur wie eine ohende Wolke vorüber. Als durch Sorgen und Anstrengungen gebrochen Dimitri, um 40 Jahre alt, die Nähe des Todes fühlte, ernannte er seinen ältesten Sohn seinem Nachfolger in der großfürstlichen Würde, nicht den ältesten seiner Fa- ilie, den verdienten Wladimir, dessen Einbrechen in den Rücken der Mongolen n Sieg von Kulikow entschieden hatte, der seinem Vorrang entsagte. Die Erb- ge in directer Linie konnte der Großfürst noch nicht aufstellen, aber ihr Bahn chen, das Recht des Aeltesten in der Familie blieb ein- für allemal geschwächt **). tten bisher die Bojaren des neuen Regenten die des verstorbenen verdrängt, so stand jetzt ein Hofadel, der sich in seinen Aemtern sicher fühlte und eifrig dem oßfürsten half, die kleinen Theilfürsten zu unterdrücken. Unter diesem Großfürsten ternahm ein eifriger Mönch, Stefan Charp, die Bekehrung der Permier, Permien. damals noch eifrig an ihren Götzen Woipel und Baba hingen. Sonst zeigt russische Kirche wenig Eifer und Erfolg in Missionen.

Das Begonnene zu vollenden, war Sache seiner Nachfolger. Von diesen hat n Sohn Wassilij I. ***) Dimitrijewitsch (1389—1425) unter schweren Wassilij Dimitrijewitsch. ständen Vieles geleistet, nicht durch Heldenkühnheit, wie der Vater, sondern rch Schlauheit, Gewandtheit, nachgiebige Zähigkeit, wie Iwan Kalita. Zwar r Basilius beim Tode seines Vaters erst 16 Jahre alt, aber in dessen Geiste te ihn ein Rath von Bojaren und Priestern. Sein stetes Ziel war, das Joch r Tataren zu brechen, die Litthauer, die einen Theil Rußlands nach dem andern i sich zu ziehen suchten, in Schranken zu halten, und bisher unabhängige Ge- te der Theilfürsten einzuziehen. Da war große Vorsicht nöthig, um den Arg- hn des Khans nicht zu reizen und zur Vergrößerung — Wassilij I. zog sieben er Fürstenthümer ein — seine Genehmigung zu erlangen. Diese Fürsten ten sich dann bequemen, Hofdienste beim Großfürsten zu nehmen, oder im nd und in der Verbannung zu leben, oft stritten sie aber aus Haß selbst in r Heeren der Tataren gegen Rußland. Das Verhältniß zu den Tataren war so schwieriger, als hier durch innere Parteiungen rasch die Herrscher wechselten d doch alle in guter Stimmung erhalten werden mußten. Aber der Moskowite te große Schlauheit, zog hin und wieder zur goldenen Horde, wußte aber doch Band der Abhängigkeit zu lockern, seine geringen Gaben mit der Noth des des — Pest, Hungersnoth — zu entschuldigen. Bei offenem Streite zeigte er ch und bot sein Volk auf. — Uebrigens that Tamerlan durch seinen Kampf n die Horde in Sarai am meisten für die künftige Befreiung Rußlands. fährlich waren die Litthauer, Witold trachtete sich des alten Rußland großen- ils zu bemächtigen. Der Moskowite rief die Tataren gegen sie zu Hilfe und te einen Feind durch den andern zu schwächen, den europäischen durch den tischen Unterdrücker. An der Worskla schlugen sich 1399 Tataren und Litthauer der höchsten Erbitterung. Die Tataren siegten, schwächten sich aber wieder ch blutige innere Kriege. Die Kraft und der Stolz Witolds war jedoch erschüttert. gsam, wie die Weide, richtete sich Wassilij I. auf nach dem Sturm. Nowgorods iheiten, dem Großfürsten immer verhaßt, wurden unermüdlich eingeschränkt, ei erstarkte Moskau. Als der Khan Ediger 1409 diese Stadt belagerte, schlug alle Angriffe glücklich zurück. Sterbend ernannte Wassilij I. seinen gleichnamigen

*) Vergl. B. III. S. 747.
**) Ustrialow, I. 174.
***) Strahl II. 217—67.

Sohn, nicht seinen Bruder Jurij zum Nachfolger, und seine Wahl wurde in de Horde bestätigt — ein weiterer Schritt zur Durchführung der Idee des gesetz mäßigen Rechtes der Erstgeburt in absteigender Linie. Als der tapfere Wladimi Andrejewitsch 1410 starb, der nach dem Senioratsrecht zunächst hätte Großfür werden sollen, es aber für Rußlands Wohl vorzog, als Oheim im Dienste sein Neffen zu stehen, befahl er seinen fünf Söhnen, sich dem Großfürsten als Be fallen zu zeigen.

Wassilij II. Temnyi. — Wassilij II., oder Wassilijewitsch (1425—1462), war ein schwach Herrscher — ein seltsames Gemisch von Weichheit und Härte, von Stolz un Demuth, von Herrschsucht und Nachgiebigkeit, von Klugheit und Thorheit, un mehr geeignet, die Errungenschaften seiner Vorfahren zu verlieren, als sie zu e weitern. Dennoch erhielt sich der Gedanke des Johann Kalita lebendig — un doch war der Bruder des verstorbenen Herrschers, Jurij Dimitrijewitsch, ein be befähigter, ehrgeiziger und sehr gefährlicher Mann, der sich auf das Seniorats recht berief und den großfürstlichen Thron für sich in Anspruch nahm. Da kei Theil nachgeben wollte, so mußten die Waffen entscheiden, oder schließlich de Khan das Urtheil sprechen. So kamen denn wieder böse Zeiten über das Gro fürstenthum, innerer Krieg und daneben die Pest 1427. Die Chronik des Ni klagt, daß das Menschengeschlecht in Rußland seit dieser Seuche hinfälliger schwächer geworden sei, daß es an Lebensdauer abgenommen, an Kleinmuth abe genommen habe. Da Jurij mit Gewalt der Waffen seine Ansprüche nicht dur setzen konnte, so nahm er Wassilijs Antrag an, mit ihm zur goldenen Horde reisen. Der Khan Ulug Mehmet entschied in feierlichem Gericht für Wassilij verlangte sogar, daß Jurij diesem nach alttatarischer Sitte das Pferd fü solle. Ein tatarischer Beamter setzte in Moskwa Wassilij im Namen des Khans auf den russischen Thron, und von dieser Zeit an geschah die Krönung russischen Großfürsten nicht mehr in Wladimir, sondern in Moskwa bis au sere Zeit *). Wassilij wurde also in seinem Rechte durch den Khan ges aber um welchen Preis! Er erbat sich die Würde vom Khan als Gnade nicht als Recht; er stellte Rußland als ein Eigenthum des Khans dar, wo dieser nach Willkür schalten und walten könne. Zum Glück für Rußland die Macht der Tataren im Sinken. Jurij hielt sich nicht lange an das des Khans, eine Unbesonnenheit Wassilijs nahm er zum Anlaß, ihm den K zu erklären. Dieser wurde 1433 geschlagen, Jurij besetzte Moskwa, nannte Großfürst und gab dem Abgesetzten Kolomna als Lehen. Wassilij fügte sich, die Bojaren und das ganze Volk ließ es nicht ruhig hingehen; sie verli Moskau und zogen nach Kolomna zu ihrem Herrscher. Moskau wurde zur öde und schien verflucht, und Jurij sah sich genöthigt, dem Titel eines Gro fürsten zu entsagen, und umgeben von seinen Großen und seinem Volk Wassilij wieder im Triumph in seine Hauptstadt ein. Jurij rüstete zum ne Krieg, verdrängte Wassilij noch einmal aus Moskau, starb aber 1434. S Sohn Wassilij der Schielende ließ sich jetzt zum Großfürsten von Mo und Wladimir ausrufen und gab Befehl, Wassilij Wassilijewitsch aufzufang Aber die eigenen Brüder wollten Nichts vom Thronanmaßer wissen; sie lie ihm sagen: „da Gott nicht wollte, daß ihr Vater auf dem großfürstlichen Thr säße, so wollten sie ihn auch nicht auf dem demselben sehen" — und vertrieb als die wärmsten Freunde des rechtmäßigen Herrschers den Schielenden au Moskau. 1435 kam es zum Krieg, dann zum Vergleich, schließlich zu

(Randnotizen: Jurij. — Krönung in Moskau. — Wassilij der Schieler.)

*) Strahl, II. 276.

...men Krieg. Der Schielende wurde geschlagen, gefangen und auf Befehl ..s Großfürsten geblendet. Diese schmachvolle Verstümmelung, welche im griechischen Reich in Gebrauch war, wo man 19 verschiedene Grade der Blendung ...nnte, erregte Unmuth bei den Russen, und man hielt es für ein Gericht Gottes, ..s später der Großfürst selber geschlagen, gefangen und geblendet wurde. Die ...erhältnisse zu den Tataren nahmen dagegen eine üble Wendung. Khan Machmed ..g verheerend durch Rußland und gründete dann im alten Bulgarien 1438 das ...nische Reich, das zwar nur von kurzer Dauer war, aber wo einige Zeit ...durch Tataren, Russen, Bulgaren, Mordwinen, Tscheremissen sich vereinten. ...s diesem Völkergemisch entstanden die heute noch bestehenden kasanischen Tataren. 1439 stand Machmed vor Moskau, vermochte aber die feste Stadt nicht ... nehmen, dafür verheerte er das Land und zerstörte Kolomna und zog sich ...nn nach Kasan zurück, da er von seinem Bruder aus Sarai vertrieben war. Kasan.

Das Jahr 1440 ist in der russischen Kirche merkwürdig durch den Versuch der Vereinigung mit der römischen Kirche. Isidor von Thessolonika ...hielt vom Großfürsten 1437 die Ermächtigung zur Theilnahme am Concil zu ...rrara, auf die Vorstellung hin *): „Soll die russische Kirche allein verwaist ...stehen, und ich ihr Hirte sie nicht vertreten? Soll sie keinen Antheil nehmen ... jener glorreichen Versammlung, in welcher sich alle christlichen Mächte in ...strebungen begegnen, sich über die wahren Glaubenslehren auszusprechen ... die so oft versuchte und sehnlich gewünschte Vereinigung der morgenländischen und abendländischen Schwesterkirchen zu Stande zu bringen." — Am 8. ...tember 1437 verließ der würdige, in griechischer und lateinische Literatur ...h gebildete und beredte Erzbischof Moskau mit einem Gefolge von mehr ..s 100 Personen weltlichen und geistlichen Standes. Die Reise ging über ...rpat, Riga, Lübeck, Leipzig, Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Tyrol nach ...lien. Die Aufnahme war freundlich und gastlich. Wie staunten die Russen ... den Reichthum und die Gewerbthätigkeit in den deutschen Städten, über die ...melanstrebenden Bergen Tyrols, über den üppigen Blumenflor und die ...chtbarkeit des Südens! Isidor trat dem Vereinigungsacte vom 6. Juni 1439 ... Der Papst ernannte ihn 17. August zu seinem Legaten für Litthauen, ...land und Rußland und am 18. September 1439 zugleich mit Bessarion ... Cardinal. Die Heimreise ging über Venedig, Dalmatien, Croatien, Ofen, ...w. In einem Hirtenbrief forderte Isidor Russen, Serben, Walachen zur ...eude auf über die heilige Verbindung mit der Mutterkirche. Aber auch die ...ölker der lateinischen Kirche mahnte er, sich von den griechischen Brüdern, ...lche die Kirche als wahre Christen anerkannt habe, nicht abzuwenden, in ...echischen Kirchen zu beten, wie jene in lateinischen gebetet haben, und das ...endmahl bei einem Griechen oder Lateiner in gesäuertem oder ungesäuertem Brode zu empfangen. Es ist der Geist der katholischen Liebe, der aus ... spricht. In Kiew ward Isidor mit Begeisterung aufgenommen, in Moskau Metropolit Isidor.

*) Karamsin, V. 231—41.

mit Staunen. Im Frühjahr 1441 zog Isidor in seine Kathedrale ein. De
Vereinigungsact wurde verlesen. Daß Isidor das römische Kreuz und drei Bi
schofstäbe vor sich einhertragen ließ, erschien als gottlose Neuerung. „Di
Großfürst, hieß es, erkannte ihn als einen räuberischen Wolf und wollte de
Segen von ihm nicht annehmen. Isidor erhielt den Befehl, die erzbischöflich
Wohnung zu verlassen und in einem Kloster Buße zu thun. Ein Concil russische
Bischöfe, welches der Großfürst berief, erkannte, Isidor sei in seinem Glaube
zum Verräther geworden und habe römische Ketzerei zurückgebracht. Da de
Metropolit sich weigerte, seiner Verbindung mit Rom zu entsagen, blieb er zw
Jahre eingesperrt. Am 13 September 1443 gelang es ihm zu entfliehen; er gin
nach Rom, wo er als Bischof von Rußland und Cardinal fortwirkte und bi
zu seinem Tode, 14. März 1463, in hohem Ansehen stand. Der Großfürst, hie
es, war überzeugt, daß Aenderung im Glauben den Eifer für denselben schwäch
und daß die feststehenden Vorschriften der Väter besser seien, als alle neuen
Klügeleien. In Wahrheit aber paßte die Vereinigung, welche Rußland damal
schon für die Civilisation des Abendlandes eröffnet hätte, nicht für die Poli
des Großfürsten. Die Litthauer geberdeten sich eifrig römisch-katholisch, und de
Großfürst hatte Angst vor ihren und Polens Eroberungsplänen. Das religiöse Be
kenntniß sollte fortan eine Scheidewand bilden. Die unumschränkte Herrschaf
zu welcher das Großfürstenthum emporstieg, vertrug sich nicht mit dem fre
Geist der katholischen Kirche*). —

Kiew. Für Kiew bestimmte Papst Eugen IV. Isidors Schüler Gregor zum Me
tropoliten: Bresc, Smolensk, Przemysl, Turow, Luck, Wladimir, Polock, Che
Halic, Lemberg, Briansk wurden Suffraganstühle. Kiew und Moskau wa
nun religiöse Gegensätze. Die Nowgoroder sogar wollten ihren Bischof vo
in Kiew weihen lassen, der Metropolit in Moskau forderte aber alle Str
der Hölle gegen eine solche That heraus. Dennoch war nur die ungeschickte P
litik der polnischen Könige Schuld, daß die Union selbst im Großfürstenthum
Rußland nicht weitere Verbreitung fand. Jonas aber, der neugewählte Metropol
zu Moskau, nannte sich Metropolit von Moskau und ganz Rußland
der südliche nannte sich Metropolit von Kiew und ganz Rußland.

Letzter Kampf gegen das Großfürstenthum. Inzwischen hatte sich Schemjäka, ein Bruder Wassilij des Schielende
zum Kampf gegen den Großfürsten erhoben. Zu den Unruhen kamen Mißernt
und Hungersnoth, so schrecklich, daß Eltern sich selbst und ihre Kinder als Sclav
an Juden und Mohammedaner verkauften**). Dazu kam ein äußerer Fein
Ulu-Machmet, Khan von Kasan, zog 1445 und 46 Alles verheerend bis Susda
Kamenka. Bei Kamenka schlugen zuerst die Russen die Tataren, überließen sich aber z
früh der Trunkenheit des Sieges und wurden von den zurückkehrenden Tataren
Schemjäka. geschlagen. Der Großfürst wurde verwundet und gefangen. Machmet bot Schemjäk
das Großfürstenthum als tatarisches Lehen an und versprach, Wassilij in ewige
Gefangenschaft bei sich zu bewachen. Da jedoch die Antwort Schemjäkas zu lang

*) Helfert, Rußland und die katholische Kirche in Polen. S. 59—63.
**) Strahl, l. c. II. 293.

blieb, faßte Machmet den Plan, sich in Wassilij einen dankbaren Freund zu erben, und gab ihn gegen ein Lösegeld von 2000 Rubeln frei. Bei der Rück- r fand der Großfürst seine Hauptstadt durch Brand und Erdbeben zerstört. Es en, als ob die ganze Arbeit wieder von vorne begonnen werden müsse. Noch geres kam nach. Die Partei Schemjäkas verbreitete die Lüge, Wassilij habe Großfürstenthum an Machmed verkauft, und nahm jenen 1446, als er auf r Wallfahrt sich befand, gefangen und beraubte ihn des Augenlichts. Schemjäka n den großfürstlichen Titel an, vertheilte Güter an seine Anhänger und Ge- n, trat aber im Uebermuth Sitte, Recht und Gesetz derart mit Füßen, daß Volk den unglücklichen Wassilij zurückwünschte und seine Hoffnungen namentlich dessen Söhne setzte. Vor der Volksstimme sich fürchtend, gab Schemjäka den silij frei, nachdem dieser Urfehde geschworen und das ihm widerfahrene Schicksal gerechte und wohlverdiente Strafe anerkannt hatte. Wassilij schwor den ver- ten Eid und nahm Wologda als Lehen. Aber die russische Geistlichkeit griff mal ein: sie wußte den gebeugten Großfürsten zu überreden, daß sein Eid ltig sei, daß er mit gutem Recht und Gewissen der Herrschaft sich wieder chtigen könne, die ihm Jeder wünsche und wozu ihm Jeder gern beistehen e, sobald er sich erkläre *). Wassilij folgte der Mahnung und allenthalben en sich seine Anhänger und bemächtigten sich Moskaus. Schemjäka mußte eben und froh sein, daß er sein altes Fürstenthum wieder bekam. Als er noch einmal sich erheben wollte, traten die Bischöfe zusammen und drohten dem Fluch und Kirchenbann, wenn er seine Pflichten nicht erfülle. Bei litsch kam es am 27. Januar 1450 zur Schlacht, der letzten zwischen den Galitsch. irsten und Großfürsten, Wassilij siegte, Schemjäka floh, und als er später fangenschaft gerieth, wurde er mit Gift aus dem Wege geräumt, weil er versöhnlicher Feind der öffentlichen Ruhe sei. Um allen Empörungsversuchen er vorzubeugen, ernannte Wassilij seinen zehnjährigen Sohn Iwan zum egenten und Großfürsten, denn so würden die Russen durch Recht und Ge- heit zum Gehorsam gegen ihn angehalten.

Es war dies ein neuer Schritt zur Unabhängigkeit. Ein anderer war vom s gemacht worden, indem nach der Einnahme Constantinopels der Metropolit Oberhirte für ganz Rußland erklärt wurde. Rußland sagte sich damit von antinopel und der griechischen Vormundschaft los. Der alte Großfürst hatte Glück und faßte auch wieder Muth. Ein Angriff der Tataren auf au, 2. Juni 1451, ward glänzend abgeschlagen, mehrere Fürstenthümer en dem russischen Staat einverleibt, 1459 auch der Freistaat Wjatka. Wjatka. hatten einige Bewohner des Nowgorodschen Gebietes, müde der Unruhen und n Gefahren, beschlossen, ihr Glück in andern Gegenden zu suchen und, der ge folgend, zuerst an der Mündung der Kama eine Niederlassung gegründet, im Lande der Wotjäken sich des Städtchens Bolwansky bemächtigt und hier eigenen Gesetzen und Vorstehern einen Freistaat gegründet **). 278 Jahre dieser unabhängig. 1459, nach mehrjähriger Vertheidigung, mußte Wjatka rechen, dem Großfürsten Tribut zu zahlen und ihm zu gehorchen. Wassilij ebte diesen Erfolg nicht lange. Er starb nach 22jähriger stürmischer, meist licher Regierung 1462, 47 Jahre alt. Während seiner Regierung bildete sich Südwesten Rußlands der Freistaat der Kosaken ***). Trotz seiner bittern Er- Kosaken.

*) Strahl, II. 302.
**) Strahl, I. 297.
***) Vergl. B. V. 264—65. 287—88.

fahrungen verlieh er zwar dem ältesten Sohn Johann das Großfürstenthum, vier andern Söhnen aber Städte, Einkünfte und Ländergebiete, so daß das Großfürstenthum neue Kraft hätte bekommen können, so verderblich es auch für Rußland gewesen war.

Iwan III. Doch der Thronfolger Iwan III. Wassiljewitsch (1462–15 war anderer Ansicht und besaß so viel Scharfblick, Kraft und Glück, daß es gelang, den Einheitsstaat und die unumschränkte Gewalt neu und fest zu gründen, das Ansehen und die Macht Rußlands zu einer bis dahin nicht kannten Größe zu erheben. Ein unumschränkter Herrscher und Ein Staat das war sein Ziel und das hat er erreicht, weshalb ihn Viele den Gr nennen, während seine Zeitgenossen ihm den Namen des Schrecklichen ga Keck und rücksichtlos, war Iwan wenig wählerisch in seinen Mitteln. Schwäche seiner Feinde zu erlauern, den einen durch den andern zu lähm den Feind des Feindes zu seinem Bundesgenossen zu machen, wen er wollte, zuerst in Sicherheit einzuwiegen und ihn dann durch Ueberraschung stürzen, — das verstanden wenige Fürsten besser als Iwan der Schr Durch Unterhandlungen und List zu siegen, war ihm lieber als mit Nur wo der Fuchspelz ihm nicht mehr half, zog er das Löwenfell um. sein Geschick und durch sein Glück ward Rußland damals schon eine päische Großmacht. Der Großfürst nannte sich fortan Czar, und Moskau Gesandte des Papstes, des Kaisers, des Großkhans Dschagatai, Ungarns, in seinen Mauern. —

Iwan III. war erst 22 Jahr alt, als er den Thron bestieg, bewies eine Umsicht und Besonnenheit, als hätte er schon Jahrzehnte regiert. Mit Plänen trat er nur allmälig hervor, woran die Mißlichkeit der Lage Sch in welcher ihm sein Vater die Regierung hinterließ. Auch verheerte die land damals derart, daß im Gebiet von Nowgorod 230,000 Menschen sein sollen. Iwan bestätigte seine Brüder in ihren Lehen, den Fürsten von nannte er sogar seinen Bruder und ihm gleichen Großfürsten. Anfangs war

Kasan. eine Nothwendigkeit. Der erste Krieg begann gegen Kasan, 1467, er unentschieden hin bis 1469; die Russen wollten eine Hauptschlacht, der aber wagte keinen entscheidenden Streich. Da rief das Heer: „so wollen denn allein für unsere Religion, für unsern Fürsten und unser Vaterland Schwert führen und unsere Ehre an den Gottlosen rächen!" Die Stadt war bedrängt, daß ihr Khan 1. September 1469 um Frieden bitten und sich pflichten mußte, alle seit 40 Jahren gemachten Gefangenen wieder in Freiheit setzen und ganz nach dem Willen des Herrschers zu Moskau zu leben.

Nowgorod. Die Verlegenheiten dieses Krieges wollte Nowgorod benutzen, um völlige Unabhängigkeit zu erringen, und ohne Zweifel sich von dem moskowiti Reich vollständig zu trennen; was ihre Väter durch Schwäche verloren hofften sie während der Jugend des Großfürsten durch Kühnheit und wieder zu erlangen. Anders aber war Iwan gesinnt: ihm waren ihre Ueberg willkommen, um sein Volk zu einem Kriegszug zu entflammen. Der Kampf hart. Marfa, die heldenmüthige und freiheitsliebende Wittwe des Stadtoberhaupt wußte die Bürger zum Widerstand zu begeistern. Zuerst bemächtigten sich Nowgoroder einiger Ländereien, die sie früher dem Großfürsten abgetreten hatten

zwangen die Einwohner, sich vom Großfürsten loszusagen und sie als ihre
rren anzusehen. Iwan verlangte Genugthuung und drohte mit seinem Zorn.
de Theile rüsteten zum Krieg. Als ihren Gesandten gegenüber der Großfürst
wgorod „sein Vatererbe" nannte, so erklärten Marfas Söhne in der Volks-
sammlung, sie hätten lange genug und ruhig die Unbilden der russischen Groß-
sten und die Beschränkungen ihrer Freiheiten ertragen, sie wollten aber nicht
: Sklaven sein, denn Nowgorod sei unabhängig; sondern sie wollten Kasimir
Polen zu ihrem Beschützer wählen. Die Partei des Widerstandes siegte, man
te an Kasimir um Schutz der alten Rechte und Freiheiten; dieser willigte
und sandte ihnen einen Feldherrn. 1471 brach Iwan mit einem großen Heer
n Nowgorod auf. Die Witterung begünstigte ihn, eine ungewöhnliche Dürre
knete die Sümpfe aus, welche seine Truppen am Fortschreiten hindern sollten.
blinden Eifer ließen sich die Nowgoroder in der Nähe des Ilmensees in eine
lacht ein und wurden geschlagen. In einer zweiten Schlacht an den Ufern
Schelona, 9. Juni 1471, verloren sie 12,000 Mann. Johann ließ von den
ngenen einigen von den angesehensten als Empörern den Kopf abschlagen,
nter einem Sohn der Marfa. Jetzt verloren die Bürger den Muth, zumal
von Kasimir erwartete Hilfe ausblieb. Auch hatte der Großfürst heimliche
änger in der Stadt, welche in einer Nacht 55 Kanonen vernagelten. Der
bischof kam und bot Unterhandlungen an. Die Bedingungen des Friedens
en hart. Nowgorod mußte 15.500 Rubel zahlen, alle streitigen Ländereien
Großfürsten zurückstellen, die schwarze oder Volksabgabe entrichten, die Be-
ße der Volksversammlung abschaffen, es durfte fortan keine Verordnung ohne
fürstliche Genehmigung erlassen, weder mit Polen, noch mit Litthauen, noch
irgend einem Feinde Iwans in Verbindung treten. Es blieb ihm nur ein
tten seiner alten Freiheit.

Diese Demüthigung war schmerzlich, doch nicht die letzte. Ein freies
wesen war mit Iwans Politik nicht vereinbar. Nowgorod sollte noch gänzlich
chen werden. Iwan verschob die Ausführung seines Planes auf eine günstige
genheit, bis durch Ränke die Stadt im Innern noch mehr entzweit wäre.
s forderten auf heimliche Veranstaltung hin die jüngern Bürger von Now-
den Großfürsten auf, in ihre Stadt zu kommen und die innern Strei-
ten, die er angeregt hatte, zu schlichten. Iwan kam als Richter und Friedens-
r, nur von seiner Leibwache begleitet. Die Nowgoroder gaben ihm glänzende
und herrliche Geschenke. Herberstein berichtet:*) der Großfürst habe 300
n mit Kostbarkeiten nach Moskau geschickt und seine Leibwache habe sich zu-
net, was ihr in der reichen Stadt gefiel. Neun Wochen lang ließ sich Iwan
rthen, schließlich befahl er die Schuldigen unter Wache zu nehmen und nach
kau zu führen. Es geschah. Nowgorod war wie betäubt. Aber ein Hauptsatz
bisherigen Freiheiten war verletzt, daß nämlich kein Nowgoroder außerhalb
s Vaterlandes solle gerichtet werden. Darum sandten die Bürger eine Bot-
t nach Moskau um Befreiung der Gefangenen und Schonung der Frei-
n. Diese Gesandten waren so demüthig, daß sie Iwan als Herrscher (Gosudar)
gorods, statt Herrn (Gospodin), anredeten, wie sie ihn früher genannt hatten.
aus zog Iwan sogleich Nutzen: er schickte nach Nowgorod und ließ fragen,
liefern die Stadt den Großfürsten als Herrscher anerkenne. Da flammte die
Begeisterung für die alte Freiheit auf. Die Sturmglocke ertönte. Mehrere
sehene Bürger wurden als Anhänger des Moskowiten ermordet, andere ins

*) Herberstein, Rerum moscoviticarum Comment. 79—81. Antverpiae 1558.

Gefängniß geworfen. Das Volk versammelte sich in Waffen und wollte bei thauen Schutz suchen. Dem Großfürsten wurden seine Gesandten mit der Er rung zurückgeschickt, daß Nowgorod den Großfürsten nie Herrscher, wohl Herrn nennen, nie sein Gericht und seine Tunen (Richter) annehmen, und weniger ihm Jaroslaws großen Hof einräumen, dagegen in Allem ganz Vertrag gemäß leben werde, der gegenseitig zu Korostüna 1471 sei be worden. Iwan nannte dies Hochverrath, klagte, daß man seine Freunde Anhänger morde und in den Kerker werfe, und sandte sogleich die Kriegser rung. Die Zurüstungen waren gewaltig. Den Nowgorodern sank der Muth Widerstand, zumal Hungersnoth und Krankheiten in der Stadt wütheten. boten ihm den Titel Herrscher an, baten aber nur um Erhaltung einiger Freiheiten. Iwan aber verlangte unbedingte Entsagung auf alle Rechte und das letzte enthusiastische Aufflammen für Freiheit durch seine Sendlinge lähmen. So erkannte denn Nowgorod den Großfürsten am 15. Januar 1 als unumschränkten Herrn und Gebieter an. Die Großen und das Volk lei den Eid der Treue und berührten wie demüthige Sklaven vor ihm mit der den Boden und brachten ihm Geschenke dar *). Die alte Volksversammlung auf. Die angesehensten Eiferer für die Freiheit endeten im Gefängniß, ihnen die hochbegabte Marfa. Aus Gnade gestand Iwan zu, daß er das eigenthum schonen, Niemand nach Moskau vor Gericht fordern, daß er alle schehene vergessen wolle. Die Stadt mußte ihm 2700 Höfe und vieles Land als Eigenthum überlassen, alles andere wurde mit Steuern belegt. diese große Handelsrepublik nach 600jährigem Bestand, da der Geist der tracht und der Muth, für die Freiheit zu sterben, erloschen war. Weil Iwan immer ein Aufblitzen des alten Freiheitsgeistes fürchtete, so siedelte er träglich viele Familien in andere Orte über, 1488 auf einmal 8000 nach Moskau, wo man ihnen Ländereien anwies, während ihre Güter an Beamten des Herrschers vergeben wurden. Um alle Verbindungen mit der abzubrechen, wurden alle ihre Kaufleute vertrieben oder ins Gefängniß ge Beim Tode Iwans war Nowgorod aus einer Weltstadt zu einer kleinen stadt herabgesunken.

Unter Nowgorods Oberherrschaft stand, wenn auch von eigenen Fürs herrscht, das Permische Land, das aus Alfred bekannte, an Pelzthieren Perm. Silberminen reiche Biarmien. 180,000 Mann sind gegenwärtig dort mit Bergbau beschäftigt, und allein an Goldsand werden jährlich 12,000 Pfund wonnen. Damals hatte das Land nur wenige Städtchen, und war großen mit Wald und Morast bedeckt. Die Beleidigungen, die dort einigen Moskow widerfuhren, genügten dem Großfürsten, dem kleinen Staat den Krieg zu erklä Sein Feldherr schlug die Biarmier bei Işkor und unterwarf das ganze Unter der Beute werden glänzende schwarze Zobelfelle und 29 Ballen deut Tuch erwähnt, welches damals durch die Hanseaten in Rußland verbreitet wa

Sophia. Iwans Ehrgeiz wurde seit 1472 durch seine zweite Gemahlin, Soph gesteigert. Sie war die Nichte des letzten Kaisers von Constantinopel und ihrem Bruder und Vater, als Alles verloren war, nach Rom geflüchtet. Papst Pius II. huldvolle Gastfreundschaft gewährte. Der Vater und der Bru zeigten sich der Größe des Schicksals, das über die Griechen gekommen

*) Strahl, II. 352.

der Huld der Päpste wenig würdig, Sophia war ob ihrer Schönheit, rem Verstand und ihren Tugenden allgemein verehrt. Paul II. hegte den leb- ften Wunsch, sie standesgemäß zu vermählen und zugleich durch ihre Ehe Rußland den großen Bund gegen die Türken hineinzuziehen. Bessarion machte Iwan den trag, der ihm um so mehr schmeichelte, als diese Ehe ihn mit den Mächten des endlands, die gegen die Tataren helfen konnten, in Verbindung brachte und ihm Anrecht auf den griechischen Kaiserthron gab. Aber zuerst wollte Iwan ch einen Abgesandten sich von den persönlichen Eigenschaften der Prinzessin zeugen und schickte seinen Münzmeister, Iwan Fräsin, nach Rom, der die nzessin sehr schön fand und geneigt, dem Großfürsten die Hand zu reichen, beim Papst ehrenvoll empfangen wurde. Im Januar 1472 kam Iwan ssin wieder mit einem glänzenden Gefolge, um die Braut abzuholen. Dem st überbrachte er ein Schreiben des Großfürsten und 60 Zobelfelle als henk. Iwan Fräsin sprach so, daß der Papst und die Cardinäle glauben ten, der Großfürst werde die Beschlüsse des florentiner Concils hinsichtlich Vereinigung annehmen. Ein päpstlicher Legat begleitete die Braut. Am 12. ember 1472 hielt sie ihren feierlichen Einzug in Moskau, und bald fand die mählung statt. Als aber der Legat bei seinem Einzug sich ein silbernes Kreuz vor- n lassen wollte, erklärte der Metropolit Philipp von Moskau, wenn der fürst gestatte, den fremden Glauben zu ehren und den eigenen zu ernie- n, so werde er sogleich die Stadt verlassen — ein Zeichen, wie groß der der russischen Geistlichen gegen die römisch-katholischen war. Die Scheidewand , alle Anstrengungen, den Großfürsten zu gewinnen, waren vergebens, eben n gelehrter Streit mit dem Metropoliten Philipp. Von dieser Vermählung ft der zweiköpfige Adler, der von den griechischen Kaisern herstammt, im pen Rußlands, — früher war es das Bild des heiligen Georg — und kam Hof, wo sonst das Leben einfach und roh war, byzantinische Etikette in Gebrauch. dem Worte Cäsar steht jedoch das Wort Czar in keiner Beziehung, dieses mt vielmehr von den Bulgaren und bedeutet Herr des Bodens *). Auch kamen ler und Baumeister, Aerzte. Ein Baumeister aus Bologna baute eine neue edrale. Auch findet von da an wissenschaftliche ärztliche Behandlung der nken statt. Der Stolz der Großfürstin Sophia fand das Verhältniß der Russen goldenen Horde unerträglich. Iwan wünschte längst dieses verhaßte Joch schütteln, aber ein großer Angriff und Sieg auf die Horde von Sarai nur beigetragen, die Tataren zu vereinigen und diese furchtbare Macht auf land zu lenken. Den Mongolen war nur dadurch beizukommen, daß man Zwietracht unter ihnen schürte. Darum sandte Iwan im Anfang Gesandte Geschenke nach Sarai, suchte aber Kasan sich unterwürfig zu machen, um Weg nach Sarai offen zu haben, und schloß innigen Bund mit Mengli- ai, dem Chan der Krim, der gerne für ihn gegen die Horde oder gegen

*) Schnitzler, Histoire intime de la Russie. I. 301 ff.

Litthauen Krieg führte. Als er sich hinlänglich vorbereitet glaubte, sandte der G[illegible]
Achmet. keinen Tribut mehr, gab kein Zeichen von Unterthänigkeit mehr. Khan Achm[illegible]
den Iwans Machtzuwachs längst sorglich gemacht hatte und der über[illegible]
von Kasimir zu einem Angriff auf den Moskowiter gestachelt wurde, [illegible]
1472 zu den Waffen, traf aber an der Okka seinen Gegner mit 180,0[illegible]
Mann und zog sich rasch vor ihm zurück. 1476 vertrieb Achmet aber [illegible]
Mengli-Ghirai aus der Krim und setzte Sebenek zum Fürsten auf der Halb[illegible]
ein. Iwan suchte einen Bund mit Persien zu schließen und es zum An[illegible]
auf die Horde zu reizen und schloß 1480 mit Mengli-Ghirai, welcher Se[illegible]
1477 wieder vertrieben hatte, von neuem ein Schutz und Trutzbündniß [illegible]
Achmet wie gegen Kasimir. Jetzt kam es zu offenem Bruch. Die Kasan[illegible]
Krieg wider die goldene Horde. Chronik *) besagt, Iwan III. habe das ihm in Moskau vom tatarischen [illegible]
sandten überreichte Bild des Khans zerbrochen und mit Füßen getreten. Ach[illegible]
brach, Alles verheerend, mit einem großen Heer in Rußland ein, wartete [illegible]
vergebens auf Kasimir, der durch die Krimtataren zurückgehalten wurde. Der Gr[illegible]
fürst rückte ihm bis zur Okka entgegen, aber nicht weiter; kühner Angriff wa[illegible]
seine Sache. Als der Khan Miene machte, von Westen einzufallen, eil[illegible]
Großfürst nach Moskau. Das Volk murrte: „Ist das der Schutz, den [illegible]
Fürst gewährt! Zahlten wir deshalb die schwere Tatarensteuer, damit der [illegible]
sie für sich einnahm und dadurch den Khan erbitterte?“ Die Geistlichkeit e[illegible]
laut ihre Stimme, um Iwan Muth einzuflößen und Alle zur Befreiung
Vaterlandes anzuspornen. Iwan III. kehrte zu seinem Heere zurück, das
die Ugra vom Feinde trennte. Drei Tage beschossen sich Beide über den [illegible]
kein Theil wagte ihn zu überschreiten. Der Großfürst sandte Frieden[illegible]
schläge mit ansehnlichen Geschenken, Achmet aber erklärte, jener habe neun [illegible]
keinen Tribut mehr bezahlt und solle jetzt bei seinem königlichen Ste[illegible]
um Verzeihung bitten. Die Geistlichkeit erschrak und suchte wieder dem [illegible]
fürsten Muth einzusprechen. Dieser aber zog sich zurück, die Tataren hielten [illegible]
für eine Kriegslist und flohen gleichfalls über Hals und Kopf. Ein Heer [illegible]
vor dem andern! Achmet überfiel nun Litthauen, um sich an Kasimir dafür [illegible]
rächen, daß er nicht gekommen war. Indeß überschritten die Russen und [illegible]
Ende der goldenen Horde. tataren die Wolga, fielen in die unbewachte Horde ein und zerstörten Sarai. Ach[illegible]
der den Seinen zu Hilfe kommen wollte, wurde von den Nogaiern geschlagen,
und ward in der Nähe des heutigen Asow getödtet. Achmets Söhne tri[illegible]
sich noch einige Zeit an der Wolga herum, wagten aber Nichts mehr g[illegible]
Rußland, dieses blieb frei und feiert heute noch am 23. Juni die Erinner[illegible]
an den Tag, da das Joch, welches 250 Jahre auf ihm schmählich ge[illegible]
hatte, glücklich gebrochen wurde. Des Großfürsten Feigheit ward nun als Klu[illegible]

---

*) Strahl, Geschichte des russischen Staates. III. 358.
**) Strahl, l. c. II. 360.

rissen. Der Erfolg steigerte die Unternehmungslust des Großfürsten, 1487 zwang er Kasan zur vollständigen Unterwerfung; der Khan, den er dort ein- Kasan.
t, mußte schwören, ihn als Herrn anzuerkennen und ihm Tribut zu zahlen. Kasanischen und Krimtataren der Nogaier waren jetzt jeden Augenblick bereit, die Stämme an der Wolga herzufallen. Drei Jahre vor Iwans Tod war Horde von Kiptschak vollkommen vernichtet; in Kowno endete der letzte der Horde als Gefangener. —

Als Herr von Nowgorod sprach Iwan 1483 auch das jenem Freistaat Sibirien.
zinspflichtige Sibirien an; sein Heer drang über den Tobolfluß und ch, und die Häuptlinge der armen Wogulen und Ostjäken kamen demüthig wan, brachten köstliche Felle, weiße Falken und farbige Edelsteine, baten um e und gelobten Tribut und Gehorsam. Seitdem nannte sich Iwan Fürst von rien. Twer hatte unter allen Theilfürstenthümern allein noch eine gewisse Twer.
ständigkeit und einen Glanz bewahrt — jetzt sollte es fallen wie die andern. jagte dem Fürsten Michael Furcht ein, zwang ihn dadurch, Hilfe in Lit- zu suchen, und klagte sofort über Verrath. Unfähig, Iwans Heere zu tehen, unterwarf sich Michael, entsagte dem Namen eines gleichen Bruders räumte dem Großfürsten ein Oberansehen über sich ein und gab die Ver- g mit Litthauen auf. So war Twer zunächst mediatisirt. Viele seiner Bo- traten zum Großfürsten über. Als Michael, Hilfe erflehend, sich wieder uen wandte, wurde der Brief aufgefangen. Michael mußte fliehen, Twer ngezogen. Michael starb in Litthauen. Und doch hätte Twer 40,000 Mann und dem Großfürsten viele Verlegenheiten bereiten können. Gier nach rrschaft verleitete ihn sogar zur Härte gegen seine Brüder, namentlich seit Iwans III. Brüder.
Mutter, welche Iwan bisher in Schranken gehalten, 1486 gestorben war. s ließ ihnen Iwan den ruhigen Besitz ihrer Lehen gegen das Versprechen, einem seiner Gegner in Unterhandlungen zu treten; 1491 setzte er aber i und dessen beide Söhne gefangen, zog ihre Lehen ein und vereinigte sie r Krone. Mit Härte behandelt, starb Andrei im Gefängniß, ein Opfer der t.

Iwan hatte jetzt nur noch einen Gegner, den Großfürsten von Litthauen: Litthauen.
ch alle Besitzungen an, welche das Haus Gedimins und die Schwertbrüder fe der Zeit Rußland entrissen hatten, namentlich Kiew und ganz Wolhynien. n schloß er ein Bündniß mit dem Hospodar der Moldau, mit Mathias Kasimir.
us, selbst mit dem römischen Kaiser, auch mit litthauischen Großen, bei sein Ansehen, namentlich seit der Abschüttelung des tatarischen Joches, ge- war; sie meldeten Kasimir, daß sie nicht länger seine Basallen sein, son- n den Schatten des alten Vaterlandes zurückkehren wollten. Darüber starb ir, dessen jüngerer Sohn, Alexander, Großfürst von Litthauen wurde, Alexander.
d der ältere, Albrecht, den Thron von Polen bestieg. Alexander fühlte sich Macht der Moskowei nicht gewachsen und suchte Iwan darum zu gewinnen, er um die Hand seiner Tochter Helena bat und ihm das Fürstenthum en abtrat und ihm den Titel „Beherrscher von Rußland“ gab. III. willigte ein unter der Bedingung, daß seine Tochter nicht auf irgend Helena.
Art zur Veränderung ihres Glaubens gezwungen werde. 1495 ward Helena mit dem Großfürsten von Litthauen vermählt, aber der Friede zwischen den len ward dadurch nicht lange gewahrt. Alexander klagte bald über feindliche lle der Verbündeten seines Schwiegervaters, Mengli-Ghirais, Bajesids und

Stephans, und Iwan beschwerte sich, daß seiner Tochter eine eigene griech Hofkapelle verweigert werde, daß sie in die Pfarrkirche gehen müsse, wenn ihr Gebet verrichten wolle. 1500 wurde der Bruch unheilbar. Alexander hatte seinem Eifer, Groß und Klein zur römisch-katholischen Kirche zu bekehren, viele Vornehme zu Feinden gemacht, diese stellten sich jetzt unter den S Iwans, welcher seinem Schwiegersohne sagen ließ, er sehe sie und Besitzungen fortan als zu Rußland gehörig an. Die russischen Waffen ten raschen Fortgang, obschon die Litthauer sich tapfer schlugen und tüchtiger Feldherr an ihrer Spitze stand, Ostroschkij, „zu Hause fromm

Schlacht an der Wedroscha. Numa, in der Schlacht kühn wie Romulus." An den Ufern der Wedro erlagen 1500 die Litthauer der Uebermacht, nie hatten die Russen einen größern über sie erfochten. 1501 wurde Alexander nach dem Tode seines Bruders König von Polen gewählt und dadurch seine Macht verstärkt, deßungeachtet erl

Schlacht bei Mstislawl. 1501 bei Mstißlawl die Litthauer eine neue Niederlage, 7000 blieben auf Platze. — Jetzt trat aber ein furchtbarer Gegner wider die Russen in Schranken, der livländische Heermeister Plettenberg, welcher Iwan w seines Verfahrens gegen Nowgorod und die Hanseaten haßte. Mit nur 4 Reitern und einigen tausend Mann Fußvolk schlug er 1501 bei Isborsk 40, Russen aufs Haupt. Krankheiten hinderten ihn, den Sieg auszubeuten, zwangen ihn, das Heer zu entlassen — da drangen die Russen in Livland und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. In einer Nacht überfielen die Ritter das Lager und richteten unter ihnen ein fürchterliches Blutbad 1502 errang Plettenberg an den Ufern des Sees Smolin einen noch glän deren Sieg. Jetzt brachen 90,000 Russen gegen Plettenberg auf, der nur 7 Reiter, 1500 deutsche Soldaten und 5000 Bauern zur Verfügung hatte, aber wie Löwen fochten Obschon seine Aufstellung den Feinden verrathen w errang Plettenberg 13. September 1502 dennoch einen glänzenden Sieg; die Saumseligkeit der Litthauer war Schuld, daß Alexander keinen Vo daraus zog. Da schritt der Papst ein, Alexander VI. betrieb damals einen aller christlichen Mächte gegen die Osmanen. Der Krieg war Iwan schon l deßungeachtet beharrte er darauf, alle russischen Länder seien sein Eigenthum er könne auf Kiew und Smolensk nicht verzichten.

Ende Iwans III. Der Tod seiner Gemahlin Sophia, Gebrechen des Alters erinnerten an sein eigenes Ende, Gewissensbisse drückten ihn, er machte Wallfahrten beschenkte Kirchen und Klöster, und faßte sein Testament ab: darin bestimmt seinen Sohn Wasili zum Herrn von ganz Rußland und seiner jüngern Br

Testament. die ihn als den ältern verehren und ihm gehorchen sollen; sie sind apana Prinzen und haben keinerlei Herrschaftsrechte, haben keinen Antheil an den tungen des Staates, ihnen ist verboten, eigene Münzen zu prägen, sie dürfen Mörder richten, nicht mit fremden Mächten in Verbindung treten. Iwan übergibt in diesem Testament dem Thronfolger die Großfürstenthümer Mo Wladimir, Nowgorod, Pskow, Twer, das wilde Lappland, Alt-Rjäsan und witesk als Eigenthum. — Iwan heißt der Große, noch öfter der Furchtbare; Volk zitterte vor ihm; es heißt, schüchterne Frauen sollen vor seinem zorn Blick in Ohnmacht gesunken sein, die Großen hätten an seiner Tafel nicht ge wenn er, von Wein oder Speisen überladen, einschlief, einander ein Wort z

Prügel. flüstern oder fortzugehen. Von ihm an datirt die Einführung der Pr Harthausen *) sagt: „Unter den Großrussen gibt jede sociale Gewalt ihre

*) Studien über Rußland. III.

... durch Hiebe zu fühlen, welche übrigens Neigung und Freundschaft gar nicht ... wachen. Jedermann theilt Prügel aus. Der Vater haut seinen Jungen, der ... ann seine Frau, der Grundherr oder Inspector seine Bauern, ohne daß daraus ... bitterung oder Bosheit entsteht. Der Rücken der Russen ist an Prügel gewöhnt, ... doch ist der Stock ihren Rückennerven noch empfindlicher, als ihren Seelen."

Die dreißigjährige Regierung des Wassilij IV. Iwanowitsch (1503 ... 1534) ist nur Fortsetzung der Politik Iwans III., wenn auch minder ... ückt und minder glücklich. Wie wenig auch der Schatten der Freiheit mit ... aufkommenden moskowitischen Alleinherrschaft verträglich war, zeigt die ... schichte des Freiheitsstaates Pskow, welcher neben und unter dem Gent des ... ns, neben Nowgorod durch seine Handelsthätigkeit einst frei, reich und mächtig war. Wassilij IV.

Die Chronik von Pskow, welche zuerst Karamsin *) mitgetheilt und die ... Herrmann **) benutzt hat, beweist diesen Satz schlagend und schildert ... Ende jeglicher Unabhängigkeit in ergreifender Weise. Iwans Statthalter ... te Uneinigkeit unter den Bürgern und klagte sie zugleich beim Groß... ... als widerspänstig an. Wassilij kam 1309 nach Nowgorod und die Psko... ... ließen ihm durch 70 ihrer angesehensten Männer sagen: „Dein Erb... ...thum, die Stadt Pskow, wirft sich Dir zu Füßen und dankt Dir, daß Du, ... Beherrscher von ganz Rußland, vor Fremden uns gnädig schützest und uns ... den Alten hältst. Nicht anders verfuhr mit uns Dein Vater. Dafür sind ... bereit, Dir treu zu dienen, wie wir Iwan und Euren Vorfahren gedient ... Aber sei gerecht. Dein Statthalter bedrückt die freien Männer, Herrscher, ... uns!" — Arglistig befahl Wassilij, der Statthalter und seine Ankläger ... zu ihm nach Nowgorod kommen. „Da zitterte den Pskowitern das Herz, ... der Großfürst schmeichelte uns und empfing Geschenke, aber seine Gedanken ... Pläne mit Pskow wußte Niemand." — Als die Pskowiter kamen, wurden sie ... vorhergegangenen Rechtshandel eingesperrt: „Ihr seid gefangen von Gott ... unserm großen Herrscher, als vor ihm schuldig!" — Der Schrecken über die ... Verbotschaft war groß in Pskow: „uns wurden der Gaumen trocken und die ... en welk. Großes Elend und Seuchen hatten wir ertragen, die Deutschen ... wir vor unsern Thoren gesehen, aber in solcher Verzweiflung waren wir ... Das Wetsche (die Volksversammlung) versammelte sich. Das Volk überlegte, ... zu thun sei, — sollte man sich in die Stadt einschließen? aber wenn die ... Schwäche der Stärke gegenüber steht, ist kein Heil möglich. Was können wir thun ... unsere besten Leute, die in Nowgorod gefangen sitzen?" — Es fehlte also ... Muth, für die Freiheit zu sterben, und darum ging auch die Freiheit ver... ... Sie sandten also an den Großfürsten den Beschluß: „Wir werfen uns ... zu Füßen vom Kleinsten bis zum Größten, begnadige Dein altes Erb... ...thum; wir, Deine Waisen, sind Dir, Herr, sonst und jetzt immerdar anhänglich ... in keinen Stücken zuwider gewesen. Gott und Du schalten nach Willkür in ... nem Erbeigenthum!" Der Großfürst entgegnete den Abgesandten: „die Psko... ...r haben die große Acht verdient, weil sie meinen Statthalter beleidigt. Wenn ... die Volksversammlung aufgeben und meine Beamten in alle ihre Besitzungen Pskow.

*) Geschichte des russischen Staates. VII. 23.
**) Geschichte des russischen Staates. III. 1—9.

aufnehmen, so lasse ich Gnade für Recht ergehen; wenn nicht, so wird d
Christenblut, das ich vergießen muß, auf ihr Haupt kommen." — Darob w
der Jammer groß: „Nur die Säuglinge vergoßen nicht Thränen vor Kumm
Die Straßen und Häuser hallten wieder vom Wehklagen und Stöhnen, Ei
umarmte den Andern, als sei es die letzte Stunde seines Lebens." — Die E
innerung an die frühere Treue und an den Eid des Fürsten war vergebens. D
Volksversammlungsglocke wurde vom Thurm heruntergenommen, das Volk st
herum und weinte über den Verlust seiner alten Rechte. Der Großfürst k
selber nach Pskow und berief die Bürger in die große Gerichtsstube. Da wu
den Armen in seinem Namen verkündet: „Der Czar, von Gottes Gnaden H
scher und Großfürst von ganz Rußland, verkündet euch Gnade: er will in e
Eigenthum nicht eingreifen, genießt desselben jetzt und immerdar. Hier aber kö
ihr nicht bleiben, denn ihr habt das Volk bedrückt und viele von euch Be
digten haben die Gerechtigkeit des Großfürsten angefleht! Nehmt eure Weiber u
Kinder, zieht in das moskowitische Gebiet und lebt glücklich durch die Gnade d
Großfürsten." In derselben Nacht wurden 300 Familien nach Moskau gefü
Nur Wenige durften ihre Habe mitnehmen. In ihre Besitzungen kamen Mo
witer, desgleichen in die eigentlich mittlere Stadt, aus welcher alle Pskowiten a
ziehen mußten. Ebenso erging es in den zwölf Nebenstädten von Pskow. D
wurden Bürger und Bauern unter dem Namen neuer Gesetze mit Abgaben b
lastet: „Die Armen wußten nicht, was das für ein Recht sei, das moskowitisc
es war mit dem Kreuzeskuß (bei der Huldigung) gegen Himmel geflogen und
Arglist fing an auf Erden zu wandeln. Es machte sich fort, wer konnte, o
Zögern, aber wohin sollten die Uebrigen sich bergen? Die Erde that sich n
auf und gegen Himmel fliegt man nicht. So sank der Ruhm der Stadt Psko
nicht durch fremdgläubige, nein, durch rechtgläubige Männer wurde sie gestü
Wer klagt nicht darob? O große und berühmte Stadt Pskow, sage, wa
trauerst du? Wie soll ich nicht trauern, nicht grämen und weinen ob mei
Verödung, antwortet das schöne Pskow. Es kam über mich herangeflogen ein A
mit mächtigen Schwingen und Löwenklauen; er nahm von mir drei Cedern d
Libanon: Schönheit, Reichthum, Kinder, zur Strafe für unsere Sünden; d
Land verödete, die Stadt wurde zerstört, die Einwohner nahm man gefangen,
Marktplätze wurden umgegraben und mit Schutt bedeckt; die Väter und Br
in Gegenden abgeführt, wo weder Väter, noch Großväter, noch Altväter i
Heimath hatten, die Mütter und Töchter aber gab man der Entehrung preis"
— In ähnlicher Weise ging es den Theilfürstenthümern und den Großen. A
eilte unaufhaltsam der Alleinherrschaft zu. Die Prinzen wurden ihrer festen S
und Burgen beraubt. Den Brüdern gestattete der Czar nicht einmal zu heirathen. D
Fürsten von Rjäsan ließ der Großfürst unter dem Vorwand feindseliger Verb
dung mit der Krim im Gefängniß sterben, das gleiche Loos hatte der Fürst v
Severien.

Die Machtverhältnisse nach außen gestalteten sich nicht so glücklich w
Litthauen. unter seinem Vater. Als der Großfürst von Litthauen, Alexander, 1506 sta
wünschte Wassilij gewählt zu werden und sicherte den Großen Freiheit d
Glaubens und ihre Privilegien zu. Diese aber wollten Nichts vom Moskowit

*) Karamsin, VII. 33.

ſen und wählten Alexanders Bruder, Sigmund I., der in Folge deſſen auch
nig von Polen wurde. Jetzt begann Waſſilij den Krieg.

Vorwand war, ſeine verwittwete Schweſter werde nicht mit den gebührenden
ſichten behandelt. Die Ruſſen drangen bis Wilna vor. 1508 ſchloß Sigis-
nd Frieden und überließ den Moskowiten die Erwerbungen Iwans III. für
er. Der König begann aber bald wieder den Kampf und diesmal unterſtützten
die Tataren der Krim, denn Mengli-Ghirai, der für Iwan III. immer zu Krim.
gezogen, war alt und konnte ſeine Murſen nicht mehr beherrſchen. Seine
ne waren dem Moskowiter abgeneigt, ſeine Großen hatte Sigismund durch
n jährlichen Tribut gewonnen, 1512 fielen ſie verheerend in Rußland ein.
der Ueberzeugung, daß Sigismund ſie dazu gereizt habe, ſchwor Waſſilij gegen
nen Krieg zu führen, ſo lange ſein Pferd gehen und ſein Säbel ſchneiden
e. Der Sieg neigte ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite. 1514 zogen Litthauen.
Ruſſen in Smolensk ein. Im gleichen Jahre aber ſchlug Oſtroſchſki mit
00 Litthauern bei Orſcha das 80,000 Mann ſtarke ruſſiſche Heer aufs
pt, doch vermochte er Smolensk nicht wieder zu gewinnen. 1522 wurde ein
fenſtillſtand geſchloſſen, welcher dem Moskowiter Smolensk ſicherte, ohne daß
jedoch ſeinen Anſprüchen auf Kiew, Polozk, Witebsk entſagte. Herberſtein
e für einen Frieden im Namen Kaiſer Karls V. War gegen Litthauen
lij der Angreifer, ſo mußte er gegen die Krimtataren Rußland vertheidigen.
ed Ghirai ſprach das Recht der goldenen Horde über Rußland an und
mittlung zwiſchen Rußland und Polen. Die Tataren waren ſehr begehrlich
der Moskowite zahlte ihnen nicht genug. Einen verheerenden Einfall ent-
te der Khan der Krim mit den Worten: „Klage mich nicht an, meine
wollten mir nicht gehorchen, ich ſchickte ſie nach Litthauen, da fielen ſie über
Rußland her. Du ſelbſt trägſt die Schuld. Schicke mehr Geſchenke und Du
Ruhe haben. Zu mir ſprechen Alle: die moskowitiſche Freundſchaft bringt
jährlich einen Zobel, der Krieg aber die Goldſtücke in Tauſenden." — Ein
Mal meldete der Khan dem Großfürſten: „Du haſt meine Freundſchaft ver-
— ſieh jetzt auf Deine verwüſteten Länder und wiſſe, daß mein Durſt
Rache noch nicht geſtillt iſt. Wo immer einen Feind von Dir ich finde, da
ich zu Deinem Verderben ſein Freund ſein." — Da hatte doch Mengli-
i immer ſeine Wünſche viel artiger ausgeſprochen: „Einen ſilbernen Pokal
inem Schöpfeimerchen, den ich von Iwan erhalten, hat der Sohn des Sul-
mir genommen; ſchick' mir dafür einen neuen. Ich will dafür nur aus ihm
n, und dabei Deiner als meines Bruders gedenken." — Jetzt hatten die
n einen Angriff der Krimtataren nach dem andern zu beſtehen. Machmed
i vertrieb den ruſſiſchen Vaſallen in Kaſan und ſetzte deſſen Bruder an
Stelle; er herrſchte in Aſtrachan. Er ſchlug die Ruſſen 1521 an der Okka
agerte vor Moskau. Nur die deutſchen Bombardiere zeigten Muth. Die
n bewogen durch Geld den Khan zum Abzug und verpflichteten ſich ſogar
Tribut, welchen jene einſt der Horde von Kiptſchak bezahlt hatten. Auf dem
eg waren jene daran, Rjäſan wegzunehmen, nur der Muth eines Tyrolers,
n, rettete die Stadt den Ruſſen. Der Großfürſt, der während der Zeit der
in einem Heuſchober ſich verſteckt hatte, zahlte erſt nach Jahren, auf vieles
en hin, den beiden Deutſchen, die Moskau und Rjäſan gerettet hatten,
ulden. Was das ruſſiſche Volk unter dieſen Tatareneinfällen zu leiden hatte,
Herberſtein *) in ſeinen lehrreichen Berichten über dieſe Vorgänge. Die Ta-

*) Herberstein, Commentarii. p. 93—111.

taren schleppten 800,000 Menschen mit fort, von denen sie die kräftigen th
selber zur Arbeit verwendeten, theils als Sklaven an die Türken verkauft
Die Schwachen und Alten überließen sie ihrer Jugend zu grausamen Kri
spielen. Erst 1530 wurde der Großfürst Kasans wieder sicher.

Im russischen Klerus war die Kraft nicht, wie im römisch-katholischen,
Willkür des Herrschers Schranken zu setzen. Dies zeigt die Geschichte Wassilijs
Die Ehe war 22 Jahre unfruchtbar, da sah der Großfürst einmal auf
Land*) ein Nest mit Vögeln und rief seufzend: „die sind glücklicher als ich,
haben Junge," und klagte dann seinen Bojaren: „Wer soll nach mir über
Scheidung. russische Land herrschen und über all meine Städte und Gebiete? Etwa m
Brüder? Die können nicht einmal ihre Erbbesitzungen in Ordnung halten!"
Bojaren erwiderten: „Einen unfruchtbaren Feigenbaum haut man ab und
ihn aus dem Garten." — Selbst der Metropolit sprach für Scheidung. Nur
Eroberer von Jugorien, Simeon Kurbsky, und zwei Mönche vertheidigten die
auflösbarkeit der Ehe — sie wurden dafür verfolgt, als Männer, die unanstä
gegen den Herrscher gesprochen! Die Gemahlin wurde mit Gewalt zur N
geschoren und auf Befehl des Herrschers sogar mit Ruthen gezüchtigt. Nach
Satzungen mußte der Mann auch die Tonsur annehmen, wenn er seine
ins Kloster entließ, aber die Geistlichkeit sprach den Großfürsten von dieser
pflichtung los und Wassilij vermählte sich rasch mit der schönen und ge
Helena Glinski, die ihn bald vollständig beherrschte. 1530 gebar sie ihm
1532 Jurji — und jetzt erst erlaubte der Großfürst seinem jüngsten Br
sich zu vermählen. Als er 1533 sein Ende nahe fühlte, berief er seine Br
den Metropoliten und die Bojaren, empfahl ihrem Schutz den dreijährigen J
Thronfolge. den er zum Großfürsten ernannte, wodurch also die Thronfolgeordnung
dem Recht der Erstgeburt in gerader absteigender Linie festgesetzt wurde,
mahnte sie, ihm treu zu dienen und gegen die Ungläubigen und römischen Ch
sich zu erheben. Sterbend verlangte er noch als Mönch eingekleidet zu w
und erhielt den Namen Warlam. Wassilij IV. starb am 3. December 1533.
Titel. Titel, den er führte, lautet: „Der großmächtige Herr Wassilij, von Gottes G
Czar und Beherrscher von ganz Rußland, und Großfürst von Wladimir, M
Nowgorod, Pskow, Smolensk, Twer, Jugorien, Perm, Wiätka, Bulgarien
anderen; Beherrscher und Großfürst vom Nowgorod-Nisowschen Lande, von T
nigow und Rjäsan, von Wolotzk, Rshew, Beelsk, Rostow, Jaroslawl, Beelo
Udorien, Obdorien, Kondien und anderen."

Die unumschränkte Regierung erreichte ihre weiteste Ausdehnung wäh
Iwan IV. der 50jährigen Regierung von Iwan IV. Wassiljewitsch, dem Sch
lichen (1534—1584), oder wie ihn Stephan Batthory nennt, „dem Henker
russischen Volkes, der sich Beherrscher des Ostens und Westens nennen l
aber auch den Titel eines Fürsten der Teufel hinzufügen könne." Der Itali
Gerio sagt über ihn: „Er ist der riesigste Tyrann und die Russen beten i
mehr an als Gott." Es ist mit Recht bemerkt worden**), Caligula und
seien Stümper gegen Iwan IV. In blutigerer Weise ist wohl nie Unterth
die Lehre vom duldenden Gehorsam eingeprägt worden, und würdeloser
wohl nie ein Volk die Launen eines Tyrannen ertragen.

*) Herrmann, III. S. 39. Karamsin VII. 108.
**) Helfert, Rußland. S. 81.

Iwan IV. war beim Tod seines Vaters drei Jahre alt, zur Regentin war ...ch das Testament Wassilijs IV. dessen Mutter Helena im Einvernehmen ...t dem Bojarenrath ernannt, der aus 20 der angesehensten Großen bestand. ...lena besaß Einsicht und Stärke des Willens. Die äußere Politik wurde im ...m Wassilijs fortgesetzt. Kasan, das sich frei machen wollte von der moskowi...schen Oberherrschaft, wußte sie in Abhängigkeit zu erhalten, die Verbindung mit ...ser Karl V., mit Schweden, mit dem Sultan, mit dem Hospodar der Moldau, ...befestigen. Im Innern baute sie Städte und verbesserte das Münzwesen. ...er in ihrer Leidenschaft für den Liebling Telepnew überließ Helena diesem ...gebührenden Einfluß, und als die Brüder des Verstorbenen und ihr eigener Oheim ... gegen ihren Liebling erhoben, ließ sie dieselben unbarmherzig ums Leben ...gen. 3. April 1738 starb Helena plötzlich an Gift. Telepnew wurde jetzt in ...eln geschlagen und starb im Gefängniß den Hungertod. — Minderjährigkeit. Helena.

Zehn Jahre hindurch stritten sich nun die Parteien im Bojarenrath um ...Regierung und verdrängten eine die andere, und nützten alle die Gelegenheit ...armherzig aus, sich zu bereichern und die Gegner zu vernichten — zuerst die ...iskis, dann die Beelskis, dann wieder ein Schuiski. Ihre Gegner gaben dem ...en Großfürsten ein, die Räuber, die das Volk drückten, ihrer angemaßten ...ht zu berauben. Am 23. December 1543 rief Iwan die Bojaren zusammen, ... ihnen vor, daß sie seine Jugend mißbrauchten, das Land plünderten und ...mächtig Menschen hinrichteten. Viele seien schuldig unter ihnen, strafen wolle ...er nur den allerschuldigsten, den Andrei Schuiski, der denn auch alsbald ...et wurde. Von jetzt fingen die Bojaren an, vor Iwan Schrecken zu be...en. Selbständig war er noch nicht. Die Glinskis, die Verwandten seiner ...er, bemächtigten sich der Herrschaft; den Neigungen des Großfürsten schmei...en sie, um bei ihm in Gunst zu bleiben. Früh zeigte Iwan IV. Tyrannen...en, die sie durchaus nicht zu mildern suchten – wenn er sich nur damit be...ftigte und nicht ans Selbstregieren dachte! Sie nährten seine Lust an rohen ...len, am Gräßlichen, am Martern zahmer und wilder Thiere. Bald ging er ... Quälen der Menschen über; es war seine Lust, Bären und Hunde auf die ...e zu hetzen, wie toll zu Roß durch die Straßen einherzusprengen, Weiber und ...e zu überreiten; so that er in Moskau, so bei der Bereisung des Reiches. ...Pskow baten 70 Männer um Schutz gegen die Willkür des Statthalters. ... Czar begoß sie mit glühendem Wein, sengte ihnen Bart und Haare, befahl ...e entkleiden und auf die Erde hinzustrecken. Schon waren die Armen des ...s gewärtig, da rettete sie die Nachricht, die große Glocke in Moskau sei ...gestürzt, und der Czar eilte alsbald nach seiner Hauptstadt. Moskau ver...nnte 1547 gänzlich, die Kirchen, wie das Schloß des Czaren; 1700 Men...n, Kinder und Greise abgerechnet, kamen in den Flammen um. Das Elend ...stieg alle Vorstellung. Wilde Gährung herrschte im Volke. Die Gegner be...en dieselbe zum Sturz der verhaßten Glinski. Als der Czar auf dem Platz ...Kreml die Bürger fragte, wer die Stadt in Brand gesteckt habe, hieß es: ...Glinskis, ihre Mutter habe den Todten das Herz ausgerissen, es ins Wasser ...t und mit diesem die Straßen von Moskau besprengt, darum sei die Stadt ... Feuer heimgesucht worden. Alsbald wurde ein Glinski und viele seiner An...er ermordet. So endete die Bojarenherrschaft *). — Bojarenrath. Iwans Jugend. Brand Moskaus.

*) Karamsin, VII. 241—55.

1547–60 Iwan regierte jetzt allein, oder vielmehr, er ließ sich 13 Jahre hindu von zwei wackern Männern leiten; der eine war ein demüthiger Mönch a Sylvester. Nowgorod, Sylvester, der ihm Angst vor dem strafenden Gott einflößte und du seinen Feuereifer ihn zu einem andern Menschen machte, der andere war ein Fü Adaschew. Den wilden Sinn Iwans half auch seine erste Gemahlin, Anasta Romanowna, mildern.

Nach seiner Krönung, am 15. September 1546, hatte der Czar nämlich befo die schönsten Töchter des Landes in die Hauptstadt zu senden, damit er aus ih eine Czarin wähle. Um die Stimmung des Volkes zu beschwichtigen, berief Iw aus allen Städten Rußlands und aus allen Ständen Abgeordnete nach Mo

Abbitte Iwans. und redete hier nach einer Procession den Metropoliten vor allem Volk also an „Heiliger Herr! Ich kenne deinen Eifer für das Gute, du in deiner Liebe mein Beschützer und mein Gehülfe! Du weißt es selbst, wie ich als vierjähri Knabe meines Vaters, als achtjähriger meiner Mutter beraubt wurde. Elt hüteten mich nicht, und meine gewaltthätigen Bojaren und Großen kümmerten nicht um mich; eigenmächtig handelnd eigneten sie sich selbst Ehren und Wü an in meinem Namen, ohne daß Jemand es ihnen wehrte. Sie überließen der Habsucht, dem Raub und jeglicher Unbill. Ich aber in meiner ver Jugend war wie stumm und taub und kein Urtheilsspruch ging über m Lippen. O über euch Wucherer und Räuber, Ausüber des Unrechts und dreher des Rechts! Wie viel Thränen sind durch euch geflossen, und was ihr mir jetzt zur Antwort geben? Ich bin rein an diesem Blute, ihr aber gewärtig der Vergeltung.“ Hierauf verneigte sich Iwan nach allen Seiten u fuhr fort: „Diener Gottes, und mir von Gott Geschenkte! ich flehe euch an, eurem Glauben an Gott und bei eurer Liebe zu Uns: die Bedrückungen, Schmach und die Verwüstung, denen ihr und eure Güter durch die Ver lässigung meiner Jugend in meiner verwaisten Hülflosigkeit von den Bo und den Großen preisgegeben waret, wieder gutzumachen, ist unmö für die Zukunft aber gelobe ich euch, selber, wo euch Unrecht geschieht, und Schutz zu gewähren, so oft und wie ich kann.“ 13 Jahre hindurch lie Iwan vom Mönch Sylvester und von einem Jüngling von reinem Ge

Adaschew. edlen Sitten und hohem Schwung, Adaschew, leiten, und sie riethen ihm Guten. Zu Adaschew sagte Iwan 1553: „Ich habe dich aus den niedrigen aus den allerjüngsten Leuten erwählt und über dein Maß erhoben, daß du den Armen und Unterdrückten die Bittschriften entgegennehmest und mit Sorgfalt über sie wachest. Fürchte nicht die Mächtigen und Hochangesehenen, wel Ehre für sich suchen und mit Gewalt die Unvermögenden ins Verderben bringen

Reformen. Vernichtung der Parteiungen, Herstellung der Eintracht, Hebung der Kir Erstarkung des Staates war das Ziel der beiden Männer. So entstand d Ssudebnik 1550, das Gerichtsbuch Iwans oder die Sammlung der Crimina gesetze, und der Stoglaw 1551 oder die hundert Capitel gegen die Mißbräuche der Kirche. Letztere zeigen, daß die russische Kirche nicht im besten Zusta war; sie betonen, daß die Menschen in den Klöstern nicht ihr Seelenheil, sondern körperliche Ruhe und Genüsse suchen, daß schamlos und üppig dort gelebt werde

*) Karamsin, VII. S. 269.

d treiben zur Mäßigkeit und Enthaltsamkeit an; sie eifern gegen den Wucher, lchen Bischöfe und Klöster treiben, gegen Aberglauben und Weissagung, mit ien sie — auf unanständige Weise Geld erwerben; gegen Spitzen und Sticke- n, mit denen sich die Mönche schmücken; gegen Mißbrauch der Armen- ser, in denen sich junge und gesunde Tagdiebe aufhalten; gegen Faulenzerei Einsiedler, gegen Fressen und Saufen, zu denen Festtage den Anlaß geben. Nicht Bier und nicht Meth noch Brod dürfe auf den Altar gestellt werden, dern nur das, was zum heil. Abendmahl nöthig sei. — Sie verordnen aber h, daß die Heiligenbilder nur nach Art der alten griechischen gemalt werden fen und zwar nur von solchen Leuten, die wegen untadelhaften Wandels vom rscher und den Bischöfen als würdig anerkannt seien. Iwans Hauptgesetzbuch Gesetze. te die Unterthanen gegen die Statthalter zu schützen und gab den Städten Dörfern das Recht, Aelteste und Geschworene zu wählen, die im Verein dem Statthalter oder Gaubefehlshaber über Klagen richten sollten. Eine be- ere Verordnung bestimmte den Dienstrang. Jeder verdankt seine Stellung Dienst, nicht dem Adel des Geschlechtes, aus dem er stammt, und zwar, Alter im Dienst und dem Rang desselben, selbst das Ansehen der Knäse, der kommen der alten Fürstengeschlechter, ist blos durch die Stellung bedingt, en der Czar im Staatsdienste gewährt. Die Abgaben an den Fiskus wurden nut nach dem Ertrag des Erwerbs und der Ländereien. Um die allge- e Bildung zu heben, wurden in Moskau und in andern Städten Volks- en angelegt, — zumal viele Priester nicht einmal buchstabiren konnten — Verbindungen mit dem Ausland angeknüpft *).

Johann Schlitte aus Goslar erhielt 1547 vom Czar den Auftrag, Ge- Deutsche nach Rußland. t, Künstler, Handwerker und Gewerbtreibende im deutschen Reich für Ruß- anzuwerben. Er brachte 120 Personen zusammen, Aerzte, Apotheker, Rechts- rte, Staatskundige, Gottesgelehrte, Kriegsbaumeister, Bergwerkskundige, Stein- n, Brunnenmeister, Glockengießer, Goldschmiede, Waffenschmiede, Glaser, Uhren- r, Papiermacher; und trotz der Hindernisse, welche der Neid der Hansa und livländischen Ritter entgegensetzte, kamen doch Viele nach Rußland. 1553 be- te der Czar ein besonderes Gebäude zu einer Druckerei, 1564 erschien das Buch- druckerei. in Rußland gedruckte Buch, die Apostelgeschichte **). Aus der Neigung des s, mit Ausländern Verbindungen anzuknüpfen, wußten die Engländer den en Nutzen zu ziehen. 1553 sandte eine Gesellschaft in London drei Schiffe um eine Durchfahrt durch das Eismeer nach Sina zu finden. Zwei Schiffe n an der Küste von Lappland ein, eines aber landete in der Mündung der Engländer in Rußland. na. Als der Czar davon hörte, lud er die englischen Gäste nach Moskau ein gewährte ihnen große Handelsfreiheiten. Chancellor, welcher an ihrer Spitze , kam im Jahre 1555 wieder mit Empfehlungen von König Philipp und gin Maria, und Iwan verlieh jetzt den Engländern das Recht, in allen Ge-

*) Karamsin, VII, 273 ff.
**) Strahl, III. 180.
***) Ustrialow, I. 262.

genden seines Reiches Handel und Gewerbe zu treiben, ohne einen Aus-
Einfuhrzoll oder eine Gewerbssteuer erlegen zu müssen, überall Häuser und K
mannsläden zu besitzen, Diener und Arbeitsleute zu miethen und in Eid
Pflicht zu nehmen. Für jedes Vergehen sollte nur der Schuldige und nicht
Gesellschaft verantwortlich sein. Der Czar könne nur über Leben und Ehre
Verbrechers, nicht aber über sein Vermögen verfügen. Für Schlichtung der St
tigkeiten unter sich sollten die Engländer einen Aeltesten aus ihrer Mitte wäh
welcher gegen Widerspänstige die Hilfe der russischen Regierung anrufen kö
Kein Engländer dürfe gefänglich eingezogen werden, wenn dieser Aelteste sich
ihn verbürge. Das Vorbild der Engländer feuerte jetzt auch die Niederlän
Dänen und Norweger zu Fahrten nach dem Eismeer und dem russischen Lappl
an. 1584 entstand Archangel. Die kühnste Handelspolitik verfolgten aber im
die Engländer. Ein Master Antony Jenkinson *) zog 1557 vom weißen M
nach Moskau und fuhr von der Mündung der Moskwa in die Okka und in
Wolga hinunter bis Astrachan. Seine Reisebeschreibung schildert eingehend
Nogaier. mentlich auch die Nogaier, die, in verschiedene Genossenschaften oder Hor
getheilt, je einem Mursen gehorchten. Das Leben der alten Tataren und Hun
tritt uns hier entgegen. Städte und Häuser hatten sie nicht, sie lebten in Hü
oder Zelten, auf Wägen, welche von Kameelen gezogen, ihre Weiber, Kinder
all ihre geringen Habseligkeiten enthielten. Waren die Triften in einer Ge
abgeweidet, so begaben sie sich in eine andere. Jeder Mann hatte wenigstens
oder fünf Weiber außer den Concubinen. Geld hatten sie nicht im Gebrau
aber sie verkauften ihr Vieh für Putz und andere Waaren. Ihr Reichthum be
namentlich in Vieh. Von Kunst und Wissenschaft war bei ihnen nicht die R
aber im Krieg waren sie sehr erfahren. Sie aßen viel Fleisch, besonders P
fleisch und tranken Stutenmilch, wodurch sie sich zu berauschen pflegten. Sie w
diebisch und scheuten den Mord nicht. Sie säten kein Korn und aßen kein
von Brod, verspotteten aber die Christen darüber, daß sie sich Nahrung und
tränke aus den Spitzen eines Unkrautes bereiten, welches sie weichlich m
während Fleischessen und Milchtrinken kräftige. — Jenkinson fuhr über
kaspische Meer nach Persien, um Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Heerwesen. Um das Heerwesen zu ordnen, wurden 70 Wersten um Moskwa Län
mit dem Beding vertheilt, daß ihre Besitzer auf die erste Aufforderung mit
bestimmten Anzahl Bewaffneter ins Feld rücken sollten. Für die Zeit des
zugs erhielten die Krieger einen bestimmten Sold. Auch ein stehendes Heer
Strelitzen. errichtet, die Strelitzen (Schützen). Im Fall der Noth konnte Ruß
300,000 Bewaffnete stellen.

Aeußere Politik. In die äußere Politik kam durch Sylvester und Adaschew ein h
Schwung. Die natürlichen Grenzen Rußlands, der Ural, das schwarze M
der Kaukasus, das kaspische Meer, sollten gewonnen, namentlich aber die
Kasan. taren niedergeworfen werden **). Da war noch ein Reich, Kasan, mit der fa
einnehmbaren Festung gleichen Namens, stark bevölkert und verlockend durch sei
Reichthum. Seine Schwäche war Mangel an bestimmter Thronfolge und i
nere Unruhen. Bald setzte ihm der Großfürst zu Moskau, bald der Herrsc

---

*) Nach dem Berichte Hacluyts bei Strahl. III. 133.
**) Ustrialow. I. 263.

Nogaier einen Khan. Schwächer an Macht und ärmer an kriegerischem Geist
r Astrachan, das sich bald an den Sultan, bald an die Krim, bald an Astrachan.
Nogaier, bald an Moskau anlehnte. In der Krim lebte noch der alte
gerische Geist und die alte Raubsucht. Seit Mengli-Ghirai schickten die dor-
n Tataren dem Sultan von Zeit zu Zeit Geschenke und rechneten dafür
der Zeit der Noth auf seinen Schutz, waren also gewissermaßen
hängig von der Pforte, trieben aber bald gegen Litthauen und Polen, bald
en Moskau die alte Raubpolitik. So schrieb Saig Ghirai an Iwan IV.:
u warst jung, bist aber jetzt schon bei Verstand. Erkläre, was Du willst,
be oder Blut; willst Du Liebe, so schicke nicht Lumpereien, sondern ansehnliche
schenke, nach dem Beispiele des Königs von Polen, der uns jährlich 15,000
dstücke sendet. Willst Du aber Krieg, so bin ich bereit nach Moskau zu ziehen
Dein Land soll unter den Hufen meiner Pferde sein."

Iwan IV. griff eines dieser Khanate nach dem andern an, — zuerst Kasan, Kasan.
der Moskowite den Zwiespalt benützte nach dem Tode Sapha Ghirais. Am
Februar 1550 stand zum ersten Male ein russisches Heer vor der Festung,
ochte sie aber nicht zu erstürmen und mußte umkehren, zumal bald Thau-
r eintrat. Im Mai 1551 kamen die Russen wieder und legten zunächst bei
 die Festung Swiäshsk oder Iwangorod an, als Stützpunkt für ihre
rnehmungen. Darob erschraken die noch heidnischen Völkerschaften in der
ng, die Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und Moshanen und lei-
 den Eid der Treue. Auch die Kasanen bekamen Angst, und erbaten sich von
n einen Herrscher. Er gab ihnen Schig-Alei, der aber auf die Herrschaft der
genannten Völker verzichten mußte. Trauer ergriff ihn darob: „Was werde
 für ein Czar sein, wer wird mir gehorchen?" Den Seinen war er als
her Miethling verhaßt und russische Truppen blieben zu seinem Schutz
k. Sumbeka, die Gattin Sapha Ghirais, die für ihr zweijähriges Söhnlein
lich bisher regiert hatte, wurde abgeführt. Sie ging mit den Worten: „Arme,
iefende, verzagte Stadt, nicht Herrscherin, jetzt Sklavin, dein Ruhm ist ge-
, entkräftet fällst du, wie ein enthauptetes Thier. Wo ist jetzt der Stolz
das Gepränge deiner Ulane und Knäse, wo der Tanz, Gesang und Jubel
r jungen Weiber und schönen Mädchen? In dir floßen Ströme von Wein
Honig, jetzt aber fließt das Blut deiner Kinder und es entsprudeln dir
llen aus dem Blut, Thränen der Trauernden unversiegbar, und das Schwert
Russen ruht nicht, bis sie all deine Bewohner vertilgt haben." — Die
n frohlockten. Schig-Alei aber hielt sich nur mit Härte und Treulosigkeit,
einen Theil unter seinen Gegnern zum Mahl und ließ sie ermorden. Klagen
ihn kamen nach Moskau. Adaschew ging den Zwiespalt zu stillen und Kasan
eruhigen. „Volk und Fürsten hassen mich, sagte Schig-Alei, Iwan gebe uns
ganze Gebiet zurück, dann bürge ich für die Treue von Kasan, sonst aber
be ich mich freiwillig des Thrones und gehe zu Iwan, denn ich habe auf der
t keinen andern Zufluchtsort, nur darf ich die Christen nicht selbst hier ein-
en." Die Kasaner aber versprachen, in allen Stücken den Russen zu Willen
ein, wenn man sie nur von Schig-Alei befreie. Adaschew entsetzte ihn nun
Thrones. Als aber die Russen von Swiäshsk aus in Kasan einrücken wollten,
rte die alte Liebe zur Unabhängigkeit empor, Alles griff zu den Waffen und
ug die Russen zurück, „Kasan ist ein Nest der Verschwörung, man muß es

vertilgen, ehe ihm die andern Tataren zu Hilfe kommen," rieth Adaschew. Be-
gann der Feldzug 1552. 130,000 Krieger zogen unter Iwans Führung ge-
Kasan, wie die Russen berichten *), unter dem unmittelbaren Schutze Got-
„Ueberall fanden die Russen die von Gott bereitete Nahrung auf dem Feld,
und Beeren, Elennthiere boten sich freiwillig dem Spieß dar. Die Flüsse wa-
voll von Fischen. Aus der Luft kam eine Menge von Vögeln geflogen, die
gleichsam selbst gefangen, auf die Erde niederfielen." — Mit dem Muth der
zweiflung wehrten die Kasaner fünf Wochen hindurch den Andrang ab.
1. October machte Iwan dem Heere bekannt, „daß Jeder sich zum Trinken des
meinschaftlichen Blutbechers bereit halte und daß Jeder seine Seele vorher reini-
Das letzte Angebot der Gnade wiesen die Kasaner mit den Worten zurück: „
Thurm der Russe, auf der Mauer der Russe — wir fürchten uns nicht;
stellen einen andern Thurm, eine andere Mauer hin; wir sterben oder wir
freien uns." Eine Mine mit 48 Faß Pulver ging los, daß die Erde zitte-
Kasan war in eine Wolke von Rauch und Staub gehüllt, die Russen dra-
in die Stadt. Unter Trümmern und Leichen kämpften aber die Tataren
Verzweifelte. Die Priester in der Hauptmoschee gaben sich selber den Tod.
wollten die Russen umkehren, da führte sie Iwan selber zu neuem Kampf.
vollständigste Sieg ward errungen. Ediger, den die Tataren zum Khan ge-
hatten, wurde von den ihn umgebenden Kriegern vor den russischen Herrscher
gebracht: „So lang wir eine eigne Heimath hatten, stand unser Khan u-
unserm Schirm. Jetzt übergeben wir ihn euch, daß ihr ihn unversehrt zum
bringet". — Alle kasanischen Krieger wurden getödtet, die übrigen Gefangene
unter die Regimenter vertheilt, so daß auf jeden Russen wenigstens einer
Die Beute an Gold und Silber und Zobeln war äußerst reich, aber auch
der Verlust der Russen. Kasan und die ihm unterworfenen Gebiete wurden
Reich geschlagen. Utemisch, der verdrängte junge Khan, und Ediger, der g-
gene, wurden in Moskau getauft. Iwan ließ ihnen den Czarentitel und e-
diges Einkommen. Die Bevölkerung von Kasan wurde aber lang nicht volli-
beruhigt. Die Russen hatten öfters gegen Aufstände schwere Kämpfe zu be-
Astrachan. Erst starke Einwanderungen der Russen und dann die Eroberung von Ast-
und Sibirien machten den Unruhen ein Ende. Der Czar von Astrachan unte-
sich schon 1551 unter denselben Bedingungen wie Schig Alei und ging sch-
nächsten Jahr völlig in den Dienst des russischen Herrschers. Iwan war
mehr als 22 Jahre alt, als er durch diese großen Gebiete Rußland vermehrte.

Kosaken. Gegen die Krim waren den Russen die Kosaken sehr nützlich als u-
söhnliche Feinde gegen die Tataren, Krieger oder Wagehälse, wie der Name
deutet **), Mischlinge, großentheils russischen Stammes, und Polowzer, Tscher-
Polen, Litthauer, Moldauer. Ihre Religion ist die griechische, ihre Sprache b-
aus russischen, polnischen und tatarischen Worten. Ihr Land war die Uk-
oder Steppe. Dörfer und Städte haßten sie, unbeschränkte Freiheitsliebe, Kü-
und Furchtlosigkeit waren ihnen eigen. So erscheinen sie als eine Art russi-
Franken ***) an den Ufern des Don, der Worskla und in den Niederungen
Dnjepr in der Mitte des 15. Jahrhunderts und setzten durch ihre Einfälle
Polen, bald Rußland, bald Litthauen, bald die Moldau in Schrecken. Eine
liche Genossenschaft war die der Zaporoger, d. h. die jenseits der Wasserf-

*) Karamsin, VII. 270—351.
**) Vergl. V. 364—65, 387—88.
***) Vergl. II. 317.

Dnjepr, deren Hauptsammelplatz Sietsch war, ein befestigtes Dorf auf Insel Chortiz. Auch sie hingen am russisch-griechischen Bekenntniß und waren itterte Feinde der Tataren in der Krim. Das Erste, was der Hof in Moskau als er die Krimtataren anzugreifen sich anschickte, war, daß er sich mit den ken verband. Danilo, Adaschews Bruder, fuhr den Dnjepr hinunter, nahm auf dem zwei Schiffe und zog verheerend durch die Halbinsel und kehrte mit reicher te, namentlich vielen aus der Moldau befreiten Russen, aus der Krim zurück. Krim.
schew und Sylvester riethen, die Halbinsel vollständig zu unterwerfen. Iwan richtete seine Waffen gegen Livland.

Wir kommen damit an die Wendung in seinem Leben, an die unglück- Verschlechterung Iwans.
e Veränderung in seinem Charakter. 13 Jahre hindurch haben Adaschew und vester, unter den seltenen edlen Erscheinungen in der russischen Geschichte der edelsten, den wilden Drang in dieser reichbegabten, mit starken Leiden- ften, scharfem Verstand und Neigung zu Willkür ausgestatteten Natur in anken gehalten, so daß ein Engländer, der Rußland bereiste, Iwan als erbild eines Herrschers schildern konnte. „Johann," schreibt er, „hat seine Vor- durch seine Macht und seine Tugend verdunkelt; er hat viele Feinde und thiget sie. Litthauen, Polen, Schweden, Dänemark, Livland, die Krim *), die fürchten den russischen Namen. Im Umgange mit seinen Unterthanen ist ordentlich herablassend und freundlich; er unterhält sich gern mit ihnen, n oft Gastmähler im Schlosse, und versteht dessenungeachtet zu befehlen; zu einem Bojaren: geh! so läuft der Bojar; — zeigt er einem Großen denheit, so ist dieser in Verzweiflung; er verbirgt, grämt sich in der keit, läßt zum Zeichen der Trauer die Haare wachsen, bis ihm der Czar ung ankündigt. Mit einem Worte, es gibt in Europa kein Volk, das Herrscher, der auf gleiche Weise gefürchtet und geliebt ist, mehr zugethan als das russische. Johann, immer bereit, Klagen anzuhören und zu helfen, Alles selbst ein und entscheidet Alles selbst; er wird der Geschäfte nicht üssig und ergötzt sich weder mit der Jagd, noch mit Musik, indem zwei ken ihn einzig und allein beschäftigen, nämlich: „Gott zu dienen und Feinde Rußlands zu vertilgen." Nun ward Alles anders. Der Czar zum Mann erwachsen und die Freimüthigkeit Adaschews und Sylvesters en ihm auf einmal als eine unschickliche, den Monarchen beleidigende heit **). Daß sie seine Leidenschaft in Schranken hielten, kam ihm als Zwang en sie auf ihn übten. Es fehlte nicht an Schmeichlern, die da sagten: sind denn diese Männer, die einem großen und weisen Czaren nicht nur aats-, sondern auch in häuslichen und Familienangelegenheiten, ja sogar er Lebensart Gesetze zu geben wagen; die sich erkühnen, ihm vor- iben, wie er sich gegen seine Gemahlin zu betragen habe, ihm zuzumessen,

*) Hacluyt bei Karamsin, Anhang zu B. VII. S. 301.
**) Karamsin, VIII. 7.

wie viel er essen und trinken solle." — Sie stellten dieselben als Heuchler dar, während sie himmlische Tugend predigten, nach Irdischem trachteten und so vor den Thron stellten, daß das Volk den Czaren nicht sehen könne. Adasch und Sylvester verlangten Beendigung des Kriegs gegen die Tataren, und wa gegen seine Neigung zu einem livländischen Krieg, denn die Livländer se doch Christen und Gott segne nur rechtmäßige, für die Unversehrtheit Freiheit des Reiches nothwendige Kriege.

Auch die Czarin war seit einiger Zeit gegen Beide, denn 1553, als Iwan krankte und sein kaum halbjähriges Söhnlein zum Nachfolger ernennen wo gehörten sie zu denen, welche für die Regentschaft von Wladimir, einem Ve des Czaren, sprachen. 1561 zeigte der Czar seinen beiden Rathgebern solche Kä daß sie vom Hof fortverlangten. Sylvester schloß sich in ein einsames Kloster Adaschew wurde Woiwode in Livland. Die Schmeichler sagten zum Czaren „Jetzt bist Du ein wahrhafter Selbstherrscher, ein Gesalbter Gottes, Du verw ganz allein das Land und schaust frei über das ganze Reich." Aber rasch es mit Iwan zum Bösen. Die beiden Räthe hatten ihn zum Guten angeh ihm aber kam es vor, sie hätten ihn nur beherrschen wollen. „Ich war ein S auf dem Thron, klagte er nachher; ich habe unbeschreibliche Erniedrigungen Schande von ihnen erduldet. Wie einen Gefangenen schleppten sie den mit einer Hand voll Soldaten durch das Land der Feinde (kasanische) und weder meiner Gesundheit noch meines Lebens; sie ersannen kindische Schreck um meine Seele zu ängstigen. Sie verlangten von mir, daß ich höher sein als die menschliche Natur; sie verboten mir, die heiligen Klöster zu besuchen, sie erlaubten mir nicht, die Deutschen zu züchtigen. Sie hauchten den Boj den Geist des Eigenwillens ein, theilten Städte und Provinzen unter ihre fershelfer aus, schoben in den Reichsrath, wen sie wollten, und besetzten Stellen mit ihren Anhängern." — Also den glänzendsten Theil seiner Reg schreibt Iwan selber dem Sylvester und Adaschew zu. Jener lebte jetzt als thiger Mönch in einer Einöde, ob seiner Liebe zur Frömmigkeit und Sa berühmt. Dieser war der Abgott der Landschaft, über die er als Woiwode tete. Aber gerade der Glanz ihrer Verdienste reizte ihre Gegner und Iwan Werk des Undanks und Hasses zu vollenden. 1561 starb die Czarin und der denschaftliche Iwan war wie von Schmerz zerrissen. Seine Schmeichler sagten „Herr, Du bist in Verzweiflung, Rußland ebenfalls; aber sieh zu, daß nicht Bösewichter triumphiren. Sylvester und Adaschew haben die Czarin durch Z aus der Welt geschafft. Wären sie nicht Zauberer, wie hätten sie Deinen Geist beherrschen können?" Ein Gericht ward im Palast versammelt. Der klagte und seine Schmeichler erklärten sogleich, die Bösewichter seien des Todes sch Als der Metroplit meinte, man müsse doch die beiden Männer berufen und hören, schrieen Andere dagegen, daß Männer, die durch das Gefühl des hoch gnädigen Herrschers verurtheilt wären, gar keine gesetzliche Forderung bewerkstell könnten! Adaschew ward in Dorpat eingesperrt und endete in kurzer Zeit, es hieß, an einem hitzigen Fieber. Sylvester endete im Szolowetzky'schen Kloster einer wüsten Insel des weißen Meeres.

Fall Sylvesters und Adaschews.

— — —

*) Die Beweise bei Karamsin, der dem Ungeheuer zwei Bände seines großen Werkes widmete.

**) Karamsin. VIII. 9.

Ihr ganzer Anhang ward verfolgt. Von allen angesehenen Männern ward Eid verlangt, dem Czaren treu zu sein und es nicht mit „den bestraften rüthern" zu halten. Der Palast ward jetzt der Sitz der wildesten Orgien. Den ßen, die ernst und nüchtern sein wollten, goß man Wein auf den Kopf. „Sieh, es, das sind Uebelgesinnte; trotz ihres Schwures leben sie nach Adaschews se, reizen die Gemüther auf und verlangen nach dem ehemaligen eigenen en!" — Als ein Bojare im Palast zusehen mußte, wie der Czar, trunken Meth, mit seinen Lieblingen in Masken tanzte, fing er an vor Kummer zu en. Da wollte ihm Iwan selber eine Maske vorbinden. Repnin aber, so hieß wackere Mann, riß sie herunter, trat sie mit Füßen und sprach: „Geziemt ich für den Czaren, einen Possenreisser abzugeben? Ich wenigstens als Bojar Mitglied des Reichsraths kann nicht Thorheiten treiben." — Iwan jagte hinaus und ließ ihn einige Tage später, während er im Tempel betete, er-en. Als der Fürst Demetrius einem der Lieblinge des Czaren, über seinen muth entrüstet, zurief: „Wir dienen dem Czaren durch nützliche Werke, du durch die schmutzigen Thaten der Sodomiten" — stieß ihm Iwan im Auf-n des Zornes das Messer ins Herz*). In ähnlicher Weise erging es andern zeichneten Männern und Frauen. Der Besieger der Krimtataren ward gefoltert in schwere Ketten geschmiedet. „Wo ist Deine Kasse?" fragte Iwan, „Du giltst reich." „Herr," sagte der Märtyrer, „ich habe sie durch die Hände der Armen Christus, meinem Heiland, gesendet."

Blut reizt zu neuem Blutvergießen. Mit jedem Jahre steigerte sich der Blut-des Tyrannen, aber auch die Zeichen des Wahnsinnes, denn anders kann diese Verbindung von Grausamkeit und religiösen Uebungen nicht nennen. der einen Seite vergoß der Czar Blut in Strömen und nannte seine Verräther, Zauberer, dann drückte ihn wieder das vergossene Blut und nnte sich den abscheulichen Mörder der Unschuldigen und ging in ein r, um durch religiöse Uebungen Verzeihung von Gott zu erlangen. Jeder spruch gegen seine Launen erschien ihm als Hochverrath, und um ungescheut zu können, was ihm einfiel, fuhr er im December 1564 mit seinem ganzen von Moskau fort, zuerst in ein Kloster, dann in die Alexandrowsche Slo-In Moskau war man in Unruhe, was die Abreise des Landesherrn e. Am 3. Januar 1565 erhielt der Metropolit ein Schreiben des Czaren Klagen über die Unbotmäßigkeit der Bojaren: „zufolge dessen haben Wir, r Eure Verräthereien nicht ertragen wollen, vor großer Trübsal des Herzens leich verlassen und gehen hin, wie Uns Gott den Weg zeigen wird." änder und Franzosen hätten sich über die freiwillige Abreise eines solchen ten nur gefreut, aber Iwan kannte den Knechtssinn seiner Moskowiter gut. Das Volk heulte: „der Czar hat uns verlassen, wir gehen zu . Wer wird in den Kriegen mit den Fremden unser Schutz sein! Wie die Schafe bestehen ohne den Hirten!" — Die Großen baten den politen mit weinenden Augen, er möge doch den Czaren besänftigen,

Haß ihres Anhangs.

Iwans Tollheit.

*) Karamsin, VIII. 16—17.

„Mag der Czar die gegen ihn Uebelgesinnten richten, er hat Macht über Le und Tod, aber möge das Reich nicht ohne Haupt bleiben! Er ist der uns Gott gegebene Herrscher, einen andern kennen wir nicht! Wir wollen alle unsern Köpfen Dir nachfolgen, dem Landesherrn zu Füßen fallen und jammer Die Kaufleute und Bürger sagten: „Der Czar soll uns seine Verräther zei wir werden sie von selbst umbringen!" *) — In Massen zogen sie zu Iw „Wenn Du weltlicher Größe und des Ruhmes nicht achtest," sagten die Geistlic „so bedenke, daß Du, indem Du Moskwa verlässest, das Heiligthum des Tem verlässest, wo die Wunder der göttlichen Gnade an Dir offenbar geworden wo die heilbringenden Gebeine der Geweihten Christi ruhen. Gedenke, daß

Cäsaropapie. nicht nur der Wächter des Reiches, sondern auch der Kirche bist, der erste einzige Monarch der Rechtgläubigen; wenn Du Dich entfernst, wer wird Reinheit und Wahrheit unseres Glaubens wahren, wer wird die Millio Seelen von dem ewigen Verderben retten!" — Welch ein Mißbrauch gröser Reden an dieses Ungeheuer! Iwan klagte wieder über die Bojaren, von altersher die Urheber des Blutvergießens und der innern Zwistigkeiten Aus Rücksicht auf die Bischöfe wolle er einwilligen, das Reich wieder nehmen; unter welchen Bedingungen, würden sie schon nachträglich erf Diese bestanden darin, daß Iwan ohne alle widrige Belästigung von Sei Geistlichkeit die Verräther mit Acht, Tod und dem Verluste ihres Verm bestrafen könne, daß er also unbedingte Macht über das Leben und Verm jedes Einzelnen habe. Und Alle dankten ihm mit Thränen, selbst die Bojaren, ihre Köpfe schon wackeln fühlten. Am 2. Februar 1563 kam der Czar

Opritschnina. nach Moskau, versammelte hier die Bojaren und erklärte, daß er die O tschnina (Auserwählung) als eine für die Ruhe des Reiches durchaus nöthige regel jetzt einführen werde. Zuerst müsse er eine besondere Leibwache hab tausend Mann; dann erklärte er 16 Städte und mehrere Aemter für sei genthum, in Moskau überdies eine Reihe von Straßen, aus welchen Edelleute, die nicht zu seiner Leibwache gehörten, ausziehen mußten. Auch eigenen festungsartigen Palast fern vom Kreml müsse er haben, alles A

Semschtschina. nannte er Semschtschina (Landschaftliches), und für Kosten der Reise der Sloboda und zurück verlangte er 100,000 Rubel aus der Reichskasse. des Czaren Wille war nun Gesetz. —

Die Großen, die er für Gegner seiner Willkürregierung hielt, wu nun unerbittlich verbannt, gefoltert, hingerichtet. Die Geistlichen wagten Fürbitte mehr. Statt 1000 wählte Iwan 6000 junge Russen zu seinen

Opritschnys. wächtern, es sind die Opritschnys, denen er den Eid abnahm, ihm Glauben und in der Wahrheit zu dienen, die Verräther anzugeben, sich den Semschtschys, d. h. den Landschaftlichen, nicht zu befreunden, keine Gastfre schaft mit ihnen zu halten, weder nach Vater noch nach Mutter zu fra

*) Karamsin, VIII. 61 ff.

dern dem Czaren allein anzugehören. So war Rußland in zwei Parteien
theilt und der einen gab der Czar die andere preis.

12,000 ehemalige Besitzer wurden mit Weib und Kind und leeren Händen
ihren Gütern vertrieben. Die Opritschnys waren die Jäger, die Semschtschys
Wild. Jene ritten mit Hundeköpfen und Besen an ihren Sätteln aus, zum
chen, daß sie die Feinde des Czaren beißen und Rußland fegen. Der Haß, der
gegen sie regte, war ihm Bürgschaft, daß sie treu zu ihm hielten. Der Czar
sich doch wieder in die Sloboda zurück. Nach Außen eine Festung, wurde
Freidorf im Innern in ein Kloster umgewandelt. Aus 300 der Wildesten Iwan Mönch.
te er eine eigene Brüderschaft: sie trugen ein schwarzes Mönchsgewand, der
r war ihr Abt. 4 Uhr Morgens läutete er selber zur Frühmesse; wer nicht
ich erschien, wurde acht Tage eingekerkert. Der Czar las, sang, betete so
g und schlug den Kopf so oft auf die Erde, daß seine Stirne wund wurde.
10 Uhr war Brudermahl, bei welchem der Czar etwas Erbauliches vorlas
Wein und Meth in Fülle getrunken wurde. Dann erst speiste der Abt,
hielt sich von der Religion, schlummerte dann oder fuhr in die Gefängnisse, um
ckliche zu foltern. Um 8 Uhr gings wieder zur Vesper, um 10 Uhr zog
der Czar in sein Schlafgemach zurück. Drei Blinde mußten ihm Märchen
len, bis er einschlief. Während der Frühmette wurden auch Befehle zur Hin-
ung ertheilt. Bärenhatzen unterbrachen hin und wieder diese frommen Uebungen.
rtrauter Unterredung mit Ausländern beklagte sich Iwan über die Bojaren
die Geistlichkeit *), und sprach seinen Entschluß aus, die erstern zu vertilgen,
die Opritschnys an ihre Stelle zu setzen, welche in ihm ihren Vater und
ter sähen, während die Bojaren nur an die Zeit Adaschews dächten, wo
Freiheit lebten und der Czar in Sclaverei.

Als der neuernannte Metropolit von Moskau 1566 mit dem Czaren ver-
ich von Sünde und Reue, von Tod und Gericht sprach, sagten die Günst-
: „Der will gewiß ein zweiter Sylvester werden, er erschreckt Dich, um sich Der Metropolit.
er zu bemächtigen" — und alsbald ward der neue Metropolit fortgejagt. Der
sah sich nach einem andern Oberhirten um, und berief einen im Ruf der
keit stehenden Mönch aus dem Szolowetzkyschen Kloster, der aber, ohne daß
Czar es ahnte, von Sylvesters Gedanken angeweht war. Philipp lehnte die Philipp.
tene Würde ab und bat den Czaren, das kleine Boot nicht mit so großer
zu beschweren. Aber Iwan forderte, daß der Mönch Metropolit werde, und
nannte die Bedingungen: „Ich unterwerfe mich Deinem Willen, allein
ige mein Gewissen; laß keine Opritschnina mehr sein, es sei nur ein einziges
nd, denn jedes getheilte Reich verödet! Ich kann Dich nicht aufrichtig segnen,
ich die Bekümmerniß des Vaterlandes sehe." — Der Czar jedoch wollte
die Nothwendigkeit seiner Einrichtung beweisen: „Weißt Du nicht, daß die
igen mich zu verschlingen drohen, daß meine Angehörigen mir den Unter-
bereiten." — Philipp wollte es ihm ausreden, da befahl ihm der Czar zu
gen und sah fortan in ihm ein Werkzeug der verhaßten Bojaren, gegen
er mit Morden fortfuhr. 1566 behandelte Iwan IV. den Fürsten Feodorow
aupt einer Verschwörung, bekleidete ihn am Hof mit einem Czarengewand Greuelthaten.
er Krone und setzte ihn auf den Thron, gab ihm das Scepter in die Hand,
ie Mütze vor ihm ab, verbeugte sich und rief: „Sei gesund, großer Czar

*) Karamsin, VIII.

des russischen Landes, sieh, die ersehnte Ehre hast Du von mir empfangen; da aber die Macht habe, Dich zum Czaren zu machen, so habe ich auch die Ma Dich wieder vom Thron zu stoßen." — Dabei stieß ihm Iwan ein Messer Herz! Andere Unschuldige von vornehmem Stand wurden ersäuft, geköpft, in Stü gehauen. Die Opritschnys erschlugen allein in Moskau täglich 10 bis 20 Me schen auf den Straßen, Niemand dachte, sie zu begraben. Die Bürger fürcht auf die Straße zu gehen! Und doch bestand keine Verschwörung gegen ihn, armen Russen zitterten blos. Iwan aber war so überzeugt von Empörungsve suchen, daß er Elisabeth von England um einen Zufluchtsort in ihrem Lande welchen sie ihm auch auf das Ehrenwort einer christlichen Königin urkundlich sagte *). Die russischen Großen waren so harmlos, daß sie beim Metropoli nur zu klagen und zu weinen wagten! dadurch führten sie aber seinen herbei. Als nämlich 1568 der Czar mit seinen Gesellen am Himmelfahrts als Mönch gekleidet in die Kathedrale kam, gab ihm der Metropolit den S nicht. „Segne den Czar!" hieß es. „In dieser Gestalt, in diesem fremden Aufz antwortete Philipp, „erkenne ich den rechtgläubigen Czaren nicht. Ich erkenne auch nicht in den Angelegenheiten des Reiches. O Herr, wir bringen hier unser Opfer, und jenseits des Altars fließt unschuldiges Christenblut! Sei die Sonne am Himmel glänzt, ist es nicht gesehen, noch gehört worden, gottesfürchtige Czaren ihre eigenen Staaten so furchtbar zerrütten; selbst gläubigen, heidnischen Reichen gibt es Gesetze und Recht, gibt es Barmher gegen die Menschen — aber in Rußland nicht. Vermögen und Lebe Bürger sind ohne Schutz! — Ueberall Raub, überall Mord — und im des Czaren wird er verübt! — Hoch stehst Du auf dem Thron, aber es Höchster, Dein und unser Richter! Wie wirst Du vor seinen Richterstuhl befleckt mit dem Blute der Unschuldigen, betäubt von dem Geheule ihrer denn selbst die Steine unter Deinen Füßen schreien um Rache! Herr, ich als Hirt der Seelen, ich fürchte nur den einzigen Gott." — Iwan schl Wuth mit dem Stab auf die Steine und schrie: „Pfaffe, bis jetzt hab' ic Aufrührer zu sehr geschont, künftig werde ich so sein, wie Ihr mich schildert Ein Gericht ward über Philipp niedergesetzt; dieser hielt es unter seiner sich fruchtlos zu rechtfertigen, er habe untadelhaft ein hohes Alter erreic seinem Einsiedlerleben die Leidenschaften und Ränke der Welt nicht kennen und wolle so seine Seele Gott übergeben. „Es ist besser, als unschuldiger ihrer den Tod zu erleiden, denn in der Würde des Metropoliten die Sch und die Frevel dieser Zeit stumm mit anzusehen. Thue, was Dir gefällt. Hi der Hirtenstab, hier die weiße Kapuze und der Mantel, mit dem Du mich erheben wollen." — Der Czar zwang ihn, den Metropolitenschmuck zurü nehmen. Als Philipp aber am nächsten Festtag in vollem Ornat vor dem stand, kamen die Opritschnys, lasen ihm das Urtheil vor, daß er seiner entsetzt sei, rissen ihm die bischöfliche Kleidung vom Leib, hüllten ihn in armseligen Kittel, jagten ihn mit Besen aus der Kirche, schleppten ihn auf Schleife in's Kloster, wo man ihm, um ihn zu kränken, bald das abgeschl Haupt seines Vetters Iwan zeigte: „Da ist Dein lieber Verwandter, Deine bereien haben ihm nichts geholfen." Philipp segnete das Haupt und gab es Ueberbringer zurück. Das Morden ging von neuem fort. Die Vorstellungen zelner edler Männer waren vergebens.

*) Karamsin, VIII. 110.
**) Karamsin, VIII. 88.

In der Politik nach außen finden wir die sichere Hand Adaschews nicht . Der Kampf gegen die Deutschen, den er hatte verhindern wollen, begann, ngs mit Glück. Iwan sprach Livland als altes Eigenthum seines Hauses nd forderte vom Bischof von Riga den rückständigen Tribut von 50 Jahren , So kam es zum Kampf mit den Schwertbrüdern. Die alte Kraft lebte r nicht mehr im Orden.

Ein gefangener Ritter sagte den Russen offen: „Als noch Eifer für den en Glauben, Tugend und Ehrbarkeit in unsern Herzen wohnten, da stand Gott offenbar bei; wir fürchteten weder die Russen, noch die litthauischen sten. Ihr werdet von jener denkwürdigen Schlacht mit dem furchtbaren Wittowt ht haben, in welcher sechs Heermeister des Ordens fielen, die einer nach dem en zu Anführern erwählt werden mußten. So waren die alten Ritter, so die neuern. — Als wir uns aber von Gott wendeten, als wir den Vorsten des wahren Glaubens abtrünnig wurden und einen neuen, vom menschn Geiste zur Fröhnung der Leidenschaften ersonnenen Glauben annahmen; als Reinheit der Sitten vergaßen, uns schändlicher Wollust ergaben und uns ungelt auf die breite Bahn der Ausschweifungen warfen, da gab Gott den in Eure Hände. Die schönen Städte, die hohen Vesten, die glänzenden Pa, von unsern Vorfahren erbaut, die Gärten und Weinberge, von ihnen ge, fielen Euch ohne Mühe anheim. Glaubt nicht, daß Ihr uns durch Euren besiegt habt, Gott züchtigt durch euch die Sünder. Aber auch in Ketten ich dem Höchsten." Iwan ließ ihm dafür den Kopf abschlagen, daß er ertte, Livland kämpfe für Ehre und Freiheit und verabscheue die Sclaverei. Czar von Kasan, der unter den Zuschauern des russischen Triumphes sich , soll einen der deutschen Würdenträger mit den Worten angespuckt haben: geschieht Euch recht, Ihr Thoren; Ihr habt die Russen gelehrt, die Waffen ühren, Ihr habt uns und Euch in's Verderben gestürzt."

Nach den Besitzungen der Schwertbrüder lechzten gar Viele, nicht blos emark, sondern auch Schweden und Rußland. Das Gebäude des Ordens längst hinfällig und neigte sich zum Sturz. Der Heermeister Walter von nberg hatte durch Annahme der Reformation. 1525, sein Land säcularisirt, e, welcher 1513 die Verbindung mit den Deutschherren gelöst hatte. Doch en die Heermeister fortan nur die Herren von der westlichen Hälfte des Landes, ie Erzbischöfe von Riga den katholischen Glauben und die hergebrachten e vertheidigten. Erst als Wilhelm von Brandenburg Erzbischof von Riga e, fiel ganz Livland dem Protestantismus zu. In einer blutigen Schlacht ellin 1560 wurde der Kern der Ritterschaft von den Russen erschlagen, darauf fiel Fellin selber. Als selbstständig konnte sich der Orden nicht mehr n. — Schwertbrüder

Die esthnischen Stände erklärten sich daher für Unterthanen Schwedens, der eister stand aber mit dem Polenkönige in Unterhandlung. Am 28. Noer 1561 löste sich der Orden der Schwertbrüder in Wilna auf. Kettler Kettler. die Deputirten Livlands anerkannten Sigmund August gegen das Veren, daß weder in der Religion noch in den Gesetzen und bürgerlichen

Freiheiten Etwas geändert werde, als Herren von Livland, Kettler wurde aber als erblicher Herzog von Kurland und Semgallen Vasall oder Lehensmann des Königs. Livland, hieß es, könne sich nicht retten ohne die innigste Verbindung mit dem Königreiche Polen, Sigismund aber verspreche die Sache der von den Barbaren bedrohten Christen zu verfechten, die Russen zu vertreiben und den Krieg in ihr eigenes Land zu spielen. Die Ritter legten nun wie der Hochmeister Kreuz und Mantel öffentlich ab. Kettler war zugleich Verweser von Livland im Namen des Königs. Polen wünschte alle Besitzungen des Ordens zu bekommen. Ein Krieg brach aus, der 20 Jahre hindurch den Norden erschütterte und in dem Livland für den Norden das wurde, was Mailand für Italien geworden war. Rußland nahm Narwa, Dorpat, Allentaken; der König von Dänemark hatte für seinen Bruder Oesel erkauft; Schweden nahm Harrien, Reval und die Hälfte von Wirland; Kettler war Herr von Kurland und Semgallen, Sigismund der Herr vom südlichen Livland. —

Iwan benahm sich indeß auch in Ehesachen als Kaiserpapst. Als nach dem Tod der Anastasia Romanowna die Schmeichler zu ihm sagten: „Willst
Czarinen. denn immer um Deine Gemahlin weinen? Durch Unmäßigkeit im Schmerz darfst Du Deiner unschätzbaren Gesundheit schaden! Gott und das Volk verlangen, daß Du gegen irdisches Leid auch irdischen Trost verlangest“ — da kam Iwan auf den Gedanken, durch eine Vermählung mit Sigmunds Schwester zugleich Vortheile zu erringen. Sigmund aber forderte als Preis der Verschwägerung von den Moskowiten Nowgorod, Pskow, Smolensk und Severien. Das war dem Czar zu viel; er vermählte sich 1561 mit einer Tscherkessin, die in der Taufe den Namen Maria erhielt. Sie soll, von wilden Sitten und grausamem Gemüth, ihn in seinen schlechten Neigungen noch bestärkt haben. Neue Epochen des Mordens kamen, man zählt deren sechs *). Als diese zweite Czarin 1561 starb, hieß es wiederum, sie sei von Bösewichtern vergiftet worden, und dieser Glaube gab Anlaß zu neuem Morden. Zunächst ward Prinz Wladimir nebst seiner Gemahlin kurzweg vom Czaren mit dem unbegründeten Vorwurf: „Ihr habt mich mit Gift aus dem Weg räumen wollen, so trinkt es denn selbst“ zum Tod verurtheilt.
Wladimir. Wladimir sich nicht mit eigenen Händen vergeben wollte, mahnte ihn seine Gattin zur Festigkeit: „Nicht wir vergiften uns, sondern der Czar gibt uns das Gift. Es ist besser durch die Hände des Czaren, als durch die des Henkers zu sterben.“ Nach ihnen kamen ihre Söhne an die Reihe und Johann war Zeuge ihrer Leiden. Dann ließ er ihre Dienerinnen kommen: „Da sind die Leichname meiner Todfeinde. Ihr habt ihnen gedient, aber aus Barmherzigkeit schenke ich euch das Leben.“ — „Wir verlangen Deine Barmherzigkeit nicht, Du blutdürstiges Ungeheuer!“ — riefen die jungen Weiber. Iwan ließ sie dafür erschießen. Dann
Massenmorde. kamen Massenmorde. Nowgorod erholte sich allmälig. Dies schien Iwan bedenklich. Auf die Anklagen eines wegen schlechter Streiche in Nowgorod abgestraften Landstreichers, der Erzbischof habe hochverrätherisch an den König von Polen geschrieben, beschloß der Czar die Vernichtung der Stadt. Auf dem Zuge dahin beraubte und ermordete sein Gefolge, wen es wollte. In einem Kloster auf dem Weg war der ehemalige Metropolit Philipp eingesperrt. Einer der Lieblinge Iwans verlan

---

*) Karamsin, B. VIII.

n Segen von ihm. Da der Greis entgegnete, man segne nur Gute und zum
uten, ward er für diese kühne Antwort erdrosselt. Es hieß, er sei vor unerträg=
her Hitze in seiner Zelle gestorben. Auf dem Durchzug durch Twer wurde ge= Twer.
indert und gemordet, als habe man diese Stadt mit Sturm genommen; kein
ns blieb verschont, und Iwan sah dem Morden mit Wohlgefallen zu. Auf dem
ege nach Nowgorod mußte Jeder sterben, dem man begegnete, damit der Zug
Geheimniß bleibe. Die Vorhut Johanns versiegelte aber in Nowgorod Kirchen Nowgo-
d Klöster und peitschte jeden Mönch und Geistlichen, der nicht 20 Rubel be= rod.
hlte, vom Morgen bis zum Abend. Mit Grauen sah man in der armen Stadt
r Ankunft des Czaren entgegen. Als der Erzbischof unter Vorantragen der
eiligenbilder den Czar begrüßte, um ihn zu segnen, nannte Iwan diesen einen
ind der Kirche, einen Verräther, einen Wolf, und ließ seinen Palast und die
rchen plündern. Dann saß der Czar mit dem Czarewitsch jeden Tag über
0—1000 Nowgoroder zu Gericht und ließ sie in der Regel ertränken, erstechen
r in Stücke hauen. Den geringen Rest der Bevölkerung ließ Iwan IV. am
. Februar vor sich kommen und sagte freundlich zu ihm: „Betet zum Herrn
r unsere gottesfürchtige Czarenherrschaft, Gott richte meinen Verräther, den Erz=
hof, und fordere von ihm und seinen Räthen das Blut, das hier geflossen ist.
verstumme jetzt das Weinen und Wehklagen, geht in Frieden in Eure Häuser,
t und gedeiht in dieser Stadt." — 60,000 Menschen waren einem Verdacht
n Opfer gefallen. Auf einem einzigen Kirchhof lagen 10,000 unbeerdigte
hen. Von Nowgorod gings nach Pskow. Hier nahm man schon Abschied vom Pskow.
n und machte man einander Muth zum Sterben. Ein Einsiedler soll das
nhafte Schicksal von der Stadt abgewendet haben, indem er, als der Czar
suchte, ihm ein Stück rohes Fleisch anbot. Als Iwan befremdet sagte: „Ich
ein Christ und esse in der großen Fasten kein Fleisch," — antwortete der
edler: „Du thust schlimmer, denn Du nährst Dich von dem Fleisch und Blut
Menschen, nicht nur der Fasten, sondern auch Gottes vergessend." In der Ver=
ung kamen die Männer mit Weib und Kindern dem Czaren mit Brod und
z entgegen: „Deine treuen Unterthanen bieten Dir voll Anhänglichkeit und
e Brod und Salz. Aber mit uns und unsern Leibern thue nach Deinem Ge=
n, denn Alles, was wir haben und selbst sind, gehört Dein, großer Selbst=
cher." — Tische auf den Straßen waren für das Gefolge gedeckt. Der
r ward besänftigt: „Stumpft Eure Schwerter an den Steinen ab," sagte er zu
en Woiwoden, „daß das Morden ein Ende nehme" — und sofort ging es
h Moskau, wo das Foltern und Hinrichten begann. Die Einwohner glaubten, Moskau.
Czar wolle sie alle bis auf den letzten Mann vertilgen. Auf einem Platz
den 18 Galgen und ein hoher Scheiterhaufen errichtet. 300 Verurtheilte
den unter dem Schall der Becken auf den Platz geführt. Der Czar erschien
st zu Pferd, aber er vermißte Zuschauer und ließ die Leute aus den Häusern
den Haaren herbeiführen, bis sich der Platz füllte. Da rief Iwan: „Volk,
wirst Qualen sehen und Tod; allein ich züchtige Verräther. Antworte, ist
n Gericht gerecht?" — In der Todesangst riefen die Zuschauer: „Langes
en dem großen Czaren, Untergang den Verräthern." — Edle und unedle Opfer
en: sie wurden gespießt, gehenkt und in Stücke gehauen. Der Czar selber durch=
rte einen alten Mann mit der Lanze *). Nach vollbrachter That priesen die
uder die Gerechtigkeit des Czaren, der vom Anblick der Qualen noch nicht

---

*) Karamsin, VIII. 8. Hauptstück.

gesättigt, in die Häuser der Opfer ritt, ihre Frauen und Töchter verspotten, foltern oder in's Kloster sperren ließ.

Einfacher Tod war bald eine zu leichte Strafe. Die gräulichsten Qualen wurden ersonnen, Menschen geschunden, gelenkweise zerschnitten, zersägt. Einen Edelmann der, um sein Leben zu retten, in ein Kloster gegangen war, ließ der Czar auf einer Pulvertonne in die Luft sprengen, mit dem faden Witz: „die Mönche sind Engel und müssen gen Himmel fahren" *). Von seinen Anstrengungen im Quälen erholte sich der Czar bei üppigen Gelagen und mit Possenreissern. Doch es war nicht ganz sicher, mit dem Tiger zu scherzen, dem Einen schnitt er zum Spaß mit einem Messer ein Ohr ab, dem Andern goß er einen Napf voll heißer Suppe über den Kopf oder warf das Messer nach ihm, als der Spaßmacher heulend weglaufen wollte. Als der Getroffene in seinem Blut schwimmend zusammensank, rief der Czar dem Arzt: „Heile mir meinen braven Diener, ich habe unvorsichtig mit ihm gespaßt!" — „So, unvorsichtig," entgegnete der Arzt, „daß nur Gott und Deine Czarische Majestät ihn wieder erwecken kann. Es ist schon kein Athem mehr in ihm." —

Also Gott und Deine Czarische Majestät! Man denkt unwillkürlich an Wort eines Russen: „Gott kann Alles, aber der Czar ist jung;" und an Wort eines Livländers: „Die Russen wissen nicht, was sie von Iwan h[alten] sollen, er sei ein Gott und nicht ein Gott, er sei ein Mensch und mehr ein Mensch" **). Merkwürdig ist die Entschuldigung des Geschichtschrei[bers] Karamsin ***): „So war der Czar! — So waren die Unterthanen. Sollen [wir] mehr über ihn oder über sie erstaunen? Wenn er nicht alle Tyrannen an Gra[u]samkeit übertraf, so übertrafen sie doch alle Unterthanen an Geduld, denn [sie] hielten die Gewalt des Landesherren für göttlich und jeden Widerstand [für] eine Gesetzwidrigkeit; schrieben Johanns Tyrannei dem himmlischen Zorne [zu] und bereueten ihre Sünden; in Glauben und Hoffnung erwarteten sie [die] Besänftigung desselben, aber sie fürchteten auch den Tod nicht, indem sie [sich] durch den Gedanken trösteten, daß es zum Glücke der Tugend ein and[eres] Dasein gebe und daß das Irdische nur zu einer Prüfung desselben diene. [Sie] gingen zu Grunde, allein sie retteten für uns Rußlands Macht, denn die Ma[cht] des Volksgehorsams ist die Macht des Reichs". — Aber was ist eine Sta[ats]größe werth, die um den Preis von Allem erkauft wird, was der Mensch [für] gut, wahr und heilig hält!

Unsägliches ertrugen diese armen Russen von ihrem Herrscher, dazu kam noch Hunger und Seuche, Kriege. Iwan konnte Livland nicht vergessen, [die] Liven wollten aber nicht russisch werden, trotz aller Versprechen, die er ihnen machte, selbst daß Livland ein freies Königreich, blos unter der russischen Ob[er]hoheit sein solle. „Wie kann der Tyrann seines eigenen Volkes der Wohlthä[ter] eines Fremden werden."

---

*) Karamsin, VIII. 132.
**) Henning bei Strahl, Gesch. des russ. Staates, III. 286.
***) Karamsin Gesch. des russ. Reiches. VIII. 135.

Tatareneinfall.

Zu dem livischen Krieg kam ein Einfall der Krimtataren. Der Czar floh r ihnen, Moskau war ohne Heer. Am 24. Mai 1572 ging Moskau in Feuer f und in vier Stunden war Alles bis auf den Kreml ein Aschenhaufen. 800,000 lenschen kamen um's Leben. 100,000 Gefangene schleppten die Tataren mit sich it: „Ich verbrenne und verwüste," schrieb der Khan, „wenn Du mir nicht Kasan d Astrachan abtrittst. Ich habe Dich überall gesucht, selbst in Moskau, ich llte Deine Krone und Dein Haupt, aber Du wagst es mit Deiner Majestät zu hlen, da Du weder Muth noch Scham hast. Jetzt hab' ich die Wege Deines iches kennen gelernt; wenn Du nicht thust, was ich fordere, so komm ich auf's r zu Dir." Und der Czar schlug die Stirne vor dem Khan, d. h. er überjhte ihm die Zeichen der Unterwürfigkeit, und versprach ihm Astrachan zu rlassen *)!

Heirathen.

Den Zorn über diese Demüthigung ließ Iwan wieder an seinen Unterinen aus. Damals wählte er die dritte Frau. Ueber 2000 der schönsten Mädchen rden ihm aus dem Reiche vorgestellt. Als die schönste nahm er die Tochter es Kaufmanns aus Nowgorod. Als sie nach wenigen Tagen wegstarb, hieß es, sei von Verräthern vergiftet, und es begann die fünfte Epoche des Mordens, r Czar wählte schnell eine vierte Gemahlin, ohne priesterliche Einsegnung zu ungen. Als Iwan dies Verfahren später vor einer Kirchenversammlung entildigte, vergoßen die Bischöfe Thränen der Rührung über die Schuld und Schuldigen, bestätigten die Ehe um der aufrichtigen und andächtigen Reue Czaren wegen, gaben ihm eine leichte Buße, welche sie im Fall eines Feldes auf sich selbst nahmen, bedrohten aber jeden Andern, der es wagen würde, vierte Frau zu nehmen, mit dem Bannfluch.

Die Bischöfe.

Sieg bei Molody.

Der Feind kam nur zu bald, aber der Czar zog nicht zu Feld, er schmauste den Klöstern, während Moskau 1572 vor einem neuen Besuch der Tataren bte. Ein Worotynski führte am 1. August bei Molody die Russen n glänzenden Sieg. Der Czar kam jetzt auf einmal nach Moskau, um Dankungen des Volkes für die Rettung des Vaterlandes zu empfangen. Doch ffte er noch im gleichen Jahr die Opritschnina ab. Der Sieg gab Muth zu em Krieg gegen Livland, wo man nach Sigismunds Tod auf Iwans Wunsch, en Nachfolger zu werden, wenig Rücksicht nahm. Die Russen führten den ieg in Esthland nach Art von Barbaren. Nach Erstürmung einer Stadt ließ an die gefangenen Schweden und Deutschen auf einem Scheiterhaufen verinnen. Damals fanden viele Verhandlungen zwischen Kaiser Maximilian II. d Iwan statt wegen eines Angriffs auf die Türkei **). Der österreichische sandte Kobenzl schildert den Reichthum Iwans, den er bei Gelegenheit eines stmahls im Palast zu sehen bekam: „Im Speisesaal stand Silber und ld haufenweise, desgleichen hatte jeder Palast des Czaren Näpfe und hüsseln mit Edelsteinen angefüllt," so daß Kobenzl sich zum Ausruf versteigt: ch habe die Schätze des Kaisers, der Könige von Spanien, von Frankreich, garn und Böhmen, des Herzogs von Toskana gesehen, aber nirgends so

Max II.

Kobenzl.

*) Karamsin, VIII. 145—80.

**) Karamsin, VIII. 192 u. Anm. Nr. 280 im Anhang.

Etwas, wie bei Johann erblickt." Die Verhältnisse zu Polen und Litthauen nahmen auf einmal eine schlechte Wendung, als der kühne Batthory 1576 in Krakau zum König gewählt wurde.

Früher hatte Iwan durch List Livland gewinnen wollen, da er nicht me[hr] hoffte, mit Waffengewalt es zu erzwingen. Er hatte den dänischen Prinzen Magnus, den Herrn der Insel Oesel, dadurch auf seine Seite zu ziehen gesucht, daß er ihm seine Nichte zur Gemahlin gab, ihn zum König von Livland ernannte, für welches er ihm jedoch die Huldigung abnahm, und ihm 7 Tonnen Goldes versprach, die er ihm aber nicht lieferte. Die Livländer wollten aber Nichts von Rußland wissen, so daß in Wenden sich die Besatzung eher in die Luft sprengte, als sich den Russen ergab, und Magnus fing an, dem Czaren zu mißtrauen. An Batthory hatte er einen gefährlichen Feind. Nicht prahlerisch hatte dieser bei der Wahl den Polen und Litthauern zugerufen: „Laßt feigherzige Furcht schwinden, ich habe eine kriegserfahrne Mannschaft, Kraft in der Hand und Muth im Herzen." Jetzt kam die Zeit, wo Iwan nicht mehr über die Schwäche der Feinde lachen durfte, wo er für den Bestand seiner Herrschaft fürchten mußte — nicht von Seite der Russen, denn diese ließen sich von ihm noch immer Alles gefallen. Ein Livländer schreibt: *) „Diese Menschen lassen sich weder durch Todesstrafe, noch Beschimpfungen in ihrem Eifer für den Monarchen abwendig machen. Den in Kurland krank darniederliegenden Fürsten Sugorsky ließ der Herzog jeden Tag nach seinem Befinden befragen. Die Antwort war immer: „An meinem Leben liegt Nichts, wenn nur der Czar gesund ist." Auf die Frage: „Wie könnt Ihr einem Tyrannen mit solcher Treue dienen?" antwortete der Fürst. „Wir Russen hängen an unseren Czaren, an den gnädigen sowohl, als an den strengen," und erzählte, daß, als Johann einen vornehmen Mann wegen eines geringen Vergehens hatte spießen lassen, dieser Unglückliche 24 ganze Stunden noch gelebt, und unter fürchterlichen Qualen unaufhörlich gerufen habe: „Gott erbarme Dich des Czaren." Die Polen hatten jetzt an Batthory einen tüchtigen Anführer und als er den Landtag fragte, ob er die Krimtataren oder die Russen angreifen solle, lautete die Antwort: „Der Türke schützt die Krim, es ist fortan besser, Frieden mit dem Khan zu halten. Dieser wilde Feind plündert immer und ist immer arm. Das moskowitische Reich dagegen ist groß und mächtig; desto rühmlicher ist der Sieg. Es blüht durch den Ueberfluß der Natur und durch den Handel, desto reicher ist die Beute" *). Iwan berief 1579 den Rath der Bojaren und der Geistlichkeit und erklärte, daß das Jahr des Blutvergießens gekommen sei; er selbst wagte nicht den Kampf zu bestehen. Batthory nahm Polotzk, Welkiluki, und drang gegen Moskau vor. „Wenn Du Frieden haben willst," ließ er Iwan sagen, so mußt Du Nowgorod, Pskow, Smolensk nebst allen Witebskischen und Polotzkischen Provinzen, sowie auch ganz Livland an Litthauen abtreten." 1580 sagte Batthory den Polen: „Freuet Euch des Sieges, wisset ihn aber auch zu benutzen. Das Schicksal gibt Euch, wie es scheint, das ganze moskowitische Reich in die Hände. — Kühnheit und Vertrauen führt zum Großen." Indeß verbarg sich Iwan in seine Sloboda, ließ Große hinrichten, die er im Verdacht des Einverständnisses mit Batthory hatte, nahm ein siebentes Weib, verheiratete seinen Sohn Theodor mit der Schwester des Boris Godunow, demüthigte sich in Briefen vor Batthory, der neue Städte, neue Provinzen und 400,000 Goldstücke von Rußland verlangte. Iwan schrieb an den Sieger, wie

*) Karamsin, VIII. 219.

der demüthige Herr von ganz Rußland sei. Batthory antwortete; „Wo bist du
t, Gott des russischen Landes, wie Du Dich von Deinen unglücklichen Sklaven
nen läßt. Noch haben wir Dein Angesicht nicht gesehen, eben so wenig als die
lige Kreuzesfahne, deren Du Dich rühmst. Aber nicht die Feinde, nur die armen
ssen schreckst Du mit Deinem Kreuz. Thut Dir das Blut der Christen leid, so
timme Zeit und Ort, erscheine zu Pferd und kämpfe mit mir, Mann gegen
ann, den Gerechten mag Gott mit dem Sieg krönen!"

Durch Willkür und Ausschweifung gebrochen, verstand jedoch der Czar e Heldensprache nicht. Er wandte sich an den Kaiser und an den Papst um mittelung des Friedens. Schon einmal hatte er seine Neigung, die russische der römischen Kirche zu vereinigen, 1551, an Papst Julius III. ausge- chen, und um den Titel eines Königs gebeten. Rom hatte diesen in Aussicht llt unter der Bedingung, daß der Großfürst Gesandte mit Vollmachten nach n sende, dem Papst den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten, und der Metropolit von Moskau, der als Primas des Reiches den Czaren zu en habe, in herkömmlicher Weise gewählt, jedoch vom Papst bestätigt werde, Rom das Pallium und den Titel eines Legatus a latere erhalte, nachdem persönlich oder durch Bevollmächtigte in Rom Treue und Gehorsam ge- men; dann daß der König und Primas geloben, alle Mühe aufzubieten, die Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche durchzuführen. Ob mals Iwan Ernst war oder nicht, gewiß ist, daß die Polen vor den Folgen kten und sich alle Mühe gaben, die Vereinigung zu hintertreiben, aus cht, daß die Ruthenen dann an Rußland sich anschließen: es sei dem kowiter kein Ernst, da er Nichts mehr hasse als Rom und den Papst, angeborne Hochmuth des Großfürsten und seines Volkes werde niemals Autorität über sich anerkennen; es sei ihm nur um den Königstitel zu . Gregor XIII meinte jetzt, über nationaler Eifersüchtelei die Möglichkeit, ganzes Reich für die Wiedervereinigung zu gewinnen, nicht preisgeben zu n. Er sandte den Jesuiten Antonio Possevino, einen gelehrten, ge- bten und muthigen Mann, denn es gehörte Muth dazu, in die Höhle des rs zu treten. Batthory, welchen er in Wilna traf, sagte ihm geradezu: er Czar will den heiligen Vater betrügen, da er das Ungewitter über sich , verspricht er gern Alles; aber mich betrügt er nicht. Gehe nur und hle." *)

Iwan und Rom.

Julius III.

Gregor XIII.

Possevin.

Am 21. August 1581 war Possevino nebst vier Brüdern seines Ordens Czaren vorgestellt. Der Empfang war glänzend. Er übergab Geschenke und Schreiben des heiligen Vaters, worin dieser die Erwartung ausdrückte, daß n in Erinnerung, daß das griechische Reich durch Nichtannahme der Be- sse der Kirchenversammlung von Florenz gefallen sei, die russische Kirche mit katholischen vereinigen werde; der Papst versprach, bei Batthory für den

Angebot des Papstes.

*) A. Possevini Moscovia. Vilnae, 15 86. I., II., III. Colloquium. 1—15.

Frieden und die Herausgabe der Eroberungen zu wirken, drückte aber zuglei
den Wunsch aus, daß der Czar mit dem Kaiser und den andern katholisch
Mächten sich gegen die Osmanen verbinde — der Papst selber wollte 50,00
Krieger stellen. Auch der Schah von Persien werde sich am Bunde betheilige
Der Papst bat ferner, der Czar möge den Venetianern gestatten, in Rußla
freien Handel zu treiben und Kirchen zu bauen. Iwan *) entgegnete: „Brin
zuerst den Frieden mit Polen und Schweden zu Stand, dann wollen wir ü
die Religion weiter sprechen." Die Jesuiten speisten mit den Bojaren bei Iwa
auf Gold. „Ich sah nicht den schrecklichen Selbstherrscher, sondern den gut
freundlichen, aufmerksamen Wirth im Kreise lieber Gäste, denen er von all
Seiten Speisen und Wein herumschickte. „Antonio," sagte er zu mir, „stärke Di
durch Speise und Trank, denn Du hast einen weiten Weg machen müssen, da D
der heil. Vater, das Oberhaupt und der Hirte der römischen Kirche, den wir
Possevin macht Frieden. ganzer Seele hochachten, zu uns hergeschickt hat." — Voll Eifer für den Cza
und den Dienst der Kirche eilte Possevin wieder zu Batthory, der eine so
Macht besaß, daß der osmanische Gesandte, der in seinem Lager war, beim An
des glänzenden Heeres ausrief: „Wenn Batthory und der Sultan gemein
Pskow. Sache machen wollten, so besiegen sie das Weltall." — Pskow leistete übrig
verzweifelten Widerstand, der Winter, Mangel, Hunger und Krankheiten räum
Schweden. auf im polnischen Heer. Aber auch die Schweden unter dem Franzosen de
Gardie hatten indessen den Russen Narwa, Iwangorod und Koporie weggeno
Iwan kam aus dem Schrecken nicht heraus. Er vertraute nur noch auf Po
der allein im Stand war, im Namen des Papstes Batthory zum Stillsta
bewegen. Am 6. Januar 1582 schloß dieser den Frieden von Sapolie zwi
Polen und Rußland. Johann entsagte auf Livland und trat Polozk und We
ab, und erkannte Livland als polnische Provinz. Batthory gab Weliki Luki, Iw
Gdow und andere von ihm besetzte Orte zurück. Esthland blieb in den Händen
Schweden. Selbst Rom feindliche Russen **) anerkennen das Verdienst Posse
ohne welchen sich Batthory schwerlich mit Livland begnügt, sondern ihnen
Smolensk entrissen haben würde.

Das Volk in Moskau jubelte über das Ende des langen Krieges,
aber der Czar, über den das schwerste Leid gekommen war. Bisher war er
Iwan mordet den Sohn. seinem Sohn, dem Czarewitsch Alexander, ein Herz und eine Seele. Beide schw
gemeinsam in Wollust und Menschenmord. Während der Belagerung von P
aber forderte der Sohn stolz ein Heer vom Vater, um den Feind zu ver
und die Ehre des Landes zu retten. Im Jähzorn schrie Johann: „Rebell,
hast Dich mit den Bojaren verbunden, um mich vom Throne zu stoßen" —
schlug mit seinem spitzen Stock, mit dem er bisher so Viele mißhandelt hatte,
Sohn auf den Kopf — blutend stürzte dieser zusammen. „Ich habe meinen S
erschlagen," schrie Iwan bebend, küßte den Unglücklichen und suchte das aus
Wunde strömende Blut zu stillen, rief die Aerzte und flehte Gott um Erbarm
Vergebens. Drei Tage darauf starb der Czarewitsch, er soll dem Vater vergeb
die Hand geküßt und gesagt haben, er sterbe als treuer Sohn und Untertha
Wie in Allem, so war auch im Schmerze Iwan maßlos. Er warf sich mit Ge
auf den Sarg, er wälzte sich auf der Erde, er scheute das Licht des Tages,
wollte Mönch werden, aber die Bojaren trauten nicht und sagten zu ihm: „Verl
uns nicht, wir wollen keinen Czaren, als den von Gott verliehenen." — Schlie

*) Karamsin, VIII. 263 ff.
**) Tolstoj, bei Helfert. S. 80.

ßtd sich sein Unmuth auf einige Kriegsleute, weil sie feigherzig eine Festung
ergeben hätten. Der russische Geschichtschreiber Karamsin sagt: „So züchtigt
: Gerechtigkeit des höchsten Rächers auch in dieser Welt zuweilen die Ungeheuer
r Unmenschlichkeit, mehr um des Beispiels, als um ihrer Besserung willen;
m es scheint eine Grenze im Bösen zu geben, jenseits deren keine wahrhafte
ue mehr, keine frei entschlossene Rückkehr zum Guten, jenseits deren Nichts ist
Qual, der Anfang der höllischen, ohne Hoffnung und Aenderung des Herzens."

Als Possevin zum Czaren zurückkam, hatte der früher so prachtvolle Hof
Ansehen eines Mönchsklosters. Für seine politischen, wie für seine religiösen
ke erreichte übrigens der Jesuite, nachdem er den größten Dienst doch geleistet
e, Nichts. Als er im Namen Batthorys erklärte, dieser habe keinen geheimen
anken mehr an künftige Eroberungen, er wünsche wahre Brüderschaft und das
il Rußlands, in beiden Reichen sollten die Wege für Kaufleute und Reisende,
Deutsche und Römer offen stehen, Friede den Christen, aber Rache den kri-
hen Räubern werden, und zu einem gemeinsamen Zug gegen die Tataren
orderte, antwortete Iwan IV. kalt, er sei mit dem Krim-Khan nicht mehr im
ge. Als Possevin eine Unterredung wegen Vereinigung der Kirchen verlangte,
immte Iwan den 21. Februar 1582 dazu, empfing den Jesuiten aber nur
Kreise seiner Bojaren und sicher in der Absicht, ihn lächerlich zu machen *).
h bin jetzt schon an 50 Jahre alt und habe nicht lange mehr auf der Erde
ben, ich kann den Grundsätzen meiner Kirche nicht untreu werden." „Der
Vater will Dich nicht nöthigen, die griechische Kirche zu verlassen," entgegnete
vin, „er wünscht nur, daß Du die Aussprüche der ersten Versammlungen der-
s befolgen und alles Alte, alles Wahre als unveränderliches Gesetz auf ewig
inem Reich bestätigen mögest. Dann verschwindet die Verschiedenheit zwischen
morgenländischen und römischen Kirche, dann werden wir alle Ein Leib Christi
Erkanntest Du den heiligen Vater nicht selbst für das Oberhaupt der
tenheit an, als Du ihn anflehtest, Europa den Frieden zu geben und alle
lichen Herrscher zur Ueberwindung der Ungläubigen zu vereinigen? Hat nicht
r, der angesehenste Hierarch Deiner Kirche, die Beschlüsse des Concils von
nz bestätigt? Wird nicht das byzantinische Reich Dir zu Theil werden, das
den Griechen wegen ihrer Scheidung und ihres Ungehorsams gegen Christus
ssen hat?" — „Die Griechen," entgegnete Iwan, „sind für uns kein Evan-
m, wir glauben an Christus und nicht an die Griechen. Was das morgen-
sche Reich anbelangt, so wisse, daß ich mit dem meinigen zufrieden bin, und
ser irdischen Welt keine neuen Reiche begehre; ich wünsche nur die Gnade
s in der zukünftigen." — Den Kaufleuten und Priestern des lateinischen
bens wolle er übrigens Schutz gewähren, unter der Bedingung, daß sie mit
n nicht von Glaubenssachen sprechen. Als Possevin die Russen als Neuerer
Glauben bezeichnete, wurde der Czar unmuthig: „Du rühmst Dich der Recht-
igkeit und scheerst Dir den Bart; Euer Papst läßt sich auf einem Thron
n und den Pantoffel küssen, auf dem ein Crucifix abgebildet ist. Was für
Stolz für einen demüthigen christlichen Hirten! was für eine Erniedrigung
es Heiligthum." „Keine Erniedrigung," entgegnet Possevin, „Ehre, wem Ehre
rt. Der Papst ist das Haupt der Christen, der Lehrer aller rechtgläubigen
archen, der Throngenosse des Apostels, der Throngenosse Christi." „Einige
e waren in der That Schüler der Apostel, aber wer sich einen Throngenossen
sti nennt, sich auf einem Sitz tragen läßt und nicht nach der christlichen

Religionsverhandlungen.

*) Possevini Moscovia. Tertium colloquium, 10—13.

Lehre lebt, ein solcher Papst ist ein Wolf und kein Hirt." — „Wenn der Pa ein Wolf ist, so habe ich Nichts mehr zu sprechen," — schloß Possevin. A dritten Tage sagte Iwan zum Jesuiten, er möge vergessen, was er über die Päp gesagt habe, und Nichts davon nach Rom schreiben; er, der Czar, wünsche m allen christlichen Herrschern in Freundschaft zu leben. Possevin drang in ih junge gebildete Russen nach Rom zu schicken, damit sie sich dort mit den wahr Dogmen der alten griechischen Kirche bekannt machen. Vergebens! Schließl wollte Iwan IV. den Jesuiten in eine Stellung bringen, wo er in ihrem Te pel betend und dem Metropoliten die Hand küssend dem Volke gezeigt wer Am ersten Sonntag in der Fasten sagte er zu ihm: „Da ich weiß, daß Du Gebräuche unserer Kirche zu sehen wünschest, so habe ich befohlen, Dich heute den Tempel zu führen, wo ich selbst sein werde, damit Du die Wahrhaftig und Schönheit des russischen Gottesdienstes erblickest. Da beten wir das Hi lische und nicht das Irdische an, achten den Metropoliten, aber tragen ihn n auf den Händen." — „Herr," antwortete Possevin, „jeder Ort ist heilig, wo m Christum preist; aber bevor wir uns nicht über einige Lehrsätze verständigen bevor der russische Metropolit nicht Verbindungen mit dem heil. Vater anknüpft, ich Euerem Gottesdienste nicht beiwohnen. Ich wiederhole Dir, daß es keine Sü sondern Pflicht ist, dem obersten Hirten Ehre zu erzeigen. Ihr tragt den Me politen nicht, aber Ihr wascht Euch die Augen mit dem Wasser, womit er die Hände wascht!" — Der Zug in die Kirche setzte sich in Bewegung, wollte den Jesuiten fortreißen, dieser aber wußte zu entkommen. Damit die Verhandlungen Moskau's mit Rom.

Russ. Patriarchat. Der Papst hatte den Metropoliten von Moskau zum Patriarchen ernen überhaupt das Ansehen des russischen Klerus heben wollen. Dieser wies dargebotene Hand zurück. Als Boris Godunow für seine ehrgeizigen Pläne den r sischen Klerus für sich gewinnen wollte, erhob er 1588 den Metropoliten Moskau zum Patriarchen von Rußland. Der Patriarch von Constantinopel gerade, um Geld einzusammeln, in Moskau; Boris gewann ihn für seine und am 23. Jänner 1589 verkündete ein hoher Staatsbeamter dem Me liten Hiob: der rechtgläubige Czar, der allgemeine Weltpatriarch und die lige Kirchenversammlung erheben Dich auf den bischöflichen Stuhl von Wla Moskau und ganz Rußland *). Der Czar überreichte ihm bei der Einwei die Abzeichen seiner Würde und gebot ihm sich zu nennen: Von Gottes Gn und dem Willen des Czaren Haupt der Bischöfe, Vater der Väter und Patri aller nördlichen Länder. Mit russischem Geld betrieb dann der Patriach in Co stantinopel 1591 auf einer Synode, daß die vier Hochsitze der morgenländi Kirche das neue Patriarchat von Moskau genehmigten. Boris erhob die chensitze von Nowgorod, Kasan, Rostow und Krutica zu Metropolien, die Wologda, Susdal, Nischnej-Nowgorod, Smolensk, Rjäsan und Twer zu Erz thümern, ohne den Patriarchen in Moskau oder den in Constantinopel zu frag Der russische Patriarch sollte von den Metropoliten und Bischöfen frei gewä werden, aber es ist klar, daß die Regierung großen Einfluß darauf übte.

*) Helfert, Rußland. 83—90.

ſt des russischen Patriarchen wurde den andern Patriarchen angezeigt, aber, ausdrücklich bemerkt wurde, nicht als ob eine Zustimmung nöthig wäre, ern um der vollkommenen Bescheidenheit willen und damit die Kirche zeige, ſie den Bund der Liebe in Christo habe. Bei der Rangordnung der Pa- hate wurde Rom ganz ausgelassen, denn es sei in apollinarische Ketzerei llen. In die erste Stelle wurde Constantinopel gesetzt, in die zweite Alexan- , in die dritte Moskau, in die vierte und fünfte Antiochia und Jerusalem. aber Constantinopel und dann Alexandrien im Besitz der Ungläubigen so ist Moskau das erste Patriarchat und hat sich im Czarenreich alles Re- ſe in Eins gesammelt. Karamsin sagt: „Griechenland war uns gleichsam zweite Heimath. Stets gedachten die Russen mit Dankbarkeit, daß es ihnen Christenthum mitgetheilt habe, die ersten Künste und viele Annehmlich des gesellschaftlichen Lebens. Jetzt ist schon kein einziges rechtgläubiges mehr übrig, als das russische. Erfüllt wurde die Vorhersagung des heil. odius und Leos des Weisen, daß die Ismaeliten Byzanz erobern werden. wird dereinst auch die zweite, daß die Russen die Ismaeliten (Türken) n und auf den 7 Hügeln von Byzanz herrschen werden" *). Wie Peter Große dem Patriarchat ein Ende und den Kaiser zum eigentlichen Patri- machte, ist oben angegeben worden **).

Um auf Iwan wieder zurückzukommen, so mußte er nicht blos vor Batthory eichen, den Schweden Esthland, altes Eigenthum Rußlands, abtreten, er ver- auch eine Empörung der Tscheremissen, die über die Härte der russischen en erbittert und vom Krimkhan ermuthigt waren, nicht zu bezwingen. Sie igten sich mit verzweifelter Tapferkeit in ihren Wäldern und suchten Un- igkeit oder Tod. Iwan zog nicht mehr zu Feld, wohl aber beschäftigte er Heirathsgedanken, obgleich er schon die siebente Frau hatte ***). Man hatte viel von der Schönheit, Liebenswürdigkeit und den großen Eigenschaften lisabeth von England erzählt, daß er an eine Bewerbung um ihre Hand haben soll. Gewiß ist, 1583, in demselben Jahr, in welchem ihm der liche Sohn Demetrius geboren wurde, bewarb er sich allen Ernstes um nd einer Verwandten der Elisabeth, Maria Hastings, die aber, erschreckt von hilderung seiner grausamen Gemüthsart, die Königin bat, sie von der zu- en Heirath zu befreien. Mit Johanns Leben ging es übrigens zu Ende. wilden Leidenschaften zehrten seine Kraft rasch auf, aber nicht seine Grau- . Er mordete bis zum Ende. 1584 fingen seine Eingeweide an zu faulen in Körper an zu schwellen. Er suchte noch Hilfe bei 60 Zauberern, die er pland hatte kommen lassen, doch vergebens. Den 10. März ernannte er Sohn Feodor zum Thronfolger und bestimmte angesehene Männer zu Räthen ltern des Reiches und ermahnte den Zarewitsch, gottesfürchtig, mit Liebe nade zu herrschen. Im Delirium rief er nach seinem erschlagenen Sohn rach freundlich mit ihm. Am 12. März 1584 sank er, während er Damen- pielte, todt zusammen. Man wagte lange nicht zu glauben und zu sagen,

Tscheremissen.

Iwan u. Elisabeth.

Iwan †.

*) Helfert, Rußland. 88—90.
**) Karamsin, IX. Zweites Hauptstück.
***) Seite 40.

daß er todt sei. 24 Jahre haben die Russen den Wütherich ertragen, währ die Israeliten schon im ersten Jahre auf das Drohen des Tyrannen Roboam a riefen: „Israel zu deinen Zelten." Es ist ein bedenkliches Lob, welches Karam dem russischen Volke spendet, wenn er sagt: „Es beharrte mit Liebe bei der Sel herrschaft, denn es glaubte, daß Gott es sei, der sowohl Erdbeben, Pest, Tyrannen sende; es zerbrach nicht den eisernen Scepter in Johanns Händen, waffnete sich nur mit Gebet und Geduld, um in besseren Zeiten einen Peter Großen, eine Katharina II. zu haben. (!) Mit hochherziger Ergebenheit star die Dulder am Richtplatz, wie einst die Griechen bei Thermopylä für Vater und Treue, ohne auch nur mit einem Gedanken an Empörung zu denken."

So furchtsam auch Iwan der Schreckliche in der letzten Zeit in seiner au Politik war, so hatte der Eroberer von Kasan nnd Astrachan auch seinen Willen und sein Wissen — das Glück, Herr von Sibirien zu w eines riesigen Ländergebietes von nahezu 223.000 Quadratmeilen. Im W begrenzt es der Ural, welcher es von Europa scheidet, im Norden das Eis im Osten die Behringsstraße, im Süden die Tatarei und Sina. Das ist noch wenig bevölkert, es zählt jetzt, wo seit mehr als einem Jahrh jährlich 10.000 Sträflinge im Durchschnitt dahin gesendet werden, nicht 3 Millionen Einwohner, ist aber wichtig als Sitz von Metallen und steinen und als Aufenthaltsort von Thieren, die edle Pelze geben. Im N ist es unwirthlicher als im Süden; große Ströme durchziehen dasselbe, reiche Seeen finden sich, anmuthige Thäler. Bis zu jener Zeit war diese unbekannt und der Tummelplatz von Hunnen, Türken und Mongolen. H verlegt dahin die das Gold hütenden Greife. Die Mongolen, die er unter Skythen schildert, waren in der That reich an Gold, es kam aus dem wo man die alten Bergwerke heute noch erkennt. Den Namen hat das von der Festung Sibir.

Sibirien.

1488 kamen russische Krieger dahin. Im 16. Jahrhundert bemächtigten die Nogaischen Tataren der Festung Sibir, 60 Werste von dem jetzigen T Nach der Eroberung von Kasan wurde Ediger dem Czaren tributbar. Bald drängte ihn aber ein Kirhisenhäuptling Kutschum, und bemächtigte sich des vom Ural bis an die Quellen des Ob, zahlte Johann nicht blos keinen T sondern verbot auch den Ostjäken, Wogulen und Jugriern, Pelze oder eine Steuer nach Moskau zu liefern, ermunterte die Tscheremissen zum A und bedrohte mehr als einmal Permien. Der Krieg um Litthauen beschäftigte Kräfte Iwans, darum nahm er den Vorschlag der Brüder Jakob und G Stroganow gerne an, Permien zu schützen. Sie waren umsichtige, gewandte leute, mit den Verhältnissen der nordöstlichen Grenze wohl vertraut und verf über reiche Mittel: ihr Vater hatte sich durch Handel und Anlegung von S siedereien bereichert. Der Czar gab ihnen Schenkbriefe über die Gegenden der Kama, das Recht, Festungen zu bauen, Geschütz und Krieger zu halten die Leute, die sich ihnen anschlössen, zu richten ohne Zuziehung der perm Beamten, Dörfer, Ackerland und Salzsiedereien anzulegen, 20 Jahre hin zollfreien Handel mit Salz und Fischen zu treiben; — nur mußten sie sich bindlich machen, keine Bergwerke zu betreiben und, wenn sie Silber, Kupfer

Kutschum.

Stroganow.

gänge fänden, den landesherrlichen Schatzmeister davon zu benachrichtigen. Die
leute erfüllten weitaus die in sie gesetzten Hoffnungen, gründeten 1558 das
dchen Kangor, 1564 die Festung Kergedan, 1572 errangen sie einen Sieg
die Tscheremissen, Ostjäken und Baschkiren und waren in jeder Beziehung
Hüter des permischen Landes. Seit 1573 ließ Kutschum ihre Festungen be-
gen, sie baten deshalb den Czaren um das Recht, ihn in seinen eigenen Be-
ngen anzugreifen, und erhielten kraft einer Urkunde 1574 und zur Be-
ung ihrer guten Dienste auf ewige Zeiten das Recht, nicht nur Eisen, sondern
Kupfer, Blei und Silber zu bearbeiten und mit den Bulgaren und Kirgisen
reien Handel zu treiben. Jakob und Gregor Stroganow starben indeß, ihr
erer Bruder Simon führte jedoch mit seinem Neffen das Unternehmen weiter.
ängt durch die Tataren, wandten sie sich 1579 an einige donische Kosaken,
e wegen Räubereien geächtet, übrigens tapfere und findige Männer waren.
r haben Festungen und Ländereien, meldeten sie ihnen, aber wenig Mann-
, kommt und helft uns Großperm und die östliche Grenze des Christenthums
en. Gebt euer unwürdiges Räuberhandwerk auf, vollbringt rühmliche Thaten
Krieger des weisen Czaren und söhnt euch mit Gott und Rußland aus." —
Antrag lockte. 540 Krieger kamen unter dem Befehlshaber Jermak 1581, Jermak.
schlugen die Feinde von den Besitzungen der Stroganow zurück.

Das war aber Jermak, einem Mann von unbekannter Herkunft, aber vor-
em Gemüth, wie die Chronik sagt, zu wenig — er stellte sich ein höheres Ziel.
den Kriegern Stroganows, Deutschen und Litthauern zusammen, hatte er
Mann unter seinem Befehl, leichte Feldstücke und Feuergewehre auf Böten
hr unter dem Gelübde des Muthes und der Keuschheit auf der Tschußawaya,
1. September 1581, nach dem Uralgebirge ab, um den Sultan Kutschum zu ver- Zug nach Sibirien.
und das sibirische Land zu erobern. Iwan IV. wußte Nichts davon. Die
ganow glaubten, zum Unternehmen keines weiteren Befehles zu bedürfen.
war Jermak abgefahren, als der Fürst von Pelym die Besitzungen der
ganow an der Kama angriff, doch eilte er in seine Heimath zurück, als er
Unternehmen der Kosaken hörte. Iwan IV. aber gerieth in Zorn und ver-
e von den Stroganow die Abberufung „der Bösewichter."

Jermak bewies bei seinem kühnen Unternehmen — Sibirien ist größer als
pa, und er hatte nur 840 Mann — Scharfblick, Muth, Feldherrntalent —
hatte Glück. Die Russen nennen ihn nicht ohne Grund ihren Pizarro. Auf
sibirischen Weg errichtete er zuerst eine Erdbefestigung für Nothfälle, dann
sie durch die Wüste bis Scharawlä, da kamen sie in die Tura. Das erste
tchen, was sie trafen, war Jepantscha, vor dem Donner der Kanonen
ffen aber die Feinde die Flucht. Jermak ließ den Ort zerstören, Turinsk Jepantscha.
jetzt an der Stelle. An der Mündung der Tauda fingen die Kosaken einen
Beamten Kutschums, der, um sein Leben zu retten, ihnen Alles mittheilte,
sie zur Kenntniß des Landes zu wissen brauchten, und ihnen auch insoferne
, als er dem Kutschum Angst machte vor den unüberwindlichen Kriegern, welche
tödtlichem Feuer und Donner bewaffnet, einen Panzer durch und durch
en. Die Bewohner Sibiriens kannten in der That das Feuergewehr noch
In der ersten Schlacht am Tobol brachte Jermak durch einige Salven
00 Reiter zum Stehen und schlug sie dann in die Flucht. Das zweite Treffen
am Karatschasee, wo Mundvorrath und reiche Beute gewonnen wurde. Die
Schlacht dauerte hartnäckig einen ganzen Tag am Karatschasee. Abends Neue Siege.
en Manche Jermak zum Rückzug, denn bald werde Niemand mehr übrig sein,
siegen könne. Doch Jermak entgegnete: „Brüder, uns bleibt nur der Weg
wärts. Schon bedecken sich die Flüsse mit Eis; wenden wir den Rücken, so

erfrieren wir im tiefen Schnee, und wenn wir auch Rußland erreichen, so ist
mit dem Schandfleck des Meineids, da wir gelobt haben, Kutschum zu demüthigen
oder durch einen großherzigen Tod unsere Schuld vor dem Czaren auszulöschen.
Lange haben wir im schlechten Ruf gelebt, so wollen wir in einem guten sterben.
Gott verleiht den Sieg, wem er will, oft dem Schwachen vor dem Starken, a
daß sein Name geheiligt werde!" *) — Am 23. October 1581 erstürmten
Kosaken und Deutschen die Verschanzung der Tataren und Kutschum floh mit
Mametkul. Resten des Heeres in die Ischmische Steppe. Sein tapferer Neffe Mamet
welcher die Schlacht geleitet hatte, denn Kutschum selber war blind, ward
wundet. Aber auch Jermak hatte den Verlust von 107 seiner Tapferen zu
trauern. Uebrigens verschaffte dieser Sieg den Russen die Herrschaft vom
bis zum Ob.

Sibir. Am 26. October zogen die Sieger in die Stadt Sibir oder Isker
am Ufer des Irtisch. Der Ort war menschenleer, aber reich war die Beute
Gold und Silber, Edelsteinen und Pelzwerk. Mundvorrath brachte der Fürst
Ostjäken, schwor Treue und bat um Erbarmen und Schutz. Jermak theilte
derlich die Beute, hielt aber auch strenge Mannszucht und strafte unerbittlich
Vergehen. So wahrte er sich die unbedingte Herrschaft über die Seinen
wann das Vertrauen der Bevölkerung. Bald kehrten die Tataren auch wieder
ihre Wohnungen zurück und verstanden sich zum leichten Tribut, den Jermak
auflegte. Auch die Fürsten der Wogulen an der Lonta und am Tobol
Zobel, und leisteten den Eid der Treue. Der Winter gebot dem weiteren Vor
Halt.

Feldzug 1582. Im April 1582 nahte Mametkul mit einem zahlreichen Heer. Je
erfuhr seinen Aufenthalt, schlich sich in der Nacht mit 60 seiner verwegenen
Bursche in das Lager der Tataren, die meist betrunken waren, machte viele
nieder und brachte Mametkul als Gefangenen nach Sibir. Kutschum hatte
rechte Hand verloren. Die Kosaken aber zogen längs des Irtisch gegen Norden
Wogulen. stürmten eine Festung. Die Einwohner mußten den vom Blut triefenden
küssen, d. h. Rußland huldigen. Vergebens tranken die Ostjäken das Wasser
einem Becken, in welches sie ihren goldenen Götzen Ratscha gesetzt hatten,
Muth zu machen. Der Götze schwieg, als die Kanonen der Russen donnerten
Feinde flohen. Im Städtchen Narimks fanden die Sieger nur Weiber und
der, alle in Erwartung des Todes. Jermak behandelte sie leutselig und jetzt
auch die Männer und huldigten. Dann ward das Lager des Fürsten Sam
der Morgendämmerung überfallen, der Fürst fiel von der ersten Kugel, sein
stob auseinander. Alle Vesten bis zum Ob wurden bezwungen. Da nahte
der Winter, Jermak kehrte nach Isker zurück, nachdem er einen eingebornen
zum Oberhaupt der Jurten ernannt hatte.

Lohn der Sieger. Jetzt erst erhielten die Stroganow Nachricht von den Fortschritten
Krieger und jetzt erst schrieb Jermak an Iwan, daß seine armen geächteten,
Reue erfüllten Kosaken für ihn dem Tod entgegen gegangen wären und dem C
ein mächtiges Reich erobert hätten, auf ewige Zeiten, so lange es Gott ge
möge, die Welt stehen zu lassen. Iwan Kolzo, der tapfere Kampfgenosse Jer
brachte nach Moskau Edelsteine, Gold und Silber und Biberpelze und Zobel
Wie war der Czar froh über die Siege nach so vielen Demüthigungen! Von
Acht war keine Rede mehr, er spendete Lob und Geschenke, Geld, Tuch,
Panzer, Medaillen, sandte 500 Schützen als Verstärkung, gestattete dem Boten

*) Die ausführliche Schilderung des Zuges bei Karamsin, IX. Erstes Hauptstück.

r mitzunehmen, und gebot dem Bischof von Wologda, 10 Geistliche mitzuschicken. ß hatte im Frühjahr 1583 Jermak die Reste der Wogulen zur Huldigung ungen und war im Jugorischen Lande bis zur Soswa vorgedrungen — da kam Bote des Czaren. Er brachte für Jermak die Ernennung zum Fürsten von rien mit der Vollmacht, wie bisher zu schalten und zu walten, und die Ord- und die Oberherrschaft des Czaren zu befestigen. Er überbrachte zwei Panzer, Geschenke für Führer und Gemeine, Vergeben und Vergessen der alten hen und die Versicherung der ewigen Dankbarkeit Rußlands.

Die Ermuthigung war groß, aber auch um so nöthiger, als neue Schwierig- n sich zeigten. Im Winter mangelte es an Brod, der Scharbok raffte viele r weg, unter ihnen auch den Woiwoden, den der Czar gesendet hatte. Eine ilung Kosaken wurde vom Fürsten Karatscha, der um Schutz gebeten hatte, s ermordet und jetzt begann eine Empörung aller Unterworfenen. Isker mit einer unübersehbaren Wagenburg umzingelt. Die Belagerer wagten n Kampf, hofften aber die Stadt auszuhungern. Da machten die Kosaken r Nacht des 12. Juni 1584 einen verzweifelten Zug in das Lager ihrer e, ermordeten eine Menge und befreiten ihre Stadt. Karatscha floh, Jermak te ihn den Irtisch hinauf. In der Nacht des 5. August 1584 wurde aber ager selber überfallen, 47 Kosaken wurden erschlagen, Jermak schlug sich die Feinde durch und sprang in den Irtisch, um sich durch Schwimmen zu doch der eiserne Panzer, den ihm der Czar geschenkt hatte, zog ihn in die . So endete der Eroberer Sibiriens. Als die Feinde seine Leiche aus dem ogen, stellten sie dieselbe vor Freude 6 Wochen aus und schoßen mit Pfeilen

Auf-stand.

Jermak's Ende.

Die Reste von Jermaks Heer hielten nach seinem Tod Alles für verloren gen aus Isker nach Rußland ab. Boris Godunow *) hielt es jedoch für he Rußlands, das Verlorene wieder zu gewinnen. 1598 zog der Woiwode ra mit 397 Kosaken gegen Kutschum und schlug ihn. — Kutschum ent- ine Söhne und Töchter wurden jedoch gefangen. Boris ließ alle Glocken skau läuten, um den Sieg zu feiern. Die früher Zinspflichtigen kehrten m Gehorsam zurück. Städte wurden erbaut, das Land mit Kosaken, Kriegs- enen, Verbannten bevölkert. Der Ruf von Sibiriens Reichthümern lockte Schaaren von Russen in das Land, in kurzer Zeit herrschten sie bis zu den des Jenisei. Noch mehr geschah unter Michael Romanow. Der ward geordnet, in den Städten wurden Kirchen und Klöster gebaut, in n wurde eine eigene sibirische Kammer errichtet, für Tobolsk wurde 1620 ener Erzbischof ernannt. Immer weiter drangen die Russen, im Sommer lüssen, im Winter auf den Schneeschuhen. 1638 ward die Jana beschifft urden die Jugatiren zinspflichtig. 1639 erreichte ein Kosake das Meer von hatka, im gleichen Jahr erhielt man die ersten Nachrichten vom Amurfluß. ging die erste Gesandtschaft von Tobolsk nach Peking ab, hatte jedoch keinen , weil sie sich in die sinesischen Hofgebräuche nicht fügen wollte. 1643 n die Buräten am Baikalsee unterworfen.

Boris Godu-now.

Ansiede-lung.

Michael Roma-now.

So ist Rußland zur Großmacht herangewachsen durch die merkwürdige igung normännischer, slavischer, byzantinischer, finnisch-mongolischer Elemente. sagt: „Die Russen haben in ihrer stolzen ruhigen Todesverachtung etwas Spa- s, etwas Orientalisches, ein unendliches Gefühl des Schicksals und der Nothwen-

*) Vgl. B. V. 563—65.

digkeit, welches sie tapfer macht; sie haben überhaupt einen Nachhalt und ei
Ausdauer, welche sie von allen Slavenstämmen unterscheidet. Haben sie d
als scandinavischen Keim? haben sie es von den Tataren? Ich glaube es. D
Asiatische, das Tatarische läßt sich noch in Sitten, Gebräuchen und Gestalten zeige
Karamsin sagt: „Unsere politische Existenz und unsere Religion verdanken Mo
ihre Stellung, und Moskau selber schuldet seine Größe den Mongolen.“ Von By
und vom Khan der Horde entnahm der Russe seine Anschauung vom Herr
er ist stolz auf die Macht des Czaren, er vergöttert sie, er opfert sich für
Dabei ist er tapfer*). Napoleon I. nannte den russischen Soldaten eine wande
Festungsmauer. Batthory drückte seine Bewunderung der Tapferkeit
Russen vor Possevin mit den Worten aus: „Kaltblütig nehmen sie die Stelle
Erschlagenen und der durch die Wirkung der Mine in die Luft Gesprer
ein und füllen die Mauerbrüche mit der Brust aus; sie schlagen sich Tag u
Nacht und haben nichts als Brot zu essen; sie sterben vor Hunger, aber er
sich nicht, um an dem Landesczaren nicht treulos zu werden; an ihre
zeigen selbst die Weiber ihren Muth, indem sie das Feuer löschen oder vo
Höhe der Mauern Balken und Steine auf den Feind hinabwälzen.“**)
Mit einem solchen Volke kann eine fähige Hand eine Weltmacht schaffen.

Polen. Beim Russen überwiegt das Gefühl für das Allgemeine, in welche
aufgeht, eine Welle ist wie jede andere. Beim Polen überwiegt der Si
Freiheit und Individualität. Das politische Leben des Russen gipfelt in
Autokratie des Czaren, das politische Leben des Polen im Liberum Veto
Geschichte hat die Russen zur Autokratie geführt, während bei den Pol
altslavische Zug nach Freiheit fortlebte. Dort haben die Mongolen ge
während die Polen lange ihre alten Gebräuche behalten konnten***). A
Ebenen ihres Landes konnte länger eine Gesellschaft ohne Gesetze bestehe
ihre Neigung zur Zügellosigkeit befriedigt werden. Ihr Reichthum best
ihrem Vieh, ihr berauschendes Getränk in Pferdemilch, ihr Schmuck wa
Pelz und ihre Waffen. Kriegsgefangene mußten ihre Heerden weiden
Wagen lenken, ihre Waffen fertigen, durften aber nie selber die Waffen tr
die Sklaverei war eine harte — und so finden wir in Polen zwei streng geschi
Glieder der Gesellschaft: Knechte und Herren: jene arbeiten und bleibe
Haus, diese ziehen in den Krieg und haben die Gewalt. In den Ländern w
von Polen war der Klerus im Stand, die Herren mild und die Sklaven
zu machen, in Polen finden wir aber immer einen Adel ohne Volk hinter
Reiterei ohne Fußvolk, Grenzen ohne feste Plätze, Städte ohne Bürger
ohne Handel und Gewerbe, Herren, die sich keiner Zucht fügen wollen, —
hierin liegt der Grund zum Unglück Polens. Glanz ohne Reinlichkeit, Be

*) Versuch in vergleich. Völkergeschichte Leipzig. 1843.
**) Moscova. 19. 20.
***) Ueber Polen. Vgl. II. 610—12. 618—19. 824. 826. III. 18. 24. 27. 55.
633. 641—42. 686. 721. 725.

muck, während die Leinwand fehlt, war den Polen eigenthümlich *). All' Herren hielten sich für gleich, wichtige Angelegenheiten wurden auf großen rsammlungen entschieden, hier beschloß man Krieg oder Frieden, es war ensache für jeden Edelmann, nicht fern zu bleiben. Wo war aber in einer zahlreichen Versammlung von Bewaffneten eine ruhige Berathung möglich? e eine Einigkeit der Stimmen? Was die Mehrzahl beschloß, das geschah; die nderheit, die sich nicht fügen wollte, schloß einen Bund, Conföderation, und blieb Zwietracht und Bürgerkrieg beständig, und so ist der Charakter der nischen Geschichte Kampf ohne Sieg, Krieg ohne Frieden **). Polen blieb ein rlager, in dem keine Ruhe und Ordnung herrscht, und trotz aller Begeisterungsigkeit und allen Heldenmuths kam die Nation stets zurück statt vorwärts. ingt ein König Macht, so ist das stete Bestreben des Adels, diese zu brechen. ige Fürsten sind umsonst bemüht, das Joch der Knechte zu mildern, den n der Stolzen zu beugen und einen Bürgerstand zu schaffen; sie erliegen Unabhängigkeitstrieb, dem Stolz, der Kühnheit des Adels, der Nichts über dulden will und Alles, was unter ihm ist, mit Füßen tritt. Nur Jagd und g galt ihm als ehrenhafte Beschäftigung. — Am Gewerbe haftete der Makel echtschaft. Durch Betrieb eines Handwerks ging der Adel verloren, nicht durch Armuth. So war also Polen im Widerspruch mit allen Grund-, auf denen der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft beruht.

Kasimir III. (1333 - 70), der letzte der Piasten, deren Geschichte die früheren Kasimir III. behandelten, wollte in Polen Zustände schaffen, ähnlich denen in den ern des Westens: er suchte durch Aufrechthaltung des Friedens den Ausbau Staates und den Wohlstand seiner Unterthanen zu heben ***). Liebe zum Frie- war der Grundton seines Wirkens, einerlei Gesetz unter einem König das seines Strebens. Vor ihm gab es in Polen nur Gewohnheitsrecht, Kasimir III. das erste polnische Gesetzbuch, das sogenannte Statut von Wislica, austen und nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten legte er es 1368 in selben Wislica der Versammlung der geistlichen und weltlichen Würdenträger : „Da unter einem Fürsten ein und dasselbe Land nicht verschiedenartiges t haben darf, damit es nicht einer Mißgestalt mit mehreren Häuptern he, so liegt es im Vortheil des Staates, daß nach einer und derselben artigen Gerichtsbarkeit, sowohl in Kleinpolen als in Großpolen und in übrigen Ländern, gerichtet werde. Und da Alle nur einen Fürsten haben, darf im ganzen Lande auch nur einerlei Münze gelten, die auch zu aller von gutem Gewicht sein muß, damit sie überall gern angenommen werde." dem lockern Länderbunde — mehr war bisher Polen nicht — sollte also lebendiger Staat werden.

*) Salvandy, Histoire de Pologne. I. Exposit.
**) Salvandy, Histoire de Pologne avant et sous Sobieski, I. B. Exposition
***) Caro, Geschichte Polens, II., 178 flg.

Waren früher die Edelleute einander völlig gleich, so förderte Kasim
Adel. eine feudale Gliederung des Adels. — Nicht mehr der freie Besitz und das Krieg
dienstrecht ist das alleinige Kriterium des Adels, sondern das Wappen (Wapp
und Geschlechter, Brüderschaften werden gleichbedeutend), ferner der höhere An
des Wehrgeldes, die Erleichterung des Entlastungsbeweises; das Gesetz verlan
jetzt auch die Wahrung der Standesehre *). Der ursprüngliche Adel Polens w
Vermögensadel, gestützt auf freien Besitz; später kam dazu der Begriff der G
burt. Die Milites famosi oder slachcie haben Geburt und Besitz, die Milit
scartabelli, die Ritter neuer Schaffung, haben Besitz, die Edelbürtigkeit wu
ihnen aber durch den König oder durch Adoption verliehen. Da die Güter th
bar waren, so häuften sie sich oft in der Hand Einiger, während die Anderen v
armten. Der bene natus ist darum leicht auch schon bene possessionat
Diejenigen, bei welchen eigener Besitz mit Edelbürtigkeit sich verband, gelan
auch leichter zu den höchsten Ehren und Aemtern — wurden Barone; so w
aber die Aemter erblich waren, so wenig war die Baronie erbliche Würde.
ronie ist in Polen ein Amt mit bestimmten Befugnissen. Diese Barone sind
Proceres, die Gerichtsbeistände und Beisassen, wenn der König als ober
Städte. Richter das Land bereist. Aus den Versammlungen dieser Vornehmen in den
zelnen Provinzen hat sich nach und nach allmälig die Reichsversammlung
wickelt. Ein Gegengewicht gegen die heranwachsende Macht des Adels suchte K
in den Städten und im Bauernstande festzustellen, wobei ihn auch die R
auf die Vermehrung des Nationalreichthums und des königlichen Einkom
leitete. Deutsche wurden in großer Zahl ins Land berufen, eine Menge D
schaften mit Kulmer oder Magdeburger Recht angelegt, mit jenem meist die n
lichen, die masowischen und kujavischen, mit diesem die südpolnischen und russi
Deutsche. Städte. Dadurch wurde das Deutschthum in den Vordergrund geschoben. M
sprach deutsch in den Gerichtsversammlungen, die deutsche Sprache war die
Geschäfts- und Marktverkehrs, ja selbst in den Kirchen wurde in fast a
bedeutenden Städten deutsch gepredigt; deutsche Ausdrücke drangen massenhaf
die polnische Sprache ein. Es ist fast unerhört in der Weltgeschichte, daß
eine vorhergegangene Eroberung eine Nationalität die andere dermaßen durch
daß man heute, Jahrhunderte darnach, trotz der lebhaftesten nationalen Reacti
die Spuren davon erkennen kann. Wie viel aber der heimische Geist dar
einbüßte, das nahm der Landesreichthum und die Wohlhabenheit der Bewo
dadurch zu. Kasimir erhielt ein ausgesogenes, thränenerfülltes Land von sei
Vater und bei seinem Tode hinterließ er es in einer Blüthe und in einem W
stande, die mit den gesegnetsten Staaten seiner Zeit wetteifern konnten" **).
dem Reichthum in diesen Städten erhalten wir einen Begriff, wenn wir le
daß Kasimir den Krakauer Bürgern verbot, mehr als 8 Hausnarren zu hal
und den Bürgersfrauen, mit einem zahlreicheren Gefolge als 20 Personen
Bad zu gehen; daß ein Bürger an einem Tage in seinem Hause Kaiser Karl I
die Könige von Cypern, Dänemark und Polen sammt ihrem Gefolge bewirth
Diese deutschen Ansiedlungen hatten alle das Recht der Selbstverwaltung, sie wäh
ihren Vogt, ihre Rathsmänner, ihre Schöppen. Kasimir suchte dieses fremde
ment dadurch in den Staatsorganismus zu verflechten, daß er den Städten
theil an der Gesetzgebung verlieh und Oberhöfe nach magdeburgischem Recht
richtete. Die ganze Dauer seiner Regierung war Kasimir bestrebt, für Polen

---

*) Caro, l. c. 515—25.
**) Caro II. 358.

e und ein Volk zu schaffen. Darum erkannte er auch die Freiheit und das
enthum der Kmetonen an, der Bauern, welche nicht Schollengehörige, adscrip- Kmetonen.
i waren, aber doch dem Edelmann frohnden und einen Theil seines Gutes be-
en mußten; sie konnten durch Loskauf sich von diesen Verpflichtungen frei
chen. Vom Verfall in die Leibeigenschaft wären sie für alle Zeit gesichert ge-
en, wenn ihnen Kasimir III., „der Bauernkönig" — eine Betheiligung am Bauern.
atsleben hätte verschaffen können, wenn der Bauernstand am Reichstage ver-
en gewesen wäre.

Zum Vorwurf wurde dem Könige seine Begünstigung der Juden ge- Juden.
ht. Diese finden wir schon in alter Zeit in Polen, wahrscheinlich eingewan-
t aus dem Chazarenreiche, das den jüdischen Glauben ganz angenommen hatte;
h unter den Mongolen wurden sie begünstigt; seit dem 12. Jahrhundert wan-
en sie aus Deutschland ein, seit 1279 aus Ungarn. Sie trieben nicht
rbau, aber Handel, auch mit Sclaven. In der Noth borgte Kasimir von ihnen
d und gewährte 1334 Begünstigungen; die Juden waren nicht, wie in Deutsch-
, fürstliche Kammerknechte, sondern standen unmittelbar unter dem Schutze des
igs. Geistliche, welche den Geschäftsverkehr mit den Juden hinderten, verfielen
r Strafe; der König sicherte ihnen freie Religionsübung zu, eigene Gerichts-
eit, sie konnten aber auch das Magdeburger Recht in Anspruch nehmen. Daß
Juden Wucher trieben, geht aus den Bestimmungen des Statuts hervor, welche
Zinsen beschränken und verbieten, verschwenderischen jungen Leuten beim Leben
r Eltern Etwas zu leihen, und wenn dies dennoch geschieht, die Eltern von
Verpflichtung freisprechen, die Schuld zu bezahlen. Bezeichnend ist auch die
mmung, daß die Juden nicht gegen Schuldscheine, sondern nur gegen Pfänder
en geben dürfen. Die Juden wurden damals für Polen, was der Aussatz
nen saftreichen Körper.

Geistreich und fein gebildet, liebte Kasimir Kunst und Wissenschaft. Am
ngfest 1364 stiftete er die Universität Krakau, „vom glühenden Wunsche Universität Krakau.
eit, Nutzen und Menschenglück zu verbreiten, auf daß die neue Anstalt eine
le sei der mächtigen Wissenschaften, welche umsichtige Männer erzeugt voll
k, Männer mit dem Schmuck der Tugend ausgestattet" *). Von Bologna und
en war die Einrichtung der Universität und die Stellung in der Verfassung
mt, die Gehalte der Lehrer waren auf die Einkünfte von Wieliczka angewiesen,
Scholaren ausgedehnte Freiheiten zugesichert. — Von altnationaler Poesie sind Poesie.
spärliche Ueberreste erhalten — fürchterliche Stürme brausten eben über Polen.
ude Bildung kam mit der Einführung des Christenthums, 1008 führte Bo-
aw Chrobry die Benedictiner ins Land und gründete die großen Klöster von
iec, Sieciechow und Lysagora. Schulen entstanden neben den Kirchen, die
bindung mit Italien wurde lebhaft, vornehme Jünglinge holten dort ihre
dung. Als durch den Mongolensturm, gegen welchen die Polen verdienstvoll
das ganze Abendland stritten, das Land verödet und verarmt war, kamen
e deutsche Einwanderer, so daß Manchem vor einer gänzlichen Teutonisirung
Landes bange wurde und daß der Klerus, welcher namentlich das Heimische Klerus.
rte, glaubte die nationale Fahne erheben zu müssen: 1257 wurde bestimmt,
e Deutschen sollten als Rectoren und Vorstände der Kirchen angestellt werden,
n sie nicht polnisch vorzutragen verständen; später verlangte man noch, daß
im Lande geboren sein mußten. Kleriker pflegten die Poesie, den Kirchengesang
in ihren Schriften sind uns die letzten spärlichen Reste auch des Volksgesangs

*) Theiner. Monumenta Pol. I. 626.

Ge-schicht-schreiber. aufbewahrt. — Geistliche waren die Geschichtschreiber, so Martinus Gallus Hofkaplan Boleslaws III., Krzywousty, ein verständiger Mann, der Biederlei g lesen und der aus der noch lebenden Volkssage geschöpft hat; Wincenty Kadlubek — von Innocenz III., 1207 zum Bischof von Krakau ernannt, gest. als Mö 1223 — welcher in patriotischem und demokratischem Sinne aus der Gesch Polens ein Unterhaltungsbuch machte; so Bogufal, 1242—53 Bischof in Po ein trockener Annalist. Die Chronik des Dzierswa zeigt den Verfall der G tur nach dem Mongolensturm, sie geht bis 1288. Der nächste Chronist, schlichte und treue Janko von Czarnkowo, war Reichsvicekanzler unter Kasimir II — Wie die Bildung, so hob sich unter diesem „Friedenskönig" auch der Ha

Handel. Ausgeführt wurde Blei, Salz, Holz, Asche, Pech, Theer, weniger Getraide, Polen war noch großentheils mit Wald bedeckt; das einzige Industrieerzeug das ausgeführt wurde, war ein Tuch, „polnische Laken." Die Wasserstraße Weichsel wurde damals bis Krakau befahren. Die Handelsstraßen, die Polen du schnitten, liefen in Lemberg zusammen.

Kasimir III. war ein Friedenskönig; er verzichtete auf Schlesien zu Gu König Johanns von Böhmen, welcher dafür den angemaßten Titel eines Kö von Polen aufgab; er verzichtete auf Pommern im Vertrage von Kalisch

Deutsch-ritter. und erhielt dafür vom Deutschorden Kujavien heraus. Pomerellen und D blieb unter dem Namen Westpreußen beim Orden. Wir verließen ***) kämpfenden Mönche und betenden Ritter 1283, es war dasselbe Jahr, welchem sie einen Zug nach Samaiten übernahmen und ein Heiligth welches gleichfalls Romowe genannt wurde, zerstörten; 1384 drangen sie reich bis Grodno. Doch nicht blos tapfer zu kämpfen verstanden diese Ri auch durch die Sorge für den Pflug und durch neue Schöpfungen im bü lichen Leben wußten sie sich zu verewigen †).

Der Landmeister Meinhard von Querfurt, wie der Chronist „ein aufrichtiger, freundlicher und sittiger Mann, auch wohl ein ernster Kr held, wagte eine Sache ins Werk zu stellen, an welche nur zu denken ein A

Ansiede-lung. sich scheute." Durch die jährlichen Ueberströmungen der Nogat und Weichsel meilenweit Sumpf und Morast. Meinhard beschloß, das Land durch Dämm dem Strom zu sichern und nutzbar zu machen. 6 Jahre, 1288—94, hind waren Tausende von Menschen hiefür in Arbeit und Bewegung und die goldenen von Elbing bis Marienburg erstanden und die bisher menschenleere Wüstung bald von Tausenden von Ansiedlern bewohnt und gedieh zu üppiger Fruchtbar Um das neu gewonnene Land auch von außen zu sichern, wurden an der M die beiden Vesten Ragnit und Tilsit errichtet und Semgallen völlig un worfen. Schon gedachte er auch Samaiten zu erobern, als der Aufruf des Pa Nikolaus IV. zur Rettung des gelobten Landes 3000 Ritter nach Palästina r

Akkon. Es galt die Behauptung von Akkon, wo noch immer das Haupthaus des Deut Ordens stand. Burkard von Schwenden legte hier 1290 die Hochmeisterw nieder, weil es ihm nicht gelang, die drei geistlichen Ritterorden zu verein

*) Vgl. II. 610.
**) Vgl. II. 611.
***) B. III. S. 12—40.
†) Voigt, Geschichte Preußens IV. 32—38.

nrad von Feuchtwangen wurde gewählt. Die Vertheidigung von Akkon *),
91, war heldenmüthig, aber hoffnungslos, dennoch waren die Deutschritter zuletzt
einzigen, die Widerstand leisteten. Als die Ritter aber ihren Hochmeister drin-
nd ersuchten, sie noch einmal in den Kampf zu führen, um da zu sterben, wo
ade hundert Jahre früher ihre ritterliche Verbrüderung begonnen hatte, schlug der
ister die Bitte ab: der Ordensritter müsse gerne leben, so lange er mit Ehren
en könne, die ihm in Akkon angethane Schmach lasse sich an den Heiden in
ußen rächen. Akkon war verloren, den Rittern aber gelang es, das Meer zu
ichen. Venedig nahm sie freudig auf, hier war jetzt einige Zeit das Haupt-
s des Ordens und wohnte der Hochmeister, in Preußen aber war jetzt ein
eres Palästina, hier wurde der Kampf gegen die Heiden fortgesetzt, hier wur-
Kapellen mit einem heiligen Grab errichtet, wohin der Ritter nach dem Ge-
e wallfahren sollte. In 6jährigem Kampfe (1294—1300) wurde von hier aus
h ganz Samaiten unterworfen. Der Ordensritter Konrad von Liebenzell
ng in das Heiligthum Romowe ein, das in Flammen aufging, der Wohnsitz Romowe.
Landesgriwen und einer mächtigen Priesterschaft wurde dem Boden gleich ge-
ht. Was der Schrecken der Waffen zuerst gewonnen, das suchte dann der Ritter,
ell an Muth und an That," durch milde Behandlung der Besiegten zu er-
en. Aber diese steten Auszüge in Feindesland riefen 1295 eine Verschwörung Aufstand.
er den alten Stammeinwohnern hervor **). Die deutschen Einwanderer waren
lich nur zur Landwehr verpflichtet, die alten Landbewohner mußten aber jeden
gszug ins Ausland mitmachen und die Aufgebote wiederholten sich oft mehr-
s des Jahres, denn die Pflicht des Ordens war steter Kampf gegen die Hei-
Daher die Erbitterung über die steten Drangsale und die Sehnsucht nach
it. Doch die Bewegung mißglückte und ward im Blute ihrer Häupter er-
***). Die treugebliebenen Withinger erhielten Vergrößerung ihrer Rechte, Withinger.
entlich, daß im Fall ihres Todes ohne männliche Erben ihr nächster Verwandter
lichen Geschlechtes ihre Hinterlassenschaft und ihr Erbgut in Besitz nehmen Erbrecht.
e, statt daß wie bisher in einem solchen Falle das Gut als ein freilediges
Bischof oder dem Orden anheimfiel. So wurde aus dem Lehen nach und
h immer mehr ein Allod. Das Wehrgeld eines Withingers ward auf 60 Mark
etzt, während es bei einem Stammpreußen nur auf 30 stand. — In neue
ierigkeiten verwickelte den Orden ein Streit mit dem Erzbischof von Riga, Riga.
sich sogar nebst den Bürgern von Riga mit den heidnischen Litthauern ver-
d; dann der Tod des kinderlosen Herzogs Mistwin von Pommern †) 1295. Pommern.
emislaw von Polen hatte das ihm zugesprochene Herzogthum schon in Besitz
ommen und ließ sich als König von ganz Polen und Herzog von Pommern
en. Für die Besitzungen des Ordens war es gefährlich, auch von dieser Seite
Polen umschlossen zu sein. Zwar starb Przemislaw schon 1296, aber der
l Polens rief den neugewählten König Wladislaw Loktek auch zugleich zum
zog von Pommern aus. Auch Böhmen, auch Brandenburg machte Anspruch an
mmern. Das Land war ohne Ordnung und voll Jammer. 1308 nahm der
den Danzig und bald darauf, um die Verbindung offen zu erhalten, Dir-
u und Schwez.

Hier war Gefahr und Kampf und die Anwesenheit des Hochmeisters
orderlich. In Venedig war das Haupthaus des Ordens nur bezogen worden,

*) Voigt, IV., 56—70.
**) Voigt, IV. 85—100.
***) Voigt, IV. 103—15.
†) Voigt, IV., 207—28.

weil man damals noch auf eine erfolgreiche Unternehmung in Asien hoff... Bald schwand jedoch alle Aussicht auf einen neuen Kreuzzug und jetzt leg... sich der Gedanke von selbst nahe, den Hauptsitz des Ordens nach Preußen z... verlegen *), zumal der Hochmeister in Venedig bei der Spannung mit de... deutschen Könige sich eben beengt und bedrängt fühlte. Auch galt es, im Mi... telpunkte der Macht sich gegen jeglichen Angriff sicher zu stellen, um nicht eine... Schicksal zu verfallen, wie es die Templer getroffen. Die Gefahr war na... und groß.

Als der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe 1302 in einem O... denskapitel zu Memel auf Verschärfung der Ordensgesetze und Verlegung des Hau... hauses aus Venedig nach Preußen bestand, fand er solchen Widerspruch, daß ... seine Würde niederlegte. *Feuchtwangen.* 1303 wurde Siegfried von Feuchtwangen g... wählt, der aber eine starke Gegenpartei hatte, welche Hohenlohe bewog, wieder a... Haupt des Ordens aufzutreten — so entstand denn eine ärgerliche Spaltung u... eine Partei klagte die andere vor Fürsten und Geistlichen an. Aber auch der ... sammte Orden wurde vom Erzbischof von Riga beim Papste verklagt und a... Mittel der Schlauheit und Hinterlist angelegt, um die Ritter aus Preußen ... *Anklage.* Livland wieder zu verdrängen. Und Papst war damals jener Clemens V., ... unter dem Drucke des französischen Hofes den Templerorden so kläglich prei... Schon war eine Bulle erlassen, in welcher der Erzbischof von Bremen aufge... dert wurde, „eine sorgfältige Untersuchung über alle Verbrechen und Laster ... Ordensritter anzustellen, die in Preußens und Livlands Gebiete dazu einge... daß sie der Kirche, den Geistlichen und andern Bekennern des Glaubens wie ... mächtiger Wall zur Befestigung dienen und gegen der Heiden Anfälle Schu... währen sollen, zu schwerem Unglimpfe des Erlösers, zur Schmach aller Gläu... und zum Verderben des Glaubens wie Feinde im Hause, wie Widersacher in ... Familie geworden sind, welche mit aller List und Schlauheit wider Christum s... kämpfen, Kirchen aller ihrer Güter berauben, gegen Christen Krieg ansch... Erzbischöfe und Prälaten in scheußliche Kerker werfen und so Sünde auf S... häufen." Da war also die Schuld im Voraus angenommen und das einzige ... mittel, welches viele nach den Gütern des Ordens lüsterne Gegner angera... haben mögen, wäre seine Vernichtung gewesen. — Aber Siegfried von Feu... wangen, seit Hohenlohes Tod, 1309, allgemein anerkannt, ließ eine schlage... Vertheidigung verbreiten. Die deutsche Nation stand hinter ihm. Noch immer ei... die Söhne der edelsten Geschlechter in die Reihen des Ordens, oder nahmen w... *Ritterschlag.* nigstens an einem Kriege Theil, um den Ritterschlag zu erwerben. Da vollbrach... sie mit den Ordensbrüdern in Feindesland tapfere Thaten, die Fahne des Orde... wehte von einem Hügel vom frühen Morgen bis Mittag. Ein Herold rief ... „Wer es wagen wolle, dem Edlen N. N. den Ritternamen streitig zu mache... oder wer eine That von ihrer einem wisse, die dem Ritterthum Schmach brin... der möge, so lange die Ordensfahne wehe, hervortreten und mit dem Angeschul... digten den Zweikampf beginnen." Erfolgte kein Widerspruch, so ertheilte der Or... denscomthur Nachmittags den Ritterschlag. — Auch war es noch immer Sitte, ... daß Eltern und Verwandte, beim unvermutheten Tode ihrer Angehörigen, gewi... Summen für Söldner aussetzten, welche nach Preußen zogen, um da zum Heile ... der Verstorbenen gegen die Heiden zu kämpfen. Mit andern Worten: das deutsche ...

*) Voigt, IV., 252 flg.

[illegible] sah im Bestand des Ordens noch immer einen Heldenkampf für die Sache [illegible]isti. Wenn der Großmeister, statt in Akkon oder Venedig, in der Mitte der [illegible]ter in Preußen weilte, so konnte er den Sieg nur beflügeln und dem Bestand Ordens eine Stütze geben. Darum schlug der Hochmeister 1309 seinen Sitz Marienburg *) auf. Dort erstand jetzt das Haupthaus des ganzen deutschen [illegible]dens, ein Bau, großartig und edel, wie der Geist des Ordens selber. Durch Anwesenheit des Großmeisters erlosch die Würde eines Landmeisters für Preußen, [illegible]ab jetzt nur noch einen Deutschmeister oder Meister von deutschen und [illegible]schen Landen und einen Meister von Livland. Marienburg.

Die Verlegung des Hauptsitzes von Venedig nach Marienburg war wichtig das Land wie für den Orden. Mehr Kirchen wurden gebaut, Geistliche [illegible]eigerufen, der Haß und Widerwille der Stammpreußen gegen das deutsche [illegible]en legte sich allmälig, der Geist des Christenthums ging Vielen auf, die [illegible]meine Bildung hob sich; wir finden Schulen, Domstiftsbibliotheken. Daß [illegible] einem zähen Volke, wie die Preußen waren, Tausende noch im Herzen den alten Göttern hingen, daß bei ihnen die Taufe nur leere Form war, [illegible]eicht zu schließen. Aber das Ganze hob sich. Feuchtwangen berief Gebietiger, [illegible]ten und die vornehmsten Bürger der größeren Städte zu einer Berathung [illegible] eine Landesordnung, neue Gesetze wurden beschlossen. Dem Brandenburger [illegible]en seine Ansprüche an Pommern abgekauft, auch mit dem Polen wurde [illegible] Abkauf seiner Ansprüche verhandelt; gegen eine neue Anklage des Ordens [illegible] Papst erhoben die Bischöfe Preußens eine wahrheitsliebende, dringende [illegible]eidigung; nicht minder kräftig traten die Prioren des Predigerordens für [illegible]n die Schranken und sprachen dem Cardinalscollegium ihre Ueberzeugung des Ordens Schuldlosigkeit und der Heilsamkeit seines Wirkens aus.

Der neue Hochmeister Karl von Beffart oder von Trier — Feucht[illegible]gen starb schon 1310 — ausgezeichnet durch Anlagen, reiche Bildung, Be[illegible]enheit und Thatkraft, wirkte in gleichem Geiste fort. Es war um so nöthiger, [illegible]iten, der Großfürst von Litthauen, 1310 mit Blitzesschnelligkeit ins Land [illegible]and mit reicher Beute und Tausenden von Gefangenen rasch wieder abzog. [illegible]n hatte er sein Gebiet wieder erreicht und feierte nach Vertheilung der Beute ein Dank- und Opferfest, als die Ritter ihn überfielen, die Gefangenen be[illegible]en, die Litthauer erschlugen, nur die Schnelligkeit seines Rosses rettete den [illegible]fürsten. Es war ein Glaubenskrieg **). 1311 drang der Großfürst ins Ge[illegible] von Ermland bis Braunsberg. Die Kirchen wurden zerstört, die Priester [illegible]lagen, das Landvolk in Gefangenschaft abgeführt. Auf einer Anhöhe bei [illegible]plauken nahm er feste Stellung und musterte die Beute. Als er eine [illegible]ftranz fand, rief er den Gefangenen zu: „Ist das nicht euer Gott? Wa[illegible] hilft er euch nicht, wie unsere Götter uns helfen. Ich will Euch beweisen, wie [illegible]mächtig er ist." — Mit diesen Worten riß er das Allerheiligste heraus und es mit Füßen. „Was ist es denn, das ihr anbetet? Nimmer kann Brod sein, es ist ein eitler Wahn, den ihr heget! Seht doch meine Macht an, Karl von Trier. Woplauken.

*) Voigt VI. 259. flg.
**) Voigt VI. 272 flg.

die mir unsere Götter verliehen, und wendet euch zu unserem Glauben! Währe euer Gott weder euch noch sich selbst zu helfen vermag, haben es unsere Göt bewirkt, daß ihr auf ewig in der Gefangenschaft verbleibet." Der Prahler ahn nicht, wie nahe ihm die Ritter waren; sie erstürmten plötzlich sein Lager tr verzweifelten Widerstandes und vernichteten in wenig Stunden das Heer d Großfürsten, der verwundet und mit wenigen Begleitern nur durch die Flucht rettete. Mit 2800 erbeuteten litthauischen Rossen und Schaaren befreiter G fangenen kehrten die Ritter heim, der Sieg wurde jedes Jahr am 7. April gefei

So wechselten Einfälle der Litthauer mit Kriegsreisen ins heidnische La Kein Wechsel des Kriegsglücks konnte den Eifer der Ritter lähmen — und Loos, wenn sie gefangen wurden, war doch ein entsetzliches, auf einem Pf das an 4 Pfähle gebunden war, verbrannt zu werden als Opfer für die he nischen Götter! Der Großmeister war ein gediegenes Haupt und der O nahm trotz aller Widersacher, aller Arglist zu an Reichthum und Ehren. G eine Anklage des Ordens bei Johann XXII. durch den Erzbischof von vertheidigte sich der Hochmeister so glänzend, daß selbst die Gegner ihm fall spenden mußten*). Der Papst ließ das Kreuz gegen die heidnischen Li
Gedimin. predigen, an deren Spitze jetzt Gedimin stand — einst der Stallmeister den er ermordet hatte, ein gefährlicher Feind, stets schlagfertig und zum Ka gegen den Orden entschlossen.

1322, gerade hundert Jahre, seitdem die Ritter das Kulmerland über hatten, kam es zwischen den Kreuzfahrern und Rittern einerseits und den Litth
Neuer Krieg. andererseits zu einem ernsten Zusammenstoß. Im Gebiete Wayken nahmen Christen ein heidnisches Heiligthum ein, eine Götterwohnung, die rings von heiligen Wald umschlossen war. Das Heiligthum ging in Flammen auf un Bewohner fraß das Schwert. Ein zweites Heiligthum, im Gebiete von Ra hatte das gleiche Loos. Nun aber nahte Gedimin mit großer Uebermacht, vor die Ritter sich zurückzogen. 1323 verbrannten die Litthauer Memel und verhe
Gedimins Briefe. Alles mit Feuer und Schwert bis Straßburg. Der Orden sammelte seine ga Kraft, um die Gefahr zu bestehen. Da wurden auf einmal Briefe des Kö Gedimin bekannt, worin er den sehnlichen Wunsch aussprach, die Taufe zu e pfangen und mit seinem ganzen Volk in die Kirche einzutreten, sofern sie den Henkern, den Meistern und den Rittern, dadurch in Nichts verpflichtet w den; schon sein Vorgänger Mindowe wäre zum christlichen Glauben geneigt gew hätten ihn die Frevelthaten des Ordens nicht abwendig gemacht. Von Riga dessen Erzbischof ging eine Gesandtschaft an den Papst und stellte ihm dasselbe und die Curie ließ sich anfangs täuschen. Erst später kam an den Tag, daß Briefe Gedimins Niemand anderer verfaßt habe, als der Erzbischof von R selber, denn als Johann XXII. ein Schreiben an Gedimin sandte, gab dieser wort mit dem Schwert durch einen Zug bis Pultusk, das er stürmte. Zugleich ließ erklären, er habe selbst nie an den Papst geschrieben, noch je befohlen, Derart an die Seestädte zu verkünden, vielmehr habe er bei der Macht der Götter
Polen. schworen, daß er nie einen andern Glauben annehmen werde, als in welch seine Vorfahren gestorben seien. Zum Unglück für die Sache des Ordens näh

*) Voigt IV. 373.

damals der Polenkönig Wladislaw den Litthauern und sein Sohn und
gleicher Erbe Kasimir reichte Gedimins Tochter Altona die Hand, welche in
Taufe den Namen Anna bekam. Bei der Hochzeit in Krakau soll damals,
Andenken der Feier, der Orden vom weißen Adler gestiftet und ein Bünd-
zwischen Gedimin und Wladislaw gegen den Orden beschlossen worden sein. Rußland.
greiflich ist es, daß der Orden damals ein Freundschaftsbündniß mit dem rus-
en Großfürsten Georg Danylow abschloß, welcher zunächst versprach, das Ge-
des Ordens gegen die Mongolen zu sichern und niemals dem König von
en oder einem andern Fürsten im Krieg gegen den Orden Beistand zu leisten.
Lage wurde um so ernster, als der Kampf zwischen Ludwig dem Baier und
Papst begann, und die Ordensgebietiger im Drang sich für einen oder den Johann XXII.
ern zu entscheiden hatten. Bei einer Berathung in Marienburg beschlossen die
ietiger, da der Orden vor Allem den deutschen Kaisern und Fürsten seine Er- Ludwig der Baier.
ung und Vergrößerung verdanke, trotz des gefahrvollen päpstlichen Zornes, am
erland festzuhalten und dem König Ludwig getreu zu bleiben. Johann XXII.
gegen gab dem Polenkönig Recht gegen den Orden.

In dieser schwierigen Lage war es für die Deutschherren ein großes Glück,
sie nach dem Hinscheiden des geistvollen Karl von Trier 1334 in Werner Werner von
Orseln*) einen im Leben und Wandel bewährten Hochmeister wählten. Orseln.
ner, einem angesehenen Geschlecht in Mainz entstammt, war ein Mann offen
gerad in Wort und That, weise und besonnen im Handeln, in Frömmigkeit
Demuth, in Reinheit der Sitte und Unbeflecktheit der Ehre Allen ein Vorbild,
und für Aufrechthaltung strenger Zucht. Schnell geschah das Nöthige, um im
nnen und nach Außen zum Kampfe gerüstet zu sein, Städte und Burgen zu
tigen und die Streitmacht zu verstärken. 1327 begann der Kampf, der mit
Unterbrechungen nahezu zwei Jahrhunderte dauerte, die Kraft des Ordens
und ihm eine weltgeschichtliche Bedeutung gab. Die Ritter drangen ver-
end in Kujavien ein. 1328 nahmen die Polen durch einen Einfall ins
erland dafür Rache. Schon fürchtete man im Orden den Bannspruch des
stes, als dieser, um den Polen Luft zu machen, die Ritter zu einem Kreuz-
gegen Litthauen aufrief. Unter denen, die das Kreuz nahmen, war auch der
lustige König Johann von Böhmen und mit ihm zogen viele Großen, Johann von
auserlesene Reisige. Das Kreuzheer zählte 18.000 wohlgerüstete Krieger und Böhmen.
Ordensritter. Der Memel wurde überschritten und die starke Burg Mede-
len erstürmt. Da kam die Nachricht, die Polen seien ins Kulmerland ein- Polen.
len. Das Kreuzheer mußte umkehren, um die Feinde zu verjagen. Das Do-
erland ward besetzt, Dobrin und Plock erstürmt. In Thorn stellte König
ann dem Orden einen Schenkungsbrief über Pommern aus und überwies ihm
eine Hälfte des Dobrinerlandes, bald darauf gegen eine bestimmte Geldsumme
die andere Hälfte, und versprach, mit dem König Wladislaw nicht eher Frie-
zu schließen, bis er auch Dobrin entsagt habe.

Gedimin und Wladislaw verabredeten 1330 einen gemeinsamen Angriff auf 1330.
ußen. Der Großfürst kam verheerend bis Kauernik, kehrte aber verdrossen um,
er die Polen da nicht traf, wo er sie vermuthete. „Ich kam," ließ er dem Gedimin.
nig sagen, „wie verabredet, Du aber nicht. Nur meine Götter haben mich vor
rath und Gefangenschaft beschützt. Nun aber kenne ich den, welcher meinen
rath beschlossen." Der König hatte in der That kommen wollen, war aber
den Rittern trotz all' seiner List am Uebergang über den Fluß bei Straß,

*) Voigt IV. 384—478.

burg gehindert worden. Als der Anführer der ungarischen Hilfsvölker vernah der König stehe im Bund mit den Heiden, drohte er sogleich abzuziehen, denn galt damals noch als ein großes Verbrechen, sich mit Ungläubigen zu verbün und Christen zu bekriegen. Wladislaw verleugnete nun öffentlich Gedimin. D eine Furth bei Lübitsch gelang es endlich den Polen, den Fluß zu überschreiten. Schönsee wurde 4 Tage gestritten, aber so tapfer und umsichtig kämpften Ritter, daß der König an seinem Glück verzweifelte und um Frieden bat. Waffenstillstand ward geschlossen und die Könige von Ungarn und Böhmen Schiedsrichtern des Friedens bestimmt.

Die Ruhe benützte Werner von Orselen, um die Wohlfahrt des Landes heben, die Freiheiten und Gerechtsame seiner Unterthanen zu sichern, Wüsten urbar zu machen, in den Städten ein blühendes Bürgerthum zu wecken, die B dung des Volkes zu mehren, Schulen zu stiften, Bibliotheken zu gründen, Orden selber für die Zukunft jeden Keim des Zwiespaltes zu tilgen, die und künftige Stellung des Hochmeisters zum Orden genau zu bestimmen, selber vor Ausschreitungen der Macht zu schützen durch Hinzuziehung des Cap Die Gebietiger sollten dafür sorgen, daß allzugroße Weichlichkeit gehärtet und zugroße Strenge gemildert werde. Dem Streit mit Riga machte Werner Ende; die Stadt anerkannte ihre Abhängigkeit vom Orden und den Erzb bewog er, seinen Streit aufzugeben. Seine Fürsprache war Schuld, daß der den eine Petersteuer entrichtete, obschon viele Ritter meinten, sie bewährten Glaubenseifer hinlänglich im Kampf gegen die Heiden, und sie ließen sich Joch nimmer gefallen, eher wollten sie ihre Hälse verlieren. Strenge hielt Großmeister darauf, daß die Ritter unbescholten und tadellos lebten: „Wo eines der Gelübde des Ordens bricht, so sind wohl die Regeln alle zerbroch Unerbittlich führte er die Gesetze durch. Darob grollte ihm schon längst ein Rit
Endorf. Johann von Endorf, ein Sachse von Geburt, der in unlautern Absichten in Orden getreten und wegen unsittlichen Lebens schon abgestraft worden war. Der Ritter wollte durchaus am Feldzug in Litthauen Theil nehmen, der H meister aber meinte, er wolle sich nur der strengen Zucht und Ordnung im vent entziehen: „es sei für ihn kein Roß mehr vorhanden; auch sei es für viel zu früh, gegen den Feind ziehend, dem Tod entgegen zu gehen; er zuvor von seinem wüsten und unordentlichen Leben ablassen; die Seele, welche solchen Kampf entgegen trete, müsse zuvor ernste Buße thun und sich üben Tugenden, guten Sitten und rühmlichen Werken." — Der Ritter erhielt Freunden ein Pferd, der Hochmeister ließ es ihm wegnehmen, denn kein R dürfe ein Pferd nehmen, er dürfe ein solches nur vom Obersten empfangen. Am 19. November 1330 ging der fromme Hochmeister eben in die Capelle, einsam seine Andacht zu verrichten, als Endorf mit dem Ruf: „Nimm mir das Meine!" auf ihn losstürzte und ihm ein Messer in die Brust stieß. „ vergebe Dir Jesus Christus!" rief der Hochmeister in seinem Blute zusamm stürzend. Sterbend bat er die Brüder, die zusammeneilten, um Vergebung für Mörder. So endigte dieser herrliche Mann. Um die Schmach zu vermeiden, klärten die Ritter den Mörder für wahnsinnig. Ein so entsetzlicher Fall war den Ordensregeln nicht vorgesehen. Der Papst bestimmte, daß der Mörder Gefängniß bei Wasser und Brod sein Vergehen zeitlebens büßen solle.

Lothar. Lothar *), Herzog von Braunschweig, Sohn des Herzogs Albr des Großen von Braunschweig, der drei Söhne im Orden hatte, wurde jetzt Ho

---

*) Voigt IV, 480—520

ster! (1331—35). Aber nicht seine hohe Abstammung war allein Schuld an einmüthigen Wahl, sondern auch der Adel und die Reinheit seiner Sitten, sein r Sinn, seine erprobte Tüchtigkeit. Dabei besaß Lothar hohe geistige Bildung; t als Jüngling empfänglich für Gesang und Dichtkunst, pflegte er diese Gaben als Meister. Der heil. Elisabeth, mit der er durch Abstammung verwandt war, wete er vor Allen seine Lobgesänge. Ein Theil seines Lebens der heil. Bar- glaubt man in einer Reimchronik wiedergefunden zu haben. Auf seinen sich bearbeitete ein Dichter biblische Bücher in poetischer Darstellung. Das mshaus zu Marienburg wurde der Aufenthalt der ersten Sänger und Dichter. Hebung des Unterrichts widmete der Hochmeister seine höchste Thätigkeit. Nur ischaftlich gebildete und wohlgesittete Männer sollten als Lehrer verwendet n. Dabei fehlte der Geist der That nicht. Den feindseligen Absichten des Königs zuvorzukommen, ließ er ein Heer in Kujavien einrücken. Bis Gnesen n die Ritter. Bei Polowcze kam (1331) es zu einer Schlacht. Ein Pole, Vin- Zamotuli, der von seinem König zu den Rittern geflohen war, aber Ver- ng wieder gewinnen wollte, verrieth den Polen die Stellung der Deutschen. lich sah sich ein Theil von Uebermacht angegriffen und umzingelt, verthei- sich aber doch mehrere Stunden lang mit dem äußersten Muth. Die meisten r wurden erschlagen, 36 Deutsche, darunter der Ordensmarschall, gefangen. r sind diese Krieger?" fragte zornig der König. „Ritter vom deutschen Or- war die Antwort. Da erging der ruchlose Befehl: „Plündert sie aus und t sie bis auf den letzten Mann." — Kaum waren die Opfer gefallen (der marschall ausgenommen), so sprengten den Polen unerwartet und un- t die andern Abtheilungen heran und die Schlacht begann von Neuem. den Anblick der ermordeten Gefangenen ergrimmt, gewährten die Ritter Gnade. In wenig Stunden waren die übermüthigen Sieger geschlagen und e Flucht. Der Orden kam jetzt in den Besitz Kujaviens. Die Könige von m und Ungarn traten als Vermittler des Friedens auf, aber die Verhand- t zogen sich lange hin. Erst der Tod des Königs Wladislaw verhieß dauern- frieden. Kasimir, sein Sohn und Nachfolger, war friedfertig. Zunächst wurde ffenstillstand geschlossen, während dessen der „reine und weise Meister" Lothar aus dem Leben schied.

Pflege der Dichtkunst.

Polowcze

Kasimir III.

Zu seinem Nachfolger hatte er (1335—41) Dietrich von Altenburg, der 37 Jahre den Ordensmantel getragen hatte und damals schon 80 Jahre r. Die Lage für den Orden wurde in so ferne günstiger, als Papst Johann l, der ihm seine Hingebung für Ludwig den Baier nie verziehen hatte, 1134 und der Nachfolger, Benedict XII., für die ritterlichen Kriegswerke der herren eingenommen, ihm seine Huld zusicherte und bewahrte. Auch setzten Päpste die Minoriten und Dominikaner im Nordosten auseinander, wie nze Land eine Einöde wäre ohne die Ritter; wie diese nicht blos durch Strenge gegen sich selbst und ihre Mildthätigkeit gegen die Armen, sondern durch ihre opferfreudige Bekämpfung der Litthauer sich Verdienste um die enheit, ja sogar um das Königreich Polen erworben hätten. Am 24. November verkündeten die Vermittler auf der Burg Wissegrad den Frieden, wonach n wie Kujavien dem König von Polen, dagegen das Land Pommern nach alten Grenze dem Orden verbleiben solle. Kasimir war zufrieden, aber die n fanden den Schiedsspruch schimpflich für Polen. So kam es zu neuen ndlungen. Indeß nahten 1336 wieder Kreuzfahrer, unter ihnen der Herzog ich von Baiern und der Markgraf Ludwig von Brandenburg, viele Ritter Frankreich und Oesterreich. Der erste Angriff galt der altheidnischen Burg enen, die mit verzweifelter Tapferkeit vertheidigt wurde. Als das Wurf-

Dietrich von Altenburg.

Friede.

Pillenen.

geschoß der Ritter die Brustwehr niedergerissen hatte, und sie zum Sturm schritt erwürgten die Vertheidiger ihre Frauen und Kinder, stießen sich das Schwert i die Brust oder boten ihr Haupt dem Opferbeil einer alten Priesterin dar, als daß sie sich ergaben. Die Burg ging in Flammen auf. Ein weiteres Vorschreit in Litthauen hemmte die Nachricht, daß Kasimir, von seinen Großen gedrän in das Ordensgebiet eingefallen sei. Der König hatte im eigenen Land Macht. Die Friedensvermittler schritten jedoch ein und Kasimir versicherte, halte treu und fest am Friedensspruch, aber sein Wille sei ohnmächtig, übri versprach er Ersatz des Schadens. Sofort rüstete der Hochmeister zu neuem gegen die Heiden und begann am Memelstrom den Aufbau einer neuen Sch veste, Marienburg, gegen welche jedoch die Litthauer in solcher Macht heranstürm daß die Ritter den Weiterbau aufgeben mußten.

Da kam 1337 ein neues Kreuzheer, an seiner Spitze zum zweiten Male Böhmenkönig Johann, obschon blind, doch immer noch thatenlustig und im Kampfgewühl sich gern bewegend. Mit ihm kamen sein Sohn, Markgraf von Mähren, drei Herzoge von Baiern, der Pfalzgraf Otto der Erlauchte andere Männer von edlem Geblüt, um sich einen unsterblichen Namen und dienste um die Sache Christi zu erwerben. Nachdem Johann den Polenkön einer Waffenruhe bestimmt hatte, übernahm der Herzog von Baiern die Fü des Kreuzheeres. An der Grenze Samaitens hart am Memelstrom wurde zweite starke Beste, die Baierburg, errichtet, und zwei Monate hindurch das nische Land verheert. Schließlich schwor Kasimir in Gegenwart von Bischöfen weltlichen Großen, nie wieder mit den Heiden gegen den Orden sich zu ver und verzichtete feierlich auf den Besitz und Titel eines Herzogs von Po Aber die polnischen Reichsgroßen mißbilligten das Benehmen ihres Köni
Baierburg. sandten eine Klage an den Papst nach Avignon. Zu gleicher Zeit kam die burg durch Verrath zweier Withinge in die höchste Gefahr, die jedoch ein Edelknabe in Gedimins Dienst den Rittern meldete. Als Gedimin mit macht vor der Burg erschien, hing schon die Leiche des Verräthers, der öffnen sollte, an den Zinnen. Wuthentbrannt bot der Großfürst nun Al die Burg zu erstürmen. Schon war die Besatzung, durch 22tägigen Ka schöpft, daran zu erliegen, als sie die Fahne des Ordensmarschalls Dietr Arffberg erblickte, der zum Ersatz herannahte, und während sie aus der Bur
Gedimin †. fiel, das feindliche Lager erstürmte. Ein furchtbares Gemetzel begann, die Li mußten fliehen. Gedimin starb an seinen Wunden. Die Ritter setzten den
Medeniken. den nach, welche sich bei Medeniken zu neuem Kampfe stellten. Die Ritter in Noth. Doch der Marschall weckte in ihnen das Vertrauen auf den Marias, ein neuer Angriff erfolgte und die Feinde flohen, unter Zurückl von 1200 Todten. Der Ruhm dieses Doppelsieges flog durch die Lande.
Kaiser Ludwig. Ludwig der Baier sandte eine Urkunde, in welcher er dem Orden das Land Litthauen, nebst Samaiten, Karsau und Rußland, soweit es im Be Heiden sei, zum ewigen und eigenen Besitz überwies. Die Baierburg soll Hauptburg des neuen Landes sein, und bei allen fernern Kriegsreisen gegen Heiden solle Baierns Fahne beim Angriff die erste, beim Rückzug die letzte Ein Erzbisthum solle in dem neuem Lande mit dem Namen Baiern gegr werden. Seit den Hohenstaufen war von keinem Kaiser dem Orden solche zu Theil geworden; dafür wankte er aber jetzt in der Gunst des Papstes, all' die Ritter, so an dem Einfall in Polen theilgenommen, vor seinen zur Verantwortung zog. Der Kaiser verbot, Folge zu leisten, und so war Streit zwischen dem Orden und der Krone Polen ein Streit zwischen dem und Papst. Die Nuntien antworteten mit Verhängung des Bannes geg

ḥmeister und die Gebietiger. Die Bischöfe verklagten dagegen die Nuntien beim pst: das grausenhafte Tatarenvolk stehe an den Thoren des Landes und habe mit den Litthauern und Russen verbunden, die gesammten nahen christlichen de mit Krieg zu überziehen. Weder der Orden, noch diese Länder seien stark ug, Widerstand zu leisten; um so trauriger sei es, daß die Sendboten des pstes, die Hausfreunde der Könige von Polen und Ungarn, aus Mißgunst eine ichtsbarkeit gegen den Orden ausübten, die ihnen durch die Kirchengesetze un- agt sei. Der Papst bekam Bedenken gegen seine Nuntien und stellte, um allen ein der Parteilichkeit zu vermeiden, drei neue Schiedsrichter auf. Indeß starb edle Hochmeister Dietrich von Altenburg, „der Sinnreiche," unter welchem der en eine Bedeutung im Handel und Wandel, in den Städten und auf dem de eine Blüthe erlangt hatte, wie nie zuvor *).

Ein Sachse, Ludolf König von Weizau, wurde 1342 zum Hochmeister hlt. Die Würde war nur der Preis seiner Verdienste. Während seiner Re- ung kam am 8. Juli 1343 in Kalisch der Friede mit Polen zu Stand. ig Kasimir entsagte, diesmal mit Zustimmung der Großen von Polen, allen prüchen auf das Kulmerland, auf das Michelauerland, auf den Besitz und l eines Herzogs von Pommern; dagegen räumte der Orden die von ihm be- n Gebiete von Kujavien und Dobrin. Der König schwor auf die Krone s Hauptes, der Hochmeister durch Berührung des Ordenskreuzes den Frieden. einem Kuß versprachen sich Beide unverbrüchliche Freundschaft. *(Ludolf König. — Friede von Kalisch)*

Für den Orden war Sicherheit von Seite Polens um so nothwendiger, als itthauen her neue Gefahren drohten. Gedimin hatte drei sehr befähigte Söhne assen, Jawnut bekam die Herrschaft über Wilna, Olgierd über Witebsk und ebiet bis zur Beresina, Kynstutte das Samaitenland, die Landschaften von n, Garden und Kauen (Trokno, Grodno und Kowno). Olgierd glänzte durch nd und kriegerischen Geist: ein Feind alles berauschenden Getränkes, sann ur auf Mittel, seine Macht zu mehren. Nicht minder kühn, tapfer und er- ungssüchtig war Kynstutte. Sie hatten dem Orden ewigen Krieg und Haß woren, dessen Waffen auch durch eine Empörung der Esthen gegen die Dänen stigt waren. Aber das Vaterland vergaß auch seine bedrängten Söhne nicht der Papst ließ das Kreuz predigen. In Breslau sammelte sich ein Kreuzheer. einer Spitze stand König Johann von Böhmen, der jetzt zum dritten Mal die Heiden zu Felde zog, mit ihm sein Sohn Karl und neben ihm der g Ludwig von Ungarn, Graf Wilhelm von Holland und andere Große. Der ging in südlicher Richtung nach Litthauen, die Feinde aber brachen indeß amaiten ein, dann in Livland, und hausten furchtbar mit Feuer und Schwert. Hochmeister ließ sich nicht von dem Gedanken abbringen, daß ein Vordringen itthauen die Feinde zwingen müsse, aus dem Ordensland zurückzukehren. Was ür Beharrlichkeit hielt, nannten aber Andere Eigensinn; während er zehn Tage os im Feindesland herumzog, erlitt das Ordensland Entsetzliches. All' den mer schob man auf den Fehler des Hochmeisters, der darüber zuerst in tiefe wermuth, bald in Geistesverwirrung und Wahnsinn verfiel, so, daß er Hand sich selbst legen wollte. Auf Ersuchen gab er die Großmeisterwürde auf und als Comthur zu Engelsberg im Kulmerland ruhig bis 1348 **). *(Die Söhne Gedimins. — Feldzug 1344.)*

Indeß wurde Heinrich Dusmer von Arffberg (1345—51) Hochmeister, verdienstvoller Schwabe, der schon seit mehreren zwanzig Jahren den Ordens- tel trug. Ein tüchtiger Heerführer war nöthig, denn die Fürsten Olgierd und *(Dusmer von Arffberg.)*

*) Voigt IV., 520—82.
**) Voigt V. 1—35.

Kynstutte waren nicht minder kampflustig als herrschsüchtig und hatten ihre Brüder ihres Gebietes beraubt und dadurch ihre Macht vergrößert. — 1347 drangen sie bis Wehlau vor. Von der Raschheit der Bewegungen der Litthauer finden wir einen Zug in einem polnischen Chronisten. Er sah auf seinem Gute in der Ferne ihre Schaaren herannahen; bekannt mit der schonungslosen Wuth der Heiden, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ein Roß zu besteigen, sein Weib mit einem Knaben, den sie vor Kurzem erst geboren, darauf zu binden und mit Roß und Bürde in die Weichsel zu springen. 100 Speere flogen ihm nach, doch glücklich erreichte er das jenseitige Ufer *). 1348 trafen zahlreiche Kreuzfahrer ein, und

Feldzug 1348. mit einem Streitheer von 40.000 Mann wurde die Grenze überschritten und das Feindesland verheert. Am 2. Februar traf man den Feind an der Strebe, einem Seitenfluß des Memelstromes. Eine wilde hartnäckige Schlacht entbrannte. Einmal schienen die Litthauer zu siegen und sich der Ordensfahne zu bemächtigen. 50 Ritter fielen in ihrer Rettung, welche den Kämpfenden neuen Muth einflößte. End-

Sieg an der Strebe. lich löste sich das Heer der Feinde in Flucht auf, das Eis des Flusses brach und ihnen, bei 6000 ertranken. Man schrieb den Sieg der Schutzpatronin des Ordens der heiligen Jungfrau, zu und der heilbringenden Siegerin zu Ehren ward ein Frauenkloster in Königsberg gestiftet. Bald darauf wurde die heidnische Burg Welun, die Schutzveste eines großen heiligen Waldes, bezwungen. Glänzend stand der Orden wieder da. Zwar starb in diesem Jahr sein Beschützer, Kaiser Ludwig der Baier, allein sein Nachfolger, Kaiser Karl IV., bewies den Rittern keine mindere Gunst und aus Deutschland strömten von allen Seiten her reiche Gaben und ritterliche Kämpfer. Da kam aber ein großes Unglück, der schwarze Tod, der unter den Rittern wie in den Städten schrecklich aufräumte. Der Hochmeister war gebeugt von Kummer über die Entvölkerung der Städte und Dörfer und legte **), nachdem er 6 Jahre weise und besonnen, wie thatkräftig, und wie gerecht das Land verwaltet hatte, seine Würde nieder, um einer jüngeren Kraft Platz zu machen, und einhellig wurde, wahrscheinlich auf seinen Rath, ein Großmeister gewählt, der alle Eigenschaften eines Herrschers und eines Helden

Winrich von Kniprode. besaß und zum Glück für den Orden noch 31 Jahre lebte, nämlich Winrich von Kniprode (1351—82). Seine Regierung ist eine Zeit schweren Kampfes aber auch steten Bemühens, die Verluste zu decken, den Wohlstand und das geistige Leben im Ordensstande zu heben. Ein Dichter seiner Zeit schildert ihn in dieser Hinsicht mit den Worten, er habe:

Ritter und ehrbare Knechte
Gehalten in ihrem Rechte;
Gebauer und auch Bürger
Für ihn sind gewest achtbar.
Und sonderlich den Bauersmann
Hat er gehalten lobesan,
Er Wittwen und Waisen Vater war
Mit großer Erbarmung, das ist wahr.

Der schwarze Tod und ein furchtbarer Orkan, der in Danzig allein 60 Schiffe zerbrach und Thürme niederstürzte, erschien in der Zeit als eine Mahnung, den Gott wohlgefälligen Kampf gegen die Heiden rasch zu beginnen. 1352 begann ein Zug nach Samaiten, der jedoch wegen des plötzlich eintretenden Thauwetters keine Folgen hatte. Zur Wiedervergeltung fielen, als kaum die Wege wieder gangbar waren, die Fürsten Olgierd und Kynstutte mit seinem Sohn Patirke

*) Caro II. 402.
**) Voigt V. 35—88.

Ordensgebiet und heerten längs der Deime mit Mord und Brand und schleppten Gefangene mit sich an Händen und Füßen gefesselt. Der Comthur Winrich Schindekopf griff den Haufen Patirkes an und zersprengte ihn. Dieser selbst sank auf der Flucht im Fluß unter, wurde von Schindekopf gerettet und seinem Vater mit dem Bedeuten geschickt, da der Sohn nicht im Kampfe gefangen worden sei, so wolle man ihn auch nicht als Gefangenen bei sich sehen. Die Litthauer vergalten diesen Edelmuth mit Undank, sie fielen 1353 in die Gegend von Rössel ein und ließen auf der Rückkehr, weil von den Rittern verfolgt, die Gefangenen, welche der Eile des Zuges nicht folgen konnten, ohne Unterschied ermorden. Der Hochmeister hatte aber nicht blos das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, sondern auch die Schäden zu ersetzen, welche durch die Pestkrankheit verursacht waren, Ansiedler herbeizuziehen, den Wohlstand des Landvolkes, den Aufschwung der Städte zu heben, auch durch eine strenge Kleiderordnung der Verschwendung vorzubeugen. Der Bürger sollte aber auch seine Heimat zu vertheidigen wissen, darum geschah Manches, ihn wehrhaft und waffentüchtig zu machen, damit er nicht allein von den Kreuzfahrern und Söldnern, oder den Ordensrittern sein Heil erwarte. Im Orden selber sah Winrich streng auf sittliche Reinheit und Unbescholtenheit des Wandels. Brüder mit unbeschränkter Vollmacht bereisten die Convente, um genauen Bericht abzustatten und Verbrechen und Fehler auf der Stelle mit angemessenen Strafen zu ahnden. In jedem Convent sollten wenigstens 12 Ritterbrüder und 4 Priesterbrüder sein, von denen 2 durch Gottesgelehrtheit und Kenntniß des Rechts sich auszeichnen mußten. In Marienburg entstand eine Rechtsschule für gelehrte Ordensbrüder. Hervorragende Männer aus Deutschland und Italien wurden berufen, „das Consistorium von rechtserfahrenen Männern" erhielt bald einen Namen, so daß in wichtigen Fällen selbst aus Deutschland hier Entscheidung erbeten wurde. Jeder Spruch mußte durch Gründe des Rechts, der Billigkeit und der Geschichte gestützt sein. Auch die Domschule in Königsberg stand in hoher Blüthe. Selbst Volksschulen auf dem Lande finden wir in dieser Zeit. Auch einen Verein von Geistlichen finden wir, die unter einander auf Redlichkeit und Unbescholtenheit des Wandels zu achten, in Krankheitsfällen und Nöthen einander zu pflegen und sich bei Todesfällen die letzte Ehre zu erweisen hatten. Bei den steten Raubzügen der Heiden war das Leben des Geistlichen immer am meisten gefährdet und war große Opferfreudigkeit erfordert. Das Land hob sich durch diese Maßregeln sichtbar. Nicht blos der Kaiser, sondern auch der neue Papst Innocenz VI. sprachen dem Hochmeister ihr Wohlwollen aus. Als eine Anklage von Polen aus erfolgte, schrieb der Papst, er könne die Anschuldigung nicht glauben.

Die Litthauer waren einige Zeit mit Rußland beschäftigt und das Ordensland hatte Ruhe. 1358 erschien sogar der Großfürst Kynstutte in Nürnberg vor dem Kaiser und meldete: „er und sein Bruder Olgierd seien entschlossen, die Taufe zu empfangen und sich mit all' ihren Landen der christlichen Kirche anzuschließen." Der Kaiser war erfreut; er erschien um Weihnachten selbst in Breslau, wohin die Litthauer versprochen hatten, zur Taufe zu kommen. Statt des Großfürsten kam aber blos die Ansage: er könne erst dann die Taufe empfangen, wenn ihm die Ordensherren alle mit des Kaisers Zustimmung geraubten Gebiete zurückgeben würden. Nun sah Karl IV. klar ein, daß es dem Litthauer blos darum zu thun war, einige Zeit von den Angriffen des Ordens sicher zu sein. 1360 begann wieder der Kampf. Ordensmarschall war der ritterliche Held Heinrich Schindekopf. Kreuzfahrer kamen, an ihrer Spitze Graf Rudolf von Wertheim, der Landgraf von Hessen, Otto der Schütze. Einfälle in feindliches Gebiet erfolgten. Großfürst Kynstutte wurde in einem Treffen gefangen genommen. Viele Wochen Kynstutte.

saß er, obschon gut behandelt, in Marienburg. Durch List und Verwegenheit ge-
lang es ihm aber, zu entkommen. Glühend von Rachelust machte er einen neuen Ein-
fall, ward wieder gefangen und entkam wieder. Winrich beschloß, ihm die vol-
Macht der Waffen des Ordens zu zeigen und seine Hauptveste Kowno zu e-
stürmen. Die Burg ward tapfer vertheidigt von Waydot, dem Sohn Kynstutt-
Der Großfürst selber und sein Bruder Olgierd nahten zum Entsatz, die Ri-
aber befestigten ihr Lager gegen die Stadt und nach außen. Kein Tag verg-
ohne schwere Kämpfe. Am Charsamstag 1362 wurde die Festung unter dem
„Christ ist erstanden!" erstürmt. 4000 Mann von der Burgbesatzung fraß
Flamme oder das Schwert, nur Waydot fand mit 36 Bojaren Schonung und
in Gefangenschaft. Winrich beschloß den Kampf fortzusetzen, bis die Kriegsk-
der Litthauer erschöpft seien, und drang bis Wilna vor. Ein Sohn Kynstutt-
Bütaut, kam nach Marienburg und ließ sich taufen. Der Ruhm des Orde-
stieg, mit ihm die Begeisterung für ihn. Jedes Jahr kamen neue Kreuzfah-
Wehrburgen wurden in des Feindes Land errichtet. Als Kynstutte darob drohte
er werde im Winter künftigen Jahres den Hochmeister in Preußen besuchen
dort sein Gast sein, wurde ihm geantwortet, er werde so empfangen werden,
es ihm gezieme. In der That kamen 1370 die Litthauer, verstärkt durch die
taren Mamais, 70.000 Mann stark in das Ordensland. 40.000 Christen
ihnen entgegen. Am 17. Februar kam es bei Rudau zur Entscheidung.
schwankte der Sieg, bis er sich den Waffen der Christen zuwendete. Der
der Litthauer wurde auf 11.000 Mann berechnet. Wie zündete dieser Sieg
ganz Deutschland! Neue Schaaren von Kriegsgästen kamen, unter ihnen H-
Leopold von Oesterreich, der Bruder Herzog Albrechts III., und die Herzoge F-
rich und Stephan von Baiern. Samaiten wurde von der Jura bis an die
wese durchzogen, jedoch nirgends wagte der Feind sich zu stellen. In ä-
Weise fanden nun jedes Jahr Kriegsreisen statt, obschon der Aufruf zum K-
gegen die Türken den Kreuzfahrten nach Preußen Abbruch that. So kam es
nur zu Raub- und Verheerungszügen ohne große Bedeutung und sonder-
Ruhm. 1376 belagerten die Ritter Traken, die Hauptburg Kynstuttes, und
die Hauptburg Olgierds, — beide wurden aufs tapferste vertheidigt. Die
fürsten erwirkten einen Stillstand auf mehrere Tage und luden ihre F-
Wilna und Traken zu Gast und erhielten zum Schluß das Versprechen, daß
verschont, keine Feindseligkeit mehr verübt und das Ordensheer ruhig a-
Grenze zurückgeführt werde. So geschah es. Die arglistigen Fürsten ha-
dessen Reiterschaaren voraus geschickt und alle Lebensmittel und das Futte-
die Rosse vernichten lassen, so daß das heimziehende Heer in große Noth
Zur Vergeltung ward das Feindesland verheert, als eine neue Heidenfahrt
Albrecht III. von Oesterreich begann. Er kam mit einem Streitheer und
Pferden und ward aufs prachtvollste aufgenommen, da der Orden immer
weise großer Gunst in Oesterreich erhielt. Der Hochmeister gab nach vielen
lichkeiten ein sogenanntes Hochmahl am Ehrentisch *), an welchem Gast ge-
zu sein damals den höchsten Ruhm verlieh, denn nur tadel- und makellose R-
welche glänzende Thaten aufzuweisen hatten, wurden eingeladen. Den oberste-
erhielt nur Derjenige, dem kein Anderer an Ruhm und Rittertugend gleich
Diesmal hatte den Vorsitz ein Oesterreicher, Konrad von Krey. Man sah
Tischgeräthe von Gold und Silber. Jeder Gast leerte nur einmal einen
und der geleerte fiel ihm dann als Ehrengeschenk zu, und je mehr er Pokale

*) Ueber den Ehrentisch vgl. die Abhandlung von Voigt, Anhang, V. 712–

Marginal notes: Kowno (Kauen). Rudau. Kamese. Ehrentisch.

so mehr Geschenke nahm er mit fort. An der Ehrentafel waren nur 10 oder Sitze. Die übrigen Ritter speisten in dem gleichen Saal, aber an anderen chen. Liedsprecher, Sänger, Musikanten erheiterten die Gäste. Solche glänzende te waren nur möglich, weil die Einkünfte des Ordens mit Ordnung verwaltet den, er war immer bei guter Kasse, und nicht blos mit dem Schwert, sondern durch Kauf wurde manches Gebiet erworben. — Der Handel *) stand in the, namentlich mit Holland, Polen, Ungarn und Rußland, selbst mit Eng- l. Lebhaft war namentlich der Bernsteinhandel nach dem Orient und nach land. Nach den Festen fand ein Kriegszug in Samaiten statt. Nebst Herzog recht erhielten 82 Edelleute den Ritterschlag. Der österreichische Dichter Peter henwirth hat an dieser Fahrt Theil genommen und sie in seinen Liedern be- eben **). Handel

Indessen trat in Litthauen selbst eine bedeutende Aenderung ein. Die beiden der Olgierd und Kynstutte hatten bisher Alles gethan, ihr Land nach Osten rweitern und nach Westen zu vertheidigen. Olgierd hatte ein Mal über das re sein Schwert gegen die Russen gezogen und war bis vor die Thore von kau gedrungen. Kynstutte hatte mit gleich viel List, Schnelligkeit und Aus- er die Vertheidigung gegen den Orden gezogen. Die Brüder waren einig. 77 trat aber Olgierd, altersschwach, vom Schauplatz ab. Von seinen zwölf nen haben sich drei einen Namen gemacht, Jagal oder Jagello, Skirgal Swidrigal. Jagal war der Liebling des Vaters. Durch Geist und männ- Kraft wurde er nach seinem letzten Willen oberster Herzog in Litthauen. tutte hätte Wilna wohl gewinnen und dem Jagal ein anderes Herzogthum n können, jedoch um das Andenken seines Bruders, den er liebte, zu ehren, er dies nicht und beschützte dessen Sohn nach allen Seiten. Kynstutte war er Heide. Jagal ***), dessen Mutter eine Christin, war dem Naturdienst schon achsen, nicht als ob das Christenthum sein Herz berührt hätte, sondern er der Ansicht, daß das Heidenthum in Litthauen sich auf die Dauer nicht r halten könne. Auch Kynstutte soll in der Ueberzeugung, daß das Land, hundertjährigen Kampf erschöpft, sich in seiner Abgeschlossenheit nicht be- nten könne, den Plan gefaßt haben, mit dem Volk in ein anderes Land aus- andern, wo es durch die Natur mehr geschützt, seine Religion und seine heit bewahren könne †). Aber Kynstutte war auch schon 80 Jahre alt und al in frischer Jugendkraft und von dem Ehrgeiz beseelt, die Alleinherrschaft erlangen und sich ein Reich zu bauen, größer als einer seiner Vorfahren es ssen. 1379 bewog er Kynstutte, mit dem Orden einen Vertrag zu schließen, nach zwischen einigen Landen Litthauens und einigen des Ordens auf zehn re Frieden bestehen und von den Bewohnern keine Verheerung oder sonstiger aden verübt werden solle, widrigenfalls müßten Entschädigung geleistet, Ge- Litthauen Olgierd †. Jagal. Kynstutte.

*) Voigt V. 249—56.
**) Peter Suchenwirth, herausgegeben von Primisser. Wien, 1828.
***) Nach Karamsin wurde er Christ und Mönch. V. 41.
†) Voigt V, 292.

fangene gelöst, Erschlagene mit Wehrgeld gebüßt werden. 1380 aber schloß Ja
Vertrag von Daudisken. auf dem Feld von Daudisken*) mit dem Orden einen geheimen Vert
unter dem Schein eines Jagdfestes, in welchem er dem Orden für all' i
Lande Frieden versprach; überziehe der Orden Kynstuttes Gebiet, so solle
durch, auch wenn Jagal mit einem Heer zujage, der Friede nicht gebr
werden. Damit war die Kriegsmacht des Ordens gegen Kynstutte allein
lenkt, dieser also von seinem Neffen preisgegeben. Die erste Frucht dieses
trages war die Eroberung von Kynstuttes Burg Nauenpille, ohne daß Ja
Zwiespalt zwischen Jagal und Kynstutte. dem Oheim zu Hilfe kam. Witold, Kynstuttes Sohn, war Jagals Freund
wollte nicht an den Verrath glauben, den Kynstuttes Scharfsinn bald d
schaute und wofür er bald Beweise in die Hand bekam. Er beschloß Rache
nehmen**) und erschien 1381 plötzlich vor Jagals Hauptstadt Wilna. S
und Burg wurden genommen, Jagal, seine Mutter Juliana, sein Bruder
rybut gefangen genommen, bald auch seine übrigen Burgen besetzt. In W
wurde auch die Urkunde von Jagals Vertrag mit dem Orden gefunden,
Verrath war also erwiesen. Witold legte Fürsprache ein. „Sei ruhig,
Kynstutte, ich werde Jagal die Lande Witebsk und Krewa und all' das
und die Rosse geben, was ihm als Erbtheil zukommt, und wie es Olgi
meinem Vater Gedimin erhalten hat." Und er hielt sein Wort. Jagal
Jagal und der Orden. schickte insgeheim seinen Bruder Skirgal an den Orden und ließ ihn um
freiung bitten, gegen das Angebot ansehnlichen Landes. Edelmüthig wies
rich dieses zurück: „er wolle seine ganze Macht aufbieten, um dem gefang
Fürsten sein Land wieder zu erwerben, sofern dieser mit sicherer Bürgschaft
lobe, binnen vier Jahren sich mit all' seinen Leuten der Kirche zuzuwen
Skirgal schaffte die schriftliche Versicherung in die Hände des Hochmeisters
rüstete der Orden zu neuem Krieg, während Jagal dem Ansehen nach in
Gebiet ruhig und theilnahmlos blieb; er schien machtlos, auch hatte er
Oheim geschworen, jede Verbindung mit dem Orden abzubrechen und auf
Kynstutte †. Aufforderung ihm zu Hilfe zu ziehen. 1382 jedoch brach Jagal, wä
Kynstutte gegen Korybut, Fürsten von Severien, zog, plötzlich gegen Wilna e
eroberte die Stadt und die Landesburgen, schlug Witold, der mit einem H
nahte, und rückte vor Traken, Kynstuttes Hauptburg. Hier sollte es zur e
scheidenden Schlacht kommen. Da ließ Jagal dem Oheim Friede und Ver
nung anbieten, um das Blut des eigenen Volkes zu schonen. Kynstutte u
Witold gingen arglos zu Jagal, der sie plötzlich gefangen nahm; ihrem H
ward gesagt, die Fürsten wollten in Wilna Frieden schließen, und es ging au
einander. Der Löwe war jetzt die Beute des Fuchses. In Wilna wurde Ky
Jagal Alleinherr. stutte in Fesseln geschlagen und nach der Burg Krewa in einen finstern Ker
gebracht. Am fünften Tage fand man ihn todt, es hieß, er habe sich erdrosse

*) Voigt V. 356.
**) Voigt V. 360–65.

[w]ahrscheinlich aber haben ihn Mörder erwürgt. Auch seine Gattin ward er-
[würg]t, ihr Vater hingerichtet. Witold ward das Leben geschenkt, aber er blieb im
[Kerke]r. Aus Rücksicht auf das Volk veranstaltete Jagal seinem Oheim eine große
[Leich]enfeier *), als ob er schuldlos wäre an dessen Tod. Jagal hatte sein Ziel,
[Köni]g von ganz Litthauen zu werden, erreicht.

Witold entkam wieder aus dem Kerker in den Kleidern seines Weibes,
[da]s für ihn zurückblieb, zum Herzog von Masovien, von wo aus er die Hilfe
[des] Hochmeisters anrief. Aber auch Jagal rief den Orden an und er beschwor — Bund mit dem Orden.
[mit] seinem Bruder auf dem Werder von Dubissa die Abtretung der größeren
[Häl]fte von Samaiten, als Eigenthum des Ordens, ferner kräftigen Beistand
[gege]n alle Feinde des Ordens auf vier Jahre, endlich, daß er mit seinen beiden
[Brüd]ern und allen ihren Untergebenen innerhalb dieser Frist die Taufe em-
[pfan]gen werde.

Winrich erlebte dies nicht mehr, er starb am 24. Juni 1382. Die Folge — Winrich †.
[seine]r glänzenden Waltung war, wie ein alter Chronist sagt: „Der Orden zu
[sein]en war geziert mit viel weisen und edlen Brüdern, also, daß er stand wie
[eine] Blüthe an Weisheit, an Rath, an Zucht, an Mannheit, an Ehren, an
[Re]ichthum und an wohlgestalteten Brüdern, so daß in den Zeiten kein Convent
[war], in dem man nicht einen oder zwei Brüder gefunden hätte, die wohl zum
[Meis]ter an Redlichkeit und an Weisheit getaugt hätten **)."

Am 5. Oktober 1382 wurde Zöllner von Rottenstein aus dem Bis- — Zöllner von Rottenstein.
[thum] Würzburg gewählt. Rasch und gewandt benutzte er die eintretende Wendung
[der Ver]hältnisse in Litthauen. Fürst Witold kam selber nach Preußen und bat — Witolt.
[den H]ochmeister um seine Verwendung bei Jagal, damit ihm sein Erbtheil zurück-
[gegebe]n werde. Jagal antwortete, ihm scheine es unangemessen, eine Schlange am
[Buse]n zu nähren, und warnte den Orden, die Samaiten für sich gewinnen zu — Jagals Wortbruch.
[wollen], welche sich alle ihm, dem König, ergeben hätten. Der Großmeister wurde
[ängstlich] wegen der Samaiten, denn Jagal hatte ja früher ihm das Land abgetreten;
[er suc]hte daher mit Jagal persönlich zu verhandeln und lud ihn zu einer Zu-
[sammen]kunft nach Christmemel ein. Jagal kam aber nicht unter dem leeren Vorwand,
[seine] Herren wollten es nicht dulden. Der Hochmeister mußte aus Allem schließen,
[daß de]r Großfürst nur einen Vorwand suche, um von seinen früheren Verpflich-
[tungen] loszukommen, und kündete ihm deshalb im Juli 1383 den Frieden auf:
[„Wir] finden keinen Glauben, noch stete Treue an dir und wollen nach diesem Tag
[keinen] Frieden mehr mit dir haben." — Deßgleichen zieh er ihn in einer Er-
[klärun]g an die christliche Welt des Wortbruchs und schnöder Undankbarkeit. Witold — Wigand.
[e]mpfing im Haus zu Tapiau die Taufe und den Namen Wigand, gelobte
[dem H]ochmeister feste Treue und stete Ergebenheit und nahm sein väterliches Besitz-
[thum] vom Orden zum Lehen an. August 1383 wurde denn aufgebrochen, um ihm — Feldzug 1383.
[Land] und wieder zu erobern. Der Feldzug gelang. Traken, Witolds väterliche
[Burg,] wurde rasch erobert. Die Samaiten und Litthauer eilten herbei, um ihrem
[Herr]n zu huldigen. Wilna wurde in Brand gesteckt. Kaum aber waren die
[Ritter] wieder abgezogen, so rückten Jagal und Skirgal mit Uebermacht vor Tra-
[ken. B]ald erschien Witold wieder als Flüchtling in Königsberg und bat um Hilfe — Wigand.

*) Er ließ ihn in seinem Harnisch, mit seinen Rossen und Jagdhunden, verbrennen.
**) Voigt, Geschichte Marienburgs, S. 183.

beim Orden, dem er ganz Samaiten abtrat, sein ganzes väterliches Erbtheil n
er wiederholt vom Orden zu Lehen: es solle dem Orden anheimfallen, wenn
keine Erben hinterlasse; wenn er nur eine Tochter habe, so solle der Orden
in Schutz nehmen und mit einem ebenbürtigen Manne vermählen. Auf dem
Witold abgetretenen Gebiet wurde eine neue Burg erbaut, um die Glaubens
leichter zu bekämpfen, Marienwerder. So schien ein ganzes Land gew
und für eine neue Kreuzfahrt der Sieg über ganz Litthauen und die Bek
des ganzen Heidenthums möglich *).

Treulos. Aber Jagal wußte dem Orden den neuen Lehensmann wieder abwendig
machen; er bot ihm nicht blos sein ganzes väterliches Besitzthum an, sondern
ihm eine merkliche Vergrößerung seiner Herrschaft in Aussicht — und die Ban
Blutes waren mächtiger, als alle Eide, die er dem Orden geschworen.
wurde zum Verräther an den Rittern. Marienwerder ward nach muthiger
theidigung gestürmt, auch andere Burgen des Ordens fielen, 150 Ritter w
erschlagen, 55 gefangen. Witold war durch seine Feindschaft mit dem Orden
gal gegenüber in eine Stellung gebracht, daß dieser seiner Folgsamkeit siche
konnte. Jagal mußte aber ganz Litthauen zusammen haben, um König von
und Gemahl der schönen Hedwig zu werden.

Polen. Kasimir III war 1370 ohne männliche Nachkommen mit Tod ab
Zum Nachfolger war schon längst der Sohn seiner Schwester Elisabeth,
Ludwig der Große. Ludwig von Ungarn, bestimmt, obschon noch Piasten von Seitenzweig
handen waren. Die Erwerbung des neuen Reiches schien Ludwig wi
Machtzuwachs, ein Herz für Polen selber hatte er nie. Die Luft behagt
nicht, der Boden brannte ihm unter den Füßen. Als eigentlicher
hatte er früher schon um die Gunst der Großen geworben, dadurch ab
Bedeutung erhöht und die Königsmacht vermindert. Sie stellten ihm
dingungen. Er wurde am 17. November 1370 in Krakau gekrönt, di
polen aber verlangten, daß er sich auch in Gnesen krönen lasse. Er selbe
sich bald wieder nach Ungarn und ließ in Polen seine Mutter Elisab
Regentin zurück. Da er nur Töchter hatte, so mußte er bei den Pol
daß sie ihm die Erbschaft in weiblicher Linie zugestanden. Das kostete
viel Geld und der König sah sich darum genöthigt, eine große Pflugsteuer
zuschreiben. Da hieß es, sie sei unter Kasimir gar nicht bezahlt worden.
König mußte die Steuer herabsetzen und auf einem Reichstage zu Kasch
ganze Machtverhältniß der Krone zu den Staatsfactoren bestimmen lassen.
Pacta Conventa. entstanden die Pacta conventa von Kaschau. Der Schwerpunkt aller poli
Rechte ist hier in den Adel verlegt, nur der Adel hat das Recht des Herrn
Das arme, steuerzahlende Volk hat keinen Antheil mehr an der gemeinen S
Weiter mußte der König zugestehen daß er nur eingebornen Polen die hö
Aemter, Ehren und Würden, und namentlich das Richteramt ertheilen
und zwar in jeder Provinz nur den in derselben Eingebürgerten. Von da
ist Polen nicht nur ein Wahlreich, sondern bei jeder Wahl werden die

*) Voigt V. 102—24.

krone gemindert. Die Thronbewerber gestehen, um ihr Ziel zu erreichen, Forderung zu, und so wird die königliche Macht, deren Verstärkung allein ı hätte retten können, immer schwächer, bald nur ein Schatten, während letzter unwiderruflich werden. Die Heerführer haben mehr Gewalt über Armee, als der König. Die Großwürdenträger haben die Geschäfte mehr er Hand, als der Throninhaber: er ist ihr Diener und sie sind seine rmeister *).

König Ludwig starb 1382 zu Tyrnau, nachdem er über Ungarn mit ; 40 Jahre (magyarische Kraft mit italienischer Bildung verbindend) re- hatte, und über Polen über 12 Jahre, aber ohne Ruhm. Auf einem Tag zu hl hatte der König von polnischen Magnaten — allerdings waren es nur beamte und Günstlinge des ungarischen Hofes — die Huldigung für seine er Maria und ihren Gemahl Sigismund erlangt. Das Nationalgefühl aber jetzt schon so stark, daß der großpolnische Adel Sigismund erklärte, rde ihn nur dann anerkennen und ihm unterwürfig sein, wenn er sich ver- e, mit seiner Gemahlin im Lande zu sein und einen mißliebigen Statt- : zu entfernen. Als Sigismund diese Forderung stolz ablehnte, entfremdete h die Gemüther und auf einer Zusammenkunft zu Radomsk rissen die Radomsk Polen auch die Kleinpolen, welche sonst loyaler waren, zum Beschluß fort, und Gehorsam nur gegen diejenige Tochter des Königs Ludwig zu üben, ihnen gegeben werde, um in Polen zu bleiben. Da nun Maria schon Königin von Ungarn gekrönt war, so ging Polen mit diesem Beschluß für verloren. Sigismund hatte nicht Macht genug, die Polen zu zwingen, und das Königreich für die Familie nicht zu verlieren, so sah sich Elisabeth ge- t, ihre 13jährige Tochter **Hedwig** nach Polen zu senden, wo diese am Hedwig Oktober 1384 in Krakau zum König von Polen gekrönt wurde. Nach den derungen der Zeitgenossen war sie von bezaubernder Schönheit und An- . Da an ihre Hand ein Königreich sich knüpfte, so fehlte es natürlich nicht bewerbern. Ihr Vater hatte sie längst dem Herzog Wilhelm von Oesterreich umt, sie war mit ihm verlobt, mit ihm erzogen worden, ihr Herz gehörte ı Jugendgenossen. Allein die Polen waren gegen den Oesterreicher und en an den Großfürsten Jagal, er solle Christ werden und Polen mit Lit- n zu einem großen Reich vereinigen **).

Der Großfürst zauderte nicht. Am 19. Januar 1385 erschienen zwei Brü- Jagals Brautwerbung von ihm in Krakau vor der jungen Königin und warben feierlich um Hand und versprachen dafür, das ganze Volk der Litthauer werde in die liche Kirche übertreten, der Großfürst werde seine Schätze zum Wohle beider e verwenden, an den Herzog Wilhelm die 200.000 Thaler Reuegeld aus- n, er werde alle polnischen Gefangenen frei geben, er werde Alles, was Polen

*) Salvandy, Histoire de Pologne I. Expos.
**) Caro III. 429—66.

entrissen sei, ihm wieder erwerben, er werde all' seine litthauischen und r
schen Länder mit dem polnischen Reiche vereinigen. Glänzendes Angebot! Aber
jungen Königin graute vor dem vierzigjährigen häßlichen Barbaren; sie erk
daß sie über ihre Hand nicht mehr zu verfügen habe, daß sie einem Andern
versprochen sei. Die Gesandten aber zogen zu ihrer Mutter nach Ofen
„Schon viele Kaiser und mächtige Fürsten hatten den Wunsch gehabt, mit
Großfürsten von Litthauen in verwandtschaftliche Verbindung zu treten und
Freundschaft mit ihm zu schließen, aber der allmächtige Gott hat die Erre
dieses Zieles Euer Majestät vorbehalten. Erfülle daher, erlauchte Herrin,
Himmels Bestimmung. Nimm den Großfürsten Jagello zum Sohn, gieb ihm
Ehe deine Tochter, die geliebte Hedwig, die Königin von Polen. Wir haben
feste Vertrauen, daß aus dieser Verbindung hervorgehen wird: Preis dem
mächtigen, Freude den Geistern, Ehre den Menschen und Wachsthum den
Herzog Wilhelm. reichen." — Elisabeth war gegen Wilhelm wie gegen Sigismund, wagte
wie die Lage war, weder Ja noch Nein zu sagen. Leopold von Oesterreich
nach Ofen und verlangte auf Grund der Verträge die Vermählung seines
mit Hedwig. Herzog Wilhelm aber eilte nach Krakau und Hedwig freute
Ankunft des Jugendgeliebten. Allein ihre Räthe waren vom Litthauer
und Wilhelm von Oesterreich ward von ihr aufs strengste ferngehalten und
zuletzt entfliehen. Hedwig wollte mit ihm ziehen; entrüstet über den Zwang
man ihr anthat, soll sie an der Schloßpforte dem wachhabenden Kriegsm
Beil abgenommen und versucht haben, das Thor zu öffnen. Einer der
sprang herbei und führte sie zurück.

Der bestimmte Wille ihrer Mutter, die Erklärung der Großen,
Jagello zu ihrem Herrn und König wählen wollten, der Wunsch des
und die Erklärung, daß nur sie im Stande sei, ein ganzes heidnisches
in den Schooß der Kirche zu führen und ein Werkzeug der ewigen
werden, beugten endlich den Sinn der frommen jungen Königin.
Februar 1386 hielt der Litthauer seinen feierlichen Einzug in Krakau,
Wladislaw II. erhielt er in der Taufe den Namen Wladislaw, Wigund den Namen Ale
Swidrigal den Namen Boleslaw, Kornello den Namen Kasimir, Witold
sich noch einmal taufen und empfing den Namen Alexander. Viele Litt
thauer wurden am gleichen Tag mit ihrem Großfürsten getauft. Von
Seiten gedrängt, der Wohlfahrt Polens und der Religion das Opfer
Neigung zu bringen, reichte Hedwig am 18. Februar 1386 dem Großfü
die Hand, am 11. März 1386 ward Jagal als Wladislaw II. zum
von Polen gekrönt. Litthauen nebst Samogitien und dem Theil Rußla
den Jagal beherrschte, wurde durch eidliches Versprechen auf ewige Zeiten
Polen vereinigt. Die Polen jauchzten vor Freude, als sie das Meer saben
Jagellonen. traten die Jagellonen an die Stelle der Piasten **).

Lage des Ordens. Damit war die Lage des Ordens vollkommen verändert. Bei dem M
zuwachs des ehrgeizigen, unversöhnlichen Jagal war der Orden in höchster

*) Caro III. 112.
**) Caro III. 192–510.

Litthauen und Polen waren einig im Haß gegen die Deutschen. Empört
ie treulose Behandlung des Herzogs Wilhelm hatte der Hochmeister das
st Jagals, in Krakau Taufzeuge und Hochzeitsgast zu sein, abgelehnt.
ene König zeigte sich erzürnt darüber. Auf beiden Seiten wurde gerüstet
achte man Bundesgenossen zu bekommen. Um den Papst zu gewinnen, Bekehrung Litthauens.
Jagal sein Volk zum Christenthum überzugehen. Er ließ die heil. Haine
en, die Opfersteine umstürzen, die Götzenbilder zertrümmern, die heiligen
gen tödten und Perkunos heiliges Feuer in der Burg zu Wilna aus-
. Rottenweise mußte das Volk in das gesegnete Flußwasser steigen und
einer Abtheilung bekamen immer den gleichen Namen. Der Papst konnte nicht
seine Freude auszusprechen, daß ein ganzes Volk zum wahren Glauben
treten sei, obschon er lange anstand, Jagello als König von Polen an-
nen. Doch war die ganze Lage des Ordens verändert: er konnte nicht
zur Kreuzfahrt predigen lassen, da die Litthauer jetzt als Christen galten,
ch bereitete der neue Christenkönig dem Orden Schwierigkeiten, wo er
; so reizte er die Herzoge von Pommern auf, welche die Kreuzfahrer, die
m Westen kamen, aufhielten. Gegen das vereinigte Polen und Litthauen
des Ordens Kräfte zu schwach, er mußte daher Söldnerhaufen annehmen,
ine Finanzkräfte sehr in Anspruch nahm, und zudem litt der Handel sehr.

1385 begann der Kampf von neuem. Witold fiel mit zwei Brüdern Jagals
Polen ein. 1389 stritt der Orden in Pommern. 1386 näherte sich Witold
dem Orden; denn Jagal hatte ihn getäuscht, Skirgal war zum Großfürsten von
en erhoben worden. Gegen Beide bat Witold um Hilfe, indem er seine
, Tochter und 100 vornehme Litthauer als Unterhändler und Geißeln der
sandte. Mit 40.000 Mann fiel der Ordensmarschall in Litthauen ein und
stieß mit einer Streitschaar zu ihm. Einige Vesten wurden erobert, aber
elen die Litthauer über Witold, als den Verwüster ihres Landes, her und
seine Burgen, nur die Samaiten standen treu zum Orden. Zum Glück
selben erschienen zahlreiche fremde Kriegsgäste aus Deutschland, Frankreich
gland, darunter Heinrich von Derby, der später als Heinrich IV. den
Englands bestieg; unter den Franzosen war der berühmte Ritter Bouci-
der jetzt zum dritten Mal gegen die Litthauer zu Felde zog. Bei Altkauen
Skirgal geschlagen, wurden 3 Herzoge und 11 Bojaren gefangen. Dann
vor Wilna, das zwei Burgen hatte. Die eine wurde verbrannt und Kari-
Jagals Bruder, dabei erschlagen; die andere hielt Stand, bis kalte Herbst-
ung und Krankheiten die Deutschen vertrieben, und es starb am 20. August 1390
ochmeister, der, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, doch im gleichen Sinn
Heinrich, regiert hatte *).

Konrad von Wallenrod wurde 1391 zum Hochmeister gewählt und Wallenrod.
e 3 Jahre, ein tüchtiger Mann, aus einem alten Geschlechte Frankens
ffen, ein kühner Krieger, immer kampflustig, streng in der Verwaltung und
wieder mild und gütig gegen seine Ordensbrüder, bescheiden im Urtheil über
elbst und willig für besonnenen Rath, insbesondere wohlthätig und nachsichtig

*) Voigt V. 540 – 80.

gegen Bürger und Landmann, weshalb ein Zeitgenosse, der Chronist Lindenblatt von ihm sagt, er habe den Städten des Landes gütlich gethan und sei ihnen m gewesen, er habe sich auch dem Landmanne gütlich und milde bewiesen und Strenge darauf gesehen, daß den gemeinen Landbewohnern von den Gebietig keine Gewalt und keine Ungerechtigkeit geschehe. Ablösung von Schaarwerken bäuerlicher Arbeit kommt unter seiner Waltung häufig vor, nur der Damm machte eine Ausnahme und ein feindlicher Einfall — da mußte Jeder die ten mit besetzen helfen.

Gefahr des Ordens. Ein tüchtiger Hochmeister und die Spannkraft des ganzen Ordens nöthig, um der neuen Lage zu genügen. Die Vereinigung Polens und Litth schuf eine gewaltige Macht, die darum den Orden zermalmen mußte, wei beiden Völkern der Haß gegen die Deutschen gleich lebendig war; wenn König gegen den Orden zog, so folgten ihm freudig die Polen und Li thauer. Der slavische Geist regte sich und suchte die Bande abzuschütteln, ihn der Deutsche geschlagen. Darum endeten alle Friedensverhandlungen schen dem Orden und Polen oder Litthauen mit Krieg statt mit Frieden. lag die Gefahr für den Orden, dem die Bekehrung der Litthauer Vorwand entriß, zum Kreuzzug gegen sie aufzufordern. König S hatte einmal den Gedanken, den ganzen Orden an die türkische Grenze pflanzen und ihm so ein neues Feld für seine Begeisterung und seine lust anzuweisen, und wahrscheinlich hätte sich der Orden noch Jahrhund alten Glanze erhalten, denn Kampf für den Glauben war seine Le Auf die Dauer ruhig ein Land zu verwalten, war darum schwierig, eifriger für Hebung der Städte, für Befreiung der Bauern und Ber des einheimischen Adels gesorgt wurde, um so näher für die Geschü Versuchung lag, nach der Selbstregierung zu greifen und die Leitung fremden Ritterordens abzuschütteln. Darin lag die Gefahr. Jagal das Bindemittel zweier feindseliger Völker, seine eigentliche Gewalt als in Polen war gering. Dafür, daß der polnische Adel die schöne Hedwig ihm die Hand zu reichen, hat er sich große Rechte ausbedungen. Ein Zeit sagt mit Recht: „Es steht schlimm um die Königsherrschaft in Polen, de Adel will einen König nur, um die Güter des Reiches an sich zu reißen

Pacta Conventa. zu seinem Nutzen auszubeuten" **). Jagello mußte versprechen, alle Lehen und Aemter sollten allein denjenigen Adeligen vorbehalten sein, dem Landestheil, wo er Amt handeln sollte, ansässig seien, und zwar soll Verleihung nur unter dem Beirath des heimischen Adels geschehen. Alle Sch und Burgen dürfen nur eingebornen Polen von Adel anvertraut werden. waren also die Deutschen geopfert, wie das Bürgerthum Polen ist al Adelsherrschaft geworden, nur Jagal ist als König zunächst erkoren, nicht

*) Voigt V. 659.
**) Caro III. 31.

kommen. Polen ist ein Wahlkönigthum. Litthauische Bojaren konnte also König nicht nach Polen verpflanzen. Die Landesvertheidigung lag aller- s auf dem Adel, allein nicht blos für den Kriegsdienst außer Landes, son- auch innerhalb des Landes war Ersatz aller wesentlichen Schädigungen Auslösung aus der Gefangenschaft ausbedungen. So war also Jagello Polen machtlos und hatte durch seinen Uebertritt zum Christenthum und zu Polen seine Stellung in Litthauen gefährdet.

Allerdings zog er nach seiner Vermählung nach Litthauen und setzte die rung mit Gewalt durch, aber im Herzen hingen noch lange Viele an alten Göttern, die nach ihrem Glauben den Frühling spendeten, den Acker- schützten, das Getreide und den Hanf gaben, die Heerden groß machten, en Zauberern, welche die Geister beschwören. Nur die angestammte Furcht dem Herren hielt Bojaren (Wojar = Armiger, Waffentragender, Kriegs- pflichtiger) und Knechte in Zaum. Es gab Zinsbauern, die persönlich frei, dinglich unfrei waren, und persönlich und dinglich Unfreie. Der Lit- r war gewöhnt, dem Befehle des Fürsten zu gehorchen, und jetzt befahl sich taufen zu lassen, und unterstützte sein Gesuch mit dem Geschenk eines n Tuchrocks, während bisher die Litthauer sich nur in Leinwand und Pelze gekleidet hatten. Der Bojar, der bisher über seine Habe nicht mögen konnte, erhielt jetzt mit dem Christenthum freies Verfügungsrecht sein Vermögen, war auch in Betreff der Verheirathung seiner Töchter und n nicht mehr an die Bestimmung des Fürsten gebunden. Die Witwe erbt das Vermögen des verstorbenen Mannes. Der Bojar hat für den Für- nicht mehr Arbeitsdienst oder Robot zu leisten, dagegen wird er zum Bur- n und Kriegsdienst angehalten und zur Verfolgung des Feindes im Fall Noth kann jede Mannsperson aufgerufen werden. Wer das Christenthum st, oder es anzunehmen weigert, verliert all diese Rechte. Wilna wurde tum. Ehen mit Nichtrömisch katholischen wurden verboten. Die Neigung, e aber die Litthauer hin und wieder zeigten, sich an Witold gegen Jagal schließen, beweist, wie gefährdet die Herrschaft Jagals und wie viel Schlau- nöthig war, um über alle Schwierigkeiten zu siegen. Lit- thauen.

Der Adel Polens hatte den König machtlos und die niedern Stände los gemacht, aber das Ländergebiet, über welches Jagal und Hedwig ten, war groß und reichte von der Ostsee bis zum schwarzen Meer. Jagal oberster Lehensherr, magnus dux Lithuaniae, rex Letowiae, König in n, und während er auszog, um Litthauen zu bekehren, empfing Hedwig die digung mancher russischen Provinzen, die früher unter Ludwig dem Großen nden. Lemberg huldigte, Jaroslaw erkannte sie als Herrin. Die Fürsten Podolien, Peter von der Moldau huldigten Hedwig. Der Metropolit von v, ganz Wolhynien, Bessarabien und die Walachei wurden den Polen ohne be zu theil. Aus den Triften der Ukraine zogen sich die Tataren allmälig ck. Polnische Herren bemächtigten sich dieser Landschaft. Größe Polens.

Ein neuerer Geschichtsschreiber *) bemerkt aber mit Recht: „Erwerbungen i diesem Umfang und auf so mühelose Weise hat die Geschichte kaum wieder a zuweisen. Allein Staaten wie Individuen bestätigen die Lehre, daß zu leich Gewinn selten beglückt. So wenig als Polen ein handeltreibendes Volk war, wenig besitzt es das Talent zu colonisiren. Wo hätte auch das dünnbevölkerte so vieler Anbauer entbehren können, als zur Nutznießung des unermeßlichen fisch-litthauischen Gebietes erforderlich war. Selbst auf die Auswanderung Deutschland, fast zu allen Zeiten, ja bis auf den heutigen Tag angewie konnte das polnische Land nimmermehr einer Zumuthung genügen, wie der, die menschenleeren Strecken am Dnjestr und Dnjepr an dasselbe stellten. vorgefundene, seit den Verheerungen der Polen angewachsene Bevölkerung be fast ganz aus Russen. Um dieses fremdartigen Elementes Herr zu werden es der eigenen Art verwandt zu machen, hätten die Polen eine massenhafte dauernde Einwanderung der arbeitenden Classen einleiten müssen, denn Umw lungen in nationaler Hinsicht erfolgen nie anders, als von unten her. Dazu war das polnische Volksaggregat nicht befähigt. Herren, Adel, Grundbesitzer es jenen Gegenden abgeben, nicht aber Arbeiter, Bebauer des Bodens. Diese mehrten sich durchaus als ein dem Polenthum fremder und abgeneigter bestandtheil, der durch viele Bezüge, wie Sprache, Sitte, Kirche mehr nach Osten gerichtet war. Sobald daher in der wachsenden Civilisation das bewußtsein sich verstärkte, war der Zusammenstoß unabweisbar. — Polen klein für die Größe seines Besitzes, zu klein für das Glück Jagellos."

Hedwig. So lange Hedwig lebte, kam es zwischen dem Orden und Polen ni einem großen Krieg, ein Gefühl der Verehrung für ihn als eine kirchliche leitete die Königin. „Dieweilen wir leben, schrieb sie einmal vertraulich an Hochmeister, „darf sich der Orden nicht besorgen, sondern wenn wir todt habt ihr gewißlichen Krieg mit Polen!" — Ja, kurz vor ihrem frühen zerfiel sie sogar mit ihrem Gemahl wegen seiner Politik hinsichtlich des O Ihr opferreiches Leben endete früh, sie starb am 17. Juli 1399, nachdem am 22. Juni desselben Jahres ihr erstes Kind, ein Mädchen, geboren un darauf diese ihre einzige Hoffnung zu Grab hatte tragen sehen. Die T und Klagen der Unglücklichen, deren unermüdliche Wohlthäterin sie war, ihr nach. Sterbend gab sie ihrem Gemahl noch den Rath, sich wieder zu mählen, und zwar mit Anna von Cilly, um ein Unrecht ihres Vaters zu welcher Annas Mutter über dem Grabe Kasimirs für unehelich hatte er lassen. Ihre Habe vermachte sie theils den Armen, theils für die Wiederau tung der in Verfall gerathenen Universität Krakau. So endete diese edle T Ludwigs des Großen, die an Adel des Herzens ihren Vater gewiß übertraf.

Bald nach ihrem Tod kam es zum Entscheidungskampf mit dem O für den längst Alles vorbereitet war. Es war Jagal gelungen, seinen V Witold wieder dem Orden zu entfremden und zu seinem Bundesgenossen zu ma indem er ihm die Belehnung mit Litthauen und insbesondere mit Wilna verhieß Unerwartet fiel darauf 1392 Witold über die Hilfstruppen des Ordens her Herzog von Oppeln verpfändete damals das Dobrinerland an den Orden den Polen Anlaß gab, mit dem Krieg zu drohen. Dennoch ging der Hochmei auf einen Antrag Königs Sigismund und seiner Brüder Prokop und Joh

*) Caro III, S. 67.
**) Caro, III. 177—80.
***) Voigt. V. 605 ff.

n zu theilen, nicht ein. Diese Herren, sagte sein Abgeordneter, haben es also daß sie keinen König zu Polen mehr haben wollen, und meinen, Alles, was rits von Kalisch gelegen ist, nebst Masovien, sollte zu Preußen, und was its Kalisch ist, Krakau, Sandomir und die russischen Provinzen, sollte zu rn, was aber von der Warta westlich liegt, sollte der Mark und dem römi- König gehören *). Der Hochmeister entgegnete, nur wenn der Papst dem n das Kreuz und der Kaiser das Schwert gebe, so werde er auf solche Weise Kraft versuchen. Theilung Polens.

Auch Wallenrods Nachfolger, Konrad von Jungingen (1393—1407), kischen Geschlechtes, ein frommer, würdiger, strenger Mann, suchte sein ganzes den Frieden zu erhalten. Er war ein guter Haushälter, erweiterte den enhof" in Danzig, da es ein gutes Werk sei, die Elenden, Kranken und en zur Rast und zur Ruhe zu bringen. Er sicherte das Gebiet der Weichsel Dämme vor Ueberschwemmung; er hob das städtische Leben, indem er Aus- ungen entgegentrat und das Rechtswesen förderte. 1394 wurde in Marien- eine allgemeine Städteordnung entworfen; von Thorn und Königsberg noch vollständige „Willküren" vorhanden **). Er war für Hebung und Ge- ng der Handelsverhältnisse unermüdlich thätig, er half, den Seeräubern das werk zu legen. Der Orden eroberte damals die Insel Gothland. Bei den Hansa- spielte der Orden eine große Rolle. — 1394 fand ein Zug gegen Litthauen um Witold im Schach zu halten — 1399 ein Einfall in Samaiten. Der Jungingen. Witold.

ge und kühne Witold hatte damals den Plan, bei den Zwistigkeiten der en unter einander über das Schicksal von Batus Thron zu entscheiden, Ta- selbst zu vernichten und Moskau mit seinem Reich zu vereinigen. Er Frieden mit dem Orden, der ihm sogar eine auserlesene Schaar von 500 n mitgab. Der Kern des Heeres bestand aus Russen und Litthauern. Edegu, ühe Feldherr Timurs, trat ihm mit Uebermacht an dem Flüßchen Worskla n. „Warum ziehst du wider mich zu Feld?" ließ er Witold fragen. „Hab' deine Grenzen bewaffnet überschritten?" — Witold antwortete: „Gott gab e Herrschaft der Welt, zahle mir Tribut als Sohn und sei mein Sklave!" 3. August 1399 kam es zur Schlacht, 2 Stunden vor Sonnenuntergang. s Heer wurde von der Uebermacht erdrückt, auch die meisten Ordensritter — 1400 wurde Samaiten mit Hilfe Witolds dem Orden unterworfen. Bewohner wurden nach Preußen verpflanzt ***). Bald machte Witold wieder Umtriebe. Selbst der Papst schien gegen den Orden gewonnen, doch wußte chmeister einen Frieden zu erlangen, in welchem Jagello das Dobrinerland Zahlung von 50.000 Gulden zurückerhielt, Witold aber dem Orden Sa- zum ungestörten Besitz überließ. Mongolen. Schlacht an der Worskla.

Deßungeachtet brach bald ein Streit aus über Driesen, an der Grenze der rk, welcher die letzten Lebenstage des Hochmeisters verbitterte; voll Kummer das schwere Unglück der Ritter voraus und warnte aus Liebe zu seinem davor, das Meisteramt seinem kriegslustigen Bruder zu übertragen. Deß- htet wählte das Kapitel 1407 einstimmig Ulrich von Jungingen und kam der Streit um Driesen einen verschärften Charakter. Als Witold in iten, offenbar im Einverständniß mit Jagello, einen Aufstand erregte, ließ chmeister den König von Polen, den er längst durchschaut hatte, zur offenen rt auffordern, ob er dort für oder gegen den Orden auftreten werde. Ja- Driesen. Ulrich von Jungingen.

*) Caro III. 130.
**) Voigt VI. 6—13.
***) Voigt VI. 186—200.

gello ließ entgegensagen: Bei einem Krieg des Ordens gegen Litthauen werde der König seinem Verwandten Witold Beistand leisten, auch wolle er nicht mehr König von Polen heißen, wenn er nicht Driesen mit seinem Reich vereinigen könne. Als seine Unterhändler erklärten: „Hütet euch, ein Krieg mit Litthauen ist ein Krieg mit Polen" — entgegnete der Hochmeister: „Habt Dank für diese Offenheit, so will ich's denn lieber beim Haupt, als bei den Gliedern fassen, lieber besiedeltes und bebautes Land, als Oede und Wildniß aufsuchen" und sandte am 6. August 1409 dem König den Fehdebrief.

Krieg 1409. Die Grenzen des Dobrinerlandes wurden alsbald überschritten und Burgen genommen; auf der andern Seite erhob Witold Krieg im Samaiten. Doch der Polenkönig war nicht hinlänglich gerüstet und begann daher von Neuem Unterhandlungen und so ward ein Waffenstillstand geschlossen bis zum folgenden Johannistage, während dessen der Schiedsspruch des Königs Wenzel eingeholt werden solle. Dieser fällte 1410 den Spruch: „das Land Dobrin ist dem König von Polen zurückzugeben. Samaiten bleibt dem Orden. Driesen gehört dem König von Ungarn". Als die polnischen Gesandten ihre Zustimmung verweigerten, rief Wenzel zornig aus: „Nun sehen wir wohl, daß ihr eigentlich König von Polen seid, nicht aber euer Herr. Wollet ihr Krieg, wohlan, so wollen wir und unser Bruder, der König von Ungarn, dem Orden wider euch zur Seite stehen und mit des Herren Hilfe euch mit Heeresmacht in eure Grenze zurückweisen." Um Zeit zu gewinnen, unterhandelte nun Jagello mit dem König von Ungarn, reizte aber zugleich Witold gegen den Orden, so daß um Pfingsten 1410 der Hochmeister das Gebot erließ, „daß Jeder bereit stehen solle, auf den ersten Befehl zuzujagen *)," und nach allen Seiten an die Fürsten um Hilfe sandte und die Landesgrenzen besetzte. Endlich war Jagello gerüstet und brach auf, die Grenze zu überschreiten. Sein Heer soll sich auf 163.000 Mann belaufen haben, darunter 66.000 Reiter, Heiden, Mohammedaner, Armenier waren dabei und nicht weniger als 30.000 Tataren, während das Ordensheer nur 80.000 Mann zählte, darunter 46.000 Reiter, 33.000 Söldner aus Deutschland. Das Ziel des polnischen Heeres war Marienburg. Die Tataren übten, wo sie hinkamen, ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters Greuel aller Art. Beim Dorf Tannen-

Schlacht bei Tannenberg. berg, nahe bei Osterode, kamen beide Heere einander zu Gesicht. Ein furchtbarer Gewittersturm in der Nacht hatte die Wege aufgeweicht und den Marsch ermüdend gemacht. Das ist der Grund, warum der Hochmeister mit dem Zeichen zur Schlacht bis Mittag zögerte, obschon der Chronist meint, wenn er in der Frühe angegriffen, so hätten die Ritter die Ehre des Tages erworben. Aber das polnische Heer wollte aus Buschwerk und Wald nicht heraus. Deshalb sandte der Ordensmarschall an Jagello zwei bloße Schwerter. „Es ist Brauch kriegerischer Streiter," sagten die Herolde, „wenn ein Kriegsheer, zum Kampfe bereit, das andere erwartet, so sendet es diesem zwei Schwerter zu, um es zum gerechten Streit auf den Kampfplatz zu fordern. Sehet, so reichen auch wir euch jetzt zwei Schwerter entgegen, das eine für euch, den König, das andere für euch, Herzog Witold — im Namen des Meisters, des Marschalls und der Ritter des Ordens, auf daß ihr den Kampfplatz erwählet, wo ihr ihn wollt. Nehmt sie euch zu Hilfe dieser Schwerter zu Beginne des Streites. Aber zaudert nicht ferner und versäumt nicht die Zeit. Wozu verstecket ihr euch in die Wälder und verberget euch, um dem Kampfe auszuweichen, dem ihr doch nicht mehr entgehen könnt." Der König antwortete: „Wir haben nie von einem Andern Hilfe erbeten, außer von Gott. In seinem Namen nehmen wir die Schwerter an; doch die Walstatt zu wählen, ge-

*) Voigt VII. 73—76.

nicht, wo sie Gott uns gibt, wollen wir sie nehmen als gegeben und er- *)." — Es ist dies die Rede der Angst, trotz der Uebermacht, die auf seiner war.

Ungeduldig des Zögerns schritt am Mittag, wo heiß die Sonne vom ...el brannte, Witold zum Angriff vor. Mit Jubelruf nahm ihn der Orden Mit unglaublicher Tapferkeit wurde stundenlang auf beiden Seiten gestrit... ...ns Litthauer, Russen und Tataren ermattet zu weichen begannen. Ver... ...suchte Witold die flüchtigen Haufen zum Stillstand zu bringen. Manche mit Schrecken in ihre Heimath und verbreiteten die Nachricht, der Orden ...gesiegt. Auch auf dem linken Flügel des polnischen Heeres schien sich der für den Orden zu entscheiden und schon erschallte auf der ganzen Schlacht... ...er übliche Siegesgesang: „Christ ist erstanden!" — Allein der polnische ...haber Zindran, denn Jagello blieb klugerweise auf einem Hügel außer... ...er Schlacht, sandte immer neue Schaaren in die rechte Flanke der Ritter, das schon verlorene polnische Reichspanier wieder eroberten. Auch Witold ...us Wald und Busch immer neue Schaaren herbei, während das ganze Heer schon vom Kampf ermüdet war. Da der Augenblick der Entschei... ...ahte, riethen Viele dem Hochmeister, sich vor der Uebermacht zurückzuziehen ...den Burgen des Landes den Kampf fortzusetzen. „Das soll nicht ge... ...so Gott will," rief Ulrich von Jungingen, „denn wo so mancher brave ...neben uns gefallen ist, will ich nicht aus dem Feld reiten" — und sprengte ...Spitze von 16 Fähnlein, der letzten Kraft des Heeres, an die Stelle, ...König und das Reichspanier stand. Der kulmische Bannerführer Niko... ...on Renis flieht mit einigen Fähnlein vom Landesadel, deßungeachtet ...der Meister mit der übrigen Freundesschaar vor. Massen von feindlichen ...umschließen sein Häuflein. Ein entsetzliches Mordgewühl beginnt. Da ...der Hochmeister in Brust und Stirne getroffen, nachdem er Allen im ...durch Heldenmuth vorgeleuchtet, vom Streitroß und bald liegen um ...Gebietiger, Freunde, die Tapfersten der Tapfern, welche diesen Tag ...erleben wollten. Eine Stunde vor Sonnenuntergang war die Schlacht ...den. Die Blüthe des Ordens war hingemäht, mehr als 200 Ritter, ...vom gemeinen Kriegsvolk. Jagello soll 60.000 Mann verloren haben. Tag und seine Folgen hat die Kraft des Ordens gebrochen, aber er ...nter im Glanze seines Ruhmes. Der Rest des Ordensheeres zog sich spät ...end, von den Feinden, deren Schaaren unerschöpflich schienen, gedrängt, Lager zurück. Die Polen blieben zwei Tage auf dem Schlachtfelde ...um die Beute zu sammeln **).

Ruhm im Unglück.

Folgen der Schlacht.

Der Schlag wirkte betäubend. Nicht blos der Orden, der ganze Staat, gegründet, einer der wohlgeordnetsten jener Zeit, schien vernichtet. Allen

*) Voigt VII im Anhang gibt den Plan der Schlacht.
**) Voigt VII. 86 100. Caro III.

entsank der Muth. Städte, Burgen ohne Besatzung, ohne Geschütz fielen n nacheinander. Der König drang bis Marienburg vor, Alles mit Feuer Schwert verheerend. Manche Ritter waren so sehr überzeugt, daß jetzt Alles loren sei, daß sie eilig Geld und Gut zusammenrafften und nach Deutsch entflohen. Da zeigte Graf Heinrich von Plauen, Comthur von Schwez, ein Mann von Muth in der Noth werth sei.

Heinrich von Plauen. Von Pommern, wo er zum Schutze der Grenze aufgestellt war, nach rienburg eilend, wußte Heinrich zur Vertheidigung dieses Hauptsitzes des anzufeuern. Die Stadt, die nicht zu halten war, ließ er in Flammen au Marienburg. Lebensmittel und Bewohner brachte er in die Burg, deren Vertheidigung er übernahm, nachdem ihn die wenigen anwesenden Ritter zum Statthalter mi sterlicher Macht ernannt hatten. Vergebens beschoß der Feind die Mauern wagte Sturm auf Sturm, Heinrich von Plauen machte sogar kühne A deren Gelingen den Muth der ritterlichen Besatzung erhöhte. Bei einer lung bestand der König auf der Uebergabe von Marienburg, während H von Plauen für den Frieden nur das Kulmerland, Michelau und Po und Entscheidung der Streitfrage durch den Papst, Kaiser und die Rei angeboten haben soll. Jagello aber meinte, gewonnene Lande könne er Geschenke für den Frieden annehmen, und so währte die Belagerung fort. gab den Bedrängten ein eingebrachtes Schreiben Sigismunds, worin er Entsatz verhieß. Krankheiten, Fröste und Mangel nöthigten bald Jagel Frieden unter den Bedingungen anzunehmen, die ihm Heinrich schon gestellt Allein Heinrich von Plauen wies jetzt den Frieden stolz zurück und am 1 tember wurde die Belagerung aufgehoben, wenn die Feinde auch mit viel und Beute beladen heimkehrten.

Bald nahmen die Ritter eine Reihe der ihnen entrissenen Burgen Friede zu Thorn. und am 1. Februar 1411 kam es zwischen beiden Theilen zum Frie Thorn, in welchem die eroberten Burgen und Städte alle wieder zurück die Kriegsgefangenen entlassen wurden und nur das Land Samaiten dem Kö dem Großfürsten für ihre Lebenszeit verbleiben und erst nach ihrem T den Orden zurückfallen sollte, Dobrinerland und alle früheren Besitzunge Königs sollten der Krone Polen, Pommern, Michelau, Kulmerland dagegen Orden wieder zufallen. Den Streit über Driesen solle ein Schiedsgericht, genfalls der Papst, entscheiden.

Kaum war der Frieden abgeschlossen, so erhielt der Hochmeister, der 9. November 1410 war Heinrich von Plauen als Retter von Marienburg müthig zu dieser Würde erkoren worden, von Sigismund die Nachricht, jetzt Erbherr von Brandenburg und werde dem Orden kräftige Hilfe leisten Botschaft kam zu spät. Der Friede war geschlossen, aber die Lage des Hochm Geldnoth im Orden. eine äußerst kummervolle. Die Kriegsrüstung, der Sold, die Verheerung Feinde, die Nothwendigkeit, die zerstörten Burgen wieder aufzubauen, ha Geldmittel des Ordens erschöpft. Der Hochmeister mußte zum ersten Mal Schoß. allgemeinen Schoß (Landsteuer) ausschreiben, jeder Ordensunterthan, auch G liche und Mönche, mußten beisteuern. Jagello meinte es nicht ehrlich mit dem F den und das energische Durchgreifen des Hochmeisters, wozu die Noth ihn

tte ihm im Orden selber Feinde. Männer, die sich auf dem Schlachtfeld
Tannenberg feig gezeigt, standen an der Spitze einer Verbindung, welche den Ver-
meister absetzen, im Nothfall ermorden wollte. Die Verschwörung ward ent- schwö-
aber auch zu Tag gebracht, daß den Verschworenen Beihilfe aus Litthauen rung.
Polen versprochen war. Der Hochmeister mußte also zu neuem Kriege rüsten.
wandte sich an die Höfe von Frankreich und England, er rief Wenzel von
ten als Haupt der Christenheit an, auf Erden habe er nebst Gott keinen
n Trost. Die Ueberzeugung, daß mit dem Orden auch die Nordostgrenze des
es bedroht sei, lebte in Vielen. Sigismund drohte mit Krieg, wenn „diesem Sigis-
Schild der ganzen Christenheit" Gewalt und Unbill geschehe, und trug sich mund.
Zeit mit dem Gedanken, den Orden mit Polen zu versöhnen und mit
beider die Türken aus Europa zu verjagen. Wäre er in seiner Politik nur
beharrlicher gewesen! Aber so verlangte er 1412 vom Orden, dieser solle
Polenkönig für die noch rückständige Geldsumme als Unterpfand die Neu-
mit dem Hause Driesen einräumen. Dies hielt aber der Hochmeister für
fährlich, schrieb einen neuen Schoß aus, den Polenkönig zu befriedigen, und
in der Noth und in der Ueberzeugung, daß ohne ein engeres Anschließen
e Stände des Landes der Orden und ohne kräftigere Unterstützung des
s das Land nicht lange mehr könne frei erhalten werden, zur Errichtung
Landesrathes. 1412 ward auf einem Tag zu Elbing bestimmt, daß fort- Landes-
0 der Vornehmsten vom Adel und 27 Vertreter der Städte in den Rath des rath.
s zur Theilnahme an der Landesverwaltung, zur Mitwissenschaft aller wich-
andesangelegenheiten und aller das Land betreffenden wichtigen Unterneh-
n, wie Kriegsbündnisse, Verträge, sollen aufgenommen werden. Ein folgen-
r Schritt! Der Hochmeister entfernte sich dadurch ohne Zweifel die Gemüther
ltiger: als er zu einem neuen Krieg gegen Witold rüsten mußte, wollten
diese noch die Vertreter der Städte Etwas davon wissen. Um alle Fesseln
hen, berief der Hochmeister 1413 ein Ordenscapitel; hier aber wurde er
Marschall der Eigenmächtigkeit und Gewaltthätigkeit angeklagt und das Ca-
schloß, ihm die Zeichen des Meisteramtes abzunehmen. Obschon tief ge-
durch den Undank, legte der Retter von Marienburg dennoch ohne Wider-
ne Würde nieder. Er war ein Opfer seiner Ueberzeugung von der Noth-
keit des Krieges und seiner Entschlossenheit, lieber gleich Alles auf die
des Schwertes zu stellen, als durch arglistige Unterhandlungen sich hinziehen
en und den rechten Augenblick zu verlieren. Sein Ankläger ward später in
e Lage und zur selben Ueberzeugung gebracht. Daß aber ein Hochmeister Verfall
seines kriegerischen Eifers gegen einen treulosen Feind, und weil er in der des Ordens.
alle Kräfte in seiner Hand zusammennehmen mußte, unter dem Vorwand
igenwilligkeit abgesetzt werden konnte, zeigt einen tiefen Verfall vor und daß
lieber in Ruhe glückliche Tage verleben, denn für das Kreuz kämpfen wollten,
aß die frühere Zucht und Strenge bei der Aufnahme und das brüderliche
men aufgehört haben mußten. Der Orden krankte bereits an unheilbaren
en.

Der Ankläger Heinrichs von Plauen, Michael Küchmeister von Stern- Küch-
aus fränkischem Geschlecht, wurde jetzt Hochmeister (1414—1422) und be- meister.
sein Amt mit Schritten der Annäherung an Polen. Früher schon hatte er
nterhandlungen, die in Ofen über den Frieden gepflogen wurden, geleitet.
hen Sieg bei Tannenberg war Jagello für Sigismund nicht minder ge- Sigis-
h geworden, als für den Orden, und es ist leicht begreiflich, daß die Tren- mund.
von Polen und Litthauen in den Wünschen des Luxemburgers lag. Deßhalb
r schon 1410 Witold den Rath, er solle vom Papst und vom Kaiser un-

Witold. mittelbar die Krone annehmen. Witold besaß damals eine solche Macht, daß, w er zum griechischen Bekenntniß griff, er ganz Rußland an sich zu reißen mochte. Zu diesem Wechsel zu rathen, dazu war Sigismund zu sehr Katholik, da seine Mahnung, Witold sollte sich in Wilna als König ausrufen lassen. Witold blieb, wenigstens politisch — denn in seinem Verfahren sahen wir Ri von religiösen Bedenken — bei der abendländischen Kirche. Für Polen hätte Uebertritt Witolds zur griechischen Kirche verhängnißvoll werden können. Ruß hätte dann früher schon einen großen Theil von Polen an sich gezogen.

Horodlo. Indeß kam es jetzt anders. In Horodlo am Bug fand im Oktober 1 eine Versammlung polnischer Adeliger und litthauischer Bojaren statt. heißt in den amtlichen Schriftstücken Generalconvent oder Parlament. hören nur von Bischöfen, Würdenträgern, Großen, aber nicht von Bern von Städten, von Landboten. Hier wurden die Bojaren zu polnischen Ri Bojaren. erhoben, dergestalt, daß immer ein litthauischer Bojar in eine der pol Sippen als Mitglied aufgenommen wurde und all' die Rechte, Freiheiten, schlechtsnamen und Wappen erhielt, deren sich der betreffende polnische schlechtsverband bis dahin erfreute. 47 solcher Bojaren waren von Wi diese Ehre vorgeschlagen, sie waren ohne Zweifel alle Bekenner der rö Kirche. Die Anhänger des byzantinischen Bekenntnisses blieben Knechte*). neuen Rittern wurde das freie Verfügungs- und Vererbungsrecht ihres abermals zuerkannt, die Befugniß aber, Töchter, Schwestern, weibliche wandte zu verheirathen, dahin eingeschränkt, daß sie nur katholischen Ri zur Ehe gegeben werden können. Das wichtigste Zugeständniß aber war: Adeligen des polnischen Reiches und der Länder Litthauens werden zum theile und Nutzen des Reiches Convente und Parlamente abhalten, wa mer es nöthig sein sollte, in Lublin oder Parczow oder an einem ande senden Orte, unter Zustimmung und Einwilligung der Fürsten." Damit der Adel Polens und Litthauens geeinigt und beruht auf ihm die eig Gewalt des Staates und ist also das litthauische Leben in das katholi polnische Leben hineingezogen. Für Polen zunächst war dies Verstärkung. minder war für Jagello die Absetzung des Hochmeisters ein großer Vor deßgleichen, daß Michael Küchmeister die Rüstungsvorkehrungen seines gängers wieder abstellte. Damals war in Polen „große Sterbung." hatte kein Heer auf den Beinen und ließ sich darum gerne in Unterhandl Verhandlung zu Grabau. ein, die an Ostern 1414 in Grabau eröffnet wurden. Der Hochmeister w den Frieden, der König schien ihm nicht abgeneigt; wie der Ordenschroni richtet, schieden sie friedlich von einander. Aber die polnischen Großen, der Tag von Horodlo das Selbstgefühl gesteigert hatte, wollten Krieg. ihrer Ansicht hatte der König den Sieg von Tannenberg zu wenig ausgebe und im Frieden zu Thorn zu wenig verlangt. Sie wußten wohl, würde

*) Das besagt der Wortlaut der Urkunde vom 28. Dec. 1418. Caro III 4

ben je wieder kräftig, so ließe er den Tag von Tannenberg nicht ungerochen. rum wollten sie ihn schwächen und nicht wieder aufkommen lassen *), darum llten sie Forderungen, die nicht angenommen werden konnten; sie verlangten merellen, Kulm und Michelau, Nessau und Umgegend, die strittigen idte der Neumark, Driesen, ferner Verzicht auf Samogitien und Sudauen Schadenersatz in einem Umfang, daß der Orden vollkommen verarmt **). Forderung der Polen.

Das hieß offen sprechen. Wie war der richtige Blick Heinrichs von Plauen gerechtfertigt! Mußte der neue Hochmeister doch jetzt offen zugestehen, ein r Uebermuth sei nicht länger zu dulden, und ließ er Vorbereitungen treffen gegen gewaltigen Angriff. Aber da nicht schnell ein Heer zu bekommen war, e der Orden das offene Land preisgeben und sich auf Vertheidigung der en beschränken oder, wie ein Zeitgenosse sagt, den Krieg auf skythische Weise n, das heißt, die Lebensmittel selbst vernichten, durch Mangel den Feind in genheit bringen und zum Rückzug nöthigen. Daher heißt der Feldzug von in der polnischen Geschichte der Hungerkrieg ***). Diesmal hielten die haften, — Dank der Errichtung des Landesrathes durch Heinrich von Plauen t dem Orden. Der Schaden, den sie erlitten, war ungeheuer. Die Tataren, Jagello und Witold in das Ordensland führten, hausten wie Barbaren ändung der Frauen, Kinder durchstach man „wie Ferkel und trat sie mit ßen." Die Burgen behaupteten sich in der Regel. Straßburg hielt das eer drei Wochen auf. Hunger und Pest räumten im Heere des Königs auf, und dazu hatte Jagello dem Adel noch den erlittenen Schaden zu n, daher sagte der Chronist: „der König von Polen hatte keinen Frommen Preußen genommen." Nach neun Wochen zog sich der König zurück. Die n hausten auf dem Rückzug in Masovien wie im Feindesland. Aber wie st die Noth im Orden! Der Hochmeister mußte alles Silbergeschirr einen lassen, Anlehen aufnehmen, um die Söldner zu bezahlen. In Deutschah man mit Schmerz dem Untergang des Ordens entgegen. Die öffentliche ng zwang den römischen König einzuschreiten; Entscheidung der Streitsache das Concil von Constanz war die Losung. Um den König zu gewinnen, te Papst Johann XXIII. Witold und Jagal zu Generalvicaren der römikirche für die Länder Pskow und Nowgorod, doch solle den Rechten und der nkeit des erstern durch die Ernennung des letztern kein Eintrag geschehen. Augenblick schien die Vereinigung wenigstens eines Theiles der griechischen r lateinischen Kirche in Aussicht zu stehen. Russische Bischöfe erschienen stanz, zogen aber nach einiger Zeit wieder ab mit der Erklärung, sie bleiben, was sie vordem gewesen. Paul Wladimir wollte in einer Schrift germanische Nation nachweisen, daß weder Kaiser noch Papst das Recht den Krieg gegen die Heiden zu gebieten, thäten sie es dennoch, so könnten bestens das Land und Gut der Heiden nicht verschenken. Das hieß mit Worten, das ganze Gut, den ganzen Besitzstand des Ordens in Frage Der König und das Concil wünschten Frieden zwischen dem Orden und um die Kräfte beider gegen die Türken zu richten, die damals in Ungarn

Hungerkrieg. Concil zu Constanz.

*) Caro III. 424.
**) Caro III. 425.
***) Expeditio famelica.

vordrangen. Jagello war aber wenig empfänglich für die Rolle eines neuen M
kabäers, die ihm das Concil zudachte; er stellte nur diplomatische Verwend
beim Sultan in Aussicht. Der Orden wie seine Gegner klagten beim Co
wider einander. Witold sandte 60 Samogiten, um die Behauptung der Orde
ritter zu widerlegen, daß das Christenthum in Samogitien noch keinen Ein
gefunden hätte. Der Hochmeister klagte, daß die Polen und Litthauer treulos
Land verheerten, daß man ihn zum Kriege reizen und ihm schließlich den Friede
bruch zuschreiben wollte. König Sigismund stellte als Grundlage eines f
Friedens auf, der Orden solle sein Land vom Reich zu Lehen nehmen, solle
ihn die Zipser Gespanschaft auslösen und die Neumark an Polen abtreten.
Falkenberg. Dominikaner aus Kamin in Pommern, Johann Falkenberg, bezeichnete
einer Schmähschrift Jagello als götzendienerischen Verführer seines Volks und
Polen als eine Ketzerrotte, gegen welche ein Kreuzzug der europäischen Chri
heit ein sehr verdienstliches Werk wäre. Der Erzbischof von Gnesen klagte
den Verfasser, der 1415 in Constanz verhaftet wurde. Der Hochmeister,
Betreiben man das Pamphlet zuschrieb, wies nach, daß er seine Genehmigung
Verbreitung desselben als skandalös und injuriös verweigert habe *). Das
lein wurde als Lästerschrift mit Füßen getreten, aber nicht verbrannt, we
keine Ketzerei enthalte, und Frankenberg wurde gefangen gehalten, bis er
rief. — Am 7. Oktober 1414 wurde durch einen Legaten ein Waffenst
auf zwei Jahre vermittelt. Auf Witolds Vorschlag kam es 1416 zu neuen
Welun. densverhandlungen in Welun, bei welchen die Ritter den ungeschmälerten
sitz aller Länder forderten, auf welche sie Rechtstitel besaßen. Der neue
Martin V., hatte den Friedensbruch wider den Orden mit Bann und In
bedroht, — überhaupt hatten die Verhandlungen zu Constanz dem Orden
die Gunst der öffentlichen Meinung gewonnen. Der Orden wollte den Pap
Schiedsrichter des Streites, Jagello den König Sigismund, er getraute si
bei diesem dahin zu bringen, daß der Orden in Preußen aufgehoben und
Cypern versetzt werde, weil er dort der Christenheit viel nützlicher werden
Sigismund grollte, daß der Orden des Reiches oberste Autorität als
scheidende nicht anerkennen wolle. Jagello aber lag damals in Hader mit
Adel wegen seiner dritten Gemahlin, Elisabeth Grabowska (1417—19),
Krönung die Polen nicht beiwohnen wollten. Es kam zu bittern Worten **):
ihr neulich bei uns in Korczyn waret, bat ich euch, daß ihr mich mit
Weibe ziehen lasset auf mein väterliches Erbe und meine Tochter gebet, wen
wollt, und euch zum König machet, wen ihr wollt." Die Großpolen entgegnet
„Ihr seid unser Herr und König und mögt thun, was ihr wollt! Ihr hab
alle fünf Kronen in Eurer Schatzkammer; lasset sie aufsetzen, eine, zwei,
fünf, dessen seid ihr mächtig zu einem Weibe, nicht aber zu einem Reiche."
Elisabeth war dem Orden geneigt, wie einst Hedwig. Nach ihrem Tode
war schon wieder ein polnisches Heer auf dem Marsch gegen die Grenze Preu
als es einem päpstlichen Legaten gelang, den Waffenstillstand zu verläng
Rückzugskrieg. Wegen der unerwarteten Unterbrechung heißt dieser Krieg bei den Polen
Rückzugskrieg. Indeß legten die Kurfürsten die Bedeutung des Or
Sigismund dringend ans Herz: er sei der ganzen Christenheit ein fester, nützl
und löblicher Friedensschild und alles Adels getreuer Aufenthalt viele Jahre
gewesen und sei es zur Zeit noch. So that denn am 6. Januar 1420 Sigism

*) Voigt VII. 301—21.
**) Caro, III. 483.
***) Expeditio reversalis. Caro III. 498.

Breslau den Schiedsspruch: „Alle Straßen sind für die Unterthanen beider Schiedsspruch zu Breslau
ile frei und sicher; der Friede zu Thorn soll in allen Punkten in Kraft er-
ten werden; die Grenzen von Pommern, Kulmer- und Michelauerland bleiben
Verhältniß, wie es frühere Verträge bestimmten. Der Orden zahlt dem Kö-
von Polen binnen zwei Jahren 25.000 fl." So der Schiedsspruch zu Breslau,
her dem Jagello so unerwartet kam, daß er über Sigismunds Falschheit klagte:
r habe nicht Friede geschaffen, sondern blutige Schwerter zwischen beide
ile geworfen. Auch Witold erklärte, Samaitenland dürfe nie mehr zurück-
ben werden. Der Friede konnte also nicht von Bestand sein, zumal Jagello
euerte, er werde den Orden noch so beugen, daß er nach seinem Tode Polen
t mehr schaden könne. Die Schwierigkeiten steigerten sich immer mehr. Der
en ward beim Papst verklagt, Jagello stiftete den Adel der Neumark gegen
auf, schloß Bündnisse mit den Fürsten gegen die Ritter, deren Gebiet man
in Voraus vertheilte. Jagello suchte nur einen Anlaß, um den Orden des
densbruchs anzuklagen. König Sigismund sprach zwar für den Orden, aber
Theilnahme war eher eine Last für denselben und wir dürften die Lage
Hochmeisters als die kummervollste ansehen, wenn auch das Schreiben an
smund verloren gegangen wäre, worin er sagt: „Gott sei mein Zeuge. Es
meinem Herzen eine solche Pein und Qual, daß ich deß die Fülle nicht zu
ben weiß." Und in der That war die Lage des Ordens schwer; rief er
Papst um Schutz an, so grollte der König, und folgte er dem Willen Sigis-
s, so klagte man gegen ihn beim Papst. Michael Küchmeister war in seinen
ungen geknickt und fühlte sich bei hohem Alter und gebrochen durch eine
liche Krankheit der Schwierigkeit der Lage nicht gewachsen und legte darum
seine Würde nieder. Für das Wohl des Landes hat er unter Bedrängnissen
Art gethan, was möglich war. Die Verbindung des Landes mit dem Orden
übrigens immer lockerer. Wir hören, daß den Städten bei der Huldigung
jeder Meisterwahl die Privilegien erweitert werden mußten, daß dem Lan-
el die Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern zugestanden wurde, ferner den Ab-
neten, daß sie wegen ihrer Meinungsäußerungen auf Berathungstagen keinerlei
den erleiden sollten*).

Paul von Rußdorf, ein Rheinländer, wurde jetzt Hochmeister (1422—41), Rußdorf.
er Chronist des Ordens sagt: „ein Mann von hohem, klugem und witzigem
nd," der selbst bei den Polen große Achtung genoß. Spötter nannten ihn
eiligen Geist. Gewiß ist, er war nicht im Stand, der Parteiung im Orden
enzuarbeiten wie der zunehmenden Entsittlichung. Er wollte durch Frieden
Wohlstand des Landes heben; viele Ritter nannten ihn darum „eine blöde
und einen verzagten Mann" **). Jagello dagegen wollte Krieg und der
fürst von Litthauen stand ihm zur Seite. 1422 brach ein Feindesheer von Krieg 1422.
00 Mann auf dem nämlichen Weg, wie vor der Schlacht bei Tannenberg,
Kulmerland ein, drängte die Heerhaufen des Ordens überall zurück und
verheerend bis Marienburg vor. Der römische König hatte zwar Hilfe ver-
en, aber sie kam nicht, und indeß wurde die Lage des Ordens mit jedem
trostloser. Golub wurde von Witold erstürmt, daher heißt dieser Krieg auch
Golubische. Die Tataren und Walachen im Feindesheer verübten die fürch- Golub.
sten Gräuel, mißhandelten die Frauen, hingen Priester an den Füßen auf,
die Hostien aus den heiligen Gefäßen, stampften sie mit Füßen und riefen

*) Voigt VII. 406.
**) Voigt VII. 427, 440, 447, 449.

höhnend: „Das ist der Christen Gott, laßt sehen, ob er sich helfen kann." Kul fiel nach kurzem Widerstand. Da keine Hilfe aus Deutschland kam, da die Stän des Landes sich auf einem Tag von Marienwerder dringend für den Frieden aus sprachen, so schloß der Hochmeister am Melnosee 1422 nothgedrungen Friede trat das Gebiet von Nessau, Samaiten und Sudauen ab. Dagegen sollten Pom mern, Kulmer- und Michelauerland dem Orden verbleiben.

Friede zu Melno.

Der drohende Abfall des Landes hatte den Hochmeister gezwungen, wie Uebermacht des Feindes. Wie bitter war die Lage! Das Mißtrauen Jage war trotz aller Abtretungen nicht überwunden. Kreuzfahrer nahten und wol vom Frieden Nichts wissen. Der Deutschmeister meldete, daß die Fürsten einem Tage zu Frankfurt befunden, der Orden habe gar weichlich und lüder seinen Feinden sich widersetzt und leichtsinnig Schlösser, Lande und Leute überge welche die Altvordern mit vielem Blutvergießen gewonnen, und darum verwei er die Genehmigung des Friedens *). Also Vorwürfe überall und von le Seite her Hilfe! Der Friede war abgeschlossen und der Hochmeister wollte nur noch erhalten, sonst hätte er sogleich seine Würde niedergelegt. Dazu Schaden durch furchtbare Stürme und schließlich von Sigismund die Anforder ein ansehnliches Heer zum Kriege gegen die Hussiten zu stellen.

Traurige Lage.

Witold.

Uebrigens näherte sich jetzt Witold dem Hochmeister **). Bei me Streitigkeiten, die zu einem neuen Krieg zu führen drohten, wußte er Ja zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Der schlaue Mann wußte zu gut, daß in Fall des Ordens er selber hineingezogen werde. Siegten die Polen gänzlich war jede Aussicht auf eine Selbständigkeit Litthauens dahin. Jagello al und wurde immer mehr willenlos. Witold trug sich mit weitreichenden Plä nicht blos auf eine Königskrone, sondern auch auf Nachfolge in Polen und H schaft in Böhmen. Der Hussitismus eröffnete weite Aussichten. In Polen derselbe allerdings keine Zukunft, obschon Hieronymus von Prag in Kr mit Beifall dafür gepredigt hatte, und ein Zeitgenosse bemerkt mit Recht: Boden sei zu dürr, um den Samen des Hussitismus aufzunehmen un Frucht zu bringen ***). Wenn Jagello hin und wieder dem Hussitismus günstig zeigte, so kam dies nur aus der politischen Parteistellung her, — im zen hing er der Kirche an, wenn er sie auch nur in Aeußerlichkeiten verst Als sein Vetter Korybut nach Böhmen ging, jammerte Jagello über diese besonnenheit: „er könne nicht genug Thränen vergießen über den Mißgriff d Mannes, dem er so viele Wohlthaten erwiesen habe, über dieses abscheuliche fluchwürdige Beginnen." Witold hingegen hatte vertraute Beziehung zu Hussiten und ihn wollten sie zum König haben. An seinem Hofe sprach sich laut gegen die Verurtheilung des Huß aus. Viele seiner Unterthanen w längst Calixtiner. Ueberhaupt hatte Witold in Slavenländern einen großen und ein Anhänger der hussitischen Lehre äußerte sich: wenn er von Gott

Korybut.

*) Voigt VII. 472. ff.
**) Voigt VII. ff.
***) Caro VII. 514.

acht bekäme, so würde er keine Sigismunde und keine Jagellos schaffen, ndern nur Witolde. Lange war eine böhmische Gesandtschaft an Witolds f, und als sich einmal in Prag die Nachricht verbreitete, er habe die Krone öhmens angenommen, so nannte man dies eine Eingebung Gottes und die eude darüber war unermeßlich. Jagellos Tochter Hedwig war damals Jahre alt, man verhandelte über ihre Vermählung mit Friedrich II, Sohn Kurfürsten von Brandenburg. König Sigismund, der den aufstrebenden henzoller zum Kurfürsten erhoben, war in Verzweiflung darüber. Deß- achtet schloß dieser am 8. April 1421 den Verlobungsvertrag ab: sterbe König ohne Nachkommen, so solle seine Tochter und der brandenburgische nz den Thron erben; bekomme aber Jagello noch Söhne, so erhalte Hedwig Mitgift von 100.000 Goldgulden. Witold, dessen Ehrgeiz dieser Vertrag ersprach, rieth dem 72jährigen Jagello zu einer vierten Heirath, und zwar einer russischen Prinzessin. Bekam Jagello noch einen Sohn, so war der trag mit Brandenburg gewichtlos. Zu gleicher Zeit ließ er den Böhmen n, er werde für sie einschreiten, bedeutete aber auch Jagello, er habe dabei r die Absicht, die Abtrünnigen wieder zur römischen Kirche zurückzuführen, alle Gewaltmaßregeln den Trotz der Böhmen nur steigerten. Jagello ver- lte sich in der That mit Sophia oder Sonka, der Tochter des ehemaligen n von Kiew. Witold hoffte, sie werde beim schwachen Manne die Für- rin seiner Pläne sein. 1424 wurde sie in Krakau gekrönt. Im gleichen gebar sie dem 76jährigen Greis einen Sohn Wladislaw. Jagello war für sich, nicht für seine Erben als König anerkannt; sollte sein Sohn Erbe Krone werden, so mußte er es vom Adel erkaufen. Dies geschah 1425 auf Reichstag zu Brzesc in Kujavien. Hier mußte er zunächst dem Adel alle Briefe, Rechte und Freiheiten bestätigen, dem geistlichen, wie dem welt- l, d. h. nur Adelige sollten fortan die höhern geistlichen Würden haben. Emancipation des polnischen Klerus von jener Weltbürgerlichkeit, die das ene Zeichen der katholischen Hierarchie ist, war damit ausgesprochen ***)." weitere Forderung des Adels war, daß Niemand verhaftet werden dürfe, i denn von dem ordentlichen zuständigen Richter dazu verurtheilt, oder bei s Capitalverbrechen unmittelbar ertappt. Das Münzrecht wurde nur von Bewilligung des Reichstages abhängig gemacht. Für einen auswärtigen müsse der König jede Lanze mit 5 Mark zum voraus bezahlen. Das gthum war zum Schatten heruntergezogen. Als Jagello sich weigerte, die nde zu genehmigen, verlangte der Reichstag die Anerkennung zurück die ergrimmten Magnaten hieben vor den Augen des erschrockenen Königs Pergament in Stücke.

Hedwig.

Reichstag zu Brzesc.

*) Vgl. B. III. S. 944. 946.
**) Caro III. 523.
***) Caro III. 590. Theiner. Monum. Pol. II. 37.

Sonka. Man schrieb Sophia den Widerstand des Königs zu, und als sie 1426 un 1427 jedesmal eines Sohnes genas, zieh der Adel sie des Ehebruches. Witol nahm sich ihrer an. Die ärgste Demüthigung erfuhr aber Jagello, als bei A ordnung einer Gesandtschaft, die ihn vor dem Concil zu Basel wegen der Hi neigung zu den Hussiten rechtfertigen sollte, der Bischof von Krakau ihm in na drucksvoller Rede Laster aller Art, Schwelgerei, Geiz, Versäumniß des Got dienstes, Bedrückung der Geistlichkeit, Nachlässigkeit in der Reichsverwaltung, V schlechterung der Landesmünze vorwarf. Der König vergoß Thränen des Zor als er aber über Frechheit klagte, erhob sich die ganze Versammlung und erkl einmüthig, der Bischof habe Recht. In tiefem Schmerz verließ Jagello die V sammlung und stellte einige schreiende Mißbräuche ab*).

So mächtig war der Adel, so schwach der König in Polen. Begreiflich, d Witold Litthauen von Polen unabhängig machen wollte. Er wünschte sich als Kö von Litthauen krönen zu lassen, und dem Orden konnte nichts erwünschter se als Litthauen und Polen getrennt zu sehen! Deshalb näherte sich Witold d Orden mit freundschaftlichen Gesinnungen, Geschenke wurde ausgetauscht, eine V mittlung mit Polen angeboten. Die Unabhängigkeit Litthauens war auch im V theil Sigismunds, wie des Ordens. Der römische König versprach Witold U

Congreß zu Luczk. stützung seiner Pläne. In Luzk, der Hauptstadt Wolhyniens, kamen 1429 geordnete des Hochmeisters, Witold, Jagello, und Sigismund zusammen; der war angeblich Besprechung über einen gemeinsamen Krieg gegen die Türken Hussiten. Als Sigmund für Witolds Königsplan zu Jagello sprach, zeigte dieser wider Erwarten geneigt, nur müsse er vorher das Urtheil seiner Gr darüber vernehmen. Die Polen aber sprachen gegen den Plan auf's heftigste Witold kam bald zur Ueberzeugung, Jagello unterstütze insgeheim ihren Wi stand, und schrieb dem König bittere Worte darüber, daß er die Herzoge und He Litthauens zu Vasallen seiner Krone machen wolle, da sie doch immer und keinem Lande zinspflichtig gewesen seien. Jagello hingegen reizte jetzt geheim die Türken und Hussiten zum Krieg gegen Sigismund, welcher Wi eine Krone sandte. Schon wurden in Wilna Vorbereitungen zur Krönung troffen und Gäste strömten von allen Seiten herbei, da starb Witold am 27. O

Witold † ber 1430 in Folge eines Sturzes vom Pferde, nachdem er über ein halbes J hundert lang das Schicksal des Nordostens bestimmt hatte, — ein reichbega rastlos strebender Mann; wie Caro meint***), ähnlich der unbegrenzten od Natur der Steppe, über die er regierte. „Wer heute sich über die Anlage und schaffenheit unverdorbener großrussischer Bauern versenkt, wird alle die Z wiederfinden, die bei dem Großfürsten sich, nach Maßgabe seiner Stellung u der Objecte seines Berufes nur gesteigert und vielfach durchkreuzt, durch Einflüsse des Abendlandes zeigten. Jene verschleudernde Freigebigkeit, jene üb strömende Lust am Geben, die nicht sowohl der Großherzigkeit, als vielmehr ei gewissen Gleichgiltigkeit gegen die geschichtliche Dauer und Haltbarkeit des B sitzes entspringt, war ihm im hohen Grade eigen."

Gewiß ist, mit Witold's Tod fiel die letzte Schranke des polnischen Ade Zwar wurde Swidrigal, der Bruder Jagellos, von den Bojaren Litthauens a den großfürstlichen Stuhl erhoben und der Polenkönig gab wider Willen se

Swidrigal. Zustimmung, allein Mißtrauen herrschte zwischen beiden. Swidrigal näherte

*) Voigt VII. 633.
**) Voigt VII. 325—45.
***) Caro III. 624.

n Orden, 1436 schloß er mit dem Hochmeister zu Christmemel ein Bündniß, Bund zu Christmemel.
welchem sie sich gegen jeden Feind mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen
sprachen, keiner von ihnen solle mit irgend Jemand ein Bündniß oder einen
ihnvertrag eingehen, ohne zugleich den andern mit einzuschließen. — Alsbald
ann wieder der Krieg. Im Absagebrief betonte der Hochmeister, daß der König
en Bruder aufgefordert habe, mit ihm gemeinschaftlich den Orden zu ver-
ten, und setzte sein Heer gegen Polen in Bewegung. Da traf plötzlich die
richt ein, Swidrigal habe mit dem König einen Waffenstillstand geschlossen
auch den Orden in denselben mit einbedungen. Deßungeachtet mußte man
ßtet bleiben, denn man kannte Jagellos Gesinnung, und wußte, wie er alle
tel der List und Schlauheit aufbiete, um den Großfürsten zum Bund gegen
Ritter eng an sich zu ketten. Nun sollte 1432 in Russisch-Brzesc zwischen
Hochmeister, dem König und Swidrigal über den Frieden verhandelt werden;
dem Wege dahin aber wurde letzterer vom Herzog Sigismund, dem Bruder Sigismund.
olds und Fürsten von Narodub, überfallen und vom Fürstenstuhl verdrängt.
r die Russen blieben Swidrigal treu. Neue Hoffnung für Jagello, Litthauen
n den Orden auf seine Seite zu ziehen! Auch mit den Hussiten hatte er sich
ündigt. Ihre vornehmsten Hauptleute schrieben dem Hochmeister: „Es fordert
re Pflicht, dem König von Polen, dem Beschützer und Gönner der Hussiten,
den Orden Beistand zu leisten." Zum Glück für die Ritter erstarkte Swi-
l wieder. Jagello mußte seine Macht gegen Wallachen und Tataren in Be-
ng setzen *). Im Sommer 1433 aber wurde Preußen zu gleicher Zeit von Feldzug 1433.
n und Hussiten und im Osten von Samaiten überzogen. Die Hussiten dran-
 vor Konitz, das sich aber auf's tapferste vertheidigte, selbst die Frauen
n mit Kühnheit die Waffen; die Bürger wetteiferten mit den Rittern an
rkeit. Der Hauptsturm am 22. Juni wurde abgeschlagen. Die Hussiten zogen
plündernd und Alles verheerend bis Dirschau und Danzig. Am Meeresufer
kommen, füllten die Hussiten unter Jubel Flaschen mit Seewasser. Ihr Haupt-
n rühmte sich, er habe in vollem Siegeslauf sein Kriegsvolk bis an's Ende
Erde geführt, nur das Meer habe seinen Eroberungen ein Ziel gesetzt **).
Verhandlungen begannen wieder. Zu Brzesc wurde 1432 ein Waffenstill-
 auf 10 Jahre geschlossen. Ruhe nach dem wilden Sturm war dem Orden
vendig. Unzufriedenheit und Mißmuth gährten unter dem Adel und in den
ten. Bald trat übrigens der beharrlichste Feind vom Schauplatze ab. Auf Jagello †
n Hofe Grodeck wollte sich der König erholen, zog sich aber dadurch, daß
i kalter, feuchter Abendluft sich zu lange beim Gesang einer Nachtigall ergötzte,
Erkältung zu, die bald in ein tödtliches Fieber umschlug. Nachdem er den
en seinen Sohn als Nachfolger empfohlen hatte, verschied Jagello am
Mai 1434 ***) zum Glück für den Orden, dem er während seines Lebens
ilbare Wunden geschlagen hatte; zum Glück für Polen, welches in Folge
r untilgbaren Kriegslust in einem verarmten und trostlosen Zustand sich
d.

Der Hochmeister benutzte die Ruhe, um die Wunden zu heilen. Da kam
Ueberschwemmung, Theuerung, Sterblichkeit, und in Litthauen dauerte der
g fort zwischen Swidrigal und Sigismund. Der Erstere unterlag, sein Heer
e aufgerieben. Der Hochmeister sollte helfen. Allein der Landadel und die Städte
rten, daß sie zu einem Kampfe weder Beisteuer, noch Kriegshilfe leisten würden.

*) Voigt VII. 536—613.
**) Voigt VII. 631—40.
***) Voigt VII. 654 f.

Da steckte denn der Hochmeister nothgedrungen das Schwert in d
Friede zu Brzesc. Scheide und schloß am Neujahrstag 1436 einen ewigen Frieden zu Brzes
wonach aller Streit zwischen dem König Wladislaw von Polen, dem Soh
Jagellos, dem Großfürsten von Litthauen, und dem Orden beigelegt und al
Schaden vergessen sein solle. Das Bündniß des Ordens mit Swidrigal j
ungiltig sein und der Orden den Fürsten aufgeben. Nessauen, Samaiten u
Sudauen sollen auf ewige Zeit der Krone Polen, Pomerellen dagegen, Kulm
und Michelauerland dem Orden verbleiben. Zwischen den Landen beider F
sten solle Handel und Wandel völlig frei sein und alle Ueberläufer in ihr La
zurückkehren. Alle Abtrünnigen vom Orden sollen aus des Königs Land vertrie
und fortan nicht mehr angenommen werden. So der Friede von Brzesc *
Vor den Feinden, Polen und Litthauen, hatte der Hochmeister Ruhe, aber j
fingen die eigenen Freunde den Streit an.

Sigismund. Kaiser Sigismund war ungehalten über den Frieden und schien entschloss
den Orden die ganze Fülle seines Zornes fühlen zu lassen **). „Habt ihr
deß Macht gehabt?" fuhr er die Boten des Hochmeisters in Ofen an. „
ihr habt deß keine Macht. Wisset ihr denn nicht, daß ihr einen Obersten
euch habt? Ihr sollt es gewahr werden. Wir wollen dazu thun, daß ihr
sollt, was das römische Reich ist, oder wir wollen unsern Hals dafür g
Der Kanzler Caspar Schlick hatte Mühe, den Kaiser zu beschwichtigen. Si
mund war eigentlich durch seine Säumigkeit Schuld an der verzweifelten
des Ordens. Damals wollte er beim Papst und Concil bewirken, daß der O
in Preußen gänzlich aufgehoben und an die Grenze der Türkei versetzt w
weil er hier seiner ursprünglichen Bestimmung näher komme und Preußen
licher an andere Herren vertheilt werden könne. Aber Sigismund starb 1437
sein Nachfolger Albrecht war ein Gönner des Ordens ***). Doch verlangte
brecht II., „der Orden, als ein merkliches Glied des römischen Reiches, habe
dem Frieden von Brzesc, der nicht vom Kaiser bestätigt sei, ihn in einem K
Streit im Orden. gegen Polen zu unterstützen †)." Viel gefährlicher war ein Streit im O
selber. Der Deutschmeister und mehre Gebietiger verwarfen auf einem Ordenscap
den Frieden zu Brzesc als schmachvoll und nachtheilig und forderten den H
meister auf, Alles, was er zugestanden, ohne weiters zurückzunehmen. Die G
bietiger in Preußen hielten zum Hochmeister, die Gebietiger in Livland u
Deutschland zum Deutschmeister. Nach den Statuten Werners von Orselen s
der Hochmeister abgesetzt werden, wenn er sich über sein Verfahren auf ein
Ordenscapitel zu Mergentheim nicht verantworten könne. Es kam so weit, d
der Deutschmeister den Hochmeister, und der Hochmeister wieder den Deutschmeis
für abgesetzt erklärte. Dieser Zwiespalt war ein großes Aergerniß. Das Con
von Basel mahnte nachdrücklich zur Vergleichung, obschon der Hochmeister d
vermeintlichen Statuten Werners von Orselen für eine Fälschung erklärte. Di
Maß des Unglücks für den Hochmeister voll zu machen, ward das Ordensla
durch Ueberschwemmung und Pest verheert und regte sich der Geist der Unzufri

*) Voigt VII. 672.
**) Voigt VII. 681 f.
***) Voigt VII. 704.
†) Voigt VII. 723.

heit unter den Unterthanen. Auf einer Tagfahrt zu Elbing klagten Landesadel d Städte über große Beschwerden und gelobten, einander fortan getreulich beistehen in ihren Geschäften, die sie gegen den Hochmeister zu thun hätten; 39, auf einem Tag zu Kulm, hieß es: „Es taugt nicht, daß wir länger stillen und schweigen, sondern daß wir bedenken und berathen, wie wir solch' unliches Joch von unserm und von unserer Nachkommen Nacken abschütteln." r auch unter den Ordensmitgliedern in Preußen selber war Unzufriedenheit, tung vor Gesetz und Regel war bei Vielen verschwunden. Die alte ernste Zucht en Vielen eine unerträgliche Last. In der Noth war man leichtfertig geworden treffs der Aufnahme junger Männer. Die Weltlustigen wollten ihrer Leidenft keine Zügel anlegen. Die Begeisterung für Religion und Ruhm hatte einst niedern Rücksichten zurückgedrängt, jetzt aber, wo jene verschwunden war, trat Stammeshaß wieder hervor. Die Sachsen und die Niederdeutschen waren en die Oberdeutschen. Damals entstand das Sprüchlein:

„Es mag hier Niemand ein Gebietiger sein,
Er sei denn Baier, Schwabe oder Frankelein."

: Rath besonnener Männer verhallte fruchtlos. In den einzelnen Conventen Preuß. Bund. gen sich die Brüder, und ganze Convente trotzten dem Hochmeister und die thanen klagten über Mißhandlung durch die Ritter. Auf einem Tag zu g hieß es: „Die armen Leute werden geschunden und aufgerieben, wie e von Wölfen, daß sie weder Wolle noch Haut haben." In Marienwerder sich 1440 ein preußischer Bund. Das Verbot des Hochmeisters war ver. Es hieß, es solle ein Bund geschlossen werden zur Abwehr alles Unrechts, Trugs, aller Gewalt, die an den Herren des Landes, an den Städten und uern verübt werden. Das eigentlich Gefährliche war aber, daß der Deutscher und die widerspenstigen Convente sich dem Bund näherten und ihm die d boten, trotz aller Versuche des Hochmeisters, die feindlichen Parteien mög: auseinander zu halten. In der Noth sah der Hochmeister kein anderes Mittel ;, um die Gefahr zu beschwören, als daß er den Bund von Seite des Or förmlich bestätigte. Doch waren damit die Gemüther noch nicht beschwichtigt Männer alten Schlages warfen dem Meister Feigheit, Nachgiebigkeit und pliche Furchtsamkeit vor. Um allem Zwist wegen Vertheilung der Ordens vorzubeugen, sollten in des Meisters innerstem Rath die Rheinländer zwei, Sachsen zwei, die Schwaben, Franken und Baiern drei Gebietiger haben, diese Bestellung der Aemter nach den Zungen immerdar unabänderlich sein. Wichtigste aber war, daß die Bundesstände jetzt Schritt für Schritt in ihren rungen weiter gingen und immermehr als leitende und mitregierende Lanhörde auftraten. Gebeugt von Sorgen und Alter legte der Hochmeister am änner 1441 seine Würde nieder, — sieben Tage darauf war er eine Leiche.

Konrad von Erlichshausen, aus altfränkischem Adelsgeschlecht, ein Konrad von Erlichshausen. n von Kraft des Willens, Festigkeit der Grundsätze, Entschiedenheit der mungen und des Handelns, aber auch zugleich von umsichtiger Mäßigung, r Schonung und ruhiger Besonnenheit, wurde in dieser Noth einhellig Hochmeister gewählt und waltete mit Geschick 1441—49. Sein Streben

*) Voigt VII. 744 ff.

ging dahin, der Zwietracht und Spaltung im Orden ein Ende zu mache Er suchte den Meister von Livland dadurch zu gewinnen, daß er seine Wü bestätigte, und sich mit dem Deutschmeister auszugleichen, dadurch, daß er Statuten Werners von Orselen unverändert und ohne weiteres annahm u ihren Inhalt mit aller Kraft aufrecht zu erhalten versprach. Den Landschaft kam er mit Vertrauen und Wohlwollen entgegen, aber auch mit Festigk Er sicherte ihnen ihre bisherigen Rechte und Freiheiten zu, erklärte aber au daß er sich Nichts werde abtrotzen lassen. Die Stellung zu Polen war fr lich. Auch der Großfürst von Litthauen bewarb sich um die Freundschaft Ordens *).

Brandenburg.

Nur der Kurfürst von Brandenburg erregte mit seinen Ansprüchen an Neumark Besorgniß, — erst 1443 gestand er zu, daß ihre Veräußerung an Orden durch Kaiser Sigismund rechtmäßig erfolgt sei. Das bisherige Geli der Wiedervereinigung des Ordens gab dem Hochmeister Muth, an gänzl Auflösung des Bundes der Ritterschaft und der Städte zu denken. Auf ei

Auflösung des Bundes.

Tag zu Elbing erklärten die Prälaten: der Bund sei gegen göttliches und liches Recht, gegen päpstliche und kaiserliche Ordnungen und Gesetze. Der meister sprach vertraulich im gleichen Sinn, doch große und kleine Städte be ten vereint mit dem Landesadel, sie wollten alle treu am Bund festhalten ihn vertheidigen mit Leib und Gut. So blieb denn der Bund bestehen. Ko suchte die alte Sittenstrenge im Orden wieder herzustellen, überzeugt, daß Zuchtlosigkeit der Wurm sei, der am Herzen des Ordens nage. Er ließ alle denshäuser 1447 genau visitiren, Abirrungen und Gesetzwidrigkeiten wurd strenge geahndet. Eine neue Sammlung der Ordensgesetze wurde veranstaltet, die Statuten Werners von Orselen, die er nur nothgedrungen zugestanden, wo er nicht mehr anerkennen. In der Aufnahme neuer Ordensmitglieder kehrt alte Strenge zurück, dagegen sandte der Meister zur Aufnahme dafür ta befundene Jünglinge auf Universitäten, berief auch sonst gelehrte Männer Land. Der Orden sollte sich nach seiner Ansicht von innen heraus wieder h Der Landschaft gegenüber waltete er wie ein wahrer Friedensfürst. Es ge das Mögliche, die religiöse und sittliche Bildung des Volkes zu vermehren. begreifen, daß nur eine gemeinsame Liebe dem Meister in's Grab folgte. D täuschte er sich nicht darüber, daß der Riß im Orden, den er mit Geschick heilt hatte, wieder aufbrechen werde. Mit prophetischem Geiste sagte der e

Letzter Rath.

Mann zu den Gebietigern, die um sein Sterbebett versammelt waren: „ weiser, verständiger Verweser thäte wohl dem armen Lande große Noth. Es vor Andern zwei unter euch, die nach der Ehre des Meisteramtes streben; w ihr Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr einen Aufstand der Unterthan wählt ihr meinen Vetter Ludwig, so weiß dieser sich selbst nicht zu rathen muß thun, was ihr und Andere wollen. Ich dürfte euch wohl rathen zu Her Wilhelm von Eppingen, der ein sanftmüthiger, friedliebender Mann es treu dem Lande meint. Aber was nützt es, daß ich euch rathe, es ist Alles umsonst denn ich weiß wohl, daß jüngst die meisten Gebietiger, zu Mewe versammelt, b schlossen haben, wer von ihnen zum Hochmeister erkoren werde, müsse den Bu vernichten, sollte man auch das Land darüber verlieren. Uns steht großes Unh

*) Voigt VIII. 1—104.

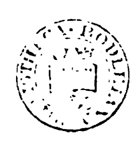
Lehrbuch

der

Weltgeschichte

von

Dr. J. B. Weiß
o. ö. Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Graz.



Sechster Band.

Das achtzehnte Jahrhundert.

2. Hälfte.

Der östreichische Erbfolgekrieg. — Der siebenjährige Krieg. — Nordamerika. — Ostindien.

Wien 1877.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

er um unserer Sünde willen! Auf Gottesdienst achten wir nicht, leben alle in ermuth und Jeder thut, was ihm gelüstet. Wollte Gott, ich wäre in ein rthäuserkloster gezogen, mir wäre um viel besser. Gott kehre den Jammer es armen Landes ab. Mit Gottes Hilfe ist es durch unsere Vorfahren von den iden gewonnen. Sehet zu, daß man es durch Gottes Verhängniß, durch Ueber-th nicht wieder verliere. Gott erbarme sich seiner." — Welch' schwer wiegende rte!

Und doch wählte man trotz der Warnung des edlen Meisters seinen Vetter, r — welche Neuerung! — gegen eine Wahlcapitulation *). Der künftige ister solle nicht sich allein, sondern dem ganzen Orden huldigen lassen; er e keinem Gebietiger oder Amt von seinen Zinsen oder sonstigem Einkommen was entziehen, auch auf die Gebietiger oder Ordensbrüder keinen Schoß aus-n ohne Wissen seines innersten Rathes. Jeder Gebietiger solle künftig seine sleute selbst anstellen. Keinem Ordensbruder solle der Meister sein Geld oder t mit Gewalt nehmen dürfen. Gegen Ordensbrüder sollen nur Ordensbrüder, weltliche Leute zeugen dürfen! — Was voraus zu sehen war, geschah. Schon der Huldigung kam es zu Streitigkeiten. Der Argwohn, daß Ludwig von lichshausen (1447—67), von einer feindlichen Partei im Orden getrieben, echte Absichten verfolge, brachte das ganze Land in volle Bewegung. Der ster und die Gebietiger mußten sich bequemen, daß die Stände nur den Eid sten, den sie selbst vorzuschreiben kühn genug waren. Sie zeigten sich ent-ssen, den Bund unter keinen Umständen aufzugeben, und drohten mit be-neter Selbsthilfe. Auch der Ausspruch eines päpstlichen Legaten, daß die Theil-e am Bund eine Todsünde sei, nützte so wenig, als das Ermahnungs-en des römischen Königs, der Bund streite gegen geistliches und weltliches **). Im Kulmerland wurde Jeder für ehrlos erklärt, der aus dem Bunde eten würde. Bald kamen Nachrichten von bedenklichen Rüstungen aus Polen, daß der König die Partei des Bundes gegen den Orden ergreifen wolle. ell war die Spaltung unheilbar und die Gährung immer wilder, und 1452 in der That eine Gesandtschaft nach Krakau, den König von Polen zu bitten, er die Bundesverwandten in Preußen in seinen Schutz und Schirm nehme. erhielten bereitwillige Zusage.

Ludwig von Erlichshausen. Wahlcapitulation.

König von Polen war nicht mehr Wladislaw III. (VI)., der älteste Sohn llos, welcher seinem Vater 1435 nach stürmischer Wahl folgte und, weil er zu jung war, eben so viele Vormünder hatte, als er Provinzen besaß. Seine erung war keine glückliche für Polen. Der Oheim Swidrigal fiel ein Mal das andere in das Land, bis er 1437, von den Polen geschlagen, auch auen verlassen mußte. Wie Wladislaw VI. 1440 als Ladislaus IV. zum g von Ungarn gewählt wurde und wie er, erst 20 Jahre alt, am 10. No-er 1444 in der Schlacht bei Varna, nachdem er wie ein Held gestritten, Murad den Tod fand, ist schon früher erzählt worden ***). Sein jün-Bruder, Kasimir (II.) IV., bisher Großfürst von Litthanen, wurde 1445 König von Polen gewählt. Er hatte keine Liebe zu Polen, lehnte anfangs die

Wladislaw III.

Kasimir IV.

*) Voigt, VIII. 199 ff.
**) Voigt, VIII. 220 ff.
***) B. III. S. 1007.

Wahl ab, bereute dies aber, als man einen Andern wählen wollte, und sich 1446 zum zweiten Mal wählen und am 14. Juli 1447 zu Kra krönen. Schwach und leichtfertig, war Kasimir der großen Rolle, die er bei damaligen Wirren im Osten Europas hätte spielen können, nicht gewac Sein Herz hing an Litthauen, mit den Polen war er die fünfzig Jahre se Regierung in stetem Streit. Sein ganzes Streben ging nur dahin, die länder seines Hauses von Polen loszureißen und Litthauen zu vergrö Die Polen waren klug genug, Manches zu ertragen, nur damit die Ei des Reiches nicht zerrissen werde. Begreiflich, daß sie das Angebot der ständischen gegen den Orden mit beiden Händen annahmen und nach Kr die Spaltung zwischen dem Orden und dem Bunde zu erweitern suchten.

Kaiser Friedrich. Eigentlicher Schiedsrichter zwischen Beiden war der Kaiser, aber Bündischen rühmten sich, Friedrich III. habe ihrem Verfahren die Zustimm ertheilt. Begreiflicherweise wandte sich der Hochmeister an den Kaiser. ausgezeichnete Rechtsgelehrte, Peter Ricora, Probst zu Wetzlar, und Gre Heymburg aus Nürnberg, führten seine Sache am Kaiserhof. Friedric erklärte es als eine Lüge, daß je eine Bestätigung des Bundes von ihm gegangen sei. Am 1. December 1453 erfolgte in Wien des Kaisers gegen den Bund. Nun hieß es aber bei diesem, man werde seine Bes Hans von Baisen. mit dem Schwert erhalten, und ein abtrünniger Bruder, Hans von Baisen ein Abenteurer, der die Sache der Ritter für verloren hielt, im Orden der lahme Basilisk oder der lahme Drache genannt, eilte im Namen des Bu Angebot an Polen. nach Krakau und sprach vor Kasimir IV. und seinen Großen: „Weil L und Städte in Preußen von alten langen Jahren her durch mannigfaltig recht bedrückt worden, so sind alle einträchtlich zu Rath gekommen, solche walt und solches Unrecht von den Kreuzigern ferner nicht zu dulden. We das Land Preußen von Alters her in die Herrschaft der Kreuziger daselbst der Krone Polen ausgegangen ist, und die Kreuziger selbst noch den für einen Patron erkennen, so hat Keiner billigeres Recht zu dem Lande, seine königliche Gnade. Deßhalb haben alle Lande und Städte Preußens König zu ihrem rechten Herrn erkoren und bitten ihn, daß er sie wieder in Herrschaft aufnehmen und ihr Herr sein wolle, wie ihm solches mit Rec Annahme. bührt." — Als die Großen erklärten, der König habe zum Lande Pre vollkommenes Recht, so versprach Kasimir IV. dem Bundesgesandten, der Bedrängten Schutzherr und König zu sein.

Krieg. Auf diese Antwort hin traf man im Lande überall Anstalten zum Krieg Alle Vermittlungsversuche des Hochmeisters schlugen fehl, seine Berufung an Glauben und die Ehrenhaftigkeit Kasimirs IV. war vergebens. 1454 begann Krieg mit einem listigen Anschlag auf Thorn: drei Gebietiger, die man

---

*) Voigt, VIII. 321 ff.
**) Voigt, VIII. 354 ff.

denSunterhändler vom Hochmeister erbeten hatte, wurden treulos gefangen ge-
und mißhandelt. Am 4. Februar 1454 wurde dem Hochmeister Gehorsam
Huldigungseid aufgekündigt. Die Burg zu Thorn mußte nach muthigem
erstand, wegen Mangels an Vertheidigern und Lebensmitteln übergeben
en. Ein Feuer auf der Spitze des höchsten Thurmes zeigte an, daß der
hlag gelungen sei, und alsbald loderten Flammen von Thurm zu Thurm im
), und in wenig Tagen waren 13 Burgen genommen. Danzig fiel durch
ath. In Elbing warf der Hauscomthur den Ordensmantel von sich und ver-
te sich mit dem Volk. Die Hauptstraße nach Deutschland wurde gesperrt,
keiner Seite her erhielt der Hochmeister Hilfe. In der Noth verkaufte er
Kurfürsten von Brandenburg die Neumark für 40.000 fl. rheinisch auf
erkauf, aber Unterstützung kam auch von da keine. Die verzweifelte Lage des
ns meldete der Meister nach Deutschland: „Die Verräther wollen unsern Orden Hilferuf.
aus dem Lande vertreiben, darum ihr ehrwürdigen edlen Fürsten und Herren
an die Beleidigung eurer deutschen Nation und eurer Voreltern Pflanzung,
sind die Brüder unsers Ordens; sehet an die Zertrennung und Verderbniß
trefflichen Eigenthums und Hospitals, das sind diese Lande, die eure Eltern
deutschen Adel zu Zucht und Trost, Gott dem Herrn und Maria, der reinen
, zu Ehren und dem Christenthum zum Schirm aus der Gewalt des heid-
n Volkes mit so schwerer Arbeit und Blutvergießen gewonnen haben. Lasset
ch leid sein und erbarmt euch solchen Jammers, Gedränges und solcher
Kommet uns eilig mit eurer Macht zu Hilfe!" — Ergreifende Mahnung
h in welcher Verwirrung war damals das an Männern und Eisen so
Deutschland!

Der König von Polen dagegen erließ am 22. Februar 1454 die Kriegs- Kasimir IV.
ung, worin er allerhand unerhebliche Gründe vorbrachte, um auf den Orden
huld des Friedensbruches zu werfen. In einer Urkunde vom 6. März nahm
Bewohner Preußens als Unterthanen in seine Herrschaft auf: sie sollten
len Rechten und Freiheiten der Krone Polen, auch an der Wahl und
ung des Königs Theil haben und nie von der Krone entfremdet werden;
Aemter und Würden sollten nur an Eingeborne gelangen, und die Wahl
her im Lande bestehenden Rechte, des Kulmischen, Magdeburgischen, Preu-
sollte Jedem frei stehen. Im Mai 1454 kam der König mit seiner Ge-
n und einer ansehnlichen Heerschaar in's Land. In Elbing empfing er die
gung. Er selber nahm die Eroberung von Konitz auf sich, die Danziger Konitz.
elagerung von Marienburg, wo kein Tag ohne Gefecht vorüber ging. Stuhm
ch längerer Belagerung. Daß aber die alte Tapferkeit noch im Orden lebte,
die Schlacht bei Konitz, September 1454, in der die Polen in solcher
ahl waren, daß sie prahlten, es bedürfe nur des Peitschenknalles ihrer
nte, um den kleinen feindlichen Haufen auseinander zu sprengen. Am Abend
ihrer 3000 erschlagen auf dem Walplatz, darunter 31 Woiwoden und
leute. Viele der Vornehmsten, unter ihnen auch der Kanzler, wurden ge-
. Mit Mühe rettete sich der König auf der Flucht. Die Reichsfahne, alles
tz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Die erbeuteten Lebensmittel
ten Konitz auf zwei Jahre. Nun ward auch Marienburg wieder frei.
e Burgen und Städte gingen wieder zum Orden über, nur die großen Städte,
er Danzig, blieben dem König treu und baten ihn, er möge nicht verzagen,
llten bei ihm bis auf den letzten Mann ausharren mit Leib, Gut und
und sie hatten große Mittel. Der König kam um Martini schon wieder
ner Streitmacht von 60.000 Mann. Von allen Seiten her verlassen, hatte Söldner verkaufen das Land.
ochmeister sich genöthigt gesehen, an Führer von Söldnerhaufen Schlösser,

Lande, Städte und Leute zu verpfänden. Dieses Versprechen wurde verhängniß[voll,]
denn als die ausbedungene Frist verstrichen war, hatte der Hochmeister noch [kein]
Geld, um die Söldner auszulohnen, sie gaben ihm nur auf vieles Bitten [bis]
eine neue Frist bis Georgitag. Er mußte ihnen dagegen das Versprechen [aus]
stellen, daß im Falle der Nichtbezahlung es ihnen gestattet sei, durch Veräußer[ung]
des Haupthauses Marienburg und der Lande Preußen sich selbst zu befriedig[en,]
alles dieses nach ihrem Willen zu verpfänden und zu verkaufen, an we[n sie]
wollten, und sie nahmen ihn beim Wort. Im November verhandelten sie [wegen]
Verkaufs des von ihnen besetzten Ordenslandes mit dem König von Polen [...]
Am 15. August 1456 wurden eine Reihe von Städten und Schlössern, [die]
durch deutsche Hauptleute besetzt waren, darunter Allenstein, Friedland, Ma[rien]
burg um 436.000 fl. an Polen abgetreten *). Der Hochmeister selber w[urde in]
Marienburg wie ein Gefangener behandelt; die Ordensbrüder wurden, wenn [sie]
Der Hochmeister. in die Kirche gingen, von den Söldnern mißhandelt, oft ihrer Kleider be[raubt,]
ihnen die Bärte ausgerissen. Auf den Hochmeister selber wurde ein Mord[anschlag]
gemacht. Jeder Tag war für ihn voll Angst und Qual. Endlich ward er [durch]
„schalkhafte Buben und ehrvergessene Bösewichter" unter Schmach und Miß[hand-]
nach Königsberg. lungen aller Art nach Königsberg gebracht und Marienburg, das 146 Ja[hre]
der Hauptsitz des Ordens gewesen war, wurde jetzt der Aufenthaltsort ei[nes pol-]
nischen Statthalters **).

Elend des Krieges. Der Krieg zog sich 13 Jahre hin, und die Art, wie ihn der Kö[nig von]
Polen führte, zeigt, daß er wenig Befähigung besaß, sonst hätte er, da dem [Orden]
keinerlei Hilfe mehr aus Deutschland zukam, viel schneller zum Ziele k[ommen]
müssen. Er hatte viele Krieger, aber wenig Feldherrntalent, noch weniger [Geld-]
kraft. Die Ordensritter bewiesen eine heldenmüthige Tapferkeit bis zum [letzten]
Augenblick, aber ihrer wurden immer weniger, und die Söldner, die sie nich[t be-]
zahlen konnten, wurden immer trotziger und führten den Krieg wie Räuber.
schien der Orden nicht leben und nicht sterben zu können. Einmal erhob si[ch die]
Marienburg. Stadt Marienburg unter ihrem heldenmüthigen Bürgermeister Bluhme [...]
das Schloß, welches den Polen gehörte, und wehrte sich lange auch gegen ei[n Be-]
lagerungsheer nach außen, bis die Stadt nach 20 Wochen dem Hunger [erlag.]
Ein Gericht rachgieriger Feinde verurtheilte den Bürgermeister zur Enthauptung.
Zarnowitz. Bei Zarnowitz fand am 14. September 1463 die letzte größere Schlacht statt.
Abends lagen 2000 vom Ordensheer todt auf der Walstatt. Jetzt kam es
noch zu kleineren Kämpfen, in denen aber das Land so verwüstet wurde, da[ß ein]
Zeitgenosse sagt: „So weit das Auge zu sehen vermag, ist kein Baum und
Strauch mehr, an dem man eine Kuh anbinden kann." Ritter und Volk h[atten]
kaum Kleider, ihre Blöße zu decken, und mußten von Kräutern und Wurzeln [sich]
nähren. In manchen Städten starben im Winter täglich 10—20 Menschen [den]
Hungertod. Von 21.000 Dörfern, die man vor dem Kriege im Lande [zählte,]
waren 1466 nur noch 3013 vorhanden, 1019 Kirchen lagen verwüstet. [Von]
fremdem Söldnervolk sollen im ganzen Krieg 90.000 Mann geblieben sein, [eben]
so hoch schätzt man die gefallenen Bürger und Bauern. Der Orden konnte [beim]
Anfang des Krieges ein Heer von 71.000 Mann aufstellen, jetzt hatte er [nur]
noch 1700. Als man dem König Kasimir IV. eine Berechnung der Kriegs[kosten]
und der Menschenopfer vorlegte, rief er seufzend aus: „Das ganze Land ist [für-]
wahr nicht so viel werth, als es christliches Blut und Geld gekostet hat!"

---

*) Voigt, VIII. 480—500.
**) Voigt VIII. 513 ff.
***) Voigt, VIII. 534 ff. 587 ff.

...rshäuser waren tief verschuldet. Der Widerstand konnte nicht fortgeführt ...en. Einzelne Comthure schlossen nothgebrungen mit den Polen ein Ab- ...nen.

Deutschland schien den Orden vergessen zu haben. Nur Papst Paul II. ...n sich seiner noch an und dem Eifer seines Legaten, Bischofs Rudolf von ...nt, hatten es die Ritter zu verdanken, daß die Bedingungen des Friedens ... härter waren. Tief von Gram und Sorge gebeugt, im ärmlichen Aufzug ...en der Hochmeister vor dem König in Thorn und schloß hier am 19. Ok- ...r 1466 den Frieden*) dahin ab: der Orden überläßt dem König auf ...e Zeiten Kulmerland, Michelauergebiet mit allen Schlössern und Städten ... Pomerellen, einen Theil der frischen Nehrung, einen Theil des frischen ..., Schloß und Stadt Marienburg, den großen und kleinen Werder, den ...ensee, Stuhm und Elbing; das gesammte übrige Land Preußen, Sam- ..., das Nieder- und Hinterland mit allen Städten und Schlössern bleibt im ...störten Besitz des Ordens, aber unter der Oberhoheit Polens. Der König ...t den Hochmeister als polnischen Reichsfürsten und beständigen Rath ... die vornehmern Gebietiger, die der Meister vorschlägt, als polnische ...räthe auf mit dem Versprechen, sie in ihrem Besitz zu schirmen. Dagegen ...der Hochmeister sechs Monate nach seiner Wahl vor dem König er- ...n und ihm den Treueid schwören und darf außer dem Papste Niemanden ...n König von Polen als sein Haupt und seinen Obersten anerkennen. ...Reichsrath hat er seinen Ehrenplatz zur Linken des Königs. Der Orden ...stützt den König im Krieg mit Rath und That. Der Hochmeister und ...ebietiger dürfen mit Niemanden Bündnisse und Verträge und umgekehrt ...König nicht ohne Einwilligung des Ordens abschließen. Das Bisthum ... steht fortan unter Gnesen. In den Orden sollen künftig auch Unter- ...n jeglichen Standes aus dem Königreich Polen und dessen Herrschaften, ... nicht mehr, als die Hälfte der Ordensmitglieder, aufgenommen und bei ...ßung der Ordensämter ebenfalls zur Hälfte auf sie Rücksicht genommen ...n. Handel und Wandel sind in beiden Landen frei. — Friede zu Thorn.

Der Meister unterschrieb mit Thränen. Der König schenkte ihm 300 fl. ...geld, Festkleider, Marderpelze und schöne Rosse. Aber dem Manne war ...Herz gebrochen, Kummer und Sorgen hatten längst seine Gesundheit er- ...rt. Von Schwermuth erdrückt, starb der letzte unabhängige Hochmeister am ...ril 1467.

Heinrich Reuß von Plauen, einer der Gebietiger, der während der ... Zeit noch am meisten Umsicht und festen Willen gezeigt hatte, wurde als ...halter des Meisters zur Verwaltung des Landes erkoren. So sehr er die ... Schwierigkeit der Lage begriff, so gab er doch nicht alle Hoffnung auf, ...aus Deutschland zu erhalten und dem Orden wieder Marienburg zu ge- — Heinrich Reuß v. Plauen.

*) Voigt, VIII. 693—704.

winnen. Er wünschte die Wahl zum Hochmeister zu verschieben, um nicht d
Könige von Polen den Lehnseid leisten zu müssen. Seine ganze Sorgfalt rich
sich auf das arme verwüstete Land und die Hebung des Ordens. Wüstes Ac
land ließ er besetzen oder Ausländern anbieten. Mit Gütern, Dörfern, Städ
wurden Schuldforderungen des Ordens getilgt, jene namentlich an Söldnerhauptle
und Rottmeister überlassen, welche dabei die Verpflichtung des Anbaues und
Theilnahme an Heerfahrten des Ordens übernahmen. So entstanden eine Re
neuer adeliger Güter. Da der Papst bisher die Bestätigung des Thorner F
dens verweigert hatte, gleichwie die Aufhebung des Bannes gegen die Verbünd
und da das Gerücht ging, der Orden sinne auf Antrieb des Kaisers und
Königs von Ungarn wieder auf Krieg gegen Polen, so mahnte Kasimir
an Beschleunigung der Meisterwahl und der Huldigung, als Heinrich Reuß
Plauen am 15. Oktober 1469 einmüthig zum Hochmeister gewählt war. H
rich zögerte lange, endlich mußte er nach Petrikau. Hier schwor er kniend
vorgeschriebenen Eid, worauf der König ihn umarmte. Als man ihm aber
warf, er habe den Papst heimlich gebeten, den Frieden nicht zu bestätigen,
wies er dies tiefbewegt mit den Worten ab: „Ich habe mich bisher in allen D
als ein aufrichtiger Herr gehalten, ich würde mich sehr entehren, wollte ich mich
meinen letzten Tagen noch vergessen; denn daß ich hier in Eurem Rathe s
und dort dagegen sein sollte, stände keinem frommen Manne an." — „Wir
Euch nicht Schuld," erwiderte der König, „das Erwähnte ist vor zwei J
geschehen." Es waren die letzten Worte, die Beide miteinander wechselten.
der Rückkehr starb der Hochmeister in Mohrungen, nachdem er 11 Wochen,
vortrefflich, das Meisteramt verwaltet hatte.

Heinrich von Richtenberg. Heinrich Reffle von Richtenberg *) wurde sein Nachfolger 1470
aus fränkischem Geschlecht, der dreißigste in der Reihe der Meister. Er h
alsbald dem König in Petrikau und nahm dann seinen Aufenthalt in Königs
Die Schwierigkeiten suchte er nach Kräften zu überwinden, die noch im
liegenden Söldner zu befriedigen und fortzubringen, seine Würde zu
während ihn der König von Polen immer sein abhängiges Verhältniß
lassen wollte. Kasimir kam selbst nach Marienburg und empfing den Hoch
mit Vorwürfen wegen heimlicher Verhandlungen mit dem König von U
dieser erklärte jedoch offen, er habe Angebote wegen Friedensbruchs ent
zurückgewiesen, andere Forderungen lehnte er mit Würde ab. Die Spa
mit dem König wurde aber bald so groß, daß Richtenberg den Frieden
erachtete und ein Bündniß mit Matthias Corvinus abschloß, worin dieser
Schutzherrn und Vertheidiger aller Rechte und Freiheiten ernannt wurde.
war die Urkunde ausgefertigt, als ihr der Tod des Hochmeisters die Gült
benahm. Reffle war unablässig bestrebt, die Zucht im Orden neu zu beleben,
ungeheure Schuldenlast zu tilgen und den Ackerbau und Wohlstand des La
wieder zu heben.

Martin Truchseß. Martin, Truchseß von Wetzhausen **), aus einem alten Geschl
Frankens, ein kluger und hochsinniger, dazu kühner Mann, wurde einhellig
Meister gewählt. Offen erklärte er den Frieden von Seite Polens für gebro
und weigerte sich, auf dem Reichstag zu Petrikau zur Huldigung zu ersch
Es war um so wichtiger, als damals ein päpstlicher Nuntius Kasimir in d
Bann that und alle Unterthanen des Ordens von ihren Verpflichtungen gegen
König lossprach. Kasimir hingegen erklärte, er werde Preußen unter le

*) Voigt, IX. 29—100.
**) Voigt, IX. 100—169.

ständen wieder aufgeben, selbst wenn es ihm das Leben koste. 1478 kam ein nischtes Heer und verwüstete das Land. Weder von den Deutschen noch den garn kam Hilfe, Mathias Corvinus lag gegen die Türken zu Feld. Da blieb n Hochmeister Nichts übrig, als nach Petrikau zu ziehen und zu huldigen, Oktober 1479. Es war der schwerste Tag seines Lebens. Fortan war artin nur bemüht, Alles zu vermeiden, was ihn in Kriegshändel verwickeln nte, und eine Reformation im Orden selber vorzunehmen. Dieser widersetzten aber am allereifrigsten die Meister von Livland und Deutschland. Es blieb Nichts übrig, als seine Thätigkeit der inneren Landesverwaltung, der Hebung Ackerbaues und Handels zuzuwenden. Da forderte Kasimir aber auf einmal, Orden solle mit ihm gegen die Türken ziehen, und als mit Mühe die Kosten für aufgebracht waren, ließ der König melden, man möge nicht weiter gehen, Türke eile nicht. Wieder griff der Meister den Gedanken auf, der Zuchtkeit im Orden zu steuern, Gehorsam und Ordnung herzustellen; wieder te er jedoch wegen des Widerstandes des Meisters von Deutschland und land die Hoffnung aufgeben, seinen Plan zu verwirklichen. Mit dem bittern hl, daß er umsonst gearbeitet habe, stieg Martin 1489 in's Grab.

Johann von Tiefen*) trat an seine Stelle (1489—97), aus einem rischen Geschlechte, ein frommer, einfacher, schlichter, freundlicher Greis, der reines Leben hinter sich hatte, leutselig, klug, besonnen und gewandt. Durch Erfahrungen seines Vorgängers belehrt, huldigte er alsbald dem König in ....m und zeigte sich bereit zu einem Zug gegen Türken oder Tataren. Eine ...m des Ordens durchzuführen, betrieb er ein Generalkapitel, dem aber gerade ...ebietiger immer Hindernisse entgegen stellten. Es war nicht mehr zu helfen ...m ordnungslosen Zustand. Dabei waren auch die finanziellen Verhältnisse steter Kummer. Johann v. Tiefen.

Da starb König Kasimir IV. zu Grodno 7. Juni 1492, von den ...n nicht betrauert, während die Ritter von seinem Nachfolger das Beste ...n, denn dieser war dem Orden immer zugethan gewesen. Kasimirs lange ...ge hatten übrigens zur Ausbildung von Reichstagseinrichtungen geführt. Adel war immer auf der Reise, bald zu einer Reichsversammlung, bald einem Kriegszug. Die Reichstage waren so zahlreich besucht, daß sie nach i oder drei Tagen geschlossen werden mußten, weil die Lebensmittel fehlten r Streit auszubrechen drohte. Auf der anderen Seite mußte Kasimir stets wacht werden. So kam man von selbst darauf, für die einzelnen Landften nur Stellvertreter, Landboten (Nuntii terrarum), zu wählen, meist i für eine Woiwodschaft**). 1468 ward die Wahl von Landboten auf dem ...stag von Neu-Korczin beschlossen und bald war es Grundsatz, daß ohne Landboten keine Reichsversammlung für rechtmäßig galt, keine Steuer illigt, kein Gesetz gegeben werden konnte. In ihrer Versammlung beruhte eigentliche Kraft des Staates; Staatsbürger war aber nur der Edelmann, ausnahmsweise wurden auch Vertreter der Städte berufen. Die erste ...mer oder den Senat bildeten die höchsten geistlichen und weltlichen Polen. Reichstag. Landboten.

*) Voigt, IX. 169—232.
**) Cromer 582: Binos e satrapiis.

Beamten, die Bischöfe, die Woiwoden, Castellane. Es blieb aber jedem ein
zelnen Edelmann dabei unbenommen, auf dem Reichstag zu erscheinen, un
bei wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. einer Königswahl, kamen sie in Ma
und brachten ihre Leidenschaft, die Unerfahrenheit und die Trunkenheit ihr
Macht dahin. Mit derselben Eifersucht, mit welcher der Adel die Macht d
Königs beobachtet hatte, sah er nun auf die Macht des Reichstages, den m
immer unter dem Schild halten müsse. Es wurden bei den Versammlunge
der Woiwodschaften den Landboten genau vorgeschrieben, wie sie in dieser od
jener Frage sich zu verhalten haben, und in einer Versammlung nach de
Reichstag (Postcomitiales) mußten sie strenge Rechenschaft über ihr Benehm
geben. Verhängnißvoll war die Ansicht, daß nur Einstimmigkeit bei eine
Beschlusse die Rechte Aller wahren könne. Die Minderzahl bildete jetzt ei
Conföderation, wählte einen Marschall, setzte Beschlüsse den Beschlü
entgegen und Gewalt der Gewalt. So blieb der Bürgerkrieg in Permane

Kasimir IV. hatte aus der Ehe mit Elisabeth, der Tochter Kai
Albrechts II., sechs Söhne: einer, Kasimir, starb 1484 im Rufe der Heilig
Wladislaw wurde König von Böhmen und Ungarn *), Johann Albert, Alex
und Sigismund wurden nacheinander Könige in Polen, Friedrich, der jü
wurde Erzbischof in Gnesen.

Johann Albrecht. Johann Albrecht wurde, nachdem die Wahl länger geschwankt ha
nicht vom Senat, nicht von den Landboten, sondern von der Masse des Ad
zum König gewählt; die Litthauer aber verlangten, angeblich auf Befehl Kasimi
Litthauen den jüngeren Bruder Alexander zum Großfürsten, mit anderen Worten:
wollten Trennung von Polen. Die Folge der Uneinigkeit war, daß beide Län
Gebiete verloren **). Deßhalb erhoben 1499 die Litthauer zu Wilna die schon u
Jagello festgesetzte Union von Neuem zum Gesetz, der Herrscher solle den Ti
tragen: „König von Polen und Großherzog von Litthauen." Johann Alb
ließ sich von seinem ehemaligen Lehrer Philipp Buonacorsi leiten, einem Itali
der in Nacheiferung des griechischen Dichters sich den Namen Kallimachus g
aber vor Paul II. als Pyrrhonianer aus Rom hatte fliehen müssen. Buonac
rieth dem Könige, die Macht des Adels zu brechen, und seiner verrätherisch
Anstiftung schrieb man es zu, daß 1497 in der Bukowina in einem Walde
die Blüthe des Adels vom Feinde überrascht und zusammengehauen wurde. D
der Orden hatte Antheil an diesem Zuge und am Unglück.

Johann v. Tiefen. Der König, früher gegen die Ritter freundlich und wohlwollend, verlang
alsbald die Huldigung und Beschwörung des ewigen Friedens. Der Hochmei
zögerte einige Zeit, da er den Eid schon dem vorigen König geleistet hab
bequemte sich aber endlich doch dazu, wie auch zum Kriegszug gegen die Türk
1497, trotz der Armuth des Landes und der Erschöpfung des Schatzes. Tr
seines Alters zog Johann von Tiefen selber mit: „Der geringste meiner Brü
ist in meinen Augen von größerem Werth, als ich. Wo die Meinen bleiben, d
will ich mich ebenfalls nicht ausschließen." — Für die Verpflegung der Ritt
war von den Polen gar Nichts geschehen, sie litten Mangel. Der Hochmeister

*) Vgl. B. IV. 204–6.
**) Vgl. oben S. 485 ff.
***) Voigt, IX. 232 ff.

nichts Besseres für sich haben wollte, als die anderen Ritter, starb auf dem g zu Lemberg, 10. August 1497 — ein Mann, durch seine rechtschaffene biedere Gesinnung, seine Pflichttreue, seine Strenge gegen sich selbst besserer ten werth. Es heißt von ihm: kein Unrecht ging über seine Seele. Wie e Rede kurz und schmucklos, so war sein Leben einfach, wie das eines Privatmes. Sparsamkeit galt ihm als erste Tugend; nie schlief er in einem Bett. Entsagung seinen Ordensbrüdern voranzugehen, schien ihm Pflicht. Dabei te er, das Volk durch geistige Bildung heben zu müssen, und sandte junge, wolle Männer auf deutsche Universitäten, zog auch gerne gelehrte Leute in's *).

Auf die einfache folgte jetzt eine glänzende Hofhaltung. Ueberzeugt, daß Friedrich von Sachsen.
Orden nicht mehr über Polen stark genug sei, kamen die Gebietiger auf Gedanken, einen Fürsten an ihre Spitze zu stellen und dadurch ein mäch Haus für sich zu gewinnen, zumal die Türken, durch den Sieg in der wina ermuthigt, im Anzug gegen Polen waren und auch nach Preußen en konnten. Herzog Friedrich von Sachsen wurde gewählt, obschon er nicht einmal Ordensritter und erst 23 Jahre alt war. Doch hatte er sich s dem geistlichen Stande gewidmet, auch strebsam auf den hohen Schulen ena und Leipzig reiche Kenntnisse sich erworben. Am Tage, da er sich n Orden aufnehmen ließ, wurde er auch zum Hochmeister gewählt. hatte versichert, daß er dem König von Polen nie den Eid leisten und er hielt sein Wort; auch verweigerte er dem König Zuzug gegen Türken und Tataren **).

König Maximilian hatte ihn ermuthigt, der Orden müsse bei dem heiligen en Reich und deutscher Nation bleiben. Friedrich war unermüdlich thätig r Landesverwaltung, übte strenge Gerechtigkeit, unterstützte Verunglückte und schonte das Volk und suchte den Wohlstand des Landes zu heben; die esbeamten hielt er strenge zu Pflicht und Ordnung an; sein Plan aber, anzen Orden zu reformiren, scheiterte an der Weigerung des Deutschmeisters, eußen zu einem großen Ordenskapitel zu erscheinen. Zum Glück für den war der Großfürst von Litthauen damals im Gedränge durch die Russen er König von Polen im Kampfe mit den Türken und Tataren. Kaum Huldigungsfrage.
Johann Albrecht jedoch den Rücken frei, so verlangte er 1501 in strengem daß der Großmeister in Petrikau erscheine und huldige. Da traf aber ein iben von Maximilian ein, der Orden habe außer dem römischen Stuhl nie andere Obrigkeit über sich erkannt, als das heil. römische Reich, von dem er keine Regalien empfangen; auch sei der sogenannte ewige Friede nie vom , noch vom Kaiser Friedrich, noch von ihm selber bestätigt worden. Polen mit Krieg, der Hochmeister erklärte, er sei bereit, in Petrikau zu erscheinen, zuvor drei Punkte im ewigen Frieden beseitigt wären: 1. daß jeder Hochr den König allein als seinen Herrn anerkennen solle, was gegen des ers Pflicht streite; 2. daß der Meister dem König, so oft es dieser ver Heeresfolge leiste; 3. daß die Hälfte der Ordensbrüder aus der polnischen

* Voigt IX. 232 ff.
**) Voigt, IX. 238 ff.

Nation genommen werden solle. Johann Albrecht rüstete zum Krieg, erlag
1501 in Thorn einem Schlaganfall.

Alexander. Sein Bruder Alexander, bisher Großfürst in Litthauen, wurde zu König von Polen erwählt, nachdem der Senat mit den litthauischen Gro die Vereinbarung getroffen, daß Polen und Litthauen fortan Ein Reich Ein Volk unter Einem König sein sollen, daß der König in Polen gew werde, daß aber die Großen in Litthauen Antheil haben an der Wahl*). D Großen sind die Herzoge und Fürsten, nicht der gesammte Adel, denn di hielten sie als ihre Vasallen, wie die Bauern als Leibeigene, streng unter Daumen. Die neue Vereinigung beider Länder verstärkte keineswegs die M des Königs, denn 1505 wurde auf einem Reichstag der Beschluß gefaßt, der König in allen Stücken an die Zustimmung des Senats und der Landbo kammer gebunden sei, daß er namentlich nicht einseitig Domänen verpfän oder verkaufen dürfe. 1506 erschien das erste allgemeine Gesetzbuch im Dr Bürger und Bauern konnten jetzt nie mehr aufkommen, Staatsbürger in waren nur die Edelleute und die waren sich alle gleich.

Die Großen Polens waren es jetzt auch, die mit aller Strenge a Durchführung des ewigen Friedens drangen. Zum Glück für den Orden be tigten die Russen die Streitkräfte Polens und Litthauens einige Zeit und der Orden Ruhe. Kaum aber war die Gefahr beseitigt, so wurde der Hochm 1504 aufgefordert, in Petrikau zu erscheinen, um seiner Pflicht gemäß den Frieden zu vollziehen. Friedrich verweigerte es. Da kam strenger Befehl, Marienburg zur Huldigung zu erscheinen, bald aber auch die Nachricht, Alexander sei am 19. August 1506 gestorben.

Sigismund I. Sein jüngerer Bruder Sigismund I., bisher Statthalter in Sch und in der Lausitz, wurde am 20. Oktober 1506 in Petrikau zum König er und am 24. Januar 1507 in Krakau gekrönt. Er war ein begabter M körperlich so stark, daß er ein Hufeisen zerbrechen konnte und man ihn Her nannte. Er hatte Sinn für Kunst und Wissenschaft, für Bauten, und f Bildung unter seinem Volke zu verbreiten. Im Ganzen mehr zum Fri geneigt, wurde er zuerst durch Glinski, der unter Alexander die Russen geschla hatte und jetzt, stolz auf seinen Sieg, Großfürst in Litthauen werden wollte und Russen den Schutz suchen mußte, zum Krieg mit diesen fortgerissen und 1509 Frieden gezwungen. Der Krieg, wie das Bündniß mit den Tataren beschäfti seine Kräfte, wie wir oben sahen, längere Zeit, — ein Glück für den Or denn der König hatte offen erklärt, er wolle lieber alle ihm von den Russen gedrungenen Lande an den Großfürsten von Moskau abtreten, als die O herrschaft über Preußen aufgeben. Der Hochmeister rüstete. Er wandte sich den Kaiser und dieser versicherte ihn seines Schutzes in Handhabung s Rechte. Im Eifer, der aufsteigenden Gefahr zu begegnen, starb der Hochmei erst 37 Jahre alt, 14. Dezember 1510 auf dem Schlosse Rochlitz. Sein Bru Herzog Georg von Sachsen rühmte ihm mit Wahrheit nach: „Das wissen w daß unser Bruder nächst Gott und seiner Seele den heil. ritterlichen Orde

*) Cromer, 658.

[imm]erdar vor allen Dingen auf's höchste geliebt und Nichts mehr als dessen Ehre [u]nd Nutzen zu fördern auf dieser Erde begehrt hat*)."

Auf einer Berathung zu Heiligenbeil beschlossen die Gebietiger, wieder [ein]en Fürsten zu wählen, nämlich den Sohn einer Schwester des Königs von [P]olen, zugleich einen nahen Verwandten des Kurfürsten Joachim I. von [B]randenburg, und zwar den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den [S]ohn Friedrichs von Anspach und Enkel des Kurfürsten Albrecht Achilles: der [Kön]ig würde seinen Schwestersohn nicht mit lästigen Anforderungen bedrängen, [de]r Kurfürst sollte seinen Verwandten unterstützen, sein Vater und sein Bruder [sei]en beim Kaiser wohl angesehen und dadurch käme der Orden wieder in [en]gere Verbindung mit dem Reiche. Albrecht von Brandenburg.

Auch Kaiser Maximilian befürwortete die Wahl: man solle sich nicht irren [las]sen an der Jugend Albrechts, denn er sei zu solchem Amte geschickt und werde [de]n Orden nützlich sein. So wurde denn der 21jährige Markgraf am 15. Februar [15]11 zum Ritter geschlagen, dann in den Orden eingekleidet und, nachdem er die [Re]geln beschworen, zum Hochmeister erwählt und mit den Ehrenzeichen dieses [Am]tes feierlich geschmückt. Die Wahl dieses Fürsten erweckte an den Höfen [alle]rdings neues Interesse für den Orden, von Sigismund kam aber die Erklä[rung], er werde, obgleich Albrecht ihm blutsverwandt sei, einen solchen Schimpf, [de]n der verstorbene Meister sich erlaubt, ferner nicht mehr dulden. Unter[hand]lungen begannen zu Thorn. Da traten die Polen mit einem eigenen Vor[schla]g hervor, nämlich der König von Polen solle selbst den Orden annehmen [un]d zum Hochmeister erkoren werden; Albrecht solle seinem Amt wieder entsagen, [wer]de dann vom König seinem fürstlichen Stande gemäß versorgt werden, jeder [Na]chfolger im Reich solle dann im Orden Profeß leisten und, einmal als Hoch[mei]ster eingekleidet, sich nie wieder vermählen können, also daß das Königreich [un]d der Orden ein ewig unzertrennlicher Körper werden. Es wurde aber ent[geg]net, das Alles ziele nur darauf hin, das gesammte Ordensland an die Krone [Po]len zu bringen. Man setzte die Unterhandlungen fort, um den Krieg hinzu[hal]ten. Ein andermal erbot sich der König, dem Orden ein Stück Land in [Po]lien oder Roth-Rußland abzutreten und dem Hochmeister jährlich 2000 [Go]ldgulden zu zahlen**), damit die Ritter ihrem Gelübde genügen und gegen [Un]gläubige kämpfen könnten, was an der Grenze der Ordensländer nicht mehr [mö]glich sei. Auch wollte der König nachgeben, daß kein Pole mehr in den [Or]den aufgenommen werde, aber unerbittlich bestand er auf der Huldigung und [Lehn]sfolge. Maximilian rieth Albrecht, mehr als seine Vorgänger im Meister[am]t sich zu Kaiser und Reich zu halten, die Reichsstände würden dann auch [lei]chter zu Hilfe und Rath für den Orden zu bewegen sein. Der Hochmeister [rech]nete denn auch auf das Reich, aber die „Läufe in Deutschland wurden immer [wun]der und seltsamer." Versprochen wurde Vieles, geleistet fast Nichts. Die Zeit [vo]n 1511—19 war reich an Unterhandlungen***), an Hoffnungen und an [sch]merzlichen Enttäuschungen. Der Orden mußte gerüstet bleiben und das Land [ver]armte dabei immer mehr. In der Noth erließ Albrecht dem Meister von Unterhandlungen.

*) Voigt, IX. 396.
**) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates. I. 287.
***) Voigt, IX. 475—541.

Livland für 1000 fl. die Huldigungs- und Lehenspflicht für den Hochmeister in
Plettenberg. Preußen, und so wurde Walter von Plettenberg ein unabhängiger Herr.
In der Noth entsagte Albrecht zu Gunsten des Kurfürsten von Brandenburg
1517 dem Wiedereinlösungsrecht der verpfändeten Neumark. 1517 schien es
alles Ernstes zum Krieg zu kommen, da verbot Maximilian, welcher Polen und
den Orden vereint zur Vertreibung der Türken aus Europa gebrauchen wollte,
alle Spann- und Irrungen und mahnte, sie in Güte beizulegen, auf keinen Fall
dürfe es zum Kampf kommen, um nicht dadurch dem Christenfeind Vorschub zu
leisten.

Krieg 1519—21. 1519 rückte Sigismund mit 20.000 Mann in Kujavien ein, 1520
Pomesanien. Die Tatarenhaufen, welche der König mitbrachte, verheerten das
Land durch Raub, Mord und Brand auf's Entsetzlichste. Der Bischof von Pome-
sanien wies das Angebot der Städte und Schlösser in seinem Sprengel, wenn er
zum König übergehe, würdig mit der Bemerkung zurück: „Nun das Gut ver-
loren, will man mich auch um die Ehre bringen, solche hat aber für mich mehr
Werth, als alles verlorene Gut." — Um Braunsberg, um Marienwerder wurde
zunächst gestritten, Natangen wurde überzogen, Eilau niedergebrannt. Die Lage
des Ordens wurde mit jedem Tage trauriger, der Hochmeister bewährte weder
Feldherrntalent, noch Entschlossenheit, die Söldner zeigten sich trotzig und un-
muthig und wollten ohne Solderhöhung nicht ferner dienen. An Beihilfe von
Außen war nicht zu denken. Die Polen konnten, wenn sie auch hin und wieder
Verluste erlitten, den Krieg doch länger aushalten, als das verheerte Ordensland.
Die Kriegsmacht des Ordens bestand nur aus 7000 Fußknechten, 2000 Reitern
und 16.000 Mann bewaffneten Landvolks. Nur durch die Vermittlung des jun-
Waffenstillstand. Kaisers Karl V. wurde 7. April 1521 ein Waffenstillstand auf vier Jahre
erlangt.

Auf den Wiederausbruch des Krieges war sicher zu rechnen, vielleicht noch
Nothlage. vor Abfluß der vier Jahre, denn immer und immer erhoben die Polen neue
Streitigkeiten. Woher sollte das verheerte Land die Mittel dazu aufbringen?
Der Hochmeister selber kämpfte mit den größten Geldverlegenheiten. Die tüch-
tigsten Männer, die ihm bisher mit Rath beigestanden, erlagen damals Krank-
heiten. Der Plan, die Fürsten für die Sache des Ordens neu zu erwärmen
durch den Vorschlag, die ganze vereinte Macht desselben gegen die Türken zu
verwenden, schlug fehl. In jener tiefbewegten Zeit waren eben gar viele
Einrichtungen in Frage gestellt, und brach sich so viel Neues allmälig Bahn,
Deutschmeister. während bisher Bestehendes zusammensank. Im Orden selbst war Zwiespalt, der
Deutschmeister war erbittert, daß die rückkehrenden Söldner durch die deutschen
Ordensgüter befriedigt werden sollten, und strebte die bisherige Stellung und
Verwaltungsart des Hochmeisters, dem man eigenmächtiges Verfahren vorwarf,
zu beschränken. Ein letzter Versuch, auf dem Reichstag zu Nürnberg Hilfe zu
erhalten, mißlang, der Hochmeister war in solcher Verzweiflung, daß er seine
Albrecht wird lutherisch. Würde dem Herzog von Braunschweig überlassen und in französische Dienste
treten wollte. Der Rath einiger polnischen Abgeordneten, sein Amt in die Hände
des Königs zu legen, der ihn dafür reichlich mit Land, Leuten und Geld versorgen
würde, brachte den Meister auf ganz andere Gedanken*).

Papst Leo X. hatte ihn schon aufgefordert, eine vollständige Reformation
des entarteten Ordens vorzunehmen, Hadrian VI. hatte mit scharfem Nachdruck

*) Voigt, IX. 575—684.
**) Voigt, IX. 631—86.

ie Forderung erneuert, den Orden in den alten Stand zurückzuführen. In ürnberg hörte Albrecht den evangelischen Prediger Osiander und wurde mit er Lehre Luthers bekannt. An diesen schickte er heimlich die Statuten des rdens mit der Bitte, er möge ihm offen seine Meinung über eine vorzunehmende Reformation mittheilen. Luther forderte schon 1523 den Orden auf, s Gelübde der Ehelosigkeit fahren zu lassen. Auf dem Rückweg nach Berlin sprach sich der Hochmeister mit Luther selbst, welcher ihm die Ordensregel als hern und verkehrt bezeichnete und ihm geradezu rieth, eine Frau zu nehmen d Preußen in ein weltliches Fürsten- oder Herzogthum zu verwandeln*). lbrecht lächelte bei diesen Worten, gab aber keine weitere Antwort. Auch elanchthon rieth ihm dasselbe.

Der Entschluß, Preußen in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln, ieb fortan fest in Albrechts Seele. Aber es war große Vorsicht nöthig, denn ie Ordensbrüder, der Deutschmeister insbesondere, lauerten ihm auf. Mit seiner heimen Unterstützung griff die Reformation jetzt in Preußen um sich. Mönche d Nonnen verließen ihre Klöster, Ritter legten den Ordensmantel nieder und hmen Frauen. Der Bischof Polenz von Pomesanien trat offen zu Luthers hre über, der Bischof von Samland förderte sie nach allen Seiten. In mehreren ädten, Danzig insbesondere, hatten die Lutheraner bald das Uebergewicht. Noch mal ging der Hochmeister zu Luther nach Wittenberg und ersuchte ihn, tüchtige ediger zu senden. Die Zuneigung Albrechts zur neuen Kirche wurde ruchbar. r Papst machte 1524 ihm, „der ein Hauptmann der Kirche zu Schutz und irm des christlichen Glaubens sein solle", väterliche Vorwürfe. Der Meister gen mahnte seine Vertrauten, sachte vorzugehen, und wenn auch nicht mehr Ordensmäntel, doch wenigstens die Ordenskreuze zu tragen. An den Papst kte er ein Vertheidigungsschreiben, daß er nichts Sträfliches, was wider Gott, r päpstlichen Stuhl und den christlichen Glauben sei, unternommen habe**). Rom hatte man aber über sein Vorgehen schon so ernste Nachrichten, daß n ihn seines Amtes entsetzen wollte. Der Deutschmeister verweigerte ihm jede terstützung; Luther dagegen forderte ihn wiederholt auf, zu wagen und als tlicher Herr von Preußen aufzutreten. In Preußen ging übrigens die Zerung rasch vor sich.

Reformation in Preußen.

So ging denn der Hochmeister auf die Anträge der Polen ein, ihren nig als Lehensherrn anzuerkennen, das Ordensland von ihm als Lehen zunehmen; sterbe er ohne männliche Nachkommen, so solle das Lehen auf e Brüder, die Markgrafen Kasimir, Georg und Johann, oder die nächsten berechtigten Fürsten, worüber sich die Brüder vereinigen würden, übergehen, h also, daß sie jederzeit, ebenso wie der Hochmeister, die Lehenspflicht übermen. Am 2. April 1825 zog der Hochmeister, zum letzten Mal mit dem warzen Adlerkreuz geschmückt, zum König nach Krakau. Am 8. kam der mliche Frieden zum Abschluß. Jeder Theil gab die Eroberungen zurück, brecht versprach die Huldigung gegen Sigismund als seinen Lehensherrn: h Aussterben aller seiner männlichen Leibeserben solle das ihm zugewiesene nd an die Krone Polen fallen. Der König versprach dagegen dem Herzog,

Friede zu Krakau.

*) Voigt, IX. 687—702.
**) Voigt, IX. 737—39

seinen Erben und allen Einwohnern des Landes, Schutz ihrer Privilegien und Schirm wider ungerechte Gewalt. Der Herzog von Preußen nimmt auf Landtagen und in Rathsversammlungen die erste Stelle im Sitz neben dem König ein; er und seine Nachkommen sollen vom Herzogthum Preußen Nichts verkaufen und, wofern sie die Noth drängt, was sie verkaufen wollen, zuerst dem König anbieten, Verpfändungen von Schlössern und Städten dürfen nur an des Herzogs Lehensleute geschehen. Der Herzog zieht dem König im Kriege mit 100 gerüsteten Reitern zu, ist aber vor der Hand auf 6 Jahre von diesem Kriegslehensdienst befreit, im Fall der König nicht wegen dieses Vertrags angegriffen wird. Der Handel ist frei zwischen den beiderseitigen Unterthanen. Die Abgeordneten der Stände Preußens genehmigten den Friedensvertrag und anerkannten den Herzog Albrecht fortan als rechtmäßigen Erbherrn und Landesfürsten. Am 10. April belehnte der Polenkönig den bisherigen Hochmeister mit dem Herzogthum Preußen, am 9. Mai 1525 hielt dieser seinen feierlichen Einzug in Königsberg.

Herzog von Preußen

So endete der Orden in Preußen 334 Jahre nach der Gründung desselben in Akkon; Albrecht war unter den Hochmeistern überhaupt der siebenunddreißigste, unter denen, die in Königsberg hausten, der siebente, 16 hatten in Marienburg ihren Wohnsitz. So ging Preußen für Deutschland und für die Kirche verloren. Luther sah ein Wunder darin: in vollem Lauf, mit vollen Segeln eile das Evangelium nach Preußen. Die meisten Ritter verheirateten sich; Albrecht selbst vermählte sich bald darauf mit der Tochter König Friedrichs II. von Dänemark. Was half es, daß der Orden in Deutschland Verwahrung einlegte und einen neuen Hochmeister, Walther von Kronenberg, mit dem Sitz zu Mergentheim, wählte, den der Kaiser 1527 zum Administrator des Hochmeisterthums Preußen ernannte, daß dieser Albrecht aufforderte, Preußen zu räumen; was half es, daß das Reichskammergericht die Acht gegen den Herzog aussprach und der Kaiser diese Acht 1533 bestätigte. Von Polen geschützt, blieb Albrecht Herr bis zu seinem Tod. Der Adel und der Herzog blieben bei ihren Rechten; die Folge der veränderten Verhältnisse lagen auf Niemanden schwerer, als auf den unglücklichen Bauern. 1526 verließen die letzten wenigen Bekenner der alten Lehre das Land.

Sigismund II. August.

Sigismund starb 1. April 1548, ihm folgte sein Sohn Sigismund II. mit dem Beinamen August, weil er im gleichnamigen Monat geboren war. Zum Nachfolger seines Vaters war er schon 1530 bestimmt worden. Seine Stellung zum Adel bezeichnet ein Vorgang auf dem Reichstag zu Petrikau. Die Polen fanden seine zweite Ehe mit einer Radziwill unangemessen und verlangten Scheidung, die der König verweigerte. Raphael Lescinski, der jüngste der Senatoren, redete hierauf den König also an: „Haben Sie vergessen, wem Sie zu gebieten die Ehre haben? Wir sind Polen und die Polen sind ebenso stolz darauf, die Könige zu ehren, welche die Gesetze achten, als den Hochmuth derer zu beugen, welche dieselben verachten. Wenn Sie den Eid brechen, so entbinden Sie uns von unserem Eid und wir werden schon dafür sorgen, daß Sie den Gesetzen einer Republik gehorchen, von der Sie nur der erste Bürger sind, was Sie aber nicht zu wissen scheinen." Der König wußte sich vor den Anmaßungen des Adels nur zu schützen, indem er Zwiespalt unter ihm erregte. — Wie Kettler Livland im Jahr 1561 in die Hände spielte, ist oben angegeben worden. Das Loos des Landes

: unter dem neuen Herrn keineswegs besser. Eifersüchtig auf die Vergrö- g Polens suchten Schweden und Rußland Stücke, die ihnen paßten, von nd mit dem Schwert loszuschneiden. 1563 begann der Krieg wieder mit and, wie wir oben sahen, und der Czar nahm dabei Poloczk weg.

Nach altem Recht waren in Polen von jedem Amte alle die ausgeschlossen, t nicht zur römisch-katholischen Kirche gehörten. Sigismund jedoch wußte em Reichstag zu Wilna 1563 die Gleichberechtigung der Bekenntnisse zur kennung zu bringen: „Nicht allein die Edlen und Herren des römisch-ischen Bekenntnisses, sondern im Allgemeinen alle vom Stand der Ritter Edlen, Litthauer oder Russen, vorausgesetzt, daß sie Christen sind, sollen in nft in gleicher Weise zu allen Ehren und Würden, sei es des Reichstags der Krone, und zu allen Stellen Zutritt haben." — 1568 auf dem Reichstag Grodno ward diese Satzung bestätigt, trotz des Widerspruchs der Katholiken. die Vereinigung zwischen Polen und Litthauen für immer unauflöslich zu n, entsagte Sigismund August auf alle Ansprüche der Jagellonen an nen: das Großfürstenthum solle in Zukunft zur Republik Polen gehören nicht Eigenthum des Königs sein. Litthauen stimmte aber nur unter der gung zu, daß es ganz gleiche Rechte mit Polen habe. Dies ist die quatio jurium. Alle litthauischen Großen wurden nun in das Verzeichniß Senatoren eingetragen. Litthauen und Polen sollten zwei verschiedene Regie- n unter Einem Oberhaupt bilden. Sigismund starb 1572. Während sein r dem Protestantismus in Polen selber zu steuern suchte, den Studenten Besuch von Wittenberg und Jedermann den Besitz von Luthers Schriften t, war Sigismund II. August weniger entschieden gegen Neuerungen. che Brüder, Lutheraner, Reformirte kamen nach Polen, auch die Lehre s oder der Unitarismus*) fand Anhang. Nach des Königs Tod wußten Katholiken den Religionsfrieden von Warschau 1573 durchzusetzen, wornach oliken und Dissidenten einen ewigen Frieden halten und gleiche bürgerliche e besitzen sollten. Der katholische Klerus hegte die Ueberzeugung, daß der stantismus nur beitrage, das letzte Band der Einheit zu zerreißen und Polen Untergang zu bereiten**).

Reformation in Polen.

Coaequatio jurium.

War bisher das Königthum halb Erb- und halb Wahlkönigthum, so ist es n vollkommenes Wahlkönigthum, denn mit Sigismund starb der Stamm der llonen aus, nach 186jährigem Bestand. Unter den Bewerbern trug Hein- von Anjou***) den Sieg davon. Am 9. Mai 1573 wurde er gewählt, 10. September unterschrieb er in Notre-Dame zu Paris vor den polnischen sandten die Pacta Conventa. Katharina von Medici betrieb die Wahl ihres ings. „Die Franzosen," schrieb ein Pole jener Zeit, „hätten sich zu Allem lichtet; wir hätten fordern dürfen, daß der König eine goldene Brücke über Weichsel baue." — Heinrich ging ungern; am 24. Februar 1574 wurde er Krakau gekrönt. Früher wurde geschildert, wie beide Theile sich enttäuscht n, die Polen fanden im neuen König den Helden nicht, den sie erwartet , sondern einen Weichling, und Heinrich konnte sich nicht fügen in das Klima und in die Freiheit und den Stolz des Adels. Wie ein Gefangener em Kerker entfloh Heinrich von Anjou auf die erste Nachricht vom Tode Bruders, Karls IX., aus dem Lande.

Heinrich von Anjou.

---

*) Vgl. B. IV., S. 976—77.

**) Krasinski, Historical sketch of the rise, progress and decline of the Reformation in Poland. London 1838. Deutsch von Lindau. Lpz. 1841.

***) Vgl. B. IV., S. 597. 761.

13 Monate warteten die Polen auf seine Rückkehr, erst auf dem Reichs- zu Neminz 15. Juli 1575 erklärten sie den Thron für erledigt und wählten a 13. Dezember 1575 den Großfürsten von Siebenbürgen unter der Beding daß er sich mit Anna, der Schwester Sigismunds August, vermähle. 16 Se toren sollten immer ihn umgeben. 1576 wurden Stephan und Anna in Kra gekrönt. Sein glücklicher Krieg gegen Rußland wurde oben erzählt*). Batt gab sich viele Mühe, die Kosaken an militärische Zucht zu gewöhnen, um gegen die Tataren zu verwenden; unter ihm begann sich die Ukraine wieder zu völkern, auch wurde ein oberstes Hofgericht gegründet, die Streitigkeiten Adels von Großpolen sollten in Petrikau, die von Kleinpolen in Lublin, die Litthauen in halbjährigem Wechsel zu Wilna und Nowogrodek gerichtet we Batthory starb in Grodno 13. September 1586.

Stephan Batthory

Die Wasas.

Jetzt kamen die Wasa's, — zuerst Sigismund III. (1587—1632), Sohn Johanns III., Königs von Schweden, und durch seine Mutter der Sigismunds I., Königs von Polen. Wie er um den Thron von Schwede trogen wurde und wie er sich selbst um den Besitz von Rußland und die angebotene Krone der Moskowei brachte, ist oben erzählt worden**). 1632 folgte ihm sein Sohn Wladislaw VII. Bei seiner Krönung am 18. Fe 1632 trat ein merkwürdiger Beleg des Liberum Veto ein. Als der Umfrage hielt, ob man Wladislaw zum König haben wolle, sagte nur ei facher Edelmann „Nein" und über eine Stunde stand die Feierlichkeit stille die Frage, was er dem Fürsten vorzuwerfen habe, sagte er Nichts als: will ihn nicht zum König". — Schon schien das ganze Fest vereitelt, als Edelmann sich dem König zu Füßen warf und ausrief, er habe nur wollen, ob die Nation wirklich frei sei, und da er finde, daß sie frei anerkenne er gerne Wladislaw als König. Wladislaw VII. führte Krieg die Russen und Türken; welche Niederlage die Polen durch die Kosaken Tataren zu Korsum erlitten, wurde früher erwähnt***). Er starb ohne Sohn zu hinterlassen 1648. Die Polen anerkannten seinen guten Willen nach seinem Tod, während seines Lebens traten sie ihm überall entgegen wäre er der bösartigste Tyrann.

Sigismund III.

Wladislaw VII.

Johann Kasimir V.

Johann Kasimir, der zweite Sohn Sigismunds III., wurde 1648 g und regierte bis 1668. Sein an Abenteuern reiches Leben wurde früher geschild seine Kriege gegen Kosaken und Tataren, der Trotz des Adels, der Streit Schweden und wie Kasimir zuletzt, des Streits mit den Großen des Reiches 1668 die Krone niederlegte, sind früher erzählt worden. Merkwürdig ist der Blick, mit dem der König die Zukunft Polens voraussah: „Ich sehe das Un das mein Vaterland bedroht, sicher voraus. Wollte Gott, ich wäre ein fal Prophet. Der Moskowite und der Kosak werden sich mit dem Volk vere welches dieselbe Sprache redet, wie sie, und werden Litthauen wegnehmen Grenzen von Großpolen liegen für Brandenburg offen und Preußen wird Recht der Verträge oder der Waffen anwenden, um uns unser Gebiet zu entre Bei der allgemeinen Zerstückelung des Reiches wird Oesterreich seine Hand Krakau legen, jeder von unsern Nachbarn wird mit den Waffen in der Hand Stück von Polen wegnehmen." — Polens Geschichte von 1669—1704 bei einem andern Anlaß im vorigen Bande ausführlich behandelt ††) und ge

*) S. 508.
**) Vgl. B. V., S. 283—352, 858—62, 865, 870—72, 875.
***) Vgl. B. V., S. 873—74.
†) Vgl. B. V., 540—44, 875.
††) 872—89, 912—27, 929—33, 936—37, 999—1003.

te auch der Heldenruhm eines Sobieski dem Parteihader kein Ende machen nnte. Der Held von Choczim starb in der Ueberzeugung, daß er die Todten- cke der Monarchie läuten höre.

Polen war in fortwährendem Sinken, Rußland und Preußen dagegen Aufsteigen. 1618 fiel Preußen an Brandenburg, 1657—60 wurde Preußen abhängig von Polen. Preußen.

Der ehemalige Hochmeister hatte als Herzog von Preußen wenig glückliche ge. Er war ein schwacher Mann, ließ sich von Günstlingen leiten und fiel der Hand des einen in die des andern. Von Schulden erdrückt, mußte Albrecht Steuern erhöhen und machte dadurch Städte und Adel unzufrieden. Die lleute meinten, den Herzog leiten zu können, wie einst die Gebietiger den Hoch- ster, er hingegen rang mit unsicherer Hand nach unumschränkter Gewalt und erlag. f eine Klage der Preußen hin veranstaltete Sigismund August eine Unter- chung, in Folge welcher die Gewalt des Herzogs beschränkt wurde: er durfte e Zustimmung gewisser Regimentsräthe Nichts unternehmen, der Kanzler nte, so oft er es für gut hielt, das fürstliche Siegel versagen. Ob vieler De- thigungen zog sich die Herzogin vom Hofe ihres Gemahls zurück. Albrecht starb März 1568. Bei der Belehnung seines 15jährigen Sohnes Albrecht iedrich zu Lublin 19. Juli 1568 erhielt der Kurfürst Joachim von Branden- für sich, seinen Sohn Johann Georg und dessen männliche Leibeserben, Mitbelehnung. — Er hatte sich große Summen dafür in Preußen und Polen lassen, auch fürchteten die preußischen Stände den Verlust ihrer Macht, das Land unmittelbar an Polen fiele*). Herzog Albrecht. Albrecht Friedrich.

Auch Albrechts Sohn, Albrecht Friedrich, war unglücklich. Vom Orden in tschland hatte er zwar Nichts mehr zu fürchten, denn Kaiser Maximilian II. e 1571 bei der Belehnung des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg die Mitbelehnung ertheilt, und dadurch die Reichsacht stillschweigend zu- ckgenommen**), — wohl aber von Streitigkeiten im Lande und von seinen imentsräthen, welche ihn sehr hart behandelten und ihn selbst durch körperliche tigung zu Allem zwangen, was sie wollten. Weinend rief er oft: „die Räthe n meinen Vater betrübt und geplagt bis in die Grube, also thun sie mir . Gott strafe sie bis ins dritte und vierte Glied." Seine Unzufriedenheit erte sich oft bis zur Wuth, sein Eigensinn bis zur Geistesverwirrung. Als Herzog am bestimmten Tag verweigerte, sich trauen zu lassen, sagte ihm ein r von Warnbach: „Wollen Euer Gnaden nicht folgen, so wird man nicht n „Gnädiger Herr," sondern „du Lecker" — und über den Tisch gezogen und gut abgeprügelt!" Bald wurde eine Regentschaft nöthig. 1618 starb der lückliche Herzog und Preußen blieb fortan mit dem brandenburgischen Kur- e vereint.

Die Wiege des preußischen Staates ist die im Zeitalter der Ottonen gegründete, er Altmark genannte, Nordmark. Unter Albrecht dem Bären***), dem Hause der Ascanier oder Anhaltiner, begann erst recht die Verdeut- ng des sonst slavischen Landes. Nordmark.

*) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates. I. S. 341.
**) Stenzel l. c. I. 347. 1133.
***) Vgl. B. III. S. 11, 21—22, 68.

Branden-burg. Seit Erstürmung von **Brandenburg**, der Hauptveste der Heveller, nannte Albrecht sich Markgraf von Brandenburg (1157). Das germanische Volk, das sich früher ganz nach dem Südwesten gezogen hatte, eroberte jetzt wieder sich rückwärts wendend, den Nordosten. Die bezwungenen gemeinen Slaven mußten das Christenthum annehmen und Leibeigene werden oder das La verlassen. Der slavische Adel trat zum Theil zu den Siegern über und er Gleichstellung mit dem deutschen Adel. Aus den Rheingegenden, aus W falen, aus Holland zog er fleißige Ansiedler herbei*), die zugleich s Herrschaft über die Eingebornen sicherten; Städte, Dörfer entstanden, Ha und Gewerbe blühten. Mit ihnen stieg das Ansehen der Markgrafen, die den Reichstagen neben den Herzogen standen und die Erzkämmererwürde walteten. Die Mark erlangte solches Ansehen, daß man unter **Mark** sch weg Brandenburg verstand. Seit das Wahlrecht auf wenige Fürsten sich beschränken begann, hieß der Markgraf auch Kurfürst und sein Land **Kurmark**. Das höchste Ansehen erlangte die Mark unter dem letzten Asc unter **Waldemar dem Großen**. Die Ascanier waren in der Regel ta einsichtsvolle Männer, welche in ihren Unternehmungen Glück hatten. durch die Bildung der Mark war die Gründung des Ordensstaates in Pr möglich, denn nur durch Brandenburg bezog er immer neue Kräfte aus De land, wie die Mark selber durch den Orden im Rücken immer gedeckt So verschieden auch die Mark und Preußen als Ordensland in ihren in Einrichtungen waren, sie hatten doch Vieles gemeinsam. Der Adel war D adel, auch Bürger und Bauern mußten Kriegsdienste thun, die Städte w Festungen. „Man war in einem eroberten Lande, bemerkt ein geistr Schriftsteller, noch lange Zeit hindurch von feindlichen Elementen bedroh daß wiederholt selbst die ganze neue Gründung in Frage stand. Da m sich die Colonisten als Glieder eines Heeres fühlen, es kam ein militär Zug in die ganze bürgerliche Entwicklung. Und aus demselben Grunde m sie sich auch eng an den Landesherren anschließen, der das Ganze schützte. wurden in gewissem Sinne die Mannschaft des Markgrafen oder des H meisters. Da liegt die Grundlage des militärischen Charakters des preuß Staates." — Und mit diesem vorzugsweise militärischen Charakter wird dann vor Allem die Gewöhnung zu Gehorsam verbinden, zu Ordnung u Pünctlichkeit, wie andererseits eine gewisse Rüstigkeit und Dreistigkeit, die einem industriellen Zeitalter sich am ehesten noch durch das Militärwesen erhält.*

Die Baiern. Mit dem Todestage (Sept. 1319) des großen Waldemar kamen Zeiten über Brandenburg. Der unmündige Neffe, den er als Erben zu sich rufen, Heinrich der Jüngere, starb schon 1320. Eine Menge Fürsten fielen wie Raubthiere über das verwaiste Land her, bis der Sieg bei Ampfing 13

---

*) Helmodi chronica Slavorum II. 88. Vgl. B. III. S. 68 dieses Werkes.
**) Constantin Frantz. Das neue Deutschland. Lpz. 1871. 155 ff.

wig dem Baiern Muth gab, dasselbe an sein Haus zu bringen. Mit Einligung der Reichsfürsten belehnte der König 24. Juni 1324 seinen ältesten n Ludwig mit der Reichskämmererwürde, der Mark Brandenburg und der fiß, den Herzogthümern Stettin und Demmin, dem Lande Stargard, der Graft Wernigerode, nebst allen Herrschaften, die Waldemar ehemals besessen*). mark hatte einst der Vergrößerung der Ascanier viele Hindernisse in den gelegt; für den jungen Fürsten ward es jetzt durch die Verlobung mit rgaretha, der Tochter seines Königs Christoph, gewonnen. Tüchtige Vormünder den für den achtjährigen Ludwig bestellt, die Städte wurden durch Vermehrung Freiheiten angelockt. Der junge Markgraf war geschickt und entschlossen. Ludwig.
alledem war seine Lage schwierig: die anhaltischen Vettern grollten unverlich, Kaiser Ludwigs Sachen nahmen eine schlimme Wendung und die Luxemer waren gefährliche Gegner. Das Land wurde verheert, verpfändet, zert. Welch ein Gegensatz zu den glänzenden Zeiten Waldemars! Begreiflich, ein Abenteurer, der Waldemar ähnlich sah, und mit Geschick ihn darzustellen te und behauptete, er sei seit 1321 im heiligen Lande gewesen und jetzt gekehrt, leicht Anklang fand. Die baierische Herrschaft im Lande war von Dauer. Ludwig der Brandenburger trat 1357 die Marken seinen Brüdern, ig dem Römer und Otto ab. Klug und tapfer verstand zwar Ludwig der Ludwig der Römer.
er die Ruhe im Lande wieder herzustellen, starb aber schon 1364, nachdem 363 mit Karl IV. eine Erbverbrüderung geschlossen, vermöge welcher nach Abgang der männlichen Nachkommen der Markgrafen Brandenburg an das Luxemburg fallen sollte. Der leichtsinnige Otto aber trat, von Feinden Schulden bedrängt, 1373 die Marken mit Vorbehalt der Kur- und Erzerwürde an die Söhne des Kaisers ab, und Brandenburg gehörte jetzt uxemburgern. Auf einem Tag zu Tangermünde, 29. Juni 1374, vereinigte IV. die Mark Brandenburg mit Böhmen, daß sie immer dem Könige von en gehören und nie von diesem Reiche getrennt werden solle. Otto.

Unter Karl IV hatte die Mark gute Tage, während sie unter den baierischen en einer völligen Zerstückelung entgegengegangen wäre. Der Kaiser stellte Ordnung her und begünstigte den Fleiß des Bürgers und Landmanns. Die Luxemburger.
mme Tage kamen aber unter seinen Söhnen, die eben so tief unter ihrem standen, als Ludwig und Otto unter Ludwig dem Baier. Bei der Theilung 1377 Brandenburg an Sigismund, Johann bekam die Lausitzen und Neu- Sigismund.
Sigismund kam selten in die Marken, er sah sie als Nebenland an erpfändete sie in der Noth 1388 an die Markgrafen Jost und Prokop von en und nach dem Tod seines Bruders Johann die Neumark an den Deutsch. Jost behandelte das Land wie ein Stiefvater, kam selten, und nur um zu erpressen, und ließ es durch Hauptleute verwalten. — Wie der Herr, so iener. Kein Recht galt im Lande. Viele Ritter trieben von ihren Burgen gerei, beraubten den Landmann, die Städte mußten zu ihrem Schutze Söldner . Zum Glück starb Jost 1411 und gab Sigmund an Friedrich, Burg- zu Nürnberg, die Mark zum Pfand für 100.000 Goldstücke, die ihm jener hossen hatte. Jost.

So kamen die Hohenzollern nach Brandenburg, ein uraltes Geschlecht**), an Fürsten, die tapfern mit klugem Sinn vereinen, gute Haushälter sind, Die Hohenzollern.

*) Vgl. B. III. S. 676.

**) Die Sagen bei Cramer, Die Grafschaft Hohenzollern. Stuttg. 1873. S. 8—10.

ihre Macht zu mehren streben in rücksichtsloser Ausführung weitreich
immer festgehaltener Pläne. Die Mark Brandenburg war der Ausgangspu
von dem aus sie ein großes Reich schufen. Sie gründeten nicht erst den
Leben in den Marken, das haben die Ascanier gethan, aber sie stellten es wi
her, sie erhielten es, als die Mark in sich zu zerfallen und von den aufsteige
slavischen Großmächten verschlungen zu werden drohte.

Die Burggrafen von Nürnberg*) sind mit den schwäbischen Zollern, Zo
Zolra, stammverwandt. 1170 soll ein nachgeborner Sohn, der Hohenzoller K
Burggraf zu Nürnberg geworden sein, er war angesehen beim Kaiser, auf
großem Kreuzzug er auch umgekommen ist. Konrad war kaiserlicher Be
Die Burggrafen. hatte den Befehl über die Burg und Burgmannschaft zu Nürnberg, die Ge
barkeit über die dazu gehörigen Güter und die Aufsicht über die Amtleu
Pfleger derselben. Die Stadt Nürnberg aber machte sich früh schon von
Verpflichtungen gegen die Burggrafen los. Von der Burg aus erwarben die
durch Kauf, bald durch Pfand und Erbschaft, durch Geschenke der Kaise
Menge zerstreuter Güter, Einkünfte und Gerechtsame. Durch Klugheit un
Thatkraft stiegen sie zu Ansehen empor. Ein Burggraf zu Nürnberg
Friedrich, der Rudolf von Habsburg**) die Kunde von seiner Ernennung
und zwischen ihm und den Wählern vermittelte. Ein Burggraf von N
spielte eine große Rolle bei der Wahl Adolfs von Nassau und Heinri
Luxemburg. Ein Burggraf von Nürnberg griff entscheidend ein in der
bei Mühldorf***), und wurde vom Sieger, Ludwig dem Baier, dafür
Margaretha. belohnt. Dem Burggrafen Johann II. gab Kaiser Karl IV. 1356 seine
zur Gemahlin, und erhob die Burggrafen zu Reichsfürsten und verlieh
viele Vorrechte für ihre Besitzungen. Aus den ehemaligen Beamten de
waren sie jetzt reiche Fürsten geworden. Seit dem Ende des XIV. Jahr
gliedert sich ihr Gebiet in die zwei Fürstenthümer Baireuth und Ansba
das Burggrafenthum Nürnberg oberhalb des Gebirgs, und das Burggr
Nürnberg unterhalb des Gebirgs†).

Friedrich VI. Zu den fähigsten Männern dieses Geschlechts gehört Friedrich
der Baireuth oder das Oberland besaß, während sein Bruder Johann üb
bach oder das Niederland waltete. Er hatte eine für jene Zeit glänzende
war der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig, a
bürgerlichen und Kirchenrecht erfahren, und war bei all' seinem Wisse
kräftig geblieben — als Ritter tüchtig in allen Waffenkünsten, ein Ma
scharfem Blick, schneidig und entschlossen, stets wohl bei Kasse und freigeb
es Vortheil brachte. Aus dem Verfall des luxemburgischen Hauses hat der
graf, der sich an den fähigsten, aber auch leichtsinnigsten der Luxembur
Sigismund, anschloß, großen Vortheil gezogen für die Erhöhung seines
Er nahm thätigen Antheil an der Absetzung Wenzels, an der Wahl Sig
zum römischen König 1411, er lieh dem letztern 100.000 Goldgulde
in Brandenburg. wurde auf Brandenburg versichert. Am 8. Juli 1411 ernannte ihn der
König zu einem obersten und gemeinen Verweser und Hauptmann der

*) Lancizolle, Geschichte der Gründung des preußischen Staates. Stenzel
**) III. 511.
***) III. 575.
†) Stenzel, l. c. I. 164.
††) Cohn, Stammtafeln, Nr. 744.

befahl, ihm zu huldigen und zu gehorsamen, bis er ihm die 100.000 Gold- en zurückbezahlt haben werde, sich selber behielt Sigismund nur die Kur- de vor. 1412 kam der Burggraf nach Brandenburg als oberster Verweser Hauptmann. Die Mark war durch die Wirren der letzten Zeit in solche Ar- h gebracht, daß sie Niemand gern hat haben wollen. Daher war der Empfang , zwar die Städte huldigten gern, denn der Burggraf galt für einen Fürsten, auf Ordnung hielt, aber der Adel, an Unbändigkeit und an das Leben aus Stegreif gewöhnt, verweigerte störrig „dem Nürnberger Tand" die Huldigung: nn es ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen regnete, sollte doch keiner im) aufkommen*)." Der deutsche Adel wurde vom altslavischen, in welchem ohne ifel die Erinnerung an die einstige Freiheit fortlebte, in diese Feindschaft fortgerissen. Viele vom Adel verschanzten die Burgen, verbanden sich mit ten an der Grenze, um den Burggrafen aus dem Land hinaus zu schrecken. drich zeigte sich anfangs nachsichtig; als aber keine Milde helfen wollte, er zu den Waffen und schmetterte mit seinem Geschütz die für unbezwinglich ltenen Burgen nieder, und zwang, auch im Siege sich mäßigend und fern von samkeit, den Adel zur Unterwerfung. Jetzt brach sich das Gefühl Bahn, es wieder ein Herr da, der das Gesetz aufrecht zu erhalten wisse. Anfangs hatten die Städte die Huldigung nur „zu seinem Geld" geleistet, d. h. ihm nur horsamen geschworen, bis Sigismund ihm die 100.000 Goldgulden zurück- lt habe. Dazu kam es bei den steten Geldverlegenheiten des Kaisers natürlich ts. Im Gegentheil, bald entlehnte Sigismund 250.000 weitere ungarische lden vom Burggrafen, wofür er ihm auf dem Concil zu Constanz pril 1417 mit Bewilligung der Kurfürsten die Mark Brandenburg nebst rwürde und aller Landesherrlichkeit übergab, jedoch mit dem Vorbehalt für ür seine und König Wenzels männliche Nachkommen, dieselbe mit 400.000 ischen Goldgulden wieder auszulösen. Sigismund kam nie dazu, die Summe zuzahlen, und hinterließ so wenig als Wenzel einen Sohn. Friedrich blieb der Mark und Kurfürst und suchte seine Länder und Rechte nach Kräften dehnen. Die Neumark verlangte er vom Orden gegen die dargeliehene Summe zurück, und zog auch schon Polen in den Kreis seiner Berechnung, für seinen Sohn Friedrich um Hedwig, die einzige Tochter Jagellos, an Hand sich damals der Thron Polens und Litthauens zu knüpfen schien, und e seinen achtjährigen Sohn selber nach Krakau, auf daß er die Sprache Sitten derjenigen kennen lerne, über die er einst zu herrschen berufen sei. mit Albrecht III. die Kurlinie des anhaltinischen Hauses in Sachsen erlosch, r Friedrich Ansprüche an dessen Land und Hauptstadt Wittenberg, weil die gten Länder einst zur Mark Brandenburg gehört hätten, und weil sein Sohn n mit der einzigen Tochter Albrechts vermählt und wegen deren Mitgabe Sachsen versichert sei. Sigismund wollte jedoch nicht zwei Kurhüte auf Ein t kommen lassen, behandelte Sachsen als ein dem Reich anheimgefallenes , und übertrag es 1423 an Friedrich den Streitbaren, den Markgrafen zu en und Landgrafen zu Thüringen. Der Kurfürst erhielt für seine Ansprüche 0 Schock Pragergroschen. Seitdem erkaltete seine Freundschaft zum König, l dieser sich 1429 alles Wiederkaufsrechtes der Neumark zu Gunsten des s begab, und diesem also die Neumark für ewige Zeiten überließ. Der graf starb 1440. 1437 hatte er zu Tangermünde die Verordnung bekannt cht, daß sein zweiter und vierter Sohn, beide Friedrich genannt, ihm in

Geiet. Kurfürst. Länder- theilung.

*) Stenzel I. 167.

den Marken folgen, der ältere die Kurwürde, die Mittelmark, das Uckerland u
Sternberg, der jüngere die Altmark und Priegnitz erhalten sollten. Der älte
Sohn, Johann, und der dritte, Albrecht, erhielten jeder die Hälfte der fränkisch
Lande, und erst nach dem Aussterben der beiden fränkischen Linien sollten d
märkischen und nach dem Aussterben beider märkischen die fränkischen Linien
Erben eintreten*).

Friedrich II. Unter den 12 hohenzollerischen Kurfürsten regierte der zweite, Fried
nahezu 31 Jahre, 1440—70. Er heißt Eisenzahn (ferratis dentibus, d
de fer), wegen seines festen Verfahrens. Zwar die polnische Krone ward i
nicht zu Theil aus Gründen, die wir schon oben auseinander gesetzt ha
aber Kasimir IV. schloß mit ihm einen Vertrag, der dem Kurfürsten die N
folge in Polen zusicherte, wenn der König ohne Hinterlassung männlicher E
sterben sollte. Mit den Brüdern in Franken schloß der Kurfürst eine Erbeinig
zu gemeinschaftlichem Beistand und hielt im Krieg und Frieden fest mit ihnen
sammen. Wie sein Vater besorgt das Land zu vergrößern, suchte er, als mit
Pommern Tod des Herzogs Otto von Pommern-Stettin 1464 dieses Haus ausstarb, d
Land an Brandenburg zu bringen, denn nach einem Vertrage von 1338 h
die Markgrafen von Brandenburg nach dem Aussterben der Linie Pom
Stettin Ansprüche an das Land. Eine Partei war schon gewonnen, nam
der Bürgermeister von Stettin, Albrecht von Glinden. Dieser warf bei der
stattung Schild und Helm der Herzoge von Stettin dem Sarge in das
nach, mit den Worten: „Da liegt unsere Herrschaft von Stettin," — um
zeigen, daß die Linie nun erloschen sei und die Herrschaft an die Mark
komme. Viele dachten aber anders, und ein Ritter Lorenz Eichstätten sprang
das Grab, holte Helm und Schild wieder heraus und sagte: „Nein, nicht
wir haben noch erbliche geborne Herrschaft, die Herzoge von Pommern-Wo
denen gehört Schild und Helm zu." Darob entspann sich ein Krieg, in we
Friedrich II. jedoch keinen Erfolg errang. Verdrossen darüber und gebeug
Kränklichkeit und den Verlust seines einzigen Sohnes, übergab er 1471 die
an seinen Bruder Albrecht und behielt sich nur 6000 Goldgulden jährlich

Albrecht Achilles. Dieser Albrecht, der dritte der zwölf hohenzollerischen Kurfürsten
10. Februar 1471 bis 11. März 1486), der allein das Geschlecht fortp
ist uns unter dem Namen Achilles nach einer Schilderung des Aeneas S
aus dem Städtekrieg 1449**) schon bekannt. Er war einer der letzten Ritter, g
auf allen Turnieren durch Schönheit, Kraft und Kampfslust, durch Pracht
Gefolges. In die Marken kam er selten, ihre Regierung überließ er sei
Sohne Johann. In weitreichenden Plänen stand er hinter seinen Vorgängern
zurück, wegen seiner Gewandtheit in Unterhandlungen hieß er auch der deu
Ulysses. 1473—76 schloß er Erbverträge mit dem böhmischen Königshaus. Da
sein Geschlecht nicht durch stete Theilungen geschwächt werde, verordnete er,
Hausgesetz. sollte, so lang nur Ein männlicher Erbe vorhanden sei, dieser die Marken
Länder in Franken vereinigt besitzen; wären zwei, so sollen die älteren die Ma
die jüngern die fränkischen Fürstenthümer erhalten; wären drei, so sollen
fränkischen Länder getheilt werden, aber es nie mehr als drei regierende Linien ge
Sämmtliche Länder sollten dem ganzen Hause zur gesammten Hand zustehen, Ni
von Land und Leuten, Schlössern und Städten, was Albrecht hinterließ, je
pfändet oder verkauft werden, und die Töchter, welche heirathen, eine Aussta
und 10.000 rheinische Gulden Heirathsgut erhalten.

*) Stenzel, I. 190.
**) Vgl. B. III. S. 1044—45.

Ihm folgte 1486—99 sein ältester Sohn Johann, der Cicero von ...utschland genannt, wegen seiner Fertigkeit im lateinischen Ausdruck, sprach er ...h 4 Stunden hintereinander auf einem Reichstag des Kaiser Max in zierlich ...ßendem Latein. Kaiser Maximilian hatte 1495 auf dem Reichstag zu Worms ... Antrag gemacht, es möge jeder Kurfürst in seinem Lande eine eigene Univer... ...t errichten. Kurfürst Johann stiftete Frankfurt an der Oder 1498. 1513 wurde ...wegen einer Pest nach Kotbus verlegt. Deßwegen und dann auch, weil der Ruhm ...ttenbergs die Jugend dahin zog, konnte die Universität Frankfurt nie recht aufkommen. Johann Cicero.

Johann Ciceros Bruder, Friedrich (1460—1536), ist der Gründer der ...ren Culmbacher Linie, der Vater von 8 Söhnen, von denen Kasimir ...n Baireuth) im Bauernkrieg 1525 gegen die Aufständischen so große Strenge ...te; Georg (von Ansbach) von Ladislaus, dem König von Böhmen und ...arn, Jägerndorf in Schlesien erhielt, und wegen seines Eifers für die ...ormation den Beinamen der Fromme und der Bekenner bekam, und Albrecht ... letzte Hochmeister und erste Herzog in Preußen wurde. Kasimirs Sohn ...lbrecht Alcibiades, so genannt wegen seiner Wandlungen und des Wech... ...seiner Schicksale — er machte sich im Schmalkaldischen Kriege einen Namen, ... bei der Belagerung von Metz durch Karl V., war lange ein Waffenbruder ... Moriz von Sachsen, gegen den er aber 1553 auftrat und bei Sievers... ...m 9. Juli die Schlacht verlor. Culmbacher Linie. Albrecht Alcibiades.

Joachim I., der Sohn Johann Ciceros, der fünfte Kurfürst (1499— ...5), wegen seiner guten Rathschläge Nestor geheißen, zeigte sich in der Refor... ...n als eifrigen Anhänger der alten Kirche, daß er 1532 auf dem Reichstag ...egensburg erklärte, er wollte lieber Land und Leute und selbst das Leben ...ren, als sich mit den Protestanten vertragen, denen er den Bauernaufstand ... Anderes vorwarf, was selbst sein Bruder, der kluge Erzbischof Albrecht von ...nz, mißbilligte; daß er noch auf dem Todbette von seinen Söhnen das schrift... ... Versprechen sich ausstellen ließ, daß sie mit all ihren Ländern katholisch bleiben ...ten. Diese Söhne aber, Joachim II. und Johann, waren durch ihre Mutter, ... Schwester des unglücklichen Christian II. von Dänemark, insgeheim längst ...die Lehre Luthers gewonnen, und traten 1539 offen zu derselben über; am ...November empfing Joachim II. in Spandau durch den Bischof von Branden... ... das Abendmahl unter beiden Gestalten. Doch nahm der Kurfürst keinen ...eil am Bund von Schmalkalden und sprach warm nach der Schlacht bei ...lberg für das Leben des gefangenen Friedrich von Sachsen und für die Frei... ...ng des Philipp von Hessen. Durch seine zweite Gemahlin Hedwig, eine ...ter König Sigismunds, erlangte er 1569 die Mitbelehnung mit Preußen, ... die Anwartschaft auf dies Herzogthum, im Fall die Culmbachische Linie aus... ...e. 1537 schloß dieser Kurfürst eine Erbverbrüderung mit dem Herzog von ...gnitz, einem souveränen Fürsten, der von den alten Piasten abstammte. 1546 ...irten aber die böhmischen Stände und Kaiser Ferdinand, daß dieser Vertrag ...swidrig sei; die Urkunde wurde vernichtet und die Unterthanen des Friedrich ... Liegnitz wurden aller darauf Bezug habenden Eide entbunden. Joachim hatte ...er in Ungarn gegen die Türken gekämpft, die Chronisten nennen ihn den ...schen Hector, er liebte Kunst und Wissenschaft und hat Berlin durch Bauten ...schönert. 1240 hat ein Ascanier es als Burg befestigt und mit Holländern ...llert. Einige deuten Berlin als Wehrlin = kleine Burg. Kurfürst Friedrich II. ...nzahn erbaute daselbst ein Schloß, nachdem er den Trotz der Bürger gebrochen, ... verlegte dahin seinen Hauptsitz. Die alten Hauptstädte waren Stendal und ...ndenburg, in einem Wettstreit der Städte 1521 erhielt Brandenburg noch ... Vorzug vor Berlin. Joachim I Nestor. Joachim II. Hector. Lutherisch. Liegnitz. Berlin.

Johann Georg. Der siebente Kurfürst, Johann Georg (1571—98), der Sohn des vorigen, war ein friedliebender Herr, aber doch stets zum Kriege gerüstet, so daß er 1591 Heinrich IV. gegen die Liga und 1594 dem Kaiser gegen die Türken Hilfe zu senden vermochte; er sorgte aufmerksam für die innere Sicherheit, hielt streng das Fehdewesen nieder — Fehder wurden mit dem Schwerte hingerichtet — und war eifrig für Hebung des Ackerbaus, der Gewerbe und des öffentlichen Unterrichts, auch nahm er sich der Bauern an, und mahnte den Adel, nicht so unchristlich mit ihnen umzugehen. Mit Pommern schloß er 1571 eine Erbverbrüderung. Seinen Enkel Johann Sigismund vermählte er mit der ältesten Tochter des Herzogs von Preußen, deren Mutter die älteste Schwester des wahnsinnigen Herzogs von Jülich, Cleve und Berg, demnach als nächste Erbin dieser weit... Länder anzusehen war. Da Baireuth und Ansbach an ihn heimfielen, so übertrug er sie auf den zweiten und dritten Sohn unter seinen 23 Kindern, und wurde so der Begründer der neuen Linien Baireuth und Ansbach. Um Streitigkeiten in der Familie und Verringerung ihrer Macht durch Theilungen zu verhüten, wurde 1598 im Geraer Vertrag das alte, von Kaiser Friedrich III. 1473 genehmigte Familiengesetz des Albrecht Achilles erneuert: die gesammten Mark... mit den dazu gehörigen Herrschaften in der Lausitz, dem Herzogthum Krossen ... der Anwartschaft auf Pommern und andere benachbarten Länder sollten ... trennt immer dem Erstgebornen gemäß der goldenen Bulle zufallen; in Fr... sollten nie mehr als zwei Fürstenthümer sein (sie kamen an die Mark... Christian und Joachim Ernst). Jägerndorf erhielt der Markgraf Johann G... Alle nicht aus Land und Leuten oder Pfründen versorgten Prinzen erh... standesgemäßen Unterhalt, 6000 Thaler jährlich, die Prinzessinen 2000 G... Heirathsgut. Veräußerungen von Land und Leuten sind untersagt.

(Margin: Geraer Vertrag.)

Joachim Friedrich. Joachim Friedrich (1598—1608) war Erzbischof von Magdeburg, ... der Vater starb, legte aber sogleich diese Stelle zu Gunsten seines S... Christian Wilhelm nieder. 1605 wurde er Regent in Preußen. 1604 gr... er das Geheimrathscollegium in Berlin, ohne dessen Zuziehung er nichts Wi... zu unternehmen versprach. Um sein Land erwarb er sich mannigfaches Ver... Hatte sein Vater 1574 das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin ... stiftet, so errichtete er die Fürstenschule auf dem Lustschlosse Joachimst... und stattete sie mit eingezogenen geistlichen Gütern zum Unterhalt von 120 ade... und bürgerlichen Schülern aus.

Johann Sigismund. Johann Sigismund folgte seinem Vater 1608—19, ein kräftig... entschlossener Mann. 1609 erhielt er nach vieler Mühe vom König von Po... die Vormundschaft über den regierungsunfähigen Herzog Albrecht Friedrich ... Preußen. Das Recht der Nachfolge in Preußen erlangte er in Warschau ... unter Bedingungen, welche ihm sehr schwer erschienen: er mußte den Katholi... freie Religionsübung, Bau von Kirchen, Zulassung zu allen Staatsämtern ... statten, er mußte die Annahme des Gregorianischen Kalenders versprechen, ... daß er außer den früher festgesetzten Zahlungen an Polen jährlich noch 30.0... polnische Gulden und dann noch jedesmal eben so viel entrichten wolle, wenn ... polnische Reichssteuer ausgeschrieben werde, auch daß er zur Kriegszeit vier Schi... zum Schutz der Küste ausrüsten wolle; deßgleichen mußte er geloben, alle oberst... Staatsämter allein an Eingeborne zu vertheilen, neue Steuern nur mit Bewil... gung der Stände aufzulegen, alle Appellationen an den König in Sachen ü... 500 fl. Werth zu gestatten, und in seiner Abwesenheit nur durch eingeborne ... landsäßige Räthe nach den vom König bestätigten Formen Processe führen zu la... 16. November 1611 erhielt er dann für sich, seine Brüder und die männl...

(Margin: Belehnung mit Preußen.)

en die Belehnung*). So kam Preußen an die Hohenzollern in Brandenburg ist seitdem in ihren Händen geblieben.

Ein anderes nicht minder wichtiges Erbe wurde 25. März 1609 durch den des blödsinnigen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich frei. Wie viele Bewerber Ansprüchen auftraten, wie das Erbe zu einem europäischen Kriege zu führen te, ist im vorigen Bande gezeigt worden**). Brandenburg und Neuburg ten sich über die Theilung vergleichen und faßten sogleich Besitz vom Lande, t schlugen noch im April 1609 ihr Wappen an die Regierungsgebäude in e und Düsseldorf an. 1613 kamen Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm Pfalzneuburg in Düsseldorf zur Schlichtung des Streites zusammen. Der ere verlangte die älteste Tochter des Ersteren, und Cleve-Jülich als Heiraths- Der Hohenzoller antwortete im aufwallenden Jähzorn mit einer Ohrfeige***), wichtige Folgen hatte. Jülich-Cleve war zugleich der Zankapfel zwischen den gionsparteien in Europa. Wolfgang Wilhelm ging, um die Katholiken für zu gewinnen, nach München, und trat hier 10. November 1613 zum Katho- mus über. Um die Holländer und Clevener zu gewinnen, nahm der Kurfürst reformirte Bekenntniß an, allerdings in einer Form, welche dessen härteste e milderte: so verwarf er die unbedingte Gnadenwahl und erklärte dieselbe des Menschen freiem Willen in Glauben und Gehorsam abhängig. Aber in in hing man eifrig am Lutherthum und war sehr unzufrieden mit dem Schritte Kurfürsten. Dieser jedoch erklärte, seine Unterthanen hätten keine Macht, ihm schreiben, was er glauben solle oder nicht, und ermahnte sie, fleißig in der zu lesen und sich nicht an das Geschrei erhitzter Priester zu kehren, wo sie von der reformirten Religion besser urtheilen würden†). Jülich Cleve. Der Kurfürst calvinisch.

Der Streit um Jülich-Cleve währte übrigens fort, keiner kam durch den gionswechsel zum Ziel, kein Vertrag, kein Erlaß frommte, der Proceß schien durch Jahrhunderte fortzuziehen. Da schlug 1815 der Wiener Congreß das ige Land zu Rheinpreußen.

Der schwächste unter allen 12 Kurfürsten ist Georg Wilhelm (1619 0). In einer stürmischen Zeit verstand er nicht Hammer zu sein und ward n Ambos. Ohne höhere Einsicht und Festigkeit des Charakters glich er schwachen Rohr, das der Sturm hin und herbeugt. Wir sahen dies in der hichte des dreißigjährigen Krieges††). Allerdings war seine Lage in jeder icht schwierig. Er war der Schwager des Winterkönigs und unterstützte diesen einigem Geschütz und Werbungen im Brandenburgischen, als dieser aber nach Niederlage am weißen Berg Zuflucht in der Kurmark suchte, wurde ihm be- t, Butter und Holz seien knapp, und die Berliner frohlockten, daß Gott an Calvinisten keinen Gefallen habe. Der Zwiespalt in der Religion lähmte alle regeln des Kurfürsten. Die eigene Mutter, eine eifrige Lutheranerin, ließ seine Bekehrung beten. Um seine schöne Schwester Eleonore warben der Sohn Polenkönigs Sigismund und Gustav Adolf, den die Mutter begünstigte. rend der Abwesenheit des Kurfürsten 1620 kam der Schwede und verlobte Georg Wilhelm

*) Stenzel I. 371.
**) B. V. 218.
***) Köhler, Münzbelustigungen. XXI. 341.
†) Stenzel I. 393.
††) B. V. S. 384—85. 388.

sich mit Eleonore, und Georg Wilhelm klagte, daß er als Haupt des Hauses von der ganzen Sache nicht ein Wort erfahren, bis Alles richtig gewesen sei, und mußte sich bei dem Polenkönig entschuldigen, daß er der Neigung seiner Mu… und Schwester keine Gewalt habe anthun können. Die Schwierigkeiten erhö… der Krieg Schwedens mit Polen. Die Preußen wollten den Kurfürsten vor … Huldigung zwingen, die calvinische Lehre als unverschämt und gotteslästerlich … verdammen; nur mit Mühe und um vieles Geld, nebstdem daß er al…
Preußen. schweren Verpflichtungen seines Vorgängers sich unterwarf, erhielt Georg Wilh… 23. September 1621 die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen. Wegen Jül… Cleve schloß Georg Wilhelm ein Bündniß mit den Holländern, machte sich … dadurch die Spanier zu Feinden und Brandenburg mußte die Kosten tragen. D… große Krieg wälzte sich nach dem Norden, Mansfeld, dann Wallenstein verhee… das Land. Zur Durchführung des klugen Planes seines Ministers Schwarzen… berg, eine dritte Partei zu bilden und den Kämpfenden Halt zu gebieten, b… der Kurfürst nicht Festigkeit des Charakters genug. Einmal kam er zum … schluß, zum Kaiser zu halten: „der Kaiser ist doch die von Gott gesetzte … Obrigkeit; ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser, so bleibe ich und … Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich mich an den Kaiser halte*).“ — Allerd… — aber doch ließ er nachher Schwarzenberg fallen. Gustav Adolf rechnete … sein schwankendes Wesen und schreckte ihn durch Drohungen im polnischen … als sich die Abgeordneten auf die Verträge Preußens mit Polen beriefen: „… träge hin, Verträge her, man hat jetzt keinen Proceß, denn im Krieg schw… die Gesetze.“ — Der Kurfürst meinte: „Sitze ich still und sehe ich meinem … glück zu, was wird man von mir sagen. Hingegen da ich mich noch wehre … thue, was ich kann, so habe ich doch nicht solchen Schimpf und glaube nicht … der Kaiser es werde mit mir ärger machen können als Gustav. Er hat bis … Nichts gegen mich gethan, so darf ich denn Gnade und Gutes hoffen, wenn … mich zu ihm schlage.“ — So geschah es auch. Als Wallenstein nach dem No… kam, wurde Brandenburg von seinen Wildlingen fast ausgesogen. Als die Sch… in Deutschland festen Fuß gefaßt hatten, ließ sich der Kurfürst zwingen, zu … zu halten. Seine Minister kamen während der heiklichen Berathung immer … den Satz zurück**): „was können wir thun, sie haben Kanonen.“ Von seinen … hatte Brandenburg keinen Dank, denn nach dem Tod des Schwedenkönigs verl… Oxenstjerna von den Fürsten zu Frankfurt am Main, das Reich solle Sch… zur Entschädigung für die aufgewandten Unkosten Pommern nach dem Abste… seines letzten Herzogs abtreten, und vergebens ward, als Bogislaw X… 10. März 1637 mit Tod abging, das Herzogthum von Brandenburg angesprochen***… Die Schweden hielten es fest in ihren Händen. Empört über den Stolz … Schweden, eifersüchtig auf ihre Macht, schloß der Kurfürst 1635 mit Ferdinand … den Prager Frieden ab†). Der Kaiser versprach dem Kurfürsten, ihn bei s… Gerechtsamen auf Pommern zu schützen und die Kirchengüter, die er besitze, … mehr zurückzufordern; auch genehmigte er den Erbverbrüderungsvertrag zwi… Brandenburg, Sachsen und Hessen. Von Jägerndorf, welches dessen Herzog Jo… Georg durch Theilnahme am Aufstand des Winterkönigs verwirkt hatte††).

---

*) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen den Grafen Schwarzenberg … hobenen Beschuldigungen. Berlin 1828. S. 50.

**) Que faire? ils ont des canons. Fréderic II. Mémoires de Brandenburg.

***) II. 464.

†) Vgl. V. 451.

††) Köhler, Reichshistorie. S. 508.

diesem Vertrage keine Rede. Dafür standen bald die Schweden unter Baner Wrangel in Brandenburg. Der königliche Geschichtschreiber klagt: „So wurde unglückliche Kurfürstenthum der Raub des ersten besten, der da kam, und den erklärten Feinden aufs unmäßigste gebrandschätzt, geplündert, gesengt, wüstet. In beständiger Ungewißheit, ohne Stärke und Macht, wendete sich org Wilhelm stets freiwillig oder gezwungen auf die Seite des Stärksten. Und Glück, das sich beständig von den Kaiserlichen zu den Schweden und von Schweden zu den Kaiserlichen drehte, fand Behagen daran, diesen Fürsten*) Opfer seiner Unbeständigkeit zu machen.“ — Als Georg Wilhelm am 21. September 1640 starb, waren die Städte verheert, die Bevölkerung auf dem Land Verzweiflung getrieben. Um Tangermünde z. B. verzehrten die Leute nschenfleisch!

Georg Wilhelms Sohn, Friedrich Wilhelm, geboren den 6. nuar 1620, Kurfürst vom 21. November 1640 bis zu seinem Tode am April 1688, ist der Neubegründer der Macht seines Hauses, und hat nicht Unrecht den Namen des großen Kurfürsten. Er war ein scharfblickender n, unermüdlich thätig, biegsam wie die Weide und hart wie der Stahl, nachdem es galt sein Ziel zu erreichen, gewandt in Unterhandlungen, schnell vernichtend wie der Blitz, wo es galt zu schlagen. Seine Unterhandlungen, seine Kriegsthaten wurden im vorigen Bande eingehend besprochen**). t mit Unrecht preist ihn der königliche Geschichtschreiber, er habe alle nschaften besessen, die den großen Mann machen, und die Vorsehung habe alle Gelegenheit gegeben, sie zu entwickeln; er habe sich klug bewährt in n Alter, in dem die Jugend nur Spuren der Verirrungen zeige***). „Er vorsichtig und weise, und das machte ihn zum großem Staatsmann; er arbeitsam und menschlich — und das machte ihn zum klugen Fürsten; er unempfindlich gegen gefährliche Verführungen und hatte keine andere nschaft, als für seine Gemahlin. Liebte er gleich Wein und Gesellschaft, so er dennoch in beiden Maß. Sein lebhaftes und reizbares Temperament ße ihn oft aufbrausen; doch war er nicht Herr der ersten Bewegung, so er es stets der zweiten, denn sein Herz vergütete mit Wucher die Fehler, ihn sein leicht aufbrausendes Blut hatte begehen lassen. Seine Seele war Sitz der Tugend; das Glück hat selbige nie aufschwellen, noch das Unglück n Boden drücken können. Er war hochherzig, milde, freigebig, menschlich, delte nie seinem Charakter entgegen; war der Wiederhersteller und Vertheir seines Vaterlandes, der Gründer der Brandenburgischen Macht, der Schiedser von Seinesgleichen, die Ehre seiner Nation. Sein Leben ist seine Lobrede.“ Der große Kurfürst.

Das Erste, was Friedrich Wilhelm that, war, den Staatshaushalt in Ord- zu bringen, und seine Ausgaben mit seinen Einnahmen ins Gleichgewicht zu

*) Mémoires de Brandenbourg.
**) Vgl. B. V. 476, 541—48, 546—47, 754—55, 765—68, 778—80.
***) Mémoires de Brandenbourg.

setzen. Unfolgsamen Unterthanen ließ er ohne Gnade den Kopf vor die Füße leg 1642 erhielt er die Belehnung mit Preußen, gegen das Versprechen eines jährli Tributs von 120.000 Goldgulden. 1643 zahlte er 140.000 Thaler an Schweden, daß sie sein Land räumten. Im westfälischen Frieden mußte er d diesseitige Pommern, die Insel Rügen und Wollin, die Städte Stettin, Garz Golnow und die drei Mündungen der Oder den Schweden abtreten — mit d Beifügen, wenn der Mannsstamm der kurfürstlichen Linie aussterbe, solle Pomm und Neumark an Schweden zurückfallen; bis dahin aber solle es beiden Häus gestattet sein, das Wappen dieser Provinzen zu führen*). Zum Ersatz da machte man zu Gunsten des Kurfürsten die Bisthümer Halberstadt, Minden Kamin weltlich, setzte ihn sowohl in deren Besitz als in den der Grafsch Hohenstein und Reichenstein ein, und gab ihm die Anwartschaft auf Magdeb dessen Administrator damals August von Sachsen war. — Neue Verlegen brachte ihm der Ehrgeiz Karl Gustavs und dessen Krieg mit Polen**). Aus den Wirren ging aber Friedrich Wilhelm doch frei von der polnischen Lehensba und als unbeschränkter Beherrscher von Preußen hervor. 1660 empfing er in Kö berg die Huldigung der Preußen. Einige Jahre der Ruhe, die jetzt folgten, be er, um zerstörte Städte wieder aufzubauen, Wüsteneien in Saatfelder zu verwa Dörfer in Heiden und Forsten zu gründen, Kanäle zu ziehen, wie den, die Spree mit der Oder verbindet, Gewerbe und Handel zu heben. In Kriegen, die der Ehrgeiz Ludwigs XIV. hervorrief, hat Friedrich Wilhelm viel raschen Ueberblick der Lage und Verhältnisse als Schlagfertigkeit be Der Friede zu St. Germain machte seinen kriegerischen Thaten ein Ende. letzten Jahre verflossen in friedlicher Thätigkeit und in eifrigem Bemühen Wohlstand des Landes zu heben. Tapferkeit, sagt Friedrich der Große, mach Helden, Menschlichkeit macht Fürsten. Nach dem Edict von Nantes sch sein Silbergeschirr in die Münze, um französische Auswanderer zu unter und in sein entvölkertes Land zu ziehen, 20.000 ließen sich in Brand nieder, und Friedrich II. bemerkt mit Wohlgefallen: „Diese Colonie hat sich in Wohlstand befunden und hat ihren Wohlthäter für seinen Schutz reich lohnt. Das Kurfürstenthum zog in der Folge eine unendliche Menge aus seinem eigenen Schooß, die es zuvor den Ausländern hatte abkaufen m — Als der Kurfürst starb, war das Land um ein Drittheil, nämlich von auf 1900 □Meilen, die Bevölkerung um eben so viel, nämlich bis zu 1,5 Einwohner, die Einkünfte um das Vierfache, von 4—500.000 Thaler auf 2,5 Thaler, das Heer um das Sechsfache gestiegen***); im Schatz lagen 60 Thaler. Aber dieser Machtzuwachs, die Richtung zu absoluter Herrschaft, in der ganzen Zeit lag, der überlegene herrische Geist des Kurfürsten, seine bahnten auch den Weg zu unbeschränkter Herrschaft. Von der ersten Gem

Louise von Nassau. der Prinzessin Louise von Nassau-Oranien, einer Tante König Wilhelms rühren die Ansprüche an die oranischen Erbschaften, für welche das Kurhaus das kleine schweizerische Fürstenthum Neuenburg erhielt. Von ihr bekam auch königliche Lustschloß, wo sie sich am liebsten aufhielt, den Namen Oranienb Es war eine Heirath aus Liebe, der Kurfürst seiner reichbegabten Gemahlin zugethan: so herrisch er war, so fragte er sie doch bei jeder wichtigen Ang

---

*) Vgl. V. 524—37. Meiern IV. 262, 267, 309.

**) V. 541—47, 765—68.

***) Stenzel II. 474. Pufendorf, De rebus gestis Friderici Wilhelmi electoris Brandenburgensis comm. 1733. Franz Horn, Das Leben Friedrich des Großen. Berl. 1814.

um Rath. Ein Jahr nach ihrem Tod (1667) vermählte er sich zum zweiten mit Dorothea, einer Tochter des Herzogs von Holstein-Glücksburg.

Aus der ersten Ehe stammt Friedrich III. als Kurfürst und Friedrich I. König von Preußen. Seine Politik, und wie er den königlichen Rang sich ab, wurde früher beschrieben*). Hier haben wir noch einige Züge zu seiner akterschilderung nachzutragen. Wir folgen, um jeden Vorwurf der Parteiit abzuwehren, der Darstellung, die sein Enkel, König Friedrich II., von entwarf**). „Er war klein, mißgestaltet, seine Miene stolz, seine Gesichtsung gewöhnlich, seine Seele wie ein Spiegel, der die auf ihn fallenden enstände zurückwirft, jedwedem Eindrucke nachgiebig. Wer einmal eine gewisse rgewalt über ihn erlangt hatte, wußte seine Seele, die aus Eigensinn stüm und aus Sorglosigkeit sanft war, aufzuregen, oder zu beruhigen. verwechselte das Glänzende mit dem echt Großen. Ihn fesselte mehr der ende Schein, als das Gründliche und Nützliche; er opferte 30.000 rthanen in verschiedenen Kriegen dem Kaiser und den Verbündeten auf, sich die Königswürde zu verschaffen, und es drängte ihn nach dieser nur n so sehr, um seine Freude am Prunk zu befriedigen und seine Vorliebe llem Aufwand zu rechtfertigen. Er war prachtliebend und großmüthig, um was für einen Preis hat er nicht das Vergnügen erkauft, seine Leidenn zu befriedigen! Er verhandelte das Blut seiner Völker an die Engländer Holländer, wie die herumziehenden Tataren ihre Heerden den podolischen gern zur Schlachtbank. Als er nach Holland kam, die Erbschaft des Königs elm anzutreten, so stand er auf dem Punct, seine Truppen aus Flandern ehen. Man gab ihm einen großen Brillanten aus dieser Hinterlassenschaft 15.000 Menschen mußten sich im Dienste der Verbündeten todtschlagen . Die Pracht, die er liebte, war die eines eitlen Fürsten, der verschwendet. Hof war einer der prunkreichsten in Europa, seine Gesandtschaften waren ächtig, als die portugiesischen. Er trat die Armen zu Boden, um die en zu mästen, seine Günstlinge bekamen starke Gehalte, indessen seine r im Elend verschmachteten. — Seine Gebäude und Lustbarkeiten waren tig, seine Küche, Kellereien und Ställe trugen mehr asiatisches Gepränge europäische Würde. Ein geiziger Fürst ist für seine Unterthanen wie ein , der seine Kranken in ihrem Blut ersticken läßt, der verschwenderische aber einer, der durch zu reiches Aderlassen sie tödtet. — Seine Freigebigkeit mehr ein Werk des Zufalls als bedachter Wahl. Er war nie beständig iner Zuneigung, entweder weil ihn seine schlechte Wahl reute, oder weil er menschlichen Schwachheiten keine Nachsicht hatte. Sein schwacher und aberbischer Geist hatte eine besondere Anhänglichkeit für die calvinische Lehre, er er gern alle übrigen Religionsverwandten gebracht hätte. Er wäre leicht

*) Band V. 1014-1017. Ueber seine Gemahlin Sophie. B. VI. S. 407—9.
**) Mémoires de la Maison de Brandenbourg.

ein Verfolger geworden, wenn ihn die Geistlichen dazu ermuthigt hätten. S verfertigte ein Gebetbuch, das zu seiner Ehre nie gedruckt worden ist. I Friedrich I. lobenswürdig, so ist er es deßhalb, weil er stets seinen Staaten den Frieden erhalten hat, indeß daß die Reiche seiner Nachbarn durch Krie verheert wurden, weil sein Herz von Natur gut war, und weil er, wenn m will, nie die eheliche Pflicht verletzt hat. Kurz, er war groß in kleinen Din und klein in großen, und es war sein Unglück, daß er in der Geschichte zwi einem Vater und Sohn zu stehen gekommen ist, deren überlegene Talente gänzlich verdunkeln." — Friedrich starb nach 25jähriger Regierung 25. Febr. 17

Die Regierung des ersten Preußenkönigs war glänzend nach au verlor aber ihre Kraft nach innen. Der gutmüthige, prachtliebende Friedrich wurde der Spielball seiner Schmeichler, die Bande des Staates lockerten das Vermögen wurde verschleudert, während harte Steuern das Volk drück Das Recht wurde käuflich, der Geschäftsgang war schleppend, der Staat Rande des Bankerottes. Es war ein Glück für Preußen, daß der S

Friedrich Wilhelm I.

anders dachte als der Vater. Friedrich Wilhelm I. galt schon als K prinz für gewaltsam, eigenwillig, beschränkt; er hatte die Ueberzeugung, nur durch Sparsamkeit und Strenge der Staat gerettet werden könn war ein grimmer Feind aller Verschwendung, alles Prunkes, aller Zuchtlo und „Durchstecherei;" von Jugend auf leidenschaftlicher Soldat, verlang militärischen Gehorsam auch außer der Armee. Der neue König war gewaltsam, in Manchem beschränkt und roh, aber unermüdlich thätig; a starb, war ein Heer von 80.000 Mann auf den Beinen, das bestge in Europa, der Schatz gefüllt, war Thätigkeit und Gehorsam in allen K verbreitet. Friedrich Wilhelm I. hat dem preußischen Wesen das scharfe, kecke Gepräge verliehen, aber auch die Bedeutung und Machtstellung in E erhöht. Die Hand war rauh, aber ihr Werk hatte Kraft*).

Sparsamkeit.

Von der Leiche des Vaters weg, eilte der junge König in sein Zi und strich sogleich die meisten Posten des Hofstaates, dessen Kosten er 276.000 Thalern auf 55.000 herabsetzte. Lautes Weheklagen erscholl von Beamten, die ohne Ruhegehalt entlassen waren. Nach dem Leichenbegängniß w die Kammerherren, Laufer, Junker, Pagen, aber auch die Künstler und Gel entlassen. Alles wurde militärisch, einfach, statt der Hoffeste sah man jetzt Wachtparaden, statt der leisen Tritte der schleichenden Hofleute hörte man nur Sporengeklirr und festen Soldatenschritt, die kostbaren Weine aus dem Sc keller, die Luxuspferde aus dem Marstall wurden versteigert, das kunstre Silberservice in die Münze geschickt und eingeschmolzen. Der König hält n 4 Kammerherren, welche zugleich Generale sind, mit einem Gehalt von 20 Thalern, 4 Kammerjunker mit je 1000 Thalern, 5 Kammerdiener mit je 40 Thalern. Für den Stall darf monatlich nicht mehr als 1000 Thaler, für Keller 1000 Thaler, für Besoldung und Kleidung der Hofleute gleich viel,

*) Droysen, Geschichte der preußischen Politik. IV., I. Abschnitt.

königliche Tafel gleichfalls nur 1000 Thaler ausgegeben werden, also 33⅓ ler für den Tag. Der König lebt einfach wie ein Landedelmann, bedient sich s hölzernen Stuhles, durchgeht genau jeden Tag die Küchenrechnung und es, wenn ihm auch nur ein Pfennig zu viel angesetzt erscheint. Ein Zeit- sse schreibt 1717: „Ich sehe hier einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes, s Prächtiges als seine Soldaten hat; es ist also möglich, daß man ein er König sein kann, ohne die Majestät in einem äußerlichen Pomp und in n langen Schweif buntfarbiger, mit Gold und Silber beschlagener Creaturen chen*).“ Summen, welche unter der vorigen Regierung unterschlagen waren, en jetzt unerbittlich beigetrieben. Eine Generalrechenkammer ward eingerichtet, das ganze Finanzwesen zu beaufsichtigen. Amtleute, Pächter und Zöllner en zu genauen Einzahlungen angehalten. Diebe wurden unerbittlich verfolgt. Besoldung der Beamten war knapp, wurde aber pünctlich ausbezahlt, dafür n sie jedoch zu strenger Arbeit angehalten; der Minister der nur eine de zu spät in seine Arbeitsstube kam, zahlte 100 Dukaten Strafe, für Ver- mung einer Sitzung verlor er 6 Monate seines Gehaltes, im Wieder- gsfall verlor er seine Stelle, — „Denn wir sie bezahlen, daß sie arbeiten .“

Der König regierte unumschränkt: „Ich bin König und Herr und kann n, was ich will“ und verlangte blinden Gehorsam. Er war sein eigener arschall und Minister. Widerspruch, Steifen auf herkömmliches Recht er- e nicht. Als die ostpreußischen Stände gegen die Einführung des Hufen- s Einsprache erhoben, schrieb er ihnen die berüchtigte Antwort: „Was le pays sera ruiné? Nihil credo, sondern das credo, daß der s ihre Autorität, welche da heißt: Nie pos walam (das liberum Veto len), wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souveränität wie ein Rocher Bronce.“ — Friedrich Wilhelm I. betrachtete die Unterthanen, als ob etwegen da wären. Selten übte er das Recht der Begnadigung, dagegen ärfte er oft die Strafen, welche die Richter verhängten, wenn sie ihm nicht genug erschienen. Absolutismus.

Er ordnet Todesurtheile an ohne vorhergehende gerichtliche Verhandlung, ihn allerdings die Vorstellung leitet, daß er das Rechte wolle und Gott wortlich sei. Er befiehlt, Kindesmörderinen in Säcke einzunähen und zu ken, und es geschieht; er ordnet an, alle Zigeuner unter 18 Jahren, die inem Gebiete betroffen werden, in Waisenhäuser zu stecken, alle über hren kurzweg zu henken, und es wird vollzogen ohne Widerspruch. Urtheile, täupung, Brandmarkung, Karrenschieben, Landesverweisung anordnen, strömen einem Mund. Der König prügelt eigenhändig seine Minister. Der Staat r ihn da, aber der König hat auch das brennende Gefühl, daß er für Staat da sei. Er ist unermüdlich thätig, die Maschine, wie er den Staat zu leiten und, wo es nöthig ist, zu reinigen. Früh 6 Uhr schon, nachdem ne Morgenandacht gehalten, hörte er die Vorträge seiner Minister. Dann er König kurzen Bescheid und empfing die Officiere oder wer sonst ein An- hatte. Um 10 Uhr war Wachtparade, bei welcher vornehme Fremde, Ge- Tagesordnung.

*) Droysen, Preußische Politik. IV. 2. S. 18.

sandte vorgestellt wurden; dann wurde der Stall besucht, in's Schloß zurück... und wurden Bittschriften angenommen, wenn der König bei guter Laune ... Um 12 Uhr war Mittagstafel, vier Gerichte, Hausmannskost, kräftige Spei... er lebte mehr als Edelmann, denn als König, sagt die eigene Tochter; sein T... war frugal, der König selbst hatte nur das Nöthigste*). Dann machte der K... ein kurzes Mittagsschläfchen, aber auf einem einfachen, hölzernen Lehnstuhl; ... einem Pagen oder Bedienten begleitet, ritt oder fuhr er dann aus, einfach ... ungezwungen in Kleidung und Haltung; man sah Nichts von Gepräng ... Förmlichkeiten, Staatsperrücken mit steifen Köpfen und gespreizten Mani... Alles hatte einen militärischen Anstrich. Seine Erholung fand Fried... Wilhelm I. Abends in der Tabagie, einem Zimmer im königlichen S... wohin der König seine Generale, Minister, auch auswärtige Gesandte ei... Wer geladen war, mußte rauchen, oder wenigstens eine Pfeife in den ... stecken und thun, als ob er rauche. Die Unterhaltung war ungezwu... man erzählte, scherzte, lachte. Der König, der sonst von Natur zurückhaltend ... schüttete hier gerne sein Herz aus über Staats- und Familienangelegen... und was er von Andern hörte, merkte er sich wohl. Scherzend konnte man ... hier in Kürze Etwas beibringen, wozu man sonst viele Umwege gebraucht ... und aus Aeußerungen schließen, was bevorstand. Darum besuchten die Dipl... gern diese Gesellschaft. Die Aufwartung war einfach, wie bei einem Landede... holländischer Tabak, Brot, Butter, Braten, Schinken und Duckstein... Diese Abendunterhaltung war dem König Ersatz für Theater und Concert... welche er wenig Sinn hatte.

Tabagie.

Der Vater hatte das Königsgepräng geliebt, Friedrich Wilhe... wollte Alles einfach, überall Thätigkeit, stets das Nützliche dem Glän... vorgezogen, überall Zucht und Ordnung. Der König liebte die unumsch... Gewalt, Alles für, Nichts durch das Volk — war die Losung. Das ... reich war unter ihm eine große Arbeitsanstalt und eine große Kaserne... Stände hatten da natürlich keine Bedeutung, obschon Friedrich Wi... versichert hatte, daß er ihre Rechte, wie im Allgemeinen die ganze ... verfassung, aufrecht erhalten werde. Bei der Huldigung in Preußen erhielt... Stände ausdrücklich den Befehl, sich aller Beschwerden zu enthalten, u... Bedürfnisse des Landes nur als Wünsche an ihn gelangen zu lassen... Stände erklärten, daß man ja dem allmächtigen Gott seine Verheißunge... halten könne, der demungeachtet allmächtig bleibe, und baten den König ... nicht ungnädig zu nehmen, wenn sie ihm auch ihre Freiheiten und die ... heißungen seiner Vorfahren dabei vorhielten. — Es half nicht. Der König ... durch, wie er es für gut hielt, unbekümmert um das Herkommen. Trotz ... Widerspruchs des Adels erklärte er die Ritterlehen für freies Eigenthum ... nur um Steuer davon erheben zu können. Zum nämlichen Zweck wurden ... Schulzen- und Bauernlehen für Allodial- und Erbgüter erklärt. Die Beru... des Adels an den Reichshofrath erklärte der König für ein gottloses ... frevelhaftes Beginnen wider den angeborenen Landesherrn, und wußte ...

*) Memoiren von Sophie Friederike Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth ... setzt von Hell. Braunschweig 1843. 1—14.

Widerstrebens unter der Gunst der Umstände seinen Willen durchzusetzen. rhaupt nahm Friedrich Wilhelm I. auf den Geburtsadel wenig Rück- Adel. *), er sah nur auf Tüchtigkeit nach seiner Art und Weise und wählte ner jeden Standes zu Beamten; diese mußten aber vollkommen Werk- seines Willens sein. Alle wichtigen Berichte las der König selber durch schrieb an den Rand kurzen, bestimmten, oft derben Bescheid, hin und r bei Ablehnungen nur das Wort „Narrenpossen“, was dann der etsrath in den Bescheid umwandelte: „Seine königliche Majestät findet die t bedenklich.“ Das Verständniß der auswärtigen Politik war die schwache des Königs, — hier folgte er meist seinem Minister Grumbkow. Bei seiner gkeit und seinem Mangel an Selbstbeherrschung wurde Friedrich Wilhelm er Spielball der Parteien, auf den Staatshaushalt und auf das Heer- aber verstand er sich vortrefflich. Aus der Geschichte seiner Vorfahren hatte h eines vor Allem gemerkt, daß ein gefüllter Schatz und ein stehendes einem Fürsten Selbständigkeit und Ansehen gebe.

Wie er aber Alles stark wollte, was er wollte, so artete seine Sparsam- Spar- samkeit. ft in Geiz aus, und wurde ihm Schatz und Heer nicht blos Mittel zum , sondern Selbst-Zweck. Man durfte kein Geld von ihm verlangen, man ihn bei guter Laune erhalten wollte; dagegen war er unablässig , die Kräfte des Landes zu steigern, um Geld damit zu gewinnen und es iederzulegen. Wie der König an sich sparte, so verlangte er Ersparung im Haushalt und Sparsamkeit im Staatshaushalt. Wie die eigenen Kinder r einen Knicker hielten, erzählt seine Tochter, die Markgräfin von th, zum Jahre 1729 in ihren Denkwürdigkeiten**): „Darauf fragte er Schwester, ob ihr ihre Verlobung Freude mache, und wie sie ihre Wirth- einrichten werde, wenn sie verheirathet sei. Meine Schwester hatte sich auf ch gesetzt, ihm Alles zu sagen, was sie dachte, selbst Wahrheiten, ohne daß halb böse ward. Sie antwortete ihm also mit ihrer gewohnten Freimüthigkeit, e einen guten geschmackvoll versehenen Tisch haben würde, und setzte hinzu, ser sein soll als Ihrer, und wenn ich Kinder habe, werde ich sie nicht eln, wie Sie thun, und sie nicht zwingen zu essen, was ihnen widersteht.“ Was verstehst Du darunter“, antwortete der König, „was fehlt denn meinem ?“ „Es fehlt,“ sagte sie, „daß man sich daran nicht satt essen kann, und s Wenige, was darauf ist, nur aus schweren Gemüsen besteht, die wir ertragen können.“ — Der König hatte schon angefangen, sich über ihre Antwort zu erzürnen, diese letztere aber setzte ihn vollends in Wuth. Sein Zorn entlud sich aber auf meinen Bruder und mich. Zuerst warf er n Bruder einen Teller an den Kopf, dem dieser aber auswich, und dann zweiten mir, wobei ich dasselbe that. Ein Hagel von Schimpfreden folgte ersten Feindseligkeiten. Er war auch auf die Königin böse, warf ihr die e Erziehung vor, die sie ihren Kindern gebe.“

Weh dem Beamten, der auf einer Veruntreuung betroffen wurde***), er kam Strenge. lich an den Galgen. Als ein Obersteuereinnehmer beschuldigt wurde, 4000 Thlr.

---

*) Stenzel. III. 321 ff.
**) l. c. 135.
***) Stenzel III. 328 ff.

königlicher Einkünfte unterschlagen zu haben, und das Criminalgericht nur
vier Jahre Zuchthaus antrug, schrieb der König an den Rand des Urtheils: „E
Dieb, der 10 Thaler stiehlt, muß hangen. Der Angeklagte hatte 4000 Th
gestohlen, also muß er hangen." — Als ein Steuerrath angeklagt wurde, bei
Rekrutenhandel Geld auf die Seite gebracht zu haben, die Gerichte aber,
die Anklage nicht vollkommen bewiesen werden konnte, nur auf einige J
Festung antrugen, entschied der König eigenhändig also: „Obwohlen ich berec
wäre, den Schweinehund hängen zu lassen, so will ich doch, aus angestammter G
Gnade vor Recht ergehen lassen, jedoch soll er noch heute um 9 Uhr das
Mal vor der Hausvogtei, das zweite Mal vor dem Grumbkow'schen Hause,
dritte Mal vor dem Schandauer Thor von dem Schinder zu Staupen gesch
und nachher auf Zeitlebens in das infame Loch nach Spandau gebracht werd
— Seinen Beamten drohte er, bei jeder Schelmerei wie ein Donner drein
schlagen, er werde hinter Alles kommen; er wolle keine Schmeicheleien h
sondern nur die reine Wahrheit. Ihre Aufgabe war den Beamten genau v
zeichnet und sie war schwer; doch der König meinte, die Herren werden f
es sei nicht möglich, aber sie sollen die Köpfe daran stecken, und befehle
ihnen hiemit ernstlich, es sonder Räsonniren möglich zu machen*). — Friedri
schreibt von seinem Vater: „er hatte eine arbeitsame Seele in einem dauer
Körper. Nie war ein Mensch mit einem Geist begabt worden, der alle U
bei einer Sache so genau zu untersuchen und so guten Vortheil daraus zu
vermögend war. Ließ er sich zu kleinen Dingen herab, so geschah es a
Ueberzeugung, daß aus vielen Kleinigkeiten wichtige Dinge entstehen. Er
sein ganzes Werk so, daß Alles zu dem allgemeinen Entwurf seiner Politi
trug**), und eifrig bemüht den Theilen den äußern Grad der Vollkommenh
geben, suchte er dadurch das Ganze zu vervollkommnen."

Armee. Neben dem Staatshaushalt war die Armee, ihre Vermehrung und
vollkommnung, der Gegenstand seiner eifrigsten Fürsorge. Friedrich II. e
„Mein Vater machte in seiner Jugend die Feldzüge in Flandern mit, w
er der Belagerung von Dornik beiwohnte, fand er zwei englische Gene
einem lebhaften Streit. Der eine behauptete, daß es dem Könige von P
schwer fallen würde, 15.000 Mann ohne Hülfsgelder zu besorgen, der
behauptete dagegen, er könne 20.000 Mann unterhalten. Der junge Prinz
ihnen in vollem Feuer: der König von Preußen kann 30.000 Mann h
sobald er nur will. — Die Engländer hielten das für den Einfall eines
geizigen jungen Mannes, der die Vorzüge seines Vaterlandes zu sehr e
Doch zum Throne gelangt, that Friedrich Wilhelm mehr, als er gesagt hatte,
brachte es durch seine gute Finanzverwaltung dahin, daß er bereits im
Jahre seiner Regierung 30.000 Mann unterhielt, ohne daß irgend eine M
ihm Hülfsgelder zahlte." — In der That bestand 1725 das preußische
schon aus 64.000 und beim Tode des Königs sogar aus 83.000 Mann.
Heer war seine Vorliebe***). Seine Soldaten nannte er nur seine lieben b
Kinder. Der König kleidete sich stets als Soldat in der Uniform seines
regiments. Immer waren zwei Adjutanten um ihn zur Vollziehung seiner
fehle. Mit den Officieren bis zum Hauptmann herab ging er wie ein Ka
um, mit den Subalternen wie ein Vater. Jeder Soldat hatte freien Z

*) Stenzel III., 327—40.
**) Denkwürdigkeiten zum Behuf der Brandenburg. Geschichte. Letztes Capitel
***) Stenzel III. 348 ff.

König. Der Staat war ihm vollkommen nur Kriegsstaat. Der König, sagt eitgenosse, würde sich selbst auf die Wache geschickt haben, wenn er sich in Kleidungsstücke betroffen hätte, das nicht montirungsgemäß war. Jährlich erte er die einzelnen Regimenter aufs genaueste in ihren Quartieren. lig war er besorgt, daß die Soldaten regelmäßig ihren Sold und ihre Mon- stücke pünktlich erhielten. Unbrauchbare oder alt gewordene Soldaten wurden vergessen. Für die hinterlassenen Kinder baute er das große Potsdamische haus*), empfahl dessen Erhaltung all' seinen Nachkommen, und wenn sein n aussterben sollte, denen, welche dann regierten, und drohte ihnen anderen- mit seinem Fluch und Gottes schweren Strafgerichten.

Die Lust des Königs an unumschränkter Herrschaft zeigte sich namentlich Art und Weise, wie er das Heer ergänzte und vermehrte. Es geschah gewaltsame Wegnahme der jungen dienstfähigen Mannschaft**). Die natür- folge davon war, daß viele junge Leute in das Ausland flohen. Da ver- t der König 1713, daß wenn die Flüchtlinge nicht binnen drei Monaten kehrten, sie als Ausreißer nach den Kriegsgesetzen bestraft werden, und ihre eiten, Eltern und Verwandten für sie haften sollen. Weil die Verordnung irkte, so erschien 1714 eine andere, wonach vom 1. Juni an alle gewaltsame hme aufhören und Niemand zum Kriegsdienst gezwungen werden solle, derliche Bürger, Bauern und Dienstboten sollen fortan zwangsweise unter daten gesteckt, Officiere aber bei Strafe der Dienstentlassung angehalten, reiwillige gegen Handgeld angenommen werden. 1718 wurde nochmals eine zwei Monaten für die Rückkehr bewilligt. Es wirkte wieder nicht, man nicht und der König fürchtete Entvölkerung in Folge der Fahnenflucht. erging die Verordnung, welche die Wollarbeiter für frei von der Re- ng erklärte, und eine weitere Verordnung, daß jedes Regiment aus einer sich ergänze und diejenigen, welche es nicht sogleich einstellen könne, sie zur Fahne geschworen, vorläufig wieder in ihre Heimath zu ent- sen. Diese Burschen hießen der Zuwachs, und mußten zum Abzeichen Halsbinden tragen. 1733 wurde das **Kantonsystem** eingeführt, wobei nze Land nach Bezirken unter die einzelnen Regimenter und die Feuer- unter die Hauptmannschaften vertheilt wurden***). Jeder Bürger und war nun kantons- d. h. kriegsdienstpflichtig, ausgenommen einzige Söhne, der Geistlichen und königlichen Beamten, die erste Generation der Ein- er; ferner derjenige Sohn, welcher des Vaters Wirthschaft und Nahrung men wollte. Die Officiere erlaubten sich aber bei der Aushebung die größten ächtigkeiten und Erpressungen. Trotz dieser Anordnungen herrschte aber das stem fort, oder das Wort ist zu gering, — vielmehr Menschenverlockung, enfang und Menschenraub. —

Vermehrung des Heeres.

Kantonsystem.

Werbsystem.

Friedrich Wilhelm hatte eine eigene Leidenschaft für hochgewachsene Soldaten. Mann von 6 Fuß und höher konnte ihn alle Pflichten der Gerechtigkeit lassen. Daß nicht hochgewachsene, sondern Leute von kurzem gedrungenem besten Märsche und Anstrengungen aller Art aushalten können, wurde er Acht gelassen. Auch sah der sonst so sparsame und geizige König auf sten, wenn es galt, irgendwoher einen Riesen für sein Leibregiment oder ügelmann für irgend ein Bataillon zu bekommen. Als ihm Ludwig XV. it Brillanten besetzten Degen für sein Verhalten gegen Stanislaus Les-

Leidenschaft für Riesen.

*) Stenzel III. 380.
**) Stenzel III. 348 ff.
***) Stenzel III. 354 ff.

cinski geben wollte, lehnte dies der König ab, mit der Bemerkung, ein Dutzend langer Kerle würden ihm viel lieber sein. An Peter den Großen verschenkte er das kostbare von seinem Vater gesammelte Bernsteinkabinet und eine schöne Jacht dafür, daß ihm dieser jährlich 100 lange Kerle zu schicken versprach. Welche Freude, als ihm Peter 150 statt 100 sandte! Der König schickte ihm dafür Klingenschmiede, Klingenpolirer und dergleichen. Wollte ein auswärtiger Fürst bei Friedrich Wilhelm Etwas durchsetzen, so mußte er ihm „einige schöne lange Kerls" schenken. „Gegen das Jahr 1730", so schreibt sein eigener Sohn, „steigerte sich diese Neigung zu einer unbegreiflichen Leidenschaft." — Preußen brachte nicht so viele große Männer hervor, und das Ausland schenkte nicht so viele, als der König haben mochte. Im eigenen Land war eine wahre Jagd nach langen Leuten, in den Nachbarländern wurden die abgefeimtesten Kniffe und frechsten Verführungen von Werbern angewendet, um große Leute zu bekommen. In allen Reichslanden spannten preußische Werber ihre Netze aus, lange Jünglinge und Männer wurden mit größter Verletzung des Völkerrechts entführt, geknebelt und nach Preußen gebracht*), Studenten, Künstler, Kaufdiener, Fabrikarbeiter, lange Kerle wurden auf den Straßen aufgegriffen. — Für einzelne Riesen wurden ungeheure Summen bezahlt, und gingen sie nicht freiwillig, so brauchte man Gewalt. Ein Geistlicher aus Bamberg wurde überfallen, geknebelt und fortgeschleppt, aus Rom ein Geistlicher entführt. War aber einer einmal in dem Leibregiment zu Potsdam, so war es trotz aller Verwendung fremder Gesandten kaum möglich, ihn loszubekommen. Selbst von der Universität Halle wurden Studenten gestohlen, und sie kam dadurch so sehr in Verruf, daß die Zahl der Besucher auf 200 heruntersank. Einen besonders langen Irländer miethete der preußische Gesandte als Laquaien, brachte ihn so auf ein Schiff und [illegible] ihn nach Potsdam. In den kaiserlichen Erbstaaten waren 300 preußische officiere, die auf lange Leute fahndeten. Fremde Truppen wurden zu [illegible] und Fahnenflucht verleitet. Diese Leidenschaft nach Riesen führte zu ernsten [illegible] mit benachbarten Staaten**). Ein preußischer Werbofficier wurde in [illegible] zum Tod verurtheilt. Friedrich Wilhelm drohte, wenn man das Urtheil [illegible] dafür den sächsischen Gesandten henken zu lassen. Suhm floh in Eile aus [illegible] und es kostete Mühe, den Streit beizulegen. Die Holländer aber machten [illegible] nachdem sie sich lange vergeblich beschwert hatten. Ein preußischer Werber, welcher schon Mehrere von der holländischen Garde in Mastricht zur [illegible] verleitet hatte, wurde erschossen.

In der ersten Hitze wollte der König vier holländische Officiere und [illegible] Soldaten, die sich auf preußischem Gebiet befanden, erschießen lassen. Nur die Vermittlung des Kaisers verhinderte den Ausbruch eines Krieges. Der [illegible] meinte ein besonderes Recht an lange Leute zu haben, weil er sie besser als irgend Jemand zu schätzen wisse. Als der berühmte Jurist Heineccius einen [illegible] an die Universität Leyden erhielt, verweigerte ihm der König den Abschied, die Holländer hätten sich nie bereitwillig finden lassen, ihm einige große [illegible] männer zu verwilligen, welche vielleicht einige große Gelehrte hätten aufwiegen können. Als die Hamburger den Probst Reinbeck haben wollten, antwortete der König: „platt abgeschlagen. Die Hamburger wollen mir meinen besten [illegible] aus dem Land holen, und wenn ich irgend wo einen Lumpenkerl anwerben [illegible] wird ein Lärm darüber gemacht***)." — Diese Leidenschaft nahm nicht ab [illegible]

*) Faßmann I. 740.
**) Faßmann I. 766.
***) Büsching's Beiträge. I. 177

e des Königs. 12,000,000 Thaler sollen für Werbungen in's Ausland ge-
gen sein.

Es ist leicht begreiflich, daß in einem Heere, wo so viele gewaltsam Ge- Desertion.
bene sich befanden, die Ausreißerei sehr stark war. Alles geschah, um den
chtling wieder einzufangen. Niemand durfte ohne Paß durchgelassen werden,
am ein Deserteur, so hielt der König die Einwohner der Gegend, durch die
entflohen war, zum Schadenersatz an. Wurde eine Desertion angezeigt, so
de die Sturmglocke geläutet und Bürger und Bauern mußten aufsitzen, um
Flüchtling einzufangen. Hilfe zu einem Fluchtversuch wurde mit dem Tode
aft.

Begreiflich, daß es Scenen der Verzweiflung gab. Die härtesten Strafen, Kriegszucht.
al Gassenlaufen, Aufschlitzen der Nase, Tod durch Pulver und Blei, waren
Auflehnung gesetzt. Manche wurden erschossen, Manche, „die den glückseligen
tand, in dem sie lebten, nicht recht bedachten," entkamen, den Eigenwillen der
rzahl brach die eiserne Zucht, aus Menschen wurden Maschinen, sie hatten nur
elle Stimmungen, sie gingen dem Tod mit einer Ruhe ohne Gleichen entgegen,
ehen im Kriegsgesetz das eiserne Schicksal. Der Meister der eisernen Kriegs-
war Leopold von Dessau, unter dem Namen „der alte Dessauer" be- Der alte Dessauer.
t, derselbe, der zu Höchstädt, bei Cassano, in den Linien von Turin sich durch
aterische Hartnäckigkeit im Kampfe hervorthat und Lorbeeren errang*), der-
welcher die Tochter des Apothekers Fos aus Dessau liebte und 1698 in
n 22. Jahre heirathete und behandelte, als wenn sie eine geborene Fürstin
, ein ungestümer Mann von herrischem Geist, Generalfeldmarschall der
chen Armee und Begründer ihrer Taktik, der Erfinder der eisernen Ladstöcke,
rch sein Drillsystem die preußische Infanterie zur vollendetsten in Europa um-
. Seine Mutter war die Schwester der edlen Luise, der ersten Gemahlin des
n Kurfürsten, daher seine nahen Beziehungen zum Königshause. Doch sprechen
Friedrich II. und Wilhelmine nicht günstig über seinen Charakter aus.
re kennzeichnet ihn**): „Mit vollendeter Erfahrung in den Waffen verbindet
een für Geschäfte sehr geeigneten Geist; seine unfreundliche Miene flößt
t ein, und seine Züge entsprechen seinem Charakter; sein Ergeiz ist grenzen-
Er ist ein treuer Freund, aber auch ein unversöhnlicher und rachsüchtiger
), grausam und versteckt, sein Geist ist gebildet, und in der Unterhaltung,
er will, sehr angenehm." — Seine Ausdrücke bezogen sich in der Regel
das Kriegswesen. Luthers Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" nannte er
es Herrgottes Dragonermarsch. — Nicht Einheit aus Begeisterung, sondern
er Gehorsam, erwirkt durch die strengsten Strafen und stete Uebung — war
Losung. Das preußische Heer bewegte sich mit der Regelmäßigkeit einer
hine auf den Druck des Commandos, schoß dreimal schneller, als jedes andere
that es allen an Gleichtritt, an der Genauigkeit aller Bewegungen zuvor.
wie viel Verzweiflung bei Einzelnen vorausging, bis sie allen Eigenwillen
geben hatten und vollständige Maschinen waren, läßt uns eine Verordnung***)
den Transport der Recruten ahnen, die im Jahre 1805 in Berlin gedruckt
hrem Geiste nach aber aus den Tagen des alten Dessauers stammt.

*) Varnhagen van Ense, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, in den biographischen
nalen.

**) Memoiren. S. 4.

***) Vgl. Memoiren des k. preußischen Generals der Infanterie Ludwig von Reiche,
sgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien. 2 Theile, von 1755 bis 1855.
ig 1857. Friedrich Kapp, der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 1775
783. Berlin 1864.

„Der Unterofficier muß außer einem guten Seitengewehr auf dem Tran[s]porte stets ein Terzerol bei sich führen; er muß den Rekruten nie hinter, sonde[rn] immer vor sich gehen lassen, ihn nie nahe auf den Leib lassen, und ihm bedeute[n], daß der erste falsche Tritt, den er thut, ihm das Leben koste. Er muß be[im] Transport das Gebiet des Landes vermeiden, wo der Rekrute gedient hat, a[uch] auch manchmal und unter gewissen Umständen sogar das, aus dem er gebürtig [ist]. Er muß das Transportiren durch große Städte und lebhafte Ortschaften [...] möglich vermeiden. Des Nachts muß er solche Wirthshäuser wählen, wo er [...] andere Werber seiner Macht gewöhnlich einkehren, und wo der Wirth auf se[iner] Seite ist. In dem Nachtquartier selbst muß er die möglichste Vorsicht zur [...] haltung des Rekruten anwenden, demselben sich ganz auszuziehen und nie[der]zulegen befehlen, dessen sowie seine eigenen Kleider dem Wirth zur Verwah[rung] übergeben, und sich neben ihn, vorne nach der Thüre zu, hinlegen. Beim Tr[ans]port muß er nicht erlauben, daß der Rekrut sich sehr umsehe, stehen bleibe, [...] weniger sich mit Reisenden, und besonders gar nicht in einer fremden Sp[rache] unterhalte. Er muß den Rekruten auf dem Transport so lenken, wie man [mit] dem Zügel ein Gespann lenkt; die Worte: Halt, Marsch, Langsam, Geschwi[nd], Rechts, Links, Geradeaus, müssen von dem Rekruten auf dem Fleck befolgt we[rden], sonst ist dies schon ein übles Omen, und des Unterofficiers Autorität ist ve[...]. Nie muß der Unterofficier da einkehren, wo es dem Rekruten etwa zu [...]stücken beliebt, sondern da, wo er zu diesem Behuf ein für allemal einkehrt. [In] solchen Wirthshäusern, wo der Transport zu Nacht bleibt, muß eine eige[ne für] die Werber und Rekruten bestimmte Gaststube sein, die womöglich in einem [...]stock ist, und deren Fenster mit eisernen Gittern versehen sind. Nachts muß [der] Rekrute aus der Stube zu gehen genöthigt sein, sondern ein Nachtgeschi[rr zu] beiderlei Bedürfnissen sich im Zimmer befinden. Die ganze Nacht muß eine [...] im Zimmer brennen, und neben selbiger ein unangezündetes Licht stehen. [Der] Unterofficier muß Abends seine Waffen dem Wirth übergeben, damit nic[ht der] Rekrute gegen ihn in der Nacht davon Gebrauch mache. Morgens muß er [...] wiedergeben lassen, sie nachsehen, frisch laden oder wenigstens frisch Pulve[r auf]schütten, sich anziehen, reisefertig machen, und dann erst den Rekruten au[f]heißen, und ihm seine Kleider zum Anziehen wieder geben. Beim Hineinge[hen in] ein Wirthshaus und Stube muß der Rekrut der erste, beim Hinausgehe[n der] letzte sein; im Wirthshause selbst muß der Werber vor, der Rekrute hinter [...] Tische sitzen. Hat der Rekrute eine Frau mit, so muß der Werber seine [Auf]merksamkeit verdoppeln, die Frau muß auf dem Marsche vor dem Manne, ni[e] aber hinter demselben, oder gar hinter dem Werber gehen. Daß ein transpo[rtirter] Rekrut während seines Transportes keine Feder anrühren, keine Briefe schre[iben], keine Schreibtafel sich halten, selbst keine Bleifeder bekommen darf, ist natür[lich], so wie, daß man dem Rekruten und seiner Frau vor dem Antritt des Tr[ans]portes alle gefährlichen Waffen, Terzerols und große Messer u. s. w. [ab]nehmen muß, und während dem Transporte nicht erlauben darf, daß der Rek[rut] so wenig wie seine Frau, einen Stock, Knittel oder Stab tragen darf. Ist [der] Rekrute nur irgend zweideutig, so muß er sich auf Befehl des Unterofficiers, [den] Hosenriemen entzwei, die Hosenknöpfe abschneiden und die Hosen in der H[and] tragen. Hat er vollends einen Versuch gemacht zu entfliehen, so muß er [...] Gnade geschlossen oder ihm die Daumenschrauben angelegt werden. Es ist [...] übel, wenn es der Unterofficier dahin kommen läßt, von seinem Gewehr Gebra[uch] zu machen und den Rekruten blessiren oder tödten zu müssen. Bei sehr schö[nen,] scheinbar resoluten, den Unterofficier an Kräften überwiegenden Rekruten [...] der Officier gewiß so vorsichtig und billig sein, und zu dessen Transport i[...]

nofficiere geben. Ueberhaupt ist es, wenn es nur irgend angeht, immer besser, n einige Rekruten zusammen transportirt werden, damit mit Recht bald ein : Unterofficiere mit auf den Transport können gegeben werden. Allein, daß Unterofficier zwei Rekruten transportirt, muß nie der Fall sein. Macht die te Noth diesen Fall unvermeidlich, so ist dies schon traurig, und für den cier sowohl wie den armen Corporal ohne Grenzen gefährlich. Es ist besser Vorsichtsmaßregeln einige Ausgaben zu verwenden, als die Rekruten einzu- n, und das Leben des Unterofficiers unvermeidlicher Gefahr auszusetzen. So dem Officier, umsomehr noch dem Unterofficier ist ein tüchtiger Hund äußerst ich, nur muß derselbe gehörig abgerichtet sein, keinen Stock in der Hand Rekruten leiden, so wie sich derselbe in der Nacht rührt, oder aufsteht, an- gen und seinen Herrn wecken, auf dem Marsche den Rekruten, wenn er aus Weg herausgeht, wieder in den Weg treiben, fängt der Rekrute an zu gen, denselben packen und nur auf seines Herren Wort wieder loslassen, nicht ib, daß der Rekrute etwas von der Erde aufhebe, und lauter Künste können, uf das bessere Transportiren des Rekruten abzwecken und dem Unterofficier Dienst erleichtern. Mancher Rekrute — heißt es am Schlusse nach Aufzählung jiedener Befreiungsversuche — sucht dadurch seine Befreiung zu erlangen, r an einem Orte, wo viele Menschen versammelt sind, oder beim Durchgange eine Stadt über Gewalt und unrechte Anwerbung schreit. Hie muß der officier den Schutz der Obrigkeit erheischen, und wird selbigen auch nach Vor- ng seines Werbepasses und der von Zeugen unterschriebenen Capitulation des ten gewiß erhalten. Besonders muß dies geschehen, wenn der Unterofficier traurige Nothwendigkeit versetzt ward, den Rekruten zu schießen, mag er en blessirt oder getödtet haben. Der Fall, daß ein Rekrute dem Unterofficier nme oder entwische, wird gar nicht als denkbar, also auch nicht zu attestiren ommen."

So viel Vorliebe hatte der König für die Armee, Kunst und Wissenschaft aber aben seine entschiedene Abneigung. Der König selber hatte nur militärische ng. Seine Umgebung, namentlich Leopold von Dessau, verachteten Kenntnisse: ein Soldat nur seinen Namen richtig schreiben könne, und nannten die Ge- t nur Tintenklexer, Schmierer und Pedanten. Nur für das unmittelbar Nütz- jatte der König Sinn: ein accurater Rechenmeister thue ihm sicherer Dienste, ke Schreibmeister (Schriftsteller). Von Staatswissenschaften wollte er Nichts , seine Unterthanen sollten sich gar nicht mit Politik befassen, deßhalb verbot Druck der Zeitungen und 1713—14 erschien auch keine mehr in Berlin. 1715 begannen sie wieder, weil er wünschte, daß die Thaten seines Heeres das Volk kämen. Die von seinem Vater gestiftete Ritterakademie ließ er ein- Die Akademie der Wissenschaften, den Stolz seiner Mutter, hielt er berflüssig; nur die Vorstellung, daß man geschickte Wundärzte brauche, und e dazu ein gutes anatomisches Theater habe, war Schuld, daß er sie nicht voll- g aufhob, aber ihr Dasein war kläglich unter seiner Regierung. In seinem zu sparen sprach ihr der König die meisten Einkünfte ab. Auch der Präsident ß erhielt den ihm von Friedrich I. ausgesetzten Gehalt nicht mehr. Noch ärger var, daß der König nach dem Tode des großen Philosophen 1716 seinen rren Johann Paul Gundling zum Vorstand der Akademie ernannte. war Hohn gegen alle echte Wissenschaft. Nicht minder Spott lag in der Auf- die der König bei der Ernennung des Vicepräsidenten, eines Grafen von , der Akademie stellte: „Und ob es zwar durch den Unglauben der Menschen gediehen, daß die Kobolde, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dennoch dem

Kunst und Wissenschaft.

Akademie.

Gundling.

Vicepräsidenten, Grafen von Stein, zur Genüge bekannt, wie es an Nachtmä
Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwün
Leuten und andern dergleichen Satansgesellschaften nicht mangele, sondern
deren eine große Anzahl in den Seen, Pfuhlen, Morästen, Haiden, Gruben
Höhlen, auch hohlen Bäumen verborgen liegen; wird also der Graf nicht erman
sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und sell
ein jedes von diesen Unthieren, welches er todt oder lebendig liefern wird, mit
Thalern bezahlt werden. — Auch soll der Graf von Stein vermittelst Wün
ruthe und Segensprechen ausfindig machen, wo verborgene Schätze verg
liegen, und soll ihm von den gefundenen der vierte Theil zur Belohnung
treuen Dienste überwiesen werden." — In der Tabagie war die Akademie
der Gegenstand des Hohns, von da kam ihr eines Tags die Aufgabe, zu er
warum der Champagner brause! Sie beantwortete Spott mit Spott, ind
sich zu den nöthigen Versuchen 50 Flaschen ausbat. Gundling*) wurde
Hofnarr behandelt. Er war der Sohn eines Geistlichen bei Nürnberg, hatte
schiedene Universitäten besucht, mit einem Engländer eine Reise durch E
gemacht, viele Kenntnisse, namentlich in der Geschichte, sich erworben, a
Ganzen 21 Schriften über antiquarische Gegenstände herausgegeben. Er wa
lebendige Encyklopädie, wußte sehr viel, es fehlte aber der verarbeitende
Geist und der Charakter. Dabei war Gundling auf sein Wissen aufgeblas
Pedant, aber nicht bösartig — er hat nie Jemanden verläumdet. Unter Frie
war er Professor an der Ritterakademie und königlicher Historiograph ge
Als Friedrich Wilhelm I. diese Schule aufhob, verlor Gundling seine Be
und kam in große Noth, so daß er sich dazu hergab, beim Schänkwirth
durch Anekdoten und Späße die Gäste zu unterhalten, wofür ihn diese mitt
trinken ließen. Im Tabakscollegium wurde viel über Politik gesprochen; auch
der König gerne das Wichtigste aus den französischen und holländischen Zei
gewußt, und war also Jemand nöthig, der sie zu lesen und dem König
Bericht zu erstatten verstand. Grumbkow schlug hiefür Paul Gundling v
dadurch das Amt eines Hofrathes und Zeitungsreferenten und freie Ta
königlichen Hofe erhielt. Gundling war nun täglich in der Gesellschaft des
der für seinen ausgebreiteten Kenntnissen eine gewisse Achtung faßte, u
rasch nach einander zum Kammer-, Kriegs-, Geheimen- und Oberappellati
ernannte, mit der Freiheit, allen Sitzungen dieser Collegien beizuwohnen,
Meinung zu sagen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Natürlich fehlte G
ling auch nie Abends in der Tabaksgesellschaft, wo er aber durch den Stolz
seine Kenntnisse die unwissenden Officiere verletzte, und durch seine Neigung
Trunk sich Blößen gab, und in einer Umgebung, die Freude an Späßen
Verhöhnungen gegen die Gelehrsamkeit hatte, die Zielscheibe des Spottes w
Als Spott ist es zu betrachten, daß ihn der König 1717 zum Obercerem
meister ernannte, ihm einen scharlachrothen Rock mit goldenen Knopflöch
schwarzsammetnen Aufschlägen, eine ungeheuere Perrücke von weißem Ziegen
einen Hut mit rother Feder und Schuhe mit rothen Absätzen verlieh. Den
trunkenen, bei Nacht in der Gosse Liegenden schnitten zwei Hauptleute den Kam
herrenschlüssel ab und gaben ihn dem König, der in der nächsten Abendgesell
unter dem Hohnlachen der Anwesenden fragte, wo das Abzeichen seiner W
hingekommen sei. Alle weideten sich an der Verlegenheit des armen Man

---

*) Es gibt ein eigenes Werk „Leben und Thaten des Freiherrn Paul von Gund
rlin 1795

nn ein Soldat seine Flinte verliere, werde er erschossen. Nach längerer Berathung wurde bestimmt, es solle Gnade für Recht ergehen, jedoch zur Warnung ſſe der Kammerherr einen vergoldeten hölzernen Schlüssel, ungefähr eine Elle g, öffentlich als Buße um den Hals tragen. Als Gundling endlich seinen denen Schlüssel wieder erhielt, war das Erste, daß er zu einem Schmied ging sich denselben mit Draht an seinem Rock festmachen ließ. Ein andermal, er trunken nach Haus taumelte, fand er seine Thüre zugemauert, und kam Tappen nach seiner Wohnung in den Bärenzwinger. Begreiflich, daß ihm die ndgesellschaft zuwider wurde. Als er aber sich in seine Wohnung einschloß, hen die Spötter ein Brett aus der Thüre, beschossen seine Zimmer mit eten und übelriechenden Dingen. Hohn auf die Gelehrsamkeit und Spott auf Adel zugleich war es, daß Gundling am 23. September 1724 „wegen seines schwenglichen Geistes und Verdienstes" in den Freiherrnstand erhoben wurde, rend, wie es im Diplom heißt, er es schon längst verdient hätte, mit dem enstand beehrt zu werden. Ein Wappenschild ward angegeben, welches er und e Nachkommen in allen Ritterrennen, Schlachten, Gefechten, Lagerhaltungen, elungen und Versiegelungen gebrauchen könnten. Und doch gebrach es Gundso ganz und gar an allem Kampfmuth! Als ein Literat Faßmann 1726 Berlin gekommen war, um in irgend einer Weise sein Brod zu verdienen, e er gleichfalls in die Tabagie eingeführt, und der große Faßmann gegen großen Gundling, wie eine Bulldogge gegen die andere, zum Kampfe gereizt. Faßmann.
ling wurde so erbittert, daß er dem Faßmann ein Gefäß mit brennender hle an den Kopf warf, worauf ihn dieser am Kragen packte, herumzerrte schlug. Welch' reicher Stoff für die Spottsucht der Tabaksgesellschaft, die Hohnlachen erklärte, dieses Benehmen sei so großer Männer nicht würdig, üßten sich duelliren. Es kam zum Zweikampf. Gundling, der den ersten ß hatte, warf zitternd seine Pistole weg mit der Erklärung, er wolle Niemand ßen und sich von Niemanden erschießen lassen. Faßmann schoß, aber die ndanten hatten dafür gesorgt, daß keine Kugel in der Pistole war. Uebrigens nte darüber Gundlings Perrücke und stürzte dieser schreiend zur Erde. Man ete einen Eimer Wasser über ihn, um ihn aus der Betäubung zu wecken. e Dinge waren doch Gundling zu arg, und er ging nach Halle durch zu n Bruder, der als tüchtiger Geschichtschreiber dort an der Universität lehrte. auf vieles Bitten und Mahnen hin kehrte Gundling zurück, und die Neckedauerten fort bis zu seinem Tod, 11. April 1731. Trotz des Widerspruchs Geistlichkeit wurde er auf Befehl des Königs in einem schwarz angestrichenen, inem weißen Kreuz bezeichneten Fasse begraben.

Wie es der Akademie erging, so den Universitäten. Männer ohne die Universitäten. en Kenntnisse und Charakterbildung erhielten Lehrkanzeln, dagegen wurde nten Professoren bei schwerer Ahndung verboten, eine fremde Berufung ehmen. Heben wir nur ein Beispiel hervor, die Behandlung der Universität furt. Ein gewisser Arnold ward zum Hofrath und Professor ernannt, mußte erst noch das Gymnasium beziehen, um den nöthigen Schulunterricht zu ern. Ein Magister Morgenstern hatte in Halle bei einem Glas Wasser und Pfeife Tabak Vorlesungen über Geographie und Geschichte gehalten, und in „Staatsrecht des russischen Reiches" einen Ruf nach Rußland bekommen. der Durchreise in Potsdam gab er sich als Magister legens an. Dies und komisches Aeußere erregte Aufmerksamkeit und er wurde vor den König n. Faßmann, der unwürdigen Stellung sich schämend, war entflohen. Der räsident der Akademie, Graf Stein, war fast immer betrunken. Da kam enstern wie gerufen, der König erklärte, er könne ihm auch so viel geben,

als die Kaiserin von Rußland, und ernannte ihn zum Hofrath mit 500 Thalern Gehalt und freier Wohnung, endlich zum Vicekanzler der Universität Frankfurt. Hier mußte er in Gegenwart des Königs „vernünftige Gedanken von den Narren und der Narrheit" vertheidigen. Friedrich Wilhelm forderte die Studenten auf zu beweisen, daß Morgenstern ein Narr sei, und rief beschwichtigend: „was ist denn! Jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldatennarren, hier der Moser (der berühmte Jurist) hat den geistlichen Hochmuthsnarren, ein ander einen andern — es ist ja nur ein erlaubter Spaß." — Morgenstern hatte bei der Disputation statt des Degens einen Fuchsschwanz an der Seite, und statt der Federn auf dem Hut Hasenhaare, und der König meinte, wenn man einen Hasen haben wolle, müsse man ihn von den Universitäten holen. Wir hören wohl die Stimmung der militärischen Umgebung des Königs heraus, die ihn ständig gegen die Gelehrten reizte und die Meinung verfocht, Studiren mache Ganz militärisch ist, daß der König den Professoren befahl, wöchentlich 4 Stunden öffentliche Vorlesungen zu halten, wenn auch nur 1 Zuhörer sich einfinde, und der Besoldung Abzüge zu machen, wenn auch nur 1 Stunde ausgesetzt wurde. Nur durch theologische Aufsätze konnte man die Gunst des Königs erwerben. die Wissenschaften, so sank die Kunst. Nur auf Gemälde hielt der König Etwas: er malte selber und strafte Schmeichler, die den Werth seiner Bilder anschlugen, dadurch, daß er sie ihnen um die angegebene Summe überließ. liebsten ließ der König sich, seine Generale und die langen Grenadiere Garderegiments malen. Bei ihm war nur Sinn für's Nützliche und Schi Er haßte, wie er sagte, allen blauen Dunst.

Die Jugendjahre Friedrichs II.

So war Friedrich Wilhelm I. Ihm in vielen Dingen ganz ungleich sein Sohn Friedrich II., der in Deutschlands Schicksale so tief eingreifen

Er wurde geboren 24. Januar 1712 in Berlin*). In der Taufe
Geburt. 31. Januar erhielt er den Namen Karl Friedrich, Prinz von Preußen und Oranien, den Namen Karl nach seinem Taufpathen Kaiser Karl VI.; mit Namen Prinz von Oranien sollten die Erbrechte an die oranische Herrschaft zeichnet werden. Zur Erziehung ward der Prinz einer aus Frankreich geflüchteten
Erzieher. Hugenottin, die auch Friedrich Wilhelms I. Erzieherin gewesen war, der Fr von Rocoulles übergeben, und in französischen Lauten lernte er zuerst sein Füh und Denken ausprägen, und hugenottisch waren die ersten religiösen Anschauungen daher die Vorliebe für die französische Sprache, welche sich später durch Kenntniß ihrer Literatur nur steigerte, — die deutsche Sprache hielt er für barbarische und sprach und schrieb sie unrichtig, den deutschen Schriftstel traute er keinen Geist zu; die deutsche Literatur stieg ohne königlichen Schutz ihrem eigenen Glück, weil sie durch Schmeichelei nicht verdarb, zur Vollend empor, — daher die Vorliebe für die Lehre Calvins von der unbedingten Vor bestimmung. Friedrich war ein sehr schöner Knabe, mit ungemein seelenvol Auge. Seine um 3 Jahre ältere Schwester, Friederike Sophie Wilhelmi bemerkt jedoch**): „Mein Bruder besaß Verstand, seine Gemüthsstimm

*) Preuß, Friedrich der Große. I. 1—11.
**) Memoiren, Jahr 1726. Deutsche Ausgabe S. 20.

r aber düster. — Lange dachte er nach, ehe er antwortete. Dafür antrtete er aber richtig. Er lernte nur sehr schwer und man erwartete, daß er ftig mehr gesunden Verstand als Geist besitzen werde. Ich im Gegentheil war r lebhaft, schnell mit einer Antwort fertig und von außerordentlichem Gehtniß. Der König liebte mich leidenschaftlich. Er hat nie so viel Aufmerksamkeit andere Kinder gehabt als für mich. Dagegen war ihm mein Bruder vert und dieser erschien nie vor ihm, ohne mißhandelt zu werden, was ihm eine esiegbare Furcht vor seinem Vater einflößte, die er auch selbst bis in die re der Vernunft behalten hat*)."

Von seinem siebenten Jahre an wurde der Kronprinz dem General Finken-, einem 60jährigen, wackern Mann, der sich namentlich bei Malplaquet ausichnet hatte, übergeben. Unterhofmeister war Oberst von Kalkstein. Lehrer war er ein flüchtiger Hugenotte, Duhan de Jandun, der seinen Zögling nach nach in die französische Literatur einführte und ihm ein anderes Fürstenbild, das eines bloß kriegerischen Königs, vorhielt: Titus und die Antonine waren Ideal. Friedrich Wilhelm aber wollte seinen Sohn spartanisch erziehen, tapfer fromm machen. Die Bestallung für den Obersthofmeister charakterisirt den r, der im Sohn keinen französischen Flatterkopf, wie er sagte, sondern einen chen tüchtigen Soldaten heranbilden wollte**): „Insonderheit muß meinem eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige bsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, recht beigebracht, hingegen erderblichen und zu argen Irrungen hinführenden Secten, als Atheist-Arianianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so Gemüther leicht bethören, einnehmen und beflecken kann, aufs Aeußerste en und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug mit unter selben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu n, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu impri-, hingegen aber Ihn zur wahren christlichen Religion, welche führnehmlich bestehet, daß Christus for alle Menschen gestorben ist, als den einzigen in unserm Leben, zu leiten und zu führen, und muß er von der Allmacht s wohl und dergestalt informiret werden, daß Ihm alle Zeit eine heilige t und Veneration vor Gott beiwohne, denn dieses ist das einzige Mittel, on menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den nken der Gebühr zu halten." — Latein sollte Friedrich gar nicht lernen. Sinn des Königs für das unmittelbar Nützliche spricht aus dieser Verg. Wozu, meinte er, Zeit und Mühe auf die Kenntniß der Sprache eines verschwenden, das vor 2000 Jahren gewesen ist! Dagegen solle er das ösische und Deutsche lernen, so daß er sich darin eine elegante und kurze bart angewöhne. — „Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie und Oekonomuß er aus dem Fundament erlernen; die alte Historie kann ihm nur n, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm Genaueste beigebracht werden, wie auch Natur- und Völkerrecht, Geographie as in jedem Lande merkwürdig, die Geschichte Preußens und der benach- Länder. Absonderlich haben sich beide (Hofmeister) äußerst angelegen sein

Hofmeister.

Duhan.

Instruction.

---

*) Memoiren. Deutsche Ausgabe. 21.

**) Die Urkunde abgedruckt bei Preuß, Friedrich der Große. I. 10—12, auch bei er, Die Jugendjahre Friedrichs II. Cramer, Zur Geschichte Friedrich Wilhelms I. und h II. 1829. Nr. 1. Ueber eine merkwürdige eigenhändige Instruction berichtet Ranke, Bücher Preußischer Geschichte. I. S. 250.

zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, un
ihm zu imprimiren, daß Nichts in der Welt einem Prinzen Ruhm und Ehre z
geben vermag, als der Degen, und daß er vor aller Welt ein verachteter Men
sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in ih
suchte." — Eine Anweisung vom Jahr 1721 befiehlt, daß der Kronprinz fr
aufstehen, auf den Knieen sodann sein Morgengebet laut verrichten solle; so
er angezogen sei, solle er mit seiner Umgebung auf den Knieen das große Ge
abhalten und, nachdem ein Capitel aus der Bibel vorgelesen, ein oder das an
gute Lied singen. Abends um $^1/_2$11 müsse er zu Bett sein, nachdem er wieder
sein Nachtgebet verrichtet hatte. Im An- und Ausziehen müsse er hurtig se
Er solle nicht zu viel schlafen, denn das mache dumm. Beschäftigungen wie
holungen waren für jeden Tag genau vorgeschrieben. Thätigkeit, Einfachheit
der Faulheit, der Verzärtelung, der Verschwendung entgegenarbeiten. Die
meister sollten mit ihren Köpfen dafür haften, daß der Kronprinz vor sinnl
Ausschweifungen behütet werde.

Zwiespalt zwischen Vater und Sohn. Der Gesichtskreis des Königs war eng, aber er wollte das Beste se
Sohnes. Dieser schien ganz ein Abbild des Vaters zu werden, doch bald
Friedrich Wilhelm zur Ueberzeugung, daß der Sohn, in dem er einen fro
Christen heranbilden wollte, ein Religionsspötter sei, daß er, statt zur S
samkeit, zur Verschwendung geneigt sei, daß er keine Freude am Soldate
habe, daß er dagegen Literatur und Schöngeisterei treibe. Der Schatz, den
gesammelt, meinte Friedrich Wilhelm, wird verschwendet, das schöne Heer,
ich gegründet, aufgelöst; Preußen wird sinken von der Höhe, die es mit
vieler Mühe erklommen; meine Arbeit ist vergebens, und mein Sohn ist ohne
für die Ewigkeit verloren. Daher die Erbitterung, mit welcher der König
den Sohn sah, die Vorwürfe, die er ihm machte, die Schläge, mit den
ihn mißhandelte. Beide waren willensstarke Menschen, harte, aber gan
einander abweichende Köpfe. Der Vater meinte, biegen oder brechen; der
fühlte sich dem Vater geistig überlegen. Bei der leidenschaftlichen Art des K
mußte es zu hartem Zusammenstoße kommen. Große Gegensätze standen
da gegenüber, zwei harte Steine rieben sich da an einander.

Schon im Jahre 1728 in einem noch vorhandenen Schreiben klagt
Kronprinz vor dem Vater über den grausamen Haß gegen ihn, den er aus
seinem Thun wahrnehme*), bittet um seine Gnade und verspricht, daß er
mit Willen fehlen würde. Friedrich Wilhelms Antwort möge zur Bezeichnung
Streites und der originellen Schreibweise des Königs hier folgen: „Sein e
sinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man alles
absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn
dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß
keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat,
sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei malpropre an seinem Le
seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet, und ich alles dieses tau
mal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum an

*) Mitgetheilt von Cramer l. c. S. 34.

[illegible]fährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force ange[illegible]ten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopfe [illegible]en, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm."

Der Kronprinz hat viel gefehlt und es ist viel an ihm gefehlt worden, und politischen Verhältnisse, der Kampf der englischen und österreichischen Partei Berliner Hof trugen nur bei, den Zwiespalt in der königlichen Familie zu [illegible]rößern. Wie wir bisher sahen, war der König ein schnell erregbarer, leicht Besorgniß zu versetzender Hypochonder. In seiner ersten Hitze, sagt seine [illegible]hter, kannte er gar kein Maß, und handelte nie nach den Vorschriften der [illegible]itik. Ein Schwindler Clement hatte ihm von einer Verschwörung gegen sein [illegible]n Etwas beizubringen gewußt, und Friedrich Wilhelm wurde von da an so [illegible]wöhnisch, daß er sich alle Briefe, die nach Berlin kamen und abgingen, vor[illegible] [illegible] ließ, und sich nie zu Bett begab, ohne einen Degen und ein Paar geladene [illegible]olen zu sich zu legen. In welch' seltsamen Stimmungen sich Friedrich Wilhelm I. bewegte, schildert uns seine Tochter in ihren Denkwürdigkeiten zum Jahre 1726: [illegible] fing an zu kränkeln. Die Hypochondrie, mit der er sehr geplagt war, machte schwermüthig. Herr Francke, ein berühmter Frömmler und Begründer des [illegible]senhauses auf der Universität Halle, trug nicht wenig dazu bei, dies zu ver[illegible]ren. Dieser Geistliche fand ein Vergnügen daran, Gewissensscrupel bei den [illegible]uldigsten Dingen zu erregen. Er verbot alle Vergnügungen, die er verdammlich [illegible], selbst Jagd und Musik. Man durfte von Nichts anderm reden, als von Bibel, jedes andere Gespräch war untersagt. Er selbst war der größte Redner [illegible]er Tafel, wo er das Amt eines Lectors, wie in den Refectorien, übernahm. König hielt uns alle Nachmittage eine Predigt, sein Kammerdiener intonirte [illegible] Gesang, in den wir alle einstimmten. Man mußte dieser Predigt mit eben [illegible]ieler Aufmerksamkeit anhören, als ob es die eines Apostels gewesen wäre. [illegible]em Bruder und mir kam oft die Lust zu lachen an, und nicht selten brach [illegible]us. Sogleich belegte man uns mit allen Anathemen der Kirche, die wir mit [illegible]irschter und trauriger Miene, welche uns sehr schwer ward, anhören mußten. [illegible]einem Worte, dieser abscheuliche Francke verschaffte uns ein Leben, wie das Mönche von la Trappe. Dieses Uebermaß von Frömmigkeit gab dem Vater [illegible] andere sonderbare Gedanken: er beschloß, die Krone zu Gunsten meines [illegible]ers niederzulegen. Er wollte, wie er sagte, sich blos 10.000 Thaler jährlich [illegible]halten und mit der Königin und seinen Töchtern nach Wusterhausen sich [illegible]ziehen. „Da," setzte er hinzu, „da werde ich zu Gott beten und mich auf Landwirthschaft legen, während meine Frau und Töchter den Haushalt be[illegible]n. „Du bist geschickt," sagte er zu mir, dir will ich die Aufsicht über die [illegible]e geben, die du nähen und reinigen lassen wirst. Friederike, die geizig ist, alle Vorräthe unter sich haben. Charlotte wird auf den Markt gehen und [illegible]smittel einkaufen, und meine Frau für meine kleinen Kinder und die Küche [illegible]e tragen." — Er fing sogar an, eine Instruction für meinen Bruder aus[illegible]eiten und mehrere Schritte zu thun, welche Grumbkow und Seckendorf ernst[illegible] beunruhigten*)."

Aus dieser Stelle sehen wir, daß der fromme Vater auch bemüht war, Kinder fromm zu erziehen, wie er aber gerade dadurch sie zu Religionsspöttern

*) Memoiren I. 92—93.

Religions-Unterricht.

machte. Das Glaubensbekenntniß, welches Wilhelmine nach dreistündiger öffentlicher Prüfung ablegte, ist gedruckt 18 Bogen stark, und nur mit verknöchertem Dogmatismus und wunderlicher Theologie erfüllt. In ähnlicher Weise mußte Friedrich, bevor er am 14. April 1727 zum Abendmahl zugelassen wurde, sich öffentlich prüfen lassen und das Glaubensbekenntniß ablegen. Aus der Klage seiner Religionslehrer, daß der Prinz Nichts lernen wolle — an Fähigkeiten und schneller Auffassungsgabe fehlte es ihm ja nicht — sehen wir seinen Widerwillen geg die damalige Art des Religionsunterrichts. Zur Strafe ließ ihn der Va Psalmen und den Katechismus auswendig lernen. Unwillkürlich denkt man a die Jugend Kaiser Julians, der durch Zwang zu allzu langen religiösen Uebung gerade ein Feind der christlichen Religion geworden ist. Beide sind sich gl in der Begabung mit scharfem Verstand und Witz, nur hat Julian m speculatives Talent; nebenbei kamen letzterem insgeheim die Schriften der Hei in die Hände und Friedrich die der französischen Religionsspötter. Das F halten des Sohnes an der Lehre der unbedingten Vorherbestimmung ste nur die Abneigung des Vaters gegen den Sohn.

Sophia Dorothea

Im Widerstand gegen den Vater wurden Friedrich und Wilhelmine der Mutter bestärkt und das war ein großer Fehler von Seite der letztern. die Ehe mit diesem leidenschaftlichen, argwöhnischen Hypochonder keine glü war, ist leicht zu ermessen. Wilhelmine erzählt*), wie man dem König ein gegen die fleckenlose Treue seiner Gemahlin einen falschen Verdacht beibra wie er sogleich Feuer fing, in ihr Gemach eilte, ohne ihr ein Wort zu sa und auf ihre zärtliche Anrede nur mit Beleidigungen und Vorwürfen wegen i vermeinten Untreue antwortete, und wie er ihr Benehmen untersuchen ließ, aber Alle, über die Ungerechtigkeit dieses Verdachtes empört, sich der Kö annahmen, wie der König endlich wieder zu sich kam und seine Gemahlin m vielen Thränen um Verzeihung bat. Sophia Dorothea von Hannover war Tochter König Georgs I. und Schwester König Georgs II. von England, hatte den berechtigten Stolz auf ihre Herkunft. Wilhelmine erzählt aber**): „Obgl der König seine Gemahlin leidenschaftlich liebte, konnte er sich doch nicht halten, sie zu mißhandeln und ließ sie nicht im mindesten an den Geschäften T nehmen. Er that dies, weil, wie er sagte, man die Weiber unter der K halten müßte, sonst tanzten sie ihren Männern auf den Köpfen herum. — edle und majestätische Gestalt der Königin flößt allen, die sie sehen, Ehrfurcht ei Große Weltkenntniß und glänzender Verstand scheinen mehr Festigkeit zu sprechen, als sie besitzt. Sie hat ein gutes, edles und wohlthätiges Herz und li die schönen Künste und Wissenschaften, ohne sich sehr darauf gelegt zu hab Wie jeder Mensch hat sie auch ihre Fehler. Ihr Ehrgeiz kennt keine Schranken ihre Eifersucht kein Maß."

Englische Hochzeit.

Die Vermählung des Kronprinzen und Wilhelminens war die Frag an der sich nach jeder Versöhnung in der königlichen Familie immer wied

*) Memoiren, Deutsche Ausgabe S. 77.

**) S. 11.

r Streit entspann. Die Königin wünschte Wilhelmine mit dem Prinzen von
ales und mit dessen Schwester Amalia ihren Sohn vermählt zu sehen.
ilhelmine sagt, man habe der Königin versichert, daß der König nicht lange
en könne, und sie hätte auf die Vormundschaft gerechnet und in der englischen
rbindung einen Schutz gegen die Verfolgungen des Fürsten von Anhalt gesucht.
e beiden Paare wünschten die Verbindung. Auch Friedrich Wilhelm war der
ppelheirath anfangs nicht abgeneigt, allein das lange Hinhalten des eng-
jen Hofes verletzte den König. Bald kamen noch andere Ursachen hinzu,
e Doppelheirath, die mehrmals der Abschließung nahe schien*), unmöglich
machen.

Insbesondere die Gewaltthätigkeit der preußischen Werber in Hannover.
rg I. hatte von Zeit zu Zeit lange Kerle nach Potsdam geschickt, aber die
r nach großen Rekruten war so stark, daß preußische Werber seit 1724 hin
wieder lange Kerle aus dem hannöverischen Gebiet entführten, und schöne
taten zum Entweichen in die preußischen Lande beredeten. Darob Spannung
chen den beiden Höfen, zuletzt Haß; dazu kamen Wendungen in der Politik:
9 schien es zum Krieg zwischen Hannover und Preußen zu kommen**).
00 Preußen unter dem Dessauer waren schon im Marsch, auch Georg II.
marschiren. Dänische und hessische Hilfstruppen verstärkten sein Heer. Braun-
ig und Gotha vermittelten, wenigstens äußerlich, den Frieden, im Herzen
lieben sich die beiden Könige von da an feind. Georg II. nannte Friedrich
lm nur seinen lieben Bruder den Unterofficier und des heiligen römischen
es Erzsandstreuer, und Friedrich Wilhelm nannte Georg II. nur: „mein
er der Komödiant.“ Welch' ein Schmerz für die Königin! Sie sträubte sich
t jeden andern Plan, Wilhelmine zu vermählen; sie nahm ihren Kindern
Wort ab, fest zu sein. Die Kinder hielten mit der Mutter. Ueber diesen
rstand empört, nannte der König Wilhelmine nur die englische Canaille und
Bruder nur den Schurken Fritz, den er lieber werde Steigriemen laufen
, als ihn verheirathen: „Die Qualen des Fegfeuers können nicht schlimmer
als die, welche wir zu erdulden hatten. Der ganze Tag ging nur in Schimpf-
gegen mich und meinen Bruder hin***).“ Einmal war der Prinz von Wales
heim daran nach Berlin zu kommen und sich mit Wilhelmine trauen zu
. In der Freude darüber wußte die Königin nicht zu schweigen, und so
rte der Plan. Seit 1725 trug sich der Kronprinz mit dem Plane, nach
and zu entfliehen. Wilhelmine gesteht †), und das bezeichnet am schreiendsten
Gegensatz in der königlichen Familie: „Die Königin hörte nicht auf, mir die
e, die der König hin und wieder für mich hatte, vorzuwerfen. Ich wagte
zitternd und voll Furcht, mit Härte dafür bestraft zu werden, ihn zu lieb-
. Eben so war es mit meinem Bruder. Es genügte, daß der König ihm
s befahl, um ein Verbot von der Königin zu erhalten. Wir wußten manchmal
zu welchem Heiligen wir beten sollten, da wir so zwischen Thür und Angel
en. Weil wir nun aber beiderseits die Königin sehr lieb hatten, so richteten

*) Die ausführliche Geschichte dieses Heirathsplanes und aller sich kreuzenden Pläne,
t und Fragen der Politik im ersten Band der Markgräfin von Baireuth.
**) Vgl. oben S. 127 ff.
***) Memoiren 133.
†) Ebenda 84.

wir uns ganz nach ihrem Willen." — „Dem Vater," sagt sie*), „wurden täglich falsche Nachrichten gegen mich und meinen Bruder beigebracht. Man schilderte ihm meinen Bruder als einen ehrsüchtigen und intriguanten Prinzen, der ihm den Tod wünsche, um bald selbst zum Thron zu gelangen. Man versicherte ihm, er liebe das Militär nicht und sage laut, daß, wenn er einmal Herr sei, er die Truppen verabschieden werde. Man gab ihn für verschwenderisch aus, und mich für unausstehlich hochmüthig, ränkeschmiedend und herrschsüchtig, auch gebrauchte ich unehrerbietige Reden gegen ihn." Letzteres ist nur zu wahr. Wilhelmine hat ein scharfes Auge und eine böse Zunge. In ihren Denkwürdigkeiten spricht sie von Friedrich Wilhelm I., wie nie eine Tochter vom Vater reden sollte. Sie gesteht selber, daß sie eine böse Zunge habe, und daß sie und ihr gleichwitziger Bruder in Briefen an einander den ganzen Hof verhöhnten. Darum aber kann der Werth ihrer Denkwürdigkeiten selber nicht bestritten werden**). Sie berichtet hin und wieder unrichtig, weil sie sich auf das bloße Gedächtniß verließ. Sie kennt die Verwicklungen der Diplomatie nicht hinlänglich, welche doch so viele Schmerzen bereitet und ihr Lebensglück getrübt haben. Aber im Großen und Ganzen sind doch die Figuren richtig gezeichnet. Die Verschwendung, die man dem Kronprinzen vorwarf, muß nach den Sparbegriffen Friedrich Wilhelms gemessen werden. — Seit 1718 bezog der Kronprinz nur 360 Thlr. für seine Ausgaben, für welche aber die genaueste Rechnung bis auf Heller und Pfennig geliefert werden mußte. Der König sah sie durch, machte eigenhändig seine Bemerkungen, z. B. über kleine Trinkgelder: „aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher, Reitknechte Fritz aufwarten, sollen sie Nichts davor bekommen, weil ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich sind einerlei, sonsten bin mit allem zufrieden vor die guhte Haußhaltung." Von 1729 an erhielt der Kronprinz 600 Thlr. jährlich, viel zu wenig für seine Neigung zu Großmuth und zu Wohlleben. Als er dem kaiserlichen Gesandten Seckendorf über seine Geldnoth klagte, betrieb dieser, um ihm aufzuhelfen, beim König seine Ernennung zum Obersten und der Kaiser sandte seinem Taufkind insgeheim 1000 Dukaten jährlich. Seine eigentlichen Auslagen durfte Friedrich nicht dem König in der Rechnung angeben — für französische Kleidung, Bücher, Musikalien, einen brocatenen Schlafrock. Wider des Königs Verbot bediente sich der Kronprinz bei Tische silberner, statt eiserner Gabeln. Wenn Friedrich den Vormittag auf dem Uebungsmarsch zugebracht hatte, wollte er Nachmittags frei unter heitern Freunden sich bewegen. Die verhaßte Uniform wurde abgeworfen, Flöte gespielt, in der es Friedrich II. bis zur Virtuosität brachte. Weh', wenn man den Vater kommen hörte. Der Schlafrock wurde heruntergeschleudert, die Musikalien verborgen, aber die Bücher waren noch da. Der Vater zerschlug Alles, was seinen Zorn erregte. Der Sohn kam ihm als ein Entarteter vor: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich Nichts aus den Soldaten, und wird mir meine ganze Arbeit verderben." — Als der König hörte, daß der Kronprinz 7000 Thlr. Schulden habe, schlug er ihn halb todt und verbot in einem Erlaß, an Minderjährige, selbst an den Kronprinzen, Geld auszuleihen; Zuwiderhandelnde müßten mit Leib und Leben dafür büßen.

Wilhelminens Memoiren.

Noch bitterer wurde die Stimmung des Vaters, als man ihm zutrug, d

*) Memoiren 90.

**) Droysen, Geschichte der Preußischen Politik. IV. Theil. 4. B. S. 33— hat ihn wegen historischer Irrthümer in Frage gestellt. Aber diplomatische Genauigkeit ist nicht Sache der Frauen. Da ist Carlyle besser im Recht, wenn er das Buch ein wahrhaftes nennt, mit Herz, Aug und Verständniß verfaßt, von einer Wahrhaftigkeit, die tiefer ist als jene oberflächliche.

Besuch in Dresden.

hm sei ausschweifend. Eine Reise an das Dresdener Hoflager 1728 wurde hängnißvoll für Friedrich. August näherte sich damals dem König von Preußen, en Hülfe er zur Erhebung seines Sohnes auf den polnischen Thron nöthig e. Eine Einladung zum Carneval erfolgte. Fest folgte auf Fest, es ward s aufgeboten, um den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Kennhnend sind die Bemerkungen des Königs: für die Kunstwerke, welche die fühligen sächsischen Fürsten angesammelt hatten, besaß er keinen Sinn. Er nd auch gerne zu, daß die Fasanerien und Pomeranzengärten glänzend seien. drich Wilhelm I. faßte nur die Kriegsanstalten ins Auge, und da fand daß das Zeughaus in Berlin tausendmal besser sei, als das in Dresden; die Festung Königsstein allein eine Reise 100 Stunden weit werth sei; ihn rndete aber, daß am sächsischen Hof die Officiere mit den Laien paradiren. Kronprinz sah zum erstenmal die große Welt mit all' ihren Reizen und der Verführung*), und gewöhnte sich seitdem an Ausschweifungen. Es e Nichts, daß der König den Hofmeistern befahl, strenger als je über die führung des Kronprinzen zu wachen. Wilhelmine erzählt**): „Der Prinz nicht die geringste Erholung mehr. Musik, Lectüre, Wissenschaft und Künste n ihm als Verbrechen verboten. Niemand wagte mit ihm zu sprechen, kaum elbst es die Königin zu besuchen, und er führte das traurigste Leben von Welt. Ohnerachtet des Verbots des Königs legte er sich auf die Wissenten, und machte darin große Fortschritte. Die Verlassenheit, in der er lebte, Schuld, daß er sich der Lüderlichkeit ergab. — Seine Hofmeister wagten nicht zu folgen, und er überließ sich ihr also ganz. Einer der Pagen des Königs ns Keith ward der Gehilfe seiner Ausschweifungen. Dieser junge Mann sich so sehr bei ihm einzuschmeicheln gewußt, daß er ihn leidenschaftlich e und ihm sein ganzes Vertrauen schenkte. Auf meine Vorwürfe entgegnete Bruder stets: dieser junge Mensch sei sein Zuträger, er müsse ihn schonen, er durch die Nachrichten, welche er durch ihn erhalte, sich vielen Verdruß re." — Im gleichen Jahre wurden aber die Hofmeister verabschiedet und Kronprinzen zwei Officiere, Oberst Rochow und Major Kaiserlingk, an die gegeben. Ein Liebling von ihm war aber der Hauptmann Katte: „er besaß , Lectüre und Welt, und wußte sich in der Gesellschaft zu bewegen. Ein paar rze Augenbrauen hingen ihm fast über die Augen. Sein Blick hatte etwas mliches. Eine dunkle durch Blattern zerrissene Hautfarbe vermehrte seine Häßit. Er spielte den Starkgeist und trieb die Lüderlichkeit bis zum Uebermaß. Ehrgeiz und Keckheit begleiteten dieses Laster***)." Es ist gewiß, daß der r Alles erfuhr. Seine Abneigung gegen den Kronprinzen steigerte sich zur . Ein Brief Friedrichs an seine Mutter vom Jahr 1729 besagt: „Ich bin r größten Verzweiflung! Was ich immer befürchtete, ist mir endlich begegnet. König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin, und mich wie den igsten Menschen behandelt. Ich trat diesen Morgen wie gewöhnlich in sein ner. Sobald er mich sah, ergriff er mich und schlug mich mit seinem Stocke die grausamste Art der Welt. Vergebens suchte ich mich zu vertheidigen, er in einer so furchtbaren Aufregung, daß er sich nicht mehr kannte, und nur Ermüdung wieder aufhörte. Ich bin auf's Aeußerste gebracht, habe zu viel efühl, um solche Behandlung zu ertragen, und bin entschlossen, auf eine die andere Art ein Ende zu machen."

Verirrungen Friedrichs

Mißhandlung.

*) Das Nähere, was hier nicht gesagt werden kann, in den Denkwürdigkeiten Wilnens. B. I. 95—98.

**) S. 121.

***) Denkwürdigkeiten. S. 147.

zu Gott und rief: „Mein Gott, ich befehle meine Seele in Deine Hände.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Haupt mit einem Streich vom Körpe getrennt zu seinen Füßen rollte. Noch im Fallen streckte er seine Arme nach de Fenster aus, wo mein Bruder gestanden hatte*). Er war nicht mehr dort. Ein heftige Ohnmacht, die ihn befallen, hatte die Herren genöthigt, ihn auf sein Be zu tragen. Dort blieb er einige Stunden ohne Bewußtsein. Sobald er seiner Sin wieder mächtig, war der erste Gegenstand, der sich seinen Blicken wieder dar der blutige Leichnam des armen Katte, den man so gelegt hatte, daß er es ni vermeiden konnte ihn zu sehen. Dieser Gegenstand zog ihm eine zweite Ohnma zu, aus der er nur erwachte, um in ein heftiges Fieber zu fallen. Herr Münchow ließ trotz des Befehls des Königs die Vorhänge am Fenster schließ und Aerzte holen, die ihn in großer Gefahr fanden. Er wollte Nichts von nehmen, was sie ihm gaben. Er war ganz außer sich und in so heftiger Erreg daß er sich getödtet haben würde, hätte man ihn nicht daran gehindert. hoffte ihn durch die Religion zu beruhigen, und ließ einen Geistlichen holen, ihn zu trösten, aber Alles war nutzlos und seine heftigen Bewegungen wurden eher ruhig, als bis seine physischen Kräfte erschöpft waren. Thränen folgten diese schrecklichen Anfälle. Nur mit der größten Mühe überredete man ihn, neien zu nehmen. Man erlangte dies nur durch die Vorstellung, daß er Schuld an der Königin und meinem Tode sein würde, wenn er darauf beh sterben zu wollen. Lange Zeit behielt er eine tiefe Schwermuth und war Mal vierundzwanzig Stunden lang in großer Gefahr**).“

Religiöse Tröstung. Prediger Müller, der Katte zum Tode geführt, brachte dem Kronprin die letzten Betheuerungen des Unglücklichen, daß er ihm keine Schuld we seines Todes beimesse, doch bitte er ihn in sich zu gehen, Gottes Hand Vorsehung zu erkennen, sich seinem Vater zu unterwerfen und diesem gehorf zu sein, auch denen nicht zu folgen, die seinen Leidenschaften schmeich sondern denen, welche sich ihnen widersetzten. Friedrich erklärte, er sehe Unrecht ein; beim Verhör sei er nur trotzig gewesen, weil ihm Ni beweglich zugeredet. Auch schien er nachzugeben in der Lehre von der unbedi Gnadenwahl. Der Prediger berichtete hierüber dem König und bat ihn, bar herzig zu sein, sonst werde sein Sohn rettungslos in eine schwere Gemüt krankheit verfallen.

Begnadigung. Friedrich Wilhelm I. wurde weich, doch traute er noch ni ganz: — wenn der Sohn seine Sünden von Herzen bereue und seinen Va um Verzeihung bitte, so solle er aus der strengen Haft entlassen werden, nur noch Stadtarrest haben, doch müsse er vom Morgen bis zum Abend der Kriegs- und Domänenkammer arbeiten, vorher aber noch einen deutlic Eidschwur ablegen, daß er des Königs Befehl und Willen genau wie treuer Sohn, Unterthan und König nachleben wolle. — Wenn er den aber breche, soll er Krone und Kur, nach Umständen selbst das Leben, verlier „Gott gebe seinen Segen und der Heiland helfe,“ schrieb der König.

---

*) So Wilhelmine. Dagegen sucht Divisionsprediger Hoffmann in den Jahresber des historischen Vereins zu Frankfurt 1867 nachzuweisen, daß der Kronprinz die Enthaupt Kattes nicht habe sehen können.

**) Wilhelminens Memoiren I. 257—59.

ser ungerathene Sohn zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein Herz zerknirscht, weicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen gerissen werde." — n 19. November 1730 beschwor der Kronprinz vor einer Commission die m König aufgesetzte Eidesformel, unterwarf sich der Gnade des Vaters, bat Friedrich Assessor. n Verzeihung und wurde darauf als Assessor bei der Kriegs- und Domänen- mmer in Küstrin angestellt, jedoch mit der Weisung, er solle nicht blos terschreiben, sondern selbst arbeiten. In dieser tüchtigen Schule erwarb sich iedrich die für einen König nöthigen Kenntnisse der wichtigsten Verwaltungs- eige. Doch ward es ihm in diesem Kreis bald zu eng, obschon von manchen iten her Alles geschah, um ihn zu erheitern, und er auch wieder zu seiner ite greifen durfte. Er verstieg sich gleich in die hohe Politik, setzte seinem Freunde mer auseinander, Preußen müsse sich, um sich aus dem Staub zu erheben, ächst Westpreußen erobern, dann Schwedisch-Pommern, Jülich und Berg, sich dann an die Spitze des Protestantismus in Deutschland stellen. Ein ermal erklärte er Grumbkow, er verzichte auf jede Heirath gegen seines ers Willen, und wolle ganz auf dessen Absichten eingehen, und sogar des sers Tochter, Maria Theresia, heirathen, ohne aber seine Religion zu ändern, er wolle auf die preußischen Staaten zu Gunsten seines jüngeren Bruders ichten. Prinz Eugen kam zur Kenntniß dieser Entwürfe und meinte, der Herr habe sehr weit gehende Pläne und dürfte mit der Zeit seinen Nach- sehr gefährlich werden. Auf den Vater war doch nicht so leicht zu wirken derartigen Plänen, der neue Ulysses kam nicht so schnell aus der Höhle Polyphem: „Gott gebe, daß euer falsches Herz durch euern Arrest möge kommen gebessert sein!" Der König traute also nicht. Der Bekanntschaft Sohnes mit französischer Literatur schrieb er namentlich dessen Verirrungen jetzt habe er aber die Probe gemacht, daß man durch die weltlichen Bücher klug und weise werde, daß all' diese Klugheit und Weisheit Nichts und Quark sei. Der König meinte, Friedrich solle nur arbeiten, ein Fürst, nichts von Administration und Oekonomie verstehe, gerathe in die Hände Günstlingen und werde verrathen. Friedrich möge durch Arbeit nur erfahren, viel Mühe es einem Bauern koste, so viele Groschen zusammenzubringen, zu einem Thaler gehören, um damit einst rathsam umzugehen. Und in der gewann Friedrich dadurch, daß er zur strengen Arbeit angehalten wurde, ändniß für die Schwierigkeiten der Verwaltung, und für den Ernst der it, nachdem er früher blos Sinn für Vergnügen und literarisch Geistreiches den Tag gelegt hatte. Seinem Vater gegenüber zeigte er die Unterwürfigkeit Sklaven. Aber so gänzlich umgestaltet, wie der Vater erwartete, war drich doch nicht. „Viel zu energisch und von Natur eigenthümlich geartet dieser Geist, als daß er sich jemals einem anderen hätte völlig unter- en können *)."

*) Ranke l. c. I. 324. — Förster III. 10—11.

Doppelheirath scheitert. Indeß kam die Heirathsfrage zum Abschlusse. Auf eine barsche Anfrage wegen des Prinzen von Wales gab Georg II. eine noch stolzere Antwort: wenn nicht Doppelheirath, so werde er seinen Sohn noch vor Ende des Jahres vermählen. Darauf entgegnete Friedrich Wilhelm mit umgehender Post, er vermähle seine Tochter vor Ablauf von zwei Monaten, und ließ Wilhelminen vorstellen, wenn sie den Erbprinzen von Baireuth heirathe, so werde er alles Vergangene vergessen, ihr und der Königin gut begegnen, und den Kronprinzen bei ihrer Vermählung in Freiheit setzen. Wilhelmine brachte ihre Neigung zum Opfer, wofür der König sich sehr zärtlich gegen sie bezeugte, die Mutter aber, die noch immer am alten Plan festhielt, sie nicht mehr als ihre Tochter anerkennen wollte. Der Schmerz der Königin war um so größer, als am Tage der Verlobung die Anzeige aus England eintraf, daß Georg II. auch ohne die Vermählung Friedrichs mit ihrer Tochter Amalia in die Heirath des Prinzen von Wales mit Wilhelmine einwillige. Friedrich selber zeigte sich verletzt durch den englischen Stolz und verzichtete wenigstens seinem Vater gegenüber, gerne auf Amalia. Diese vermählte sich nie, und bei ihrem Tod fand man ein Medaillon mit Friedrichs Bild auf ihrem Herzen.

Der König in Küstrin. Indeß durfte am 15. August 1731 der Kronprinz zum ersten Mal wieder in die Nähe seines Vaters kommen: er stürzte ihm zu Füßen, mußte aber aufstehen und erhielt barsche Vorwürfe: „Ihr habt gemeint, mit eurem Eigensinn durchzukommen, aber höre mein Kerl, wenn Du auch 60 oder 70 Jahre alt wärest, so solltest Du mir Nichts vorschreiben, da ich mich bis dato gegen jedermann soutenirt, so wird es mir nicht an Mitteln fehlen, auch Dich zur Raison zu bringen," — namentlich hielt der König seinem Sohne vor, daß er ihm bei seinen geheimen Schulden nicht so viel Hunderte genannt habe, als es Tausende gewesen, während er, der Vater, doch bereit gewesen wäre, Alles zu bezahlen; dann stellte er ihm vor, mit welchen Gefahren die Flucht nach England verbunden, da er entschlossen gewesen wäre, Land und Leute zu wagen. Knieend bat der Prinz um Verzeihung, und gelobte Alles zu thun, um des Vaters Zufriedenheit wieder zu erhalten. Auf die Frage des Königs, ob er Katte oder dieser ihn verführt, antwortete Friedrich offen: „Ich habe ihn verführt," worauf der König erklärte: „Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit sagt." — Hinsichtlich der Gnadenwahl erklärte Friedrich, daß er der Ansicht seines Vaters folge. Als dieser in den Wagen stieg, küßte der Prinz die Füsse des Vaters, worauf dieser ihn umarmte: er glaube, die Reue sei jetzt aufrichtig*). Am 21. August erklärte

Harte Nachkur. der König, er wolle ihm seine väterliche und landesherrliche Gnade wieder in Etwas angedeihen lassen, verbot ihm aber streng französische, auch deutsche weltliche Bücher, Musik, Spiel und Tanz, und verordnete, daß die Betstunden Morgens und Abends mit Singen und Beten andächtig sollten fortgesetzt werden; wies ihm Sitz und Stimme in der Domänenkammer zur linken Hand des Präsidenten an, sandte ihm Pferde und Wagen, daß er die 7 benachbarten Domänenämter in Begleitung eines Kammerrathes bereisen, daß er auch zum Vergnügen ausreiten und fahren könne, doch solle er nie außerhalb Küstrins schlafen, nie ... sein, nie allein mit einem Frauenzimmer sprechen. Man sieht, auch die Nachkur war hart. Doch Friedrich war entschlossen, die Gunst seines Vaters um jeden Preis zu gewinnen. Und es gelang ihm auch. Am 23. November 1731 durfte er zum ersten Mal wieder nach Berlin, um dem Fest der Vermählung Wilhelminens beizuwohnen. Man fand das Aussehen des Kronprinzen verändert: 21 Jahre war Friedrich erst alt, aber das Unglück hatte ihn zum Manne gereift.

*) Grumbkows Bericht bei Förster, III. 50.

dern Tage baten die Oberofficiere unter Anführung des Dessauers um Wiederaufnahme des Kronprinzen in das Heer, was der König genehmigte; auch wies seinem Sohn einen Gehalt von 300 Thlr. monatlich an. Der Kaiser sandte n aber heimlich 2500 Dukaten.

4. Februar 1732 meldete der König, er habe ihm die älteste Prinzessin Bevern zur Frau gewählt, da er sie wohl aufgezogen und modest gefunden, e Frauen sein müssen; sie sei nicht häßlich und nicht schön, aber ein gottesfürchtig Mensch. — Friedrich schrieb an den König, daß er sich ganz in dessen Willen füge: „Sie mag sein, wie sie will, so werde ich jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle erfüllen, und daß mir nichts Lieberes geschehen kann, wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeugen." Der König vergoß Thränen der Freude und sagte zu Grumbkow: „es ist der glückseligste Tag meines Lebens." Ganz anders aber schrieb der Prinz an Grumbkow über den abscheulichen Gegenstand seiner Wünsche, wie er die Braut benannte: „Um Gotteswillen, enttäusche man den König! Möge er bedenken, daß ich mich nicht verheirathe für ihn, sondern für mich. Sie können dem Herzog auf irgend eine Weise zu wissen thun, was auch davon komme, ich will sie nicht! Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen, und ich glaube, daß es mein Schicksal ist, es zu bleiben, man muß sich gedulden und die Zeit nehmen, wie sie ist. Ich habe schon genug gelitten für Verbrechen, das man übertrieben hat. Doch noch habe ich Hilfsquellen: ein Pistolenschuß befreit mich von meinem Kummer und meinem Leben, und der gütige Gott wird mich dafür nicht verdammen." — Grumbkow antwortete mit [...]: „wie, während Sie selbst vor dem König in Alles einwilligen, reden Sie mir in Verzweiflung und verlangen, daß ich mich auf meine Gefahr in diese Angelegenheit mischen soll." — Schließlich fügte sich der Prinz in diese Heirath, [...] sie ihn selbständig im eigenen Haus mache. Uebrigens sagte er: „die Prinzeß mag thun, was ihr gefällt, und ich thue, was mir beliebt. Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber ich liebe es etwas flüchtig. Ich will davon nur den Genuß und dann verachte ich es." — Onno Klopp macht zu diesem leichtfertigen [...]rt die wahre Bemerkung: „Friedrich fehlt die Grundlage des sittlichen Sinnes [...] Mannes; er hat Frauenehre und Frauenliebe nie gekannt, noch gewürdigt. [...]n heiterer, milder Sonnenglanz der Zuneigung einer ehrenhaften Weiblichkeit erwärmend und belebend in das Leben dieses Mannes gefallen — es war [...] blieb öde und liebeleer. Die Schuld lag an seinem Willen, denn auch da, [...] ein solcher warmer Blick die Eisesriegel zu sprengen suchte, die ihn trennten [...] jedem wahren und menschlichen Gefühl, da schob er neue rasch und eilig vor."

Eine Braut für Friedrich.

Am 16. März 1732 fand die Verlobung statt. Elisabeth von Braunschweig [...] einfach, verständig, gutherzig und reich gebildet! „Ich habe keinen Widerwillen gegen sie, sagte Friedrich. Sie ist ein gutes Herz, ich wünsche ihr nichts Böses, aber ich werde sie nie lieben können." — Und doch verlobte er sich mit [...]em armen Opfer der Politik! Friedrich hoffte, daß der Kaiser diese Ehe noch rückgängig machen werde, und da Georg II. sich damals Oesterreich wieder näherte, so mußte Seckendorf beim König die Ehe mit Amalia noch einmal zum Vorschlag bringen. Der König bewies sich ehrenhaft*): „Nein, ich kann es nicht mehr aushalten, es frißt mir's Herz ab, mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen wollen; nie und nimmermehr." Am 12. Juni 1733 fand die Vermählung statt. Das Schicksal der Kronprinzessin war nicht beneidenswerth, der Gemahl

Elisabeth v. Braunschweig.

---

*) Onno Klopp, Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik. 2. A. S. 74.

ließ durchschimmern, daß er zur Ehe gezwungen sei. Die Königin zeigte sich de Schwiegertochter abgeneigt, weil durch diese unschuldiger Weise ihre Hoffnung au die englische Heirath vereitelt war. Friedrich liebte seine Gattin nicht, aber mußte sie achten; „sie ist sehr sanft, rühmte er einem Freund vertraulich, höc gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukomme sucht."

Friedrich in Rheinsberg. Dem jungen Paar wurde das Schloß Rheinsberg in der Nähe von Berli zum Aufenthalt angewiesen. Der König bestimmte 50000 Thlr., um das al Landschloß, das an einem See lag und von hohen Buchen- und Lindenalleen u geben war, umzubauen und zu erweitern. Es geschah mit Geschmack. Die Jahr in Rheinsberg waren die glücklichsten im Leben Friedrichs II. Er arbeitete Morgen im Sinne seines Vaters, um ihn zufrieden zu stellen, und verwan den Nachmittag und Abend in seinem Sinne. „Ich studiere, schreibt er an Su aus allen Kräften, und thue alles Mögliche, um die Kenntnisse zu erwerben, mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche m Amtes werden können. Kurz ich arbeite, um mich besser zu machen, und um den Geist zu erfüllen mit allem dem, was das Alterthum und die neuere uns an kräftigen Musterbildern darreicht." — Ein andermal schreibt Frie an Duhan*): „Wir sind unserer ein Mandel Freunde, welche zurückgezogen Annehmlichkeit der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe genießen." Biel bemerkt: „Ein königliches Mahl, Götterwein, himmlische Musik, Lustwandelung in Gärten und Wäldern, Wasserfahrten, Uebung der Künste und Wissenschaft eine geistreiche und heitere Unterhaltung — sind die Genüsse." — Der Kr prinz selbst war ein Künstler auf der Flöte. Die beiden Graun, Quanz, B

Bayardorden. waren oft in Rheinsberg. Für den Freundeskreis wurde ein eigener Bayardord gestiftet, mit der Losung „ohne Furcht und Tadel" (Sans peur et sans reproch Von den 12 Rittern hatte jeder einen besondern Bundesnamen: Friedrich der Standhafte (le constant). Die Brüder schrieben sich in alt-französisch Ritterstyl. Ordenszeichen war ein in Schwertesgestalt gebogener Ring, mit Umschrift: Es lebe, wer sich nie ergibt (Vive le sans-quartier). Auch hatten die Vertrauten des Kronprinzen andere Namen: Kaiserlingk hieß Cäsar

Algarotti. Suhm hieß Diaphan, Algarotti, ein geistreicher Italiener, ein Schöngeist, Verse und Newtons System für Damen herausgegeben hatte, hieß der Sch von Padua, d'Alembert hieß Anaxagoras. Jordan führte die Aufsicht über Bibliothek.

Ein Vertrauter war der Hugenotte Beausobre, der Verfasser e Geschichte der Manichäer. Auf die Frage, was er in jüngster Zeit gelesen, e gegnete Beausobre: „Ich bin soeben vom Lesen des erhabensten Schriftstücks,

Beausobre. es gibt, aufgestanden." — „Was ist das?" fragte Friedrich. „Der Eing des Evangeliums Johannes: Im Anfang war das Wort und das Wort bei Gott und Gott war das Wort." — Der Kronprinz war verblüfft. Ein anderen Prediger, Achard, gestand er bald, daß sein Glaube schwach Seinem Vater gegenüber äußerte sich Friedrich allerdings anders; auch l so lange dieser lebte, der Garnison in Ruppin am Sonntag eine Predigt Doch war seine Richtung anfänglich nicht frivol. Er beschäftigte sich, von

*) Brief vom 18. März 1737.

geregt, anfangs mit der Wolfischen Philosophie, las die Schriften dieses
nkers, jedoch nicht in der Urprache, sondern in der französischen Uebersetzung,
Suhm ihm nach und nach lieferte. Anfangs war er entzückt darüber, 1739
ieb er an Suhm: „Das Neueste ist, daß der König selber 3 Stunden des
ges Wolfs Philosophie liest. Dafür sei Gott gepriesen. Endlich erleben wir Friedrich u. Wolf.
Triumph der Vernunft und ich hoffe, die Frömmler werden mit ihren
iften Ränken den gesunden Menschenverstand nicht mehr unterdrücken können."
An Wolf selber schrieb der Kronprinz am 23. Mai 1740: „Schon längst
und studiere ich Ihre Schriften und bin überzeugt, daß, wer sie gelesen
den Verfasser nothwendig hoch schätzen muß. Jeder wahre Bürger des
ates muß Ihr Naturrecht als einen Schatz betrachten, den Ihr Scharfsinn
eckt hat, und den Ihre Freigebigkeit der Welt schenkt. Die Philosophen müssen
Vorgesetzten der Könige sein, mithin ist ihre Pflicht zu denken, die unserige
r, ihren Vorschriften gemäß zu handeln; sie müssen sie erfinden, wir sie aus-
n." Bald aber gerieth der Kronprinz in einen anderen Ideenkreis, der seiner
ischen Natur mehr entsprach. Er schreibt an Suhm, nachdem er sich lange
der Metaphysik beschäftigt: „Wolf hat ohne Wiederrede schöne und gute
ken, aber man kann ihn doch bekämpfen, und wenn wir auf die ersten
nde zurückgehen, so bleibt uns Nichts übrig, als unsere Unwissenheit zu
ken." — In der Geschichte seiner Zeit*) sagt er: „Wolf wiederkäuete nur
nitzens System und leierte weitschweifig her, was jener mit Feuer geschrieben."
Voltaire und Bayle siegten schnell bei ihm über die deutsche Philosophie und
Begeisterung für Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Zu Voltaire zog ihn Voltaire.
nnderung und Berechnung: er sah in ihm den größten Schriftsteller seiner
und aller Jahrhunderte und ein Lob Voltaires gab Ruhm in der ganzen
t, und Friedrich war es in Rheinsberg zu eng — Drang nach Thaten und
schriftstellerischem Ruhm glühten in seiner Brust, nachdem andere Leiden-
ten ausgebrannt waren. Später, als er als großer Feldherr dastand, scheint
eniger Freude an einem Sieg gehabt zu haben, den er eben mit vielem
errungen, als an einem Gedicht, in dem er von den Anstrengungen der Friedrichs Schriften.
acht sich erholte. Zum Feldherrn und Herrscher hatte ihn die Natur geschaffen,
sein Herz war vom Drang verzehrt, als Meister französischer Rede und
tung zu gelten. Doch hatte ihm die Natur hier das Höchste versagt. Seine
chte sind mittelmäßig, besser sind seine prosaischen Werke. Gedrängt, ver-
ig, einfach sind seine Schilderungen der Kriege, die er durchgemacht hat;
pricht wie ein Feldherr und Staatsmann. Er schrieb französisch, aber
er, wie ein Fremder es schreibt, und hatte immer einige Literaten aus
s nöthig, die ihn auf Sprachfehler und falsche Reime aufmerksam machen
ten. „So viel wir uns entsinnen, stammt jedes schöne, dichterische Werk
Ausnahme von Männern, welche in einer Sprache schrieben, die sie gelernt

*) Histoire de mon temps zum Jahre 1743.

haben, ohne sich auf das Wann oder Wie besinnen zu können, und diese mit vollkommener Leichtigkeit gesprochen haben, ehe sie im Stand gewesen wären, ihren Bau zu untersuchen*)." Friedrich II. hatte keine Ahnung vom Aufschwung der deutschen Literatur, der damals begann; er sprach und schrieb seine Mutter-sprache immer fehlerhaft. Das Latein kannte er wenig, ebenso las er nur schwer das Italienische. Die spanische und englische Literatur kannte er gar nicht. So wird seine Schwärmerei für die französische begreiflich und der Ton der Anbetung, mit dem er an Voltaire schrieb.

Im ersten Briefe**) bedauert er, ihn nicht persönlich zu kennen, preist die Schätze, die den Leser, so oft er in Voltaires Schriften blickt, jedesmal neue Dinge entdecken lassen, und betheuert, Voltaire mache dem Zeitalter und der menschlichen Natur Ehre; in ihm übertreffe die neue Zeit das gesammte Alterthum, nie habe zuvor ein Dichter Metaphysik in rythmischeren Wohlklang gegossen. Der Besitz seiner Werke sei mehr werth, als alle vorübergehenden Glücksgüter. Einem Mann, wie Voltaire, gegenüber habe der Qualm irdischer Größe keinen Werth. In einem zweiten Schreiben***) versteigt sich Friedrich zur Behauptung, daß die Menschheit Voltaire viel mehr verdanke, als die Griechen ihrem Solon und Lykurg: „Sie veröffentlichen Ihre Stimmungen, die Schönheit derselben, der Zauber der Beredtsamkeit, mit einem Wort, die höchste Vollendung, welche das Feuer des Geistes und die Kraft der Sprache hervorbringt, ergötzt die Leser — sie werden dadurch gerührt und durch Ihre heilbringende Anregung athmet eine ganze Welt eine edle Liebe zum Menschengeschlecht. Sie bilden gute Bürger und treue Freunde und Unterthanen, die voll Abscheu gegen die Empörung und voll Eifer für das Gemeinwohl sind. Was verdankt man Ihnen nicht Alles? Wenn ganz Europa diese Wahrheit nicht erkennt, so seien Sie doch meiner Dankbarkeit versichert betrachten Sie meine Thaten in Zukunft als die Frucht Ihrer Lehren†). Ich habe sie vernommen. Mein Herz ist bewegt davon und ich habe mir zum unumstößlichen Gebot gemacht, mein ganzes Leben hindurch Ihren Lehren zu folgen." — Bald versteigt sich Friedrich im Lob Voltaires bis zur Behauptung, ein Vers in der Henriade sei mehr werth als die ganze Iliade und Odyssee! „Sie haben keinen Fehler, als daß Sie zu weit über andere Menschen erhaben sind††). Ich glaube, es gibt nur Einen Gott und Einen Voltaire in der Welt. Gott hat eines Voltaire bedurft, um dieses Jahrhundert liebenswürdig zu machen†††)." Auch die Marquise du Chatelet, mit der Voltaire im Ehebruch lebte, wurde, um Voltaire zu schmeicheln, mit Lob angeräuchert, Friedrich nannte sie „die göttliche Emilie," „Newton-Venus," und stellte sie mit Cartesius und Leibnitz in eine Reihe. Zarte Geschenke, Ungarweine, Bernsteinsachen, ein goldenes Schreibzeug, ein goldener Stockknopf, in Form eines Sokrateskopfes, erhöhten den Werth dieses Lobes. —

Wer war für Schmeichelei empfänglicher als der eitle Voltaire, aber wer wußte auch Complimente in besserer Weise zurückzugeben! „Der Zucker

*) Macaulay im Essay über Friedrich.
**) Berlin 8. August 1736. I. Theil der Correspondenz.
***) Rheinsberg, am 4. November 1736. I. B. der Correspondenz.
†) Regardez mes actions désormais comme le fruit de vos leçons.
††) Brief vom 1. Februar 1737.
††) Brief vom 1. Dezember 1738.

ltaires Hand gereicht, sagt Macaulay*), machte den Essenden nie unwohl." — ltaires Herz, „welches nur für die ganze Menschheit schlägt," ist entzückt**) r die Entdeckung, daß es einen Prinzen in dieser Welt gibt, der als Mensch ft, einen philosophischen Fürsten, der die Menschen glücklich machen wird. Die ze Menschheit sei Friedrich verpflichtet für die Mühe, die er sich gebe, seine i Herrschen geborene Seele zu bilden. Es habe nie wahrhaft gute Könige eben außer solchen, die damit angefangen hätten sich zu unterrichten, das Gute lieben, Verfolgung und Aberglauben zu verabscheuen. Ein solcher Fürst bringe en Landen das goldene Zeitalter. Man reise nach Rom, um schöne Gemälde sehen; ein Prinz wie Friedrich sei jedoch ein seltenerer Gegenstand, und einer rn Reise werth. In Voltaires Sinn ist auch die erste größere Abhandlung drichs „Betrachtungen über den politischen Zustand Europas***)" geschrieben. : sagt Friedrich: „Möchten doch die Fürsten einmal erkennen, daß ihre falschen ndsätze die giftige Quelle alles Unglücks in Europa sind. Sie glauben, daß : durch eine besondere Sorgfalt für ihre Größe, ihr Glück und ihren Hoch- j die Menschenmenge, deren Heil ihnen anvertraut ist, nur für sie geschaffen und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer Leiden- ten bestimmt sind. Sowie der Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, en all' die Folgen, die davon herkommen, nur verderblich sein. Daher diese thafte Liebe zu einem falschen Ruhm, daher die Sucht, Alles zu erobern, : der Druck der Steuern, der auf den armen Völkern lastet, daher die Faulheit Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und all' jene Laster, e den Menschen entwürdigen. Wenn doch diese Fürsten einmal bedenken würden, ie Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich nicht zu den Sklaven eines en Menschen gemacht haben, um diesen einen furchtbarer und mächtiger zu n, daß sie sich nicht einem Mitbürger unterworfen haben, um Märtyrer : Launen und Spielzeuge seiner Einfälle zu werden, sondern daß sie einen sich gewählt haben, weil sie glaubten, er sei am meisten gemacht, um sie zu en, er sei der beste, um ihnen als Vater zu dienen, der menschlichste, um efühl mit ihrem Unglück zu haben und sie zu trösten, der stärkste, um sie ihre Feinde zu vertheidigen, der weiseste, um sie nicht ohne Noth in zer- de Kriege zu verwickeln, der geeignetste, um das Volk zu vertreten, kurz ein :, dem die höchste Gewalt nur Stütze ist für Gesetz und Recht, nicht Mittel, ngestraft Verbrechen zu begehen und Gewaltherrschaft auszuüben." Der Fürst r Diener des Staates, (le serviteur de l'état) — war der Grundsatz, riedrich fortan aussprach.

Voltaire war es auch, der 1740 Friedrichs Antimachiavell in Holland, Antimachiavell. ruck brachte†). Das Buch erschien ohne den Namen des eigentlichen rs, Voltaire sorgte aber schon dafür, daß unter der Hand mitgetheilt wurde, velchem Fürsten dieses Programm einer neuen Regierungsweise stammte. Frage, wie der Fürst des berühmten Florentiners zu verstehen sei, erörtert rich gar nicht; er nimmt ihn wörtlich und sagt in der Vorrede, er wolle

*) Im Essay über Friedrich.

**) Im Brief vom 26. August 1736 aus Cirey. I. B. der Correspondenz.

***) Considerations sur l'état présent du Corps politique de l'Europe.

†) Zuerst erschien diese Widerlegung des Fürsten von Machiavelli bei van Duren uog, wie Voltaire den Aufsatz verbessert hatte, dann gab aber van Duren das Original Voltaires Verbesserungen und Kürzungen heraus. Schließlich erschien Original und Ver- ung, Friedrichs und Voltaires Text, mit einander verglichen.

die Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer vertheidigen, das dieselbe ausrotten wolle, er wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen der Bosheit entgegen zustellen; das Buch Machiavells sei eines der gefährlichsten, die je der W[...] bekannt geworden, — es sei geeignet, junge Fürsten und Staatsmänner [...] verführen. Dagegen stellt Friedrich den Grundsatz auf, es sei klar, daß d[...] Fürst, weit entfernt der uneingeschränkte Herr der Völker zu sein, die un[...] seiner Herrschaft stehen, Nichts als der erste Diener derselben sei*) (le premi[...] domestique). Der Engländer Macaulay nennt das Buch: „eine erbauli[...] Predigt gegen Raubsucht, Treulosigkeit, Willkürherrschaft und ungerechte Kri[...] kurz gegen fast Alles, wegen dessen der Verfasser im Andenken der Mensch[...] fortlebt**)."

Der alte König hörte nicht ohne Widerwillen hie und da von dem Tr[...] in Rheinsberg. Friedrich war immer in Geldverlegenheit, und Suhm war [...] flissen, da und dort für ihn Anleihen zu machen. Zum Glück wußte der [...] Nichts davon. Der Sohn sandte ihm, um seine Huld und Gnade zu erhalt[...] öfter Geschenke, fette Kälber, frühen Spargel, namentlich Recruten von sel[...] Größe und Schönheit. Der Vater nahm ihn dafür zu den jährlichen Revuen [...] in die Provinzen, nahm ihn 1734 ins Lager Eugens zum Feldzug an den Rh[...] Am Rhein. mit***). Friedrich sah dort die Gebrechen, die bereits am österreichischen [...] hafteten, und in Seckendorfs Lebensbeschreibung findet sich die richtige Bemerkung[...] „Vielleicht wäre die Schlacht bei Mollwitz nie geschlagen, wenigstens nicht von [...] Brandenburgern gewonnen worden, wenn Friedrich seinen Vater damals [...] begleitet hätte." — 1738 nahm der König den Kronprinzen nach dem Schlo[...] mit, zum Besuch bei dem Prinzen von Oranien.

In Loo. An der Tafel war von der Freimaurerei die Rede. Der König sprach [...] sehr entschieden dagegen aus, ein Graf von der Lippe-Bückeburg aber eb[...] eifrig dafür. Friedrich sprach nachher dem Grafen vertraulich seinen W[...] aus, in den Orden in aller Stille aufgenommen zu werden. Die Aufna[...] geschah, sorgfältig vor dem Vater verborgen, in der Nacht vom 14. [...] Friedrich, Freimaurer. 15. August in Braunschweig. Nach der Aufnahme reisten die Brüder eilig [...] wie Bielefeld, der Sohn eines Hamburger Kaufmanns und später in viel[...] Beziehung zu Friedrich, sagt: „Es ist ein gekröntes Haupt zu viel da, [...] von der Aufnahme seines Sohnes Nachricht bekommen und in einer hi[...] Minute die Achtung gegen unsere ehrwürdigen Brüder leicht aus den A[...] setzen könnte." — Allerdings wäre ein gefährliches Donnerwetter ausgebro[...] wenn der alte König davon gehört hätte, daß sein Sohn Freimaurer gewo[...] sei. So lange Friedrich Wilhelm I. lebte, wurden Logenversammlungen [...] Berlin ganz verborgen gehalten. Nach seinem Tode jedoch wurde die Loge [...]

---

*) Vgl. B. IV. dieses Werkes.
**) Im Essay über Friedrich.
***) Siehe oben S. 143.
†) Preuß, Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte, I. 104.

drei Weltkugeln eröffnet, und erklärte sich Friedrich II. als Landesherr
Großmeister dieser Loge.

Das Leben Friedrich Wilhelms I. ging übrigens zur Neige *), — er kränkelte Friedrich Wilhelm †.
November 1739. Die Tabaksgesellschaft wurde im Krankenzimmer gehalten.
27. April 1740 verließ der König die Hauptstadt mit den Worten: „Leb wohl,
lin, in Potsdam will ich sterben.“ Er bereitete sich ernstlich auf den Tod
und verzieh sogar seinem Schwager, dem König von England, der ihm alles
unte Herzleid angethan. Seine Sünden erzählte er so ausführlich her, daß
Propst Roloff bat, es zu unterlassen, dagegen auf Sinnesänderung drang,
gen der König meinte, er habe doch nie fremdes Gut weggenommen, sei
r Gattin immer treu gewesen, habe an die Bibel geglaubt, die Prediger
t und die Kirche fleißig besucht. Roloff hatte den Muth, vom erzwungenen
erbau in Berlin, von Schärfung der Todesurtheile und von Verfügung
rechter Hinrichtungen zu sprechen — hätte nur früher einer der Geistlichen
Muth gehabt, dieses zu sagen! Nur langsam war der König zu überzeugen.
ich aber sagte er doch zum Propst: „Er schont meiner nicht, er spricht als
uter Christ und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke ihm dafür und
e nun, daß ich ein großer Sünder bin.“ — Nach seiner Art ordnete der
g seine Leichenbestattung, auch in den kleinsten Einzelnheiten an: man solle
n seiner Uniform begraben, die Grenadiere sollen dreimal feuern, aber nicht
en, — einen einfachen eichenen Sarg hatte er schon längst sich machen
, — die Pfeifer sollen die Melodie spielen des schönen Liedes: „O Haupt
Blut und Wunden.“ Friedrich zeigte tiefe Theilnahme an den Leiden des
s. Dieser hatte noch längere vertrauliche Besprechungen mit ihm über
ltnisse des Staates, und er muß mit seinen Ansichten sehr zufrieden
en sein, dies zeigen die Worte des alten Königs: „Mein Gott, ich sterbe
eden, weil ich einen so würdigen Sohn zum Nachfolger habe.“ An seinem
tag ließ sich Friedrich Wilhelm I. früh 4 Uhr in das Schlafzimmer der
gin fahren und sagte: „Steh auf Fiechen, ich kann nur noch wenige Stunden
.“ — Am Morgen mußten die höhern Officiere und Minister zu ihm
en; er nahm Abschied von ihnen, ließ sich ans Fenster bringen, von dem
r den Marstall übersehen konnte, ließ Pferde herausführen, um sie dem
uer und Andern als Andenken zu vermachen. Als ein Pferd falsch gesattelt
ärgerte er sich und rief: „Ach wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die
Knechte derb abprügeln“ und befahl seinem Adjutanten: „Gehen Sie doch
ter und prügeln Sie die Schurken.“ — Der Tod nahte sichtbar. Es wurden
e gehalten und fromme Lieder gesungen. Als in dem Lied: „Warum soll
ich denn grämen“ der Vers vorkam „Nackend werde ich auch hinziehn,“ sagte
Sterbende: „Es ist nicht wahr, ich werde in der Uniform begraben.“ Um
hr ließ er sich einen Spiegel geben, besah sich und sagte: „So weit bin
hon todt!“ Unter dem Ruf: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben
Sterben“ endete dieser derbe Mann, 31. Mai 1740. Am gleichen Tag
sein Sohn als König Friedrich II. in Berlin ausgerufen.

Welch ein Gang der Dinge. Friedrich Wilhelms I. ganzes Leben ging im
eben auf, einen Schatz zu sammeln, sein Volk arbeitsam zu machen, eine große

*) Ausführlich über die letzten Tage ist namentlich Pöllnitz, der Saint-Simon des
s Hohenzollern. Ueber seinen Werth vgl. die Rede Droysens in der Berliner Akademie
abgedruckt in der Geschichte der Preußischen Politik. IV. 4. 97—129.

Armee zu schaffen. Das Heer betrug bei seinem Tod 83.000 Mann und w das bestgeübte in Europa. Friedrich Wilhelm selber zögerte stets diese Kriegs waffe zu gebrauchen. Nun kam aber in seinem Sohne der Riese, der dies Schwert zu schwingen wußte — ein geborner Feldherr und Staatsmann, kü zäh und listig wie Ulysses, dürstend nach Thaten, nach Ruhm, nach V größerung, nicht heikel in der Wahl der Mittel. Die Ruhe des Welttheils jetzt auf lange hin bedroht. Alles erwartete große Veränderungen von d Fürsten, der jetzt im 28. Jahre den Thron bestieg. Je mehr Friedrich s unter dem Druck seines Vaters gelitten hatte, um so mehr hofften Viele, jetzt die Zügel der Regierung viel lockerer würden. Diejenigen, welche Antimachiavell wußten, rechneten auf einen Philosophen auf dem Throne, die Milde eines Titus. Die Vertrauten seiner Jugendstreiche, die seine Neig zum üppigen Leben, seine Vorliebe für gute Küche und Weine, für Musik Theater kannten, erwarteten eine verschwenderische heitere Regierung, wie des ersten Königs von Preußen gewesen war. Alle wurden in ihren Hoffnun getäuscht. Friedrich zeigte sich auf einmal als König vom Wirbel bis zur Ze im Hochgefühl seiner Würde; er war sparsam, er sah nur auf Brauchbarkeit; nahm alle Gewalt in seine Hände, er liebte das Militär — wie sein Va nur war er mit unendlich mehr Geist begabt, kriegslustig wie kriegstüchtig vom Glück begünstigt.

Enttäuschung

Der erste, der enttäuscht wurde, war der alte Dessauer*), als er vor jungen König die Erwartung aussprach, daß ihm und seinen Söhnen ihre St verbleibe, aber ihm selber die Autorität, die er unter dem vorigen König gab Friedrich die schneidige Antwort: „Nachdem ich König geworden bin, ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige in meinem L sein, der Autorität besitzt." Verwirrt zog sich der alte Fürst zurück. Markgraf von Schwedt als alter Kamerad vertraulich thun wollte, trat Fr einen Schritt zurück, und sagte in ernstem Tone: „Mein Herr! jetzt b König**)." — „Die Narrheiten sind vorbei," war die Weisung, welche Fri seinen Vertrauten gab, — und einer, der früher seine Ausschweifungen unte hatte, war von getäuschter Erwartung und herrischer Begegnung so erschü daß er sich erhenkte. Pöllnitz und Fredersdorf hatten einen neuen Ausgabena entworfen, und den König gegen den bisherigen Finanzminister Boden e nommen. Boden aber ließ sich nicht entmuthigen und setzte dem König kurz bündig auseinander, daß für den neuen Finanzplan entweder die Auflagen er oder die Zahl der Truppen vermindert werden müsse. „Keines von beiden," gegnete Friedrich, der sogleich einsah, daß Boden vollkommen Recht habe; Unterthanen dürfen keinen Heller mehr geben, ich weiß zu gut, wie sehr sie gedrückt sind. Das Heer aber soll noch verstärkt werden. Die großen Kerle aber meinem Vater so viel Geld gekostet haben, will ich abschaffen und mir eine Garde errichten." Boden blieb Minister und Sparsamkeit an der Tagesordnung

Der Dessauer.

Boden.

*) Ranke II. 45.
**) Preuß, Friedrichs Jugend 331.
***) Stenzel, IV. 42—43.

s Regiment Grenadiere, das bisher über 200.000 Thlr. jährlich gekostet hatte, rde aufgelöst.

Die Truppen aber wurden in der That schon in den ersten 8 Monaten er Regierung um 20.000 Mann vermehrt. Ihre Fahnen bekamen die chrift: „Pro Deo et Gloria.“ Nur letztere war im Sinn des Königs, ommigkeit war seine starke Seite nicht. Man sah ihn fast nie in einem tesdienst. Duldung aller Bekenntnisse war jetzt Losung. Einer der ersten sse besagte: „Die Religionen müssen alle tolerirt werden, der Fiskal muß darauf sehen, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß Jeder seiner Façon selig werden.“ — „Meine Pflicht ist mein höchster Gott,“ eb Friedrich an Voltaire. Von einer Krönung wollte er Nichts wissen: sie te zu viel Geld, er war allem Symbolischen abgeneigt, einfache Huldigung igte. In Königsberg gefiel ihm dabei die Huldigungspredigt, besonders wegen Textes 1 Chronik XIII. 18: „Dein sind wir David, mit Dir halten wirs, Sohn des Isai; Friede, Friede sei mit Dir, Friede mit Deinem Helfer, Gott hilft Dir,“ — worauf der Prediger das Angesicht gegen den König kte und begeistert ausrief: „Dein sind wir, o Friedrich, mit Dir wollen halten, Du Sohn Friedrich Wilhelms*).“ Armee. Duldung. Keine Krönung.

„Alles für, Nichts durch das Volk“ — war das Programm der neuen erung. In einem Erlaß an die Kammern, worin der Regierungsantritt det wird, heißt es: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das l des Landes zu befördern und einen jeden unserer Unterthanen vergnügt und ich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollt, uns mit ückung der Unterthanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den heil des Landes, als unser besonderes Interesse genau zu eurem Augenmerke et, inmaßen wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen.“ Den Ministern e noch besonders gesagt: „des Landes Vortheil muß den Vorzug vor unserm em besondern haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen.“ — Da Hungersnoth drohte, ließ er aus den Magazinen Korn zu ermäßigten Preisen die Dürftigen vertheilen, das Wild in den königlichen Forsten in Masse eßen, um die Fleischpreise herabzudrücken. Den Generalen sagte er am ersten seiner Regierung. „Gegen einige von Ihnen liegen Klagen wegen Härte, acht und Uebermuth vor. Stellen Sie diese ab. Ein guter Soldat muß eben l menschlich und vernünftig, als herzhaft und brav sein.“ — Am dritten seiner Regierung wurde die Folter zur Erzwingung von Geständnissen abgeschafft. Officieren wurde strenge untersagt, sich in Justizsachen zu mischen. Die spflege sollte unbeschränkt gehandhabt werden. Der König that Alles, um Reichthum zu heben. Es sollte so wenig Geld als möglich ins Ausland gehen so viel als möglich aus demselben bezogen werden. Geeignete Männer wurden laden, sich in Berlin niederzulassen, um Industrie und Handel zu heben und chläge zur Verbesserung der Landwirthschaft zu machen. Programm. Sorgen fürs Volk. Rechtspflege.

*) Stenzel IV. 25.

Arbeitseifer. Der König selber war unermüdlich thätig, selbst in kalten Winternä
ließ er um vier Uhr sich wecken und war bis zehn Uhr in seinem Cabinet
schäftigt, die eingegangenen Berichte zu lesen und zu ordnen. Er selber ent
Alles. Die ganze Last der Regierung nahm er auf sich, er war Feld
Minister, Oberrichter. „Die drei Stände sitzen unter seinem dreieckigen H
sagt ein Engländer witzig. Es war eine einsichtsvolle, verschwiegene, thatkrä
blitzschnelle Regierung.

Der dänische Gesandte berichtete schon am 2. Oktober aus Berlin*):
einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich
daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings Alles selbst thut und
ausgenommen der Minister von Boden, der Sparsamkeit predigt und damit
meinen, ja noch größern Eingang findet, als unter der vorigen Regierung
Se. Majestät keinen Rath von irgend einem Minister leidet, so daß der
von Podewils, jetzt der einzige arbeitsfähige im Departement der auswä
Angelegenheiten, Nichts zu thun hat, als die ihm aus dem Cabinet zukomm
Befehle zu expediren, ohne daß er über Etwas befragt würde, und eben so
die andern Minister behandelt. Ich habe viele Resolutionen und Antworten
Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderungswür
Geschäftsblick. Unglücklicherweise ist nicht Einer um den König, der sein
Vertrauen hätte, und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die n
Einleitungen zu machen." — Der König schreibt selber an Voltaire: „Ich
um vier Uhr auf und trinke bis acht Uhr Pyrmonter Brunnen, schreibe bis
Uhr, sehe die Truppen bis Mittag, schreibe bis fünf Uhr und erhole mich
in guter Gesellschaft." — Einfluß hatte Niemand. Der Mutter begegne
ehrerbietig, sie hieß Königin-Mutter, er ließ ihr einen Palast unter den
bauen, gestattete ihr aber keinerlei Einwirkung auf die Staatsgeschäfte
weniger Einfluß hatte die Gemahlin. Das Verhältniß zu ihr wurde mit
Jahr kälter. Bald lebte der König getrennt von ihr und sah sie höchst se

Aufklärung. Die neue Regierung war eine Regierung der Aufklärung. Geistiges
sollte nach jeder Richtung hin geweckt und verbreitet werden, darum
Preßfreiheit. Weisung, den Zeitungsschreibern unbeschränkte Freiheit zu gestatten: „Ga
wenn sie interessant sein sollten, müßten nicht genirt, rücksichtlich der fre
Mächte solle mit guter Behutsamkeit verfahren werden." Begreiflicherweise i
einer absoluten Regierung Freiheit der Presse auf die Dauer underr
Wichtiger war die Hebung der Akademie der Wissenschaften. Aber
Wolf wurde Präsident, wie er gehofft hatte, obschon er als Vicekanzler
Universität und geheimer Rath mit 3000 Thlr. Gehalt im Triumph nach
zurückkehrte, sondern ein Franzose, Maupertuis.

Maupertuis. Geboren zu Saint-Malo 1698, hatte Pierre Louis Moreau de M
pertuis**) anfangs eine militärische und dann erst eine wissenschaftliche
bahn eingeschlagen und that sich bald durch Arbeiten im Gebiet der höhern

*) Stenzel IV. 64.
**) Biographie générale. B. 34.

matik hervor, nachdem er 1729 in Basel die Vorlesungen Bernouilli's besucht
te. 1736 machte er eine Reise nach dem Norden zum Zweck der Gradmessung
fand, daß die Erde an den Polen abgeplattet sei. Das Buch darüber machte
zum wissenschaftlichen Löwen des Tages. Friedrich schrieb ihm 1740: „Mein
z und meine Neigung erweckten in mir das Verlangen, Sie zu besitzen und
Akademie in Berlin die Gestalt zu geben, die nur Sie ihr verleihen
en. Kommen Sie daher und propfen Sie auf das wilde Holz das blühende
s der Wissenschaften*). Sie haben der Menschheit die Gestalt der Erde
igt, zeigen Sie auch einem König, wie süß es sei, einen Mann wie Sie zu
sen." — Dieser liebenswürdigen Einladung vermochte Maupertuis nicht zu
erstehen. Eine andere Größe, der berühmte Algebraist Euler, wurde mit Euler.
0 Thaler Gehalt 1741 von Petersburg nach Berlin berufen. Als er der Königin-
ter sich vorstellte, blieb er bei ihrer herzlichen Begrüßung fast stumm. Da
ihr Befremden hierüber ausdrückte, sagte er: „Madame, ich komme aus einem
d, wo man verloren ist, sobald man spricht." Euler war ein wahrer Gewinn,
großer und dabei bescheidener Mann, der über Zahlen und Figuren nicht den
uben an Gott verloren hatte, und auf der Höhe seines Ruhmes und seiner
gen Leistungen es nicht unter seiner Würde hielt, jeden Abend seinen Kindern
Stelle aus der Bibel vorzulesen, und erbauliche Betrachtungen daran zu
fen. Geboren 1707 zu Riechen im Badischen, der Sohn eines Pfarrers,
te sich Leonhard Euler in Basel unter Daniel Bernouilli zum Mathematiker
und kam mit dessen Söhnen nach Rußland, wo man ihn jetzt nicht gern
n ließ und ihm trotz seines Abganges den Gehalt fortbezahlte**).

Begreiflicherweise wurde Voltaire nicht vergessen. Am 6. Juni schrieb der Voltaire.
g: „Trotz meiner unzähligen Geschäfte habe ich noch immer Zeit genug, Ihre
e zu bewundern und bei Ihnen Belehrung und Erholung zu suchen." Bald
uf: „Entziehen Sie sich nicht länger dem Drang, den ich habe, Sie zu sehen.
August gehe ich nach Wesel, versprechen Sie dahin zu kommen. Ich arbeite mit
n Händen einerseits an dem Heer, anderseits an dem Volk und den schönen
nschaften." — In der That machte der König im August einen Ausflug in das
ische. Incognito sah er zwei Tage Straßburg und wohnte einer Revue bei, um
h die Soldaten zu sehen, deren Ruhm Voltaire besungen, deren Geschichte
r schreiben sollte, wie sich Friedrich in einer poetischen Reisebeschreibung***)
rückt. Mit beiden Händen ergriff Voltaire die Einladung, aber die göttliche
e wollte auch dabei sein, während Friedrich von Newton-Venus nicht sehr
t war. „Ich würde zu sehr geblendet werden. So viel Glanz auf einmal
mir zu viel. Ich würde Mosis Schleier bedürfen, um die Strahlen Eurer Erster Besuch.
n Gottheiten zu mildern." — Voltaire kam also zum König in's Schloß
land 11. September und blieb bis zum 14. Maupertuis und Algarotti waren
. Man sprach beim Abendessen über Unsterblichkeit der Seele, über Freiheit,
ksal und Fragen aus Plato. — Der König und der Dichter schrieben über
der wie Liebende nach der ersten Begegnung. Voltaire schrieb an Cideville
ouen†): „Ich sah einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen,
wäre er nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein
e; er ist ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmuth, Gefälligkeit, Güte, der,
er mit seinen Freunden ist, nicht daran denkt, daß er König ist, ja es so

*) Venez donc enter sur la plante sauvage la greffe des sciences et des fleurs.
**) Biographie générale. B. 16.
***) Wieder abgedruckt bei Carlyle.
†) Brief vom 18. Oktober 1740.

völlig vergißt, daß er auch mich es fast vergessen ließ, und daß es einer Gedächtni anstrengung bedurfte, um mich zu erinnern, daß ich zu Füßen meines Be einen Fürsten sitzen sah, der eine Armee von 100.000 Mann besitzt." Friedri dagegen meldet an Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, den kennen zu lernen i so begierig war. Er besitzt die Beredtsamkeit des Cicero, die Sanftmuth des P nius, die Weisheit des Agrippa; kurz er vereinigt in sich, was an Tugend und Talenten von den drei größten Männern des Alterthums zu sammeln i Sein Geist arbeitet unaufhörlich. Jeder Tropfen Tinte wird zu einem geistreich Zug aus seiner Feder. Er declamirte uns seinen Mohammed. Ich konnte nur wundern und schweigen *)."

Heristaler Handel. Daß aber mit der Liebe zur Poesie auch Thatkraft verbunden sei, unter den Blüthen Stahl liege, zeigte zu gleicher Zeit das Auftreten des Kö gegen den Bischof von Lüttich. Aus dem oranischen Erbe war dem K Friedrich Wilhelm I. die Herrschaft Herstal an der Maaß in der Gegend Spaa mit etwa 1000 Bauernhöfen zugefallen. Wegen der Gewaltthätigkeit preußischen Werbeofficiere durfte sich kein preußischer Soldat hier blicken la Die Herstaler verweigerten lange den Huldigungseid. Die preußischen Beam waren ohne alles Ansehen, zumal der Bischof von Lüttich die Lehensherrli in Anspruch nahm, während Friedrich Wilhelm die Reichsunmittelbarkeit hauptete. Am liebsten hätte der alte König die ganze Herrschaft um eine sehnliche Summe losgeschlagen. Aber der Bischof gab auf das Angebot, ihm für 100.000 Thaler zu überlassen, keine bestimmte Antwort. Darüber Friedrich Wilhelm I. Nun verweigerten die Herstaler, auf den Schutz Bischofs vertrauend, Friedrich II. die Huldigung, bis er vom Bischof be sei. Friedrich sandte an den Bischof einen Obersten, um zu unterhandeln, aber gar nicht vorgelassen wurde. Sofort schickte Friedrich von Wesel 4. November 1740 drohende Aufforderung an den Bischof, entschieden b 48 Stunden zu erklären, ob er noch gewillt sei, seine angemaßte Souverä über Heristal zu behaupten und rebellische Unterthanen in ihrem Unfu unterstützen. Zugleich rückten 2000 Mann mit dem nöthigen Geschütz in Gebiet, da der Bischof nur Ausreden gebrauchte. Starke Contribution w erhoben. Der General verlangte täglich 50 Louisd'ors, für den Gemei wurden täglich 8 Groschen gefordert. Die Sache machte Aufsehen, als Rei

Karl VI. fürst klagte der Bischof beim Kaiser und beim Reichstag. — Karl VI. erl am 4. Oktober ein Abmahnungsschreiben an Friedrich II., dem Reichst meldete er, der König habe, von hitzigen und der Reichssatzung unkundi Rathgebern geleitet, Mäßigung und Billigkeit bei Seite gesetzt. Friedrich ga grobe Antwort, wie ein Reichsfürst dem Kaiser nicht geben soll, allein di Souverainität der Krone Preußen hatte die Hohenzollern längst ihre Stellung als Reichsfürsten vergessen lassen. Der Bischof fügte sich schließlich in eine

*) Brief vom 24. September 1740.

zgleich und kaufte Friedrich die ganze Herrschaft Heristal um 40.000 Gulden
Dem Abgeordneten des Kaisers gestattete Friedrich lange kein Gehör und
entete ihm dann, er wisse jetzt, was er von der Freundschaft des Wiener
fes in größern Dingen zu erwarten habe. — Zu gleicher Zeit ließ er, um
Recht auf Berg bei dem bald zu erwartenden Tod des 80jährigen Pfalz-
fen zu sichern, ohne Rücksicht auf Kaiser und Reich, bei Büderich, Wesel
müber, Feldverschanzungen anlegen. Da kam aber, statt der Nachricht vom
e des Pfalzgrafen, die vom Tode des Kaisers und gab seinen kriegerischen
üsten eine andere Richtung.

———

Oesterreichischer Erbfolgekrieg (1740—48).

1. Regierungsantritt Maria Theresia's. Erster schlesischer Krieg.

Mit Kaiser Karl VI. starb am 20. Oktober 1740 der Mannsstamm
Maria Theresia. Habsburger aus, aber mit der Frau, die als Königin von Ungarn und Bö
ihm nachfolgte, sollte jetzt der Ruhm dieses durch große Schicksale ausgezeichn
Geschlechtes sich verjüngen, und in ihr schienen sich die glänzenden Eigenscha
vieler Träger dieses Namens zu erneuern, die Klugheit, Klarheit und Fest
des ersten Rudolf, die Schönheit seines Enkels Friedrich, die Gabe, die Her
Charakter. zu bezaubern, welche der erste Maximilian besessen, die tiefe Religiösität, we
so viele schwere Schicksale mit Ruhe ertragen und Karl V. einer Weltherrsch
entsagen ließ, um Frieden in Gott zu finden. Der venetianische Gesandte Foscari
schrieb über sie an seine Regierung: „Man würde sie als Erbin des
Oesterreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl frei
— Der Hauptvorzug dieser Fürstin ist jedoch die Erhabenheit des Geistes
bunden mit einer gewissen Männlichkeit der Seele." — Geboren den 13
1717 war die neue Herrscherin, welche jetzt noch gebeugt vom Schmerz
den Tod des Vaters unter Thränen und Schluchzen die Huldigungen
Minister und der Spitzen der Behörden empfing, 23 Jahre alt. Sie war
Bildung. ihren Beruf erzogen worden und besaß für jene Zeit eine glänzende Bild
sie sprach neben ihrer Muttersprache das Latein, Französische, Italien
Spanische mit voller Gewandtheit, der Lernbegierigen war Geschichte eine Lieblin
beschäftigung, — sie sang und musicirte mit Meisterschaft, tanzte mit Anmut
Ihre Jugend war heiter und rein, sie war kein Opfer der Politik, sie d
ihr Herz frei wählen lassen, und gab es dem Herzog Franz von Lothrin
wurde mit ihm am 12. Februar 1736 vermählt und hing an ihrem Gem
mit der ganzen Innigkeit einer treuen Seele. Bisher der Liebling und
Trost ihres Vaters, die Hoffnung ihrer Völker, brachte sie die frische Begeister
für die Höhe ihres Berufes und für das Wohl ihrer Unterthanen auf
Thron. Von ihr ging Ermuthigung aus auf die Minister ihres Vaters, we

---

*) Relation des Marco Foscarini 1736 bei Arneth, Die Relationen der Bots
Venedigs über Oesterreich. S. 131. Wien 1863.

it bangen Ahnungen der Zukunft entgegensahen. Am 21. Oktober war die le Versammlung des Ministerrathes*). Von Geist und Schönheit strahlend i die Herzengewinnerin unter den abgelebten Greisen wie der Frühling nitten des Herbstes. Einige der dringendsten Mißstände wurden abgeschafft, rschleuderungen öffentlicher Gelder abgestellt, Männer, die für mißhandelt lten, wie Seckendorf, Wallis und Neipperg, in ihre Ehren und Aemter wieder gesetzt; weil ein Nothjahr war, wurden die Kornboden geöffnet, wurde das treide um billigen Preis verkauft, und das Wild in großen Massen abge- ssen. Ihren Gemahl ernannte Maria Theresia zum Mitregenten, ihren hwager Karl von Lothringen zum Feldmarschall. Das erste Auftreten der gen Herrscherin gefiel, die Stände der verschiedenen Kronländer, Ungarn genommen, huldigten; das Ausland anerkannte Maria Theresia, Sardinien rst, dann Venedig und der Papst, die Generalstaaten, England, Polen, ußen, Rußland, Frankreich — sie alle hatten ja die pragmatische Sanction antirt. Eine Zukunft voll Frieden und Glück schien bevorzustehen und auf hochherzigen Herrscherin keine andere Sorge zu lasten, als wie sie die vielen ler ihres großen Reiches, die ihr entgegenjubelten, jedes in seiner Art glücklich hen solle.

Regierungsantritt.

Doch es kam anders. Nicht arkadische Ruhe und segensreicher Friede milder Sonnenschein des Glückes war ihr beschieden, sondern in Stürmen Wettern sollte sie die Stahlkraft ihrer Seele, sollten ihre Völker ihre zähe ft und glänzende Treue bis zum Tode bewähren.

Das erste Wölkchen, das auf anderes Wetter deutete, stieg von Baiern her Kurfürst Karl Albert, geb. 1697, der Sohn des Max Emanuel, hatte bei seiner Vermählung mit Maria Amalia, der zweiten Tochter Kaiser phs I., auf alle Ansprüche verzichtet, die er durch seine Gemahlin an Oesterreich hen könnte, hatte aber 1731 mit dem Kurfürsten von Sachsen, der gleichfalls einer Tochter Josephs I. vermählt war, gegen die pragmatische Sanction wahrung eingelegt. Jetzt gab sein Gesandter in Wien, Graf Perusa, die ige von der Thronbesteigung Maria Theresias mit der Bemerkung zurück, sein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht kennen könne, denn er habe allein das Recht der Nachfolge in sämmtlichen ern des Hauses Oesterreich; zu gleicher Zeit forderte Perusa die Präsidenten Hofstellen auf, von Niemanden Befehle anzunehmen als vom einzigberechtigten n, dem Kurfürsten von Baiern, und mahnte die anwesenden Gesandten der den Mächte, mit Maria Theresia in keinerlei Verbindung zu treten. Diese rüche stützte der Gesandte auf ein Testament Ferdinands I. vom Jahr 1543, elchem dieser den Nachkommen seiner Tochter Anna und des Herzogs Albrecht Baiern in einem gewissen Falle die Erbfolge zusicherte. In München be- tete man, das bairische Haus sei erbberechtigt, wenn der habsburgische Manns- m aussterbe, in Wien aber, wenn kein ehlicher Leibeserbe mehr vorhanden Das Original des Testamentes war noch vorhanden, Maria Theresia ließ m 3. November 1740 allen Gesandten vorlesen und dann von jedem be-

Baierns Einsprache.

Perusa.

*) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 86—100.

sichtigen. Es hieß darin nicht, daß Baiern erbberechtigt sei, wenn keine männlichen, sondern wenn keine ehlichen Leibeserben mehr vorhanden seien. Perusa sah vergebens mehrmals beim Fenster die Urkunde an, sie enthielt nicht, was er suchte, er zog sich dann beschämt zurück und verließ am 20. November 1740 Wien, da ihm die Bevölkerung ihren Zorn über sein Benehmen allzudeutlich kund gab.

Kur-Köln u. Pfalz. Wie Karl Albert, so behandelten auch sein Bruder, der Erzbischof von Köln, und sein Vetter, der Kurfürst von der Pfalz, Maria Theresia nicht als Königin, sondern nur als Erzherzogin. Doch dieser Widerstand allein hatte wenig zu bedeuten.

Friedrich II. Eine viel ernstere Gefahr stieg von Preußen auf. Friedrich II., welcher noch am 5. November 1740 in einem Schreiben an den Großherzog Franz Stephan seine freundschaftliche Gesinnung für Maria Theresia betheuerte und sich zu bewaffneter Hilfe gegen diejenigen bereit erklärte, welche etwa ihr Thronfolgerecht anfechten möchten, war längst entschlossen, der jungen Königin Schlesien wegzunehmen. Mit großer Offenheit spricht er sich hierüber in der Geschichte seiner

will Krieg. Zeit aus*): zum Krieg habe ihn getrieben sein zu jeder Unternehmung gerüstetes Kriegsheer, ein gefüllter Schatz und die Begier, sich einen Namen zu machen. Er habe anfangs erwogen, ob er nicht das Herzogthum Berg erobern solle; der Gedanke aber, daß er sich dadurch in einen Krieg mit Frankreich verwickeln,

warum? welches nur schwache Nachbarn wolle, habe ihn davon abgehalten. Doch müsse der König von Preußen beim Antritt seiner Regierung durch Beweise von Stärke und Entschlossenheit seiner Nation (!) Achtung in Europa verschaffen, denn aus der Mäßigung Friedrich Wilhelms I. hätten die Nachbarn nur geschlossen, daß man ihn ungestraft beleidigen könne, daß er statt einer wirklichen Macht nur eine Scheinmacht habe, statt einsichtsvoller Officiere nur Fechtmeister, statt braver Soldaten nur Miethlinge, die dem Staate nicht von Herzen zugethan seien, daß er endlich, was ihn selbst betreffe, stets den Hahn spanne, nie aber losdrücke. — Ein Regent müsse seine Person und vorzüglich seine Nation in Achtung setzen; Mäßigung sei eine Tugend, welche, wegen der Verderbniß der Zeiten, Staatsmänner nicht immer strenge ausführen können, und daß bei der Veränderung der Zeiten es nöthiger sei Proben, der Entschlossenheit als der Sanftmuth zu geben. „Dazu," fährt der königliche Sophist fort, „muß man noch erwägen, daß Friedrich I., als er Preußen zum Königreiche erhob, durch diese eitle Größe einen Keim zum Ehrgeiz für seine Nachkommenschaft ausstreute, welcher früher oder später Früchte tragen mußte. Die Monarchie, welche er seinen Nachkommen hinterließ, war eine Art Zwitter, welche noch mehr von der Natur des Kurfürstenthums als des Königreichs an sich hatte ...**) Diese Betrachtungen machten denn, daß der König seine Blicke gegen das Haus Oesterreich wandte. Der Wiener Hof befand sich in der mißlichsten Lage. Die Finanzen waren in Unordnung, das Kriegsheer zerfallen und zugleich

*) Histoire de mon temps Chap. II.
**) Histoire de mon temps. Chap II.

uthlos wegen der erlittenen Unfälle gegen die Türken und das Staatsministerium uneins. Dazu denke man sich an der Spitze der Regierung eine ge Fürstin ohne Erfahrung, die eine streitige Erbschaft vertheidigen soll, und erhellt leicht, daß die Regierung nicht als furchtbar erscheinen konnte. Ferner r es unmöglich, daß dem Könige Bundesgenossen fehlen sollten. Die Eifert, die zwischen Frankreich und England bestand, versicherte dem König hwendig eine der beiden Mächte, und außerdem mußten Alle, welche Ansprüche die Erbschaft des Hauses Oesterreich hatten, sich mit Preußen verbinden. — s war also der Grund zu diesem folgenschweren Krieg, Ehrgeiz und das ühl, Preußen sei zu klein. — Oesterreich soll angegriffen werden, weil es Augenblick in Verlegenheit ist. Um bestehende Verträge hat sich ein Eroberer t zu kümmern.

Wie ganz anders spricht derselbe Friedrich im Antimacchiavell, welcher in elben Jahre erschien: „Ich frage, was kann einen Menschen dahin bringen, Macht vergrößern zu wollen*). Was für Ansprüche hat er, kraft deren re Macht bauen will auf das Elend und die Zerstörung anderer Menschen? kann er glauben, daß er sich berühmt machen wird, indem er nur Unglück seine Mitmenschen bringt? Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen Staaten, die er schon besaß, nicht reicher, nicht wohlhabender. Seine Völker davon keinen Nutzen. Wenn er glaubt, daß er selbst dadurch glücklicher l, so täuscht er sich sehr; denn nicht die Größe des Landes, welches ein beherrscht, verschafft ihm wahren Ruhm, nicht einige Quadratmeilen Landes dienen zu seiner Herrlichkeit*).“ Antimacchiavell.

Das gehoffte Ereigniß war eingetreten. Kaiser Karl VI. war todt. Die richt traf den König am 26. October in Rheinsberg; er lag gerade am r darnieder und die Aerzte wollten ihm nicht den Gebrauch von Chinin ten, er nahm es wider ihren Rath: „denn er hatte wichtigere Dinge zu als sein Fieber abzuwarten. Augenblicklich entschloß er sich, die Fürstener Schlesiens, auf welche sein Haus unbestreitbare Rechte besaß, zurückdern, und zugleich setzte er sich in den Stand, diese Ansprüche, wenn es sein t, mit den Waffen zu unterstützen. Dieser Plan erfüllte all seine politischen ten; es war das Mittel, sich Ruhm zu erwerben, die Stärke des Staates rgrößern und auch jene streitige Successionsfrage wegen des Großherzogthums zu beendigen**).“ — Der König legte seinen Plan dem Feldmarschall Schwerin em Minister Podewils (dem Schwiegersohn des 1739 verstorbenen Grumbkow) Sie riethen ab. Rechte an Schlesien hatte der König keine; wenn je solche den, so hob sie der Vertrag von 1728 auf, Friedrich Wilhelm I. hat ihrer dacht, sie waren verjährt. Der englische Staatsmann Macaulay***) sagt mit : „Ist es nicht völlig klar, daß die Welt nie einen Tag lang Frieden wird, wenn es gestattet ist, veraltete Ansprüche gegen neuere Verträge und n Besitz geltend zu machen? Die Gesetze aller Völker haben die weise Einng einer Verjährungszeit getroffen, so daß Besitztitel, wie unrechtmäßig sie begonnen haben mögen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angetastet

*) Antimacchiavell, chap. III.
**) Histoire de mon temps. Chap. II.
***) In seinem Essay über Friedrich.

werden dürfen. Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, daß es für jeden
Streit ein Ende gibt." — Friedrich war aber entschlossen, die Räthe sollten
nur um das Was, nicht um das Wie sich kümmern. „Wenn man im Vortheil
Berathung. ist, sagte Friedrich, soll man das benützen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen
und mit Allem bereit. Wenn ich das nicht benütze, so habe ich in meiner Hand
ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß; wenn ich es gebrauche, wird man
sagen, daß ich gewandt genug bin, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend
zu machen*)." Am 8. November erhielten die Regimenter Befehl, sich marschfertig
zu halten. Wem die Rüstungen galten, blieb noch Geheimniß. Nur an Vertraute
kamen Andeutungen. An Algarotti schrieb Friedrich am 28. October: „Ich werde
Andeutungen. nicht nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert
keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt
es sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in
meinem Kopf bewegt habe." — Zur selben Zeit bestellte der König bei Voltaire
eine französische Schauspielerbande, die dieser für ihn zusammenbringen ließ,
wieder mit den Worten ab: „Ich glaube, im Monat Januar wird es mehr
Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen, als auf Schauspielerinen und Ballet.
Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden
kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vielen
Metallen rollt und dasselbe zermalmen wird**)."

In Wien bekam man Andeutungen von der Gefahr und daß das Gewitter
wahrscheinlich gegen Schlesien losbrechen werde. Der Staatsrath antwortete dem
Gesandten: „Wir können und wollen Eurem Berichte nicht glauben." — Doch
Botta in Berlin. sandte er doch den feinen Marquis von Botta nach Berlin, um dem König zu
seinem Regierungsantritt Glück zu wünschen und nach dem Zwecke der Rüstungen
zu fragen. Botta fand die Heerstraßen mit Truppen bedeckt und ließ sich durch
preußischen Versicherungen der Freundschaft für Maria Theresia nicht täuschen***).
Friedrich sprach von der Gefahr, in die Oesterreich durch einen Bund zwischen
Frankreich, Spanien, Baiern und Sachsen gebracht werde; Baiern wolle die
Kaiserkrone und das Land Oesterreich ob der Enns, Sachsen wolle [illegible]
auch die Pforte wolle man hineinziehen, und von Rußland sei keine Hilfe zu
erwarten, er hingegen sei gegen einen verhältnißmäßigen Lohn bereit, Oesterreich
zu helfen. In Wahrheit ging aber die Gefahr für Oesterreich allein von Friedrich
aus: er versicherte in Frankreich, Maria Theresia sei mit den Seemächten einig
geworden; er ließ in England, Holland und Rußland andeuten, Maria Theresia
habe sich mit Frankreich verständigt. Botta sollte von Berlin nach Petersburg,
um an die vertragsmäßige Hilfe für Oesterreich zu mahnen. Friedrich [illegible]
Winterfeld nach Rußland, um Botta entgegenzuarbeiten, und er brachte ein Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen zu Stand, und der König drückte
seine Freude aus über den pommerschen gesunden Menschenverstand†), der
die Spitzfindigkeit des Italieners gesiegt habe. Dieser Sieg bestand aber darin,
daß Winterfeld die Tochter des damals bei der Großfürstin Anna allmächtigen
Münnich zur Frau nahm, der überdies den Oesterreichern grollte, weil [illegible]
schneller Friedensabschluß mit den Türken seine Siegeslaufbahn unterbrochen
hatte, daß Friedrich der Gattin Münnichs einen Diamantring im Werth von
6000 Rubel sandte und dem Sohne des Feldmarschalls 15,000 Reichsthaler

---

*) Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte II. 126 ff.
**) Daniel II. 31—45.
***) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 111.
†) Histoire de mon temps. Chap. II.

r und das mittelmärkische Amt Biegen schenkte*). Bei der Abschiedsaudienz tta's am 9. December in Berlin kam es zu scharfen Worten; als der König seiner Absicht zu helfen sprach, meinte Botta, es sei eine eigenthümliche zu helfen, wenn man Jemanden angreife; Friedrich möge nur ruhig bleiben zusehen, wie leicht sich die Königin der Angriffe Sachsens und Baierns, wenn e je beabsichtigt würden, erwehre**). Friedrich entgegnete, er müsse Schlesien ben, und zwar als Freund der Königin, um sich nicht nur derjenigen Gebietsle zu versichern, auf die er Ansprüche habe, sondern um auch die Macht der igin zu vermehren, der er all' seine Streitkräfte zur Verfügung stelle. ta ließ sich nicht täuschen: „Sire, Sie werden das Haus Oesterreich zu Grunde ten und stürzen sich zugleich selbst in den Abgrund. — Ihre Truppen sind , die unseren haben diesen Anschein nicht, aber sie sind vor dem Schuß nden. — Sire, ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie thun wollen." — e finden, daß meine Truppen schön sind, Sie sollen finden, daß sie auch gut sind."

Am 13. November früh, nachdem er die Nacht heiter einem Hofballe Einfall in Schlesien. ewohnt, reiste Friedrich zum Heere ab, das 30,000 Mann stark schon an schlesischen Grenze stand. Zum französischen Gesandten sagte er: „Ich bin, ibe ich, im Begriff, Ihr Spiel zu spielen. Wenn ich die As erhalte, wollen theilen***)." Unwürdiges Wort im Munde eines deutschen Fürsten — ilung mit dem Erbfeind! Verhängnißvoller Krieg von Deutschen gegen Deutsche, Quelle immer neuer Kriege und eines Jahrhunderts der Demüthigung für Vaterland.

Friedrich II. hatte im Antimacchiavell gefordert, der Fürst müsse der Diener s Volkes sein, also nur Kriege nach dem Wunsche seines Volkes führen. wer verlangte diesen Krieg? Niemand. Mit Bangen sah man dem Vorn des Königs zu und fragte, wie dieser Angriff mit seinem Königsprogramm Stimmen darüber. vertrage. Friedrichs Freund Achard predigte gegen die Eroberungssucht. Der Feldherr, der alte Dessauer, nannte das Unterfangen des Königs eine polie Ruchlosigkeit und warnte ihn. Friedrich verwendete ihn auch nicht auf m Zuge, schrieb ihm vielmehr: „Es ist eine Bagatelle, vielmehr nur eine vergreifung zu nennen. Die jetzige Unternehmung behalte ich mir vor, daß Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins ." — Seinen Officieren sprach der König vom Ruhm und der Belohnung rer Soldaten: „Wir werden uns mit den Truppen messen, die unter dem zen Eugen im höchsten Ruhme standen. Obgleich der Prinz nicht mehr ist, doch der Ruhm, tapfere Soldaten zu besiegen, um so größer sein." Diese fern hatten aber unter dem herrlichen Eugen für Deutschland gegen Franzosen Türken geblutet! Welch' ein Ruhm, diese Blutzeugen niederzuwerfen!

Am 16. betraten die Preußen mit fliegenden Fahnen den Boden Schlesiens. Patent†) mahnte die Bewohner, Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr r, wessen Standes und welcher Religion er sei, solle sich aller seiner Rechte

---

*) Manstein, Nachrichten von Rußland. Lpz. 1808. S. 377. Preuß l. c. I. 172
**) Arneth l. c. I. 115.
***) Je vais, je crois, jouer votre jeu; si les as me viennent, nous partagerons. ltaire, Siècle de Louis XV. Chap. 6.
†) Kundmann, Heimsuchungen Gottes über das Herzogthum Schlesien. Lpz. 1742.

und königlichen Schutzes erfreuen. Der König rücke in das Land, bloß um es zu beschützen, in Sorge, es möchten diejenigen, welche Ansprüche an die Herrsch machten, Schlesien, die Vormauer seiner Staaten, gewaltsam in Besitz nehmen; Friedrich wolle die Königin von Ungarn nicht beleidigen. Die Bewohner wußten nicht, was sie vom Marsche denken sollten, und verhielten sich ruhig. Der Bürgermeister von Grünberg, von dem die Officiere die Thorschlüssel unter Drohung verlangten, sagte: „Hier auf dem Rathstische liegen sie; ich werde sie nicht übergeben, aber auch nicht hindern, daß sie genommen werden." Uebrigens bezahlten die Preußen Alles baar, der König hielt streng auf Ordnung.

Gotter in Wien. Indeß kam Graf Gotter als Bevollmächtigter des Königs nach Wien und eröffnete dem Gemahl Maria Theresias am 8. December*), er komme, dem Hause Oesterreich in der einen Hand Schutz, in der andern dem Großherzog Franz die Kaiserkrone zu bringen; Truppen und Schätze stünden zur Verfügung, wenn die Königin für diesen Liebesdienst Schlesien abtrete; wenn nicht, so werde sich der König den Feinden anschließen. Die Antwort war höflich und fest: man lege sehr großen Werth auf die Freundschaft des Königs, die Königin habe aber weder das Recht, noch die Macht, auch nur den kleinsten Theil jener Erbschaft hinzugeben, welche sie als unzertrennlich verbunden übernommen habe. Gotter bat abzureisen. — „Gut, hieß es, gehen Sie zu Ihrem Herrn und sagen Sie ihm, daß wir, so lange Er auch nur Einen Mann in Schlesien stehen hat, eher zu Grund gehen wollen, als mit ihm unterhandeln." — Friedrich selber gesteht**), Gotter habe eine Sprache geführt, die jeden anderen Hof eingeschüchtert hätte. Die Höflinge hätten geäußert: einem Fürsten, dessen Amt als Reichserzkämmerer sei, dem Kaiser das Waschbecken vorzuhalten, komme es nicht zu, der Tochter des Kaisers Gesetze vorzuschreiben. — Uebrigens war das Staunen über des Königs Unterfangen allgemein. Der englische Gesandte in Wien behauptete, der König verdiene geächtet zu werden; Ludwig XV. sagte: Friedrich ist verrückt; Fleury meinte, er ist ein Spitzbube.

Oesterreichs Kriegswesen. Doch der Erfolg ändert die Gesinnungen der Menschen und dieser war für Friedrich II. Das österreichische Kriegswesen lag im Argen, in der ganzen Monarchie waren kaum 80.000 Mann unter den Waffen, in Schlesien standen nur ... in verschiedene Plätze zerstreut, die Festungen waren verfallen. Zum Glück stand Graf Browne an der Spitze der wenigen Regimenter, sonst wäre ganz Schlesien im ersten Anlaufe von den Preußen genommen worden, es wurde doch ... entschlossene Widerstand gegen die Uebermacht geleistet.

Browne. Browne zog sich ... die Neisse zurück, nachdem er die Besatzungen in den kleinen Festungen verstärkt hatte. In Glogau standen 1000 Mann, Friedrich ließ es einschließen. ... ward am 28. December von Schwerin überrumpelt. Breslau und Neisse waren haltbar, wenn von einer starken Macht vertheidigt.

Breslau. Vor Breslau standen die Preußen am 1. Januar 1741, es war wie eine freie Reichsstadt und hatte keine Besatzung. Daß der Besitz dieser Stadt über Schlesien entschied und daß die Bürgerschaft sie gegen die Preußen nicht vertheidigen konnte, lag auf der Hand. Darum hätte der Statthalter Truppen einrücken lassen sollen. Doch man nahm zu viel Rücksicht auf bestehende Rechte, aber eigentlich mehr gegen die Oesterreicher, als gegen die Preußen. Ein preußischer Agent, Schuhmacher Döblin, war für den König unter der Bürgerschaft thätig. Der König ließ sagen, er komme als Freund und nicht als Feind, er werde die Freiheiten der Stadt schützen, kein preußischer Soldat solle mit Obergewehr hineinkommen außer 30 Mann Wache für den König.

---

*) Arneth l. c. I. 120.
**) Histoire de mon temps. II.

: Vorstädte müsse er besetzen und ein Magazin, von tausend Mann bewacht, anlegen
lensmittel verlange er nur gegen baare Bezahlung. Und die Stadt schloß ab,
3. Januar sicherte ihr der König Neutralität und ihre Rechte zu, am 4. zog
ein. Die österreichischen Behörden mußten die Stadt verlassen, die Universität,
von Jesuiten geleitet war, wurde geschlossen. Die österreichischen Kassen
rden mit Beschlag belegt. Protestantische Agitation förderte den König: zwei
ittheile der Bevölkerung Schlesiens seien Protestanten und die hätten ihn wie
en vom Himmel gesendeten Retter aufgenommen*). Schlesien hatte sich in der
formation dem Winterkönig angeschlossen; als Ferdinand siegte, machte er in
Gebieten, welche unmittelbar unter ihm standen, von seinem Rechte als
desherr Gebrauch; in den Fürstenthümern, welche nur mittelbar unter der
ne standen, ließ er das Lutherthum fortbestehen — daher der Gegensatz. Von
ßen, welches sich an die Spitze des Protestantismus gestellt hatte, wurde die
rische Bewegung immer wach gehalten, und jetzt verhalf ihm diese zur
tern Erwerbung Schlesiens. — Uebrigens war die österreichische Regierung
le gewesen und hatte die Rechte der Stände geachtet. Die Honigwochen der
bindung mit Preußen waren begreiflich kurz. Am 18. Januar wurde die Huldi-
g geboten, bald darauf der Betrag von 194.000 Thalern monatlich gefordert,
zu das Dreifache, was die Schlesier bisher an die österreichische Regierung
t hatten. Das Ständewesen schlief ein.

Dazu der Krieg im Land. Am 6. Januar ergab sich Ohlau gegen freien Krieg.
g der kleinen Garnison. In Ottmachau leisteten 256 Grenadiere 4 Tage
rch den muthigsten Widerstand. Namslau erlag dem schweren Geschütz.
isse wurde vom Obersten Roth entschlossen vertheidigt, und von den Preußen
glühenden Bomben beschossen, zuletzt bloß blokirt, ebenso wurde Brieg einge-
ssen. Nach einem heißen Scharmützel bei Grätz zog sich Browne nach Mähren
k. In der Nacht des 8. März erstürmten die Preußen Glogau.

Da kam Neipperg mit 15,000 Mann aus Mähren heran und bei
llwitz kam es 10. April zur hartnäckigen Schlacht. Die österreichische Mollwitz.
allerie zersprengte die preußische, die in wilder Flucht das Weite suchte.
drich hielt Alles für verloren und ritt nach Oppeln, zumal Schwerin ihm
rte, die Schlacht sei allem Anschein nach verloren. Der König floh jedoch
seinem eigenen Siege, denn seine Infanterie hielt Stand und war an
nellfeuer, an Zahl und an Geschütz — die Preußen führten 60, die
erreicher nur 18 Kanonen in die Schlacht — den Gegnern überlegen. Die
reichische Linie löste sich nach und nach in regellose Klumpen von 20—
Mann Tiefe auf, unter denen die feindliche Artillerie furchtbar aufräumte.
verin zog seine Linie am Abend zu einem letzten Angriff zusammen und
perg trat den Rückzug an. Die Preußen hatten 4613 Todte und Ver-
dete, die Oesterreicher 4410, letztere hatten 9 Kanonen verloren**).

So klein die Zahl der Streitenden, so groß waren dennoch die Folgen Folgen.
Schlacht von Mollwitz. Friedrichs Sieg gab den Gegnern Maria Theresias
th und aus dem kleinen schlesischen Streit entwickelte sich ein Weltkampf.

---

*) Histoire de mon temps. chap. II.

**) Oesterreichische militärische Zeitschrift. Jahrg. 1827. Histoire de mon temps.
. III. Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte II. 237—48. Arneth l. c. I. 162—71.

Der Engländer Macaulay*) sagt darum nicht ohne Grund: „Die europäisch
Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit de
höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen
zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigun
der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigen
schaften der letztern waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele ein
jeden Mannes müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle reg
Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Potentaten der Christenheit na
einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers eh
würden. Aber die selbstsüchtige Raubgier des Königs von Preußen gab sei
Nachbarn das Signal. Sein Beispiel stumpfte ihr Schamgefühl ab. Sein
folg verleitete sie, die Schwierigkeiten einer Zerstückelung der österreichi
Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen.
Friedrichs Haupt lastet all das Blut, das in einem Krieg, der viele J
lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das
der Angriffscolonnen von Fontenay, das Blut der Schottländer, die bei Cullo
geschlachtet wurden. — Die Uebel, die seine Verkehrtheit hervorrief, wurden
Ländern gefühlt, wo der preußische Name unbekannt war, und damit er e
Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten
Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpirten sich die rothen Kri
an den großen Seen in Amerika."

Der große europäische Bund gegen Oesterreich.

Frankreich. Zunächst erhielten in Frankreich die Kriegslustigen das Uebergewic
diejenigen, welche den Frieden wollten, zumal das Jahr 1740 ein N
war und viele Menschen Hunger starben. An der Spitze der Kriegsp
standen zwei Enkel des ehmahligen Generalintendanten Fouquet, Karl L
August und Ludwig Karl Armand Fouquet, jener wurde Graf, später He
Belleisle. und Marschall von Frankreich, dieser brachte es nur zum Ritter. Ohne
er je große Thaten vollbracht hatte, galt der Erstere für eine militärische Gr
für einen glänzenden Geist von verwegenem Muth, doch hatte er we
Geist als Leidenschaft, er machte in einemfort Entwürfe, sein Bruder br
sie zu Papier, jenen nannte man die Einbildung (maréchal imaginati
diesen den gesunden Menschenverstand (le bon sens). Die Entwürfe hörten
gut an, prüfte man aber näher ihre Grundlage, so war dieß Unwissen
Leichtsinn und Anmaßung**). Flassan sagt von ihm: „Er war hinreiß
von rastlosem Ehrgeiz, findig, immer wollte er die Zukunft bestimmen
sah doch nicht klar in der Gegenwart. Der eitle Ruhm, der durch Zerstören

*) In seinem Essay über Friedrich.
**) Saint-Simon, Mém. XVII. 258—69.

en ist, schien ihm mehr zu schmeicheln, als der, den man durch Frieden und
frechthaltung der Ordnung erwirbt. Mit der kältesten Miene und der ruhigsten
ltung konnte er von der Zerstörung ganzer Reiche und der Erschütterung
htiger Staaten sprechen." Belleisle überreichte dem Könige eine Denkschrift über
Lage Europas und die Stellung, welche Frankreich zu ihr einnehmen solle:
oder nie sei die Zeit gekommen, die Macht des Hauses Habsburg im
n zu ersticken; man dürfe nur die Gelegenheit erfassen. Fürs Erste dürfe Neue Karte
nie und nimmer gestatten, daß der Gemahl Maria Theresias zum Kaiser Europas.
ählt werde, denn dann würde er nur versuchen, Lothringen zu erobern und
Bourbonen aus Neapel zu vertreiben; leite er doch sein Geschlecht von
dem Großen her und mache er Ansprüche auf die Provence und Bre-
e. Das Kaiserthum müsse an ein anderes Haus übergehen und zwar an
rn, an den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenossen Ludwigs XIV.
rn habe wegen seiner Verbindung mit Frankreich Vieles erduldet, man
e es einmal für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1701
große König verpfändete*). Franz Stephan sei gefährlich, auch wenn er
Kaiser werde, deßhalb müsse man Oesterreich zertrümmern. Dazu brauche
nur mit Spanien, Baiern, Preußen, Sachsen, Schweden und Sardinien
Bund zu schließen, dann könne man Maria Theresia auf Ungarn und
österreich beschränken und den ganzen Rest ihrer Staaten unter die
e vertheilen: Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Vorarlberg an Baiern,
iederlande sammt Luxemburg an Frankreich, Schlesien an Preußen, Mailand,
a und Toscana an Don Philipp und an Sardinien geben. Rußland
zwar Oesterreich helfen wollen, allein man brauche Schweden bloß zu
Kriege gegen dasselbe zu reizen, so sei Rußlands Macht gebunden. Dann
Oesterreich ohnmächtig und vermöge das bisher mit ihm verbundene
and und Holland auch Nichts mehr, und Frankreich sei für alle Zukunft
Schiedsrichter und Herr Europas**).

Wird aber, da Frankreich sich noch vor wenigen Jahren verbindlich machte,
ie pragmatische Sanction mit aller Macht einzutreten, wird der allmächtige
ster Fleury einen so schreienden Vertragsbruch sich auf das Gewissen Fleury.
? Seine Briefe an die Königin strömten ja von Versicherungen der Er-
heit und Betheuerungen über, an den Verträgen festzuhalten; er meinte
as Recht Maria Theresias sei so sonnenklar, daß selbst die Engel helfen
en es zu vertheidigen! Fleury war jedoch damals nicht mehr allmächtig,
rn die hochbegabte, ehrgeizige, mit Voltaire in Verbindung stehende de
beherrschte den schwankenden König und sie wollte, um die Schmach ihres Nesle.
ltnisses zu decken, Ludwig XV. zu Krieg und Sieg treiben und dadurch
ranzosen für sich gewinnen. Fleury mußte der Kriegspartei nachgeben

*) Flassan, Hist. de la diplomatie française. V. 241.
**) Mémoires de d'Argenson, p. 302—31.

oder abdanken. Hätte er das Letztere gethan, so hätte er mit Ehren gehandelt. Allein er war 87 Jahre alt und schwach und liebte die Macht, an die er sich gewöhnt hatte: er lag meist zu Bett und wollte doch Frankreich beherrschen und war um so eifersüchtiger auf seine Macht, je weniger er im Stand war sie auszuüben. Er wollte den Krieg nicht, hatte aber die Kraft nicht mehr, der Kriegspartei zu widerstehen. Belleisles Zuversicht machte Eindruck auf ihn und so ward dieser als Kaisermacher und zum Abschluß eines Bündnisses nach Deutschland gesendet und ihm 8,000.000 zur Verfügung gestellt*).

Belleisle in Mollwitz. Belleisle zog Anfangs März über Köln, Trier, Mainz, Dresden in das Lager von Mollwitz, wo Friedrich nach der Schlacht zwei Monate stand, um die Reiterei der österreichischen gegenüber widerstandsfähig zu machen. Aeußerlich ehrte der König den französischen Marschall hoch, veranstaltete er doch ihm zu Ehren eine achttägige Beschießung von Brieg, in Folge deren am 4. Mai die Festung sich ergeben mußte — in der Geschichte seiner Zeit behandelt er ihn aber als politischen Windbeutel: „Der Marschall von Belleisle überließ sich gar zu sehr seiner Einbildungskraft; wenn man ihn hörte, hätte man glauben mögen, die Länder der Königin ständen in einer Versteigerung feil. Eines Tages, wo er beim Könige war, hatte er eine nachdenkendere und angestrengtere Miene als gewöhnlich. Dieser Fürst fragte ihn, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. Keineswegs, antwortete der Marschall; ich bin nur verlegen, Sire, weil ich nicht weiß, was wir mit der Markgrafschaft Mähren da anfangen sollen. Der König schlug ihm vor, sie an Sachsen zu geben, um durch diesen Bissen den König von Polen in das große Bündniß zu ziehen. Der Marschall fand die Idee ganz vortrefflich und führte sie in der Folge aus**).“ — Belleisle bot ein Bündniß an, wornach der Kurfürst von Baiern zum Kaiser gewählt, die Länder

Vertrag. der Königin von Ungarn vertheilt, dem Preußen Niederschlesien von Seiten Frankreichs gewährleistet werden, wogegen Friedrich seinen Ansprüchen auf Jülich und Berg entsagen sollte. Friedrich verlangte dagegen, Frankreich solle zwei Armeen nach Deutschland schicken, die eine dem Kurfürsten von Baiern zu Hilfe, die andere um in Westfalen festen Fuß zu fassen, und zugleich die Hannoveraner und Sachsen in Achtung zu erhalten; endlich solle Frankreich vor allem Schweden zum Krieg gegen Rußland reizen, um dieses Reich an seinen eigenen Grenzen ernstlich zu beschäftigen. Der Vertrag ward verabredet, aber von Friedrich II. nicht unterzeichnet, denn er wollte die Hände frei haben.

Sachsen. Von Mollwitz zog Belleisle nach Dresden. Der König-Kurfürst hatte zwar gemeinsam mit Baiern Einspruch gegen die pragmatische Sanction erhoben, aber sie gut geheißen. Die Königin war für Oesterreich, der Minister Brühl, so oft die Zielscheibe von Friedrichs scharfer Zunge, war gegen Friedrich; in Petersburg unterstützte er die Politik Oesterreichs. Als aber Friedrich die Schlacht bei Mollwitz gewann, hielt man in Dresden Maria Theresia für verloren. Da diese das Angebot zurückwies, zu helfen und bei der Kaiserwahl für Franz Stephan zu stimmen, wenn Oesterreich in 18 Jahren 12,000.000 Thaler zahle, einen Landstrich in Nordböhmen 2 Meilen breit abtrete, auf dem der König von der Lausitz nach Polen auf eigenem Gebiet gelangen könne, und wenn

*) Ueber Geschichte und Charakter der de Nesle und das damalige Treiben en vgl. Michelet, Histoire de France au XVIII. siècle. Louis XV. 1724—57. p. 174
**) Histoire de mon temps. chap. 3.

…ne Kaiser, im Fall er keinen Sohn bekomme, den sächsischen Kurprinzen zum …mischen Könige ernenne — so verletzte diese Weigerung in Dresden und man schloß aus dem österreichischen Schiffbruch Etwas zu erhaschen.

Von Sachsen ging Belleisle nach Baiern, wo er mit königlichen Ehren …pfangen wurde und im Schosse Nymphenburg Wohnung erhielt. Hier soll … 22. Mai der schmachvolle Nymphenburger Vertrag*) unterzeichnet …rden sein, worin Frankreich versprach, dem Kurfürsten auf sein Verlangen …000 Mann und 1¼ Jahr hindurch monatlich 2 Millionen zur Aufrecht…ltung seiner gerechten Ansprüche an das österreichische Erbe zu senden; ver…ge er weitere 20.000 Mann, monatlich 3 Millionen zu ihrer Erhaltung; … drittes Heer von 60.000 Mann werde Frankreich im Fall der Erhebung …rl Alberts zur Kaiserwürde an den Niederrhein senden. — Dagegen soll … Kurfürst versprochen haben, sobald er Kaiser sei, nie die vom französischen …ere besetzten Städte und Provinzen zurückzufordern, sondern Frankreich im …sitz derselben zu bewahren. Frankreich hatte es auf Belgien und Luxemburg …esehen und für seine Hilfe hatte ihm also der Baier diese Provinzen, also … Vorposten des Reiches, angeboten. Schändlich war jedenfalls der Vertrag, … am 28. Mai im gleichen Schlosse Nymphenburg zu Stande kam. Spanien …te an Karl Albert die nöthigen Summen, um 12.000 Mann anzuwerben; …agegen versprach, die Hälfte davon nach Süden zur Eroberung Lombardiens … Don Philipp zu entsenden. Elisabeth hatte für Don Philipp anfangs Tyrol, …er Trient, Friaul und Krain verlangt.

Baiern.

Nymphenburger Vertrag.

Die wichtigsten Puncte waren in geheimen Verträgen ausbedungen, dennoch …te Wasner, der österreichische Gesandte in Paris, das Wesentliche heraus…ringen**), Fleury warf er offen seinen Wortbruch vor. Kanzler Unertel in …nchen, welcher des Unglücks, das Max Emanuels Verfahren im spanischen …folgekrieg über Baiern gebracht, gar wohl sich erinnerte, rieth seinem Herrn … Bund mit Frankreich gegen Oesterreich ab***): zum Abschluß des Vertrags … Nymphenburg ward er darum nicht beigezogen. Er ahnte Unheil; er wollte …en Saal der Berathung, fand ihn aber geschlossen. Da stieg er auf einer …er an das Fenster hinauf, drückte mit seinem Hut die Scheibe ein, steckte den …f durch die Oeffnung und schrie aus Leibeskräften: „Um Gottes Willen, …diger Herr, keinen Krieg mit Oesterreich, keinen Bund mit Frankreich, denken … doch an Ihren ruhmvollen Vater." — Graf Törring aber zog den Degen … schrie: „Krieg, Krieg." — Und der schwache Kurfürst unterschrieb, zu seinem … Baierns Unglück.

*) Der Vertrag, bald in einem Flugblatt gedruckt, von Frankreich und Karl Albert …h als gefälscht bezeichnet, existirt nicht mehr im Original. Schlosser aber will ihn im …iv des Ministeriums des Aeußeren in Paris gesehen haben und nahm Abschrift davon. …jenem Nachlaß fand sie sich nicht. Heigel stellt (Augsb. Allgem. Zeitung 1878. Beilage 248—249) mit gewichtigen Gründen denselben in Frage.

**) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts. II, S. 24.

***) Arneth, l. c. I 193.

Sachsen. Schwierig war es für Frankreich, Sachsens und Baierns Ansprüche in Einklang zu bringen. Beide Kurfürsten waren mit Töchtern des Kaisers Josephs I. vermählt. Der Sachse verlangte außer Mähren auch Nordböhmen mit Prag, um auf seinem Gebiet nach Polen zu gelangen. Der Baier wollte nur Mähren zugestehen. Endlich im September bestimmte Fleury, daß der Sachse außer Mähren einen schmalen Streifen des nördlichen Böhmen haben sollte. Dafür versprach Sachsen, 20,000 Mann zum bairisch-französischen Heer stoßen zu lassen, das in Böhmen eindringen sollte. Friedrich schloß den mit Belleisle früher im Lager von Mollwitz verabredeten Vertrag am 5. Juni ab, mit der Bedingung, daß die Franzosen ihre Unternehmungen vor Ende August beginnen sollten, und daß dieser Vertrag geheim bleibe, bis seine Veröffentlichung dem preußischen Staatsinteresse nicht mehr nachtheilig sein könnte. — Durch ganz Europa wurde jetzt eifrigst gerüstet*).

England und Rußland.

Aber wo waren damals die Verbündeten Oesterreichs, England und Rußland, welche beide die pragmatische Sanction mit Waffengewalt aufrecht zu erhalten durch Verträge verpflichtet waren; England, welches über 80 große und 150 kleine Kriegsschiffe, über 30,000 Mann Landtruppen verfügte, dem Dänemark für eine Jahresrente von 150,000 Thlr. 6000 Mann stellte, Hessen gegen Hilfsgelder gleichfalls 6000 Mann und Hannover 22,000 Mann; Rußland, das über 170,000 Mann, 12 große und 26 geringere Kriegsschiffe und 40 Galeeren verfügte! Beide Mächte waren durch eigenthümliche innere Verhältnisse wie gebunden. Zudem wurde England in einen Krieg mit Spanien, Rußland in einen Krieg mit Schweden verwickelt.

Walpole. Englands König, Georg II., haben wir oben geschildert. Als Minister behauptete für England ungewöhnlich lang, nämlich von 1721—1742, Robert Walpole die Gewalt — ein Mann des Friedens, der im innigsten Verkehr mit Fleury durch seinen Bruder Horace, den englischen Gesandten in Paris, stand und dadurch die europäische Ruhe zu erhalten suchte, daß er mit Frankreich Hand in Hand ging. Walpole hatte aber immer eine starke Opposition im Parlament gegen sich, und zwar von Whigs. Die Tories hatten keinen befähigten Führer und die Jakobiten waren entmuthigt. Männer der eigenen Partei waren also seine Gegner und nicht ohne seine eigene Schuld. Statt den fähigen und aufstrebenden Kräften seiner Richtung Theil an der Regierung zu gewähren, war sein Ehrgeiz so groß, daß er einen Nebenbuhler fürchtete, daß er auch mit ehemaligen Freunden nicht lange zusammengehen konnte, und bald unverhohlen mit ihnen zerfiel, oder, wie Hume sagt, maßvoll in Ausübung der Gewalt und unbillig im Aneignen derselben war**). So kam es, daß die fähigsten der Gesinnungsgenossen im Bunde jeden Vorwand ergriffen, um Walpole in der öffentlichen Meinung herabzusetzen und von der Gewalt zu vertreiben. Er w...

*) Arneth l. c. I. 210 ff. Ranke II. 274.
**) Mahon, l. c. B. III. Chap. 26 Anfang. Tauchnitz ed. III. S. 1—10.

rieden, sie drängten zum Krieg und warfen ihm vor, zu Hause sei er gebieterisch, gen das Ausland aber unterthänig und kriechend, für England sei er ein ttenhund, für Spanien ein Schooßhund, und zwar wollten sie einen Krieg mit panien, von dem die neuern englischen Geschichtschreiber nahezu einstimmig gen, er sei nicht zu rechtfertigen gewesen, indem die Klage über Bedrückungen Handels nach Südamerika eigentlich nur die Beschwerde sei, daß den englischen ufleuten nicht gestattet wurde, ungestraft zu schmuggeln.

Nach einem Handelsvertrag von 1667 hatten Spanien wie England das cht, geschmuggelte Waaren wegzunehmen und die in der Nähe von ihren Häfen r in ihren Meeren segelnden Schiffe zu durchsuchen; englische Schiffe sollten h dem Vertrag von 1670 den Küsten der spanischen Colonien nicht nahe men dürfen, ausgenommen sie müßten gegen einen Sturm Schutz suchen r besäßen eine besondere Erlaubniß zum Handel. Eine solche besondere Erniß gewährte der Asiento-Vertrag. Allein die Engländer wandten jede an, um die enggezogenen Grenzen zu überschreiten und die spanischen Zollze zu hintergehen. Das Eine Schiff, welches die Südseegesellschaft alljährig hicken durfte, schien unerschöpflich, denn in der Nacht kamen immer wieder re Schiffe, die es mit frischen Waaren versahen. Ganze Geschwader liefen h in spanische Häfen ein, angeblich um Ausbesserungen vorzunehmen und r Mannschaft Erholung zu verschaffen, in Wahrheit aber um englische ren zu verkaufen. So kam es, daß die englischen Waaren in den nien raschen Absatz fanden, daß dagegen die Einnahmen Spaniens sich schnell inderten *). Natürlich, daß von Madrid der Befehl erging, dem Schmuggel teuern, daß gegen einzelne Engländer, die man auf der That ertappte, nge angewendet wurde, und daß die englischen Kaufleute nach Krieg gegen nien schrieen. Walpole suchte bei der spanischen Regierung zu vermitteln, Frankreich war durch den Familienvertrag von 1733 zu Schutz und z mit Spanien verbunden und ein Krieg mit Spanien war daher für land zugleich ein Krieg mit Frankreich, aus dem leicht ein Weltkrieg sich wickeln konnte. Streit mit Spanien.

Aber gerade weil der Minister den Frieden so eifrig zu wahren suchte, drängten Gegner auf Krieg, und es ist ein Zeichen für den Charakter der Opposition, die Mehrzahl ihrer begabten Vertreter von der Falschheit ihrer Vorwände übert waren. Abschaffung des Durchsuchungsrechtes oder Krieg mit Spanien — war Losung. Der Capitain einer Handelsschaluppe, die offenbar Schmuggel getrieben e, Jenkins, hatte, von den Spaniern angehalten, mit der Rache der britischen jestät gedroht. Die Spanier aber rissen ihm im Streit eines seiner Ohren ab warfen es ihm mit den Worten ins Gesicht: „Da bring das deinem König." kins hob das Ohr auf, wickelte es in Baumwolle, trug es immer bei sich und g Gewinn aus der Mißhandlung. Jenkins Ohr (Jenkins's ears **) wurde geschrei und warb der Opposition Freiwillige. Sieben Jahre nach der vorgeblichen Jenkins.

*) Mahon, Chapt. 20. Tauchnitz edit. B. II. S. 275—81.
**) Mahon, Tauchnitz ed. II. 281 ff.

Sachsen.

Schwierig war es für Frankreich,
Einklang zu bringen. Beide Kurfürst
Josephs I. vermählt. Der Sachse verla
mit Prag, um auf seinem Gebiet nach
nur Mähren zugestehen. Endlich im
Sachse außer Mähren einen schmalen
sollte. Dafür versprach Sachsen, 20,00
stoßen zu lassen, das in Böhmen eind
Belleisle früher im Lager von Mollwi
mit der Bedingung, daß die Franzose
beginnen sollten, und daß dieser Vertr
dem preußischen Staatsinteresse nicht
Europa wurde jetzt eifrigst gerüstet*)

England

Aber wo waren damals
Rußland, welche beide die prag
zu erhalten durch Verträge verpfli
und 150 kleine Kriegsschiffe, üb
denen Dänemark für eine Jahre
Hessen gegen Hilfsgelder gleichfa
Rußland, das über 170,000
und 40 Galeren verfügte! Bei
hältnisse wie gebunden. Zuden
Rußland in einen Krieg mit

Walpole.

Englands König, Ge
behauptete für England ung
Walpole die Gewalt —
mit Fleury durch seinen
stand und dadurch die euro
Hand in Hand ging.
Parlament gegen sich, un
Führer und die Jakobite
also seine Gegner und
aufstrebenden Kräften
war sein Ehrgeiz so
ehemaligen Freunden
mit ihnen zerfiel, o
unbillig im Aneigne
sinnungsgenossen
lichen Meinun

en ist, schien ihm mehr zu schmeicheln, als der, den man durch Frieden und rechthaltung der Ordnung erwirbt. Mit der kältesten Miene und der ruhigsten tung konnte er von der Zerstörung ganzer Reiche und der Erschütterung htiger Staaten sprechen.“ Belleisle überreichte dem Könige eine Denkschrift über Lage Europas und die Stellung, welche Frankreich zu ihr einnehmen solle: oder nie sei die Zeit gekommen, die Macht des Hauses Habsburg im n zu ersticken; man dürfe nur die Gelegenheit erfassen. Fürs Erste dürfe n nie und nimmer gestatten, daß der Gemahl Maria Theresias zum Kaiser ählt werde, denn dann würde er nur versuchen, Lothringen zu erobern und Bourbonen aus Neapel zu vertreiben; leite er doch sein Geschlecht von l dem Großen her und mache er Ansprüche auf die Provence und Bre- e. Das Kaiserthum müsse an ein anderes Haus übergehen und zwar an ern, an den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenossen Ludwigs XIV. ern habe wegen seiner Verbindung mit Frankreich Vieles erduldet, man e es einmal für seine Opfer entschädigen und das Wort halten, das 1701 große König verpfändete*). Franz Stephan sei gefährlich, auch wenn er Kaiser werde, deßhalb müsse man Oesterreich zertrümmern. Dazu brauche n nur mit Spanien, Baiern, Preußen, Sachsen, Schweden und Sardinien n Bund zu schließen, dann könne man Maria Theresia auf Ungarn und derösterreich beschränken und den ganzen Rest ihrer Staaten unter die er vertheilen: Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und Vorarlberg an Baiern, Niederlande sammt Luxemburg an Frankreich, Schlesien an Preußen, Mailand, ma und Toscana an Don Philipp und an Sardinien geben. Rußland de zwar Oesterreich helfen wollen, allein man brauche Schweden bloß zu m Kriege gegen dasselbe zu reizen, so sei Rußlands Macht gebunden. Dann Oesterreich ohnmächtig und vermöge das bisher mit ihm verbundene gland und Holland auch Nichts mehr, und Frankreich sei für alle Zukunft Schiedsrichter und Herr Europas**). Neue Karte Europas.

Wird aber, da Frankreich sich noch vor wenigen Jahren verbindlich machte, die pragmatische Sanction mit aller Macht einzutreten, wird der allmächtige inister Fleury einen so schreienden Vertragsbruch sich auf das Gewissen en? Seine Briefe an die Königin strömten ja von Versicherungen der Er- enheit und Betheuerungen über, an den Verträgen festzuhalten; er meinte das Recht Maria Theresias sei so sonnenklar, daß selbst die Engel helfen ßten es zu vertheidigen! Fleury war jedoch damals nicht mehr allmächtig, dern die hochbegabte, ehrgeizige, mit Voltaire in Verbindung stehende de elle beherrschte den schwankenden König und sie wollte, um die Schmach ihres hältnisses zu decken, Ludwig XV. zu Krieg und Sieg treiben und dadurch Franzosen für sich gewinnen. Fleury mußte der Kriegspartei nachgeben Fleury. Nesle.

*) Flassan, Hist. de la diplomatie française. V. 241.
**) Mémoires de d'Argenson, p. 302—31.

Mißhandlung, 1738, wurde Jenkins vor dem Parlament verhört. Als ihn ein Mitglied fragte, was er empfunden habe, als er in den Händen der Barbaren war, antwortete Jenkins gewandt: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheiten meinem Vaterland." — Diese Worte flogen durch das Land, sie goßen Oel in das Feuer. Vergebens erwirkte der Minister von Spanien das Versprechen einer Entschädigung. Von allen Seiten drängte man zum Krieg; Walpole mußte sich dazu entschließen oder abtreten. Er hielt den Krieg für ungerecht, für ein Unglück, aber wie Fleury schied auch er nicht gern von der Gewalt und hoffte die Gegner zu beschwichtigen dadurch, daß er sich zu ihrem Werkzeug hergab. Vom König von Spanien forderte er die unbedingte Aufhebung des Untersuchungsrechtes, die unverzügliche Entrichtung der Entschädigung — und als die Antwort „nein" lautete, so wurde in London am 19. Oktober 17[illegible] die Kriegserklärung erlassen. Das englische Volk nahm sie mit Jubel auf. [illegible] allen Kirchen Londons läuteten die Glocken. „Jetzt schlagen die Glocken zusammen," murmelte Walpole, bald werden sie die Hände zusammenschlagen." — [illegible] Unglück für seinen Ruhm blieb er aber doch Minister, auch entdeckte er [illegible] daß er durch seine Nachgiebigkeit seine Lage nicht verbessert habe*).

Pitt. Unter den Männern der Opposition machte sich damals zuerst William Pitt bemerkbar. Er ist geboren zu Chatham 1708, der jüngere Sohn aus einer alten Familie, die über einen Burgflecken verfügte. Seine Studien machte er in Eton und Oxford. Ein ererbtes Gichtleiden zwang ihn die Hochschule zu verlassen, ehe er einen Grad erlangt hatte. Pitt suchte Heilung im Ausland und bereiste Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr bekam er eine Fähnrichstelle und trat 1735 für Oldsarum ins Parlament. Seine erste Rede war [illegible] geziert, voll Wortschwall, deßungeachtet machte der Redner einen tiefen Eindruck durch seine edle und schlanke Gestalt, durch sein feuriges Auge, durch den Umfang seiner Stimme, „welche silberne Reinheit mit der Majestät der schwellenden Klänge der Orgel verband**)." Niemand konnte eindringlicher sprechen, als der ältere Pitt, und nie sprach er besser, als wenn er nicht vorbereitet war. Man sagt mit Recht von ihm, er sei der Sklave und nicht der Herr seiner [illegible] Reden gewesen. Seine vorbereiteten Reden waren geziert, wenn er aber unvorbereitet in Erregung kam, so ergoß sich der Reichthum seiner Gedanken in den lebendigsten Bildern, in den glücklichsten Anspielungen, in den leidenschaftlichsten Berufungen, wie ein Strom, der seine Dämme durchbrochen hat. Sein Sarkasmus war furchtbar, er zermalmte seine Gegner. Nie war ein Redner gefürchteter [illegible] Pitt. Sein stetes Studium waren Demosthenes und Bolingbroke. Franklin erklärte, er habe im Verlauf seines Lebens zuweilen Beredtsamkeit ohne Weisheit, oft auch Weisheit ohne Beredtsamkeit gehört, bei Lord Chatham aber hätten sich beide vereinigt. Pitt liebte gleich sehr die Macht und den Ruhm. — Von Bestechlichkeit, wie sie damals in England so verbreitet war, hielt er sich frei. Das Volk, dessen Sache er führte, nannte ihn deshalb bald den großen Commoner und wurde seine Stütze. Festigkeit des Willens war seine Stärke. Oberst Gray sagte von ihm im Unterhause: „er besaß das glückliche Talent, allen denen, welchen er einen Antheil an der Ausführung seiner Pläne einräumen wollte, seinen eigenen Eifer in die Seele zu gießen, und es ist vielen hier im Haus anwesenden Beamten wohl bekannt, daß nie Jemand das Cabinet des Grafen betreten hat, ohne sich [illegible]

---

*) Mahon II. 291—99.

**) Mahon III. 11—21. Macaulay, Critical and historical essays. Tauchn. [illegible] II. Thackerays History of the Earl of Chatham. S. 225 ff.

nem Scheiden aus demselben als einen bravern Mann zu erkennen, als er da
r, wie er über die Schwelle schritt."
So war der junge Mann, der jetzt in die Reihe der begabten Gegner
alpoles eintrat und bald für das Haupt derselben galt. Der Minister wollte
ihm ein Exempel statuiren und entließ Pitt aus dem Dienst. Dieser verlor
rigens Nichts dadurch, denn der Prinz von Wales, welcher sich der Patrioten-
rtei angeschlossen hatte, machte ihn zu seinem Kammerherrn. Walpole dagegen
am bittere Dinge zu hören. Er verlor immer mehr Boden und hatte keine
ssicht ihn wieder zu gewinnen. Die Jakobiten faßten wieder Hoffnung beim Jakobiten.
sbruch des Krieges. 1740 bildete sich in Schottland ein geheimer Bund von
chtigen Edelleuten zu Gunsten der verbannten Familie. Fleury begann ihnen
günstiges Ohr zu leihen, sobald er überzeugt war, daß Frankreich in den
ieg zwischen England und Spanien werde hineingezogen werden.
Indeß begann der Krieg zur See. England sendete zwei Geschwader aus: Angriff der span. Colonien.
eine unter Commodore Anson sollte Cap Horn umschiffen und die Küsten
Peru plündern; das andere unter Admiral Vernon sollte Portobello und
Ostküste angreifen. Die Fahrt Ansons ist durch die schöne Beschreibung, welche Anson.
Schiffsgeistlicher Walter davon entwarf, weltberühmt geworden*). Georg
on, geb. 1697 in Staffordshire, widmete sich von Jugend an dem Seewesen
zog durch Klugheit und Unerschrockenheit in der Gefahr die Aufmerksamkeit
Regierung auf sich, so daß er schon im 30. Jahre Befehlshaber eines Schiffes
jetzt 1739, wo England die unbedingte Herrschaft zur See erringen wollte,
mmodore eines Geschwaders von 6 Schiffen wurde, mit ungefähr 1400 Mann
tzung. Am 18. September 1740 lichtete er die Anker. So wenig hatte
pole bisher für das Seewesen gethan, daß man Mühe hatte, die Flotte mit
rosen zu bemannen. Diese Zögerung war Schuld an vielem Unglück. Anson
in der stürmischen Zeit an das Cap Horn. Das Meer thürmte sich zu
gen empor. Die ältesten Matrosen gestanden, was sie bisher für Sturm
lten, seien sanfte Lüfte gewesen. Dazu kam Kälte, Hände und Füße erfroren.
n geringsten Ruck brachen die Taue. Als Viele glaubten, die Schwierigkeiten
wunden zu haben, fanden sie auf einmal, daß sie zurückgetrieben waren. Die
rme wütheten von neuem. Die Schiffe verloren einander. Zum Glück hatte Juan Fernandez.
ns Vorsicht für einen solchen Fall die Insel Juan Fernandez zum Sammel-
tz bestimmt. Am 10. Juni 1741 warf der Centurio Anker an der damals
wohnten Insel im Augenblick, wo die Noth am höchsten war. Nicht bloß den
rmen waren Viele erlegen, sondern 200 Mann von einem Schiff waren durch
Scorbut zu Grunde gegangen. Die wenigen Ueberlebenden erholten sich
igens bald auf der Insel, die durch ihre duftenden Wälder, reinen Quellen,
trefflichen Kräuter eben so berühmt ist, als durch die Schicksale des Alexander
kirk, eines schottischen Matrosen, der von seinen Kameraden zurückgelassen,
Jahre lang in der Einsamkeit zubrachte, und dessen Erzählung Defoe die
egung gab zu seinem berühmten Roman Robinson Crusoe. Nach und nach
en drei andere Schiffe ein, alle im kläglichsten Zustand. Von der Mannschaft
kaum ein Drittheil gerettet. Das Schiff „die Wette" war gescheitert, 30
er Matrosen hatten sich auf einem Boot bis zum Rio grande in Brasilien
ttet. Ein Midshipman hat später ihre Leiden und Abenteuer beschrieben,
ron, der Großvater des berühmten Dichters. Doch das Unwetter hatte nicht

*) Voyage round the World in the years 1740—1745, by Georges Lord Anson;
piled from his papers by Richard Walter.

Mißhandlung, 1738, wurde Jenkins vor dem Parlament verhört. Als ihn ein Mitglied fragte, was er empfunden habe, als er in den Händen der Barbaren war, antwortete Jenkins gewandt: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheiten meinem Vaterland.“ — Diese Worte flogen durch das Land, und goßen Oel in das Feuer. Vergebens erwirkte der Minister von Spanien das Versprechen einer Entschädigung. Von allen Seiten drängte man zum Kriege, Walpole mußte sich dazu entschließen oder abtreten. Er hielt den Krieg für unge- recht, für ein Unglück, aber wie Fleury schied auch er nicht gern von der Gewalt und hoffte die Gegner zu beschwichtigen dadurch, daß er sich zu ihrem Werkzeug hergab. Vom König von Spanien forderte er die unbedingte Aufhebung des Untersuchungsrechtes, die unverzügliche Entrichtung der Entschädigung — und als die Antwort „nein“ lautete, so wurde in London am 19. Oktober 17.. die Kriegserklärung erlassen. Das englische Volk nahm sie mit Jubel auf. In allen Kirchen Londons läuteten die Glocken. „Jetzt schlagen die Glocken zusammen“, murmelte Walpole, bald werden sie die Hände zusammenschlagen.“ — Zum Unglück für seinen Ruhm blieb er aber doch Minister, auch entdeckte er bald, daß er durch seine Nachgiebigkeit seine Lage nicht verbessert habe*).

Pitt. Unter den Männern der Opposition machte sich damals zuerst William Pitt bemerkbar. Er ist geboren zu Chatham 1708, der jüngere Sohn aus einer alten Familie, die über einen Burgflecken verfügte. Seine Studien machte er in Eton und Oxford. Ein ererbtes Gichtleiden zwang ihn die Hochschule zu ver- lassen, ehe er einen Grad erlangt hatte. Pitt suchte Heilung im Ausland und bereiste Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr bekam er eine Fähnrich- ... und trat 1735 für Oldsarum ins Parlament. Seine erste Rede war ... geziert, voll Wortschwall, deßungeachtet machte der Redner einen tiefen Ein- druck durch seine edle und schlanke Gestalt, durch sein feuriges Auge, durch den Um... seiner Stimme, „welche silberne Reinheit mit der Majestät der schweb... Klänge der Orgel verband**).“ Niemand konnte eindringlicher sprechen, als der ältere Pitt, und nie sprach er besser, als wenn er nicht vorbereitet war. Ma... sagt mit Recht von ihm, er sei der Sklave und nicht der Herr seiner ... Reden gewesen. Seine vorbereiteten Reden waren geziert, wenn er aber un... bereitet in Erregung kam, so ergoß sich der Reichthum seiner Gedanken in ... lebendigsten Bildern, in den glücklichsten Anspielungen, in den leidenschaft... Berufungen, wie ein Strom, der seine Dämme durchbrochen hat. Sein Sarkas... war furchtbar, er zermalmte seine Gegner. Nie war ein Redner gefürchteter ... Pitt. Sein stetes Studium waren Demosthenes und Bolingbroke. Franklin er... er habe im Verlauf seines Lebens zuweilen Beredtsamkeit ohne Weisheit, oft ... auch Weisheit ohne Beredtsamkeit gehört, bei Lord Chatham aber hätten sich ... vereinigt. Pitt liebte gleich sehr die Macht und den Ruhm. — Von Bestechl... wie sie damals in England so verbreitet war, hielt er sich frei. Das Volk, ... Sache er führte, nannte ihn deshalb bald den großen Commoner und wurde ... Stütze. Festigkeit des Willens war seine Stärke. Oberst Gray sagte von ihm ... Unterhause: „er besaß das glückliche Talent, allen denen, welchen er einen Ant... an der Ausführung seiner Pläne einräumen wollte, seinen eigenen Eifer in ... Seele zu gießen, und es ist vielen hier im Haus anwesenden Beamten w... bekannt, daß nie Jemand das Cabinet des Grafen betreten hat, ohne sich

*) Mahon II. 291—99.

**) Mahon III. 11—21. Macaulay, Critical and historical essays. Tauchn... II. Thackerays History of the Earl of Chatham. S. 225 ff.

m Scheiden aus demselben als einen bravern Mann zu erkennen, als er da wie er über die Schwelle schritt."

So war der junge Mann, der jetzt in die Reihe der begabten Gegner poles eintrat und bald für das Haupt derselben galt. Der Minister wollte hm ein Exempel statuiren und entließ Pitt aus dem Dienst. Dieser verlor ens Nichts dadurch, denn der Prinz von Wales, welcher sich der Patrioten= i angeschlossen hatte, machte ihn zu seinem Kammerherrn. Walpole dagegen bittere Dinge zu hören. Er verlor immer mehr Boden und hatte keine icht ihn wieder zu gewinnen. Die Jakobiten faßten wieder Hoffnung beim Jakobiten. ruch des Krieges. 1740 bildete sich in Schottland ein geheimer Bund von tigen Edelleuten zu Gunsten der verbannten Familie. Fleury begann ihnen günstiges Ohr zu leihen, sobald er überzeugt war, daß Frankreich in den zwischen England und Spanien werde hineingezogen werden.

Indeß begann der Krieg zur See. England sendete zwei Geschwader aus: Angriff der span. Colonien. eine unter Commodore Anson sollte Cap Horn umschiffen und die Küsten Peru plündern; das andere unter Admiral Vernon sollte Portobello und stküste angreifen. Die Fahrt Ansons ist durch die schöne Beschreibung, welche Anson. Schiffsgeistlicher Walter davon entwarf, weltberühmt geworden*). Georg n, geb. 1697 in Staffordshire, widmete sich von Jugend an dem Seewesen zog durch Klugheit und Unerschrockenheit in der Gefahr die Aufmerksamkeit Regierung auf sich, so daß er schon im 30. Jahre Befehlshaber eines Schiffes jetzt 1739, wo England die unbedingte Herrschaft zur See erringen wollte, modore eines Geschwaders von 6 Schiffen wurde, mit ungefähr 1400 Mann ung. Am 18. September 1740 lichtete er die Anker. So wenig hatte ole bisher für das Seewesen gethan, daß man Mühe hatte, die Flotte mit sen zu bemannen. Diese Zögerung war Schuld an vielem Unglück. Anson in der stürmischen Zeit an das Cap Horn. Das Meer thürmte sich zu m empor. Die ältesten Matrosen gestanden, was sie bisher für Sturm ten, seien sanfte Lüfte gewesen. Dazu kam Kälte, Hände und Füße erfroren. geringsten Ruck brachen die Taue. Als Viele glaubten, die Schwierigkeiten wunden zu haben, fanden sie auf einmal, daß sie zurückgetrieben waren. Die me wütheten von neuem. Die Schiffe verloren einander. Zum Glück hatte Juan Fernandez. s Vorsicht für einen solchen Fall die Insel Juan Fernandez zum Sammel= e bestimmt. Am 10. Juni 1741 warf der Centurio Anker an der damals wohnten Insel im Augenblick, wo die Noth am höchsten war. Nicht bloß den men waren Viele erlegen, sondern 200 Mann von einem Schiff waren durch Scorbut zu Grunde gegangen. Die wenigen Ueberlebenden erholten sich gens bald auf der Insel, die durch ihre duftenden Wälder, reinen Quellen, refflichen Kräuter eben so berühmt ist, als durch die Schicksale des Alexander irk, eines schottischen Matrosen, der von seinen Kameraden zurückgelassen, Jahre lang in der Einsamkeit zubrachte, und dessen Erzählung Defoe die gung gab zu seinem berühmten Roman Robinson Crusoe. Nach und nach n drei andere Schiffe ein, alle im kläglichsten Zustand. Von der Mannschaft kaum ein Drittheil gerettet. Das Schiff „die Wette" war gescheitert, 30 er Matrosen hatten sich auf einem Boot bis zum Rio grande in Brasilien tet. Ein Midshipman hat später ihre Leiden und Abenteuer beschrieben, ron, der Großvater des berühmten Dichters. Doch das Unwetter hatte nicht

*) Voyage round the World in the years 1740—1745, by Georges Lord Anson; piled from his papers by Richard Walter.

Mißhandlung, 1738, wurde Jenkins vor dem Parlament verhört. Als ihn e Mitglied fragte, was er empfunden habe, als er in den Händen der Barbaren wa antwortete Jenkins gewandt: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Ang legenheiten meinem Vaterland." — Diese Worte flogen durch das Land, goßen Oel in das Feuer. Vergebens erwirkte der Minister von Spanien d Versprechen einer Entschädigung. Von allen Seiten drängte man zum Kri Walpole mußte sich dazu entschließen oder abtreten. Er hielt den Krieg für un recht, für ein Unglück, aber wie Fleury schied auch er nicht gern von Gewalt und hoffte die Gegner zu beschwichtigen dadurch, daß er sich zu ihr Werkzeug hergab. Vom König von Spanien forderte er die unbedingte Aufhe des Untersuchungsrechtes, die unverzügliche Entrichtung der Entschädigung — als die Antwort „nein" lautete, so wurde in London am 19. Oktober 1 die Kriegserklärung erlassen. Das englische Volk nahm sie mit Jubel auf. allen Kirchen Londons läuteten die Glocken. „Jetzt schlagen die Glocken zusam murmelte Walpole, bald werden sie die Hände zusammenschlagen." — Unglück für seinen Ruhm blieb er aber doch Minister, auch entdeckte er daß er durch seine Nachgiebigkeit seine Lage nicht verbessert habe*).

Unter den Männern der Opposition machte sich damals zuerst W Pitt. Pitt bemerkbar. Er ist geboren zu Chatham 1708, der jüngere Sohn aus alten Familie, die über einen Burgflecken verfügte. Seine Studien machte Eton und Oxford. Ein ererbtes Gichtleiden zwang ihn die Hochschule zu lassen, ehe er einen Grad erlangt hatte. Pitt suchte Heilung im Ausla bereiste Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr bekam er eine Fähnri und trat 1735 für Oldsarum ins Parlament. Seine erste Rede wa geziert, voll Wortschwall, deßungeachtet machte der Redner einen tiefen durch seine edle und schlanke Gestalt, durch sein feuriges Auge, durch den seiner Stimme, „welche silberne Reinheit mit der Majestät der schw Klänge der Orgel verband**)." Niemand konnte eindringlicher sprechen, ältere Pitt, und nie sprach er besser, als wenn er nicht vorbereitet war. sagt mit Recht von ihm, er sei der Sklave und nicht der Herr seiner Reden gewesen. Seine vorbereiteten Reden waren geziert, wenn er aber bereitet in Erregung kam, so ergoß sich der Reichthum seiner Gedanken lebendigsten Bildern, in den glücklichsten Anspielungen, in den leidenschaf Berufungen, wie ein Strom, der seine Dämme durchbrochen hat. Sein Sa war furchtbar, er zermalmte seine Gegner. Nie war ein Redner gefürcht Pitt. Sein stetes Studium waren Demosthenes und Bolingbroke. Franklin er habe im Verlauf seines Lebens zuweilen Beredtsamkeit ohne Weisheit, auch Weisheit ohne Beredtsamkeit gehört, bei Lord Chatham aber hätten vereinigt. Pitt liebte gleich sehr die Macht und den Ruhm. — Von Beste wie sie damals in England so verbreitet war, hielt er sich frei. Das Vol Sache er führte, nannte ihn deshalb bald den großen Commoner und wa Stütze. Festigkeit des Willens war seine Stärke. Oberst Gray sagte vom Unterhause: „er besaß das glückliche Talent, allen denen, welchen er einen an der Ausführung seiner Pläne einräumen wollte, seinen eigenen Eifer Seele zu gießen, und es ist vielen hier im Haus anwesenden Beamten bekannt, daß nie Jemand das Cabinet des Grafen betreten hat, ohne

*) Mahon II. 291—99.
**) Mahon III. 11—21. [illegible] Critical and historical essays. Transl II. Thackerays History of the [illegible]ham. S. 225 ff.

n Scheiden aus demselben als einen bravern Mann zu erkennen, als er da wie er über die Schwelle schritt."

So war der junge Mann, der jetzt in die Reihe der begabten Gegner oles eintrat und bald für das Haupt derselben galt. Der Minister wollte m ein Exempel statuiren und entließ Pitt aus dem Dienst. Dieser verlor ens Nichts dadurch, denn der Prinz von Wales, welcher sich der Patrioteni angeschlossen hatte, machte ihn zu seinem Kammerherrn. Walpole dagegen n bittere Dinge zu hören. Er verlor immer mehr Boden und hatte keine icht ihn wieder zu gewinnen. Die Jakobiten faßten wieder Hoffnung beim ruch des Krieges. 1740 bildete sich in Schottland ein geheimer Bund von tigen Edelleuten zu Gunsten der verbannten Familie. Fleury begann ihnen günstiges Ohr zu leihen, sobald er überzeugt war, daß Frankreich in den g zwischen England und Spanien werde hineingezogen werden. Jakobiten.

Indeß begann der Krieg zur See. England sendete zwei Geschwader aus: eine unter Commodore Anson sollte Cap Horn umschiffen und die Küsten Peru plündern; das andere unter Admiral Vernon sollte Portobello und Ostküste angreifen. Die Fahrt Ansons ist durch die schöne Beschreibung, welche Schiffsgeistlicher Walter davon entwarf, weltberühmt geworden*). Georg n, geb. 1697 in Staffordshire, widmete sich von Jugend an dem Seewesen zog durch Klugheit und Unerschrockenheit in der Gefahr die Aufmerksamkeit Regierung auf sich, so daß er schon im 30. Jahre Befehlshaber eines Schiffes jetzt 1739, wo England die unbedingte Herrschaft zur See erringen wollte, modore eines Geschwaders von 6 Schiffen wurde, mit ungefähr 1400 Mann ldung. Am 18. September 1740 lichtete er die Anker. So wenig hatte pole bisher für das Seewesen gethan, daß man Mühe hatte, die Flotte mit rosen zu bemannen. Diese Zögerung war Schuld an vielem Unglück. Anson in der stürmischen Zeit an das Cap Horn. Das Meer thürmte sich zu gen empor. Die ältesten Matrosen gestanden, was sie bisher für Sturm lten, seien sanfte Lüfte gewesen. Dazu kam Kälte, Hände und Füße erfroren. n geringsten Ruck brachen die Taue. Als Viele glaubten, die Schwierigkeiten wunden zu haben, fanden sie auf einmal, daß sie zurückgetrieben waren. Die rme wütheten von neuem. Die Schiffe verloren einander. Zum Glück hatte ons Vorsicht für einen solchen Fall die Insel Juan Fernandez zum Sammeltte bestimmt. Am 10. Juni 1741 warf der Centurio Anker an der damals ewohnten Insel im Augenblick, wo die Noth am höchsten war. Nicht bloß den rmen waren Viele erlegen, sondern 200 Mann von einem Schiff waren durch Scorbut zu Grunde gegangen. Die wenigen Ueberlebenden erholten sich igens bald auf der Insel, die durch ihre duftenden Wälder, reinen Quellen, trefflichen Kräuter eben so berühmt ist, als durch die Schicksale des Alexander lkirk, eines schottischen Matrosen, der von seinen Kameraden zurückgelassen, r Jahre lang in der Einsamkeit zubrachte, und dessen Erzählung Defoe die regung gab zu seinem berühmten Roman Robinson Crusoe. Nach und nach fen drei andere Schiffe ein, alle im kläglichsten Zustand. Von der Mannschaft r kaum ein Drittheil gerettet. Das Schiff „die Wette" war gescheitert, 30 ner Matrosen hatten sich auf einem Boot bis zum Rio grande in Brasilien ettet. Ein Midshipman hat später ihre Leiden und Abenteuer beschrieben, yron, der Großvater des berühmten Dichters. Doch das Unwetter hatte nicht

Angriff der span. Colonien.

Anson.

Juan Fernandez.

*) Voyage round the World in the years 1740—1745, by Georges Lord Anson; mpiled from his papers by Richard Walter.

allein die englische Flotte geschädigt, auch ein spanisches Geschwader, das gegen sie ausgerüstet war, wurde von den Stürmen am Cap Horn so umher gestoßen, daß zwei Schiffe versanken. Noch mehr als am Scorbut litten aber die Spanier durch Mangel an Lebensmitteln, so daß der Admiral Don Josef Pizarro umkehrte und in Rio de la Plata Erholung suchte. Anson aber machte auf der Insel Fernandez drei Schiffe wieder segeltüchtig, obschon er nur 365 Mann noch besaß, und brach auf zur Verfolgung der Feinde, und vollbrachte, wie ein echter Seekönig, Heldenthaten in Normannenart, nahm Schiffe weg mit großer Ladung, erstürmte die reiche Stadt Paita und wollte dann in der Nähe von Panama landen, um sich von dort über die Landenge von Darien mit dem Admiral Vernon in Verbindung zu setzen. Als er aber das Unglück vor Carthagena erfuhr, beschloß er die große Manilla-Gallione zu erjagen, welche im Juli jedes Jahres von Manilla absegelte und im December vor Acapulco ankam. Bald begann die Fahrt über das weite stille Meer. Scorbut und Stürme schädigten die Schiffe, so daß er eines derselben zerstören und die Mannschaft an Bord nehmen mußte; blos mit einem Schiff, worauf nur mehr 71 Mann diensttauglich waren, erreichte er eine der Ladronen. Während hier Alles geschah, um das Schiff zu kalfatern, und Anson mit dem größern Theil der Mannschaft deßhalb am Lande sich befand, trieb ein Aequinoctialsturm das Schiff weit in die See hinaus. Nach unsäglichen Anstrengungen kam Anson wieder in den Besitz desselben und steuerte jetzt nach Macao, wo aber der sinesische Statthalter ihm keine Lebensmittel verabreichen wollte. Nur die Drohung, daß er die Stadt und die Schiffe im Hafen in Brand stecken und daß im Nothfall seine ausgehungerten Engländer an den wohlgefütterten Sinesen sich erholen würden, machte den Mandarin nachgiebig. Im Jahre 1743 trieb Anson eine der spanischen Gallionen auf, welche die stolze Flagge senkte, nachdem sie im heftigen Kampf 51 Todte und Verwundete zählte. 1744 landete Anson in Spithead, nach einer Seereise von 3 Jahren und 3 Monaten. Die Beute im Werth von 10 Millionen wurde auf 32 Wagen unter dem Schall von Trommeln und Drommeten durch die Straßen von London geführt. Ansons Name war auf aller Lippen, er hatte eine Fahrt um die Welt gemacht; bennoch sagte man von ihm, er sei nie in der Welt gewesen — gutmüthig und unvorsichtig benahm er sich in der Gesellschaft*).

Vernon. Das zweite Geschwader unter Vernon segelte im Juli 1739 von England ab und erschien am 20. November vor **Portobello**. Da die Stadt auf einen Angriff nicht gerüstet war, so war die Eroberung leicht — die Engländer verloren nur 7 Mann — doch wurde sie von den Gegnern des Ministers als große Heldenthat gepriesen, weil Vernon zur Patriotenpartei gehörte und in Angriffen gegen Walpole bisher der maßloseste gewesen. Es regnete Ehren auf den Sieger. Dies machte ihn aber eitel und anmaßend. Trotz Warnungen wollte er doch **Carthagena** wegnehmen, das aber von den Spaniern heldenmüthig vertheidigt wurde. Der Angriff scheiterte unter großen Verlusten (März 1741). Die Mannschaft schwand von 6600 auf 3200 Mann herunter. Auch ein Angriff auf Cuba mißlang. Eine aufgefangene Depesche des französischen Kriegsministers zeigte den Engländern, daß sie im Fall des Sieges einen Angriff von der französischen Flotte zu fürchten gehabt hätten**).

Man war also jetzt schon auf sehr gespanntem Fuß mit Frankreich. Im November 1740 trat das Parlament wieder zusammen. Die Opposition stellte einen Antrag auf Entlassung Walpoles für immer aus dem Rath und der Gegenwart

*) Mahon, l. c. B. III. S. 35—59.
**) Mahon, l. c B. III. S. 59—69.

an des Königs, denn er habe sich die alleinige Leitung der Geschäfte angemaßt, e Verfügung über alle Aemter, Gnadengehalte, Titel und Orden, wie über alle rgerlichen, militärischen und kirchlichen Beförderungen an sich gerissen; er dere bei den Wahlen im Parlament blinde Unterwürfigkeit. Der Angeklagte rtheidigte in glänzender Weise seine Haltung im Innern und seine ganze ßere Politik und siegte im Unterhaus mit 290 gegen 106, im Oberhaus mit 18 gegen 59 Stimmen.

Eine der brennendsten Fragen war jetzt das Verhalten zur österreichischen twicklung. Ehre und Politik trieben, Maria Theresia zu unterstützen. Walpole antragte, ihr mit 300,000 Pfund zu Hülfe zu kommen und für sie die ver-gsmäßige Truppenmacht von 12,000 Mann zu stellen. Auch bisherige gner unterstützten ihn hierin, nur hatte der Minister das Ziel, den Bund n Maria Theresia dadurch aufzulösen, daß er den König von Preußen von trenne, und in einen Verbündeten verwandle. Hierin handelte Walpole z nach dem Herzen König Georgs II., der bange für sein Stammland nnover das Schwert erst ziehen wollte, wenn Hannover von Seite Preußens ichert sei. Darum kam ein englischer Gesandter 7. Mai 1741 zu Friedrich II. t dem Antrag eines Waffenstillstands. Friedrich solle Niederschlesien mit slau erhalten, dafür 300,000 fl. erlegen und mit seiner gesammten Macht die pragmatische Sanction eintreten und seine Stimme bei der Kaiserwahl Franz Stephan geben. Friedrich II. besorgte aber, die Engländer wollten nur hinhalten, bis sie gerüstet wären, und schloß rasch den Bundesvertrag Frankreich ab.

Eifer für Oesterreich.

Antrag bei Friedrich II.

Auf die Mahnung des Engländers, er möge hochherzig Deutschland den eden geben, antwortete Friedrich II.: „Reden Sie mir Nichts von Seelen-ße. Ein Fürst muß zu allererst auf seinen Vortheil denken; ich muß die vier zogthümer haben und ich werde sie bekommen." — Nicht weniger hatte der lische Gesandte Robinson in Wien Mühe, Maria Theresia zur Nachgiebigkeit stimmen, sie wollte von irgend einer Abtretung in Schlesien Nichts wissen: aatsklugheit, Ehre und Gewissen verbieten es mir. Kaum hätte ich einen nd zufrieden gestellt, so würde ein anderer aufstehen, den ich wieder befriedigen ßte." Noch dringender schilderte der Engländer auf der einen Seite die Gefahr Königin und auf der anderen den Vortheil, wenn sie Preußen gewinne. llich rief sie: „Was gäb' ich nicht statt Schlesien! Mag der König von ußen Alles nehmen, was wir in Geldern haben!" — Robinson reiste zu edrich, den er am 7. August in Strehlen traf, und bot ihm Geldern an. as haben wir in Geldern verloren? entgegnete Friedrich II., wer verbürgt es? Ich bin an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres und Herr eines des, das ich haben will. Ich kann die Protestanten in Schlesien nicht der rannei ihrer Verfolger überliefern. Meine Ahnen würden aus den Gräbern stehen und mir zurufen: Du gehörst nicht zu unserm Blut!" — Am 10. ten die Preußen in der That Breslau, am 12. nahm Friedrich die Huldigung Die Unterhandlung hatte sich also zerschlagen. Niemand war froher darüber Maria Theresia, die nur aus Rücksicht auf England nachgegeben hatte: reslau ist genommen, unsere Vorschläge sind verworfen, sagte sie, unsere Ant-rt ist gegeben, Alles ist zu Ende." — Von Neuem drang England auf Nach-

bei Maria Theresia, abgelehnt

Breslau.

allein die englische Flotte geschädigt, auch ein spanisches Geschwader, das geg[...] sie ausgerüstet war, wurde von den Stürmen am Cap Horn so umher gestoßen, daß zwei Schiffe versanken. Noch mehr als am Scorbut litten aber die Span[ier] durch Mangel an Lebensmitteln, so daß der Admiral Don Josef Pizarro [um]kehrte und in Rio de la Plata Erholung suchte. Anson aber machte auf [der] Insel Fernandez drei Schiffe wieder segeltüchtig, obschon er nur 365 M[ann] noch besaß, und brach auf zur Verfolgung der Feinde, und vollbrachte, wie [ein] echter Seekönig, Heldenthaten in Normannenart, nahm Schiffe weg mit g[...] Ladung, erstürmte die reiche Stadt Paita und wollte dann in der Nähe [von] Panama landen, um sich von dort über die Landenge von Darien mit dem Ad[miral] Vernon in Verbindung zu setzen. Als er aber das Unglück vor Carthagena er[fuhr], beschloß er die große Manilla-Gallione zu erjagen, welche im Juli jedes J[ahres] von Manilla absegelte und im December vor Acapulco ankam. Bald bega[nn] die Fahrt über das weite stille Meer. Scorbut und Stürme schädigten [die] Schiffe, so daß er eines derselben zerstören und die Mannschaft an Bord n[ehmen] mußte; blos mit einem Schiff, worauf nur mehr 71 Mann diensttauglich w[aren,] erreichte er eine der Ladronen. Während hier Alles geschah, um das Schi[ff zu] kalfatern, und Anson mit dem größern Theil der Mannschaft deßhalb am [Land] sich befand, trieb ein Aequinoctialsturm das Schiff weit in die See hi[naus.] Nach unsäglichen Anstrengungen kam Anson wieder in den Besitz desselben [und] steuerte jetzt nach Macao, wo aber der sinesische Statthalter ihm keine Leben[smittel] verabreichen wollte. Nur die Drohung, daß er die Stadt und die Schiffe im [Hafen] in Brand stecken und daß im Nothfall seine ausgehungerten Engländer a[n den] wohlgefütterten Sinesen sich erholen würden, machte den Mandarin nach[giebig.] Im Jahre 1743 trieb Anson eine der spanischen Gallionen auf, welche [ihre] stolze Flagge senkte, nachdem sie im heftigen Kampf 51 Todte und Verw[undete] zählte. 1744 landete Anson in Spithead, nach einer Seereise von 3 Jahre[n und] 3 Monaten. Die Beute im Werth von 10 Millionen wurde auf 32 Wagen [unter] dem Schall von Trommeln und Drommeten durch die Straßen von [London] geführt. Ansons Name war auf aller Lippen, er hatte eine Fahrt um die [Welt] gemacht; dennoch sagte man von ihm, er sei nie in der Welt gewesen [; so] gutmüthig und unvorsichtig benahm er sich in der Gesellschaft*).

Vernon. Das zweite Geschwader unter Vernon segelte im Juli 1739 von E[ngland] ab und erschien am 20. November vor Portobello. Da die Stadt auf [einen] Angriff nicht gerüstet war, so war die Eroberung leicht — die Engländer [ver]loren nur 7 Mann — doch wurde sie von den Gegnern des Ministers als große Heldenthat gepriesen, weil Vernon zur Patriotenpartei gehörte und [in] Angriffen gegen Walpole bisher der maßloseste gewesen. Es regnete Ehren [auf] den Sieger. Dies machte ihn aber eitel und anmaßend. Trotz Warnungen [wollte] er doch Carthagena wegnehmen, das aber von den Spaniern heldenmüt[hig] vertheidigt wurde. Der Angriff scheiterte unter großen Verlusten (März 17[41].) Die Mannschaft schwand von 6600 auf 3200 Mann herunter. Auch ein An[griff] auf Cuba mißlang. Eine aufgefangene Depesche des französischen Kriegsminis[ters] zeigte den Engländern, daß sie im Fall des Sieges einen Angriff von [der] französischen Flotte zu fürchten gehabt hätten**).

Portobello. Carthagena.

Man war also jetzt schon auf sehr gespanntem Fuß mit Frankreich. [Im] November 1740 trat das Parlament wieder zusammen. Die Opposition [stellte] einen Antrag auf Entlassung Walpoles für immer aus dem Rath und der Ge[...]

Anklage Walpoles

*) Mahon 35—5[...]
**) Maho[n] [...]9—

ꝛt, aber er fühlte dies auch. Er war ein hochfahrender, alter Soldat. Finch t am 7. März*): „Die Regentin sagte mir: Münnich habe den Herzog urland mehr aus Ehrgeiz, als aus Anhänglichkeit für sie gestürzt, und ob= sie in Folge davon die Frucht des Verraths gepflückt habe, so könne sie en Verräther nicht achten. Ueberdies sei seine Anmaßung auf die Dauer äglich; um ihre wiederholten und bestimmtesten Befehle kümmere er sich gar wage es in einem fort ihrem Gemahl zu widersprechen; er habe zu viel iz und einen zu unruhigen Charakter, als daß man sich auf ihn verlassen ! Es wäre ihr lieb, wenn er auf seine Güter in der Ukraine gehen und ne Tage beschließen würde." — In der That machte Münnich, was er wollte. Regentin wollte Maria Theresia helfen, Münnich aber schloß einen Allianz= g mit Preußen und sagte zum Marquis Botta, welcher Hilfe für Oesterreich te: man habe sich ja in Wien beim letzten Türkenkriege Nichts weniger als um Rußland die vertragsmäßige Hilfe zu leisten; er wundere sich, daß sich in Oesterreich schon in solchen Nöthen befinde, da ihnen der König Preußen doch nur mit 20.000 Mann zusetze; wenn sie sich auf einen solchen iff nicht besser gefaßt gehalten hätten, so werden ihnen auch 30.000 Russen s helfen und es sei schwer ein Land zurückzuerobern, wo die Unterthanen nach einem andern Herrn seufzen**). — Es war also in der Regierung Zwiespalt. Der Oberhofmarschall Löwenwolde und der Minister des Aeußern, mann, arbeiteten nach Kräften gegen Münnich, dessen Geschäftskreis nach nach beschränkt wurde. Voll Verdruß darüber forderte Münnich zweimal Entlassung. Am 3. März 1641 ward sie ihm zu Theil, aber unter Be= ng der höchsten Ungnade. Unter Trommelschlag wurde die Entlassung des arschalls in Petersburg verkündet, einige seiner Vertrauten unter den höheren nen wurden gefangen gesetzt. Man fürchtete, wenn man ihm die Macht einige Stunden noch lasse, könne er einen Staatsstreich wagen. Münnich n die Sache mit Ruhe hinzunehmen, wurde aber sorgfältig überwacht. Finch lt***), es sei Befehl gegeben worden, ihn lebendig oder todt zu packen, wenn ei Nacht die Wohnung der Prinzessin Elisabeth besuche. Der Fall Münnichs übrigens für Oesterreich keinen Nutzen. Ostermann, der an seine Stelle , war ein geborner Unterthan Preußens und verläugnete seine Vorliebe für Heimath durchaus nicht. Münnichs Sturz.

Die Prinzessin Elisabeth war in der That die wahre Gefahr für na: sie war eine Tochter Peters I. und Katharinas und bisher ihr Recht die Thronfolge nur wegen ihres anstößigen Lebens nicht berücksichtigt worden. hatte Liebesverhältnisse mit gemeinen Soldaten, trank gern Branntwein, te den Putz, besuchte aber auch fleißig die Kirche, war sehr abergläubisch, ndlich gegen Jedermann und gesprächig, verschwenderisch, — ihre gemeinen igungen machten sie gerade beim Volke beliebt. Sie schien ganz harmlos nur n Genuß zu leben und ohne allen Ehrgeiz zu sein, wenn sie nur immer ld genug zu verschwenden hatte und man ihren Vergnügungen nicht in den eg trat. Aber es gab schon Leute, die ihren Ehrgeiz stachelten und sie an Recht erinnerten, und zwar war dies la Chetardie, der französische Gesandte,

---

*) La Cour de Russie, 81.
**) Bericht Pezolds bei Herrmann, IV. S. 667.
***) La Cour de Russie l. c.

giebigkeit, ihre eigenen Räthe stimmten den gleichen Ton an. Lange sträubte sich die starkmüthige Königin: „Soll das Haus Oesterreich zu Grund gehen, so ist es gleichgiltig, ob es durch Baiern oder Preußen geschieht.“ Endlich gab sie nach: Friedrich möge Niederschlesien mit Breslau und einem guten Theil Oberschlesiens haben, wenn er sich mit ihr gegen Frankreich verbinde: „Placet, da kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit größtem Herzeleid.“ — Robinson eilte mit dem Angebot zu Friedrich, der aber antwortete: „Es ist zu spät! Die Königin von Ungarn soll sich der ganzen Schwere des Schicksals fügen!“

Neutralitäts-Vertrag. Und in der That schienen die eisernen Würfel gegen Oesterreich zu rollen. Die Franzosen drangen so rasch gegen den Niederrhein vor, daß König Georg II., welcher in Hannover ein Heer sammelte, für seine kurfürstlichen Besitzungen zitterte und 16. September 1741 einen für Hannover auf ein Jahr gültigen Neutralitätsvertrag abschloß. So hatte denn Maria Theresia von Georg II. zunächst keine Hülfe zu erwarten.

Rußland. Aber auch nicht von Rußland, wo in diesem Jahre wichtige Dinge vor sich gingen. Früher wurde gezeigt*), wie Anna, die Mutter Iwans III., zur Gewalt gelangte, 20. November 1740. Sie wußte sich jedoch nur kurz zu behaupten, denn sie verstand nicht die Russen zu gewinnen. Die Großen fühlten sich zurückgestoßen.

Großfürstin Anna. Der englische Gesandte Finch schrieb an seine Regierung am 21. Juni 1741**): „Die Zukunft ist unsicher. Die Regentin scheint Kopf, durchdringenden Verstand, ein gutes Herz und menschliches Gefühl zu haben, aber ihr Charakter ist verschlossen, sie liebt zu sehr die Zurückgezogenheit. Sie leidet, wenn sie öffentlich auftreten muß, und sie bringt den größten Theil ihrer Zeit bei ihrer Freundin Fräulein Mengden zu, und hängt ihr an mit einer Zärtlichkeit, wie sie nur ein Liebhaber gegen seine Geliebte hegen kann.“ Fräulein Mengden verlobte sich mit dem schönen sächsischen Grafen Lynar, dem frühern Geliebten der Regentin, der Rußland hatte verlassen müssen und jetzt wieder gekommen war. Ein anderer Bericht meldet, daß die wichtigsten Papiere Wochen lang zur Unterschrift liegen blieben, daß die Regentin Tage lang in einem sehr einfachen Negligé, die Haare mit einem Schnupftuch umwunden, das ihr statt einer Nachthaube diene, in ihren Gemächern eingeschlossen bleibe, ohne irgend Jemanden als die Vertrautesten zu sehen***). Von der Mengden bemerkt der englische Gesandte†): „Sie hat weder Geist noch Bosheit;“ vom Gemahl Annas, dem Prinzen von Braunschweig, es mangle ihm die Würde in seinem Benehmen, er habe keine Erfahrung in den Geschäften, Ostermann müsse ihn erst einführen, übrigens sei die Regentin so eifersüchtig auf ihre Gewalt, daß sie ihrem Mann auch nicht den geringsten Theil derselben einräume. — Alles würde besser gehen, wenn die Regentin öfters öffentlich auftreten würde und gesprächiger wäre, woran die Russen durch die letzten Regierungen gewöhnt wären. Mit andern Worten: die Regentin blieb ohne Fühlung mit dem Geist ihres Volkes.

Münnich. Ihre Stütze war Münnich: er hatte sie zur Regentin

*) S. 218—19.

**) La Cour de Russie il-y-a cent ans 1725—1783. Extraits des dépèches des Ambassadeurs anglais-français. p. 85.

***) Herrmann, Geschichte des russischen Staates. IV., 661.

†) La Cour de Russie, 86.

nacht, aber er fühlte dies auch. Er war ein hochfahrender, alter Soldat. Finch
eibt am 7. März*): „Die Regentin sagte mir: Münnich habe den Herzog
Kurland mehr aus Ehrgeiz, als aus Anhänglichkeit für sie gestürzt, und ob-
n sie in Folge davon die Frucht des Verraths gepflückt habe, so könne sie
den Verräther nicht achten. Ueberdies sei seine Anmaßung auf die Dauer
rträglich; um ihre wiederholten und bestimmtesten Befehle kümmere er sich gar
t, wage es in einem fort ihrem Gemahl zu widersprechen; er habe zu viel
geiz und einen zu unruhigen Charakter, als daß man sich auf ihn verlassen
ne! Es wäre ihr lieb, wenn er auf seine Güter in der Ukraine gehen und
seine Tage beschließen würde." — In der That machte Münnich, was er wollte.
Regentin wollte Maria Theresia helfen, Münnich aber schloß einen Allianz-
rag mit Preußen und sagte zum Marquis Botta, welcher Hilfe für Oesterreich
hrte: man habe sich ja in Wien beim letzten Türkenkriege Nichts weniger als
lt, um Rußland die vertragsmäßige Hilfe zu leisten; er wundere sich, daß
sich in Oesterreich schon in solchen Nöthen befinde, da ihnen der König
Preußen doch nur mit 20.000 Mann zusetze; wenn sie sich auf einen solchen
griff nicht besser gefaßt gehalten hätten, so werden ihnen auch 30.000 Russen
hts helfen und es sei schwer ein Land zurückzuerobern, wo die Unterthanen
t nach einem andern Herrn seufzen**). — Es war also in der Regierung
r Zwiespalt. Der Oberhofmarschall Löwenwolde und der Minister des Aeußern,
rmann, arbeiteten nach Kräften gegen Münnich, dessen Geschäftskreis nach
nach beschränkt wurde. Voll Verdruß darüber forderte Münnich zweimal
e Entlassung. Am 3. März 1641 ward sie ihm zu Theil, aber unter Be- Münnichs Sturz.
ung der höchsten Ungnade. Unter Trommelschlag wurde die Entlassung des
marschalls in Petersburg verkündet, einige seiner Vertrauten unter den höheren
men wurden gefangen gesetzt. Man fürchtete, wenn man ihm die Macht
einige Stunden noch lasse, könne er einen Staatsstreich wagen. Münnich
n die Sache mit Ruhe hinzunehmen, wurde aber sorgfältig überwacht. Finch
ldt***), es sei Befehl gegeben worden, ihn lebendig oder todt zu packen, wenn
ei Nacht die Wohnung der Prinzessin Elisabeth besuche. Der Fall Münnichs
e übrigens für Oesterreich keinen Nutzen. Ostermann, der an seine Stelle
, war ein geborner Unterthan Preußens und verläugnete seine Vorliebe für
e Heimath durchaus nicht.

Die Prinzessin Elisabeth war in der That die wahre Gefahr für
na: sie war eine Tochter Peters I. und Katharinas und bisher ihr Recht
die Thronfolge nur wegen ihres anstößigen Lebens nicht berücksichtigt worden.
hatte Liebesverhältnisse mit gemeinen Soldaten, trank gern Branntwein,
te den Putz, besuchte aber auch fleißig die Kirche, war sehr abergläubisch,
ndlich gegen Jedermann und gesprächig, verschwenderisch, — ihre gemeinen
gungen machten sie gerade beim Volke beliebt. Sie schien ganz harmlos nur
Genuß zu leben und ohne allen Ehrgeiz zu sein, wenn sie nur immer
d genug zu verschwenden hatte und man ihren Vergnügungen nicht in den
g trat. Aber es gab schon Leute, die ihren Ehrgeiz stachelten und sie an
Recht erinnerten, und zwar war dies la Chetardie, der französische Gesandte,

---

*) La Cour de Russie, 81.
**) Bericht Pezolds bei Herrmann, IV. S. 667.
***) La Cour de Russie l. c.

im Bund mit dem schwedischen: sie fürchteten, die Regentin werde Maria Theresia doch noch Hilfe schicken, und darum sollte Anna gestürzt und Elisabeth auf den Thron erhoben werden.

Lestocq. Den Vermittler bildete der Leibarzt der Elisabeth — **Lestocq** aus Hannover, ein geborner Franzose, und ein Musiker Schwarz. **La Chetardie** besuchte in der Nacht die Wohnung der Elisabeth. Aber man hatte Mühe, sie nach nach zu einem Unternehmen fortzureißen. Man stellte ihr vor, der Hof wolle in ein Kloster stecken, während sie doch keinen Zoll Nonnenfleisch an sich ha Anna trug sich hinwieder einige Zeit mit dem Gedanken, sie mit dem Br ihres Gemahls zu vermählen und diesen zum Herzog von Kurland wählen lassen. Elisabeth hingegen, an Ungebundenheit gewöhnt, wollte Nichts von Heirath hören, doch zeigte sie sich verletzt, als man den persischen Gesandten, für Nadir-Schah um ihre Hand werben wollte, nicht zu ihr ließ.

Nadir-Schah. Der Schah schickte nämlich nach seinen Eroberungen in Indien glänzende Gesandtschaft an den Kaiserhof mit einem Gefolge von 3000 M und 14 Elephanten, wovon 9 für den Kaiser, 1 für die Großfürstin, 1 Elisabeth und 1 für Ostermann bestimmt war. Glänzende Geschenke, Armbän Ringe mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, kostbare Stoffe wurden überre der Schah habe die dem Großmogul abgenommene Beute mit einem so g Bundesgenossen, wie der russische Kaiser, theilen wollen. Für Vermählung der Prinzessin Elisabeth versprach der Schah, die christliche Religion in s Staaten einzuführen. Wahrscheinlich hatte es Nadir auf eine Vereinigung Ruß mit Persien abgesehen. Daß sie dem persischen Gesandten gar keine Audienz erthei durfte, ärgerte Elisabeth, sie ließ Ostermann sagen*): „er bilde sich zwar mit seiner Scheinheiligkeit die ganze Welt zu blenden; sie wisse aber sehr daß nur er bei dieser wie bei jeder anderen Gelegenheit sie zu demüthigen daß auf seinen Rath wider sie Anordnungen getroffen würden, an welche Großfürstin in ihrer Herzensgüte für sich zu denken nicht vermögend sei; e gesse, wer die Prinzessin und wer er selbst sei und daß es ihr Vater gewesen er es zu danken habe, daß er aus einem Schreiber das geworden, was e sei; sie hingegen werde nie vergessen, was ihr von Gott und ihrer Geburt komme; er könne versichert sein, daß sie sich hierin Nichts vergeben werde."

Schweden. Während so auf Betrieb des französischen Gesandten der Ehrgeiz Elisabeth rege gehalten wurde, und ihr Lestocq unaufhörlich von ihren Rechten auf Thron sprach und von der allgemeinen Anhänglichkeit des Volkes an sie, Frankreich eine andere Mine gegen Anna und gegen Maria Theresia Schweden an. Hier war seit dem Tode Karls XII. die Anarchie am Ru Alle Gewalt war beim Adel, das Königthum war ein Schatten. Der Adel theilte sich in zwei Parteien, die der Hüte und die der Mützen. Die Hüte gin am französischen, die Mützen am russischen Leitseil. An der Spitze der stand Gillenborg, Horn dagegen leitete die Partei, welche mit Rußland in Einvernehmen bleiben wollte. Das französische Gold war aber mächtiger die Einsicht derer, welche bei einem Krieg mit Rußland nur Verluste vor

*) Sieh Pezolds Bericht vom 21. Oktober 1741 bei Herrmann, IV. S. 671.

en; es hieß: über Rußland herrsche ein Kind, jetzt oder nie könne man seit 1721 verlornen Ostseeprovinzen wiedergewinnen, Wiborg, Petersburg, üsselburg, Kronstadt wegnehmen. Am 4. August wurde der Krieg erklärt. r den Ursachen war Verletzung des Nystädter Friedens, Einmischung in edische Angelegenheiten angeführt; zugleich wolle man das russische Volk dem grausamen Joch befreien, das Fremdlinge ihm aufgelegt hätten. Damit klar auf Elisabeth als rechtmäßige Herrscherin hingewiesen.

Die Schweden hatten gehofft, die Russen zu überraschen. Diese waren längst von Allem unterrichtet, was in Stockholm am Reichstag vorging. en die Schweden zur See angegriffen, so wäre die Gefahr für Rußland r gewesen, denn durch Birons Sorglosigkeit befand sich die Flotte im ichsten Zustand. Zu Land waren die Russen wohlgerüstet. Keith zog ihnen gen. Am 7. September kam es bei Wilmannstrand zu einem Treffen, in em die Schweden nach tapferem Widerstand geschlagen und ihr General agel gefangen wurde. Der andere schwedische General Löwenhaupt zog sich, ein ches Schicksal befürchtend, rasch zurück und die Russen bezogen Winter- tiere *). Wilmannstrand.

Indeß drängten die Ereignisse in Petersburg zur Entscheidung. Anna am 26. Juli 1741 eines Töchterleins, das den Namen Katharina erhielt. Anhänger riethen ihr, bei dem zarten Lebensalter des Kaisers sich zur in ausrufen zu lassen. Am 18. December sollte dieser Plan ausgeführt n. Die Verschworenen mußten darum eilen: Lestocq und Schwarz gewannen adiere unter den Garden, der französische Gesandte lieferte das Geld. Man Anzeigen am Hof, denn Lestocq und Schwarz waren nicht verschwiegen und unbesonnener war Elisabeth. Sie theilte das Geheimniß Jemanden mit, der um fußfällig bat, den Plan aufzugeben. Lestocq drohte ihr, von der ganzen e seine Hand abzuziehen. Die Prinzessin warf sich aber ihm zu Füßen und te eidlich, fürder nicht das Mindeste zu thun, was er nicht für gut befunden. 4. December 1741 war großer Hoftag. Anna nahm Elisabeth in ein deres Zimmer, theilte ihr mit, daß ihre schlimmen Anschläge angezeigt seien daß sie Lestocq werde verhaften lassen. Elisabeth weinte, schwur hoch und r, es sei Alles nicht wahr; Anna wurde gerührt und gab ihr Mißtrauen Elisabeth theilte Lestocq nach ihrer Rückkunft das Geschehene mit und dieser um so mehr zur Eile, als die Garden den Befehl erhalten hatten, zum ich gegen Schweden sich fertig zu halten. Am anderen Morgen zeigte Lestocq Prinzessin eine Zeichnung, auf deren einer Seite sie mit der Kaiserkrone, der anderen als Gefangene in einem Kloster dargestellt war, umgeben von Leichen ihrer Diener. Sie entschloß sich, in der Nacht noch ihr Vorhaben sführen (6. December 1741). Verschwörung.

Um ein Uhr in der Frühe verließ Elisabeth **), nachdem sie noch ihr Gebet chtet, und ein Panzerhemd über ihre Kleidung geworfen hatte, in Begleitung cqs, Woronzows und Schwarzens ihre Wohnung. Grenadiere warteten auf Staatsstreich.

*) Herrmann l. c. IV. S. 672.
**) Herrmann l. c. IV 676—84.

sie und führten sie zur Kaserne der preobrashenskischen Garde. Elisabeth sagte der Mannschaft, daß sie die rechtmäßige Kaiserin sei; wer sie lieb habe, jo ihr folgen und sie vertheidigen. Ungefähr 300 Mann folgten ihr nach d Winterpalais. Die Wache leistete nicht den geringsten Widerstand. Die Grenadi drangen in das Schlafzimmer der Großfürstin, ihres Gemahls, des Fräul Mengden, und brachten diese wie den jungen Kaiser in das Palais der Elisab Diese hob den jungen Kaiser selbst aus seinem Bett, nahm ihn in die A küßte ihn und sagte: „Du, armes Kind, hast Nichts gethan, aber deine E

Kaiserin Elisabeth. sind Schuld." — In der gleichen Nacht wurden Ostermann und Münnich haftet. Alles ging ruhig und still vor sich, noch um 8 Uhr Morgens w die wenigsten Menschen, was in der Nacht vorgegangen sei. Nachmittags 4 Uhr hielt Elisabeth unter dem Jubel des Volkes, unter dem Donner Kanonen, als Kaiserin ihren Einzug in das Winterpalais. Im ganzen R wie in der Hauptstadt, wurde Elisabeth bereitwillig als Kaiserin anerkann

Die Altrussen. Die Altrussen begrüßten den Staatsstreich mit Jubel. Finch schreibt *): ist nicht einer unter ihnen, der nicht Petersburg in's Meer versenkt wü und daß der Teufel alle neu erworbenen Provinzen hole. — Sie wün alle nach Moskau zurückzukehren, wo sie mit größerem Glanz und bi leben können. Mit Europa wollen sie gar Nichts zu thun haben, sie hassen Fremden und wollen sie höchstens im Krieg verwenden, um sich aber be ihrer zu entledigen. Gleich stark verabscheuen sie die Seereisen und wü lieber in die wildeste Gegend Sibiriens als an Bord eines Schiffes gehen.

Deutschenhaß. Hauptvertreter dieser stockrussischen Partei war der General-Staatspro Trubetzkoi. Die Verdrängung der Deutschen, Beschränkung der Monarchie, nach Moskau war Losung in den höhern Kreisen der altrussischen Partei. der Deutschen und Raub war Stimmung in den niederen. Der Sachse schreibt am 9. December 1741 **): „Wir Ausländer sind unausgesetzt Besorgniß des Aergsten, indem man aus dem Munde der immer frecher wer Soldaten Nichts als Drohungen hört, und wir müssen es dem besonderen der Vorsehung zuschreiben, daß ihr böser Wille noch zu keinem Ausbruche ge ist." — Eine wahre Prätorianerherrschaft begann. Die Grenadiere, welche Staatsstreich gemacht hatten, blieben im Palast und wurden nicht nüchtern. hatte Mühe sie wieder zu entfernen. Das Gefühl, daß sie über den Kaiser entschieden, war nur zu lebendig in ihnen. Sie gingen in die vornehmen und nahmen, was sie wollten, und man mußte ihnen geben, was sie begehr „Jetzt gibt es keine großen Herren mehr, als wir selbst, die übrigen sind es länger mehr, als es uns beliebt."

Lohn der Verschwornen. La Chetardie. Auf die Häupter des Staatsstreiches regnete es Belohnungen. Der Schwarz bekam den Rang eines Obersten. Woronzow, den später der von Sachsen in den Grafenstand erhob, trat ins Ministerium. La Chetardie anfangs allmächtig: als er 1742 abberufen wurde, hing ihm die Kaiserin Andreasorden in Brillanten um, deren Werth auf 35,000 Rubel geschätzt wur schenkte ihm eine goldene Tabatière mit ihrem Bild, einen Ring mit

*) La Cour de Russie. 86.
**) Herrmann IV. 676.

teinen, kurz man schätzte, daß er in Geschenken eine Million Franken mitnahm. :stocq erhielt den Titel eines geheimen Rathes mit 7000 Rubel Gehalt: er eb Leibarzt der Kaiserin und bekam noch die Aufsicht über das gesammte edicinalwesen. Elisabeth schenkte ihm ferner ihr Bild umgeben von Edelsteinen Werth von 20.000 fl., das er am blauen Band um den Hals tragen durfte. locq bat um die Erlaubniß, in die Heimath zurückzukehren, weil er den Neid russischen Großen fürchte, doch die Kaiserin sagte ihm: „Du hast mir so ße Dienste geleistet, daß ich dich mit Geld nicht belohnen kann; bleib' bei t, ich kann auf den Genuß nicht verzichten, dich angesehen und glücklich zu en." Lestocq blieb — zu seinem Unglück. Er bekam Geschmack an der hohen litik und mischte sich ein und vertrat am Hof namentlich die Sache Frankreichs Preußens. Jeden Tag kam er als Arzt zur Kaiserin, entriß der oft Widerstrebenden Befehle und ihre Unterschrift, und Bestuschew klagte oft, daß der Leibt in einer Stunde das umstürze, woran er, der Minister des Aeußern, Monate g gearbeitet*). Am 13. November 1748 wurde er plötzlich verhaftet, nachdem eben noch die Kaiserin ihrer Gnade versichert hatte. Trotz aller Mühe konnte i im Hochverrathsproceß Nichts bewiesen werden; deßungeachtet wurde er mit er Gattin in ein Städtchen bei Archangel verbannt. Nach Elisabeths Tod fte er zurückkehren, fand aber von seinem großen Vermögen nur noch 11.000 ben übrig, alles andere hatten die Gerichtskosten verzehrt, waren doch blos für te und Papier 8000 Rubel aufgerechnet. Katharina II. schenkte ihm ein Landin Livland, dort starb er 1767. Glänzend wurden auch die 300 Grenadiere hnt, welche sich Elisabeth angeschlossen und für sie die andern Soldaten nnen hatten. Die Gemeinen erhielten Lieutenantsrang, die Corporale und geanten Majorsrang, die Sechs, welche am meisten gethan hatten, Oberstenrang. Kaiserin bildete eine eigene Compagnie aus ihnen und übernahm ihre Führung, n sie zeigte sich gern in Mannskleidern. Lestocq.

Groß, wie die Belohnung der Anhänger, war aber auch die Strafe der ärgsten Gegner, Ostermanns, Münnichs. Hauptverbrechen war, daß sie nach Tod Peters II. nicht die Großfürstin Elisabeth, sondern die Herzogin von rland auf den Thron erhoben hatten. Münnich wurde insbesondere noch vorworfen, daß er nach dem Tode der Kaiserin Anna die Garden getäuscht, welche sabeth zur Kaiserin ausrufen wollten. Ostermann antwortete mit Ruhe und ürde, Münnich mit Trotz: „Schreibt nieder, was ihr möget, ich sehe doch, daß mich schuldig finden wollt." Alle Art von List wurde aufgeboten, um sie zu verkeln. Rachgier und Raubsucht waren bei den Richtern gleich wirksam. Der lische Gesandte stößt in seiner Depesche vom 3. Januar 1742 ein Schrei Unmuths über die Richter aus**): „Ich sehe, in diesem Lande ist kein einziger nn auch nur von gewöhnlicher Ehrenhaftigkeit." Das Gericht verurtheilte ermann lebendig gerädert, Münnich geviertheilt zu werden. Am 18. Februar e die Vollstreckung des Urtheils stattfinden. Ostermann, Münnich, Golowkin, ngden, Löwenwolde und der Sekretär Jakoblitz wurden von Grenadieren zum haffot geführt. Münnich scherzte mit den Grenadieren: „Ich habe an Eurer itze in der Schlacht den Tod nicht gefürchtet, ihr werdet auch jetzt sehen, daß Muth habe." Zuerst wurde Ostermann auf einem schlechten hölzernen Stuhl das Schaffot getragen, denn er war schon lange wegen Schwäche seiner ße nicht mehr mächtig, und ihm das Urtheil verlesen, das er mit Festigkeit hörte und wobei er nur seinen Blick gegen Himmel richtete. Indem er sich

Strafe der Gegner. Münnich. Ostermann. Urtheil.

*) La Cour de Russie, S. 96—97.
**) La Cour de Russie, S. 93.

entkleidete, wurde ihm weiter verlesen, die Kaiserin erlasse ihm in Gnaden die Räderung, er solle bloß enthauptet werden. Die Soldaten zogen ihn nun an den Pflock, auf den er das Haupt legte, und der Henker schlug ihm das Hemd zurück und nahte mit dem Beil, während ein Anderer den Kopf hielt. Jetzt las aber der Staatssekretär ein anderes Dekret: „Gott und die Kaiserin schenken Dir das Leben." Ruhig setzte Ostermann seine Perrücke wieder auf den Kopf und knöpfte sein Hemd zu. Auch den Andern wurde dann verkündet, daß die Kaiserin ihnen das Leben schenke und sich mit Verbannung begnüge. Ihr Vermögen wurde ein-gezogen und unter die neuen Machthaber vertheilt. Sie wurden sogleich auf Schlitten gebracht und nach Sibirien geführt, Ostermann nach Beresow, wo er 1747 starb, wo auch Menschikow gestorben war, Münnich nach Pelym, wo er dasselbe Haus bezog, welches er für seinen Gegner Biron hatte bauen lassen, und wo er unablässig thätig an Plänen zur Verbesserung der russischen Provin[zen] arbeitete und junge Leute in der Mathematik unterrichtete*). Die Großfür[stin]

Anna. Anna und ihr Gemahl bekamen Anfangs Erlaubniß, sich mit ihren Ki[ndern] und ihren Dienern nach Deutschland zurückzuziehen, in Riga aber wurden sie [von] neuem gepackt, der junge Kaiser in elende Haft in die Festung Schlüsselburg [ge]bracht, Anna und ihr Gemahl nach Kolmogoni auf einer Insel des Dwi[na]flusses verbannt, wo sie ärmlich lebten. Anna starb 1746, Anton Ulrich 17[..],

Iwan III. der unglückliche Iwan wurde 1764 auf Befehl Katharinas II. heimlich ermor[det]. Das Bewußtsein des Unrechts, das sie gethan, und das Gefühl, wie leicht eine Thron-umwälzung in Rußland zu bewerkstelligen sei, machten Elisabeth hart gegen [die] unglückliche Familie: man durfte den Namen Iwans nicht nennen, man durf[te] keine Münze haben, die mit seinem Namen geschlagen war; seine Anhän[ger] hatten jeden Augenblick das Aergste zu fürchten. Auf der andern Seite [hatte] Elisabeth stets Angst vor Attentaten, sie schlief nicht zwei Nächte im gleichen [Bett].

Die Fremden. Die altrussische Partei hatte ihre Thronbesteigung mit Jubel begrüßt. [Die] Deutschen wurden alle vertrieben oder so gehudelt, daß sie freiwillig gingen; [das] Schicksal Münnichs und Ostermanns schreckte. Keith ging in die D[ienste] Friedrichs, Lascy wurde Heerführer unter Maria Theresia. Löwenwolde [ging] nach Frankreich, selbst der friedfertige Mathematiker Euler fühlte sich nicht [sicher] und ging nach Berlin. Nur der alte Feldmarschall Lascy blieb von den [aus]gezeichneten Fremden und General Fermor. Bloß Russen waren in hohen Äm[tern]

Bestuschew. thätig, Bestuschew Riumin als Minister des Aeußern, geschäftskundig, [aber] unsäglich falsch und rachsüchtig; dann der alte Tscherkassky, von dem man [sagte], er werde nie fertig, er habe eine Menge Häuser angefangen zu bauen und [kein] einziges vollendet, er habe seine Tochter 30 Jahre alt werden lassen und [habe] ihr unter den vielen Freiern nie einen Mann gegeben und er sei trotz [seines] Vermögens nie dazu gekommen, die Schulden seines Vaters, geschweige [seine] eigenen, zu bezahlen. Und was war die Folge dieses Handelns: Zügellosig[keit] und Verfall auf allen Seiten! Der holländische Gesandte Swart schreibt 17[..]

Verfall. an seine Regierung**): „Rußland bietet gegenwärtig ein schauerliches Bild [der] Unordnung, der Zügellosigkeit und der Auflösung aller Bande der Gesellsch[aft] dar. Die Kaiserin kümmert sich um Nichts und hat buchstäblich das Reich [der] Plünderung überlassen. Nie war Rußland mehr außer Rand und Band und [sein] Zustand beweinenswerther und gefährlicher. Nicht die geringste Spur ist [mehr] übrig von Ehre, von Vertrauen, von Scham und Gerechtigkeit."

*) La Cour de Russie, 94.
**) La Cour de Russie, 103.

Elisabeth hatte zwar anfangs ihrer Regierung erklärt, die Liebe des gemeinen
llles solle ihre festeste Stütze und ihr bester Wall sein, keine öffentliche Hin-
htung solle stattfinden. Sie rief die Verbannten aus Sibirien zurück und bei
,000 kehrten wieder heim. Aber es fehlte doch nicht an geheimen Hinrichtungen
l im Ganzen war ihre Regierung ein Walten der Laune, ein Spiel des Zu-
ls und schmutziger Hofkabale. Der englische Gesandte Wich berichtet 1743 an
e Regierung*): „Nie wurde die Thronbesteigung einer Fürstin mit größern
ffnungen begrüßt und die Vorsehung hat sie auch hinlänglich mit allen Eigen-
iften und nöthigen Gaben ausgestattet, um sich Liebe und Achtung in ihrer
mat und bei anderen Völkern zu erwerben. Aber ihr Hang zum Vergnügen
irbt wieder Alles und wird mit unheilbarem Unglück enden." — Ihre neue
llung gab ihr keine höhere Weihe. Elisabeth blieb, was sie bisher war, aber-
ubisch, putzsüchtig, ausschweifend, arbeitsscheu. Wenn eine Biene um ihre Feder
mte, war sie nicht zu bewegen, Etwas zu unterschreiben. Der Spiegel blieb
) wie vor ihr liebstes Geräth. Mit Lieblingen wechselte sie. Ein Alexis Ra-
owsky stieg plötzlich zu hoher Gunst empor, ein armer Knabe aus der Ukraine, Rasumowsky.
wegen seiner schönen Stimme beim Chor im russischen Gottesdienst verwendet
de. Ein Oberst brachte ihn nach Petersburg und der Hofmarschall Löwen-
le verschaffte ihm einen Platz in der Hofkapelle. Stimme und Gestalt gefiel
Prinzessin, die sich den schönen Leibeigenen von Löwenwolde schenken ließ und
ihrem Geliebten erhob. Nach ihrer Thronbesteigung ernannte sie ihn zum
fen, sogar zum Feldmarschall, und überschüttete ihn mit Reichthümern. Im
st lebten sie zusammen wie Mann und Frau. Auf Andringen der Geistlichkeit
ß sich Elisabeth mit ihm zur linken Hand haben trauen lassen. Seit 1750 aber
t ein Iwan Schuwalow den ersten Platz im Herzen der Kaiserin, und Schuwalow.
würdiger Weise herrschte zwischen den beiden Männern, die mit ihr im
ast lebten, keine Eifersucht. Schuwalow war der Abkömmling einer alten, aber
armten Familie und besaß Bildung, war aber wie Rasumowsky ohne Ehr-
, sich in Staatsangelegenheiten zu mengen. Dagegen hatte er einen Begriff
n, daß das Lob der französischen Schöngeister politischen Werth haben könne,
trieb Voltaire an, eine Lobrede auf Peter den Großen zu schreiben. Bisher
' die deutsche die Hofsprache, jetzt wurde es die französische. Französische
icht und Sitte kamen jetzt am Hof auf. Auch entstand ein französisches
ater in Petersburg**).

Trotz der schlechten Regierung nahm Rußland zu — es war ein Riese, der
Schlafe wuchs. Der schwedische Krieg***) endete mit Ländergewinn Rußlands Schweden.
' tiefster Demüthigung Schwedens. Das nordische Königreich bietet in dieser
das Schauspiel der tiefsten Entartung. Ein verarmter und doch übermüthiger
licher Adel, welcher der Spielball des Auslands ist, der Bauernstand ohne
ilnahme am Reichsrath, König Friedrich, der Gemahl der Ulrike Eleonore,
Schwester Karls XII. (sie starb 23. November 1741), ohne Einsicht und
ft des Willens; Freiheit und Vaterland stets auf den Lippen, während
all Verrath geübt wurde. Parteiungen am Hof, in der Hauptstadt, an allen
en, in jedem Bataillon der Armee, selbst bei den Frauen, überall stritt

*) La Cour de Russie, 103.
**) La Cour de Russie, 102.
***) Herrmann V. 24—65.

man und überall trank man für oder wider Frankreich. Dieses hetzte zum Krieg gegen Rußland, und sein Gesandter Saint Saphorin erklärte, sein König ver- lange zu wissen, ob Schweden von der vortheilhaften Lage der Umstände Gebrauch machen wolle, d. h. er drohte mit Entziehung der Hilfsgelder, wenn Schweden nicht den Krieg gegen Rußland erkläre. Es fanden geheime Ver- handlungen mit der Prinzessin Elisabeth statt zum Sturz der Großfürstin Anna und offenbar muß Elisabeth auf die Erwerbungen durch den Nystädter Frieden Verzicht versprochen haben, wenn durch eine militärische Aufstellung Schwed Anna gestürzt werde. Als aber noch unter Anna die Russen bei Wil strand einen glänzenden Sieg errangen, so waren die Schweden verbl Elisabeth schloß sogleich nach ihrer Thronbesteigung einen Waffenstillstand: Krieg sei unnöthig, das Ziel sei erreicht. Die Schweden machten ma Friedensbedingungen*), sie verlangten Livland, Esthland, Ingermannland sa dem ganzen Land vom Ladoga und Onega bis zum Hvitahafen. Da erk aber Elisabeth, sie dürfe keinen Zoll russisches Gebiet abtreten, bot übrig eine Geldentschädigung an, welche jedoch das Stockholmer Cabinet verwarf. kündigten die Russen am 12. Februar 1742 den Stillstand, was im schwedi Hauptquartier solche Bestürzung erregte, daß man Friedrichshamm rä die Schiffe im Hafen verbrannte und rasch hinter den Kymenefluß sich zu zog. Muthlosigkeit und Zwiespalt nahmen bei den Schweden überhand und Russen drangen rasch nach. Stellungen wurden von den Schweden ohne Wi stand geräumt, wo 2000 muthige Männer eine ganze Armee hätten auf können. Der Rückzug war eben so eilig, als der Vormarsch der Russen, am 27. August streckte bei Helsingsfors die ganze schwedische Armee Waffen. Von 25.000 Mann, die wohlgerüstet ausgezogen, waren noch in dienstbarem Zustand. La Chétardie, der die Schweden mit eitlen Hoffn irre geführt hatte, that jetzt Nichts für sie in Petersburg, es lag dem f sischen Cabinet nur daran, Elisabeth zum Krieg gegen Maria Theresia zu reizen. adeliger Demagog, Oberst Lagerkrantz**) betrieb, nur um Elisabeth für Schw günstig zu stimmen, daß man ihren nahen Verwandten, Herzog Peter Holstein, zum Thronfolger wähle, dieser war aber von Elisabeth schon Thronfolger von Rußland ernannt und wies das Angebot kalt zurück. sagte nicht mit Unrecht zum Großfürsten: „Ich wünsche, daß es meiner Köni leicht wird, ihre Königreiche zu behaupten, als es Euer Hoheit leicht Königreiche auszuschlagen.“ Der Unmuth regte sich unter den Bauern. Lag krantz betrieb es, die Generale der Unzufriedenheit des Volkes zu opfern, Schaden, Löwenhaupt und Buddenbrock wurden auch in der That zum verurtheilt und hingerichtet, Wrangel lebenslänglich eingesperrt. Jetzt regten die Bauern: „wir wollen einen König haben und nicht so viele. Jetzt we

Geheimer Zusammenhang.

*) Herrmann l. c. V. 42.
**) Herrmann l. c. V. 53 ff.

och Alle rathen und regieren, die Perücken tragen.“ Die Bauern wollten iedrich, den Sohn König Christians II. von Dänemark, zu ihrem König, n er sei ein Herr, der das Reich vertheidigen könne, und habe in seinen rn altschwedisches Königsblut. Es wäre ein großes skandinavisches Reich tanden, mit der Adelswirthschaft wäre es aber auch zu Ende gewesen. Wenn König von Dänemark die Bauern, die anfingen loszuschlagen, unterstützte, wurde sein Sohn Herr der drei Königreiche. Gerade deßhalb schlossen aber schwedischen Parteihäupter rasch Frieden mit Elisabeth. Die Kaiserin illigte am 20. Juni 1743 den Frieden und die Rückgabe von Finnland bis Kymenefluß, unter der Bedingung, daß die Schweden die Königskrone nächsten Verwandten Peter Ulrichs, des nunmehrigen russischen Thron ers, nämlich Adolf Friedrich, Titularbischof von Lübeck, Administrator von tein, mit dessen Bruder Elisabeth bei Lebzeiten ihrer Mutter verlobt gewesen, tragen. Am 4. Juli wurden die Wahlakte unterzeichnet, am 7. August 1743 zu Abo die Ratification des Friedens statt. Rußland gewann die ungen Friedrichshamm, Wilmanstrand, Nyschlott mit der Provinz Kymene-, im Ganzen 109 Quadratmeilen. Im Uebrigen sollten die Abmachungen Nystädter Friedens gelten, mit der Nebenbestimmung jedoch, daß an die k der Wahlmonarchie die Erbmonarchie in der männlichen Nachkommen- Adolf Friedrichs trete. Um die Aufrechthaltung des Friedens gegen die friedenen Bauern zu behaupten, wurden 11.000 Russen auf 30 Schiffen Stockholm gesendet und der geldbedürftigen schwedischen Regierung 400.000 el Subsidien gewährt. Welche tiefe Demüthigung für die Sieger von va*).

Friede zu Abo.

Adolf Friedrich.

Bei einer so kindisch launischen Politik der Herrscherin, bei diesem Wirr- im Reich war von Seite Rußlands, trotz aller Verträge, keine Hülfe zu rten. Die Nachricht vom Tod der Kaiserin Anna gab Friedrich den Muth Einfall in Schlesien**), denn Rußland werde bei der Minderjährigkeit des rs genug zu thun haben, um die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten, gar nicht an die Vertheidigung der pragmatischen Sanction denken können. den Russen jener Zeit urtheilt der König sehr absprechend***:) „Der Geist Nation ist ein Gemisch von Mißtrauen und List. Faul und mißtrauisch, sind aber geschickt genug nachzuahmen, doch ohne Talent zum Erfinden. Die

Weiberregiment.

*) Der wohlunterrichtete venetianische Gesandte in Wien Pietro Andrea Capello t in seiner Relation an die Signoria 1744, daß Elisabeth anfangs gerne die Wahl Ulrichs zum König von Schweden sah, weil sie dadurch Schweden mit Rußland zu igen hoffte, daß sie aber von dem Plan abging, als man ihr die Schwierigkeit aus dem chenden religiösen Bekenntnisse beider Länder hervorhob. Unter dem Titularbischof von kam Schweden wenigstens unter die gleiche Familie wie Rußland, und war Aussicht nden, daß es im Fahrwasser der russischen Politik bleibe. Vergl. Fontes rerum iacarum. XXII. B. Die Relationen der Botschafter Venedigs über Oesterreich im nten Jahrhundert. Nach den Originalen herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. 1863.

**) Histoire de mon temps. chap. II.

***) Histoire de mon temps. chap. I.

Großen sind zu Unruhen geneigt, die Garde ist den Regenten furchtbar; das Volk ist dumm, trunkliebend, abergläubisch und unglücklich. Sie sind die Schiedsrichter des Nordens und äußerst furchtbar. Man kann Nichts dabei gewinnen, wenn man sie angreift, weil man eine Art von Wüstenei durchschreitet, um zu ihnen zu gelangen, und es ist Alles zu verlieren, wenn man sich bei ihren Angriffe auf die Vertheidigung beschränkt. Diesen letzten Vortheil ziehen sie aus der Menge von Tartaren, Kosaken und Kalmücken, die sie in ihren Armeen haben und die durch ihre Einfälle die blühendsten Provinzen zerstören können, ohne daß die eigentliche Armee dieselben betritt." — So lang Münnich die Gewalt in Händen hatte, war die russische Politik preußisch, nicht minder, so lange La Chétardie und Lestocq Einfluß hatten. Bestuschew neigte zu England, welches für die Sache Maria Theresias in Petersburg sehr wirksam war. Elisabeth selber kümmerte sich wenig um Politik. Am 21. Oktober 1742 schreibt der englische Gesandte Wich: „Da die Kaiserin sehr die Jagd liebt und am Abend immer sehr müde ist, so haben die Minister selten Gelegenheit, mit ihr von Geschäften zu reden." — Also bestimmten ihre Vertrauten die hohe Politik Rußlands. Derselbe Wich schreibt am 15. Dezember 1742, er habe Lestocq durch ein Jahresgehalt von 600 Pfund bestochen; dieser sei sehr zufrieden damit und habe große Versprechungen gemacht, ob er sie aber halten werde, stehe dahin, da gewiß sei, daß er auch von Frankreich bezahlt werde*). Die Kaiserin haßte, fürchtete den König von Preußen, doch könne sie sich nicht entschließen. Nach und nach gewann doch die englische Sache Boden. Da erfolgte ein Gegenschlag. Es wurde Elisabeth hinterbracht, es bestehe eine Verschwörung zu Gunsten des gefangenen Iwan und der österreichische Gesandte Botta habe sie angezettelt; mehrere Damen in Petersburg hätten behauptet, sie seien schöner als Elisabeth, und sie wurden deßhalb nach Sibirien geschickt. Mehrere erlagen den Mißhandlungen. Es ist kein sicherer Beweis für ihre Schuld vorhanden und die ganze Verschwörung scheint nur eine der Wendungen des Streites zwischen Lestocq und Bestuschew zu sein. Botta war damals wieder Gesandter in Berlin. Im ersten Feuer des Zornes verlangte Elisabeth seine Bestrafung von Maria Theresia und schickte einen Bündel Akten nach Wien, der aber nur Weibergeschwätz enthielt**). Maria Theresia mußte Rücksicht nehmen auf Rußland; sie rief Botta von Berlin ab, versetzte ihn einige Zeit als Gefangenen auf den Schloßberg nach Graz, häufte ihren treuen und findigen Diener aber später wieder mit Ehren und Würden. Aber auf Rußland konnte sie während des ganzen Erbfolgekrieges keineswegs sich verlassen.

Bottasche Verschwörung.

Die Baiern in Oesterreich. Die Franzosen in Prag. Maria Theresia in Ungarn.

Feinde überall.

So hatte denn Maria Theresia von keiner Seite Hilfe zu erwarten, während überall Feinde sich rüsteten. Friedrich stand mit seinem siegreichen Heere in Schlesien. Der Sachse hatte sich nach langem Schwanken am 19. September 1742 dem Nymphenburger Vertrag angeschlossen, wofür er Mähren mit dem Titel eines Königreichs erhalten sollte. Baiern wiederhallte vom

*) La Cour de Russie 110.
**) Vgl. Herrmann l. c. V. 65—78 und 188—90. Arneth. II. 319—25

t, die Franzosen schickten sich an den Rhein zu überschreiten. Elisabeth nese ließ in Spanien und Italien rüsten, um, wenn auch nicht die ganze reichische Monarchie, wonach ihr gelüstete, doch einige Theile für ihren Don lipp zu erobern. Der Sardinier schaute nach rechts und links, wo sich ihm einen Waffengang der größte Vortheil biete. Auch in Constantinopel trieb kreich zum Krieg, und gern hätte Bonneval einen Aufstand in Ungarn angeit. Die letzte Stunde Oesterreichs schien geschlagen zu haben. Kein Geld in Kassen, kein der Zahl der Feinde entsprechendes Heer auf den Beinen, nur elmäßige Feldherren und verzagte Minister und ein vielsprachiges Reich, Maria Theresia. n Völker mit Sorgen der Zukunft entgegen sahen; Keime des Zwiespalts Spuren des Verfalls in allen Richtungen. Nur die hochherzige Königin Muth und mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit erweckte sie neues Leben.

Der preußische Minister Podewils*) schildert voll Staunen den Umschwung, sie in den Geistern bewirkte, in einer chiffrirten Depesche an seinen König rt: „Als sie den Thron bestieg, fand sie das Geheimniß, die Liebe und Bekerung Aller zu erregen. Ihr Geschlecht, ihr Unglück, ihre Schönheit trugen wenig zur Verbreitung ihres Lobes bei. Sie nahm sich zusammen, sie r sich nur von der guten Seite, leutselig, fromm, freisinnig, volksthümlich, herzig, muthig, hochsinnig. So gewann sie bald das Herz ihrer Unterthanen, jetzt die Hinneigung, die sie zum Kurfürsten von Baiern empfunden hatten, als eine Sünde anrechnen. — Sie gab Jedem Gehör, las selber die Bittsten, sorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm sich selber der Geschäfte belohnte den Einen mit guten Worten, den Andern mit einem Lächeln oder vollen Zuwinken, und wo sie Etwas abschlagen mußte, that sie es in der thigsten Weise. Sie machte großartige Versprechungen und bezeugte den msten Sinn, indem sie oft erklärte, sie vertraue in Allem auf Gott; sie hielt Geistlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröstete offenkundig die en, gründete Spitäler, vertheilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es ig war, in allem Glanze als Herrscherin auf, redete die Ständeversammlungen r an, schilderte in rührender Weise ihre Lage, klagte über das Unglück, in sie ihre Feinde stürzten, und sagte, sie sei untröstlich, daß ihre Unterthanen mit und für sie leiden müßten; verhieß, bei günstiger Gelegenheit den Eifer eines n zu belohnen, sicherte den Ungarn die Wiederherstellung ihrer alten Vorrechte Abstellung vieler Beschwerden zu. Ueberhaupt bekundete sie eine große Stärke Seele, sie trotzte dem Unglücke und suchte durch ihren eigenen Muth den Muth Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen. Man hörte nur Lob über sie, Jeder s sie zum Himmel, Alle priesen sich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Stände steuerten, so viel sie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug e Lasten ohne Murren, die Großen streckten ihr Geld vor, oft ohne erst zu ten, bis man sie darum bat. Die Ungarn stürzten sich mit Eifer in den npf für sie. Officiere dienten ihr gerne für den halben Sold, ihre Verbündeten en überzeugt, daß sie ihnen ungern zur Last fiel, und leisteten ihr eifrigen stand. Jeder beeilte sich, sich zu opfern für die beste der Fürstinen. Man götterte sie, Jedermann wollte ihr Bildniß besitzen. Nie erschien sie öffentlich, e daß das Volk sie mit Jubel und Zuruf empfing."

*) Sitzungsberichte der Wiener Akademie d. W. V. 466—542.

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sichern Urtheil verbindet sie das glücklichste Gedächtniß, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, daß es schwer ist, aus ihrer Miene zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Ihr Auftreten ist immer heiter, huldvoll und ermuntert auch die Zaghaftesten. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich immer mit Anmuth aus. Der Zutritt zu ihr ist leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Kammerfrau, die den Dienst bei ihr hat; selten wird Jemand abgewiesen. Die Kaiserin hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selber in Empfang. Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau und vollkommen zu kennen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten an den fremden Höfen selber durch oder läßt sie sich vorlesen. Sie sieht den Entwurf aller wichtigen Actenstücke noch einmal durch, ehe sie ins Reine geschrieben werden. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind, insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen, und gibt sich alle Mühe den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr hinreichend."

Solche Eigenschaften waren nöthig, wenn die Monarchie gerettet werden sollte, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, Maria Theresia habe Oesterreich erhalten — im Kampf gegen die Uebermacht, gegen einen genialen Feind, wie Friedrich II., auch Karl Albert war ein geistreicher, wenn auch nicht ein charakterfester Mann, im Kampf gegen Frankreichs Arglist, Gold und Waffenmacht, gegen Spaniens Habgier. Von allen Seiten her setzten sich Armeen gegen Oesterreich in Bewegung, während sein einziges Heer in Schlesien den Preußen gegenüberstand.

Einfall der Baiern.

Am 31. Juli 1741 überrumpelten die Baiern Passau und erzwangen die Uebergabe der nahen wichtigen Veste Oberhaus*). In einem Manifest erklärte Karl Albert, er sei zu diesem Schritt gezwungen worden durch die feindliche Haltung der Königin von Ungarn, welche einen Einfall in Baiern zu machen drohte. Am 15. August überschritten 20.000 Franzosen bei Fort Louis unter Belleisle den Rhein und zogen rasch durch Schwaben nach Baiern; sie trugen baierische Farben, blau und weiß, an ihren Quasten, zum Zeichen, daß sie nicht als Feinde des Reiches, sondern nur als Freunde Baierns kämen; sie hielten strenge Mannszucht und bezahlten, was sie verzehrten. Ein gleichstarkes französisches Heer brach, wie wir schon oben meldeten, bei Düsseldorf über den Rhein und wandte sich gegen Hannover, wo König Georg II. am 16. September 1741 aus eben so viel Kleinmuth als Selbstsucht den Vertrag der Neutralität schloß**). Die in den Niederlanden stehenden 8 Infanterie- und 2 Dragonerregimenter waren damit abgesperrt. Von Seite des Reichs geschah Nichts wider diesen Einfall der Franzosen. Der Kurkanzler erklärte, diese Angelegenheit gehe nicht das Reich, sondern nur die Höfe von München und Wien an, weshalb er sich nicht einmische. Der Kurfürst von Köln und der Pfälzer waren als nächste Verwandte für den Baiern. Dieser schlug sein Hauptquartier in Schärding auf. 40.000 Baiern und

*) Arneth. Maria Theresias erste Regierungsjahre. I. 247 ff.
**) Mahon III. 86.

ranzosen standen unter ihm, durch Patent war er zum Generallieutenant oder tellvertreter des Königs von Frankreich ernannt. Marschall Belleisle sollte unter n befehligen. Ein anderes baierisch-französisches Heer zog sich in Amberg sammen, um in Böhmen einzufallen. Die Rechnung, daß die Franzosen sich den Festungen der Vorlande aufhalten würden, war also verfehlt, sie machten) weder an die Belagerung von Freiburg, noch an die von Philippsburg. Da m nur 5300 Mann in den Vorlanden hatte und diese für drei Festungen ht ausreichten, so wurden am 5. September 1741 die Festungswerke von reisach gesprengt*). Das Opfer dieses Schlüssels und Kopfkissens des Reiches r also vergeblich. Die Franzosen standen rasch an der Grenze Oberösterreichs, lag offen da. Mit geringer Mannschaft waren nur die Grenzpässe von Tyrol etzt. Am 16. September 1741 hielt der Kurfürst, von französischen und erischen Generalen umgeben, seinen Einzug in Linz, in wenig Tagen konnte in Wien sein. In der Hauptstadt war Verwirrung. Die Festungswerke befanden im elendesten Zustand. Kassen und Archive wurden nach Graz gerettet. Wer nte, floh. Die Stimmung unter den 7400 Soldaten der Besatzung war nicht beste. Khevenhiller mußte gegen die Sucht auftreten, die Anordnungen der rgesetzten öffentlich zu tadeln, denn sie drohe Gehorsam und Ordnung aufzu-n. Von baierischen Agenten wurden Denkmünzen umgesetzt mit der Aufschrift: ichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen, Armen zu nutzen. Schon streiften die ndlichen Vorposten bis St. Pölten. Ein hoch befähigter Mann, Feldmarschall Samuel hmettau**), war, weil ihm eine Untersuchung wegen Unterschlagung von 0.000 Gulden drohte, aus Oesterreich nach Preußen geflohen, und jetzt als nner österreichischer Verhältnisse von Friedrich II. ins Hauptquartier des Baiern ndet. Er drang auf schnellen Angriff Wiens: die Befestigungen seien Nichts, n könne schnell die Leopoldstadt besetzen, Wien mit einem Hagel von Geschossen rschütten, das erschreckte Volk werde dann die Besatzung schon zwingen, die adt zu übergeben; sei Wien genommen, so falle Böhmen von selber, die Sache e dann ein Ende. In der That waren in ganz Böhmen nur 2067 dienst-ige Soldaten und meldete von da der Statthalter Christian Lobkowitz, Eger nicht zu halten und Prag leicht zu überfallen und zu ersteigen, zudem setzte ein sächsisches Heer gegen die böhmische Grenze hin in Bewegung.

Karl Albert in Linz.

Zustand Wiens.

Schmettau.

Welch' eine Lage für Maria Theresia, da sich nach und nach der ganze fang der Gefahren enthüllte und sie Alles tief zu Herzen nahm — Treu-igkeit des Verwandten, Abfall Oberösterreichs, das Unglück, das der Krieg er ihre Länder brachte, den Sturz ihres Hauses von der Höhe des Glückes, Zukunft ihrer Kinder. Vor kurzem (13. März 1741) hatte sie den Erzherzog seph geboren. Wenige Tage vorher hatte sie an ihre Schwester geschrieben: loch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde nieder-mmen können." Kummer so viel, daß sie später äußerte: „um keine Krone der elt möchte sie diese Schmerzen noch einmal durchmachen." „Ich bin eine arme önigin, aber ich habe das Herz eines Königs;" — gewiß auch die Einsicht, die ein önig bedarf. Ihr Geist fand in der Noth das Mittel, in dem Lande Quellen s Reichthums und der Macht zu erschließen, welches früher nur eine Verlegenheit

*) Rosmann u. Enns, Geschichte von Breisach. S. 440.
**) Arneth l. c. I. 320—25.

der österreichischen Regierung war. „Wir haben Alles verloren, rief sie, aber Gott und Ungarn bleiben uns noch." — Ja Gott und Ungarn haben sie gerettet. Sie kam den Ungarn gegen den Rath ihrer Minister mit Vertrauen entgegen und erweckte Vertrauen, und das Volk erhob sich in Waffen für di[e] angebetete Königin und das Beispiel der Ungarn zündete bei den andern Völkern, die Kräfte des Widerstandes regten sich überall, und auf einmal stand ein ne[u] geschaffenes, durch die Liebe zur herrlichsten der Frauen geeinigtes, wenn au[ch] vielsprachiges, Oesterreich im stolzen Bewußtsein seiner Stärke da.

Sage und Geschichte

Der Zug Maria Theresias nach Ungarn ist sagenhaft geworden: in [der] höchsten Noth sei sie in die Mitte dieses Volkes geflüchtet, sei mit ihrem jüng[sten] Kind, dem Erzherzog Joseph, auf dem Arme unter die Stände in Preßburg getre[ten,] habe sie unter hinreißender Rede und Thränen, noch beredter als die Worte, [um] Hilfe angefleht, und der Anblick der schönen Frau in ihrem Unglück hab[e die] edelmüthigen Herzen der Ungarn so ergriffen, daß sie in einer Mischung von M[it]leid und Zorn ihre Säbel zogen mit dem Ruf: „Laßt uns sterben für unse[ren] König!" und mit Heldenglut sich in den Kampf stürzten. In der That ist [der] Sieg der Königin über das Mißtrauen der Ungarn nicht so leicht und nicht schnell vor sich gegangen, wohl aber hat sie in der Behandlung dieser stol[zen] Magnaten eine Fülle von Klugheit, Seelengröße und Anmuth entwickelt, die [ihr] zum ewigen Ruhm gereicht und sie auf dem Thron erhielt, weil sie zu thron[en] verstand im Herzen ihrer Völker.

Ungarn.

Die Geschichte Ungarns, sein Verhältniß zu Oesterreich, wurde in [den] früheren Bänden eingehend besprochen und erklärt, woher auf der einen Seite [das] Mißtrauen, auf der andern das stete Pochen auf die Freiheit kam. Die Regier[ung] wollte Ordnung, Hebung der Civilisation, Erlösung der niederen Klassen v[om] Druck, und der Adel war immer entschlossen, für seine alten Rechte das Sch[wert] zu ziehen: Ungarn sei ein Wahlreich und sie hätten dem König nur zu gehor[chen,] wenn er die geschworne Capitulation halte. Wie ist die ungarische Geschichte [an]gefüllt mit Erzählungen von Aufständen kühner Parteihäupter, von blutiger Nie[der]drückung derselben, von Hinrichtungen, von unsterblichem Haß und Unbändig[keit] der Geister! In wie vielen Schlössern war unter den Bildern im Ahnensaal eines oder das andere mit einem schwarzen Schleier bedeckt, weil der Abgebildete auf dem Schaffot als Rebell geendet hatte!

Ein feiner Beobachter, der damalige venetianische Gesandte in Wien bemerkt*): „Die vielen Aufstände waren der Hauptgrund, warum in Ungarn immer Truppen eingelagert wurden, um sie im Zaum zu halten, und warum Ungarn an den Freiheiten der andern Provinzen nicht theilnehmen konnten; a[uch] war eben deßhalb ihr Handel gedrückt. Daher konnten sie sich, wenn auch ni[cht] als gefesselt oder als vernachlässigt ansehen, doch als in Unterwerfung gehalten und mißachtet, gleichsam als wären sie unnütz und gefährlich. Zu diesem Vor[]urtheil trugen die Interessen der Oesterreicher viel bei, welche sich Aemter und Würden, Vortheile des Handels mit Manufacturen und Früchten vorbehalten wollten, und alles Mögliche thaten, um den Handel der Ungarn zu hindern und sie vom Hofe fern zu halten. Dürfte man je Aufstände der Unterthanen rechtfertigen, so könnte man viele Gründe für das Benehmen der Ungarn vorbringen."

*) Pietro Andrea Capello. Vergl. die Relationen der Botschafter Venedigs, herausgegeben von Arneth. S. 257.

ter Maria Theresia wurde Alles anders. Sie fand geschickte Vermittler, besonders
greisen Feldmarschall und Judex curiae, dem Grafen Johann Palffy*). Palffy.
n ernannte sie bei ihrem Regierungsantritt zu ihrem Stellvertreter in
garn mit unbedingter Vollmacht, in welcher sie zugleich die Aufrechthaltung
Privilegien und die Einberufung eines Landtages versprach. Als nach dem
fall Preußens Edelleute und Comitate der Königin bewaffneten Beistand zur
theidigung ihres rechtmäßigen Besitzes anboten, hatte das Ministerium in Wien
enken, ob man dem Volke Waffen in die Hände geben dürfe, welches dieselben
ft gegen das eigene Herrscherhaus gekehrt, zumal Bonneval sich regte und
t einen Friedensbruch der Pforte fürchtete. Doch diese zeigte sich zum Glück
fertig und der türkische Gesandte in Wien sprach sich sehr entschieden gegen
Preußenkönig aus, welchen Gott für seinen Treubruch strafen werde.**) Maria
resia vertraute den Ungarn und bewilligte sogar die Gegenforderung, nur von
n eigenen Landsleuten befehligt zu werden. Sie hielt ihr Versprechen, daß am
Mai 1741 der Landtag in Preßburg eröffnet werde. Doch fehlte es hier Landtag.
t an starken Aeußerungen oppositioneller Gesinnung. Man wollte von der
nnung des Gemahls der Erzherzogin zum Mitregenten Nichts wissen.
Adel verlangte Freiheit von allen Abgaben, sie heißen, wie sie wollen. —
Klerus forderte Ausschließung aller Fremden von kirchlichen Würden, die
estanten größere Freiheit bei Ausübung ihrer Religion, Alle aber verlangten
Ausführung von Wein und Getreide nach Oesterreich. Maria Theresia fuhr Maria Theresia in Ungarn.
19. Juni 1741 in einem mit ungarischen Fahnen, roth, grün und weiß
müdten Schiffe nach Ungarn. An der Landesgrenze wurde sie mit dem Aus-
„Es lebe die Herrin unser König! (Vivat domina et rex noster) empfangen.
lateinische Begrüßungsrede beantwortete sie sprachgewandt gleichfalls lateinisch
versicherte, sie werde für die Ungarn nicht sowohl eine Herrin als eine Mutter
Nun erregte aber die Frage wegen des Inauguraldiploms stürmische Verhand- Inaugural-diploms.
n. Was sie gewähren wollte, genügte den Ungarn nicht. Diese verlangten voll-
ge Steuerfreiheit des Adels, Ungarn dürfe nicht nach der Weise wie die
en Erbstaaten regiert werden, Siebenbürgen solle sie nur als Königin von
rn besitzen und regieren; das Amt eines Palatin müsse künftighin unfehlbar
im ersten Jahr nach seiner Erledigung wieder besetzt werden, weltliche
er und kirchliche Pfründen sollten fürder nur an Angehörige des Landes ver-
werden, die ungarischen Angelegenheiten im Inland wie im Ausland seien
urch Ungarn zu verwalten und die Beschwerden des Lands auf den Reichs-
durch die Monarchin persönlich anzuhören und beizulegen. Das war Maria
sia zu viel, sie fürchtete für die Einheit und Stärke der Monarchie, sie habe
Reich als Fideicommiß inne, wie sie die königliche Gewalt empfangen, so
sie dieselbe weiter vererben. Das Mißtrauen, das der Landtag, der oft
polnischen Reichstag glich, kundgab, that ihr weh; sie meinte, man wolle
Bedrängniß zu Zugeständnissen ausbeuten. Doch fand sie Männer, die ihr
wolles Wort für sie einlegten, namentlich war die Wahl des Johann Palffy
Palatin ein glücklicher Griff. Die Königin gestand Einiges zu und der
ag begnügte sich mit dem Versprechen, über die andern Dinge solle nach
Krönung verhandelt werden. So kam am 24. Juni Abends das Inaugural-
n noch zu Stand, um neun Uhr unterzeichnete es die Königin, am andern
en fand die Krönung statt.

---

*) Zur Charakteristik dieses hochverdienten Mannes vergl. Arneth, Maria Theresias Regierungsjahre. I. S. 257—78.

**) Relation des Capello 1744.

Krönung. Es war ein heiterer Sonntag, Festfreude strahlte auf jedem Angesi der deutsche Adel wetteiferte mit dem ungarischen in Pracht. Die Blässe Erregung vor dem wichtigen Akt lag auf dem Angesicht der Königin, erst jubelvolle Empfang durch das Volk gab ihr wieder Farbe. Die Krönung fand i der hergebrachten sinnvollen Weise statt: sie schwor den Eid auf die Gesetze Landes und versprach, Gerechtigkeit in Ungarn walten zu lassen: sie ward Primas gesalbt, mit dem Mantel des hl. Stephan umkleidet, mit seinem Schw umgürtet, seine Krone ihr aufs Haupt gesetzt, das Scepter und der Reichsapf ihr gereicht. — Auf dem Throne sitzend, empfing sie dann den Huldigungs und wurde als „geheiligte apostolische Majestät" begrüßt. Sie ritt dann schwarzem Roß den Monarchenhügel hinan, schwenkte das Schwert nach allen Weltgegenden zum Zeichen, daß sie Ungarn gegen jedweden Feind verthei wolle. Im Wagen kehrte sie in das Schloß zurück. Ihr Anblick elektrisirte — selber war vom Jubel tief gerührt. Der Engländer Wraxall schreibt: „E welche Maria Theresias Krönung beiwohnten, haben mich versichert, daß sie der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchse und stätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellblau, war ausdrucksvoll und mild. war eben vom Kindbette aufgestanden, und das Matte, Schmachtende verlieh neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, mußte sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie dieselbe ab, als sie sich zur setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich l dauerte, verbreitete eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Sch vermehrte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war bezaubernd*)."

Neue Schwierigkeiten. Schon am Tag nach der Krönung erhoben sich wieder Schwierigkeite Landtag. Maria Theresia war verletzt durch neue Aeußerungen des Mißtr Unter Thränen klagte sie dem Judex curiae, Josef Esterhazy, was es denn Verläßliches auf Erde gebe, wenn man selbst auf die Eidschwüre der Ma nicht mehr bauen wolle. Die Ungarn sollten durch die Erfahrung inne in welch' hohem Grad sie ihnen günstig sei. Der Streit betraf die Sonder Ungarns und die Ernennung ihres Gemahls zum Mitregenten, von welc Mehrzahl der Abgeordneten Nichts wissen wollte, weil sie fürchteten, er wie nach Oesterreich, so auch nach Ungarn viele Lothringer mitnehmen öffentliche Aemter unterbringen wollen. Maria Theresia war entschieden i Verlangen. Ihre Fürsprecher wiesen auf die Verdienste Karls von Lothring Ungarn hin und die obere Tafel bildete das Mittelglied zwischen der Königin den Ständen. Die Frauen wurden besonders eifrig für die Königin und gew ihr die Männer.

Indessen drängte die Noth zu raschen Entschlüssen. Eine bittere Bo kam um die andere. Am 7. September berief sie die vornehmsten Ungarn Berathung auf das Schloß und setzte ihnen mit hinreißender Beredtsamkeit Nothlage auseinander. Die Anwesenden versprachen Gut und Blut für Königin, baten sie, nur den Ungarn zu vertrauen und ihren Aufenthalt in

Aufforderung zur Hilfe. zu nehmen. Am 11. September wurden die Mitglieder beider Tafeln ins beschieden zur Anhörung der königlichen Vorlagen. Als sie versammelt wa kam die Königin in Trauer, in ungarischer Tracht, die Krone des hl. Step

*) Wraxall, Courts of Berlin and Vienna II. 296. Mahon l. c. III

f dem Haupt, sein Schwert an der Seite. Langsam und majestätisch schritt durch die Reihen der Großen zum Thron. Der Kanzler Batthyany *) sprach ft, wie die Königin wider alles Recht von fremden Fürsten bekriegt werde die Gefahr sich nicht bloß gegen ihre Hauptstadt, sondern selbst gegen arn heranwälze. Dann erhob sich die Königin und sprach: „Der Zustand rer Staaten ist tief betrübt. Darum glaubten wir den treuen Ständen res geliebten Königreiches Ungarn über den feindseligen Einfall in unsere lande Oesterreich, über die Gefahr, welche Ungarn selber bedrohte, und die tel ihr vorzubeugen, eine schriftliche Vorlage machen zu müssen. Jetzo elt es sich um das Königreich Ungarn, um unsere Person, um unsere er, um die Krone. Wir sind von Allen verlassen, unsere einzige Zuflucht noch die Treue dieser ruhmvollen Stände, die Waffen und der alte Helden- dieser Nation! Darum mahnen wir die Stände dringend, in dieser höchsten hr für die Sicherheit unserer Person, unserer Kinder, der Krone und Reiches so schnell als möglich werkthätige Sorge zu tragen. Was an liegt, so können die getreuen Stände und das Volk von Ungarn in Allem unsere gnädige Gesinnung und Mitwirkung rechnen, was zur Wiederher- ng des früheren glücklichen Zustandes des Landes und zum Glanze seines ens beitragen kann.“ Als sie ihrer Kinder gedachte, brach sie in Thränen und bedeckte einige Zeit hindurch ihre Augen weinend mit dem Tuch. „Wir ten alle mit der Königin,“ schreibt ein Anwesender, „aber es waren Thränen Liebe und des Zornes.“ Der Anblick der schönen unglücklichen Herrscherin r gewaltig. Im Auflodern des ritterlichen Sinnes und des Heldenzornes die Ungarn die Säbel: „Leben und Blut für Eure Majestät! Wir n für unseren König Maria Theresia sterben **).“

Einmüthig wurde die Einsetzung einer Deputation besprochen, welche die zen Maßregeln ergreifen sollte. Es ist bezeichnend für die Stimmung in rn, daß beim Fortgehen einer der Deputirten behauptete, von einem Deutschen t zu haben, die Königin thäte besser, sich und die Ihrigen dem Teufel als Ungarn zu vertrauen, und daß alle es glaubten und die deutschen Minister n Galgen verwünschten, weil sie die beste Königin verhinderten, ihrem Volk en in die Hand zu geben. Uebrigens war es den Ungarn blutiger Ernst. Insurrection. 00 Mann hofften sie auf die Beine zu bringen. Aus Ungarn gedachte man ftens 15.000 Reiter zu senden, aus Croatien und Slavonien 14.000, aus nbürgen 6000. Jetzt, da die Begeisterung alle Herzen verschmolz, wurde auch nderer Wunsch der Königin befriedigt, nämlich ihr Gemahl am 20. Sep- r von den Ständen zum Mitregenten ernannt. Am 21. September kam Mitregentschaft.

*) Arneth I. 287—90.

**) Agitur de regno Hungariae, de persona nostra, prolibus nostris et corona. Ab us derelicti unice ad inclytam Statuum fidelitatem, arma et Hungarorum priscam em confugimus. Die Stände antworteten mit dem Ausruf: „Vitam et sanguinem pro tate vestra! Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia. Allocutio reginae Hung.“ Geschichte des Hauses Habsburg. IV. 128.

Erzherzog Joseph der Sohn der Königin zu Schiff nach Preßburg geflüchtet, „einem Eichhörnchen gleich blickte der sechs Monate alte Prinz von dem Arm seiner Wärterin auf das in gewaltiger Menge herzubringende Volk*)." Am 21., als ihr Gemahl vor den versammelten Ständen den Eid ablegte, zeigte Maria Theresia ihr Söhnlein den Ständen. Begeistert riefen diese: „Wir wollen für die Königin und ihre Famili sterben, sterben für unsern König Maria Theresia."

Zugeständnisse Dies ist der wahre Verlauf dieses ewig denkwürdigen Landtags, welc am 29. Oktober 1741 geschlossen wurde. Er hatte wichtige Folgen für Ungar Die Königin gestand zu, daß die Steuerpflichtigkeit nicht auf Grund und Bo laste, daß der Adel steuerfrei sei, daß das ungarische Finanzwesen vom ö reichischen unabhängig sei, daß die ungarische Hofkammer und Hofka unmittelbar unter dem König stehe, daß sie Siebenbürgen als zu Un gehörig regiere, daß weltliche und geistliche Aemter nur an Ungarn gela Die Indigenatstaxe ward auf 20.000 Dukaten erhöht, die Ausfuhr der dukte ward erleichtert. Maria Theresia versprach, öfters in Ungarn zu resi Noch wichtiger waren die Folgen für die Königin und den Bestand Östreiches. In den Hütten wie auf den Schlössern, auf den Bergen wie in Ebenen rüstete man zum Krieg. Die Begeisterung, die in Ungarn rege wa ergoß sich wie ein Glutstrom über die andern Länder. Wo solche Bande F und Volk verbinden, da ist ein Reich unüberwindlich. Neuer Glaube Oesterreichs Bestand regte sich in Europa.

Die Damen in England sammelten — die alte Marlborough ging Haus zu Haus — für die Frau, welche die Zierde ihres Geschlechtes 100.000 Pfund. Die Feinde wurden verblüfft, Winke kamen von Friedri von Frankreich, daß man zu Unterhandlungen bereit sei. Die königliche von Frankreich wurde eifrig für Maria Theresia. Es wird erzählt**): „ besuchte eines Tags den Dauphin, um ihm in seinen Studien zu helfen. sprach mit dem Minister über den begonnenen Krieg und fragte, ob dieser gerecht sei. Der Cardinal wollte die Rechtmäßigkeit vertheidigen, wurde aber den Gründen des Dauphin geschlagen, daß er zugestehen mußte, der Krieg ungerecht, und ging schnell weg, um nicht noch mehr zugestehen zu müssen war erstaunt, und von da an galt der Dauphin als die Hoffnung aller Leute, auf Ehre hielten." Die Kriegspartei aber benutzte die schmutzigsten Mittel, Mai (es kann hier nicht Alles erzählt werden), um den schwachen König in einer Betäubung zu erhalten. Uebrigens wurde von da an die Bekämpfung M Theresias planloser betrieben. Die Königin von Spanien aber, die eben ganz Oesterreich angesprochen, entwarf schon Pläne, den kaum gebornen Erzh Joseph mit einer Infantin zu vermählen. Elisabeth Farneses stetes Streben ja, Oesterreich zu verschlingen oder zu erheirathen***).

Säumniß Karl Alberts. Zum Glück für Maria Theresia war der Baier eitel, er gefiel si lange in Linz im Genuß seiner neuen Würde, statt daß er gleich gegen

*) So erzählt ein ungarischer Berichterstatter bei Arneth l. c. I. 305.

**) Mémoires de Richelieu VI. 168. Michelet, Louis XV. p. 189.

***) Michelet, Louis XV. S. 188—92.

rang. Erst am 3. Oktober brach er von Linz auf, aber jetzt war für die
theidigung von Wien schon so viel geschehen, daß man die Stadt durch sechs
hen zu halten vermochte. Auf einmal setzte der Baier über die Donau und
h gegen Böhmen auf. Friedrich II. hatte ihm vergebens geschrieben: „der Kur-
t kann im Augenblick ohne Widerstand Wien wegnehmen und dadurch der
reichischen Macht die Wurzel abschneiden; er muß den Kriegsschauplatz sogleich
Oesterreich und dann nach Ungarn verlegen; es ist leicht und sicher, wenn
schnell geschieht; versäumt er die Gelegenheit, so gibt er dem Feinde Frist,
Macht zusammen zu ziehen. Was heute sicher ist, kann morgen ungewiß
en. Geht der Kurfürst auf Böhmen zu, so stellt er seine Erblande dem Zufall
Begebenheiten bloß. Er bietet den Feinden einen reizenden Bissen dar, den sie
verschmähen werden. Meine Meinung ist, die Römer kann man nur in
überwinden*)." Die Franzosen trieben selber den Kurfürsten, von Wien ab-
hen und sich nach Böhmen zu wenden. Als Schmettau wegen dieses Rathes
französischen Botschafter bei Karl Albert Vorwürfe machte, entgegnete dieser:
er dann braucht uns ja dieser Mensch nicht mehr, und das wäre gegen
n Vortheil." Friedrich**) hat einen richtigen Blick, wenn er bemerkt: „der Kur-
ließ die große Aussicht Wien, wovon er nur noch zwei Märsche entfernt war,
n, wegen der kindischen Besorgniß, daß wenn die Sachsen allein in Böhmen
n, sie das Königreich erobern und für sich behalten könnten, und die Franzosen
rkten ihn in diesem Mißtrauen." — In der That zogen 21.000 Sachsen
Prag, welches jetzt das Ziel war, worauf auch die Franzosen und
rn zueilten.

Vertrag vor Kleinschnellendorf. Kaiser Karl VII. Die Oesterreicher nehmen Baiern.

Friedrich aber begann mit Maria Theresia insgeheim zu unterhandeln. Friedrich II.
Heer bedurfte der Ruhe und auf der andern Seite fürchtete er, daß er für
ikreich arbeite: „Das Ministerium zu Versailles," sagt er***), „stand in der
nung, daß es um die österreichische Macht gethan sei, und daß sie auf ewig
e zertrümmert werden. Auf die Trümmer dieses Reichs wollte es vier Fürsten
en, deren Macht sich wechselseitig das Gleichgewicht halten könnten, nämlich
Königin von Ungarn, welche dieses Königreich, Oesterreich, Kärnthen und
in behalten sollte, den Kurfürsten von Baiern als Herrn von Böhmen, Tyrol
Breisgau; Preußen mit Niederschlesien und endlich Sachsen, welches Mähren
Oberschlesien zu seinen andern Besitzungen hinzugefügt bekommen sollte.
vier Nachbarn würden sich nimmermehr auf die Länge haben vertragen
en, und Frankreich gedachte alsdann die Rolle eines Schiedsrichters hiebei zu
n und über Hospodare zu schalten, welche es selbst gesetzt hätte. So haben
ie Römer einst gemacht. Es war aber gar nicht in dem Sinn des Königs
Preußen, der für die Erhöhung seines Hauses arbeiten und sein Kriegsvolk nicht
pfern wollte, um sich her Nebenbuhler zu schaffen; hätte er sich zum knechtischen
zeug der französischen Staatskunst gebrauchen lassen, so hätte er sich selbst
Joch bereitet, welches ihm dann wäre auferlegt worden, er hätte Alles für

*) Histoire de mon temps. Chap. V.
**) Ibid. Chap. IV. Arneth II. 318—26.
***) Ibid. Chap. IV. Anfang.

Frankreich gethan und Nichts für sich; er wäre durch das übermäßige Glück der Franzosen überwältigt und aus einem Bundesgenossen ein Unterthan und gezwungen worden, in Alles zu willigen, was Frankreich von ihm verlangen mochte, weil er ihm an Macht zum Widerstand, oder an Bundesverwandten und Gehilfen gefehlt haben würde. Es schien also die Klugheit von dem König ein gemäßigtes Benehmen zu fordern, durch welches er eine Art von Gleichgewicht zwischen den Häusern Oesterreich und Bourbon festsetzen könne. Die Königin von Ungarn stand am Rande des Abgrunds. Ein Waffenstillstand gab ihr Gelegenheit, wieder zu Kräften zu kommen, und der König war sicher, daß er denselben wieder brechen könne, wenn er es für dienlich halten würde, weil die Politik des Wiener Hofes es erforderte, dies bekannt zu machen. Endlich hatte der König die geheimen Verbindungen Fleurys entdeckt; er wußte, daß der Cardinal geneigt war seine Bundesgenossen zu opfern, wenn der Wiener Hof dieser Krone Luxemburg und einen Theil von Brabant anbieten würde." Diese, wegen ihrer Offenheit merkwürdige Stelle zeigt, wie Friedrich II. sich vor den Folgen seines Handelns zu fürchten begann. Wer hat denn mehr als er durch seinen ungerechten Einfall in Schlesien die Gefahr einer französischen Herrschaft über Deutschland nahe gebracht? Ludwig XV. wäre der Agamemnon Deutschlands geworden, wenn er nicht ein gar kläglicher Mann gewesen wäre. Die Arglist des Friedensantrags leuchtet aus Friedrichs eigenen Worten hervor, er wollte nur einen Waffenstillstand schließen, bis sein Heer ausgeruht hätte, und legte Oesterreich eine Falle, von der er überzeugt war, daß es hineinstürze und ihm dadurch den Vorwand gebe, wieder loszuschlagen, wenn es für ihn vortheilhaft wäre.

England. Das englische Cabinet handelte stets in der Ueberzeugung*), daß Maria Theresia Friedrich für sich gewinnen müsse, um gegen ihre zahlreichen andern Feinde bestehen zu können. Es wollte um keinen Preis einen von Frankreich abhängigen deutschen Kaiser sehen. Der englische Unterhändler bei Friedrich II. trieb immer zur Aussöhnung mit der Königin um einen mäßigen Preis, und der Gesandte bei Maria Theresia um Nachgiebigkeit, daß sie diesen fähigsten Gegner beschwichtige. Am 13. September 1741 erhielt sie von Lord Hyndford den Wink, Friedrich wäre nicht abgeneigt unter folgenden Bedingungen, die er ihm in die Feder dictirte, Frieden zu schließen: „Ganz Niederschlesien, den Fluß Neisse als Grenze, die Städte Neisse und Glatz gehören uns (den Preußen), jenseits der Oder bleibt die alte Grenze zwischen den Herzogthümern Brieg und Oppeln; Breslau gehört mir; die religiösen Angelegenheiten bleiben, wie sie sind; Schlesien bleibt unabhängig von Böhmen und wird auf ewige Zeiten abgetreten. Dafür greife ich nicht weiter an und belagere Neisse nur zum Scheine; der Commandant übergibt dann die Festung und zieht sich zurück. Ich bleibe ruhig im Winterlager und das österreichische Heer kann hinziehen, wohin es will. Der Vertrag muß in zwölf Tagen abgeschlossen sein." Die Königin hatte damals Sorge um die Hauptstadt ihres Reiches, wie um Prag, und die Ueberzeugung war durchgedrungen, daß man entweder Frankreich oder Preußen für sich gewinnen müsse. Vom französischen Hof waren Anzeigen gegeben worden**), daß man geneigt sei zu unterhandeln; als aber Belleisle in Frankfurt erklärte, daß von einer Kriegführung Frankreichs

Verhandlungen. gegen Friedrich II. gleich wenig als von der Wahl Franz Stephans zum deutschen Kaiser die Rede sein könne, so brach man wieder ab und gab Neipperg Vollmacht, mit Friedrich II. zu unterhandeln, nur dürfe Glatz nicht aufgegeben werden und Friedrich keine Winterquartiere in Böhmen beziehen***).

---

*) Ranke l. c. II. 318—20, 327.
**) Arneth l. c. I. 329—34.
***) Ranke, l. c. II. 327—44. Arneth I. 331—38.

Am 9. Oktober kam Friedrich mit Neipperg im Starhembergischen
ße Kleinschnellendorf zusammen, insgeheim, daß der französische Kleinschnellendorfer Vertrag.
ndte Valori Nichts merke. Der König brachte den englischen Gesandten
ford und den Obersten Goltz mit sich, Neipperg den Generalwachtmeister
lus. Hyndford führte das Protokoll und gab Jedem eine Abschrift des
ags, der also lautete: „Neipperg zieht am 16. unbelästigt nach Mähren
, der König belagert Neisse zum Scheine, das sich ihm nach 14 Tagen
, Friedrich behält Niederschlesien und Neisse, und Maria Theresia wird
Frieden feierlich abtreten; ein Theil des preußischen Heeres darf bis
ngs Mai 1742 in Oberschlesien überwintern, aber nicht brandschatzen oder
ten ausheben. Friedrich enthält sich aller weitern Feindseligkeiten gegen
a Theresia und den Kurfürsten von Hannover; der Vertrag bleibt geheim;
erg, Lentulus und Hyndford geben ihr Ehrenwort dafür."

Friedrich sagte dann Neipperg im Vertrauen: „er habe sich allerdings mit
reich, Baiern und Sachsen verbunden, er wolle aber viel lieber auf gutem
mit Maria Theresia stehen; er wolle nicht, daß der Sachse, noch der Franzose
um sich greifen. Er rieth Neipperg, sich mit Lobkowitz schnell zu vereinigen
um über die Franzosen herzufallen; siege die Königin von Ungarn, so
er sich vielleicht mit ihr verbinden; unterliege sie, so müsse eben Jeder
h selber sorgen." Maria Theresia hielt den Vertrag; sie gebot ihren Ge-
n, denen sie ihn mittheilen mußte, die strengste Geheimhaltung. Mit den
en ward nur zum Schein geplänkelt, als Neipperg gegen die Baiern nach
m abzog. Neisse ward am 21. Oktober übergeben nach kurzem Schein-
tand. Friedrich empfing am 7. November 1741 in Breslau die Huldigung.
em ständischen Wesen in Schlesien hatte es aber jetzt ein Ende. Der König Schlesien.
e, daß er nur die Privilegien und Freiheiten beachten werde, welche mit
ahren Interessen des Landes verträglich wären; als Freund der Toleranz
er, daß die verschiedenen Bekenntnisse sich gut mit einander vertragen. Er
deshalb ohne Ansicht der Religion im Justizfache Schlesier anstellen
ur je einen Brandenburger in einem Collegium; im Finanzfache könne er
einen Schlesier brauchen. Wollten sie sich dafür fähig machen, so müßten
erst im Brandenburgischen die dortigen Einrichtungen kennen lernen. Mit
Worten: der König zog die Verwaltung der Landeseinkünfte vollkommen
h und wußte in kurzer Zeit 1,836.000 Thaler aus Schlesien zu ziehen,
ehr, als die milde österreichische Regierung je zu verlangen gewagt hätte.
ie Schlesier gegen die Höhe der Steuern Widerspruch einlegten, hieß es,
önig besitze das Land durch Kriegsrecht; Alles, was den Einzelnen in den
n gelassen werde, gehöre eigentlich dem König. In Berlin ward Friedrich
Jubel empfangen, er brachte eine einträgliche Provinz mit sich. Vor dem
verstummten alle Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit des Krieges.

Indeß hatte sich das Schicksal von Prag entschieden. Drei feindliche Armeen, Prag.
ihr 80.000 Mann, rückten in verschiedenen Richtungen auf Böhmens Haupt-
los. Aber auch Oesterreicher kamen, um die Stadt zu retten. Am 7. No-
r 1741 traf Neipperg mit den Truppen aus Schlesien in Znaim ein, wo
a Theresias Gemahl harrte, um den Oberbefehl zu übernehmen. Neipperg
aber zu langsam vor und Franz Stephan war kein Heerführer und hatte Franz Stephan.
die Thatkraft, den Marsch zu beflügeln, was Maria Theresia wollte mit

der Mahnung: „Nicht zu viel tandeln.“ Als Feldmarschall Christian Lobkow… mit einigen Regimentern in Neuhaus zu ihnen stieß, stieg das österreichi… Heer auf 40.000 Mann, darunter 13.000 Reiter. Also Macht genug, um ei… Schlag auszuführen, Verstärkung nach Prag zu werfen, oder die Feinde verre… zu werfen. Aber diese waren schneller und wußten die Zeit besser zu benütz…

Erstürmung Prags. Am 19. November standen sie schon vor Prag. In der Stadt waren nur 2.3… meist neueingereihte und noch wenig geschulte Soldaten, welche noch überdies… 16 Tagen ohne Ablösung im Dienste standen. Die Studenten waren willig, … den Bürgern aber war wenig zu machen. In einer schönen Mondnacht … 25. November vollführten zwei uneheliche Brüder des Kurfürsten von Sach… Graf Moritz und Rutowsky, den Handstreich, der ihnen Prag gewann. … Scheinangriffe verdeckten den Hauptangriff, der mit geringem Verlust gelang … Mauern wurden rasch erstiegen und die Thore geöffnet, übrigens die S… obschon mit Sturm genommen, nicht geplündert. Die Sieger hielten M… zucht, keinem Bürger wurde ein Leid zugefügt. In Königssaal erfuhren … Oesterreicher die Nachricht, die wie ein Donnerschlag auf sie wirkte. Sie … sich schnell hinter die Moräste von Budweis, Tabor, Neuhaus und Win… zurück, wo sie sich bald wieder erholten, aus Oesterreich Verstärkungen a… ziehen und Baiern und Franzosen bedrohen konnten*). Bittere Thränen ve… die Königin bei der Nachricht vom Falle Prags, doch erhob sich ihre Seele … wieder zu muthigen Entschlüssen**): „Mein Vorsatz ist gefaßt, schrieb sie, Alles … Spiel zu setzen und zu verlieren, um nur Böhmen zu retten, und auf d… Ziel müssen eure Maßregeln gerichtet sein. Eher sollen alle meine Heere … nichtet werden, als daß ich irgend Etwas abtrete. Ihr werdet sagen, daß … grausam sei. Es ist wahr, ich weiß aber auch, daß ich all die Grausamkeit… welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich … hundertfältig zu vergüten im Stand sein werde. Das will ich thun, je…

Belleisle. verschließe ich mein Herz dem Mitleid.“ Marschall Belleisle, den eine Kra… in Dresden zurückgehalten hatte, begab sich nach Prag gleich nach dessen … gabe und sandte Moritz von Sachsen ab, um die Ufer der Sassawa zu … halten. Den Cardinal bat er um Ablösung und Marschall Broglie, bisher S… halter von Straßburg, wurde mit dem Oberbefehl in Prag betraut.

Karl Albert König. Indeß ließ sich am 7. December 1741 Karl Albert in den Straßen … Prag als König ausrufen und am 19. December krönen, und nicht weniger … 400 Mitglieder böhmischer Stände fanden sich zu dieser Feier in Prag ein. … da ging der von seiner neuen Würde berauschte Mann über Dresden nach Mün… Hier war die Stimmung nicht die beste: man hatte das Unternehmen des … fürsten nie gebilligt; man hatte kein Zutrauen auf die Zukunft. Nur kurze … verweilte der Kurfürst in seiner Hauptstadt, um sich dann zu Festlichkeiten … Mannheim zu begeben, und dort die Erwählung zum Kaiser abzuwarten.

Kaiserwahl. Schon zwei Monate tagten hier die Wahlbotschafter. Friedrich be… spöttisch***): „Statt ein Oberhaupt zu wählen stritt sich die Versammlung … goldene Fransen oder Spitzen, welche die Gesandten vom zweiten Range eben… wohl zu tragen verlangten als die vom ersten Range. Diese Wahlversamml… war in zwei Parteien getheilt, die eine bestand aus schwärmerischen Anhän…

*) Histoire de mon temps. Chap. 4.
**) Arneth, l. c. I. 346.
***) Histoire de mon temps. Chap. II.

Königin von Ungarn, die andere aus übertriebenen Feinden derselben. Jene
llten mit einer gewissen Halsstarrigkeit den Großherzog von Toscana zum Kaiser
en, diese eben so hartnäckig den Kurfürsten von Baiern. Das Glück, welches
Waffen der Verbündeten noch begünstigte, entschied den Streit. Ihre Partei
elt am Ende das Uebergewicht, welches die Glücklichen zu haben pflegen." —
eß rückte das Wahlgeschäft in Frankfurt um Nichts weiter. Friedrich drängte zur
chleunigung desselben. Der Erzbischof von Mainz kündigte dem Botschafter Maria
resias, einem Freiherrn von Prandau, die Ausschließung der böhmischen Kur-
me vom Wahlgeschäft an, dieser protestirte, wurde aber auf Andringen der
rischen Partei aus der kraft seiner Würde eingenommenen Wohnung aus-
iesen*). Er begab sich nach Hanau und legte hier feierlichen Protest gegen
Verfahren ein. Der Antrag, den Kurfürsten von Baiern als König von
men und Erzherzog von Oesterreich in der Wahlcapitulation anzuerkennen,
de jedoch abgelehnt. Am 24. Januar 1742 fand die Wahl statt, sie fiel
einmüthig auf Karl Albert. Maria Theresia hatte am 3. Januar 1742
rt, die Wahl, wie sie auch ausfallen möge, anzuerkennen, wenn sie nur
und nach den Vorschriften der goldenen Bulle, also ohne Ausschließung
mens und nach Wiederherstellung des Friedens vorgenommen werde. Folge-
g erklärte sie dieselbe jetzt als null und nichtig. Am 31. Januar hielt der
Kaiser, er nannte sich Karl VII., seinen Einzug in Frankfurt, am 12. Karl VII.
uar wurde er feierlich gekrönt.

Wilhelmine war in Frankfurt und kann nicht umhin einige bittere Bemer-
n zu machen**): „Der arme Kaiser genoß nicht das ganze Vergnügen, welches
Ceremonie ihm gewähren sollte. Er starb fast vor Gichtschmerz und Blasen-
und konnte sich kaum aufrecht erhalten. Dieser Mann befand sich in der un-
ehmsten Lage und mußte die Fürsten des Reiches schonen, um Hilfe von
zu erlangen. Dieser Kaiser verdiente ein besseres Schicksal, er war sanft,
chenfreundlich, sprachselig, und besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen. Man
von ihm sagen, Mancher glänzt im zweiten Rang, der im ersten verdunkelt
. Sein Ehrgeiz war größer als sein Genie. Er besaß Geist, aber Geist ist
genug, um einen großen Mann auszumachen! und die Lage, in welcher er
befand, war über seine Sphäre, und sein Unglück wollte, daß er Niemanden
ich hatte, der ihm mit den Talenten aushalf, die ihm fehlten." Auch an
Gemahlin Karl Alberts, Maria Amalia, übt Wilhelmine ihre spitze Zunge: Maria Amalia.
Kaiserin ist von mehr als einem kleinen Wuchse und so dick, daß sie wie
Kugel aussieht. — Sie ist äußerst häßlich, ohne Haltung und Anmuth, ihr
t kommt ihrer Gestalt gleich, denn sie ist übertrieben bigott und bringt ganze
te und Tage in ihrem Betzimmer zu." Wo sollte aber die arme Frau im
rstreit ihrer Gefühle, als Erzherzogin und als Gemahlin Karl Alberts, in
Vorausficht des Unglücks, das sein Treiben über ihre Familie bringe, wo
e sie anders Trost suchen als im Gebet? Doch erwähnt Wilhelmine einen Zug,
ie ehrt: als deutsche Kaiserin wollte sie nur Deutsch reden. „Sie verstehe

*) Arneth, Maria Theresias erste Regierungsjahre. B. II. S. 20—21.
**) Schluß des II. Bandes ihrer Memoiren vom Jahre 1742.

das Französische nicht recht, entschuldigte sie sich. Die Markgräfin von Baire
bemerkt jedoch: „Sie versteht Französisch recht gut, sie war aber so sehr Skla
ihrer Etikette, daß sie geglaubt hätte, ein Verbrechen beleidigter Hoheit zu begeh
wenn sie mich in einer fremden Sprache unterhalten hätte. Sie empfing m
zitternd und in verlegener Weise." Wir finden dies begreiflich, denn in die F
freude von Frankfurt tönte auf einmal die böse Nachricht, München sei von d
Oesterreichern eingenommen.

Die Oesterreicher in Baiern. In der That rückten die Oesterreicher schon in Baiern ein. In der
hatte Maria Theresia aus Italien die Besatzungen, 10000 Mann, herausgezo
Zu diesen kamen 7000 aus Ungarn, 3000 aus dem Breisgau, die durch T
gekommen waren. An ihre Spitze stellte die Königin einen Schüler Eugens,
Khevenhiller. hochbegabten Feldmarschall Grafen Andreas Ludwig Khevenhiller, den
des berühmten Staatsmannes und Geschichtschreibers unter Ferdinand II.*)
von seiner Mutter her, den Enkel des Siegers von St. Gotthardt. — E
gleichfalls Schriftsteller und zeigt in seinen militärischen Werken ein tiefes
dium der Kriegswissenschaft**). Khevenhiller erhielt den Auftrag, die in O
österreich und Baiern zurückgebliebenen französischen und baierischen Truppen
dem Land zu treiben und hat diese Aufgabe glänzend gelöst, namentlich auch
neuausgehobene Mannschaft durch Verwendung unter den geschulten Truppen
folgreich zu gebrauchen verstanden. Unter ihm dienten die Führer Bernkl
Menzel und Trenck. Am 20. Dezember 1741 verließ Khevenhiller
und schreckte die einzelnen Posten auf. In wenigen Tagen hatte er den Fran
1643 Mann getödtet oder gefangen und einen glänzenden Uebergang über
Linz. Enns bewerkstelligt. Die Franzosen zogen sich nach Linz zusammen, um w
sie starke Verschanzungen gebaut hatten. „Die Welt, schreibt Friedrich, hört
Erstaunen, daß 10,000 Oesterreicher 15,000 Franzosen in Linz blokirten, so
kann ein einzelner Mann seinem Heere das Uebergewicht über die Truppen
Feinde verschaffen***)." Diese günstigen Kämpfe waren der erste Glücks
für Maria Theresia in einer trüben Zeit und wir begreifen ihre Freude als
sie dem siegreichen Feldherrn ihr Bild in Brillanten sandte mit jenem ber
Brief, der ihre ganze Seele kennzeichnet: „Lieber und getreuer Khevenh
„Hier hast du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Aug
ihrem männlichen Erben, was meinst du, will aus diesem Kinde werden?
deine gnädigste Frau erbietet sich dir als einem getreuen Minister; mit diesem an
ganze Macht, Gewalt und Alles, was unser Reich vermag und enthält. Handle,
und getreuer Vasall, wie du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich ge
Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; thue, was du recht zu sein glaubst
blind in Verurtheilung des Meineidigen; folge deinem in Gott ruhenden
meister in den unsterblichen Eugenischen Thaten und sei versichert, daß du
deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und
Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen
erlangst. Solches schwören wir bei Unserer Majestät. Lebe und streite wohl
Maria Theresia." Thränen rollten über die Wangen der rauhen Kriegsmä
als ihnen Khevenhiller das Schreiben vorlas, sie rissen ihre Schwerter aus
Scheide, küßten sie und warfen den Kuß dem Bilde Maria Theresias zu. Vo
bis zum 23. Januar fanden Kämpfe um Linz statt. Am 23. übergab

*) Vergl. B. V. S. 224—279, 513—523.
**) Arneth l. c. II. 3.
***) Histoire de mon temps. Chap. 5. Anfang.
†) Arneth, l. c. II. S. 9.

gür den Ort für freien Abzug, unter dem Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Oesterreich zu kämpfen. Indeß hatte Bernklau am 7. Januar 1742 Schärding, das Thor von Baiern, genommen. Die Regierung bot den Landsturm auf, Graf Törring eilte aus Böhmen herbei und versuchte Schärding in der Nacht vom 16—17. Januar zu überfallen. Die Oesterreicher waren aber wachsam, schlugen ihn zurück und drangen bis an den Rottfluß vor. Dort nahmen Bernklau und Menzel die Flüchtlinge in die Mitte, über die ein panischer Schrecken kam. Am Januar nahm Bernklau Passau und Oberhaus und gewann 50 Kanonen. Am 12. Februar stand Menzel vor München. Die Stadt ergab sich, als Menzel Sicherheit der Person und des Eigenthums, Achtung der städtischen Freiheiten, Schonung der kurfürstlichen Schlösser versprach. Der Widerstand hörte auf, das Landvolk wurde entwaffnet. Schon wollte Khevenhiller gegen die unter Harcourt herbeieilenden Franzosen ziehen, um durch einen großen Sieg über sie seine Thaten zu krönen, als ihn der schmerzliche Befehl traf, 10.000 Mann gegen die Preußen nach Mähren zu entsenden, denn Friedrich hatte den Vertrag von Kleinschnellendorf gebrochen. in München.

Erneuerung des Schlesischen Krieges. Kampf in Mähren. Schlacht bei Czaslau. Friede zu Breslau.

Sein Verfahren kann in der That nur als Wortbruch bezeichnet werden. Friedrich sagt zwar *): Der Kurfürst von Baiern, bestürzt über einen so unerwarteten Wechsel des Glücks, suchte Hilfe bei der Freundschaft des Königs; beschwor ihn in den zärtlichsten Ausdrücken, ihn nicht zu verlassen und durch eine tüchtige Diversion seine Lande und seine Truppen zu retten. Er verlangte, daß die Preußen durch Mähren in Oesterreich eindringen sollten, um den Franzosen wieder etwas freie Luft zu schaffen. — Da war es nicht mehr Zeit auf der gemäßigten Mittelstraße zu bleiben: entweder mußte man sich an die mündliche Verabredung des Waffenstillstandes halten, welche Nichts sicher versprach (!); oder man mußte durch eine in die Augen fallende Unternehmung die preußischen Bundesgenossen aus einem irrigen (?) Verdacht reißen. Der Einmarsch in Mähren war das Einzige, was die Umstände erlaubten, weil dadurch der König sich nothwendiger machte und sich in die Lage versetzte, von beiden Parteien gleich dringend gesucht zu werden. Daher entschloß er sich zu dieser Unternehmung, wobei er sich zugleich vornahm, doch nur so wenig als möglich von seinen eigenen Truppen, aber so viel, als seine Alliirten ihm von den ihrigen geben wollten, dazu zu verwenden." — Friedrich sucht seinen Wortbruch vergebens zu entschuldigen, die Thatsachen sprechen gegen ihn. Am 9. Oktober hatte er den Vertrag in Kleinschnellendorf abgeschlossen, am 30. hatte er die Frucht desselben gepflückt, und war in Neisse eingezogen. Arneth ist im vollen Recht, wenn er sagt **): „Friedrich schloß das Uebereinkommen nur ab, um Neisse ohne Blutvergießen in seine Gewalt zu bekommen, um Neippergs Heer nicht mehr gegenüber zu haben, sich in der Ruhe ausbreiten zu können und seinen durch einen elfmonatlichen Feldzug erschöpften, schon mißgestimmten Truppen Erholung zu gönnen. Er schloß es ab in der Absicht, die Königin von Ungarn zu hintergehen." Desgleichen ist der Bruch des Vertrags.

*) Histoire de mon temps. Chap. V. Anfang.
**) l. c. I. 337.

Preuße Stenzel im Recht, wenn er sagt, es sei das beim Schließen und Brechen des Kleinschnellendorfer Vertrages beobachtete Verfahren nicht zu rechtfertigen, oder auch nur einigermaßen zu entschuldigen: das müsse man den dazu bestimmten eigentlichen und uneigentlichen Staats-, Hof- und Haushistoriographen überlassen *). Trotz des Vertrages mit der Königin von Ungarn schloß Friedrich am 28. Oktober 1741 ein noch innigeres Bündniß mit Frankreich, am 1. November ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen, am 4. November einen neuen Vertrag mit Karl Albert. Für die Stimme zur Kaiserwahl versprach ihm dieser als König von Böhmen die Grafschaft Glatz, das Jus de non appellando, wodurch sich Friedrich eigentlich vom Reichsverband losriß; obschon er im Vertrag Maria Theresia als Königin von Böhmen anerkannt hatte, schickte er jedoch bald Leopold von Dessau mit 12.000 Mann nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. Am 26. Dezember griff er einzelne Abtheilungen der Oesterreicher an und gab Schwerin den Befehl, Troppau wegzunehmen, und dem Dessauer, Glatz einzuschließen. Am 27. Dezember besetzte Schwerin Olmütz und nahm Winterquartier in Mähren. In Böhmen hausten die Preußen wie in Feindesland. Als Karl Albert sich darüber bei Friedrich beschwerte, schrieb dieser an den Dessauer: er solle mehr methodisch verfahren, und das Huhn rupfen, ohne daß es schreie. Seinem eigenen Minister wurde sein Verfahren bedenklich, denn Friedrich schreibt an Podewils: „Wenn durch Ehrlichkeit Etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich sein, ist es hingegen nothwendig zu betrügen, so seien wir Schurken buben **)."

Plan des Feldzugs. Seinen Feldzugsplan meldet Friedrich selber ***): „Die Sachsen, welche damals die Ufer der Sassawa besetzt hielten, standen in erforderlicher Nähe zu einem Haufen Preußen, welcher in Mähren eindringen sollte, zu stoßen. Von da konnte dies kleine Heer auf Iglau fallen, den Fürsten Lobkowitz da vertreiben, und bis nach Horn in Unterösterreich vorrücken. Dieser mußte entweder Khevenhiller zwingen, von Segür abzulassen, oder die Armee der Königin nöthigen Wittingau, Tabor und Budweis zu räumen, in welchem Falle Broglie durch Nichts mehr gehindert würde, zur Hilfe nach Linz heranzukommen. Die Schwierigkeit bei diesem Plan bestand nur darin, den Dresdener Hof zur Einwilligung in die Vereinigung seiner Truppen mit den preußischen zu bewegen."

Friedrich in Dresden. Friedrich kam am 20. Januar 1742 selber nach Dresden, um die Sachsen zum Einfall in Mähren anzutreiben: von allen Seiten her müsse man die Winterquartiere der Oesterreicher überfallen, Broglie solle von der Seite von Frauenberg her angreifen und die Preußen und Sachsen sie bei Iglau in die Flanke nehmen. Moritz von Sachsen und Brühl hatten keine rechte Lust.
Brühl. Brühl war es leid, die sächsischen Truppen einem Nachbarn in die Hände zu geben, gegen den er noch vor einem halben Jahr unterhandelt hatte †); auch

---

*) Stenzel. Geschichte des preußischen Staates. IV. 188.

**) Arneth l. c. I. 205. S'il-y-a à gagner d'être honnête homme, nous le serons et s'il faut duper, soyons donc fourbes.

***) Histoire de mon temps. Chap. V. Mitte.

†) Histoire de mon temps. V.

te es ihm Verdruß, zur Erhebung des Kurfürsten von Baiern beizutragen; : aus Feigheit, meint Friedrich, überließ ihm der Minister zuletzt die sächsischen uppen. Mit Zügen des Spottes zeichnet Friedrich den Minister und den rn: „August III. sagte zu Allem ja und sah dabei aus, als wäre er überzt; doch war Etwas in seinem Blick, welches Langweile anzeigte. Brühl, den as Gespräch beunruhigte, unterbrach es, indem er seinem Herrn ankündigte, Oper würde anfangen. Nun hätten zehn Königreiche, die zu erobern gestanden, König von Polen nicht eine Minute länger zurückgehalten. Man ging also die Oper. Und der König erhielt ungeachtet aller derer, die sich dagegen setzten, n entscheidenden Entschluß. Man mußte die Sache hitzig angreifen, wie man n Ort mit Sturm erobert, das war das einzige Mittel, an diesem Hof die he durchzusetzen." — Von Dresden eilte Friedrich nach Prag. Auch Broglie te wenig vom Plan wissen, er traute Friedrich nicht. Der Cardinal hatte rieben*): „So lange wir Erfolg haben, wird er uns treu bleiben, aber wenn Sachen übel gehen, stehe ich für Nichts. — Nur 3000 Franzosen wollte man überlassen. Am 25. Januar 1742 war der König in Olmütz, unterwegs : er vernommen, daß die Stadt Glatz übergegangen sei. Die Citadelle jedoch eidigte Oberst Fontanella mit 2000 Oesterreichern auf's tapferste bis zum April 1742, wo nur noch 263 Mann dienstfähig waren. Am 3. Februar Friedrich in Großbitesch zu den Franzosen und Sachsen. Er hatte jetzt 00 Preußen, 13,000 Sachsen, 5000 Franzosen unter sich. Mit diesen 33,000 m gedachte er Maria Theresia Böhmen und Mähren zu entreißen, sie sollte Oesterreich und Tyrol behalten. August III. Friedrich in Prag. in Mähren

Allein die Oesterreicher waren anderer Ansicht und boten alle Mittel auf, sich der Feinde zu erwehren. Der ungarische Heerbann ward aufgeboten, 00 Mann regelmäßiges Militär ward geworben, 10.000 Mann wurden aus m abberufen. Brünn wurde durch General Roth tapfer vertheidigt. Der g hatte kein Glück, obschon einmal seine Husaren bis Stockerau vordrangen. ehrte das Land förmlich aus, um den Oesterreichern die Unterhaltungsmittel tziehen, was aber den Sachsen, die nachrückten, nachtheilig ward. Diese klagten, en nicht, auch hatten sie geheime Befehle. — Bei Iglau waren sie nicht r zu bringen gegen die fortwährend zurückweichenden Oesterreicher. Broglie rief seine 10,000 Franzosen nach Prag zurück. Zur Belagerung von Brünn : es an schwerem Geschütz. — Sobald die Oesterreicher jetzt mit Verstärkung ückten, erhob sich das Landvolk und kam Friedrich zuletzt selber in Gefahr. den Sachsen gelangten nur 7000 nach Böhmen. Friedrich mußte eilen, aus ren hinauszukommen. Die Oesterreicher nahmen seinen Nachtrab, 60 Kanonen 600 Wagen weg. Mit Mühe erreichte er Chrudim, wo er seine Magazine , um Verstärkung aus Schlesien an sich zu ziehen. „Der Winterfeldzug in ren mißlang, klagte er, weil die Franzosen sich wie Narren benahmen, und Sachsen wie Verräther." Sachsen. Mißlingen des Zuges.

An der Spitze der Oesterreicher stand jetzt Karl von Lothringen**), jüngere Bruder des Franz Stephan, zum Heerführer von Natur und durch dien viel geeigneter als jener, doch war es der erste Feldzug, den Karl t, und seine Bedenklichkeit zu groß, obschon ihm Maria Theresia unbedingte macht ertheilt hatte. Als Mentor war ihm Königsegg beigegeben, ein tüch- Karl von Lothringen.

*) Flassan l. c. V. p. 157.
**) Arneth II. 41.

tiger Soldat, der aber zu zaudern liebte. Im Kriegsrath wurde beschlossen, die Preußen, die an der Elbe standen, zu schlagen und dann Prag mit einem An- lauf zu nehmen, Friedrich II. blieb die Wahl, sich hinter die Elbe zurück- ziehen und sich dadurch zu decken, oder den Oesterreichern entgegen zu gehen. Er zog das Erstere vor, weil er meinte, daß die Friedensunterhandlungen, er damals anknüpfte, eines bedeutenden Streiches bedurften **). So kam es

Schlacht bei Czaslau.

17. Mai 1742 zur Schlacht, die von Czaslau, welches die Oesterreicher setzten, oder von Chotusitz, welches der Mittelpunkt der Preußen war, Namen hat. Beide Theile waren ungefähr 30.000 Mann stark, nur waren Preußen den Oesterreichern an schwerem Geschütze überlegen. Die Sch währte 4 Stunden, von 7 bis 11 Uhr, auf beiden Seiten ward aufs Tap gestritten, auf beiden wurden Fehler gemacht, welche Friedrich selber einge schildert, und wobei er aber dankend bemerkt, daß die Tapferkeit seiner Tr über die Hindernisse des Bodens, wie über die Fehler, die ihre eigenen An begingen, gesiegt hätte. Ein solches Kriegsheer sei im Stande, einen Bef haber aus der Verlegenheit zu reißen. Der Verlust war auf beiden Seiten Die Preußen zählten 4000 Todte und Verwundete, 1000 mehr als die Oe reicher. Der König hatte durch eine schöne Bewegung einen Sieg erkämpft, die Oesterreicher keine Niederlage erlitten. Sie zogen sich in guter Ordnung Schlachtfeld zurück und standen wieder schlagfertig da. Friedrich fühlte, Oesterreich doch nicht so leicht zu Boden zu werfen sei, und in Wien war überzeugt, daß man die vielen Feinde, wenn Friedrich mit ihnen verbu sei, nicht besiegen könne. So war auf beiden Seiten die Neigung stärker, Frieden zu schließen, zu dem England ohne Unterlaß antrieb. In Bre

Verhandlung zu Breslau.

wurde darüber unterhandelt, nur Maria Theresias Weigerung, Friedrich Schlesien noch zwei Kreise in Böhmen abzutreten, verzögerte ihn. Keine Ge der Erde, erklärte sie entschieden, werde sie dahin bringen, eher wolle sie dulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen von Wien dem Schwert in der Hand sterben. Leicht begreiflich, wenn Friedrich zwei in Böhmen hatte, so war der Besitz des Königreichs sehr bedroht.

Am 11. Juni 1742 wurden die Präliminarien abgeschlossen. Die Kö tritt darin mit voller Souveränität an Preußen ab: ganz Nieder- und Hochschlesien,

Friede

Ausnahme des Fürstenthums Teschen und der Stadt Troppau, und des Lan diesseits der Oppa und des hohen Gebirgs, auf gleiche Weise tritt sie Preußen ab die Grafschaft Glatz, wogegen der König Friedrich für sich seine Nachkommen verspricht, keine weitern Ansprüche auf das Gebiet der nigin von Ungarn und Böhmen zu machen. Die katholische Religion soll Schlesien erhalten werden, jedoch ohne Beeinträchtigung der Religionsfreiheit de Protestanten und der Rechte des Souveräns. Der König von Preußen

---

*) Histoire de mon temps. Chap. 5.
**) l. c. ch. 5.

te sich, den Engländern 1,700.000 Thlr. zurück zu zahlen, welche pfand·
auf Schlesien geliehen sind. Die andern Artikel betreffen die Einstellung
Feindseligkeiten, die Freilassung der Gefangenen, die Handelsfreiheit. — Ein·
ossen waren in diesen Frieden England mit Hannover, Rußland, Däne·
Holland, das Haus Wolfenbüttel und der König von Polen als Kurfürst
Sachsen unter der Bedingung, daß er längstens 14 Tage, nachdem ihm
riedensschluß angezeigt sei, seine Truppen von der französischen Armee und
en Staaten der Königin von Ungarn zurückziehe. Unterzeichnet war der
von Podewils und Hyndford. Die Präliminarien wurden in Berlin am
Juni 1742 in einen definitiven Frieden zwischen Oesterreich und Preußen
wandelt*).

So war Schlesien mit den preußischen Staaten vereinigt, ruft Friedrich Friedrichs Freude.
phirend aus**): „Ein zweijähriger Krieg war hinlänglich zur Eroberung
wichtigen Provinz. Der vom verstorbenen König hinterlassene Schatz war
rschöpft (nur noch 150 Thlr. in der Kasse). Aber Staaten werden wohlfeil
t, wenn sie nicht mehr als 7 oder 8 Millionen kosten. Die zusammen=
den Umstände begünstigten diese Unternehmung. Frankreich mußte sich in
Krieg mit hineinziehen lassen. Rußland mußte von Schweden angegriffen
; aus Furchtsamkeit mußten die Hannoveraner und Sachsen sich unthätig
n; die gewonnenen Vortheile mußten ununterbrochen bleiben; und der
von Preußen, der König von England, mußte, ganz wider seine Neigung,
Werkzeug zu der preußischen Erhebung werden. Was am meisten zu dieser
rung beitrug, war ein Kriegsheer, das seit 22 Jahren durch eine bewun=
swürdige Mannszucht gebildet, den Kriegerstand im übrigen Europa über=
wahrhaft patriotische Befehlshaber, erfahrene und unbestechliche Staatsdiener,
ndlich ein gewisses Glück, welches oft die Jugend begleitet und sich dem
Alter entzieht. Wäre diese große Unternehmung mißlungen, so hätte man
önig für einen unbedachtsamen Fürsten gehalten, der Dinge unternimmt,
ne Kräfte übersteigen; nun da es gelang, sah man ihn als einen glücklichen
n Wahrheit ist es nur das Glück, was über den Ruf entscheidet. Wer vom
begünstigt wird, erhält Beifall; wen es verschmähet, der wird getadelt."
ich selber berechnet das Einkommen Schlesiens auf 3,600.000 Thlr. Preußen
durch Schlesien um 700 Quadratmeilen, 1,400.000 Einwohner, also um
ittheil vermehrt. Bekanntlich sind die Schlesier sehr geweckt, arbeitsam und
egreiflich auf der andern Seite der große Schmerz Maria Theresias, den Schmerz Maria
ten" Edelstein ihrer Krone einzubüßen. Der englische Gesandte in Wien Theresias
an seine Regierung: „Lord Hyndford kann in der Ferne leicht davon
daß eine Amputation nöthig ist; wenn man aber einer solchen Operation
t, so leidet man mit dem Kranken und durch den Kranken. Der Schmerz
inigin ist sehr groß. Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung
ens; sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus,
sie einen Schlesier sieht." — England hatte gedroht von ihr zurückzutreten,

*) Das Berliner Friedensinstrument bei Wenck, Codex juris gentium recentissimi.
721. B. I. Die Festsetzung der Grenze wurde am 6. December 1742 als Schlesischer
receß ausgefertigt, welcher sich gleichfalls im ersten Bande von Wenck befindet.
**) Histoire de mon temps., II. am Schluß.

wenn sie den Krieg gegen Preußen weiterführe, wenn sie aber nachgebe, je groß und mächtig zu machen, als möglich*). Maria Theresia unterzeichnete den Frieden mit dem festen Entschluß, denselben gewissenhaft zu halten.

England. Sturz Walpoles. Die Franzosen aus Böhmen verja Tod Fleurys.

England. Neues Feuer kam in die englischen Kriegsrüstungen nach Walpoles S Seit dem Wiederzusammentritt des Parlaments am 8. Januar 1742 war Minister der Gegenstand der erbittertsten Angriffe seiner vereinigten Gegner;

Walpole. schon er sich glänzend vertheidigte, trat doch Bestürzung und Meuterei im eig Lager ein und so legte er denn ungern und nur auf den Rath seiner Vertra und Verwandten am 3. Februar 1742 alle seine Aemter nieder, nachdem er Jahre den Staat verwaltet und sich all' seinen Gegnern als Redner und Fi mann überlegen gezeigt hatte. Sein Fehler war, daß er in der Abneigung Veränderungen auch nothwendige Verbesserungen als Neuerung zurückwies. König ernannte ihn zwar zum Grafen von Orford, seine Gegner dürsteten nach seinem Blut. Die Untersuchung jedoch, welche sie selbst mit Parteigehäs einleiteten, ergab keine wesentlichen Anschuldigungen. Walpole starb in Zurückgezogenheit 1745. Pulteney übernahm die Bildung eines neuen M steriums und Lord Carteret wurde Staatssekretär, ein ingrimmiger Feind Preußen, ein glühender Verehrer Maria Theresias. Ein Hilfsgeld von 500. Pfund wurde ihr bewilligt, für Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich Spanien wurden 5,000.000 Pfund genehmigt, 16.000 Mann Hilfstruppen w unter Feldmarschall Stair nach Flandern gesendet**).

Der Abschluß des Friedens zu Breslau, den auch Sachsen 11. Sept 1742 annahm, gab den Oesterreichern Gelegenheit, ihre ganze Kraft nun die Franzosen und Baiern zu wenden. Belleisle, heißt es, fiel bei der N in Ohnmacht und der alte Cardinal Fleury brach in Thränen aus. Fr rechtfertigt seinen Rücktritt vom Bund mit Frankreichs Falschheit: der fr

Friedrich u. Fleury. sische Gesandte habe in Petersburg der Kaiserin Elisabeth gerathen, das Mittel, sich mit Schweden auszusöhnen, sei dieser Macht eine Entschädigung Pommern auf Kosten Preußens zu geben; der französische Gesandte in Rom zum Papst gesagt, er dürfe über das Emporkommen Preußens nicht verlegen Frankreich werde seiner Zeit diese Macht schon in Ordnung zu halten wissen diese Ketzer erniedrigen, wie es sie erhöht habe; auch in Wien habe er insgeh immer Angebote gemacht. In einem längern Schreiben zählte Friedrich II. Cardinal Alles auf, was er für Frankreich gethan habe***), all' seine Opfer seine besten Rathschläge seien vergebens gewesen; jetzt sei aber die Lage so, er aus dem Schiffbruch sich retten und einen sichern Hafen gewinnen m übrigens werde er stets ein Freund Frankreichs bleiben. Der Cardinal bedau in der Antwort die Fehler, die gemacht worden seien, sagte, er wünsche ein E des Kriegs, Friedrich möge die Friedensbedingungen entwerfen, er könne jetzt Schiedsrichter von Europa sein, und die glorreichste Rolle spielen. Damit wo aber Friedrich Nichts zu thun haben. Frankreich und Oesterreich sollten nur fe

*) Arneth l. c. II. 80 und 482 der Bericht Wasners an Uhlfeld.
**) Mahon. Hist. of England III. 104 ff.
***) Histoire de mon temps. L. I. Ch. III.

ten! „Je länger der Krieg dauerte, desto mehr erschöpfte das Haus Oester- seine Hilfsquellen; je länger Preußen in Ruhe blieb, desto größere Stärke rb es sich. Das Schwerste in dieser Lage der Umstände war, so das Gleich- cht zwischen den kriegführenden Mächten zu halten, daß die eine nicht zu viel rgewicht über die andere gewänne. Man mußte verhindern, daß der Kaiser vom Thron gestoßen und die Franzosen nicht aus Deutschland verjagt en, und obgleich thätige Unternehmungen den Preußen durch den Breslauer en untersagt waren, so ließ sich doch der nämliche Endzweck durch unter- ne Verständnisse, so gut wie durch Waffen, bewirken*)." Die englischen Truppen landern sollten Maria Theresia zu Hilfe kommen, da drohte Friedrich II. Könige von England, in Hannover einzurücken, wenn er es wagen würde, e Truppen über den Rhein zu führen ohne Einwilligung der deutschen stände. Waren aber die Franzosen, die in Böhmen standen, nicht auch e Truppen. Um dem Baiern aufzuhelfen, faßte Friedrich die Idee, einen hen Kreisbund zu schließen, welcher eine Neutralitätsarmee in's Feld stellen Neutralitätsarmee . Unter diesem Vorwand hätte der König seine Truppen dazufügen können dieses Heer würde dann Baiern gedeckt haben. „Aber," fügt Friedrich d hinzu, „dieser Vorschlag mißlang wegen der knechtischen Furcht, welche utschen Fürsten vor dem Haus Oesterreich hegten. Die Königin von Ungarn , die Fürsten zitterten, und der Reichstag wollte sich zu Nichts entschließen**)." sehen, wie die Gemüther in Deutschland sich wieder dem alten Kaiserhause dten.

Die Sache Oesterreichs war sichtlich im Steigen. Die Franzosen waren gegenüber unglücklich in Böhmen. In jenem Königreich besaßen sie Prag Böhmen Eger, letzteres hatte Broglie besetzt, um bei einem allenfallsigen Rückzug Bahn zu haben. In einem Gefecht bei Sahai mußte Lobkowitz mit einem Sahai. st von 100 Todten sich zurückziehen, in Paris ward dieser kleine Erfolg wie ein Sieg bei Pharsalus ausposaunt. Nach dem Abschluß des Friedens igte Karl von Lothringen sich mit Lobkowitz, drängte die Franzosen schritt- gegen Prag und umschloß die Stadt. Harcourt sollte mit einem Heer von 0 Franzosen zuerst Baiern von den Oesterreichern säubern und dann in en eindringen, er vermochte jedoch weder das eine noch das andere, Khevenhiller hielt sich mit wenig Mannschaft tüchtig in Baiern. rich bemerkt: „die Franzosen hatten doppelte Ursache nach Baiern zu , einmal weil sie, wenn sie Baiern verließen, gezwungen wurden, wieder den Rhein zu gehen und auf die Vertheidigung ihres eigenen Herdes t zu sein — und dann weil es eine Schande für sie war, den Kaiser, n sie auf den Thron erhoben hatten, zu verlassen und ihn gleich- der Willkür seiner Feinde zu überliefern. Allein ihre Generale hatten Kopf verloren, der Schrecken war bei ihnen stärker als die Vernunft überwältigte sie***)." — Von dem baierischen General Törring sagte Volkswitz, er gleiche der Trommel, von der man nur höre, wenn sie agen werde. Khevenhiller behauptete die Linie des Inn, der Isar und der n. Einmal mußte er München räumen, kehrte aber nach wenig Tagen r dahin zurück. Ein Angriff der Franzosen auf das Schloß Hilgertsberg e glänzend zurückgeschlagen. Seckendorf, uns als kaiserlicher Gesandter in

---

*) Histoire de mon temps. Schlußkapitel des ersten Bandes.
**) Histoire de mon temps., am Schluß des ersten Bandes.
***) Ibid.

Secken-dorf. Berlin, dann als Feldherr im Türkenkrieg wohlbekannt, war aus Verdruß über seine Behandlung in der letzten Zeit Karls VI. in die Dienste Karl Alberts getreten und wurde jetzt an Törrings Stelle Anführer der Baiern. Er manövrirte mit Geschick, aber ohne den Oesterreichern große Nachtheile beizubringen. In Böhmen ging es mit jedem Tag schlimmer für die Franzosen. Broglie hatte bei Pisek Stellung genommen, wurde aber von Karl von Lothringen gezwungen, sie zu verlassen und mit der gesammten Mannschaft nach Prag hineinzuflüchten. Am 15. Juni traf Belleisle in Böhmens Hauptstadt ein, mit der Weisung aus Paris, Prag. die Vertheidigung derselben zu übernehmen. Broglie sollte zum französischen Heer nach Baiern gehen, weigerte sich jedoch sein Amt niederzulegen, weil Belleisle nur eine Ordre vom Hof und kein regelmäßig ausgefertigtes Patent vom Kriegsministerium vorweisen konnte. Darum Zwiespalt in der Armee. Die Officiere Belleisle. wollten austreten, wenn Broglie den Befehl behalte. Belleisle, über den allerdings jetzt die Folgen seines Thuns kamen, war hochherzig genug, seinen Ehrgeiz dem Wohl der Gesammtheit zum Opfer zu bringen, denn im Zwiespalt lag jetzt die höchste Gefahr: „Gut, ihr erkennt mich als eueren General, sagte er zu den Officieren. — Ja. — So befehl ich euch, Broglie zu gehorchen, so lange er hier ist." — Maria Theresia wünschte ihrem Gemahl kriegerische Lorbeeren: er übernahm am 27. Juni den Oberbefehl über das Belagerungsheer von ungefähr 44.000 Mann. Am 17. August begann die Beschießung von Prag aus 36 Mörsern und 100 schweren Kanonen. Der Widerstand war zähe. Belleisle wußte zur Ausdauer, zu glänzender Tapferkeit bei Ausfällen zu begeistern, und zugleich Mannszucht in der Stadt und die den Franzosen abgeneigte Bevölkerung im Zaume zu halten. Die Lebensmittel erreichten bald einen ungeheuren Preis. Belleisle ließ täglich 150 Pferde schlachten und war im Entbehren, wie an Tapferkeit bei den Ausfällen, Allen ein Vorbild. Die Augen von ganz Europa waren auf Prag gerichtet. In Paris aber war großer Jammer, denn die Söhne der ersten Familien waren bei der eingeschlossenen Armee. Von Bittstellern gedrängt sandte der Cardinal an Belleisle die Weisung, Frieden zu schließen, und richtete ein Schreiben an Königsegg, worin er sein Bedauern aussprach, daß man ihn für den Urheber der Wirren in Deutschland ansehe, die ein ganz Anderer (Belleisle) angefangen habe. Belleisle erbot sich, Prag und ganz Böhmen gegen freien Abzug nach Baiern zu räumen, dann aber auch Baiern zu räumen, wenn die Oesterreicher gleichfalls von da abgingen. Maria Theresia aber wollte Nichts davon wissen: die Franzosen sollten sich kriegsgefangen ergeben. Ihr ganzer Zorn über die Art, wie die Franzosen sie bisher behandelt hatten, loderte empor: sie habe an den Cardinal, ihrer Würde vergessend, in Ausdrücken geschrieben, die den härtesten Felsen hätten erweichen können, er habe aber ihre Bitte verschmäht und kalt geantwortet, sie komme zu spät. Zu seiner Beschämung erschien des Cardinals Brief in allen Zeitungen. Belleisle aber wies die Bedingung, sich als Kriegsgefangener zu ergeben, stolz zurück, und der Kampf dauerte fort.

Maille-bois. Da erhielt Maillebois, der mit 40,000 Mann den Norden Frankreichs, namentlich Dünkirchen, gegen einen Angriff der Engländer decken sollte, Befehl, die in Prag Eingeschlossenen zu retten. In Paris nannte man seine Armee die der Mathuriner, so hieß damals ein Orden, der es sich zur Aufgabe machte, gefangene Christensklaven zu befreien. Einen ähnlichen Zug nach Baiern hatte, wie wir oben sahen, Marlborough gemacht, aber Maillebois, nur der alte Stutzer genannt, hatte keine der glänzenden Eigenschaften des großen Briten. Der Marsch ging südöstlich. In Frankfurt besuchte er den Kaiser, gegen den er aber sehr hochfahrend that, während seine Officiere im Vorzimmer wie in einer Wachstube schrieen. Die Honigwochen des Kaiserthums waren vorüber, der arme Karl Albert

at sich jeden weiteren Besuch des französischen Feldherrn*). In Bohenstrauß die baierisch-französische Armee zu ihm und mit 60.000 Mann wandte sich Maillebois nach dem Böhmerwald. Franz Stephan und Karl von Lothringen n vor Prag nur 9000 Mann, um die Franzosen zu beobachten und am Ein-neln von Lebensmitteln zu hindern; mit der Hauptmacht brachen sie auf, um men zu decken. Ihren Abzug benützte Broglie, um mit 6000 Mann Teplitz esetzen und Maillebois die Hand zu reichen. Gern sah Belleisle seinen unver-ichen Nebenbuhler scheiden. Maillebois wollte zuerst über Hayd in Böhmen ücken, fand aber die Oesterreicher bereit ihn bestens zu empfangen; dann ver-e er es über Möhring, aber hier fand er Karl von Lothringen wieder zur acht gerüstet. Khevenhiller war über Hayd zu ihm gestoßen. Broglie wartete bens auf Maillebois in Leitmeritz, sandte dann 3000 Mann nach Prag zurück ging über Dresden nach Baiern. Bei Kaaden hatte Maillebois wieder Fühlung den Oesterreichern, und kehrte, nachdem er 15.000 Mann, in steten Gefechten, egen und Ungemach aller Art verloren hatte, nach Baiern zurück. Lobkowitz e aber mit 20.000 Mann von der Hauptarmee abgesendet, um Prag voll-ig einzuschließen und das Entweichen der Franzosen zu verhindern.

Auf 17.000 Mann war das Heer in Prag zusammengeschmolzen und von Belleisles Rückzug. ı lag jeder vierte im Spital. Belleisle faßte einen verzweifelten Entschluß. er Nacht vom 16. December 1742 brach er mit 11.000 Mann zu Fuß,) Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durch. Die Anordnungen waren ich, die Beschwerden aber groß, die Brücken überall abgebrochen, die Kälte idend. Ein scharfer Nordwind blies, man mußte durch Wälder und auf Feld-e voranziehen, über Glatteis und durch Schnee, die Nächte unter freiem Himmel ngen oder bei Mondschein marschiren, 1300 Mann erfroren. Die Husaren n den Franzosen überall auf den Fersen. Nach acht Tagen erreichte Belleisle inem Verlust von 6000 Mann Eger. Vielen waren Hände und Füße erfroren, trugen den Todeskeim im Herzen und endeten im Spital, unter ihnen der geniale venargues, ein junger Schriftsteller vom Talent eines Fenelon und Pascal**). hatten Unsägliches erduldet. Die Franzosen verglichen diesen Rückzug mit dem Zehntausend, aber dort retteten sich die Griechen glücklich in die Heimath; er er ein kleines Vorbild des tragischen Rückzugs aus Moskau. So waren denn äger die Gejagten geworden. Böhmen war gesäubert von den Feinden, man te sich der frühern Hinneigung zu den Baiern. Maria Theresia aber wurde 2. Mai 1743 unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung im Veitsdom zu Prag llergnädigste Königin und Erbfrau gekrönt. Ende Juni empfing sie die Landes-gung in Linz, bei ihrer Rückkehr nach Wien begrüßte sie das Volk als die Große Liebreiche. „Laßt mich, ich kann nicht mehr, laßt mich heute!" — wie wenn sie rchtet hätte, daß Gott ihr den Schutz entziehe, weil sie Huldigungen annehme.

Man begreift den Jammer des alten Fleury über das Unglück, das er Fleurys Tod. ı seine Schwäche über Frankreich gebracht hatte. Es ging mit seinem Leben Reige. Er starb nicht bedauert. In seinem Vorzimmer lachte man, während it dem bittern Tode rang. Der König, für den er so viel gearbeitet hatte, e an seinem Todestag in einem Jagdschloß. Um die Noth der in

*) Auf seinen Wahlspruch Aut Caesar, aut nihil erschien damals der Spottvers: nihil aut Caesar Bavarus Dux esse volebat: Et nihil et Caesar factus utrumque simul.
**) Henry Martin, Histoire de France XV. 253.

Ludwig XV. Prag Eingeschlossenen hat sich Ludwig XV. überhaupt wenig bekümmert. Sein ganzes Denken drehte sich damals um Abschließung eines Vertrags mit der schönen la Tournelle, welche, da die Nesle im Wochenbett gestorben war, seine Maitresse werden sollte, aber hohe Bedingungen stellte, ehe sie sich ihm preisgab. Sie wollte hohen Rang und wurde in der That Herzogin von Chateauroux, sie wollte einen Hofstaat, wie die Montespan, und erhielt ihn.

Die Chateauroux. Zwischen dem 17. und 26. December gingen 6000 Franzosen auf dem Rückzug aus Prag zu Grund und am 19. December erschien die Chateauroux zum ersten Mal in der Oper und wurde beklatscht. Auch um Belleisle kümmerte sich Ludwig XV. nicht mehr; ging er zu Grund, so machte er dem König Nichts mehr zu thun; kam er geschlagen zurück, so durfte er sich auch nicht mehr zeigen. Belleisle starb 1745 in Metz als Gouverneur.

Wie Ludwig regiert. Wer sollte nach Fleury den Staat lenken? Man sprach von Cardinal Tencin. „Ich will keinen Priester mehr", sagte jedoch kurzweg Ludwig XV. und nahm einen Anlauf, als wollte er selber regieren: er brauche in Zukunft keinen ersten Minister mehr, er werde wie Ludwig XIV. selber Alles leiten. Etwa acht Tage schien dieser Vorsatz zur Wahrheit zu werden, aber dann war Ludwig XV. der Arbeit müde, unterschrieb, was ihm seine Minister vorlegten, und diese thaten, was sie wollten. So hörte jede Einheit in der französischen Regierung auf. Chauvelin, von dem Viele glaubten, er allein könne Frankreich retten, machte vergebens Vorschläge, in Folge deren ihn der König noch ungnädiger behandelte. In seiner äußern Politik war Ludwig XV. dem König von Preußen abgeneigt, vor Maria Theresia und der Gerechtigkeit ihrer Sache hatte er eine geheime Scheu. Obschon die Chateauroux ihn zum Krieg stachelte, weil sie ihren Verehrer mit Lorbeeren geschmückt sehen und durch seinen Ruhm die Schmach ihres Verhältnisses zu ihm decken wollte, so führte Ludwig XV. den Krieg doch nur mit halbem Herzen fort, weil er einmal angefangen war, und weil er den Bitten seiner Tochter, die an einen spanischen Infanten vermählt war und, angestachelt von der alten herrschsüchtigen Elisabeth Farnese, immer um eine Königskrone für ihren Mann, Don Philipp, bat, nur schwer widerstehen konnte.

Krieg in Italien 1742. Damit kommen wir an den Krieg in Italien, 1742*). Spanien hatte zwar die pragmatische Sanction anerkannt, als ihm Oesterreich Neapel und Sicilien für Don Carlos abtrat, allein die ländersüchtige Königin Elisabeth hatte noch einen Sohn zu versorgen, Don Philipp, und da sie keine Hoffnung hatte, ihn zum Papst machen zu können, so wollte sie die Bedrängniß Maria Theresias benützen, um ihm wenigstens ein Königreich Lombardien zu verschaffen. Nach dem Grundsatz, daß man sehr Vieles verlangen müsse, um wenigstens Etwas zu bekommen, sprach Spanien nach dem Tode Karls VI. das ganze österreichische Erbe an**), denn kraft des Theilungsvertrages von 1521 zwischen

*) Muratori, Annali d'Italia, 1742.
**) Arneth I. 181—88.

arl V. und Ferdinand I. sollten die österreichischen Länder beim Aussterben der ännlichen Nachkommenschaft Ferdinands an die Erben Karls V. zurückfallen. i dieser Forderung war nur vergessen, daß die Nachkommen Karls V. ausgeben waren, und daß, statt einer habsburgischen, eine bourbonische Linie auf n Throne zu Madrid saß, und daß diese die pragmatische Sanction anerkannt tte. Aber deßungeachtet spannte Elisabeth die letzte Kraft Spaniens an. Ein rtrag wurde zu München abgeschlossen, ein Heer zusammengezogen, eine Flotte sgerüstet. Ein Heer sollte in Orbitello gelandet werden, ein anderes zu Fuß ch Südfrankreich nach Oberitalien ziehen. 6000 Mann aus Neapel sollten dem Heer in Mittelitalien stoßen. Aber den Hafen zu Cadix hütete die lische Flotte unter Admiral Haddock und die Spanier konnten nicht ausfen. Wichtig war, wie sich der König von Sardinien, Karl Emanuel, zu der gesfrage stelle. Er verfügte über 30.000 Mann gutgeschulte, tapfere Truppen; hütete die Alpen, er hatte den Schlüssel zu Italien in der Hand; ließ er anier und Franzosen hinein, so waren Maria Theresias Besitzungen in lien, Mailand, Mantua, Parma, Piacenza verloren, denn Venedig wollte in Frage unbedingte Neutralität beobachten, der Löwe von San Marco hatte e alte Kraft verloren und Papst Benedict XIV., friedliebender Natur, wollte hts davon wissen, sich in Waffen an die Spitze eines italienischen Bundes stellen. Karl Emanuel III. sah wohl ein, daß, wenn die Bourbonen das ergewicht in Italien erhielten, es Sardiniens größter Schaden wäre, da es, jetzt von allen Seiten von bourbonischer Macht eingeschlossen, auf erlei weitere Vergrößerung nach irgend einer Richtung hin mehr hoffen durfte; der andern Seite konnte er nur fischen, wenn die Wasser recht trübe rden, und rücksichtslos jede Gelegenheit zur Vergrößerung auszubeuten, war ihm und seinem Minister Ormea Grundsatz. Man sagte damals in Wien*): er König von Preußen ist der König von Sardinien in Deutschland und König von Sardinien ist der König von Preußen in Italien." Deßhalb den ihm von Frankreich und Spanien, wie von Oesterreich Angebote gemacht; orchte dahin und dorthin, ohne sich gleich zu entscheiden. Der Sinn seiner zen Verhandlungen, die er als das Meisterstück seiner Politik bezeichnete, „was gebt ihr Franzosen mir, wenn ich die Pässe aufmache? was gibst du ria Theresia mir, wenn ich die Alpen zuschließe?" Was die eine Partei ver-, wurde der andern zugesteckt, um sie zu höherem Angebot zu steigern. nkreich versprach Karl Emanuel die ganze Lombardie bis zur Adda; rend dem Don Philipp Mantua, Parma, Piacenza zu Theil werden sollte. Toskana war bei diesen Verhandlungen darum keine Rede, weil man in sailles wohl fühlte, daß der Verzicht des Großherzogs Franz auf Lothringen iltig sei, sobald man seinen Besitz von Toskana bestreite.

Die Habgier der Königin von Spanien trieb Karl Emanuel auf einmal

Pläne.

Sardinien.

*) Arneth, II. 149—51.

in das österreichische Lager. Mitte Oktober mußte der englische Admiral Haddock seine Schiffe von Cadix zurückziehen, um sie in Gibraltar ausbessern zu lassen. Spanier nach Italien. Alsbald wurden die spanischen Truppen eingeschifft und steuerte die spanische Flotte davon. Haddock*) machte einen Versuch, das von Barcelona ausgelaufene Geschwader aufzufangen, aber schon waren von Toulon aus zwölf französische Haddock. Schiffe zu demselben gestoßen und kündigte ihr Admiral dem englischen an er habe Befehl die Spanier zu vertheidigen, wenn sie angegriffen würden. Haddock fühlte sich zu schwach und zog sich nach Port-Mahon zurück. Im November bewerkstelligten die spanischen Transportschiffe unbehelligt ihre Landung [illegible] Orbitello, Porto Longone und Santo Stephano. Im December folgte ihnen Monte-mar. der Herzog von Montemar, welcher früher den Oesterreichern Neapel [illegible] Sicilien entrissen hatte: er nahm Stellung im Kirchenstaat, wo 12,000 Neapolitaner zu ihm stießen. Jetzt stand Montemar an der Spitze von 42,000 [illegible] Traun. während Traun mit nur 9500 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd die [illegible]sitzungen Oesterreichs vertheidigen sollte. Der Sieg der Spanier schien unfehlbar. Elisabeth Farnese wollte nun Nichts mehr davon wissen, daß man dem K[illegible] von Sardinien einen Theil der Lombardie gewähre: Nichts sollte er bekommen, Sardinien mit Oestreich. Don Philipp aber Alles. Die Ansprüche, die Karl Emanuel als Abkömmling von Katharina, der Tochter Philipps II., an Mailand machte, fanden von [illegible] des spanischen Cabinets eine scharfe Widerlegung. Rasch schloß jetzt der Sardinier am 1. Februar 1742 mit dem Vertreter Oestreichs, Schulenburg, einen Ver[illegible] ab, wornach die Oestreicher den Spaniern entgegenrücken sollten, um Mo[illegible] und Mirandola zu besetzen und dadurch das Vordringen der Feinde gegen [illegible] Länder Maria Theresias zu verhindern. Karl Emanuel sollte ein ausreichendes Armeecorps zu ihrer Unterstützung bereit halten und ihnen nöthigenfalls [illegible] seinen gesammten Streitkräften zu Hilfe kommen. Seine angeblichen Ansprüche an die Lombardie solle er nicht während dieses Streites zur Geltung bringen [illegible] Die Piemontesen waren froh, daß ihr König zu Oesterreich und nicht zu [illegible] verhaßten Franzosen und Spaniern hielt, und eilten mit Jubel unter [illegible] Fahnen. In Madrid aber beschloß man in der ersten Erbitterung, unter [illegible] Philipp ein spanisches Armeecorps durch Südfrankreich nach Italien zu [illegible] und auch von jener Seite die Staaten des Königs von Sardinien anzugreifen. So ließ sich denn Alles dazu an, daß Italien der Schauplatz großer Kämpfe [illegible]

Maria Theresia sandte Verstärkung. Graf Traun, der in der Schule Starhembergs und Eugens sich gebildet hatte, behielt die Statthalterschaft und den [illegible]befehl über die Truppen. Als Feldmarschalllieutenant wurde ihm Schulenburg beigegeben. Montemar benutzte seine Uebermacht nicht und rückte langsam [illegible] Romagna vor; Traun und der König aber beschlossen rasch zu handeln. 12[illegible] Modena. Mann rückten sogleich gegen Modena***) vor. Sie trauten dem Herzog [illegible]

*) Mahon. History of England III. 137—38. (Tauchnitz edition.)
**) Arneth l. c. II. 162.
***) Arneth, II. 169—73.

Modena nicht. Dieser hatte zwar bisher seine Anhänglichkeit an Oesterreich lebhaft theuert, war aber insgeheim von Spanien durch das Versprechen von Quastalla wonnen worden und suchte unter vorgeblicher Neutralität nur Zeit zu gewinnen s zur Ankunft des spanischen Heeres und dann die Maske abzuwerfen. In ien aber kannte man den Vertrag, den der Herzog mit Spanien abgeschlossen tte, und deßhalb verlangte man entschieden von ihm, daß er dem Bunde ent- ge und seine Festungen einräume. Der Herzog läugnete, man gab ihm 10 Tage denkzeit. Montemar zögerte, und da blieb dem Herzog nur übrig sich nach nedig zurückzuziehen. Jetzt besetzten die Verbündeten die Stadt Modena und angen die Citadelle nach dreiwöchentlicher Belagerung zur Uebergabe. Nachdem ch Mirandola eingenommen war, wandten sie sich gegen das spanische Heer, s bis Bondeno gekommen war. Doch wagte Montemar trotz der Ueberzahl keine chlacht, sondern zog sich zuerst gegen Ravenna, dann bis Foligno zurück.

Die Neapolitaner verließen sein Heer, denn Sonntag 9. August 1742 war mmodore Martin*) mit 5 Kriegsschiffen unerwartet in der Bucht von Neapel chienen, und hatte an den König Don Carlos III. die Botschaft entsendet: l die Regierung beider Sicilien nicht neutral bleibt, wie sie soll, sondern sich Spaniern, den Feinden Englands, angeschlossen, so ist sie auch die Feindin glands geworden; — sie wird daher aufgefordert, ihre Truppen sogleich vom nischen Heer zurückzuziehen, widrigenfalls ihr der Krieg erklärt und die Stadt hossen wird. Schrecken fuhr in die Räthe des Königs, denn schon machten die gländer ihre Kugeln glühend. Die Neapolitaner suchten die Drohung urch zu vereiteln, daß sie die Unterhandlung in die Länge zogen, aber der lische Admiral, ähnlich jenem Römer, der um den König von Syrien in ypten einen Kreis zog und sagte: „Du mußt Dich entscheiden, ehe Du diese e überschreitest; bleibst Du in Aegypten, so bleibst Du unser Feind" — legte e Uhr auf den Kajütentisch und gab den Unterhändlern zwei Stunden Bedenk- : sei indeß eine günstige Antwort noch nicht eingetroffen, so werde alsbald Beschießung beginnen. Noch war die Frist nicht verflossen, als Don Carlos begehrte Neutralität annahm und an seine Truppen den Befehl zur Rückkehr bte. So wurde das spanische Heer um 12.000 Mann schwächer. Die Engländer vor Neapel.

Aber jetzt kamen an den König von Sardinien Nachrichten, die ihn gleich- s zum Abzug trieben, denn Don Philipp war über Briançon in das wehrlose voyen eingerückt und hatte von den Einwohnern den Eid der Treue für den tig von Spanien gefordert. Da beschloß Karl Emanuel sogleich nach Piemont ückzukehren, und Traun fühlte sich mit seiner kleinen Streitmacht dem Spanier nüber nicht stark genug und schloß sich dem Rückzug an; am 23. August d er schon wieder in Faenza. Alle Vorstellungen der Oesterreicher waren bei l Emanuel vergebens. Durch die Theilnahme am Krieg hatte Karl III. den trag zerrissen, durch den er das Königreich Neapel erlangt hatte, — so sah es ria Theresia an und sie wollte jetzt die Bourbonen gänzlich aus Italien ver- n, Sicilien an Sardinien geben und Neapel bei einem Frieden, allenfalls Baiern, austauschen. Doch Karl Emanuel fürchtete eben so sehr das Ueber- icht der Habsburger, als das der Bourbonen in Italien, und um ihn auf r Seite zu erhalten, erklärte Maria Theresia, von England hiezu gedrängt, bereit, von den englischen Subsidien 200.000 Pfund an ihn abzutreten, er die Stadt und das Herzogthum Piacenza, die Stadt und die Provinz Kampf um Savoyen.

*) Mahon, l. c. III. 137. Botta, Storia d'Italia, IX. XLIII. Coletta, Storia Napoli L. c 38.

Pavia, an beiden Ufern des Po, die Grafschaft Anghiera bis zum Tessin, den Lago maggiore und den schweizerischen Gebirgen, endlich Stadt und Gebiet Vigevano. Karl Emanuel wandte sich zunächst wider die Spanier in Piemont über den kleinen Bernhard. Eine Heeresabtheilung unter Schulenburg überschritt den Mont-Cenis. Die Spanier mußten sich anfangs zurückziehen, drangen aber wieder vor, als Verstärkungen zu ihnen gestoßen waren. Der König versäumte den rechten Augenblick, sie zu schlagen; wenn er nicht die Waffen strecken wollte, mußte er zurück unter allen Schrecken der Alpennatur. Viele seiner tapfern Soldaten erfroren, viele versanken im Schnee, die Kranken starben schnell, die Gesunden holten den Keim zu schrecklichen Krankheiten, nur mit der Hälfte seines Heeres erreichte Karl Emanuel Turin, während die Spanier sich wieder in ganz Savoyen ausbreiteten.

Gages. Im gleichen Winter kamen die Oestreicher zum Handkuß mit den Spaniern am Panaro*). Montemar wurde wegen seiner Säumigkeit abberufen, Gages kam an seine Stelle mit dem gemessenen Befehl der Königin Elisabeth, an den Po vorzurücken und die Oestreicher zu vernichten. Er sammelte in der Stille sein Heer und hoffte Traun zu überraschen, aber dieser war auf seiner Hut. Als die Spanier am 3. Februar 1743 den Panaro überschritten, fanden sie die Oestreicher kampfbereit. Gages wollte wieder über den Fluß zurück, aber Traun mochte die Gelegenheit zur Schlacht nicht entschlüpfen lassen und rückte ihm entgegen, obschon die Spanier den Oestreichern an Zahl weit überlegen waren. So kam

Camposanto. es am 8. Februar zur blutigen Schlacht von Camposanto. Sie kostete den Spaniern nahezu 4000 Todte und Verwundete, die Oestreicher verloren 1700 Mann. Die Spanier mußten am Abend das Schlachtfeld räumen, Traun hatte den Sieg errungen.

Verhandlungen. Siege der Oestreicher in Baiern. Schlacht bei Dettingen. Vertrag zu Worms. — Der Familienvertrag.

Maria Theresia. Der Sieg zu Camposanto gab Maria Theresia neuen Muth und eine heitere Stimmung. Das Feuer ihrer Seele theilte sie ihren Räthen, der Armee und dem Volke mit. Sie entfaltete eine wunderbare Thätigkeit. Um sie in ihrem Charakter vollständig zu schildern, theilen wir hier noch eine Stelle aus dem Bericht des Gesandten Podewils an den König von Preußen mit. „Sie ist arbeitsam und sucht auch die Charaktere ihrer Diener kennen zu lernen. Nach eigener Wahl hat sie alle die ernannt, die im letzten Feldzuge in Italien gedient haben, und es sind dies, wie alle Welt versichert, die tüchtigsten unter den Officieren. Sie zeichnet das Militär aus, das jetzt in viel höherem Ansehen steht als unter dem vorigen Kaiser. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche sein Glück machen. Die Officiere, die gerade Dienst bei ihr haben, müssen immer an ihrer Tafel speisen, ohne Rücksicht auf Geburt, was dem hohen Adel sehr mißfällt, der auch darum verstimmt ist, daß die Kaiserin in ihrer Abneigung gegen die Etikette einige hergebrachte Feierlichkeiten abgeschafft hat. — Die Soldaten sucht sie durch Freigebigkeit für sich zu gewinnen, läßt oft Geld unter sie austheilen und geht selten an ihrer Schildwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. — Auch haben die Soldaten

*) Oesterreichisch-militärische Zeitschrift 1829.

sehr gerne, denn der Muth der Kaiserin in ihrem größten Unglücke hat ihr
nedies ihre Achtung erworben. — Es ist ganz gewiß, daß sie einige Zeit
durch im Sinne hatte, sich selbst an die Spitze ihres Heeres zu stellen. —
s Ehrgeiz wünscht sie selbständig zu regieren und es gelingt ihr das besser,
der Mehrzahl ihrer Vorfahren; aber das Interesse, das ihre Umgebung hat,
eine genaue Kenntniß der Sachlage zu entziehen, und sie an Abstellung von
ißbräuchen zu verhindern, aus denen sie oder ihre Familie Vortheil ziehen,
cht das Streben der Kaiserin oft unnütz, wenigstens fruchtlos. Sie durchblickt
ar oft die Täuschung, in die man sie wiegen will, hat aber nicht immer die
acht durchzugreifen. Oft spricht sie ihren Unmuth darüber aus und hat oft
lärt, daß sie Gott am inbrünstigsten darum bitte, daß er ihr die Augen öffne."

„Im Allgemeinen sucht sie die Schwächen ihres Geschlechtes sich ferne zu
ten, und geizt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und selten sein Erbtheil
d. Es scheint, sie ist oft unmuthig darüber, daß sie als Weib und nicht als
ann auf die Welt gekommen ist. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar Nichts;
e sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden
der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren; Kälte erträgt sie übrigens
ter als Hitze. Eben so verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz; Gala-
e ausgenommen, trägt sie und nach ihrem Beispiel der Hof ganz einfache
eider."

„Es wäre unmöglich sie der Coquetterie zu beschuldigen, nie hat sie sich
dieser Beziehung auch nur das Geringste zu Schulden kommen lassen. Sie
t ihren Gemahl treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm
wacht mit der Eifersucht der Liebe über ihn. Ihre Kinder, die immer um
sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hängt ihr Herz am ältesten Töchter-
, das aber gestorben ist. Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Joseph ganz
liebt, sie läßt ihm Manches durchgehen, was sie rügen sollte; doch ist sie hin
wieder auch sehr strenge gegen ihn und will ihn um keinen Preis verziehen.
es Tages befahl sie, man solle ihm die Ruthe geben. Man stellte ihr vor,
nie sei ein Erzherzog geschlagen worden; sie entgegnete: „„Es ist auch nie
Erzherzog so böse und unfolgsam gewesen."" — Gegen die Kaiserin-Mutter
sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinerlei Einfluß auf
Geschäfte. — Sie liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen.
her tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gerne; jetzt
ht sie sich Nichts mehr daraus; obschon sie gut Klavier spielt, sehr schön singt
eine gründliche Kennerin der Musik ist, so kümmert sie sich doch wenig mehr
um. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazier-
. Da fliegt sie wie im Sturm dahin; der Kaiser und mehrere Andere haben
gebens gesucht, sie davon abzubringen. Sie mußte reiten lernen wegen der ungarischen
nung und sie setzte es fort aus Politik, weil sie bemerkte, daß die Ungarn
Freude daran hatten, sie zu Pferde zu sehen. Nach und nach gewann sie
rt Geschmack am Reiten, daß es jetzt ihre liebste Erholung ist. Sie reitet
dahin, bald dorthin auf's Land, nimmt da oder dort bei einem ihrer Unter-
nen ein Frühstück, oder eine Tasse Kaffee. Auch zu Fuße geht sie oft drei
r vier Stunden in einem fort; auf die Jagd geht sie nur selten und meist
ihrem Gemahl zu Gefallen." — „Von Natur hat sie eine heitere Stimmung,
r es scheint, daß die schweren Schicksalsschläge, unter denen sie leiden mußte,
elbe sehr verbittert haben. Sie ist jetzt bisweilen scharf und barsch. Es scheint,
hat ihr Unglück schwer zu Herzen genommen, und ich hörte sie eines Tages
en, daß sie ihr Leben nicht noch einmal von Vorne anfangen möchte. Man
auptet, daß eine Dame, die immer um die Kaiserin ist, viel Gewalt über

ihren Geist habe, und daß die Kaiserin sie oft über Geschäfte zu Rath ziehe. Doch kann ich letzteres nur schwer glauben, denn es ist unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieser Fürstin und ihrem Wunsche, selbst zu herrschen, selber Alles zu sehen und zu thun, und verträgt sich nicht mit der Sorgfalt, mit der sie auch den leisesten Verdacht, daß sie sich von Jemand leiten lasse, fern zu halten sucht."

„Eine Eigenschaft hat die Kaiserin nie verläugnet, die der Großmuth; sie ist von Natur wohlwollend und liebt es Menschen glücklich zu machen. Aber sie verlangt auch eine dankbare Gesinnung und hat dies schon oft merken lassen. Ihre Lebensweise ist sehr regelmäßig, sie steht gewöhnlich im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 oder 5 Uhr in der Frühe auf und arbeitet den ganzen Vormittag, liest die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle und wohnt den Berathungen ihrer Minister bei. Um 1 Uhr speist sie und ruht kaum anderthalb Stunden aus. Hin und wieder speist sie ganz allein. Im Sommer, bisweilen auch im Winter, geht sie nach dem Essen allein spazieren und liest dabei Depeschen. Gegen 7 Uhr setzt sie sich zum Spiele, in der Regel bis $8^1/_2$. Dann ißt sie etwas zur Nacht, meist nur eine Fleischsuppe, geht ein wenig spazieren und ist um 10 Uhr zur Ruhe*)."

So war Maria Theresia. Begreiflich, daß sie jetzt, wo sie im Siegen m[illegible] Oestreich. über ungerechte Angriffe, wo Oesterreich in neuer Waffenmächtigkeit dastand und ihre Völker bereit waren, die beschworene Treue mit Opfern von G[ut] und Blut zu bewähren, Ersatz verlangte für Schlesien und Sicherung [der] Stellung Oestreichs gegen Angriffe der Bourbonen für die Zukunft. Der englische Gesandte Robinson hatte, um sie zu Opfern bereitwillig zu machen, ihr im[mer] Entschädigung für das Verlorene versprochen. Sie dachte an das Innviertel, [an] die Oberpfalz, an Neapel und Sicilien für sich selbst, an Lothringen für den ursprüngliches Herrscherhaus**). Die öffentliche Stimmung in England g[ing] hierin mit der Königin von Ungarn. Jetzt oder nie, glaubte man, Frankreich einen Stoß ins Herz geben und seinem Uebermuth für immer Schranken [setzen] zu können. Von Georg II. bemerkt Friedrich II. selber***): „Der König [von] England. England hegte einen eingewurzelten Haß gegen Frankreich. In seiner Jugend hatte er gegen diese Macht gedient. In der Schlacht von Oudenarde war [er] an der Spitze einer Schwadron Hannoveraner in den Feind eingedrungen [und] hatte Proben ausgezeichneter Tapferkeit abgelegt. Es war sein Ehrgeiz, an der Spitze von Kriegsheeren zu stehen und Heldenruhm zu erwerben. Sein Volk, durch den Krieg mit Spanien manchem Zwang im Handel unterworfen, fühlte, daß die Entscheidung nöthig sei und daß der Schlag auf dem festen Lande geschehen müsse. Frankreich hielt es für halb zu Grund gerichtet durch die Anstrengung, Baiern und Böhmen zu erhalten; weil es mit Spanien verbündet war, so schwäche man auch Spanien, wenn man Frankreich entkräfte. Man

*) A. Wolf, Relationen des Grafen von Podewils, Gesandten König Friedrich II von Preußen über den Wiener Hof in den Jahren 1746—48. Sitzungsberichte der [phil.]-hist. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften. IV. 466 – 542.

**) Arneth l. c. II. 208.

***) Histoire de mon temps. Chap II. 1

ußte also die Franzosen entweder in Deutschland oder in Flandern schlagen, n auf dem Meer ein Uebergewicht zu gewinnen, woraus für den englischen andel ein wesentlicher Vortheil erwachsen könnte." — Der größte Eiferer für en Zug gegen Paris war aber Graf Stair, damals zwar ein Greis, aber von gendlicher Gluth, voll Muth und Talent, ein eifriger Whig und seit 1688 voll asses gegen Frankreich. Jetzt endlich müsse die Freiheit Europas einmal sicher-stellt, die Grenze der Niederlande bis an die Somme vorgerückt, Lothringen, drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun, das Elsaß und die Franchecomte n Frankreich losgerissen und mit Luxemburg zu einem Staate vereinigt werden, man dem Kaiser Karl VII. geben könne für Baiern, welches als Ent-ädigung für Schlesien an Maria Theresia abgetreten werden müsse. Allerdings te Oesterreich durch Baiern mit seinem tapfern, kernhaften Volke eine Ver-rkung erhalten, die für seine Zukunft höchst vortheilhaft gewesen wäre und französischen Eroberungsgelüsten vorgebeugt hätte. Eines Nachbars, der in sem Jahrhundert schon zweimal so gefährlich wurde, wäre es ledig geworden, hrend die Dynastie der Wittelsbacher durch ihre neue Stellung an der nzösischen Grenze in den Kreis der Feinde Frankreichs hineingezogen den wäre. Zum Unglück für diesen Plan hatte Stair die Meinung, ußen dafür zu gewinnen durch die Aussicht, sich auf Polens Kosten zu ver-ßern. Eine Verstärkung Oesterreichs fürchtete jedoch Niemand mehr als gerade edrich II. Er schreibt*): „Der König von Preußen durfte das politische ichgewicht nicht aus den Augen verlieren. Sein Vortheil verlangte, selbst rend des Krieges, dasselbe zwischen den kriegführenden Mächten zu erhalten. n das Haus Oestreich eine entscheidende Uebermacht im deutschen Reiche r das Haus Baiern bekam, so verlor Preußen seinen Einfluß auf die allge-nen Reichsangelegenheiten; man mußte es also zu hintertreiben suchen, daß König von England und die Königin von Ungarn, durch die wahrscheinliche fnung glücklicher Fortschritte geblendet, den Kaiser vom Throne stießen." Also rge um den Kaiser war der Vorwand — und doch hatte er ihn vor kurzem imal im Stich gelassen, Sorge um Schlesien war der Grund; er nannte ir einen wüthenden sinnlosen Menschen.

Lord Stair. Pläne. Preußen.

Begreiflich, daß Karl Albert in der Noth nach jeder Seite sich zu helfen te; das sah er wohl ein, daß er weder das Kaiserthum behaupten, noch ganze habsburgische Erbe erlangen könne, — aber ganz ohne Vortheile hte er nicht mehr zurücktreten. Wenigstens sollte Baiern ein Königreich und Böhmen, Tyrol oder Schwaben um so viele Kreise vergrößert werden, daß in Einkommen von 6,000.000 Thlr. habe und ein Heer von 40,000 Mann ten könne**). In London ließ Karl Albert erklären, er wolle sich mit dem chiner und Pilsener Kreis sammt der Stadt Eger, von Tyrol mit dem d bis zum Inn sammt der Veste Kufstein, dann mit Vorderösterreich sammt

Karl VII.

*) Histoire de mon temps. II. 1. Chap.
**) Erklärung des Kaisers im Juli 1742 bei Ranke III. 45. Anm.

den Waldstätten begnügen. Auch Neuburg und Sulzbach wünschte er, das pfälzische Haus sollte dafür von Maria Theresia in den Niederlanden entschädigt und diese einstweilen ihm, dem Kaiser, als Pfand eingeräumt werden*). Als die englischen Minister von diesem Plan Nichts wissen wollten, beantragte

Säcularisation

der bairische Gesandte die Säcularisation der Bisthümer Salzburg, Passau, Freising, Regensburg, Eichstätt und Augsburg zu Gunsten Baierns — also Einziehung geistlicher Güter zu Gunsten der Fürsten. Friedrich II. befürwortete diesen Plan in London, denn was dem Einen recht, war für den Andern billig: fing man einmal an, Bisthümer einzuziehen, so blieb man bei den genannten nicht stehen; Preußen hatte ein Auge auf Breslau und Münster, Hannover auf Hildesheim und Osnabrück, Hessen auf einige Abteien. Auch Sachsen wünschte ein Königreich zu werden und Hessen ein Kurfürstenthum. Friedrich II. meinte, es werde Niemand dadurch verletzt als der hohe katholische Klerus, aber auf diesen brauche man nicht Rücksicht zu nehmen, wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handle. Auch von Einziehung einiger freien Reichs-

vereitelt.

städte, wie Regensburg, Ulm, Augsburg, war dabei die Rede. Carteret bot Maria Theresia Passau und die Hälfte von Salzburg an: sie wollte aber von so schnödem Gewinne, von einem Verfahren, das allen Grundgesetzen des deutschen Rechtes widerspreche, Nichts wissen. Sie durchriß den ganzen Plan dadurch, daß sie ihn mit der Bemerkung veröffentlichte: der Frankfurter [illegible] krieche vor den Mächtigen und sei gewaltsam gegen die Schwächeren; um Baiern zum Königreich zu machen, wolle er Reichsunmittelbare unterdrücken und die angesehensten geistlichen Stände vernichten, während sie, die Königin, ihr Gewissen nicht mit Einziehung geistlicher Stiftungen beschweren möge. Der Eindruck auf den Adel und die Städte in Süddeutschland war gewaltig, der [illegible] mußte den ganzen Plan abläugnen**). Noch mächtiger wirkte der Plan [illegible] die Sorge davor in den Niederlanden, die Kriegspartei kam ans Ruder, [illegible] holländische Armee sollte 20,000 Mann stark sich mit der englischen vereinigen [illegible] Vernichtung bairisch-französischer Pläne und zur Aufrechterhaltung der pragmatischen

Pragmatische Armee.

Sanction — daher sie die pragmatische Armee genannt wurde. Um keinen Preis sollte Belgien mit den Barrièreplätzen in den Besitz eines Fürsten kommen, [illegible] von Frankreich abhing. Die Holländer wurden auf einmal Feuer und Flamme für den Krieg.

Die pragmatische Armee setzte sich schon im Februar 1743 in Bewegung, sie zählte 16,000 Engländer, 16,000 Hannoveraner und 12,000 Oestreicher unter Aremberg, ihr Ziel war Baiern wie zur Zeit, als Marlborough die Engländer gen die Donau führte, aber der Marsch ging langsam, peinlich langsam.

Krieg in Baiern.

Indeß hatten die Oestreicher den Krieg in Baiern schon begonnen, 52,000 zu Fuß und 15,000 zu Pferd gegen 55,000 Franzosen und 35,000 Baiern, [illegible] gegen Uebermacht, aber ein neues Feuer, kühne Zuversicht beseelte sie. Broglie warf nach Eger Lebensmittel und Mannschaft, so daß sich die Festung bis [illegible]

*) Arneth, II. S. 207.
**) Ranke, III. 53–56.

ptember zu halten vermochte. Khevenhiller wußte sich zwischen Franzosen und iern einzuschieben, und schlug letztere unter Minuzzi am 8. Mai bei Simbach der Nähe von Braunau, Minuzzi wurde mit zwei Generalen und 2027 Baiern ngen. Karl VII. beschwor Broglie vergebens, bis an die Vils vorzurücken, weder war ihm der schlechte Fortgang dieses Krieges willkommen, dessen Ur- er Belleisle war, oder er hatte geheime Befehle, Baiern zu verlassen und heim- ehren*). Zornig warf der Kaiser das Patent, welches ihn zum Oberbefehls- er der französischen Armee ernannte, vor Broglie zu Boden: „nehmt das auch t Euch, ich kann es doch zu Nichts brauchen." Die Baiern zogen sich nun unter kendorf nach Wasserburg zurück. Alsbald stürzten sich die Oestreicher in wilder iegsfurie auf die Franzosen, im Sturm entrissen sie ihnen am 17. Mai ingolfing und Landau, am 27. Mai nahmen 3000 Oestreicher Deggendorf, das a 6000 Franzosen vertheidigt war. Broglie ordnete nun auf der ganzen Linie n Rückzug an, am 9. Juni rückten die Oestreicher schon wieder in München . Baiern und Franzosen waren entmuthigt, Broglie hatte den Kopf verloren, Seckendorf.
erklärte am 26. Juni dem Kaiser, er müsse wegen Mangels an Lebensmitteln t dem gesammten Heere den Rückzug über den Rhein antreten. Seckendorf rieb ihm**): da die Franzosen den Kaiser verließen, so sehe sich dieser Herr öthigt sie wieder zu verlassen und für seine Sicherheit zu sorgen, wie und auf lche Art er könne. Am 27. Juni schloß dann Seckendorf mit Khevenhiller im oster Niederschönfeld einen Waffenstillstand und erhielt das Versprechen, die streicher würden die kaiserlichen Truppen nicht angreifen, so lange diese sich einem neutralen Gebiete des Reiches befinden würden. Wieder war Baiern den Kaiser verloren. Broglie aber eilte, von den Husaren unablässig verfolgt bei Eßlingen nahmen sie ihm noch 1400 Mann gefangen, — dem Rheine zu. Juli überschritt er den Strom. In Straßburg gab er sogleich einen Ball, wenn er als Sieger zurückkäme. Von der öffentlichen Meinung gedrängt, wies ihn die Regierung auf seine Güter.

Indeß rückten zwei neue Armeen auf den Main los, die pragmatische, um Krieg am Main.
mit den Oestreichern zu verbinden, eine französische unter Noailles, um sich dem aus Baiern zurückkehrenden Broglie zu vereinigen und den Franzosen der das Uebergewicht in Deutschland zu verschaffen. Das langsame Vorrücken pragmatischen Armee, die auf dem rechten Ufer dem Main entlang zog, schien verderblich zu werden, denn sie gab Noailles Zeit, das linke Ufer des Flusses besetzen. Als die Engländer bei Aschaffenburg auf die südliche Seite des sses vordringen wollten, fanden sie die Franzosen in unangreifbarer Stellung. nig Georg II., der eben beim Heere eingetroffen war, fand die Lage höchst Georg II.
nklich, denn die pragmatische Armee war 40,000 Mann stark, während Noailles r 60,000 Mann verfügte; die Engländer litten Mangel und waren von den fuhren aus Franken abgeschnitten. Vorwärts konnten sie nicht, südlich vom in standen die Franzosen in Ueberzahl, nördlich vom Main waren die waldigen jen des Spessart***). Also wurde beschlossen, auf dem gleichen Wege zurückzu- en gen Hanau, wo die Magazine standen, und 12,000 Hessen als Verstärkung sich zu ziehen. So begann denn am 27. Juni der Rückzug, entlang dem ten Ufer des Mains, im Angesicht eines überlegenen Feindes, dessen Geschosse ache Lücke in die Heeressäule rissen. Als die Engländer und Oestreicher nach

---

*) Letzteres ist auch die Meinung Friedrichs II. Histoire de mon temps. Chap. 8.

**) Arneth, II. 258—59.

***) Mémoires de Noailles. L. III. L. IV. Mahon l. c. III. 151—58. Roth- h in der öster. milit. Zeitschrift. Jahrg. 1830.

Dettingen. Dettingen kamen, fanden sie den Weg versperrt, Noailles hatte 23,000 Mann auf zwei Schiffbrücken über den Fluß geworfen — auch der Weg nach Hanau war abgeschnitten, die pragmatische Armee konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts, nicht südlich über den Main, nicht nördlich durch den Spessart, sie schien wie in einer Mausfalle gefangen. Noailles hatte einen Plan ausgeführt, der des größten Feldherrn würdig schien*). Da war guter Rath theuer. Der Kriegsrath beschloß, den Weg nach Hanau mit dem Schwert sich zu eröffnen. Georg II., obschon 60 Jahre alt, doch an Muth noch ein Jüngling, eilte vom Nachtrab, der bisher für den Platz der Gefahr galt, an die Spitze des Zuges, schwang sein Schwert und rief den Seinen zu: „Jetzt, Burschen, läßt uns für Englands Ehre kämpfen! Feuert und fechtet tapfer, dann werden die Franzosen bald die Flucht ergreifen!“ — er ist der letzte englische König, welcher in eigener Person eine Schlacht leitete. Auch sein Sohn, der Herzog von Cumberland, stand während der Schlacht unerschrocken an der gefährlichsten Stelle auf dem linken Flügel. Aber trotz alles Heldenmuthes waren sie und die ganze Armee doch in Gefahr, die Waffen strecken und sich gefangen geben zu müssen. Noailles. Der Sieg schien den Franzosen so gewiß, daß Noailles es nicht einmal für nöthig hielt, in Dettingen zu bleiben, sondern seinem Neffen, dem Grammont. Herzog von Grammont, den Oberbefehl überließ und sich auf die südliche Seite des Mains begab, von wo die französischen Geschütze in die dicht aufgestellten Reihen der Verbündeten furchtbare Lücken rissen. Statt in seiner sicheren Stellung ruhig den Kampf auszuhalten, beschloß jedoch Grammont, vom heißblütigen französischen Adel, dessen Zierde im königlichen Haus und um ihn versammelt war, gedrängt zum Angriff vorzugehen. Mit Ungestüm durchbrachen sie die vier ersten Reihen, fanden aber am östreichischen Regiment Styrum eine unwiderstehliche Schranke und wurden von ihm zurückgetrieben. Grammont und Harcourt wollten den linken Flügel der Verbündeten fassen, hinderten aber dadurch die eigenen Batterien, die jenseits des Mains standen, auf die Feinde zu feuern. Bald floh die französische Garde vor dem Feuer der Oestreicher. Viele stürzten sich in den Main und ertranken. Muthlosigkeit kam über die Franzosen, an 6000 Mann fielen. Händeringend sah Noailles vom andern Ufer dem Unglück zu und konnte nicht helfen. Die Schlacht, welche 4 Stunden dauerte, endete mit einer gänzlichen Niederlage der Franzosen. So Viele lagen im Main, daß man von drei Brücken der Franzosen sprach, wovon eine nicht von Holz gewesen und mit blauem Tuch belegt. In Paris nannte man spottlustig die französischen Garden Mainenten und den unglückseligen 26. Juni den Tag der Stäbe, weil Grammont und Harcourt den unbesonnenen Angriff nur in der Hoffnung unternommen hatten, als Lohn ihrer Tapferkeit den Marschallsstab zu erlangen.

Der Sieg wurde nicht gehörig ausgebeutet, vergebens drang Lord Stair auf eifrigste Verfolgung der Feinde. Weil sie weder Lebensmittel noch Getränke hatten, um sich zu erfrischen, brachen die Verbündeten nach kurzer Rast um Mitternacht gen Hanau auf, die Verwundeten der Obsorge der Franzosen überlassend, die sie übrigens mit Edelmuth behandelten. In Mainz blieben die Engländer stehen, Browne kam vergebens zu Georg II. und trieb zu schnellem Angriff, denn die Franzosen seien entmuthigt. Der König erklärte, er wolle die Ankunft Karls von Lothringen erwarten. Ruhig konnte Noailles 17. Juni bei Worms den Rhein überschreiten. Zu Voltaire sagte Lord Stair: „Die Franzosen begingen einen großen Mißgriff, und wir zwei. Ihr Fehler war der, daß sie nicht ruhig

*) So urtheilt Friedrich II. Histoire de mon temps. Chap. 8.
**) Siècle de Louis XV. Chap. 10.

ßen blieben; unser erstes Versehen bestand darin, daß wir uns in eine höchst fährliche Lage brachten, unser zweites darin, daß wir den Sieg nicht verfolgten*)."

Das rechte Rheinufer war von den Franzosen gesäubert. Karl von thringen kam 26. Juli ins englische Hauptquartier. In den sogenannten anauer-Conferenzen ward jetzt beschlossen, daß er zwischen Hüningen und traßburg den Rhein überschreiten, Georg II. zwischen Mosel und Rhein vor-cken sollte — die Holländer sollten seine rechte Flanke decken. Die schwerste ufgabe hatte Karl von Lothringen, die Engländer konnten sie ihm durch rasches ordringen erleichtern, denn dann mußten die Franzosen ihre Streitkräfte theilen. och schneckenartig langsam bewegte sich die pragmatische Armee, am 21. August ar sie noch in Hanau, am 30. in Worms. Aber Noailles zog sich langsam vor hinter die Queich zurück und konnte an Coigny, der mit Moritz von Sachsen s Elsaß zu vertheidigen hatte, noch Truppen absenden. So hatten denn die ranzosen Zeit sich zu rüsten und, als Karl von Lothringen in der Nacht des September bei Rheinweiler und Breisach den Uebergang versuchte, fand er Feinde allenthalben in Bereitschaft, sogar die Bauern waren bewaffnet. egen Uebermacht zu siegen war keine Wahrscheinlichkeit. Darum gab Karl i der Unthätigkeit Georgs II. das Unternehmen auf, zog eine Postirung am berrhein und verlegte den Rest des Heeres nach Schwaben und Baiern. Mit lanz hatte der Feldzug des Jahres 1743 begonnen, mit Enttäuschungen dete er. Unzufrieden über die Unthätigkeit Georgs II. legten Lord Stair und üge höhere Officiere ihre Stellen nieder. Die pragmatische Armee nahm ihre interquartiere in Flandern. Hanauer-Conferenzen.

Das Hauptquartier Karls von Lothringen bei seinem Versuch, in das saß vorzubringen, war in Munzingen; Breisach war schon geschleift. Aus-rlichen Bericht über die damaligen Zustände finden wir im Leben des Panduren-uptlings Franz von der Trenck**). Er war einer der tollkühnsten Soldaten Heere Maria Theresias und zum Vorpostendienst wie geschaffen. Seine Panduren ren gefürchtet und Trenck erzählt, wie strenge Befehle er bekam, sie im Zaum halten, und wie er Schrecken einjagen mußte, um sie an Mannszucht zu ge-hnen: „Ich ließ ein Paar, die geraubt hatten, an den nächsten Baum auf-üpfen und stellte das Geraubte zurück. Die Einwohner sahen mit Bewunderung wie gelassen und unerschrocken sich diese Panduren beim Hängen bezeigten, m selbst bis zum letzten Augenblick, da ihnen der Strick schon um den Hals unden war, brachten sie die Tabakspfeife nicht aus dem Mund. Diese Strenge kte so heilsam, daß die Einwohner im Reiche sagten, sie wollten lieber zehn nduren im Haus haben, als einen Franzosen." — In Feindesland aber waren immer furchtbare Gesellen und Trenck machte öfters verwegene Streifzüge s Elsaß. Die Franzosen beschwerten sich, daß man ihnen so wilde Völker auf n Hals schicke. Man gab zur Antwort: gerade weil sie so ungesittet seien, Der Panduren-Trenck.

*) Siècle de Louis XV. Chap. 10.
**) Merkwürdiges Leben und Thaten des alten Freiherren Franz von der Trenck. ue Auflage. Frankfurt und Leipzig 1788. S. 131—161.

sende man sie nach Frankreich, damit sie dort Anstand lernen, nur müsse man sie nicht wie andere fremde Reisende betrachten, denn sie hätten kein eigenes Geld auszugeben, seien aber nicht gewohnt mit leerem Beutel zurückzukehren, man könne ihnen diese Unart schwer abgewöhnen.

Karl VII. und Georg II. Die Unthätigkeit Georgs II. hatte zum Theile ihren Grund in wichtigen Verhandlungen, die damals mit Kaiser Karl VII. und mit Savoyen gepflogen wurden. Karl VII. war in großer Noth. Die Frankfurter versagten ihm bereits den Credit für seinen Haushalt; als Noailles kurz vor der Schlacht bei Dettingen nach Frankfurt kam, klagte ihm der Kaiser über Geldnoth, und der französische General meldete seiner Regierung, er habe ihm 40.000 Kronen geborgt und hoffe, sie werde es genehm halten. Beim Rückzug über den Rhein ließ Noailles dem Kaiser sagen, die Franzosen verließen Deutschland und wollten ihm kein Hinderniß in den Weg legen, um mit seinen Feinden ein Abkommen zu treffen. Nun wandte sich Karl VII. an Georg II., welcher ihm versprach, er wolle Mögliche für ihn thun, so daß er noch mehr erlange, als er erwarte. Die Säkularisationspläne gefielen Georg II. insbesondere. Der Baier erklärte sich bereit Maria Theresia als Königin von Ungarn und Böhmen anzuerkennen, die böhmische Stimme in den Reichsgeschäften wieder gelten zu lassen, die Franzosen aus Plätzen zu entfernen, die sie noch immer inne hatten, und die Grenzfestungen mit Reichstruppen zu besetzen, nur müsse man ihm seine Erblande zurückstellen, Baiern zu einem Königreich erheben und, da die französischen Hilfsgelder fehlen, sein Einkommen auf eine Höhe bringen, daß er sein Ansehen als Kaiser bewahren könne*). Georg II. versprach zunächst Hilfsgelder von Seite Englands, ferner solle Karl VII. Baiern zurückerhalten, ein angemessenes Einkommen, seine Nachkommen die königliche Würde haben. Friedrich II., der von den Unterhandlungen wußte, stimmte bei. Um seinem König zu gefallen, willigte

Carteret. Carteret in Alles; nur bat er zur Unterschrift des Vertrages um eine Frist, bis er die Zustimmung seiner Amtsgenossen habe, d. h. auch der Zustimmung des Parlaments gewiß sei, ohne die kein englischer Minister Hilfsgelder versprechen kann. In England wollte man aber nur die Demüthigung Frankreichs und

Stimmung in England. wissen von Erhaltung eines Kaisers, der dessen Vasall war. Die Briefe

---

*) So Ranke, der einen Gesandtschaftsbericht anführt. III. 67. Heigl, Augsburger allgemeine Zeitung. Nr. 149 von 1878 gibt Auszüge aus Privatbriefen des Kaisers, er auf Manneswort betheuert, daß er sich von Frankreich trennen kann und will, unter Bedingung friedlicher Räumung seines Landes und Ueberlassnng eines anstoßenden österreichischen Gebiets mit den Grenzfestungen. Aber er weigert sich Krieg gegen Frankreich zu beginnen, was also England gefordert haben muß: „Sie können dem Lord Stair meine Ueberraschung ausdrücken, wie man mir einen Vertrag zu unterbreiten wußte, der jedem ehrlichen Manne widerstreben müßte, und noch weit mehr einem Fürsten meines Hauses, einem Oberhaupt der deutschen Nation, mir, in dessen Adern nicht das Blut eines Verräthers rinnt! Man muß wichtige und ehrliche Gründe haben, um einen Krieg zu beginnen, und ich habe den gegenwärtigen Krieg nicht begonnen, ohne die Gründe reiflich erwogen zu haben. Jetzt aber Frankreich mit Krieg überziehen aus dem einzigen Grunde, weil es sich in mißlicher Lage befindet, das wäre nicht nur nicht ehrlich, sondern von meiner Seite eine Ungerechtigkeit sondergleichen, da jene Macht doch nur um meines Vortheils willen und in der Vertheidigung meiner gerechten Sache in solche Lage gerathen ist. Der Lord möge wissen, daß ich nicht ... Dorf an Frankreich als Lohn versprochen habe, daß diese Krone nur um meinetwillen sich in den Krieg einließ. Es ist wahr: durch seine Unthätigkeit und Lauheit gab es nur zu gerechten Grund zum Mißvergnügen, obwohl es mich nicht so ganz im Stiche ließ, als man glauben möchte, aber dessen ungeachtet, wenn ich mich in dem einen oder andern Fall gezwungen sehe Partei zu nehmen, müßte es immer unter Bedingungen sein, die sich mit meiner Ehre vertragen."

einer Gesinnungsgenossen hatten einen hohen Unwillen erregt. Die Entrüstung die unenglische Politik des Königs war allgemein. Toaste wie: „Kein hannöve- r König" wurden üblich. Lord Carteret mußte die Unterhandlung abbrechen, roth, wenn er die ansah, mit welchen er sie begonnen hatte. Also war VII. wieder um eine Enttäuschung reicher.

Wichtig waren die Verhandlungen mit Sardinien, welche zu Worms am September 1743 zum Abschluß kamen. Frankreich und Spanien hatten Ver- gemacht, Karl Emanuel auf ihre Seite zu locken: er solle das ganze Herzog- Mailand, der Infant Don Philipp aber Parma, Piacenza und die Insel inien erhalten*) Der König war zu sehr überzeugt, daß er durch Ver- rung der Macht der Bourbonen in Italien sich selber für die Zukunft nur eigenen Ketten schmiede, als daß er im Ernst darauf hätte eingehen sollen; er benutzte das Angebot, um höhere Forderungen an Maria Theresia zu . England unterstützte sie, denn er versprach ihm einen günstigen Handels- g. Maria Theresia aber meinte, England wolle nur Opfer auf Opfer von wenn sie das abtrete, was es verlange, so werde es sich nicht der Mühe ver- , das, was ihr in Italien bleibe, zu vertheidigen, und es sei doch eigen- ich, daß man ihr nur die Wahl lasse, von England oder von Frank- ausgeplündert zu werden. Bei dieser Verhandlung warf der sardinische ter Ormea den Gedanken hin, ein dauerhafter Friede sei nur möglich, wenn das baierische Haus nach Italien verpflanze und die Bourbonen ganz aus albinsel verjage. Man solle den Wittelsbachern Toskana geben, für Maria sia Neapel erobern und Sicilien an Sardinien überlassen. Aber England nicht recht, denn es mochte durch Vertreibung der Bourbonen sich nicht jeden n mit Spanien unmöglich machen. Karl VII. mochte vom Aufgeben seines mlandes Nichts wissen, die Vertreibung eines alten Fürstenhauses hätte Deutschland in Bewegung gebracht und so konnte diesem Plan nicht volle ng getragen werden. Da man sichere Kunde aus Turin hatte, daß ein Ver- zwischen Frankreich und Sardinien dem Abschluß nahe sei, so mußte Maria ia, so schmerzlich es ihr auch war, sich zu Abtretungen verstehen.

Verhandlungen zu Worms.

So kam der Vertrag zu Worms zu Stande, abgeschlossen zwischen reich, England und Sardinien, von Wasner, Lord Carteret und Osorio. ragmatische Sanction ward gewährleistet. Karl Emanuel verpflichtete sich n noch insbesonders zur Garantie dieses Hausgesetzes und entsagte allen lichen Ansprüchen auf das Herzogthum Mailand und versprach ihr zur treibung ihrer Feinde aus Italien 45,000 Mann zu verwenden, während Maria Theresia anheischig machte, 30,000 Mann in Italien zu stellen. nd verhieß die Zwecke der Verbündeten durch eine starke Escadre im lmeer und durch eine jährlich an Sardinien zu zahlende Subsidie von 00 Pfund zu unterstützen. Maria Theresia versprach, an Sardinien abzu- : Stadt und Gebiet von Vigevano, alles Land am rechten Ufer des Lago orre und des Tessin und das Gebiet von Pavia am linken Ufer des Po, Bobbio begriffen, endlich Piacenza mit seinem Gebiet bis an die Stura. Außerdem hm Maria Theresia all die Rechte ab, welche ihr an die Stadt und das

Vertrag zu Worms.

*) Arneth II 280.

Marquisat Finale etwa noch zufallen könnten. Karl Emanuel versprach de
Bündniß treu zu bleiben, bis der Friede nicht allein für Italien, sondern au
für Deutschland, ja bis er sogar zwischen England und Spanien abgeschlo
sei. Wichtig waren geheime Artikel, von denen der erste besagte, die de
Mächte wollten mit vereinten Kräften das Haus Bourbon aus Italien übe
haupt, und namentlich aus Neapel und Sicilien vertreiben; gelinge dies,
solle der Königin von Ungarn Neapel und der Stato degli Presidii, dem Kö
von Sardinien Sicilien zu Theil werden. Der Verzicht des Königs von S
dinien auf Mailand solle für den Fall ungiltig sein, wenn eine Tochter
Hauses Oesterreich, welche nach der pragmatischen Sanction die Erbländer
erben habe, sich mit einem Prinzen aus dem Hause Bourbon vermähle.
einer eigenen Urkunde war im Allgemeinen Maria Theresia noch Ent
haltung für das Vergangene und Sicherheit für das Zukünftige von Eng
versprochen und ihr die Bezahlung von 300,000 Pfund für die Dauer
Krieges zugesagt. Sollte der König von Preußen wider Erwarten den Fri
von Breslau brechen, so werde England seine Garantie dieses Vertrag
Gunsten der Königin von Ungarn erfüllen, gerade so, wie es zu Gunsten
Königs von Preußen handeln würde, im Falle Maria Theresia diesen
trag bräche.

Pacte de famille.

Ein schmerzlicher Vertrag für die Höfe von Versailles und Madri
Die Briefe der Infantin an ihren Vater Ludwig XV. waren mit Thr
benetzt. Als Gegenschlag ist der Vertrag von 1743 zu Fontainebleau (P
de famille) zu betrachten, den seine Räthe widerriethen, den aber Ludwig
dennoch unterzeichnete. Maurepas war der einzige Minister, welcher den
dazu half. Die verschiedenen Zweige des Hauses Bourbon gewährleist
hier gegenseitig den Besitz ihrer Staaten und diese Garantie sollte ein
sein. Man versprach sich, dem Infanten Don Philipp die Herzogthümer P
Piacenza und Guastalla als eigenes Fürstenthum zu erobern. Frankreich
hieß, mit 45 Bataillonen Infanterie und 30 Schwadronen Reiterei den In
bei diesem Unternehmen zu unterstützen und an Sardinien und England
Krieg zu erklären, denn bisher hatten beide Mächte nicht als Feinde, so
nur als Bundesgenossen der kriegführenden Mächte gestritten. Nun wurde
zu Land und zu Meer verheißen, während doch Maurepas hätte wissen
daß die meisten Schiffe nicht See halten konnten. Frankreich versprach
England nicht eher Frieden zu schließen, bis dieses Gibraltar und Port M
zurückgegeben hätte, also verschloß es sich den Weg zu jedem Ausgleich
England. Es machte sich anheischig, die Engländer zur Zerstörung ihrer Col
in Georgien, zu deren Gründung sie kein Recht gehabt hätten, so wie
festen Plätze, die sie auf spanischem Gebiet errichtet hätten, zu zwingen. Ein

*) Arneth II. 293—95. Die Verträge sind gedruckt in Traités publ. de la
maison de Savoye. Turin 1836. III. 7—23, die besonderen Abmachungen aus
dem Staatsarchiv bei Arneth II. 525—27. Vgl. Flassan, l. c. V. 172

machte sich anheischig, den Engländern die zugestandenen Handelsvortheile
er zu entreißen. — Dem König von Sardinien solle all' das wieder
mmen werden, was ihm die französische Krone im Frieden zu Utrecht
standen hatte. Beide Mächte machten sich verbindlich, Kaiser Karl VII.
cht zu erhalten. — Für sich bedang Frankreich in diesem Vertrag gar Nichts
opferte dagegen seine Kräfte für Spanien und nicht mit Unrecht sagte
ahr darauf d'Argenson zu Ludwig XV., so lange Philipp V. lebe und seine
an seiner Stelle regiere, so sei es schwierig in Uebereinstimmung mit
ien einen allgemeinen Frieden zu schließen, weil man an diesem Hofe
als die Mittel nach dem Zweck bemesse, und weil man ganz rauh,
und hart nur an seine eigenen Interessen und nie an die der Verbündeten
weil endlich Alles gehe nach dem Rath der Leidenschaften, des Hochmuths,
abgier und der Rachsucht*). — Ludwig XV. antwortete, er wisse wohl,
vernünftig die Königin von Spanien sei, und er habe den Vertrag von
inebleau eigentlich wider seinen Willen unterzeichnet. Die Kriegserklärung
rdinien erfolgte am 30. September 1743 — es war ihm darin der Bruch Kriegserklärungen
ertrags von 1741 vorgeworfen. Die Kriegserklärung an England erfolgte
5. März 1744, weil es die Friedensverhandlung mit Oesterreich gehindert
egen französische Schiffe Gewaltthätigkeiten verübt habe. Georg II. war
der Neutralität von Hannover vorgeworfen. Die Antworten waren bitter:
ieh Ludwig XV. der Lüge und Treulosigkeit. Während Frankreich bisher
ntete, es kämpfe nur als Bundesgenosse für Karl VII., erklärte es am
pril 1744 an die Königin von Ungarn den Krieg, weil sie hartnäckig
Vergleich zurückweise und dadurch Ludwig XV. zwinge, Hauptantheil am
zu nehmen. Der französische Gesandte erklärte am 19. Mai 1744 dem
ag zu Regensburg, Frankreich streite nur für die Unabhängigkeit des
und des Reiches**). So nahm denn der Krieg auf einmal eine neue
ge Wendung.

England insbesondere wollte man ans Herz gehen, das Haus Stuart Plan gegen England
und das Haus Hannover stürzen, um so den lästigen Feind in einen
igen Vasallen zu verwandeln. Seit Wilhelm III. den englischen Thron
trat England den französischen Plänen am allerschroffsten entgegen. Der
aß gegen England erwachte in Frankreich zu neuer Glut, mit Eifer be-
e man sich an dem Anleihen der Regierung, einzelne Provinzen wollten
Regimenter stellen. Der Minister Tencin war durch Fürsprache Jakobs III.
al geworden, jetzt brachte er den Stuarts seinen Dank dadurch, daß er
XV. zum Versuch beredete, das vertriebene Königshaus wieder auf
glischen Thron zu setzen. Eine Flotte von 18 Linienschiffen wurde ausge-
Moritz von Sachsen sollte den Krieg in Schottland leiten. Jakob III.

*) Mémoires du Marquis d'Argenson p. 358.
**) Sismondi, Histoire des Français. XXXVIII. 292.

wurde aufgefordert sich bereit zu halten. Von Alter und Sorgen nied gedrückt, lehnte er den Vorschlag ab, ernannte dagegen seinen Sohn Karl Edua zum Regenten.

Karl Eduard.

Karl Eduard war ein schöner, hochgewachsener, muthiger Jüngling, v athletischer Stärke, wagsam, von Hoffnungen strahlend, mit allen Eigenschaft begabt, Anhänger an sich zu fesseln, nicht so gebildet und gelehrt wie sein B — verstand er doch nie einen Brief fehlerfrei zu schreiben, doch war er unend thatkräftiger als dieser. Ein geborner Soldat verachtete er die Gefahr und li den Krieg, hatte auch im spanischen Heer schon einen Feldzug mitgemacht. S Verstand war hell, sein Ehrgefühl zart, seine Gesinnung ritterlich. Stolz g Seinesgleichen, war er freundlich gegen Untergebene, mild gegen Gefangene Unglückliche.

Von Rom, wo die Stuarts sich damals aufhielten, aber auch von eng Spionen genau bewacht waren, begab sich Karl Eduard still in der Nac 9. Januar 1744 unter dem Vorwand, er wolle in der Campagna jagen und reiste unter fremdem Namen unerkannt bis Savona, von wo ihn ein l Fahrzeug glücklich, mitten durch die englische Flotte, nach Antibes brachte. Paris hatte er eine geheime Zusammenkunft mit seinen Anhängern, an den kam er nicht. In Gravelingen wartete er dann die Abfahrt der französi Flotte ab: 15,000 Mann unter der tüchtigen Führung des Grafen Moritz Sachsen sollten den Feldzug mitmachen und Admiral Roqueville mit 18 Kri schiffen die Fahrt decken. Roqueville fuhr aus bis Spithead, fand aber englischen Schiffe und schloß daraus, daß sie im Hafen von Portsmouth S gesucht hätten, und sandte Nachricht alsbald nach Dünkirchen, der Canal sei fr Transportflotte fuhr ab, doch ein fürchterlicher Sturm brach aus, der z streute und mehrere Schiffe begrub, die andern kehrten zurück. Die F waren durch das Unglück entmuthigt, der Zug nach Schottland wurde au Karl Eduard kehrte ungern nach Paris zurück, wo er die Weisung bek in der Nähe versteckt zu halten*), denn Frankreich unterhandelte damals einigen deutschen Fürsten über ein neues Bündniß gegen Maria Theresia diese wollten als Protestanten nicht entfernt dazu helfen, daß durch den des Hauses Hannover der Katholicismus in England wieder zur Herrschaft gel

Keine Fahrt n. Schottland.

Seeschlacht bei Toulon.

Im Mittelmeer kam es am 22. Februar 1744 auf der Höhe von Toulo einer Seeschlacht, Admiral Mathews hatte bisher den Hafen blokirt. Jetzt fuhren Franzosen und Spanier aus und boten ihm die Schlacht an. Die lischen Schiffe waren zahlreicher, aber in schlechterm Zustand und er den Sieg auch darum nicht, weil der Unteradmiral Lestocq unthätig blieb der zweideutigen und verwirrten Signale seines Obern. Man schlug sich ganzen Tag. Am 23. zogen sich Franzosen und Spanier in Unordnung zu — Jetzt wollte Lestocq verfolgen, aber Mathews gab ihm das Zeichen, die folgung einzustellen. Beide wurden deßhalb vor ein Kriegsgericht gestellt. wurde freigesprochen, Mathews aber für unfähig erklärt, ferner in seiner Ma Flotte zu dienen. Die Spanier waren so stolz darauf, auch nur einen Tag gegen die Engländer gewehrt zu haben, daß sie ihrem Admiral Navarro Titel Marquis de la Vittoria gaben**).

*) Mahon, vol. III. p. 170—84.
**) Mahon, III. 185—86.

ieg in Italien 1744. Ludwig XV. Feldzug in Belgien und Erkrankung zu Metz. Die Oesterreicher im Elsaß.

In der ersten Erbitterung über den Vertrag zu Worms sandte das Cabinet Versailles 10,000 Franzosen zu den Spaniern, die sich bei Moutiers zusammen- :n, während die Piemontesen Stellung bei Aosta nahmen. Die Verbündeten ten in die Lombardei eindringen, um sich mit ihrem Heere unter Gages zu einigen; — die Franzosen sollten über den Col von Sanct Veran, die anier über den Col del Agnello vordringen. Der Feldzug verunglückte. Auf halben Höhe der Berge fing es schon an zu schneien. Man lagerte bei heftiger te auf Schnee und Eis. Man hatte unersteigliche Berge rechts und links und zt vor sich in guter Verschanzung 15,000 tapfere Piemontesen, welche ihre ner reihenweise niederschossen oder durch Felsen, die sie hinabrollen ließen. hmetterten. Schon am 10. Oktober entschloß sich Don Philipp zum Rückzug, welchem das Heer unsäglich durch Kälte und Hunger und durch das Piemon- he Geschütz litt. Am 12. Oktober fiel tiefer Schnee und man mußte die hütze zurücklassen. Feldzug in den Alpen.

Die Franzosen nahmen Winterquartiere in der Dauphiné, die Spanier in oyen, wo 4000 Mann auch im Frühjahr 1744 blieben, während der eigent- Kampf jetzt am Var begann, wo 14,000 Spanier unter Don Philipp und 00 Franzosen unter dem Prinzen Conti standen. — Der Feldzug begann 1. April, bis zum 23. fanden viele Kämpfe statt, in welchen die Piemontesen gen die Mehrzahl tapfer behaupteten, schließlich zogen sie, auf 4,500 Streiter gesunken, sich auf englischen Schiffen nach Oneglia. Die Spanier ließen e Tausend Mann in der Grafschaft Nizza zurück, die Franzosen drangen) das Sturathal in das Braitathal vor, beim langen Stein kam es zu n harten Kampf, der ihnen 1000 Todte und gleichviel Verwundete kostete. Erfolg des Feldzugs hing von Cuneo ab, welches der Oesterreicher Leutrum r und umsichtig vertheidigte**). Bald wurde die Lage der Franzosen und Spanier :erig. Ihre Zufuhren wurden meist aufgehoben, von allen Seiten erfolgten :iffe. Beim kalten ungestümen Herbstwetter rissen Krankheiten ein. Am Oktober traten die Verbündeten den Rückzug an, bei dem sie durch Kälte, nkheiten und die erbitterten Waldenser, welche ihnen überall auf der Ferse n, große Verluste erlitten. Trotz aller Opfer hatten die Verbündeten in diesem zug es nur zum Besitz der Grafschaft Nizza gebracht. Am Var 1744. In den Alpen.

Auch in Mittelitalien fanden 1744 ernste Kämpfe statt. Fürst Lobkowitz nn am 11. März den Feldzug gegen Gages, der bei Pesaro mit 00 Mann feste Stellung inne hatte. Der Oesterreicher wollte den Gegner Schlagen zwingen, der Spanier zog alle Brücken hinter sich abbrechend bis ıra zurück. Maria Theresia gab Befehl, ins Königreich Neapel einzudringen, noch viele Bewohner lebhaft die Rückkehr der österreichischen Herrschaft hten. Don Carlos aber beschloß, seine Truppen zu den spanischen stoßen zu : und den Hafen von Neapel gegen die Ankunft einer englischen Flotte zu igen. Die Königin sandte er nach Gaëta, er selber rückte mit seinen Truppen :n Kirchenstaat und verband sich mit Gages. Das vereinigte Heer besetzte Mittelitalien 1744.

---

*) Muratori, Annali d'Italia 1743.

**) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1830. Botta, Storia d'Italia IX. XLIII. Mura- Annali d'Italia 1744.

Velletri, die Oesterreicher hingegen nahmen Stellung in Frascati, bald darauf in Gensano, nachdem ein Versuch der Verbündeten, in der Nacht vom 16. Juni sie zu überfallen, mißlungen war. Dagegen versuchte Lobkowitz in der Frühe des 11. August den König von Neapel und den Herzog von Modena durch einen Ueberfall gefangen zu nehmen. Schon hatte Browne die Thore von Velletri gesprengt und war in der Stadt Alles in Verwirrung, aber die Grenz… hielten nicht Mannszucht, sondern zerstreuten sich in die Häuser, um zu plündern, und da bekam der Feind Zeit, sich zu ordnen, und der König und der Her… Gelegenheit, aus der Stadt zu entfliehen. Sie sammelten ihre Schaaren und … begann ein wilder Kampf in Velletri selber. Browne mußte den Rückzug antre… Die Oesterreicher verloren 200 Todte und 300 Verwundete und Gefangene, h… aber dem Feinde mehrere Regimenter zu Grund gerichtet, 12 Fahnen und 1… Pferde erobert, 2 Generäle und 85 Officiere gefangen genommen. Gerade da… war jedoch der König von Sardinien durch Spanier und Franzosen in i… eigenen Land bedrängt und verlangte dringend Hilfe von den Oesterrei… Lobkowitz erhielt Befehl, nach dem Norden aufzubrechen und im Kirchenstaa… 10,000 Mann zur Abhaltung der Spanier und Neapolitaner stehen zu l… So geschah es; er nahm Stellung zu Imola *).

Französischer Kriegsplan.

Während eine Armee gegen Sardinien kämpfte, sollte eine zweite A… Belgien erobern, eine dritte unter dem zum Marschall erhobenen Grafen … Sachsen von der Mosel aus, eine vierte unter Coigny vom Elsaß aus … Kampf in Deutschland weiterführen. So war der Plan des Marschalls No… der damals in der That die Leitung des Aeußern hatte, während Ludwig … sie nur zum Schein in seiner Hand hielt. Am 20. November 1743 … Noailles dem König geschrieben, der Grund des Unglücks der französischen … sei bisher nur der Mangel an Einheit und an einem festen Princip … französischen Regierung gewesen; er beschwor nun Ludwig XV., endlich … Ordnung zu machen, selber zu rathen, zu sprechen, zu entscheiden und we… zu befehlen, was die Minister zu thun hätten. Alle Unternehmungen m… nach einem bestimmten Plan geleitet werden; das wäre die Pflicht eines … Ministers, wenn die Majestät sich herbeilassen wolle, einen zu ernennen, und … selber Alles leiten wolle, wie sie eigentlich solle — und es gab Schm… genug in der Nähe, die behaupteten, Ludwig XV. habe alle guten Eigensch… alle Charakterkraft seines Vorgängers, und man müsse ihn nur ermu… muthigen, selbständig aufzutreten, und so erklärte denn Ludwig XV … 26. April 1744, er leite fortan selber die äußeren Angelegenheiten **).

Chateauroux.

Die Chateauroux wollte ihren Geliebten als Helden sehen und trieb ihn, seine großen Eigenschaften zu zeigen. Der König war damals 34 J… alt, in der Vollkraft seines Lebens, und schien Feuer zu fassen für H… und erklärte, daß er selber mit der Armee ziehe, und in Paris, das bis… der Literatur und dem Vergnügen lebte, regte sich eine warme Stimmung …

*) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1830. 1—40. Coletta, Storia di Nap…

**) Mémoires de Noailles. III. L. V. 13. 346.

hörte, er sei am 3. Mai wirklich zur Armee nach Belgien abgegangen. Der von Frankreich muß Siege erringen, darum ging er zur Armee nach :n. Hier gab es Belagerungen und die Franzosen hatten damals die geschicktesten ieure in Europa und das zahlreichste schwere Geschütz. Von der englischen Armee, den Niederlanden stand, waren 10,000 Mann nach England abberufen Festungskrieg in Belgien. 1, um die Insel gegen eine französische Landung und gegen eine Erhebung der iten zu schützen. Die kleine österreichisch-englische Armee, die noch im Land vermochte wenig Widerstand zu leisten und die Festungen waren schwach besetzt. aren denn Erfolge leicht. Festungen fielen in wenig Tagen, vor denen Lud- IV. Monate gelegen hatte: Curtray öffnete seine Thore am 18. Mai, in am 12. Juni, Ypern am 25. Juni, Knoque am 29. Juni, Furnes . Juli. Der König selber that wenig zur Sache: er sah zu, er empfing jeden n Bericht, was in der Nacht in den Laufgräben geschehen war. Zum hatte der Mann doch offenbar das Zeug nicht in sich, dagegen mußte er um sich haben. Die Königin hatte brieflich gebeten, ihn in's Feld der begleiten und pflegen zu dürfen, aber gar keine Antwort erhalten. Die uroux zweifelte nicht, daß sie ihn begleiten dürfe, aber Maurepas, der sie heute, hatte Ludwig beigebracht, wenn er dies zulasse, so werde er die Be- ung, die sich für ihn rege, auslöschen, und die Chateauroux bekam den zu bleiben. Um sich an Maurepas zu rächen, und ihn vom König fern- n, erwirkte sie einen Befehl, daß er die Häfen der Provence besichtigen Kaum war er fort, so brach sie mit ihrer Schwester eigenmächtig nach eerlager auf; Richelieu, der böse Dämon Ludwigs XV., hatte ihr Ver- für diesen Ungehorsam zugesichert. Die Pariser sangen Spottlieder über breiherin, die Schweizer machten ihre Witze über die Dirnen. Ludwig ein Gefühl für Ehre, sie waren ihm beide willkommen*).

Da hemmte aber die Nachricht, die Oesterreicher seien siegreich ins Elsaß rungen, den Fortschritt der Eroberungen des Königs. Karl von Lothringen n der That einen glänzenden Rheinübergang im Angesicht des feindlichen bewerkstelligt**). 18,000 Mann sogenannte kaiserliche Truppen standen Seckendorf bei Philippsburg, in einem wohlverschanzten Lager. Ein sches Heer unter Coigny breitete sich längs dem Strome aus. Die Bauern iß waren bewaffnet und standen von Hüningen bis Speier je 100 Schritte ache — und dennoch wußte Karl von Lothringen unbehelligt mit einem ber den Rhein zu kommen. Es ist sein militärisches Meisterstück, der nkt seines Ruhmes.

Die Ausführung war nur möglich durch Täuschung des Feindes. Karl Rheinübergang urch Märsche und allerhand klug ausgesonnene Maßregeln den französischen n auf den Glauben zu bringen, bei Mainz solle der Rhein überschritten während er entschlossen war, viel weiter oben, in der Nähe von Karlsruh ergang zu versuchen. Friedrich II. meint***), Coigny hätte leicht über- önnen, daß es die Absicht Karls von Lothringen sei, ins Elsaß einzu-

*) Michelet, Louis XV. p. 228.
**) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1823. Ausführlichen Bericht gibt Franz von der der dabei eine hervorragende Rolle spielte, in seiner eigenen Lebensbeschreibung 161—250.
***) Histoire de mon temps. Chap. 10.

bringen, und daß derselbe sich gewiß aller Kriegslisten bedienen würde, um ihn so weit als immer möglich davon zu entfernen. Die List gelang. Während die Franzosen den Fall von Menin feierten, ließ Karl bei Schreck in der Nähe von Karlsruhe Brücken schlagen, auf 30 Schiffen war Trenck mit seinen Panduren schon über den Rhein gefahren. „Ich sprach ihnen wacker zu, wie nunmehr Zeit und Gelegenheit vorhanden sei, da ich sie in das gelobte Land führen wollte, wornach sie schon vor Jahren so sehnlich gelüstet, und da sie nicht nur ihre Seckel spicken, sondern auch haben könnten, was ihr Herz wünschte. Sie sollten durch tapfere Thaten die Unternehmungen eines falschen Feindes rächen, und betheuerten einmüthig, sie wollten ihr Blut für die gerechte Sache ihrer unschuldigen Königin opfern*).“ Und in der That sprengten sie bereits in einer Stunde drei baierische Reiterregimenter aus einander. Strasoldo baute schnell einen Brückenkopf, am 3. Juli stand die ganze österreichische Armee am linken Ufer des Stromes. „Dieser Rheinübergang ist die schönste, seit langer Zeit gesehene Action, meint Trenck**). Prinz Karl hat dadurch einen unsterblichen Ruhm hervorgebracht, zumal, da er, ein noch junger Held, zwei alten und erfahrenen Generalen, Seckendorf und Coigny, den Rang abgelaufen, und den französischen Grund und Boden zum Kriegsschauplatz gemacht hat, welches die Franzosen bisher in allen Kriegen so sorgfältig verhüteten.“ Der Schrecken war groß. Wer konnte, flüchtete nach Straßburg. Noch heute klagen die französischen Geschichtschreiber über die Unthaten der Croaten und Panduren, bedenken aber nicht, daß die Franzosen in Feindesland geradeso wirthschafteten, und Bauern, die zu den Waffen gegen sie griffen, eben so wenig als Soldaten behandelten wie [illegible] Croaten die elsäßischen Bauern. Wichtig war, daß Karl durch diesen Rheinübergang rasch in den Besitz der berühmten Weißenburger Linien kam. Am 5. [illegible] nahm Nadasdy Lauterburg. Bald darauf ergab sich Weißenburg. Jetzt rückte Coigny mit 40,000 Mann heran. Nadasdy konnte mit seiner geringen Armee Weißenburg nicht behaupten und befahl Forgatsch den Platz zu räumen, da Karl mit seinem Heer noch zu weit entfernt war. Die Soldaten aber sagten, der Platz sei ihnen einmal anvertraut und sie wollten ihn behaupten oder sterben, [illegible] vertheidigten ihn in der That gegen die ganze französische Armee, bis die [illegible] zahl gefallen war. Dieser Tag kostete den Franzosen 1400 Mann. Als [illegible] der Hauptmacht herannahte, hielt sich Coigny hinter der Motter nicht mehr [illegible] und zog sich hinter die Zorn zurück. Bald streiften die Husaren bis an die Thore von Straßburg, „manchem eilfertigen Franzosen das Mon Dieu [illegible] Maul weghauend***).“ Bald standen die Oesterreichischen Vorposten in [illegible] Stanislaus Lescinsky floh eilig aus Lüneville. Den Einwohnern in ganz Lothringen wurden die Waffen abgenommen, weil die Regierung ihnen nichts Gutes zutraute, wenn die Oesterreicher kämen. Auch die Vorurtheile im Elsaß legten sich [illegible] zumal die Oesterreicher strenge Kriegszucht hielten, sogar auf dem Marsch [illegible] die Aecker bei schwerer Strafe nicht betreten oder abgeweidet werden. Fort [illegible] wurde umschlossen. Schon traf man Vorbereitungen zur Belagerung von Straßburg; wenn es fiel, war das ganze Elsaß für Frankreich verloren, war Lothringen [illegible]

Lothringen.

In Eilmärschen rückte Verstärkung für Coigny, 20,000 Mann [illegible] Harcourt, heran. Nur einen kleinen Theil seines Heeres ließ Ludwig XV

---

*) Merkwürdiges Leben und Thaten des alten Freiherrn Franz von der Trenck. S. [illegible]
**) Trenck l. c. 185.
***) Trenck 202.

ien stehen, mit dem Kern brach er alsbald von Dünkirchen gegen das Abzug aus Belgien.
; auf. Der Marsch ging über St. Quentin nach Metz. Hier traf ihn der von
rich II. gesendete Schmettau, um ihm anzukündigen, daß die Preußen in
nen einrückten, und ihn zu mahnen, rasch über die Oesterreicher herzufallen,
ie beim Uebergang über den Rhein zu vernichten. Dazu kam es allerdings
denn Ludwig XV. erkrankte in Folge seiner Unmäßigkeit in Metz.

Es war ein Faulfieber oder ein Geschwür im Hirn, oder, wie Trenck sagt, Indigestion, die er sich durch Essen von zu vielen Nüssen zugezogen hatte. Aerzte erklärten die Krankheit für sehr gefährlich. Richelieu und die Chateauroux Ludwig XV. in Metz.
n Niemand zum König lassen, selbst die Prinzen von Geblüt mußten im mmer bleiben; sie fürchteten, daß wenn man ihm von der Gefahr rede, in r sich befinde, Ludwig in der Höllenangst sie fortgehen heiße. In Frankreich hte damals noch Anhänglichkeit an das Königthum, sie flammte von neuem als die Kunde von der Gefahr des Königs durch die Hauptstadt flog und ie Königin und der Dauphin in Eile aufgebrochen seien, um ihn noch zu Alles rief: „wenn er stirbt, so geschieht es, weil er uns hat vertheidigen !" — Die Kirchen waren die ganze Nacht voll von Leuten, welche für Genesung des Königs beteten. Die Stimmen der Priester wurden vom chzen des Volkes unterbrochen, selbst Bettler gaben andern Armen Almosen, e für die Gesundheit des Königs beteten*). Indeß wuchs die Gefahr des ken, sein Leibarzt erklärte, er habe nur noch zwei Tage zu leben, man müsse it den Sterbesakramenten versehen. Jetzt fing Ludwig an vor dem Priester, Ludwigs Reue.
n an seine Sünden und die Strafen mahnte, weich zu werden, seinen el zu bereuen und zu geloben, wenn ihm die Vorsehung das Leben schenke, rde er es fortan dem Wohle seines Volkes widmen. Nach der Beicht sagte g zum Herzog von Bouillon: „Ich habe meine Günstlinge und meine i der Religion geopfert und dem, was die Kirche vom allerchristlichsten König hrem ältesten Sohne fordert." — Fitz James, der Bischof von Soissons, Fitz James.
aber nicht ganz, öffnete die Thüre des königlichen Gemaches und rief: ie Damen, der König befiehlt Ihnen sogleich abzureisen!" — Richelieu irte, daß man dem König Zugeständnisse abdringe; der Bischof aber drohte irchen zu sperren und die Sakramente nicht zu spenden. Unter Thränen, en Blickes verließen nun die Chateauroux und ihre Schwester das Haus. Bischof kam zum Krankenbett zurück: „Die Gesetze der heiligen Kirche ver- einem Kranken das Abendmahl zu reichen, so lang die Kebse in der Stadt) er wohnt. Ich bitte Ew. Majestät, befehlen Sie, daß diese Weiber abreisen i, denn Sie haben keine Zeit zu verlieren, Sie werden sterben." — Von ken ergriffen gab der König sogleich die verlangten Befehle. Die Chateauroux hre Schwester, vom allgemeinen Haß verfolgt, fanden mit Mühe einen ssenen Wagen, in dem sie auf ein Landgut drei Meilen von Metz entkamen. harrten sie der Rückberufung. Aber der Beichtvater sprach zu den Großen, r dem Könige die letzte Oelung spendete: „Meine Herren, der König ragt den Bischof von Metz und mich, Ihnen mitzutheilen, daß er das :niß, welches er durch seine Verbindung mit der Chateauroux gab, bitter bereut; tet Gott dafür um Verzeihung. Da er hörte, daß sie nur 3 Meilen von ich aufhält, so befiehlt er ihr, in Zukunft stets 50 Meilen vom Hofe sich

*) Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. XII.

fern zu halten, und entzieht ihr ihre Stelle im Hofstaat der Dauphine." — „Un ihrer Schwester auch," rief jetzt der König, den Kopf aus dem Kissen empor richtend, während er bisher bloß mit der Hand Zeichen der Zustimmung gegeben hatte. Sein Zustand wurde immer bedenklicher, man begann am 15. das Gebe für die Sterbenden. Die Aerzte gaben alle Hoffnung auf. Da versprach ei Quacksalber den König zu retten: er gab ihm ein starkes Brechmittel, welches wohlthätig wirkte, daß der Kranke schon am 17. für gerettet galt. Die Köni war in ihrem Schmerz indeß herbeigeeilt und Ludwig hatte sie für das Aerger und den Kummer, den er verursacht, um Verzeihung gebeten. Der Dauphin auf dem Weg, bekam aber in Verdun Befehl, zu bleiben; er eilte deßungea um seinen Vater noch zu sehen, nach Metz, ward aber von diesem kalt nommen — Ludwig glaubte, die Begier bald König zu werden, habe ihn leitet. Bald ward aber auch die Gemahlin von Ludwig XV. mit steigender aufgenommen. Je mehr seine Kraft zunahm, um so schwächer wurden seine Vorsätze. Kuppler Richelieu, der vom Hof verwiesen worden war, kam zurück und bald hatte der König keinen andern Gedanken, als sich an denen rächen, die bei seiner Demüthigung eine Rolle gespielt hatten *).

Rückzug d. Oesterreicher. Die Krankheit des Königs verzögerte den Angriff auf Karl von Lothr Bald nahten jedoch überlegene Massen, denen gegenüber die Oesterreicher Rückzug über den Rhein bewerkstelligen sollten, denn Maria Theresia ha Heer nach Böhmen abberufen. Friedrichs Gesandter Schmettau rieth Kö dringend, die Oesterreicher ja sogleich zu schlagen und nicht nach Böhmen kommen zu lassen. Karl war aber auf seiner Hut und behielt volle Freihe Bewegungen. Der Rückzug war ein Meisterstück. Am 24. August wa der größte Theil der Armee sicher über dem Rhein und brach ruhig die ab. Ungern kehrten die Krieger zurück. Trenck erzählt uns **), wie er je Soldaten anreden mußte: der Rückzug geschehe ja nicht aus Furc Preußen allein seien Schuld, daß die Oestreicher nicht vor Paris könnten. Es gelte jetzt zunächst nur den Einfall des Feindes in Böhmen zuwerfen und dann sollten sie wieder umkehren und bis Paris vordringen ganze Verlust der Oestreicher bei der Rückkehr über den Strom betrug, dem der Feind 80,000 Mann stark war, nur 36 Mann und auch Fr rühmten den Prinzen Karl wegen dieses Meisterstücks, der zweimaligen schreitung des Rheines, zumal er durch seinen Marsch in das Elsaß, einige Zeit auf französische Kosten gelebt, den Feind gezwungen hatte siegreichen Zug in den Niederlanden aufzugeben. In Eilmärschen zog die Armee über Stuttgart gegen Donauwörth und von da gegen Böhmen Friedrich II. zurückzuwerfen.

*) Sismondi, Hist. des Français. XXVIII. S. 319.
**) Leben und Thaten. S. 242.

ie Vorspiele des zweiten schlesischen Krieges. Rußland. Einfall Friedrichs II. in Schlesien.

Das Kriegsglück der Oesterreicher erweckte in Friedrich Furcht für den
Schlesiens: er glaubte, daß Maria Theresia ihm seine Eroberung
r entreißen wolle, sobald sie dazu stark genug sei. Der Verdacht sprach
ald in Verhandlungen aus, in denen sich die feindselige Stimmung steigerte.
a Theresia wünschte Ersatz für den Verlust Schlesiens. Friedrich II. arbeitete Friedrich II.
Wunsch offen und insgeheim mit allen Mitteln entgegen, denn er sah
r Vergrößerung Oestreichs nur eine Gefahr für sich selbst. Man wußte
n Wien, und erklärte ihm offen, ihm solle kein Nachtheil aus einer Schadlos-
ng des Hauses Oesterreich erwachsen. Maria Theresia erbot sich, dem
von Preußen den ungestörten Besitz seiner sämmtlichen Länder, Schlesien
Glatz mit inbegriffen, feierlich zu gewährleisten, wenn er die Garantie der
ebliebenen Erbstaaten mit Einschluß Ungarns übernehme*). Die Stände
ens erklärten auf Anregung Maria Theresias ihre Zustimmung zu der
ung Schlesiens an Preußen und entsagten feierlich der Lehensherrlichkeit
ens über dieses Land**). — Vergebens! Als der neue Kurfürst von Mainz
3. September 1743 die Verwahrung Maria Theresias gegen die Kaiserwahl
ie Ausschließung der böhmischen Kurstimme zur Dictatur, d. h. zur Vor-
in der Reichsversammlung und zur Einregistrirung brachte, erging sich
önig von Preußen in heftigen Drohungen. Umsonst erklärte Maria
ia, daß es ihr keineswegs beikomme, die Kaiserwahl annulliren zu wollen,
ihr nur Genugthuung für die geschehene Ausschließung der böhmischen
mme und Bürgschaft gegen die Wiederholung einer ähnlichen Gewaltthat
eil werde. Sachsen näherte sich damals Oestreich wieder und 20. De-
1743 wurde ein Defensivvertrag zwischen beiden Staaten geschlossen,
riedrich als eine Drohung hinnahm, obschon darin für Maria Theresia
r ruhige und ungeschmälerte Besitz ihrer „innehabenden" Länder gewähr-
war. Friedrich II. vermehrte seine Streitkräfte in einer Weise, daß man von
Seite allgemein eine neue Störung des Friedens zu fürchten begann. Der
war zu neuem Krieg gegen Oestreich entschlossen und begann sich wieder
reich zu nähern. Um seinen Rücken zu decken, suchte er mit Rußland
Schweden in innigste Verbindung zu treten, was ihm auch gelang***).

Das Mögliche geschah, um Rußland für alle Zukunft von Oestreich fern Rußland.
ten und an Preußen zu ketten. 1743 trat die Czarin dem Breslauer
n bei und bestätigte Friedrich II. also den Besitz Schlesiens. Bald darauf
lisabeth den König um seine Schwester Ulrika für ihren Neffen Peter, Elisabeth

*) Arneth II. 302.
**) Arneth II. 304—5.
***) Arneth II. 312.

den sie inzwischen zum Thronfolger ernannt hatte. Friedrich II. sagt darüber*): „Der sächsische Hof faßte den Plan, die Prinzessin Marianna, die zweite Tochter König Augusts, mit dem Großfürsten zu vermählen, um durch Hülfe dieser Verwandtschaft bei der Kaiserin zu vielgeltendem Ansehen zu kommen. Das feile russische Ministerium, das seine Kaiserin wohl selbst an den Meistbietenden losgeschlagen hätte, wenn Jemand reich genug gewesen wäre, sie ihm zu bezahlen, verkaufte dem Sachsen einen etwas zu frühzeitigen Ehevertrag. Der König von Polen bezahlte ihn, erhielt aber Nichts für sein baares Geld als leere Worte. Nichts konnte dem preußischen Staatsvortheile mehr zuwiderlaufen als die Verbindung zwischen Sachsen und Rußland; aber Nichts wäre auch offenbarer den natürlichen Empfindungen entgegen gewesen, als eine Prinzessin vom königlichen Geblüt aufzuopfern, um die sächsische Mitbewerberin auszustechen. Man verfiel also auf einen andern Ausweg. Unter allen deutschen Prinzessinen, die sich damals in mannbarem Alter befanden, paßte sich keine besser für die preußischen Absichten, als die Prinzessin von Zerbst. Ihr Vater war General-Feldmarschall in der Armee des Königs und ihre Mutter, eine Prinzessin von Holstein, Schwester des Thronfolgers im Königreich Schweden, und Tante des Großfürsten. Wir wollen die kleinen, einzelnen Umstände dieser Handlung hier übergehen: genug, daß es unendlich mehr Mühe kostete, dieses Geschäft zu Stande zu bringen, als wenn es um die allerwichtigste Sache in der Welt zu thun gewesen wäre. Selbst der Vater der Prinzessin war dawider: er, ein echter Lutheraner, so echt, als man es nur zur Zeit der Reformation war, wollte nicht darein willigen, daß seine Tochter eine Ketzerin würde, bis endlich ein Geistlicher, der mit sich besser handeln ließ, ihm bewies, daß die griechische Religion ungefähr das nämliche Ding sei, wie das Lutherthum**)." — Friedrich wies also auf die Prinzessin Sophia von Anhalt-Zerbst hin. Um Neujahr 1744 traf am kleinen Hof zu Anhalt ein Kurier ein, welcher Mutter und Tochter nach Petersburg einlud, und zugleich ein Brief Friedrichs II., welcher die Bedeutung dieser Einladung erklärte. Die Mutter jubelte. Die Prinzessin war erst 14 Jahr alt, aber schon vollkommen ausgebildet. Sie gefiel in Petersburg, trat am 9. Juli 1744 zur griechischen Religion über und erhielt den Namen Katharina Alexiewna. 1745 wurde sie mit dem Thronfolger vermählt, aber die Ehe war nicht glücklich. Die Großfürstin zeigte viel Tact und begriff ihre Lage. Ihr überlegener Geist fügte sich in Alles, weil ihrem brennenden Ehrgeiz eine Krone in Aussicht stand. In ihren Denkwürdigkeiten macht sie hierüber selber merkwürdige Geständnisse***). Sie schreibt ihr Glück ihrer Klugheit zu: „Das Glück ist nicht so blind, wie man es sich vorstellt. Es ist oft das Resultat wohlberechneter Maßregeln, die, vom großen Haufen nicht bemerkt, dem Ereignisse vorausgegangen sind. Es ist ebenso, und noch bestimmterer Art, ein Resultat der persönlichen Eigenschaften, Charakter und Handlungen." — Vor ihrem Gemahl hatte sie keine Achtung; sie hatte denselben schon 1739 in Eutin bei einem Familienfest gesehen und erfahren, daß er zum Trunk neige, daß er starrköpfig und jähzornig, überhaupt ein ungeschicktes Wesen sei, daß der Druck, den seine Umgebung auf ihn ausübte, ihn zur Falschheit verleite, welche seitdem den Kern seines Charakters ausmachte, mit der aber auf der andern Seite eine unvorsichtige Offenheit Hand in Hand ging†). „Während

Ueber eine Braut für Peter III.

Sophia v. Zerbst.

Peter III.

*) Histoire de mon temps. Chap. 9.

**) Histoire de mon temps. Chap. 9. Anfang.

***) Memoiren der Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Hannover 1859.

†) Memoiren S. 9.

ersten Tage bewies er mir viele Aufmerksamkeit. Seitdem und während es kurzen Zeitraumes begriff ich, daß er sich aus der Nation, über die er zu rschen bestimmt war, wenig machte; daß er am Lutherthum festhielt, daß er e Umgebung nicht liebte und daß er sehr kindisch war. Ich schwieg und hörte was mir sein Vertrauen gewann. Ich erinnere mich, daß er mir unter erem sagte, was ihm am meisten an mir gefalle, sei, daß ich seine Cousine e, und daß er mit mir, als seiner Verwandten, ohne Rückhalt sprechen könne. erzählte mir dann, daß er in eine der Ehrendamen der Kaiserin verliebt sei, nach dem Unglück ihrer Mutter, einer Madame Lapuchin, welche nach irien verbannt war, den Hof hatte verlassen müssen, daß er sehr gewünscht , sie zu heirathen, aber daß er entsagt habe, um sich mit mir zu vermählen, seine Tante es wünsche. Ich hörte diese verwandtschaftlichen Mittheilungen thend an und dankte ihm für sein vorzeitiges Vertrauen; aber im Grunde es Herzens betrachtete ich mit Angst seine Unvorsichtigkeit und den Mangel Urtheil über viele Verhältnisse." — Während ihr Gemahl um so mehr verlor, ehr man ihn kennen lernte, wußte sie auf dem glatten Boden sich mit Geschick ewegen und Kaiserin und Volk gleich sehr für sich einzunehmen. Katharina hlt, wie sie, um schnellere Fortschritte in der russischen Sprache zu machen, er Nacht aufstand und die ihr von ihrem Lehrer gegebenen Hefte auswendig e, während Alles schlief. Ueber ihre raschen Fortschritte konnte ihr die erin die Anerkennung nicht versagen. Bald war Katharina für weiterblickende mer die Hoffnung der Zukunft. Das Verhältniß zu ihrem Gemahl wurde jedem Tage schlimmer. Auf der einen Seite fühlte er die geistige Ueberlegen- Katharinas, und auf der andern Seite hörte er auf den Rath seiner Schmeichler, ja nicht wie ein Einfaltspinsel von seiner Frau lenken zu lassen, diese den Mund nicht öffnen. Der Großfürst plauderte Alles. „Er war discret ein Kanonenschuß. Ich konnte nicht umhin, über das Loos, das mich erwartete, ernste Gedanken zu hegen. Ich beschloß das Vertrauen des Großfürsten, so viel möglich, zu bewahren, damit er mich wenigstens als eine ihm ergebene Person chte, der er ohne Scheu Alles sagen könne. Dies gelang mir während einer men Zeit. Uebrigens behandelte ich Alle so gut ich irgend konnte, und te mir ein Studium daraus, die Freundschaft derer zu gewinnen, oder doch stens ihre Feindschaft zu vermindern, von welchen ich nur eine üble Stimmung mich argwöhnen konnte. Ich bewies keine Neigung nach irgend einer Seite, te mich in Nichts, zeigte immer eine heitere Miene, viel Zuvorkommenheit, erksamkeit und Höflichkeit gegen Alle, und da ich von Natur heiter war, ch mit Vergnügen, wie ich von Tag zu Tag die Zuneigung des Publicums nn, das mich als ein interessantes Kind betrachtete, dem es nicht an Geist Ich bewies meiner Mutter die größte Achtung, der Kaiserin einen unbe- en Gehorsam, dem Großfürsten die größte Rücksicht und suchte mit uner- ichem Eifer die Neigung Aller zu gewinnen*)."

Rußlands war Friedrichs II. also sicher. Mit Schweden wurde eine Familien- ndung geschlossen: die Schwester des Königs von Preußen, Ulrike Eleonore, e 1744 mit dem Thronfolger von Schweden vermählt. Sofort begann rich II. sich wieder Frankreich zu nähern, wo die Kampflust seit der acht bei Dettingen gestiegen war und man sich zu ernster Kriegführung

*) Memoiren Katharinas, S. 33.

nach Bundesgenossen umsah. Als Vermittler traf im August 1743 Voltaire in Berlin ein.

Voltaire September 1742 hatte Voltaire auf Antrieb Fleurys den König in Aachen besucht, wo dieser den Brunnen trank. Zwar hatte der Dichter 1742 Maria Theresia in einer Ode als die hochherzige Fürstin und Tochter der Helden gefeiert und bedauert, daß Frankreich sie bekämpfe und verfolge, während es sie bewundere und anbete. Allein dieß hinderte ihn nicht, jetzt sich zum Handlanger gegen sie herzugeben, denn ihn kitzelte der Ehrgeiz, eine Rolle als Diplomat zu spielen und durch die Freundschaft eines Königs zu glänzen. Friedrichs Sieg bei Mollwitz hatte er in Nancy zuerst erfahren und von der Bühne dem Publikum freudig mitgetheilt. Jetzt, da er die Einladung nach Aachen bekam, meldete er es dem Cardinal und bekam den Wink, nur dahin zu gehen und den König ein wenig auszuhorchen. Aus Aachen meldete sofort Voltaire seinen Freunden, Friedrich

in Aachen habe vertraulich mit ihm verkehrt wie Scipio mit Terenz*); meldete aber dem Cardinal, es dünke ihm leicht, den Sinn dieses Monarchen zurückzulenken, den die Lage seiner Staaten, seine Interessen und sein Geschmack zum natürlichen Bundesgenossen Frankreichs zu bestimmen scheinen. Fleury starb im Januar 17[illegible], allein die Minister Amelot, d'Argenson, Schulkameraden von Voltaire, gedachten sein Verhältniß zum König von Preußen in derselben Weise auszubeuten.

in Berlin. Friedrich II. öfter eingeladen, erschien Voltaire 31. August 1743 in Berlin, ward glänzend empfangen und wohnte im Schloß neben den Gemächern des Königs. Friedrich errieth mit seinem Scharfsinn aus des Gastes Fragen bald, daß dieser es aufs Spioniren abgesehen habe, und spottete mit Vertrauten über den Neuling in der Politik. Voltaire verfaßte ein politisches Gutachten über die Lage Europas, das mit dem Wunsche einer Verbindung Preußens mit Frankreich [illegible] und bat Friedrich, es zu begutachten. Dieser machte eine Menge Spöttereien [illegible] und setzte zu Voltaires Bitte, ihn mit einem wichtigen Auftrag an den französischen Hof zu beehren, die Bemerkung: „Ich habe Nichts von Frankreich zu hoffen, noch zu fürchten. Wenn Sie es wünschen, will ich eine Lobschrift auf Ludwig XV. ohne ein Wort der Wahrheit verfassen, aber was politische [illegible] anlangt, so liegen deren jetzt keine gemeinschaftlichen vor; auch ist es nicht an mir, das erste Wort zu sprechen. Wenn man mich fragt, so wird es Zeit sein zu antworten; aber ein so verständiger Mann, wie Sie, muß wohl einsehen, wie lächerlich es aussehen würde, wenn ich ohne gegebenen Anlaß Frankreich politische Pläne vorschreiben wollte. Der einzige Auftrag, den ich Ihnen geben kann, ist, demselben zu rathen, sich weiser zu benehmen, als bisher geschehen. — Die Monarchie ist ein starker Körper ohne Seele und ohne Thatkraft**)." — Voltaire glaubte, Friedrich auszuhorchen, aber dieser benutzte ihn und wußte jetzt, wie er mit dem französischen Cabinete war. Es galt nur noch Ludwig XV. für Friedrich zu gewinnen und zu diesem Zweck nannte dieser in einem Briefe an Voltaire, der ihn ohne Zweifel mittheilen sollte, die Franzosen das liebenswürdigste aller Völker und Ludwig XV. einen großen Mann, dem die Gelegenheit gegeben sei, den höchsten Ruhm zu erwerben***). Voltaire durfte auch eine Reise mitmachen, die der König im September und Oktober nach Baireuth und Ansbach

*) Brief an d'Argenson vom 10. September 1742.

**) Beaumarchais kam aus Voltaires Nachlaß in den Besitz dieses [illegible] veröffentlichte es 1799 in der Décade philosophique. Wieder abgedruckt bei Carlyle III.

***) Schreiben vom 7. September 1743.

ternahm. Es galt eine Fürstenverbindung zur Aufrechthaltung des Kaisers und einen Frieden zu stiften. Friedrich erklärt die Reise für erfolglos: „Alle suche, alle Vorstellungen, alle Gründe waren umsonst. Die schwärmerischen hänger des Hauses Oestreich hätten sich selbst für dessen Wohl geopfert und Freunde des Kaisers waren durch die vielen Unfälle, die er erlitten, muthlos orden*)". Voltaires Hoffnungen, eine Rolle in der Diplomatie zu spielen, rannen wie Seifenblasen, seinen Beschützer Amelot half Friedrichs Abgesandter er, ein Graf von Rothenburg, stürzen, weil dieser für am wenigsten geneigt , ein Bündniß mit Preußen abzuschließen.

Zu gleicher Zeit, 22. Mai 1744, wurde die Frankfurter Union unter- Frankfurter Union.
net, zwischen Friedrich II., dem Landgrafen von Hessenkassel und Karl odor, dem Kurfürsten von der Pfalz. Als Zweck war vorgeschoben — die altung des Kaisers und der Reichsverfassung; da aber zu besorgen stehe, gütliche Auskunft ohne Wirkung bleibe, so könnte es nothwendig werden, man zu den Waffen greife, in welchem traurigen Fall die Verbündeten n wollten außer den baierischen Kurlanden für den Kaiser sein Königreich men als eine angemessene Ausstattung für das Reichsoberhaupt zu erobern. König von Preußen aber solle die an Schlesien grenzenden Kreise, Königs. Bunzlau und Leitermeritz, als Lohn für seine Mühe erhalten. Keine der indeten Mächte solle für sich besonders einen Frieden schließen, sondern sie n standhaft beisammen bleiben, und das Haus Oesterreich demüthigen . Der Bund mit Frankreich war hiebei vorausgesetzt. Frankreich, heißt uß sich anheischig machen, am Rheine angriffsweise zu verfahren und die reicher lebhaft zu verfolgen, wenn sie der Angriff, den der König zu thun ens ist, nach Böhmen ziehen würde. Vor dieser Verbindung einiger deutscher ten brauchte Oesterreich allerdings nicht zu zittern, aber die Verbindung kreichs mit Preußen war eine ernste Gefahr und der preußische Geschicht- ber**) gibt den Sinn des Vertrags mit den Worten: „Frankreich und e eigene Macht als Wesen der Hülfe, dem aber aus vielen Ursachen sorg- eine legale deutsche Form und Bekleidung zu geben ist***)." — Viele hneten damals schon die drei böhmischen Kreise — als ursprüngliche Ursache Krieges. Der König dagegen versichert, sein Sinn sei nur dahin gegangen, Kaiser aufrecht zu erhalten und das Reich nicht wieder in Abhängigkeit Oestreich kommen zu lassen.

Das Bündniß zwischen Frankreich und Preußen wurde am 6. Juni Bund mit Frankreich
schlossen. Darnach sollte der König von Frankreich ohne Rücksicht auf den ierenvertrag in die Niederlande eindringen, um die Seemächte zu be- tigen, und zugleich durch eine in Westfalen vorrückende Armee Hannover hen. Wenn die Oestreicher in das Elsaß einfallen, so werde der König

*) Histoire de mon temps. Chap. IX.
**) Ranke, Neun Bücher Preußische Geschichte III. 174—79.
***) Histoire de mon temps. Chap. IX.

[illegible]

[illegible] Dies, sagt Friedrich II. am 10. [illegible]: „Der [illegible] mit Rußland war [illegible], aber der Krieg mit [illegible] Macht [illegible], so konnte der König ihn zu bringen, noch ehe Rußland, das in seinen Entschlüssen etwas langsam war, so entscheidende Partei ergriffen haben würde, um ihm dadurch in seinen [illegible]unternehmungen hinderlich zu werden." — Was Schweden betrifft, so [illegible] versprechen, in Bremen einzufallen und dem König von England für sein [illegible] bange zu machen. Friedrich II. schrieb an Noailles: „Ich bin sehr zufrieden [illegible] die Stelle Schwedens zu treten, das ist jetzt ein Leib ohne Seele; ich aber [illegible] eine Seele und man wird mit mir zufrieden sein."

Schweden.

Wie Ludwig XV. sein Wort hielt, und selber zu Feld zog und in Belgien [illegible] Festung nach der andern bezwang, wurde oben erzählt, aber auch wie die [illegible]reicher den Rhein überschritten und glücklich im Elsaß vordrangen. Friedrich [illegible] schrieb an Ludwig XV. den 12. Juli: „Ich höre, daß der Prinz Karl in [illegible] Elsaß eingebrochen ist. Das genügt, um meine Operationen zu bestimmen. [illegible] werde an der Spitze meiner Armee am 13. August auf dem Marsche und [illegible] August vor Prag sein. Es ist ein Wagestück, doch Anhänglichkeit und Freund[illegible] für Sie bewegen mich dazu, der Sie mich nie verlassen werden. Drei [illegible] Schläge sind zu thun: erstens der Angriff auf Böhmen und Mähren, zweitens daß die Kaiserlichen und Franzosen an die Donau rücken, und drittens, und [illegible] ist der Hauptpunkt, der Angriff auf Hannover."

Friedrichs Gründe.

Erst jetzt erfuhren die preußischen Minister vom Abschluß des [illegible] mit Frankreich (die Kosten der Reise des Grafen Rothenburgs nach Paris wa[illegible]

---

*) Ranke III. 155—56. Flassan V. 188—96.
**) Histoire de mon temps. Chap. IX.

des Königs eigener Kasse gedeckt worden) und vom Entschluß des Königs, Kampf mit Oesterreich zu beginnen. Sie riethen dringend ab*). Wer sich [befindet, dürfe seine Lage nicht verlassen; es sei ein böser politischer ndsatz, Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden; man müsse Alles von der nden Zeit erwarten. Friedrich warf ihnen Mangel an Muth vor: es sei große Unvorsichtigkeit, einem Fall nicht bei Zeiten zuvorzukommen, wenn noch Mittel habe, sich dagegen zu sichern. Er wisse sehr wohl, wie er durch Krieg Alles aufs Spiel setze, aber die gegenwärtige Lage erfordere einen entdenden Entschluß und in solchen Fällen sei die schlechteste Partei die, gar keine rgreifen. In einer eigenen Denkschrift suchte der König seinen Ministern zu isen, daß Maria Theresia mit dem Plan sich trage, ihm sein Schlesien er zu entreißen: — „Sollen wir es abwarten, daß die Königin von Ungarn aller Verlegenheit sich gezogen hat, daß sie mit den Franzosen in Frieden und den Kaiser zur Niederlegung seiner Krone zwingt? Sollen wir es aben, frage ich, daß sie dann sich aller ihrer Macht bedienen kann, und der Sachsen dazu, und des englischen Geldes, um mit diesen gesammten Voren uns in dem Augenblicke anzugreifen, wo wir keine Bundesgenossen haben en, und keine anderen Hülfsmittel besitzen werden als unsere eigene Macht? behaupten, daß die Königin von Ungarn in einem Feldzug den Krieg nicht digen wird, daß ihre Länder zu Grunde gerichtet, ihre Einkünfte um zehn e zurückgesetzt sind, und daß sie nach geschlossenem Frieden erst recht die Erfung der Kräfte fühlen wird. Ich antworte: Nicht Jedermann ist der Meinung, ihre Finanzen so erschöpft sind, wie Sie es glauben. Große Staaten bieten große Hülfsmittel dar."

In Wien war man von der Absicht Friedrichs II., einen dritten Verbruch wider Oesterreich auszuführen, ganz wohl unterrichtet. Ein Graf enfeld hatte Karl von Lothringen die drei böhmischen Kreise bezeichnet, e Frankreich für seine Schilderhebung dem König zugestanden. Aus Venedig r man, daß der König von Preußen dem Reis-Effendi in Constantinopel erklären lassen, Preußen besitze wohlbegründete Ansprüche und Rechte auf rn; da auch der Pforte gleiche Rechte auf gewisse Theile des Landes zun, so schlage er ihr vor, dieselben gemeinschaftlich mit ihm wider Maria Theresia Geltung zu bringen. Der türkische Minister aber hatte im Namen des Sultans, in ehrlicher Mann war, die Antwort gegeben: das Bündniß mit Schweden der Pforte eine bittere Warnung ertheilt, sich mit fremden Mächten in keine nz mehr einzulassen; sie wolle dem Vertrag mit Oestreich und Rußland untreu werden. Der Unterhändler sei schleunig aus Constantinopel ausgen worden. Im Divan hätten aber einflußreiche Personen lebhaft bedauert, die Unterhandlung mit Friedrich II. so vorschnell abgebrochen worden sei**). Wien. Türkei.

Ungarn hatte man Anzeichen, daß preußische Agenten die dortigen Protesen gegen die katholische Herrin aufzuhetzen suchten. Graf Palffy erließ einen uf an die Nation: man müsse die Verfassung, welche die Landesmutter hmigt, gegen einen grausamen Nachbar, welcher die Religion und Freiheit rdrücke, vertheidigen. An Schlesien könne man sehen, was Ungarn von drich II. zu erwarten hätte; dort habe er die Verfassung gestürzt, dort habe nach Art der Tataren den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne genommen, um sie unter seine Soldaten zu stecken. — Maria Theresia hielt Ungarn

*) Histoire de mon temps. Chap. IX.
**) Arneth II. 407—8. Die Beweisstücke ebenda 552—54.

es doch für nöthig, selber nach Ungarn zu ziehen und die Magyaren zu einer zweiten Insurrection aufzurufen; und die magische Gewalt ihrer Persönlichkeit wirkte von Neuem*). Das Volk war trotz der religiösen Spaltung einig für die Herrin. Ein englischer Geschichtschreiber jener Zeit bemerkt: „Gleich Elisabeth von England besaß Maria Theresia die Kunst, aus jedem ihrer Unterthanen einen Helden für ihre Sache zu machen**).“

Kriegserklärung. Am 7. August 1744 erklärte der preußische Gesandte in Wien, Graf Dohna, sein König könne als Kurfürst nicht mit gleichgiltigem Auge ansehen, daß die Würde des Kaisers unterdrückt, die Verfassung des deutschen Reiches umgestürzt und dessen Ständen Gewalt angethan werde: seine bisherigen Warnungen habe der Hof unbeachtet gelassen und dadurch den König gezwungen, mit dem Kaiser und einigen Fürsten eine Union abzuschließen und ihm einige seiner Truppen als Hilfsvölker zu überlassen. *Manifest.* Zu gleicher Zeit erschien ein Manifest, worin der König erklärte: All' seine Bemühungen für den Frieden in Deutschland seien vergeblich gewesen; aus unbegrenztem Ehrgeiz schlage Maria Theresia die deutsche Freiheit in Fesseln; sie wolle deutsche Bisthümer einziehen und damit England ködern; sie habe freie Reichsstädte gewaltsam eingenommen; sie treibe Spiel mit Treue und Glauben; sie habe die Friedensanträge des Kaisers hochmüthig verworfen. Wie aber die alten Germanen durch Jahrhunderte ihr Vaterland und ihre Freiheit gegen die ganze Herrlichkeit der Römerwelt beschützten, so würden auch ihre Nachkommen die bedrohte Freiheit des Vaterlandes vertheidigen. Darum ergreife auch der König jetzt die Waffen für die Freiheit des Reiches, für die Würde des Kaisers, für die Ruhe Europas; er habe gar kein persönliches Interesse dabei, er verlange für sich gar Nichts. Für Jeden, welcher wußte, daß Friedrich II. sich in den geheimen Artikeln des Frankfurter Vertrages drei Kreise Böhmens für seine Schilderhebung ausbedungen hatte, war sonnenklar, daß es mit der Uneigennützigkeit des Königs nicht gut bestellt sei. Als er auch in einem Manifest an die Engländer seine Uneigennützigkeit betheuerte, meinte Horace Walpole, dieses Manifest sei ein trauriges Machwerk, und Voltaire und seine Genossen sollten des Königs Arbeiten durchsehen, ehe sie gedruckt würden.

Ausbruch des Krieges. Besser waren die Anordnungen des Zuges als die Gründe des Manifestes. 80,000 Preußen zogen zu gleicher Zeit als kaiserliche Hilfstruppen in drei Heeressäulen auf Böhmens Hauptstadt los, die eine unter Schwerin aus Schlesien, die zweite unter dem Erbprinzen von Dessau durch die Lausitz, die dritte unter dem König selber auf dem linken Ufer der Elbe durch Sachsen. 17,000 Mann blieben in Brandenburg als Drohung für Sachsen, 22,000 Mann waren in Oberschlesien bereit, über Mähren her zu fallen. *Sachsen.* Am 16. August verlangte Friedrich II. im Namen des Kaisers freien Durchmarsch durch Sachsen. Der Kurfürst war gerade in Polen, die Sachsen waren über die Zumuthung wie betäubt, suchten Zeit zu gewinnen, aber die Preußen standen schon auf ihrem Grund und Boden***). Die sächsischen Minister wollten in der Eile die Hauptstadt befestigen, selbst die Handwerker mußten an den Wällen Hand anlegen, aber es war zu spät. Das Land war mit Truppen überschwemmt. Dem [illegible]

*) Arneth II. 414–19.
**) Arneth II. 416.
***) Histoire de mon temps. X.

Nichts an dem Besitz von Dresden, er ging gerade auf Pirna zu, wo die ppen, welche über Leipzig kamen, zu ihm stießen. Die Sachsen mußten nsmittel liefern und Schiffe stellen, um über die Elbe zu setzen. Es ging ufhaltsam vorwärts. Am 12. August betraten die Preußen den Boden mens, am 2. September stand der König vor Prag. Acht Tage später schon das schwere Geschütz zur Stelle. Es war kein Heer im Königreich erfolgreichen Widerstand hätte leisten können, denn die Oesterreicher standen Elsaß, in den Niederlanden, in Italien und Baiern. Batthiany, der an der ze von 22,000 Mann in Baiern stand, erhielt zwar Befehl, in Eilmärschen Böhmen zurückzukehren, allein gegen 80,000 Preußen konnte er keinen such wagen, die Stadt zu entsetzen. In Prag selber waren nur 1600 Mann läres Militär, es fehlte namentlich an Artilleristen, man hatte nur 30 gknappen, um sie für Minen zu verwenden. Die Studenten thaten gute iste als Freiwillige, mit den Bürgern aber war nicht viel zu machen. Der ehlshaber Harsch war ein Mann von Muth und Umsicht, aber seine Mittel en zu gering. Am 10. eröffneten die Preußen die Laufgräben, am 11. nnen sie die Stadt mit Bomben zu bewerfen, am 12. erstürmten sie unter werin den Zizkaberg. Bald fing die Stadt an zu brennen, 150 Häuser en in Asche. Am 16. wollten die Preußen den Sturm versuchen, doch Bürger Landmilizen schrieen, man müsse Prag vor Plünderung und Zerstörung zen und die Thore öffnen. Da pflanzte Harsch die weiße Fahne auf und Uebergabe gegen freien Abzug, den aber Friedrich verweigerte. So wurde die Stadt übergeben, am 17. zogen die Preußen ein, die Besatzung ward Schlesien abgeführt und in Festungen vertheilt. Viele Studenten steckte drich unter seine Regimenter, weil sie zum Kriegshandwerk mehr Lust igt hätten, als zu den Büchern.

Böhmen.

Prag.

Den Preußen hatte diese Eroberung nur 60 Todte und 80 Verwundete stet. Der Feldzug war also glänzend eröffnet. Friedrich war im Besitz der ptstadt Böhmens. Im Siegesjubel schrieb er an Podewils: „Sie ist unser, Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, ich würde sie so geschwind erobern, als ich mir einbilde.“ — Richtiger beurtheilte inson die Lage: „Es ist der Triumph, die Feuersbrunst eines Tages, nach die Preußen an sich denken müssen.“ — Rasch kamen die Folgen seines ns über Friedrich, zuerst die Nachricht, daß die Oesterreicher im Elsaß t vernichtet seien, sondern voll Siegeszuversicht in Eilmärschen auf Böhmen neilten. „So gehts, rief Friedrich, wenn man mit Lumpen Verträge schließt.“ Dann nahm Batthiany eine Stellung, wodurch er sich die Verbindung Karl von Lothringen und den Sachsen offen hielt. Friedrich hätte über aun auf ihn losstürzen und sich der Stadt Pilsen und der dortigen Magazine ächtigen und die Pässe, durch die das österreichische Heer in das Land men konnte, schließen sollen — die Verbindung der Oesterreicher mit den hsen wäre dann unmöglich gewesen. Statt dessen zog er nach dem Süden, m allerdings Tabor und Budweis, beging aber damit Fehler, von denen er er offen gesteht, nie habe ein Heerführer größere begangen.

Jubel Friedrichs II.

Fehler.

Indeß stieß am 1. Oktober das Corps Batthianys in Mirotiz zu dem Heer, das unter Karl von Lothringen aus dem Elsaß herbeigeeilt war. Karl hatte jetzt 50,000 Mann unter sich, und strebte zwischen Prag und den Preußen Stellung zu nehmen. Der König eilte herbei und suchte einen Zusammenstoß, auf sein Feldherrngenie und die Tüchtigkeit seiner Truppen vertrauend. Allein die Oestreicher wichen aus, und nun kamen die Preußen in schwere Bedrängniß. Die leichten Truppen der Gegner fingen alle Lieferungen auf, welche das platte Land machen sollte, und schnitten alle Verbindungen ab.

Friedrich in Gefahr.

Vier Wochen hindurch war der König ohne Nachricht, wie es in Prag stehe; die Briefe für ihn wurden aufgefangen*). Er wußte nicht, wo Karl von Lothringen stand, er wußte Nichts vom Marsche der Sachsen. Friedrich klagt, daß in Böhmen der hohe Adel, die Geistlichkeit und die Beamten dem Hause Oesterreich sehr zugethan seien, daß der Unterschied in der Religion dem Volke eine unüberwindliche Abneigung gegen die Preußen einflöße, daß der Hof den Bauern gegen Ersatz alles Schadens befohlen habe, ihre Hütten bei Annäherung der Preußen zu verlassen, ihr Getreide zu vergraben und in die benachbarten Waldungen zu flüchten. Daher habe die Armee auf ihrem Wege Nichts als Wüsteneien und leere Dörfer gefunden. „Niemand brachte Lebensmittel zum Verkauf in's Lager; der gemeine Mann ließ sich durch kein Geld bewegen, Nachrichten über die Stellung der Oesterreicher mitzutheilen. Dagegen wußten diese Alles, was im Lager des Königs vorging. Seine Armee war immer nur auf den Umkreis ihres Lagers eingeschränkt und mußte sich nach römischer Art jeden Abend verschanzen**)." — Die Preußen wagten nicht mehr Reiter auf Kundschaft auszuschicken, denn sie waren sicher verloren. Dem König blieb zuletzt Nichts übrig, als auf demselben Weg umzukehren, auf dem er gekommen war. Für Schlesien fürchtend, zog er nach dem Norden und ließ starke Posten in Tabor und Budweis zurück. Trenck jedoch erstürmte am 21. Oktober Budweis und in Tabor mußten die Preußen die Waffen strecken.

Die Böhmen.

Indeß waren am 21. Oktober bei Radic 20,000 Sachsen zu den Oestreichern gestoßen. Vergebens hatte man August III. Mähren angeboten und dem Minister Brühl ein Fürstenthum, wenn Sachsen dem Bunde gegen Maria Theresia beitrete — der König und sein Minister waren von gleichem Hasse gegen den Preußenkönig beseelt und sandten in treuer Erfüllung des obengenannten Vertrags ein Heer. Friedrich beklagt bitter seinen eigenen Fehler: „Der König rückte in Sachsen ein und es war ihm nicht unbekannt, daß die Sachsen dem Wormser Bündniß beigetreten waren, entweder mußte er sie zwingen, eine andere Partei zu ergreifen oder er mußte sie gänzlich zu Boden drücken, ehe er einen Fuß in Böhmen setzte***)." — Karl von Lothringen hatte 70,000 Mann zur Verfügung und gedachte den König aus einer festen Stellung nach der andern hinaus zu manövriren und ihm die Verbindung mit Schlesien

Sachsen.

Prinz Karl.

*) Histoire de mon temps. Chap. X.
**) Histoire de mon temps. Chap. X.
***) Histoire de mon temps. Chap. X. gegen Ende.

mit seinen Magazinen abzuschneiden und wählte immer solche Lager, wo durchaus nicht angegriffen oder zu einer Schlacht gezwungen werden konnte. edrich, von den leichten Truppen des Feindes immer mehr belästigt, suchte lich in einer entscheidenden Schlacht bei Marschowitz die Bande zu zerreißen, ihn umschnürten, fand aber die Stellung der Oesterreicher zu fest und den griff zu gewagt. Die jüngern Generale drangen in Karl von Lothringen, r die Preußen herzufallen und mit einem Schlag dem Krieg ein Ende zu hen. Graf Traun, der militärische Rathgeber des Prinzen, erklärte jedoch, Theil, der den andern angreife, erleide eine Niederlage, und so unterblieb Schlacht. Der König zog ab und nahm seine Richtung zuerst gegen Prag; aber suchte ihn von der obern Elbe und seinen Ländern abzuschneiden Friedrich, die Gefahr merkend, suchte sich Pardubitz zu nähern, um sich Verbindung mit Schlesien offen zu halten. Den ganzen Feldzug entschied glänzender Uebergang der Oesterreicher über die Elbe, für Friedrich war auch dieses Stromgebiet verloren. „Sich über das Schicksal beklagen, heißt Zeit verschwenden, sagt der König. Man dachte also lieber daran, das l, so weit es die Umstände erlaubten, wieder gut zu machen, d. h. rasch Schlesien abzuziehen*).“ Der Weg ging über Braunau, Trautenau und z. Am 1. December stand Friedrich wieder auf seinem Gebiete, aber seine re war zur Hälfte zusammengeschmolzen. Traun. Rückzug der Preußen.

Einsiedl bekam Befehl, schleunigst Prag zu räumen, er entkam nur mit ust der Kriegskasse, von 131 Kanonen, von vieler Mannschaft, über Friedland Schlesien. Friedrich selber gesteht: „Das große Kriegsheer, welches Böhmen lingen und selbst Oestreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal jener e, die den Namen der unüberwindlichen Armada führte. Der ganze Vortheil Feldzugs war auf Seite Oesterreichs. Herr von Traun spielte in demselben Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus. Des Herren von n Benehmen ist ein vollkommenes, welches jeder Krieger, der seine Kunst studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er dazu die Fähigkeiten besitzt. König hat es selbst gestanden, daß er diesen Feldzug für seine Schule in cht der Kriegskunst und Herrn von Traun für seinen Lehrer angesehen hat. Glück hat oft für Fürsten weit traurigere Folgen, als die Widerwärtigkeit: erstere macht sie trunken vor Eigendünkel, die letztere verschafft ihnen Vorsicht Bescheidenheit**).“ Friedrich besiegt.

Friedrich hatte wahren Grund, sich über die Franzosen zu beklagen, sie n ihn im Stich gelassen; statt dem abziehenden Heere Karls von Lothringen lgen und dadurch den Preußen Luft zu machen, hatten sie bloß die Belagerung Freiburg im Breisgau unternommen, einer Festung mittleren Ranges, Eroberung doch keinen wesentlichen Entscheid herbeiführte. — Aber es dem König leichten Ruhm zu verschaffen und ihn in kriegerischer Aufregung halten. Ludwig XV.

*) Histoire de mon temps. Chap. X.
**) Histoire de mon temps. Chap. X. Schluß.

Freiburg. Schon am 17. September standen 70,000 Mann unter dem Marschall Coigny mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor der Festung. Die Besatzung bestand aus 7000 Mann. Der Befehlshaber, Feldmarschallieutenant Baron Damnitz, war ein umsichtiger und entschlossener Mann. Die Bürgerschaft hing treu an der Sache der Königin, wollte um keinen Preis französisch werden und ertrug muthig alle Schrecken der Belagerung. Trotz alledem war bei der Uebermacht der Franzosen an Mannschaft und Geschütz und bei dem Umstand, daß ihnen die schwachen Seiten der Festung von früherher bekannt waren, der Ausgang wohl vorauszusehen. Am 11. Oktober erschien Ludwig XV. selber, er wohnte in Munzingen, im Schlosse des Grafen von Kageneck. Vom Lorettoberg sah er der Beschießung der armen Stadt zu. Ein Sturm folgte nach dem andern, sie wurden jedoch alle tapfer abgeschlagen, der letzte in der Nacht des 2. Novembers. Die Vertheidiger sahen vom Pulverdampfe aus wie Kohlenbrenner. Ein neuer Sturm war nicht mehr auszuhalten. Damnitz bot die Uebergabe der Stadt an, er hoffte sich in der Citadelle auf dem Schloßberg, die aus der unteren Veste, dem Salzbüchslein und der oberen Veste bestand, noch zu halten. Der König wollte jedoch nur freien Abzug gewähren, wenn man ihm die Stadt und die Schlösser zugleich übergebe. Der Commandant verlangte Frist, um die Weisung der Königin einzuholen. Am 21. November kam der Bote aus Wien mit dem Bescheid zurück, die Schlösser unter günstigen Bedingungen zu übergeben, man dürfe aber die Mannschaft kriegsgefangen sein. Aber jetzt war die Lage schon derart, daß auch die Schlösser nicht mehr zu halten waren. Am 25. November wurden sie übergeben, und die Mannschaft nach Neubreisach abgeführt, 4578 Mann von 9000. Der Verlust der Franzosen war groß, 7350 Mann an Todten, 9226 Mann an Verwundeten*). Obschon Ludwig nur bei Becherklang der Beschießung zusah, so wurde doch ein Gedicht auf seine Heldenthaten gedruckt**).

Heimkehr Ludwigs XV. Ludwig war schon am 1. November von Freiburg abgegangen. Er kehrte als Sieger heim. Seine Reise durch Frankreich war ein wahrer Triumphzug. Die Franzosen hatten damals noch das Gefühl, daß der König der Mittelpunkt ihrer Einigung sei, sie waren wie trunken vor Freude, daß er noch lebe. Sein früheres leichtfertiges Benehmen hatte allgemeine Trauer erweckt, seine Reue in Metz, die Wiederaussöhnung mit der guten Königin hatte ihm hingegen die Herzen gewonnen. Der gemeine Mann verzeiht einem Herrscher viel eher eine falsche Richtung in der Politik oder einen unglücklich geführten Krieg, als Unrecht gegen die Gemahlin oder sonst ein Vergehen im Familienleben. Die Chateauroux jedoch war der Gegenstand des allgemeinen Hasses.

Paris. Als der Kurier am 19. September die Nachricht von der Genesung des Königs nach Paris brachte, wurde er von den Freudenbezeigungen der ...

*) Vergl. Oesterreichisch-militärische Zeitschrift. Jahrg. 1826. IV. Band XII. Heft. S. 241 ff. Ueber ein Tagebuch der Belagerung vergl. Schreiber, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau IV. Theil. S. 283—334. Von französischer Seite: ... de tout ce qui s'est passé au siége et à la prise de Fribourg par les troupes de France, le Roy présent, commandées par Mrs. le duc de Noailles, de Coigny, de ... et de Maillebois, assiegée le 22. Septembre et rendue le 5 Novembre 1744 entre 10 et 11 heures avant midi, sous les drapeaux de Gondrin et d'Anguin.

**) La conquête de Brisgau et la prise de Fribourg par le Roi. Poëme en ... Colmar chez la veuve de Jean Henry Decker, 1744.

ihn drängenden Volkes fast erdrückt: man küßte ihm die Stiefel und das
rd. Ein Schrei der Freude hallte durch die Straßen: „der König ist wieder
und.“ Als man Ludwig XV. von diesem Jubel erzählte, wurde er zu Thränen
ührt und sagte: „Ach wie süß ist es so geliebt zu sein, was habe ich gethan,
es zu verdienen*)!“ Aber edle Aufwallungen waren bei ihm nur von kurzer
uer! Ludwig XV. hatte ein schlaffes Herz und immer eine Neigung zum Verfall Ludwigs XV.
meinen: er sehnte sich wieder nach der Chateauroux. Als die Königin in Metz
tlich bat, ihn ins Feldlager begleiten und pflegen zu dürfen, gab er kalt und
eidig die Antwort: „es ist nicht nöthig.“ — Am 8. November zog er in
ris ein wie ein römischer Triumphator. Das Volk weinte vor Freude, sein
bel galt dem König, aber auch den Tugenden der Königin. Auch die Cha- Chateauroux.
uroux sah dem Einzug unter dem Haufen zu, und schrieb darüber an
helieu: „Er sah heiter und gerührt aus, er ist also zarter Empfindungen
ig; ich glaube, sein Auge suchte mich. Hingerissen vom Lob, das man ihm
dete, von den Freudenrufen, welche die Begeisterung den Zuschauern entriß,
nte ich gar nicht mehr an mich selber denken. Eine einzige Stimme, die neben
ertönte, erinnerte mich an mein Unglück, indem sie mir einen schimpflichen
men gab.“ In der That ward sie erkannt und mißhandelt und kehrte in Ver-
iflung in ihre Wohnung zurück. Hier aber in der Rue du Bac suchte sie der
ärmliche König in der Nacht des 9. November auf und entschuldigte sein
ehmen in Metz. „Ah, sagte sie stolz, ich muß froh sein, daß Sie mich nicht
Gefängniß warfen, um da zu verfaulen; ich kann nicht mehr nach Versailles
ück, sonst müßten zu viele Köpfe fallen.“ Sie verlangte Rache und Ludwig
nur bestrebt, herunter zu handeln: Maurepas solle verbannt, die Prinzen
Geblüt gedemüthigt, die Herzoge von Chatillon, Bouillon, la Roche-Foucauld,
Marquis Valleroy müssen verbannt werden, der Beichtvater Perusseau und
Bischof von Soissons dürfen nie mehr an den Hof kommen. Der König
nd die Entfernung der Priester, die Verbannung der Herzoge zu, nur
urepas müsse er behalten, denn er sei der einzige Minister, mit dem er
iten könne, aber er werde ihn zwingen um Verzeihung zu bitten. So geschah
Maurepas kam am anderen Tag zur Chateauroux im Namen des Königs**):
adame! Der König schickt mich, um Ihnen zu sagen, daß er während seiner
nkheit in Betreff dessen, was mit Ihnen geschah, ganz bewußtlos war. Er
Sie immer gleich hoch geschätzt und bittet Sie und Ihre Schwester an den
zurück zu kommen und Ihre Stellung wieder einzunehmen.“ Indem er das
gliche Schreiben übergab, wollte Maurepas ihr zierlich die Hand küssen. Sie
ihm aber dem Brief aus der Hand und sagte stolz: „Geben sie her und
n Sie.“ — Doch kam sie nicht mehr in die Tuilerien, noch nach Versailles.
rasche Fall von schwindelnder Höhe, die Demüthigung, die sie erfahren, die
ahr, in der sie geschwebt, sie war auf der Heimkehr von Metz einmal nahe
n vom Volk in Stücke zerrissen zu werden, hatten ihr ein Fieber zugezogen,
tödtlich ward. In den Phantasien schrie sie, Maurepas habe sie vergiftet.
on am 6. December war sie eine Leiche. Der König belustigte sich an diesem
e auf der Jagd.

Um das Maß der Schmach voll zu machen, kam der Kuppler des Königs,
jelieu, zur Schwester der Verstorbenen, Madame de Flavacourt, und bot ihr
chthümer, Gnadenbezeigungen, Einfluß auf die Geschäfte, Erhebung ihrer Ver-

*) Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. XII.
**) Soulavie, Mémoires de Richelieu VII. Chap. 4 und 5.

wandten an, wenn sie die Stelle der Chateauroux beim König einnehmen wolle. Sie hörte ihn ruhig an und gab ihm die stolze Antwort: „Gehen Sie, die Achtung meiner Zeitgenossen ist mir lieber als all' das." — Perusseau und

Fitz-James. Fitz James durften in der That für ihre treue Pflichterfüllung nie mehr an den Hof kommen. So oft aber Ludwig XV. Compiegne besuchte, welches zum Sprengel von Soissons gehörte, lag ein Mahnschreiben des Bischofs „an den König" auf seinem Tisch. In der Regel wurde es von Richelieu oder der Maitresse zerrissen, eines ist aber doch noch erhalten*). Es lautet: „Sire! Erinnern Sie sich, als Sie in Todesgefahr nahe daran waren, dem Herren der Heerschaaren über Ihre Regierung Rechenschaft abzulegen, wie Sie sich vor dem höchsten Wesen gedemüthigt und in Gegenwart der Großen des Reiches ein Geständniß Ihrer Fehler abgelegt und versprochen haben, in Zukunft einen erbaulicheren Wandel vor uns zu führen. Sie nahmen uns zu Zeugen dieser schönsten That Ihrer Regierung, und Sie waren in unsern Augen nie größer und gewaltiger, als da wir Sie mit Ihrem Gott versöhnt sahen. Da Sie mich zum Zeugen Ihrer öffentlichen Beichte [illegible] haben, so werde ich, so lang ich lebe, Euer Majestät stets an diesen Tag der Reue und der Erbarmung erinnern."

Doch Ludwigs Herz war nicht mehr zu rühren durch so edle Beweggründe; er nahm hinfort einen armen, alten, blinden und tauben Landpfarrer zum Beichtvater. Auf der anderen Seite fehlte es nicht an entarteten Frauen, die nach der Ehre, Maitresse des Königs zu werden, begierig waren, und die Partei der Religionsspötter betrieb um so eifriger, den König in den Banden der Sünde gefesselt zu halten, je mehr um den Dauphin die Männer sich schaarten, welche eine christliche Haltung der Regierung verlangten und am Treiben des Königs und seiner Minister eine scharfe Kritik übten.

Pompadour. Die Partei der Schlechten siegte. Schon im Februar 1745 lag der König in den Banden der Pompadour, denen er sich bis zu ihrem Tod nie mehr entwand. Sie war die Tochter eines Metzgers, Poisson, und einer leichtfertigen, schönen Mutter, die nicht erröthete, ihr Kind für den Zweck zu erziehen, [illegible] Maitresse des Königs zu werden. Der Liebhaber der Mutter, der reiche Generalpächter Le Normand, vermählte sie an seinen Neffen d'Etioles und gab eine glänzende Aussteuer. Madame d'Etioles machte nun ein großes Haus und vereinte Künstler, Schriftsteller, Trompeter des Ruhmes, an ihrer Tafel, musicirte und [illegible] erträglich auf ihrem Haustheater. Die Schmarotzer priesen entzückt ihre Schönheit und ihren Geist. Alles ward aufgeboten, um den König auf sie aufmerksam zu machen, doch fand er anfangs gar keinen Gefallen an ihr, einen Monat später [illegible] er sie ganz vergessen. Man sprach nun Ludwig von einer Dame, die in Verzweiflung Selbstmordgedanken hege, weil sie den König vergebens liebe, und [illegible] ihr Mann in Eifersucht darüber sie mißhandle. Ja sie ging selber zum König, [illegible] bat ihn sie zu retten, sie könne nicht mehr nach Hause zurückgehen, sie [illegible] sterben. Und jetzt faßte der König Zuneigung, welche durch den Unmuth [illegible] Familie über sein Treiben nur noch gesteigert wurde. Er wollte zeigen, daß [illegible] der Herr sei und machen könne, was er wolle, und erklärte die Pompadour [illegible] seiner Maitresse — und zwar am hl. Ostertag 1745. Am 6. Mai 1745 [illegible] er sie in den Adelsstand als Marquise de Pompadour. Gleich darauf zog [illegible] Feld nach Flandern und nahm nicht einmal Abschied von der Königin. [illegible] Pariser ergossen ihren Unmuth in Witzen (Poissonaden) und bitteren Liedern.

---

*) Bei Soulavie. Mémoires de Richelieu. VIII. 7.

Seit dem 18. November 1743 leitete der Marquis d'Argenson das inisterium des Aeußern. Er rieth Ludwig XV. Frieden zu schließen oder den ieg mit höchstem Ernst und zwar in Deutschland zu führen, Baiern zu en, und Friedrich zu unterstützen. Ludwig XV. war kriegslustig geworden: eit der König selber regierte, wie man sagt, hörte er nur die gerne an, die ch Krieg emporkommen wollten. Ludwig XV. ist waghalsiger, als man glaubt. setzt seine Ehre darein, nie von Etwas abzustehen, was er einmal angegen hat. Im Rathe sagt er oft: „wer Nichts wagt, gewinnt Nichts." Ausrliche politische Beweisführungen langweilen ihn, aber er liebt gern kurze ße, die an Klugheit und Ehre erinnern*)." — Aber man mußte dem nig Vorschläge machen gerade so, wie er sie gern hörte. Als ihm d'Argenson stellte, daß man den Krieg nicht in Flandern, sondern in Westfalen, am in und in Baiern führen müsse, bekam er ungnädige Antwort: „er verstehe hts vom Krieg; man könne Maria Theresia am besten in den Niederlanden reifen; dadurch halte man auch die Seemächte in Schranken; wenn man bloß vertheidige, zehre man sein eigenes Land auf, während der Angriffsz auf Kosten des feindlichen Landes geschehe**)." Ludwig hörte seinen nistern mit bewunderungswürdiger, aber kalter Geduld zu; wenn nicht eich die ersten Sätze ihn ergriffen, so machte der Vortrag gar keinen Eindruck. war hierin viel herrischer, als Ludwig XIV., und gebot mehr durch Schweigen, andere Fürsten durch eine hohe Sprache***). Argenson Ludwig XV.

So thaten denn die Franzosen nach der Eroberung von Freiburg für baierische Sache sehr wenig, bloß daß sie 20,000 Mann unter Segur zum rlichen Heere unter Seckendorf stoßen ließen, welche den gegen Böhmen abenden Oestreichern nachrückten. So war es Karl VII. wieder möglich, den Oktober 1744 in seine Hauptstadt München einzuziehen. Es war seine e Freude. Bald darauf legte Seckendorf, müde der Vorwürfe der Franzosen Preußen, seine Stelle als Oberbefehlshaber nieder. Törring trat an die itze und bekam bald wieder Schläge. Die Nachricht, daß die Oesterreicher — 000 Mann unter Bernklau, dem Prinz Karl befohlen hatte, einstweilen nur Linie Ingolstadt, Braunau und Schärding zu behaupten — seine Baiern Meineck geschlagen hatten, ergriff den von Gicht und Kummer gequälten ser derart, daß er am 20. Januar 1745 seiner Krankheit erlag. Karl VII. erst 48 Jahre alt, sanft, ein herzensguter Mann, wohlthätig bis zum ermaß, freigebig, daß er selbst oft in Dürftigkeit gerieth †), aber zu schwach die Last, die er sich auf den Rücken geladen hatte. Weder seine Fähigkeiten h seine Macht entsprachen seinem Ehrgeiz, und so brachte er nur Unglück Tod Karls VII.

---

*) Mémoires du Marquis d'Argenson p. 361.
**) Ibid. 364.
***) Flassan, Histoire de la diplomatie française. V. 246.
†) Fréderic, Histoire de mon temps. Chap. XI.

über sein armes Volk und über Deutschland. Sterbend mahnte Karl VII. seinen Sohn, den Ehrgeiz zu meiden und sich sein Beispiel zur Warnung zu nehmen: es sei bitter aus seinem Land fliehen zu müssen und von der Barmherzigkeit Anderer zu leben. Dürften wir Friedrich glauben, so hätte der sterbende Kaiser seinen Sohn ermahnt, nie die Dienste zu vergessen, die der König von Frankreich und der König von Preußen ihm geleistet haben, und ihnen nie mit Undank zu lohnen.

Belleisle. Einen Monat vorher war Belleisle, der die deutschen Fürsten einigen, dem Kaiser und Friedrich II. Luft machen wollte, in Elbingerode auf hannöverisches Gebiet mit seinem Bruder verhaftet und als Staatsgefangener nach Windsor gebracht worden. Beim Anhalten nach seinem Passe gefragt erklärte er, keines Passes zu bedürfen, weil er als kaiserlicher Gesandter und deutscher Reichsfürst reise, wozu ihn Karl VII. ernannt habe. Georg II. haßte ihn jedoch als Hauptanstifter des Krieges und Schürer zu neuem Widerstand der Gegner. Der Kaiser erklärte seine Verhaftung für eine Verletzung seines Reiches. Georg II. überließ die Entscheidung der Frage seinen drei Feldmarschällen, Stair, Cobham und Wade; sie erklärten nach Einsicht der Papiere, der Marschall und sein Bruder seien Kriegsgefangene. Der englische Geschichtschreiber Lord Mahon *) meint, die englische Regierung habe bei dieser Angelegenheit weder eine richtige Ansicht gehabt, noch sich mit ihrer Gerechtigkeit beeilt, denn Belleisle wurde erst nach der Schlacht bei Fontenoy entlassen.

Friedrich II. Für Friedrich II., den man übrigens vergebens aufforderte, den Marschall mit einem Trupp Cavallerie aus Hannover zu befreien, war Belleisles Haft ein Unglück. Noch mehr aber der einen Monat nach der Gefangennehmung erfolgte Tod des Kaisers, denn jetzt hatte die Union keinen Grund mehr, zu bestehen, und Friedrich keinen Grund mehr, mit Maria Theresia Krieg zu führen. Der König gesteht selber: „Der Name des Kaisers hatte den Verein der Fürsten, die ihre Vertheidigung übernahmen, rechtmäßig gemacht: all' ihre Schritte waren den Reichsgesetzen gemäß; sobald er aber nicht mehr da war, gab es keinen Gegenstand der Vereinigung mehr. Die Reichsfürsten hatten keinen gemeinschaftlichen Zweck mehr, und nicht mehr knüpfte sie der nämliche Vortheil an den Vortheil Preußens. Es war leicht vorauszusehen, daß das Haus Oesterreich selbst das Unmögliche versuchen würde, um die kaiserliche Krone wieder auf seinen Namen zu bringen. Zu Versailles sah man den Tod des Kaisers insgeheim als eine glückliche Entwickelung an, wodurch sich die Unruhen Frankreichs enden würden. Man war des Zahlens der ansehnlichen Hilfsgelder, die man ihm entrichtet hatte, müde, und man schmeichelte sich, mit der Königin von Ungarn einen guten Tausch in Absicht eines vortheilhaften Friedens gegen die Kaiserkrone, treffen zu können. Wo konnte man überdem einen Mitwerber finden, um ihn gegen den Großherzog von Toskana aufzustellen? Der Kurfürst von der Pfalz war zu schwach; der junge Kurfürst von Baiern war noch nicht in dem Alter, welches die goldene Bulle als wahlfähig bezeichnete; mit dem Throne von Polen hielt man den Kaiserthron für unvertragsam, und so schien der Kurfürst von Sachsen ausgeschlossen. Es blieb folglich Niemand, als der Großherzog von Toskana übrig, und diesen unterstützten die Heere der Königin von Ungarn, das Geld der Engländer und die Geistlichkeit. Der Hof von Versailles sah es ein, wie schwer es

---

*) In dem oft angeführten Werk. Cap. XXVI.

n diesmal war, den Großherzog von dem Throne auszuschließen; indeß wollte demselben doch wenigstens Nebenbuhler erwecken, um sich für seine Vermittlung to vortheilhaftere Bedingungen herauszuschlagen. Der Marschall von Sachsen trug meisten dazu bei, daß die Wahl des Hofes auf August III., König von len fiel*)."

Allein August III. war, wie sein Minister Brühl, einer Verbindung mit Preußen, ches durch sein Emporsteigen Sachsen in eine niedere Stellung herabgedrückt te, auch in Erinnerung an den letzten mährischen Feldzug gleich sehr abgeneigt. rgebens war die Sendung des Franzosen Valori nach Dresden, vergebens das gebot der Kaiserkrone und Hilfsgelder für 60,000 Mann. Friedrich II. gab ie Zustimmung, daß man dem Sachsen die Krone anbiete, allerdings in der erzeugung, wenn August III. den Kaisertitel annehme, so müßten Sachsen Oesterreich unversöhnliche Feinde werden; Friedrich dürfe sich dann nur mit ria Theresia vergleichen, so komme August wieder um den Thron, nach dem so eifrig strebe**). August III.

Sachsen war jedoch schon durch einen Vertrag gebunden, durch die am Jannar 1745 zu Warschau abgeschlossene Quatrupelallianz, in Quatrupelallianz cher die Seemächte dem Sachsen 150,000 Pfund Hilfsgelder, Schutz für Land und Genugthuung versprachen, wenn er angegriffen würde, ferner die Nachfolge in Polen für seinen Sohn zusicherten, wogegen der Sachse 000 Mann zur Vertheidigung Böhmens aufzustellen, dem Gemahl Maria resias seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben verhieß. Am 18. Mai 1745 Leipziger Vertrag. oß Maria Theresia mit Sachsen in Leipzig einen geheimen Vertrag ab, in beide Mächte übereinkamen, Friedrich zu bekriegen und die Waffen nicht niederzulegen, bis seine Macht in engere Schranken gezogen sei; nicht s ganz Schlesien und Glatz solle für Maria Theresia wieder erobert werden, dern dem Königreich Preußen auch das Herzogthum Magdeburg, nebst dem alkreis, das Fürstenthum Crossen, der Züllichauer Kreis, die preußischen Lehen der Lausitz und der Schwiebuser Kreis entrissen werden und an den König Sachsen kommen; im ungünstigsten Falle solle Sachsen wenigstens Crossen, lichau, die Lehen in der Lausitz und Schwiebus erhalten.

Ein schwerer Schlag für Friedrich war der Gang, den die Dinge in iern nahmen***). Bernklau und Batthiany gingen im Frühjahr 1745 zum Baiern. griff über und jagten mit stählernem Besen Hessen, Baiern, Franzosen vor her. Der junge Kurfürst Max Joseph, kaum zur Regierung gekommen, ßte schon aus seiner Residenz nach Augsburg flüchten. Die Baiern irrten eine Heerde ohne Hirten umher. Die Franzosen und Hessen unter Segur rden bei Pfaffenhofen geschlagen, das Heer unter Maillebois, welches an Lahn stand, die Kaiserwahl decken und im Nothfall in Baiern einschreiten te, wurde von Aremberg, der den Rhein heraufrückte, zurückgedrängt. Jetzt

*) Histoire de mon temps. XI.
**) Ibid. XI.
***) Histoire de mon temps. XI.

mahnte Seckendorf den Kurfürsten, sich durch einen Vertrag mit Maria Theresia zu retten. Eben so lautete der Rath der Mutter. Max Joseph besann sich schnell

Friede zu Füßen. eines Besseren, und so ward denn am 22. April 1745 der Friede zu Füßen zwischen Baiern und Oesterreich geschlossen. Der Kurfürst erhielt seine sämmtlichen Staaten zurück, legte den Titel eines Erzherzogs von Oestreich ab, entsagte allen Ansprüchen, welche das Haus Baiern an die Oestreichische Erbschaft haben könnte, garantirte die pragmatische Sanction, willigte ein, daß die böhmische Kurstimme wieder in Ausübung komme, und versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias. Diese hingegen anerkannte den verstorbenen Kurfürsten als Kaiser, seine Witwe als Kaiserin, verzichtete auf alle Entschädigungsansprüche und Erhebung jeglicher Contribution in Baiern. So wichtig war ein anderer Punct des Vertrages, daß nämlich Baiern in Zukunft nur 6000 Mann Truppen halten und sie der Königin zur Verfügung stellen werde.

Verlegenheit Friedrichs II. All das waren schwere Schläge für Friedrich II., er stand jetzt Maria Theresia allein gegenüber. Sie hatte ihm Schlesien im letzten Frieden abgetreten, hielt sich aber jetzt ihres Wortes für entbunden, da er den Vertrag selber gebrochen; sie war jetzt eben so fest entschlossen, ihm seine Eroberung wieder zu entreißen. In einem Aufrufe an die Bewohner Schlesiens und der Grafschaft Glatz erklärte sie, diese Länder seien ihr vom König von Preußen unrechtmäßig

Maria Theresia. abgedrungen, die Friedensbedingungen durch Aufhebung der Landesverfassung, durch unerschwingliche Besteuerung der Geistlichkeit und der Einwohner, durch die Beeinträchtigung der katholischen Kirche, durch zwangsweise Aushebung für das Militär, endlich durch den Angriff des Königs auf Böhmen gebrochen worden.

England. Friedrichs Hoffnung auf einen Wechsel im englischen Ministerium erwies sich gleichfalls als eitel: die Opposition hatte allerdings bisher über Carterets hannöverische Politik geklagt; als sie aber am 27. November 1744 mit Harrington ans Ruder kam, setzte sie des gestürzten Carteret Politik fort, denn sie konnte die geschlossenen Bündnisse nicht umstoßen und die Machtstellung Englands nicht auf einmal ändern*). Im Gegentheil, das neue Ministerium zahlte noch mehr Hilfsgelder und bewog die Holländer, gegen den beabsichtigten Angriff der Franzosen auf Belgien 50,000 Mann ziehen zu lassen. Friedrichs Bitte, den Frieden derart zu vermitteln, daß Don Philipp ein Stück Land in Italien, Frankreich einen Theil seiner Eroberungen in den Niederlanden, Franz Stephan die Kaiserkrone bekomme und Preußen Schlesien behalte, wies es mit der Bemerkung zurück, der König, der den Breslauer Frieden gebrochen, könne nur von seiner Tapferkeit seine Rettung erwarten. Friedrich konnte also nur auf sich und seine Armee rechnen, die Aussichten waren düster, doch war er entschlossen, dem Unglück, das da komme, eine Stirne von Erz entgegenzusetzen. Er schöpfte sogar Muth aus dem Vorbilde Maria Theresias. „Eine Frau, die Königin von Ungarn, hat nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann uns ein glücklicher Erfolg höher heben, als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen

*) Mahon l. c. III. chap. 26.

nte, vor. Mag das Glück mir günstig oder ungünstig sein, das soll mich
er muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei es mit
hm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die
digten von Elsner ging, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirne
Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle
:er, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab
ıus folgen werden*)." — „Es ist geschehen, was geschehen mußte. Mir bleibt
hts übrig, als mich in Geduld zu fassen. Wenn alle meine Hilfsquellen und
erhandlungen versagen, alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich
vor, unterzugehen mit Ehre, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben
führen. Mein Ehrgeiz ist, daß ich mehr als ein Anderer zur Vergrößerung
nes Hauses gethan, unter den gekrönten Häuptern von Europa eine große
le gespielt habe; mich dabei zu erhalten ist gleichsam eine persönliche Pflicht,
ich erfüllen will, auf Kosten meines Glückes und meines Lebens. Ich habe
: Wahl mehr, ich will meine Macht behaupten, oder sie soll zu Grunde gehen,
der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind
as gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns alle nieder-
eln lassen zum Heil des Vaterlandes und zum Ruhm von Brandenburg. Es
de vergeblich sein, mir einen anderen Rath geben zu wollen."

Indeß fiel ein Hauptschlag in Belgien, wohin Ludwig XV. gegen d'Argensons
h, durch einen Zug nach Deutschland dem König von Preußen Luft zu
hen, mit 80,000 Mann aufbrach. Militärischer Leiter war Graf Moritz von Moritz v. Sachsen.
hsen, damals durch sein lockeres Leben und durch die Folge davon, die
ssersucht, so geschwächt, daß er keinen Panzer mehr tragen konnte, daß er
nal über das andere ohnmächtig vom Pferd sank, daß er die Reise von
is nach Belgien in einem elastischen Wagen, von Weiden geflochten, machen
ite, aber als Befehlshaber ein tiefer Kenner des Kriegswesens, kühn und
ichtig, gleich fähig einen großen Plan zu fassen, auszuführen und zu — ver-
ben, wenn es nöthig war. Vorsicht, Findigkeit und rascher Ueberblick wird
von den Zeitgenossen nachgerühmt. Moritz machte Bewegungen, als wollte
Mons angreifen, stürzte sich aber plötzlich auf die stärkste Festung Flanderns,
Tournay. 9000 Holländer waren als Besatzung darin, sie zu befreien
h der Herzog von Cumberland von Brüssel auf, mit 50,000 Mann,
unter 8000 Oestreicher unter Königsegg. Moritz ließ 20,000 Mann vor
rnay und zog mit der Hauptmacht den Verbündeten zur Schlacht entgegen.
i Stunden davon an der Schelde, wo er von seiner Jugend her jeden
: des Bodens kannte, bei Fontenoy bezog er eine glücklich gewählte Schlacht bei Fontenoy
llung, die er noch so befestigte, daß sie unangreifbar schien, zumal sie auch
mit 260 Kanonen bespickt war. Königsegg rieth, den Stier nicht bei den
nern zu fassen, sondern durch Märsche die Feinde zu zwingen, diese Gegend
verlassen. Cumberland und die Holländer wollten von keinem Verzug Etwas
en, denn Ludwig XV. war bei der Armee: war es nicht möglich, die Franzosen

*) Aus den Briefen an Podewils, welche Ranke l. c. III. 236—42 zuerst be-
en konnte.

zu schlagen und den König zu fangen, um im Ruhm dem schwarzen Prinzen gleichzustehen!

In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai stellte Cumberland sein Heer auf. Der linke Flügel — Holländer — sollte Antoing, der rechte — Engländer unter Yngolsby — sollte das Gehölz von Barre nehmen; die Mitte — Hannoveraner, Oesterreicher und Engländer — sollte gegen das Dorf Fontenoy vordringen, die französische Mitte sprengen und den rechten vom linken Flügel abschneiden. Früh 5 Uhr spielte schon das grobe Geschütz, um 8 Uhr war die Schlacht allgemein. Die Holländer wurden von den Franzosen zweimal zurückgeschlagen und verließen in Verwirrung das Schlachtfeld. Auch der rechte Flügel entsprach der Erwartung nicht, Yngolsby vermochte die Feinde aus dem Gehölz nicht zu verjagen. Die Mitte aber drang mit tollkühner Tapferkeit voran und zwar an einer Stelle, die vom feindlichen Geschütz so stark bestrichen war, daß Moritz sagte, er hätte nie geglaubt, daß irgend eine Armee hier durchzudringen versuchen würde. Das französische Geschütz riß ganze Reihen nieder, immer schloß sich die Angriffscolonne wieder und drang unaufhaltsam und feuerspeiend voran. Die Anhöhe wird erstiegen und man steht den französischen Garden gegenüber. Ein englischer Officier, Lord Hay, soll die Gegner mit Schwenken des Hutes angeredet haben: „Meine Herren von der französischen Garde, schießen Sie!" „Nein, Ihr Herren Engländer, soll der Marquis d'Auteroche geantwortet haben, „die Garden schießen nie zuerst," — sie waren nämlich gewohnt, sogleich mit dem Bajonnet anzugreifen, — und nun hätten die Anrückenden eine vernichtende Salve gegeben, eine ganze Reihe von Franzosen sei gestürzt, unter ihnen auch der Herzog von Grammont, uns von Dettingen her bekannt. So erzählen die Zeitgenossen nahezu einstimmig*). Vor Kurzem aber wurde ein Brief Lord Hay's, den er nach der Schlacht, verwundet, dictirte, veröffentlicht, welcher den wahrscheinlicheren Hergang so schildert: „Unser Regiment machte den Angriff auf die französischen Garden: als wir innerhalb 20 oder 30 Schritte vor ihnen waren, trat ich vor dasselbe, trank den Franzosen aus der Flasche zu und rief, wir wären die englischen Garden und hofften, sie würden stille halten, bis wir an sie herankämen, und nicht über die Schelde schwimmen, wie über den Main bei Dettingen. Darauf drehte ich mich gegen unser Regiment, redete unsere Leute an und ließ sie Hurrah schreien. Ein Officier trat aus dem Glied und hieß seine Leute auch hurrahen zu lassen, aber es waren in seiner Brigade nicht mehr als drei oder vier, die es thaten**)." Das Feuer begann. Gewiß ist: die erste Linie wurde durchbrochen, der Angriff der Reiterei blutig zurückgewiesen. Auch die zweite Linie wurde durchbrochen, schon hielt Moritz die Schlacht für verloren, und dachte an den Rückzug und ließ dem König sagen, er möchte über
Ludwig XV. die Schelde zurückgehen. Aber Ludwig weigerte sich, er hatte Freude an dem Getümmel: er stand bei einer Mühle und sah der Schlacht zu, allerdings gedeckt vom Regiment Maison du Roy und seinen Kanonen. Eine nahe Brücke mit Brückenkopf sicherte ihm den Uebergang über die Schelde. Am Kampfe nahm er keinen Antheil. In seiner Umgebung hieß es, wenn der König sein geheiligtes Haupt in Sicherheit bringe, so könne man seine Leibwache zu einem Angriff ...

*) Voltaire, Siècle de Louis XV. Chap. 13 p. 148. — d'Espagnac, Hist. du Maréchal de Saxe, L. VIII. p. 37—52. Mém. de Noailles T. III. L. VI. p. ... Soulavie T. VII. Chap. 13. p. 127.

**) Carlyle XV. 8.

[w]enden. Der Dauphin bat, sie in die Schlacht führen zu dürfen. Der König nahm es ihm übel, weil er argwöhnte, der Sohn wolle ihn wegen seiner Unthätigkeit, wegen der ihn die Soldaten auch nur Ludwig den Müller nannten, beschimpfen. Im Angriff der Garden lag aber noch die einzige Möglichkeit, der Niederlage vorzubeugen. Richelieu hatte den Muth zu sagen: „Wir müssen Kanonen haben." „Woher nehmen?" fragte ein Höfling. — „Sie sind ja da, ganz in der Nähe!" entgegnete Richelieu: „Der Marschall verbietet, sie für die Schlacht zu verwenden." „Der König kann es anordnen;" und Richelieu bat demüthig, aber fest, den König, den Angriff anzuordnen. Ludwig war verwirrt, zögerte, gab endlich die Erlaubniß. Die Geschütze rissen ein fürchterliches Loch in die nahe Angriffscolonne. Das ganze königliche Haus, selbst die Pagen, stürzten sich in den Kampf. Das entschied. Die Angriffscolonne hält, sie kann nicht weiter, sie ist nicht gedeckt durch Reiterei, die sie wegen der Rauheit des Bodens nicht mitnehmen konnte; sie zieht sich zurück, aber langsam, das Antlitz stets gegen den Feind gewendet, immer enger zusammenrückend, bis sie wieder von ihrer Reiterei gedeckt ist. Die Oesterreicher und Engländer hatten 14,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren, die Franzosen geben selber ihren Verlust auf 7000 Mann an. Es war eine riesige Schlacht. 2 Uhr Nachmittags trat Cumberland in Ordnung den Rückzug unter die Kanonen von Ath an. Der Dauphin

Damit war Tournay verloren, es ergab sich den Franzosen am 22. Mai, die Citadelle am 19. Juni. Rasch nach einander fielen jetzt einige wichtige Plätze: die Wälle von Gent wurden in der Nacht vom 10. Juli erstiegen, am 18. öffnete Brügge den Franzosen seine Thore, Oudenarde ergab sich ihnen am 20. Juli, Dendremonde am 12. August, Ostende am 23., Neuport am 30., Ath am 8. Oktober. Ludwig kehrte als Sieger heim, von seinem Volke noch bewundert und angejubelt; Friedrich jedoch meinte, dieser Sieg habe ihm so wenig genützt als ein Sieg am Skamander oder bei Peking. Cumberland aber vermochte dem Festungskrieg der Franzosen darum keinen Damm entgegen zu setzen, weil er mit einigen Regimentern nach seiner Heimath dringend abberufen wurde. Karl Stuart hatte nämlich die Fahne der Jakobiten in Schottland aufgepflanzt. Fall der Festungen

Der Aufstand der Jakobiten in England 1745.

Der junge Prätendent war im Frühjahr 1745 noch immer in Paris, um vom französischen Hofe thätige Hilfe zu erwarten*). Deßungeachtet wünschten die Minister ein Unternehmen, wagten aber nicht, es offen zu unterstützen; ihre Agenten jedoch ermunterten Karl, auf eigene Faust Etwas zu wagen, brachten Geld, Mannschaft und zwei Schiffe zusammen. Die Schlacht von Fontenoy ermuthigte ihn; ohne auf französische Unterstützung zu hoffen, faßte er den kühnen Entschluß, zu landen, zu siegen oder zu sterben, und sich so lange zu be- Karl Stuart.

*) Mahon III. 210—54. — Vaughan, Memorials of the Stuart Dynasty. London 1831. II voll. Voltaire Siècle de Louis XV. Chateaubriand, Les quatre Stuarts.

Rüstung. haupten, als ihm noch ein Mann bleibe. — Wie er glaubte, insgeheim, in der That aber von der französischen Polizei überwacht, brachte er auf einem kleinen Fahrzeuge 1500 Flinten, 1800 Säbel, 20 kleine Feldgeschütze, Pulver und Kugeln zusammen; ein Kaperschiff, die Elisabeth, mit 67 Kanonen, sollte ihn begleiten.

Abfahrt. Am 2. Juli 1745 fand die Abfahrt von Nantes statt, am vierten Tage begegnete man einem englischen Kriegsschiffe, das sogleich den Kampf begann. Die Elisabeth ward halb zerstört und mußte nach Frankreich zurück, Karls eigenes Fahrzeug entkam und ankerte nach 14 Tagen bei South-Uist.

Landung. Karl sandte an seine Anhänger, sie nannten das Unternehmen ein über- eiltes, wahnsinniges, man opfere sich umsonst, wenn er kein französisches He[er] mitbringe. Deßungeachtet verzagte Karl nicht, gewann zuerst drei Macdona[lds], denen dann Andere folgten. Karl berief sich nicht umsonst auf die Treue, [und]

Edelmuth der Schotten. die Hochherzigkeit der Schotten, ein Häuptling des Hochlandes nach dem an[dern] entschloß sich, das Schicksal seines Fürsten zu theilen, wie es sich auch gest[alten] möge, sie waren um so eher entschieden, ihrem rechtmäßigen Herrscher [zu] helfen, je verlassener er unter ihnen erschien. Karl entwickelte auch eine ungem[eine] Thätigkeit und Gewandtheit, die Hochländer zu gewinnen; er nahm ihre Tr[acht] an, er richtete sich nach ihren Gebräuchen, er lernte bald einige Worte gäl[isch],

1. Gefecht er bezauberte Alles durch seine Manieren. Eine Kompagnie Soldaten, die a[m] 16. August die Aufständischen angriff, wurde geschlagen, ihr Hauptmann g[e]- fangen. Am 19. August pflanzte Karl im Thale Glenfinnan auf einem Hü[gel] das königliche Banner auf von rother Seide, in der Mitte ein weißes F[eld], auf welchem die Worte standen: Tandem triumphans (endlich siegreich); [ein] Manifest ward verlesen, in welchem Jakob III. dem Prinzen Karl die Re[gent]- schaft übertrug, dann sprach Karl selber, setzte seine Rechte auf die [Krone] auseinander, und daß er gerade in diesem Theile seines Reiches gelandet, [weil] hier ein Volk braver Männer sei, die mit ihm, wie er mit ihnen, Triumph [und] Tod theilen wollten. Die Zuschauer jubelten, bald zog Karl an der Spitze [von] 1600 Bewaffneten weiter.

In Schottland standen wenig Truppen, nur 3000 Mann, deßungeacht[et]

Die Regierung. gedachte die Regierung in Edinburg, mit dieser Mannschaft den Aufstand i[m] Keime zu ersticken, und setzte zugleich eine Belohnung von 30.000 Pfund [...] den aus, welcher den angeblichen Prinzen von Wales verhafte. Es ging jed[och] mit diesen Truppen schlecht: ihr Anführer Sir John Cope war kein Feigli[ng] und Verräther, aber ein schwerfälliger Mann, der überdieß noch durch fals[che]

Der Prinzregent. Nachrichten getäuscht wurde; er hielt den Anhang seines Gegners für gering[,] Karl für weniger befähigt, als er war, während dieser durch seine Schönh[eit], durch seinen hohen Wuchs, durch seine Theilnahme an allen Anstrengungen [und] Entbehrungen Alle bezauberte; er schlief mit ihnen auf offenem Moore, er [aß] Nichts als die landesüblichen Gerichte, er trug die Tracht der Hochländer, [er] erklärte, er möchte gerne ein ächter Hochländer sein, er lauschte mit Entzück[en]

Aus ins ...f ihre alten Gesänge und Sagen. Am 4. September hielt er in Perth un[ter] ...em Jubel seinen Einzug; hier stieß Lord Georg Murray und der Herz[og]

: Perth zu ihm, der erstere ein Mann von militärischen Fähigkeiten. Bald den die Aufständischen in der Nähe von Edinburg, wo große Bestürzung schte. Zwar war das Schloß gegen jede Gefahr gesichert, allein die Stadt e nur einen alten, schlechten Wall. Deßungeachtet beschloß man, mit liz und Freiwilligen die Stadt zu halten, ja sogar die Insurgenten anzugreifen.

Allein die Erstere war nur gewohnt, an des Königs Geburtstag Parade machen und nachher ein Essen zu halten, und die Letzteren waren von der barkeit ihres Lebens so überzeugt, und vom Abschied von ihren Freundinnen rgriffen, daß, als der Commandant vor die Thore kam und zurücksah, er noch wenige hinter sich erblickte. Uebrigens wurden die Bürger durch die ferkeit des regelmäßigen Militärs nicht beschämt; als einige Insurgenten zur gnoscirung auf die Fohlenbrücke kamen, und gegen ein Dragonerpiquet ihre olen abschossen, wurden die Dragoner von solchem Schreck befallen, daß sie und davon sprengten und kein Wort des Befehlhabers sie aufzuhalten ochte; erst an den Küsten von Dunbar machten sie Halt. Dieß ist der betigte Galopp von der Fohlenbrücke. Während der Magistrat berieth, wie man gegen den Prinzen zu benehmen habe, öffneten die Insurgenten in der Nacht der Stadt ein Thor, überwältigten die Schildwache, versicherten sich der ren Thore; Alles ging in der größten Stille vor sich. Als die Edinburger chten, sahen sie, daß die Hochländer Herren der Stadt seien.

Galopp an der Fohlenbrücke.

Einnahme v. Edinburg

Am Mittag wurde König Jakob VIII. feierlich ausgerufen und die Vollt des Regenten verlesen. Eine vornehme Dame von ausgezeichneter Schönheit eilte weiße Bänder, das Parteizeichen der Jakobiten. Der Regent trug die tische Nationaltracht, die blaue Mütze mit weißer Kokarde. Die Luft ertönte Jubelruf und den Tönen der Sackpfeifen; am Abende des 17. September der Prinz einen Ball im Palaste seiner Väter. Schon am 18. September er wieder auf, einer Heeresabtheilung unter Cope entgegen, die 2200 Mann g. Bei Preston-Pans kam es am 20. September zum Treffen, der z umging die Schutzstellung seiner Feinde in der Nacht und griff bei nenaufgang dieselben an. Die Hochländer hielten zuerst unbedeckten Hauptes kurzes Gebet, drückten dann die Mützen in's Gesicht, stürzten, jeder Clan sich, auf das Signal der Sackpfeife vorwärts mit gezogenem Schwert auf Feind. Die englische Reiterei sprengte, vom Schrecken ergriffen, davon, Fußvolk unterhielt einige Minuten ein wohlgezieltes Feuer, wurde aber ll überwältigt und bis auf 170 Mann getödtet oder gefangen, Oberst iner fiel. Die Aufständischen hatten nur 30 Todte und 70 Verwundete. Prinz bewies Mäßigung im Siege, erzwang Barmherzigkeit, und als ihn seiner Officiere zum Siege beglückwünschte mit den Worten: „Ihre Feinde n zu ihren Füßen", antwortete er: „die betrogenen Unterthanen meines rs."

Sieg bei Preston.

Auf die Nachricht vom Aufstande eilte König Georg II. von Hannover : August nach London zurück*). Von den Holländern wurden die vertrags-

Gefahr Georg II.

*) Mahon, III. 255—97.

...dam Hilfstruppen verlangt, und aus Flandern einige Regi-
... Georg war wenig beliebt, das Publicum sah dem Aufstande
... Ludwig XV. hingegen sandte jetzt kleine Zuschüsse an Geld
... und ließ in Dünkirchen Vorbereitungen treffen, daß Karls jüngern
... Heinrich von York, an der Spitze einer Brigade und einiger franzö-
... Regimenter in England landen könne. Wäre die französische Regierung
...ger verfahren, so hätte Karl wahrscheinlich gesiegt. Der Prinz wünschte
...sogleich nach London zu ziehen, und wäre er schnell mit 3000 Mann
... erschienen, so wäre die Hauptstadt wahrscheinlich zu ihm über-
...gangen. Allein seine schottischen Rathgeber sprachen sich gegen einen Einfall in
England aus: in Schottland würden die französischen Zusendungen eintref...
überdieß seien viele Hochländer bereits wieder in ihre Berge gegangen, ...
ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Karl kehrte darum wieder nach Edin...
zurück, die Sackpfeife spielte beim Einzug die alte Melodie der ...
das Reich soll wieder des Königs sein. Fast in ganz Schottland wurde ...
Jakob VIII. als König ausgerufen und Steuern in seinem Namen erhob...
nur das Schloß in Edinburg und Stirling, einige kleine Vesten im Hochla...
und gewisse Bezirke jenseits Inverneß hielten noch zur Regierung.

Karl Stuart. Karl bewies ebenso viel Klugheit, Mäßigung, als Kühnheit, seine Anhän...
rühmten von ihm, er könne von einer trockenen Brodrinde leben, auf Erb...
stroh schlafen, in 4 Minuten zu Mittag essen, in 5 Minuten eine Schl...
gewinnen. Er schonte die Besiegten, er behandelte die Gefangenen mit gr...
Milde, in einer Proclamation erklärte er: die Mißgriffe, welche seine F...
gethan, seien mehr als gebüßt worden, der Nation sei aber jetzt die Geleg...
geboten, ähnliche Fälle für die Zukunft unmöglich zu machen. Er sprach
für eine freie gesetzliche Volksvertretung aus, gelobte Sicherheit für den Gla...
Proclamation. für Gerechtsame und Gesetze, alle im Reiche bestehenden Kirchen sollten sich
gleichen Schutzes erfreuen; er versprach Verzeihung für Alles, was man ge...
seine Familie gethan: 57 Jahre hätten die Stuarts jetzt in der Verban...
verlebt, die Nation sei aber während dieser Zeit nicht glücklicher gewesen, ...
hannöverischen Herrscher seien keine Väter des Volkes; die Familie, der ...
Partei das Diadem eines rechtmäßigen Fürsten widerrechtlich übertrug, ...
durch die That bewiesen, daß sie dieses Vertrauen nicht verdiene; Georg f...
jetzt Holländer, Hessen, Schweizer gegen seine Unterthanen in den Kampf; ...
Karl, wolle sich blos auf die Treue seiner Schotten und Engländer stü...
Die Proclamation wirkte günstig, bald stand Karl an der Spitze von 6...
Mann. Durch freie Gaben, durch Zwangsanleihen, durch Zuschüsse aus ...
Auslande erhielt er Geld; Ungehorsame wurden mit dem Standrechte bedr...
französische Schiffe brachten 5000 Gewehre, Kanonen, Officiere. Das Zutrau...
...g, die Hingebung an den Erben Robert Bruces, der sein ererbtes R...
...dere, nahm zu; insbesondere war das schöne Geschlecht für den königl...
...bannten, der vor kurzem Flüchtling und geächtet, und jetzt Sieger und H...

r, der so tapfer in der Schlacht und ein so gewandter Tänzer war, von
geisterung ergriffen.

Karl wollte noch nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen; er fühlte, daß er Zug nach England.
: dann Schottland behaupten könne, wenn er England erobere, und er hoffte,
sein persönliches Erscheinen in England einen Aufstand der jakobitischen
rtei hervorrufe. Den Häuptlingen, die ihm von einem Zug nach England
ethen, sagte er bestimmt, er sehe wohl, daß sie in Schottland bleiben und
Vaterland vertheidigen wollten, aber sein Entschluß stehe fest, in England
Glück zu versuchen, müßte er auch allein gehen. Das, meinten die Häupt-
ge, sei gegen ihre Ehre, und so wurde der Zug in zwei Abtheilungen gegen
Süden beschlossen.

Am letzten Oktober brach Karl von Holyrood auf, mit 6000 Mann, Schwierigkeiten.
unter 500 Reiter; alle hatten Lebensmittel auf vier Tage. Der Prinzregent
e aber stets mit dem Widerwillen der Hochländer gegen einen Zug nach
gland zu kämpfen, viele rissen aus, hin und wieder vergingen Stunden, bis er
bewegen konnte, vorwärts zu gehen. In England hingegen hielt man die Hoch-
der für thierische Wilde, welche sogar kleine Kinder verzehrten. Das Parlament
illigte dem Könige Geld, die Habeas Corpus-Acte wurde suspendirt, Milizen
den ausgehoben, ein Heer zusammengezogen. Doch ging anfangs die Sache Carlisle.
ls glücklich voran. Carlisle, das alte Grenzbollwerk Englands, ergab sich nach
ig Schüssen, Karl hielt am 17. November triumphirenden Einzug, am 20.
ann er den Marsch nach dem Süden, gegen den sich insbesondere der Aberglaube
Hochländer aussprach. Der Prinz theilte alle Beschwerden, schritt, in hoch-
ischer Tracht, den Schild über die Schulter geworfen, an der Spitze dieses
jenes Clans einher. Als seine Beschuhung schadhaft war, ließ er in einem
fe unter den Sohlen eine dünne Eisenplatte befestigen, und sagte, als er den
schmied bezahlte, lächelnd: „Ihr seid wahrscheinlich der erste Schmied, der den
n eines Königs beschlägt." Am 29. November zog er in Manchester ein Manchester.
r Glockengeläute und dem Zuruf der Menge. Die Häuser waren beleuchtet,
s trug weiße Kokarden. Viele drängten sich, dem Prinzen die Hand zu küssen,
n Wenige wollten zu den Waffen greifen; 1715 war ein ganz anderes
erisches Feuer in den Jakobiten Englands gewesen, als jetzt. Karl wurde
rch nicht entmuthigt, er hoffte in Derby eine große Anzahl seiner Anhänger
inden. Am 1. December wurde der Mersey überschritten, am anderen Ufer
man einige Adelige. Eine Frau Skyring stürzte dem Prinzen zu Füßen Frau Skyring.
den Worten: „Herr, nun laß Deine Dienerin in Frieden fahren!" sie hatte,
kleines Kind Karl II. in Dover landen gesehen, ihr Vater hatte für die
gliche Familie Alles geopfert und war mit Undank belohnt worden; nichts
weniger blieb sie ihrer Ueberzeugung getreu und hatte bisher jedes Jahr ihre
parnisse der verbannten Familie gesandt, und dabei ihren Namen verschwiegen,
it die Empfänger nicht an die unfreundliche Behandlung erinnert würden,
ie der Geberin hatten angedeihen lassen. Jetzt verkaufte sie ihre Diamanten, ihr
bergeschirr und legten den Erlös dem Prinzen zu Füßen — der Kummer über
Unglück hat sie nachher getödtet. Lord Mahon bemerkt hiezu mit Recht*):
elche außerordentlichen Fortschritte haben wir im Vergleiche zu jenen unphilo- Einst und Jetzt.

*) Mahon, III. 283—84.

sophischen Zeiten gemacht! Wie weit verständiger wissen wir Könige und Re- gierungen gleich anderen Artikeln blos nach ihrer Wohlfeilheit oder nach ihrem praktischen Nutzen zu schätzen! Welche Sicherheit erlangen wir, indem wir in dem jedesmaligen Herrscher auch den rechtmäßigen erblicken! Welche Verachtung muß ein alter Cavalier bei einem heutigen Doctrinär erwecken, z. B. bei einem jener weisen Abgeordneten, welche im Juli 1830 in Dachkammern und Kellern versteckt lagen, während das brave Volk sich schlug, und die, als Alles vorüber war, plötzlich emportauchten, jetzt nach dem Siege ebenso entschlossen, den Tyrannen abzusetzen, wie sie im Falle einer Niederlage bereit gewesen wären, die Rebellen hinrichten zu lassen! Wie edel sind die Männer, welche ihren Eid der Tr in den Wind hängen, damit er von jedem Luftzug des Glückes hin und h geweht werde, und die heute nie wissen, welche Grundsätze sie morgen v fechten werden!"

Derby. Am 4. December war Karl in Derby, noch 26 Meilen von der H stadt entfernt. Die erwartete Verstärkung kam nicht, dagegen die Nachricht, ein Heer von 30,000 Mann unter dem Prinzen von Cumberland heran Die schottischen Häuptlinge erklärten, daß sie nicht weiter gingen. Vergeb versuchte Karl, ihnen die Bedenken auszureden, vergebens rief er: „sollte zurückweichen, so läge ich lieber 20 Fuß tief unter der Erde;" vergebens

Umkehr. und beschwor er sie als Freunde — sie waren unerbittlich. Mit tiefem Ku gab Karl am 5. December die Einwilligung zum Rückzuge, aber auch unter seiner Mannschaft murrten, als sie umkehren mußten: „wären wir schlagen worden, so hätte der Kummer nicht größer sein können," schreibt Officier. Lord Mahon glaubt, daß, wenn Karl nach London ging, die St wenigstens wieder für einige Zeit den Thron bestiegen. So war die Stim in London; Georg II. schickte schon seine werthvollsten Sachen auf die S Selbst Minister schwankten, ob sie sich nicht für den Prätendenten er sollten. — Die englischen Jakobiten regten sich doch endlich, unter den Offic hegten viele jakobitische Gesinnungen, und im Ganzen waren die Hannover nicht beliebt. Karl war entmuthigt, auf der Rückkehr siegte er zwar no einem Gefechte bei Clifton, am 19. war er wieder in Carlisle, am 20. cember wieder auf schottischem Boden; am 26. in Glasgow. In 56 T hatte die kleine Streitmacht 116 Meilen zurückgelegt. In Stirling hatte am 9. Januar 1746 wieder 9000 Mann unter sich und schritt zur Belager

Sieg bei Falkirk. des Schlosses. Bei Falkirk*) gewann er am 17. Jänner den letzten S über den General Hawley; wieder flohen die Dragoner, wieder focht das F volk tapfer, aber es mußte sich zurückziehen. Fortan sinkt Karls Stern: un seinen höheren Officieren brach Eifersucht und Zwiespalt aus; viele gem Hochländer rissen aus, um ihre Beute in den Bergen in Sicherheit zu brin Am 30. Januar traf der Herzog von Cumberland, fast gleichen Alters Karl, ein tüchtiger Soldat, fest, redlich, aber auch grausam, in Edinburg e

---

*) Mahon, III. 298—338.

brach zur heranziehenden Armee auf. Von Stirling mußten die Insurgenten
:hen. Im eigentlichen Schottland wurde der Krieg anfangs matt geführt,
e Forts wurden zerstört, bei Culloden kam es endlich zur Entscheidung Niederlage bei Culloden
16. April 1746.

Die Hochländer schlugen sich wie Löwen, das erste Treffen der Engländer
e im ersten Anlaufe zersprengt. Cumberland hatte dieses befürchtet, und
n sein zweites Treffen tief aufgestellt; um die hochländischen Schilde unnütz
achen, befahl er seinen Soldaten, nicht auf den gerade gegenüberstehenden
zu stoßen, sondern auf den, welchen sie zur rechten Hand hätten. Das
r des zweiten Treffens war so wohl unterhalten und vernichtend, daß die
länder reihenweise hinstürzten oder betäubt flohen. Karl vergoß heiße Thränen
Anblicke des Unglückes, er wollte mit der Reserve in die Schlacht stürzen, Flucht.
O'Sullivan ergriff sein Pferd am Zügel und riß ihn vom Schlachtfelde
Die Engländer verloren 310, die Schotten 1000 Mann. Die Sieger be-
n eine schmähliche Grausamkeit, die Flüchtlinge wurden niedergehauen, die Grausamkeit der Sieger.
undeten kalten Blutes getödtet. In einem Pächterhause wurden 20 kampf-
ige Flüchtlinge verbrannt. Die Soldaten waren Richter, Geschworne und
r, selbst Frauen und Kinder der Rebellen fanden nicht immer Gnade!
erland beging, um einmal mit den Jakobiten fertig zu werden, große Cumberland.
samkeiten. Gegen 80 Häuptlinge wurden wegen Hochverraths theils in Eng-
theils in Schottland hingerichtet unter den qualvollen Martern, die das
über Hochverrath verhängte: sie wurden noch lebend vom Galgen herabge-
en, ihnen dann der Leib aufgeschnitten, die Eingeweide herausgerissen, das
ins Feuer geworfen, und der Leib endlich geviertheilt. Schaaren von gemeinen
ändern wurden zur Sklavenarbeit auf die westindischen Inseln gebracht.
gemeinen Leute mußten loosen, der zwanzigste Mann wurde gehangen, die
n deportirt. Die Häupter starben auf dem Schaffot, alle voll Muth. Als
Gang zum Tode des Lord Balmerino die Beamten das übliche: „Gott
e unsern König Georg!" riefen, antwortete Balmerino: „Gott erhalte Balmerino.
n König Jakob!" Als er sein Haupt auf den Pflock legte, sagte er: „hätte
usend Leben, so würde ich sie alle hier für dieselbe Sache hingeben." Karl
mild und versöhnlich gegen die Besiegten gewesen, — einen um so schwärzeren
n bilden diese Hinrichtungen im Leben Georgs II. Chesterfield empfahl, die
ande durch die Anlage von Dörfern und Schulen zu civilisiren. Um das
istren war es dem Herzog von Cumberland nicht zu thun, wohl aber um
ernichtung des Clanwesens, welches Schottland aus der alten Zeit allein
unter den keltischen Stämmen gerettet hatte. Die Güter der verurtheilten
ne wurden an die Meistbietenden in Pacht gegeben. Ihren Vasallen oder
linge blieb Nichts übrig, als unter das Militär zu gehen oder nach
ika auszuwandern. Die Lords, die der Regierung treu geblieben waren,
n verlockt, jedes Jahr eine Zeit in London zuzubringen, und wurden so in
enüsse der Hauptstadt verstrickt. So wurde Schottland freilich besser bebaut,
mit dem patriarchalischen hörte auch der heroische Geist auf, die alte Poesie
lanlebens. Thierry bemerkt*): seit die Schotten ihren religiösen und politischen Ende des Clanwesens.
siasmus verloren haben, verwandten sie die Gaben ihrer Einbildungskraft,
etzte Spur ihres keltischen Ursprungs, auf die Literatur. Schottland ist

*) Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. B. IV. 188.

vielleicht das einzige Land in Europa, wo das Wissen wahrhaft volksthümlich ist, wo die Leute aus allen Classen der Gesellschaft gern lernen, um zu lernen, ohne ihren Stand verändern zu wollen. Die Zahl ausgezeichneter Schriftsteller in Schottland ist größer als in England in letzter Zeit, wenn man die Ziffer der Bevölkerung in's Auge faßt. Namentlich zeichnen sie sich in der historischen Composition, in der Anordnung der Geschichtswerke und im Talent zu erzählen aus.

Karl flüchtig. Aber wo ist denn Karl nach der Schlacht bei Culloden? Er ist flüchtig, wie einst Karl II. nach der Schlacht bei Worcester, fünf Monate vom April bis September irrte er umher, wie ein wildes Thier verfolgt, von den Bergen zu den Inseln, und von den Inseln zu den Bergen. Jeder Tag hatte seine Abenteuer. Der Hunger peinigte ihn, Stürme brausten um sein Haupt, der Regen schoß auf seine ungeschützten Schultern nieder, seine Kraft war gebrochen, aber sein Muth blieb ungebeugt. Er pflegte zu sagen, die Mühen und Kümmernisse, denen er ausgesetzt sei, hätten Nichts zu bedeuten, aber wenn er an die braven Männer denke, die um seinetwillen duldeten, dann werde das Herz ihm schwer und sinke fast zu den Füßen nieder. Es ist ein Beweis für den Seelenadel des schottischen Volkes, daß mehr denn hundert Personen um seinen Aufenthalt wußten und doch keine die Belohnung von 30.000 Pfund für seinen Verrath verdienen wollte. Einmal suchten ihn 2000 Milizen auf einer kleinen Insel, wo er versteckt war, und er hätte sich ergeben müssen, wenn nicht Fräulein Flora Mac-

Flora Macdonald. donald, die Tochter eines Hauptmanns der feindlichen Milizen, seine Rettung unternommen hätte; sie vergoß Thränen, als sie den Prinzen in einer elenden Hütte beschäftigt sah, auf einem hölzernen Spieße das Herz eines Schafes zu rösten. Karl aber meinte, es wäre gut, wenn alle Könige sich einer solchen Prüfung unterwerfen müßten, wie er sie jetzt bestehe. Der Prinz entkam von der Insel in Frauenkleidern als Dienerin Flora's. Flora kam später 12 Monate in's Gefängniß wegen ihrer Hochherzigkeit, der Prinz von Wales verschaffte ihr aber die Freiheit. Dann war Karl wieder eine Zeit auf dem Festlande unter Heidekraut versteckt in der Nähe einer Linie von Schildwachen; drei Wochen war er einmal in einer Höhle unter 7 Räubern, die ihn alle kannten, statt aber den

Karl gerettet, Blutpreis zu verdienen, mit der größten Herzlichkeit bedienten. Am 20. September 1746 konnte sich Karl endlich an derselben Stelle, wo er vor 14 Monaten gelandet war, einschiffen; er kam mitten durch die englische Flotte, durch Nebel geschützt, glücklich nach Frankreich. Sein Andenken blieb im Hochlande, noch heute werden dort die Lieder gesungen, die seine Thaten erzählen und ihn zur Rückkehr einladen. In einem dieser Lieder sagt eine Mutter: „Einst hatt' ich Söhne, jetzt bin ich allein, ich erzog sie mit Mühe und Sorgen; doch wären noch einmal Söhne mein, ich schickte zum Prinzen sie morgen."

in Paris. Karl kehrte nach Paris zurück. Ludwig empfing ihn freundlich, das Volk, das ihn bewunderte und seine Leiden beklagte, begrüßte ihn mit Enthusiasmus. Der König bewilligte ihm einen Jahresgehalt von 40.000 Livres, und einigen seiner treuesten Anhänger Officiersstellen. Auf seinen Plan, eine neue Expedition auszurüsten, ging aber das Ministerium nicht ein. Als der Cardinal Tencin ihm einmal vorschlug, wenn er Irland abtrete, dann werde die Krone Frankreich Etwas für ihn thun, rief er entrüstet aus: „Nein, Herr Cardinal, Alles oder Nichts, keine Theilung!" Vergebens wandte sich Karl an den Hof von Madrid und Berlin um Hülfe, an beiden Orten wollte man es nicht mit England verderben.

Heinrich Stuart. Bald war die Sache der Stuarts hoffnungslos. Heinrich, der jüngere Bruder Karls, ging nach Rom, wurde Geistlicher und 1747 Cardinal, er brach mit dem Bruder von da an jeden Verkehr ab, und schrieb dem Kaiser …

h kurze Briefe. Frankreich hatte im Frieden von Aachen versprochen, die
uarts auszuweisen, und mußte nun sein Wort halten*); man wollte ihm ein
ägendes Einkommen, eine Leibwache geben, nur sollte er seinen Wohnsitz in
iburg in der Schweiz aufschlagen. „Ich gehorche keinen Befehlen aus Hannover,"
erklärte Karl trotzig, entschlossen, Paris nicht zu verlassen. Vergebens waren
ten, Drohungen, selbst Befehle seines Vaters. Da wurde er endlich am
December 1748, als er in die Oper fahren wollte, ergriffen, an Händen
Füssen gebunden, zuerst in das Gefängniß von Vincennes gesteckt, und dann
die Grenze auf savoyisches Gebiet geschafft. Von da an beginnt sein einsames
nderleben, über das wir aber nur spärliche Nachrichten haben. Er lebte einige
t in Avignon, in Venedig, er bereiste Deutschland, er war zweimal unerkannt
England, mehrere Male in Paris, zuletzt kehrte er nach Rom zurück und
hnte sich mit seinem Bruder und lebte fortan in Rom oder Florenz. Aber
blos die Sache, auch der Held sank nach und nach, die vielen Enttäuschungen
Demüthigungen versetzten ihn oft fast in Wahnsinn. Um sich zu erheitern,
bte Karl sich dem Trunke zu. Dann knüpfte er ein Verhältniß mit einem
lein Walkinshaw, von der seine Anhänger glaubten, sie stehe im Solde des
schen Ministeriums und ihre Geheimnisse würden verrathen. Man erklärte
entschieden, daß er sich von ihr trennen müsse, sonst würden ihn seine An-
er aufgeben. Karl hielt es unter seiner Würde, sich Etwas abzwingen zu
. Da erklärte Mac-Namara traurig: „Was muß Ihre Familie verbrochen
, daß nach so vielen Jahren noch der Fluch des Himmels auf jedem Zweige
lben ruht?" Und nun verließen ihn viele seiner getreuesten Anhänger, und
sen sich aufrichtig der Familie Hannover an. 1772 vermählte sich Karl mit
Prinzessin Louise von Stolberg. Er nannte sich Albany. Die Ehe war
klich, der Graf war roh, die Gräfin zwar schön und geistreich, aber treulos,
ging sie mit Alfieri davon. Der berühmte Dichter hat ihren Namen und
Unglück in seinen Werken verewigt, sie, ohne welche er nie Etwas Gutes
ffen hätte**). Karl hielt es noch bis zu seinem Tode für möglich, nach
nd berufen zu werden, und hatte unter seinem Bette stets eine Kiste mit
0 Zechinen versteckt, um die Kosten einer Reise nach England zu tragen.
Schlaganfall machte 1788 am 31. Januar, dem Jahrestag der Hinrichtung
I., seinem Leben ein Ende. Sein Bruder, der Cardinal, führte nun als
ndent der Krone von England den Titel Heinrich IX., König von
nd; seine letzten Familienjuwelen opferte er dem Papste, als dieser durch
ranzösische Revolution in Noth kam; hingegen bot ihm, als er arm und
g in Venedig lebte, Georg III. edelmüthig und zart Unterstützung an; er
1807. So endete das Haus Stuart. Ein prachtvolles Grabmal von
va's Meißel birgt in der Peterskirche zu Rom die Asche Jakobs III., Karls III.
Heinrichs IX. — Das Schweigen des Grabes vereint sich hier mit der Stille
Andacht und der Größe der Erinnerungen.

Karl verbannt aus Frankreich.

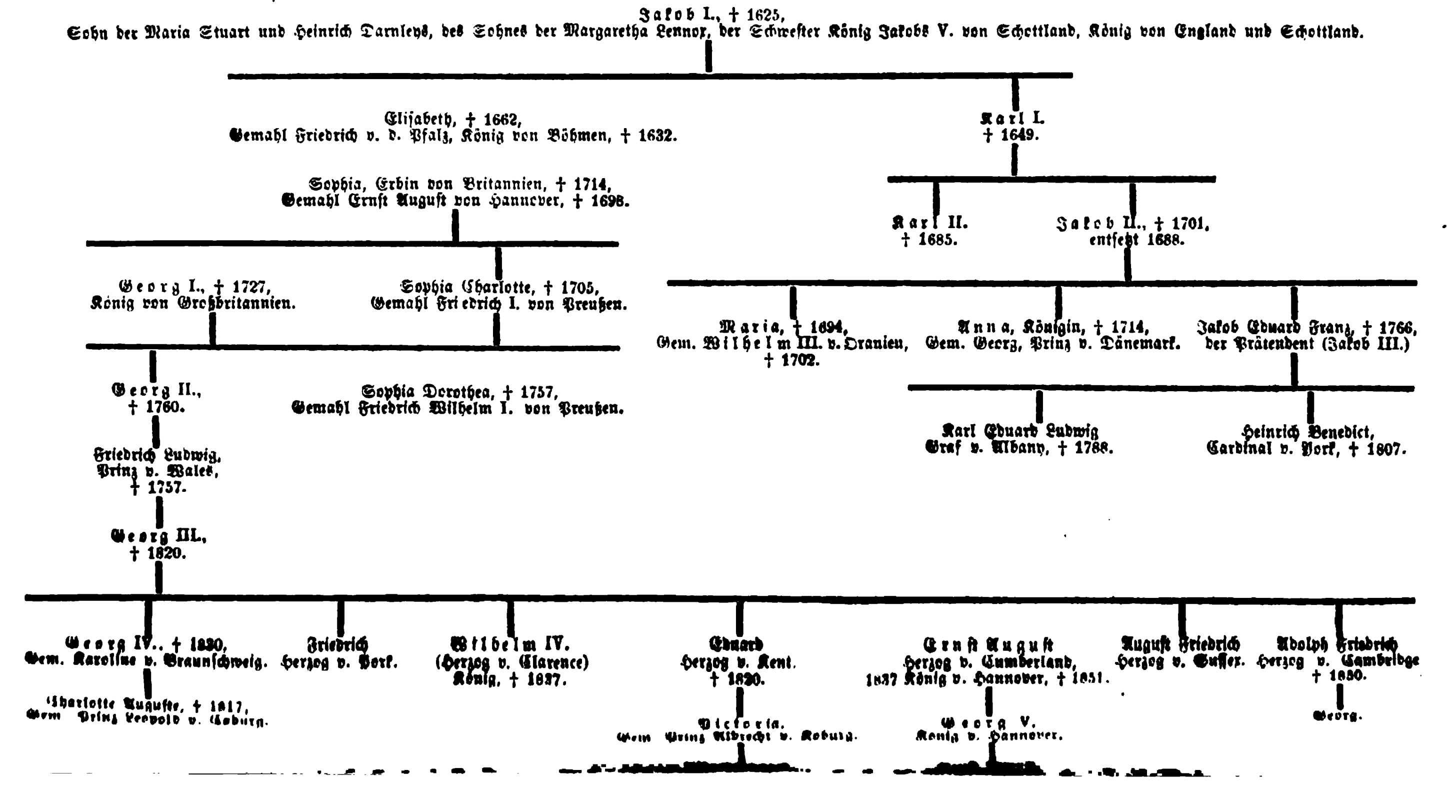
Umherwandern.

Sinken.

Heinrich IX.

*) Mahon, III. 367—73.

**) Senza laquella non avrei fatto nullo di buono. Beide ruhen in Santa Croce in
z zwischen den Gräbern Michel Angelos und Machiavellis.


Die Häuser Stuart und Hannover in England. Vgl. B. IV. S. 458.
Jakob I., † 1625,
Sohn der Maria Stuart und Heinrich Darnleys, des Sohnes der Margaretha Lennox, der Schwester König Jakobs V. von Schottland, König von England und Schottland.
Elisabeth, † 1662,
Gemahl Friedrich v. d. Pfalz, König von Böhmen, † 1632.
Karl I.
† 1649.
Sophia, Erbin von Britannien, † 1714,
Gemahl Ernst August von Hannover, † 1698.
Karl II.
† 1685.
Jakob II., † 1701,
entsetzt 1688.
Georg I., † 1727,
König von Großbritannien.
Sophia Charlotte, † 1705,
Gemahl Friedrich I. von Preußen.
Maria, † 1694,
Gem. Wilhelm III. v. Oranien,
† 1702.
Anna, Königin, † 1714,
Gem. Georg, Prinz v. Dänemark.
Jakob Eduard Franz, † 1766,
der Prätendent (Jakob III.)
Georg II.,
† 1760.
Sophia Dorothea, † 1757,
Gemahl Friedrich Wilhelm I. von Preußen.
Karl Eduard Ludwig
Graf v. Albany, † 1788.
Heinrich Benedict,
Cardinal v. York, † 1807.
Friedrich Ludwig,
Prinz v. Wales,
† 1757.
Georg III.,
† 1820.
Georg IV., † 1830,
Gem. Karoline v. Braunschweig.
Friedrich
Herzog v. York.
Wilhelm IV.
(Herzog v. Clarence)
König, † 1837.
Eduard
Herzog v. Kent.
† 1820.
Ernst August
Herzog v. Cumberland,
1837 König v. Hannover, † 1851.
August Friedrich
Herzog v. Sussex.
Adolph Friedrich
Herzog v. Cambridge
† 1850.
Charlotte Auguste, † 1817,
Gem. Prinz Leopold v. Coburg.
Victoria.
Gem. Prinz Albrecht v. Koburg.
Georg V.
König v. Hannover.
Georg.

Ende des zweiten schlesischen Krieges. Der Friede zu Dresden.

Erst spät begann der Feldzug in Schlesien*), da beide Theile Zeit Karl und Friedrich.
uchten, um sich zu den entscheidenden Schlägen, welche sie führen wollten, zu
ten. Karl von Lothringen wollte mit 85,000 Mann in Schlesien eindringen
d 30,000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels sollten ihn unterstützen.
iedrich hatte 100,000 Mann zu Fuß und 45,000 Reiter beisammen und
chte diese Kraft nicht zersplittern, weil sein ganzes Schicksal auf dem Spiele
nd. Prinz Karl, der diesmal Traun nicht als Rathgeber an der Seite hatte,
llte von Trautenau her in Schlesien einbrechen, Esterhazy und Karolyi Kriegsplan.
ten in Oberschlesien einfallen, dadurch und durch Täuschung über den Weg
fte man Friedrich in die Lage zu bringen, daß er seine Macht zersplittere.
edrich aber hielt, trotzdem die ungarischen Reiter Oberschlesien durchschwärmten,
dem rechten Ufer der Oder bis Namslau, auf dem linken bis Breslau
iften, und die Panduren in der Nacht vom 17. Mai Kosel erstiegen, seine
uppen beisammen. Als der französische Gesandte Valori ihn staunend fragte,
um er alle Pässe offen lasse, entgegnete der König: „Mein Freund, wenn
n die Maus fangen will, macht man die Falle nicht zu**).“ — Mit seinem
arfsinn errieth er zum Theil den Plan seines Gegners, und was sein Luchs-
e nicht erfaßte, erfuhr er durch einen Doppelspion, Schönfeld. Friedrich
ßte genau, wann Karl aus Böhmen aufbrach, und die Oestreicher zogen so
gsam heran, daß er Zeit genug hatte, sie in voller Kampfbereitschaft zu
fangen, sobald sie vom Gebirg herabkamen. Als er sie endlich von der
he von Oberhohenfriedberg herabsteigen sah, rief er freudig aus:
tzt sind sie da, wo wir sie haben wollen.“

Die Armee ahnte nicht, daß der Würgengel so nahe sei. In der Nacht Hohenfriedberg.
3. Juni ließ Friedrich sein Heer in aller Stille gegen Friedau vorrücken***),
Rauchen war den Soldaten verboten. Erst um 2 Uhr in der Frühe des 4.
te er seinen Generalen den Plan der Schlacht mit. Der Hauptangriff galt
linken Flügel, wo die Sachsen standen; er sollte mit Ungestüm geschehen,
Fußvolk erst ganz nahe feuern und wo möglich gleich mit dem Bajonnet
reifen, die Reiterei ihre Hiebe nach dem Gesicht führen und keinen Gefangenen
hen. Beim ersten Grauen der Dämmerung waren die Sachsen durch Ueber-
ht von allen Seiten angegriffen. Ein wilder Kampf begann, die Berge schienen
Donner der Kanonen zu zittern. Nach muthigem Widerstand wurde die
erei der Sachsen von der preußischen geworfen und auch ihr Fußvolk wußte
nicht zu behaupten — sie waren unvortheilhaft aufgestellt und um 7 Uhr
r aus dem Feld geschlagen. Der Kanonendonner weckte Karl in Hausdorf
dem Schlaf, er eilte, Alles in Bewegung zu setzen. Zuerst bekam er die

---

*) Arneth, III. 65—79. Ranke, III. 248—65.
**) Valori, I. 222—28.
***) Histoire de mon temps. Chap. 13.

Nachricht, die Sachsen nehmen Striegau, bald darauf, sie seien bei Striegau gänzlich geschlagen. Bis die Oesterreicher vollkommen in Schlachtordnung standen, war der günstige Augenblick, eine Lücke zu benützen, die sich in Friedrichs Aufstellung gebildet, vorüber. Die Oesterreicher wurden, da ihr linker Flügel, die Sachsen, geschlagen war, in Rücken und Front zugleich gefaßt. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldenmüthig. — Karl war überall, wo die Gefahr am höchsten war. Fünfmal griff die preußische Reiterei die östreichische an, ein einziges Regiment hatte 200 Todte und 500 Verwundete. Beim sechsten Anfall wurde die östreichische Reiterei geworfen. Das Fußvolk hielt den Andrang der Preußen aus, zuletzt aber wurden 20 Bataillone gesprengt. Da befahl nun Karl den Rückzug, er ging in Ordnung vor sich. Oesterreicher und Sachsen hatten 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 67 Fahnen verloren. Die Preußen hatten 5000 Todte und Verwundete. „Durch List, sagt Friedrich, ward diese Schlacht vorbereitet, mit Tapferkeit ward sie ausgeführt." Den französischen Gesandten Valori, der am Kampf theilgenommen, umarmte Friedrich nach dem Sieg mit den Worten: „Mein Freund, Gott hat mir diesen Tag wunderbar beigestanden." Valori meint: „Dieser Fürst ist eine wunderliche Mischung von guten und schlimmen Eigenschaften, und ich weiß niemals, welche überwiegen." „Herr Bruder, schrieb Friedrich an Ludwig XV., ich habe zu Friedberg den Wechsel eingelöst, den Sie zu Fontenoy auf mich gezogen haben."

Krieg in Böhmen.

Der Krieg wälzte sich nun nach Böhmen*): Karl nahm bei Königgrätz eine unangreifbare Stellung und Friedrich stellte sich gleich vortheilhaft bei Chlum auf. Drei Monate hindurch fielen nur kleine Gefechte vor. Jede Partei suchte die andere am Fouragiren zu verhindern. Brod und Wasser ward oft mit Blut erkauft. Friedrich suchte die böhmische Grenze so auszuhungern, daß der Gegner dort nicht mehr überwintern könne. Beide Theile schwächten sich durch Absendungen von Truppen, Friedrich, um Oberschlesien von den Ungarn zu säubern, Karl, um ein französisches Heer unter Conti von Frankfurt abzuhalten und die Kaiserwahl zu decken.

Verhandlungen.

Dieser gingen viele Unterhandlungen voraus. Auf der einen Seite suchte Preußen noch einmal, aber vergebens, Baiern und Sachsen auf seine Seite zu ziehen, und auf der andern Seite wollte Georg II., durch den Jakobitenaufstand um seinen Thron besorgt und eine Landung der Franzosen in England fürchtend, die östreichischen Streitkräfte im Kampf gegen Frankreich verwendet sehen. Dies war aber nur möglich, wenn Maria Theresia Frieden schloß mit Friedrich II. Am 26. August 1745 wurde deßhalb zwischen dem König von England und Preußen der Vertrag von Hannover**) geschlossen. Friedrich sollte Schlesien gemäß des Breslauer Friedens unter Garantie aller europäischen Mächte behalten, dafür aber dem Gemahl Maria Theresias bei der Kaiserwahl seine Stimme geben. England versprach, die Generalstaaten zur Beipflichtung, den Wiener Hof zur Einstimmung und Sachsen zu einer besondern Abtretungsakte Schlesiens an Preußen zu vermögen. Robinson, der

*) Histoire de mon temps. Chap. 13.
**) Ranke, III. 279.

glische Gesandte in Wien, versuchte jedoch vergebens seine Beredtsamkeit bei
Maria Theresia*).

Da man Frankreich nicht von Preußen loslösen könne, meinte Robinson, Robinson
müsse man Preußen von Frankreich loslösen; England verlange für die vielen
Hülfsgelder diesen Gegendienst. Auf allen vier Kriegsschauplätzen könne Oestreich
nicht die Uebermacht behaupten. Ohne Frieden mit dem gefährlichsten Gegner
werde ihr Gemahl die Kaiserkrone nicht erlangen. — Ruhig und fest war die Maria
Antwort der Königin, sie müsse Schlesien wieder haben, ohne Schlesien sei das Theresia.
Kaiserthum eine leere Würde. Prinz Karl sei auch allein im Stand, noch einmal
mit dem König zu kämpfen, bis dahin solle man ihr nicht vom Frieden reden,
man solle ihr Zeit geben bis zum Oktober. Müßte sie auch morgen mit Friedrich
schließen, so würde sie noch diesen Abend eine Schlacht liefern. Ihr Gemahl sei
nicht so begierig nach einer leeren Würde, wie die Kaiserkrone, und noch weniger
darnach, sich derselben unter der Vormundschaft des Königs von Preußen zu
erfreuen. Als Robinson bemerkte, auch in Italien gingen die Dinge schlecht,
entgegnete Maria Theresia, sie könne Italien nöthigenfalls an Frankreich geben
und Frieden damit erlangen und lieber lasse sie Italien fahren als Schlesien**).
So wies denn die Königin standhaft den Antrag Englands zurück. Ihre eigentliche
Herzensmeinung drückte sie bald darauf in vertraulichem Gespräch dem venetianischen
Gesandten aus***): sie habe sich über den Verlust von Schlesien schon
beruhigt gehabt und niemals daran gedacht den Breslauer Frieden zu brechen.
Der offene Treubruch des Königs von Preußen aber, welcher sie ohne jede Ursache
in dem Augenblick angegriffen habe, in welchem sie hoffen konnte, daß ihr
am Rhein befindliches Heer ihr eine Schadloshaltung für den Verlust Schlesiens
erkämpfen werde, habe sie mit der Ueberzeugung erfüllt, daß, so lange dieser Fürst
mächtig bleibe, sie in steter Beängstigung schweben müsse und sich niemals
des ruhigen Besitzes ihrer Staaten erfreuen könne. Es sei daher nicht Eigensinn
von ihr, sondern ein Gebot der Nothwendigkeit, wenn sie in dem gegenwärtigen
Augenblick die Hand zum Frieden nicht biete; sie erkenne es als ihre Pflicht, in
diesem Puncte unbeugsam zu bleiben, denn sie sei überzeugt, der König von
Preußen denke nur an den Frieden, um sie einzuschläfern und sie neuerdings zu
überfallen, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbiete.

In dieser Ueberzeugung schloß sie mit Sachsen den Bund ab, der unauflöslich Bund mit
sein sollte, kein Theil solle ohne Zustimmung des anderen mit dem Sachsen.
gemeinschaftlichen Feinde sich versöhnen, auch während des Winters wolle man
den Krieg fortführen. In diesem Sinn gab sie Befehl zur Fortsetzung des
Kampfes in Böhmen und am Rhein†).

Es galt zunächst die Kaiserwahl zu sichern. Ein französisches Heer unter Feldzug am
dem Prinzen Conti, 50,000 Mann stark, hatte den Rhein überschritten, und Rhein.
Stellung zwischen Darmstadt, Aschaffenburg und Gießen genommen. Ludwig XV.

*) Arneth, III. 87—90.
**) Arneth, III. 86—90.
***) Arneth, III. 94—96.
†) Das französische Original des Vertrags mit Sachsen vom 25. August 1873 bei
Arneth III. 422—24.

und der Prinz von Conti hatten Friedrich II. öfter in ihren Briefen die Be-
sicherung gegeben, daß sie sich selbst mit Gefahr einer Schlacht der Erwählun
des Großherzogs widersetzen würden*). Es galt also diese Franzosen zu ver-
jagen und den Reichsboden frei zu machen, und diesen Ruhm sollte der künftig
Franz von Lothringen. Kaiser, Franz Stephan, sich erwerben. Traun führte die Oestreicher, die noch i
Baiern standen, zu diesem Zweck gegen den Main; Aremberg kam mit ein
Heeresabtheilung aus Belgien rheinaufwärts und in Orb fand glücklich die Vereinigu
beider statt. In Langenselbold übernahm Franz Stephan 5. Juli den Oberbef
— und nun ging es gegen die Franzosen, die aber keine Schlacht wagend
zurückzogen, allerdings unter steten Verlusten. — Am 15. Juli ging Bern
bei Biberich über den Rhein, am 19. zogen sich die Franzosen über den R
zurück und suchten schließlich Deckung hinter der Queich, nachdem sie noch
ganzes Feldgepäck verloren**).

Der Reichsboden war frei und darum auch die Kaiserwahl, die au
2. Juni ausgeschrieben war. Der brandenburgische und pfälzische Ge
legten feierliche Verwahrung dagegen ein***) — vergebens; am 13. Septem
wurde mit 7 Stimmen „der durchlauchtigste Herr Franciscus Stephanus, He
von Lothringen und Bar, Großherzog von Toskana und König von Jerusal
Kaiser Franz I. zum Kaiser gewählt. Er nannte sich Franz I. Die Wahl wurde vom
mit Jubel aufgenommen.

Friedrich bemerkt: „Nun kam es auf die Frage an: ob es für den K
vortheilhafter sei, den neuen Kaiser unbedingt und ohne Einwendung anzuerken
oder geradezu mit demselben zu brechen, indem man erklärt hätte, daß
weder die Wahl, noch den Erwählten anerkennen könne. Dieser Fürst traf
beiden Maßregeln die genaue Mittelstraße: er beobachtete ein tiefes Stillsch
weil er von der einen Seite Frankreich nicht in Thätigkeit zu setzen vermoch
das zu Frankfurt vollzogene Wahlgeschäft umzustoßen; und weil von der
Seite, wenn er den Kaiser ohne Noth anerkannt hätte, er sich des Ver
einer Gefälligkeit würde begeben haben, welches er beim dereinstigen Frieden
konnte geltend machen†)." Am 4. Oktober fand die Krönung statt. M
Maria Theresia in Frankfurt. Theresia wohnte derselben bei. Ihre Reise über Regensburg, Nürnberg, Asch
burg war ein wahrer Triumphzug. Alle Herzen flogen der schönen, hochge
und muthigen Frau entgegen. Als der Krönungszug vom Dom sich
Römer zurückbewegte, sah sie demselben vom Balkon eines nahen Hauses zu
gab mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser Franz!" das Zeichen zur Jub
Begrüßung. Sie selbst ließ sich, so sehr man es auch verlangte, nicht zur Kai
krönen. Zu Uhlefeld soll sie gesagt haben: die Krönung einer Kaiserin
Deutschland sei nur eine Komödie, welche sie zu spielen keine Lust habe.
Auf die Gegenvorstellung ihres Gemahls schrieb sie: „Lieber gar nicht krön
obwohl mir dies leid thun würde, als in meinem jetzigen Zustande mich krö
Kaiserin-Königin. lassen†††)." — Deßungeachtet heißt sie vom Krönungstag an die Kaiser

*) Histoire de mon temps. Chap. 13.
**) Arneth III. 96—102.
***) Ueber die Vorverhandlungen vgl. Arneth III. 99—101.
†) Histoire de mon temps. Chap. XIII.
††) Arneth, III. 106—7.
†††) Histoire de mon temps. Chap. XIII.

nigin, weil ihr Gemahl, von ihrem umfassenderen Geist fortgerissen, in den nen ihrer Politik sich bewegte. Friedrich II. knüpft an ihren Aufenthalt in nkfurt feindselige Bemerkungen: „Sie überließ dem Kaiser den öffentlichen ren Prunk und behielt die Macht für sich; auch sah sie es nicht ungern, wenn es bemerkte, daß der Großherzog eigentlich nur das Schattenbild dieser de, sie aber die Seele derselben sei." — Der Grund wird uns klar, wenn hören, daß seine Friedensvorschläge in Frankfurt alle verworfen wurden. „Sie öffentlich in ihren Reden zu verstehen, daß sie lieber ihren Rock vom Leib Schlesien missen wolle. Der König von Preußen besitze zwar einige ausge-nete Eigenschaften, die er aber durch Unbeständigkeit und Ungerechtigkeit beflecke*)."

Als die schönste Feier der Krönung wäre ihr ein Sieg über den Feind ienen, darum schrieb sie an ihren Schwager, er solle einen Schlag ver-n. So mußte denn Prinz Karl, der dem Feind lieber durch den kleinen, nden und ermüdenden Krieg geschadet hätte, zu einem Schlag in großem ißstab sich erheben: er wollte zunächst Friedrichs Verbindung mit Glatz hen und ihn so zum Rückzug nach Schlesien zwingen. Friedrich brach in Sorge, daß die Oesterreicher vor ihm Trautenau gewännen. Die erreicher zogen ihm nach. In der Ecke zwischen Elbe und Aupa fanden Bewegungen statt. Karl beabsichtigte eine Ueberraschung, Friedrich stand in deckter Stellung in der Nähe von Soor. Karls Plan war schön, wurde schlecht ausgeführt. Friedrichs Geist war so findig, daß er schnell in jeder egenheit ein Hilfsmittel traf.

Am 29. September früh 3 Uhr war der östreichische Vortrab bei Soor**): Schlacht bei Soor.
r in aller Stille herangezogen, das Gepäck zurücklassend; es war verboten, k zu rauchen, Feuer zu schlagen. Mehr Hoffnung auf eine rasche Vernichtung Feindes durften sich die Oestreicher niemals machen. Der König war in n Lager umschlossen, wenn sie ihn sogleich angriffen. Unbegreiflicher Weise ten sie, bis er angriff, wozu Friedrich, sobald ihm die Nähe des Feindes det, sogleich entschlossen war, obschon er den 35,000 Oestreichern nur 00 Preußen entgegensetzen konnte. „Aber, sagt er***), es war weit gefährlicher, egenwart einer so nahestehenden Armee sich durch Engpässe zurückzuziehen, ie Oestreicher anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf Rückzug der Preußen gehofft und nur darnach seine Maßregeln ergriffen. ollte alsdann mit dem Nachtrab ein Treffen beginnen, und ohne Zweifel ihm dieses gelungen, aber der König entschloß sich ohne Bedenken zum ff, und es war weit ehrenvoller gänzlich zu Grund gerichtet zu werden, man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzug umzukommen, sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre†)." — Friedrich ließ h sein Heer eine Viertelschwenkung rechts machen, um der Front der eicher eine parallellaufende Front entgegenzustellen. Diese Maßregel war eine ende Probe seines Feldherrngeistes, und daß sie in einer halben Stunde

*) Histoire de mon temps. Chap. 13.
**) Rothkirch in der Oestr. milit. Zeitschrift 1825. IV.
***) Histoire de mon temps. Chap. 13.
†) Histoire de mon temps. Chap. 13.

... händigem Kugelregen, ein merkwürdiger Beweis der Zucht u... ...ner Truppen. Während das östreichische Feuer ganze Reihe... ...reußische Grenadierbataillone unerschrocken eine Anhöhe hinan ... ...ie bestrichen. In 4 Stunden war die Schlacht entschieden ... ...atten einen Verlust von 7000 Mann an Todten, Verwundeten ... Die Preußen geben ihren Verlust auf 4000 Todte und Ve... ...ein Zeichen, wie verzweifelt der Kampf war. Friedrich gest... ...er grobe Fehler gemacht habe, namentlich in der Wahl des schlech... ...aß aber die Tapferkeit der Truppen die Fehler des Anführers ... ...die Feinde für ihr Vergehen bestraft habe. — „Man kann ... Schlacht nur dem engen Terrain zuschreiben, auf welchem der Pri... ...ingen den König angriff, es benahm dem Feinde den Vortheil, wel... ...Ueberlegenheit an Zahl gab. Die Preußen konnten ihm eine ... Fronte entgegenstellen. Die Menge der Soldaten war dem Prinzen ... ...unnütz, weil seine drei Treffen fast ohne Zwischenraum, das ein... ...andere gedrängt, standen, und nicht mit freier Leichtigkeit fechten konn... ...weil, wenn einmal Verwirrung entstand, es eben dieser Menge we... ...möglich war dem Uebel zu steuern."

Friedrich blieb 5 Tage auf dem Schlachtfeld, um zu zeigen, daß ... Sieger sei, dann zog er sich nach Schlesien zurück. In Böhmen konnte er ... nicht halten, denn die Hilfsquellen des Landes waren vollkommen ausgesog... Ueber Schlesien ließ er den Oberbefehl dem Prinzen Leopold von Dessau. ...selber ging nach Berlin, weil er den Feldzug dieses Jahres für beendet ... Dem war aber nicht so. Sachsen machte in Wien den Vorschlag zu ... Winterfeldzug und zwar sollte diesmal der Hauptangriff auf die altpreußi... Lande erfolgen, und durch einen Theil derselben Sachsen vergrößert wer... Friedrich hatte in einem seiner Manifeste von der schändlichen Treulo... gesprochen, mit der seine Minister das Vertrauen König Augusts III. ... brauchten, und sich dadurch Brühl zum unversöhnlichen Feinde gemacht. ... Plan war: 10,000 Mann sollten vom Heere Trauns am Rhein unter Gen... Grünne an die Elbe rücken, sich mit den Sachsen vereinigen und den ... Dessauer, welcher in einem Lager bei Dieskau stand, auf Magdeburg zur... werfen, dann 6000 Mann zur Beobachtung dieser Festung zurücklassen ... sofort gegen Berlin vorrücken. Zu gleicher Zeit sollte Prinz Karl vom Nord... Böhmens durch die Lausitz gegen Crossen ziehen und so den König Friedr... im Rücken fassen. Der Plan war nicht übel, nur gehörte Beharrlichkeit, ... schwiegenheit und Schnelligkeit dazu, einem luchsäugigen, stets zum Spru... bereiten Feinde gegenüber. Gerade daran fehlte es aber.

Grünne war schon im Anmarsch nach dem Norden, Karl war aus sein... Quartieren aufgebrochen, als der Plan auf einmal abgeändert wurde. Kaiser... Elisabeth von Rußland sah mißliebig das Ueberhandnehmen der Macht Preußen... sie versprach Sachsen Hilfe. 14,000 Mann wurden sogleich mobil gemacht, ferner wollte sie 50,000 bis 60,000 Mann während des Winters auf die Ber... Außerdem gedachte sie 20,000 Kosaken in's Feld zu stellen. Nur ver... ...e Kaiserin, Sachsen solle, um Rußland die beabsichtigte Hilfeleistung

s Preußen nicht zu erschweren, nicht den Anfang machen mit dem Angriff die altpreußischen Lande, sondern sich vorderhand darauf beschränken, den reichern bei der Wiedereroberung Schlesiens beizustehen. Jetzt wurde der t dahin abgeändert, einstweilen nur ein Beobachtungsheer bei Leipzig stehen ssen, Rutowski aber solle mit der sächsischen Hauptmacht in die Lausitz ı, sich mit dem Prinzen Karl vereinigen und durch einen gemeinschaftlichen längs der Grenze zwischen Schlesien und Brandenburg den König von n Stammlanden abschneiden — in Schlesien fanden ohnedies mit den Insurnstruppen aus Ungarn stete Kämpfe statt. Grünne sollte gegen Guben und da in die Mark Brandenburg einrücken.

Aus den Bewegungen der Feinde ahnte Friedrich sogleich, daß Etwas im e sei. Volle Gewißheit vom Plan erhielt er durch die Geschwätzigkeit Brühls. Der Plan entdeckt. König erzählt selber*): „Seit der Vermählung des zum Thronfolger in veden ernannten Prinzen mit der Prinzessin Ulrika, des Königs Schwester, n die Schweden zum Theil für Preußens Vortheil wohlgesinnt. Herr von nskiöld und Herr Wolfenstierna, schwedische Gesandte, der erste am Berliner, andere am Dresdener Hof, waren besonders dem König persönlich zugethan. fenstierna stand gut im Hause des Grafen Brühl, er gehörte mit zur Spiele des Ministers. Brühl war nicht so vorsichtig in seiner Gegenwart, als Premierminister, dem alle Geheimnisse seines Herrn anvertraut sind, es haupt gegen Jedermann sein sollte. Wolfenstierna entdeckte ohne Mühe, daß Wiener und der Dresdener Hof den Plan entworfen hätten, die Armee des zen von Lothringen durch Sachsen gehen zu lassen, wo die sächsischen Truppen mit ihm vereinigen sollten, und er dann noch während des Winters gerade Berlin losrücken könnte. Er theilte seine Entdeckung Rudenskiöld mit — und gab dem Könige den 8. November davon Nachricht, gerade an dem Tage, nan in den Kirchen die Siegeszeichen der Schlachten bei Friedberg und Soor ingte**).“ Friedrich II. hatte das Gefühl, er stehe von neuem an einem und: „Welch ein Leben muß ich führen, das heißt nicht leben, das heißt h tausendmal sterben***).“ Der alte Dessauer wollte an den Plan der e nicht glauben: es sei unnatürlich, daß Brühl, ein geborner Sachse, frei- und aus eigener Herzenslust vier Heere in die Staaten seines Herren ziehen und dieselben einem unvermeidlichen Untergang aussetzen werde. Auch vils meinte, Brühl sei eines so kühnen Planes gar nicht fähig, mußte aber ch Berichte an die auswärtigen Höfe senden, die von den geheimen Plänen ens und von dem Entschluß des Königs, ihnen zuvorzukommen, Nachricht lten. Als der russische Gesandte vor einem Angriff auf Sachsen warnte, ein solcher Schritt die Kaiserin, kraft ihres Bündnisses, nöthigen würde, st III. zu Hilfe zu kommen, erklärte Friedrich II.: wenn Jemand gegen seine en verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, u vertheidigen und seine Feinde zu Schanden zu machen. — Der alte ner erhielt Befehl, auf die erste feindliche Bewegung der Sachsen über sie fallen und sie zu zerschmettern. Berlin ward gegen einen Handstreich Grünnes rt. General Haake erhielt Befehl, mit 5000 Mann Grünne entgegenzu- und ihm eine Schlacht zu liefern, ehe er Berlin näher komme.

Der König selber beschloß Sachsen von Osten her anzugreifen. Die Armee chlesien sollte wider die Oesterreicher unter Karl von Lothringen fechten, sie

*) Arneth, III. 136—145.
**) Histoire de mon temps. Chap. XIII., dagegen Arneth, III. 440.
***) Ranke III. 321.

… … nach Böhmen zurücktreiben*). Der König eilte …
… … nahmen einen schnellen Verlauf. Ohne Ahnung, daß
… … … seien — diese ließen nämlich Jedermann aus der
… …emanden hinein, so daß die Oesterreicher keine Kundschaft
… …ich die Sachsen bei Katholisch-Hennersdorf …
… … von den Preußen überraschen. In wenig Stunden war
… …er niedergemacht, gefangen genommen oder zersprengt. Es …
… …hm blieb nun Nichts übrig, als sich schleunig unter Schwierig…
… übers Gebirg durch Eis und Schnee nach Gabel in Böhmen
… …und von da über Pirna zur Rettung Dresdens wieder nach Sachsen
… …**).

…e Verwirrung in Dresden war unsäglich. Deßungeachtet zögerte …
…en Antrag des Siegers auf Beitritt zur Convention von Hannover
…men. Friedrich II. ließ durch den englischen Gesandten Villiers erklären,
… bereit seine Truppen aus Sachsen zurückzuziehen, wenn August …
…sterreicher aus seinem Land ungesäumt entferne, wenn er verspreche, denselben
… wieder den Durchzug zu gestatten, und wenn er der Uebereinkunft …
…annover beitrete.

Woher diese Mäßigung in Preußens Forderungen? Friedrich gibt sel…
…e Gründe an***): „Man mußte bedenken, daß, so glücklich auch der Krieg …
Sachsen geführt ward, er doch immer eine Feuersbrunst im Hause des Nachbarn
war, die sich auch auf das unsere erstrecken konnte. Und überdem mußte …
…iesen Krieg so bald als möglich zu enden suchen, um Rußland zu hindern …
darein zu mischen. Von Frankreich konnte der König keine Hilfe hoffen, und …
man nicht während des Winters diesen Unruhen ein Ende machte, so stand …
erwarten, daß die Königin von Ungarn ihre Armee vom Rhein, wo sie …
Nichts nützte, zurückrufen würde, um sie mit der Armee in Böhmen zu …
einigen: und hiedurch hätte sie ein großes Uebergewicht bekommen. Endlich …
der Vorwand des Krieges, da Karl VII. nicht mehr lebte, erloschen. …
kömmt noch, daß dies Jahr eine schlechte Ernte lieferte, und das Korn so …
als theuer war, und die Finanzen gänzlich erschöpft waren. — Der Friede …
also das einzige Mittel gegen dieses Uebel. Hätte der König die Abtretungen …
Besitzungen erpreßt, so wäre er der Urheber einer innigeren Vereinigung
Sachsens mit Oesterreich geworden; während er nach allen Regeln der Klugheit
Zwiespalt zwischen beiden säen mußte. Ferner war Europa schon eifersüchtig
genug über den Zuwachs, den Friedrich durch Schlesien erhalten hatte. …
Eindrücke mußten also eher vertilgt, als erneuert werden."

…achsens Antwort. Der König von Sachsen erklärte sich bereit, die österreichischen Truppen
aus Sachsen zu entfernen, wenn die Preußen sein Land gleichfalls räumen
würden; er wolle den Oestreichern nie mehr den Durchgang gestatten und dem
Vertrag von Hannover beitreten, nur müsse er sich vorher mit dem Hof von
Wien verständigen. August und Brühl reisten sogleich nach Prag ab, die beiden

…oire de mon temps. Chap. XIII.
…eth III. 146.
…oire de mon temps. Chap. XIV.

lessen Prinzen nach Nürnberg. Der Herzog von Weißenfels sollte indeß die egierung leiten, und wurde sowohl zur Fortsetzung des Krieges, als zu iteren Unterhandlungen ermächtigt*). Nach Art schwacher Geister konnten ienbar August und Brühl nicht schnell sich entschließen und suchten Zeit zu vinnen. — Friedrich II. aber hörte aus der Antwort nur das Nein und r überzeugt, daß nur ein zweiter Sieg den Frieden erzwingen könnte. ährend er selbst durch die Lausitz sich gegen Dresden in Bewegung setzte, um n aus Böhmen heranziehenden Karl von Lothringen die Stirne zu bieten, ldte er an den alten Dessauer den Befehl, schleunigst sich Meißens zu be· ächtigen, und auf dem linken Ufer der Elbe, gegen Dresden, vorzudringen) die Sachsen zu schlagen, wo er sie treffe.

Er sandte den General Lehwald zur Verstärkung nach Meißen entgegen. ser traf am 9. December vor Meißen ein, fand aber den Dessauer nicht. t der Schwierigkeit sich entschuldigend, Wagen und Lebensmittel herbeizuschaffen, dieser in 9 Tagen nur 9 Meilen weit vorgedrungen. Lehwald kam dadurch Gefahr, in seiner Vereinzelung von den Sachsen überwältigt zu werden. edrich brannte vor Ungeduld nach der Entscheidung, er schrieb an den Dessauer: ie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, mich um alle ngenen Vortheile zu bringen. — Da die Sache sehr ernsthaft ist, rathe ich en als guter Freund mehr Nachdruck zu zeigen, sonst sehe ich mich gezwungen, re Saiten aufzuziehen. Sie bringen mich um Ehre und Ansehen." Der alte degen war tief verletzt, er rächte sich durch einen Sieg, den letzten in seiner enlaufbahn. Am 12. fand die Vereinigung mit Lehwald bei Meißen statt. 14. stieß er auf die Sachsen und Oestreicher unter Grünne, die auf einer e bei Kesselsdorf standen. Am 13. war Prinz Karl mit seinem Heer vor sden angekommen, er rieth Rutowsky keine Schlacht anzunehmen, sondern mit vereint die Preußen unter dem Dessauer anzugreifen, da Friedrich noch zwei märsche entfernt war. Rutowsky glaubte aber, allein den Dessauer bestehen önnen, und gab abschlägige Antwort. Am 15. December, Nachmittags 2 Uhr, der Dessauer 6 Bataillone Sturm laufen auf Kesselsdorf. 30 Geschütze und Feuer von 7 Bataillonen spielten auf die eine steile Anhöhe hinansteigenden nadiere, die trotz aller Zucht und alles Todesmuths in kurzer Zeit geworfen en. 1408 Mann und 37 Officiere waren gefallen. Wenn jetzt das gesammte sche Heer über die Flanke der Preußen herfiel, so war der Dessauer ge- zen. Zum Unglück eilten aber die Sieger aus ihren Verschanzungen die öhe hinunter und begannen die Todten zu plündern und stellten sich so zwischen eigenen Batterien und die Preußen. Mit Blitzesschnelligkeit benutzte der uer diesen entscheidenden Fehler. General Lehwald drang von der Seite in lsdorf ein. Der Ort gerieth in Brand und nun begann auch die preußische e und der linke Flügel die Höhe zu ersteigen. Die Sachsen geriethen in dnung und traten am Abend, von der preußischen Reiterei verfolgt, den artigen Rückzug nach Dresden an. Ihr Verlust belief sich auf 3000 Todte,) Gefangene und 48 Kanonen.

Der alte Dessauer.

Kesselsdorf.

Prinz Karl hatte indeß seine Truppen zusammengezogen, die von den schen Quartiermeistern weit zerstreut waren**); er machte Rutowsky den

---

*) Arneth, III. 149.
**) Arneth, III. 154—59.

Hennersdorf.

Sachsen.

Friedrich Angebot

Brün

Der Krieg in Italien 1745 und 46.

... Schlachten wurden in Italien geschlagen. Gages war ... und da Lobkowitz ein Regiment um das andere ... abwenden mußte und zuletzt nur noch 12,000 Mann ... konnte er nur vertheidigungsweise verfahren. Die ... Umständen den Plan, ihre Kräfte zu vereinigen ... zu führen, insbesondere Oestreicher und Sardinier ... zu werfen und Karl Emanuel durch schnelle ... auf ihre Seite zu bringen*).

..., der den Oestreichern gegenüberstand, rasch über ... Gebiet von Genua mit dem Heer unter Don Philipp ... vom 22. April brach Gages vom Tanaro auf, ... Apennin sein Ziel zu erreichen, aber es gelang ... durch Schneestürme, Mangel an Lebensmitteln ... welche seinen Nachtrab verfolgten. Lobkowitz, der nicht ... bei Modena stehen bleiben mochte, brach nun über ... sich mit den Piemontesen zu vereinigen, und Gages ... zum Heere Don Philipps.

... von Worms hatte dem König von Sardinien die ... von Finale zu gelangen. Nur ungern und ihrer ... Trotz**) hatte Maria Theresia dem Drängen der englischen ... Dadurch war Genua gekränkt und, um einen so ... zu halten, trat die Republik 7. Mai 1745 in ... Familienvertrag von 1743 bei und versprach, 10,000 ... Heer der Verbündeten zu stellen und offen als Feind ... Oesterreichs aufzutreten, sobald das spanisch-französische Heer ... hinausgerückt sei. Solches geschah und 70,000 Mann waren ... wohl im Stand, ihre Pläne gegen den Sarden und die Oestreicher ... Eine Abtheilung rückte gegen Tortona und Alessandria, eine ... und Mondovi. Zugleich sollten Spanier, die in Savoyen und ... standen, durch das Thal von Oulx vorrücken und Exilles wegnehmen ... Seiten kam nun der Sarde in's Gedräng. Tortona ergab sich ... und die Citadelle nach einem entsetzlichen Feuer am 3. September ... Emanuel konnte nicht Entsatz bringen. Er stellte sich mit dem kleinen Häuflein ..., welches nach der Abberufung des Lobkowitz nach Böhmen von ... befehligt wurde, hinter dem Tanaro auf, — im Ganzen waren es 45,000 ... Um auch diese zu trennen, beschloß Gages gegen Parma vorzurücken ... Spanier nahmen rasch Pavia weg, Schulenburg mußte jetzt Mailand ... die Piemontesen zogen sich nach Casale zurück. Alessandria wurde ... Oktober übergeben, nur die Citadelle hielt sich noch. Die Oestreicher ... durch Mangel an Geld und Lebensmitteln; Liechtenstein, welcher am 15. ... befehl übernahm, sagt, die Officiere hätten seit 6 Monaten keine ...

...ta, Storia d'Italia IX. L. 56. Muratori, Annali d'Italia. 1745 u. 1746.
...eth III. 170.

halten und lebten von Commisbrod. Doch ging es noch immer besser, als man ich der Ueberzahl der Feinde erwarten durfte. Die Sardinier wehrten sich verweifelt hinter ihren Pässen und in ihren Festungen. Wenn aber die Feinde einen Winterfeldzug vornahmen, so schien Karl Emanuel doch verloren, denn sie hatten ihm reits Savoyen, Montferrat, die Grafschaft Nizza und die Gebiete von Vercelli, lessandria und Asti besetzt. Es half ihm Nichts, daß die Engländer von der e aus Genua beschossen. Maillebois bezog Winterquartiere in Piemont und ages besetzte am 19. December Mailand und Don Philipp hielt am Tag Mailand. rauf, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, wie wenn er der rechtmäßige rrscher wäre, seinen Einzug und dem Beispiel der Hauptstadt folgten die rigen Orte der Lombardie, nur das Schloß in Mailand hielt sich noch. Der rzog von Modena kehrte in seine Staaten zurück.

Italien schien für Oestreich verloren, zumal da jetzt auch der Sardinier Karl Emanuel schwankt. seiner Treue schwankte und die Oestreicher nicht sicher waren, daß er mit t Franzosen über sie herfalle. D'Argenson schlug nämlich Ludwig XV. damals en Plan hinsichtlich Italiens vor, der zum Vortheil der Piemontesen war: galt Sachsen, Piemont, Holland vom Bündniß mit England und Oestreich zuschälen. Frankreich solle dazu helfen, dem Sachsen die erbliche Königs- Plan d'Argensons. rde in Polen zu verschaffen, damit dieses ein Bollwerk gegen Rußland e. In Holland solle man die den Oraniern und England feindliche Partei erstützen. Italien solle ein Staatenbund werden, dessen Schwert Piemont e. Man müsse ihm Mailand geben und Venedig durch einen Theil der nbardie gewinnen. Toskana solle wieder eine Republik werden. Spanien e schon seinen Antheil an Italien in Neapel. Frankreichs Politik solle nicht , Italien zu erobern, sondern es unabhängig zu machen. Ludwig habe sich r verbindlich gemacht, Don Philipp ein Fürstenthum zu verschaffen, allein müsse ihn in den gehörigen Schranken halten, wenn er ihm einen Theil e, müsse er dem Sardinier immer drei Theile verschaffen. Die Königin Spanien werde zwar von diesem Plan Nichts wissen wollen, aber man fe ihre Forderungen nicht zu Forderungen Frankreichs machen. Frankreichs rtheil sei nicht, ein Stück Italiens zu besitzen, sondern Italien unabhängig machen, ein Gleichgewicht der Mächte darin herzustellen und die Oestreicher verjagen. Alle italischen Fürsten müßten vollkommen Italiener werden, und Staaten Italiens einen Bund bilden, wie die Staaten Deutschlands*).

Ludwig XV. ging auf den Plan ein. Es galt jetzt, auch Karl Emanuel ür zu gewinnen. Wie gierig lauschte er auf die ersten Eröffnungen, die ihm ch eine Princessin von Carignan, dann durch einen Herren von Chamur in Turin gemacht wurden. Die in Aussicht gestellten Erwerbungen Vertrag. ideten ihn. Die Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang. Am Februar wurden in Paris die Grundzüge eines Vertrages unterzeichnet, in Ludwig XV. dem Sarden die Lombardie nördlich vom Po, bis zur

---

*) Mémoires du Marquis d'Argenson 372.

Vorschlag, mit ihm vereint am anderen Tag die Preußen anzugreifen. Aber der Sachse hatte es satt: er habe 10,000 Mann verloren, seine Leute hätten sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt, Dresden leide Mangel an Lebensmitteln und Kriegsvorrath, man müsse sich gegen Böhmen zurückziehen. So mußte denn Prinz Karl umkehren; er bezog ein Lager bei Pirna. Mißstimmung herrschte zwischen den Verbündeten: die Sachsen glaubten, die Oesterreicher hätten sie im Stich gelassen, und die Oesterreicher hatten vergebens ihre Hilfe angeboten.

Rückzug.

Friedrich und der Dessauer.

Am 17. December fand die Vereinigung der preußischen Heere bei Wilsdruf statt. Begleitet von sämmtlichen Generalen ritt der König dem alten Fürsten entgegen, entblößte sein Haupt und umarmte ihn, sagte ihm die schmeichelhaftesten Sachen über den Ruhm, den er sich hier erkämpft, und vergaß Nichts, was seiner Eigenliebe schmeicheln konnte, da der Sieg den schönsten Schleier über seine Fehler geworfen. Das Angesicht des Dessauers strahlte vor Freude, als er dem König das Schlachtfeld zeigte.

Die Preußen in Dresden.

Dresden war keines Widerstandes fähig, es öffnete seine Thore. Am 18. zog Friedrich ein, er suchte die Bewohner durch herablassendes Benehmen zu gewinnen, obschon in Sachsen harte Brandschatzungen erhoben wurden; er machte den Kindern des Königs einen Besuch. Seinen Truppen wurde die strengste Mannszucht anbefohlen. Von August III. kam ein Schreiben, er nehme die Friedensbedingungen an. Friedrich steigerte seine Forderungen nicht, er verlangte nur eine Million Thaler Kriegsentschädigung.

Harrach.

Aber auch mit Oesterreich kam es jetzt zu schnellem Abschluß. Der Statthalter von Böhmen, Graf Harrach, war nach Dresden gekommen, um mit dem französischen Gesandten zu unterhandeln. Die Lage Maria Theresias war so, daß sie mit Frankreich oder Preußen sich vertragen mußte, denn aus Italien war die Nachricht eingetroffen, daß Don Philipp unter dem Jubel der Bevölkerung in Mailand eingezogen sei. Die französischen Angebote erschienen Graf Harrach nicht ehrlich und so schloß er schnell mit Preußen ab. Auf der anderen Seite wußte Friedrich von den Verhandlungen Oesterreichs mit Frankreich, und fürchtete ihr Zustandekommen um so mehr, als er nur noch 13,000 Thaler in der Kasse hatte. Kurz vorher hatte er überdieß einen spitzigen Brief von Ludwig XV. aus Versailles erhalten, in welchem dieser sich über den Abschluß des Vertrags von Hannover beklagte*): „hätte die Königin denselben mit unterschrieben, so hätte ihre ganze böhmische Armee sich schleunigst gegen mich gewandt," und Friedrichs Forderung von Hilfsgeldern mit der Bemerkung abwies: „Nichts gleicht der Ungeduld, mit der ich Sie in Sicherheit zu sehen wünsche, und Ihre Ruhe gilt der meinigen gleich. Euer Majestät sind jetzt stark und der Schrecken Ihrer Feinde, über welche Sie große und ruhmvolle Siege erfochten haben; überdem ist der Winter, der alle Kriegsunternehmungen hemmt, allein hinreichend sie zu vertheidigen. Wer mag wohl Euer Majestät besseren Rath geben, als Sie selbst. Sie dürfen nur thun, was Ihnen Ihr Verstand, Ihre Erfahrung und vorzüglich Ihre Ehre eingeben wird." — Friedrich meint, das Schreiben sei voll Ironie, da Ludwig den Vertrag von Versailles nicht gehalten habe, es sage nicht mehr als: „Ich bedauere die gefährliche Lage, in die Sie sich aus Liebe für mich gesetzt haben; man wird aber freilich nicht anders berühmt, als wenn man sich für Frankreich aufopfert. Sollte Ihnen ein Unglück zustoßen, so verspreche ich Ihnen, daß die Pariser Akademie Ihnen eine Leichenrede halten wird." Friedrich antwortete nicht minder spitzig: Ludwig habe ihn seinem Schicksal überlassen, und

Ludwig XV.

*) Histoire de mon temps., am Schluß.

r ihn nur die Tapferkeit seiner Truppen gerettet habe. Ludwig verweise ihn auf re Vernunft, diese befehle ihm aber jetzt Frieden zu schließen.

Am 25. December 1745 wurde der Friede zu Dresden abge- Friede zu Dresden. lossen. Sachsen zahlt an Preußen eine Million Thaler in Gold, gewährleistet rußen den Besitz Schlesiens. Die Gemahlin Augusts III. verzichtet auf alle sprüche, welche sie als Tochter Kaiser Josephs I. an Schlesien machen könnte. iedrich hingegen räumt Sachsen sogleich. Um Sachsen von Oesterreich loszu- ken, wurde in geheimen Artikeln ihm Aussicht auf Erfurt gemacht. Um als hutzherr des Protestantismus sich geltend machen zu können, bedang sich iedrich noch aus, daß in den Staaten beider Fürsten die Religion unverändert dem Fuß des westfälischen Friedens erhalten werde. Maria Theresia ver- tet auf Schlesien und auf die Grafschaft Glatz und gibt dem Könige die entzogene Baronie Turnhout in Brabant zurück. Beide Theile verzichten alle gegenseitigen Ansprüche und gewähren allen Theilnehmern am Kriege geben und Vergessen, hindern den Handel der Unterthanen nicht und währleisten einander ihre deutschen Staaten. Der König anerkennt den Gemahl ria Theresias als Kaiser, der Kaiser hingegen wird dem Könige als Kur- ten alle die Rechte und Vorzüge verleihen, welche die Häuser Hannover Sachsen genießen, und die Karl VII. dem Könige von Preußen insbesondere illigt hat (der geheime Vertrag von 1741). — Kurpfalz wurde in den eden eingeschlossen, anerkannte hingegen Franz I. als Kaiser. England ver- gte den Frieden am 19. September 1746 und der Reichstag, welchen nz I. von Frankfurt wieder nach Regensburg verlegte, bestätigte ihn am Mai 1751.

Frankreich suchte in der letzten Stunde noch den Friedensschluß zu hinter- ben. Friedrich sagte jedoch zu dem Secretär des französischen Gesandten, er D'Arget. müde, beständig Alles auf das Spiel zu setzen, er wolle zur Ruhe und zum eden zurückkehren, dessen er und sein Volk gleich sehr bedürften; Frankreich de nur schwer im Stande sein, ihn aus seinen Schwierigkeiten zu retten, und dem Brief des Königs ersehe er, daß auch der Wille hiezu nicht vorhanden Er werde fortan keine Katze angreifen, es sei denn um sich zu vertheidigen; wolle seines Lebens froh werden. Die Oesterreicher würden ihn fortan in Ruhe en und Sachsen sei verschuldet*). — In Wien verbreitete die Nachricht vom Stimmung in Wien, iedensschluß wie ein unglückliches Ereigniß allenthalben Bestürzung: man hatte ge erwartet und mußte sich nun in eine wesentliche Schmälerung des östreichischen ietes fügen. — So endete der zweite schlesische Krieg. Friedrich hatte an d nicht mehr gewonnen als durch den ersten, wohl aber war sein Ruhm als in Berlin dherr jetzt größer. Die Berliner empfingen den heimkehrenden Sieger wonne- llen mit dem Ruf: „Es lebe Friedrich der Große!"

---

*) Ranke, III. 342. D'Argets Bericht bei Carlyle B. XV. cap. 15.

Der Krieg in Italien 1745 und 46.

Franz. Span. Kriegsplan.

Nicht minder blutige Schlachten wurden in Italien geschlagen. Gages war ein Heerführer von Begabung, und da Lobkowitz ein Regiment um das andere zum Krieg in Böhmen absenden mußte und zuletzt nur noch 12,000 Mann zur Verfügung hatte, so konnte er nur vertheidigungsweise verfahren. Die Gegner faßten unter diesen Umständen den Plan, ihre Kräfte zu vereinigen, Schläge im großen Stil zu führen, insbesondere Oestreicher und Sardinier zu trennen, sich dann auf letztere zu werfen und Karl Emanuel durch schwere Verluste und Versprechungen auf ihre Seite zu bringen*).

Gages.

Deßhalb sollte Gages, der den Oestreichern gegenüberstand, rasch über den Apennin ziehen und sich im Gebiet von Genua mit dem Heer unter Don Philipp vereinigen. In der Nacht vom 22. April brach Gages vom Tanaro auf, er suchte durch die Pässe des Apennin sein Ziel zu erreichen, aber es gelang ihm nur unter großen Verlusten durch Schneestürme, Mangel an Lebensmitteln und

Lobkowitz

durch die Oestreicher, welche seinen Nachtrab verfolgten. Lobkowitz, der nicht als ein verlorener Posten bei Modena stehen bleiben mochte, brach nun über Reggio und Parma auf, um sich mit den Piemontesen zu vereinigen, und Gages fand sich im Gebiet von Genua zum Heere Don Philipps.

Der Vertrag von Worms hatte dem König von Sardinien die Aussicht eröffnet, in den Besitz von Finale zu gelangen. Nur ungern und ihrer besten Ueberzeugung zum Trotz**) hatte Maria Theresia dem Drängen der englischen

Genua.

Regierung nachgegeben. Dadurch war G e n u a gekränkt und, um einen so schmerzlichen Verlust fern zu halten, trat die Republik 7. Mai 1745 in Aranjuez dem bourbonischen Familienvertrag von 1743 bei und versprach, 10,000 Mann und 36 Geschütze zum Heer der Verbündeten zu stellen und offen als Feindin Sardiniens und Oesterreichs aufzutreten, sobald das spanisch-französische Heer über die Bocchetta hinausgerückt sei. Solches geschah und 70,000 Mann waren beisammen und wohl im Stand, ihre Pläne gegen den Sarden und die Oestreicher auszuführen. Eine Abtheilung rückte gegen Tortona und Alessandria, eine andere gegen Ceva und Mondovi. Zugleich sollten Spanier, die in Savoyen und in der Dauphiné standen, durch das Thal von Oulx vorrücken und Exilles wegnehmen. Von allen Seiten kam nun der Sarde in's Gedräng. Tortona ergab sich am 15. August und die Citadelle nach einem entsetzlichen Feuer am 3. September. Karl Emanuel konnte nicht Entsatz bringen. Er stellte sich mit dem kleinen Häuflein Oestreicher, welches nach der Abberufung des Lobkowitz nach Böhmen von Schulenburg befehligt wurde, hinter dem Tanaro auf, — im Ganzen waren es 45,000 Mann. Um auch diese zu trennen, beschloß Gages gegen Parma vorzurücken. Die Spanier nahmen rasch Pavia weg, Schulenburg mußte jetzt Mailand decken, und die Piemontesen zogen sich nach Casale zurück. Alessandria wurde am 11. Oktober übergeben, nur die Citadelle hielt sich noch. Die Oestreicher litten sehr durch Mangel an Geld und Lebensmitteln; Liechtenstein, welcher am 15. Oktober den Oberbefehl übernahm, sagt, die Officiere hätten seit 6 Monaten keine Gage

*) Botta, Storia d'Italia IX. L. 56. Muratori, Annali d'Italia. 1745 u. 1746.
**) Arneth III. 170.

halten und lebten von Commisbrod. Doch ging es noch immer besser, als man ach der Ueberzahl der Feinde erwarten durfte. Die Sardinier wehrten sich verzweifelt hinter ihren Pässen und in ihren Festungen. Wenn aber die Feinde einen Winterfeldzug vornahmen, so schien Karl Emanuel doch verloren, denn sie hatten ihm reits Savoyen, Montferrat, die Grafschaft Nizza und die Gebiete von Vercelli, lessandria und Asti besetzt. Es half ihm Nichts, daß die Engländer von der ee aus Genua beschossen. Maillebois bezog Winterquartiere in Piemont und ages besetzte am 19. December Mailand und Don Philipp hielt am Tag Mailand. rauf, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, wie wenn er der rechtmäßige errscher wäre, seinen Einzug und dem Beispiel der Hauptstadt folgten die rigen Orte der Lombardie, nur das Schloß in Mailand hielt sich noch. Der erzog von Modena kehrte in seine Staaten zurück.

Italien schien für Oestreich verloren, zumal da jetzt auch der Sardinier Karl Emanuel schwankt. seiner Treue schwankte und die Oestreicher nicht sicher waren, daß er mit n Franzosen über sie herfalle. D'Argenson schlug nämlich Ludwig XV. damals en Plan hinsichtlich Italiens vor, der zum Vortheil der Piemontesen war: galt Sachsen, Piemont, Holland vom Bündniß mit England und Oestreich lzuschälen. Frankreich solle dazu helfen, dem Sachsen die erbliche Königs- Plan d'Argensons. krde in Polen zu verschaffen, damit dieses ein Bollwerk gegen Rußland be. In Holland solle man die den Oraniern und England feindliche Partei erstützen. Italien solle ein Staatenbund werden, dessen Schwert Piemont re. Man müsse ihm Mailand geben und Venedig durch einen Theil der mbardie gewinnen. Toskana solle wieder eine Republik werden. Spanien be schon seinen Antheil an Italien in Neapel. Frankreichs Politik solle nicht n, Italien zu erobern, sondern es unabhängig zu machen. Ludwig habe sich ar verbindlich gemacht, Don Philipp ein Fürstenthum zu verschaffen, allein müsse ihn in den gehörigen Schranken halten, wenn er ihm einen Theil e, müsse er dem Sardinier immer drei Theile verschaffen. Die Königin n Spanien werde zwar von diesem Plan Nichts wissen wollen, aber man rfe ihre Forderungen nicht zu Forderungen Frankreichs machen. Frankreichs rtheil sei nicht, ein Stück Italiens zu besitzen, sondern Italien unabhängig machen, ein Gleichgewicht der Mächte darin herzustellen und die Oestreicher verjagen. Alle italischen Fürsten müßten vollkommen Italiener werden, und Staaten Italiens einen Bund bilden, wie die Staaten Deutschlands*).

Ludwig XV. ging auf den Plan ein. Es galt jetzt, auch Karl Emanuel ür zu gewinnen. Wie gierig lauschte er auf die ersten Eröffnungen, die ihm rch eine Princessin von Carignan, dann durch einen Herren von Chamur in Turin gemacht wurden. Die in Aussicht gestellten Erwerbungen Vertrag. ndeten ihn. Die Verhandlungen nahmen einen raschen Fortgang. Am . Februar wurden in Paris die Grundzüge eines Vertrages unterzeichnet, rin Ludwig XV. dem Sarden die Lombardie nördlich vom Po, bis zur

*) Mémoires du Marquis d'Argenson 372.

Grenze von Mailand zusicherte. Das Mailändische Gebiet südlich vom Po, von der Scrivia und Trebbia, sollte mit Parma zu einem Großherzogthum unter Don Philipp vereinigt werden. Toskana sollte an Karl von Lothringen kommen, Mantua an Venedig — und Italien dadurch endlich vollkommen unabhängig werden.

Man mußte den spanischen Hof für den Plan gewinnen. Don Philipp sollte also Mailand wieder verlieren. Maurepas sprach zuerst vom Plan zum spanischen Gesandten — der fing laut an zu schluchzen. Als der französische Gesandte in Madrid, der Bischof von Rennes, der Königin vom Vertrag sprach, ergoß sich ihre Wuth, ohne Rücksicht auf seinen priesterlichen Charakter, in Beschimpfungen: $2\frac{1}{2}$ Monate konnte er keine Antwort erhalten. Erst Anfang März wurde er wieder zur Königin berufen: „Ich und mein Mann, der König, sagte Elisabeth, haben die ganze Nacht nicht geschlafen wegen des Vertrags, doch haben wir zuletzt beschlossen nachzugeben und ihn anzunehmen." — Aber jetzt war es zu spät. Die Nachricht, daß die Königin nie ihre Zustimmung zum Vertrag geben wolle, die Ueberzeugung, daß am französischen Hof selber der heftigste Parteikampf herrsche, das Zaudern Ludwigs, den Vertrag zu unterschreiben, die Furcht, hintergangen zu werden, endlich die Ueberzeugung, daß wenn Oestreich aus Italien gänzlich verdrängt, er den Bourbonen preisgegeben sei, während er sonst den Schiedsrichter zwischen Habsburgern und Bourbonen spielen könne, endlich der Heranzug eines östreichischen Heeres hielten Karl Emanuel schließlich doch auf der Partei Maria Theresias. Statt den von Ludwig am 17. Februar 1740 gutgeheißenen Bundesvertrag zu unterschreiben, der am 3. März in Rivoli ankam, beschloß der Sarde durch einen kühnen Handstreich die bedrängte Citadelle von Alessandria zu retten*).

Elisabeth Farnese.

Sie konnte sich nur noch einige Tage halten, so fiel sie in der Gewalt der Spanier. Am 5. März bemerkte Maillebois, daß Piemontesen und Oestreicher sich gegen ihn in Bewegung setzten, um die Citadelle von Alessandria zu befreien. Er bat die Spanier um Hilfe, welche diese aber, erbittert über die Verhandlungen zu Rivoli, verweigerten. Am 6. griff Leutrum die Franzosen vor Asti an, welche, 5000 Mann stark, sich kriegsgefangen ergaben. Am 11. standen die Sarden vor Alessandria. Die Franzosen zogen sich schleunigst zurück. Dann ward Asti genommen. Das Mißtrauen, das zwischen Franzosen und Spaniern herrschte, begünstigte das Vorrücken der Sarden und Oestreicher. Die Spanier meinten, die Fortschritte der Piemontesen seien mit den Franzosen verabredet. Unter den Spaniern selber war wieder Zwiespalt zwischen Castellar und Gages; nur der Geschicklichkeit des letztern gelang es noch, die Truppen in Piacenza zusammenzuziehen. Früh am 19. März 1746 verließen die Spanier Mailand, zwei Stunden später trafen die östreichischen Husaren ein. Jetzt rief Don Philipp Maillebois zu Hilfe und dieser eilte mit all seinen Streitkräften aus Piemont herbei. Der König von Sardinien eilte den Franzosen nach und war nur noch zwei Tagmärsche entfernt, als diese mit den Spaniern vereint in der Nacht vom 15/16. Juni

*) Flassan V. 316—34. Arneth III. 177—88.

ihren Verschanzungen rückten, um die Oesterreicher vor Ankunft der Piemontesen ückzuwerfen. So kam es zur Schlacht bei Piacenza*); sie war so blutig, sie den Oestreichern 4000, den Spaniern und Franzosen 5000 Mann kostete, ere verloren überdieß noch 6000 Gefangene, viele Kanonen und Fahnen. ges und Maillebois machten Fehler, welche Browne und Liechtenstein schnell mnten und ausnützten. Der Sieg der Oestreicher war blutig, aber entschieden, hon sie den Feinden an Zahl der Streiter nachstanden. In Piacenza blieb n Castellar mit 4000 Mann stehen, Maillebois und Gages aber zogen sich r den Po zurück. Bei Rottofredo am Ufer des Tidone kam es noch zu m ernsten Kampfe, in welchem Bernklau fiel. — Franzosen und Spanier n sich in das Genuesische und jetzt war Piacenza für sie verloren, es ergab mit den riesigen Kriegsvorräthen an die Oestreicher. Schlacht bei Piacenza. Bernklau †.

Indeß starb am 9. Juli 1746 der König von Spanien, Philipp V. Jahr alt. Obschon er in der letzten Zeit ganz blödsinnig war und man er nur mit Mühe und List von ihm die Unterschrift des Yo el Rey r die Erlasse erlangte, so hatte sein Tod doch wichtige Folgen. Ferdinand VI., einzige noch vorhandene Sohn aus der Ehe mit Louise von Savoyen, her jetzt den Thron bestieg, haßte seine Stiefmutter nicht minder, als er ihr gehaßt wurde. Mit ihrer Herrschaft war es jetzt zu Ende, Spanien hte seine Kräfte nicht länger erschöpfen, um ihrem Sohn Gebiete in Italien erobern. 14 Tage nach ihrem Vater starb die Infantin Maria Theresia, Gemahlin des Dauphin, und die Beziehungen zu Frankreich wurden immer r. Am 19. August kam la Minas, um im Auftrag der neuen Regierung Oberbefehl über die Spanier zu übernehmen und sogleich den Rückzug ntreten. Maillebois und der Herzog von Modena waren in Verzweiflung, man Italien so leicht preisgebe, nicht wenigstens die festen Stellungen der chetta behaupte. Vergebens. Las Minas ließ Geschütz und Vorräthe in ua einschiffen und das Fußvolk rasch den Marsch gegen Westen antreten; in Nizza hielten sich die Spanier für sicher. Die Franzosen, von den niern verlassen, traten gleichfalls den Rückzug an. Tod Philipps V.

Jetzt kamen böse Tage für Genua, am 6. September standen die treicher vor seinen Thoren. Botta d'Adorno, ein verbannter Genuese, stand ihrer Spitze, seit Liechtenstein den Oberbefehl niedergelegt hatte, und verlangte lieferung der Gefangenen und Flüchtigen, Uebergabe der Kriegs- und Mundäthe der spanischen und französischen Truppen, Besetzung der Thore durch Oestreicher, welche während des ganzen Krieges freien Durchzug durch alle ße der Republik haben müßten; ferner sollten 6 Senatoren mit dem Dogen Wien sich begeben, um Maria Theresia um Verzeihung zu bitten. 50,000 lobinen müßten sogleich erlegt, die weitere Kriegsentschädigung werde noch er bestimmt werden. Harte Bedingungen, doch Genua fügte sich und die treicher besetzten die Thore. Die Hilfe der Republik hatte es den Spaniern Genua.

---

*) Rothkirch in der Oest. mil. Zeitschrift 1840. 71—79

und Franzosen möglich gemacht, in die Lombardie einzudringen und Mailand zu nehmen, — jetzt erfuhr sie die Strenge des Siegers, der eine Nachtragszahlung von 3,000,000 Genovinen verlangte. Der Unmuth war groß, al[s] die erste Rate wurde bezahlt. Die Engländer nahmen die Schiffe weg, [der] Sarde besetzte Savona, Finale und alle Vesten der Riviera da Ponente.

Neapel. Die günstige Stunde, Neapel zu erobern, war gekommen, die Oestreich[er] allein waren stark genug dazu und Maria Theresia drang darauf. Aber in einem Kriegsrath. Kriegsrath, welcher in Pietro d'Arena abgehalten wurde, drangen die Engländ[er] auf einen Zug nach Südfrankreich zur Eroberung Toulons, des wichtigsten Handelsplatzes; sie sei nur möglich durch die Mitwirkung der Oestreicher; weigerten [sich] diese, so werde England sogleich einen für sie ungünstigen Frieden schließen. Ein Angriff auf Neapel und Sicilien werde Spanien zu einem verzweifelten Aufgebot all seiner Kräfte treiben und Preußen zu neuem Krieg reizen. Ta[...] Modena und Genua lasse sich schon eine Entschädigung für Maria Theresia finden. Mit andern Worten: die Engländer wollten Spanien von Frankreich losschälen, von jenem durch Schonung einen günstigen Vertrag erlangen, [und] dieses in seinem Handel schädigen. Karl Emanuel willigte ein, obschon die Vertreibung der Franzosen aus Savoyen vortheilhafter gewesen wäre: er war [ver]drossen darüber, daß Genua nicht in seine Hände gefallen war, und mochte auch die Oestreicher in Italien nicht zu mächtig werden sehen. Oestreich war überstimmt und der Zug nach Südfrankreich beschlossen*).

Zug in die Provence. Was Prinz Eugen, was der Markese Pescara erfahren hatte, mußte auch Browne erleben. Der Zug nach Westen begann im September. Bei [Ven]timiglia kam es noch zu einem Gefecht mit der französischen Nachhut. [...] erstürmte die Anhöhen, fiel aber durch eine Kugel, einer der begabtesten östreichischen Officiere, voll Thatendurst. Als man den Verlust Bernklaus bedauerte, [...] erklärt, noch seien nicht alle Bernklau's todt. Die Franzosen wichen [...] während zurück, nur 12 Bataillone Spanier blieben bei ihnen, aber mehr [...] zum Schein. Don Philipp erkrankte und zog mit seinen Truppen heim. [...] der König von Neapel rief seine Truppen ab und die Engländer hinderten [die] Abfahrt nicht — wieder ein Beweis geheimen Einverständnisses. Am 30. Novemb[er] überschritt Browne mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern den Var, [am] 1. December den Cagne. Antibes, welches Browne zum Hauptwaffenplatz [...] das ganze Unternehmen machen wollte, wurde umschlossen. Aus Genua [sollte] schweres Geschütz herbeigeschafft werden.

Aufstand in Genua. Da zwang aber ein Aufstand in ihrem Rücken die Oestreicher zur Umkehr. Genua hatte schon die zweite Million bezahlt. Die Nachricht ward verbreitet, [die] dritte sei von Maria Theresia auf Verwenden des Papstes erlassen. Doch [war] dem nicht so, die Kaiserin hatte nur Frist gestattet, dagegen hatte sie dem Do[gen] und den Senatoren die Demüthigung einer Abbitte in Wien erlassen. Dessenungeachtet stieg der Unmuth und die Erbitterung in Genua. Ein englisches Schiff legte sich vor den Hafen und plünderte alle Fahrzeuge, die einlaufen wollten. Die Preise der Lebensmittel stiegen, man befürchtete eine Hungersnoth. [...]

*) Arneth III. 202—9.

glück für die Oestreicher war ihr Bevollmächtigter Botta in Aeußerung seiner Botta.
chluß unvorsichtig. Sein Vater war wegen eines ihm zur Last gelegten Ver-
chens 1698 von der Republik zum Tod verurtheilt, sein Vermögen eingezogen,
Haus niedergerissen, und als es ihm gelang, zu entfliehen, war ein Preis
seinen Kopf gesetzt worden*). Jetzt hatte der Sohn Gelegenheit, an der
ublik Rache dafür zu nehmen, und er haßte sie mit italienischer Glut. Gleich
den ersten Verhandlungen äußerte er, er werde den Gennesen Nichts lassen,
die Augen, um zu weinen. Bei jeder Forderung, die er stellte, drohte er mit
nderung und Brand: „Mein Herz ist zu gefühlvoll, als daß ich dies mit
hen könnte; aber wenn ich Befehl geben muß, Alles niederzumachen, so werde
mich mit meinen Officieren aufs Land begeben, die Soldaten werden die
ehle schon auszuführen wissen**).“ Solche Drohungen erweckten nur Haß und
ta verstand nicht gegen dessen Folgen sich zu sichern. Er ließ die genuesischen
ppen im Besitz ihrer Waffen, Kriegsgefangene, französische und spanische
iciere entfernte er nicht aus der Stadt. Das Zeughaus blieb wohlgefüllt, er
äumte einige wichtige Punkte zu besetzen — und doch hatte er nur 3000 Mann
Verfügung, während Genua 170,000 Einwohner zählte, und bei seinen engen
ndenen Straßen, seinen massiv gebauten, oft neun Stock hohen Häusern gegen
n Aufstand schwer zu erobern war. Botta war unklug genug zu reizen und
ch, als es galt zu handeln. Am 5. December ließ er auf Brownes Wunsch
eres Geschütz nach dem Hafen schaffen, das zur Belagerung von Antibes ver-
et werden sollte. In der Nähe des Thores Tommaso brach der Wagen unter
Last eines Mörsers. Voll Verzweiflung sahen die Genuesen ihre Kanonen
ren: erreichten die Feinde in der Provence ihr Ziel, so war wenig Hoffnung,
Genua von ihnen frei werde. Jetzt forderten die Oestreicher die schadenfroh
enden Genuesen auf, Hand anzulegen und den Mörser fortzuschaffen, und
ten den Stock an, als diese sich weigerten. Verwünschungen ertönten. Ein
warf zuerst einen Stein. Es war das Signal zum Kampf. Schnell flogen
allen Seiten Steine und Ziegel von den Dächern auf die Soldaten, die, sich
ziehend, den Mörser im Stiche ließen. Es war Abend. Das Volk eilte vor
Dogenpalast und verlangte Waffen. Der Senat verdoppelte die Wachen.
s trieb ein Platzregen das Volk auseinander. Botta verkannte die Bewegung.
nächsten Morgen schickte er eine Compagnie Grenadiere und eine Compagnie
urs, um den Mörser nach dem Hafen zu bringen, — sie wurden von einem
l von Steinen empfangen, einige ermordet. Die Aufständischen hatten jetzt
fen und Anführer. Die Oestreicher zogen sich zurück. Anstalten wurden
cht, das Zeughaus zu erstürmen. Es schien, als wolle der Senat vermitteln:
at Botta, was Einige gefehlt, nicht die Gesammtheit büßen zu lassen. Am
December wurde die östreichische Wache am Thor San Tommaso vom Volke
griffen, in dessen Reihen sich schon Edelleute, französische und spanische
ciere zeigten. Zwei Bataillone trieben die Aufständischen zurück und säuberten
Straße, bis zum Platz l'Annunziata. Am 8. verlangten die Aufständischen
rhandlungen, und bewilligte Botta eine zwanzigstündige Waffenruhe***).
s rüsteten sich beide Theile zum ernsten Kampf. Botta suchte seine im
esischen Gebiet zerstreuten Truppen zu sammeln, aber schon hatten sich die
ern in der Riviera erhoben. Jedes Gut ist hier mit einer steinernen Mauer

*) Arneth III. 237—47.
**) Botta XLV. 169—72.
***) Arneth III. 242—44.

umgeben, die Wege sind eng, nicht für Wagen, sondern nur für Maulthier
gangbar. So wurde es leicht, den Oestreichern den Durchgang zu verwehren und
kleine Abtheilungen zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Als am 10. der
Waffenstillstand zu Ende ging, ertönten in der Stadt und durch die ganze Rivi
die Sturmglocken. Botta verlor den Kopf und beschloß sogleich sich über di
Bochetta zurückzuziehen. Die Kriegskasse wurde gerettet, aber mancher Nachzü
getödtet. Am 13. waren die Oestreicher in Gavi in Sicherheit. Aber damit w
Genua verloren und der Zug in die Provence gescheitert. Den Genuesen
der Sieg im Ganzen leicht: sie hatten nur 8 Todte und 30 Verwundete.
Wien war man empört über den Schimpf, welchen Bottas Unbesonnenheit
Kraftlosigkeit, — er hatte zu viel und zu wenig gethan — über die östreichi
Waffen gebracht; der Oberbefehl wurde ihm entzogen und Schulenb
übertragen.

Rückzug aus der Provence. Der Aufstand in Genua rettete den Franzosen die Provence. Browne
ohne Widerstand zu finden, im Süden vorgedrungen. Maillebois hatte sic
seinen entmuthigten Truppen von Stadt zu Stadt vor ihm zurückgezogen. Ueb
kamen den Oestreichern die Geistlichen und die Behörden entgegen, und bat
die Milde des Siegers. Am 15. December nahm Browne die Inseln St. Ho
und Marguerite mit allen ihren Forts und Geschützen, bald auch Draguignan.
kam aber die Nachricht aus Genua und zugleich rückten neue franzö
Regimenter an, Belleisle an ihrer Spitze. Er hatte der Pompadour, wie fr
Fleury, eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten beigebracht und erhielt je
der Stelle Maillebois den Oberbefehl. In der That wußte er wieder den
der Ordnung und Muth den Franzosen einzuflößen. Doch nahm er die Sch
die Browne (welcher der Uebermacht gegenüber und im Rücken durch den
stand bedroht, Mitte Januar den Rückzug antrat) bei Cannes ihm anbot,
an. Am 3. Februar gingen die Oestreicher ohne erhebliche Verluste über den
zurück. Einen Theil seiner Truppen ließ Browne in der Grafschaft Nizza
dem anderen zog er über den Col die Tenda in die Lombardie.

Doch gab der kühne Führer weder den Gedanken einer Wiedererob
Genuas, noch eines neuen Zuges in die Provence auf. Allein indeß hatte Fra
Genua. nach Genua 80 Schiffe mit Lebensmitteln, viele Officiere und Hilfsgelder ge
und die Engländer das Meer sehr lässig gehütet. Durch Aushungerung konnt
Stadt nicht mehr bezwungen werden, nur durch Gewalt. Im April 1747 ri
die Oestreicher wieder in das Gebiet der Republik ein, Franzosen und Genu
überall zurückwerfend, wo sie ihnen entgegentraten. Am 13. Juni hinderte
Oestreicher nur Regen und Nebel, in die Stadt selber einzudringen. Jetzt w
Genua unter Schulenburg vom Land her regelmäßig umschlossen, am 4.
aber die Belagerung übereilt aufgehoben, weil Schulenburg hörte, daß es
Piemontesen schlecht gehe. Schulenburg wollte zuerst jenen helfen und dann
vor Genua ziehen. In der That waren die Franzosen von Briançon aus in
Thal von Oulx eingedrungen und wollten den Eingang in den Paß von Ex
erzwingen. Beim Versuch, die Verschanzungen von Col d'Assiete zu erstürm
wurden sie jedoch 19. Juli 1747 von den Oestreichern und Piemontesen
einem Verlust von 4000 Mann zurückgeworfen. Belleisles Bruder fiel in
Kampf, dem letzten von größerer Bedeutung in Italien während dieses Krieg
Hauptschläge kamen nur noch in Belgien und in den Niederlanden vor*).

---

*) Arneth. III. 287—311.

letzten Schlachten des österreichischen Erbfolgekrieges. Friede zu Aachen.

Glücklicher waren die französischen Waffen in Belgien. Moritz von Sachsen Belgien.
raschte am 30. Jänner 1746 die Hauptstadt Brüssel, deren Festungswerke
dings im schlechtesten Zustand waren. 7000 Oestreicher mußten sich kriegs- Brüssel.
gen ergeben. Oestreicher, Holländer und Engländer zogen sich nun hinter dem
zusammen. Die Franzosen waren ihnen an Zahl bedeutend überlegen,
000 Mann gegen 76,000 Verbündete. Zunächst war es wieder Festungs-
und der erste Angriff galt Antwerpen. Conty sollte die Stadt belagern, Antwerpen.
tz von Sachsen im freien Feld kriegen. Ludwig XV. kam selber zur Belagerung,
llt ja wieder Ruhm zu erwerben, obschon das Blut zwecklos vergossen wurde,
der Verlust einer Festung in Belgien griff Maria Theresia nicht im Wesen
Macht an, schwächte auch England nicht. Die Vertheidigung Antwerpens
sehr tapfer, aber erfolglos. Am 1. Juni ergab sich die Stadt, am 4. hielt
ig seinen Einzug, am 10. Juni kehrte er als Sieger nach Versailles zurück,
Heerführern den Befehl zurücklassend, die Eroberung Belgiens zu vollenden.
diesen Führern waren die ausgezeichnetsten Fremde: Moritz, den wir schon
n, Löwendahl und Nikolaus Berchenn, — Löwendahl, der Enkel eines Löwendahl.
lichen Sohnes König Friedrichs III. von Dänemark, ein militärischer Aben-
, der an allen Kriegen Europas Theil genommen und zuletzt bis zum Tode
's in Rußland gedient hatte, — Berchenn war der Sohn eines ungarischen Berchenn
gentenführers und Genossen Tekelys, und derjenige, welcher zuerst ein franzö-
Husarenregiment errichtete. Um die Eifersucht der Franzosen auf diese drei
den, welche zugleich Protestanten waren, zu beschwichtigen, übertrug Ludwig XV.
Abgang von der Armee dem Prinzen von Conty den Oberbefehl.
Indeß hatte Cumberland bei Culloden die Jakobiten niedergeschlagen und
wieder englische Regimenter und hessische Hilfstruppen in den Niederlanden
nd konnte Maria Theresia nach dem Siege bei Piacenza ebendahin Truppen
den. Ende Juli 1746 war schon wieder ein Heer von 90,000 Mann bei-
en. Karl von Lothringen hatte von der Kaiserin den Oberbefehl erbeten*), Karl von Lothringen.
urch einen Sieg über Moritz von Sachsen, welchen Viele damals als Feld-
über Friedrich II. stellten, die seit dem letzten Feldzug entstandenen Zweifel
iner Befähigung niederzuschlagen. Am 21. Juli übernahm er den Oberbefehl,
Truppen waren vortrefflich. Doch zeigte sich Karl von Lothringen dem
en Sachsen, der mit seinen Fähigkeiten nur Frankreich verherrlichte, noch
r gewachsen, als dem Preußenkönig. Ihm gebrach der Schnellblick und der
Entschluß: er vermochte Charleroi nicht zu entsetzen, Namur nicht zu decken,
s am 20. September sich den Franzosen ergeben mußte, und bot schließlich
er Art Verzweiflung in unvortheilhafter Stellung dem an Zahl weit über-
n Feinde die Schlacht. Sie hat von den Dörfern Ans und Raucoux**), Schlacht bei
die Verbündeten heldenmüthig vertheidigten und die Franzosen unter Raucour.
en Verlusten erstürmten, den Namen. Der erbitterte Kampf begann am
October um zwei Uhr Mittags und endete bei einbrechendem Dunkel. 4500
von Seite der Verbündeten und 3000 Franzosen deckten die Walstatt.
Oestreicher deckten den Rückzug, der durch Mastricht auf das rechte Ufer der
vor sich ging. Moritz wurde vorgeworfen, er habe versäumt den Sieg aus-

*) Arneth. III. 221.
**) Oestreichisch-militärische Zeitschrift 1835. III. 158.

zubeuten. Es war eine große Schlächterei ohne erhebliche Folgen. Beide Theile bezogen die Winterquartiere.

Congreß zu Breda.

Friedensunterhandlungen begannen im October 1746 zu Breda, die Erschöpfung der kriegführenden Mächte drängte dazu, — doch gaben sie der todtmüden Welt noch nicht die ersehnte Ruhe. So wenig auch die Spanier Grund hatten, auf ihre Lorbeeren in diesem Kriege stolz zu sein, so groß waren doch ihre Ansprüche. Ihr Gesandter, der gelehrte Macanaz, ein Mann von 80 Jahren, aber mit jugendlichem Feuer, verlangte für Don Philipp Toscana oder Savoyen mit Villafranca und Nizza, für Spanien die Insel Sardinien, die Großmeisterschaft des goldenen Vließes, das Patronatsrecht über den katholischen Cultus in den Niederlanden und über die Universität Löwen, Rückgabe von Gibraltar und Port Mahon*). Frankreich aber begehrte, Bevollmächtigte der Kaiserin und der Piemontesen dürften zu dem Congresse gar nicht zugelassen werden. D'Argenson

Plan eines Rheinbundes.

wollte in seinem Hasse gegen Oestreich eine Art Rheinbund gründen**), Preußen dagegen bot er die Oberherrlichkeit über die protestantischen Staaten Norddeutschlands an: Preußen, Sachsen, Baiern, Wirtemberg, Kurpfalz und Köln in die Neutralität des Reiches wahren und jede Kriegserklärung gegen Frankreich

d'Argenson.

verhindern. Am Hofe zu Versailles hatte jedoch d'Argenson viele Gegner, der Dauphin und sein ganzer Anhang war wider ihn und Ludwig XV. war schwach genug, die Spanien abgeneigten Pläne seines Ministers an Spanien selber zu verrathen. Bald galt d'Argenson als einziges Hinderniß des Friedens, auch die Pompadour wagte Nichts mehr für ihn und anfangs Jänner 1747 wurde er plötzlich entlassen. Aber der Krieg dauerte noch fort.

Moritz.

Der Abgott der Pariser war damals Moritz von Sachsen. Nach der Einnahme von Brüssel hatte er die dort gefundene Oriflamme Franz I. und viele Siegeszeichen nach Paris gesandt. Seine Reise glich einem Triumphzug. Als in Peronne die Grenzwächter seinen Wagen untersuchen wollten, stürzte der Oberbeamte mit den Worten herbei: „Was macht ihr da, ihr Lumpen! Sind denn Lorbeeren Contrebande?" Am Hofe erhielt er die Grandes Entrées, den Titel eines Generalissimus der gesammten Armee, in der Oper ward ihm ein Lorbeerkranz überreicht. Man erzählte sich, wie er bei Raucoux seinem Adjutanten eine geheime Mittheilung machen wollte, aber wegen der Umgebung nicht machen konnte, er dann im Unmuth ausrief: „Ich wollte, einige Kanonenkugeln schlügen ein, daß meine Umgebung nicht so dicht wäre und ich mich etwas frei bewegen könnte." Seine Derbheit gefiel***).

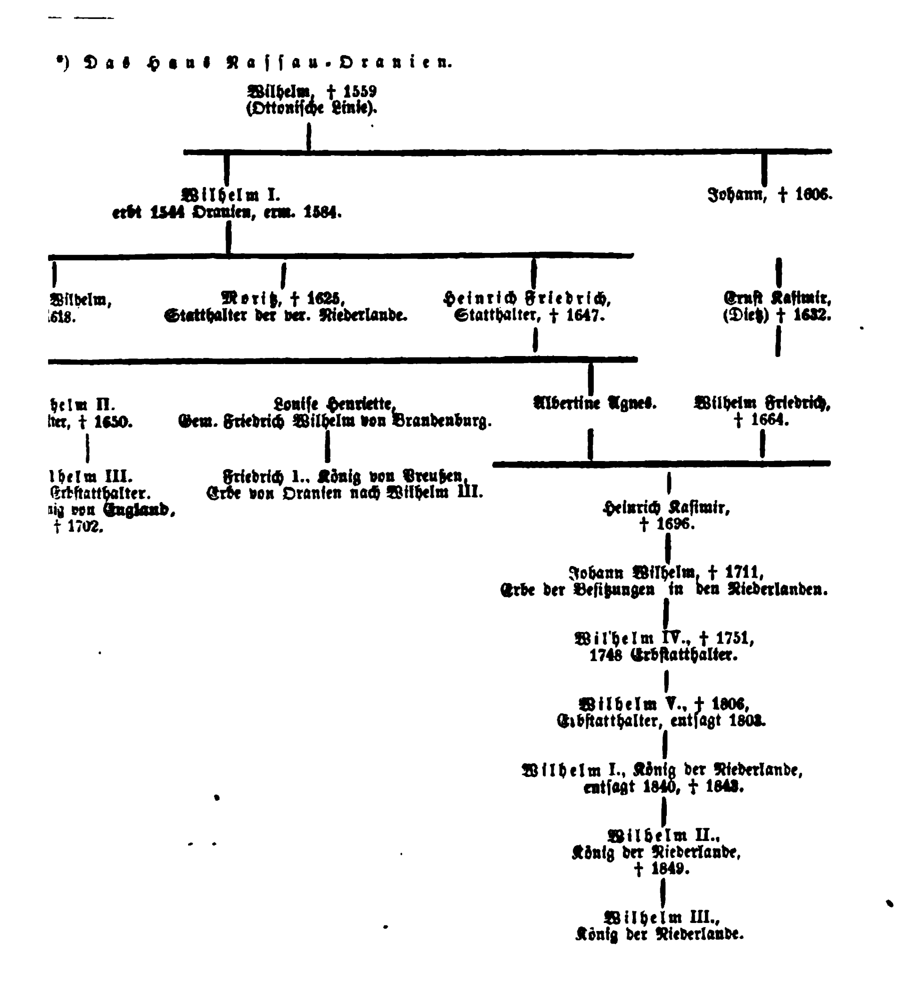
Krieg mit Holland.

Am 17. April 1747 ließ Ludwig XV. den Generalstaaten erklären, weil sie seine Gegner unterstützten, so sehe sich der König genöthigt, seine Armee in das Gebiet der Republik einrücken zu lassen, er werde jedoch die eroberten Plätze zurückgeben, sobald man aufhöre, seinen Feinden zu helfen. Um einzuschüchtern, überschritten die Franzosen von Brügge aus die holländische Grenze und nahmen in wenig Tagen Sluys, Sas de Gand und Fort Philippine. Aber gerade dadurch untergruben die Franzosen die ihnen geneigte Partei und verhalfen der englischen und oranischen zur Macht. Das Volk schrie über Verrath der vielköpfigen Regierung, bei welcher Jeder nur an seinen eigenen

*) Arneth III. 274.
**) Darauf hat zuerst Arneth aufmerksam gemacht. III. 252—264.
***) Weber Moritz von Sachsen. S. 200—238.

theil denke, Einer müsse regieren, nur der Oranier könne Holland retten. nit war Wilhelm IV., das Haupt des Zweiges Nassau-Dietz gemeint*), Wilhelm IV. leutseliger, redlicher Mann, der Nichts von der Gewandtheit des schweigenden, von der Rauheit und Derbheit des dritten Wilhelm, aber auch Nichts der Kriegstüchtigkeit beider besaß. Doch das Volk schrieb ihm hohe Eigenten zu. Bisher Statthalter von Friesland, Gröningen und Geldern, wurde elm jetzt auch Statthalter von Seeland, die anderen Provinzen folgten am 2. Mai 1747 wurde er einstimmig zum Generalstatthalter, Generalain und Oberadmiral von Holland ernannt. Die Gegenpartei war ohne t. Im nächsten Jahre wurde diese Würde auch in weiblicher Linie für h erklärt und so die Republik in eine Erbmonarchie verwandelt. Allerdings englisches Geld mit dabei, Wilhelm IV. war ein Tochtermann König gs II.

*) Das Haus Nassau-Oranien.



Holland wurde 1747 Hauptschauplatz des Krieges, war aber wenig ber
gerüstet. Festungen, welche Ludwig XIV. und Vauban Monate lang Widerst
geleistet hatten, fielen jetzt in einigen Tagen. Zwischen dem 17. April
17. Mai wurde das ganze holländische Flandern erobert. Löwendal zog
Moritz gedachte Mastricht zu nehmen. Die Verbündeten stellten sich ihm zwi
Cumberland. dieser Festung und dem Flusse Demmer entgegen. Der Herzog von Cumberla
seit dem Tage von Culloden in England als Heerführer hochgefeiert, stand
ihrer Spitze, durch einen Sieg über Moritz hoffte er den höchsten Ruhm
erwerben. An persönlicher Tapferkeit fehlte es ihm nicht, wohl aber an Um
und rascher Erfassung der Lage. Batthiany hatte ihm mehrmals die besten
schäge ertheilt, Moritz mehrmals Blößen gegeben, — Cumberland war nicht
Schlacht bei Lavelb. genug zur That geschritten. Am 2. Juli kam es zur großen Schlacht,
vom Dorfe Lavelb den Namen hat, die Verbündeten zählten 80,000
die Franzosen 95,000. Die Stellung der ersteren war zu ausgedehnt und
daher Moritz den Gedanken nahe, sie zu durchbrechen. Um 9 Uhr begann
Franzosen den Angriff auf Lavelb, um das sich nun ein schrecklicher
entspann. Dreimal wurden die Franzosen zurückgeworfen, auch beim
Ansturm wurden sie zurückgeschlagen, nur einzelne Häuser vermochten
behaupten. Moritz sagte in Sorge zu seinem Adjutanten Valfons*):
meinst Du davon! Der Anfang ist nicht gut. Die Feinde halten sich
„Marschall!" entgegnete Valfons, „Sie waren im Sterben bei Fontenoy und
doch den Feind geschlagen; Sie waren in der Genesung bei Raucoux und
ihn doch bezwungen; heute befinden Sie sich zu wohl, um sie nicht zu
schmettern!" Da vereinte Moritz drei Brigaden zu einem Schlachtkeil und durch
die Aufstellung der Holländer. Dieß entschied. Cumberland brach um 2 Uhr
Schlacht ab und zog sich unter die Kanonen von Mastricht zurück**).
Oesterreicher deckten den Rückzug. Die Verluste waren groß, die Verbündeten ver-
loren 6000 Mann, die Franzosen 8000 vom Fußvolk und 1000 Reiter.
hatte die Schlacht gewonnen, aber der Sieg war nicht entscheidend. Der
verließ in fester Haltung das Schlachtfeld, auf welchem am Abend Ludwig
eintraf, um die Glückwünsche als Sieger zu empfangen. Er schrieb
Dauphin: „Nie war unser General so groß als heute, aber man muß ihm
wenn man ihm Glück wünscht, daß er sich ausgesetzt hat wie der gemeinste Gren

Das war die letzte große Schlacht des östreichischen Erbfolgekrieges. Es
nur noch zu Belagerungen. Während die Verbündeten unschlüssig bei Ma
stehen blieben, erstieg Löwendal in der Nacht vom 5—16. September Berge
Bergen op Zoom. Zoom, das Meisterwerk Coehorns. Seine Sturmkolonnen stießen in
Werken nur auf 300 Mann, die sorglos gar keinen Widerstand leisteten.
ehe Alarm geschlagen wurde, befanden sich die Franzosen mitten in der
Es waren nicht mehr die Holländer aus der Zeit Wilhelms III.! Bar
schreibt über sie: „Bald fassen sie einen verzweifelten Entschluß, bald wieder
lassen sie sich einem ganz ungegründeten Gefühle der Sicherheit. Uebel ge
und übel gehorchend, räumen sie bei jeder Gelegenheit das Feld."

Unterhandlung. Wieder begannen Unterhandlungen, die Noth drängte dazu, das eng
Volk fand die steigende Steuerlast unerträglich. Wie war es erst in Frankr
Der Finanzminister Orry erklärte dem König, daß er kein Geld mehr a
treiben wisse; die Intendanten meldeten aus den Provinzen, es sei unmög
neue Mannschaft auszuheben; der aus Guyenne berichtete, die Bevölkerung sei

*) Weber l. c. 133—35.
**) Oester. milit. Zeitschrift. 1836. B. IV. 258—68.

n Hungers zu sterben *). Seit der Niederlage seiner Flotte am Cap Finisterre Frankreich abgesperrt zur See und lag sein Handel vollkommen darnieder. der Schlacht von Lafeld war der englische Reitergeneral Ligonier in die alt der Feinde gefallen. Ludwig XV. schenkte ihm die Freiheit und drückte selber seine Geneigtheit aus, Frieden zu schließen. Moritz ergänzte diese ntungen **): der König liebe den Krieg nicht und die Nation hasse ihn; lbst wünsche die Fortsetzung desselben eben so wenig, denn treffe ihn ein ll, so werde selbst der König ihn nicht beschützen können; er besitze bereits Ehren, die er wünsche; bei seiner gestörten Gesundheit bedürfe er der Ruhe. berland und Moritz würden vereint am besten den Frieden stiften. Was den g von Frankreich betreffe, so fordere er Nichts für sich selbst, er sei bereit, bern zurückzugeben, jedoch mit Ausnahme von Furnes, welches er behalten , wenn die Engländer auf der gänzlichen Schleifung von Dünkirchen bestehen; ten sie aber, daß jener Hafen in seinem bisherigen Zustand bleibe, so werde er König mit der Zurückgabe von Cap Breton begnügen, dafür würden aber ranzosen das vor Kurzem eroberte Madras zurückstellen. Genua müßte wieder stellt und der Herzog von Modena in seine Staaten wieder eingesetzt werden; Spanien berücksichtigt und in den Vertrag eingeschlossen werde, verlange hre Frankreichs. In England vernahm man dieses Angebot mit Freude, nur das Ministerium dem Herzog von Cumberland nicht Ruhe und Besonnenheit für die Friedensverhandlungen zu, fürchtete vielmehr, er möchte bei seinem msenden Wesen und seiner Unerfahrenheit in diplomatischen Geschäften von überlistet werden. Die Verhandlungen sollten nur dem Namen nach in änden des Herzogs sein. Lord Sandwich kam insgeheim mit dem französischen ter Marquis de Puysieux in Lüttich zusammen und ließ die Geneigtheit licken, Cap Breton gegen anderweitige Zugeständnisse an Frankreich zurück- en. Beide kamen darauf überein, ein Congreß aller am Kriege betheiligten te solle in Aachen eröffnet werden. Für Cumberland war es ein Schnitt erz! Wie gerne wäre er als der Friedensstifter Europas dagestanden, wie Eugen mit Villars in Rastadt der erschöpften Welt den ersehnten Frieden afft hatte. Weil man in Frankreich die Vorliebe Georgs II. für seinen Cumberland kannte, so hatte man jenen Vorschlag gemacht, um den Hof den Frieden zu gewinnen. Früher war schon angedeutet worden, wenn nd und Frankreich, die allein Hülfsgelder zahlten, sich zum Frieden einigen n, so könnten die andern Mächte den Krieg nicht fortführen. England

Nur spät kam der Congreß zusammen, langsam schritten die Verhandlungen . Daneben gingen drei geheime Verhandlungen der Höfe einher. Spanien andelte im tiefsten Geheimniß in London, Maria Theresia durch Vermittlung chsischen Hofes mit Versailles und des portugiesischen Hofes mit Madrid. achen war Frankreich vertreten durch den Grafen Saint-Severin d'Aragon, ien durch den Marquis von Sotomayor, Holland durch den Grafen Bentinck, aron Wassenaer und Hasselaer, Modena durch den Grafen Monzone, Genua den Marquis Doria, England durch Lord Sandwich, Sardinien durch den n de la Chavanne, Oestreich durch den Grafen Kaunitz, der durch Scharf- und Gewandtheit Maria Theresias Vertrauen verdiente. Kaunitz traf erst 8. März in Aachen ein. Im Laufe der Verhandlung näherten sich Oestreich Frankreich, gab aber England Oestreich preis, um beträchtliche Handelsvor- Congreß zu Aachen.

*) Flassan, Diplom. française V. 428.
**) Mahon l. c. III. Chap. 30.

theile von Spanien zu erlangen. Der Vertrag von Worms hatte Maria Theresia Entschädigung für die Gebiete verheißen, die sie an Sardinien abtrat. England verlangte nun diese Abtretungen an Sardinien, ließ aber die Forderung von Entschädigungen hiefür fallen, im Gegentheil sollte auf Kosten Maria Theresias auch Don Philipp in Italien ausgestattet werden. Als Robinson die Kaiserin mahnen wollte, unter den Bedingungen, die England zum Nachtheil für sie aufstellte, Frieden zu schließen, loderte ihr Unmuth auf: England habe sie zur Abtretung Schlesiens an Friedrich II., zur Aufopferung eines Theils der Lombardie an Sardinien gedrängt und doch sei sie von Unterhandlungen ausgeschlossen, welche ihre eigenen Angelegenheiten betreffen; ihre Feinde würden ihr bessere Bedingungen einräumen als ihre Verbündeten. „Wenigstens werden sie den Frieden, dessen sie nicht minder bedürfen als ich selbst, wegen eines Streites zwischen mir und dem König von Sardinien über ein Stückchen Land mehr oder weniger oder über die Auslegung des Vertrages nicht verweigern. Und wer sagt Euch, daß Spanien Parma und Piacenza verlangt? Es würde Savoyen bei weitem den Vorzug geben. Setzt mich in Italien in den Besitz meiner Staaten vor dem Kriege wieder ein und ich will den Infanten versorgen. Da ist jedoch Euer König von Sardinien, der Alles erhalten muß, ohne daß man auf mich die geringste Rücksicht nimmt. Guter Gott, wie bin ich von Eurer Regierung behandelt worden! Da ist außerdem noch Euer König von Preußen! Ja fürwahr, all' diese Umstände zusammengenommen reissen zu viele alte Wunden auf, indem sie gleichzeitig neue und empfindliche schlagen*)." Die alte Verbindung mit England war damit gelöst, ein Bund mit Frankreich nahe gelegt.

Maria Theresia.

Doch stand Oestreich, wenn auch von seinen Verbündeten verlassen, nicht ganz vereinsamt da. Rußland näherte sich ihm, ja es kam sogar zu einem Schutz- und Trutzbündniß, 2. Juli 1746**). Elisabeth haßte Friedrich II., Maria Theresia fürchtete einen neuen Angriff von ihm. Beide versprachen sich, im Falle eine dieser Mächte angegriffen werde, 30,000 Mann Hilfstruppen: breche der König von Preußen den Frieden, so sei Maria Theresia ihres Verzichtes auf Schlesien entbunden und werde ihr Elisabeth zur Eroberung dieses Landes mit 60,000 Mann beistehen. Wenn die Pforte den Belgrader Frieden breche und eine der beiden Mächte angreife, so solle die andere alsogleich der Türkei den Krieg erklären und in deren Gebiet einrücken. Die Türkei jedoch erneuerte im Vertrag vom 25. Mai 1747 den Belgrader Frieden für ewige Zeiten. Am 30. November 1747 schlossen aber die Seemächte mit Rußland einen Vertrag, wornach dieses ihnen gegen bestimmte Zahlung 30,000 Mann zu Hilfe sandte. Diese Truppen, vom Fürsten Repnin befehligt, waren auf dem Marsch durch Polen, Böhmen nach dem Rhein. Die Holländer wie die Franzosen sahen ihrer Ankunft mit Sorge entgegen.

Rußland. Türkei.

Kriegsplan für 1748. Nach dem Kriegsplan sollten die Verbündeten in den Niederlanden 1748 mit 186,000 Mann, in Italien mit 90,000 Mann den Kampf wieder aufnehmen. Doch das Frühjahr nahte heran und noch war nicht ein Drittel der Truppen beisammen. Rascher waren die Franzosen. Moritz machte Scheinbewegungen, als wolle er Breda angreifen, warf sich aber am 3. April mit aller Macht auf Mastricht. Die Besatzung betrug 10,000 Mann und die Franzosen merkten

Mastricht.

*) Arneth III. 363—64.
**) Arneth III 331—33.

tschlossenen Widerstand gar bald, daß 5000 Oesterreicher darunter waren. Mit n Worten „in Mastricht liegt der Friede“ suchte Moritz die Franzosen zu n letzten Anstrengungen zu befeuern. Der Friede lag nicht in Mastricht, tzlos wurde dort Blut vergossen *), er lag in der Erschöpfung Englands und rankreichs, er lag in dem Umstand, daß England in der Preisgebung Maria heresias seinen Vortheil fand, und Frankreich in der Trennung der Verbündeten. Friede zu Aachen.
· Am 30. April schloßen England und Holland mit Frankreich die Präliminarien : alle Eroberungen werden in jedem Welttheil gegenseitig zurückgestellt. ünkirchen behält auf der Landseite seine Befestigungen, während sie nach der eseite hin geschleift werden. Die Herzogthümer Parma, Guastalla und acenza werden dem Infanten Don Philipp zugewiesen; stirbt er aber ohne chkommenschaft oder gelangt er auf den Thron von Neapel, so fallen Parma d Guastalla an das Haus Oestreich und Piacenza an Sardinien. Der rzog von Modena und die Republik Genua werden in ihre alten Besitzungen schließlich Finales wieder eingesetzt. Die Abtretungen, welche der Vertrag von rms an Sardinien bestimmte, werden mit Ausnahme von Piacenza und iale bestätigt. Der Asiento-Vertrag wird auf vier Jahre erneuert (Vertrag 1713). Die Artikel des Vertrages von 1718, welche auf die Gewährung der protestantischen Erbfolge und die Ausweisung des Prätendenten der Familie desselben aus Frankreich Bezug haben, werden bestätigt und Ausführung gebracht. Franz von Lothringen wird als römischer Kaiser rkannt und die pragmatische Sanction, jedoch mit Ausnahme der an Preußen Sardinien geschehenen Abtretungen, von allen Mächten gewährleistet. Das zogthum Schlesien und die Grafschaft Glatz wird dem König von Preußen) insbesondere gewährleistet. Der Umstand, daß in diesem Vertrage die nzösische Sprache gebraucht ist, kann die Mächte, welche sich dieser Sprache t zu bedienen pflegen, weder für künftige Verträge zur Anwendung deren verbinden, noch eine Ursache zur Beanständung der gegenwärtigen Vertragsurkunde sein. In einem geheimen Vertrag ward noch bestimmt, jede Macht, che sich weigere dieser Verabredung beizutreten, solle der ihr darin zu Theil denden Vergünstigungen verlustig sein **).

Damit war den Andern das Messer an die Kehle gesetzt. Maria Theresia erklären, sie habe von ihrem Standpunct viel gegen die Präliminarien einzuden, füge sich aber denselben. Der englische Gesandte, der ihr Glück zu schen kam, wurde nicht vorgelassen, Beileidsbezeugungen seien eher am Platz. mien konnte die Begünstigung Englands im Negerhandel kaum verschmerzen, Sardinien den Umstand, daß ihm mit Finale der Zutritt zur See benommen Doch traten alle dem Frieden bei, dessen Urkunde am 18. October 1748 den Seemächten und Frankreich, am 23. October von Kaunitz für Oestreich, Unzufriedenheit.

*) Arneth III. 362.
**) Wenck, Codex juris gentium recentissimi. II. 310.

am 25. October von Genua, am 28. October von Modena und am 7. November von Sardinien unterzeichnet wurde. Was Mastricht betrifft, so hatten die Präliminarien bestimmt, daß die Belagerung fortgesetzt werde, sonst aber überall Waffenstillstand eintreten solle; hatte doch Maria Theresia längst verlangt, daß man dem nutzlosen Blutvergießen ein Ende mache. Am 3. Mai ward der Waffenstillstand auch auf Mastricht ausgedehnt, Moritz aber verlangte die Aufsteckung der weißen Fahne, am 7. Mai zog er als Sieger ein. Zwei Jahre darauf starb er im Schlosse Chambord, 44 Jahre alt. Als er hörte, daß Ludwig XV. im Frieden alle seine Eroberungen herausgebe, sagte er: „Frankreich ist reich genug, um seinen Ruhm zu bezahlen."

Mastricht

So endete dieser blutige Krieg. Friedrichs II. Angriff auf Schlesien wurde bald ein Kampf gegen den Bestand Oestreichs und flossen Ströme von Blut. Rußland und Schweden wurden in den Kampf hineingezogen wie Spanien und Holland, man stritt bei Velletri dafür wie in der Ebene von Culloden, am Kymmenefluß wie am Var, bei Cap Breton wie in der Nähe von Madras — ein Beweis, wie viele Fragen sich an den Bestand Oestreichs knüpfen. Preußen ging um eine Provinz reicher und mit Kriegsruhm aus dem Kampf hervor, Oestreich in seinem Besitz empfindlich geschmälert, aber innerlich geeinigt, neu gekräftigt, von hohem Selbstgefühl getragen. Den reinsten Kranz des Ruhmes trug seine Herrscherin davon, sie hatte nur ihr Recht vertheidigt, aber mit seltenster Größe der Seele.

Die acht Friedensjahre 1748—56.

Der Streit zwischen Friedrich und Maria Theresia hatte Jahre hindurch ropa erschüttert: jetzt finden wir beide eifrigst beschäftigt, die Wunden, die Krieg geschlagen, zu heilen, Gebrechen, welche einem gesunden Fortschritt gegenstanden, abzustellen, die Kräfte ihrer Völker zu steigern, um für neue npfe hinlänglich gerüstet zu sein.

Friedrich II.

Fassen wir zunächst Friedrich II. ins Auge, dessen Thätigkeit in den ı Jahren des Friedens (1746—56) eine erstaunliche zu nennen ist. Unabge Arbeit des Fürsten erscheint ihm als Pflicht der Stellung. „Die Bürger" t es in seinen nachgelassenen Werken*), „haben einem Ihresgleichen den rang nur wegen der Dienste eingeräumt, welche sie von ihm erwarteten, llich Aufrechthaltung der Gesetze, Handhabung der Gerechtigkeit, Vertheidigung Staates gegen dessen Feinde, Widerstand gegen Sittenverderbniß und ıng des Wohlstandes. — — Es gibt kein Wohl, als das allgemeine des ates, mit dem der Fürst unauflöslich verbunden ist. Er muß sich unaufich zurückrufen, daß er Mensch, wie der geringste seiner Unterthanen, und er der erste Diener des Staates ist." — Dem 16jährigen Herzog Karl en von Wirtemberg, dem Sohn Karl Alexanders, der durch seinen Einfluß Kaiser Karl VII. 1744 für volljährig erklärt worden ist, schrieb Friedrich II.: enn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch Wohlthaten, die sie über Menschen verbreiten, nicht durch Gewaltthätigkeiten n Starrköpfe. Glauben Sie nicht, daß das Wirtembergerland Ihretwegen affen ist, sondern daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um Volk glücklich zu machen**)."

Arbeitsamkeit.

Demgemäß war sein Leben Arbeit, 5—6 Stunden Schlaf genügten m Sommer stand er um 3, im Winter um 4 Uhr auf. Die Diener hatten jen Befehl, ihn nicht länger schlafen zu lassen. Er kleidete sich selber an und ann die wichtigeren eingegangenen Berichte der Behörden durch und ertheilte nöthigen Befehle***). Friedrich nahm den ganzen Umfang seiner Regierung ine Hände, Verwaltung im Inneren, wie Leitung der auswärtigen An-

*) Oeuvres posthumes VI. p. 63.
**) Göttinger Magazin I. S. 633.
***) Stenzel IV. 284.

gelegenheiten. Seine Minister waren nur die Vollstrecker seines Willens, sie hatten nur das Material zu ermitteln und zusammenzustellen und seinen Sinn in Denkschriften auszuarbeiten. Er selber behielt die Zügel straff in seiner Hand. Von seinen Beamten verlangte er vor Allem Wachsamkeit, Arbeitsamkeit und unbestechliche Ehrlichkeit. Sie mochten ihn um den Sinn seiner Befehle fragen, wenn er ihnen dunkel erschien; aber Rechenschaft zu geben sei er ihnen nicht schuldig. Der König war die Seele der Regierung. „Ich verberge meine Absichten denen, die mich umgeben, sagt er einmal; ich täusche sie sogar darüber, denn wenn sie vermutheten, was ich im Sinne habe, so könnten sie davon sprechen, ohne die Folgen zu ahnen; nur durch das Geheimniß kann ich mich vor Schaden bewahren. Ich verschließe mein Geheimniß in mich selbst; ich bediene mich nur eines Sekretärs, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin. Wenn ich mich nicht selbst bestechen lasse, so ist es unmöglich meine Absicht zu errathen*)." — War die Arbeit abgethan, so griff er zur Flöte. „Doch war seine Seele weniger beim Spiel, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten. Ganz mit sich selber, allein überlegte er sich die schwierigen Fragen, und gab seine Entscheidung, wenn seine Räthe mit der Ausarbeitung seiner Befehle zurückkamen**)."

Erholung

Der Tag ging in Arbeit vorüber. Erholung, um zu neuer Arbeit Spannkraft zu haben, suchte der König in Musik, in Lectüre, im Umgang mit geistreichen Männern. Bei der Tafel am Abend war meist eine Gesellschaft witziger und kenntnißreicher Männer um ihn versammelt. Da ließ der König seiner Spottlust oft den Zügel schießen, da wurden die neuesten Erscheinungen der Literatur, die wichtigsten Fragen der Philosophie und Geschichte besprochen. Friedrich II. selber hatte schriftstellerischen Trieb und fand, trotzdem er die Last der Regierung allein trug, doch Zeit, noch so viel zu schreiben, daß seine sämmtlichen Werke eine große Anzahl von Bänden umfassen. Aber er schrieb

Schriften

französisch: an seinem Hof wurde oft lange kein deutsches Wort gesprochen. Von dem Geist, der sich in der deutschen Literatur zu regen begann, hatte dieser deutsche König keine Ahnung. Die Franzosen erschienen ihm als das Muster der wahren Bildung, ihre Sprache als der edelste Träger des Geistes, von ihnen wollte er vor Allen geschätzt sein. Begreiflich, daß er den Mann, welcher ihm als wahrer Musterfranzose, als der größte Dichter aller Zeiten, als der

Voltaire.

klarste Kopf, als der erste Meister der Sprache galt, daß er Voltaire bei sich zu haben wünschte. Er lud ihn ein, und der Dichter kam, zumal der Tod der Marquise ihn von gewissen Banden befreit und einige Kränkungen ihm den Aufenthalt in Paris und Versailles unliebsam gemacht hatten.

Carroussel.

Bei einem Ringelrennen, 25. August 1750, zu Ehren Wilhelminens, bei welchem Römer, Perser, Tataren und Griechen die Quadrille bildeten, wurde der

*) Ranke III. 482.
**) Ranke l. c. 480.

wesenheit des langen hageren Fremdlings mit einem Murmeln der Bewunderung ·getheilt: „Voltaire, Voltaire!“ Freude strahlte aus den Augen des Franzosen :r den Ruhm, den er genoß, und über den Rang seiner Bewunderer — und dankte in einem Vers, der seine Huldigung ausdrückt:

„Nie war in Rom und in Athen,
Ein Festspiel, dessen Glanz vor diesem nicht erbleichte:
Mit Paris Zügen war der Sohn des Mars zu sehen,
Und Venus war es, die den Apfel reichte*).“

Unter der Venus war Amalia, die schöne Schwester Friedrichs, verstanden. der That Voltaire hatte sich herbeigelassen, ins Land der Barbaren zu ziehen, Voltaire in Berlin. ı so erschienen ihm die Deutschen. Lieber wäre er allerdings in Paris ieben und lieber hätte er sich in Versailles im Glanze des Hofes gesonnt. r der König mochte sein zudringliches Wesen nicht und hatte seine religiösen enken gegen den Freigeist, obschon Voltaire eine Lobrede auf Ludwig XV., ine auf Ludwig den Heiligen, und die Geschichte des letzten Kriegs im Hofton aßt hatte. Als der Dichter in seiner Eigenschaft als Hofhistoriograph an- te, ob er nach Berlin gehen dürfe (— wie gerne hätte er sich zurückhalten n, wie gern hätte er auch diplomatische Aufträge übernommen! —), kehrte der König mit einem ungnädigen, — „er könne gehen, wohin er wolle“ — Rücken. Auch die Pompadour, die sich ihm sonst immer gewogen zeigte, that , als ob sie über seine Abreise traurig wäre, und gab ihm nur Grüße an den ig von Preußen mit, welche dieser, als sie ihm ausgerichtet wurden, empört dieses Vertraulichthun einer Kebse mit den stolzen und folgenschweren Worten dwies: „Je ne connais pas cette personne.“ Voltaire hatte 4000 Thaler egeld verlangt und Friedrich, der sonst sparsam war, es sogleich gesendet. Voltaire noch immer mit der Abreise zögerte, wandte Friedrich einen Kunst- an, der sogleich wirkte. Er schrieb einem jungen Dichter, der bisher richs literarischer Correspondent in Paris gewesen war, er möge als auf- ıde Sonne erscheinen, wenn Voltaire im Niedergang begriffen sei**). Voltaire ıg aus dem Bett, als er diese Zeilen las: „Was, ich will ihnen zeigen, ich noch keine untergehende Sonne bin. Jetzt geh' ich.“

Am 10. Juli 1750 traf der Dichter in Potsdam ein, und Friedrich wandte ! an, um diesen Mann, den er für den größten Schriftsteller seiner Zeit dauernd an seinen Hof zu fesseln. Als ihm Voltaire eines Tags ein eiben seiner Nichte Denis vorlas, die untröstlich darüber that, daß er immer Paris fern bleiben solle, sandte ihm der König den Kammerherrenschlüssel, Anstellung. Kreuz des Verdienstordens, die Zusicherung eines Jahresgehaltes von 20,000 s, freier Wohnung und Tafel im königlichen Schloß und einer Equipage, ein Schreiben, das noch mehr werth war, als all' dieses, worin es unter rem hieß: „Sie sind Philosoph, ich bin es auch. Was ist natürlicher, als daß Philosophen, gemacht mit einander zu leben, durch gleiche Studien, gleichen ımack und gleiche Denkart verbunden, sich diese Genugthuung geben? Ich Sie als meinen Lehrer in Beredtsamkeit und Wissen; ich liebe Sie als tugendhaften Freund. — Ich habe nicht die thörichte Anmaßung zu meinen, Berlin Paris aufwiegen könne. Wenn Reichthum, Größe und Pracht eine t liebenswerth machen, so treten wir gegen Paris zurück. Wenn der gute

*) Nach der Uebersetzung von Strauß, Voltaire S. 145. Die Stelle ist aus Oeuvres oltaire XIII. 320.
**) Oeuvres de Fréderic XIV. 95.

Geschmack an einem Ort der Welt seinen Sitz hat, so gestehe ich, es ist in Paris. Aber bringen Sie denn diesen Geschmack nicht überall hin, wo Sie sind? Wi haben Hände, Ihnen Beifall zu klatschen, und was das Gefühl betrifft, so räum wir keinem Orte der Welt den Vorrang ein. — — Sie werden hier glückli sein, so lang ich lebe. Sie werden als der Vater der Wissenschaft und de Geschmackes angesehen werden und in mir all' die Tröstungen finden, die ei Mann von Ihrem Verdienst von einem erwarten kann, der ihn zu schätzen weiß*)." — Das war Sonnenglanz der Huld eines geistreichen Königs. Wer hatte jetzt besser als Voltaire und wie wurde seiner Eitelkeit geschmeichelt! Er wohn im Schloß neben dem König. Fürsten, Minister, Gesandte machten ihm den H als dem erklärten Liebling. Er hatte freie Verfügung über seine Zeit; er schrie an seine Nichte: „Mein Geschäft ist, Nichts zu thun. Ich genieße meiner M eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa u Versen ein wenig abzurunden. Ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerd Den Rest des Tages habe ich für mich und der Abend schließt mit einem a nehmen Souper." — Was bei diesen Abendversammlungen an des Königs Ta besprochen wurde, darüber schrieb er später: „An keinem Orte der Welt spra man so frei über alle Arten menschlichen Aberglaubens; nirgends wurden sie so viel Spott und Verachtung behandelt, als bei den Soupers des Königs v Preußen. Gott wurde mit Achtung behandelt, doch keiner von denen geschont, in seinem Namen die Menschen betrogen." — Voltaire erwiderte die Bewunderu Er schreibt aus Potsdam: Dieser ehemals so wilde Ort ist jetzt eben so durch die Künste verschönert wie durch den Ruhm geadelt. 150,000 siegrei Soldaten, keine Procuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmuth, Grenadiere u Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle, Gesellschaft u Freiheit; — wer sollte es glauben und doch ist Alles ganz wahr." — Bei legte damals seine letzte Feile an „Das Jahrhundert Ludwigs XIV." Da schrieb er das Lehrgedicht „Das natürliche Gesetz." Seine Drama „Das ger Rom" wurde auf einem kleinen Theater im Vorzimmer der Prinzessin Am aufgeführt. Prinzen und Prinzessinen spielten die Rollen, Voltaire den C Friedrich schreibt noch 1778: „Nichts entging seinem Wissen. Die Unterhaltu mit ihm war eben so belehrend als angenehm. Seine Einbildungskraft eben glänzend, als reich, sein Witz eben so schnell, als treffend. — Mit einem W er war die Freude jeder Gesellschaft**)."

Beschäftigung.

Allein an diesem Himmel in Berlin und Potsdam stiegen bald fins Wolken auf. Die Stellung Voltaires war glänzend, aber er befand sich a glattem Boden; daß sie auf die Dauer unhaltbar wurde, daran waren Voltair Fehler, Geiz und Herrschsucht, vor Allem schuld.

Neben dem glänzenden Gehalt, den er bezog, verschmähte der Dich schmutzigen Gewinn nicht. Wenn man auch Formeys Behauptung***) n glauben will, er habe halbabgebrannte Wachskerzen eingesteckt und verkaufen la er habe beim Spiel unehrenhaften Gewinn gemacht, so wirft doch der Pro

*) Friedrichs Brief vom 28. August 1750.
**) Eloge de Voltaire.
***) Formey, Souvenirs I. 280 ff.

dem Juden Hirsch ein steten Flecken auf seinen Namen. Der eilfte Artikel Abraham Hirsch.
Dresdener Friedens hatte bestimmt, daß preußischen Unterthanen sächsische
uerscheine, die sie in Händen hatten, Capital und Zins zur bestimmten Zeit
: Abzug ausgezahlt werden müssen. Wenn nun preußische Unterthanen den
sischen, welche ihre Steuerscheine nur zum Curswerth anbrachten, solche
iere abkauften, so konnten sie Gewinn machen, denn die sächsische Kasse mußte
ihnen zum vollen Nennwerth auszahlen. So hatte Friedrich diesen Artikel nicht
landen und darum seinen Unterthanen verboten, sächsische Steuerscheine zu
en. Voltaire war der Gast und Günstling des Königs und durfte am aller-
igsten dessen Gebot übertreten, aber seine schmutzige Gewinnsucht ließ ihn diese
: Rücksicht vergessen. Er bot dem Berliner Juden Abraham Hirsch, von
er Brillanten für seine Kleidung in der Rolle als Cicero bezogen hatte,
n Wechsel auf Paris mit 14,500 Thlr. an, daß er für ihn nach Dresden
: und Steuerscheine kaufe, die damals sehr niedrig, auf 63, standen. Voltaire
chte dann diese Scheine mit ihrem Nennwerth einlösen zu lassen und so einen
gewinn von 10,000 fl. zu machen. Damit kein Beweis vorliege, sollte in
Briefen nur von Pelzwerk oder Diamanten die Rede sein. Voltaire stachelte
Juden noch damit, wie er durch seinen Einfluß beim König Alles vermöge
ihn so auch zum Hofjuwelier befördern könne. Der Jude wollte aber nebenbei
Gewinn für sich machen und meldete, daß die Steuerscheine auf 70, bald
sie auf 75 stehen, brachte Ausflüchte vor und sandte keine Steuerscheine.
aire wurde unruhig und ließ seinen Wechsel auf Paris protestiren. Der
:, der auf eigene Rechnung Geschäfte gemacht hatte, kam dadurch in Ver-
heit, und verlangte bei seiner Rückkehr Schadenersatz. Um ihn für seine
kosten und Mühewaltung zu entschädigen und zugleich zu beschwichtigen, kaufte
Voltaire für 3000 Thlr. Diamanten ab, bereute es aber wieder, in der
nung, er sei vom Juden übervortheilt worden, und forderte die dafür ange-
eten 3000 Thlr. zurück gegen Rückgabe der Juwelen. Dieß wollte der Jude
r nicht gelten lassen, denn die Diamanten könnten vertauscht sein, und so
im Schloß, wo Voltaire nur den höchsten Fragen der Philosophie und
rischem Schaffen leben sollte, mehrere Tage ein klägliches Feilschen mit dem
n statt, welcher später behauptete, eines Tages hätten Voltaire und dessen
er ihm einen Ring vom Finger gerissen und ihn heftig zum Zimmer hinaus-
ßen; ein andermal habe Voltaire ihn an der Gurgel gepackt und ihn im
mer herumgezogen und ihm gedroht, durch seinen Einfluß ihn lebenslänglich
Gefängniß werfen zu lassen, wenn er die Diamanten nicht wieder nehme
alles Schriftliche zurückstelle. — Der Jude behauptete, Voltaire habe seine
tungen gefälscht. Die Sache kam vor Gericht. — Wer so hoch gestellt und
Allen mit Gunst überschüttet ist, hat Neider zu fürchten. Welches Hohnlachen
Voltaires Treiben! Die Richter behandelten die Sache nüchtern und gerecht.
Proceß ist gedruckt*): Hirsch hat dabei viel gelogen, Voltaire nicht minder.
Jude wurde verurtheilt, den Pariser Wechsel auszuhändigen, 10 Thaler
fe für Abläugnung seiner Unterschrift zu zahlen. Die Juwelen wurden von
vorenen Sachverständigen geschätzt und mußten um diesen Preis bezahlt
en. Voltaire erbot sich zu einem Eid, den die Richter aber für einen
eid hielten. Schließlich schwor er nicht und fand sich mit dem Juden um
Verlust von 1000 Thlr. ab. In den Augen von Sachverständigen hatte

*) Klein, Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit V. 215—60.

Lessing. Voltaire einen starken Makel auf sich gezogen. Lessing, welcher die französischen Actenstücke zu übersetzen hatte, drückte seine Meinung in dem Epigramm aus:

Um kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V*** war ein größerer Schelm als er*).

Friedrich II. Aber wie war erst Friedrich enttäuscht! Er schrieb an Wilhelmine: „Voltaire beschwindelt die Juden, er wird sich durch einen Purzelbaum wieder heraus schwindeln." — An Voltaire, der am Schluß des Processes anfragte, ob er zu ihm nach Potsdam kommen könne, schrieb er: „Sie hatten die häßlichste Geschichte von der Welt mit dem Juden und erregten in der Stadt ein skandalöses Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist den Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat. — Ich für meinen Theil habe in meinem Hause bis zu Ihrer Ankunft Frieden erhalten und ich sage Ihnen, daß, wenn Sie Ränke und Kabalen lieben, Sie sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe ruhige und friedliche Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein und Sie können eben so gut in Berlin bleiben." — Welch ein Unterschied zwischen diesem Brief und dem Schreiben, das mit seiner Anstellung verbunden war! Voltaire erklärte demüthig, er habe gefehlt. Der Riß wurde mühsam geheilt, um bald wieder von neuem aufzubrechen.

Voltaire u. Maupertuis. Voltaire verhetzte den Kreis der Schöngeister, welche Friedrich II. um sich versammelt hatte, er wollte allein gelten und beneidete jeden um die Gunst, die er beim Könige genoß. Zum Großkanzler Jarriges hatte er schon früher gesagt: „Wissen Sie nicht, daß wenn sich zwei Franzosen an einem fremden Hofe oder in fremdem Lande beisammen befinden, einer von ihnen sterben muß!" — Friedrich hatte ihm schon in seinem Schreiben vom 24. Januar vorgeworfen, daß er auf sein Andringen d'Arnaud entlassen und Fréron aufgegeben habe. Namentlich auf Maupertuis, den ständigen Präsidenten der Akademie, warf der Dichter seinen Groll, er hätte diese Stelle selber gerne bekleidet. Maupertuis, stolz auf seine Leistungen, seinen Ruhm, seine Stellung, sah auf Voltaire herab als auf einen windigen Poeten; dieser fand hingegen, es fehle jenem an Geist. In seinen Briefen klagt er über das mürrische Wesen des Mannes, der ihn immer mit seinem Quadranten messe: er habe das Problem nicht gelöst, im Umgang angenehm zu sein; er habe ein Buch über das Glück geschrieben, aber er beglücke weder diejenigen, die es lesen, noch diejenigen, die mit ihm leben müssen. Er selber sei nicht glücklich und es würde ihn betrüben, wenn Andere es wären. Bald glaubte Voltaire, auf bestimmte Beweise der Feindseligkeit des Präsidenten zu stoßen. „Maupertuis," schreibt er seiner Nichte, „hat ausgesprengt, daß ich die Verse des Königs schlecht finde, daß ich, als der König eben mir wieder Verse zur Durchsicht sendete, zu Jemanden gesagt hatte: wird er denn niemals müde mir seine schmutzige Wäsche zum Reinigen zu geben? In der That hatte Voltaire in ähnlichen Worten von den Dichtungen des Königs zu General Manstein gesprochen**).

*) Lessing ed. Lachmann I. S. 32.

**) Voilà le Roi, qui m'envoye son linge sale à blanchir. Souvenir d'un ... I. 294. Brief an seine Nichte vom 24. Juni 1752.

hrend er mit katzenartiger Falschheit dem Könige schmeichelte, ihm z. B. über
Lehrgedicht von der Kunst des Krieges*) schrieb: „Nur Ihnen geziemt es
en Tempel zu bauen, wie es Ovid geziemte die Liebe zu besingen und Horaz
Ars poetica zu schreiben. — Das ganze Gedicht ist Ihrer würdig, und
m ich meine Reise bloß unternommen hätte, um etwas so Einziges zu sehen,
ürfte ich meine Abwesenheit vom Vaterland nicht bereuen." Und wieder: „Sie
wohl der größte Mensch, der je geherrscht hat." Dabei konnte er aber bittere
ge über denselben König in Versen sagen**). Friedrich war für Lob sehr
fänglich; so schreibt er an Voltaire 1751: „Ich bin soeben von sechs Zwillingen
bunden worden, die im Namen Apollos in den Wassern der Hippokrene
uft werden sollen. La Henriade wird gebeten, Gevatter zu stehen: Sie werden
efällig sein, sie heute Abend um 5 Uhr in das Zimmer des Vaters zu bringen.
rget Lucina wird sich einfinden, und die Phantasie des Homme Machine
d die armen Kindlein über dem Taufbecken halten***)." Aber das Verhältniß
doch einmal gestört. Jeder Windstoß konnte den Riß, der nur verkleistert
, wieder öffnen. Voltaire gerieth in Bestürzung, als La Mettrie eines Tages
ihm fallen ließ, der König habe im Gespräch über die Gunst, in der
taire bei ihm stehe, und den Neid, den sie errege, geäußert, er werde ihn
stens noch ein Jahr nöthig haben: „Man preßt die Orange aus und wirft
Schale weg." La Mettrie starb bald darauf, ohne daß Voltaire sich verge-
sert hätte, ob auch Friedrich wirklich diese Aeußerung gethan.

Dieser La Mettrie war ein unbesonnener, sonst aber gutmüthiger Mensch, La Mettrie.
den rohesten Materialismus mit der heitersten Miene von der Welt predigte,
Mann von unverwüstlicher Lustigkeit. Julien Offray de la Mettrie†),
ren 1709 in Saint-Malo, der Sohn eines reichen Kaufmanns, der ihm eine
zende Erziehung angedeihen ließ, war zuerst eifriger Jansenist, widmete sich
dann gegen den Willen seines Vaters dem Studium der Medicin. In Leyden
e er Boerhaave, von dem er mehrere Schriften übersetzte. 1742 wurde er
imentsarzt bei den Gardes françaises und wohnte den Schlachten bei Dettingen
Fontenoy bei. Während der Belagerung von Freiburg erkrankte er, und
ß aus der geistigen Abspannung, die ihn in Folge seines Leidens befiel, daß
Fähigkeit, zu denken, nur eine Folge unserer körperlichen Organisation sei
daß die geringste Krankheit des Körpers sich auch in Störungen des Denk-
mögens zeige. Das Werk, in dem er diese Gedanken ausdrückte, und in welchem
uch die größten Aerzte seiner Zeit mit der Rohheit eines Cynikers angriff,
ihm die Verfolgung seiner Amtsbrüder und der Geistlichkeit zu; er verlor seine
lle und nur die Flucht rettete ihn vor der Bastille. Als er in Leyden sein
ptwerk: „L'homme Machine" veröffentlichte, erhoben sich auch die reformirten
stlichen wider ihn und sein Buch wurde durch den Henker verbrannt. Da bot
Friedrich, der in ihm ein Opfer der Unduldsamkeit sah, die Stelle eines

*) L'art de la guerre.

**) So zeichnet er ihn in La Loi naturelle:

Assemblage éclatant de qualités contraires,
Ecrasant les mortels et les nommant ses frères,
Misanthrope farouche avec un air humain,
Souvent impétueux et quelquefois trop fin,
Modeste avec orgueil, colère avec faiblesse,
Pétri de passion et cherchant la sagesse,
Dangereux politique et dangereux auteur,
Mon patron, mon disciple et mon persécuteur.

***) Oeuvres de Fréderic XXII. 266.

†) Biographie générale, XXIX. 211.

Vorlesers an, und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie in Berlin. La Mettrie wurde sehr vertraut mit dem König, warf sich ohne Rücksicht in dessen Zimmer auf das nächste beste Kanapee, riß seine Weste auf, wenn es ihm zu heiß war, legte Perücke und Halstuch ab. Hin und wieder plagte ihn das Heimweh. Voltaire schreibt an seine Nichte den 2. September 1751: „Er verzehrt sich vor Sehnsucht, nach Frankreich zurückzukehren. Dieser sonst so heitere Mann, der über Alles lachen kann, weint oft wie ein Kind darüber, daß er hier ist." — Am 21. September 1751 schreibt Friedrich über ihn an seine Schwester: „Er starb zum Spaß an einer Fasanenpastete, die er ganz aufzehrte, und die ihm eine Unverdaulichkeit zuzog. Er setzte sich in den Kopf, den deutschen Aerzten zu beweisen, daß man in einem solchen Fall dem Kranken zu Ader lassen könne, und ist darüber zu Grund gegangen. Er war ein heiterer lieber Kerl, ein guter Arzt und schlechter Schriftsteller. Wenn man seine Schriften nicht las, konnte man sehr zufrieden damit sein." Sterbend wies La Mettrie jeden religiösen Zuspruch zurück. Selbst seine Gesinnungsgenossen urtheilten bitter über ihn: d'Argens meint: „jede seiner Schriften ist ein Beweis seiner Narrheit und sein Stil zeigt die Trunkenheit seiner Seele. Man hört das Laster mit der Stimme des Wahnsinns. Er war ein Narr vom Wirbel bis zur Sohle." — Nicht minder bezeichnet ihn Diderot: man erkenne seine Leichtfertigkeit in dem, was er sage, und die Verderbtheit seines Herzens in dem, was er nicht zu sagen wage; seine Trugschlüsse seien roh, aber gefährlich durch die Heiterkeit, mit der er sie vorgibt.

La Beaumelle. Im Winter 1751–52 kam ein wenig bedeutender Schriftsteller, La Beaumelle*), nach Berlin, um Friedrich und Voltaire zu sehen, wie er sagte, mehr noch um eine Anstellung zu suchen. Er hatte ein Buch geschrieben: Mes pensées ou le qu'en dira-t-on? Darin hatte folgende Stelle Voltaire sehr verdrossen: „Man durchgehe die alte und die neue Geschichte und man wird kein Beispiel finden, daß ein Fürst einem Schriftsteller als solchem 7000 Thaler Gehalt gewährte. Es hat größere Dichter als Voltaire gegeben, es hat aber keinen Dichter gegeben, der besser belohnt worden ist. Der König von Preußen überhäuft Männer von Talent mit Wohlthaten, wie andere deutsche Fürsten Hofnarren oder Zwerge." — Zwar behauptete La Beaumelle, diese Stelle gereichten Voltaire eben so sehr zum Ruhm als dem König, allein der Dichter machte bei einem Abendessen Friedrich II. auf die Stelle aufmerksam und Beaumelle bekam keine Anstellung. Maupertuis sagte la Beaumelle, wer ihn angezeigt habe, und dieser erklärte im Zorn, er werde Voltaire bis in die Hölle verfolgen. Er ging nach Frankfurt, und gab dort eine Ausgabe des Siècle de Louis XIV. mit boshaften Anmerkungen gegen dessen Verfasser heraus. Voltaire setzte Himmel und Erde gegen ihn in Bewegung — in Deutschland wegen des Nachdrucks, in Frankreich wegen einzelner Aeußerungen über hohe Personen. Seine Nichte Denis wußte den Minister d'Argenson auf das gefährliche Buch aufmerksam zu machen und la Beaumelle wurde auch in der That am 23. April 1753 in die Bastille gesetzt.

La Loi d'Epargne. Nun griff Voltaire la Beaumelles Schützer, Maupertuis, an. Der Präsident der Akademie hatte in einer Schrift den Satz ausgesprochen, daß die Natur sparsam sei und zu jeder Bewegung immer die kleinste Kraft verwende. Maupertuis war sehr stolz auf sein neues Gesetz, das er in einem Büchlein über Kosmologie**) zuerst aufgestellt hatte und das er Loi d'épargne nannte:

---

*) Von ihm ist Vie de Maupertuis suivie de lettres inédites de Frédéric le Grand. Paris 1856.

**) Essai de Cosmologie. Berlin 1850.

'atur sei eine gute Haushälterin und die wirkende Kraft immer ein Minimum.
in ihm früher befreundeter Schweizer Mathematiker, König, der ihn 1750 in König.
erlin besuchte, sprach ihm sein Bedauern aus, daß besagtes Gesetz nicht ganz
treffe, und daß das Richtige schon Leibnitz früher erkannt habe. Maupertuis
irde entrüstet über diesen Zweifel an seiner Unfehlbarkeit, und beide schieden
Verstimmung von einander. König gab Bemerkungen über das vermeintliche
ne Gesetz in den Acta eruditorum in Leipzig 1751 heraus und berief sich
bei auf einen Brief von Leibnitz, den ihm ein Schweizer, Henze, mitgetheilt Leibnitz.
te: „Die Wirkung ist nicht das, was Sie meinen. Die Zeit kommt mit in
chnung; die Wirkung ist gleich dem Product der Masse, im Verhältniß des
umes und der Geschwindigkeit oder Zeit im Verhältniß der lebendigen Kraft.
) habe bemerkt, daß in den Modificationen der Bewegung die Wirkung
öhnlich ein Maximum oder Minimum wird*)." — Maupertuis verlangte
Vorlegung dieses Leibnitzischen Briefes. Der Besitzer desselben war aber 1749
Verschwörer in Bern hingerichtet worden, sein Nachlaß wurde untersucht,
Brief aber nicht gefunden. Vergebens erklärte König, daß er ihn nur als
ndbemerkung angeführt habe, welche Nichts für oder gegen das Gesetz der
arsamkeit entscheide, und daß er unschuldig daran sei, daß der Brief nicht vor-
gt werden könne, daß er ihn aber gelesen habe. Auf Maupertuis Betrieb
ärte am 13. April 1753 die Berliner Akademie den Brief für gefälscht und
r Autorität entbehrend. Mit männlichem Stolz sandte darauf König sein
gliedspatent zurück und berief sich in der ganzen Sache in einer ruhig
ltenen Schrift an die öffentliche Meinung**).

Die ganze Sache war ein Fund für Voltaires Erbitterung gegen Mauper-
, er sandte anonym an eine gelehrte Zeitschrift die Antwort eines Akademikers in
in an einen in Paris, worin er sagte: Maupertuis sei vor dem Angesicht
gelehrten Europa nicht nur des Plagiats und Irrthums überführt worden,
ern auch, daß er seine Amtsstellung dazu mißbraucht habe, die freie Forschung
nterdrücken und einen ehrlichen Mann zu verfolgen, der kein anderes Ver-
jen begangen habe, als daß er anderer Ansicht sei als Maupertuis. Mehrere
glieder hätten gegen ein so schreiendes Verfahren protestirt und würden die
emie verlassen haben, wenn sie nicht fürchteten, dem König, ihrem Beschützer,
mißfallen. Der Aufsatz trug den Stempel, daß er aus Voltaires Feder
me. In diesem Angriff auf die Akademie fühlte sich der König selber ange-
. Auch er griff jetzt zur Feder und schrieb den Brief eines Akademikers von
in an einen Akademiker in Paris und bezeichnete darin den Verfasser des ersten
kels, jedoch ohne Voltaire zu nennen, einen offenbaren Verbreiter von Lügen,
Libellenschmied und sein Thun als eine boshafte, feige, infame Handlung. Alle
wußte bald, daß der zweite Aufsatz aus der Feder des Königs stammte,
doch kamen beide immer Abends noch beim Souper zusammen, ja Voltaire
em König sogar eine Spottschrift auf Maupertuis vor, die Blüthe seines Doctor Akakia.
rtes, durch Steigerung und Verzerrung die Behauptungen von Jemanden
lich zu machen. Maupertuis hatte vor Kurzem in Dresden Briefe heraus-
ben — Lettres sur les progrès des sciences, — die manches Gute, aber
vielmehr Verschrobenes und Phantastisches enthielten. So hatte er den
hlag gemacht, eine lateinische Stadt zu bauen, um das Erlernen der alten
ichen zu erleichtern und durch diesen Versuch die Universitäten entbehrlich

———

*) 16 Druckschriften erschienen in diesem Streit. Carlyle, Buch 16. cap. 11.
**) Appel au Public.

zu machen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu graben, um ihr Innere kennen zu lernen; deßgleichen nach der Meerenge Magelhaens zu gehen, das Gehirn der Patagonier zu öffnen, um den Sitz der Seele zu ergründen; Kranke mit Harz zu überziehen, um die Ausdünstung, das heißt die Verflüchtigung der Lebenskraft, zu verhindern; die Aerzte nur dann zu bezahlen, wenn sie Heilung bewirkt hätten! Wer war gewandter als Voltaire, solche Behauptungen in's Lächerliche zu ziehen. Sein Buch*) enthielt eben so viel Bosheit als Witz. Der König lachte darüber, durfte aber den Präsidenten seiner Akademie nicht der öffentlichen Verhöhnung preisgeben lassen und nahm Voltaire das Wort ab, die Schrift nicht in Druck zu geben. Allein die Schrift wurde doch gedruckt, in Leyden, in Dresden, sogar in Berlin. In Paris gingen 30,000 Exemplare ab. Ganz Europa lachte. Daß auch diese Schrift in Berlin gedruckt wurde, und zwar statt einer Vertheidigung Bolingbrokes, für welche Voltaire die Druckerlaubniß erlangt hatte, und daß Voltaire sich unschuldig stellte, war der Gipfel der Unverschämtheit. Friedrich schrieb ihm: „Ich erstaune über Ihre Keckheit. Nach Allem, was Sie gethan haben und was so klar ist wie die Sonne, läugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich ja nicht ein, die Leute werden sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Aber wenn Sie die Sache auf das Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken, und es wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen Ketten werth wären**)." — Voltaire antwortete dem König: „Ach, mein Gott, Sire, in dem Zustande, worin ich bin! Ich schwöre es Ihnen nochmals bei meinem Leben, auf welches ich gerne Verzicht thue, daß es eine abscheuliche Verläumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontiren zu lassen. Wie? Sie wollen mich ungehört verurtheilen? Ich verlange Gerechtigkeit oder den Tod***);" — und unterzeichnete eine Erklärung, in der er versprach, nie zu schreiben gegen die französische Regierung, die Minister, andere Fürsten, oder gegen Gelehrte, auf welche er Rücksicht zu nehmen habe, und sich mit dem Anstand zu benehmen, der einem Gelehrten und Kammerherrn des Königs ehrbaren Leuten gegenüber geziemt†). Er schrieb unter dieselbe die feierlichste Versicherung, daß er sich in Allem nach den Wünschen des Königs richte; er versprach, den Streit mit Maupertuis zu vergessen, und bat am Schluß ihn, einen Greis, zu schonen, der von Krankheit und Schmerz niedergedrückt sei, und zu glauben, daß er heute mit derselben Anhänglichkeit an den König hänge möchte, die er für ihn gehegt, als er in seine Staaten kam.

Je mehr der Doctor Akakia Aufsehen erregte, um so mehr glaubte Friedrich sich Maupertuis annehmen zu müssen. Er besuchte den Präsidenten der Akademie, der in Folge des Angriffs erkrankt war, und am 24. Dezember 1752 ließ er die Spottschrift gegen ihn durch die Hände des Henkers öffentlich verbrennen. Voltaire sah von seiner Wohnung aus das Auto da fé. Sofort schickte er sein Anstellungsdecret, seinen Orden und Kammerherrenschlüssel dem König zurück††). Der König schickte Schlüssel und Orden zurück. Voltaire [illegible]

*) Histoire du Docteur Akakia, Médecin du Pape, et natif de St. Malo.

**) Preuß I. 246.

***) Preuß I. 247.

†) Abgedruckt bei Preuß I. S. 247.

††) Das Packet enthielt die Ueberschrift:

„Je les reçus avec tendresse;
„Je vous les rends avec douleur;
„C'est ainsi qu'un amant dans son extrême ardeur
„Rend le portrait de sa maîtresse."

Ihr Bote hat mich in meiner Ungnade getröstet und in mir Hoffnung erweckt, daß hre Güte die Schmach, mit der ich überhäuft wurde, wieder in Etwas gut achen würde. Es ist gewiß, das große Unglück, Ihnen mißfallen zu haben, ist cht das kleinste, das ich empfinde. Aber wie soll ich wieder auftreten, wie leben? · ich weiß es nicht. Ich möchte in diesem schrecklichen Zustand vor Schmerz rben. Was wollen Sie, daß aus mir werde und daß ich thue? Ich weiß es ht. Ich weiß nur, daß Sie mich seit sechs Jahren an sich gefesselt haben. So rfügen Sie denn über ein Leben, das ich Ihnen geweiht habe, und dessen Ende e so bitter gemacht haben. Sie sind gütig, Sie sind nachsichtig, ich aber bin : unglücklichste Mensch, der sich in Ihren Staaten befindet. Verfügen Sie über in Loos und haben Sie Mitleid mit mir!" — Das wirkte auf Friedrich. Die ›enersche Zeitung vom 7. Januar 1753 besagte, Voltaire habe keinen Antheil den jüngsten gelehrten Streitigkeiten und beschäftige sich mit historischen beiten; auch habe der König ihm Gnadenkreuz und Kammerherrenschlüssel ückgegeben und ihn angewiesen, seine Wohnung im Schloß zu Potsdam von iem zu beziehen. Voltaire ging auch nach Potsdam. Aber der Riß war schon heilbar. Damals gab der König die Lettres au public heraus, was Voltaire ı Neuem verletzte. Er schrieb an seine Nichte: „Hier sind die Briefe an das blikum, der König hat sie geschrieben und drucken lassen und ganz Berlin ß, daß er damit nur zeigen wollte, daß er auch ohne meine Hilfe sehr gut nzösisch schreiben kann. Er kann es ohne Zweifel, er hat viel Geist. Ich aber e ihn in den Stand gesetzt, daß er uns entbehren kann, und jetzt genügt ihm Marquis d'Argens*)."

In Voltaire stand der Entschluß fest, Friedrich zu verlassen. Er bat um aub, die Bäder von Plombières zu besuchen. Der König aber, der nach tigen Genüssen schmachtete, mochte ihn nicht gerne ziehen lassen; er meinte, der Grafschaft Glatz gebe es auch vortreffliche Heilquellen. Voltaire aber and auf Plombières, man wolle ihn zur Badekur nach Sibirien schicken. Damals hien ein neuer Angriff auf Maupertuis: Le tombeau de la Sorbonne, ; den König abermals verletzte. Er schrieb dem Dichter am 16. März 1753: ie können meinen Dienst verlassen, wann Sie wollen, stellen Sie aber vorher : Anstellungsdecret, Orden und Kammerherrenschlüssel und den Band Gedichte ück, die ich Ihnen anvertraut habe**)." Dieser Band, im Schlosse nur in Exemplaren gedruckt, enthielt nämlich Dichtungen, die, nur an Vertraute ver- lt, satirische Anspielungen auf mehr als ein gekröntes Haupt enthielten. taire bat um persönlichen Abschied. Acht Tage lebte er mit Friedrich in sdam in alter Traulichkeit zusammen und schied von ihm am 26. März 1753 der Absicht, nicht wiederzukehren, aber mit dem Versprechen, im Spätjahr der zu kommen, wofür er Orden, Kammerherrenschlüssel und den Band Poesien ılten durfte. Abreise.

Kaum aber war Voltaire aus der Höhle des Löwen sicher in Leipzig ange- men, als er gar nicht eilig that nach Plombières zu reisen. — Er besuchte tsched, als Vertreter der deutschen Literatur, er begann sogleich wieder den mpf gegen Maupertuis. Dieser, dessen Gesundheit durch den Streit schwer egriffen war, schrieb ihm in der Hitze, seine Gesundheit sei noch stark genug, er ihn finden werde, wo er sich auch aufhalte, um vollständige Rache zu men. Voltaire behandelte dies als Androhung des Mordes, und stellte sich In Leipzig. Maupertuis.

*) Preuß I. 250.
**) Preuß I. 254.

unter den Schutz der Behörde, und erließ einen witzigen Steckbrief gegen den Präsidenten in der Leipziger Zeitung: derselbe sei ein Philosoph von zerstreutem Wesen und hastigem Gang, kleinen und runden Augen, platter Nase, vollem Gesicht, schlimmem und selbstgefälligem Ausdruck; er trage beständig ein Scalpel in der Hand, um Leute von hoher Statur zu seciren. Wer über ihn Nachweis geben könne, erhalte 1000 Ducaten, angewiesen auf die lateinische Stadt, welche besagter Mann bauen lasse, oder auf den ersten Kometen von Gold oder Diamant, der nach seiner Vorhersagung auf die Erde fallen müsse.

Die Lacher waren alle auf der Seite Voltaires, der unablässig auf demselben Thema in verschiedenen Schriften variirte, in Prosa und in Versen. Der Aerger beschleunigte das Ende des Naturforschers, der schon lange brustkrank war. Maupertuis suchte Erholung in der Schweiz und starb 27. Juli 1759 in dem Haus Bernouillis in Basel. Damiron*) sagte mit Recht: „Maupertuis ist [illegible] Dogmatiker, welcher zweifelt; ein Spiritualist, der noch im Materialismus [illegible]; ein Deist, aber aus Gründen, von denen Voltaire meint, sie beweisen sehr [illegible] das Dasein Gottes; Voltaire, der ihn einen Atheisten nennt, ohne daß er [illegible] aber verdient; er ist ein Moralist, in welchem sich der Epikuräer, der [illegible] und der Christ vermengen und balgen; ein Sittenlehrer, der auf der einen Seite den Selbstmord zugesteht, und auf der anderen verwirft." — Mit wenig Wort[illegible] — Maupertuis war keine Größe ersten Ranges und ein wenig klarer Kopf.

Der Jammer seines Akademiepräsidenten ging Friedrich zu Herzen: „[illegible] ist ein Mann von Ehre, den man zu Grund zu richten sucht," schreibt der König an d'Argens. „Ich sehe mit Bedauern, daß so viel Geist und so viel Kenntnisse einen Menschen nicht besser machen können." In seiner Akademie war er selber lächerlich gemacht. Durfte er in den Händen Voltaires seine Gedichte lassen, die, wenn sie bekannt wurden, bittere Folgen haben mußten! Darum [illegible] der König nach Frankfurt den Befehl, Voltaire, wenn er komme, die Ge[illegible]

Voltaire in Frankfurt

Briefe und Scripturen abzunehmen, im Weigerungsfall ihn zu verhaften**). [illegible] Dichter traf erst am 31. Mai in Frankfurt ein, er war 5 Wochen bei [illegible] Herzogin von Gotha geblieben, die von ihm eine Geschichte des deutschen Re[illegible] geschrieben wünschte — so entstanden denn die Annales de l'empire. [illegible] schlechtestes Werk. — Am anderen Morgen erschien der preußische Gerich[illegible] Freiberg und ein Frankfurter Senator und forderten ihm im Namen des Kö[illegible] Briefe, Kammerherrenschlüssel, Orden und das Gedichtbuch ab. Voltaire lie[illegible] sogleich Schlüssel und Orden ab, die Briefe wurden gesucht und übergeben, [illegible] Gedichte aber waren in einer Kiste in Leipzig. Der Franzose gab sein Ehrenw[illegible] im Gasthaus zu bleiben, bis die Kiste komme, und Freiberg versprach, ihn [illegible] zu lassen, sobald die Gedichte abgeliefert seien. In der Zwischenzeit arbe[illegible] Voltaire fleißig an seinen Annalen, aber auch an Klageschriften, darunter eine an [illegible] deutschen Kaiser, worin er wichtige Enthüllungen versprach. Den holländisch[illegible] Buchhändler Duren, dem er von einem früheren Handel her grollte, und der [illegible] zu besuchen kam, begrüßte der Dichter mit einer Ohrfeige. Sein Sekretär Co[illegible] sagte zum Geschlagenen: „Trösten Sie sich, Sie haben sie von einem gr[illegible] Manne bekommen." Am 18. Juni kam die Kiste, aber Freiberg hatte indessen [illegible] Fredersdorf aus Berlin die Weisung bekommen, der König sei abwesend, [illegible] aber in kurzer Zeit zurückkommen. Am 17. war der König in Berlin ein[illegible] troffen und hatte auf den Bericht die Weisung gegeben, Voltaire ziehen zu la[illegible]

---

*) Mémoire sur Maupertuis. Paris 1858. p. 149.
**) Varnhagen, Voltaire in Frankfurt.

iberg hatte aber diesen Befehl noch nicht, und weigerte sich die Kiste zu ien, und bat die nächste Post abzuwarten. Voltaire aber sah darin einen rtbruch und suchte am 20. Juni mit seinem Sekretär unter Verkleidung zu ommen, wurde aber unter dem Thor arretirt und unter militärischer Bedeckung die Stadt zurückgebracht und dort in Haft gehalten, weil er des Königs Haft ochen.

Voltaire hat nach seiner Art diese Behandlung mit schamlosen Lügen über- ien, er sei behandelt worden, wie wenn er unter Vandalen und Ostrogothen e; seine Nichte, Madame Denis, die ihm nach Frankfurt entgegen gekommen , sei unter Militärbegleitung vom Pöbel durch die Straßen geschleppt worden habe am Abend Bajonnette zu Bettvorhängen gehabt. — Voltaire benahm leidenschaftlich, aber ohne Würde. Indeß kam der Befehl der Freilassung und Verweis vom König an Freiberg: „Man muß nie mehr Lärm mit einer he machen, als sie verdient. Ich wollte nur, daß Voltaire Ihnen den Schlüssel, Kreuz und den Band Gedichte übergebe, und sehe nicht ein, warum Sie solches Aufsehen mit der Sache erregen konnten *)."

Am 6. Juli war endlich Voltaire frei — er verließ Frankfurt mit Rache- nken gegen Friedrich und in der Darstellung des Privatlebens des Königs Preußen ließ er dieser Stimmung freien Lauf: den er früher als Salomo Nordens begrüßte, nannte er jetzt den Tyrannen von Syrakus. Friedrich aber ite: „Voltaire ist gut zum Lesen, aber es ist gefährlich mit ihm umzugehen." englische Gesandte Mitchell schrieb nach England: „So oft der König von aire spricht, ermangelt er nicht, ihn das schlechteste Herz und den größten jetzt den Schurken zu nennen" Die Enttäuschung war auf beiden Seiten. Deß- achtet suchte Voltaire bald wieder mit Friedrich anzuknüpfen, um nach Preußen ckehren zu dürfen. Der König gab keine Antwort, erst 1757 fing der Brief- iel zwischen beiden wieder an. Wie willkommen war nach dieser Demüthigung ire eine Einladung nach Mannheim und Schwetzingen, zu Karl Theodor, ürsten von der Pfalz, der ihn mit Artigkeiten überhäufte. Vier seiner Stücke en gegeben während der vierzehn Tage, da er sich dort aufhielt. In ßburg nahm der Dichter einige Zeit Unterricht beim Historiker Schöpflin Vollendung seiner Reichsannalen. Von da begab er sich nach Colmar, um sie Druck zu übergeben. Indeß erfuhr er, daß seiner Rückkehr nach Paris und illes namentlich religiöse Bedenken entgegenständen, außer seiner Verwicklung Friedrich. Voltaire ging deßhalb an Ostern 1754 zur Beicht und Communion. nützte ihm dies wenig, die Frommen waren empört über seinen Unglauben seine Freunde über seine Heuchelei. — In Colmar bekam Voltaire den varteten Besuch von der Schwester Friedrichs, von Wilhelminen, die mit Gemahl die Reise nach Südfrankreich machte. Kurze Zeit hielt er sich in lbtei Sens auf bei seinem Freund Don Calmet. Die Mönche machten für Don Calmet. luszüge aus den Kirchenvätern, die er dann in seiner Art zu negativen ln in der Encyklopädie verwendete. Eine Reise nach Lyon ward unternommen, en Herzog von Richelieu, der als Statthalter nach Languedoc ging, zu en und von ihm zu hören, ob Etwas für ihn in Versailles zu hoffen sei. Antwort war wenig tröstlich; die Pucelle, in Abschriften in Paris verbreitet, ihm den letzten Stoß gegeben. Erzbischof Tencin empfing ihn nicht. „Dieses ist nicht für mich gemacht," meinte Voltaire und begab sich nach Genf. Er Voltaire bei Genf. ein reicher Mann und kaufte sich das Landhaus Montrionne bei Lausanne

*) Varnhagen von Ense, Voltaire in Frankfurt 1753. Berlin 1846.

und eine Villa in der Nähe von Genf — der er den Namen Delices gab — bald darauf zwei größere Besitzungen im Grenzländchen Gex, denn ein Philosop müsse immer zwei bis drei Schlupflöcher unter der Erde haben gegen die Hunde die ihn verfolgen. Es waren die beiden Herrschaften Tournay und Fernay, bei hatten etwa eine Quadratmeile im Umfang. Unabhängig wie ein König, leb hier Voltaire von seinem 60. bis zu seinem 84. Jahr, weniger dem Landba als der Schriftstellerei. Es ist die Zeit seiner reichsten, seiner eifrigsten u folgeschwersten Thätigkeit.

Friedrich Doch kehren wir wieder zu Friedrich zurück. Er hatte in seinen Freund offenbar wenig Glück; die Vertrauten seiner Jugend starben früh weg und d Verhältniß zu denen, welche später mit ihm in nähere Beziehungen traten, wu

Algarotti nie mehr so innig. Algarotti, der sich noch am meisten durch Güte Charakters, Reinheit der Sitten und Feinheit des Benehmens hervorthat, hi es in Berlin nicht aus, obschon ihn der König mit Ehren überhäufte, ihn in den Grafenstand erhob. Er starb 1764 in Pisa, ein Mann von Geis und reichem Wissen, das er in der anmuthigsten Weise wieder zu geben wu aber ihm fehlte der höhere Funke*). Länger — 25 Jahre — hielt der Provença

d'Argens d'Argens aus, aber auch ihn schreckte zuletzt der Spott des Königs und er sich nach seinem Geburtsort Aix zurück, wo er bis 1771 wissenschaftlichen Arbei mit der Ruhe eines Philosophen lebte. Ein heißblütiger Provençale hatte er gegen den Willen seines Vaters, der gerne einen Rechtsgelehrten in ihm gese hätte, der kriegerischen Laufbahn gewidmet. Als Begleiter des französisc Gesandten in Constantinopel sah er den Orient; 1733 wurde er bei der B lagerung von Kehl leicht verwundet, nach der Belagerung von Philippsbu zwang ihn ein Sturz vom Pferd den Kriegsdienst zu verlassen. Er lebte Holland von seiner Feder, seine Lettres juives, chinoises et ecclésiastiqu entzückten Friedrich, der damals noch Kronprinz war, derart, daß er den V fasser bei sich haben wollte. D'Argens antwortete: er messe 5 Schuh 7 Zoll u fürchte unter die Grenadiere gesteckt zu werden. Sobald Friedrich den T bestieg, berief er d'Argens an seinen Hof, ernannte ihn zum Kämmerer u Vorstand der schönen Künste an der Akademie. D'Argens vereinte um sich A was negativ war; seine Dogmen, äußerte er, hingen von der Jahreszeit ab; nannte sich bald den modernen Demokrit, bald einen Epikuräer, bald wollt Deist sein. Seine Feder war wie seine Rede zügellos; seine Heiterkeit, se Witz, sein Wohlwollen, seine Dienstwilligkeit, seine ausgebreiteten Kenntni wobei es ihm aber an aller Tiefe gebrach, machten ihn jedoch dem Kö angenehm, der in der Unterhaltung mit ihm Erholung fand und manchmal si die Wahrheit sagen ließ. Die vielen Briefe, die er mit ihm wechselte, zeigen, d er länger als jeder Andere Friedrichs Vertrauen genoß**).

Akademie Die neue Gestaltung der Akademie der Wissenschaften ist d Werk des Königs: am Vorabend seines Geburtstages, den 23. Januar 174 hielt sie ihre erste Sitzung. Protector derselben war Friedrich, zum imme währenden Präsidenten ernannte er Maupertuis, welcher das Recht erhielt, au schließlich zu erledigten Stellen vorzuschlagen. Nach seinem Tode wurde se

*) Die neueren ital. Kritiker (Foscolo) sprechen ganz anders über ihn als Friedrich II der ihm auf dem Campo-santo in Pisa die Inschrift setzte: Algarotto, Ovidii aemulo Neutoni discipulo, Fridericus rex.

**) Epîtres du Roi au Marquis d'Argens et du Marquis au Roi in den Oeuvres posthumes.

telle d'Alembert angeboten, der sie jedoch ablehnte. Nun verwaltete der König ſes Amt allein und ernannte die neuen Mitglieder, z. B. an Eulers Stelle '66 de la Grange aus Turin und den Sternkundigen Castillon. Auch Haller, ıne und Michaelis suchte der König zu gewinnen; der erstere scheute aber nen Atheismus, Michaelis erhielt 1759 den Preis für seine Arbeit über die nwirkung der Ansichten auf die Sprache und der Sprache auf die Ansichten. e Akademie bestand aus 4 Classen, für Physik, Mathematik, speculative ilosophie und Philologie. Jede Classe zählte 6 Mitglieder, welche in Berlin wohnen und jährlich eine oder die andere Arbeit zu liefern verpflichtet waren. e Denkschriften erschienen in französischer Sprache, in welche die Aufsätze der tschen Mitglieder übersetzt werden mußten, wodurch sie allerdings einen weiteren erkreis fanden. Der eifrigste Mitarbeiter war der König selber, der in den Denkschriften nkschriften seine philosophischen und historischen Arbeiten veröffentlichte, seine trachtungen über den Einfluß der Religion, Sitten und Gebräuche, über die rtschritte seines Volkes in Künsten und Wissenschaften, Bemerkungen über die gierungsformen, über die Gesetze, über die Selbstliebe*). D'Arget las dessen fsätze in den Sitzungen vor. Friedrich II. wurde 1776 Mitglied der Akademie Petersburg, und Kaiserin Katharina hinwider Ehrenmitglied der Akademie in lin. Preisschriften wurden mit einer Denkmünze, 50 Ducaten werth, gekrönt. 52 erhielt der spätere Minister Hertzberg den Preis für seine Abhandlung r die erste Bevölkerung in der Mark Brandenburg. — Einer der eifrigsten tarbeiter war ein Schweizer, Johann Bernhard Merian, geb. 1623 zu Merian. tal, Sohn des Pastors in Basel, durch Bernouilli an Maupertuis empfohlen von letzterem 1748 nach Berlin berufen, ein Mann von erstaunlichem ächtniß, riesigem Wissen, mit dem er zugleich die Gabe geschmackvoller Darung verband, ein Geist von Eifer und Mäßigung zugleich. Die Aesthetik rat Schulinspector Sulzer. Als dieser eines Tages auf die Frage, wie es Sulzer. den Schulen stehe, antwortete: „besser, denn ehmals; da man von der Idee ging, daß die Menschen von Natur zum Bösen geneigt wären, herrschte ein tem der Strenge; aber jetzt, da man erkennt, daß der Mensch von Natur r Neigung zum Guten, als zum Bösen habe, wird in den Schulen ein eres Verfahren befolgt" — schüttelte der König den Kopf: „Mehr Neigung Guten? — Ach, mein lieber Sulzer! Er kennt nicht die verdammte Race, er wir gehören**)."

Wie so manche hervorragende Fürsten war Friedrich II. sehr baulustig. 1 wurde der Grundstein zum Opernhaus gelegt, 1742 wurde es mit der Bauten. unschen Oper „Kleopatra und Cäsar" eröffnet. Seine Inschrift Apollini et is ist von Algarotti, der Baumeister ist Knobelsdorf, das Haus faßte 4 Zuschauer. 1748 wurde das Invalidenhaus eingeweiht, für 600 Mann 13 Officiere und deren Angehörige, also für 1000 Seelen bestimmt, nämlich Ausländer, da der Inländer in seiner Heimath den Gnadenthaler bezog. Die schrift Laeso sed invicto militi ist von Maupertuis. 1747 wurde in dem ı Dom zum letzten Male gepredigt, 1750 der neue eingeweiht, zugleich zum begräbniß des regierenden Hauses bestimmt. Bei der Ueberführung der Särge Friedrich den des großen Kurfürsten öffnen, ergriff die Hand des Ahnherrn sagte zu seinem Gefolge: „Meine Herren, der hat viel gethan!" — Auch Katholiken, welche bisher in Berlin nur eine Hauskirche besaßen, kamen zu

*) Preuß I. 261—66.

**) Je vois bien, mon cher Sulzer, que vous ne connaissez pas, comme moi, cette ı maudite, à laquelle nous appartenons. Nikolai Anekdoten III. 274. Berlin 1790.

Bauern. Der König wollte das Loos der hörigen Bauern mildern und es war ein hartes, wie aus dem Erlaß hervorgeht*): „Ich weiß, daß eins von den zu harten Dingen im Lande die Dienste sind, welche die Bauern thun müssen, wobei Nichts als ihr Verderben herauskommt; unerträglich ist, daß sie 5 oder 6 Tage in der Woche dienen sollen. So viel Geschrei es geben wird, so soll man darauf sehen, und zwar sowohl bei den königlichen Aemtern als bei den Edelleuten, daß den Bauern ein paar Tage in der Woche abgenommen werden." Gfrörer hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß das verschrieene Mittelalter die Bauern besser behandelte, als es damals in Preußen geschah, das alamannische und baierische Recht beschränkte die Arbeit der unfreien Kolonen auf drei Tage in der Woche**). Doch der Widerstand derer, welche Vortheil aus der Ar[illegible] des Bauern zogen, war mächtiger als die Mahnung des Königs. Er befahl, j[illegible] Beamte, welcher den Bauer mit dem Stock mißhandle, solle sechsjährige Festungsstrafe erstehen, doch die Bauern wurden nachher wie vorher geprügelt***). [illegible] hinsichtlich der Landwirthschaft trat Unverstand und Vortheil Friedrichs [illegible] richtigen, wenn auch nicht immer klaren Ideen in den Weg. So befahl er [illegible]

Landbau. ledigen Plätze, die Landstraßen mit Bäumen zu bepflanzen. So ergingen [illegible] ordnungen zum Anbau des Waid, des Kümmels, Krapp, Safran, der Lu[illegible] des Sommer- und Winterrübsamens, 1746 der Kartoffeln, des Hopfens. [illegible] blieb der Landbau wie bei Colbert im Nachtheil gegen das Mercantilsystem. [illegible] König beherrschte durch Kornspeicher die Getreidepreise. Manchen seiner [illegible] trat die Natur entgegen. Damit kein Geld für Wein und Seide aus dem [illegible] gehe, ermunterte der König zum Pflanzen der Rebe und des Maulbeerba[illegible] aber die Maulbeerbäume wie die Reben verkümmerten, Boden und Sonne för[illegible]

Industrie sie nicht. Besser gelang es ihm mit der Industrie, hinsichtlich der er nach [illegible] Grundsatze verfuhr, die bestehenden Manufacturen sollten verbessert, diejen[illegible] welche noch ganz fehlten, eingeführt und fähige Fremde hiefür in's Land ge[illegible] werden. So entstand 1743 in Berlin eine Sammetfabrik nach Genueserart, [illegible] Klöppelei der Brabanter Spitzen. 1753 wurden auf feine Woll- und [illegible] gespinnste Belohnungen ausgesetzt. Um feinere Wolle zu gewinnen, lie[illegible] König 1748 Merino-Widder aus Spanien kommen. Damit für Messer [illegible] Scheeren kein Geld in's Ausland gehe, ließ er aus Ruhla und Schmal[illegible] Schmiede mit ihren Familien kommen. In ähnlicher Weise zog er andere [illegible] arbeiter und Elfenbeinkammmacher in's Land. 1749 entstand eine Zuckersie[illegible] Seit 1753 nahm er sich des Berg- und Hüttenwesens mit besonderer S[illegible] falt an.

Bevölkerung. Die Zahl der Unterthanen macht den Reichthum der Staaten aus — [illegible] Grundsatz bei Friedrich Wilhelm I. wie bei Friedrich II. Jener zog die S[illegible] burger, über die weiter unten näher die Rede sein wird, nach Ostpreußen, [illegible] ließ in den zehn Friedensjahren die Oderbrüche urbar machen und besetzte sie [illegible] Ansiedlern vom Rheinlande und Zweibrücken. 280 neue Dörfer entstanden. [illegible] Stolz äußerte er, als er 1763 vom Damme aus die blühende Landsch[illegible] betrachtete†): „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten [illegible] halten nöthig habe." — In Pommern zählte man 1755 nicht weniger denn [illegible] neue Ansiedelungen und bezifferte den Zuwachs auf 50,000 Seelen. Schl[illegible]

---

*) Ranke III. 409.
**) Gfrörer, G. des achtzehnten Jahrhunderts III. 565.
***) Stenzel IV. 34.
†) Preuß I. 294.

Ostfriesland eingerechnet, hatte Friedrich um 1756 mehr denn doppelt so Unterthanen als sein Vater, nämlich 5.000,000.

Zur Erleichterung des Handelsverkehrs geschah Vieles. 1743—45 wurde Plauensche Kanal gebaut, 8655 Ruthen lang, der aus der Elbe in die el bei Planen führt, zu gleicher Zeit der Finnowkanal, welcher Havel Oder näher verbindet, 12,508 Ruthen lang. 1746 fuhr das erste Schiff 100 Tonnen Salz aus der Havel in die Oder und Schlesien war jetzt mit Nordsee, die Elbe mit der Ostsee verbunden. 1740 wurde der Swinekanal ut, Swinemünde wurde zum Hafen geschaffen und die gleichnamige Stadt and. Die Stadt Stettin gewann dadurch den Zoll, welchen sie vordem den eden bei der Durchfahrt durch die Peene bei Wolgast bezahlen mußte, hes viel dazu beitrug, ihren Handel blühender zu machen, und Ausländer nzog*). Die Emdener Handelsgesellschaft errichtete einen einträglichen Handel Sina. Die Zolle wuchsen doppelt so hoch. Durch all' dies stiegen die Einten des Königs, wie dieser selber berechnet — die Einkünfte von Schlesien Ostfriesland nicht mit einbezogen — um 1.200,000 Thaler. „In einem n Lande, sagt der König**) selber, findet der Regent keine Hilfsquelle in Kasse seiner Unterthanen, ihm liegt daher ob durch seine Klugheit und gute hschaft für die außerordentlichen Ausgaben, welche nicht vermieden werden n, zu sorgen. Die Ameisen sammeln im Sommer ein, was sie im Winter hren, und ein Fürst muß während des Friedens die Summen zusammensparen, r im Kriege aufzuwenden hat. Dieser leider so wichtige Punct war auch vergessen worden und Preußen war in der Verfassung, einige Feldzüge mit m Geld zu thun, kurz, es war bereit beim ersten Zeichen auf dem Kampfzu erscheinen und sich mit seinen Feinden zu messen." Kanäle.

Nicht minder wichtig war die Thätigkeit des Königs zur Verbesserung Rechtspflege, denn mit dieser stand es im Argen. Er selber sagt***): n hatte sich angewöhnt, den Gesetzen mit List auszuweichen. Die Sachwalter n ein schändliches Gewerbe. Man brauchte nur reich zu sein, um seine ssache zu gewinnen, und arm, um sie zu verlieren." Der Eifer des Königs unparteiische Rechtspflege ist unläugbar. Es war ihm Ernst, wenn er in n politischen Testament vom Jahr 1752 sagt: „Ich habe mich entschlossen, Gang der Processe nie zu stören. Die Gesetze müssen sprechen und der muß schweigen." Er wollte aufrichtig, daß einem Jedem ohne Ansehen Person wahres Recht gespendet werde, und wenn er einigemal in den Gang Processe eingriff, so geschah es nur, weil er überzeugt war, daß das Urtheil Unrecht sei. Rechtspflege.

Auf den königlichen Gütern übten die Amtsleute die Gerichtsbarkeit, auf deligen übten Leute die Justiz, die nie das Recht studirt hatten und ihre ung mißbrauchten, um den armen Bauern den letzten Groschen aus der Tasche ken. Die gesetzlichen Gebühren z. B. für Taufe und Trauscheine wurden oft as Fünfzigfache von ihnen erhöht. In einem Gutachten aus jener Zeit heißt Mißstände.

*) Guerre de ept ans. Chap. I.
**) Ibid.
***) Ibid.

es: die Rechtspfleger leben vom Raub, der Stock ist das Gesetzbuch der Amt-
Gerichte. leute. — Eben so schlimm war es mit den oberen Gerichten bestellt. Die Ein-
leitung der Processe lag oft in den Händen von Leuten, die früher Lakai-
gewesen waren*). Diese Procuratoren pflegten in den Klagschriften denjenig-
von den Räthen zu bezeichnen, welchem die Führung des Processes übertrag-
werden solle. Die Procuratoren und die Richter spielten unter der Decke:
Richter, heißt es, lebten vom Raub und verschleppten die Akten. Es gab z-
Appellationsinstanzen, allein sie waren aus den Vorständen der Gericht-
zusammengesetzt und bekanntlich hackt eine Krähe der anderen die Augen n-
aus. Die Mißstände waren so schreiend, daß schon Friedrich Wilhelm I. ein-
greifen wollte; allein da dies viel Geld gekostet hätte, so half er sich mit D-
und Schelten, welches aber dem Eigennutz der Richter gegenüber unwirksam
Cocceji. wie ein Schlag ins Wasser, und mit Ernennung Coccejis zum Justizmini-
Die Wahl war gut: Cocceji war ein tüchtiger Jurist, ein Mann von
und hoher Begabung und hatte während dreißigjähriger Wirksamkeit die
brechen tief empfunden. Ihm übertrug nun Friedrich II. 1746 — denn in
früheren Jahren nahm der Krieg seine Aufmerksamkeit und Mittel in An-
— die Reform des Rechtswesens: er solle nicht bei der Rinde des bösen Ba-
stehen bleiben, sondern die Wurzel desselben anfassen. Cocceji verlangte die
Reform. bildung der Collegien, die Aenderung des Verfahrens und der Gesetzgebung i-
In den Collegien sollen zukünftig nur eine geringe Anzahl von Räthen s-
aber nur erfahrene, zuverlässige und gut besoldete Männer. Die Procurato-
sollen aufhören, die Advocaten je nur bei einem Gerichtshof dienen und i-
Lohn erst nach Beendigung des Processes erhalten. Alle Sporteln sollen in
Gesammtkasse fließen, damit die Richter nicht der Sporteln wegen die Pro-
hinziehen, während sie dieselben beschleunigen sollten. Cocceji drang wegen
Dunkelheit des bestehenden Rechts auf ein allgemeines Landrecht in deutscher Spr-
nach der Vernunft und dem Landesgebrauch: er wolle zum Ruhm des Kö-
Etwas ausführen, was noch keine Macht der Welt zu Stande gebracht
Der König stimmte zu. Die Reform begann zunächst in Pommern, wo die
stände am schreiendsten waren. Die Stände halfen mit. Zuerst wurden die
collegien in Stettin und Cöslin neu eingerichtet. Der König befahl, daß die P-
in einem Jahr in allen Instanzen zu Ende gebracht werden sollten, und inne-
eines Jahres wurden in der That 2400 alte Processe und darunter einer,
schon über 200 Jahre geschwebt hatte, und über den 70 Bände Akten gesch-
waren, zur Genugthuung der Parteien beendet und von 1794 neuen Pro-
742 abgethan. Dann wurde in der Kurmark und so fort in den übrigen
vinzen zur Reform geschritten und in ähnlicher Weise das gewünschte
erreicht. Damit der Schlendrian nicht aber wieder eintrete, befahl der Kö-
daß ihm über alle im Gang befindlichen Processe jährlich Bericht abgest-
werde. Friedrich war mit Cocceji sehr zufrieden, er ernannte ihn zum Gr-
kanzler und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, und widmete ihm ein ich-
Lob in seinen Schriften**): er sei ein Mann von unbescholtenem und bied-
Charakter, dessen Tugend und Rechtschaffenheit der schönen Tage des römi-
Freistaates würdig wären; seiner Gelehrsamkeit und Aufklärung nach sche-
zur Gesetzgebung wie ein zweiter Tribonian und zum Glück der Men-
geboren zu sein. Das neue Gesetzbuch für alle Lande der preußischen Herrsch-
(Codex Fredericianus) war vollendet und, nachdem die Landstände des-

*) Ranke III. 383—401.
**) Guerre de sept ans. Chap. I.

nehmigt hatten, wurde dasselbe bekannt gemacht. „Diese bei der Rechtspflege geführte neue Ordnung befestigte das Glück der Bürger, indem sie das Vergen eines jeden Hausstandes sicherte: forthin konnte jeder unter dem Schutz Gesetze, welche allein herrschten, in Frieden leben.“ So war der König. Ein derer Vortheil war, daß Preußen einen Richterstand von wissenschaftlicher fähigung und Unabhängigkeit der Stellung erhielt. Friedrich verbot ausdrücklich Kammern, sich in die Rechtspflege zu mengen.

Außer Schlesien erhielt Preußen 1744 einen Zuwachs an Ostfriesand*). In dieser Landschaft hatte das Haus der Cirksena von Gretsyl h und nach die fürstliche Gewalt errungen. Emden, Aurich, Gretsyl waren lhabende Städte darin. Das altdeutsche Ständewesen war hier noch in ler Blüthe. Zur Zeit, da die Niederländer gegen Spanien für ihre Unabgigkeit stritten, waren die Landesherren spanisch gesinnt und lagen im Streit den Ständen. Die Generalstaaten benutzten dies, drängten sich als Verler auf, übernahmen die Gewähr der Verfassung, und warfen unter diesem wand Truppen in's Land. Die Landesherren aber suchten sich dieser Bande entwinden. Gegen die Holländer ließ der große Kurfürst mit Zustimmung er Leopolds I. Truppen in's Land rücken und erhielt von diesem die artschaft auf das Fürstenthum, im Fall das Haus der Cirksena aussterbe. Welfenhaus, welches durch eine Erbverbrüderung im Fall des Absterbens Cirksena Ansprüche hatte, war dadurch tief gekränkt. Uebrigens bestätigte ph I. 1706 und Karl VI. 1715 feierlich die Antwartschaft der Hohenzollern. Eduard, der letzte der Cirksena, lag mit den Ständen fortwährend im it. Ein Theil derselben ging auf seine Seite über, die Ritterschaft und die t Emden aber widerstanden ihm und die Spaltung ging so weit, daß ilen zwei entgegengesetzte Landtage sich versammelten, der eine zu Aurich, andere zu Emden. Preußen, Holländer, selbst Dänen mischten sich ein. So der Stand der Dinge, als Friedrich den Thron bestieg. Er unterhandelte heim mit dem Magistrat in Emden und verlangte für Zusicherung aller ilegien das Versprechen der Huldigung, sobald der Fürst sterbe, während r, ein noch junger Mann, die Erbverbrüderung mit den Welfen aufrecht halten suchte. Am 13. Mai 1744 kamen die Unterhandlungen zwischen ßen und Emden insgeheim zum Abschluß. In der Mitternacht des Mai starb der junge Fürst plötzlich hinweg. Am 25. Mai schlugen die ischen Beamten überall schon den Adler an und verlangten die Huldigung. Befehlshaber der Holländer ward aufgefordert, das Land zu verlassen, ische Truppen rückten ein. Die Dänen, welche eine Tante des Fürsten en hatte, verließen schnell das Land. Am 6. Juni 1744 erschien der ßische Justizminister Cocceji zu Aurich im Namen des Königs und berief Stände. 180 Bauern als Vertreter ihrer Gemeinden nahmen an den Ver-

*) Onno Klopp, Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751.

es: die Rechtspfleger leben vom Raub, der Stock ist das Gesetzbuch der Amts-
Gerichte. leute. — Eben so schlimm war es mit den oberen Gerichten bestellt. Die Ein-
leitung der Processe lag oft in den Händen von Leuten, die früher Lakaien
gewesen waren*). Diese Procuratoren pflegten in den Klagschriften denjenigen
von den Räthen zu bezeichnen, welchem die Führung des Processes übertragen
werden solle. Die Procuratoren und die Richter spielten unter der Decke: die
Richter, heißt es, lebten vom Raub und verschleppten die Akten. Es gab zwar
Appellationsinstanzen, allein sie waren aus den Vorständen der Gerichte
zusammengesetzt und bekanntlich hackt eine Krähe der anderen die Augen nicht
aus. Die Mißstände waren so schreiend, daß schon Friedrich Wilhelm I. ein-
greifen wollte; allein da dies viel Geld gekostet hätte, so half er sich mit Toben
und Schelten, welches aber dem Eigennutz der Richter gegenüber unwirksam war
Cocceji. wie ein Schlag ins Wasser, und mit Ernennung Coccejis zum Justizminister.
Die Wahl war gut: Cocceji war ein tüchtiger Jurist, ein Mann von Ehre
und hoher Begabung und hatte während dreißigjähriger Wirksamkeit die Ge-
brechen tief empfunden. Ihm übertrug nun Friedrich II. 1746 — denn in den
früheren Jahren nahm der Krieg seine Aufmerksamkeit und Mittel in Anspruch
— die Reform des Rechtswesens: er solle nicht bei der Rinde des bösen Baumes
stehen bleiben, sondern die Wurzel desselben anfassen. Cocceji verlangte die Um-
Reform. bildung der Collegien, die Aenderung des Verfahrens und der Gesetzgebung selbst.
In den Collegien sollen zukünftig nur eine geringe Anzahl von Räthen sitzen,
aber nur erfahrene, zuverlässige und gut besoldete Männer. Die Procuratoren
sollen aufhören, die Advocaten je nur bei einem Gerichtshof dienen und ihren
Lohn erst nach Beendigung des Processes erhalten. Alle Sporteln sollen in eine
Gesammtkasse fließen, damit die Richter nicht der Sporteln wegen die Processe
hinziehen, während sie dieselben beschleunigen sollten. Cocceji drang wegen der
Dunkelheit des bestehenden Rechts auf ein allgemeines Landrecht in deutscher Sprache
nach der Vernunft und dem Landesgebrauch: er wolle zum Ruhm des Königs
Etwas ausführen, was noch keine Macht der Welt zu Stande gebracht habe.
Der König stimmte zu. Die Reform begann zunächst in Pommern, wo die Miß-
stände am schreiendsten waren. Die Stände halfen mit. Zuerst wurden die Justiz-
collegien in Stettin und Cöslin neu eingerichtet. Der König befahl, daß die Processe
in einem Jahr in allen Instanzen zu Ende gebracht werden sollten, und innerhalb
eines Jahres wurden in der That 2400 alte Processe und darunter einer, der
schon über 200 Jahre geschwebt hatte, und über den 70 Bände Akten geschrieben
waren, zur Genugthuung der Parteien beendet und von 1794 neuen Processen
742 abgethan. Dann wurde in der Kurmark und so fort in den übrigen Pro-
vinzen zur Reform geschritten und in ähnlicher Weise das gewünschte Ziel
erreicht. Damit der Schlendrian nicht aber wieder eintrete, befahl der König,
daß ihm über alle im Gang befindlichen Processe jährlich Bericht abgestattet
werde. Friedrich war mit Cocceji sehr zufrieden, er ernannte ihn zum Groß-
kanzler und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, und widmete ihm ein schönes
Lob in seinen Schriften**): er sei ein Mann von unbescholtenem und biederem
Charakter, dessen Tugend und Rechtschaffenheit der schönen Tage des römischen
Freistaates würdig wären; seiner Gelehrsamkeit und Aufklärung nach schien er
zur Gesetzgebung wie ein zweiter Tribonian und zum Glück der Menschen
geboren zu sein. Das neue Gesetzbuch für alle Lande der preußischen Herrschaft
(Codex Fredericianus) war vollendet und, nachdem die Landstände darüber

*) Ranke III. 383—401.
**) Guerre de sept ans. Chap. I.

chmigt hatten, wurde dasselbe bekannt gemacht. „Diese bei der Rechtspflege eführte neue Ordnung befestigte das Glück der Bürger, indem sie das Ver= en eines jeden Hausstandes sicherte: forthin konnte jeder unter dem Schutz Gesetze, welche allein herrschten, in Frieden leben.“ So war der König. Ein rrer Vortheil war, daß Preußen einen Richterstand von wissenschaftlicher higung und Unabhängigkeit der Stellung erhielt. Friedrich verbot ausdrücklich Kammern, sich in die Rechtspflege zu mengen.

Außer Schlesien erhielt Preußen 1744 einen Zuwachs an Ostfries- Ostfriesland. d*). In dieser Landschaft hatte das Haus der Cirksena von Gretsyl und nach die fürstliche Gewalt errungen. Emden, Aurich, Gretsyl waren lhabende Städte darin. Das altdeutsche Ständewesen war hier noch in er Blüthe. Zur Zeit, da die Niederländer gegen Spanien für ihre Unab- gigkeit stritten, waren die Landesherren spanisch gesinnt und lagen im Streit den Ständen. Die Generalstaaten benutzten dies, drängten sich als Ver- ler auf, übernahmen die Gewähr der Verfassung, und warfen unter diesem wand Truppen in's Land. Die Landesherren aber suchten sich dieser Bande entwinden. Gegen die Holländer ließ der große Kurfürst mit Zustimmung er Leopolds I. Truppen in's Land rücken und erhielt von diesem die vartschaft auf das Fürstenthum, im Fall das Haus der Cirksena aussterbe. Welfenhaus, welches durch eine Erbverbrüderung im Fall des Absterbens Cirksena Ansprüche hatte, war dadurch tief gekränkt. Uebrigens bestätigte ph I. 1706 und Karl VI. 1715 feierlich die Antwartschaft der Hohenzollern. l Eduard, der letzte der Cirksena, lag mit den Ständen fortwährend im eit. Ein Theil derselben ging auf seine Seite über, die Ritterschaft und die dt Emden aber widerstanden ihm und die Spaltung ging so weit, daß eilen zwei entgegengesetzte Landtage sich versammelten, der eine zu Aurich, andere zu Emden. Preußen, Holländer, selbst Dänen mischten sich ein. So der Stand der Dinge, als Friedrich den Thron bestieg. Er unterhandelte eheim mit dem Magistrat in Emden und verlangte für Zusicherung aller vilegien das Versprechen der Huldigung, sobald der Fürst sterbe, während r, ein noch junger Mann, die Erbverbrüderung mit den Welfen aufrecht rhalten suchte. Am 13. Mai 1744 kamen die Unterhandlungen zwischen ußen und Emden insgeheim zum Abschluß. In der Mitternacht des Mai starb der junge Fürst plötzlich hinweg. Am 25. Mai schlugen die ßischen Beamten überall schon den Adler an und verlangten die Huldigung. Befehlshaber der Holländer ward aufgefordert, das Land zu verlassen, ßische Truppen rückten ein. Die Dänen, welche eine Tante des Fürsten ifen hatte, verließen schnell das Land. Am 6. Juni 1744 erschien der ußische Justizminister Cocceji zu Aurich im Namen des Königs und berief Stände. 180 Bauern als Vertreter ihrer Gemeinden nahmen an den Ver-

*) Onno Klopp, Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751.

handlungen des Adels Theil und alle gelobten, dem König als ihrem Fürsten und Herren auf Grundlage der alten Verträge treu und hold zu sein. Von Pyrmont aus, wo er damals den Brunnen trank, bestätigte der König ihre Rechte: die Stände sollten sich regelmäßig versammeln; nur die Steuern dürften erhoben werden, die sie bewilligt hätten, und sie sollten von ständischen Beamten verwaltet werden. Bisher hatten die Landesfürsten außer dem Ertrag der Kammergüter nur 12,000 Thlr. aus dem Lande bezogen, auf Cocceji's Betrieb erhoben sie diese Beisteuer auf 24,000 Thlr. Als aber Cocceji auch Rekr forderte, weigerten sie sich dessen, erklärten sich aber zuletzt bereit, für E der Rekrutenstellung weitere 16,000 Thlr. zu erlegen. Bald regte sich der St der alten Parteien wieder, so daß der Landtag zuletzt den König bat, die O aufsicht über das gesammte landschaftliche Kassenwesen zu übernehmen. kam Friedrich in's Land und wurde von einem Theil der Bevölkerung Jubel begrüßt. Manche hegten große Hoffnungen für Gründung einer F und Hebung des Seehandels. Eine Gesellschaft nach Ost- und Westin wurde auch gegründet und der König gab ihr seine Flagge, aber zur Gründ einer Kriegsflotte that er Nichts, da er meinte, es sei dies nicht Preu Beruf, es würde seine Macht nur theilen, und Truppen in die See lassen, die es höchst nothwendig auf dem Land brauchte. — Begreiflich ist Ansicht als beschränkt getadelt und auf den Grundsatz des Kanzlers hingewiesen worden, daß, wer die Erde beherrsche, auch das Meer beherr Onno Klopp sagt nicht ohne Grund*): „Die Kriegsflotten von Holland England gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind eher groß und mächtig ge als die Handelsflotten zahlreich waren. Erst unter dem beschirmenden Sch der Kriegsschiffe wuchsen die holländischen und englischen Handelsflotten erdrückten die deutsche Hansa und machten fortan jede Concurrenz, die ihr letztes Wort aus dem Munde der Kanonen sprach, unmöglich. Die Ko um derenwillen nach der Meinung des Königs für andere Staaten eine Kr flotte nöthiger schien, waren ihnen nicht zugefallen wie ein Geschenk des Him sondern die Anlage und Erwerbung derselben war nur möglich gewesen eine Kriegsflotte. Die deutschen Kaufleute dagegen wurden die Krämer Engländer und Holländer, und darum vergleichungsweise arm."

Ostfriesland war ein Reichsland und seine Besitzergreifung mußte Kaiser bestätigt werden. Karl VII. starb darüber, der Reichsvicariatshof München aber ertheilte dem König am 16. September 1745 die Beleh Hannover legte Berufung ein. Graf Kaunitz-Rietberg und das Haus Liechten hatten Ansprüche an das Harlinger Land, das Allod der fürstlichen Fam dessen sich Friedrich, obschon es in der Urkunde von der Anwartschaft aus schlossen war, gleichfalls bemächtigt hatte, und klagten beim Reichsgericht. Gewalt ging über Recht. Friedrich hatte ja vom Kaiser Karl VII.

*) Onno Klopp, König Friedrich II. Zweite Auflage. Seite 201.

de non appellando erlangt. Kaiser Franz I. mußte ihm dasselbe zuge-
m. Preußen löste sich vollkommen los vom Reich. Unter Friedrich II. hörte
1750 in den preußischen Kirchen auch das übliche sonntägliche Gebet für
Kaiser auf.

So waltete Friedrich in den acht Friedensjahren. Was er als Ideal
Fürsten hinstellt*), hat er mit riesiger Arbeitskraft geleistet. „Die Fürsten
n sein die Seelen ihrer Staaten. Der Schwerpunkt ihrer Regierung lastet
ihnen selbst, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. — Sie ordnen
inneren Angelegenheiten wie die auswärtigen. Ein solcher Fürst füllt in
r Person die Posten der ersten Beamten aus: er ist oberster Richter, er
General, er ist Großschatzmeister. Seine Minister sind nur Werkzeuge in der
d eines geschickten Meisters." Der Hintergedanke seines ganzen Strebens
nur, nach Kräften gerüstet zu sein zu einem neuen Krieg mit Oesterreich.
Schluß einer vergleichenden Schilderung von seiner und Maria Theresias
igkeit während der Friedensjahre sagt er: „So bereiteten sich während des
dens diese beiden Mächte zum Krieg, wie zwei Athleten, welche ihre
en schärfen und vor ungeduldigem Verlangen brennen, sich derselben zu
nen**)."

Wir gehen bei diesen Worten nach Wien über. Der Erfolg hatte Maria Maria Theresia.
sia nicht geblendet, der Jubel der Anerkennung sie nicht übermüthig
cht. Der Anker, der sie festhielt, wo so Viele gestrauchelt wären, blieb ihr
Pflichtgefühl. Fern von sträflicher Zuversicht war sie immer vor sich selber
er Hut, und fürchtete auf ihrer schweren Laufbahn zu wanken und nach
einer Seite hin Unrecht zu thun. Sie griff zu einem eigenen Mittel, sie
inen bewährten, kenntnißreichen, charaktervollen Mann gleich beim Beginn
Regierung, täglich bei ihr zu erscheinen, nicht bloß um über Dienstsachen
hr zu sprechen, sondern auch über Angelegenheiten ihrer Familie und ihrer
n Person. Sie ertheilte ihm während des stürmischen Landtags zu Preßburg
den ausdrücklichen Befehl, ihr von da ohne Unterlaß zu sagen, wo sie
die Mängel ihres Charakters zu erforschen und ihr offen mitzutheilen.
in neuerer Zeit ist der Briefwechsel, welcher zwischen der Kaiserin-Königin
dem Grafen Tarouca — so hieß der Mann, dem dieser gefährliche Auftrag
heil wurde — in dieser Sache geführt wurde, gefunden und veröffentlicht
n***). Durch diese Briefe können wir, wie durch Fenster in ein Haus,
innersten Regungen der Seele Maria Theresias blicken. Der Graf war
Schmeichler und die Kaiserin-Königin ließ sich die Wahrheit sagen.

Da schreibt Tarouca einmal†): „Es gab Zeiten, in denen Eure Majestät
iner Geduld, welcher eher in der Zelle eines Klosters, als auf dem Throne

*) Oeuvres III. 139.
**) Guerre de sept ans. Schluß des ersten Capitels.
***) Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1859. Maria Theresia
Graf Sylva Tarouca. Ein Vortrag von Karajan.
†) l. c. 24.

zu erwarten schien, Vorstellungen hinnahmen, welche Verweisen nicht unähnl
sahen. Dann kamen wieder andere Zeiten, in denen jener heldenmüthigen A
dauer Verdrießlichkeit gefolgt war, so daß es mir nicht gelang, den Blick Eu
Majestät ausschließlich an das gefesselt zu halten, was mir als Pflicht aufer
ward. Hab ich darüber, meine Königin, mich beklagt, mein Benehmen, me
Offenheit verändert? Zwei mächtige Beweggründe hielten mich aufrecht, m
Ehrgeiz und meine Liebe als Unterthan, die nicht so gewöhnlich sind, als man
einbildet. Der erstere hat mich in hohem Grade gereizt, denn alle Reichthüm
die höchsten Stellungen sind Nichts gegen solches Vertrauen! Die zweite aber
meinem Charakter in so vollem Maße eigen, daß er fast nur aus Liebe
Ehrgeiz zusammengesetzt scheint. Arm von Hause aus, sowohl als jüngster
der Familie, als durch Wahl und Lässigkeit; meiner Denkungsart nach Phil
genug, um nicht das Glück im Gelde zu suchen oder in äußerem Prunke;
Gesinnung nach etwas hochmüthig; älter durch meine körperlichen Gebrechen
durch vorgerücktes Alter; auf keine lange Lebensdauer zählend, hatte ich
Gelegenheit gefunden, meinen Grundsätzen und Gefühlen entsprechend wirken
können und zwar in höherem Grade, als ich es je gehofft hatte .... In
Art Leidenschaft befangen für Reitpartien und Carroussels haben Euere Maj
es einst geduldet, als ich mit moralischen Gegenvorstellungen mich quer über
Weg stellte. „Sprechen Sie nur fort, so sagten Sie, wenn ich auch nicht
folge, Ihre Worte kommen mir doch später zu Sinn!“ So war ich a
schönste Weise ermuthigt und ging sodann auf die Umgestaltung oder Mäßig
der Bälle. Gleichzeitig rief ich, kühn gemacht, die Unterredungen über d
ins Leben, welche bei der Kaiserin-Mutter gehalten werden sollten.“

Maria Theresia, so hart seine Vorwürfe auch oft lauteten, nennt sich
„die Schülerin ihres treuen Dieners, ihres Erziehers,“ und schreibt im
1766: „Meine besten Freunde sind in diesem Monat geboren, Tarouca am
Daun am 24. September. Armer Daun, ich habe ihn verloren, aber mein
und meines Vertrauens würdigster Freund lebt noch ganz gut, nicht
Schülerin.“ — Erdrückt von der Last der Geschäfte schreibt sie zu Neujahr
„Ich kenne mich nicht mehr, denn ich lebe wie die Thiere, ohne Begei
ohne Vernunft. Gott! ich vergesse Alles. Um 5 Uhr stehe ich auf, lege m
zu Bett und thue doch den ganzen Tag Nichts. Ich denke nicht einmal
Meine Lage ist fürchterlich; nur dann lebe ich wieder auf, wenn ich
von meinen alten Freunden erblicke. Ich wünsche Ihnen ein glücklicheres
als mir durch mein ganzes Leben hindurch beschieden war.“ — Obschon die
ihrer Völker und die Bewunderung der Welt, auf der Höhe ihrer Macht
ihres Ruhms, fühlte sich doch diese glühende Seele nicht glücklich, denn das,
sie erreichte, stand zu weit hinter dem, was sie anstrebte! So schreibt sie 1
an Tarouca: „Sie sind glücklich, wenn Sie Ihre Jahre bedenken, Ihre
Ihren Geist. Ihr Kopf hat Ihnen überall genügt. Daß einem Nichts miß
ist nicht möglich, aber im Wesentlichen waren Sie doch glücklich! Welcher U
schied im Vergleich mit mir. In allem Wesentlichen fühle ich mich ungl
und zumeist durch meine Schuld. Ich bin so angegriffen, daß ich noch das b
Verstand verliere, das mir geblieben ist, und daß ich schon deßhalb mich
Wunsch abzudanken. wendig verbergen müßte, wenn nicht ohnedies die entschiedene Neigung
Rückzug vorhanden wäre.“ — 1769 schreibt Maria Theresia sogar an
Vertrauten: „Mein Loos, mein Leben ist zu sonderbar, zu niederschlagend.
erwarte mein Ende mit mehr Ungeduld als Furcht!“ — Welche Sch
welche Sorgen bargen sich nicht unter dem Schimmer der Krone! Ihrem
blieb sie treu, obschon dieser die ganze Schwenkung ihrer Politik, die Ver

Frankreich, in scharfen Worten mißbilligte. — Die ganze Glut ihrer Freund-
ıft und ihres Dankgefühls loderte noch einmal auf, als Tarouca 1771 dem
e entgegensah. Sie klagt um den ältesten und achtbarsten Freund, den sie jetzt
iere; sie habe keinen solchen Freund mehr und fühle die ganze Bitterkeit
Schmerzes. Aber je mehr wir aus der gnadenreichen Huld unseres Schöpfers
ıde empfangen haben, um so schöner sei die Hoffnung, die sich uns im Hinblick
die Barmherzigkeit Gottes eröffne. Tarouca starb am 8. März 1771. Er
ein Portugiese, geboren in Lissabon 1696, sein Vater kam als Botschafter Tarouca.
6 nach Wien und blieb dort bis zu seinem Tode 1738. Der Sohn trat
5 unter Prinz Eugen in die Armee, machte die Schlachten von Peterwardein
Belgrad mit, gewann die Gunst des großen Feldherrn, wurde von Karl VI.
Staatsdienst, namentlich in Brüssel, verwendet und stieg zur Würde eines
atsrathes empor.

Ein anderer Fund, den Arneth in neuerer Zeit machte, läßt uns in diese
e Seele gleichfalls einen sicheren Blick werfen. Es sind Aufzeichnungen Maria
resias aus dem Jahr 1751 und 56*). Darin spricht sie ihr Bedauern aus,
ihr Vater sie in völliger Unkenntniß der Geschäfte ließ, weßhalb sie anfangs Denkschrift
Mißtrauen auf sich selbst und ihre eigene Befähigung zur Regierung gewesen Maria
— Sie kannte ihre Minister nicht, die untereinander in Zwiespalt waren: Theresias
diesen Verhältnissen befand ich mich, ohne Geld, ohne Credit, ohne Armee,
eigene Erfahrung und Wissenschaft, und endlich auch ohne allen Rath, weil
Minister vorerst zu erspähen sich bemühte, wohin die Sachen sich wenden Geständnisse.
ıen. So war meine Lage beschaffen, als ich von dem Könige von Preußen
griffen wurde. Seine süßen Worte und Versprechungen machten sogar meine
ister irre, indem man nicht glauben konnte, noch wollte, daß der König
lich gegen mich handeln würde. Dieses Vertrauen der Minister und ins-
dere Sinzendorffs, dann meine Unerfahrenheit und mein guter Glaube waren
he, daß die Vertheidigungsanstalten in Schlesien und die Nachrückung der
menter größtentheils vernachlässigt wurden und dem Könige freie Hand blieb,
binnen 6 Wochen Schlesiens zu bemächtigen.“ Bartenstein rieth zum Wider-
und die Kaiserin versichert, ihm verdanke sie einzig und allein die Erhaltung
Rechtes. Maria Theresia fährt fort. „Bis zum Dresdener Frieden habe
erzhaft agirt, Alles hazardirt und alle meine Kräfte angespannt, weil ja Bartenstein.
en armen Erblanden nichts Unglückseligeres geschehen könnte, als in preußische
e zu fallen, wie dann, wenn ich nicht immer gesegneten Leibes gewesen wäre,
Niemand abgehalten hätte, diesem so meineidigen Feinde selbst entgegen zu
n. Wie ich jedoch gesehen, daß ich zum Dresdener Frieden die Hand bieten
e, so habe ich auf einmal meine Denkungsart geändert und dieselbe allein
auf den inneren Zustand meiner Länder gerichtet, um die erforderlichen
regeln zu ergreifen, durch welche die deutschen Erblande gegen ihre zwei
tigsten Feinde, gegen Preußen und die Pforte, trotz des Mangels an Geld
an Festungen, trotz der Schwächung der Heere, erhalten und beschützt werden
en.“ — — „Das System unseres Hauses ändert sich nun völlig, indem
lbe früher das Gleichgewicht gegen Frankreich bildete, jetzt aber hieran nicht
, sondern nur an seine innerliche Erhaltung zu denken ist. Daher war schon
dem Dresdener Frieden mein einziges Trachten, mich von der Lage der
er und ihrer Leistungsfähigkeit zu unterrichten und die überall eingerissenen
bräuche, welche Alles in die ärgste Verwirrung gebracht, zu ergründen.

*) Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg. Wien 1870. 1. Kapitel.

Diejenigen aber, welche mir hievon hätten Kenntniß geben sollen, konnten oder wollten solches nicht thun. Auch darin bin ich Bartenstein Alles schuldig, welcher mir viel an die Hand gegeben und das wahre Licht angezündet, wie ich dann auch einige Privatpersonen gefunden, die mir durch Vermittlung des Cabinets-secretärs Koch Vieles beibringen ließen. Dessen Verschwiegenheit hat wenig ihres gleichen, wobei er ungemein ehrlich, christlich und ohne Intriguen ist. Er w… mit mir fast auf dem Fuße wie Tarouca, welchen ich nach Herbersteins To… meinem besonderen Vertrauten und Rathgeber gemacht. In Staatssachen ha… ich ihn jedoch niemals gebraucht, sondern bin hierin allzeit Bartenstein gefolgt. Dieser und Haugwitz gaben mir für den Staat und die Erhaltung der Monarchie das Nöthige an die Hand, Tarouca und Koch aber dienten nur zu mein… Trost und Rath, zur Erkenntniß und Besserung meiner selbst. So lange ich le… werde ich diesen vier Personen, ihren Kindern und Kindeskindern für die Di… erkenntlich sein, welche sie mir und dem Staate geleistet haben. Auch verpfl… ich meine Nachfolger, das Gleiche an den Nachkommen jener Männer zu … so lange deren vorhanden sind, indem außer der Belehrung meiner Nachfo… diese vier Personen die Hauptursache sind, weßhalb ich die vorliegende Sch… verfaßte, damit ihre Namen bei der Nachwelt verewigt und ihnen an den Ihri… dasjenige ersetzt werde, wofür ich nicht genug erkenntlich sein konnte."

Hebung der Monarchie.

Fragen wir nach den Maßregeln, durch welche die Kaiserin eine … Kräftigung der Monarchie zu bewirken hoffte, so bestehen dieselben in grö… Centralisation der Verwaltung, in Trennung der Justiz von der Administrat… in der Besteuerung bisher steuerfreier Güter, in Erlassung gemeinsa… Gesetze für alle cisleithanischen Länder, in Erhöhung des stehenden Heeres … 108,000 Mann, in besserer Einübung desselben, in der Sorge für die … der Invaliden, in der Gründung von Schulen zur Heranbildung tü… Officiere, in dem Bestreben, das Loos der Bauern zu erleichtern, und i… Eifer, durch bessere Einrichtung der Schulen die Bildung des gesammten … zu heben, und Industrie und Handel zu fördern. Und wie in Allem, so … sich die große Herrscherin auch in dieser Richtung bei einmal gefaßten Ver… gegen alles Widerstreben unerschütterlich und verdient die ehrenden Worte … der Großkanzler Fürst kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges über… schrieb: „Als die Kaiserin die Regierung antrat, fand sie Alles in der grö… Unordnung, und ein achtjähriger Krieg konnte den Finanzen nicht aufhe… Welcher andere Souverän möchte binnen sieben Friedensjahren vermocht ha… die Dinge auf den Fuß herzustellen, wie wir sie gegenwärtig sehen. Bis in … spätesten Zeiten wird man anerkennen, daß Maria Theresia eine der grö… Fürstinen der Welt war."

Haugwitz

Ihr Rathgeber zu vielen dieser Maßregeln war ein Schlesier, Gr… Haugwitz: er hatte ihr Vertrauen gewonnen dadurch, daß er ihr 1742, n… Abschluß des Friedens von Breslau, auseinandersetzte, wenn man dem König … Preußen 3 oder 4 Jahre Ruhe lasse, so werde er mit der Eroberung Schle… nicht zufrieden sein, sondern ihr auch Böhmen wegzunehmen trachten. Was … vorausgesagt, traf ein. Jetzt mahnte er sie beständig, dem Frieden nicht zu trau… sondern eine genügende Kriegsmacht bereit zu halten, und die zum Unterh…

[d]elben nöthigen Summen aufzubringen. Dies sei aber nur möglich, wenn nicht [nur] die Bauern, sondern auch die Gutsherren zur Theilnahme an der Steuer[leist]ung herangezogen werden, und eine gleichartige Behandlung aller Staats[ange]hörigen eintrete. Die Verfügungen über das Militärwesen müssen aus den [Hän]den der Landstände genommen und in diejenigen der Regierung gelegt werden. [14,0]00,000 Gulden seien nöthig, um 108,000 Mann auf den Beinen zu halten; [die] Stände sollten sich verpflichten, statt der bisherigen 9 Millionen 10 Jahre [hindu]rch weitere 5 Millionen zu zahlen, dafür aber jeder anderen bisherigen [Verbindlichk]eit für die Truppen enthoben sein. Zur Aufbringung der nöthigen [Sum]men sollte der Werth jedes unbeweglichen Gutes sowohl, als dessen Erträgniß [durch] beeidete Schätzer festgestellt, die Rente als 5% Erträgniß einer Kapital[sum]me angenommen werden, von welcher der grundbesitzende Adel den hundertsten, [der L]andmann aber den fünfzigsten Theil zu tragen habe. Jede Steuerfreiheit [des A]dels, der Geistlichkeit und einzelner Städte habe fortan aufzuhören! — Damit [kam] die Staatsgewalt in einen ernsten Zusammenstoß mit den Ständen. Diese [beriefen] sich auf ihr seit Jahrhunderten unangefochtenes Recht der jährlichen [Bewi]lligung der Steuern und Truppen. Gute Ueberzeugung und Eigennutz legten [ebe]ns alle Schwierigkeiten in den Weg, Maria Theresias Wille war ent[schiede]n! Eine Aufzeichnung und Schätzung alles unbeweglichen Gutes wurde [vorge]nommen und die Steuerfreiheit einzelner Stände hörte auf *).

Die österreichischen und böhmischen Länder waren bisher durch abgesonderte [Kanzl]eien regiert. Unter der österreichischen Hofkanzlei standen Oesterreich ob und [unter] der Enns, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, Vorarlberg und die Vor[lande]. Unter der böhmischen Hofkanzlei standen Böhmen, Mähren und Schlesien. [Die] Hofkanzleien übten Verwaltung und Justiz. Die argen Mißstände, welche [aus d]ieser Einrichtung hervorgingen, führten die Kaiserin auf den Gedanken, eine [völlig]e Verschmelzung in Bezug auf die einzelnen Ländergruppen, dagegen eine [strenge]re Trennung der Geschäfte eintreten zu lassen. An die Stelle der beiden [Hofka]nzleien traten nun ein Directorium in politicis et cameralibus und eine [oberste] Justizstelle, unter welcher die österreichischen und böhmischen Länder standen. [Die t]üchtigsten Arbeitskräfte suchte Maria Theresia für beide Stellen zu gewinnen. Centralisation.

[Die E]inheit der Rechtsverwaltung legte den Gedanken nah, die Verschiedenheit der [Provi]nzialrechte zu beseitigen und in allen deutsch-österreichischen Ländern die [gleiche]n Rechtsgrundsätze zur Geltung zu bringen. 1753 ordnete die Kaiserin die [Ausar]beitung eines neuen Civilgesetzbuches für sämmtliche deutsch-österreichischen [Provi]nzen an. Nach zehnjähriger Arbeit kam 1766 der Codex Theresianus, [1769] die Constitutio Criminalis Theresiana zu Stande. Auch in den einzelnen [Provi]nzen wurde die Rechtspflege von der Verwaltung getrennt. Maria Theresia [wollte] nicht blos Gleichförmigkeit der Gesetze, sondern auch rasche Handhabung [derselb]en. Ganz charakteristisch ist der Befehl: „Die Commission für Gesetzgebung [soll d]ie Mittel finden, wie abzuthun wären die Vorurtheile, der Schlendrian der [bekan]nten abusiven Gerichtsordnung, und wie die Aufzüge und die angefochtene [Unsch]uld wider die gewöhnlichen Advocatenkünste für das Künftige können geschützt [werden]; und wie die gottlosen Leut und Pest eines Staates und einer christlichen [Gemei]nde können angesehen und bestraft werden **)." Die neuen Grundsätze [durchzu]führen, traten neue Stellen, die Kreisämter, in's Leben. Den Kreis[hauptm]ännern trug die Kaiserin auf, sorgfältiges Augenmerk zu richten auf die Einheit der Gesetze. Kreisämter.

*) Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg S. 13—14.
**) Arneth l. c. 32.

reine Beibehaltung und Fortpflanzung der katholischen Religion, auf Abstellung alles ärgerlichen und lasterhaften Lebens, die reifere Jugend zum Besuch der Christenlehre anzuhalten und namentlich für die christliche und ehrbare Erziehung der Jugend emsige Sorgfalt zu tragen, Straßen und Wege in gutem Stand zu halten, die Bevölkerung vor Störung der Ruhe, vor Betrug durch falsches Maß und Gewicht, vor Vergewaltigung durch herrschaftliche Beamte zu schützen.

Juden. Wegen Betrügereien hatte sie namentlich die Juden im Verdacht. — 177 schrieb sie*): „Ich kenne keine ärgere Pest vom Staat als diese Nation, wegen Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leut in Bettelstand zu bringen, alle üblen Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann verabscheute; mithin sie so viel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermindern, mir eine Tabelle einzuhändigen, wie viel Juden hier sind, wo sie wohnen, alle Quatember zu wiederholen, was zu oder abgefallen." — Nach der Wiedereinnahme von Prag 1744 gab sie den Befehl, mit kommendem Neujahr alle Juden aus der Hauptstadt Böhmens zu entfernen, weil sie überzeugt war, diese hätten es gegen die österreichische Regierung mit dem Feinde gehalten. Man zählte ihrer 20,000. Vergebens waren alle Vorstellungen, — die Antwort der Kaiserin war, „die Juden müssen alle hinaus," ja sie wollte sie aus ganz Böhmen entfernen. Ende März 17.. mußten die Prager Juden wirklich die Hauptstadt verlassen, sie siedelten in den nächsten Ortschaften um Prag an. Die Christen, für welche die Kaiserin zu handeln glaubte, verwendeten sich jedoch am allereifrigsten für die Juden, schließlich aus Interessen des Handels auch die böhmischen Stände, denen Maria

Protestanten. Theresia endlich nachgab**). Den Protestanten sicherte die Kaiserin ihre Ru.. zu, und daß ihnen die Thüre zu ihr niemals verschlossen sei, verbat es aber, daß sie fremde Gesandte zur Verwendung für sie anriefen. —

Stellung zu Rom. Während des Erbfolgekrieges stand die Regierung auf gespanntem Fuße mit dem hl. Stuhl und einige Zeit hindurch sogar außer diplomatischem Verkehr. Nach der Erhebung des Großherzogs von Toskana zur Kaiserwürde fand eine Wiederannäherung statt. Den Vermittler machte der portugiesische Gesandte, Sebastian Josef Carvalho, der spätere Marquis von Pombal***). Ihren religiösen Gefühlen gemäß konnte der Kaiserin eine völlige Wiederversöhnung mit dem hl. Stuhl

Benedict XIV. nur angenehm sein. Papst Benedict XIV. hinwieder kam ihren Wünschen entgegen. Er willigte in die Errichtung eines Erzbisthums in Görz und in die Lostrennung desselben vom Patriarchat Aquileja; — er willigte in ihr Begehren wegen Verringerung der Anzahl der katholischen Feiertage. Am 9. März 1754 erschien die Verordnung, wornach an 24 früheren Festtagen zwar der Gottesdienst beizubehalten, nach demselben aber jedwede Arbeit erlaubt werden solle.

Kriegswesen. Wichtig waren die Verbesserungen im Kriegswesen. Die Kaiserin war lebhaft von den bestehenden Mängeln überzeugt. „Wer würde glauben, sagt sie in einer Denkschrift, daß nicht die mindeste Regel eingeführt war bei meinen Truppen. Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, beim Exerciren und im Allgemeinen. Einer schoß geschwind, der Andere langsam, die nämlichen Worte und Befehle wurden bei dem Einen so, bei dem Anderen anders ausgedrückt, und da ist es denn kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser immer geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist." — Es wurde bald anders. Wir dürfen hier nur das Zeugniß anführen, welches der Kaiserin ihr genialer Gegner, ein Meister im Kriegswesen, ausstellt†).

*) Arneth l. c. 31.
**) Arneth l. c. 42—51.
***) Arneth l. c. 56—57.
†) La guerre de sept ans. Chap. I. Gegen Ende.

ie Kaiserin hatte im vorigen Kriege die Nothwendigkeit einer besseren Kriegs- t eingesehen. Sie wählte thätige Generale, und welche geschickt waren, Kriegs- t unter den Truppen einzuführen; die alten und zum Dienst ihrer Stellen ichtigen Officiere wurden auf Pension gesetzt, und an ihrer Statt wurden e Leute von Stande angestellt, die voll Eifer und voll Liebe zum Kriegsdienst n. Alle Jahre wurden Lager in den Provinzen errichtet, in welchen die Truppen Inspectionsbevollmächtigten, die mit den großen Kriegsmanövern sehr wohl nt waren, geübt wurden; die Kaiserin begab sich selbst verschiedene Male in ager bei Prag und Olmütz, um die Truppen durch ihre Gegenwart und ihre gebigkeit anzufeuern. Besser als irgend ein Fürst verstand sie es, jene Ehren- n, auf welche man einen so hohen Werth setzt, geltend zu machen; sie belohnte Officiere, welche ihr von ihren Generalen empfohlen waren; und so erweckte überall Wetteifer. Unter Leitung des Fürsten Liechtenstein bildete sich eine e Schule der Artillerie, er brachte dieses Corps auf 6 Bataillone, den auch der Kanonen aber zu einem bisher ganz unerhörten Grade."

In Wien hielt man es nicht für demüthigend, auch vom Feinde zu n. Nicht nur wurden häufige Feldlager abgehalten als bestes Mittel zur bildung kriegstüchtiger Truppen, Maria Theresia wohnte selber den ugen bei: das spornte die Führer und begeisterte das Heer. Der Soldat, ußte, daß sein Wohl ihr am Herzen liege, — nicht bloß die Gewehre, Kost und Kleidung wurden besser, — begrüßte sie mit dem Rufe „Mutter." Medaille, ihr zu Ehren geprägt, trug die Inschrift: Mater castrorum, sie genoß eine nicht geringere Verehrung bei der Armee, als jene Victoria, n den stürmischen Zeiten des römischen Kaiserthums zuerst diesen Namen und zweimal über die Kaiserwahl verfügte*). Sorge für die Armee.

Um ein tüchtiges Officierskorps heranzubilden, stiftete die Kaiserin 1752 Militärakademie zu Wiener Neustadt und eine Vorschule hiezu in für 100 arme adelige Knaben oder Söhne von Officieren. 1754 wurde Ingenieurakademie in Wien gegründet. Diesen Anstalten widmete sie gste Sorgfalt. Die Grenzer wurden in regelmäßige Truppenkörper einge- um sie nicht bloß als Schutzwehr gegen die Türken, sondern auch in en Kriegen mit Vortheil verwenden zu können. Das Loos der Invaliden er Kaiserin nicht minder am Herzen. Hinsichtlich der Behandlung der ten verordnete sie: „Hart wäre es, wenn man solche Leute als wie Sclaven . Bin völlig der Meinung, daß je mehr Freiheit gelassen wird, desto mehr auf solche Leute trauen kann." — In jeder Beziehung suchte sie den tenstand auszuzeichnen und zu einem ehrenvollen zu machen, — doch war eit davon entfernt, eine Ueberhebung desselben auf Kosten friedlicher Bürger statten. Der Pandurentrenck, dem man namentlich gegen Frauen die n Verbrechen Schuld gab, wurde in Folge einer kriegsrechtlichen Unter- ng zum Tod verurtheilt. Nur durch die Fürbitte des Kaisers und Karls Lothringen ließ sich Maria Theresia bewegen, das Todesurtheil in lebens- iche Haft auf dem Spielberg bei Brünn umzuwandeln. Trenck starb 1749 Reue über seine Vergehen**). Die Kaiserin schrieb die schönen Worte: „Die

Militär-Akademie — Trenck.

*) Scriptores hist. Augustae. Ed. Keil. II. p. 94.
**) Dubik, Die letzten Tage des Pandurenobersten Franz Freiherrn von der Trenck rreichische Blätter für Literatur 1845.

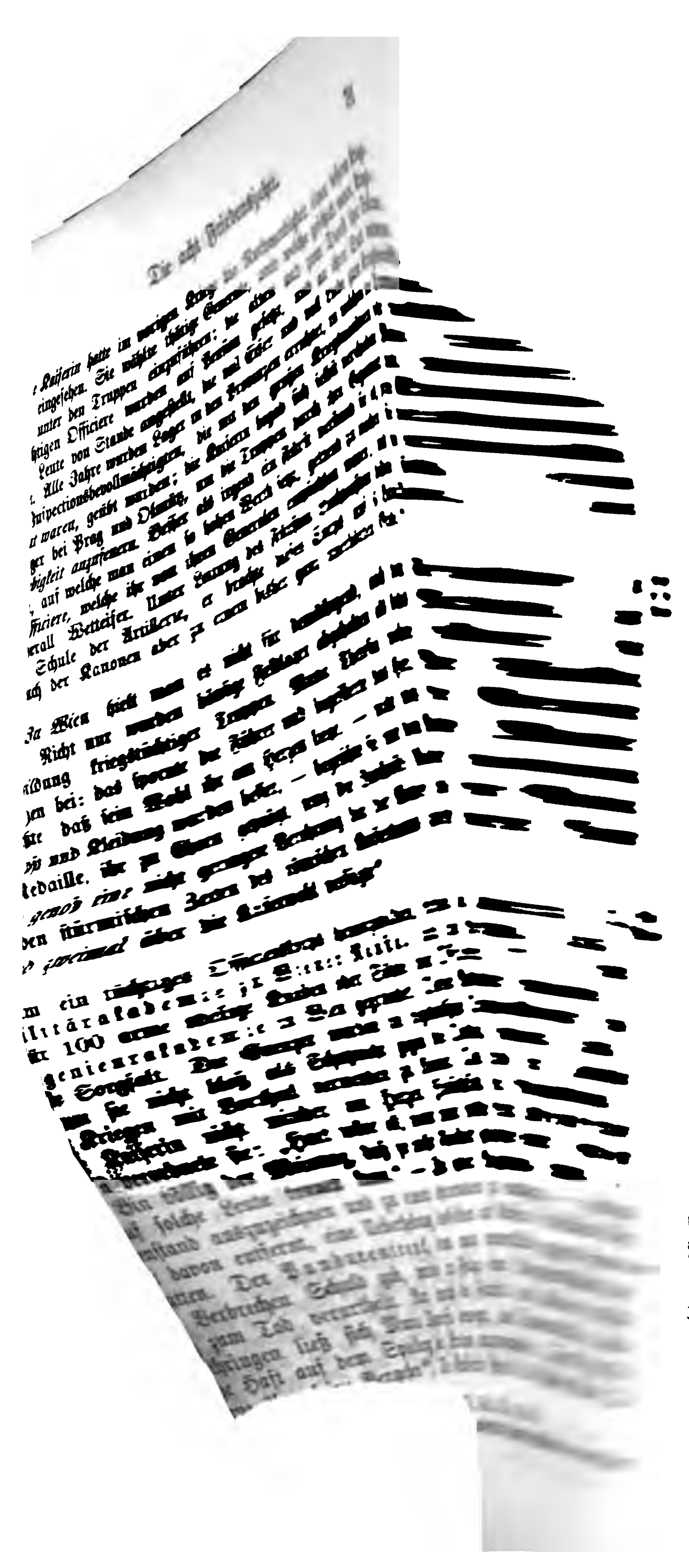
reine Beibehaltung und Fortpflanzung der katholischen
alles ärgerlichen und lasterhaften Lebens, die reifere
Christenlehre anzuhalten und namentlich für die christlic
der Jugend emsige Sorgfalt zu tragen, Straßen und 2
halten, die Bevölkerung vor Störung der Ruhe, vor B
und Gewicht, vor Vergewaltigung durch herrschaftliche 2

Juden. Wegen Betrügereien hatte sie namentlich die Jude
schrieb sie*): „Ich kenne keine ärgere Pest vom Staat
Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leut in Bettelstan
Handlungen ausüben, die ein anderer ehrlicher Mann
so viel sein kann, von hier abzuhalten und zu vermi
einzuhändigen, wie viel Juden hier sind, wo sie wohne
wiederholen, was zu oder abgefallen." — Nach der W
1744 gab sie den Befehl, mit kommendem Neujahr alle
Böhmens zu entfernen, weil sie überzeugt war, diese l
reichische Regierung mit dem Feinde gehalten. Man zählte
waren alle Vorstellungen, — die Antwort der Kaiserin
alle hinaus," ja sie wollte sie aus ganz Böhmen entfe
mußten die Prager Juden wirklich die Hauptstadt ve
in den nächsten Ortschaften um Prag an. Die Christen,
zu handeln glaubte, verwendeten sich jedoch am aller
schließlich aus Interessen des Handels auch die böhmische
Protestanten. Theresia endlich nachgab**). Den Protestanten sicherte
zu, und daß ihnen die Thüre zu ihr niemals versch
aber, daß sie fremde Gesandte zur Verwendung für sie

Stellung zu Rom. Während des Erbfolgekrieges stand die Regierung
dem hl. Stuhl und einige Zeit hindurch sogar außer dipl
der Erhebung des Großherzogs von Toskana zur Kaise
annäherung statt. Den Vermittler machte der portugie
Josef Carvalho, der spätere Marquis von Pombal**
fühlen gemäß konnte der Kaiserin eine völlige Wiederver
Benedict XIV. nur angenehm sein. Papst Benedict XIV. hinwieder ka
Er willigte in die Errichtung eines Erzbisthums in G
desselben vom Patriarchat Aquileja; — er willigte in
ringerung der Anzahl der katholischen Feiertage. Am 9
Verordnung, wornach an 24 früheren Festtagen zwa
nach demselben aber jedwede Arbeit erlaubt werden so

Wichtig waren die Verbesserungen im Kriegs
Kriegswesen. lebhaft von den bestehenden Mängeln überzeugt. „Wer w
Denkschrift, daß nicht die mindeste Regel eingeführt
Jeder machte ein anderes Manöver im Marsch, bei
Einer schoß geschwind, der Andere langsam, die n
wurden bei dem Einen so, bei dem Anderen anders
denn kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner
geschlagen worden, und wie ich selbst das Militär gefu
— Es wurde bald anders. Wir dürfen hier nur d
der Kaiserin ihr genialer Gegner, ein Meister

*) Arneth l. c. 31.
**) Arneth l. c. 42—51.
***) Arneth l. c. 56—57.
†) La guerre de sept ans. Chap. I. Gegen End



rankenbette ihrer Sch
'olchem Geist und Cha
nte Ruhe ungern au
:derung hege, so wol
nglücklich machen; si
ifung ihr sehr schm
uhe und seinem Gl
ung und wurde bald
der Leitung des gesam
an die Umgestaltung
dischen Studien wollt
hule Europas sich he
tliche und gesellschaf
trug auch Sorge für
nwart eröffnet. 1000
dem weniger bemitt
aren Staatsdienern h
Favorita die Lehran
anum. Nach dem
:s diplomatischen Ber
e gegründet. — Auf
Dichter Gottsched
r Hoffnung trug, Von
deren Gründung be
ung des Planes. W
Gründung des Arch
Haus-, Hof- und S

rer Unterthanen, in
ein mit dem Volke,
sich gleich. Ihr fro
haftigkeit. Andere gl
das Volk anhänglich,
. Alles sah nur au
iz I. war ein einf
ner Hoffestlichkeit kom
wei Damen, die ihm
h, ich will hier warten
und meine Kinder, ich
der Hanbury meldet
konnte ich mich überze
t, als wozu das Glüc
ig von Lothringen, nicht

Unschuldigen haben sich nicht zu beklagen, die Schuldigen können nicht genug abgestraft werden, indem ich einen Excedenten nicht einmal würdig ansehe, daß er in einem so venerablen Corps, welches der Schutz der Länder sein soll, begriffen sei, also die Ehre des Militärs selbst es verlangt, daß selbe ernstlich gestraft und nicht ihnen das Wort oder Schutz gehalten wird. Ich bin Mutter von selben Ländern und sind mir Alle gleich lieb, wenn ein Jeder in seinen Schranken bleibt." — Duelle. Zur Verhinderung der Duelle erging der strenge Befehl, daß nicht nur der Herausforderer und der Geforderte, sondern alle dabei betheiligten Personen, selbst im Falle, daß keiner der Duellanten verwundet werde, durch das Schwert vom Leben zum Tod gebracht werden sollten*).

Unterricht.

Der Rohheit und dem oft noch heidnischen Aberglauben des Volkes zu steuern, verordnete Maria Theresia, daß nur anständige und genugsam erfahrne Schulmeister anzustellen seien**). Als sie von großen Mißständen im Waisenhause zu Wien vernahm, ließ sie eine Untersuchung einleiten und stellte bald darauf den hochbefähigten und durch rastloses Wirken für die Bildung der Parhammer. Jugend verdienstvollen Ignaz Parhamer, einen Jesuiten, an die Spitze und bald war das Waisenhaus eine wahre Musteranstalt. In die Bruderschaft für die Christenlehre, die er in Wien stiftete, schrieben sich Maria Theresia, der Mittelschulen. Kaiser und ihre Kinder ein. Bei den Mittelschulen drang die Kaiserin besonders auf gründliches Wissen im Latein und fehlerlosen Gebrauch der deutschen Sprache. Nutzlose Gedächtnißübungen sollten unterbleiben, dagegen die Jugend an selbständiges Nachdenken gewöhnt werden. 1752 erging der Realschulen. Befehl zur Gründung von Schulen, die unseren Realschulen ähnlich sind. In gewerbreichen Orten sollten die Gewerbsleute durch theoretische Ausbildung in den Stand gesetzt werden, dereinst in der Praxis Tüchtiges zu leisten; Arithmetik, Geometrie, Physik, Mechanik, Zeichnen, Buchhaltung und Correspondenz, Handelswissenschaft, Geschichte und Geographie, endlich Landwirthschaft wurden als die Lehrfächer bezeichnet***).

Universität.

Auf die Universitätsstudien gewann Gerhard van Swieten großen Einfluß. Geboren zu Leyden, ein Schüler Boerhaves, dann 9 Jahre hindurch Professor in seiner Vaterstadt, hatte Swieten einen großen Ruf als Arzt, Lehrer und Schriftsteller erlangt. Nach dem Tode ihrer Schwester Marianne, an deren Krankenbett Swieten berufen war, lud ihn Maria Theresia als ihren Leibarzt, als Präfecten der Hofbibliothek und Professor der medicinischen Facultät nach Wien.

wieten.

Ihr Schreiben an ihn vom 8. Jänner 1745 kennzeichnet ihr ganzes Wesen. Sie sieht den Verlust ihrer Schwester als einen der schwersten Schläge an, welche sie bisher betroffen, doch die Gnade Gottes halte sie aufrecht auf dem Weg der Arbeiten, des Kummers und der Thränen, den sie zu wandeln habe; sie unterwerfe sich aber Allem geduldig und hoffe nur auf den Lohn in jener

*) Arneth l. c. 86–102.
**) Helfert, Die Gründung der östreichischen Volksschule durch Maria Theresia.
***) Helfert, l. c. 107—8.

t. Indem sie Swieten für seine Thätigkeit am Krankenbette ihrer Schwester t, drückt sie ihren Wunsch aus, einen Mann von solchem Geist und Charakter hrer Nähe zu haben. Wenn er aber seine gewohnte Ruhe ungern aufgebe, seine Gattin eine Abneigung gegen diese Veränderung hege, so wolle sie, Kaiserin, lieber ihren Vortheil opfern, als ihn unglücklich machen; sie gebe volle Freiheit, obschon eine Ablehnung der Berufung ihr sehr schmerzlich :, doch opfere sie ihren Wunsch gerne seiner Ruhe und seinem Glück*). eten nahm an und fand in Wien volle Anerkennung und wurde bald mit Reorganisation der medicinischen Studien, dann mit der Leitung des gesammten icinalwesens in Oestreich betraut. Dann ging es an die Umgestaltung der ogischen und philosophischen Facultäten. Die juridischen Studien wollte die erin zu solcher Blüthe bringen, daß keine Hochschule Europas sich hervornderer Rechtsgelehrten rühmen dürfe. Die amtliche und gesellschaftliche lung der Professoren wurde erhöht. Die Kaiserin trug auch Sorge für ein s Universitätshaus, 1756 wurde es in ihrer Gegenwart eröffnet. 1000 Du- t wurden dabei an arme Studenten vertheilt. Um dem weniger bemittelten Gelegenheit zu bieten, seine Söhne zu verwendbaren Staatsdienern herann zu lassen, gründete die Kaiserin im Lustschloß Favorita die Lehranstalt, on ihr seitdem den Namen trägt, das Theresianum. Nach dem Plan Theresianum. Jesuiten Joseph Franz wurde zur Förderung des diplomatischen Verkehrs der Türkei 1754 die Orientalische Akademie gegründet. — Auf ihre Orient. Akademie terspraсhe legte die Kaiserin hohen Werth und der Dichter Gottsched fand) einen so glänzenden Empfang, daß er sich mit der Hoffnung trug, Vorstand Akademie der Wissenschaften zu werden, deren Gründung damals ichtigt war. Doch hemmte Geldnoth die Ausführung des Planes. Wichtig Erhaltung historischer Denkmäler war 1749 die Gründung des Archives kaiserlichen Hauses, des jetzigen geheimen Haus-, Hof- und Staatsves. Bartenstein war der erste Director**).

In Arbeitsamkeit, im Eifer für das Wohl ihrer Unterthanen, in ihrer seligkeit und ihrer Gabe, stets in Fühlung zu sein mit dem Volke, blieb ia Theresia auch nach der Zeit der Bedrängniß sich gleich. Ihr frommer r Sinn blieb unwandelbar wie ihre Gewissenhaftigkeit. Andere glücklich achen, war ihr Glück. Darum blieb ihr auch das Volk anhänglich, wenn die Lasten des Staatslebens fühlbarer wurden. Alles sah nur auf sie, Kaiser dagegen ward wenig beachtet. Franz I. war ein einfacher, Franz I. eidener Mann, ein Feind aller Etikette. Bei einer Hoffestlichkeit konnte er al in der Ecke des Saales sich setzen und zwei Damen, die ihm Platz en wollten, sagen: „Achten Sie nicht auf mich, ich will hier warten, bis Hof sich entfernt. Der Hof sind die Kaiserin und meine Kinder, ich bin nur ein einfacher Privatmann." Der Engländer Hanbury meldet über „In oftmaligem ungezwungenem Gespräch konnte ich mich überzeugen, er geneigter zu dem sei, wozu ihn die Geburt, als wozu das Glück ihn icht hat. Schon die Natur bestimmte ihn, Herzog von Lothringen, nicht aber

---

*) Das französische Original bei Arneth, „Maria Theresia's erste Regierungsjahre," 65—66.

**) Arneth l. c. 109—36.

Kaiser von Deutschand zu sein. Drückend lastet seine Würde auf ihm und er fühlt sich unbehaglich bei den ihm in Gemäßheit derselben widerfahrenden Ehrenbezeugungen. Nichts ist weniger vereinbar mit seinem ganzen Wesen als die habsburgische Etikette. Er leidet unter all' den Processionen und Ceremonien, die an diesem Hofe so häufig sind. Aber er ist glücklich, wenn er ganz unbeachtet die Hofburg verlassen und sich ohne alle Dienerschaft auf den Wällen der Stadt mit seiner Schwester oder einem seiner bevorzugten Gesellschafter ergehen kann *)."

Franz hatte einen hellen Kopf, er verstand sich gut auf die Finanzen und das Kriegswesen, aber er hatte weder die Arbeitslust, noch die Willenskraft seiner Gemahlin. Er sammelte gerne Medaillen, Münzen, werthvolle Steine, und ging gern mit Gelehrten um. Sein Liebling war der Director des Münz- und

Duval. Antikenkabinetes, Duval, den er aus Noth und Elend emporgehoben und dessen schönem Talent er die Laufbahn eröffnet hatte. Valentin Duval war der Sohn armer Eltern, geb. zu Artonnay in der Champagne 1695, und hütete einem Pächter das Vieh. Wegen eines tollen Knabenstreiches nahm er die Flucht nach Lothringen. Unterwegs bekam er die Blattern, ein barmherziger Schäfer gewährte dem Kranken einen Platz in seinem Stalle, wofür er ihm nachher zwei Jahre die Schafe hütete. Die Bekanntschaft mit einem Einsiedler Palemon in den Vogesen erweckte in ihm den Vorsatz, gleichfalls Einsiedler zu werden. Doch die Stelle wurde durch einen Anderen besetzt und Duval blieb Hirte. Aber in der Einsamkeit verkam er nicht, seine edel angelegte Natur rang nach geistiger Nahrung. Kaum hatte er lesen gelernt, als er seinen Dienstlohn, den Erwerb auf der Jagd, für Bücher verwendete. Der Fund eines kostbaren Petschafts brachte ihn mit dessen Eigenthümer, einem Engländer, in Berührung, der ihm Bücher lieh und Anleitung gab. Eines Tages ward der Hirtenknabe über Büchern von einer Jagdgesellschaft überrascht. — Franz von Lothringen war darunter. Der Eifer und die Kenntnisse des Hirten setzten in Erstaunen und bei dem Prinzen stand der Entschluß fest, dieses Talent nicht ersticken zu lassen. Duval erhielt im Jesuitencollegium zu Pont-à-Mousson eine glänzende Ausbildung, machte rasche Fortschritte und durfte dann Frankreich, Italien, Belgien, die Niederlande bereisen, um sich für den Lehrstuhl der Numismatik und der Weltgeschichte vorzubereiten. 1719 eröffnete er seine Vorlesungen in Luneville, zu seinen Schülern gehörte auch der ältere Pitt. Duvals Schicksal schien fortan mit dem des Hauses Lothringen verkettet zu sein, mit dem Herzog Franz kam er nach Florenz und dann nach Wien. Er hatte ein dankbares Herz, er wurde am Hofe nie ein Schmeichler und lebte nur seiner Wissenschaft. „Wissen Sie, welche Damen soeben an Ihnen vorübergingen, ohne daß Sie dieselben beachteten?" — sagte eines Tages Erzherzog Joseph zu ihm, — „meine Schwestern — allerdings sind sie noch keine Antiken." — Duval mußte in der Burg in der Nähe des Kaisers wohnen. Er starb 1775.

Musik. Wie in Potsdam so wurde auch am Hofe zu Wien das Schauspiel und die Tonkunst gepflegt, namentlich die letztere. Maria Theresia ließ ihren Kindern einen tüchtigen Unterricht in Musik und Gesang ertheilen: in Familienconcerten

*) Arneth l. c. 145—50.

**) Seine Arbeiten und die Literatur über ihn sind verzeichnet in Const. Wurzbachs Biog. Lexikon. B. 3.

lte Erzherzog Joseph das Violoncell. Am Hofe zu Wien war aber ein inniges es Familienleben. Maria Theresia war eine liebevolle Gattin und Mutter. e Ehe war mit Kindern reich gesegnet — das 16. kam 1756 zur Welt — eine sorgfältigere Mutter war schwer zu finden. Insbesondere galt ihrem esten, dem Erzherzog Joseph, ihre Sorge. Die Anweisung, welche sie dem marschall Batthiany gab, als sie ihn zum Ajo des siebenjährigen Erzherzogs nnte, zeugt von hoher Weisheit: sie will, ihr Sohn solle gehorchen lernen, it er einst verstehe zu herrschen; der Ajo möge namentlich Schmeichler von fern halten, die ihm von der Hoheit seiner Geburt eine übertriebene Vorung beibringen oder über Andere spotten und ihnen Uebles nachreden; er möge lehren, den wahren und soliden Werth an Jedermann zu ehren und nicht Gemüth zum Nachtheil seines Nächsten zu ergötzen*). Erzherzog Joseph

So ging es in Oestreich. Deutschland erholte sich allmälig von den aden des Krieges, geistig lag es aber noch immer im Banne Frankreichs. den kleinen Höfen ahmte man den französischen nach. Der genialste deutsche t der Zeit, Friedrich II., buhlte ja um die Gunst der Franzosen, hielt sie für ein Volk, das Geist und eine lesenswerthe Literatur besitze, und schrieb schon Lessing, der Meister deutscher Prosa, und erschienen 1748 rsten Gesänge der Messiade und tönte Klopstocks Stimme in die Gesänge Dichter wie eine große Glocke in das Gebimmel der kleinen. Aber Friedrich e um Galliens Pindus und die Haine des Dichters rauschten ihm ungehört." Deutschland.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche diesen Hang zur Ausländerei geiselten. Ausländerei. Wagner aus Quedlinburg schrieb: „Gott hat die Welt durch zwei Völker machen wollen, vor Christo durch die Griechen, nach Christo durch die schen, die nach der langen Nacht der Unwissenheit die ersten, die meisten die höchsten Erfinder gehabt und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen , als die übrigen vier Meistervölker zusammen in 1000. Aber herrlich wird Volk nur durch Vereinigung des Verstandes mit der Ehrliebe. Verstand allein Großmüthigkeit und Landesliebe allein machen nicht berühmt; die Deutschen sind aus gänzlichem Mangel der letzteren in Armuth, Ohnmacht und Verng gefallen. Aus dem Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die deutsche erträchtigkeit, oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und irtet. Hieraus folgt die unsinnige Aefferei, hieraus die Verstandesverfinsterung, nd- und Zeitverlust, die Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und deutsche uth, fremder Nationen Reichthum, Macht, Stolz und Trotz, ihre Verläumen und der Deutschen Dummheit, unsere Bettelei, daß wir der Ausländer soldaten heißen, stetes Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsere eigenen sten gepeitscht werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der chen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Eintauschung der hochteten fremden Sitten, Liederlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt an ider am Märchen von der ausländischen Klugheit und deutschen Einfalt. Märchen scheut man sich in's Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen ertracht, wegen Mangels der Wahrheitsliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, ch wegen Mangels an Geschichtskenntniß. Man begnügt sich mit Widerhen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: die Ausländer möchten uns doch mit

*) Arneth l. c. 154—68.

in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfrauen. — — Die Deutschen setzen ihre Ehre in die Affenkunst der Nachahmung, ... Geduld und Demuth. Der Gemüthsunadel löscht in ihnen die Menschheit, die allgemeine Empfindniß, die Selbstliebe und die Selbsterhaltung aus. — Eines Volkes Ehre hängt größtentheils an seiner Muttersprache, diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern als über der zartesten Liebsten Ehre. Landesehre geht über alle Ehre, ist aller Ehre Grund. Der Mangel nöthiger Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursache des üblen deutschen Namens. In Deutschland wohnt aller Verstand außer den Schulen, bei den Ausländern zuweilen in den Schulen. — Bei diesen sind die Gelehrtesten die Klügsten, in Deutschland ist's umgekehrt: das Volk ist ... reich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsig, ... mit Statu quo und sind selten klug*)." — Dies war der Fluch deutscher Zerrissenheit.

Religionshaß: Der confessionelle Haß, der zwei Jahrhunderte hindurch Deutschland durchtobte, schien erloschen. Nur in der Geschichte der Salzburger Auswanderung ... sich wieder eine starke Regung der Gegensätze**).

Die Salzburger. Die Salzburger Erzbischöfe wahrten immer strenge den katholischen Glauben. Gegnerische Ansichten verbreiteten zuerst heimlich eingedrungene Wiklefiten und Hussiten. Zur Zeit Luthers war aber die Disciplin unter dem Klerus viel... gelockert und seine Lehre fand einen empfänglichen Boden. Speratus und Agricola, beide Domprediger, wirkten dafür, der erstere starb als evangelischer Bischof ... Pomesanien, der zweite als Prediger in Eisleben. Die Bauern erhoben sich ...

Reformation. das neue Evangelium, der Cardinalerzbischof Mathias Lang mußte auf Hohen-Salzburg seine Zuflucht nehmen. 1526 ward aber der Aufstand mit fremder Hilfe bezwungen, jede Neuerung schien getilgt. Die Bauern konnten insgesammt dem ersten Anschein nach wohl für Katholiken gehalten werden, sie leisteten ... vollbrachten äußerlich Alles, was einem katholischen Christen geziemt, gingen ... die h. Messe, wohnten Processionen bei, machten sogar Wallfahrten mit, insgeheim aber hingen viele Luthers Lehre an, hielten Versammlungen, hörten fremde Prediger und genossen das Abendmahl unter beiden Gestalten. In den Unterscheidungslehren meist unklar, unter sich nicht übereinstimmend, waren sie nur einig in Verwerfung der Autorität der kath. Kirche. Ein Adam von Lasser, Pfleger über das Tefferecker Thal, brachte die Ungebühr dieser religiösen Heuchelei und dieser heimlichen Versammlungen zuerst zur amtlichen Kenntniß: sie wurden verboten, aber die Regierung vermochte die Zusammenkünfte in abgelegenen Höfen und Thälern nicht zu hindern und auf der andern Seite bekam jetzt der religiöse Widerstand der Bauern einen politischen Beigeschmack — er wurde Auflehnung gegen den Landesherrn und seine Beamten.

Schaitberger. Ein regsamer Eiferer, Schaitberger († 1740), machte es sich zur Aufgabe seines Lebens, die Kirche durch Predigten, Schriften und Lieder unter dem Landvolk zu bekämpfen, die lutherische Lehre dagegen zu ...

*) Vgl. Herder in den Briefen zur Beförderung der Humanität I. 27—28. ... K. A. Geschichte der Deutschen. V. 400.

**) Die Literatur über die Salzburger Emigranten ist reich auch in neuerer Zeit. ... Pichler, der im VII. und VIII. Heft seiner Salzburgischen Landesgeschichte ... unparteiisch behandelt, richtete Pause seine Geschichte der evangelischen Salzburger ... Jahre 1782. Lpz. 1827, Schulze (Gotha 1838), Redenbacher (Dresden 1853), ... felder (Naumburg 1857), Krüger (Gumbinnen), Kessel (Niedner Zeitschrift für Theologie ... 1859). Am besten ist Clarus: Die Auswanderung der protestantisch-gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 32. Innsbruck 1864.

ten; zur Auswanderung gezwungen, unternahm er unter Verkleidung Reisen in Land und fand auch den Weg zu den Vertretern der protestantischen Fürsten Reichstag zu Regensburg. Eines Rückhaltes sicher, begannen nun die Bauern auch äußerlich der katholischen Kirche zu entfremden. Der religiöse und ische Zwiespalt im Lande nahm zu, bis 1627 Leopold Anton Freiherr von mian auf den erledigten Stuhl von Salzburg erhoben wurde. Er war ent- Firmian. ſen, das Reformationsrecht, welches ihm der westfälische Friede an die Hand und welches die protestantischen Fürsten ungescheut übten, geltend zu machen. Jahr 1624 galt als Normaljahr und 1624 hatte kein Unterthan im Erz- Salzburg sich zu einem anderen als dem katholischen Glauben bekannt. old Firmian berief Jesuiten und ließ durch sie in den verdächtigen Landes- n Missionen abhalten; zugleich erneuerte er das Verbot häretischer Schriften. führte zur Entscheidung. Die Bauern weigerten sich, die Begrüßungsformel obt sei Jesus Christus!" zu gebrauchen, das Scapulier zu tragen, und lasen Trotz die verbotenen Bücher. Nun ließ der Erzbischof 1729 den Bauer nn Lärchner von Obermays wegen Führung verbotener Bücher zuerst ein- ıen, dann wegen kecker Aeußerung des Trotzes und Störung des öffentlichen sdienstes des Landes verweisen. Mit ihm wanderte ein Veit Prämbel aus en aus. Beide gingen nach Regensburg und beklagten sich beim preußischen dten Dankelmann, der die Sache sogleich an die evangelischen Stände brachte. nahmen, ohne näher zu untersuchen, die Klage sogleich als begründet an richteten an den Salzburgischen Gesandten Ziller beim Reichstag eine Be- de wegen Verletzung des westfälischen Friedens und der Reichsverfassung fürsterzbischöfliche Beamte. Ziller weigerte sich die Beschwerde anzu- n: es sei überhaupt zu wünschen, daß unruhige Köpfe wie die beiden Aus- rer mit ihren meistens boshaft und fälschlich erdichteten Beschwerden nicht h Gehör finden. Auch die Kurfürsten von Köln, Baiern und der Pfalz und Fürstbischof von Bamberg verboten ihren Gesandten, die Beschwerde der gelischen in dieser Angelegenheit anzunehmen. Leopold Firmian dagegen ver- jegliche Klage an den Kaiser als den obersten Richter des Reiches.

Die Kunde von den Schritten der evangelischen Stände in Regensburg te die Neigung der Bauern zum Widerstande, sie traten fortan kecker auf. e Sendlinge durchstreiften das Land und hielten die Fäden der Bewegung r Hand. Als die Obrigkeit einschritt, ergingen neue Klagen an den Reichstag, Corpus Evangelicorum. on da eine Vorstellung an den Kaiser, in welcher die Auswanderung der elisch Gesinnten oder Abordnung einer kaiserlichen aus Katholiken und Prote- n zusammengesetzten Commission zu unparteiischer Prüfung der Sache ver- wurde. Die evangelischen Stände beachteten nicht, daß die Kläger alle ichen Instanzen übergangen und nicht den Muth gehabt hatten, vor ihren den sich als Evangelische zu erklären. Hilfe wurde von Regensburg ver- en und ein meuterischer Geist, wie 1524 im großen Bauernkrieg oder in Auflehnung. Revolutionsjahre 1848, regte sich unter den Salzburgern. Man sprach davon, atholischen Landesfürsten zu verjagen und einen evangelischen anzunehmen; Bischof loderten schon die Hosen, und wenn er noch nicht fort sei, so müsse ld fort. Die Bauern müßten jetzt auch einmal Herren werden, die katholischen würden bald unter ihren Füßen umkugeln und im Blute schwimmen. Die chen Unterthanen aber klagten über Bedrängung, über Drohungen der hstifter. Der Erzbischof war in Sorgen, er hatte nur einige hundert Mann ires Militär, die Bauern aber hatten jeder seinen Stutzen und sie schoßen . Der Fürst suchte deßhalb zu beschwichtigen. Strenge Befehle ergingen an Geistlichen und Beamten, das Volk nicht zu reizen. Zwei Commissäre wurden

in das Gebirg entsendet, um die Beschwerden der Mißvergnügten zu vernehmen
Untersuchung. und allenfallsige Gebrechen abzustellen. Diese Beamten zogen von Gericht z
Gericht und ihre Aufschreibungen sind noch vorhanden. Die Unterthanen wurden
aufgefordert, ihre Klagen freimüthig vorzulegen. Ein wildes Treiben entrollt
da vor unseren Augen von Wühlerei, Bedrohung Schwacher und Schwankender
von Versprechen unter Gebet und Salznehmung, einander beizustehen, der Fürst
sei jetzt in der Klemme und müsse ihnen zugestehen, was sie verlangten*). Au
den Aeußerungen schlossen die Beamten, die Unzufriedenen seien keine correcten
Lutheraner, so wenig als gute Katholiken, sondern nur Unruhestifter und
Religion bloß Vorwand. Dieser Ansicht ist auch der protestantische Kirchen-
historiker Schröckh**): wohl nur ein kleiner Theil dieser Leute verdiene den Nam
Evangelische im strengen Sinne des Wortes; die meisten hätten mehr ge
was sie nicht glauben sollten. Gar befremdend war es, als einer dieser B
während der Auswanderung einem Prediger auf die Frage, ob er eine Seele
die Antwort gab: das wisse er nicht, der Herr Pfarrer werde es am
wissen. Nur hätten die Untersuchungsrichter dies amtlich feststellen sollen, denn
Die Rechtsfrage. auf die Lutheraner und Reformirten bezog sich die Bestimmung §. 30 des
fälischen Friedens: „Den unmittelbaren Reichsständen gebührt nach der bi
im ganzen Reiche geübten Praxis das Recht, die Religion ihrer Unterthan
zu reformiren, den Unterthanen dagegen wird, im Falle sie von der Reli
des Territorial-Herren abweichen, das Recht der Auswanderung zugestanden
§. 34: „Unterthanen, welche im Jahre 1624 zu keiner Zeit die öffentliche
Privatübung ihrer Religion gehabt, sowie diejenigen, welche nach Bekanntmach
des Friedensschlusses in künftiger Zeit etwa eine andere Religion, als die
Landesherren, bekennen oder annehmen werden, sollen geduldet werden und
freiem Gewissen, ohne Inquisition oder Störung ihre Privatandacht zu
abhalten dürfen," wobei aber ausbedungen ist: „derlei Unterthanen sollen
ihre Pflichten mit schuldigem Gehorsam und Unterwürfigkeit erfüllen, au
keinerlei Unruhen einen Anlaß herbeiführen." Die Paragraphe 36 und
bestimmen weiter: „Wenn aber ein Unterthan, der im Jahre 1624 weder
öffentliche noch die Privatübung seiner Religion gehabt, oder der nach Be
machung des Friedensschlusses seine Religion ändern will, freiwillig ausw
oder von seinem Landesherren dazu angehalten werden sollte, so soll ihm fre
entweder unter Beibehaltung oder nach Veräußerung seiner Güter abzuziehen,
beibehaltenen Güter durch Diener bewirthschaften zu lassen und, so oft die
es erfordert, dieselben in Augenschein zu nehmen und sich dahin zu bege
§. 37. „Den Unterthanen, welche nach Bekanntmachung des Friedensschl
ihre Religion ändern, soll zur Auswanderung der Termin nicht unter
Jahre festgestellt werden."

Die Beamten nahmen den Bauern das Versprechen ab, den Obrigkeiten
horsam und dem Fürsten den Eid der Treue zu leisten, sich aller Zusamm
künfte, Erregung von Unruhen, Bedrohung der Katholischen und Verl
derselben durch Predigten bis auf die vom Landesherren zu gewärtigende
solution zu enthalten, wobei ihnen unbenommen bleibe, insbesondere

*) „Getrauten sie sich unter dem Beistand des hl. Geistes Alles zu erwarten
standhaftem Gemüthe zu übernehmen, was ihnen auch immer begegnen möchte.
sie in das Salz tunken und lecken. Darauf tunkete ein Jeder mit seinem Finger
und leckte dasselbe auf, zum Zeichen, daß sie alle eines Herzens und Sinnes —
sobald wurden sie auch eingeschrieben." Clarus l. c. 171.

**) Clarus l. c. 105.

lle, ohne Predigten und gefährliche Zusammenkünfte, ihre Religion abzuwarten. Bauern versprachen das, hielten aber ihr Gelöbniß nicht. Kaum waren die rsuchungsrichter abgezogen, so wurden die Versammlungen fortgesetzt, aufregende)igten gehalten, denjenigen, welche sich der Bewegung nicht anschlossen, mit schlagen, Sengen und Brennen gedroht: die Säbel müsse man schleifen,)er und Blei haben. Am 5. August versammelte sich ein großer Theil der ern zu Schwarzach; drei lasen hier Predigten aus Büchern vor; auch Bauerntag in Schwarzach. e verabredet, daß keiner von den Gegenwärtigen mehr sich in die Kirche zu n Gottesdienst begeben, sondern zu Haus verbleiben und lesen, auch wenn Kind geboren, solches nur Gott getauft und dabei gelassen werden solle. Nur Bagrainer meinten, es sei besser, wenn man dem Erzbischof eine Bittschrift reiche, und Treue und Gehorsam für den Fall gelobe, daß er ihnen für eine sse Zeit die freie Ausübung der Religion gestatte. Vertrauensmänner beschlossen für sich, Abgeordnete nach Regensburg zu schicken und die protestantischen len um Beistand zu bitten. Um ungehindert reisen zu können, trugen diese ordneten Skapuliere um den Hals und Rosenkränze in den Händen, wurden in Wildenstein an ihrem Dialekt als Salzburger erkannt und, weil sie keine : hatten, festgenommen. Vor dem Richter erklärten die Verhafteten, sie hätten)aran gedacht, sich gegen den Fürstbischof zu empören; sie hätten nur in nsburg den protestantischen Gesandten Beschwerden in Religionsangelegenheiten ingen wollen. Der Erzbischof verlangte und der Kaiser gewährte die Ausung der Gefangenen gegen die schriftliche Erklärung, daß sie der Freiheit, andern zu dürfen, sich zu erfreuen hätten, wenn sie unschuldig befunden würden.

Indeß wuchs die Bewegung, Bergknappen, Bauern hielten Vorträge, selbst Steigen der Bewegung. en wurden von der Predigerkrankheit ergriffen. Wenn die Geistlichen von ngegriffenen katholischen Lehren sprachen, so verließen die Unzufriedenen in lliger Weise den Gottesdienst; sie tauften ihre Kinder selbst und hielten nbegängnisse. Kühne Pläne wurden besprochen: man müsse sich auf ;gerischen Fuß stellen, alle Kirchengelder an sich ziehen, ihre Güter sammt Pläne. Nutzen in Händen behalten, Regimenter bilden, Salzburg aushungern, um Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Statuen von Heiligen wurden lagen; denen, welche die Kirchen noch besuchten, wurde gedroht. Während ewissensfreiheit verlangten, wollten sie dieselbe anderen nicht gestatten und ten die Katholischen schäbige Hunde, die bald wie die wilden Thiere in den ern herumspringen müßten. Entweder fehlte den Unzufriedenen ein kühner um die Fahne des Aufruhrs offen und mit Erfolg aufzupflanzen, oder von nsburg aus wurde vor einem voreiligen Losschlagen gewarnt.

Der Fürst rüstete: er war es seinen treuen Unterthanen schuldig. Da aber heimischen Mittel nicht ausreichten, so wandte er sich an den Kaiser. Dieser Karl VI. so viele Truppen zu, als begehrt würden, verlangte aber eine ausdrückliche rung über die Verwendung. Der Erzbischof gab die Erklärung ab, er wolle ruppen nur in der Absicht, um durch den Schrecken, den dieselben vern würden, die Aufrührer im Zaum zu halten und die festen Plätze zu hen; eine gewaltthätige Action begehre er nicht, 1000 Mann Fußvolk n für das Bergland, 200 Reiter für das Flachland genügen. — Auch bat r ein kaiserliches Patent, welches die Salzburger von Empörung wider ihren sherren abmahne, dessen Bekanntmachung aber ihm überlassen bleiben möge. Kaiser bewilligte Alles, nur mahnte er, die Lasten der Unterthanen, so viel hunlich, zu erleichtern, und sich in der ganzen Angelegenheit genau an die sgesetze zu halten. Prinz Eugen rieth insbesondere zu behutsamem Vor, damit das Uebel nicht schlimmer werde.

Am 22. September 1731 überschritt ein Regiment kaiserlicher Trupp... die salzburgische Grenze, bald darauf wurden 30 Aufwiegler ohne Aufsehen u... Geräusch verhaftet. Auf die Nachricht davon rotteten sich da und dort Hau... zusammen, um die Gefangenen zu befreien und die Brücken über die Salz... zu zerstören, aber ohne Erfolg. Am 22. Oktober wurde die Musterung d... Schützen angeordnet, und dann denselben befohlen die Waffen abzulegen. Di... Plötzlichkeit der Maßregel verdutzte die Schützen, sie lieferten ihre Waffen a... Bibeln und Katechismen wurden weggenommen. Hatte man bisher nicht geglau... die geistliche Regierung würde je Ernst machen, so zeigte sich jetzt das Gegenthe...

Entwaffnung

Preußen. Da kam den Unzufriedenen Hilfe von Preußen. Friedrich Wilhelm I drohte am 23. October 1731, wenn die Verfolgung der Evangelischen in Sa... burg nicht aufhöre, so sollten es die Katholiken in seinem Lande empfinden, die V... antwortung dafür falle auf diejenigen, welche es veranlaßt hätten. Diese A... wendung des Grundsatzes „haust du meinen Juden, so haue ich deinen Ju... nannte man damals Retorsio juris iniqui. In ähnlicher Weise äußerten s... der König von Dänemark und andere evangelische Stände. Vergebens war S... burgischerseits die Einwendung, man habe es hier nicht mit Lutheranern u... Reformirten, sondern mit Empörern zu thun. Da erließ Leopold von Firm... am 31. October 1731 das vielgetadelte Emigrationspatent: da er nicht län... die unermüdlichen Störer der Ruhe und Sicherheit des Landes willfahren la... könne, so verordne er, daß Alle und Jede, die sich für das Augsburgische o... reformirte Bekenntniß erklären, auswandern müssen, und zwar die nicht ansäs... binnen 8 Tagen, alle ansässigen binnen drei Monaten. Der Erzbischof ha... nach dem Grundsatze, den Zündstoff müsse man so schnell als möglich aus d... Lande entfernen, und die Unzufriedenen gebrauchten die Religion nur als V... wand. So hatte auch Friedrich Wilhelm I. den stillen Mennoniten nur ... Monate Frist zur Auswanderung gewährt, denn sie waren weder Lutheraner n... Reformirte, und streng nach dem Reformationsrecht gehandelt: wem das L... gehört, der bestimmt auch den Glauben seiner Unterthanen. Der Erzbischof g... sich aber eine Blöße, indem er den Angesessenen nicht die gesetzliche Frist v... drei Jahren gewährte, demnach alle für Empörer erklärte, während die gericht... Untersuchung noch im Gange war. Allerdings hätte während dieser drei J... fremdes Militär im Lande bleiben und hätten die treuen Unterthanen die V... pflegung desselben tragen müssen. Dem Kaiser erklärte er, der westfälische Frie... setze Gehorsam und ruhiges Betragen voraus, Rebellen aber verdienten keine ... Berücksichtigung: noch immer führen sie fort, die öffentliche Ausübung d... Religion sich anzumaßen und selbst gegen das Militär gefährliche Drohungen a... zustoßen. Es sei falsch, daß die Verhafteten im Kerker umgekommen, Ge... wie Kranke fänden die gehörige Pflege. Als die Bewohner einiger Gerichte ... Milderung des Auswanderungsbefehles baten und Reue „über ihre gehabte Irrthü... bezeugten, verlängerte Firmian für alle Haus- und Hofbesitzer die Frist bis z... 23. April 1732, ihre Güter könnten sie bis Michaeli 1734 behalten, nur ... sie aber inzwischen durch katholische Unterthanen verwalten lassen. Kinder u... Kranke sollten soviel als möglich geschont und geduldet werden, bis alle Un... gesessenen abgezogen. Die Anderen aber benahmen sich wie zuvor, als ständen k... Truppen gegen sie im Lande, und ergriffen jede Gelegenheit, die alte Kirche ... höhnen, die Katholiken zu beschimpfen. Da begann am 30. November die zwan... weise Fortschaffung der Unruhigsten. Die bairische Regierung machte Schwie... keiten, sie durchzulassen, sie durften sich in Baiern nicht aufhalten, nicht ... einander absondern, noch weniger sich niederlassen. Um so herzlicher war die ... nahme in Augsburg und Ulm, doch wurde in letzterer Stadt Keiner zur Commun...

Befehl auszuwandern.

Milderung.

Abschub.

befunden, so wenig wußten sie, was lutherische Lehre sei, sie mußten erst
Glauben unterwiesen werden *). Deßungeachtet wurde Leopold Anton von
ian als ein unmenschlicher Hasser der Augsburgischen Confession verschrieen.
Zwei Abgeordnete der Unzufriedenen in Salzburg begaben sich nach Berlin. Friedrich Wilhelm I.
Kassel sicherte König Friedrich von Schweden, der von Geburt ein hessischer
z war, denjenigen, welche mit Eisenwerk umzugehen wüßten, Aufnahme in
eden zu, denen aber, die sich auf Berechtesgadener Arbeit verständen, Auf-
e in Hessen und 20 Freijahre, wenn sie die Reisekosten zu decken vermöchten.
Berlin ließ Friedrich Wilhelm I. die beiden Salzburger von seinen
ogen Roloff und Reinbeck zuerst in der Religion prüfen und, als sie gut
den, erklärte er, wenn auch etliche Tausend kommen würden, ihnen „aus
er Gnade, Liebe und Erbarmung Haus und Hof, Aecker und Wiesen zu
und ihnen als seinen eigenen Unterthanen zu begegnen." Dieß zündete.
end der Erzbischof von Salzburg das ganze Corpus Evangelicorum (seit
begannen die protestantischen Reichsstände eine eigene Körperschaft zum
ze ihrer Glaubensgenossen zu bilden) auf dem Nacken hatte, fand er bei
katholischen Mitständen — wie viele Bischöfe und Aebte waren nicht mit
Kirchenwürden apanagirte Söhne hoher Familien! — nur wenig Unter-
ig und dem Kaiser, der gerade für die pragmatische Sanction die Zusicherung Karl VI.
angelischen Ständetages anstrebte, kam der ganze Streit ungelegen. Die Mehr-
einer Räthe meinte, Nachgiebigkeit sei der Strenge vorzuziehen, man dürfe
ächtigen König von Preußen nicht reizen, der Fürsterzbischof möge die drei-
e Emigrationsfrist freiwillig gestatten, ehe er dazu gezwungen werde. Wenn aber
nzufriedenen noch drei Jahre im Lande blieben, stand zu befürchten, daß der
der Empörung um sich greife. Der beste Ausweg wäre der, wenn die Bauern dreijähr. Frist.
blauf der drei Jahre selbst, und zwar freiwillig, auszuwandern verlangten.
Erzbischof ließ darum unter seinen Bauern bekannt machen: die Bedingungen
estfälischen Friedens werde er einhalten, soferne sie sich dessen würdig zeigten;
ihnen aber verboten, Proselyten zu werben, religiöse Versammlungen zu
, die Hausandacht jedoch sei ihnen bis zur Auswanderung unverwehrt. Die
rn antworteten nun, ein Leben ohne öffentliche freie Religionsübung wäre
ärger als der Tod, und sie bäten daher, daß sie auf den Georgentag aus-
ern, auch mit ihren Gütern dem früheren Edict gemäß verfahren dürften.
Erzbischof ließ sie ziehen.
Dänemark, Schweden, Holland, Preußen suchten den Strom der Die prot. Mächte.
anderung in ihr Land zu leiten: sie klagten insgesammt über die Härte des
bischofs, sie hatten aber insgesammt keinen Grund dazu; sie alle drohten,
n Katholiken Repressalien auszuüben, und verfuhren doch alle härter gegen
katholischen Unterthanen als Leopold von Firmian gegen seine meuterischen
rn. — In Schweden stand Todesstrafe auf Verbreitung der katholischen
; die Holländer nahmen den Katholiken auf ihrem Gebiete Kirchen und Schulen
chlossen sie von allen Stellen aus. In Brandenburg war seit 1653 den
liken weder öffentliche noch Privatübung ihrer Religion gestattet, in Pommern
einmal die Hausandacht unter Mitwirkung eines herbeigeholten Geistlichen.
ber die lauen katholischen Stände regten sich nicht für ihre Glaubensbrüder, Die kath. Mächte.
nd die Protestanten sich ihrer Gesinnungsgenossen eifrig annahmen. Uebrigens
der König von Preußen seinen Glaubensgenossen in Thätigkeit zuvor und
llein den Nutzen aus der Salzburger Bewegung. Ein volkswirthschaftliches
esse leitete ihn: die Provinzen Ostpreußen und Litthauen waren durch Krieg

*) Clarus l. c. 369.

Preußen. und Pest verwüstet, meilenweit sah man kein menschliches Wesen, ganze Dörf waren verödet. Wenn es gelang, den Strom der Auswanderer dahin zu leiten, waren alle dafür aufzuwendenden Kosten ein gut angelegtes Capital. Zuzüg aus der Schweiz, aus Franken, Halberstadt hatte man bisher zu gewinnen gesuch aber sie kamen spärlich. Da kam die Salzburger Angelegenheit wie ein glücklich Fund. Daher die Erklärung des Königs vom 2. Februar 1732, daß er a christlich-königlichem Erbarmen und Mitleid gegen seine im Erzbisthum Salzb auf das heftigste bedrängten und verfolgten evangelischen Glaubensverwand da dieselben bloß und allein ihres Glaubens willen, und weil sie demselben wi besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen könnten, noch woh ihr Vaterland zu verlassen gezwungen würden, ihnen die hilfliche und mild Hand zu reichen und sie in gewissen Aemtern des Königreiches Preußen unter bringen und zu versorgen sich resolvirt habe*). Er stellte an den Erzbischof Ansuchen, sie als seine Unterthanen ziehen zu lassen.

Auswanderung. Der Auszug fand größtentheils 1732 in Zügen von ungefähr 800 statt, man rechnet 24 solcher Züge, und 22,151 Salzburger, von welchen 1 nach Preußen sich begaben. Einwanderer aus Tyrol, Baiern und dem Sch walde traten an ihre Stelle, die Auswanderer erzielten meist den Preis, zu sie ihre Güter selber angegeben hatten. An gesetzlichen Abschoß- und Abfahrtsge blieben ungefähr 1,500,000 Gulden im Land. Einem Verkehr der Ausgewand mit den Zurückgebliebenen ward entgegengearbeitet. Wer noch wegen ausständi Güter zurückkehrte, hatte sich bei der Behörde zu melden, die ihn beaufsich Bei den Protestanten fanden die Salzburger auf ihrem Durchzug nach Pre die herzlichste Theilnahme und erwarb sich der König von Preußen den R eines Beschützers des Glaubens; man betrachtete sie als Märtyrer ihrer Ue zeugung und wetteiferte in brüderlicher Aufnahme. Die Theilnahme stieg, j nachkommende Zug bekam es besser, man ging den Bekennern unter Glocke mit Musik und Gesang entgegen, veranstaltete Sammlungen, viele kamen habender in Preußen an, als sie Salzburg verlassen hatten. Auch Katholike Juden wurden von Theilnahme ergriffen; aus England, aus Holland, aus Dä mark liefen Summen für sie ein, von der holländischen Judenschaft 20,00 Ganzen 900,000 Gulden. Dies ist die letzte große Regung confessioneller G satzes in diesem Jahrhundert. Fortan ist Toleranz die Losung!

In Berlin. In Berlin war der Empfang glänzend. Die Schuljugend, die Geistl die angesehensten Einwohner gingen den Bekennern, der König ritt seinen n Unterthanen entgegen. Es ist ganz in seiner Art, wenn Friedrich Wilhelm I in seiner Gegenwart über ihren Glauben examiniren ließ, wenn er dann langte, sie sollten das Lied singen: „Auf meinen lieben Gott," und wenn als sie es nicht kannten, selber auf offenem Felde mit mächtiger Stimme Gesang begann; seine Umgebung stimmte ein, militärisch geordnet zog das tapfer singend, in Berlin ein. Ein Prediger Schönemann begrüßte die Fremdl mit dem Lied: „Seid willkommen, liebste Brüder, seid willkommen Christi Glie Papstes Joch ist abgethan! Jetzt seid ihr in Canaan!" —

Enttäuschung. Auf die erste Begegnung überwallender Liebe folgten naturgemäß nicht l darauf Abkühlung und Enttäuschung. Die Salzburger fanden es bald in Me Tilsit, Insterburg, Gumbinnen, Goldapp, Stallupönen, Ragnitt, Darkehmen, kallen und Schirwindt, wohin man sie versetzte, nicht so ganz canaanit Auf der Reise in einemfort gefeiert und von einem Rausche der Bewunder umgeben, waren sie jetzt wieder in die nackte Prosa versetzt. Viele erlagen

*) Clarus l. c. 445.

en an der Ostsee der Sehnsucht nach dem Grün der Thäler, dem Blau der e ihrer Heimath, Viele erlagen der veränderten Lebensweise. Dagegen hatten Preußen über Eigensinn, Arbeitsscheu, über Streitsucht, Neigung zum Trunk en Eingewanderten zu klagen. Als die Salzburger den Treueid schwören t, weigerten sich viele: „wenn wir schwören wollten, hätten wir es ja auch serem Lande thun können. Deßwegen sind wir herausgegangen, weil wir schwören wollten. Sind wir treu, so glaube man uns; sind wir nicht treu, eise man uns!" — Friedrich Wilhelm I. mußte gestehen, es fänden sich unter den Salzburgern, die nicht recht einschlagen wollten, und in der Gebeschaffenheit finde sich zwischen ihnen und den Israeliten beim Auszug aus pten manche Aehnlichkeit. Manche liefen davon. Doch griff der König nicht ch mit seiner wilden Energie durch, denn er fürchtete dadurch dem Erzbischof nen Behauptungen über die Unzufriedenen Recht zu geben. Schon 1733 erging der Befehl, die Widerspenstigen auf die Festung zu bringen, die Grenze Husaren zu bewachen und jeden Entweichenden festzunehmen; wie Göcking otet *), erging sogar der Befehl, einen solchen kurzweg aufzuhängen. Schließlich die preußische Strenge über der Salzburger Unbändigkeit, die Leopold von an nicht zu bezwingen vermocht hatte: sie wurden arbeitsame und vermögliche Friedrich II. nennt in einem Schreiben an Voltaire Litthauen das Non ultra der civilisirten Welt! —

Wenden wir uns von Deutschland nach Frankreich und fassen wir rtigen Zustände in den Friedensjahren 1748—56 ins Auge! Voltaire**) on diesen Jahren überhaupt: „Europa sah niemals schönere Tage. Der l blühte von Petersburg bis nach Cadix, Kunst und Wissenschaft standen alben in Ehren: alle Nationen tauschten wetteifernd ihre Güter aus. a glich einer großen Familie, die nach einem Zwist wieder in Eintracht men ist." — In Paris war reges Leben, aber auch in den andern Städten Frankreichs blühte Gewerb und Handel und entstanden große er, Theater, Getreidehallen, Börsen. Frankreichs Sprache, Literatur und beherrschten Europa. Die Ausfuhr war stark, in der Anfertigung feiner und Seidenweberei hatte Frankreich ganz Europa überflügelt. Der große von Zucker, Kaffee, Seide, Cacao, Indigo machte die Colonien San ngo, Martinique, Guadeloupe, Isle de France und Bourbon zu wahren ruben des Reiches. Dem äußeren Anscheine nach war Alles glänzend errlich. Aber nur dem Scheine nach! Im Inneren nagte ein Wurm am der Gesellschaft. Die Regierung war verachtet und ohne inneren Halt. erdiente ein König mehr die Verachtung seines Volkes als Ludwig XV. (Frankreich.) (Aeußerer Glanz.)

Lacretelle sagt, man könne in dieser Zeit geradezu von einer Regentschaft Marquise Pompadour reden. „Man möchte glauben, es sei kein König da, man nicht von Zeit zu Zeit mit seinen Ausschweifungen, seinem knaben- (Pompadour.)

*) Clarus l. c. 571.
**) Siècle de Louis XV. II. Chap. 31.

haften Treiben und seinem furchtsamen Eingreifen sich beschäftigen mußte. Die Regierung ist so schwach, daß von ihr gar keine Anregung mehr auf das Vol ausgeht. Die Nation treibt sich umher, spaltet sich, unterhält sich mit Ränken, studirt Systeme, sucht sich eine neue Bestimmung zu bilden, gehorcht nicht mehr recht und ist doch noch nicht im offenen Zustand der Empörung. Die fromme Madame Maintenon, trotz aller Anmuth ihres Geistes, hatte einst Mühe, den alternden und frommgewordenen Ludwig XIV. zu unterhalten; es war viel leichter, den ausschweifenden König zu fesseln, man mußte ihm nur Vergnügen verschaffen und irgend eine leichte Beschäftigung geben. Die Pompadour verschaffte ihm ein Serail oder ließ ihn sich eines bilden, um eine gefährliche Nebenbuhlerschaft fern zu halten, und wurde durch dasselbe Mittel, das weiland Cardinal Du[illegible] anwendete, erster Minister. Die öffentliche Meinung ist so launisch, daß die Pom[illegible]padour der Verachtung entging, welche den Cardinal verfolgte. Der Hof [illegible] anfangs dergleichen gethan, als verachte er die Tochter des unadeligen [illegible] Eine unüberlegte Lebhaftigkeit, ein allzu vertrauliches Verliebtthun, und nam[illegible] eine bürgerliche Ausdrucksweise verriethen das Dunkel ihrer Herkunft, doch [illegible] Macht gab ihr bald eine gewisse Würde. Ihre Ueberzeugung von der Dauer [illegible] Herrschaft wußte sie aller Welt beizubringen. Sehr veränderlich in ihren Neigungen und ihrem Geschmack horchte sie mit Begeisterung auf die Pilosophen und unter[illegible] neue Berühmtheiten, alle aufstrebenden Männer wurden ihre Anhänger; Ge[illegible] süchtige vergrößerten deren Anzahl, denn sie hütete sich wohl die Uneigennützig[illegible] der Mailly und der Chateauroux nachzuahmen. Sie machte, es ist wahr, [illegible] glänzenden und selbst wohlthätigen Gebrauch von ihrem Reichthum, sie [illegible] arme Mädchen aus, sie unterstützte alte Leute mit Almosen, sie baute D[illegible] wieder auf, welche durch ein Unglück zerstört waren, indem sie that, als [illegible] hierin nur den Lehren der neuen Philosophie. Der Hof pries die Marqui[illegible] Anweisungen auf die Staatscasse bezahlten die Zustimmung des Hofes*.

Ludwig XV. Der König verrichtete dabei alle frommen Uebungen eines kath[illegible] Christen. Fromm können wir ihn deshalb nicht nennen, wohl aber [illegible] geglaubt zu haben, gegen Könige müsse die Religion in gewissen [illegible] Nachsicht haben. Die Pompadour aber hielt die Priester für per[illegible] Feinde, weil ihr keiner die Absolution ertheilen wollte, wenn sie [illegible] unsittliches Verhältniß zum König aufgebe. Ihre Freunde waren die Philo[illegible] namentlich Voltaire, der kleine Theaterstücke für sie schrieb, die am Hof [illegible] geführt wurden und in denen sie Rollen übernahm, dann Quesnay, [illegible] arzt des Königs und Stifter der Schule der Oeconomisten, der Abbé [illegible] der Graf Stainville, später Herzog von Choiseul. Der König beschäftigte [illegible] mit mechanischen Arbeiten, auch mit Buchdruckerei, setzte er doch eigen[illegible] kleine Gedichte, selbst einige Schriften von Quesnay in seiner Druck[illegible] Schloß, um der tödtlichen Langweile an Regentagen zu entgehen, während [illegible] gegen jede ernste Arbeit, die seine Stellung als König von ihm verlang[illegible] unüberwindliche Abneigung hegte. Er ließ seine Minister gewähren, auch [illegible] er ganz entgegengesetzter Ansicht war, nur um sich nicht anstrengen zu [illegible] Mißlang eine Maßregel, so konnte er nachher selber sagen, er habe es [illegible] gewußt; ja es freute ihn sogar, wenn seine Voraussagung in Erfüllung [illegible]

*) Lacretelle, III. X. 53.

eine Minister nicht einig waren, so fehlte es an Einheit im Gang der rung. Die widersprechendsten Befehle konnten rasch nach einander erfolgen. und unfähige Regenten hatte Frankreich auch früher gehabt, aber dieser gel wurde ausgeglichen, weil sie sich wenigstens durch einen fähigen Mann ließen. Uebrigens fehlte es Ludwig nicht an Verstand, noch an Geiß, nur an Kraft des Willens, an Schwung der Seele. Wenn er nicht so war hohes Spiel, oder gemeiner sinnlicher Genuß seine Erholung.

Das Leben in der königlichen Familie war ein trauriges. Der Dauphin sehr wohl die Verirrungen seines Vaters und deren Folgen, aber er seufzte n seiner Familie darüber, und der König hielt ihn mit dem Auge der acht fern von den Geschäften. Der Dauphin war sehr gebildet, sehr gewissenhaft füllung seiner Pflicht, aufrichtig in seiner Frömmigkeit, ein unterwürfiger irtlicher Sohn, ein treuer Gatte. Die Königin, welche nur zu gut wußte, r Vater und ihre Mutter rein vom Wohlwollen Frankreichs lebten, schwieg ner Geduld, die an Schwäche grenzte, zu allen Verirrungen ihres Mannes, Sohn nahm sie aber das Wort ab, daß er nie einem anderen Weib, als Gattin, sein Herz schenken wolle. Im Kreis, der um sie sich sammelte, der Geist der Tugend und der Religion, während in den Gemächern des l in Rede und Thun die wildeste Zügellosigkeit herrschte und die schmutzigsten ten das freudigste Lachen hervorriefen. Der König erschien selten im Kreis Familie und nur mit Bangigkeit sah man ihn kommen. Madame Campan, die Prinzessinen erzog*), erzählt: „Der König dachte nur an das Ver- der Jagd; man hätte glauben können, die Höflinge machen einen schlechten wenn man sie an den Tagen, wo nicht gejagt wurde, ganz ernstlich sagen Heute thut der König Nichts (le roi ne fait rien aujourd'hui.) Auch nen Reisen waren für den König eine sehr wichtige Angelegenheit. Am Tag des Jahrs bemerkte er in seinem Kalender genau die Tage, an dem Compiègne, nach Fontainebleau, nach Choissy fahren wollte. Die größten sachen, die wichtigsten Ereignisse brachten keine Aenderung in diese ungen. Noch bestand die Etikette mit all' den Formen, die sie unter XIV. erhalten hatte, nur fehlte die Würde. Von der alten französischen keit war keine Rede mehr. Geist und Anmuth durfte man nicht mehr in es suchen, dagegen hatten Witz und Einsicht ihre Stätte in Paris aufge- . Ludwig XV. sah seine Familie sehr selten. Jeden Morgen stieg er auf Geheimtreppe in das Zimmer seiner ältesten Tochter, der Prinzessin e; oft brachte er den Café mit, den er selber zubereitet hatte, und trank hrem Zimmer. Sie zog sogleich die Glocke, um ihrer Schwester — Madame — den Besuch des Königs anzuzeigen. Diese erhob sich augenblicklich, er Schwester — Madame Sophie — zu läuten, welche hinwiederum an der Glocke für Madame Louise zog, die jüngste Tochter des Königs, etwas verwachsen und sehr klein war und durch viele Zimmer springen und athemlos oft nur noch eintraf, um den Vater umarmen zu können, bald zur Jagd ging. Abends um 6 Uhr unterbrachen die Prinzessinen die ng, um sich mit den Prinzen zum König zu begeben. Diesen Besuch nannte s Stiefelausziehen des Königs („le débotter du roi") und es war mit

Der Dauphin

Die Königin.

Der König.

seine Töchter.

*) Mémoires de Madame Campan. Chap. I. S. 12.

gewissen Förmlichkeiten verbunden. Die Tracht war genau vorgeschrieben. D... Kammerherren begleiteten sie mit großen Leuchtern. Der Palast, sonst so still u... öde, schien dann auf einen Augenblick belebt. Der König küßte jede Prinzessi... auf die Stirn. Der Besuch war aber so kurz, daß die durch ihn unterbroche... Vorlesung oft nach einer Viertelstunde wieder begann. Die Damen legten ihr... Mantel ab, griffen wieder zur Stickerei und ich zu meinem Buch." —

Die Großen. War der König auch ein kläglicher Mann, so ging doch oft von den Gr... ein besserer Ton aus. Aber die von Ludwig XIV. legitimirten Prinzen ... Geblüt starben rasch nach einander weg. Der Herzog von Orleans, der S... des Regenten, zog sich aus der Welt zurück und behielt sich nur ein Einkom... von einer Million Livres vor, die er größtentheils unter die Armen verth..., während er mit einem einzigen Diener um einen Louisd'or täglich im K... Sainte-Geneviève lebte, wo er die griechische, syrische, hebräische und chald... Sprache erlernte, um die heilige Schrift besser zu verstehen, über die er ... von Erläuterungen schrieb. Sterbend bekannte er sich 1752 zu den Ansicht... Thomas von Aquin. — Auch unter dem übrigen hohen Adel war nicht ... der stolze Geist der Fronde. Viele waren Höflinge, die das leichtfertige Leben ... Königs nachahmten und mit ihrer Kunst, Mädchen zu verführen, prahlten ... oft auf den Ruf der tugendhaftesten Frauen muthwillig einen Flecken wa... Mit Recht bemerkt ein Geschichtschreiber *): „Diejenigen, welche das Voll... achten sollte, gaben sich alle Mühe, sich verächtlich zu machen, und seit ... Regierung die Förderung des Lasters zu ihrer Hauptangelegenheit zu m... schien, ging die Gesellschaft in schnellem Schritt der Auflösung entgegen."

Auflauf 1750. Welche Glut der Anhänglichkeit an den König zeigte sich nicht in ... und ganz Frankreich, als Ludwig XV. in Metz erkrankte! Welche Verachtung, welcher Haß gegen den König zeigt aber nicht ein Vorfall im Jahre 1... Von Zeit zu Zeit räumte die Polizei unter dem fremden Gesindel auf, ... Paris sein Brod oder auch das Laster suchte. Aber es verschwanden auch ... Zeit zu Zeit schöne Mädchen und bald verbreitete sich das Gerede, der ... könne Heilung gegen die Folgen seines ausschweifenden Lebens nur dadurch ... winnen, daß er sich im Blute von unschuldigen Kindern bade. Man sprach ... ihm, als einem neuen Herodes, der unschuldige Kinder abschlachten lasse. Als ... 23. Mai 1750 eine starke Streifung stattfand und wieder mehrere Mädchen ... schwanden, erfüllten die Mütter die öffentlichen Plätze mit dem Geschrei ... Verzweiflung. Die Menge gerieth in Wuth, mehrere Polizeidiener wu... erschlagen — das Militär mußte feuern, es gab Verwundete und Todte ... Ruf ertönte: „Auf nach Versailles und zünden wir das Schloß an!" — ... Pompadour kam gerade zu einem ihrer Freunde nach Paris, um da zu speisen ... bleich sagte ihr dieser: „Bleiben Sie nicht hier, gehen Sie sogleich wieder ... sonst wird man Sie in Stücke zerreißen!" Sie floh nach Versailles, wo Al... Schrecken war. Der König wollte gerade nach Compiègne aufbrechen, die ... baten ihn auf den Knieen, es nicht zu thun. Er vermied fortan Paris: ... soll ich ein Volk ansehen, das mich Herodes nennt!" Der Weg, auf we... er fortan an Paris vorbei nach Compiègne fuhr, heißt Chemin de la r... Der stolze Ludwig XIV. hatte oft die ersten Bürger der Stadt Paris empf... — eine solche Zusammenkunft fand jetzt nicht mehr statt. Die Pariser ... fortan den König nicht mehr blos für liederlich, sondern auch für feig ... Nation und das Königthum nahmen Abschied von einander. Dem König ...

*) Sismondi, Histoire de France. Vol. 29 p. 15.

ügel der Regierung entfallen, die Pompadour hob sie auf. Sie setzte Minister und ab. Sie war es, welche Orry die Leitung der Finanzen entriß und ie in die Hände Machaults brachte, diesen 1749 sogar zum Staatsminister, zum Siegelbewahrer, 1754 zum Marineminister erhob. Als Gegenleistung te er ihre Schulden aus der Staatscasse. Maurepas, der Kriegsminister, 749, obschon der König sich an ihn gewöhnt hatte, weil sie glaubte, er sei erfasser eines Spottgedichtes, worin es hieß: sie trete auf Lilien umher. genson hielt sich nur durch seinen Namen. Sie machte kühne Griffe in die scasse, die nicht weniger durch das hohe Spiel des Königs litt, als durch tungen, die er auf ihre Anempfehlung an Höflinge machte. Die Auflagen , ein Anleihen nach dem anderen wurde gemacht, und doch verschwanden Millionen wie Märzenschnee. Die Geldnoth trieb zu einer Maßregel, in r der Staat gegen das herkömmliche Recht sich auf den Boden der Revo- stellte. Verschwendung.

Ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben war bei dem sinn des Königs und der Verschwendungslust der Pompadour, welche den nur zu unterhalten suchte, um die Herrschaft über ihn nicht zu verlieren, zu erwarten — der Finanzminister Machault beschloß also, durch eine greifende Maßregel die Einnahmen zu vermehren, um nicht immer zu hen greifen zu müssen. Durch Erlaß vom Mai 1749 sollte jeder Franzose Le vingtième. wanzigsten Theil seines Einkommens (l'impot du vingtième) als Steuer , auch Geistliche und Adelige, welche bisher von Steuern frei waren nur freiwillige Gaben (don gratuit) erlegten, selbst in den Provinzen, das Vorrecht hatten, sich selbst zu besteuern und die Steuern selbst zu n. Die Rechte der Körperschaften wie der Provinzen waren damit ange- , Adel, Geistliche, Parlamente leisteten entschiedenen Widerstand, eine e Gährung bemächtige sich der Gemüther. Die Regierung behauptete, die mtheit habe immer mehr Recht, als einzelne Körperschaften, und es gebe göttliches noch menschliches Gesetz, durch welches Jemand der Pflicht über- werden könne, zu den Lasten der Gesellschaft seinen Pflichttheil beizu- *). Das war die Lehre der Philosophen, welche über das Gesetz auch Beifall zu erkennen gaben.

Die Geistlichkeit insgesammt rüstete sich zum entschlossensten Widerstand, bel aber nur in einigen Provinzen. Das Parlament in Paris erhob Ein- e im Namen des Volkes, das schon mit Lasten überbürdet sei. Der König rtete, am nächsten Tage müsse der Erlaß eingetragen sein und um zwei olle man ihm in Choisy Bericht darüber erstatten. Das Parlament gehorchte, aber Vorstellungen wegen der Dauer der Auflage und daß ihr Ertrag zur gung der Staatsschuld und nicht zur Deckung der laufenden Bedürfnisse ndet werde. Trotz der neuen Steuer wurden 1749—50 doch Anleihen im ge von 50.000,000 Livres abgeschlossen. Das Parlament machte Vorstellungen, der König hörte sie nur kaltblütig an und sagte zuletzt, ein längerer Verzug

*) Ranke, Französische Geschichte. IV. 521.

[illegible] Beifall [illegible]. Als das Parlament noch einmal die Vorstellun[g] machte, die Einhebung der Zwanzigsten [illegible] mit der neuen Steuer ni[cht] vereinbaren, erklärte Ludwig XV. [illegible] der Herren: „Ich habe jetzt G[eld] und Geduld genug gezeigt, ich will, daß man mir gehorche und zwar heute noch" — Das Parlament trug das neue [illegible] mit dem Beisatz ein, es geschehe a[uf] besonderen Befehl des Königs. Die Stände der Bretagne weigerten sich beharrli[ch] auf die Forderung des Zwanzigsten einzugehen.

Klerus. Machault rechnete am meisten auf die Geistlichkeit und im Nothfall auf [die] Einziehung der Kirchengüter. Die Aufhebung einiger reichen Klöster erschien [ihm] als das allereinfachste Mittel, den Staatsschatz zu bereichern. 1749 erging [ein] Erlaß, welcher die Gründung neuer geistlicher Genossenschaften ohne beson[dere] Genehmigung der Regierung verbot und deutlich durchblicken ließ, man sehe [das] Anschwellen des Kirchengutes als Übel für den Staat. 17. August 1750 [ver]langte die Regierung binnen 6 Monaten einen genauen Ausweis über das [Ver]mögen aller Pfründen und den Zehntertrag derselben. Der alte Bischof [von] Marseille verwahrte sich dagegen: „Bringen Sie uns nicht in eine Lage, [in] welcher wir Gott oder dem König ungehorsam sein müßten!" Sechzehn Bisch[öfe], welche gerade in Paris zu einer Berathung bei Christoph von Beaumont ein[ge]troffen waren, beharrten auf ihrem Recht, dem Könige freiwillige Gaben (D[ons] gratuits) überreichen, aber zu keiner Steuer gezwungen werden zu können. [Die] Parlamente, die Philosophen hielten mit der Regierung, seit es dem Klerus g[alt].

Pompadour. Die Pompadour begrüßte mit Freuden den Plan, ihre Todfeinde zu lähmen. Sie hatte damals die Ernennung zur Hofdame der Königin (Dame du pa[lais] de la reine) und das Recht erlangt, sich in Gegenwart der Königin zu [setzen] (le tabouret), obschon durch Winkelzüge. Bisher hatte die gute Maria Lesz[czynska] sich geweigert, eine Frau, die in Aergerniß erregender Weise von ihrem G[atten] getrennt lebe, bei sich zu empfangen, obschon sie an die Unschuld ihres Ve[rkehrs] mit dem Könige glauben wolle. 1750 schrieb nun die Pompadour an [ihren] Mann: „Ich erkenne mein Unrecht und will es wieder gut machen. N[ehmen] Sie mich wieder auf und Sie werden mich fortan nur bestrebt sehen, die [Welt] ebenso sehr durch die Eintracht, in der wir leben, zu erbauen, als ich [sie] bisher durch meine Trennung geärgert habe." — Es war nur Schein, sie [wollte] um keinen Preis den Hof verlassen und die Herrschaft über den König aufge[ben]. D'Etioles verabscheute seine Frau jetzt eben so sehr, als er sie einst geliebt [hatte]. Es galt aber einen Brief von ihrem Mann zu erlangen, den sie zu ihrem [Zweck] zeigen konnte. Der Herzog von Soubise übernahm es, ihn durch Drohungen [und] Versprechungen willfährig zu machen, und so schrieb d'Etioles an die Pompa[dour], er verzeihe ihr aufrichtig, sei aber fest entschlossen, nie mehr mit ihr zusam[men]zuleben. Der Brief war zart, gemessen und fest. Die Pompadour zeigte ihn [um] zu beweisen, daß nicht sie gegen ihren Mann fehle, sondern daß ihr Mann [sie] verlasse. Es gab fortan Geistliche, welche sie zum Abendmahl zuließen, nur [die] Jesuiten bestanden darauf, daß sie vom Hofe sich entferne. Die Königin [hatte] keinen Einwand mehr gegen ihre Ernennung zur Hofdame. Die Pompadour nahm eine Stellung ein mächtiger als einst die Montespan. Sie war eigentlich Premierminister und mit ihr verhandelten vorher alle Gesandten über die Fragen, welche ihre Regierungen durchsetzen wollten.

Die Philosophie. Während das Königthum die Grundlagen seines Bestandes selber lockerte und Klerus, Adel und Parlamente um den Bereich ihrer Rechte [illegible]

*) Sismondi, vol. 29 p. 6—8.

›annen Ansichten Verbreitung, welche bald dem Königthum und dem Klerus
a so gefährlich wurden als dem Adel und den Parlamenten, nämlich die
neueren Philosophie. Der Zweifel, die Verneinung untergrub die Wurzeln
s Bestehenden. Es war aber nicht der ruhige Zweifel des Engländers,
dern der leidenschaftliche des Franzosen, der bald selber wieder ein Glaube
undulbsam wie die Mode wurde. Der englische Theismus wurde bei den
afteren Franzosen bald ein spöttischer, Alles, auf dem das alte Frankreich
ıhte, verhöhnender Atheismus. Der Apostel, der anerkannte Führer dieser
ɪtung war aber Diderot.

Denis Diderot, geboren 5. October 1715, stammt aus einer angesehenen Diderot.
ıöglichen Bürgerfamilie in Langres, die seit mehr denn 200 Jahren das
ferschmiedhandwerk betrieb. Der Vater, ein ehrenhafter strenger Mann, bestimmte
:n Erstgebornen für den geistlichen Stand und so kam Denis schon mit
ahren unter die geschickte Leitung der Jesuiten, mit dem 12. Jahre bekam er
ı die Tonsur: er war so eifrig, daß er zu den Jesuiten nach Paris ent-
en wollte. Ein Mitschüler, dem er sein Geheimniß mittheilte, verrieth ihn.
Vater aber brachte ihn nun selber nach Paris in das College Harcourt, wo
:rot bald für einen der ausgezeichnetsten Köpfe, aber auch für einen guten
llen galt, der seinen schwächeren Kameraden die Aufgaben machte. Allmälig
ır sich die Liebe zum geistlichen Beruf, aber auch zum Rechtsgelehrten wollte sich
:rot nicht ausbilden: er betrieb mit Eifer alte und neue Sprachen, mathe-
ische und andere Studien, nur von einem Brodfach wollte er Nichts wissen.
.en Sie Procurator werden wie ich? fragte ihn eines Tages ein Freund
s Vaters in allem Ernst. — Nein. — Advocat? Nein. Arzt vielleicht?
ısowenig. Was denn? Gar Nichts. Ich will studiren, das macht mich glücklich
zufrieden, ich verlange mir nichts Anderes. Der Vater ließ ihm sagen, er
alsbald ein Brodfach wählen oder heimkommen, und beschloß, als der Sohn
aris blieb, die Hungerkur anzuwenden. Diese schlug aber nicht an: hin und
:r sandte die Mutter einen Sparpfennig, hin und wieder gelang es Diderot
inem Landsmann, der nach Paris kam, ein Anlehen zu erheben, dann suchte
ım Unterricht zu leben: er bekam oft Geld, Geschenke, Versprechungen, oft
gar Nichts dafür. Der Hunger war oft peinlich, machte aber Diderot auch
z; er kannte, so erzählt sein Biograph*), 63 verschiedene Arten, Geld heraus-
lagen. Er verfaßte schöne Reden, das Stück zu 5 Thaler, für ehrgeizige
iger, die damit glänzen wollten. Aber auch noch tiefer stieg er im Hunger
ı: eines seiner 63 Mittel war, einem angesehenen Ordensmann vorzuspiegeln,
olle die Welt verlassen, habe aber noch Schulden zu bezahlen. Der gute
ch lieh ihm mehrmals Geld auf seine zukünftige Bekehrung hin, gab aber,
ıie Forderungen sich gar zu oft erneuerten, Nichts mehr her. Sie wollen
kein Geld mehr leihen? Nein, gewiß nicht. Gut dann werde ich auch nicht
neliter**). — Einige Zeit war Diderot Hofmeister bei einem reichen Mann,
aber schon nach 3 Monaten die Stelle wieder auf: „Ich mache Ihre Kinder
Menschen, aber ich fühle, daß ich selber dabei ein Kind werde." Der Freiheits-
z riß ihn fort.

30 Jahre war Diderot schon alt, da spielte ihm die Liebe einen Streich.
gleichen Hause mit ihm wohnte eine Witwe Champion mit ihrer schönen,

*) Genin in der Biographie générale. B. 14. S. 83.
**) Villemain, Cours de Littérature, ed. Bruxelles 1852. p. 172.

sittsamen Tochter. Diderot wußte sich einzuschmeicheln und das Herz des Mädchens zu gewinnen. Als er bei der Mutter um ihre Hand anhielt, äußerte diese erstaunt: „Was, Sie wollen heirathen? ohne Amt, Stellung und Vermögen? Sie haben ja Nichts als ein gutes Mundstück (une langue dorée), mit dem Sie meinem Kind den Kopf verdreht haben!“ — Diderot reiste, die Einwilligung seines Vaters einzuholen, nach Langres. Der alte Messerschmied behandelte ihn aber wie einen Narren, und drohte mit dem Fluch, wenn sein Sohn sich nicht ändere. Als Diderot nach Paris kam, verbat sich die Mutter der Geliebten seine Besuche, pflegte ihn aber doch, als er darüber krank wurde. 1743 kam die Vermählung zu Stande. Diderot übersetzte für 100 Thaler Stanyans Geschichte Griechenlands, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. — Gerüchte vom Geschehenen kamen nach Langres. Der Vater verlangte derb Erklärung. Diderot packte Frau und Kind in eine Kutsche und schrieb: „In drei Tagen wird meine Frau und mein Kind in Langres ankommen. Machen Sie dort mit ihnen, was Sie wollen, und schicken Sie dieselben zurück, wenn Sie satt daran haben.“

Die Abwesenheit seiner Frau benutzte jedoch Diderot, um ein Liebesverhältniß mit einer Madame de Puysieux, einem treulosen, habgierigen, aber geistreichen Weibe, anzuknüpfen. 50 Louis'dor scheinen der Preis gewesen zu sein, um den sie mit Diderot lebte, denn dieser sucht jetzt in jedem Jahr um diesen Betrag eine Abhandlung bei einem Buchhändler zu verkaufen. So ward er philosophischer Schriftsteller. Die erste Arbeit ist sein Essay sur le mérite et la vertu *) und gibt großentheils die Gedanken einer ähnlichen Arbeit Shaftesburys wieder. Diderot ist hiernach Theist: die Tugend ist ihm untrennbar verbunden mit dem Glauben an Gott und es gibt kein Glück ohne Tugend. (Point de vertu sans croire en Dieu; point de bonheur sans vertu!) Doch ist das Herz des Schriftstellers, man fühlt es aus seiner Kälte heraus, nicht recht bei diesen Grundsätzen. Wärmer strömt ihm die Rede vom Munde in La promenade d'un Sceptique, worin die christliche Kirche wie die Philosophenschulen, aber auch der Glaube an alles Edle und Hohe, gleichmäßig verhöhnt sind. Lust ist das einzig Begehrenswerthe, Selbstsucht ist höchste Macht in Allem, was da ist. Die Pensées philosophiques warf Diderot in drei Tagen auf's Papier, vom Charfreitag bis Ostersonntag; sie sind gegen Pascal gerichtet, namentlich gegen dessen Sittenlehre und die Anschauung, daß in Sachen des Glaubens die Vernunft sich unbedingt der Offenbarung unterwerfen müsse. Diderot scheint noch Theist zu sein, mahnt aber in Einem fort: erweitert die Anschauung von Gott (Elargissez Dieu!), zeigt ihn dem Kinde nicht im Tempel, sondern überall und immer! Das Schaffen der Welt zeige nicht weniger klar von einer bewußten Vernunft als das Begreifen der Welt! Die Gottheit sei eben so unabweislich im Auge einer Milbe als im Denkvermögen in den Werken Newtons. Wegen ihrer lebendigen Darstellung, wegen der Mischung von Phantasie und Witz galten die Philosophischen Gedanken lange für eine Arbeit Voltaires und fanden großen Beifall. Viel schroffer wird die christliche Lehre in der Introduction aux grands principes ou Réception d'un philosophe bekämpft. Der positiven Religion gegenüber preist hier Diderot diejenige, welche er im Grunde seines Herzens geschrieben finde, diejenige, welche dem höchsten Wesen die reinste und würdigste Huldigung darbringe, die nicht auf gewisse Zeiten und Orte beschränkt sei, sondern allen Zeiten und Orten angehöre, die Religion, welche Sokrates und Aristides gelehrt habe und in alle Ewigkeiten dauern werde, während alle anderen Religionen im Strom der Jahrhunderte

Philosophische Schriften

Theist.

Uebergang zum Atheismus.

*) Im I. Band der Oeuvres de Diderot. Paris 1821.

tergehen. Der Glaube ist aber sehr mageren Inhaltes, denn der Verfasser lärt, er glaube an Nichts, was nicht bewiesen werden könne. Auf die Frage, er an Gott glaube, antwortet Diderot: je nach Umständen! Auf die Frage h der Seele antwortet er gleich trostlos: sie könne nichts Anderes sein als der begriff unserer Sinneseindrücke; er spreche übrigens nicht gerne von Etwas, ; er nicht kenne. An der Unsterblichkeit der Seele zweifelt hier noch Diderot, habe einen Anfang, also auch ein Ende; nichts destoweniger mache ihn der danke der Vernichtung erzittern, darum erhebe er seinen Geist betend zum hsten Wesen, daß es ihn nicht vergehen lasse, nachdem er die Herrlichkeit der erke desselben gesehen. Aber schon 1751 bekämpft Diderot offen den Glauben Gott und Unsterblichkeit. In welchen niedrigen Seelenstimmungen er sich nals bewegte, zeigt der Schmutzroman Les bijoux indiscrets, den er, um die gierige Puysieux zu befriedigen, 1748 verfaßte. Die Bewunderer Diderots en die Frechheit und Leichtfertigkeit dieser Arbeit mit ihrer Originalität zu schuldigen gesucht, allein der Stoff ist aus einem Fabliau des 13. Jahrnderts entlehnt, und dort mit unendlich mehr Anstand und Talent behandelt; r die Plattheit und Langweiligkeit ist Diderots Eigenthum.

Ein Engländer Nikolaus Saunderson hatte, obschon blindgeboren, es doch n Professor der Mathematik und Physik an der Universität Cambridge gebracht 1739). Der Fall erregte in Frankreich Aufsehen, er konnte für einen Beweis der Unabhängigkeit des Geistes von äußeren Hemmnissen gelten und von der ärke des Willens. Diderot benützt hingegen den blinden Mathematiker, um den ologischen Beweis für das Dasein Gottes anzugreifen: „Ich bin blind! wenn wollt, daß ich an Gott glauben soll, so müßt ihr mich ihn wenigstens fühlen en!" Mit demselben Recht könnte ein Sehender sagen: „Wenn ihr wollt, daß an Gott glauben soll, so müßt ihr mich ihn sehen lassen*)." — Voltaire, Diderot nach Ferney das Sendschreiben über die Blinden schickte, antwortete: ch bin nicht der Ansicht Saundersons, welcher Gott läugnet, weil er blind oren ist. Ich täusche mich vielleicht, aber ich hätte an seiner Stelle ein höchst nünftiges Wesen anerkannt, welches mir so viel Ersatz für das Gesicht gegeben . Es ist sehr anmaßend zu behaupten, man ahne, was es ist, und warum es es geschaffen hat, was vorhanden ist; aber es scheint mir sehr keck zu läugnen, ein Gott ist." — Diderot antwortete: „Saundersons Ansicht ist eben so wenig meine als die Ihrige, aber das kommt vielleicht daher, daß ich sehe." — So inte auch Diderot, die Blinden besäßen das Gefühl der Schamhaftigkeit nicht, in den Augen und nicht in der Seele seinen Sitz zu haben scheine. Man also daraus, daß die Sittlichkeit eines Blinden von der unsrigen verschieden die eines Tauben sei wieder eine andere als die eines Blinden und wahrinlich würde ein Wesen, das mehr Sinneswerkzeuge als der Mensch besitze, en Moral sehr mangelhaft finden. Von den Blinden.

Das Sendschreiben über die Blinden brachte Diderot in den Thurm von Vincennes. Doch war die Haft nicht hart: er speiste an der Tafel des Gouverneurs, er konnte Besuche empfangen und nach Herzenslust arbeiten. Aber Diderot r nur wohl in freier Luft. Der Freigeist befragte ein Orakel um den Tag er Loslassung: „Ich hatte eine kleine Ausgabe des Platon im Sacke, ich hloß, den ersten Satz der Seite, die ich zufällig aufschlage, als maßgebend anzuern, öffnete das Buch und stieß auf den Satz: „diese Angelegenheit ist der Art, ; sie bald zu Ende gehen wird." Ich lächelte: eine Viertelstunde darauf meldete In Vincennes.

*) Villemain l. c. 173.

mir jedoch der Gefängnißbeamte, daß ich am nächsten Tag entlassen werde." —
Atheismus. Die Haft hatte Diderot nicht eingeschüchtert. 1753 erschien seine Interprétation de la Nature, in welcher er seinen Atheismus vollkommen bloßlegt: Die Materie ist ihm ewig, ohne Anfang und Ende, immer klar in all' ihren kleinsten Stofftheilen (Molecules), voll Thätigkeit und Empfindung. Kein Gott hat sie vorweltlich geschaffen, oder thront überweltlich über ihr. Gott und Natur sind Eins. Alle Atome sind lebendig. Die Welt ist auch die Weltseele. Im ganzen All' ist nur Eine Substanz, die aber in stetem Kreislauf sich bewegt, das Einzelne wechselt, verwandelt sich, das Ganze ist unwandelbar. Geboren werden und Sterben heißt nur die Form verändern. Jede Form des Seins hat ihr eigenes Glück und Unglück. Freiheit, freier Wille ist daher nur leeres Wort. Alles vollzieht sich nach dem Gesetze innerer Nothwendigkeit. Persönliche Unsterblichkeit ist ein Traum, die Erde ernährt und verzehrt uns; die einzige Unsterblichkeit ist in der Nachwirkung unserer Thaten. All' unsere Erkenntniß stammt aus der Erfahrung; Psychologie ist Nervenphysiologie*). Wir haben hier die Lehre Moleschotts, nur im französischen Gewande des 18. Jahrhunderts. Gut und Schlecht, Tugend und Laster sind Naturbestimmungen: die Wurzel der Tugend ist die Stimme der Natur, der Mensch strebt nach Glück, das Glück beruht aber allein in der Tugend. Was
Leichtsinn. ist aber Glück, was Tugend? Wir sehen den Verfasser nach dem ersten beständig jagen und die zweite nicht besitzen. Der alte Vater wünschte vor seinem Tode seine Verwandten zu sehen und Diderot sandte Frau und Tochter nach Langres, benützte aber ihre Abwesenheit nur, um ein neues Verhältniß mit einem Fräulein Voland anzuknüpfen, da er die Puysieux als untreu befunden hatte. Hin und wieder steigen doch Gewissensbisse in ihm auf und er schreibt eines Tages, „was ist von einem Menschen zu erwarten, der seine Frau und sein Kind vergessen, der sich in Schulden gestürzt und aufgehört hat, Gatte und Vater zu sein**)." — Sophie Voland war geistreich, gebildet und gutmüthig. Seine Briefe an sie 1759—74, die mit seiner Bibliothek nach Petersburg kamen und erst in neuerer Zeit herausgegeben wurden, sind eine der reichhaltigsten Quellen für die Literaturgeschichte jener Zeit und zeigen uns den redseligen Mann nach seinen guten und schwachen Seiten. Zu den guten Seiten gehörte die Dienstwilligkeit, Diderot konnte schwer eine Bitte abschlagen. Ein unglückliches Mädchen bittet ihn um einen Brief an ihren Verführer und Diderot schreibt ihr sogleich einige so wirksame Zeilen,
Dienstwilligkeit daß ihr Wunsch in Erfüllung geht. Ein Kaufmann verlangt eine gute Empfehlung seiner Waare und Diderot entwirft sogleich eine, welche guten Erfolg hat. Eines Tages überreicht ein junger Mann Diderot sogar eine Schmähschrift auf ihn selber, er wolle sie dem Herzog von Orleans widmen, bittet ihn aber, die Widmung für ihn gut abzufassen, und Diderot schreibt dieselbe lachend und so einschmeichelnd, daß der Herzog dem armen jungen Menschen 25 Goldstücke spendet***). Diderot war der findige Helfer in der Noth; Panurge, Pansophe, Pamphile nennt ihn Voltaire. Oft wurde er betrogen, 15 Jahre nährte, kleidete, unterrichtete er einen gewissen Glenat, machte ihn zum Vertrauten all' seiner Geheimnisse, bis er darauf kam, daß dieser von der Polizei gedungen sei, um über ihn und seine Gesinnungsgenossen und ihr Treiben sichere Berichte abzustatten. Diderots Wohnung war der Zufluchtsort der Bedrängten.

*) Weiter ausgeführt sind diese Grundgedanken in der Abhandlung Sur la Matière et le Mouvement 1770, in den Réflexions sur le Livre de l'Esprit, im Entretien entre d'Alembert et Diderot, Le Rêve de d'Alembert u. s. w.

**) Mémoires, Correspondances et Ouvrages inédits de Diderot. Paris 1830. 4 ...

***) Michelet, Louis XV. p. 339.

Encyclopädie.

Diderot hatte schon einen Namen, als ihm der Buchhändler Le Breton die
erausgabe der Encyclopädie*) anbot, d. h. eines großen und umfassenden Werkes,
rch welches in alphabetarischer Ordnung das Ganze der Wissenschaften den Un-
lehrten auf eine faßliche übersichtliche Weise mitgetheilt werde. Die Engländer
ren mit dem Beispiel vorangegangen und die Cyclopädia von Chambers
ublin 1728) hatte Beifall gefunden. Je mehr Diderot bisher verschmäht hatte,
in die Schranken eines Faches einzuschließen, um so feuriger ging er auf
Plan ein, den Kern aller Wissenschaften in Einem großen Werke mitzu-
ilen, und 30 Jahre seines Lebens widmete er diesem Werke, ausdauernd und
allein die Last desselben tragend. D'Alembert, ein Mathematiker von Namen
d ordnender Geist, übernahm die Mitleitung, beide zusammen gewannen die
igsten Köpfe unter den Gesinnungsgenossen zum Mitarbeiten, Rousseau z. B.
die Artikel über Musik, Voltaire begrüßte das Werk mit Entzücken und
ieb eine Reihe von Arbeiten dafür. Wie zur Zeit Ludwigs XIV. gelehrte
sellschaften, wie die Mauriner, Großes in der Wissenschaft geleistet hatten, so
banden sich jetzt die Männer der negativen Richtung, um ein gemeinsames
ld der Fortschritte des menschlichen Geistes zu entwerfen und der Nachwelt zu
rliefern. 1750 erschien der Entwurf von Diderot, worin er insbesondere
Nutzen einer gemeinsamen Behandlung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe
vorhob, und zu gleicher Zeit der Discours Préliminaire von d'Alembert,
im Geiste Lockes den Ursprung unseres Wissens behandelt und mit großer
nheit und Schärfe die verschiedenen Stufen des Erkennens beurtheilt. Der erste
nd, der 1751 erschien, war dem Minister d'Argenson gewidmet. Das Aufsehen
groß, die gebildete Welt parteite sich für oder gegen. Aber scharfe Köpfe
hschauten auch klar das Ziel des neuen Werkes und traten ihm in den Weg.
Februar 1752 wurden die beiden ersten Bände mit Beschlag belegt, schon
lte d'Alembert das Unternehmen nach Berlin verlegen, wovon Voltaire jedoch
ieth, weil man dort mehr Bajonette als Bücher sehe und weil dort Athen
im Cabinete des Königs sei. Lamoignon de Malesherbes war thätig, den
nister und den Hof zu gewinnen. Die aufgegriffenen Papiere wurden zurück-
ellt und die Herausgeber aufgefordert, ein Unternehmen, das der Nation zur
e gereiche, fortzuführen. 1756 erschienen Band 4—6, die Herausgeber waren
ichtiger geworden. Voltaire jammert darüber, d'Alembert tröstet ihn: was in
einen Artikel unklar, sei in einem anderen, wo es die Behörde nicht suche,
so deutlicher gesagt, die Nachwelt werde schon merken, was man gemeint, und
man gesagt habe. Diderot spricht deutlich im Artikel Encyclopédie: „so
ein nationales Vorurtheil Rücksicht verlangt, so muß man in dem ihm be-
mten Artikel es als wahrscheinlich gelten lassen, in anderen Artikeln aber den
mutz und Staub wegräumen. Diese Art, die Menschen zu enttäuschen, ist
ksam für gute Köpfe und hat keinen Nachtheil." — Nicht blos religiös-ver-
nde, sondern politisch tief wirksame Sätze wurden ausgesprochen, so in dem
kel Droit, daß der allgemeine Wille immer gut sei. Die Gegner gewannen
er Boden, als 1757 Damiens Mordversuch den Hof erschreckte. Ein Erlaß
ot alle Schriften, welche die Religion oder das königliche Ansehen antasten.
regnete Streitschriften, Predigten gegen die Philosophen, sie wurden im Theater

*) Der Titel des Werkes ist: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettres, mis en Ordre et publié Mons. Diderot, de l'Académie Roy. des Sciences et des Belles-Lettres de Prusse, et t à la partie mathématique par M. d'Alembert de l'Académie Royale des Sciences Paris etc.

verhöhnt. D'Alembert, den der Atheismus Diderots anwiderte und der die Ruhe liebte, zog sich von dem Unternehmen zurück. Die Regierung widerrief März 1759 das Privilegium, der Verkauf der erschienenen oder nachher erscheinenden Bände ward verboten. Doch schien die Gefahr größer, als sie war. Malesherbes, der das ganze Bücherwesen unter sich hatte, bekam Befehl, sich der Papiere Diderots zu bemächtigen, gab aber diesem zuvor einen Wink davon. Als Diderot klagte, wie er denn in 24 Stunden die ganze Unzahl von Manuscripten verbergen könnte, gab Malesherbes den Rath: schicken Sie dieselben nur zu mir, da wird Niemand sie suchen — und so geschah es. Die Encyclopädisten hatten ihre Schützer in den höchsten Kreisen. Der Druck wurde fortgesetzt, die Polizei schien Nichts davon zu merken. Das Benehmen der Regierung war würdelos und diente nur dazu, ar das Werk aufmerksam zu machen. Katharina bot Diderot an, dasselbe unter ihrem Schutze in Rußland zu vollenden, Voltaire trieb, das Angebot anzunehmen Diderot blieb aus Rücksicht auf die Verleger. Aber welche Enttäuschung, als e bemerkte, daß auch diese ihn betrogen hatten. Erschreckt vom Lärm und de Drohungen milderten sie an vielen Stellen unmittelbar vor dem Drucke den Te und stumpften die ärgsten Spitzen ab. Auch Diderot wollte jetzt Alles aufgeben er, dessen Ausdauer, Geduld und Arbeitskraft allein das Ganze zusammengehalten hatte. Mit Mühe gelang es ihn zu beschwichtigen! 1766 erschienen die letzten 10 Bände. Die erste Auflage war 30,000 Exemplare stark, der Druck hatte 1.158,958 Livres gekostet, die Verleger gewannen 263,393 Livres, Diderot bekam ein für allemal 20,000 Livres und für jeden Band noch 2500 Livres. Im Jahr 1774 gab es schon 4 Uebersetzungen des Werkes.

Ihr Werth. Der Plan der Encyclopädie ist großartig, die Ausführung verschieden d'Alembert selber bezeichnet sie als sein Harlekinskleid, an welchem manches Stück guten Tuches sei. Voltaire nennt sie einen großen Kramladen und die Verfasser Ladenburschen. Die ersten Theile sind besser als die letzten. Unläugbar enthält das Werk viel Gutes: es sollte das gesammte menschliche Wissen umfassen, neu begründen, alle Vorurtheile zerstreuen, alle Irrthümer ausrotten und auf Erden Liebe und Eintracht zur Herrschaft bringen. Manchem Mißbrauch hat das Werk ein Ende gemacht, z. B. der in Europa damals allgemein üblichen Anwendung der Folter. d'Alembert meinte sogar, wenn beim ganzen Brand der Bibliothek in Alexandrien nur ein Werk, wie die Encyclopädie, an gangen wäre, so würden wir uns über den Verlust trösten können. — Nisard dagegen sagt*), wenn ein ähnliches Unglück käme und nur die Encyclopädie würde gerettet, so könnten wir uns keineswegs trösten, denn man finde nicht Herz und nicht Geist darin, die Rettung eines einzigen classischen Werkes, i dem sich diese finden, wäre viel mehr werth. Die Encyclopädie wimmelt von Widersprüchen, die Leser nehmen auf guten Glauben hin und die Verfasser mißbrauchen dieses Zutrauen und verkaufen unreife Früchte für gute Waare. Ein blendender Aufsatz folgt dem andern. Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kenntniß sind unläugbar, aber der Leser legt das Buch mit dem Zweifel an Allem nieder, was die Grundlage der menschlichen Gesellschaft bildet. Da

*) Histoire de la Littérature française. IV. 504—5.

theil ist schnell fertig, aber es geht nicht in die Tiefe der Dinge. Die gesammte eltanschauung ist gleich flach und trostlos. — Risard bemerkt recht gut: „Die eratur des 17. Jahrhunderts beschäftigt sich mit dem Menschen, um seine tur sittlich zu vervollkommnen, und hebt seinen Blick zum Himmel empor. : Encyclopädie wendet die Vernunft von Allem ab, was über sie hinausgeht, d senkt den Blick auf die Erde. Der Schauplatz, wo dieser Geist glänzt,) die Salons, in welchen bezahlte Phrynen den Vorsitz führten. Unter dem rwand, neue Wahrheiten zu suchen, machte man sich hier frei von seinen ichten, besprach in der allgemeinen Erschlaffung der Sitten die Aufhebung Mißbräuche und Einer verderbte den Anderen, während man einander aufären glaubte. Die Geschichte des menschlichen Geistes weist keine Zeit nach, der Widerspruch vollständiger war zwischen dem, was man zu thun vorschützte, dem, was man wirklich trieb, zwischen den Schriften und dem Leben, zwischen Maske und dem Gesicht. Die Rolle, die man spielte, war Menschenliebe, ehrung des Rechtes; der Kern war Grundsatzlosigkeit, die augenblickliche me gab das Gesetz. Das Gewissen sprach leise, als habe es Angst, selber Vorurtheil zu sein. Gut und Bös war eine Sache des Temperaments, die nen Laster schrieb man auf Rechnung der Gesellschaft. Wenn man in hern öffentlich Unschuld gepredigt hatte, glaubte man im Privatleben von en sittlichen Verbindlichkeiten frei zu sein. In den Büchern dieser Schrift- r ist ein steter Streit zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen , was besteht, und dem, was kommen soll, zwischen Religion und Philo- ie. Liest man die Briefe dieser Gelehrten, so handelte es sich um lauter per- iche Fragen und tritt eine Eitelkeit der anderen entgegen. Die Leute, die och sprechen vom Beruf des menschlichen Geistes, drehen sich da in kläglich n Kreisen: sie loben einander, ohne daß es ihnen ernst ist; sie liebkosen ader, ohne daß sie sich mögen; sie wetteifern in boshaften Witzen und nähungen gegen ihre Gegner. — Wenn die Schule der Encyclopädie s Gutes geschaffen hat, so kann man mit vollem Recht sagen, daß es bis- m im Plane Gottes liegt, das Gute auch durch unwürdige Hände zu voll- jen. Die Encyclopädisten suchten den Menschen Gott zu nehmen, indem hnen entweder vormachten, er sei unerfaßlich, oder indem sie die Vorsehung neten unter dem Vorwand, man dürfe sie mit den Unregelmäßigkeiten der schen und den Erbärmlichkeiten in der moralischen Welt nicht vermengen. ı nimmt aber dem Menschen Gott nicht allein, es verschwand auch das ihl seiner Wirksamkeit in der Natur, die zu uns von ihm nur dann spricht, ı wir mit dem Glauben an ihn vor sie hintreten. Wie viele kräftige Seelen, m Lesen der Encyclopädie Gott verloren hatten und nach ihm dürsteten, sieht aus der glänzenden Aufnahme, welche die Schriften Bernardins de Saint- re fanden, nur weil in ihnen von der Wirksamkeit Gottes in der Natur lede war. Seinem Sohn, der ihm aus Paris meldete, er habe die Encyclo- : gekauft, schrieb ein verständiger Vater zurück: „Setze dich auf die

Encyclopädie und lies Bernardin de Saint-Pierre." Die Philosophen sagten allerdings, wenn es auch keinen Gott gebe, wäre der Mensch doch verpflichtet, gut und gerecht zu sein. „Gegen wen, fragt Villemain*), verpflichtet und nach welchem Gesetz? Gott ist nicht bloß eine Nothwendigkeit als Vergelter des Guten und Bösen, sondern auch als Quelle aller Einsicht und Gesetz aller Gerechtigkeit. Gibt es kein höchstes geistiges Wesen, das vor Allem war, hängt die Idee des Wahren und Guten nicht von einer ewigen Idee in Gott selbst ab, ist sie nur ein irdisches Uebereinkommen, aus unsern Bedürfnissen und Vortheilen entstanden, so ist sie Nichts. So verstehe ich den Satz von Malebranche: „Gott ist der Ort der Geister, wie der Raum der Ort der Körper ist." Die absolute Wahrheit setzt ein absolutes Wesen, einen Gott voraus."

Katharina. Obschon er sich alle Mühe gab, gelang es Diderot doch nicht Mitglied der Akademie zu werden. Als man selbst bei dem König Fürbitte für ihn einlegte, erklärte dieser kurzweg: er hat zu viele Feinde. Dagegen schmeichelte ihm Katharina von Rußland. Als sie hörte, daß Diderot in Geldnoth sogar seine Bibliothek verkaufen wolle, kaufte sie ihm dieselbe um 15,000 Francs ab, unter der Bedingung jedoch, daß er für sie dieselbe überwache und einen Jahresgehalt als Bibliothekar von 1000 Francs annehme. Zwei Jahre später ließ sie ihm diesen Gehalt auf einmal auf 50 Jahre zum voraus anweisen. Freudig schreibt Diderot: „Ich bin jetzt in meinem Gewissen verbunden noch 50 Jahre zu leben." — 1773 folgte er einer Einladung der Semiramis des Nordens nach Petersburg. Er wurde mit großer Achtungsbezeigung aufgenommen. Diderot hatte unangemeldeten Zutritt zur Kaiserin alle Tage von 3 bis 5 oder 6 Uhr. Katharina schreibt über ihn an Voltaire: „Ich sehe ihn sehr oft, unsere Unterhaltungen nehmen kein Ende, und alle Menschen sollten ein Herz haben wie das seinige." Diderot schreibt hinwiederum an die Voland: „Das Cabinet der Kaiserin stand mir jeden Tag offen; ich trat ein, man hieß mich setzen, und ich plauderte mit meiner gewohnten Ungebundenheit. Bei dem Herausgehen mußte ich mir immer sagen: daß ich die Seele eines Sklaven in dem Lande freier Menschen gehabt hatte, und mir die Seele eines freien Mannes in einem Lande fühlte, das man das der Sklaven nennt." — Die Kaiserin überhäufte ihn mit Geschenken und einer ihrer Adjutanten mußte ihn bis an die Grenze begleiten, als Diderot das Klima von Petersburg nicht mehr aushielt. Mit Friedrich kam er nicht zusammen. Der König stieß sich am demokratischen Geist in seinen Schriften: es herrsche darin ein selbstgefälliger und anmaßender Ton. Natürlich unterließ Diderot in Paris nicht, mit den schönsten Farben seines Pinsels das Bild der Kaiserin von Rußland zu verschönen.

Dichtungen. Als Erzähler und Dichter schwärmte Diderot für das bürgerliche Trauerspiel und den Familien- und Sittenroman der Engländer. Es fehlt seiner Darstellung nicht an einem gewissen sinnlichen Feuer, und seinen Dramen nicht an einzelnen rührenden und ergreifenden Scenen. Sein „Familienvater" wurde häufig aufgeführt und hielt sich namentlich auf der deutschen Bühne und half dem weinerlichen Lustspiel und bürgerlichen Trauerspiele auf die Beine. Doch wird Diderot, indem er natürlich sein will, oft flach, und schwülstig, wenn er erhaben werden will. Immer declamirt er, reines Himmelslicht schimmert selten [illegible]

*) l. c. p. 174.

llen voll Glut. Unter seinen Erzählungen führt Jacques le Fataliste den
ß durch, daß alles Menschengeschick vorherbestimmt sei, schildert die Nonne (la
igieuse) den Kampf gegen das Klosterleben, — Rameaus Neffe ist schon aus
hes Uebersetzung bekannt. Am besten gelangen Diderot kleine Erzählungen,
zeigt sich sein Talent der Detailmalerei mit seiner Gedankenfülle im Bunde
wirksam. — Ueber die Pariser Kunstausstellung 1765 sollte Grimm in Les Salon.
r Correspondenz Berichte erstatten, gestand aber Diderot voll Sorge, daß er
keinen Funken von Verständniß für Malerei oder Bildhauerkunst habe.
erot machte sich dienstwillig sogleich an die Arbeit und lieferte 1765—67 die
ons, anmuthige und anschauliche Schilderungen einzelner Kunstgegenstände.
wurde er der Urheber der französischen Kunstkritik. Doch ist er auch hier
er oft leidenschaftlich, launisch, declamatorisch, und fährt mit den vollen Segeln
Sophistik*).

Eine hochbegabte, kenntnißreiche, arbeitsame Natur voll von Widersprüchen: Charakter.
m des Gedankens und der Laune, ringend nach Wahrheit und Sophist und
amator, Kritiker und Enthusiast, gutmüthig wie ein Kind und Lehrer von
n, deren Ausführung Danton zu einem Schreckbild in der Geschichte machte!
und wieder finden sich tief religiöse Stellen in seinen Schriften, die wie
Alpenglühen Erinnerungen an ein sonniges reingestimmtes Jugendleben
strahlen, dann spricht sich wieder die wildeste Erbitterung gegen alle Religion
fanatischer Haß gegen das Christenthum! — Diderot war Lebensgeist und
elpunkt aller Befeindung der Kirche in jener Zeit, — er that die meiste
it, sah frei von literarischer Eitelkeit am meisten auf die Sache. Im Ganzen
glücklich bei allem Ruhm und allen Huldigungen! Gesteht er doch**):
er Schmerzen hilflos geboren werden, ein Spielwerk von Unwissenheit, Noth,
kheit, Bosheit, Leidenschaft, Schritt vor Schritt zum Kindischsein zurück-
, verkehren mit Schurken und Narren aller Art; nicht wissen, woher man
t, wohin man geht, wozu man da ist, — dies nennt man Leben." Sein
Wort war: „Der Unglaube ist der Anfang der Philosophie." († 1784***.)

Der andere der Dioskuren war d'Alembert, eben so ruhig, nüchtern als d'Alembert.
rot — ungestüm, leidenschaftlich, phantasievoll. Er war außerhalb der guten
lschaft geboren und hatte die Verirrung seiner Mutter die ganze Jugend
rch zu tragen. Doch hob ihn sein Talent, sein Fleiß und die Würde seines
akters rasch zu einer Höhe empor, auf welcher er der Gegenstand der Beachtung
ebildeten Welt wurde. D'Alembert war der uneheliche Sohn der Madame
n, einer Dame, die in den Zeiten der Regentschaft einen Salon hielt, und des
rs Destouches-Canon. Seine Mutter ließ ihn auf der Treppe der kleinen
e Saint-Jean le Rond in der Nacht aussetzen und kümmerte sich nicht
um das arme Kind. Erst später, als d'Alembert schon einen Weltruf hatte,
te sie sich, seine Mutter zu sein — da wollte aber der Sohn von der herz-
Mutter Nichts wissen. — Der Polizeibeamte, der das Kind in Windeln
gab es aus Mitleid nicht in das Findelhaus, sondern zur Frau eines
rs, die sich desselben wie eine Mutter annahm, und gegen die d'Alembert
ganzes Leben hindurch sich dankbar bewährte. Der Vater fühlte Gewissens-
und setzte dem Kind einen kleinen Gehalt aus, so daß der Kleine in eine

*) Sehr anziehend und belehrend sind die Bemerkungen Goethes zu einigen Urtheilen
ots im Anhang zu Rameaus Neffe, S. 36 der Ausgabe von 1830.
**) Mémoires inéd. I. 202.
***) Naigeon. Mémoires sur Diderot (Edit. Brière).

Erziehungsanstalt gebracht werden konnte, wo er so rasche Fortschritte machte, daß ihm der Lehrer bedeutete, er könne bei ihm Nichts mehr lernen. Mit Eifer warf sich der Jüngling auf die klassische Literatur. Die Jansenisten, die an ihm einen Pascal heranbilden wollten, stellten ihm vergebens vor, daß die heidnische Dichtung das Herz austrockne. Einige Zeit schwankte d'Alembert, ob er Rechtswissenschaft oder Heilkunde als Berufsfach ergreifen solle. Endlich blieb er bei der Mathematik, gegen den Rath seiner Pflegemutter: „Sie wollen eben ein Philosoph werden! Wissen Sie, was ein Philosoph ist? ein Narr, der sich sein ganzes Leben quält, damit man nach dem Tod von ihm rede." D'Alembert hatte nicht das Glück, einen großen Lehrer in dem Fache zu treffen, für das ihn die Natur bestimmt hatte: er war Autodidact und hatte oft den Schmerz, in einem Buch zu finden, daß eine Entdeckung, auf die er stolz war, schon früher von Andern gemacht worden sei. Aber so rasch waren seine Fortschritte, daß er schon in seinem 23. Jahr der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und eine zweite über Integralrechnung einreichen konnte; 24 Jahr alt wurde er schon Mitglied der Akademie. Bald darauf folgten Abhandlungen über die Dynamik, über das Gleichgewicht und die Bewegung der Flüssigkeiten, über die Winde, über reine Analysis, folgten astronomische Untersuchungen. Die Regierung beauftragte ihn mit einem Gutachten über das Canalsystem Frankreichs. D'Alembert galt als eine Größe in der Mathematik*).

Discours préliminaire.

Für Andere wurde er eine Größe durch seine Einleitung zur Encyklopädie 1750, von welcher der erste Theil die Natur des menschlichen Geistes untersucht, und von den Kräften zu ihren Aeußerungen in Sprache, Wissenschaft und Kunst übergeht. D'Alembert ist allerdings befangen im Wahn der Zeit, daß alle Vorstellungen des Geistes aus sinnlichen Eindrücken entstehen, aber er spricht darin auch Sätze aus, die nicht im Geiste Diderots sind**), wie daß die Eigenschaften, die wir an der Materie beachten, Nichts mit der Fähigkeit zu wollen und zu denken gemein haben, oder an einer anderen Stelle, daß die sittlichen Wahrheiten eben so sicher seien als die geometrischen. Im zweiten Theil behandelt er die Fortschritte der Wissenschaft bis auf seine Zeit und die Leser wurden von Stolz über die Entwicklung der Menschheit erfüllt. Die Arbeit ist klar, aber kalt. D'Alembert ging aus von Bacos Werk über den Fortschritt der Wissenschaften, aber es fehlt ihm der Enthusiasmus des englischen Gelehrten; er ist vorsichtig, stets berechnend. Dasselbe Gebrechen haftet auch seinen Lobreden auf einzelne Männer der Akademie (Eloges): bei allem Gedankenreichthum lassen sie kalt, weil der Verfasser stets rechnet, eine grübelnde unschlüssige Natur ist. Auch in religiösen Dingen war d'Alembert der fanatische Haß Diderots gegen alle Religion zuwider. An Friedrich den Großen schreibt er den 2. August 1770: „Montaigne gefällt mir mit seinem „Was weiß ich?" namentlich in der Frage über Gott. Es gibt im Weltalle, insbesondere im Bau der Pflanzen und Thiere, Zusammenstellungen und Verbindungen der einzelnen Theile, welche mit Sicherheit auf eine bewußte Intelligenz hinzudeuten

*) Condorcet, Eloge de d'Alembert.
**) Villemain l. c. 19me leçon.

inen, wie eine Uhr auf das Dasein eines Uhrmachers hinweist. Das ist ıestreitbar. Nun aber gehe man vorwärts, nun frage man, wie ist diese telligenz, hat sie die Materie wirklich geschaffen, oder die schon vorhandene lich eingerichtet? Ist eine Schöpfung möglich und, wenn sie es nicht ist, die Materie ewig? Und wenn die Materie ewig ist, ist diese Intelligenz der Materie selbst inwohnend oder von ihr getrennt? Wenn sie ihr inwohnt, die Materie Gott und Gott die Materie? Ist sie von ihr getrennt, wie ı ein Wesen, das nicht Materie ist, auf die Materie wirken? Immer lautet Antwort: „Was weiß ich*).“

D'Alembert blieb im engen Stübchen seiner Erzieherin, als auch Monarchen zu schmeicheln begannen. Friedrich II. lud ihn mehrmals nach Berlin ein wollte ihn zum Vorstand seiner Akademie machen. Die Kaiserin Katharina, ie hoffte, den Mord Iwans und den Mord ihres Gatten durch glänzende ten und reiche Belohnungen an Gelehrte vergessen zu machen, lud d'Alembert die Erziehung des Thronfolgers zu übernehmen. Ihr Brief an ihn wurde Katharina II. den Philosophen mit dem Schreiben Philipps an Aristoteles verglichen. Es darin: „Geboren oder berufen sein, um zum Glück und zur Bildung eines ın Volkes beizutragen, und dem entsagen, heißt das Gute zurückzuweisen, das thun soll. Ihre Philosophie stützt sich auf die Menschheit; es heißt sein Ziel hlen, wenn man dieser nicht dient, so lange man kann. — Ich weiß es, sind zu sehr ein Mann von Ehre, als daß ich Ihre Weigerung der Eitelkeit reiben darf; Sie lieben die Ruhe, um die Wissenschaft und die Freundschaft ın zu können. Aber das soll Sie nicht hindern, kommen Sie mit all' Ihren nden, ich verspreche Ihnen alle Annehmlichkeiten und Genüsse. Sie haben nir vielleicht mehr Ruhe und Freiheit als in Ihrem Vaterland.“ . . . Die öfische Akademie bewahrt heute noch diesen Brief als ein Ehrendenkmal für ihrer Mitglieder auf. Der Großfürst Paul machte später in Paris d'Alembert ıürfe, daß er nicht gekommen sei, und als dieser sich mit dem Klima entıigte, sprach er: „Das ist der einzige Fehler, den Sie in Ihren Rechnungen cht haben.“ Nach dem Tode Maupertuis drang Friedrich noch mehr in Friedrich II. mbert, nach Berlin zu kommen. Dieser kam, aber blieb nicht, aber er bis an sein Ende ein Bewunderer des Königs, über den er an die du ınd schreibt: „Als ich mit ihm von dem Ruhm sprach, den er erworben, ortete er mit der größten Einfachheit: daß man von diesem Ruhm große ge machen müsse, daß der Zufall fast den Hauptantheil daran habe und daß eit lieber Racines Athalie hätte zu Stand bringen mögen als diesen Krieg. Jemand den Tag, an dem er den Frieden schloß, für den schönsten seines s erklärte, sagte der König: der schönste Tag im Leben ist derjenige, an em man daraus scheidet!“ D'Alembert blieb im engen Zimmer, bis ihn der in eine gesundere Wohnung drängte. Er war ein harmloser, gutmüthiger n, der das wenige Vermögen, das er sich erwarb, an seine Erzieherin, an tvolle Studirende verwendete. Unter Freunden konnte er sehr heiter sein. skeptische Richtung seiner Zeit hat er mehr getheilt, als befördert. Seine nde warfen ihm Feigheit vor. Voltaire schrieb an ihn 23. Juni 1760 das htigte Wort: Ecrasez l'infâme. D'Alembert antwortete 7. Mai 1762: „Sie

*) Oeuvres posthumes de Fréderic II. vol. XIV. p. 115.

kommen mir immer mit dem Ecrasez l'infâme! Mein Gott, lassen sie sie nur selber zu Grund gehen." D'Alembert war zu nüchtern und zu skeptisch, um den fanatischen Haß seiner Freunde gegen die Kirche zu theilen. Schmerzliche Krankheit und Hoffnungslosigkeit trübten seine letzten Tage. Er starb 29. October 1783 in Paris.

Holbach. Ein sehr eifriger Mitarbeiter der Encyclopädie war Baron Holbach (Paul Heinrich), geboren 1723 zu Heidelsheim in der Pfalz im heutigen Großherzogthum Baden, kam er früh nach Paris, wo sein Vater, ein Emporkömmling, sich ein großes Vermögen erwarb, von welchem der junge Holbach zu Gunsten der Philosophen einen verschwenderischen Gebrauch machte. Sein Haus in Paris und sein Schloß Grandval war der Versammlungsort der Freidenker. Zweimal in der Woche gab er große Tafel. Er hatte die besten Weine und einen ausgezeichneten Koch und hieß der Nährvater der Philosophen (Le maître d'hôtel de la philosophie). Diderot, d'Alembert, Helvetius, Raynal, Grimm, Buffon, Marmontel waren seine steten Gäste, einige Zeit hindurch auch Rousseau. Hier wurden Dinge besprochen, von denen Morellet sagt: sie hätten verdient, daß der Blitz das Haus zerschmettere, wo sie sich versammelten. Holbach war aber nicht blos mit seiner Börse ein eifriger Beförderer der neuen Ansichten, sondern auch mit seiner Feder. Zuerst hatte er Schriften materialistischer Richtung, über Chemie, Physik, Bergbau und dergleichen aus dem Deutschen, Englischen und Schwedischen in's Französische übersetzt. Dann trat er mit eigenen Arbeiten, aber unter fremdem Namen auf: das enthüllte Alterthum, das enthüllte Christenthum, voll frecher Angriffe auf das Christenthum, dessen Lehrsätze als ein Haufe von Widersprüchen, dessen Sittenlehre als etwas ganz Gewöhnliches, dessen Wirksamkeit als etwas Verhängnißvolles für das Leben der Völker dargestellt wurde. Der Mangel an Tiefe philosophischer Anschauung, wetteifert nur mit dem Mangel an gründlicher Kenntniß der Geschichte. Die Philosophen selber erklärten dieses Buch als das schrecklichste, was noch erschienen sei. Ihm folgte der Geist des Klerus **) 1770. Die Schrift wurde vom Parlament verurtheilt, durch den Henker verbrannt zu werden.

Système de la Nature. Im gleichen Jahr erschien das System der Natur ***) — die Lehre des Materialismus in der derbsten und trostlosesten Weise. — Der erste Theil handelt von der Natur und ihren Gesetzen, vom Menschen, von der Seele und ihren Fähigkeiten, von der Unsterblichkeit und von der Glückseligkeit. Der zweite Theil handelt von der Gottheit, von den Beweisen für das Dasein Gottes, von den göttlichen Eigenschaften, von der Einwirkung der Gottheit auf das Glück der Menschen. Der Gedanke des Ganzen ist: Gott und Natur, Geist und Materie sind eins. Das All ist das große wiederkäuende Thier, welches seine Geschöpfe verschlingt, um neue hervorzubringen. Der Mensch ist ein Werk der Natur, seine Gedanken, Willensregungen und Handlungen sind die nothwendigen Wirkungen seiner Wesenheit. Die Natur handelt nach unverbrüchlichen und ewigen Gesetzen. Was die Menschen Gott nennen, ist nur

---

*) L'antiquité dévoilée 1767, als Verfasser war ein Boulanger genannt. Le christianisme dévoilé.

**) Esprit du clergé.

***) Système de la Nature ou des Lois du Monde physique et moral. Als Verfasser war ein Mirabaud genannt, der längst verstorben war.

terie selbst und deren unablässige Bewegung und Thätigkeit, der ewige
slauf des Entstehens und Vergehens, in welchem die Theilchen sich bald
inden und sich bald wieder trennen. Die Formen wechseln, die Summe
Materie bleibt dieselbe. Der Tod ist nur Uebergang in eine andere Daseins-
t. Man kann nicht von Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit in der Natur
hen, denn in ihr geschieht Alles mit Nothwendigkeit und nach ewigen
zen. Ein Gott über der Welt ist eine willkürliche Vorstellung, gerade so
wenn der Mensch sich einbildet, er handle aus eigener Kraft und Macht-
ommenheit, er habe ein selbständiges Ich, während die Seele nur eine
nschaft der Materie ist, nur der Körper selbst ist, wenn man ihn aus-
ßlich nach einigen seiner Verrichtungen betrachtet. Nur die größere Be-
ichkeit des Gehirns erhebt den Menschen über die Thiere und die leblosen
schen. Auch die sittlichen Eigenschaften hängen vom Temperament, von
hung, Klima und Lebensweise ab. Heilung der Seele ist Heilung des
ers. Es gibt eben so wenig einen angeborenen sittlichen Instinct als es
borene Ideen gibt. Die Haupttriebfeder unseres Handelns ist die Selbst-
der Mensch begehrt von Natur aus das Nützliche und verabscheut das
bliche. Tugend ist die Kunst sich glücklich zu machen, indem man zum
der Anderen beiträgt. Je aufgeklärter die Menschen sind, um so besser
n sie. In einem Staat von Gottesläugnern werden die meisten glücklichen
schen sein, — ein Satz, dem die Geschichte widerspricht.

So das System der Natur — es machte das größte Aufsehen. Daß
ch der Verfasser sei, wußten nur die Eingeweihten. Der Inbegriff der
der Philosophie war hier nur consequent, derb und trocken zusammengestellt.
graute vor dem Inhalt. Voltaire bekämpfte diese Lehre, selbst Friedrich II.
dagegen*). Wie in jugendlich frischen Kreisen das Buch ekelerregend wirkte,
rt Göthe in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben**): „Keiner von
hatte das Buch hinausgelesen, denn wir fanden uns in der Erwartung ge-
t, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt,
wir hofften also wirklich Etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren.
k und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie,
o manches Andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns
auf die geschmückte große Welt hingewiesen und wir hätten gern von Sonnen
Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und
n und von Allem, was darin lebt und webt, das Nähere, so wie das Allge-
re erfahren. Daß hierin wohl Manches vorkommen müßte, was den gemeinen
hen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzuläßig
nen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein
nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer
ns in dieser atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen
Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie
sein von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts

*) Examen critique du Système de la Nature. Oeuvres de Fréderic. IX. 153 ff.
**) Buch 11. B. 26. S. 69.

und links und nach allen Seiten, ohne Weiters die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dieß Alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unseren Augen auf gebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen, als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen schweren, zwar bewegten, aber doch dichtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben."

Diese schrecklichen Grundsätze auch für den gemeinen Mann, selbst für Diener und Köchinen, mundgerecht zu machen, gab Holbach 1773 unter dem Namen des Pfarrers Meslier „den gesunden Menschenverstand" heraus*). Dieß Buch erlangte die weiteste Verbreitung, nicht minder das Gesellschaftssystem**). Holbach dachte wie ein Demokrat, wenn er auch wie ein Aristokrat lebte. Die wildesten Grundsätze der Revolution wurden schon in diesen Holbach'schen Cirkeln ausgesprochen: daß allgemeine Bewaffnung zur Freiheit gehöre, daß Vorstellungen an die Regierung an der Spitze der Bajonnette überreicht werden müssen, daß die Hinrichtung eines Königs dem Geist einer Nation einen neuen Aufschwung gebe. Es sind dies Aeußerungen Diderots, der auch den Wunsch aussprach, mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König zu erdrosseln***).

Helvetius. Seine Sittenlehre ist aber noch schwunghaft gegenüber der des Helvetius, welchem nur der Umstand einen Namen machte, daß der Geist der Zeit ihn trug und durch negativ Jeden willkommen hieß, der die schon erschütterten Schranken vollkommen niederriß. Je kecker Einer Gott und Sittengesetz läugnete, um so mehr galt er als Philosoph. So ging es auch Helvetius, der keine Natur von der Begabung Diderots war und in der Literatur nur Befriedigung seiner Eitelkeit suchte und im Leben selber hoch über seiner Sittenlehre stand, so daß Rousseau über ihn im Emil die Worte schrieb: „Vergebens suchst du dich unter dich selber zu erniedrigen, dein Geist zeugt wider deine Grundsätze, dein wohlthätiges Herz verläugnet deine Lehre†)."

Lebensgang. Claude Adrienne Helvetius ist geboren zu Paris 1715, der Enkel und Urenkel von berühmten Aerzten, sein Vater hatte 1719 dem jungen König Ludwig XV. das Leben gerettet, wurde von da an Leibarzt, Staatsrath und erster Arzt der Königin. Der junge Helvetius zeigte Talent, aber noch mehr Ehrgeiz. Das Lesen der Iliade und des Quintus Curtius stimmten ihn kriegerisch. Schon sein Lehrer Poré sagte, daß man mit Lob ihn zu Allem bringen könne. Lockes Buch über das menschliche Erkenntnißvermögen befestigte auch ihn in der Anschauung, daß all' unser Wissen nur von den Sinnen herrühre. Der Vater bestimmte ihn für's Finanzfach und sandte ihn zuerst zu einem Verwandten, einem Generalpächter, nach Caen. Hier bestand eine Akademie und Helvetius wollte alsbald ihr Mitglied werden. Er schrieb ein Drama Fiesco und ein

*) Le bon sens ou idées naturelles, opposées aux idées surnaturelles.

**) Le système social ou les principes naturels de la morale et de la politique.

***) Et ma main ourdirait les entrailles du prêtre au défaut d'un cordon pour étrangler les rois!

†) Vgl. Louvet in der Biographie générale. B. 23. S. 875—86.

;mell Zutritt, — auf die Mahnung eines einflußreichen Mitglieds: man habe nug Phöbuse, aber keinen Plutus (d. h. Dichterlinge, aber keinen Mann von rmögen). Im 23. Jahr ward Helvetius durch die Gunst der Maria Leczinska Generalpächter, was ihm ein Einkommen von 300,000 Francs jährlich eintrug. les huldigte nun dem jungen, schönen und reichen Generalpächter, der aber bald Lebensgenuß übersättigt Ruhm da suchte, wo er damals am glänzendsten erlangen war, in der Literatur. Er gab manchem Dichter einen Jahresgehalt, huldigte Montesquieu, er drückte Voltaire seine Verehrung aus, er schmeichelte derot. Als Generalpächter schützte er oft die Armen, als Gutsherr übte er le Wohlthaten. Nach 13 Jahren legte er seine Stelle nieder, um ganz nur senschaftlichen Beschäftigungen zu leben. Schreib.

1758 erschien sein Werk de l'Esprit, nach welchem unsere geistige De l'Esprit. itigkeit ganz von den Sinnen abhängt und der Mensch vom Thier sich nur :ch größere Vollkommenheit seiner physischen Organe unterscheidet und die jige Triebfeder unseres Handelns unser Interesse ist, die Liebe zum Vergen und die Furcht vor dem Schmerze. Der Nutzen ist der Grund aller :änderungen in der sittlichen Welt, wie die Bewegung in der natürlichen. r lieben nur uns selber in den Anderen. Es gibt nichts absolut Gutes. ht und Unrecht wechselt nach Zeit und Land. Alle Menschen sind gleich, en dieselben Bedürfnisse. Die Ungleichheit der Talente hängt nur von eren Einflüßen ab, daß z. B. Leidenschaften erregt werden, die den Geist :uchten; man wird dumm, sobald man aufhört von Leidenschaften bewegt sein. Die Erziehung macht den Menschen zu dem, was er wird. Die Völker das, was die Gesetzgeber aus ihnen machen. Der Geist ist ursprünglich : leere Tafel, erst das Leben beschreibt sie. Hunger und Liebe sind die großen el im gesellschaftlichen Leben.

Obschon trocken geschrieben, machte das Buch doch Aufsehen wegen der Aufnahme. theit der Sätze. Man erzählt, der Dauphin habe, das Buch in der Hand, :üstet gesagt, er wolle der Mutter zeigen, was ihr Haushofmeister für Bücher cken lasse. Der Censor, welcher die Erlaubniß zum Druck gegeben, verlor seine lle. Das Parlament ließ ein Exemplar von Henkershand verbrennen. Der bischof von Paris schleuderte den Bann dagegen. Helvetius schrieb einen derruf: „Ich wollte keine der Wahrheiten des Christenthums angreifen, zu ich mich aufrichtig nach aller Strenge seiner Lehrsätze und seiner Sittenlehre nne, dem ich all' meine Gedanken, Ansichten und Fähigkeiten meines Wesens erwerfe, überzeugt, daß all' das fern von der Wahrheit ist, was mit seinem ft sich nicht verträgt. — Das sind meine wahren Ansichten, mit denen ich bt habe, leben und sterben will." — Es war vergebens, gewisse politische Aussiche reizten insbesondere wie z. B.: „Hat der Sohn eines Faßbinders Geist, ith, Klugheit, Thatkraft, unter Republikanern, wo das kriegerische Verdienst Weg zur Größe öffnet, so kann er ein Themistokles, ein Marius werden, Frankreich wird er höchstens ein Cartouche." — So nannte er auch die Hintung Karls I. von England ein für das Wohl des Volkes nöthiges Opfer, in Zukunft Jedem Schrecken einzujagen, der es wagen wolle, die Völker er Willkürherrschaft zu unterwerfen. Auch Friedrich II. äußerte*): „Es ist

*) Raumer Beiträge. II. 540.

kein richtiger Gedankengang im Buch, nur verkehrte Sätze und Fehlschlüsse, geschraubte Dinge und vollständige Narrheit, an deren Spitze die französische Republik stehe." — Selbst Diderot sprach sich gegen das Buch aus, das so viele falschen Grundsätze und Beweise eines schlechten Geschmacks enthalte. Madame du Deffand aber äußerte, das Buch sage nur das offen heraus, was alle Welt insgeheim glaube. Madame de Grassigny behauptete, das ganze Buch sei in ihrem Salon zusammengefegt und zusammengestoppelt aus ihren Unterredungen und den Witzen ihrer Gäste. — Voltaire meinte: „welche Thorheit, am Hofe den Philosophen und unter den Philosophen den Hofmann spielen zu wollen!" Grimm schreibt, sehr Vieles im Buche sei aus Gesprächen mit Diderot entnommen. Daß von Robespierre 1792 Helvetius ein elender Schöngeist, ein sittenloses Wesen genannt und seine Büste im Jakobinerklub in Stücke zerschlagen wurde, ist bekannt.

Aber auch Freunde fand Helvetius trotz des erbärmlichen Gehaltes seiner Arbeit. So war der Geist der Zeit. Das Buch erlebte 50 Auflagen, es wurde in die meisten Sprachen Europas übersetzt. Gottsched meinte in der Vorrede zu seiner Uebersetzung, weil von den Katholiken verfolgt, müsse diese Schrift den Protestanten besonders werth sein. Hume und Robertson priesen sie. Helvetius fand 1764 in England eine glänzende Aufnahme, im nächsten Jahre speiste er an der Tafel Friedrichs II. und wohnte in seinem Palast. Friedrich hatte jährlich 2.000,000 Thaler mehr nöthig und Helvetius richtete ihm in Preußen hiezu das französische Accise-System ein. Der König fand den Charakter des Mannes vortrefflich, wenn auch sein Buch ihn nicht überzeugen könne, das Volk aber verwünschte ihn. Hamann schreibt an Jakobi: „Und so hat der Staat seine eigenen Unterthanen für unfähig erklärt, sein Finanzsystem zu handhaben, und auf diese Weise sein Herz, d. h. die Börse seiner Unterthanen, einer Gesellschaft fremder Schwindler anvertraut, die mit allen seinen Zuständen unbekannt sind." — Auch andere deutsche Fürsten gewährten dem Franzosen die schmeichelhafteste Aufnahme.

Du Bonheur.

Nach Frankreich zurückgekehrt, beschäftigte sich Helvetius mit einem Lehrgedicht in 6 Gesängen über das Glück, das unter den Menschen dann erscheinen würde, wenn diese aufgeklärter ihr Interesse mit dem der Gesammtheit zu vereinigen wissen würden. Seine Verse sind noch geschraubter und unklarer als seine Prosa. Voltaire urtheilte darüber: „Plutus ist nur ein Kammerdiener des Apollo." Niemand liest es heute mehr zu Ende. Nach seinem Tode erschien seine Schrift über den Menschen **), seine geistigen Fähigkeiten und seine Erziehung, in welcher er mit verbissenem Stolz trotz seines Widerrufes auf die Behauptungen in seinem ersten Buche zurückkommt und namentlich seinen Haß gegen das Christenthum ausspricht. Die ihn genau kannten, sagten, er glaube das Gegentheil von dem, was er schreibe, und seine einzige Leidenschaft sei, durch verwegene Behauptungen Ruhm zu erwerben.

Leben u. Sitte.

Die Veränderung im ganzen Leben der Nation war groß — Glanz nach Außen, Mangel an Tiefe im Innern. Diejenigen, welche durch ihren Rang ein Beispiel geben sollten, zeigten, daß sie alle Achtung vor Principien aufgegeben hatten. Das niedere Volk, das gar keine Erziehung hatte, ahmte ihnen nach. Ehrenhaftigkeit war nur noch im Mittelstand, nahm aber auch hier mit jedem Jahre mehr ab. Der Sinn für Sittlichkeit schwand mit jedem Tag mehr.

---

*) Preuß III. 1—35.

**) De l'homme, de ses facultés intellectuelles et de son éducation.

terschied von Rang und Stand nahm ab*). Alle Klassen der Gesellschaft vertigten sich. Die große Rolle spielten aber bald nur die Schriftsteller, sie beschtigten sich der Gesellschaft, und sobald diese den Reiz geistreicher und iger Rede empfunden, mochte sie denselben nicht mehr entbehren. Unter wig XIV. kamen die Gelehrten an den Hof, der damals die Welt war. t nahm die Welt die Schriftsteller in Beschlag: sie verloren an Tiefe, an ft, an Würde, aber sie gewannen an Einfluß und Weltläufigkeit. Früher war sailles, jetzt war Paris der Mittelpunkt geistigen Lebens. Man traf sich in Kaffeehäusern und in den Salons von Damen. Der Genuß des Kaffees e sich seit Ludwig XIV. verbreitet und machte das Gespräch geistig angeer, aber auch die Stimmung reizbarer. Bei der Empfänglichkeit der Franzosen Schönheit und Geist der Frauen bekamen einzelne Damen, welche Gelehrte ihren Salons versammelten, großen Einfluß auf die Bildung und die :atur der Nation. Hier wurden alle wichtigen Fragen durchgesprochen und te sich die öffentliche Meinung. Man darf das Treiben in diesen Salons iner Geschichte des 18. Jahrhunderts nicht übergehen**). Bureaux d'Esprit.

Zuerst versammelte Madame Tencin hervorragende Männer aus allen sen der Gesellschaft in ihrem Hause. Claudine, Alexandrine Guerin, Marquise Tencin, stammte aus einer angesehenen Familie zu Grenoble (geb. 1681), e sie fürs Kloster bestimmte, für das sie aber weder paßte noch Neigung . Mit ihrem Geist und ihrer Beredtsamkeit erreichte sie es, daß sie dasselbe ssen durfte, und ein Canonicat in Neuville bekam. Aber auch hier behagte r nicht, sie wußte Lossprechung von jedem Gelübde zu erlangen, begab sich Paris, wo sie durch ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Gewandtheit hervorrde Männer eroberte — zuerst Fontenelle, dann Bolingbroke, endlich ois, den sie vollkommen beherrschte, und der sie reich und ihren Bruder Cardinal machte. Sogar der Herzog von Orleans lag einige Zeit in Banden, doch ihr Eifer für Politik nahm ihm wieder die Neigung zu ihr. ge Zeit hindurch waren Beförderungen und Ehren nur durch sie zu erlangen. Tod Dubois und des Regenten machte ihrem politischen Einfluß ein . Ludwig XV. bekam Gänsehaut, wenn er nur ihren Namen nennen hörte, ichte aber nicht ihren Einfluß auf die Gesellschaft. Noch immer war sie , daß sie Männer fesselte, 1726 erschoß sich ein Staatsrath Fresnay in Wohnung. Sein Testament enthielt Anklagen gegen sie und sie kam in rsuchung, aus der sie sich aber glänzend herauszuwinden wußte. 1731 fing wieder in Paris an ein großes Haus zu machen, die ersten Geister ihrer trafen sich hier und sie herrschte wie eine Königin über sie. Ihr Eifer war d, daß Montesquieus Buch über den Geist der Gesetze schnell in Paris veret wurde. Ihr feiner und zugleich herrischer Geist hielt die Männer in den anken, denen sie hin und wieder auch tüchtige Lehren gab. So sagte sie zu montel: „Der ist unglücklich, der Alles von seiner Feder erwartet. Ein ihmacher kann sicher auf sein Brod rechnen, aber nicht ein Schriftsteller!" Den Einfluß der Frauen auf die Literatur bezeichnet der Rath, den sie n andern Schriftsteller gab: „Verschaffen Sie sich lieber Freundinen, als Tencin

*) Duclos, Considérations sur les Moeurs de ce siècle. 1751. p. 101.
**) Henry Martin, Hist. de France. XV. 329—30.

Freunde!“ Zu Fontenelle sagte sie auf seine Brust deutend: „Hier haben Sie kein Herz, sondern nur Hirn.“ Sie war selbst Schriftstellerin und einer ihrer Romane*) wird wegen der Kraft der Leidenschaft, der Einfachheit und der Naturwahrheit der Darstellung und der ergreifenden Wirksamkeit einzelner Scenen heute noch von französischen Literarhistorikern als die beste Leistung der französischen Schriftstellerinnen im 18. Jahrhundert bezeichnet**) Die Tencin starb 1749, ihr Scepter war schon an die Geoffrin übergegangen, die ihr nachfolgte wie eine Bürgerliche einer Königin.

Marie Therese Rodet, geb. zu Paris 1699, vermählte sich in ihrem
Geoffrin. 14. Jahr einem reichen Bürger Geoffrin, der nach seinem frühen Tod ihr ein großes Vermögen hinterließ. Sie hatte in ihrer Jugend wenig Bildung erworben, aber angeborener Reichthum und Feinheit des Geistes und Umgang mit [illegible] bildeten ersetzten bald diesen Mangel und ihre Herzensgüte und die edle Art, wie sie ihren Reichthum verwendete, gewannen ihr rasch Einfluß. In ihrem Hause traf man die ersten Männer Frankreichs, und Fremde meinten, sie wären nicht in Paris gewesen, wenn sie nicht bei der Geoffrin Zutritt gefunden hätten. Am Montag war bei ihr Diner für Künstler und Kunstfreunde, am Mittwoch für Philosophen. Die Unterhaltung war belebt; noch ehe sie in Hitze und Streit auszuarten drohte, gab sie mit feinem Gefühl der Rede eine andere Wendung und hielt die Geister in Schranken. Wer einmal bei ihr Zutritt gefunden, der durfte in der Noth ihrer Hilfe versichert sein. Sie selber sagte, sie habe eine Neigung zum Verschenken (humeur donnante). Eines Tags hört sie, daß der Graf Stanislaus Poniatowsky wegen Schulden in's Gefängniß komme; — augenblicklich befriedigte sie seine Gläubiger. Bekanntlich wurde er später König von Polen. Ein ander Mal sieht sie ihre Milchfrau in Thränen, weil sie eine Kuh verloren hat. Sie kauft ihr sogleich zwei, eine um ihren Verlust zu decken, und die andere, um für ihren Kummer zu trösten. Auf die armen Gelehrten regnete es Geschenke, Kleider, Möbel, Geld. Sie gab und stachelte Andere zur Wohlthätigkeit; sie selber lebte sehr einfach. Begreiflich, daß ihr Name durch Europa flog. Als Poniatowsky König wurde, ließ er „seiner Mutter“ keine Ruhe, bis sie nach Warschau zu ihm zu Besuch kam. Der ganze polnische Adel fuhr und ritt ihr entgegen und führte sie wie im Triumph in's Schloß. Stanislaus hatte in Warschau ein Haus bauen lassen, das ganz demjenigen glich, welches sie in Paris besaß, damit sie sich heimisch fühlen sollte. Die Kaiserin Katharina lud sie zum Besuch nach Rußland. Aber auch die große Kaiserin-Königin empfing sie in Wien mit Auszeichnung. Maria Theresia zog sie zur Tafel und zeigte ihr ihre Gemächer. Die Geoffrin bat, ob sie in deren Oratorium eine Lücke ausfüllen dürfe, und als Maria Theresia es ihr gewährte, sandte sie ihr ein prachtvolles Gemälde von Carlo Marotto, wofür Maria Theresia als Gegengeschenk ein kostbares Porzellanservice sandte. Ganz Paris unterhielt sich von den Begebenheiten ihrer Reise. Die Franzosen waren stolz auf die Auszeichnung, die ihren Schriftstellern und ihren geistreichen Damen von den auswärtigen Mächten zu Theil wurden. Wie schmerzlich ihr Hingang betrauert wurde, zeigt der Brief d'Alemberts an Friedrich II., worin er seine Einsamkeit bejammert, während ihn sonst die Freundschaft der Geoffrin tröstete, bei der er früher die Abend- und Morgenstunden zubrachte: — jetzt seien alle seine Arbeiten nur Flickwerk. — Zutritt in Versailles hat die Geoffrin nie gefunden, ein Beweis, wie unklug und [illegible] die damalige Regierung war***.)

*) Mémoires du comte de Comminges.

**) Villemain, Tableau du 18. Siècle p. 95. — Asse in der Biographie générale V[illegible]

***) Camille Lebrun in der Biographie générale 20. Thomas schrieb eine [illegible] Mad. Geoffrin.

Minder liebenswürdig und gemüthvoll war Marie de Vichy-Chambrond,
arquise du Deffand. Sie stammte aus einer edlen Familie in Burgund Du Deffand.
) äußerte früh ungewöhnliche Gaben, aber auch religiöse Zweifel. Ihre Ver-
ndten sandten den berühmten Massillon, um sie zu belehren, der aber wenig
richtete und über ihren Geist und ihre Schlagfertigkeit staunte. Ihre Eltern
mählten sie 1718 mit einem Marquis du Deffand. Die Ehe war unglücklich
) wurde bald getrennt. Schön und verführerisch stürzte sich die du Deffand in
Genüsse der Welt. Ihr hoher Name, ihre Verwandtschaft, die Ueberlegenheit
:s Geistes warfen einen Schleier über die Verirrungen ihrer Jugend. Als sie
:n Salon eröffnete, fanden sich bald die ersten Männer der Zeit ein. Auch
taire gehörte zu denen, welche in Prosa und Versen ihrer Schönheit und ihrem
ist schmeichelten. Fürsten, fremde Gesandte, Minister, Schriftsteller waren
ner in ihrem Haus zu finden. 1753 wurde sie blind. Sie nahm ein Fräulein
ra Franzisca d'Espinasse zur Gesellschafterin. Die Espinasse war ein d'Espinasse.
heliches Kind einer vornehmen Dame, die ihr eine glänzende Erziehung gab,
als Schützling in ihr Haus aufnahm, ohne sich jedoch je als ihre Mutter zu
nnen. Die Gräfin Alban starb rasch weg, ohne Etwas für ihre Tochter thun
können, und die Espinasse befand sich in der größten Noth, als ihr die du
fand die Stelle einer Gesellschafterin anbot. Einige Zeit hindurch waren beide
einander zufrieden. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Die du Deffand
geistreich, aber hochmüthig und boshaft. Sie verwandelte Tag in Nacht,
ef den ganzen Tag, und ließ sich während der Nacht vorlesen. Der Dienst
anstrengend. Die Espinasse hatte eine hübsche Gestalt, war aber blatter-
big, aus ihrem seelenvollen Aug' und durch ihre melodische Stimme jedoch
ich eine feinfühlige schwunghafte Seele. Bald gefiel die Vorleserin der Ge-
schaft mehr als die Herrin, namentlich war d'Alembert gefesselt von der
nerin. Mehrere der Gäste kamen eine Stunde früher, als die du Deffand sie
artete, und blieben im Zimmer der Espinasse. Als die Marquise dies hörte,
es zum Bruche. Die Espinasse war mittellos, allein durch den Herzog von
iseul erlangte sie einen Jahresgehalt vom König, die Geoffrin gab ihr einen
alt von 3000 fl., die Herzogin von Luxemburg kaufte ihr ein ganzes Ameublement
so eröffnete sie 1764 ihren eigenen Salon und bezauberte die Besucher durch
Weite und Feinheit ihres seltenen Geistes. Wenn sie sprach, vergaß man die
lichkeit ihres Gesichtes. Sie hatte ein Herz voll Liebe und suchte Gegenliebe,
immer fand sie sich in der ehrgeizigen Hoffnung betrogen, daß ein hervor-
nder Mann um ihre Hand werben werde. Zuletzt setzte sie ihre Hoffnung auf
Marquis de Mora, den Sohn des spanischen Gesandten, aber seine Familie
dann sein Tod traten der Vermählung entgegen. Ein Herr Guibert, auf den
noch Hoffnung gesetzt hatte, gab seine Hand einer Anderen und so viele Ent-
chung verzehrte diese brennende Seele, die Marmontel wegen ihres reichen
stes und ihrer leicht erregbaren Phantasie eine zweite Sappho nannte. Sie
1776. „Ach wäre sie 15 Jahre früher gestorben, sagte die du Deffand, sie
mir d'Alembert nicht weggenommen." Dieser war der stete Verehrer und
seinem Brief vom 14. November 1776 an Friedrich II. gesteht er seinen
mer, wie er sich allein in der Welt finde, auf ewig des vorzüglichsten Gegen-
des seiner Zuneigung beraubt, und wie seine Seele dann in Schmerz in sich
:sinke, und wie er nur das Leere sehe, das sie umschließe und niederbeuge.
ihren Briefen an Guibert fand er die ihm schmerzliche Bemerkung: „d'Alem-
s Gegenwart drückt auf meine Seele und macht mich mit mir selber gram.
fühle mich unwürdig seiner Freundschaft und seiner Tugend;" — aber kein
t, was auf Liebe hinwies. Die du Deffand suchte sterbend Trost in der

Religion, nur verlangte sie vom Pfarrer, er solle sie um Nichts fragen, und solle keine lange Rede an sie halten. Sie starb 24. September 1781*).

Aber auch andere Damen eröffneten sogenannte Bureaux d'Esprit. Madame Epinay. Necker empfing jeden Freitag Gäste. Madame Epinay versammelte 25 Jahre hindurch einen Kreis von Schriftstellern um sich, sie selbst schriftstellerte; ihr Buch, Conversations d'Emilie, wurde sogar von der Akademie gekrönt als ein sehr nützliches Werk für weibliche Erziehung. Der Stil ist rein, aber etwas kalt. Ihre Denkwürdigkeiten, ein Roman nach Art von Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben, enthalten sehr wichtige Beiträge für die Geschichte der damaligen Houdetot. Geistesrichtung**). Nicht minder ist ihre Schwester, die Gräfin Houdetot (geb. 1730, gest. 1813), als Dichterin und Freundin geistreicher Gesellschaft bekannt. Rousseau schwärmte namentlich für sie und das Bild der Julie in der Heloise Quinault ist durch seine Leidenschaft für sie hervorgerufen. Die Schauspielerin Quinault (geb. 1700, gest. 1783) preist selbst Voltaire wegen ihrer liebenswürdigen und weisen Kritik seiner Dramen. Mitten auf dem Tische, um welchen sie Dichter, Gelehrte, Naturforscher versammelte, war immer ein Tintengeschirr, um witzige Einfälle, Gedichte, die der Augenblick eingab, sogleich niederzuschreiben.

Die Schriftsteller waren also die mächtigsten Männer der Zeit und geistreiche und schöne Damen schwangen über sie wie Feen einen Zauberstab. — Sittlich Zeitrichtung. besser war man hier nicht, als in Versailles, aber offener. Dort war der schreiende Widerspruch, indem man sich zugleich auch immer religiös geberdete; hier sagte man sich keck von jeder Religion los. Verachtung der Kirche war zur allgemeinen Leidenschaft geworden. Man war rastlos bemüht, die Seelen, die noch glaubten, dieses ihres Inhalts zu berauben, in großen Büchern und kleinen Flugblättern den Unglauben als allein vernünftig, schön und reizend darzustellen. — Philosophie war so viel als nicht an Gott und an Unsterblichkeit glauben und bald wollte Jeder ein Philosoph sein. Diejenigen, welche noch am Glauben festhielten, scheuten sich ihn öffentlich zu bekennen. Daß die Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen könne, bedachten die Wenigsten. Der Adel, welcher das bestimmteste persönliche Interesse hatte, am alten Glauben festzuhalten, ging im Unglauben voran und machte aus der Gottlosigkeit einen Zeitvertreib für sein müßiges Dasein: Herzoge und Grafen schützten die Schriftsteller, welche am kecksten das Bestehende angriffen: diese wurden von der Regierung geräuschvoll, aber unwirksam angegriffen. Die Verfolgung schien mehr die Absicht zu haben, sie zum Schreiben anzuspornen, als sie davon abzuhalten. Man hat mit Recht bemerkt, daß volle Preßfreiheit der Kirche bei weitem nicht so nachtheilig gewesen wäre***). In England sind dieselben Ge-

*) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. Tome I. Rousseau, Confessions [illegible] Desnoirestierres in der Biographie Générale. Band 13.

**) Mémoires et correspondances de Mad. d'Epinay, renfermant un grand [illegible] de lettres inédites de Grimm, de Diderot et de J. J. Rousseau, ainsi que des [illegible] très curieux sur les liaisons de l'auteur avec les personnages les plus célèbres [illegible] dix-huitième siècle. Paris 1818. 3. Vol.

***) Tocqueville. Das alte Staatswesen und die Revolution. Leipzig 185[illegible] B. III. Kap. 2.

iken gegen die Religion ausgesprochen, aber eifrig bekämpft und schließlich der Gesellschaft verworfen worden — die Regierung hat sich nicht einge- ht. In Frankreich galt der Haß der Kirche, weil sie als die Schützerin der ichteten Regierung dastand. Sobald sie gelähmt war, kam der Staat an die he. Mit unpraktischen Ideen waren alle Köpfe erfüllt, weil alle Theilnahme Volkes an der Regierung aufgehört hatte. Keine Erfahrung reinigte die orien. Die bestehenden Thatsachen wurden gering geschätzt, dagegen beherrschte ungemeine Zuversicht auf sich selber alle Köpfe. Sie glaubten, es sei etwas htes, nach ihren Theorien die ganze Gesellschaft umzugestalten und unser chlecht neu zu beleben.

Die ganze literarische Bewegung ist nur ein Zeichen des krankhaften tandes, in welchem sich das französische Volk damals befand. — Fremde rkten eine Veränderung im französischen Nationalcharakter. Walpole, der n des Ministers, findet bei seinem Aufenthalt in Paris, die fröhliche Be- ichkeit sei verschwunden, ans Lachen dürfe man gar nicht mehr denken. Die nzosen trügen Philosophie, Literatur und Freigeisterei zur Schau. „Mit ersterer ßte ich mich nie, der zwei anderen bin ich längst müde. Freidenkerei ist Sache eigenen Beliebens, paßt aber nicht für die Gesellschaft. Uebrigens hat man eder Gewißheit erlangt, oder weiß, daß dies nicht möglich ist. Und was ere betrifft, so glaube ich, es stecke eben so viel Bigotterie dahinter, ob man erede, eine Religion anzunehmen oder zu verlassen. Ich speiste heute mit n Dutzend Gelehrter und das Gespräch wurde, obschon alle Bedienten zugegen n, selbst über das alte Testament viel zwangloser geführt, als ich es an em eigenen Tisch in England dulden würde, wenn auch nur ein einziger i anwesend wäre *)." — „Die Männer, fährt Walpole fort, wollen zuerst Gott dann den König zu Boden haben, — ein Werk, an dem Jung und Alt, Männer Weiber auf das eifrigste arbeiten. Die Männer im Allgemeinen sind lang- ig und geistlos, eitel und unwissend; sie tragen Ernsthaftigkeit zur Schau, sie das für philosophisch und englisch halten." — Ueber die Philosophen ht Walpole schlimm, sie seien oberflächlich, anmaßend, absprechend und fanatisch, im höchsten Grade unangenehm und völlig unerträglich. Sie predigen unauf- ch und zwar den baarsten Atheismus. Sie haßten die Priester, sähen aber einen Altar zu ihren eigenen Füßen, weßhalb es viel angenehmer sei, sie esen, als mit ihnen umzugehen. Selbst Voltaire genüge ihnen nicht mehr. Eine Jüngerinen habe von ihm gesagt, er sei ein Frömmler, das heißt ein Deist. e Männer geberdeten sich nämlich nur als Atheisten, weil es Mode sei, und icht zu widersprechen wagen. Die Wirkung, welche diese Lehren für Viele n, schildert Walpole bei einem späteren Ausfluge nach Paris 1771: die Kirchen leer, sie glichen verlassenen und zur Zerstörung bestimmten Theatern, der ngel an Andacht sei auffallend, die Geistlichen gingen einher, wie wenn nicht e mehr ihres Bleibens wäre **).

Veränderung im Nationalcharakter.

Die Philosophen.

Die reichste Thätigkeit unter den sogenannten Philosophen entfaltete ltaire. Er war in Ferney reich, unabhängig wie ein König und bei seiner

Voltaire.

*) Walpole, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georgs II. u. III. Einl. S. 122.
**) Walpoles Denkwürdigkeiten. Einleitung (das achtzehnte Jahrhundert in Walpoles fwechsel) S. 125—135.

seltenen Lebenskraft und Frische auch in hohen Jahren für die Zwecke de Partei fieberhaft thätig. Flugschriften, Gedichte, Romane, philosophische Arbeite strömten aus seiner Feder. — Gedruckt wurden sie bald in der Schweiz, bal in Holland, viele unter fremdem Namen, oft längst Verstorbener, denn Voltair meinte: „ich bin ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vo Märtyrerthum" — und schrieb an d'Alembert: „Melden Sie mir ja, sobal die geringste Gefahr droht, damit ich das Werk in allen öffentlichen Blätter mit meiner gewohnten Unschuld und Ehrlichkeit abläugne." — In stre wissenschaftlicher Form philosophische Ansichten mitzutheilen, war nicht Voltai Sache — das noch am meisten zusammenhängende Werk ist sein philosophisch Wörterbuch. — Der „Patriach von Ferney" theilt seine Ansichten mit, wie d der Augenblick bestimmt, bald in Gedichten, bald in Romanen. Bei sei Witz, Muthwillen und seiner Laune, bei der Lebendigkeit und der pack Art seiner Darstellung ist er jedoch mit seinen vielen Schriften viel wirks gewesen, als wenn er in einer einzigen, in strengem Zusammenhang se Anschauungen mitgetheilt hätte*). — Immer frisch und zündend ist er in d Form. Der Inhalt dagegen ist meist nur Wiedergabe der von englischen De schon ausgesprochenen Lehren. Voltaire hat das Erz, welches jene an den T brachten, in kleine Münzen umgeprägt und durch die Welt verbreitet.

Tagesereignisse gaben den Anlaß zu seinen Schriften. Am 1. November 17 erfolgte das Erdbeben, welches Lissabon größtentheils zerstörte. Wir wissen a Göthe, welch' tiefen Eindruck es in Deutschland hervorbrachte. Wir lesen i

Lissabon. Walpoles Denkwürdigkeiten, daß es die Gemüther in England mit Schre erfüllte: London werde das gleiche Loos treffen, denn es fehle nicht an Sün Ein verrückter Soldat verkündigte den Untergang der Hauptstadt und die verließen Schaarenweise London, um die verhängnißvolle Nacht auf Boote Feld und in Kutschen zuzubringen. Die Frauen ließen sich Erdbebenmäntel ma um sich warm zu halten, weil sie außer dem Haus wachen mußten. In Erwa tung des Untergangs spielten die Leute, so daß ein Geistlicher ausrief: „Ein gottloses Volk. Ich glaube, daß wenn die Trompete des jüngsten Gerichts er sie würden wetten, man blase zu einem Puppenspiel." — Uebrigens hatte Aufregung die Folge, daß die Maskenbälle abgeschafft wurden, um die himmli Langmuth nicht zu ermüden. — Voltaire gab das Ereigniß Anlaß**), die Lehre

Candide. Leibnitz von der besten Welt zu verhöhnen in seinem berühmten Roman Cand oder die beste Welt, der Geschichte eines westfälischen Barons, der in der Le des Leibnitz erzogen, nach Reisen durch die halbe Welt und Schicksalen aller zur Ansicht kommt, man muß arbeiten ohne viel zu grübeln, so allein kann das Leben erträglich finden. Es geht einmal in dieser Welt bunt durcheinand Es ist nothwendig, daß es Verbrechen und Unglück gibt, gäbe es nur Gutes u nichts Böses, so wäre diese Erde eine andere Erde, eine andere Ordnung de Dinge. Gott hat gemäß seiner unendlichen Macht eine unendliche Menge vo Welten geschaffen, deren keine der anderen gleichen kann. Vollkommen ist nur die

---

*) Strauß, Voltaire IV.

**) Zunächst zu einem Gedicht Désastre de Lisbonne, dann zu Candide ou l'Opti misme. Genève 1754.

he der Aufenthalt des höchsten Wesens selber ist, dem das Böse sich nicht :n darf. Dies ist die Lehre in der Erzählung Zadig oder das Geschick, und Memnon oder die menschliche Weisheit wird geradezu behauptet, unser)all sei unter den hunderttausend Millionen der unterste, nahezu eine Art Toll- | des Universums. — Im Naturmenschen ist die Schilderung des Gegensatzes schlichten gesunden Menschenverstandes zur Verschrobenheit der Sitten und zur stelei des Glaubens der Hauptzweck. Ein nach Europa verschlagener Hurone nt durch das, was ihm in Frankreich begegnet, zur Ueberzeugung, daß in it und Kirche Alles auf den Kopf gestellt sei. — Ein Justizmord, den das ament in Toulouse 1762 sich zu Schulden kommen ließ, gab Voltaire den Anlaß einer beredten Schrift über die Toleranz *). Ein protestantischer Kaufmann, ı Calas, wurde gerädert, weil das Volk glaubte, er habe seinen eigenen n, der sich wahrscheinlich selber erhängt hatte, darum umgebracht, daß dieser katholisch werden wollen. Die ganze Verhandlung war übereilt. Ein jüngerer ı des ungerecht Hingerichteten flüchtete nach der Schweiz und durch ihn erhielt aire Nachricht von dem ganzen Proceß. Eine fieberhafte Erregung ergriff er schrieb Briefe an alle Welt, und erreichte es wirklich 1765, daß das eil umgestoßen, der Hingerichtete sammt seiner Familie unschuldig erklärt letzterer eine Entschädigungssumme von 36,000 Livres zuerkannt wurde. aire findet in seiner Schrift die Wurzel der Intoleranz im Christenthum , obwohl er, um sich zu decken, Jesus selber als Muster wahrer Duldsamkeit :llt, und den Christen zuruft: „Wollt ihr würdig sein eures Meisters, so :t Märtyrer, aber keine Henker!" Er preist die Griechen und Römer, die ings gegen Andersgläubige duldsam waren, weil sie deren Götter in ihren :rkreis aufnehmen konnten. Nur gegen die Christen waren sie nicht tolerant, hier war der Glaube an einen Gott, der die anderen Götter ausschloß. Der be an einen einzigen wahren Gott verwirft die anderen Götter als nichtig, in sofern ist allerdings im Christenthum eine gewisse Ausschließlichkeit, aber)em Glauben soll die Liebe Hand in Hand gehen. Bei Voltaire hat das t Toleranz jedoch nur die Bedeutung der Duldung Andersgläubiger, weil es allen Religionen Nichts ist. Er verhöhnt es, Andere zu seinem Glauben)erziehen zu wollen, da Gott selbst seine Sache am besten führen werde, weil nnerlich zu gar keiner Kirche sich bekennt. Ein anderer Justizmord gab aire bald Anlaß, von neuem als Vertreter der Gerechtigkeit gegen Verfolgungs- aufzutreten. Bedrohte wandten sich von allen Seiten an ihn, er ver- wie ein König über die Philosophen und ihren Anhang. Vernunft und ranz war der Ruf, der von Ferney ausging und durch ganz Europa wieder- :! Voltaire schrieb damals an d'Alembert das bittere Urtheil über seine sleute: „Ich begreife nicht, wie denkende Wesen in einem Land von Affen :n mögen, die oft zu Tigern werden. Was mich betrifft, so schäme ich mich, nur an der Grenze zu wohnen."

Zadig. L'Ingenu Ueber Toleranz

Fragen wir nach dem Kern der Lehren, welche Voltaire von Ferney aus vielen Schriften und Flugblättern verbreitete, so ist es zunächst die Lehre, ein Gott ist. Doch ist ihm der Glaube an ihn nicht Bedürfniß des Gemüthes, rn Ergebniß des Denkens. Der kosmologische und physikotheologische Beweis ı für ihn volle Kraft. Alles, was in der Welt ist, hat Sein und Bewegung von sich, sondern von einem Anderen und dieses wieder von einem Anderen. : Betrachtung führt zuletzt auf ein Wesen, welches sein Dasein aus sich selber

Lehre von Gott.

*) Traité sur la tolérance à l'occasion de la mort de Jean Calas. 1762.

hat, nothwendig ist und immer gewesen, und Ursprung aller Dinge ist. Ich bin, also muß von aller Ewigkeit her Etwas vorhanden gewesen sein; wäre dieß nicht der Fall, so wäre das All' durch ein Nichts entstanden. Ich bin bewußt und vernünftig, also muß es ein ewiges Vernunftwesen geben. Die Atheisten kann man mit dem Wort widerlegen: „Ihr seid, also gibt es einen Gott*)." Sehr oft und in verschiedener Weise bringt Voltaire den physikotheologischen Beweis vor**): wie wir beim Anblick einer Uhr auf das Dasein eines Uhrmachers schließen, so müssen wir beim Anblick der bewunderungswürdigen Welt an einen schaffenden Meister denken — und dieser Werkmeister muß die höchste Weisheit und ewig sein. Die Welt ist mit Intelligenz gemacht, also ist sie von einer Intelligenz gemacht. — Auch der Nützlichkeitsbeweis wird von ihm geführt: ohne den Glauben an Gott kann keine Gesellschaft bestehen, er ist also eine Nothwendigkeit; wir wären im Elend ohne Hoffnung, im Laster ohne Gewissenspein. Die Gesetze müssen uns vor offenkundigen Verbrechen schützen, die Religion vor geheimen. An den Prinzen Heinrich von Preußen schreibt Voltaire sogar den berühmten Satz: „wenn Gott nicht vorhanden wäre, so müßte man ihn erfinden, aber die ganze Natur ruft uns zu, daß er vorhanden ist." Sagt uns die Natur, daß ein allmächtiger weiser Gott ist, so lehrt uns die Gesellschaft, daß er ein gerechter Vergelter von Lohn und Strafe sein müsse. Mehr wagt Voltaire nicht von Gott auszusagen. Einmal äußert er sich sogar: „Ich glaube, daß es ein intelligentes Wesen, eine bildende Kraft, einen Gott gibt. Ueber alles Weitere tappe ich im Finsteren. Heute behaupte ich eine Idee, morgen zweifle ich daran, übermorgen läugne ich sie und jeden Tag kann ich mich irren. Alle ehrlichen Philosophen, wenn sie einmal von der Leber weg sprechen, haben mir gestanden, daß es ihnen nicht anders gehe***)."

Ursprung des Uebels.

Nicht weniger schwankend ist Voltaire in der Frage, woher das Uebel in der Welt. Zuerst läugnete er optimistisch das Uebel, es gebe eigentlich keines, die besonderen Uebel bildeten das allgemeine Beste. Seit 1755 erklärte er die Frage nach dem Uebel†) für ein unentwirrbares Gewirr, aus dem es keine Lösung gebe, als im Glauben an die Vorsehung. Das höchste Wesen sei stark, wir sind schwach, jenes unendlich, wir nothwendig beschränkt. Der einzelne Strahl sei Nichts gegen die Sonne, wir müßten uns nur demüthig der höheren Klarheit unterwerfen, die uns in der Dunkelheit der Welt aufhelle. Ob Alles gut oder schlecht sei, wir sollen so handeln, daß Alles besser werde††). — In der Frage nach der

Natur der Seele.

Natur der Seele und ihrer Unsterblichkeit blieb Voltaire in ewigem Schwanken begriffen. Seine eigentliche Herzensmeinung ist†††): „Wir wissen durchaus nicht, weder was uns leben, noch was uns denken macht. Ob die Seele Geist oder Materie ist, ob sie bei unserer Geburt aus dem Nichts hervorgeht, ob sie in uns lebt in Ewigkeit — was sind diese Fragen, die so erhaben scheinen? Nichts Anderes, als die Frage eines Blinden an einen anderen Blinden, was das Licht sei." — Von der Annahme der selbständigen materiellen Natur der Seele ab

*) Vous existez, donc il-y-a un Dieu. Homélie sur l'Athéisme.

**) Im Briefe gegen Holbach, im Traité de Métaphysique, im Philosophe ignorant. Im Dict. philos. heißt es: Je ne vois dans la nature comme dans les arts que des causes finales. Il n'y-a-point de nature, il n'y-a-que de l'art.

***) Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer, mais toute la nature nous crie qu'il existe. Oeuv. (Gothaer Ausgabe) vol. 54. S. 418.

†) Tout est bien und Tout en Dieu im philosophischen Wörterbuch.

††) Que tout soit mal ou bien, faisons que tout soit mieux. Désastre de Lisbonne.

†††) Artikel Ame im philosophischen Wörterbuch.

die Betrachtung ab, wie Denken und Essen in naher Beziehung stehen*); ...nne nicht zwei Wesenheiten in sich annehmen, eine, welche denkt, und eine, ...e verdaut. Folgerichtig durchgeführt müßte nach Voltaire derjenige, welcher ...esten verdaut, auch der beste Denker sein. — Ihn stört ferner die Betrachtung: ...e, die eine immaterielle Seele annehmen, sind daher auch genöthigt zu sagen, ...eele denke unaufhörlich." „Aber denken wir auch, wenn wir tief und gesund ...en? Denkt der Ohnmächtige, der sich in Wahrheit in einem vorübergehenden ...befindet; wenn aber der Mensch nicht denkt, so ist es ein Widerspruch, in ...eine Substanz anzunehmen, deren Wesen das Denken ist" — als ob alle ...gkeit der Seele immer aus der Tiefe auf die Oberfläche des Bewußtseins ... — Seine ganze Anschauung von der Seele ist flach. — Gern hätte er ...r hie und da an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt, denn der Gedanke an Unsterblichkeit. ...Vergeltung ist ja nach ihm zu einem gesunden Zustand der menschlichen ...schaft eben so nöthig, als der Glaube an einen Gott, der das Gute belohnt ...as Böse bestraft. „Lande, wer kann, ruft er einmal aus; wer aber sagt, ...wimmt vergebens, es gibt keinen Fuß Land, entmuthigt euch und raubt mir ...räfte**)." — Diese Flachheit der Auffassung hängt mit der Annahme, die ...erfahrung sei lediglich Anfang und Grund aller Erkenntniß, mit der ...ung aller angebornen Ideen zusammen. Eng damit ist die Läugnung der ...sfreiheit verbunden, auf welche Voltaire schließlich kam, nachdem er früher ...aller Schwierigkeiten an Gott und Vorsehung glaubte. Derselbe Voltaire, Determinismus. ...r im Briefwechsel mit Friedrich II. als Vertheidiger des freien Willens ...t, belobt in seinen späteren Jahren***) den vollständigsten Determinismus: ...e Ideen treten mit Nothwendigkeit in mein Gehirn; wie kann also mein ... der von diesen Ideen abhängt, zugleich von einer Nothwendigkeit abhängig ...ch unbedingt frei sein." — Ist aber bei der Unfreiheit des Willens, beim ...el angeborner Ideen nicht jedes feste Princip der Moral in Frage gestellt? ...ein, meint Voltaire. Zwar bringt Niemand bei seiner Geburt den Begriff ...echt und Unrecht mit auf die Welt, aber die menschliche Natur ist so ...ichtet, daß Allen in einem gewissen Alter diese Wahrheit sich herausbildet †). ...atura sibi consona, die Natur steht überall mit sich im Einklang. Das ... der Gravitation wirke auf alle Sterne, wie es auf einen Stern einwirkt, ... die ganze Stoffwelt; so wirkte auch das Grundgesetz der Moral in gleicher ...uf alle Menschen und Völker. Es gebe tausend Abweichungen in der An...ng und Auslegung dieses Gesetzes, aber der Grund sei überall ein und ...e; er ist die Idee von Recht und Unrecht. Sobald wir wissen, daß zwei mal ...ier sind, haben wir auch den Begriff von Recht und Unrecht. Alle Philosophen ...oroaster bis auf Shaftesbury sind, so verschieden sie auch sonst denken ...n, in der Sittenlehre immer übereinstimmend gewesen ††). Die Moral sei ... bei allen Menschen, also komme sie von Gott. Der Inbegriff derselben ...Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben. — Thue ...Nächsten, was du willst, das er dir thue †††)."

Die Moral ist ewig, meint Voltaire, aber die Religionen sind Menschen... Voltaire spricht sich, wo er kann, gegen jede positive Religion aus, ins...

*) Philos. ignorant.
**) Oeuvres XXXIX. S. 139.
***) Namentlich im Philosophe ignorant.
†) Schreiben an Friedrich 11. October 1737.
††) Philosophe ignorant. Cap. 36.
†††) Oeuvres XXXVI. S. 102.

Religionshaß.

besondere gegen das Christenthum. Wo er noch am gemäßigtsten ist*), da stellt er Christus über alle Morallehrer des Alterthums und läßt ihn sagen, er habe [illegible] eine Religion stiften wollen. Schon in seiner Epistel an Urania 1723 faßt er Alles zusammen, was er gegen das christliche Dogma zu sagen vermag, indem er es verzerrt. Dort gesteht er offen:

> Vernimm, Allmächtiger, zu dem ich flehe,
> Vernimm auf Deinem Himmelsthron die Stimme,
> Die offen Dir der Seele Leiden klagt.
> Mißfallen kann Dir mein Unglauben nicht,
> Denn offen liegt mein Herz vor Deinen Augen:
> Der Wahnsinn lästert, ich verehre Dich.
> Nicht einen Christen zwar darf ich mich nennen,
> Denn wär' ich's, würd' ich Dich noch lieben können!

und schließt mit der Moral:

> Gedenke, daß des Höchsten ew'ge Weisheit,
> Mit eig'ner Hand der heiligen Natur
> Religion Dir tief in's Herz geschrieben.
> Glaub' mir, daß Deines Geistes lautern Freimuth
> Sein ewig unversöhnter Haß nicht trifft;
> Glaub', daß vor seinem Thron stets überall
> Das Herz des Guten kostbar ist; ja, glaub mirs,
> Daß ein bescheidener Bonz, ein milder Derwisch
> Vor seinen Augen eher Gnade finden,
> Als ein unbarmherziger Jansenist,
> Und als ein Priester, den die Herrschgier stachelt.
> Und was auch liegt d'ran, unter welchem Titel
> Wir zu ihm flehen? Jede Huldigung
> Nimmt väterlich er auf und keine ehrt ihn.
> Ein Gott bedarf nicht uns'rer Andacht; können
> Wir ihn beleidigen, ist's durch böses Thun.
> Denn nur nach unseren Tugenden, mit nichten
> Nach unseren Opfern, wird der Herr uns richten.

Bei dieser Ansicht vom Christenthum blieb Voltaire, obschon er, um [illegible] zu täuschen, hin und wieder zum Abendmahl ging, ja sich sogar zum [illegible] Vater der Kapuziner im Lande Gex ernennen ließ. Es war das eines [illegible] unwürdige Possenspiel, wenn er sich, 74 Jahre alt, obschon kerngesund, in's [illegible] legte und für todtkrank ausgeben ließ, nur um durch diese Täuschung die Sacra[illegible] zu erlangen, und dann munter aus dem Bett sprang und sich über die [illegible] und die Sacramente lustig machte. Der Aufenthalt in Ferney ist die Zeit [illegible] ein Angriff gegen die Kirche auf den andern folgte**), unter dem gleichen [illegible] mit falschen Namen und Büchertiteln, bald sollte Bolingbroke kurz vor [illegible] Tode seine religiösen Ansichten kurz zusammengefaßt, bald die Almoseniers [illegible] Königs von Polen die Erklärung der Bibel zusammengeschrieben haben. [illegible] ihm der göttliche Stifter unserer Religion ein Mythus, bald ein ländlich[illegible] Sokrates, doch stellt er den Kongfutse entschieden höher. Was Voltaire an Chr[illegible] gefällt, ist sein Auftreten gegen die Priester. Uebrigens versichert er wieder[illegible]

Kampf gegen die Kirche.

---

*) Im Artikel Réligion im Dictionnaire philosophique.

**) Le Sermon des Cinquantes (1761), Extrait des Sentiments de Jean Me[illegible] Quéstions sur les Miracles (1765), Examen de Mylord Bolingbroke (1767), Die[illegible] Hommes (1769), Collection d'anciens Evangiles (1769), La Bible enfin expliquée [illegible] worin der Haß gegen die Religion sich bis zur Wuth steigert, u. a. m.

Jesus kein Christ war, d. h. daß er keine Religion hat stiften wollen, und er dem Christenthum, wie es seit Constantins Zeiten sich gestaltete, ebenso stand, wie dem Zoroaster oder Bramah, daß das sogenannte Christenthum Platonismus zu seinem Vater und die jüdische Religion zu seiner Mutter :. Die ganze Kirchengeschichte ist ihm nur eine fortlaufende Reihe von Verungen des menschlichen Geistes; er will herausgebracht haben, daß dieser Lehre lieb ungefähr 10.000,000 Menschen geschlachtet worden seien. Die Unenheit geht in diesem Vorwurf mit der Bosheit Hand in Hand. Den Reformatoren wirft Voltaire Unfähigkeit vor: hätten sie Etwas getaugt, so hätten alle Dogmatik bei Seite geworfen und die Moral als die Hauptsache in der igion voran gestellt. Sie seien Kopfhänger gewesen, hätten finstere Sitten und Rede voll Galle gehabt und die Welt in ein Kloster verwandeln wollen. X. wird dagegen von Voltaire gelobt als ein feingebildeter Mediceer; zwar der Luxus seines Hofes Anstoß erregen können, aber die Sitten seien auch einert und die Menschen umgänglicher gemacht worden. Mit den Jahren erte sich Voltaires Haß gegen die Kirche und alle ihre Lehren, neues wie Testament. Als Buffon zum Beweis einer allgemeinen Fluth auf die Massen Muscheln hinwies, die oft auf der Höhe der Berge gefunden werden, meinte aire, sie rührten wohl von Pilgern her, welche sie, von den Kreuzfahrten kommend, dort weggeworfen hätten, oder von Reisenden, die Austern verzehrt n. Er kam deßhalb in Streit mit Buffon und meinte, dessen Naturgeschichte och nicht so natürlich. Später söhnte er sich mit ihm aus und nannte ihn imedes II., wogegen nun Buffon meinte, man werde nie einen zweiten aire finden. In den späteren Briefen an die Vertrauten kommt die Geheimel: écr .... l'inf ... d. h. écrasez l'infâme immer wieder vor. Voltaire einmal gesagt haben: „Ich habe satt, immer wieder zu hören, daß 12 Männer reicht haben, das Christenthum zu begründen. Ich habe Lust zu beweisen, einer genug ist, um dasselbe zu zerstören," ein Beweis, den er schuldig blieb. der Abhandlung „Gott und die Menschen" stellt Voltaire den Satz auf: Anbetung eines Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Wünsche; die achte und verächtliche Theologie entzweit sie. Jaget die Theologen fort und Welt ist ruhig; lasset sie zu und gebt ihnen Ansehen und die Erde ist überemmt mit Blut. Christliche Religion, da sieh deine Wirkung!"

Gegen die Reformation.

Streit mit Buffon.

Soviel von Voltaire als Patriarchen, wie er sich nennen ließ — nun von als politischem Dichter — und seine Wirksamkeit ist hier nicht minder atend*). Freiheit und Gleichheit ist schon in seinen Jugendgedichten seine ng. Darum hat auch die Revolution ihn als ihren Vorläufer gepriesen und ersten Heros ihn in's Pantheon versetzt. Dem Preis der Freiheit gilt eines r schönsten Gedichte, die Ode an den Genfer See. In einem Gedicht auf Justizkammer 1716 fordert der junge Dichter sogar zum Losschlagen auf:

Politische Wirksamkeit.

Verjährter Wahn, Scheu vor den Schatten,
Weich aus dem Herzen! schnöder Trug,
Fort mit dem Schlaf, dem trägen, matten,
Der uns den Geist in Fesseln schlug.
Flamm' auf, o Volk! ein Wetterschauer;
Im Geist durchbrach ich schon die Mauer
Der Unbill: eine Bresche fiel,
Auf laß' das Reich des Unrechts enden!
Ergreif' mit kecken Siegerhänden
Die Freiheit, unserer Sehnsucht Ziel!

*) Voltaire als politischer Dichter. Eine historische Skizze von Adolf Ellissen in den onen. Bd. IV. Leipzig 1847.

Sein Aufenthalt in England gewann Voltaire für die Monarchie, welche von freiheitlichen Einrichtungen umgeben ist. Frei sein, sagt er, heißt nur vom Gesetz abhängen. Daß der Mensch frei und daß alle Menschen gleich seien*), das ist das allein naturgemäße Leben. Jeder andere Zustand ist nur ein unwürdiges äußerliches Machwerk, ein schlechtes Possenspiel, in welchem der Eine die Rolle des Herren, der Andere die des Sklaven spielt, dieser die Rolle des Schmeichlers, jener die des Versorgers übernimmt. Zeigt mir, daß die Vilains mit Sätteln auf dem Rücken und die Ritter mit Sporen an den Fersen erschaffen waren, so will ich an das göttliche Recht der Ritter glauben. Der Weg zur Freiheit liegt in der Aufklärung**). Darum begrüßte er den Kampf der Nordamerikaner wider die Engländer, darum pries er Christian VII. von Dänemark, als dieser 1770 uneingeschränkte Preßfreiheit verlieh. Und der König antwortete ihm für die Uebersendung einer Ode: „Ihnen gelingt es die Menschen durch Erleuchtung zu freien Denken und Fühlen glücklich zu machen. Mit dem besten Willen in der Welt und der Macht eines Souveräns bin ich nicht so glücklich“ u. s. w. Der Anfang dieser Ode Voltaires an den Dänenkönig zeigt, wie der Patriarch von Ferney sich als ein Gleicher zu den Königen der Erde stellte:

Fürst, dessen Edelsinn die Atmosphäre
Ererbter Despotie im Keime nicht erstickt,
So denkst Du mein am fernen Baltischen Meere?
Wie Deines Landes Bürger willst beglückt
Du mich auch wissen? Willst Dein Reich erweitern?
Mit Deinem Licht auch meine Nacht erheitern?
Nur wenig Erdenkönige möchten Dir,
Dem Ueberschreiter jener Grenzen, gleichen,
Die eng umziehen des Herrscherthrons Revier.
Oft schrieb ich Sinas Kaiser, doch kein Zeichen
Der Gunst, ja keinen Gruß nur sandt er mir.
Zufriedener bin ich mit der hohen Amazone,
Die jetzt an Mustafa's, des dicken Sultans, Throne
So mächtig rüttelt. Auch der weise Stanislaus
Und er, der große Fritz, (mit dem mein kleiner Strauß
Längst ausgekämpft) sie suchen wohl zu Zeiten
Mit ihrer Güte heim mein niederes Haus,
Und Fama putzt mit so willkommener Kunde Zeilen
Dann schnell die Schweizer Zeitungen heraus.
Mit Ganganelli steh' ich nicht so ganz vorzüglich;
Ob meiner Fahrt nach Preußen sieht der Hirt
Der Gläubigen mich als Ketzer an; er irrt
Und wär' er hundertmal untrüglich. —

Gustav III. Gustav III., König von Schweden, dem Voltaire in einer Epistel zum Sturz der Aristokratie (19. August 1773) Glück wünschte, dankte ihm dafür in den Worten: „Sie richten also Ihren Blick dann und wann auch auf das, was bei uns in unserem Norden vorgeht. Seien Sie überzeugt, daß wir Schweden weniger den Werth Ihres Beifalls erkennen und ihn als die kräftigste Aufmunterung ansehen, es in allen Dingen recht zu machen. Alle Tage bitte ich das Wesen der Wesen, zum Heil der ganzen Menschheit und zur Förderung des Reiches der Vernunft und der wahren Weisheit auf Erden Ihre kostbaren Tage zu verlängern. Möge der Himmel Sie unter seine heilige Obhut nehmen.“ So begreifen, wie Voltaire sagen konnte: „ich spiele Königsspiel und bin dabei der

---

*) Das Gespräch zwischen A. B. C.

**) Plus les hommes seront éclairés plus ils seront libres.

rte*)," — mit dem Stolze eines Mannes, der sicher ist zu gewinnen. Katharina II. Katharina II.
chwendete Schmeicheleien an ihn und er pries sie dafür wieder als Pallas (!), Semiramis des Nordens**), von wo jetzt das Licht komme:

Apollos, Mars' und Themis Jüngerin,
Die auf den Thron die schönsten Künste alle
Berief, die so erhaben denkt, wie je
Ein großer Mann nur dachte, und zu denken
Uns Ander'n auch erlauben will, die nicht
Nur über den Despoten von Byzanz,
Nein über die gehässigeren Tyrannen,
Der Dummheit Vorurtheile, triumphirte,
Leih' meiner schwachen Stimme Melodie,
Gieb meinem Feuer, dem erlöschenden,
Die erste Klarheit wieder! Ist der Norden
Doch Quell des Lichtes jetzt für uns geworden.

Allerdings hatte Voltaire auch die Vorgängerin Katharinas, Elisabeth, die niramis des Nordens genannt, da er für seine Geschichte Peters des Großen Geld und schöne Pelze von ihr erhielt. Daß die Stimme eines Mannes, dessen Gunst die Herrscher Europas buhlten, auch in den inneren Angelegen- n Frankreichs ein großes Gewicht hatte, ist leicht begreiflich. Die Processe, n welche er auftrat, gaben ihm Anlaß, gegen die Folter anzukämpfen, „diese ndung, die vortrefflich ist, um dem herauszuhelfen, der von Natur kräftig ist, den zu Grund zu richten, welcher schwach ist an Leib und Seele;" um die haffung des geheimen Gerichtsverfahrens, der Vermögensweguahme, der ver- rften Todesstrafe, ja der Todesstrafe überhaupt zu fordern, „ausgenommen in Fall, wo sie das einzige Mittel ist, um das Leben Vieler gegen einen enden Hund zu retten." Als der Kanzler Maupeou die Parlamente angriff, es Voltaire mit der Regierung, weil er in jenen eine forschrittsfeindliche perschaft sah. Dagegen begrüßte er mit Jubel die Schrift Beccarias, des rmators der Criminalgesetzgebung, über die Vergehen und ihre Bestrafung. aire bestimmt die Gesetzgebung als „die Kunst, die Völker glücklich zu machen zu schützen; Gesetze, die dem entgegenwirken, stehen im Widerspruch mit n Zweck und müssen darum abgeschafft werden***)."

Folter. Todesstrafe. Gesetze.

Voltaire nahm sich der Bauern gegen den furchtbaren Druck an, der auf n lastete. Doch war er nicht Demokrat: als Menschen seien wir alle gleich, nicht als Glieder der Gesellschaft, auf der Weltbühne spiele Jeder seine dere Rolle. Er erwartete Besserung nicht von unten, sondern von oben. Er zufrieden gewesen, an die Stelle des historischen Adels eine Aristokratie des es zu setzen. Alles für, Nichts durch das Volk! 1768 schreibt er: „Was Volk anlangt, so wird es immer dumm und roh sein. Das sind Ochsen, für he man ein Joch, eine Peitsche und Heu bereit halten muß." — Die Be- ung wuchs ihm über den Kopf. Voltaire fühlte es wohl und schrieb schon 1764: es, was ich rings um mich sehe, wirft den Keim zu einer Revolution, die hlbar eintritt, von welcher ich aber schwerlich mehr Zeuge sein werde. Die nzosen erreichen ihr Ziel fast immer zu spät, endlich aber erreichen sie es . Das Licht hat sich immer allgemeiner verbreitet: bei der ersten Gelegenheit

Nicht Demokrat. Revolution.

*) J'ai brélan de roi quatrième.

**) C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière, in der Epistel an die rin Katharina II. 1771.

***) Commentaire sur le libre de délits et des peines (1766). Lettre à Beccaria sur ngies (1771), Essai sur les probabilités on fait de justice (1772), Prix de la ce et de l'humanité (1777).

kommt es zum Ausbruch und dann wird ein höllischer Lärm entstehen. Glücklich, wer jung ist, er wird noch schöne Dinge erleben."

Grimm. Eine Hauptquelle für die Schilderung geistiger Zustände im damaligen Frankreich ist die Correspondenz von Grimm*). Friedrich Melchior Grimm, geb. zu Regensburg 1723, studirte zu Leipzig unter Ernesti, wollte unter Gottscheds Leitung sich zum Dichter ausbilden, fand aber bald, daß er hiefür keinen eigentlichen Beruf habe. Er wurde Secretär beim kursächsischen Reichstagsgesandten Schönberg, wohnte mit ihm der Wahl Franz I. in Frankfurt bei und begleitete dann dessen Sohn nach Paris, wo er zuerst Vorleser beim Prinzen von Sachsen-Gotha, dann Secretär des Grafen Friesen, des Neffen und Erben des Marschalls Moritz von Sachsen, und durch diesen in die besten Gesellschaften eingeführt wurde. 1749 kam er mit Rousseau und durch diesen mit Diderot und d'Alembert in Verkehr. Uebermäßig gefühlvoll war er einmal aus Liebe dem Selbstmord nah, ein ander Mal, wie ihn uns Rousseau zeichnet, lag er Tagelang in einer Lethargie, daß er nicht sprechen konnte. Im Umgang mit den kaustischen Philosophen verlor er bald diese Sentimentalität. Im Streit zwischen den Freunden der italienischen und der französischen Musik ergriff er damals Partei für die letztere in einer mit so viel Witz geschriebenen Schrift**), daß Voltaire beim Lesen ausrief: „wie maßt sich dieser Böhme an, mehr Geist zu haben als wir!" — und damit war sein Ruf als Schriftsteller begründet. Der Abbé Raynal nahm

Grimms literar. Correspondenz. ihn zum Mitarbeiter bei der literarischen Correspondenz, d. h. brieflichen Mittheilungen über die laufenden französischen Literaturerscheinungen, die alle Monate zweimal an deutsche Fürsten versendet wurden, und bald ward Grimm die Seele des Unternehmens. Von 1753 bis 1790 lieferte er diese Berichte, die scharf, fein, umfassend, selbständig das geistige Treiben in der Hauptstadt allseitig beleuchten. Bücher wie Schriftsteller sind gleich unparteiisch wie anziehend besprochen. Grimm vereint deutsche Gründlichkeit mit französischem Witz und Formgewandtheit. Diese Berichte wurden an die Herzogin zu Gotha (wo sie noch vollständig gesammelt sind), an Friedrich II., an die Kaiserin von Rußland, an die Könige von Schweden und Polen, an den Herzog von Zweibrücken, an mehrere Prinzessinen, auch an nichtfürstliche Theilnehmer versendet und trugen Grimm viel Geld und Ehren ein. Die Stadt Frankfurt wählte ihn zu ihrem Vertreter bei der französischen Regierung. Als aber einer seiner Berichte, welcher über die französischen Minister loszog, diesen in die Hände kam, verlor Grimm seine Stelle. Katharina ernannte ihn dafür zum Staatsrath, der Kaiser zum Reichsfreiherren. In der französischen Gesellschaft hatte Grimm ohnehin einen festen Halt, seit er sich der Epinay gegen eine Beschuldigung muthvoll angenommen, im Zweikampf für sie eine Wunde erhalten hatte und schließlich der Erfolg die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigte. Die Zuneigung der Epinay regte aber die Eifersucht Rousseaus auf, sie wurden von da an Gegner. Grimm wurde Cabinetssecretär des Herzogs von Orleans und begleitete dann den Marschall d'Estrées 1756 in's Feld und benutzte seine Stellung, um deutschen und anderen Fürsten wichtige Mittheilungen zu machen. Von da an lebte er als vornehmer Herr in Paris

*) Correspondance littéraire, philosophique et critique adressée à un souverain d'Allemagne. I. partie 1753 à 1770, publié par Michaud ainé et Cheron. Paris 1813. VI. voll. II. partie de 1771 à 1782, publié par Salgues, Paris 1812. V voll. III. partie 1782—90 publié par Suard. V. voll. 1813. Nouvelle édition revue et mise dans un meilleur ordre, avec des notes et éclaircissements, par Taschereau. 15. voll. Paris 1829—31.

**) Le petit prophète de Boehmisch-Broda.

1790 der französische Staat und die bessere Gesellschaft zusammenbrach. Grimm
e eine ruhige innere Entwicklung erwartet und jetzt brach das ganze Gebäude
mmen; mit Schmerz zog er sich vom Boden Frankreichs zurück, er starb
Gotha 1807*).

Wie die Zeit auch auf Geister von edlerem Streben wirkte, sieht man an
ffon. Jean Louis Leclerc Graf von Buffon, geb. 7. September 1707 zu Buffon.
ntbar, ist der Sohn eines Parlamentsrathes zu Dijon, der ihm eine glänzende
Bildung geben ließ; seiner Mutter, einer Frau von Geist und Charakter,
wahrte er sein ganzes Leben hindurch ein zärtliches Andenken. Zuerst las er
Eifer die Classiker, dann schien er Beruf zu haben für Mathematik Da
e Eltern reich waren und ihn zärtlich liebten, so war er nicht gedrängt zu
her Standeswahl und benützte seine Freiheit zu Reisen. Mit zwei ihm be-
ndeten Engländern, einem Herzog von Kingston und dessen gelehrtem Erzieher,
hte er eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, Länder, in denen
Erhabenheit der Natur und die Größe historischer Erinnerungen gleich mächtig
reift. Während eines mehrmonatlichen Aufenthaltes in England widmete er
namentlich der Mathematik, in welcher damals die Akademie zu London so
änzendes leistete. Nach seiner Heimkehr trat Buffon zuerst mit einer Uebersetzung
Statik der Gewächse von Hales und der Flexionen von Newton auf, die mit
nehmigung der Akademie 1735 zu Paris erschienen. Als Besitzer großer Wälder
häftigte sich Buffon mit der Frage nach dem Wachsthum und der Dauer des
lzes, über welche er sinnreiche Abhandlungen veröffentlichte, über die Anziehungs-
ft, über die Brennspiegel: es gelang ihm 1747 einen zu bauen, der auf 200
Fuhe Entfernung Holz in Brand steckte. Seine Arbeiten erwarben ihm schon
39 einen Sitz in der Akademie, im gleichen Jahre erhielt er die Leitung des
rdin des Plantes. Hier war er an seinem Platze, jetzt wandte er all' seine
äfte auf Durchführung Eines Gedankens. Sein Fleiß war groß und regel-
ßig, sein alter Diener mußte ihn jeden Morgen 5 Uhr wecken und keine Ein-
ung konnte Buffon abhalten, eine Stunde weniger des Tages seiner Arbeit
widmen. Aus dem Jardin des Plantes sollte eine Art Abbild der Natur und
ffon selber wollte ihr Geschichtschreiber werden. Der Größe der Aufgabe ent-
ach seine Begeisterung, die 50 Jahre, die er noch lebte, widmete er nur
Studium und der Darstellung der Natur; keine Leidenschaft lenkte ihn ab, Naturgeschichte.
wollte nicht wie die Philosophen zunächst die Welt umgestalten, er glaubte am
sten zu nützen, wenn er in seinem Fache Tüchtiges leiste. 1749 erschienen die
en drei Bände der Histoire naturelle, générale et particulière, nach und
h wuchs sie auf 36 an.

Europa nahm das Werk mit Bewunderung auf, es war wie von einem
trischen Schlag berührt. Buffon weckte die Liebe zur Erforschung der Natur
allen Schichten der Gesellschaft, man durchwühlte den Boden, um Beweise
oder gegen seine Lehrsätze zu finden und ihm zu übermitteln: aus allen
eilen der Welt sandte man ihm seltene Thiere oder Pflanzen und Steine
Kisten für ihn wurden von den Caperschiffen während des Krieges nicht
Beute, sondern wie ein unantastbares Eigenthum behandelt. Die Groß-
igkeit der Auffassung blendete: die Entwicklung des Erdballs z. B. wie die
htung der Meeresströmungen, der Zusammenhang Asiens mit Amerika —

*) Sainte-Beuve, Causeries du Lundi. Vol. VII.

wie das Verhältniß der Thierwelt zu den Zonen u. dgl. — das waren ne[...] Dinge. Buffons Geist hat immer die Richtung auf das Ganze und weiß a[us] dem Einzelnen das Allgemeine zu entwickeln. Sein Blick ist scharf und sei[ne] Einbildungskraft ist glänzend. Selbst der zweifelsüchtige Hume ward ergriffe[n:] „Ich war in Folge meines Nachdenkens in einen Zustand vollkomme[nen] Zweifels gerathen, als ich Buffons Werk in die Hände bekam und es war f[ür] mich eine außerordentliche Ueberraschung, zu sehen, wie das Genie dieses Mann[es] Dingen, welche noch Niemand gesehen hat, eine bis zur Gewißheit gehe[nde] Wahrscheinlichkeit zu verschaffen wußte. Dies erscheint mir, ich gestehe es ger[n] als einer der größten Beweise für die Kraft des menschlichen Geistes*).“ Es w[ar] auch insbesondere die Schönheit der Sprache, die an die großen Schriftst[eller] der Zeit Ludwigs XIV. erinnerte, der majestätisch hinrollende Strom d[er] Gedanken in schönen Bildern, die Feier und Würde des Vortrags, die [im] Herzen des Hörers Begeisterung entzündete. Manche Behauptung von ihm [hat] sich seitdem als irrig erwiesen, in Manchem ist die Wissenschaft über ihn hin[aus]gegangen: was die Darstellung anlangt, bleibt seine Naturgeschichte ein Meist[er]werk, Niemand verstand besser die Natur durch die Sprache wiederzugeben, [und] gleichsam zu vergeistigen. Man kann nicht schöner als er das erste Erschei[nen] des Menschen in der Natur schildern, nicht anschaulicher den Löwen, das P[ferd,] das Kameel, die Wohnstätte dieser Thiere, überhaupt die Verbindung der lebende[n] mit der leblosen Natur zeichnen, als Buffon es gethan hat. Er ist der Mei[ster] des Colorits, der Urheber des pittoresken Stiles in Frankreich.

Buffon hielt die Form der Darstellung für hochwichtig, die Arbeit [...] die Epochen der Natur soll er achtzehnmal umgeschrieben haben, ehe er sie [...] Druckerei gab. Um die Feierlichkeit seines Stiles zu bezeichnen, sagten [...] Gegner, er setze sich an den Schreibtisch stets mit Degen und Manch[etten.] Von Buffon selber rührt das berühmte Wort her Le style c'est l'homme [...] Stil ist der Mensch**). Der Stil ist nur das Abbild der Gedanken und [...] Ordnung und Bewegung, er soll Ideen und nicht Worte festhalten, ein [...] Stil ist nur möglich durch die Menge der Wahrheiten, welche er vorführt. [...] du Etwas darzustellen hast, meint Buffon, so öffne kein Buch, sondern [...] Alles aus deinem Kopf. Gut schreiben heißt zugleich richtig denken, richtig [...] und es richtig wiedergeben, es heißt zu gleicher Zeit Geist, Herz und Geschmack haben. Der gute Stil setzt die Vereinigung und Uebung aller Seelenkräfte voraus. Die Ideen bilden den Kern des Stiles, die Harmonie der Worte ist nur Beigabe und hängt nur vom feinen Gefühle ab. Es genügt ein Ohr zu haben, um [...] töne zu vermeiden, es geübt und durch das Lesen der Dichter und Redner [...] feinert zu haben, damit man unwillkürlich in dem schönsten Tonfall oder [...] rednerischen Wendungen sich ergeht. Die Nachahmung allein hat noch niemals Etwas geschaffen, auch ist diese Harmonie nicht Hauptsache. Der Ton ist [...] die Naturgemäßheit des Ausdrucks mit dem Gedanken, er darf nie gezwungen [...] er muß aus der Sache selber hervorgehen. Hat man sich zu den höchsten Ideen

Der Stil.

---

*) Villemain. Tableau du 18 siècle. 21. leçon.

**) Discours de réception à l'Académie française, 1753.

ben und ist der Gegenstand groß, so wird der Ton erhaben sein. — Nur geschriebene Werke kommen bis auf die Nachwelt. Die Menge der Kenntnisse, Besonderheit der Thatsachen, selbst die Neuheit der Entdeckungen sind nicht re Bürgen der Unsterblichkeit; wenn die Werke, die sie enthalten, ohne Geack, ohne Adel, ohne Genie geschrieben sind, so werden sie zu Grunde gehen, die Kenntnisse, Thatsachen und Entdeckungen wachsen und leicht in geschickteren den sich umwandeln. Diese Dinge liegen außer dem Bereiche des Menschen, Stil kommt vom Menschen selbst*). Der Stil kann nicht gesteigert und tragen werden, ist er edel und erhaben, so wird der Verfasser zu allen Zeiten ßmäßig bewundert werden, denn nur die Wahrheit hat Dauer und ist : unsterblich.

Die Geschichte der Erde und die Epochen der Natur sind Theorien**). Buffon : „Die genaue Beschreibung und die Kenntniß der einzelnen Thatsachen it noch nicht die Naturgeschichte aus. Man muß sich über diese erheben, die Die Erde. sachen durch Analogien verbinden und aus diesen allgemeine Gesetze herleiten so die Kenntniß der zweiten Ursachen anstreben, weil die Kenntniß der ırsachen für uns nicht erreichbar ist." So kommt er zu seiner Entstehung Erde, die nach ihm wie die anderen Planeten nur ein losgerissenes Stück Sonnenball ist, das sich allmälig abgekühlt hat. Nach 60,000 Jahren hat Erdball sich so gestaltet, daß der Mensch erscheinen konnte. Buffon leitet das : Menschengeschlecht von Einem Paare ab, das er im Norden Asiens auf- Der Mensch. ı läßt, da, wohin auch die Arier ihre erste Heimat verlegen. Nach einer enden Schilderung aller abweichenden und gemeinsamen Merkmale der Racen, Buffon die Einheit des Menschengeschlechtes als Grundsatz auf. Nisard***) rkt dazu: „Es gibt wissenschaftliche Wahrheiten, die nur den Verstand berühren die, einmal gewonnen, tief und unbeweglich im Geiste haften, den Gestirnen ch, welche, durch das Fernrohr entdeckt, immer das gleiche Licht ausstrahlen. ind gewisse Wahrheiten der Physik und Astronomie. Man erlernt sie mit geheimen Freude, aber es geht Nichts davon aus dem Kopf in's Herz und ıben keinen schätzbaren Einfluß auf das sittliche Leben. Andere Wahrheiten en wirken auf die Stimmung der Einzelnen, wie auf den Geist der Völker gleichen unsterblichen Kräften, die, einmal entstanden, nicht mehr aufhören zu n. Zu diesen gehört die von Buffon zum ersten Mal gefundene und ausochene Wahrheit von der Einheit des Menschengeschlechts, die neben seinem vermögen das erste Zeichen von dessen Ueberlegenheit über die Thiere ist: end nämlich diese an den Boden, auf dem ihre ersten Geschlechter entstanden, ılt sind, und sie außerhalb ihrer Heimat entarten, ist der Mensch überall aus, er lebt auf allen Orten der Erde und ist kein anderer im Osten und Westen, sondern er ist überall derselbe, überall der König der Schöpfung und Herr der Thiere. Und wenn denn der Mensch der Heer der Thiere ist, wer)n auf die Erde gesetzt und aufrecht gehen und zum Menschen gemacht und ie Fähigkeit gegeben, vom Tag seiner Entstehung an, sich gegen die Natur rtheidigen und sich zu vermehren, wenn nicht Gott? — Dahin führt uns durch ihre eigene Kraft jene große Wahrheit und Buffon selber gesteht iber der Erschaffung des Menschengeschlechts ganz einfach, daß er keinen n Erklärungsgrund für die Gegenwart des Menschen auf der Erde wisse.

*) Ces choses sont hors de l'homme, le style est de l'homme même.
**) Histoire et Théorie de la Terre. Epoques de la Nature. 1778.
***) Histoire de la Littérature franç. IV. p. 114.

— [illegible] dieser von Buffon gefundenen [illegible] in seinen eigenen Aug[en] [illegible] von keinem der Theile der Erd[e] [illegible] das einzige Kunstwerk des göttliche[n] [illegible] Gefühl für diese Wahrheit. [illegible] und das paßte nicht in [illegible] abgeläugnet. Voltaire [illegible] Verschiedenheit der Racen [illegible] Puncten der Erde erklärte, [illegible] zu einer zufälligen Entste[hung] [illegible] Wahrheit brach sich dessungeachtet [illegible] erschien, regte sie die [illegible] — trotz Voltaire, [illegible] der Politik, die zum [illegible] der Schwarzen ja nicht zu [illegible] dennoch in den Negern Men[schen] [illegible] stellte ein La Rochefou[cauld] [illegible] ziehen. Man würde Buffon [illegible] wenn man nicht sagte, daß der [illegible] welches der Naturforscher [illegible] Geschichte nicht schreiben, [illegible] nicht unglücklich genug [illegible] sind immerfort zu arbei[ten] [illegible] noch verwünschen, schlagen [illegible] gegen diese gehässige [illegible] jeden Tag erneuern würde, [illegible] Zügel angelegt und den [illegible] sie mehr zu arbeiten [illegible] und entschuldigt dies [illegible] leicht, sie essen in [illegible] und sie mögen noch so [illegible] gleich stark und abgehärtet für die [illegible] menschliches Gefühl noch bleibt, [illegible] Vorwänden die Thaten ihrer [illegible]" —

[illegible] Zeit, welche die Seele [illegible] geht Buffon von der Ansicht aus, [illegible] einfach, untheilbar und [illegible] insofern im Menschen an, [illegible] aufstellt und daher den Kampf [illegible] Lehre den Schauplatz dieses Kampfes [illegible] Besiegten macht. Die Unsterblich[keit] des [illegible] stärker, als selbst das Dasein Go[ttes] [illegible] des Geistes nimmt doch [illegible] Erkenntniß an, indem er der Zeitström[ung] [illegible] huldiget. Von Gott spricht er [illegible]: „Je mehr ich in das Innere der Natur eindringe, um so [illegible] anerkennen." — Dieser Urheber [illegible] — die Natur als Meisterin und Werk [illegible]

*) Variétés dans l'espèce humaine.

in *), denn in den Epochen der Natur sagt er: „wenn plötzlich der größte Theil vorhandenen Geschöpfe zerstört würde, so könne man neue Gattungen entstehen, denn die organischen Theilchen (Molécules), die unzerstörbar und immer sind, würden sich unter einander verbinden und wieder gebildete Körper erbringen.“ Ein Schüler, das Conventsmitglied Herault de Sechelles, behauptete, Buffon habe ihm einmal im Vertrauen geäußert: „Ich habe immer „der pfer“ geschrieben, um mich dem Sprachgebrauch zu fügen. Man darf aber diesen Ausdruck wegnehmen und an seine Stelle die Kraft der Natur setzen, Anziehungskraft, die Bewegung, um meine wahre Meinung zu kennen.“ — eisiger Wind weht darum durch diese Natur, die Buffon mit so viel Farbenthum schildert. Weil Gott, weil die Liebe fehlt, tritt ein anderer Mangel ein. Buffon nimmt Partei für diese oder jene Thiere, er behandelt mit besonderer t z. B. den Löwen, den Hirsch, den Schwan; dagegen sagt er eines Naturers wenig würdig: „Diese traurigen Wasservögel, von denen man nicht gern t und deren Menge erdrückend ist.“ — Nisard bemerkt dazu mit Recht **): te Buffon mit der Herzenseinfalt eines Newton an den Schöpfer geglaubt, so ihm der Wurm eben so merkwürdig wie der Löwe vorgekommen und der higste Wasservogel wie der Schwan, er hätte nicht die einen mit seiner gung belastet und die andern durch angedichtete Eigenschaften mit der Ehre, gefallen zu haben. Sein Jahrhundert, stärker als seine Vernunft, hinderte ie Hand zu sehen, welche diese unendliche Mannigfaltigkeit von Geschöpfen gossen, und selbst in die unscheinbaren Infusorien ein Theilchen von jenem gelegt hat, welches selbst die wehrlosesten nicht aufgeben, ohne es zu vergen. Buffon hat diese Schwäche für sein Jahrhundert mit einem Theil seines es als Naturforscher bezahlt, nämlich mit der Genauigkeit, und dasselbe hundert, welches ihm Gott verbarg, hat am allermeisten an seiner Wissenschaft ifelt.“ — Bekanntlich wollten ihn die sogenannten Philosophen nur für guten Naturschilderer gelten lassen. Gebrechen.

Trotz ihrer Abneigung stieg Buffons Ruhm mit jedem Jahr, sein Leben ß in Ruhe und in Ehre. Ludwigs XV., der sonst gegen Gelehrte sehr knauserig gab Befehl, am Jardin des Plantes nicht zu sparen. Katharina II. sandte berühmten Naturforscher ihr mit Diamanten geschmücktes Bildniß. Im Eingang Museum wurde noch während Buffons Leben sein Standbild mit der vielben Inschrift aufgestellt Majestati naturae par ingenium. Fähige Schüler Bailli arbeiteten in seinem Geiste fort. Die Schönheit seiner Schreibweise t sein Werk immerdar in Ehren. Buffon starb 16. April 1788, sein nbegängniß war wie das eines Königs. Die französischen Literarhistoriker n ihn heute unter die Größen Frankreichs und ziehen ihn in Vergleich mit oteles und Plinius ***). — Die von ihm angeregte Liebe zu den Naturnschaften erlosch nicht, auch während der Stürme der Revolution. Anerkennung.

Zu den Geistern edleren Gehaltes gehört auch Luc de Clapiers, Marquis auvenargues, ein Provençale, geboren zu Aix 1715, der Sohn einer , aber verarmten Familie. Ein Verehrer Fenelons, ein Freund der nschaft, mußte er früh in die Armee eintreten, so wollte es der Geist Familie; er machte 1734 den Feldzug in Italien mit, war bei seinen aten so beliebt, daß sie ihn, obschon er erst ein Jüngling war, doch ihren r nannten, litt 1742 bei Belleisles Rückzug aus Prag so sehr, daß er da bis zu seinem frühen Tode kränklich blieb, doch machte er als Haupt- Vauvenargues.

*) Itemque rerum naturae opus et rerum ipsa natura. Villemain l. c.
**) l. c. IV. 425.
***) Villemain, Tableau du XVIII. siecle, p. 194.

mann noch die Schlacht bei Dettingen mit. Einem Freunde, der auf dem Rückzug erlag, ist seine erste Schrift, eine Lobrede voll Wärme und Kraft, gewid[illegible] Jetzt wollte er in die Diplomatie eintreten, da befielen ihn die Blattern, en[illegible] stellten sein Antlitz und nahmen ihm nahezu das Augenlicht. Mit der Ruhe [illegible] Stoikers ergab sich Vauvenargues in all' diese Schläge: sein einziger Trost wa[illegible] die Hoffnung, seine Anschauungen der Welt mittheilen zu können; 1746 gab [illegible] sein erstes und einziges größeres Werk heraus*), die Anleitung zur Erkennt[illegible] des menschlichen Geistes, nebst Betrachtungen und Grundsätzen. 1747 starb [illegible] Vielgeprüfte mit den auch für einen Theisten stolzen Worten: „O Gott, ich gla[illegible] dich nie beleidigt zu haben, ich falle mit der Zuversicht eines reinen Herzen[illegible] den Schooß dessen zurück, der mir das Leben gab." — Es ist das Bekenntn[illegible] des Glaubens an einen persönlichen Gott, mit welchem Vauvenargues in [illegible] tonangebenden Kreisen ziemlich allein stand. Allein er war in seiner Jugend [illegible] von Paris und dessen Unglauben und Verführungen gewesen und gehörte [illegible] Natur aus mehr zu den Geistern des 17. als des 18. Jahrhunderts. Eine [illegible] ständige Ausgabe seiner hinterlassenen Arbeiten und Briefe erschien erst 1[illegible] Sein Ruf ist seitdem gestiegen, 1856 schrieb die Akademie einen Preis au[illegible] beste Lobrede aus**).

Ueber die Ungleichheit. Vauvenargues ist eine religiöse Natur, aber doch angeweht vom Geiste [illegible] Zeit. Gott war sein Trost in seinen Enttäuschungen, in seinen Leiden. [illegible] eine positive Natur und rang mit denselben Fragen wie Rousseau, löste [illegible] in anderer Weise. 1745 schrieb die Akademie einen Preis aus über den [illegible] der Schrift: (Sprüche 29, 13): „Der Reiche und der Arme begegneten ein[illegible] — der Herr aber erleuchtet die Augen beider," — also über die Ungleichheit [illegible] Stände. Seine Arbeit erhielt den Preis nicht, obschon sie hohen Werth [illegible] Vauvenargues findet die vermeintliche Gleichheit der Wilden als nichtssagend [illegible] beruhe nur auf allgemeiner Armuth und allgemeiner Trägheit. Die Ungleichheit [illegible] sei ewig, sie beruhe auf der Verschiedenheit der Begabung, sie sei mit dem [illegible] schaftlichen Leben untrennbar verbunden — sie werde aber gemildert durch [illegible] Rechtsgleichheit, durch die unverletzliche Pflicht der Wohlthätigkeit und die [illegible] heit des Ausgleiches in einem anderen Leben. — Eine ähnliche [illegible]

Voltaire. Voltaire, der sich des strebsamen Jünglings mit Wärme annahm, dem [illegible] nargues, den Patriarchen nur von der schönen Seite kennend, begeisterte [illegible] entgegenbrachte. Voltaire scheint gefühlt zu haben, daß in Vauvenargues [illegible] Höheres lebe, dessen er selbst verlustig geworden, denn er schreibt an ihn 1[illegible] „Wären Sie einige Jahre früher geboren, so wären meine Schriften [illegible] Theil besser geworden." — Ein geistreicher Franzose***) bedauert den [illegible] Tod Vauvenargues, weil er wahrscheinlich der Vermittler zwischen Voltaire [illegible] Rousseau geworden wäre und diese drei zusammen der alles edlere Geistesleben [illegible] nichtenden Philosophenpartei Schranken gesetzt hätten. Unter seinen Arbeiten [illegible] eine Betrachtung über den Glauben und ein Gebet an die hl. Dreieinigkeit [illegible] Voltaire verlangte, er solle sie als unpassend für einen Philosophen unterdrücken [illegible] Vauvenargues that es nicht, machte vielmehr die Bemerkung: „Newton, [illegible] Fenelon, Bossuet, Racine, die erleuchtetsten Menschen der Welt, in dem [illegible] klärtesten Jahrhundert, haben auf der Höhe ihres Lebens, in der Vollkraft [illegible] Geistes, an Jesus Christus geglaubt!" — An einer anderen Stelle bemerkt [illegible]

---

*) Introduction à la connaissance de l'esprit humain, suivie de Réflex[illegible] Maximes. Paris 1746.

**) Gilbert, Eloge de Vauvenargues, couronné par l'Académie françaiße.

***) Henry Martin, Hist. de France, vol. XV. p. 407.

Unerschrockenheit eines Ungläubigen, der aber im Sterben ist, vermag ihn vor Unruhe zu schützen, wenn er erwägt: ich habe mich tausendmal über |reifliche Dinge getäuscht, kann mich also auch über Religion täuschen. Nun ich aber nicht mehr Zeit noch Kraft, in die Sache tiefer einzugehen, und doch sterben." — Keine Arbeit Vauvenargues ist mustergiltig, weder die den freien Willen, noch seine Erkenntnißlehre, noch ist es seine Sittenlehre, lcher er den Leidenschaften zu viel Recht zugesteht, — er ist noch zu sehr seiner Zeit, er ist sich oft noch nicht klar, er starb ja 32 Jahre erst alt, Goldkörner finden sich auf jeder Seite, Spuren eines tiefen Geistes, eines Sinnes, welche ihn bei längerem Leben hoch über seine Zeit gehoben hätten. Herzen gehen die großen Gedanken aus*)" — war einer seiner Sprüche.

Vauvenargues war nur von Wenigen beachtet, sein milder edler Geist e sich in einfacher schöner Sprache aus. Jetzt trat aber ein Mann auf, ie tiefen Schäden der Gesellschaft in einem Tone besprach, der an das der großen Menge schlug — im Grund ein Gegner der Aufklärung, aber die nachhaltige Ruhe und Würde Montesquieus, ein Gegner der Bildung, ie Frankreich so stolz war und von der er das Unglück der Einzelnen das Verderben der Gesellschaft herleitete. Die Schäden der Gesellschaft aber so empfindlich und die Stimme des Propheten, der da rieth zur zurück zu kehren, so eindringend, daß Alles mit Staunen und einem nen Grauen zugleich an seinen Lippen hing. Der Mann traute sich zu, Vorsehung habe ihm den Beruf gegeben, die entartete Zeit an die Grund- des Lebens zu mahnen — leider strauchelte er selber zu oft unter der die auf seine Schultern gelegt war, und ist sein Leben ein durch Leiden- n allzu bewegtes.

Johann Jakob Rousseau, geb. zu Genf am 18. Juni 1712, stammt von Pariser Familie, die im Jahre 1534, weil sie der Reformation anhing, Genf ausgewandert war. Sein Vater war ein sehr geschickter Uhrenmacher, gar nach Constantinopel berufen wurde. Seine Mutter, die Tochter des iers Bernard, war eine schöne, geistreiche, allseitig gebildete — vor allem hafte Frau. „Von ihr, schreibt Rousseau, ist mir nur ein gefühlvolles Herz en; es hatte ihr Leben beseligt, es ist hingegen die Quelle meiner Leiden en. — Ich kostete meiner Mutter das Leben und meine Geburt war mein Unglück." — Rousseau wuchs auf, ohne daß Mutterliebe seine Entwicklung achte. Der Vater, der in ihm ihr Bild sah, überschüttete ihn mit Zärt- , aber in unbesonnener Weise. Rousseau erzählt, daß er im sechsten Jahr n verstand und daß der Vater, um ihm Freude zu machen, ihm Romane oder ihn vorlesen ließ: „Wir nahmen bald an dieser Uebung so lebhaften l, daß wir wechselweise unablässig lasen, und ganze Nächte mit dieser Be- gung zubrachten. Wir konnten niemals eher aufhören, als bis wir einen zu Ende gebracht hatten. Mein Vater sagte bisweilen ganz beschämt, wenn h Morgens die Schwalben zwitschern hörte: „mache Jakob, daß wir zu kommen, ich bin ein größeres Kind als Du**)." — In der That verdarb

Rousseau

Erste Jugend.

Roman-lesen.

*) Les grandes pensées viennents du coeur. Vgl. Villemain, l. c. 15. leçon.
d. l. c. IV. Chap. 7.
**) Confessions I. Anhang.

der Vater durch ungesunde Nahrung das begabte Kind, das von Leidenschaften jetzt schon wußte, die für sein Alter zu früh waren, und die ihm vom menschlichen Leben nur verkehrte Vorstellungen beibrachten, von welchen Erfahrung und Nachdenken ihn nie mehr zu heilen vermochten. — Rousseau ist ja bekanntlich der Mann der Utopien. Von 1719 an kamen bessere Bücher zu seiner Kenntniß.
Plutarch. Werke über Geschichte, namentlich Plutarch, den der Knabe wiederholt mit seinem Vater durchlas. „Dadurch bildete sich in mir jener freie republikanische Geist, jener hohe und unbiegsame, aller Art von Unterdrückung und Sklaverei widerstrebende Charakter, der mich während meines ganzen Lebens in Lagen, die für den freien Schwung desselben so wenig gemacht waren, geleitet hat. Ohne Unterlaß mit Rom und Athen beschäftigt und mit den großen Männern derselben
Republikaner. gewissermaßen im Umgang, selbst ein geborner Bürger eines Freistaates, und Sohn eines Vaters, der keine stärkere Leidenschaft kannte, als Vaterlandsliebe, fühlte ich mich mit ihm von gleichem Triebe beseelt. Ich dünkte mich Grieche oder Römer, ich ward die Person, deren Leben ich las; meine Augen funkelten und meine Stimme erhob sich bei Erzählung der Züge von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mich gerührt hatten. Als ich eines Tages bei Tische die Geschichte des Scävola erzählte, erschrack man nicht wenig, da man mich aus Begierde die Handlung lebhaft vorzustellen, meine Hand ausstrecken und über ein Kohlenfeuer halten sah." — Hier haben wir den Ursprung seiner Schwärmerei für die
Verzärtelung Republik. Rousseau fährt fort: „Fürstenkinder können nicht mit mehr Sorgfalt in Acht genommen werden, als ich während meiner ersten Jahre. Ich war von Allen angebetet, die mich umgaben. — So begann sich in mir jenes stolze und zugleich zärtliche Herz, jener weichliche, aber dennoch unbiegsame Charakter zu bilden oder zu äußern, der immer zwischen Schwäche und Muth, zwischen Weichlichkeit und Tugend hin und her schwankt, mich bis an mein Ende mit mir selbst in Widerspruch gesetzt hat und Ursache ist, daß weder Enthaltsamkeit, noch Genuß,
Eigenliebe. weder Vergnügen, noch Weisheit mir recht zu Theil geworden sind." — Hier haben wir den Ursprung der dritten Richtung in Rousseaus Leben, der Eigenliebe.

Ein Streit des Vaters mit einem französischen Officier unterbrach den Gang dieser Erziehung. Der Vater zog es vor, Genf zu verlassen, als das Gefängniß zu beziehen, und der junge Rousseau wurde mit seinem Vetter Bernard
Liebe zur Natur. nach Lossay zu einem Prediger in Kost und Erziehung gegeben. Hier auf dem Land schlug die Liebe zur Natur tiefe Wurzel und vier Jahre war hier Rousseau glücklich. „Sanfte, wohlwollende, ruhige Gefühle waren die Grundzüge meines Charakters. Ich kannte keine lebhaftere Begierde, als von Allen, die sich mir näherten, geliebt zu werden." — Wenn er aber meint: „nie besaß ein Mensch von Natur weniger Eitelkeit als ich" — so widerspricht er sich gleich darauf selbst, wo er erzählt, daß er ungerecht angeschuldigt einen Kamm zerbrochen zu haben, weil er sich weigerte es zu gestehen, als hartnäckiger Lügner empfindlich
Trotz. gezüchtigt wurde und fortan einen maßlosen Trotz entwickelte. Von da an ging die Heiterkeit seines kindlichen Lebens zu Ende, mit der Anhänglichkeit und kindlichen Ehrfurcht vor dem Lehrer war es aus. Rousseau und sein Vetter wurden nach Genf zurückgebracht, wo sie zwei Jahre fast ohne Aufsicht trieben, was sie wollten. Kleine Liebeleien, von denen Rousseau schon um diese Zeit erzählt, zeigen, welch' feuriges Temperament er hatte.

Berufswahl. Rousseau war jetzt 15 Jahre alt und die Frage nach einer Berufswahl war nahe gelegt. Sollte er Uhrmacher, Prediger, Beamter werden? Das Vermögen der Mutter reichte nicht aus, um ihn studieren zu lassen. Die Verwandten thaten ihn zuletzt zu einem Stadtschreiber, damit er dort „das nützliche Handwerk eines Kelfegers" erlerne. Rousseau ist aber immer nur der Mann, der thut, was

beliebt, nie, was er soll*), und so ließ er es an der nöthigen Gelehrigkeit Unverdrossenheit fehlen, und nun wurde er als träge und dumm mit Schimpf Schande fortgeschickt. Die Verwandten thaten ihn zu einem Kupferstecher in Lehre, einem groben heftigen Mann, unter welchem der sonst an liebevolle indlung gewöhnte Knabe schnell Stumpfheit und Trotz zeigte und sich gewöhnte, u verstellen, zu lügen und sogar zu stehlen. Ein Obergesell gab ihm Anleitung tzterem und Rousseau machte rasche Fortschritte. Er stahl für sich und Andere gesteht dabei: „Ich habe sehr heftige Leidenschaften, und so lange diese in toben, ist meinem Ungestüm Nichts gleich, ich kenne weder Schonung, Ehrerng noch Furcht, noch Wohlanständigkeit; ich bin frech, unverschämt, heftig, ; Schande hält mich nicht zurück und Gefahr schreckt mich nicht ab. Außer einzigen Gegenstande, der mich beschäftigt, ist das Universum Nichts für Aber alles Dieses dauert nur einen Augenblick, und im folgenden bin ich sam schon vernichtet. Man fasse mich im Augenblick der Stille und ich bin Trägheit und Furchtsamkeit selbst; Alles erschreckt mich, ich stutze vor Allem; Fliege, die vorbeisummt, jagt mir Furcht ein; nur ein Wort, das ich sagen, eine Bewegung, die ich machen soll, setzt meine Trägheit in Schrecken. Furcht Scham spielen so sehr den Meister in mir, daß ich mich vor den Augen aller blichen verbergen möchte." — Vor dem gänzlichen Versinken von der Erhabendes Heldensinns in die Niederträchtigkeit eines Taugenichts ward Rousseau die wiedererwachende Neigung zum Lesen gerettet: — er las eine ganze ibliothek aus, er las in der Werkstatt, er las, wenn er Botschaften ausrichten r. „Auch dieses ist eine meiner Eigenthümlichkeiten. Mitten unter dem Joch einer nommenen Gewohnheit kann ein Nichts mich davon losmachen, mich verändern, an sich ziehen, mich in Leidenschaft setzen, und dann ist Alles vergessen. Ich an Nichts, als an den Gegenstand, der mich beschäftigt." — Rousseau lebte wieder in der Welt der Romane und vergaß über erdichteten Zuständen die lichkeit. Begreiflich, daß der Lehrherr ihn schlug und das Verhältniß zwischen n zuletzt unerträglich wurde. Als Rousseau eines Sonntags von einem ziergang zu spät zurückkam und das Stadtthor schon geschlossen fand, war Furcht vor den Schlägen, die ihn am anderen Morgen zu Hause erwarteten, heidend. Er ging nicht mehr zu seinem Lehrherrn, sondern beschloß sein Glück r weiten Welt zu suchen. So endet das erste Buch seiner Geständnisse und seau bemerkt am Schlusse desselben wehmüthig: „Ich hätte in diesem Stand guter Christ, ein guter Bürger, ein guter Freund, ein guter Hausvater, ein Arbeiter, in aller Art ein guter Mensch werden können; ich hätte meinen id geliebt und ihm Ehre gemacht, und wöre nach ruhigem sanftem Leben sam in Mitte der Meinigen gestorben und vergessen worden. Statt dessen, ' ein Gemälde von Unglück habe ich zu entwerfen!" —

Kupferstecher.

Charakter.

Hochmuth.

Muthlosigkeit.

Flucht.

Froh sein eigener Herr zu sein trat Rousseau seine Wanderungen an, den voll romanhafter Vorstellungen. „Auf jedem Schritt hoffte ich Feste, Schätze, teuer, Freunde zu allen Diensten bereit, Mädchen mir zu gefallen bemüht nden. Ich brauchte mich nur zu zeigen, um das ganze Weltall in Bewegung tzen." — Rousseau sang vor manchem Schloß, aber keine Prinzessin wollte zu ihm herunterneigen. Gute Aufnahme fand er bei Landleuten, dann bei n wohlwollenden katholischen Pfarrer, der eifrig war, den talentvollen Jungen die Kirche zu gewinnen. Von ihm bekam Rousseau Empfehlungen nach Annecy ine fromme mitleidige Dame, eine Frau von Warens, eine Neubekehrte, die König von Sardinien einen Gnadengehalt von 2000 fl. bezog. Rousseau

Abenteuer.

Warens.

*) Barante, Tableau littéraire du 18. Siècle. 18. édit. Paris 1860, p. 150.

Gestalt. brach sogleich auf. Er war jetzt 16 Jahre alt. „Ohne das zu sein, was man einen schönen jungen Menschen nennt, war doch meine kleine Person nicht übel gebaut; ich hatte einen artigen Fuß, wohlgestaltete Beine, etwas Ungezwungenes in meinem ganzen körperlichen Anstand, eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung, einen kleinen runden Mund, schwarze Haare und Augenbraunen, kleine etwas tiefliegende Augen, aus denen aber das Feuer meines Temperamentes heftig hervorblitzte.“ – Rousseau traf Frau von Warens auf dem Gange in die Kirche; er hatte eine alte grämliche Betschwester erwartet und fand eine Frau von reizender Schönheit und unerschöpflicher Seelengüte. „Diejenigen, welche keine Sympathie der Seelen gelten lassen, mögen versuchen zu erklären, wie es zuging, daß Frau von Warens bei der ersten Zusammenkunft, mit dem ersten Blick, mir nicht allein die lebhafteste Zuneigung, sondern auch ein unumschränktes und nie zurückgenommenes Vertrauen einflößte.“ — Frau von Warens nahm sich „des armen Kleinen“ aufs [illegible] vollste an und mit ihrem Geld und ihren Empfehlungen unterstützt ging Rousseau

Bekehrung. nach Turin, wo er in einer Missionsanstalt zum Katholicismus und in den [illegible] des Königs übertreten sollte. Rousseau wurde durch die Gründe seiner Bekehrer nicht gewonnen; sein Wille war aber schwach genug, daß er dennoch öffentlich zum Katholicismus übertrat. Von den Hoffnungen, die er auf seinen Uebertritt gründete, ging keine in Erfüllung. Man gab ihm 20 Livres, die bei seinem Uebertritt gesammelt worden waren, und empfahl ihm, ein guter Christ zu sein. „Von dem eigennützigen Schritt, den ich gethan, blieb mir Nichts übrig als die Erinnerung, ein Abtrünniger und Betrogener zu gleicher Zeit gewesen zu sein.“ – So lang das Geld aushielt, trieb sich Rousseau frei in Turin herum, dann trat er in den Dienst einer kranken adeligen Dame. Als nach deren Tod ein

Diebstahl silbernes Band fehlte und bei Rousseau gefunden wurde, gab dieser an, Marie, ein liebenswürdiges tugendhaftes Dienstmädchen, das im Hause war, habe es ihm

Verleumdung. gegeben. Es war eine Lüge und Marie ein Mädchen von geprüfter Treue. Um seine eigene Schande zu decken, beharrte Rousseau mit teuflischer Unverschämtheit auf seiner Aussage. „Das arme Mädchen fing an zu weinen und sagte [illegible] als die Worte zu mir: Ach Rousseau, ich traute Ihnen ein besseres Herz zu. Ich werde durch Sie äußerst unglücklich und doch möchte ich nicht an Ihrer Stelle sein.“ Wir müssen jedoch zu Rousseaus Ehre bemerken, daß die Erinnerung an diese Niederträchtigkeit ihn sein ganzes Leben gequält und daß er, um sie zu sühnen, vor aller Welt sie offen gestanden hat. Aber selbst in der Art, wie er diese Schurkerei sich erklärt, zeigt sich uns der Egoist. „Ich schob mein Vergehen auf den ersten Besten, der sich mir darbot. Als ich Marie hereintreten sah, hätte mein Herz brechen mögen, aber die Gegenwart so vieler Zeugen überwog meine Reue. Die Bestrafung fürchtete ich weniger, aber ich fürchtete die Schande, und zwar fürchtete ich die letztere mehr als den Tod, mehr als das Verbrechen, mehr als irgend Etwas von der Welt. Ich hätte versinken, mich in den Abgrund der Erde verbergen mögen, die unüberwindliche Scham siegte über jede andere Rücksicht. Die Scham allein machte mich unverschämt*).“

Auch im dritten Buch finden wir Rousseau, wie bisher von einem Gegensatz in den andern überspringend, bald wieder als Achill, dann als Tersites, bald als Held und dann wieder als Taugenichts. Unter den Bekanntschaften, die er in

Gaime. Turin damals machte, war die eines savoischen Abbé und Erziehers, Gaime, eines jungen einsichtsvollen Geistlichen, der diesem Vagabunden oft den besten Rath gab, und dessen Bild Rousseau im Landgeistlichen von Savoyen verewigt hat. Den Rath des Abbé, in sein Vaterland zurückzukehren, befolgte Rousseau

*) Am Schluß des 2. Buches der Geständnisse.

nicht, nahm dagegen Dienste in der Familie der von Solar. Während er einem großen Gastmahl aufwartete, kam die Rede auf den Wahlspruch des hlechtes: Tel fiert qui ne tue pas, den die Anwesenden nicht richtig zu ren wußten, wohl aber der Diener: „Mancher verwundet ohne zu tödten." timmiges Lob ward Rousseau zu Theil. Man beschloß, Alles für die Aus- ing des Dieners zu thun: er sollte Sekretär werden. Ein Sohn des Grafen ihm Unterricht im Latein. Rousseau hätte vielleicht als vornehmer Beamter det. Dieser gerade Weg, den man ihm vorzeichnete, entsprach aber seiner Lust Abenteuern nicht. Ein leichtsinniger Kamerad aus Genf, den er damals in in traf, verleitete ihn, mit ihm in der Stadt umherzustreifen und gegen Herrschaft trotzig zu sein. Rousseau wurde vergebens gewarnt und gab er, Beschützer und Aussicht auf ein künftiges Glück auf, um mit seinem neraden als Landstreicher umherzuziehen. — „Berge, Wiesen, Haine, Bäche, fer schwebten meiner Einbildungskraft mit unerhörtem Wechsel und immer m Reize vor — und alle die glänzenden Abenteuer, deren Hoffnung in den angenen Jahren mich hieher gelockt hatte." — Noch näher zeichnet sich sseau selber am Schluß des 4. Buches. „Mein toller hartnäckiger Kopf will nicht von den Dingen Gesetze geben lassen; er will lieber schaffen als Wirk- s verschönern. Wahrhafte Gegenstände bilden sich daselbst höchstens in ihrer tlichen Gestalt ab, eingebildete hingegen zeigen sich nicht anders als mit schönsten Reizen geschmückt. Es muß Winter sein, wenn ich den Frühling n soll, und um eine schöne Landschaft zu schildern, muß ich von engen uern umgeben sein. Steckt man mich in die Bastille, so werde ich sicher das ste Bild der Freiheit entwerfen."

Verscherzt sein Glück

leichtfertig.

Die Reisekameraden blieben beisammen, so lang das Geld langte, und sseau blieb zuletzt Nichts übrig als zur Frau von Warens zurückzukehren. Er nte sie Mama und sie ihn ihren Kleinen. Jahre lang lebte er nun bei dieser nüthigen Frau, die ihn von schlechter Gesellschaft abzubringen und fähig zu hen suchte, in irgend einer amtlichen Stellung sein Brod zu verdienen. häftsmänner meinten aber, Rousseau sei ein unbrauchbarer Mensch. Dann Rousseau Landgeistlicher werden, aber er lernte Nichts im Seminar und e nur Sinn für Musik. — Rousseau erwähnt dabei, wie schwierig er arbeite wie er jedes seiner Bücher vier bis fünfmal habe abschreiben müssen, ehe s dem Druck übergab: „Nie hab' ich, die Feder in der Hand, meinem Tisch Papier gegenüber, Etwas hervorzubringen vermocht. Unter freiem Himmel, chen Felsen und Bäumen, oder des Nachts in meinem Bett, wenn ich nicht fen kann, entwerfe und schreibe ich in meinem Gehirn; — man kann urtheilen, welcher Langsamkeit, zumal wenn man sich hinzudenkt, daß es mir ganz an tlichem Gedächtniß fehlt und ich in meinem Leben nicht Verse zu behalten im nde gewesen bin. Gewisse Perioden habe ich 5 bis 6 Nächte in meinem Kopfe endet und wieder gewendet, ehe ich sie zu Papier bringen konnte." — Rousseau egte sich nun auf die Musik, und verkehrte deshalb viel mit einem Herrn aitre, einem tüchtigen Componisten. Als dieser nach Lyon reiste, sandte Frau von rens Rousseau mit ihm als Begleiter. In Lyon ward Lemaitre an einer Straßenecke Epilepsie befallen. Rousseau bat die Leute, die sich herzudrängten, diesen in Gasthaus zu führen, benutzte aber einen Augenblick, wo Niemand auf ihn t gab, und ließ den Armen im Stich und eilte wieder nach Annecy zur Frau Warens. Bald aber wurde aus der Mama die Geliebte und Rousseau hat 4. und 5. Buch seiner Bekenntnisse die Geschichte dieser seiner Leidenschaft der vollen Glut und Farbenpracht seiner Phantasie, aber auch rücksichtslos hildert. Er konnte in seinen Bekenntnissen bei der Nachwelt sich an den

Bei F. v. Warens.

Production.

Musik.

Liebe.

Pranger stellen, aber er hatte kein Recht, die Schande seiner Wohlthäterin, die ihn Jahre lang auf ihre Kosten unterhalten hat, auf die Nachwelt zu bringen. Neben dieser Liebe geht eine Reihe von anderen Liebschaften, die Rousseau noch als alter Mann mit sichtlicher Freude erzählt. — Also auch in reifen Jahren steht Rousseau nicht über den Verirrungen seiner Jugend, und doch scheint er mitten im unreinen Leben zu glauben, er stehe hoch über allen Andern an Tugend. Wenigstens kann kaum anders der merkwürdige Anfang des 1. Buches der Geständnisse aufgefaßt werden, der also lautet: „Ich unternehme eine Sache, wovon man noch kein Beispiel gesehen hat, und deren Ausführung schwerlich jemals einen Selbsttäuschung Nachahmer finden wird. Ich will meinen Mitgeschöpfen einen Menschen in der ganzen Wahrheit seiner Beschaffenheit zeigen; und dieser Mensch soll Niemand anders sein als ich. — Ich und kein Anderer. Ich fühle mein Herz und kenne die Menschen. Ich gleiche keinem von Allen, die mir vorgekommen sind, und bilde mir ein, keinem auf der ganzen weiten Welt zu gleichen. Wenn ich nicht besser bin, so bin ich doch anders. Ob die Natur recht oder unrecht that, die Form zu zerbrechen, in welche sie mich gegossen, wird man nicht eher entscheiden können als nach Durchlesung dieser Blätter. — Mag die Posaune des Gerichts erschallen, wenn sie will; ich werde mich, dies Buch in der Hand, meinem höchsten Richter darstellen. Ich werde freimüthig zu ihm sagen: Sieh, so handelte ich, so dachte ich, der war ich. Ich habe Gutes und Böses mit gleicher Offenherzigkeit niedergeschrieben. Ich habe Nichts Nachtheiliges verschwiegen, Nichts zu meinem Vortheil hinzugesetzt. Wenn ich irgendwo eine unbedeutende Verzierung eingewebt habe, so ist es nur geschehen, um eine Lücke auszufüllen, wo mich mein Gedächtniß im Stiche ließ. Ich kann als wahr angenommen haben, wovon ich fühlte, daß es wahr gewesen sein könnte; nie aber, wovon ich mir des Gegentheils bewußt war. Ich habe mich ganz so gezeigt, wie ich gewesen: niedrig und verächtlich, wo ich dies, gut, edelmüthig und erhaben, wo ich das letztere war. Ich habe mein Inneres enthüllt, wie es Dir selbst vor Augen gelegen. Laß Ewiger die unzählige Menge deiner Mitgeschöpfe sich um mich her versammeln, sie mögen meine Geständnisse hören, mögen über meine Unthaten seufzen, und über mein Elend erröthen! Jeder von ihnen lege dann auch sein Herz mit gleicher Aufrichtigkeit enthüllt zu den Füßen Deines Thrones, und dann sage einer, wenn er es wagt: ich war besser als dieser da!" — Wahrscheinlich sollen die Schönheiten des Buches seine Flecken tilgen. Wie hoch steht da der hl. Augustin in seinen Selbstgeständnissen über den Verirrungen seiner Jugend und wie tief fühlen wir es ihm in jedem Satz, daß wir keinen Roman, sondern eine wahre große Seelengeschichte vor uns haben. Das Beste war, daß Rousseau neben all' diesem abenteuerlichen Treiben und Versuchen bald als Singmeister, bald als Steuerbeamter eine Rolle zu spielen, doch gründliche Studien machte in Werken tieferer Art, in Leibnitz, Newton; auch versuchte er zu componiren.

Nach Paris. Dazwischen kam die erste Reise nach Paris in Begleitung eines Schweizers, der in die französische Armee eintrat, und wobei Rousseau sich einige Zeit mit dem Gedanken trug, mindestens Marschall zu werden. Paris fand er unter seiner Erwartung, auch Versailles. Er hatte zu viel in der Phantasie erwartet und dabei das stolze Wort: „Es ist vielleicht dem Menschen und der Natur unmöglich den Reichthum meiner Phantasie zu übertreffen;" und äußert gleich nachträglich: „Ich bin beinahe außer Stand nachzudenken, wenn ich still sitze. Mein Körper muß in Bewegung sein, wenn mein Geist thätig sein soll. Der Anblick der Fluren, die freie Luft gibt meiner Seele Schwung und wirft mich auf gewisse Weise in die Unendlichkeit der Wesen, um sie nach meiner Wahl und ohne Furcht und Zwang zusammen zu setzen, unter ihnen zu wählen und

: das Schönste davon anzueignen. Ich schalte uneingeschränkt über die ganze tur. Mein Herz schwebt von Gegenstand zu Gegenstand, vermischt, vereinigt mit denen, die ihm schmeicheln, nährt sich mit reizenden Bildern und berauscht in der Fülle süßer Empfindungen. Wenn ich, um diese Gefühle festzuhalten, alles dieses im Geist ausmale, welche Stärke des Pinsels steht mir dann zu iot! Man will in meinen Schriften diese hinreißende Kraft des Ausdrucks gefunden en, aber man hätte die Bilder, die ich auf Reisen geschaffen und nie geschrieben, n sollen. Aber warum hätte ich sie denn niederschreiben sollen? — Um mir Reiz des Genusses der Gegenwart zu rauben und Anderen zu sagen, daß ich oß? Was gingen mich Leser, was Publicum, was die ganze Welt an, so lange im Himmel schwebte. Hätte ich Anstalt getroffen zum Schreiben, so würde sich t der kleinste Gedanke mehr dargeboten haben. Wie konnte ich vorher wissen, ich Ideen haben würde. Sie stellen sich ein, wenn es ihnen, nicht, wenn es beliebt. Sie kommen entweder gar nicht oder drängen sich so haufenweise zu, ich der Anzahl oder der Stärke derselben unterliegen möchte. 10 Bände des es hätten nicht hingereicht*)." — So ist Rousseau oft von seinen Ideen r besessen, als daß er sie besitzt.

Daß das Soldatenleben nicht für ihn passe, fühlte Rousseau schnell — es : seinen Eigenwillen gebrochen. Er verließ Paris bald wieder und schlenderte dem Heimweg in seinen Träumereien nach Herzenslust durch das Land. Von digkeit, Hunger und Durst erschöpft, bittet er eines Tages einen Bauern, ihm Französische Zustände. Geld und gute Worte Etwas zu essen zu geben**). Der Mann bot ihm chte Milch und schwarzes Gerstenbrod an und versicherte, es sei Alles, was abe. Als er aber den Fremden die Milch mit Wollust einschlürfen und das d sammt Spreu und Allem, was daran hing, verschlingen sah, sagte er, er er habe einen guten ehrlichen jungen Menschen vor sich, der nicht die Absicht , ihn zu verrathen, und brachte aus einem Versteck eine Flasche Wein, zenbrot, Schinken und wollte schließlich für all' das keinen Heller annehmen gab zu verstehen, daß er seinen Wein aus Furcht vor der Steuer, sein Brod Furcht vor der Accise verbergen müsse, und versicherte, er würde der unglückte Mensch sein, wenn man argwöhnte, daß er nicht in Gefahr stünde, vor ger zu sterben. So war die Lage der Bauern unter Ludwig XV! Der druck auf Rousseau blieb unauslöschlich: „Dieses war der erste Keim jenes ersöhnlichen Hasses gegen die Erpressungen, denen der unglückliche Arme auszt ist, und gegen seine Unterdrücker ein Keim, der nachher in meinem Herzen iefe Wurzeln geschlagen hat. Dieser Mann durfte bei seinem geringen Wohl) nicht wagen das Brod, das er im Schweiß seines Angesichtes gewonnen :, öffentlich zu verzehren und konnte seinem Unglück nur dadurch zuvorkommen, er den Schein des allgemeinen Elends, das um ihn verbreitet war, gleichfalls ihm." — In Lyon ging Rousseau das Geld aus — er brachte die Nacht In Lyon. rhalb der Stadt unter freiem Himmel zu, nahe dem Ufer der Rhone: „Der id war unvergleichlich, das lechzende Gras wurde vom Thau erquickt, es ging : der geringste Wind. Die Nacht war ruhig und vollkommen heiter, die Luft), ohne kalt zu sein, die Nachtigallen sangen mich in Schlaf. Mein Schlummer süß, mein Erwachen war es noch weit mehr, als ich um mich her das ser, das entzückende Grün und die herrliche Landschaft erblickte. Frohen thes sang ich ein Liedchen, indem ich gegen die Stadt ging, um mir ein Brod aufen. Da rief mir ein Mönch zu, ob ich Musik verstehe, und als ich es

*) Confessions, l. IV. gegen Ende.
**) Confessions, l. IV. gegen Ende.

bejahte, schlug er mir vor, Noten abzuschreiben gegen gute Belohnung." — Naturliebe, Träumerei, Abenteuer*)! Rousseau traf Madame Warens wieder, lebte einige Zeit mit ihr auf dem Land und war einige Zeit hindurch glücklich. Da
Krankheit. kam eine Krankheit. Rousseau glaubte sich dem Tode nahe. Fromme Gefühle erwachten, er suchte in der Religion Hoffnung und Trost, sagt aber dabei, er habe am liebsten unter freiem Himmel sein Gebet verrichtet: „Ich habe nie gerne im Zimmer gebetet. Es ist mir, als ob die Mauern und all' die kleinen Werke
Gebet. der Menschen sich zwischen die Gottheit und mich in den Weg stellten. Ich mußte sie in ihren Werken betrachten, während daß sich mein Herz zu ihr erhob; auch bestand mein Gebet überhaupt mehr in Bewunderung und Betrachtung, als in frommen Bitten; ich wußte, daß bei dem Geber alles wahren Guten das beste Mittel, das zu erhalten, was wir bedürfen, nicht sowohl ist, jene Güter zu erbitten, als sich ihrer würdig zu machen suchen**)."

Rousseau begann medicinische Bücher zu lesen, bei seiner Neigung zur
Hypochondrie. Hypochondrie und seiner überwiegenden Einbildungskraft glaubte er aber bald, jede Krankheit zu besitzen, von der er gerade las. Schließlich verrannte er sich in den Wahn, er leide an einem Herzpolypen. Um sich zu heilen, begab er sich nach Montpellier, wo ihn der Arzt als eingebildeten Kranken behandelte. — Bei der Rückkehr fand er seinen Platz bei der Warens durch einen Anderen besetzt. Rousseau's Schmerz war groß, der Aufenthalt im Haus wurde ihm unerträglich. Er ging 1741 wieder nach Paris, um hier der Akademie der Wissenschaften ein neues
Nach Paris. System der Notenschreibung mitzutheilen. Am 22. August 1742 hielt er darüber eine Vorlesung. Die Akademie fand, das System sei zwar sehr sinnreich, aber nicht brauchbar. Wieder hatte sich eine Hoffnung, auf die er das Glück seines
Pläne. Lebens gründete, als Seifenblase erwiesen. Die verschiedensten Pläne wurden entworfen: er wollte mit einer Flugmaschine, er wollte als Declamator, als Schachspieler, als Operndichter sein Glück machen. Die Oper Les Muses galantes hatte keinen Erfolg. 1743 bekam er die Stelle eines Privatsecretärs beim französischen Gesandten in Venedig, hielt es aber bei dem rohen und herrischen Manne nicht aus und war nach 18 Monaten schon wieder in Paris. Eine Zeitschrift, die er mit Diderot herausgeben wollte, brachte es nicht über die erste Nummer hinaus.

Uebrigens hatte Rousseau Zutritt zu den tonangebenden Kreisen gefunden. Man sah in ihm einen geistreichen leidenschaftlichen Sonderling, dem es namentlich an feinen Formen fehle — man nannte ihn nur den Bären. Aber in welchem Gegensatz fühlte sich erst Rousseau zu dieser Gesellschaft, die geistreich, gebildet, aber sittenlos, witzig und herzlos war, bei der Alles außen glänzte, während innerlich Alles faul war — Rousseau mit seinem Hang zu Idealen, der ihm trotz aller Verirrungen geblieben war, und seiner Liebe zur Natur und zur Freiheit! Eines Abends wiederhallte der Saal von Gotteslästerungen — Rousseau drohte fortzugehen, wenn man nicht aufhöre: wenn es eine Feigheit sei, zu dulden, daß von einem abwesenden Freunde übel gesprochen werde, so sei es ein Verbrechen, wenn man dulde, daß Gott gelästert werde, der überall gegenwärtig sei.

1749 trat dieser Gegensatz offen zu Tage. — Rousseau besuchte den

---

*) Gegen Ende des vierten Buches der Confessions.
**) Confessions, L. V.

er Diderot, während dieser im Gefängniß zu Vincenne aß. Auf dem Weg hin las er im Mercur de France die Ankündigung einer Preisaufgabe, welche Akademie zu Dijon stellte, ob der Fortschritt in den Wissenschaften und inften zur Verbesserung oder zur Verderbniß der Sitten beigetragen habe. ahrscheinlich meinte die Akademie die Frage so: ob das Wiederaufleben der udien des klassischen Alterthums im 15. und 16. Jahrhundert eine Verlimmerung oder Verbesserung der Sitten zur Folge hatte, denn sonst wäre Frage eine sonderbare, indem die Literatur eines Volkes ja aus seinem en und seiner Geschichte hervorgeht, nicht aber eine von demselben unabhängige acht ist. Aber Rousseau nahm die Frage wörtlich — galt doch die Literatur Frankreich als eine Macht an und für sich, herrschte doch Voltaire wie ein nig in Ferney. Rousseau war tief ergriffen von der Frage, er bekam heftiges rzklopfen, der Athem versagte ihm, er mußte sich unter einem Baum niederen und vollbrachte dort eine halbe Stunde in solcher Bewegung, daß er, als sich erhob, seine Kleider von Thränen benetzt fand, ohne daß er sein Weinen nerkt hatte. So Vieles, was er in seinem bewegten Leben bisher empfunden, mte jetzt in ihm zusammen und mit dem ihm eigenen Talent der Ueberbung führte er jetzt den Satz durch: Kunst und Wissenschaft sind die Ursache Unglücks der Einzelnen und des Verderbens der Gesellschaft: unsere Seelen arten in dem Maß, als Künste und Wissenschaften der Vollendung entengehen. Sklaverei, Verschwendung, Schwelgerei sind zu allen Zeiten die rafe gewesen für das stolze Bestreben, aus der glücklichen Unwissenheit, in lche die ewige Weisheit uns versetzt hat, herauszutreten. Die Astronomie ist aus n Aberglauben entstanden, die Beredtsamkeit aus dem Ehrgeiz, alle Wissenften aus dem Hochmuth, und ihre Pflege schwächt die kriegerischen Eigenften eben so sehr als die sittlichen. Die Buchdruckerkunst, die Ursache schrecklicher d immer wachsender Unruhen in Europa, lehrt nur die Ausschreitung des nschliches Geistes verewigen. Man zieht jetzt das Talent der Tugend vor; n fragt nicht mehr, ob ein Buch nützlich ist, sondern ob es gut geschrieben Unsere Gelehrten mit ihrem gefährlichen Zweifel untergraben die Grundlagen Glaubens und vernichten die Tugend: sie lachen höhnisch bei den Worten terland und Religion, sie haben nur einen Glaubenssatz, die Wuth, sich nerkbar zu machen. In unseren Schulen lernt die Jugend Alles, nur ihre lichten nicht. Die alten Staatsmänner sprachen von guten Sitten und von gend, die neueren nur von Handel und Geld. Es gibt tausend Preise für öne Reden, aber keinen einzigen für gute Handlungen. Wir haben Naturscher, Erdmesser, Scheidekünstler, Musiker, Dichter, Maler, aber wir haben ne guten Bürger mehr. Die einzige Weisheit ist jetzt, sich in sich zurückzuhen und beim Schweigen der Leidenschaft die Stimme des Gewissens zu rnehmen *).

Preisfrage.

Discours.

*) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en 1750 sur cette estion: Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs.

Also die Wissenschaften sind eitel in ihrem Ursprung, und gefährlich in ihrem Wirken. Es war ein Faustschlag in's Angesicht für die Gesellschaft, die so stolz war auf ihr Wissen, auf ihren Unglauben, auf die Bewunderung, welche Europa an die französischen Schriftsteller verschwendete, und dennoch erhielt der Verfasser den Preis, aber nur wegen der Form, denn eine so volle und strömende Sprache, so viel Kraft und Feuer des Stiles, eine so blendende Kunst der Sophistik, eine solche Musik der Perioden war etwas Neues. Auch die Gesellschaft spendete ihm Beifall, trotzdem sie das Gefühl hegte, sie vernehme ein unterirdisches Dröhnen, wie von einem bevorstehenden Erdbeben.

An Angriffen fehlte es nicht, auf die Rousseau nur noch mit stärkeren Sätzen antwortete: die Wissenschaft ist nur für den Menschen im Allgemeinen, für einzelne hervorragende Geister, die anderen brauchen Nichts zu studiren als ihre Pflichten und haben dazu Einsicht genug. Die Philosophie ist die Tochter des menschlichen Hochmuths. Das Evangelium hingegen ist das einzig nöthige Buch für einen Christen und das nützlichste unter allen. Der Mensch ist von Natur gut, ehe die schrecklichen Worte Mein und Dein erfunden wurden, ehe es Herren und Sklaven gegeben hat.

Nicht minder tief geht die Schrift über den Ursprung und die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen — wiederum Lösung einer Preisfrage der Akademie zu Dijon*). Im Wald von Saint Germain arbeitete Rousseau diesen Aufsatz binnen 8 Tagen gut aus, der in seinem ersten Theil den Urzustand schildert, wie er ihn träumt, und im zweiten die Entstehung des Staates entwickelt. Der Mensch im Urzustand ist kräftig, muthig, geschickt, gesund und gut, voll Mitgefühl, halb ein Thier, es ist jedoch besser, fügt er bei, „einem Schaf zu gleichen, als einem gefallenen Engel.“ Zwei Eigenschaften unterschieden ihn übrigens von den Thieren, der freie Wille und die Möglichkeit sich zu vervollkommnen. „Es ist traurig, daß wir es zugestehen müssen, diese fast unbeschränkte Thätigkeit ist die Quelle alles Unglücks bei den Menschen.“ — „Wenn die Natur uns bestimmt hat gesund zu sein, so wage ich beinahe zu behaupten, daß der Zustand der Ueberlegung ein Zustand gegen die Natur ist und daß der Mensch, welcher nachdenkt, ein verkommenes Thier ist.“ Der erste, der sich Kleider und eine Wohnung machte, gab sich da Dinge, die er nicht nothwendig brauchte, denn er hatte sie ja früher entbehrt. — „Indem der Mensch gesellschaftlich und dienstbar wird, wird er schwach, furchtsam und kriechend.“ — „Der Erste, meint er, der ein Stück Land umzäunte und erklärte: dieß gehört mir, und der Leute fand, die einfältig genug waren, es zu glauben, ist der wahre Gründer der bürgerlichen Ordnung gewesen. Wie viel

Discours sur l'inégalité.

Paris. Villemain bemerkt mit Recht: Die Akademie zu Dijon hätte besser gethan, die Frage so zu stellen: Quelle est l'influence de l'état social et des moeurs sur le progrès ou l'abaissement des lettres et des arts?

*) 1753 stellte sie die Frage: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes — Est elle autorisée par la loi naturelle?

rheerungen und Kriege, Mord und Elend wären nicht dem menschlichen
schlechte erspart worden, wenn Jemand diese Umzäunung niedergerissen und
Anderen zugerufen hätte: hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid
oren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte des Bodens Allen angehören und
er selbst Niemanden zusteht." Dieser Satz hat eine verhängnißvolle Wirkung
mmen, und ist der Glaube der Communisten geworden. Die Menschen lebten
, gesund, gut und glücklich; das Uebel begann, sobald die Gleichheit schwand
das Eigenthum entstand. „Die Bearbeitung der Metalle und der Ackerbau
en die zwei Künste, deren Erfindung diese große Veränderung bewirkte.
s Eisen und das Getreide haben das Menschengeschlecht civilisirt und die
nschen zu Grunde gerichtet." Mit dem Ackerbau ward das Land getheilt
mit dem Eigenthum entstanden die Gesetze, die Ungleichheit nahm zu, aber
der Widerstand der Armen gegen die Reichen. Zu ihrem Schutz führten
e die Ordnung des Rechts und des Friedens ein. „Die Freiheit ist eine
e, die wir von der Natur in unserer Eigenschaft als Menschen haben. Die
rn haben darum kein Recht, ihre Kinder an einen Despoten oder an einen
ren zu veräußern." Die Ungleichheit hat drei Abstufungen, Einführung von
etz und gesetzlichem Eigenthum, Einführung von Behörden, Veränderung der
lichen in eine willkürliche Gewalt. Die Demokratie ist die beste Regierungs-
n, weil sie sich am wenigsten von der Natur entfernt. Ursprünglich wurden
Beamten gewählt, wegen Wahlstreitigkeiten gestattete aber nach und nach
Volk den Oberen, ihre Würde erblich zu machen, und so wurden die Stellen
nthum. Ein unermeßlicher Raum trennt den Naturzustand von unserem
jen, gesellschaftlichen Zustand. „Die Seele und die menschlichen Leidenschaften
ern sich unversehens in diesem langen Uebergang. Während der ursprüngliche
nsch allmälig verschwindet, zeigt uns die Gesellschaft nur einen Haufen
tlicher Menschen und gemachter Leidenschaften, welche das Werk von all'
n neuen Verhältnissen sind und keinen wahren Grund in der Natur selber
n. Der wilde Mensch lebt nur in sich selbst, der gesellschaftliche Mensch
nur in der Meinung der Anderen."

Im Naturzustande, wie er nach Rousseau vor der Gründung des Staates Der Naturzustand.
, finden wir lauter Schilderungen nach Romanen von den Wilden und nach
graphien des Plutarch. Rousseau vergaß, daß dort über die Wilden, hier über
Helden des klassischen Alterthums ein ideales Licht ausgegossen, und daß die
ern, schlimmen Seiten ganz übergangen sind. Er schildert den Zustand der
den so glänzend und die Verderbniß durch die Verfeinerung des 18. Jahr-
derts so grauenvoll, daß Voltaire ihm zurief: „Wenn man Sie liest, so
delt Einen die Lust an, auf Händen und Füßen zu kriechen." Später meinte
elbe: „Was ist das für eine Philosophie, die der gesunde Menschenverstand
Sina bis Canada verwirft, ist sie nicht das Werk eines Bettlers, welcher
scht, daß alle Reichen von den Armen bestohlen werden, um dadurch eine
derliche Eintracht unter den Menschen zu gründen." Es ist der Schrei des
merzes und des Zornes, der die niederen Klassen der Gesellschaft damals
hdrang, eine Art Kriegserklärung der Besitzlosen gegen die Besitzenden.

Der Gesellschaftsvertrag*), der 1762 erschien, ist nur eine weitere Ausführung des zweiten Theiles von der Beantwortung der Preisfrage über die Ungleichheit unter den Menschen und wurde das Evangelium der Demokratie. In einem Urvertrag hat das Volk, das einen Staat bilden wollte, auf gewisse Privatrechte aller Einzelnen verzichtet, aber nicht zu Gunsten des Fürsten, sondern zu Gunsten der Gemeinde: die Gemeinde allein schafft Recht, alles andere ist Usurpation, das Volk allein ist der Souverain, sein Wille allein ist die einzige unveräußerliche Souverainetät; der Fürst ist von ihm gewählt, ist nur sein Beamter, den es mit Gewalt ausgestattet hat. Wenn der Fürst mehr sein will, als Beamter, so wird er Usurpator. Die Republik ist eigentlich die einzige rechtmäßige Staatsform. Der Mensch kann nie auf seine Freiheit Verzicht leisten, sonst verzichtet er darauf, ein Mensch zu sein. Indem die Gesammtheit sich zusammenthut, wird der Staat; tritt sie als solcher in Thätigkeit, so heißt sie Souverain; andern Staaten gegenüber heißt sie Staatsmacht; die Mit[illegible]nehmer an der höchsten Gewalt heißen Bürger (Citoyen) und Unterthanen, sofern sie den Staatsgesetzen unterworfen sind. Der souveraine Volkswille ist immer Recht; Ziel und Zweck aller Gesetzgebung muß die Freiheit und Gleichheit sein; Alles, was sie hindern kann, muß man hinwegräumen. Um Glaubenslehren hat der Staat sich nicht zu bekümmern und nur darauf zu sehen, daß der Glaube an das Dasein Gottes und an ein zukünftiges Leben, in welchem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden, daß der Glaube an die Heiligkeit des Eides und der Staatsgesetze in Kraft bleibe**). Der allgemeine Wille spricht sich in Volksversammlungen aus, und das Volk stimmt von Zeit zu Zeit ab, ob die gegenwärtige Regierungsform und die Gesetze beizubehalten und ob die bisherigen Beamten auch ferner mit der Verwaltung zu betrauen sind. Es gibt keinen andern rechtmäßigen Willen im Staate, als den der Gesammtheit. Gegenüber der Lehre vom göttlichen Recht und von der unbeschränkten Macht der Könige haben wir also hier die Lehre von der Souverainetät des Volkes, vom Despotismus der Masse, und diese Lehre in blendender Sprache einem Volke hingeworfen, unter dem die Monarchie sich verächtlich gemacht hatte. Die Blößen der Theorie sind durch die Schärfe der Dialektik, durch den leidenschaftlichen Ton der Darstellung verdeckt. So konnte das Buch der Katechismus der französischen Revolution von 1793 bis zum Sturze der Republik werden. Hatte Montesquieu in England die Freiheit verwirklicht gemeint, so erklärt Rousseau entschieden, das englische Volk glaube frei zu sein, es täusche sich aber, es sei nur frei zur Zeit der Parlamentswahlen, nach den Wahlen sei es Sklave; sieht Montesquieu in einem abgeschlossenen Adel die beste Bürgschaft für Erhaltung der Freiheit, so hebt bei Rousseau die Volksversammlung jede ständische Gliederung

Contrat social.

Liberté égalité.

Evangelium der Demokratie.

Gegen Montesquieu.

---

*) Du Contrat social ou Principes du Droit publique. 1762.

**) Religion erscheint ihm für das Staatsleben nothwendig: Jamais état ne fut [illegible] que la réligion ne lui servit de base.

f, der Gesammtwille entscheidet. Es ist das eine sehr klare Theorie, leider hat sich in größeren Staaten immer als unausführbar erwiesen und statt zur :nünftigen Herrschaft hat sie immer zur Pöbelherrschaft geführt. Marat und)bespierre hatten immer Rousseau im Munde und Rousseau hätte sich seiner }re geschämt, hätte er ihr Treiben noch schauen können. Denn bei all' seinen rirrungen hatte Rousseau doch einen milden Sinn und einen Zug zum len und Großen.

Nicht minder bedeutsam wurde eine andere Schrift Rousseaus, die er 1762 öffentlichte, Emil oder über die Erziehung. Er wollte mit diesem Werke, das b Lehrbuch, halb Roman ist, an welchem er 20 Jahre nachgedacht und Jahre geschrieben hat, zeigen, wie man neue Menschen für die neue große t bilde, und wie man das heranwachsende Geschlecht aus der Unnatur zur hren Natur wieder zurückführen könne. Emile ou de l'éducation.

War es in jener Zeit Sitte, daß die Eltern sich um die Erziehung ihrer ıder nicht kümmerten und in ihrer Vergnügungssucht dieselben einfach Fremben rließen, so wendet sich jetzt Rousseau an die Mütter: „Ich wende mich an , zärtliche, umsichtige Mutter! die du dich entfernt von der großen Heerstraße halten und das Bäumchen vor dem Anfall der menschlichen Meinungen zu wahren wußtest! Warte, begieße die junge Pflanze, bevor sie abstirbt, ihre ichte werden dich einst erquicken! Lege bei guter Zeit ein Gehege um die Seele es Kindes an, seinen Umfang mag ein anderer bestimmen, aber das Bollwerk st mußt du allein setzen. Die Pflanzen bildet man hernach durch Pflege, und Menschen durch Erziehung *)." Und wirklich brachte es auch Rousseau durch hinreißende und gemüthsfrische Darstellung, in welcher er sein System der iehung gleich an einer Persönlichkeit, am Emil, schilderte, dahin, daß die Ge- chaft der Bildung des zartesten Alters wieder geziemende Aufmerksamkeit ntte, daß vornehme Mütter es nicht mehr unter ihrer Würde hielten, ihre ıder selber zu säugen, daß an die Stelle der Verschrobenheit und Verkünstelung ɔer eine naturgemäßere Behandlung der Jugend trat, daß man der Kindheit Kindlichkeit rettete, daß der Unterricht anschaulich wurde, statt mit unnützem ɔächtnißkram die junge Seele zu erdrücken. Nicht ein Naturmensch im Natur- tand, sondern ein natürlicher Mensch im Stande der Gesellschaft :e gebildet werden! Vieles ist aus Locke entnommen; während aber Lockes Theorie ihrer farblosen Darstellung nicht wirkte, hat Rousseau mit seiner hinreißenden :edtsamkeit das ganze Erziehungssystem geändert und Männer wie Pestalozzi erweckt. Pflicht der Mutter.

Bedeutsam wurde dieses Buch aber noch durch etwas Anderes, nämlich durch Kampf, den Rousseau darin gegen den Atheismus und Materialismus seiner t begann. Es ist ein Nothschrei der bessern Menschennatur darin gegen die ßlichen Lehren jener Zeit, daß der Glaube an einen persönlichen Gott, an terblichkeit der Seele ein Wahn sei. Der Kern seiner Lehre ist im 4. Buch, dem Glaubensbekenntniß des Vicars von Savoyen enthalten. Wie Marquis a die Ansichten Schillers, so spricht der Vicar die Ansichten Rousseaus aus: mir, was deine Religion ist, und ich kenne deinen geheimsten Menschen. Es }eint ihm als die höchste Abgeschmacktheit, die vollkommene Harmonie aus einem ıden Mechanismus der zufällig bewegten Materie herzuleiten. Die Welt wird Profession de foi du vicaire Savoyard

*) Emile, liv. I. Anfang.

im Gegentheile durch einen mächtigen und weisen Willen regiert. Die Seele ist unkörperlich, sie ist nichts Materielles, sie überlebt den Körper; das Gewissen ist mehr als eine Angewöhnung von Vorurtheilen: „O Gewissen! Gewissen! du göttlicher Trieb, du ewige himmlische Stimme, du sicherer Leiter eines unwissenden und beschränkten, aber verständigen und freien Wesens; du unfehlbarer Richter über Gutes und Böses, wodurch der Mensch zur Aehnlichkeit mit Gott gelangt: du machst die Erhabenheit seiner Natur aus und begründest die Sittlichkeit seiner Handlungen. Ohne dich fühlte ich Nichts in mir, was mich über die Thiere zu erheben vermöchte, als den traurigen Vorzug, durch einen Verstand ohne Richtschnur, durch eine Vernunft ohne Grundsatz aus Irrthümern in Irrthümer zu fallen.“

Noch wichtiger ist der vielgenannte Abschnitt durch seine Aussprüche über positive Religion und das Evangelium. Rousseau spricht sich darin nicht als positiver Christ aus, wohl aber voll Verehrung für die christliche Religion. Wir lassen die bedeutsamste Stelle hier folgen:

Evangelium. „Ich gestehe dir auch, daß die Heiligkeit des Evangeliums ein Argument für mich abgibt, das zu meinem Herzen spricht, und es würde mich schmerzen, wenn ich irgend eine treffende Widerlegung dagegen auffände. Betrachte die Schriften der Philosophen mit allem ihrem Pompe: wie klein erscheinen sie gegen jenes Buch gehalten! Kann ein Buch, das so erhaben und dabei so einfach ist, Menschenwerk sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, ein bloßer Mensch gewesen sein? Ist dies die Sprache eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sectenstifters? Welche Milde, welche Reinheit in seinen Sitten! Welch' rührende Anmuth in seinen Lehren! Welche Hoheit in seinen Grundsätzen! Welche tiefe Weisheit in seinen Gesprächen! Welche Geistesgegenwart, welche Bestimmtheit und Genauigkeit in seinen Antworten. Welche Gewalt über die Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo der Weise, welcher ohne Schwäche und ohne Prahlerei so zu handeln, zu leiden, zu sterben versteht? Wenn Platon in seinem idealen Gerechten zeigt, wie derselbe mit aller Schmach eines Verbrechens belastet, jedes Lohnes der Tugend würdig ist, so malt er Zug für Zug Jesum Christum. Die Aehnlichkeit ist so auffallend, daß alle Kirchenväter sie gefunden haben, obgleich ein Irrthum in dieser Hinsicht gar nicht unter die Möglichkeiten gehört. Welche Vorurtheile, welche Blindheit, ja welche Unredlichkeit gehört dazu, wenn man den Sohn des Sophroniskus mit dem Sohne der Maria zu vergleichen wagen will? Welch' ein Unterschied zwischen Beiden! Sokrates stirbt ohne Schmerzen, ohne Schmach, er konnte seine Rolle ohne Anstrengung bis zu Ende führen, und hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben verherrlichet, so ließe sich noch fragen, ob Sokrates mit allem seinem Geiste nicht ein bloßer Sophist gewesen wäre. Er war aber der Begründer der Moral, sagt man. Andere aber hatten sie schon vor ihm in Ausübung gebracht. Er sagte dem, was Andere gethan hatten, bloß Worte; er brachte ihre Beispiele in Lehren. Aristides war gerecht gewesen, noch ehe Sokrates lehrte, was Gerechtigkeit sei. Leonidas war für sein Vaterland gestorben, bevor Sokrates als Pflicht aufgestellt hatte, sein Vaterland zu lieben. Sparta war mäßig, ehe noch Sokrates der Mäßigkeit Lobreden hielt. Ehe dieser noch seine Erklärung von Tugend abgegeben hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Menschen. Aber wo hatte Jesus bei seinem Volke diese erhabene und reine Moral gefunden, von welcher er allein Lehrer und Beispiel wurde? Mitten unter dem gewaltigen Wüthen des Fanatismus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heldenmüthigen Tugend schmückte das niedrigste aller Völker. Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophirt, ist der süßeste, den man sich wünschen kann; der Tod Christi, welcher unter Martern, Ungerechtigkeiten, Spottreden eines ganzen

Sokrates und Christus.

[tes seinen Geist aufgab, ist der entsetzlichste, den man nur fürchten kann. krates greift nach dem Giftbecher und segnet den, welcher unter Thränen selben ihm darreicht. Jesus betet unter den fürchterlichsten Todesqualen für e erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen isen bezeichnet, so stellt Christi Leben und Tod einen Gott dar. Wollten wir n, die Geschichte des Evangeliums sei nur zum Vergnügen erfunden worden? in Freund! es ist nicht wahr, daß man so erfindet! Uebrigens sind die Thaten Sokrates, die Niemand in Zweifel zieht, keineswegs so begründet, als die Christi. Im Grunde heißt es auch nur die Schwierigkeiten bei Seite schieben, t aber heben. Noch weit unvereinbarer erscheint es, daß vier Menschen mit jer Einstimmung dies Buch ausgearbeitet haben sollen, als wenn nur einer Stoff dazu lieferte. Nie würden jüdische Autoren diesen Ton, diese Sitten- en gefunden haben, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so voll- men unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit aufzuweisen, daß der Erfinder elben noch bewunderungswürdiger erscheinen müßte, als der Held desselben. allem diesem aber ist das Evangelium auch voll von unglaublichen Dingen, Dingen, die der Vernunft widerstreben, welche ein denkender Mensch weder eisen, noch annehmen kann. Was ist zu thun bei so vielen Widersprüchen? zeit bescheiden und behutsam zu sein, mein Sohn! Das still zu ehren, was weder verwerfen, noch begreifen kann, sich vor dem großen Wesen demüthigen, allein wahr ist."

Gegen diese Religion des Herzens wurden gar viele Einwände erhoben. Gegner. us Möser in Osnabrück hob vom rationalistischen und staatsmännischen Stand- t Bedenken, daß die rohen Massen unmöglich sich von bloßen Naturpredigten en lassen, damit würde Moses bei seinen Ziegelbrennern Nichts ausgerichtet n. Die Predigt der Werke Gottes, die wir täglich vor Augen haben, gleiche Geschrei eines Kanarienvogels, welchen sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr , während einem Fremden im Zimmer die Ohren davon klingen. Der Satz, könne in allen Religionen selig werden, werde nie großen Eifer für eine gion erwecken, er ersticke jeden Katechismusunterricht im Keim. Nicht als loge, sondern als Jurist müsse er sagen, die Ewigkeit der Höllenstrafen zu nen, das Ansehen der Geistlichkeit herunterzusetzen, sei höchst ungeeignet. „Ich die Krankheiten der großen Staatsvereinigungen, sie mögen Monarchien, okratien, Demokratien oder Tyrannien heißen, erwogen und daraus geschlossen, ihnen eine geoffenbarte Religion zu jeder Zeit nothwendig und heilsam sen ist. Hiernächst habe ich gefunden, daß die christliche Religion zu allen hten, welche die Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das vollkommenste iche, und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein so voll- nenes Band zu schwächen oder gar wohl zu zerreißen!" — Andere*) warfen Frage auf, ob diese sogenannte Naturreligion nicht ein bloßer Widerschein i sei, was wir im Christenthum erhalten haben. Auch die Protestanten, obschon sseau 1754 in Genf zum calvinischen Bekenntniß zurückgetreten war, wollten dieser Religion des Herzens Nichts wissen.

Den Encyclopädisten war dieses Bild Christi zu rein, sie wollten gar Nichts Religion hören. — Rousseau war ohnehin mit den Stimmführern aus einem ren Grund zerfallen. 1745 fesselte er sich an ein Schenkmädchen aus Orleans, ese Levasseur, die so beschränkten Geistes war, daß sie nie die zwölf Monats-

*) In seinem Sendschreiben an den Herrn Vicar in Savoyen, abzugeben an Herrn J. Rousseau in Mösers vermischten Schriften Band I. 116. Vgl. Hagenbach, ngeschichte des 18. Jahrhunderts I. 209—22.

namen wußte; und mit ihr mußte er ihren Vater und ihre Mutter zu sich nehmen, und da ihm der Dienst als Schreiber bei einem Generalpächter drückend wurde, sich von Notenabschreiben erhalten. Die Noth wurde arg. Zwei Kinder, die ihm Therese 1747 und 1748 gebar, sandte Rousseau, der so ergreifend über die Pflicht der Kindererziehung schrieb, mit solchem Leichtsinn in's Findelhaus, daß er sie unter anderen Kindern nicht mehr herausfinden konnte. Seit 1755, wo er die Abhandlungen über die Ursachen der Ungleichheit herausgegeben, beschloß er selbst ein Vorbild in seinen Lehren zu sein, und da betrachtete er zunächst Therese als seine wahre Gattin. Aber drei Kinder, die sie ihm noch gebar, sandte er dennoch in's Findelhaus, „als Mitglied der Republik Platos, denn die Gesellschaft würde sie doch nur zu Stiefelputzern oder zu Verbrechern herabwürdigen!“ — Einige Zeit hindurch gedachte er das verdorbene Paris zu verlassen und sich in seine Heimath zurückzuziehen, aber davon brachte ihn die Erwägung ab, daß Voltaire in Genf doch zu viel Einfluß besitze. D'Alembert hatte im Artikel Genf in der

Ueber Theater. Encyclopädie die Genfer aufgefordert ein Theater zu gründen. Rousseau erklärte in einem Sendschreiben an d'Alembert sich dagegen*): Theater seien nur für große Städte, aber nicht mit einfachen Sitten; hier seien Turnübungen und kriegerische Spiele am Platz. Madame d'Epinay, die seine Liebe zur einsamen Waldnatur kannte, gewährte ihm hochherzig den Aufenthalt in ihrer Eremitage im Wald von Montmorency. Aber hier in schönster Waldeinsamkeit spielte ihm sein Herz wieder einen Streich, welches die geistlose Therese nicht ausfüllen konnte. Er trauerte, daß er nie wahrhaft geliebt habe, daß er alt werde, ohne je jung gewesen zu sein, und daß er sterben müsse, ohne je gelebt zu haben. Die schöne und geistreiche Schwester der Epinay, Madame Houdetot, erweckte die heiße

Die neue Heloise. Leidenschaft, die er im ersten Theil des Romans, die neue Heloise, in Briefen aushaucht, von denen jede Zeile von innerer Gluth zittert. Von der schönen Seele (belle âme), als welche Rousseau Julie die Heldin seines Romanes schildert, kommt der Ausdruck Schönseligkeit. Doch bewahrt diese schöne Seele nicht die Hoheit des Weibes, sie fällt, denn des Dichters Phantasie ist unrein. Madame Houdetot wies einen Liebesantrag zurück und nun lohnte Rousseau mit Undank. Der zweite Theil des Romans ist kalt, Julie wird vermählt an einen Mann, den sie nicht liebt, aber achten muß, und nach und nach stellt sich die Liebe ein und der Dichter preist das Glück und die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe. Während der erste Theil mit dem Fall, endet der zweite mit der Bekehrung des Mädchens und der Dichter führt den Plan durch, zur Idylle sei kein Arkadien nöthig. Der Bruch mit der Epinay hatte auch den Bruch mit Diderot und deren Freunden zur Folge. Statt in sich den Grund zu suchen, kam der eitle und argwöhnische Mann auf den schwarzen Gedanken, es bestehe eine Verschwörung gegen ihn, den die folgenden Ereignisse nur noch stärkten.

Der Erzbischof von Paris trat gegen das Buch auf: vom Standpunkte der

Verfolgung. Offenbarung konnte er sich natürlich nur gegen diesen Cult des Herzens, gegen diese Gefühlsreligion aussprechen, er sah im Emil einen Angriff auf die herrschende Kirche. Aber auch das Parlament vereinigte sich mit der Kirche, auch es hielt die Religion für bedroht, und verdammte, wie der Erzbischof, das Buch und der Generalprocurator erließ einen Verhaftsbefehl gegen dessen Verfasser. Am 9. Juni 1762 erging der Parlamentsbeschluß gegen Rousseau und am 9. August des gleichen Jahres gegen die Jesuiten. Um wegen der letztern Maßregel nicht in Verdacht zu kommen, glaubte das Parlament durch sein Einschreiten gegen Rousseau seinen Eifer für die Kirche kundgeben zu müssen. — Das Buch ward verbrannt

*) Lettre à d'Alembert sur les spectacles.

usseau aber gelang es, in die Schweiz zu entfliehen. Aber auch in der Heimath uf, wo der Flüchtling Ruhe zu finden hoffte, wurde der Emil öffentlich ver- nnt und ein Verhaftsbefehl gegen den Verfasser erlassen. Ebensowenig konnte usseau in Bern Schutz finden; er ging nach Neufchatel, wo ihn Friedrich II. ßte, und wo er einige Zeit ganz dem Genusse der Natur sich wieder hingeben nte. Von hier sandte er die Briefe vom Berg gegen die Regierung zu Genf, n welche selbst ein Theil der Bürger für Rousseau sich in Waffen erhob. her schon war der Brief an Christoph von Beaumont erschienen, in welchem usseau mit hinreißender Beredtsamkeit die Sorbonne, wie das Parlament ihr, Gewissensfreiheit und Glaubensduldung predigte, die Dogmen und ciplin der katholischen Kirche mit den schärfsten Waffen angriff, und mit einem nen Talent der Controverse und Polemik sich als den Kämpfer der Wahrheit seine Gegner als in Lüge und Heuchelei Befangene darstellte. Katholiken und testanten waren diesmal jedoch einig gegen ihn; bald machte das Volk Angriffe sein Haus und Rousseau mußte nach der Petersinsel im Bieler-See flüchten, er sich jedoch nur einen Monat lang seiner Schwärmerei für die schöne Natur eben konnte, denn die Genfer Regierung verwies ihn des Landes. Selbst taire hielt es mit den Gegnern und bezeichnete Rousseau in einem Gedicht guerre civile de Genève" als den Feind des menschlichen Geschlechtes. Von i Seiten verfolgt trug sich Rousseau mit dem Plane, nach Berlin zu fliehen, ot ihm der philosophische Geschichtschreiber Hume seine Gastfreundschaft in land an. Gerne kam der berühmte Flüchtling der Aufforderung entgegen. Der ız Conti hatte ihm die Erlaubniß bewirkt, Paris berühren zu dürfen, wo er des vom Parlament erlassenen Verhaftsbefehls im December 1765 ungehindert Besuche Vornehmer und Neugieriger empfangen konnte und von wo er im uar 1766 die Reise nach England antrat.

Lettres de la Montagne.

Rousseau in England.

England.

Mit Rousseau gehen wir jetzt nach England hinüber und fassen hier ächst die Zustände unter Georg I., II. und III. in's Auge. Den Adel finden lebenslustig und ausgelassen, wie in den fröhlichen Tagen Karls II. Im telstand finden wir noch vielfach puritanische Strenge. Die Lockerheit im n des Adels nahm noch zu unter Georg III., so sehr auch dieser König ig auf Anstand und Sittlichkeit hielt und selber das zurückgezogenste häusliche n führte.

Sitte.

Im Jahr 1771 schwebten nicht weniger als 25 Ehebruchsprocesse vor dem lichen Gericht, mehr als früher in einem halben Jahrhundert zusammengenommen. Bischof von Llandaff brachte, um dem Unfug zu steuern, eine Bill in's Ober- s, worin er sich auf die Thatsache stützte, daß während der 17 Jahre seiner ierung mehr Ehescheidungen vorgekommen seien, als während der ganzen ıer der englischen Geschichte. Walpole schreibt darüber: wenn es so fortgeht, vird bald ein Viertel unserer Pairinen mit der Hälfte unserer lebenden Pairs eirathet gewesen sein*). Trotz dem, daß der Adel sich durch lockeres Leben in

Ehe.

*) Walpole, Denkwürdigkeiten aus der Regierungszeit Georg II. und III. Ein- ıng. Seite 118.

den Augen des Mittelstandes herabsetzte, hielt er streng auf seinen Stammbaum.
Adelsstolz Georg II. pflegte zu sagen, der beste Edelmann sei Lord Denbigh, weil er von den Grafen von Habsburg abstamme. Lord Chesterfield wollte aber noch höher hinaus: er hängte unter seinen Ahnenbildern zwei alte Köpfe auf und schrieb darunter Adam von Stanhope und Eva von Stanhope*). Jagen, wetten und spielen
Lockeres Leben. und Ausschweifungen aller Art — war das Treiben des Adels. Walpole schreibt 1756: „wenn Thorheit und Verschwendung andeuten, daß eine Nation auf dem Gipfel ihres Ruhmes steht (wie aber Andere behaupten, daß sie Vorboten ihres Untergangs sind), so befanden wir uns nie in blühenderem Zustand. Glauben Sie
Selbstmorde. nicht an die Seelenwanderung, sind Sie nicht überzeugt, daß dieses Geschlecht mitten inne steht zwischen Sardanapal uud Heliogabal." Die Folgen dieses lockeren
Wahnsinn. Lebens blieben natürlich nicht aus. Die Zahl der Selbstmorde, ungewöhnliche Verbrechen und Geistesstörungen ist in dieser Zeit sehr groß. Im Zusammenhang
Unsicherheit. mit diesem fieberischen Treiben nahm die Unsicherheit auf den Straßen und [illegible] in London zu. Die ersten wurden von Räubern zu Pferd, Straßenritter genannt, unsicher gemacht. Unter der Regierung Georgs I. wurden reichen Leuten in London Zettel an die Thüre gesteckt, die ihnen bei Todesstrafe verboten, anders als mit einer Uhr oder mit weniger als zehn Guineen im Sack zu reisen. Diese Unsicherheit dauerte bis in die achtziger Jahre. 1774 schreibt Walpole**): „Unsere Straßen werden so sehr von Räubern beunruhigt, daß es fast gefährlich ist sie bei Tag zu betreten. Vorgestern hätten wir bald unseren ersten Minister Lord North verloren. Die Räuber schoßen nämlich auf seinen Postillon und verwundeten ihn schwer. Kurz alle Freibeuter, die nicht in Indien sind, haben sich auf die Heerstraße begeben." — 1782 schreibt derselbe Walpole von dem abscheulichen Kriegszustand, in welchen man sich in Folge der ungeheuren Menge von Dieben und Straßenräubern und ihren muthwilligen Grausamkeiten befinde: „Da wir jetzt für die Verbrecher, die früher nach den Colonien verwiesen wurden, keine Unterkunft mehr haben, so beschloß man, sie über die Dauer der Strafzeit auf Schiffen einzusperren. In diesen Anstalten werden minder erfahrene Spitzbuben zu Meistern herangebildet und kommen nach Vollendung ihrer Studien so gefährlich heraus, wie wenn sie sich auf einer unserer Universitäten zu Doctoren der Rechte, der Arzneikunde oder Gottesgelehrtheit hätten machen lassen. — Da sie jedoch keinen Beruf haben und sich über ihren Charakter nicht ausweisen können, so finden sie keine Anstellung und müssen auf Kosten des Publikums leben. Kurz, das Uebel ist so schreiend, daß man sich nur wohlbewaffnet Abends auf die Straße wagen kann. Man kann sich einen Begriff machen, wie verdorben wir sind, da der Krieg nicht die Hälfte unserer Auswürflinge verzehrt und das Pressen ihre Zahl nicht vermindert hat! Aber kein Wunder, wie sollen die Sitten des Volkes sich bessern, wenn in den höheren Kreisen solche Ausschweifung herrscht." — Diese Schilderung ist nicht übertrieben, wurde doch damals selbst in das Haus des Kanzlers eingebrochen und das große Siegel von England gestohlen, wurde doch das Silbergeschirr des Ministers Pitt die Beute einer Diebsbande, wurde doch in den Palast des Erzbischofs von Canterbury eingebrochen, ja in einem der belebtesten Theile Londons, in der Nähe der königlichen Palastwache, wurde der Postwagen angehalten und ausgeplündert! Wie in Italien wurden Straßenräuber als kühne und edle Geister Gegenstand der Balladen. Die Gerichte räumten auf. 17[illegible] wurden bei den Assisen nicht weniger als 223, 1786 von einem einzigen Gerichtshof 133 Todesurtheile gefällt. Den Hinrichtungen namentlich berühmter Räuber

*) Walpole l. c. 75—76.
**) Denkwürdigkeiten. Einleitung 147.

ıten Tausende von Menschen bei. Jonathan Wild, der 1725 am Galgen zu ırne endete, hatte sogar den Beinamen des Großen.

So waren die Männer. Bei den adeligen Frauen dieser Zeit finden wir, sie sich sehr mit Politik befaßten. Lady Maria Wortley schildert folgenden ẑlichen Zug. „Bei der letzten hitzigen Verhandlung im Hause der Lords de einstimmig beschlossen, daß keine überflüssigen Zuhörer eingelassen werden en. Das schöne Geschlecht wurde daher ausgeschlossen und die Galerie einzig Gebrauche der Mitglieder des Unterhauses bestimmt. Trotz dieser Entscheidung n sich eine Schaar von Frauen vor, bei dieser Gelegenheit zu zeigen, daß :r Männer noch Gesetze ihnen widerstehen könnten. Diese Heldinen waren:) Huntingdon, die Herzoginen von Queensbury und Lancaster, Lady West- eland, Lady Cobham, Lady Charlotte Edwin, Lady Archibald Hamilton und Tochter, Frau Scott und Frau Pendarvis, und Lady Francisca Saunderson. führe sie deßhalb alle mit Namen auf, weil ich sie als die kühnsten Ver- ıigerinen und hingebendsten Märtyrinen der Freiheit betrachte, die mir je vor- ımmen sind. Sie erschienen um neun Uhr Morgens an der Thüre des Hauses wurden von Sir William Saunderson ehrerbietig benachrichtigt, der Kanzler ihre Zulassung verboten. Die Herzogin von Queensbury als Oberbefehls- rin rügte diese Grobheit von Seiten eines bloßen Rechtsgelehrten und ersuchte William, sie heimlich die Treppe hinaufzuführen. Nach einigen bescheidenen ȷerungen betheuerte er endlich mit einem Schwur, er werde sie nicht einlassen. Gnaden erwiederten eben so barsch, sie würden dem Kanzler und dem ganzen ſe zum Trotz dennoch hineinkommen. Bei der Nachricht davon beschlossen die s sie auszuhungern; es wurde Befehl ertheilt, die Thüren geschlossen zu n, bis sie die Belagerung aufgehoben hätten. Jetzt bewiesen die Amazonen, gut sie selbst zum Infanteriedienste taugten; denn sie hielten ohne irgend Erfrischung oder Erleichterung bis 5 Uhr Abends aus, indem sie die Thüren Zeit zu Zeit mit Schlagen, Stoßen und Klopfen bestürmten, und zwar so ȷ, daß die Redner im Hause kaum gehört wurden. Als die Lords noch immer nachgaben, ließen die zwei in Kriegslisten erfahrenen Herzoginen eine halbe ıde lang das tiefste Stillschweigen eintreten, und der Kanzler, welcher daraus Bestimmtheit auf ihre Entfernung schloß, ertheilte nun, da auch die Gemeinen Ungeduld Zutritt wünschten, Befehl zur Oeffnung der Thüre. Kaum war sie gangen, so stürzten die Damen, ihre Mitbewerber wegdrängend, alle auf al hinein und besetzten die vordersten Bänke der Galerie. Hier blieben sie ıach elf Uhr, wo die Sitzung aufgehoben wurde, indem sie während der Ver- lungen nicht bloß durch Lächeln und Winken, sondern durch lautes Gelächter andere Merkmale der deutlichsten Art Beifall und Mißfallen zu erkennen ı *)." — — Als es sich 1784 um die Wahl von Fox handelte, erzählt ıole: „Die alten Weiber hassen ihn, aber die meisten hübschen Frauen in ›n verwendeten sich unermüdlich für ihn, namentlich die Herzogin von Devonshire. namentlich, der Beherrscherin des Reiches der Mode, hatte er seine Wahl :rdanken. Sie warb in eigener Person Stimmen für ihn, brachte mehr als ıl arme Handwerker in ihrer Kutsche auf den Wahlplatz und erkaufte sogar Stimme eines trotzköpfigen Fleischers durch einen Kuß." Angelika Kaufmann :e sie das größte Ideal einer Grazie, das sie je gesehen, und ein Irländer indem er ihr Antlitz anschaute: „ich könnte an ihren Augen meine Pfeife :den **)."

*) l. c. S. 69.
**) l. c. S. 195.

Die Politik nahm fast alle Talente in Anspruch. Das Zeitalter der beiden

Literatur ersten George ist daher der Literatur ziemlich ungünstig. England empfing in dieser Zeit seine Anregung von Frankreich, dem es früher dieselbe gegeben hatte.

Geschichte. Die gerühmten Geschichtschreiber dieser Zeit arbeiteten nach französischen Grundsätzen. Robertson und Gibbon sind Schüler Voltaires.

Robertson. William Robertson, geb. 1721 zu Bosthwick, Sohn eines presbyterianischen Predigers, widmete sich dem gleichen Beruf mit großem Eifer, wurde Pfarrer, war dabei ein Gegner der Jakobiten so sehr, daß er 1745 sich als Freiwilliger einreihen ließ. 1759 erschien seine Geschichte von Schottland während der Regierung Maria Stuarts und König Jakobs VI., die noch während seines Lebens 14 Auflagen erlebte. 1769 folgte seine Geschichte Karls V. in drei Bänden, 1777 seine Geschichte Amerikas in zwei Bänden, 1791 seine Untersuchung über die Kenntniß Indiens bei den Alten. Robertson ist klar, scharfsinnig und hat sich in den Quellen, so weit sie damals erreichbar waren, wohl umgesehen. Was ihm fehlt, ist Phantasie: er ist kritisch, hat aber weniger die Gabe der Darstellung. († 1793*).

Gibbon. Eduard Gibbon, geb. 1737 zu Putney in der Grafschaft Surrey, stammt aus einer alten, reichen Familie, die aber nie sich besonders hervorgethan hat. Sein Großvater war Tuchhändler und einer der Directoren der Südseegesellschaft, bei der er 100,000 Pfund verlor, aber auch wieder zu gewinnen verstand. Der Vater saß im Parlament und war ein eifriger Gegner Walpoles. Gibbon war als Knabe sehr schwächlich, aber von einer unwiderstehlichen Liebe zur Lectüre getrieben, die er für alle Schätze Indiens nicht aufgeben mochte. Im 15. Jahre schon beschäftigte er sich mit einer Geschichte des Sesostris; als er die Universität Oxford 1752 bezog, hatte er schon eine große Zahl von Geschichtswerken durchgearbeitet. Dort las er auch Bossuets Geschichte der Veränderungen des Protestantismus und ward davon so überzeugt, daß er zur katholischen Kirche übertrat. Sein Vater zürnte darob und, um ihn dem Einfluß eifriger Katholiken zu entziehen, sandte er ihn zu einem Prediger nach Lausanne. Nach 18 Monaten kehrte Gibbon zu seinem alten Glauben wieder zurück, oder vielmehr bekannte er, er sei nicht mehr Katholik, denn er war wie Bayle ein Zweifler geworden. Wie er selber sagt, beschleunigte das traurige Leben und der schlechte Tisch in dem Hause, wo er sich aufhalten mußte, seine Bekehrung. Gibbon hatte von der Natur eines Märtyrers für seine Ueberzeugung offenbar Nichts in sich und wir begreifen ..., wie er die Begeisterung der Christen der ersten Jahrhunderte in seinem großen Werk verkennen mochte. Fünf Jahre wandte er in Lausanne voll Eifer an das Studium der Geschichte, wurde vertraut mit der lateinischen und griechischen, insbesondere mit der französischen Literatur: er schrieb besser französisch als englisch, aber auch ganz in der negativen Richtung. In Lausanne faßte er eine Leidenschaft für Fräulein Curchod, war aber nicht beständig. Sein Vater wollte von der Heirath Nichts wissen, da die Geliebte des Sohnes zwar schön und geistreich, aber nicht reich war. Gibbon zeigte auch in der Liebe so wenig ... kraft, als in der Religion: „Nach einem peinlichen Kampf, sagt er, ergab ...

*) History of Scotland during the reigns of Mary and of King James VI. ... accession to the crown of Scotland 1759. History of Charles V., with a ... the political and the social state of Europe at the time of his accession 1769. H... of America 1777. Historical disquisition concerning the Knowledge, which the an... had of India 1791. —

) in mein Schicksal; ich seufzte wie ein Liebhaber und gehorchte wie ein Sohn.
ine Wunde vernarbte allmälig durch die Zeit, durch die Entfernung und eine
: Lebensweise. Meine Heilung wurde beschleunigt von der Ruhe und Munterkeit
theuren Mädchens und meine Liebe verwandelte sich allmälig in Freundschaft."
ulein Curchod wurde die Gemahlin Neckers. Gibbon lebte jetzt einige Zeit in
land auf dem Gute seines Vaters: „Ich rührte nie eine Flinte an, sagt er
sein Leben hier, ich stieg nie zu Pferd und meine philosophischen Spazier-
je endeten bald bei einer Bank, wo ich im Schatten las oder nachdachte.
ertson und Hume waren die Bücher, mit denen ich mich hier namentlich
äftigte. Die vollendete Darstellung, die nervige Sprache, die schönen Perioden
ertsons entflammten mich zur ehrgeizigen Hoffnung, ich könnte eines Tags in
: Spuren treten. Die ruhige Philosophie, die unnachahmlichen, nachlässigen
)nheiten seines Freundes und Nebenbuhlers zwangen mich oft das Buch mit
n gemischten Gefühl von Entzücken und Verzweiflung wieder zuzumachen."
9 trat Gibbon zum ersten Mal mit einer kleinen Schrift in französischer
ache Essai sur l'étude de la littérature vor die Oeffentlichkeit. Er ver-
igte darin die Studien des klassischen Alterthums gegen die Angriffe d'Alemberts,
er Sprache ahmte er Pascal und Montesquieu nach. Im gleichen Jahre —
and war damals im Krieg mit Frankreich und die Miliz mußten Uebungen
en — wurde sein Vater Major eines Milizbataillons und der Geschicht-
ber selbst erster Hauptmann: „Ich wurde dadurch Engländer und Soldat,
t Gibbon. Die Einrichtungen und die Bewegungen eines Bataillons gaben
eine richtige Vorstellung von der Phalanx und der Legion und die Stelle als
)tmann bei den Grenadieren waren für den Geschichtschreiber des römischen
)s nicht ohne Nutzen." — Macaulay*) bemerkt zu diesem Geständniß: „Wir
nicht den geringsten Zweifel, daß seine Campagne, wenn er auch nie einen
) sah, und seine Theilnahme am Parlamente, wenn er auch nie eine Rede
von weit mehr Nutzen für ihn waren, als Jahre der Einsamkeit und des
iums für ihn gewesen wären. Wenn die Zeit, die er auf der Parade und
)fficierstisch in Hampshire, oder auf der Schatzbank und bei Brookes während
Stürme verbrachte, welche Lord North und Lord Shelburne stürzten, in der
eianischen Bibliothek verbracht worden wäre, so möchte er einige Unge-
)keiten vermieden, er möchte seine Noten mit einer größeren Anzahl von
en bereichert, aber er würde niemals ein so lebensvolles Gemälde von dem
dem Lager und dem Senate hervorgebracht haben."

Die Uebungen unterbrach die Lectüre des Horaz und Homer. Kaum war
)e geschlossen, so reiste Gibbon nach Paris, wo er in den Salons der
frin, bei Helvetius und Holbach eine glänzende Aufnahme fand, dann nach
:rem Aufenthalt in Lausanne nach Rom. „Ich bin kein Enthusiast, aber
25 Jahren kann ich die heftige Aufregung, welche der Eintritt in die ewige
t hervorrief, nicht vergessen und nicht schildern. Nach einer schlaflosen Nacht
ich sogleich auf die Ruinen des Forums." — Hier empfing seine Seele den
ı zu seinem großen Geschichtswerk: „Es war in Rom am 15. Oktober 1764,
aß träumend zwischen den Ruinen des Forums, im Tempel des Jupiter sangen
füßermönche gerade die Vesper. Da regte sich in mir der Gedanke, eine Ge-
te über den Verfall und den Untergang Roms zu schreiben." Die Vor-
itungen dazu waren lange. 1765 war Gibbon wieder in England. „Kneipe,
n, schlechte Gesellschaft und tägliche Uebung waren mir zuwider, ich gab meine
affung ein."

*) Im Essay über Mackintosh. Essays II. S. 272 (Tauchnitz edition.)

Decline and Fall of the Roman Empire. Nach kleineren Arbeiten erschien 1776 der erste Band seines Hauptwerkes*)
das von Mark Aurel bis auf Constantin den Großen geht. Die Großartigkeit
Planes, die Sorgfalt in der Ausführung, die schöne Sprache ernteten verdientes
sehen. Seine Nebenbuhler Robertson und Hume überschütteten ihn mit Lob. Seine
neigung gegen das Christenthum, sein Mäkeln an der Zahl der Märtyrer, an
Reinheit ihrer Begeisterung erfuhren aber auch den verdienten Tadel. Watson hat
dem berüchtigten 15. und 16. Capitel die besten Ausstellungen gemacht. —
ist ein Bewunderer des Glanzes und der Größe des Römerreiches. Den
Gebrechen. der daran fraß, sieht er nicht, den Mangel an Selbständigkeit der
merkt er nicht. Was er preist, war dem Tod verfallen. Für die neuen
eines unendlich edleren Lebens, welche die junge christliche Kirche in sich
hat Gibbon keinen Sinn; daß sie verfolgt wurde, findet er ganz in der
Für den Geist des Mittelalters hat er gar kein Verständniß. Um so
In Paris. wurde er 1778 in Paris aufgenommen bei den Philosophen, die nur Haß
das Christenthum athmeten und Grundsätze der Leichtfertigkeit ausschwitzten.
du Deffand fand aber, wie sie an Walpole schreibt, Gibbon sei ungemein
ungemein unterhaltend, aber ob er Geist in dem Maß besitze, wisse sie nicht.
gleichen Jahre kam Gibbon in das Unterhaus. Die Regierung wußte,
conservativ sei, und hoffte an seiner Beredtsamkeit eine Stütze zu finden
ihm eine Stelle an: „Gestern morgen schreibt er, als ich eben ein
Barbaren vernichtete, wurde ich durch ein Klopfen an meiner Hausthür
brochen und bald darauf trat mein Freund ins Zimmer und bot mir
Im Parlament. unabhängigen Sitz im Parlament an." — Mit der Unabhängigkeit war
nicht weit her. Dadurch daß Gibbon immer für die Regierung stimmte,
während des amerikanischen Krieges, und Lord North unterstützte, wurde
der Lords des einträglichen Handelsamtes. Gegen alles Erwarten blieb
stumm. „Ich bin noch ein Stummer, schreibt er, denn das Reden ist
als ich mir gedacht habe. Die großen Redner erfüllen mich mit Verzweiflung,
die schlechten mit Abscheu." — Dann schreibt er wieder: „Die Klugheit
mir im niederen Rang der Stillen zu bleiben. Die Natur oder die
hat mich nicht mit jener Energie des Wortes ausgerüstet, von der der
sagt: Vincentem strepitus et natum rebus agendis. — Meine
samkeit wurde in mir noch verstärkt durch den Stolz und der Erfolg
Schriften entmuthigte mich, meine Stimme zu versuchen. Dennoch habe
dieses Ruhigsitzens von den Verhandlungen einer freien Versammlung
wonnen. Die letzten 8 Sitzungen waren eine wahre Schule politischer
die für einen Geschichtschreiber die erste und wesentlichste ist." Die großen
aber schlugen nur an seinen Kopf, nicht an sein Herz. Die Freiheit, für die
seinen Schriften schwärmt, entlockte seinem Munde kein Wort, als sie in
war. Gibbon hat ein kaltes, eigensüchtiges Herz.

Der Sturz des Ministeriums nahm ihm auch seine Stelle als
Handelsamt. Gibbon zog sich nach Lausanne zurück, wo er sein
vollendete. „In der Nacht vom 27. Juni 1787 schrieb ich die letzten
letzten Seite meines Werkes in meinem Gartenhaus. Nachdem ich meine
niedergelegt, machte ich einige Gänge in der Akazienallee, von wo man
den See und die Berge übersieht. — Die Luft war mild, der Himmel
Silberscheibe des Mondes spiegelte sich im Wasser. Stille herrschte in der
Natur. Eine Regung der Freude ergriff mich in diesem Augenblick, der

*) The History of the decline and fall of the Roman Empire. 12 voll.

ne Freiheit wiedergab und vielleicht meinen Ruhm begründen sollte. Aber n Stolz war bald gedemüthigt und eine leise Wehmuth beschlich mich beim ıanken, daß ich jetzt Abschied nehmen sollte vom lieben und angenehmen Geten meines Lebens und daß, wie lang auch mein Geschichtswerk dauern möge, die Tage seines Verfassers sehr wenige mehr sein werden.“ Gibbon starb in son 16. Februar 1794, 57 Jahre alt. Seine Grabschrift sagt, er sei unter Geschichtschreibern, welche den Verfall und Untergang des römischen Reiches berten, der erste, ein Urtheil, das die Nachwelt bestätigt hat, trotz der vielen ler, die er machte*).

In der schönen Literatur durchbrach England die Fesseln des sogenannten Poesie. ficismus, die Grundsätze und Regeln der französischen Schule, die drei heiten, die rein technische Anweisung Popes, und fand den Weg aus steifer ıstelei zur Naturwahrheit, zu den alten und ewigen Gesetzen echter Kunst. caulay schildert die literarische Stimmung in England in dieser Zeit mit Worten: „Es war in einer kalten und dürren Zeit, daß die Saaten der hen Ernte, die wir eingebracht haben, zuerst gesäet wurden. Während die sie jedes Jahr schwächer und mechanischer wurde, während die eintönige sification, welche Pope eingeführt hatte, nicht mehr durch seinen glänzenden ı und seine Gedrängtheit des Ausdrucks gehoben, am Ohre des Publicums allte, zogen die Werke der alten Meister mehr und mehr von der Beıderung auf sich, die sie verdienten. Die Stücke Shakspeares wurden besser ielt, besser herausgegeben und besser gekannt — als sie jemals gewesen waren. re schönen alten Balladen wurden wieder mit Vergnügen gelesen und vurde zur Mode sie nachzuahmen. Viele dieser Nachahmungen waren gänzlich hlos. Aber sie zeigten, daß die Menschen endlich angefangen hatten, die flichkeit zu bewundern, mit der sie wetteifern konnten. Eine literarische olution stand augenscheinlich bevor. Es war eine Gährung in den Geistern Menschen, ein unbestimmtes Verlangen nach irgend etwas Neuem, eine eigheit, Alles mit Freude zu begrüßen, was auf den ersten Anblick den chein von Originalität trug. Ein reformirendes Zeitalter ist zu jeder Zeit ɔtbar an Betrügern. Derselbe aufgeregte Zustand der öffentlichen Stimmung, her die große Trennung von dem römischen Stuhle hervorbrachte, erzeugte ı die Ausschweifungen der Wiedertäufer. Dieselbe Bewegung in dem öffentn Geiste Europa's, welche die Mißbräuche des alten französischen Regierungsmes stürzte, erzeugte die Jakobiner und die Theophilanthropen. — Macpherson della Crusca verhielten sich zu den wahren Reformatoren der englischen sie, wie Knipperdolling zu Luther, oder Cloot zu Turgot. Der Erfolg der schungen Chattertons und der noch weit verächtlicheren Fälschungen Irelands ies, daß die Leute angefangen hatten, die alte Poesie sehr, wenn auch nicht e, zu lieben. Das Publicum war nie geneigter, Geschichten ohne Beweis

*) Miscellaneous Works. V voll. 1815 enthalten seine vielen kleinen Schriften.

zu glauben und Schriften ohne Verdienst zu bewundern. Was nur irgend die traurige Eintönigkeit der correcten Schulen unterbrechen konnte, war willkommen*)."

Lowth. 1753 erschien von Lowth (geb. 1710, Professor in Oxford, seit 1777 Bischof in London) das Werk über die heilige Dichtkunst der Hebräer**), welches das Wesen der hebräischen Poesie, die Kraft und Erhabenheit ihrer Bilder, den Parallelismus der Glieder und die gesammte Eigenthümlichkeit hebräischer Dichtung naturgemäß schilderte und dadurch auch eine neue Art, die alttestamentlichen Schriften zu erklären und zu würdigen, hervorrief. Herders Geist der hebräischen Poesie wäre ohne Lowth's Werk unmöglich gewesen. 1775 veröffentlichte Robert Wood (geb. 1716, gest. 1771), nachdem er Italien, Griechenland und Kleinasien bereist hatte, seinen Versuch über das Originalgenie des Homer***), in welchem er Homer aus seiner Zeit und seinem Land zu würdigen und vor Allem als naturwahr und treu und zugleich darzustellen versuchte, daß man Homer oft wegen Schönheiten gelobt, an die er nie dachte, und Fehler an ihm getadelt hat, die er nie beging. Göthe bemerkt in Wahrheit und Dichtung: „wir sehen nun in jenen Gestalten nicht mehr ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart und suchen uns dieselbe möglichst heranzuziehen." Die gleiche Wirkung brachte die Sammlung der englischen und schottischen Balladen von Bischof Thomas Percy (geb. 1728, gest. 1811), „The reliquies of ancient English poetry." London 1765, 3 voll. hervor. Man schöpfte auch hier wie in der Bibel aus einer reinen Quelle der Natur und fand, Genius und Gefühl sei an kein Land, kein Klima und — keine Form gebunden †). Heldensinn spricht aus den Balladen, Liebe aus den Liedern. Görres bemerkt mit Recht ††): „Nirgends spricht das Selbst der Zeit sich in ganzer Eigenthümlichkeit so scharf und klar und gediegenen Gepräges aus als eben in der lyrischen Poesie, die wie Pulsschlag, Zeichen und Maß des innersten Lebens ist, und wie der Lichtträger das Licht, das er am Tage eingesogen, in der Nacht ausströmt, so die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in sich aufbewahrt und sie auf die Ferne überträgt. Während die großen epischen Ströme den Charakter eines ganzen weit umfassenden Flußgebietes in Zeit und Geschichte spiegeln, sind diese lyrischen Ergüsse die Brunnen und die Quellen, die mit ihrem Adernetz das ganze Land durchtränken und die Geheimnisse ihrer innersten Eingeweide zu Tage bringen und in den Liedern sein wärmstes Herzblut aussprudeln." — Hugo Blair, geb. 1718, gest. 1800, genannt der Blair. Quintilian von Edinburg, verlangte in seinen Lectures on rhetoric and belles lettres, 1783, von der Dichtung die Sprache der Leidenschaft und individueller Young. Gestaltung; Homer ist ihm der Dichter aller Dichter. Und Young, der Verfasser der Nachtgedanken, betont in seiner Schrift über den Geist der Originalwerke, daß wir, um Homer nachzuahmen, am Busen der Natur trinken müssten. Das Genie binde sich nicht an die Regel des Herkommens, an die Gesetze der Gelehrsamkeit, sondern es sei in uralter Regel seine eigene Kraft. Shakespeare

*) Essays I. p. 323 (Tauchnitz edit.)

**) De sacra poesi Hebraeorum, Oxford 1753, 1778 sein Isaiah, a new transl[illegible]

***) An Essai on the original genius and writings of Homer with a view [illegible] ancient and present state of Troad. London 1775, in 4.

†) Die Grundsätze Percy's beurtheilt bei Talvy, Versuch einer geschichtlichen Characteristik der Volkslieder germ. Nationen. 1841, 411.

††) Altdeusche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt a. M. 1817. S. 4.

Milton werden von ihm wieder hochgestellt. „Ging Shakespeare auch alle
ere Gelehrsamkeit ab, so besaß er doch zwei Bücher, welche viele Tiefgelehrte
t kennen, Bücher, die nur der letzte Brand vernichten kann: das Buch der
ur und das Buch des Menschen. Er wußte diese auswendig und schrieb in
en Werken die vortrefflichsten Seiten ab.“ Auch das Studium der griechischen
Kunst, wie es Stuart und Revett in ihren Antiquities of Athens 1762
in den Jonian antiquities 1769 in Schwung zu bringen wußten, trug
bei, den Geschmack zu läutern und das Formengefühl zu bilden.

Der Roman vertritt in unserer Zeit die Stelle, welche einst das Epos
ahm. In dieser Zeit trat in England eine Form des Romanes auf, die ~~Roman.~~
in ganz Europa nachgeahmt wurde. Walter Scott erzählt in seiner Ge-
hte der englischen Novellisten*), bis auf Richardson habe man nur Romane
altfranzösischen Stil, unendliche Liebesgeschichten von Prinzen und Prinzessinen
darin die unsinnigsten Ansichten in kalter und schwülstiger Rede geschrieben,
lich langweilige Werke, ohne die mindeste Spur, das Leben und den
nschen nach der Natur zu schildern: — da habe Richardson sich das unver-
iche Verdienst erworben, diesen Gestalten die bemalten Larven abgerissen
die unverhüllten Züge des Antlitzes und die natürlichen Empfindungen und
ühle des Herzens dargestellt, und Wahrheit und Natur verbunden zu haben.
hardson ist der Urheber des Familienromans und Hugo Blair hebt ein Richardson.
eres Verdienst noch hervor, wenn er sagt: Richardson ist der sittlichste unter
n Romanschriftstellern, seine Absichten sind immer tugendhaft und rein.
n kann ihm nicht Genie absprechen, obschon er das unglückliche Talent hat,
Buch zur Unterhaltung ohne Maß zu verlängern.

Samuel Richardson, geb. 1689, ist der Sohn eines Handwerkers von Leben.
ng puritanischen Grundsätzen, und ward anfangs für den geistlichen Stand
immt, aber es fehlten die Mittel, ihn studiren zu lassen. So ward der Knabe
Jahre alt zu einem Buchdrucker nach London in die Lehre gethan, und Buch-
cker ist Richardson sein ganzes Leben geblieben, wie Macaulay richtig bemerkt:
ichardson als verständiger Mann hielt seinen Laden und sein Laden hielt ihn,
seine Romane, so bewunderungswürdig sie auch sind, schwerlich gethan hätten.“
t im 50. Jahre wagte er einen Roman zu schreiben**), obschon sein Talent, zu
ählen, früh sich kundgab: „Ich erinnere mich, sagt er in seinen Denkwürdig-
en, daß man das Talent der Erfindung schon in früher Jugend an mir be-
kte. Ich spielte nicht gern, wie die anderen Schüler; meine Kameraden
nten mich nur den Ernsthaften und den Herrn Würdevoll; fünf unter ihnen
r begleiteten mich gern, sei es auf einem Spaziergange oder auf dem Weg
h Hause, und baten mich immer, ihnen eine Geschichte zu erzählen. Ich er-
lte ihnen oft Geschichten, die ich schon gelesen, oder die ich selber erfunden
te, die sie aber sehr rührten, und all' meine Geschichten, ich sage es mit Stolz,
ten eine ausgezeichnete Sittenlehre.“ — Auch Mädchen machten ihn zum Ver-
uten ihrer Herzensgeschichte und Richardson erzählt: „Ich war erst dreizehn
hre alt, als drei Mädchen, ohne daß die eine von der andern wußte,

---

*) Memoirs of eminent novellist

**) Essays, I, 374. Aufsatz über Samuel Johnson.

mir die Geheimnisse ihres Herzens vertrauten, und mich baten, ihnen Liebesbriefe zu schreiben, während ihr Geist und ihre Leidenschaft offen vor mir lagen." — So gewann er Kenntniß der Herzen. Brav und arbeitsam, wie er war, wurde Richardson bald der beste Arbeiter in der Druckerei, bald der beste Leiter der Geschäfte, 1719 selbstständig, bekam die Verhandlungen des Unterhauses zu drucken, wurde zuletzt königlicher Buchdrucker, wurde so ein reicher Mann, der sich ein eigenes Landhaus kaufen konnte. 50 Jahre war er alt, und hatte bisher nur Bücher von Anderen gedruckt, als er sich entschloß, ein eigenes herauszugeben. Ein Edelmann hatte ihm erzählt von einem armen, schönen und tugendhaften Mädchen, welches Zofe einer vornehmen Dame war. Der leichtfertige Sohn der letzteren legte ihrer Tugend Schlingen, denen sie aber so entschlossen zu entgehen wußte, daß er, von ihren edlen Eigenschaften gerührt, sie zu seiner Gattin machte. Die Ehe war glücklich und durch Milde und Wohlthätigkeit zog sie die Aufmerksamkeit der ganzen Gegend auf sich. Richardson sagt selber: „Ich dachte, diese Geschichte einfach, wie sie war, dargestellt, könnte der Jugend Geschmack geben für eine Lesart, die fern von jenem Pomp und jenem Schwulst wäre, der in den Tagesromanen sich breit macht, und der Sache der Religion und Sittlichkeit dienen." So entstand

Pamela. die Geschichte der Pamela*). In einem Jahr erschienen vier neue Auflagen. Das Buch ward von der Kanzel herab empfohlen. Pope erklärte, es bewirke mehr Gutes als 20 Bände von Predigten. Die Natürlichkeit der Darstellung, die Feinheit und Lebhaftigkeit der Zeichnung fesselte Hoch wie Nieder. 17..

Clarissa. erschien das Hauptwerk: „Clarissa oder die Geschichte eines jungen Frauenzimmers, welche die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfaßt und zugleich die Mißfälle nachweist, die einem unvorsichtigen Benehmen der Eltern und der Kinder bei einer Heirath folgen können**)." Der Roman hat acht Bände, obschon die Geschichte sehr einfach ist. Clarissa, schön und tugendhaft wie ein Engel, wird von ihrer Familie mißhandelt und gedrängt, einem reichen, aber verhaßten Bewerber die Hand zu reichen. Sie berichtet darüber an eine Freundin und sucht zuletzt Schutz bei ihrem Anbeter Lovelace, der aber ihres Vertrauens unwerth, ihrer Tugend nachstellt und die Unglückliche entehrt, nachdem er sie durch Opium betäubt hat. Clarissa stirbt aus Gram, Lovelace fällt im Kampf durch das Schwert ihres Oheims. Die ganze Geschichte wird in Briefen der betheiligten Persönlichkeiten erzählt, aber mit einer dramatischen Lebhaftigkeit, einer dichterischen Tiefe, mit einer Kunst der Anordnung, daß der Leser die Gestalten vor sich sieht, an ihrer Wahrheit nicht zweifelt und mit steigender Spannung der Entwicklung der Geschichte folgt. Die ersten Bände brachten die Leser so in Bewegung, daß Richardson von allen Seiten Briefe erhielt, worin man ihn um das weitere Schicksal der handelnden Personen befragte; die Einen beschworen ihn, Clarissa ja nicht als Opfer fallen zu lassen; die Anderen beschworen ihn, den glänzend begabten, liebenswürdigen, im Grund aber nur seiner Leidenschaft huldigenden Lovelace in dieser Welt zu bestrafen, aber so, daß seine Seele gerettet werde. Richardson wurde selber unruhig: er konnte über Clarissa weinen, und doch aber folgte er doch den Gesetzen der Dichtung. Da er aber fand, daß Lovelace vielen Leserinnen allzusehr gefalle, so beschloß er, ein Musterbild eines tugendhaften Mannes aufzustellen und für das Gift in Lovelace ein Gegengift zu geben. Und

Grandison. so entstand Grandison*), der Held der Tugend, der Ehre, der Religion und

---

*) History of Pamela 1740.

**) Clarissa or the history of a young lady: comprehending the most important concerns of private life and particularly shewing the distresses, that may attend the misconduct both of parents and children in relation to mariage.

*) History of Sir Charles Grandison. London 1753.

der mehr chablonenhaft ist, fesseln uns die beiden Mädchen, die ihn leiden-
tlich lieben, namentlich Clementina, die eine seiner zartesten und schönsten
ipfungen ist. Auch im Ausland fesselten diese Erzählungen, trotz der Absicht-
:it des Moralisirens, durch die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens,
) die erhabene Ansicht der Sittlichkeit, durch die Wahrheit der Charakte-
, durch die merkwürdige Kunst der Anordnung im Großen und Kleinen. Das Ausland.
Zweifler und Atheist Diderot schreibt darüber: „Dieses Werk hat in mir
Wehmuth zurückgelassen, die mir gefällt und die von Dauer ist. Bisweilen
t man's an mir und fragt mich: Was haben Sie denn? Sie sind nicht
sonst. Was ist Ihnen zugestoßen? Man fragt mich nach meinem Befinden, nach
en Eltern und Bekannten. O meine Freunde! Pamela, Clarissa und Grandison
drei große Dramen. Weggerissen von dieser Lecture durch ernste Beschäftigung,
and ich gegen Alles einen unüberwindlichen Eckel, ließ meine Arbeit
n und griff wieder zur Erzählung von Richardson. Hütet euch, diese be-
rnden Bücher zu öffnen, wenn ihr etwas zu thun habt." — In seiner Lob-
auf Richardson, vergleicht ihn Diderot mit Moses, Sophokles und Euripides.
ſeau stellt ihn Homer an die Seite. Gellert pries und übersetzte Pamela
Grandison. Lessing hebt die bezaubernden Reize dieser gefälligen Dichtung
r und neben der Lebendigkeit findet man überall die Originalität und Natur-
heit der Darstellung, man findet nirgends bloß den Redner, sondern immer
den Menschen. So glänzend die Begabung, so edel die Absicht Richardsons Gegner.
o wohlthätig er wirkte, so fehlte es nicht an Gegnern. Horace Walpole spricht
erbärmlichen Jammergeschichten, Clarissa und Grandison, welche die große
nach den Ideen eines Buchhändlers schildern und Romane sind, wie ein
odistischer Prediger sie versalbadern würde *)." Aber an dem Einseitigen und
aften wurde ein großes Dichtertalent seiner Begabung sich bewußt und zog
Richardson in all' seinen Leistungen mit dichterischer Kraft und geistreicher Fielding.
ie zu Felde. Wir meinen Henry Fielding, welcher der Ansicht war, der
an dürfe nicht nur höchste Vollkommenheit oder höchste Verderbtheit schildern,
rn die Menschen geben, wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Gebrechen.
n wir in Richardson den ernsten Puritaner, so finden wir in Fielding einen
sinnigen Edelmann aus jener Zeit. Beide verachteten einander im Herzen
lich. Richardson nannte Fielding gewöhnlich und gemein, und Fielding
rdson pedantisch und weitschweifig. Fieldings Gestalten sind Gegenbilder
s Wesens, naiv, launig, eine edle Heiterkeit ist über sie ausgegossen.

Fielding stammt aus vornehmer Familie, von einem jüngern Zweig der
s of Denbigh. Geboren 1707 zu Sharpham-Park, der Sohn eines
rals, besuchte er die Schule von Eton, wo er mit Fox, Pitt und Lyttleton
andet wurde. Dann verlegte er sich in Leyden auf das Studium des Rechts
Walter Scott meint, wenn er auf dieser Bahn fortgegangen wäre, hätte das
greich einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten gewonnen, aber die Literatur
Mann von Genie verloren. Weil es dem Vater in kurzer Zeit nicht mehr
ich wurde, ihn ferner zu unterstützen, finden wir den jungen Fielding bald im
del des Londoner Lebens. Jung, schön, kräftig, vergnügungslustig, immer
rwüstlich heiter, gutmüthig und leichtsinnig, wie er sagt, blieb ihm Nichts
, als Kutscher oder Schriftsteller zu werden, und so entschloß er sich für
letztere und schrieb 1727—36 eine Reihe von Lustspielen und Possen, die
bezahlt wurden, auch gefielen, die aber gewöhnlich in Eile entworfen, sich
bis auf die Gegenwart erhalten haben. Fielding schrieb ungemein leicht und

*) Pipitz und Fink, Walpoles Denkwürdigkeiten. Einleitung. S. 73.

schnell. Da er vergebens in Robert Walpole einen Beschützer erwartete, so griff er ihn zuletzt in Theaterstücken, wie in Brochuren an, was die Verordnung zur Folge hatte, daß der Lordkanzler die Aufführung jedes Stückes verbieten könne, welches die Ruhe und Ordnung störe. 1736 machte Fielding eine gute Heirath, auch erbte er durch den Tod seiner Mutter ein Jahreseinkommen von 200 Pfd., aber Niemand war weniger geeignet, mit seinem Vermögen zu haushalten. Er lebte einige Zeit glänzend auf dem Gute seiner Frau, hielt Pferde und Wagen, große Dienerschaft, offene Tafel u. s. w., wie er im Tom Jones den Squire Western schildert, und in 3 Jahren war sein und seiner Frau Vermögen vergeudet. Fielding mußte nach London zurück und suchte als Rechtsgelehrter sich durchzubringen, hatte auch bei seiner ungewöhnlichen Begabung Erfolg, aber sein leichtfertiges Treiben hatte seine Gesundheit untergraben und so mußte er wieder mit Pamphletschreiben und Dichtungen sein Leben fristen. 1742 erschien die Geschichte des Joseph Andrews*) als Gegenstück gegen Clarissa, 1750 Tom Jones, 1751 Amelia. Sie machten ihn rasch berühmt. Laharpe nennt Tom Jones den ersten Roman der Welt. Fielding malt immer nach der Natur, man nennt ihn darum auch den Urheber des realistisch-nationalen Familienromanes oder des englischen Sittenromanes. Der Absatz war so reißend, daß ihm der Buchhändler statt der vertragsmäßigen 100 Pfund nachträglich 600 Pfund zahlte, daß er für Amelia 1000 Pfund erhielt. Tom Jones ist das heiterste Kind seiner Laune, schon entstanden unter Geschäften und Schwierigkeiten aller Art, denn nach dem Sturz des Ministeriums Walpoles war es dem Jugendfreunde Fieldings möglich geworden, ihm eine einträgliche Friedensrichterstelle in Wessex zu verschaffen. Auch erhielt er vom Minister Newcastle 600 Pfd. für einen Plan, dem Diebeswesen in London ein Ende zu machen. Bessere Tage kamen und die Zeit schien vorüber, wo er in Schuldhaft sitzen mußte. Allein der Tod hatte schon seine Hand an ihn gelegt. Fielding starb in Lissabon, wohin er auf den Rath der Aerzte gezogen war, 1754 **).

In Richardsons Weise schrieb ein geniales Mädchen weiter, dessen Burney. Leistungen heute noch in der englischen Literatur hochgeschätzt sind. Wir nennen Francisca Burney, die spätere Madame d'Arblay, geb. 1752, die Tochter eines Musiklehrers, der von Zeit zu Zeit in seinem Hause größere Concerte gab, in denen sich die ersten Schriftsteller und Staatsmänner einfanden. Niemand ahnte, daß die stille und schüchterne Franzisca eine so feine Gabe der Beobachtung und der Darstellung besitze. Heimlich schrieb sie einen Roman Evelina. Mit Mühe fand sie einen Verleger, der 20 Pfund gab, ihr Name war auf dem Titel nicht genannt. Sie war krank vor Schrecken, als 1778 das Buch im Druck erschien. Tagelang wurde es zu Tod geschwiegen, nach und nach begannen die Stimmen des Lobes in Zeitungen und auf einmal war es das gesuchteste, in den Händen aller Damen und bewundert von Staatsmännern und Gelehrten. Burke und Sheridan lobten es. Johnson that wie verliebt in seine kleine Charaktermalerin. Bald erfuhr das Publicum den Namen der bescheidenen Verfasserin und nun stand Franzisca auf der Höhe des Ruhmes. Vier Jahre später, 1782, erschien Cäcilia, die für den besten Roman des Zeitalters galt. Die Burney erhielt dafür das höchste Honorar, das bis jetzt für einen Roman bezahlt wurde, 2000 Pfd. Die Königin wollte sie zu ihrer Vorleserin haben und Miß Burney nahm die Stelle an und bekleidete dieselbe fünf Jahre — es war die unglücklichste Zeit ihres

*) History of Joseph Andrew's. 1742.

**) Arthur Murphy, An essay on the life and genius of the author in [illegible] der sämmtlichen Werke. Döring, Lebensbeschreibung englischer Dichter und Prosaiker.

ns: sie durfte Nichts schreiben und hatte keine Umgebung, die sie geistig hob. nkheit zwang sie, die Stelle niederzulegen. Sie vermählte sich später mit m französischen Emigranten, General D'Arblay. Macaulay, welcher aus An= der Herausgabe ihrer Briefe 1843 einen Essay über sie veröffentlichte, be= kt, daß alle ihre Gestalten Humor haben, das heißt eine, bis zu einem ganzen ikhaften Grad entwickelte Neigung, wie nämlich die Engländer das Wort nor verstehen, nach dem bekannten Verse des Dichters Ben Johnson: enn eine ganz besondere Eigenschaft so einen einnimmt, daß sie sämmt= Affecte, Geister, Kräfte, die er hat, zusammenfließend einen Weg macht gehen, nennt man billig einen Humor dann," und daß sie große Kunst besitze, diese wöhnlichen Charaktere zusammen zu bringen, von denen jeder durch eine ne Grille beherrscht wird. Er betont ferner, daß das Erscheinen der Evelina wichtige Epoche der englischen Literaturgeschichte bezeichnet, denn es sei die von einem Frauenzimmer geschriebene Erzählung, welche ein Gemälde von n und Sitten enthielt, die wirklich lebten oder zu leben verdienten. Dann nt er die Reinheit des Tones. Daß bei religiösen Leuten ein Roman, wie von Smollet, ein Gegenstand des Schauderns waren, das ist begreiflich, wie eine Leihbibliothek für einen immergrünen Baum teuflischer Erkenntniß er= t wurde. „Miß Burney zeigte zuerst, daß eine Erzählung geschrieben werden ie, in welcher sowohl das modische, als das gemeine Londoner Leben mit m komischen Humor dargestellt war, und die doch nicht eine einzige mit iger Sittlichkeit oder selbst mit jungfräulicher Zartheit unverträgliche Zeile ielt. Sie beseitigte den Vorwurf, der auf einer höchst nützlichen und genuß= en Schriftgattung lag. Sie vindicirte das Recht ihres Geschlechtes zu einem hen Antheil an einem schönen und edlen Gebiete der Literatur. Mehrere gebildete Frauenzimmer sind ihrer Bahn gefolgt. Gegenwärtig bilden die Ro= e, die wir englischen Damen verdanken, keinen kleinen Theil des literarischen mes unseres Landes. Keine Klasse von Schriften zeichnet sich ehrenwerther h feine Beobachtungsgabe, durch Anmuth, durch feinen Witz, durch reines engefühl aus *)."

Oliver Goldsmith ist der Abkömmling einer sächsischen Familie, die in Irland nte, der Sohn eines Geistlichen, geboren zu Pallas 1728 und zuerst gebildet iner Dorfschule von einem alten Soldaten, der ihm neben dem Lesen, Schreiben Rechnen einen unerschöpflichen Vorrath von Gespenstergeschichten und Feen= chen beibrachte. Auch verstand sich Oliver früh auf irische Musik und irische ie. Der Knabe besaß viele Fähigkeiten, nur fehlte es ihm an festem Willen, sie alle auf ein Ziel leitete. Im 17. Jahre kam er auf die Hochschule zu lin, vernachlässigte aber die Studien, machte die Prüfung schlecht, verstand um so besser Karten und irische Lieder zu spielen. Zum Geistlichen hte er es nicht, eine Stelle als Hauslehrer mußte er bald aufgeben. Ein wandter streckte ihm 30 Pfd. vor, damit er nach Amerika auswandern könne. r Oliver versäumte den Augenblick, da das Schiff abfuhr, indem er mit lustiger ellschaft einen Ausflug machte. Er sollte nun Rechtsgelehrter werden, verspielte das Geld, das ihm ein Verwandter dazu vorgestreckt hatte. Da beschloß er t zu werden und ging mit Unterstützung eines Verwandten zuerst nach Edin= g und dann nach Leyden, aber er war viel weniger in den Hörsälen, als in rths= und Spielhäusern und schied, 27 Jahre alt, von der Universität ohne torgrad, ohne nöthige Kenntnisse. Sein einziges Vermögen war eine Flöte und e Zuversicht gründete sich auf sein Talent und seine Kunst, irische Lieder zu

Goldsmith.

*) Macaulay in seinem Essay über Madame D'Arblay. Schluß.

spielen. Mit einem einzigen Hemd durchreiste Goldsmith Frankreich, die Schweiz und Oberitalien und erbettelte sich seinen Unterhalt an den Pforten der Klöster oder half sich mit seinem Flötenspiel: „Sobald ich mich bei sinkender Nacht einem Haus näherte, so spielte ich eine meiner lieblichsten Melodien und das verschaffte mir in der Regel nicht allein ein Obdach für die Nacht, sondern auch Unterhalt für den folgenden Tag.“ 1736 landete er ohne jede Barschaft in Dover; von seinen Reiseerinnerungen war diejenige die sicherste, daß es kein Land in Europa gebe, in dem er nicht Schulden habe. Er wollte Schauspieler werden, aber er gefiel nicht. Er schloß sich einer Bettlerbande an. Er wurde Unterlehrer in einer Schule und sein Lohn war die Kost und der dritte Theil eines Bettes. Ein ehemaliger Mitschüler nahm sich seiner an, und Oliver rieb Arzneien und fertigte Anzeigen davon in Zeitungen. 1758 war er nahe daran, eine Stelle als Arzt bei der ostindischen Gesellschaft zu bekommen, wenn die Prüfung nicht gar so schlecht ausgefallen wäre. Jetzt fing er an, um Taglohn zu schriftstellern für Zeitungen, er verfaßte Briefe über englische Geschichte, Skizzen aus der Londoner Gesellschaft. Die Bücher gingen ab, wenn sie auch noch so oberflächlich waren, denn Goldsmith schrieb rein und gefällig, seine Erzählungen waren anziehend, seine Schilderungen malerisch. Er wurde mit Johnson, mit dem Maler Reynolds, mit Burke bekannt. Ein Buchhändler warf ihm für Theilnahme an einer Zeitschrift einen Jahresgehalt von 100 Pfd. aus. Goldsmith legte sich den Titel Doctor bei, den er in Padua erworben haben wollte, zeigte sich aber in seinem Benehmen nicht klüger und stürzte aus einer Verlegenheit in die andere. Johnson erzählt: „Eines Morgens ließ mir der arme Goldsmith sagen, er sei in der größten Noth und da er nicht zu mir kommen könne, so bitte er mich zu ihm zu kommen. Ich schickte ihm augenblicklich eine Guinee und machte mich alsbald auf den Weg. Seine Hauswirthin hatte ihn festnehmen lassen, weil er den Hauszins nicht bezahlte, was ihn sehr zornig machte. Als ich kam, war das Geld schon gewechselt und stand eine Flasche Madeira und ein Glas vor ihm. Ich steckte den Stöpsel auf die Flasche und fing an wegen der Mittel zu reden, um dem Schuldgefängnisse zu entgehen. Goldsmith sagte mir, er habe einen Roman fertig, den er mir zeigte. Ich las einige Stellen darin und sie gefielen mir. Seiner Hausherrin sagte ich, ich würde bald wieder zurück sein, ging mit dem Roman zu einem Buchhändler und bekam 60 Pfd. dafür.“ Dieser Roman ist

The vicaire of Wakefield.

Der Landprediger von Wakefield, einer der besten, die je geschrieben wurden, und trotz aller Unwahrscheinlichkeiten und Fehler im Plane ein Lieblingsbuch, nicht bloß der Engländer, sondern aller Nationen, und dies mit um so mehr Recht, als es nach Göthes Urtheil ganz sittlich ist und das unbedingte Vertrauen auf Gott bestätigt und ohne jede Spur von Frömmelei und Pedanterie den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt. Der Roman erschien jedoch nicht sogleich, denn der Buchhändler hatte ihn nur Johnson zu lieb gekauft und ließ das Manuscript liegen. Schnell wurde Goldsmith jedoch jetzt durch das Gedicht „Der Reisende“ berühmt, das schönste, das seit Pope erschienen, wie die Kritiker meinten, und als dann der Landprediger herauskam, erwarb er ihm so viel Theilnahme, daß man von den Charakterfehlern des Verfassers nicht zu reden wagte. Nicht minder Ruhm erwarb im Jahre 1770 das schöne Gedicht: „Das verlassene Dorf“ *). Nun versuchte sich Goldsmith auch als Dramatiker. „Der gutmüthige Mann“ trug ihm 500 Pfund ein; das Lustspiel „Sie läßt sich herab, um zu erobern“ wurde ein Zugstück. Nebenbei fertigte er Lehrbücher für den Schulgebrauch –

*) The traveller. — The deserted village.

Geschichte von Rom für 600 Pfund, eine Geschichte von Griechenland, die 250, und eine Naturgeschichte, die ihm 800 Pfund eintrug. Johnson sagte: ldsmith versteht von der Naturgeschichte so viel, daß er eine Kuh von n Pferd zu unterscheiden vermag, deßungeachtet wird er eine Naturgeschichte iben, die anziehend ist wie ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht*)." e Lehrbücher wurden einst viel gelesen und in mehrere Sprachen übersetzt, sind sie nicht mehr brauchbar und zeigen nur, wie weit es ein Mann von t und feinem Gefühl in einem Fache bringen kann, für welches er nicht ren ist. Johnson meinte, Goldsmith wisse selbst nicht mehr, was in seinen jern Alles stehe. Was er schrieb, war klar und anschaulich, in der Unterung war er aber leer und geschwätzig. Garrick sagte: „Oliver schreibt wie Engel und spricht wie ein Papagei." Trotz des für seine Zeit großen Einnens war Goldsmith doch immer in Verlegenheit, denn er war edelmüthig zum Verschwenden, sinnlich, leichtsinnig, immer ein Kind und zugleich ein nschaftlicher und ungeschickter Spieler. 2000 Pfund war er schuldig und nal drückte es auf sein Gemüth und ein Fieber, in dem er sein eigener Arzt wollte, wurde tödtlich. Er starb am 8. April 1774, 46 Jahre alt. In der bschrift, die ihm Johnson in Westminster setzte, nennt er ihn Arzt, Dichter, zichtschreiber, der jedes Fach verschönerte, dem er seine Feder lieh. Lehrbücher.

Die Derbheit, die Naturwüchsigkeit, aber auch die Kraft der Schilderung itt in seinen Romanen Tobias Smollet, ein Schotte, geb. 1721, zuerst iciner in Glasgow, doch hatte er mehr Vorliebe für Literatur, in welcher er ber lang zu keinem Erfolg bringen konnte. Eine Oper blieb liegen, obschon el sie in Musik gesetzt hatte; einem Trauerspiel versagte Garrick seinen ıll. 1741 ging Smollet als Schiffsarzt mit der Flotte, die Carthagena eifen sollte, und durchreiste dann einen großen Theil von Amerika. Nach r Rückkehr fand er den Jakobitenaufstand niedergeschlagen, ward aber durch was er hörte, so ergriffen, daß er seinen Schmerz in einem Gedicht ausjte, das zum Schönsten gehört, was er schrieb**). Rasch nach einander erschienen seine Romane 1748 Roderich Random, 1751 Peregrin Pickle, 1754 Ferdinand om, 1762 Lancelot Greaves, 1771 Humphrey Clinker. Die Helden dieser ke sind in der Regel derb, aus dem Leben gegriffen, Abenteurer, die durch Länder fahren. Ein Abenteuer reiht sich an das andere; nicht eine bestimmte . sondern nur eine Person hält die komischen Situationen zusammen. Der ıffer hat einen scharfen Blick, aber nur für oberflächliche Merkmale und nicht die Tiefe. Nach Art der holländischen Maler ahmt er die gemeine Natur Wenn die Geschichte stocken will, muß ein schmutziger Einfall weiter helfen. llet arbeitete sehr schnell und so war es ihm möglich Don Quixote und die e Voltaires zu übertragen, die Geschichte Humes über England fortzuführen, zwei Bände über die gesammte englische Geschichte herauszugeben, die bei Lebendigkeit der Darstellung den Anforderungen der heutigen Wissenschaft mehr entsprechen***). Smollet.

Sternes (1713—1768) humoristische Romane zeigen dagegen einen derbaren Zartblick in die kleinsten Zusammenhänge der menschlichen Existenz eine seltene Gabe, sich in das Kleinleben der Menschen liebevoll zu ver Sterne.

---

*) Macaulay in seinem Essay über Oliver Goldsmith.

**) The Tears of Scotland.

***) Complete History of England from the earliest times to the treaty of Aixapelle. Londons 1756. 6 Vol.

tiefen, der Humor darin ist unnachahmlich, alle seine Helden sind Sonderlinge und all' seine Dichtungen seltsame Schöpfungen.

Laurence Sterne ist ein Irländer, geb. 1713 in Clonmel, der Sohn eines armen Officiers. Zwei Mitglieder seiner Familie waren hohe Würdenträger der Kirche, daher ward er für den geistlichen Stand bestimmt. 1733 kam er auf die Universität Cambridge, wo er sich aber mehr durch lustige Einfälle, als durch Eifer und Fortschritte hervorthat, 1738 erhielt er die Weihen und bald darauf die Pfarre Sutton und eine Präbende zu York. 1741 vermählte er sich mit der schönen Elisabeth Lumley, die Liebe verflog aber bald und Sterne machte seiner Frau stets den Vorwurf, sie verstehe ihn nicht, während diese über seine Sonderbarkeiten und Mangel an haushälterischem Sinne klagte. Uebrigens war Sterne eifrig im Predigen, so daß man oft meinte, er wolle seine Perrücke den Zuhörern ins Gesicht werfen; seine Anreden waren kurz, aber voll Feuer und Gefühl, eigenthümlich, ohne Gemeinplätze. Einige ließ er drucken, doch kamen sie erst durch den Erfolg seiner dichterischen Werke zu Ansehen. In geselligen Kreisen ward Sterne wegen seiner immer frohen Laune und seines sprudelnden Witzes gesucht, sein Ruf litt aber dadurch, daß er nicht immer gute von schlechter Gesellschaft zu unterscheiden wußte. Leicht erregbaren Herzens hegte Sterne bald diese bald jene Flamme. 1759 gab er auf eigene Kosten, weil er keinen Verleger fand, die ersten Bände seines Tristram Shandy*) heraus, die ihn rasch auf die Höhe des Ruhmes trugen. 1760 wurde er in London als Englands Rabelais von Gelehrten, Künstlern wie Staatsmännern gefeiert, man riß sich um ihn, er genoß in vollen Zügen die Bewunderung, die man ihm entgegenbrachte, seine komischen Einfälle machten ihn zum Löwen des Tages. In Regellosigkeit, in Unerschöpflichkeit der Laune, in Frische des Gefühls, in Reichthum des Witzes hat er manches Aehnliche mit Jean Paul, doch steht er ihm an Reinheit nach. Der Witz ist nicht verbissen wie bei Swift, sondern gutmüthig, er überströmt von Liebe. Er lacht unter Thränen. Göthe nennt ihn eine schöne, freie Seele, preist das Zarte und Wohlwollende seiner Ironie, die Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit. — Ein Jahr vor seinem Tod erschien „The sentimental Journey," die empfindsame Reise (wie Lessing das Sentimental übersetzte), „eine ruhige Reise nach Natur und solchen Regungen, welche aus ihr entspringen und uns treiben, unsere Nebenmenschen, ja die ganze Welt zu lieben, mehr als wir pflegen," — das Erbauungsbuch eines Humoristen, welches die Bibel der empfindsamen Welt wurde und der Grund der Stiftung des Lorenzodosenordens in Deutschland, seine beste Leistung, am freiesten von seinen Fehlern, Lüsternheit und Affectation, es übersprudelt von zarten Gefühlen, feinem Witze. Sterne starb in London 1768.

Drama. Wie der Roman so wurde auch das Trauerspiel bürgerlich. George Lillo, Eduard Moore, Cumberland, sind in dieser Richtung thätig; statt der Verse brauchte man im Drama jetzt die Prosa. Aber eine Entwicklung, wie das bürgerliche Trauerspiel durch Lessing in Deutschland erlangte, hat es damals in England nicht gefunden In der Posse und dem Lustspiel sind Foote, Garrick, Colman, Goldsmith, Sheridan von Bedeutung. Foot und Garrick waren zugleich

Sheridan große Schauspieler. Sheridan Richard (geb. zu Dublin 1751, gest. London 1816) ist einer der größten Lustspieldichter, sein Witz ist glänzend

*) The life and opinions of Tristram Shandy, gentleman.

: Charaktere und Situationen sind wahr. Der Dichter hat zugleich die)enz, die gesellschaftliche Lüge und Heuchelei seiner Zeit zu geißeln in The ls und The school for scandal. Wichtig war namentlich die Wieder- ckung Shakespeares, die sich an das 2. Shakespearejubiläum 1769 knüpfte. rrick war insbesondere dafür thätig, daß Englands größter Dichter den Garrick. ändern wieder bekannt wurde. Garrick, welcher 1741—76 die Bühne rschte, wußte durch seine Darstellungen das Gefühl für die volle Größe Dichters zu verbreiten. Der Wahn, als sei Shakespeare roh und barbarisch, er die dramatischen Einheiten nicht festhalte, verschwand vor der Be-)erung der riesigen Größe des Dichters. Von England verbreitete sich die zu Shakespeare nach Deutschland, wo er aber noch viel tiefer gewürdigt e, als in seiner Heimath. Sein Einfluß auf die Entwicklung des deutschen na's ist nicht hoch genug anzuschlagen. — In dem Epos und der Lyrik Epos und Lyrik. ı Thomson und Young noch Eigenthümlichkeiten nach der alten Schule. ist Thomson in seinen Jahreszeiten ein Meister in frischen, lebendigen ergreifenden Naturschilderungen, nur fehlt im Ganzen die fortschreitende)lung. Lessing behauptet, daß kein Weltalter in keinem Land einen mehr :ischen Dichter aufzuweisen habe, als ihn.

James Thomson, geb. zu Ednam in Schottland 1700, Sohn eines Thomson yterianischen Predigers, sollte ebenfalls Prediger werden, hatte aber mehr ıng, Verse zu machen, die er am Ende jeden Jahres regelmäßig verbrannte, ohne wieder in einem Gedicht den Grund der Vernichtung anzuzeigen. Ein :, dem er Stellen aus seinem Gedicht, „der Winter," mittheilte, fand hier :n eines nicht geahnten Dichtergeistes und ermuthigte ihn, in dieser Bahn :fahren. Aber mit der Ansicht der Presbyterianer ließ sich das Leben als er nicht vereinigen und Thomson sagte darum der Theologie Lebewohl und 1725 nach London, wo 1726—30 die einzelnen Gesänge seiner Jahres- *) erschienen, die ihn rasch berühmt machten und in fast alle Sprachen pa's übersetzt wurden und seitdem eines der beliebtesten Volksbücher in ınd sind. Ein tiefes Gefühl für die Schönheiten der Natur durchweht sie, hinreißende Pracht der Darstellung ziert sie, die Kraft der Sprache entzückt neben tiefem Gefühl tritt uns überall der sittliche Ernst des Presbyterianers ıen, nie entgleitet seiner Leier ein üppiger entweihender Gedanke, nur ist reibung die Hauptsache, während sie nach der Natur der Dinge Nebensache soll. Keine Handlung bringt Abwechslung in die Schilderung. Das Ganze bet zuletzt und nicht mit Unrecht meint Lessing, ein bloß malendes Gedicht n Gastgebot aus lauter Brühen. Ueber alle seine Leistungen setzte Thomson Gedicht Liberty; er war ein feuriger Patriot, sonst im Leben ein sehr her und unansehnlicher Mann. Mit allen seinen Dramen, in denen er überall rschilderungen anzubringen suchte, hatte er Erfolg. Der Schlußgesang in n Maskenspiel Alfred wurde das Lieblingslied der Engländer **) Das allegorische

*) The Seasons.
**) Wegen des stolzen Refrains:
Rule Britannia, rule the waves,
Britons never shall be slaves.

Gedicht, „das Schloß der Trägheit*)“ in der Manier der Feenkönigin von Spenser hat neben vielem Gemachten vollkommen gelungene Stanzen, († 1748.)

Eduard Young zeichnet sich in seinen Nachtgedanken**) aus durch Tie[fe] und Wahrheit der Empfindung, welche diesem Buch nicht blos in England, Young. sondern auch in Frankreich, Deutschland, Italien, schnell Beifall verscha[ffte]. Young ist geboren 1684 zu Upham und gestorben 1765 zu Welwyn. Sein[e] früheren Leistungen zeigen eher etwas Gemachtes, als Glut des Herzens, und i[n] einer Wüste von Gemeinplätzen findet man selten eine erfrischende Oase — vo[n] eigenthümlicher dichterischer Schönheit***). Young suchte zu Geld und Stell[en] zu kommen und erreichte auch sein Ziel. Allein 1736 trafen ihn sch[were] Schläge: seine Tochter, deren Gemahl und seine eigene Gattin starben ra[sch] nach einander. Der Schmerz darüber war tief und fand in gedankenreichen Kl[agen] über die Hinfälligkeit des Irdischen, über Tod und Unsterblichkeit seinen Ausd[ruck]. Die Inbrunst des Herzens, fern von aller Künstelei, machte die Nachtgedanken zu einem Lieblingsbuch in jener Zeit. Der Seelenschmerz hatte Young zum [wahren] Dichter gestempelt, nur ist der Schmerz oft zu wortreich, der Vers oft zu [nach]fällig, man wird gerührt, man ermüdet aber auch. Wir finden dieselbe melancho[li]sche Stimmung in den Nachtgedanken wie in dem Ossian von Macpherson, [den]n ein Zug zu Trauer und Wehmuth lag in der Zeit.

Das Streben nach Naturwahrheit machten in dieser Zeit selbst in [der] Gartenkunst dem französischen Geschmack ein Ende. Händel hat durch [seine] tiefe Kraft und großartige Naturwahrheit auch in der Musik der neuen Rich[tung] die Bahn gebrochen. — Wie sehr man für Ursprüngliches schwärmte, [zeigt] Macpherson. das Gelingen eines merkwürdigen literarischen Betrugs. James Macpher[son] gab 1760 die ersten 15 Gesänge des vermeintlichen Dichters Ossian†) her[aus]. Ossian. Ossian oder Oisin soll ein keltischer Dichter, der Sohn des Königs Fin[gal] und ein Zeitgenosse des römischen Kaisers Caracalla gewesen sein. Die [Ge]dichte, denen bald große Nachträge Fingal und Temora††) folgten, wurden mit stürmischem Beifall in England aufgenommen und bald in alle Sprachen Europa's übersetzt.

Man glaubte einen Schwanengesang, ein Echo aus einer andern Welt zu vernehmen; man las mit Entzücken immer wieder die Thaten und Reden der Helden, die aus dem Dunkel vergangener Jahrhunderte mit leisen Geisterschritten vorüber schwebten; man pries den Helden, welcher den ewigen Lichtglanz der Sonne, und den blauen Pfad ihres Laufes so herrlich besang, und den Mond, den zierlichen Wanderer der Nacht, und die Sterne, die funkeln und erglänzen in der blauen Schale der Luft, während ewige Nacht sein Auge bedeckt. [Wie] süß ist seine Wehmuth, wenn er die hingegangenen Helden und den König Selma preist und schildert, wie durch die leeren Vorhöfe der heulende Wind [...]

*) The castle of Indolence.

**) The complaint or night-thoughts.

***) The Last Day, the force of religion, or the vanquished love. The fame, the universel passion. Auch seine Dramen wollen nicht viel heißen.

†) Fragments of ancient poetry, collected in the Highlands and translated from the gaelic or erse language 1760.

††) Fingal, an epic poem in eight books, with other lesser poems 1762. Temora, an epic poem in eight books, with other poems 1763.

) wildes Gras den Sitz des Königs verbirgt und Moos die Waffen der lden bedeckt, und das Auge der Schönen erloschen ist; oder wenn er der ent- vundenen Jugend mit den Worten gedenkt: „Unsere Jugend ist gleich dem aum des Jägers am Hügel der Haide. Er schläft ein in den milden Strahlen Sonne, aber erwacht mitten im Sturm; die rothen Blitze fliegen um ihn die Bäume schütteln ihre Häupter im Wind. Er blickt zurück mit Freude h dem Tage der Sonne und den lieblichen Träumen seiner Ruhe." Der Ton Erhabenheit und der Wehmuth paßte so vortrefflich zur sentimentalen mmung, von der das Zeitalter ergriffen war. Je beengter man sich in der genwart fühlte, um so inniger versenkte man sich in diese Heldenwelt der :zeit, in diese lieblichen und erhabenen Naturschilderungen. Als Bonaparte, italienischen Feldzuge zurückgekehrt, durch Sieyes vor der französischen Re- ung feierlich aufgeführt wurde, sprach der Redner, um den Gedanken an Ehrgeiz des jungen Generals zu unterdrücken, davon, daß der Sieger in so en Schlachten den Ossian liebe, weil er über die Erde erhebe. Hoch und Nieder värmte für diese Dichtung.

Aber auch die Kritik bemächtigte sich ihrer. Ihre Echtheit ward mit Recht veifelt und Macpherson vergebens aufgefordert, die Originale aufzuweisen. Ob echt? Schotten und Iren hingegen waren stolz auf diesen großen Dichter keltischer ion und das nationale Gefühl machte den Streit um so hitziger. In der t war Macpherson ein großartiger Fälscher. Er hatte in seiner Jugend Ge- e herausgegeben, welche wenig Anklang fanden*). Jetzt gab er unter fremdem nen, dem des alten Dichters Ossian, seine eigenen Dichtungen heraus und wurden von England bewundert. Doch der Kritiker Johnson klagte ihn öffentlich Johnson. Fälscher und Betrüger an. Aber Macaulay bemerkt mit Recht: „Johnson chtete den Fingal gerade aus dem Grunde, welcher manchen geistvollen Mann mmte ihn zu bewundern; er verachtete ihn, nicht weil er aus Gemeinplätzen md, sondern weil er einen oberflächlichen Anschein von Originalität hatte." Johnson machte eine eigene Reise nach den Hebriden und kam mit der Nach- zurück, nirgends habe er Gesänge Ossians, wie die von Macpherson ver- tlichten, gehört, mit so vielen Barden er auch verkehrte; in einem Lande, in hem sich nicht fünf Linien alter Schrift fänden, könnten sich nicht alte epische ichte erhalten haben. Macpherson kümmerte sich wenig mehr um die Ossianischen ichte: er ging als Secretär des Statthalters nach Florida und machte sich viel Geld; nach seiner Rückkehr gab er Streitschriften zu Gunsten des nisteriums heraus und erhielt einen Jahresgehalt von 200 Pfund; er übernahm Vertheidigung des Nabob von Arcot bei der ostindischen Compagnie und de so reich, daß er sich ein großes Gut in seiner Heimath kaufen konnte. 0—90 saß er im Parlament. Daneben schien nur Geschichte ihn noch zu häftigen**). Er starb 1796 als reicher angesehener Mann.

Aber die Ossianische Frage ruhte nicht. Malcolm Laing, ein Niederschotte, Laing. s nach, wie im vermeintlichen Ossian Bilder aus der Bibel, aus Homer, gil und anderen griechischen, lateinischen und späteren Dichtern entlehnt seien. Verein von Gelehrten machte sich 1797 an die Frage im Auftrag der demie von Edinburg und veröffentliche 1805 ihr Urtheil nach der gewissen- esten Untersuchung. Die Frage: „Gab es in Hochschottland ossianische Dich-

*) The Highlander 1758. The Hunter.

**) An Introduction to the History of Great-Britain and Ireland. London 1771. — tory of Great-Britain from the Restoration to the accession of the House of Hanover. don 1775.

tungen, und welches ist ihr Werth?" beantwortete sie mit Ja, solche Dichtungen erhabenen und rührenden Inhaltes beständen. Die zweite Frage jedoch „Sind die von Macpherson herausgegebenen Dichtungen echt?" beantwortete sie nicht bejahend, erklärte aber, in alten Versen ähnliche Wendungen und Ausdrücke, aber nie ein ganzes Gedicht gefunden zu haben, das einem der Lieder Macphersons gleiche; dieser scheine Bruchstücke verbunden, Lücken ausgefüllt, harte Ausdrücke gemildert, Manches verschönert zu haben. — Viele Schotten waren empört über diese vermeintliche Schädigung des Nationalruhmes. Ein Neffe Macphersons gab im Jahre 1807 das vermeintliche Original heraus*), aber jetzt wurde die Niederlage erst vollständig. Das Original war von Macphersons Hand geschrieben, es wimmelte von Sprachfehlern, von Verstößen wider den Geist und die Form anerkannt alter Dichtungen. Es war klar: er hatte seine eigenen Gedichte ins Gaelische übersetzt. Der Ossian war sein Eigenthum, aber er hatte gewisse Wendungen, Namen, Bilder, Verse aus alten Volksliedern beibehalten und darum konnten viele Schotten behaupten, sie hätten diese Dichtungen in ihrer Jugend gehört. Fingal war ein alter König, aber in Irland, er hauste zu Almhuin in Leinster um 253. Oscar war der Sohn Oisins oder Ossians. Die Schotten wanderten 258 und 503 aus Irland in den Norden der britischen Insel ein, der von ihnen den Namen Schottland erhielt, und so kamen die Sagen und Lieder von Finn und Ossian mit ihnen. Die Bruchstücke der alten Dichtungen sind einfach, aber oft derb, und verhalten sich zu den Macphersonischen wie ein starkes Bauernmädchen zu einer feingebildeten Stadtdame**). Der wehmüthige Ton, die Erhabenheit der Bilder, die Frische, die Innigkeit der Naturempfindung ergriff, wie die Anwendung poetischer Prosa. Man war entzückt, die Empfindsamkeit des eigenen Herzens in so entfernter Zeit wieder zu finden.

Chatterton. Macpherson hatte einen Nachahmer, dessen Betrug aber nicht das gleiche Glück zu Theil ward. 1768 wurde in Bristol eine neue Brücke eingeweiht und bald darauf erschien eine in alterthümlichem Stil geschriebene Erzählung von der Einweihung der alten Brücke. Man forschte nach dem Verfasser und kam auf einen sechszehnjährigen Knaben, Thomas **Chatterton**, den Sohn des Küsters an der Hauptkirche, der auf der Freischule große Gaben, aber auch ein verschlossenes hochstrebendes Gemüth, bald düstern Ernst, bald enthusiastische Heiterkeit gezeigt hatte. Er gestand, er habe diese Papiere aus einer alten Kiste in der Kirche genommen, und man glaubte es, weil man von einer solchen Kiste wußte und sein Vater da angestellt war. Selbst Kenner ließen sich täuschen, so geschickt vermochte er die alte Sprache und die alte Schrift nachzuahmen. Der Erfolg machte ihn kühn. Er gab jetzt Gedichte eines Mönches Rowley aus dem 15. Jahrhundert heraus, die durch Tiefe des Gefühls und Kühnheit der Phantasie großes Aufsehen erregten. „Die Schlacht von Hastings" ist ein Gemälde voll Kraft der Darstellung, reich an glänzenden Situationen. „Die Tragödie von Ella" steht an poetischem Pathos den Griechen nicht nach. Chatterton ging nach London, wo Buchhändler ihm glänzende Anerbietungen machten. Allein der Betrug ließ sich auf die Dauer nicht durchführen, da zu viele Schriften aus dem 15. Jahrhundert vorhanden waren, die Vergleichungspunkte darboten. Horace Walpole, an den sich der junge Dichter gewendet hatte, empfing ihn kalt, seine Gönner wurden lau, Chatterton gerieth in Noth und machte im 18. Jahr seinem Leben durch Gift

*) The poems of Ossian, in the original gaelic, with notes and observations by ... Arthur. 5 voll. London 1807.

**) Talvj. Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macpherson'schen Ossians insbesondere. Leipzig 1840.

Ende, 25. August 1770. Coleridge hat dem Wunderknaben von Bristol ein es Denkmal gesetzt*).

Das Herübernehmen altbritischer und altnordischer Sagen findet sich auch en schwunghaften Oden Grays. Seine Elegie auf einem Dorfkirchhof ist der Perlen englischer Dichtung**). Seine Briefe aus Italien gehören zu geistreichsten Reisebeschreibungen. — Glovers Ballade „Admiral Hosiers ***)" gilt heute noch als klassisch, während man sein Epos Leonidas, das 1737 ersten Mal erschien, nicht einmal mehr in gleiche Reihe mit Lucan und is Italicus stellt. Uebrigens weht eine edle Begeisterung darin. Der Verfasser 2—1785), ein Kaufmann, saß als eifriger Whig im Parlamente. Gray. Glover

In der eigentlichen Dichtung war diese Zeit arm, erst in William Cowper eine wirkliche Kraft auf. An die Stelle der falschen Correctheit setzte er r die wahre Begeisterung. „Meine Beschreibungen, pflegte er zu sagen, alle der Natur entnommen und nicht eine stammt aus der zweiten Hand. n ich das Herz schildere, spreche ich aus der eigenen Erfahrung und ent- e Nichts aus Büchern." — An Pope tadelte er, daß Alles Manier sei, r die Poesie zum Handwerk werden ließ. Er will lieber in seinem Stil und in seinen Versen rauh sein, als diese Milchrahmglätte an sich haben. e des Gedankens und Wärme des Gefühls ist ihm eigen. Die Religion , welche ihn in Begeisterung versetzt. Cowper

Das Schicksal des Dichters berührt uns schmerzlich. Er stammt zwar aus hmer Familie (geb. 1731 in Berkhamstead), sein Oheim war Großkanzler. dem frühen Tod seiner Mutter kam aber der feinfühlige Knabe in eine Er- igsanstalt, wo er von seinen Kameraden derart mißhandelt wurde, daß r vielem Weinen fast seine Augen verlor. Das machte ihn furchtsam, trüb- , und dadurch wieder wurde er der Gegenstand, an welchem sich der Ueber- auch an der Schule von Westminster austobte. Cowper mußte nun das studiren, so wollten es die Verwandten, die über hohe Stellen verfügten. 1754 war er Advocat, aber er hatte keine Neigung für das Rechtsfach. gen schriftstellerte er viel und seine ersten Arbeiten zeigen viele Feinheit und ichtungsgabe. Durch den Einfluß seiner Verwandten wurde Cowper Sekretär auses der Lords, aber er war so schüchtern, daß, als er vor dem Oberhause itel der Aktenstücke vorlesen sollte, dies ihn zur höchsten Verzweiflung und Versuch eines Selbstmords trieb. Er legte seine Stelle nieder und wurde darauf irrsinnig und zwar litt er an religiösem Wahn: er fürchtete (als er Calvinist) von der Gnade Gottes in diesem und von der Seligkeit in Leben ausgeschlossen zu sein. Diese Krankheit währte 1763—65, 1773—76, 1780 sechs Monate lang, dann 1794 bis zu seinem Tode 1800. Cowper ch in ein einsames Dorf zurück, wo er streng religiösen Uebungen oblag, ie Gedanken und Gefühle, die in ihm aufstiegen, in so kräftiger Sprache rgab, daß Alles in seiner Hand Farbe und Leben gewinnt. Eine ältere din seines Hauses pflegte ihn, und deren Stricknadeln, die er besang, sind blich geworden. Seine Gedichte sind durchaus religiöse, Hymnen, (auch die

*) Monody of the death of Chatterton (Poet. works.)
**) Elegy written on a Country-churchyard.
***) Admiral Hosiers Ghost.

Hymnen der Madame Guyon hat er übersetzt): Irrthum, Wahrheit, Hoffnu
Liebe, Bekehrung. Dabei ist Cowper großer Naturmaler, aber seine Schilderung
sind durch tiefe Gedanken vergeistigt. Nach dem Tod seiner Pflegerin schrieb Cow
sein ergreifendstes Gedicht „Der Verworfene*)."

Es schildert einen Matrosen, der im Sturm in's Meer fällt und
Schwimmen sein Schiff vergebens zu erreichen sucht und zuletzt in den Abg
versinkt. Der Matrose ist die Seele, das Schiff ist das Heil, die Gnade.
Tage nach Abfassung dieses Gedichtes endete der Verfasser. „Wie ist Ihnen
fragte ihn einer seiner Verwandten. „Ich fühle eine unaussprechliche Verzweiflu
— war sein letztes Wort. Cowper ist nie affectirt. So schwach sein Cha
im Leben war, so männlich sind die Gedanken in seinen Schriften, so kräftig
Sprache. In seinen Briefen wechseln Stellen voll des heitersten Humors
Stimmungen der tiefsten Wehmuth. Daß er zu scherzen verstand, zeigt
ergötzliche und volksthümlich gewordene Ballade: The diverting history of J
Gilpin. Sein Hauptwerk hat den Titel: die Aufgabe, The task. Eine Fr
stellte ihm nämlich die Aufgabe, ein Gedicht in Blankversen auf das Sop
machen, und Cowper schuf eines der besten Lehrgedichte. Cowper hat trotz
stillen Wesens namentlich dazu beigetragen, die Herrschaft des französischen
schmacks in England zu brechen. Macaulay stellt darum in seinem berü
Aufsatz über Byron Cowper mit Alfieri zusammen: „Der Dienst, den diese
Männer der Literatur ihres Landes leisteten, ist groß. Der innere Werth
Gedichte ist bedeutend. Das Beispiel von Auflehnung gegen ein verkehrtes
das sie gaben, ist unschätzbar. — Die Rolle, die sie durchführten, war aber
die des Moses, als die des Josua: sie öffneten das Haus der Knechtschaft,
sie betraten das Land der Verheißung nicht**)."

Burns. Dies gelang einem schottischen Gärtnerssohn, Robert Burns, den
zu den ersten Dichtergeistern rechnet, welche das vergangene Jahrhundert
gebracht hat, und der die ganze Fülle seines Daseins in seine Lieder
hauchen verstand. Doch war er eine kurzlebende Erscheinung und fuhr
wie ein Blitz in der Nacht.

Robert Burns ist der Sohn eines armen Gärtners, geb. zu
unweit Ayr im südwestlichen Schottland. Der Vater war ein würdiger
Charakter, von der frommen Mutter hörte der Knabe eine große Zahl von
und moralischen Liedern. Früh begeisterte ihn die Geschichte von William
dem Retter Schottlands. Hinter dem Pfluge dichtete der Knabe schon
Mundart seines Volkes. Von einem wandernden Schulmeister erlernte der
Jüngling die englische Schriftsprache, etwas Französisch und Geometrie; der
erzählte später in London, er habe mit so vielen Menschen verkehrt, aber
edlere Gespräche gehört, als am Herde dieses armen Gärtners. Der Vater
Unglück mit seinem Pacht, Burns erzählt von Zahlungsbefehlen, über die
weinen mußten. Robert konnte sich nicht, wie er wünschte, ausbilden,
zuerst Flachshechler, er mußte dann Bauer werden. Sein Leben ist ein
spiel. Die Hochlandsmarie, die ihn liebte und die er durch seine Lieder
machte, sank früh in's Grab. Die Pachtung, die er mit seinem Bruder
Tode des Vaters übernahm, hatte durch die Noth der Zeit einen üblen

*) Cast-away.
**) Macaulay, Essays.

on wollte sich Burns nach Jamaika einschiffen, als eine Einladung nach ıburg, wo seine zauberischen Lieder Herzen gerührt und Freunde gefunden n, ihn zurückhielt. 1786 fand er in Schottlands Hauptstadt eine glänzende nahme. Herzoginen zogen ihn zur Tafel, Gelehrte, Künstler feierten ihn um Wette. Eine neue Ausgabe seiner Lieder fand reißenden Absatz. Burns konnte ansehnliche Pachtung übernehmen, Freunde verschafften ihm nebenbei eine ägliche Stelle als Steuereinnehmer. „Mein Baum war schön, meint der ter, die Knospe grün, die Blüthe hold und süß; frisch fiel der Thau, die e Sonn' meine Zweige sprossen ließ. Doch ach des Unglücks Nordsturm hat e Blüthe entblättert!" Der Dichter paßte nicht zum Pächter, noch weniger Steuereinehmer und Aufseher gegen den Schmuggel. Als Schotte war er hannöverischen Dynastie abgeneigt; vom Zeitgeist angeweht, schwärmte er für französische Revolution und wußte seine Gedanken nicht zu verbergen und in Untersuchung. Unmuth, den er beim Becher zu vernichten suchte, Unglück das Feuer seiner Seele zehrten sein Leben auf, er erlag im 37. Jahre dem r*). — So früh er auch starb, so hat er doch auf die Verjüngung der tung seiner Heimath einen tiefen Einfluß geübt, weil er nur Selbstgefühltes prach. Jedes schottische Herz schlägt jetzt hoch bei seinem Namen. „Er war, gt sein Biograph Lockhart, eine warme freundliche Seele, so voll von einge= n Reichthümern, von solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen. frühe Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seiner Pflugschaar, so z als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus. Der wilde Anblick Winters ergötzt ihn, mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit ver= er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme der Winde ein Psalm in seinem Ohr. Wie gern mag er in den sausenden Wäldern wandern, denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den ingen des Windes einherschreitet. — Eine wahre Poetenseele, sie darf nur rt werden und ihr Klang ist Musik. — Auch über die niedrigsten Regionen Daseins ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüthes und sie steigen, durch tten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht zu einer Schönheit empor, e sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken."

*) Carlyle hat ihm einen seiner schönsten Essays gewidmet in Critical and miscellaneous und einige feurige Sätze in On heroes, heroworship and the heroic in history. n 1846, 295—303. Lockhart gab 1828 seine Lebensbeschreibung heraus. Ins Deutsche Burns Lieder sehr schön von Heintze und Kauffmann übersetzt.

Der siebenjährige Krieg.

Die Ruhe, welche der Friede von Aachen der kriegsmüden Men[illegible] gewährte, war nur von kurzer Dauer, er hatte nämlich die Gründe, [illegible]

Ursache. die Mächte 1740—1748 unter die Waffen gerufen hatten, nicht behob[illegible] hatte die Streitfragen nicht ausgeglichen. Die Parteien hatten, an Kr[illegible] erschöpft, vielmehr einen Waffenstillstand geschlossen und den Austrag [illegible] Streites auf eine günstigere Gelegenheit vertagt. Spanien war unzufri[illegible] weil es Gibraltar, Majorka, Minorka nicht erlangt hatte. Sardinien [illegible] in seinen Erwartungen getäuscht. Maria Theresia konnte die Einbuß[illegible] Italien und Schlesien kaum verschmerzen. Friedrich II. sah in jedem [illegible] Oestreichs, zu erstarken und sichere Verbündete zu finden, nur eine [illegible] seiner eigenen Macht. Sagte er doch selber*): „Der Dresdener Friede [illegible] Ausübung der Feindseligkeiten auf, aber er entwurzelte nicht den Kei[illegible] Zwietracht, der zwischen Oestreich und Preußen aufwuchs. So viel [illegible] auch der Wiener Hof äußerlich annahm (?), so hatte doch der Verlu[illegible] Schlesien seinem Herzen eine zu schmerzhafte Wunde geschlagen, als [illegible] die Wirkung seiner Erbitterung und seines Hasses wider Willen ihm [illegible] entwischen und endlich ganz öffentlich hätten aufbrechen sollen. Der Krieg [illegible] diesen beiden Mächten war also nicht beendigt worden, sondern hatte [illegible] andere Gestalt angenommen. Zwar schlugen die Heere nicht mehr offen[illegible] Feld gegen einander, aber die Feindseligkeiten gingen im Innern der [illegible] fort." — Am meisten Schwierigkeiten wider einen dauernden Frieden [illegible] sich zwischen England und Frankreich auf, denn in Eile oder in Nachläs[illegible] hatten die Bevollmächtigten in Aachen nur die unsichere Bestimmung [illegible] „daß die Grenze beider Gebiete in Nordamerika sein solle, wie sie vor [illegible] Kriege war. Nun war sie aber schon ein Vierteljahrhundert lang ein Gegen[illegible] des Streites gewesen und beeilten sich also in diesem schwankenden Zu[illegible] eines angenommenen Friedenszustandes und einer angenommenen Gebiets[illegible] beide Theile im Voraus so viel Gebiet als möglich in Besitz zu nehmen [illegible] ihre betreffenden Regierungen allzusehr bloßzustellen**)." Von den Ansiedl[illegible]

---

*) Guerre de sept ans. Oeuvres posthumes. III. p. 24—30. Berlin 178[illegible]

**) Georg Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution. Aus dem [illegible] von Drugulin. I. Leipzig 1852. I. 23.

ordamerika, die schwach und verstreut und mit einander nur wenig verbunden, England gering geachtet, der übrigen Welt fast unbekannt waren, die aber einer en Zukunft entgegengingen, nahm der Streit, der unter dem Namen des jährigen Krieges sich über die vier Welttheile ausdehnte und Ströme s kostete, seinen Ausgang. Wir wenden uns daher zunächst über das Wasser zu den weiten Länderstrecken, über welchen jetzt siegreich das Sternen- r weht!

amerika. Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und England.

Das Land, das jetzt mit volkreichen Städten bedeckt, von Eisenbahnen jogen, nicht bloß die Heimath der Freiheit, sondern auch des Reichthums ar damals noch wenig bewohnt, großentheils von Wäldern bedeckt, Jagd- der Indianer. Nur an der Ostküste waren englische und französische dlungen. Unter den englischen war die älteste Virginien, zu Ehren der äulichen Königin vom kühnen Raleigh 1585 so benannt. Die Urbar- ng des Landes machte aber erst unter Jakob I. wirkliche Fortschritte. heilte zwei Gesellschaften, von denen die eine die Compagnie von London, dere die von Plymouth, später von Neuengland hieß, alle Länder der Welt, auf welche die Engländer vermöge der ersten Entdeckung rechtliche üche machten, und zwar vom 34. bis 45.° der Breite und im Binnenland Meer zu Meer, und zwar sollten die Colonisten und ihre Nachkommen in Beziehung Engländer bleiben und innerhalb der amerikanischen Ansiedelung Freiheiten und Sonderrechte genießen, als wären sie im Mutterlande en. Folgenschwere Worte! Nord-amerika. Virginien

Zwei Räthe sollten die Angelegenheiten der Colonien ordnen, der eine mit itz in England, der andere in Amerika, beide aber nach königlichem Befehl en. Gegen ein Fünftel des Ertrags können die Ansiedler die Minen in biger Weise bearbeiten. Jakob schrieb selber ein Gesetzbuch für Virginien. Meuterei, Empörung, Mord und Blutschande stand der Tod. Lehre und dienst der bischöflichen Kirche war anbefohlen*). Die ersten Ansiedler waren änner von normännischem Adel, doch meist Leute, die sich in England nicht konnten, und suchten wie die Portugiesen und Spanier in der neuen Welt Gewinn. Jamestown (erbaut 1607) hieß zu Ehren des Königs die erste lassung, sie wollte nicht recht gebeihen. Ein Hauptmann John Smith sie durch Umsicht und Thatkraft mehrmals vom Untergang. Liederliche Leute Art wurden, um sie aus England wegzubringen, nach Virginien verbannt, ochten natürlich nicht arbeiten, nur schnell reich werden und genießen. Der u wurde vernachlässigt und in der Noth um Lebensmittel Druck auf die er geübt. Der Tabak gedieh reichlich und Neger, welche zuerst holländische brachten, wurden für den Tabakbau theuer bezahlt und brachten großen n. Aber bald war es nothwendig zu bestimmen, wie viel Aecker mit Ge- Gesetz Jakobs I.

*) Neumann, Geschichte der vereinigten Staaten von Amerika. I. 6—8.

treibe und wie viel mit Tabak bepflanzt werden sollten. Da es an Frauen fehlte, ließ man Mädchen aus London kommen und wurde für je eine 150 Pfund Tabak bezahlt. Mit Indianern mochten sich die Engländer aus Stolz nicht vermischen und so kam es natürlich zu Feindseligkeiten zwischen beiden. Smith gerieth einmal in die Gewalt der Indianer. Er erzählt*): „Ich wurde auf und abgeführt im Indianerland und als Wunder vorgezeigt. Endlich mußte ich vor dem Kaiser Pohatàn erscheinen. Mehr als 200 furchtbar aussehende Hofherren standen herum und besahen mich wie ein Ungeheuer. Pohatàn saß auf einer Art Bettgestell in Häuten gekleidet, von dem Schwänze allenthalben herabhingen. Oben saß ein junges Frauenzimmer im Alter von 16 bis 18 Jahren. Auf beiden Seiten des Hauses standen lange Reihen von Männern; hinter ihnen Weiber, Kopf und Schultern roth angestrichen. — Viele trugen weiße Vogelfedern auf dem Kopf und Schnüre weißer Kügelchen oder Perlen um den Hals. Bei meinem Eintritt erhoben sie ein furchtbares Geschrei. Die Kaiserin brachte Wasser, um mich zu waschen, und einen Bund Vogelfedern, um mich abzutrocknen. Nachdem ich in ihrer barbarischen Weise gegessen und getrunken hatte, hielten sie eine lange Rathsversammlung. Endlich wurden zwei große Steine vor Pohatàn gebracht, ich dahin geschleppt, mein Kopf dazwischen gelegt, um mit Keulen zerschlagen zu werden. Pocahontas, die Lieblingstochter des Kaisers, bat um mein Leben, — es wurde abgeschlagen. Da umschlang sie meinen Kopf mit ihren Armen, um mich vom Tode zu erretten. Alsbald begnadigte mich der Kaiser und befahl, ich solle Hackbeile, der Tochter Glöcklein, Kügelchen und Knöpfe machen. Die Leute glaubten ich könnte alle Arbeiten verrichten gleich wie sie selbst. Ihr eigener Kaiser macht sich seine Kleider, seine Schuhe, Pfeile und Töpfe; er pflanzt, jagt und arbeitet wie jeder seiner Unterthanen." — Die Retterin ließ sich später taufen, heirathete den Engländer John Rolf und ihre Nachkommen sind heute zahlreich im Lande. Nach Pohatàns Tod brach aber Feindschaft zwischen Indianern

Krieg. und Weißen aus. 1622 wurden 327 Bleichgesichter getödtet. Ein Ausrottungskrieg begann gegen sie und jetzt sind nur wenige Nachkommen der Indianer im Lande.

Verfassung. Die Gefahr dieses Kampfes gab Stahlkraft. Selbstgefühl kam mit dem Wohlstand, der bei der üppigen Fruchtbarkeit leicht gewonnen wurde. Die Colonie blühte rasch empor, durch zahlreiche Einwanderungen verstärkt. 1619 trat in Jamestown der erste Landtag zusammen. Der Statthalter vertrat den König, sein Rath das Oberhaus, die Abgeordneten, zwei von jedem Burgflecken, bildeten das Unterhaus. Rath und Abgeordnete trafen sich jährlich zur allgemeinen Versammlung (General assembly). Schwurgerichte wie in England. Vergehen und Verbrechen wurden streng bestraft. Tod, wer Gott lästert, den König und den Rath verspottet, wer mit Indianern hält oder stiehlt. Jakob wurde sorglich und erklärte den Freibrief

Parteien. erloschen. Der Landtag dagegen schränkte 1624 rückhaltslos die Gewalt des Statthalters ein. Indeß geriethen die Stuarts im Mutterland in Kampf mit den Puritanern. Die Landaristokratie in Virginien hielt es mit dem König. Die Cavaliere fanden hier eine Zuflucht. Karl II. wurde als König anerkannt, ... wußte das lange Parlament den Widerstand zu brechen, ertheilte aber ... Virginien alle Freiheiten der Engländer und bestätigte alle früheren Freiheiten. Jeder Freie hat Stimme, wer Abgaben zahlt, soll auch gleiche Rechte ... Nach der Restauration huldigte Virginien wieder schnell dem König. Es gab ... Cavaliere und Rundköpfe, doch die ersteren behielten die Oberhand. Nur ... einem englischen Bischofe Ordinirte durften predigen. Kein Sectirer darf ... assen; wer einen Quäcker in's Land bringt, soll 5000 Pfund Tabak ...

*) Neumann l. c. I. 12—13.

egen wurde den Statthaltern keine bestimmte Soldung ausgesetzt, damit sie er vom Volk abhängig seien. Karl II. zeigte sich wenig dankbar. Er ver-tte an Hofleute Landstrecken, die früheren Ansiedlern gehörten. Er gab zwei lingen ganz Virginien zur Nutznießung und Ausbeutung *).

1684 brach ein Aufstand in Virginien aus. Ein Rechtsgelehrter Bacon ieb die königlich-gesinnten Behörden. Die königliche Partei legte auch nicht Hände in den Schooß, sondern griff unter Führung eines Berkeley zu den fen. Ein erbitterter Kampf erfolgte, bis königliche Truppen landeten und die e wieder herstellten. 1692 wurde unter dem Schutz von Wilhelm und Maria gelehrte Schule gegründet. Reichthum und Bildung gaben den Landedelleuten gewisses Uebergewicht; John Adams ausgenommen, sind die fünf ersten identen alle aus Virginien und hatten ihre Gewalt zwei Legislaturen hindurch, end Adams nur vier Jahr amtete. Neben diesem Landadel gab es einen igen Bauernstand, aber auch Weiße im Dienste der Reichen. Die Hauptlast Arbeit fiel jedoch auf die Neger, deren ein Herr oft 500—1000 besaß.

Der Landschaft **Karolina** gaben flüchtige Hugenotten von ihrem Ver- Karolina. r Karl IX. den Namen. 1660 jedoch schenkte Karl II. acht Lords, darunter m Minister Clarendon, die Ländereien zwischen dem 31. und 36. Grad nörd- : Breite, als unumschränktes Eigenthum, aber unter der Oberhoheit der ie, zur Urbarmachung und Verbreitung des Christenthums. Um Ansiedler ziehen, versprachen diese Großen vollkommene religiöse und staatliche Freiheit, iß kein Ankömmling wegen auswärtigen Schulden während 5 Jahren gerichtlich igt werden dürfe. Die Folge davon war, daß wegen ihres Glaubens Verfolgte allerlei Ländern sich ansiedelten, aber auch Spieler und Verschwender, daß lina bald als die Schande Amerikas, als die Zuflucht aller Missethäter und eute galt **). Locke entwarf 1669 auf den Wunsch seines Freundes Shaftes- Locke. eine Verfassung für Karolina, wodurch eine allzu zahlreiche Volksherrschaft ieben werden sollte. Von den acht Eigenthümern sollte der älteste lebens-licher Pfalzgraf der Provinz sein und die sieben andern die höchsten Staats- r bekleiden. Seltsamer Weise gestattete Locke, der doch sonst das Halten eines ven für eines hochherzigen Engländers unwürdig erklärte, jedem Ansiedler 'arolina unbedingte Herrschaft über seine Negersklaven, welcher Religion diese seien. Den acht Eigenthümern gefiel diese Verfassung (und sie ernannten zum Dank dafür zum Landgrafen), nicht aber den Colonisten. 1719 erklärten von Südkarolina die Gewalt der Eigenthümer für willkürlich und ungesetzlich, diese waren froh, ihr Anrecht wieder an die Krone zu verkaufen. Nord- und Nord- und Süd-karolina. karolina wurden 1729 getrennt, über beide setzte die Regierung Statthalter, n Rath im Verein mit den Abgeordneten des Volkes die gesetzgebende Ver-nlung bildete. Reis, Theer und Indigo waren die Hauptquellen des Reich-is dieses Landes.

Georgien, die südlichste, aber auch jüngste Ansiedelung, entstand erst Georgien r Georg II. durch Jakob Oglethorpe, General und Parlamentsmitglied, der Eifer, die Qualen des englischen Gefängnißwesens aufzuheben, im Parlament Vorschlag machte, die menschenleeren Bezirke von Südkarolina zu besiedeln zum Zufluchtsort für zahlungsunfähige Schuldner aus England und verfolgte testanten aus Deutschland zu machen ***). Das Unterhaus bewilligte für diesen ck 36,000 Pfund. Georg II. stellte 1732 für 21 Edelleute, als die Vor-

*) Neumann l. c. I, 5—25.
**) Neumann l. c. I. S. 31.
***) Mahon, History V. 77—78.

münder der Armen einen Freibrief aus. Das Gesellschaftssiegel stellt eine Grupp
arbeitender Seidenwürmer dar, mit der Losung: „Nicht für sich, sondern für Andere.“
Mährische Brüder und Protestanten aus Salzburg bildeten bald den besten Ker
der Ansiedler. Aus den Gefängnissen Englands hingegen kamen viele verwilderte
Menschen. Auch Juden wurden zugelassen, Katholiken aber wurden nicht geduldet.
Die Sklaverei war grundsätzlich ausgeschlossen, weil sie eben so gegen die Bib
als gegen das englische Grundgesetz verstoße. Doch hielt sich diese Verordnung
nicht gegen das Beispiel der Nachbarstaaten und Georgien hatte bald nach Karolin
die meisten Neger. Auf die Bitte Oglethorpes, Christenthum und Sittlichkeit un
den Verwilderten anzubauen, kamen die Wesleys nach Georgien, die auch di
umwohnenden Indianer zu bekehren suchten. Aber ein Häuptling sagte zu ihnen:
„Wie ist es möglich euren Glauben anzunehmen! Die Christen betrinken sich, di
Christen schlagen die Leute, die Christen lügen und stehlen.“ Die Span
Florida. rechneten Georgien zu Florida, dem sein Entdecker, Ponce de Leon, wegen
blühenden Pflanzenwuchses diesen Namen gegeben hatte, und fielen darum, d
sie im Krieg mit England waren, in's Land ein, wobei sie nicht unterließen, di
Neger zur Freiheit und zum Kampf gegen ihre Herren aufzurufen, die um
gefährlicher wurden, da sie achtmal stärker, als die weiße Bevölkerung waren. 175
traten die Eigenthümer ihre Rechte wieder an die Krone zurück, und diese führ
einen Statthalter, einen Rath und eine Abgeordnetenversammlung wie in Sü
Oglethorpe. karolina ein. Der Gründer dieser Colonie, Lord Oglethorpe, starb 1785 in Lond
im hohen Schmerz darüber, daß seine Ansiedlung vom König, dem er
anhing, sich losgerissen hatte. Himmel und Boden in Georgien sind ähnlich w
in Südkarolina, nur ist der Sommer heißer. In dieser Kolonie fehlte es anfang
an Geistlichen, darum finden wir die Civilehe eingeführt. Erst im 18. Jah
hundert entstand eine Druckerei, früher wurden die Gesetze durch Ausruf
bekannt gemacht.

Neuengland. Neuengland verdankt seinen Ursprung den Puritanern, die von
Staatskirche verfolgt, ihre Heimath verließen. Zuerst flohen sie nach den Nie
landen, bald hieß es aber: „Wir müssen unsere Kinder vor dem lasterhaften
Leben der hiesigen Leute bewahren; sie sollen den Sabbath heilig halten und nic
schänden, wie unsere neuen Mitbürger; wir müssen darauf denken, Gottes W
und das Reich Jesu Christi in ferne Gegenden zu verbreiten, welche frei si
von aller Verderbniß. Am geeignetsten hiezu ist die neue Welt*).“ — Un
Gebet und Segen ihres Predigers fuhren 41 Männer mit Frauen und Kindern,
im Ganzen 102 Personen aus Delfthaven am 22. Juni 1620 ab; am
Landung. 11. November stiegen sie an der Küste Amerika's unfern Cap-Cod an's Land;
am 10. December 1620, welcher Tag jetzt als Vor- und Altvatertag von de
Amerikanern gefeiert wird, wählten sie den Platz zur Ansiedelung. Am 25. De
cember legten sie den ersten Grund zu Plymouth. Feierlich gelobten sie
Gegenwart Gottes und eines Jeden vor dem Anderen, sich zu einem staatlichen
Gemeinwesen zu vereinigen, um Ordnung und Erhaltung aller hiezu nothwendigen
Mittel zu erzielen. „Wir werden zu dem Ende von Zeit zu Zeit solche gerechte
und billige Gesetze, Beschlüsse, Constitutionen und Aemter aufrichten und festsetzen,
welche für das allgemeine Wohl der Kolonie füglich und passend befunden werden.
Wir versprechen hiermit, diesen Ordnungen allen schuldigen Gehorsam und Unter
thänigkeit zu leisten.“ Ein John Carve wurde zum Statthalter ernannt, denn
ein Nehemia sei besser, als ein ganzer Sanhedrin. Bald war ein Wall zum
ersten Schutz errichtet. Das Land ist fruchtbar und reich an herrlichen Waldungen.

*) Neumann I. 44—57.

Nachrichten von der guten Ernte des nächsten Jahres lockten zurückgelassene
nde an, und alle, die bis 1625 einwanderten, werden heutzutag unter die
äter Neuenglands gerechnet. Mit Muth, Beharrlichkeit und Gottvertrauen
e der Kampf gegen die Natur und die Wilden bestanden. Die Kämpfe deutet
das Kolonialsiegel an, welches einen aufrechtstehenden Indianer mit dem
n in der Hand und das Motto enthält: „Kommt und helft uns." 1629 begann
rste Ansiedelung zu Salem in Massachusetts oder der Bucht der blauen Massachusetts.
l, durch königlichen Freibrief, welcher aber auch milde und nachsichtige Be-
ung der Indianer gebot. Dem Statthalter ward aufgetragen, die Ansiedler
j zur Arbeit anzuhalten, insbesondere die Jugend, damit sie nicht auf
ge gerathe. Widerspenstige sollten aus der Kolonie entfernt werden. Die
nge religiösen Sinnes bezeichnet auch die Verordnung, daß Sonnabend um
r alle Arbeit aufhören müsse, damit sich Jeder würdig auf den Sabbath
reiten könne. Die Ansiedlung gedieh rasch, da die Luft gesund, der Boden
bar ist. 1640 rechnete man schon 4000 Familien, 1766 200,000 Einwohner
l Grafschaften vertheilt und darunter 4,000 Waffenfähige. 1630 wurde
on gegründet, vorzugsweise von Leuten aus Boston in Lincolnshire. Zu
rragenden Einwanderern zählt Sire Henry Vane, welcher jedoch, der Irr- Vane.
i geziehen, bald wieder nach England zurückkehrte, wo er, bis Cromwell das
Parlament auseinander jagte, eine Rolle spielte und nach der Restauration
dem Beil des Henkers 1662 sein Haupt verlor. Den Vorwurf der Irrlehre
r sich zu als Beschützer einer Frau Hutchinson, welche alle äußerlichen Hutchinson.
ösen Formen und frommen Werke verwarf und blos auf innere Heiligung
die Gnade drang. Die strengen Geistlichen von Massachusetts stießen sie
er kirchlichen Gemeinschaft aus und sie wurde auf der Flucht in's holländische
gebiet von den Indianern sammt ihrer aus 16 Personen bestehenden
lie ermordet.

Ein walisischer Geistlicher Roger Williams, der den Katechismus und Williams
öffentliche Glaubensbekenntniß verwarf, denn Jeder möge glauben und lehren
Belieben, wurde gleichfalls aus Massachusetts verwiesen. Ein Indianer-
ling, Massasoid, nahm ihn und seine Familie in Schutz und überließ ihm
Rhode-Island. Bald kamen Gesinnungsgenossen und die Ansiedlung, in Rhode-Island.
an keine presbyterianische Tyrannei kenne, Nichts von Zehnten, kaum Etwas
bgaben wisse, überhaupt nicht von dem überströmendem Feuer der sogenannten
igen Magistratspersonen verzehrt werde, blühte schnell auf. Wer sich nieder-
durfte nur in bürgerlichen Angelegenheiten der städtischen Gemeinde Gehorsam
n. Sämmtliche Familienväter traten monatlich zusammen, um über die
nschaftlichen Angelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Durch Henry
erlangte die Kolonie 1643 einen Freibrief, wornach sämmtliche Provi- Providence.
eansiedelungen eine demokratische Regierung haben, errichtet und geführt
er Grundlage der freiwilligen Zustimmung aller oder der Mehrheit der
hner. Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt. Das Stadtsiegel bestand in
Bündel Pfeile mit der Inschrift: „Die Liebe überwindet Alles, Liebe
des Gesetzes Erfüllung." Doch war Williams nicht vom Geist der Liebe
t, als er indianische Kriegsgefangene verkaufen ließ, weil die Juden Aehnliches
t*) Unter den freisinnigen Grundsätzen, welche Williams aussprach, ist auch
„Menschliche Gesetze über Glaubenssachen sind ein Eingriff in die Rechte
s, sie sind null und nichtig, kein Mensch braucht sich nach ihnen zu richten;"

*) Neumann. Geschichte der vereinigten Staaten. I. 52—62.

ferner der Satz: „Gesetze, welche auf dem Grunde der Religion einen Unterschied machen zwischen Menschen, sie unfähig für diese oder jene Aemter erklären, sind tyrannisch und verderblich."

Maine. Die Landschaft Maine wurde nach der Königin Henriette von England, die Prinzessin von Maine in Frankreich hieß, benannt. Karl I. schenkte sie dem Seefahrer Gorges, er und seine Erben sollten für ewige Zeiten Landeseigenthümer sein. Da aber dieser Freibrief wie für Newhampshire mit einem früheren in Widerspruch war, so erhob Massachusetts Ansprüche auf beide Länder. Kurz vor

Newhaven. der Revolution 1638 gründeten Puritaner Newhaven, sie wollten neue Ansiedlungen begründen, frische Länder erwerben, und nur Gesetzen gehorchen, die sie selber aufgestellt. 1662 wurde Newhaven mit der 1636 von Hooker und Haynes

Connecticut. am Connecticutfluß*) gegründeten Niederlassung vereinigt.

In diesen puritanischen Niederlassungen findet sich ein eigenes Gemisch von

Puritaner biblischen und angelsächsischen Grundsätzen. Die Puritaner in Plymouth waren insbesondere von ihren Geistlichen geleitet*), meist tüchtigen und entschlossenen Männern, welche bei der Ausrodung des Urwalds wie im Kampf gegen die Wilden vorangingen. Von den Satzungen der anglikanischen Kirche wollten sie Nichts wissen, die Bibel und die apostolische Kirche waren ihre Richtschnur. Nur Taufe und Abendmahl galten als Sacramente, die Ehe blos als ein bürgerlicher Vertrag, der von weltlichen Beamten abgeschlossen wurde. Streng ward der Sabbath gehalten, mit öffentlichem und Privatgottesdienst, nur Werke der Nothwendigkeit und der Gnade sollten unternommen werden. In den Predigten wurden alle bürgerlichen Interessen und staatlichen Ereignisse ausführlich verhandelt.

Strenge. Die Beschlüsse der Gemeinde und der gesetzgebenden Versammlungen wurden an Sonn- und Feiertagen von den Kanzeln herab verkündigt. — Die Ansiedelungen von Massachusetts, von Plymouth, Connecticut und Newhaven, thaten sich als vereinigte Kolonien von Neuengland zu einem Bunde zusammen. Ihre Gesetze und Ordnungen wurden 1656 in London gedruckt, sie sind sehr streng. Auf Gotteslästerung und Gottesläugnung steht der Tod. Der Sohn, der seinen Eltern nicht gehorcht und ein verbrecherisches Leben führt, muß sterben, desgleichen wer behauptet, daß Jemand Gewalt und Gerichtsbarkeit über Connecticut besitze. Wer seine Frau schlägt, verfällt in eine Strafe von 10 Pfund; wer Karten oder Würfel in die Herrschaft bringt, wird mit 5 Pfund bestraft. Jeder Vollbürger soll bei Gott schwören, daß er dieser Herrschaft getreu bleiben und Jesus Christus als den alleinigen König erkennen wolle. Von einem König

Demokratie. von England scheint also die Ansiedlung Nichts wissen zu wollen; so heißt es, daß von einem Beschluß der allgemeinen Versammlung keine Berufung statt finden könne, daß der Staathalter dem Volke verantwortlich sei, daß die Versammlung nur nach eigenem Beschluß vertagt oder aufgelöst werden könne. Gegen Andersgläubige sind diese Gesetze unduldsam, denn es heißt: wer

Unduldsamkeit. Quäker wird, wird verbannt und darf unter Todesstrafe nicht zurückkehren; deßgleichen darf kein katholischer Geistlicher sich im Land aufhalten; ...

*) Neumann 68—88.

r, so wird er verbannt, kehrt einer wieder, so wird er hingerichtet. Jede Stadt, : Gerichtsbezirk ist befugt, solche Gesetze und Anordnungen zu machen, wie las Wohl des Bezirks erheischen, nur müssen sie mit den Landesverordnungen einstimmen. Die Abgeordneten vom Repräsentantenhaus werden jährlich ge- lt. Wichtig ist die Verordnung, daß die Gemeindebevollmächtigten, wenn sie issende Kinder finden, diese ihren Eltern wegnehmen und auf deren Kosten hen dürfen. Jeder Ort hatte seine Schule und Städte mit hundert Familien Bildung. Anstalt für gelehrte Sprachen. Bei Anlegung einer neuen Stadt wurde immer Anzahl Aecker für die öffentlichen Schulen ausgeschieden. 1636 wurde in ibridge schon eine Hochschule, das Harvardcollegium, errichtet, weil ein Univer- täten. ;rter Geistlicher John Harvard ihm bedeutende Summen und seine kostbare liothek übermachte. In Newhaven entstand 1700 das Yalecollegium für Unterricht der Jugend in den Künsten und Wissenschaften, nach dem reichen hlthäter Elihu Yale so benannt. 1639 entstand in Neuengland die erste ickerei. So haben denn Gemeindeschulen, Volksversammlungen, Predigten, :meine Wehrpflicht das Mögliche gethan, um den Neuengländer geweckt iart) zu machen.

Maryland hat von der Königin Henriette Maria den Namen. Karl I. Mary- land. ikte 1632 dieses Gebiet dem Lord Baltimore unter der Bedingung des ftels von allen edlen Metallen, mit dem Recht, eine Regierung zu errichten mit Beirath und Zustimmung der Freien alle billigen Anordnungen zu en. Virginien erhob Einsprache gegen die Losreißung dieses Gebietes. Da timore Katholik war, so wanderten namentlich Katholiken in diese Nieder- ng, doch erhielten sie keine besonderen Vorrechte. Religionsfreiheit war ge- et unter der Beschränkung: Jedermann, welcher die heilige Dreifaltigkeit oder der in ihr begriffenen Personen läugnet oder lästert, soll mit dem Tod aft werden. Die vom Eigenthümer Berufenen bildeten die erste Kammer, die den Ansiedlern Berufenen die zweite. Jeder Ankömmling erhielt 50 Morgen es. Während der Revolution wurden die Katholiken und Anglikaner bedrängt, derselben in ihre Rechte wieder eingesetzt. Die Baltimores traten später zum :estantismus über und ließen Maryland durch Abgeordnete regieren, welche ihre Verfügungen die königliche Genehmigung einholen mußten. Bald wurden hier Neger eingeführt, aber auch Verbrecher aus England, um dort die ingnisse zu leeren, 320 Mörder und Diebe sollen jährlich aus dem Mutter- eingebracht worden sein.

Newyork hieß zuerst Neu-Belgien. Ein kühner Engländer Hudson, im New- York. nste der Niederländer, suchte 1609 eine nordwestliche Durchfahrt nach Sina Japan und fuhr den Manhattan hinauf, welcher von ihm den Namen Hudson ing und untersuchte das umliegende Land. Bald ließen sich Holländer an der e nieder, die Tauschhandel mit den Indianern trieben. Es entstand ein Neu- terdam, ein Fort Oranien. Im Krieg 1664 fielen diese Besitzungen in die ide der Engländer, im Frieden von Breda wurden sie ihnen für immer abge- :n. Karl II. schenkte seinem Bruder das Gebiet vom Connecticutfluße bis Delaware, dem Herzog von York und Grafen von Albany zu Ehren ward -Amsterdam jetzt Newyork, und Fort Oranien Albany genannt. New-Jersey Jersey aufte der Herzog von York an Lord Berkeley und Sir Georg Carteret, die

ferner der Satz: „Gesetze, welche auf dem Grunde der Religion einen Unterschied machen zwischen Menschen, sie unfähig für diese oder jene Aemter erklären sind tyrannisch und verderblich."

Maine. Die Landschaft Maine wurde nach der Königin Henriette von England die Prinzessin von Maine in Frankreich hieß, benannt. Karl I. schenkte sie dem Seefahrer Gorges, er und seine Erben sollten für ewige Zeiten Landeseigenthümer sein. Da aber dieser Freibrief wie für Newhampshire mit einem früheren i Widerspruch war, so erhob Massachusetts Ansprüche auf beide Länder. Kurz Newhaven. der Revolution 1638 gründeten Puritaner Newhaven, sie wollten neue siedlungen begründen, frische Länder erwerben, und nur Gesetzen gehorchen, die selber aufgestellt. 1662 wurde Newhaven mit der 1636 von Hooker und Ha Connecticut. am Connecticutfluß*) gegründeten Niederlassung vereinigt.

In diesen puritanischen Niederlassungen findet sich ein eigenes Gemisch Puritaner biblischen und angelsächsischen Grundsätzen. Die Puritaner in Plymouth insbesondere von ihren Geistlichen geleitet*), meist tüchtigen und entschlos Männern, welche bei der Ausrodung des Urwalds wie im Kampf gegen Wilden vorangingen. Von den Satzungen der anglikanischen Kirche wollten Nichts wissen, die Bibel und die apostolische Kirche waren ihre Richtsch Nur Taufe und Abendmahl galten als Sacramente, die Ehe blos als bürgerlicher Vertrag, der von weltlichen Beamten abgeschlossen wurde. S ward der Sabbath gehalten, mit öffentlichem und Privatgottesdienst, nur der Nothwendigkeit und der Gnade sollten unternommen werden. In den Pre wurden alle bürgerlichen Interessen und staatlichen Ereignisse ausführlich verha Strenge. Die Beschlüsse der Gemeinde und der gesetzgebenden Versammlungen wurde Sonn- und Feiertagen von den Kanzeln herab verkündigt. — Die Ansiede von Massachusetts, von Plymouth, Connecticut und Newhaven, thaten vereinigte Kolonien von Neuengland zu einem Bunde zusammen. Ihre und Ordnungen wurden 1656 in London gedruckt, sie sind sehr streng. Gotteslästerung und Gottesläugnung steht der Tod. Der Sohn, der Eltern nicht gehorcht und ein verbrecherisches Leben führt, muß sterben gleichen wer behauptet, daß Jemand Gewalt und Gerichtsbarkeit über Con besitze. Wer seine Frau schlägt, verfällt in eine Strafe von 10 Pfund; Karten oder Würfel in die Herrschaft bringt, wird mit 5 Pfund bestraft. Vollbürger soll bei Gott schwören, daß er dieser Herrschaft getreu bleiben Jesus Christus als den alleinigen König erkennen wolle. Von einem Demokratie. von England scheint also die Ansiedlung Nichts wissen zu wollen; so heißt daß von einem Beschluß der allgemeinen Versammlung keine Berufung finden könne, daß der Staathalter dem Volke verantwortlich sei, daß die sammlung nur nach eigenem Beschluß vertagt oder aufgelöst werden k Gegen Andersgläubige sind diese Gesetze unduldsam, denn es heißt: Unduldsamkeit. Quäker wird, wird verbannt und darf unter Todesstrafe nicht zurück deßgleichen darf kein katholischer Geistlicher sich im Land aufhalten, bra

*) Neumann 68—88.

:r, so wird er verbannt, kehrt einer wieder, so wird er hingerichtet. Jede Stadt, r Gerichtsbezirk ist befugt, solche Gesetze und Anordnungen zu machen, wie das Wohl des Bezirks erheischen, nur müssen sie mit den Landesverordnungen reinstimmen. Die Abgeordneten vom Repräsentantenhaus werden jährlich ge-)lt. Wichtig ist die Verordnung, daß die Gemeindebevollmächtigten, wenn sie vissende Kinder finden, diese ihren Eltern wegnehmen und auf deren Kosten ehen dürfen. Jeder Ort hatte seine Schule und Städte mit hundert Familien Bildung. : Anstalt für gelehrte Sprachen. Bei Anlegung einer neuen Stadt wurde immer : Anzahl Aecker für die öffentlichen Schulen ausgeschieden. 1636 wurde in mbridge schon eine Hochschule, das Harvardcollegium, errichtet, weil ein Universitäten. :hrter Geistlicher John Harvard ihm bedeutende Summen und seine kostbare liothek übermachte. In Newhaven entstand 1700 das Yalecollegium für : Unterricht der Jugend in den Künsten und Wissenschaften, nach dem reichen ohlthäter Elihu Yale so benannt. 1639 entstand in Neuengland die erste uckerei. So haben denn Gemeindeschulen, Volksversammlungen, Predigten, gemeine Wehrpflicht das Mögliche gethan, um den Neuengländer geweckt mart) zu machen.

Maryland hat von der Königin Henriette Maria den Namen. Karl I. Maryland. :nkte 1632 dieses Gebiet dem Lord Baltimore unter der Bedingung des :nftels von allen edlen Metallen, mit dem Recht, eine Regierung zu errichten) mit Beirath und Zustimmung der Freien alle billigen Anordnungen zu ssen. Virginien erhob Einsprache gegen die Losreißung dieses Gebietes. Da ltimore Katholik war, so wanderten namentlich Katholiken in diese Nieder- sung, doch erhielten sie keine besonderen Vorrechte. Religionsfreiheit war ge- ttet unter der Beschränkung: Jedermann, welcher die heilige Dreifaltigkeit oder e der in ihr begriffenen Personen läugnet oder lästert, soll mit dem Tod traft werden. Die vom Eigenthümer Berufenen bildeten die erste Kammer, die a den Ansiedlern Berufenen die zweite. Jeder Ankömmling erhielt 50 Morgen ndes. Während der Revolution wurden die Katholiken und Anglikaner bedrängt, ch derselben in ihre Rechte wieder eingesetzt. Die Baltimores traten später zum :otestantismus über und ließen Maryland durch Abgeordnete regieren, welche r ihre Verfügungen die königliche Genehmigung einholen mußten. Bald wurden ch hier Neger eingeführt, aber auch Verbrecher aus England, um dort die :fängnisse zu leeren, 320 Mörder und Diebe sollen jährlich aus dem Mutter- nd eingebracht worden sein.

Newyork hieß zuerst Neu-Belgien. Ein kühner Engländer Hudson, im Newyork. ienste der Niederländer, suchte 1609 eine nordwestliche Durchfahrt nach Sina ıd Japan und fuhr den Manhattan hinauf, welcher von ihm den Namen Hudson ıpfing und untersuchte das umliegende Land. Bald ließen sich Holländer an der üste nieder, die Tauschhandel mit den Indianern trieben. Es entstand ein Neu- msterdam, ein Fort Oranien. Im Krieg 1664 fielen diese Besitzungen in die ände der Engländer, im Frieden von Breda wurden sie ihnen für immer abge- eten. Karl II. schenkte seinem Bruder das Gebiet vom Connecticutfluße bis ım Delaware, dem Herzog von York und Grafen von Albany zu Ehren ward 'eu-Amsterdam jetzt Newyork, und Fort Oranien Albany genannt. New-Jersey Jersey. :rkaufte der Herzog von York an Lord Berkeley und Sir Georg Carteret, die

Landschaft bekam den Namen Jersey zu Ehren Carterets, weil er die Insel Jersey in den Bürgerkriegen gegen das Parlament vertheidigt hatte. Berkeley verkaufte wieder seinen Antheil an die Quäker, so entstand ein West- und ein Ost-Neu-Jersey. Carteret dagegen verkaufte zur Zeit der Königin Anna seine Rechte zurück an die Regierung, welche beide Jerseys wieder unter einem Statthalter, Rath und Landtag vereinigte. Den Bewohnern waren alle Freiheiten der anderen englischen Unterthanen verheißen.

Penn. Den überall verfolgten Quäkern ward es bald in Westneujersey zu eng, da erhielt ihr Führer William Penn*) zur Tilgung gewisser Forderungen an den Staat von Karl II. 1681 ein Gebiet, 330 Meilen lang, 200 breit, jenseits des Delaware angewiesen, das mit allen Segnungen der Natur ausgestattet war. Ob der herrlichen Waldungen nannte es der neue Lehensherr Sylvania, der König setzte den Namen Penn voran und so entstand der Name Pennsylvanien. (Pennsylvanien.) Im Freibrief wurde Penn das Land als unbedingt freies Lehen übergeben, er könne, aber nur auf Grundlage des englischen Rechtes mit Zustimmung der freien Bewohner die geeigneten Anordnungen treffen und Abgaben erheben. Die Krone gedenke ohne Zustimmung des Eigenthümers und der Versammlung in Pennsylvania keine Steuern zu erheben, ausgenommen das englische Parlament würde derlei Bestimmungen treffen. Penn stellte den Grundsatz auf: Wer an Gott und die Tugend glaubt, kann Bürger Pennsylvaniens werden, und behielt sich den Bodenzins von je einem Schilling für 100 Morgen vor. Das Land soll regiert werden von ihm oder seinem Stellvertreter und von Abgeordneten der Bewohner, die einen Rath und eine allgemeine Versammlung bilden. (Ordnung.) Diese Abgeordneten sollen durch Kugelung gewählt werden. Keine Abgabe darf ohne Ermächtigung der allgemeinen Versammlung erhoben werden; wer sie dennoch bezahlt, ist als Feind und Landesverräther zu behandeln. Die Kinder der Reichen wie der Armen sollen mit dem 12. Jahr ein nützliches Handwerk erlernen, damit Niemand müssig gehe. Alle Gefängnisse müssen Arbeitshäuser sein. — 1682 kam Penn selber mit zahlreichem Gefolge von Quäkern. Um seinen Bau nicht auf der Grundlage des Unrechtes zu errichten, kaufte er den Indianern das Land ab. Die Eingebornen wurden an friedliches Verhalten gemahnt: „Der große Geist, welcher alle Menschen geschaffen und die geheimsten Gedanken erkennt, weiß, daß ich und meine Freunde ernstlich gesonnen sind, mit den Eingebornen in Freundschaft zu leben und friedlichen Verkehr mit ihnen zu unterhalten**)." — Auch die Indianer hielten gewissenhaft den Frieden. Hauptstadt wurde Philadelphia — Bruderliebe. Rasch gedieh diese Ansiedelung, 1750 zählte sie schon 5[illegible] Bewohner, die ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung friedlich nebeneinander wohnten, die fleißigsten und gesittetsten waren die Quäker, ebenso übten sie am meisten Gastfreundschaft. Sclaverei sollte grundsätzlich ferngehalten werden. Penn war feingebildet und schriftstellerte, begreiflich — daß wir in Philadelphia schon 1687 eine eigene Druckerei, 1729 eine eigene Zeitung, Bibliothek und gelehrte Schulen finden.

Bevölkerung. Die Zunahme an Bevölkerung verdoppelte sich je in 20 Jahren. 17[illegible] zählte man in den 13 Staaten, 1.040,000 Weiße, 220,000 Schwarze, im Ganzen 1.260,000 Bewohner; 1770 zählte man 1.850,000 Weiße, 462,0[illegible]

---

*) Vgl. Band V. 971—72.
**) Neumann l. c. I. 95—108.

hwarze, im Ganzen 2.312,000 Bewohner; 1790 zählte man trotz der Ver-
e des Befreiungskrieges 3.177,257 Weiße, 752,069 Schwarze, im Ganzen
29,326 Bewohner*). Die Vermehrung der Schwarzen schien edler denkenden
uren eine Versündigung an der Menschheit, für welche die Strafe nie aus-
ben werde. Ein Quäker, seines Handwerks ein Schneider, John Woolman, Sclaven.
predigend durch das Land: ein Volk, welches gewohnt ist, mäßig für seinen
nsunterhalt zu arbeiten und seine Kinder in Genügsamkeit und Fleiß zu
hen, führt ein glücklicheres Leben als diejenigen, welche sich durch Sclaven-
iten erhalten lassen. Freie Männer finden Genugthuung an der Ausbildung
Versorgung ihrer Familien; aber Neger, welche arbeiten, um Andere, die
als Eigenthum ansprechen, zu erhalten, und die lebenslänglich Nichts als
averei erwarten, besitzen keinen solchen Antrieb zum Fleiße. Menschen, die
alt besitzen, wenden sie nur zu oft unrecht an, während die Freiheit das
hmäßige Recht Aller ist. Die Sclaven erscheinen nur wie ein schwerer Stein
diejenigen, welche sich damit belasten. Die Bürde wird immer schwerer und
erer werden, bis sich die Zeiten auf eine unangenehme Weise ändern**).

England war das Mutterland, die Colonien wurden gehalten wie Mutterland.
ter, aber wie unmündige, und doch eilten sie rasch der Selbständigkeit
gen und weiterblickende Geister selbst in Europa sahen den Tag der Unab-
igkeit kommen. „Colonien, schrieb Turgot 1756, gleichen Früchten, welche
bis zu ihrer Reife am Baume festhängen; sobald Amerika für sich selbst
n kann, wird es das thun, was Karthago gethan hat***)." — Der Drang
Freiheit hatte die Mehrzahl der Ansiedler über den Ocean geführt und
Geist blieb bei ihren Nachkommen. Die englischen Beamten berichteten:
Bewohner der Colonien sind meist in republikanischen Grundsätzen erzogen,
wird nach republikanischen Grundsätzen betrieben; in den nördlichen
ten ist kaum noch ein Schatten des königlichen Ansehens vorhanden †)."
Die Amerikaner dagegen beschwerten sich, daß England ihnen nur Statt-
sende, die zu unwissend, schlecht und herabgekommen wären, um in der
ath angestellt zu werden, so daß Amerika zum Hospitale Großbritanniens
eine dienstunfähig gewordenen Parlamentsglieder werde. Die Regierung
igte einen feststehenden Gehalt für ihre Statthalter und die gesetz-
den Versammlungen, welche die Steuern bewilligten und ausschrieben,
n den Gehalt nur Jahr für Jahr bewilligen, um den Statthaltern
Hände zu binden. Aber die Regierung forderte, da die Auslagen für
olonien stiegen, feste Gehalte und zur königlichen Verfügung stehende
Seinkünfte. Früher hatten die Ansiedelungen wenig gekostet und das

---

*) Bancroft, Geschichte der amerikanischen Revolution I. 106—7.
**) Bancroft, l. c. I. 120.
***) Oeuvres de Turgot, II. 602.
†) Bancroft I. 54.

Mutterland entschädigte sich dafür durch einen gewissen Handelszwang. Di
Amerikaner durften Häute, Felle und für den Schiffsbau nöthige Stoffe nu
nach dem Mutterlande abführen, nur von daher Hüte, Filze, Wolle, wollen
Zeuge und Eisenwaaren nehmen, obschon ihr Land reich war an Erzen, s
durften keine Stahlhämmer, Draht-, Blech- und Eisenmühlen anlegen. Di
ward in Amerika bitter empfunden, je mehr die Bevölkerung stieg: man wol
es in Armuth erhalten, um es in Abhängigkeit zu behaupten. Schon Penn mein
„Diese Beschränkung ist von den gefährlichsten Folgen, indem sie verhinder
daß wir das anfertigen, was wir zu unserem eigenen Gebrauch bedürfen. S
ist ein Angriff auf die Rechte der königlichen Unterthanen in Amerika." —
Brennender wurde die Frage der Stellung zum Mutterland, seit jeder Kr
mit Frankreich auch einen Kampf gegen dessen Colonien in Nordamerika z
Folge hatte.

Canada. Damit kommen wir an die Ansiedler romanischen Stammes in Canad
oder Neufrankreich, das im Norden von Labrador und der Hudsonsbay, i
Süden von Louisiana und Illinois, gegen Osten vom Nordmeer und d
englischen Pflanzungen begrenzt wurde, im Westen an die Jagdgründe d
Indianer stieß, und vom Lorenzostrom durchschnitten ward. Der Boden
fruchtbar, die Wälder sind reich an Wild, Flüsse und Seen wimmeln
Fischen. Die Lage und das Klima war das günstigste — unter geschickter Un
stützung von Seite der Regierung hätte Nordamerika französisch werden kö
wie es jetzt angelsächsisch ist. Die Bewohner hatten die französische Lebendi
und den deutschen Ernst; sie waren sparsam und doch gastfrei, vorsichtig
treu und bieder, wenn man einmal ihr Vertrauen gewonnen, voll Selbst
aber leicht durch freundliche Worte zu lenken, arbeitsam und fröhlich, e
keine Bettler unter ihnen. Sie waren Katholiken und hingen fest an
Glauben. Den Hugenotten hatte Ludwig XIV. den Zutritt verwehrt; als
sie um Erlaubniß baten, sich in Louisiana anzusiedeln, wagte der Regent
es zu bewilligen. Der Kampf mit der Natur und den Indianern hatte
Kraft verstärkt, Viele zogen die Jagd dem Ackerbau, das unstete abenteuer
Leben dem säßigen vor. Durchschnittlich tapfer fürchteten sich die Canadier
vor überlegener Anzahl der Feinde. Ihrer waren 1750 im Ganzen
80,000, die Ausfuhr betrug ungefähr 1.700,000 Francs, die Einfuhr 5.000
während die englischen Colonien auf 37.000,000 Ausfuhr und 24.000
Francs die Einfuhr berechneten. Das Land zählte nur 3 Städte, Que
Montreal und Troisrivieres und etliche Burgen; alle übrigen Ansiedelun
waren Pfarreien (paroisses), oft stundenlang, da die einzelnen Häuser inm
der Gärten, Aecker und Waldungen lagen und unter der Leitung von La
schaftshauptmännern (Capitaine de milice) standen. Ein Oberst der Land
(Colonel de milice) stand über jedem der drei Bezirke. Die Leitung d
Ganzen hatte der Statthalter (Gouverneur). Es gab freie Grundbesitzer u
Lehensträger, die ihren Herren (Seigneurs) eine kleine Steuer in Geld

eh entrichten und den Vorkauf des Getreides gewähren mußten, den Sechs-
il aller veräußerten Häuser u. dgl.*).

Nach Süden und Westen waren Angelsachsen und Romanen von den
geborenen, auch Indianer und Wilde genannt, umgeben. Es war der große
gonkinstamm, zu welchem die begabten Lenne-Lennapes, die Mohikaner, Algonkins.
Shawanoes, Miamis, Illinois, die Schwarzfüße, die Kena- oder Blut-
aner gehörten. Umschlossen von den Algonkins, am Lorenzo, wohnte das
k der Irokesen, dessen Hauptmasse im Anfang des 18. Jahrhunderts Irokesen.
Bund der 6 Nationen bildete, nämlich: 1 die Ganeagaono oder das
k mit dem Feuerstein, auch Mohawks genannt; 2. die Nundawaono
: das Volk des großen Hügels; 3. die Gueugwehono oder das Volk
schmutzigen Landes; 4. die Onundaga oder das Volk auf den Hügeln;
ie Oneida oder das Granitvolk; 6. die Tuscarora. Zu den Irokesen
irten noch die Huronen und die Wyandots. — Westlich und südlich
den Algonkins wohnte der Stamm der Dakota, oder der sieben Raths- Dakota.
r, die auch Sioux oder Nadowessier genannt werden und den Völker-
der sieben Nationen bildeten. Zu ihnen gehörten die Iowas, Missouris,
es, Osagen, Mandans, die Crows- oder Krähen-Indianer.
Südwestlich von den Dakotas wohnten die Pawnies, zu denen die Cherokes,
Chactaws, die Creeks, die Natchez u. A. gehörten**). Die meisten
r Stämme sind jetzt verschwunden oder im Untergehen begriffen, die Be-
ung mit den Weißen wirkte tödtlich auf sie. Die Civilisation, sagt ein
rikaner, ist eine Sonne, welche den Schatten nach vorne wirft.

Der Indianer Nordamerikas ist schlanken, nervigen Körpers mit stolzer Gestalt.
ung, seine Farbe ist kupferroth, sein Blick ist scharf und rücksichtslos; die
e sind wunderbar ausgebildet, besonders Gesicht und Geruch; sie sind sehr
ickt im Schwimmen, Klettern, Laufen, Tragen großer Lasten, sie vermögen
Fußspuren den Weg des Feindes durch Wald, Morast und Gewässer zu
lgen. Die Frauen sind von feiner Gestalt, zarten Zügen, gesund und schön.
Grundzug seines Charakters ist Stolz und Ernst, der sich in einer gewissen Charakter.
e und Gleichgiltigkeit gegen Erwerb und Schmerz kund gibt. Er begreift die
losigkeit des Europäers nicht, der keine Ruhe hat und Andern keine Ruhe
Ein Engländer machte über sie die Bemerkung***): „Es ist nicht möglich, zu
eifen, wenn man sich nicht lange unter den Amerikanern aufgehalten hat, wie
der Grad der Cultur ihre Gefühle und ihr moralisches Dasein einschränkt.

*) Dussieux, Le Canada sous la Domination française. Paris 1855. Garneau,
ire du Canada. Quebec 1846.
**) Heckewelder, Narrative of the mission of the united brethren among the
rare and Mohegan Indians. Philadelphia 1826. Schoolcraft, Historical and
tical information resp. the history of the Indian tribes of the U. S. Philad. 1851.
in, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North-American
ns. London 1841.
***) Bei Crevecoeur, Reise in Oberpennsylvanien und dem Staate Newyork, übersetzt
Liebemann. Berlin 1802.

Kaum kennen sie die Vergnügungen der Liebe: sie sehen sie hingegen als
Trägheit. erniedrigend für einen Jäger und Krieger an. Die Unthätigkeit und Trägheit dieses ersten bewegenden Princips unseres Daseins macht ihre Einbildungskraft kalt, unfruchtbar und stumm: Nichts spricht zu ihnen, Nichts erhitzt, Nichts belebt sie. Ob sie gleich oft müßig sind, so fühlen sie doch nie den Ueberfluß an Leben, woraus bei uns die Langweile, die Quelle so vieler nützlicher Arbeiten und Entdeckungen, hervorgeht. Ruhig auf ihren Bärenhäuten, wenn Hunger, Jagd, kriegerische Wuth oder Wahnsinn und Trunkenheit sie nicht in Bewegung setzen, scheinen sie ohne Leidenschaften und ohne Wünsche zu sein, und eben so wenig Gedanken zu haben, als befänden sie sich im tiefsten Schlafe, oder wären unter dem ... des Alters begraben. Der einzige Genuß wovon sie eine Idee haben, von dem ... gerne reden, ist die Ruhe oder die allerhöchste Unthätigkeit. Ach mein Bruder, sagten mir kürzlich verschiedene Oberhäupter, die bei mir zu Mittag aßen: ... wirst nie wie wir das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir ... unserer Geburt, so werden wir nach unserem Tode sein. Wer hat deinen Leuten, fuhren sie fort, den steten Wunsch, besser gekleidet, besser gespeiset zu sein und ihren Kindern so und so viel Geld zu hinterlassen, in den Kopf gesetzt? Fürchten denn sie, Sonne und Mond möchte nicht aufgehen? Der Thau der Wolken ... aufhören zu fallen, die Flüsse vertrocknen, wenn sie nach Westen gegangen ... werden? Sie ruhen nie wie die Quelle, die aus dem Felsen springt, wie das ... unserer Strömungen und Wasserfälle; kaum haben sie ein Feld eingeerntet, ... bearbeiten sie schon ein anderes; nachdem sie einen Baum umgehauen und ... brannt haben, machen sie sich sofort an einen anderen und, gleich als wäre der ... der Sonne nicht lang genug, habe ich ihrer gesehen, die im Mondscheine arbeiten. Was ist denn ihr Leben gegen das unserige, weil die Gegenwart ihnen ... ist? Es kommt; aber die Blinden sie lassen es gehen! Wir hingegen leben ... von der Gegenwart, wenn wir von unseren Jagden und Kriegen zurückgekehrt sind. Die Vergangenheit, sprechen wir, ist Nichts wie der Rauch, den der ... vertreibt und die Luft verschlingt; die Zukunft aber, wo ist die? Weil ... nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Laßt uns also den ... Tag genießen, morgen wird er schon weit von uns sein!" — Ebenso ...
Stolz. Indianer seinen Stolz darein, sich gegen Schmerzen unempfindlich zu ... Wurde ein Indianer gefangen und sieht er dem Tode entgegen, so zeigt er ... Furcht, singt vielmehr zum Herrn des Lebens, er möge ihn ansehen als ... tapferen Krieger; unter den peinvollsten Qualen verzieht er seine Miene ... als ob er den Schmerz nicht empfände. Der Wehrhaftmachung gehen wie ... Spartanern Proben in Ertragung der Schmerzen voraus. Es ist des ...
Ruhmliebe. unwürdig, dem Schmerz zu erliegen! Der Indianer liebt den Ruhm, der ... der Kinder wird früh geweckt, man stachelt sie mit Lob. —

Krieg. Jagd und Krieg ist der Beruf des Mannes: Jeder Indianer strebt ... Kriegsruhm, der durch listige Ueberraschung des Feindes wie durch ... Tapferkeit erworben wird. Je größer die Zahl der getödteten Feinde, desto glänzender der Ruhm. Dem stürzenden Feind wird die Kopfhaut rasch abgeschnitten ... Scalp) und als Siegeszeichen aufbewahrt. Zum Scalpiren läßt der Indianer einen Schopf Haare auf dem Scheitel stehen: „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, steht Alles auf beiden Seiten gleich und so würde es auch unedel sein, wenn ... Krieger seinen Feinden auf den Fall, daß diese siegen möchten, das Mittel ... wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selber zu erlangen strebt." —
...n... Die Sitte, die gefangenen Feinde zu verzehren, bestand, hat aber jetzt aufgehört; das in jedem Menschen schlummernde Mitgefühl wurde durch den Umgang ...

Europäern geweckt. In ihren Sagen stellt der große Geist den Indianer zur
e, warum er sich am Menschen sättige, ob es kein Wild in den Wäldern,
Fische in den Flüssen gebe. Der Indianer entschuldigt sich, das Fleisch des
des sei besser als Elen- und Büffelfleisch, sättige man sich an dem, welchen
haßte, so befriedige man seine Rache und seinen Hunger zugleich. Ein
rer antwortet: „Ich denke mir auch: wie könntest du von einer Zunge essen,
eredet hat wie die deinige, von einem Herzen, welches gleich dem deinigen
Weiber und Kinder geliebt hat, vom Fleische eines Menschen, der, wäre er
dieser Seite des Flusses geboren, dein Nachbar, vielleicht gar dein Freund
en wäre. Der Wolf frißt nie den Wolf, der Fuchs würde lieber sterben,
vom Fuchse speisen, und du Mensch wolltest deines Gleichen verschlingen.
dein Haß und deine Rache nicht befriedigt sein, da du das Blut hast zur
fließen lassen, welches seine Glieder belebte, und jetzt die Fliegen tränkt.
um gehst du, wenn dich hungert, nicht in den Wald, um Früchte zu suchen?
enke ich — aber meine Gesellen nennen mich schwach und feig." — Die
en waren aus Holz, Stein und Knochen vor Ankunft der Europäer, nämlich Waffen.
n und Pfeil, Keule und Beil; jetzt sind Tomhawk (Streitaxt) und Schlacht-
r aus Eisen und schreckliche Waffen in der Hand des Indianers; nicht,
r weiß er die Flinte zu gebrauchen*).

Der Indianer lebt von Jagd und Fischfang, das Fleisch wird geräuchert. Jäger.
t oder frisch gekocht; an Viehzucht und Landbau gewöhnt er sich nur schwer.
Rothhäute sind weniger den Feuerwaffen als dem Pfluge der Weißen erlegen
at unter ihnen nicht an Männern gefehlt, welche dieses wohl einsahen. Ein Nicht
aindianer sprach in der Rathsversammlung seines Stammes: „Woher die Ackerbauer.
hme der Indianer und die außerordentliche Zunahme der Weißen? Daher,
ie die Erde zu bauen wissen. Brüder und Freunde, dies ist noch das Mittel,
unsere Unfälle heilen kann. Aber damit es wirke, müssen wir alle einig sein,
den Fingern derselben Hand, gleich den Rudern desselben Canots, sonst
n unsere Anschläge, unsere Hoffnungen mit dem Blasen des Windes dahin-
. Laßt uns jagen, um diese unschätzbare Uebung der Geduld, der Beharr-
t und der Behendigkeit beizubehalten, die uns im Kriege furchtbar macht;
aßt uns endlich den Boden, worauf wir geboren sind, bebauen! Laßt uns
, Kühe, Schweine und Pferde anschaffen! Laßt uns lernen das Eisen
den, welches die Weißen so mächtig macht! Dann werden wir sie in
ken zu halten wissen; wenn Hunger und Mangel wie sonst an unsere
n klopfen, werden wir mit den Mitteln versehen sein, sie zu bändigen und
friedigen! Ich erinnere mich, daß Koreyhunsta, ältestes Oberhaupt der
aes, allemal Thränen vergoß, wenn er von Hotschelaga zurückkam, und
man nach der Ursache, so antwortete er: siehst du nicht, daß die Weißen
örnern, wir aber von Fleisch leben? daß dies Fleisch mehr als 30 Monden
t, um heranzuwachsen, und oft selten ist? daß jedes dieser wunderbaren
r, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? daß das
, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat? wir aber deren nur
esitzen, um es zu erhaschen? daß die Körner da, wo die Weißen sie hin-
, bleiben und wachsen? daß der Winter, der für uns die Zeit unserer
men Jagden ist, ihnen die Zeit der Ruhe ist. Darum haben sie so viele
r und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will:
die Cedern unseres Dorfes vor Alter werden abgestorben sein, und die
bäume des Thales aufhören uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der

*) Crevecoeur l. c. S. 50.

Kaum kennen sie die Vergnügungen der Liebe: sie sehen sie hingegen als
Trägheit. erniedrigend für einen Jäger und Krieger an. Die Unthätigkeit und Trägheit dieses ersten bewegenden Princips unseres Daseins macht ihre Einbildungskraft kalt, unfruchtbar und stumm: Nichts spricht zu ihnen, Nichts erhitzt, Nichts belebt sie. Ob sie gleich oft müßig sind, so fühlen sie doch nie den Ueberfluß an Leben, woraus bei uns die Langweile, die Quelle so vieler nützlicher Arbeiten und Entdeckungen, hervorgeht. Ruhig auf ihren Bärenhäuten, wenn Hunger, Jagd, kriegerische Wuth oder Wahnsinn und Trunkenheit sie nicht in Bewegung setzen, scheinen sie ohne Leidenschaften und ohne Wünsche zu sein, und eben so wenig Gedanken zu haben, als befänden sie sich im tiefsten Schlafe, oder wären unter dem E[illegible] des Alters begraben. Der einzige Genuß wovon sie eine Idee haben, von dem sie gerne reden, ist die Ruhe oder die allerhöchste Unthätigkeit. Ach mein Bruder, sagten mir kürzlich verschiedene Oberhäupter, die bei mir zu Mittag aßen: du wirst nie wie wir das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach unserem Tode sein. Wer hat deinen [illegible] fuhren sie fort, den steten Wunsch, besser gekleidet, besser gespeiset zu sein und ihren Kindern so und so viel Geld zu hinterlassen, in den Kopf gesetzt? Fürchten denn sie, Sonne und Mond möchte nicht aufgehen? Der Thau der Wolken nicht aufhören zu fallen, die Flüsse vertrocknen, wenn sie nach Westen gegangen werden? Sie ruhen nie wie die Quelle, die aus dem Felsen springt, wie das [illegible] unserer Strömungen und Wasserfälle; kaum haben sie ein Feld eingeärndtet, so bearbeiten sie schon ein anderes; nachdem sie einen Baum umgehauen und verbrannt haben, machen sie sich sofort an einen anderen und, gleich als wäre der Tag der Sonne nicht lang genug, habe ich ihrer gesehen, die im Mondscheine arbeiteten. Was ist denn ihr Leben gegen das unserige, weil die Gegenwart ihnen Nichts ist? Es kommt; aber die Blinden sie lassen es gehen! Wir hingegen leben erst von der Gegenwart, wenn wir von unseren Jagden und Kriegen zurückgekommen sind. Die Vergangenheit, sprechen wir, ist Nichts wie der Rauch, den der Wind vertreibt und die Luft verschlingt; die Zukunft aber, wo ist die? Weil sie noch nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Laßt uns also den heutigen Tag genießen, morgen wird er schon weit von uns sein!" — Ebenso setzt der
Stolz. Indianer seinen Stolz darein, sich gegen Schmerzen unempfindlich zu zeigen. Wurde ein Indianer gefangen und sieht er dem Tode entgegen, so zeigt er keine Furcht, singt vielmehr zum Herrn des Lebens, er möge ihn ansehen als einen tapferen Krieger; unter den peinvollsten Qualen verzieht er seine Miene nicht, als ob er den Schmerz nicht empfände. Der Wehrhaftmachung gehen wie bei den Spartanern Proben in Ertragung der Schmerzen voraus. Es ist des Mannes
Ruhmliebe. unwürdig, dem Schmerz zu erliegen! Der Indianer liebt den Ruhm, der Stolz der Kinder wird früh geweckt, man stachelt sie mit Lob. —

Krieg. Jagd und Krieg ist der Beruf des Mannes: Jeder Indianer strebt nach Kriegsruhm, der durch listige Ueberraschung des Feindes wie durch Muth und Tapferkeit erworben wird. Je größer die Zahl der getödteten Feinde, desto glänzender der Ruhm. Dem stürzenden Feind wird die Kopfhaut rasch abgeschnitten (der Scalp) und als Siegeszeichen aufbewahrt. Zum Scalpiren läßt der Indianer einen Schopf Haare auf dem Scheitel stehen: „Wenn wir zum Kampfe ausziehen, steht Alles auf beiden Seiten gleich und so würde es auch unedel sein, wenn ein Krieger seinen Feinden auf den Fall, daß diese siegen möchten, das Mittel rauben wollte, sich die Ehrenzeichen zu verschaffen, die er selber zu erlangen strebt." —
Menschen. Die Sitte, die gefangenen Feinde zu verzehren, bestand, hat aber jetzt aufgehört; das in jedem Menschen schlummernde Mitgefühl wurde durch den Umgang m[illegible]

erschrift auf Baumrinde, durch welche sie Thatsachen mittheilen, wie groß l. die Zahl der Feinde, wo sie auf dem Zuge zur Nacht zusammentreffen, ie die Eingeweihten sogleich sicher zu deuten vermögen. Von Gegenden, die sie sten, verstehen sie auch eine Art Landkarte in den Sand oder auf Hirschhaut ichnen*). Sie verstehen bis 100,000 zu zählen, haben aber keine besonderen zeichen, sondern nur einfache Striche. Sie berechnen nicht nach Tagen, sondern Nächten, die Jahre nach Schneen oder Herbsten; sie bestimmen den Tag dem Stande der Sonne: sie haben zwölf Monate, welche sie nach gewissen einungen bezeichnen, so heißt der Juni der Monat, wo die Hirsche roth n; der August der Monat, wo das Welschkorn in der Milch steht, der ber der Aerntemonat. — Die Indianer haben als geübte Redner auch das it lebhafter Erzählung. Ihre Lieder sind einfach und reich an Wiederholungen, iern das Andenken tapferer Krieger und klagen um gefallene Helden. — Sprache ist malerisch, formenreich, nahezu jeder Stamm hat seine besondere che, ja bei einigen Stämmen finden wir eine eigene Sprache für das lien= und eine eigene für das öffentliche Leben. Sie sind sehr sinnig in mengesetzten Wörtern und Namen, die hervorragenden Männern gegeben n. Jeder erhält bei der Wehrhaftmachung einen eigenen Namen nach seinen lichen oder geistigen Eigenschaften. Schrift. Zeitrechnung. Sprache.

Der Mann lebt der Jagd und dem Krieg, er ist der Herr, die Frau die rin, ihr liegt die Sorge für den Haushalt und die Kinder ob. Die Ehe flösbar, der Mann nimmt das Weib auf Probe, verläßt sie aber nicht, sie sich gut beträgt, namentlich wenn sie Kinder gebärt. Vielweiberei ist ge= . Die Formen der Brautwerbung und Vermählung sind einfach. Der Indianer ersüchtig, Untreue kann mit Tod bestraft werden. Die Mädchen heirathen mit 12 Jahren, mit 30 Jahren sind sie alte Frauen. Das Weib.

Vor der Ankunft der Weißen kannten die Indianer kein berauschendes nk, nachher sind ganze Stämme dem Gebrauch starker Getränke erlegen. lin schreibt 1750: „Der Rum hat bereits die ganzen Stämme vernichtet, früher die Meeresküste bewohnten." — Dagegen kannten sie das Rauchen ischer Kräuter, bevor sie mit dem Tabak bekannt wurden. Bei Berathungen geraucht. Eine besonders große mit Adlerfedern verzierte Pfeife wird bei nsschlüssen herumgereicht, alsdann sorgfältig wieder eingehüllt und in der des Häuptlings bewahrt. Hauptschmuck ist der Wampum, ein Arm= oder and aus schön gefärbten Holzstücken oder Muschelschaalen. Je bunter diese t sind, um so kostbarer der wollene Gürtel, auf welchen sie aufgelegt sind. verden wie baares Geld angenommen. Bietet man Freundschaft oder Frieden sendet man einen Wampumgürtel, statt des Tributes wird oft eine Zahl Wampumgürteln gefordert. Zeichen und Farbe sind bedeutsam, ein weißer l bedeutet Frieden, ein schwarzer Krieg. — Stößt der Häuptling, an den Botschaft gesendet wird, den Gürtel wie eine Schlange von sich, so bedeutet Feindschaft. Zu Botschaften werden zwei entsendet, einer, daß er die Kunde inge, der andere, daß er beachte, ob Nichts vergessen werde. Früher hatten erschiedenen Stämme am Missouri einen Marktplatz, wo sie im Frieden mentrafen. Bei Festlichkeiten finden Tänze statt, die aber nicht bloß zur igung dienen, sondern von denen auch einige wie der Tanz der Derwische religiösen Charakter haben. Wampum.

Die Indianer Nordamerikas glauben an Unsterblichkeit der Seele und an oßen Geist Manitu. Ein Mohawkindianer schilderte Crevecoeur das Jenseits Unsterblichkeit.

*) Klemm l. c. II. 187.

„Dort ist weder Tag noch Nacht, die Sonne geht nicht auf noch unter, weder warm noch kalt, man hat nie Regen, Pfeile oder Tomhawks Der Hunger und Durst kamen einst vor Alters einmal dahin, aber die häupter stürzten sie in den Fluß, wo sie noch sind. Ach das gute Land! man Lust zu rauchen, die Pfeife findet man überall, man darf sie nur in Mund nehmen. Will man unter einem Baum ruhen, man darf nur den

Jenseits. ausstrecken und ist sicher überall die Hand der Freundschaft zu finden. Weil Erde immer grün ist und die Bäume stets belaubt sind, so braucht man Bärenhaut noch Hütte. Will Einer reisen, die Flüße bringen ihn hin, wohin will, ohne Ruder und Schaufel. Ach das gute Land! Willst du essen, spricht Hirsch zum Hungrigen, nimm blos mein rechtes Schulterblatt und laß den Wald gehen, da wird es wieder wachsen und im künftigen Jahr wiederkommen und dir das linke anbieten. Da spricht der Biber: schneide schönen Schweif ab, ich kann ihn entbehren, er wächst wieder. O das gute man thut Nichts als essen und trinken, rauchen und schlafen. Ohne daß salben mit Bärenfett, sind die Weiber darin schön und glänzend*)." Schwarzfüßen herrscht der Glaube, die abgeschiedenen Seelen müssen einen Berg erklimmen, auf dessen Gipfel sie eine Ebene erblicken, die von Wild Art wimmelt. Die Bewohner dieser Ebene heißen diejenigen Indianer willkommen, welche ein gutes Leben geführt haben, stürzen aber die Bösen, welche Hände mit dem Blut ihrer Landsleute befleckt haben, ohne weiteres in den grund hinunter.

Nicht minder allgemein ist bei den Nordamerikanern der Glaube an

Manitu. Manitu oder großen Geist und daß er den Menschen, seinen Kindern, zwei von Früchten gab, schwarze und weiße, aber von den schwarzen ihnen zu verbot. Sie gehorchten, aßen nur von der weißen Frucht, verzehrten sie aber Als er wieder von ihnen fortging, verzehrten sie vor Verlangen nach die schwarze Frucht. Bei seiner Rückkehr war er darüber außerordentlich und sagte ihnen, daß in Zukunft die Erde schlechte Früchte hervorbringen sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden. Die Onondaga

Erste Menschen. die Sage, Manitu machte zwei Bilder aus Thon, welche er durch den seines Mundes austrocknete und belebte. Das eine erhielt den Namen Sagat = erster Mann, das andere Sanna-Telu = Gefährtin. Bei den herrscht die Ansicht, eine Frau sei aus dem Himmel gestoßen, und Zwillingen, welche sie gebar, sei das Land bevölkert worden. In einer Sage wird geklagt über bärtige Männer, die von Osten kommen und die fällen werden, und daß Manitu dem Vordringen der bärtigen Männer vorbeuge. Manitu entschuldigt sich, es gebe eine Macht, die höher sei als seinige, nämlich das unerbittliche, unveränderliche Schicksal. Wo Manitu in den Sagen, hat er die Gestalt eines Menschen. Doch werden ihm wenig gebracht, wenn man nicht die Selbstpeinigungen, denen sich junge Leute pflegten, wobei sie sich Füße, Arme, Brust und Rücken mit Stacheln durch als Opfer für den großen Geist annehmen will.

Geister. Dagegen sucht der Indianer die Seelen der Abgeschiedenen und andere sich gnädig zu stimmen. Den Abgeschiedenen gibt er Lieblingsgeräthe und in's Grab mit, damit sie ihr gewohntes Leben fortsetzen können. Neben gibt es aber noch eine Menge Geister: die Sonne, welche die Erde erhält

*) Klemm l. c. II. 166.

**) Lüken. Die Traditionen des Menschengeschlechts. 182.

:mt, den Mond, die Sonne der Nacht, dessen Kind der Tagesstern ist, den
stern, welcher nicht geht; all' diese Himmelskörper denkt sich der Indianer
t. Der Donner ist das Flügelgeräusch des gewaltigen Vogels, der aus der wüsten
die ursprünglich Alles bedeckte, die Erde hervorhob und alle Thiere aus ihr
rief. Der Blitz ist nur das Feuer seiner Augen, wenn er umherblickt.
se Thiere glaubt der Indianer namentlich von Geistern bewohnt, die
nge, das Eichhorn, die Eule, und der Zauberer tritt mit dieser Geisterwelt Zauberer.
rkehr, nicht der Häuptling. Wir finden also bei den Indianern keinen
eren Priesterstand, noch ist der Häuptling auch zugleich der Oberpriester.
Zauberer sind zugleich Aerzte, da die Geister es namentlich auf die Ge-
:it des Menschen abgesehen haben. Die Aerzte kennen die einheimischen Heil-
r, wenden den Aderlaß und andere Mittel an, auch thierischen Magnetismus,
all' das unter Beschwörungen, Zaubergesängen, an deren Schluß sie in
ngen verfallen und Geschrei und Schaum ausstoßen. Götzenbilder finden wir
bei den Nordamerikanern, wohl aber heilige Bäume und Berge, Zauber-
ı und Zaubertrommeln.

So war der geistige Zustand der Indianer, als die Weißen kamen. Jene
en diese anfangs freundlich auf und es blieb Frieden, wenn sie nicht
: wurden. — Doch war der Verkehr immerhin schwierig, da der Indianer
offen ist und die gleichgiltigste Miene zur Schau tragen kann, wenn
on gereizt ist und auf Rache denkt. Wo es zum Streit kam, wurde derselbe
en Indianern mit List und Grausamkeit geführt. Die Krankheiten, welche Abnahme der Indianer.
ns die Weißen brachten, und der Branntwein wurden verderblicher für
ingeborenen als die Waffen der Fremden. Ihre Anzahl schmolz sichtlich
men. Da kamen die Irokesen auf den Gedanken, dem Kampf der Stämme
einander ein Ende zu machen, denn sonst würden die steten Kriege den
chen Untergang der Indianer nach sich ziehen. Um dies zu verhindern,
:ine Nation das Volk des Friedens in der Mitte sein und die anderen
r Feindschaft verhindern.

Was sie in ihrer bilderreichen Art also ausdrückten: „Es soll eine Nation Friedensvolk.
:au sein, die wollen wir in die Mitte nehmen; die anderen kriegführenden
ten aber sollen die Männer sein und um die Frau herumwohnen. Niemand soll
:au antasten, noch ihr Etwas zu Leide thun, und wenn es Jemand thäte, so
wir ihn sogleich anreden und zu ihm sagen: warum schlägst du die Frau?
sollen die Männer über den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die
soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel wie möglich den Frieden zu
:n suchen. Wenn also die Männer um sich herum sich einmal mit einander
n und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben selbige
den und zu ihnen sagen: „Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch so
schlagt? es wird uns fast bange. Bedenkt doch, daß eure Weiber und Kinder
nmen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erd-
vertilgen? und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören und ihr
hen." Die Delawaren ließen sich's gefallen die Frau zu werden, und die
en schlugen ihnen vor: „wir ziehen euch an mit einem Weiberrock, der bis
ie Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen. Wir hängen euch eine
sflasche mit Oel und Medicin an den Arm; mit dem Oel säubert ihr den

also: „Dort ist weder Tag noch Nacht, die Sonne geht nicht auf noch unter, ist weder warm noch kalt, man hat nie Regen, Pfeile oder Tomhawks gesch… Der Hunger und Durst kamen einst vor Alters einmal dahin, aber die Ob… häupter stürzten sie in den Fluß, wo sie noch sind. Ach das gute Land! … man Lust zu rauchen, die Pfeife findet man überall, man darf sie nur in … Mund nehmen. Will man unter einem Baum ruhen, man darf nur den …

Jenseits. ausstrecken und ist sicher überall die Hand der Freundschaft zu finden. Weil … Erde immer grün ist und die Bäume stets belaubt sind, so braucht man we… Bärenhaut noch Hütte. Will Einer reisen, die Flüße bringen ihn hin, wohin … will, ohne Ruder und Schaufel. Ach das gute Land! Willst du essen, spricht … Hirsch zum Hungrigen, nimm blos mein rechtes Schulterblatt und laß mich … den Wald gehen, da wird es wieder wachsen und im künftigen Jahr werde … wiederkommen und dir das linke anbieten. Da spricht der Biber: schneide mir … schönen Schweif ab, ich kann ihn entbehren, er wächst wieder. O das gute La… man thut Nichts als essen und trinken, rauchen und schlafen. Ohne daß sie … salben mit Bärenfett, sind die Weiber darin schön und glänzend*)." Be… Schwarzfüßen herrscht der Glaube, die abgeschiedenen Seelen müssen einen … Berg erklimmen, auf dessen Gipfel sie eine Ebene erblicken, die von Wild a… Art wimmelt. Die Bewohner dieser Ebene heißen diejenigen Indianer willkom… welche ein gutes Leben geführt haben, stürzen aber die Bösen, welche … Hände mit dem Blut ihrer Landsleute befleckt haben, ohne weiteres in den … grund hinunter.

Manitu. Nicht minder allgemein ist bei den Nordamerikanern der Glaube an … Manitu oder großen Geist und daß er den Menschen, seinen Kindern, zwei … von Früchten gab, schwarze und weiße, aber von den schwarzen ihnen zu … verbot. Sie gehorchten, aßen nur von der weißen Frucht, verzehrten sie aber gänz… Als er wieder von ihnen fortging, verzehrten sie vor Verlangen nach Speise … die schwarze Frucht. Bei seiner Rückkehr war er darüber außerordentlich … und sagte ihnen, daß in Zukunft die Erde schlechte Früchte hervorbringe… sie mit Krankheit und Tod heimgesucht werden würden. Die Onondagas …

Erste Menschen. die Sage, Manitu machte zwei Bilder aus Thon, welche er durch den … seines Mundes austrocknete und belebte. Das eine erhielt den Namen … Sagat = erster Mann, das andere Sanna-Telu = Gefährtin. Bei den Dela… herrscht die Ansicht, eine Frau sei aus dem Himmel gestoßen, und von … Zwillingen, welche sie gebar, sei das Land bevölkert worden. In einer … Sage wird geklagt über bärtige Männer, die von Osten kommen und die … fällen werden, und daß Manitu dem Vordringen der bärtigen Männer … vorbeuge. Manitu entschuldigt sich, es gebe eine Macht, die höher sei als … seinige, nämlich das unerbittliche, unveränderliche Schicksal. Wo Manitu … in den Sagen, hat er die Gestalt eines Menschen. Doch werden ihm wenig … gebracht, wenn man nicht die Selbstpeinigungen, denen sich junge Leute auszu… pflegten, wobei sie sich Füße, Arme, Brust und Rücken mit Stacheln durchbo… als Opfer für den großen Geist annehmen will.

Geister. Dagegen sucht der Indianer die Seelen der Abgeschiedenen und andere Gei… sich gnädig zu stimmen. Den Abgeschiedenen gibt er Lieblingsgeräthe und Sp… in's Grab mit, damit sie ihr gewohntes Leben fortsetzen können. Neben … gibt es aber noch eine Menge Geister: die Sonne, welche die Erde erhell…



*) Ale…

**) L… der…

irmt, den Mond, die Sonne der Nacht, dessen Kind der Tagesstern ist, den
dstern, welcher nicht geht; all' diese Himmelskörper denkt sich der Indianer
lt. Der Donner ist das Flügelgeräusch des gewaltigen Vogels, der aus der wüsten
die ursprünglich Alles bedeckte, die Erde hervorhob und alle Thiere aus ihr
orrief. Der Blitz ist nur das Feuer seiner Augen, wenn er umherblickt.
isse Thiere glaubt der Indianer namentlich von Geistern bewohnt, die
ange, das Eichhorn, die Eule, und der Zauberer tritt mit dieser Geisterwelt Zauberer.
Verkehr, nicht der Häuptling. Wir finden also bei den Indianern keinen
nderen Priesterstand, noch ist der Häuptling auch zugleich der Oberpriester.
Zauberer sind zugleich Aerzte, da die Geister es namentlich auf die Ge-
heit des Menschen abgesehen haben. Die Aerzte kennen die einheimischen Heil-
ter, wenden den Aderlaß und andere Mittel an, auch thierischen Magnetismus,
all' das unter Beschwörungen, Zaubergesängen, an deren Schluß sie in
ungen verfallen und Geschrei und Schaum ausstoßen. Götzenbilder finden wir
bei den Nordamerikanern, wohl aber heilige Bäume und Berge, Zauber-
en und Zaubertrommeln.

So war der geistige Zustand der Indianer, als die Weißen kamen. Jene
men diese anfangs freundlich auf und es blieb Frieden, wenn sie nicht
zt wurden. — Doch war der Verkehr immerhin schwierig, da der Indianer
hlossen ist und die gleichgiltigste Miene zur Schau tragen kann, wenn
hon gereizt ist und auf Rache denkt. Wo es zum Streit kam, wurde derselbe
den Indianern mit List und Grausamkeit geführt. Die Krankheiten, welche Abnahme der Indianer.
gens die Weißen brachten, und der Branntwein wurden verderblicher für
Eingeborenen als die Waffen der Fremden. Ihre Anzahl schmolz sichtlich
mmen. Da kamen die Irokesen auf den Gedanken, dem Kampf der Stämme
r einander ein Ende zu machen, denn sonst würden die steten Kriege den
lichen Untergang der Indianer nach sich ziehen. Um dies zu verhindern,
eine Nation das Volk des Friedens in der Mitte sein und die anderen
der Feindschaft verhindern.

Was sie in ihrer bilderreichen Art also ausdrückten: „Es soll eine Nation Friedensvolk.
Frau sein, die wollen wir in die Mitte nehmen; die anderen kriegführenden
ionen aber sollen die Männer sein und um die Frau herumwohnen. Niemand soll
Frau antasten, noch ihr Etwas zu Leide thun, und wenn es Jemand thäte, so
en wir ihn sogleich anreden und zu ihm sagen: warum schlägst du die Frau?
n sollen die Männer über den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die
n soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel wie möglich den Frieden zu
lten suchen. Wenn also die Männer um sich herum sich einmal mit einander
gen und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben selbige
rreden und zu ihnen sagen: „Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch so
umschlagt? es wird uns fast bange. Bedenkt doch, daß eure Weiber und Kinder
kommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erd-
n vertilgen? und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören und ihr
orchen." Die Delawaren ließen sich's gefallen die Frau zu werden, und die
lesen schlugen ihnen vor: „wir ziehen euch an mit einem Weiberrock, der bis
die Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen. Wir hängen euch eine
rbisflasche mit Oel und Medicin an den Arm; mit dem Oel säubert ihr den

anderen Nationen die Ohren, damit sie auf's Gute und nicht auf's Böse hören
die Medicin braucht ihr bei den Völkern, die auf thörichte Wege gerathen
damit sie zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden. Wir geb
euch einen Wälschkornstengel und eine Hacke in die Hand." — Die Delawaren
sollten also das Volk des Ackerbaues sein und ihnen wurde darum der gr
Friedensgürtel anvertraut, und in der That blieben die Delawaren die Frieden
vermittler bis 1755, in welchem Jahre die Irokesen selber sie zum Krieg ge
die Weißen reizten. — „Warum wollt ihr der Frau den Rock wegnehmen?
ihr es, so sollt ihr wissen, daß darin Geschöpfe stecken, die euch beißen werden."
begann der Krieg, von dem wir zu dieser Schilderung der Bewohner
amerikas ausgegangen sind.

Grenzstreit. Der Friede zu Aachen hatte bestimmt, die Grenze zwischen den französ
und englischen Besitzungen in Nordamerika sollte sein wie vor dem
Akadien war seinen alten Grenzen nach Großbritannien zugefallen, Fra
aber behauptete, Akadien umfasse nur die Halbinsel, deßgleichen hatte Fran
das ganze Becken des Lorenzo und Missisipi in Anspruch genommen. Eng
war vom Gegentheil überzeugt. Für Pennsylvanien und Neuyork war die
setzung des Ohiothales eine Lebensfrage; es hieß, das Land im Westen
großen Gebirge sei der Kern der britischen Besitzungen, und von
aus wurden schon Anstalten zu einer Ansiedelung getroffen. Der franzö
Statthalter aber sandte 1749 300 Mann ab, um das Ohiothal zu
und zu besetzen. Eine Inschrift wurde am südlichen Ufer des Flusses
graben, daß das Thalbecken des Ohio Frankreich gehöre, und das
Lilienbanner wurde an den Bäumen angeschlagen. Die Engländer
schoben, um ihr Akadien zu sichern, englisch-protestantische zwischen die
französischen Ansiedelungen und verlangten unbedingten Treueid
Franzosen, welche 1730 dem König von England nur als Souverän von
geschworen und dagegen das Versprechen der Duldung in der richtigen
ihrer Religion und die Befreiung von Waffentragen gegen die Franzosen
Indianer erhalten hatten. Den Micmac-Indianern, welche ihre Ansiedelun
belästigten, geboten die Engländer, das Land zu räumen. Der
antwortete dem Statthalter Cornwallis: „Das Land, worauf du
mein; ich bin darauf gewachsen wie das Gras, ich bin vom Vater
Sohn darauf geboren, es ist ewig mein," und bedrohte Halifax und
die Akadier auf, der englischen Unterthänigkeit zu entsagen und in den
sischen Besitzungen Schutz zu suchen. Darauf zündeten die Bewohner
Chiegnecto ihre Häuser selber an und flohen auf französisches Gebiet.
diesem Orte kam es zwischen Indianern und Engländern August 1755
ersten Gefecht und die letzteren erbauten zur Deckung die Veste Lawrence
Messagouche. So war das erste Blut in diesem Streite geflossen.

Jetzt fanden Verhandlungen in Paris statt. Die Engländer jedoch
alles Land im Süden des Lorenzo, die Franzosen beschränkten Akadien
den zwischen Cap St. Mary und Cap Canseau am atlantischen Meer liegen

streifen. Da gab es also keinen Ausgleich, Frankreich ging jedoch ungern nur zögernd dem Krieg entgegen. Indeß kam es in der Nähe von Quebek hen einem französischen und englischen Schiffe zum Kampf und bald darauf Ohiothal zu einem ernsteren Gefechte.

„Wo liegt denn das Land der Indianer? rief entrüstet ein Delawarenhäuptling); die Franzosen verlangen Alles auf der einen Seite des Flusses, die änder Alles auf der anderen." — Die Franzosen wie die Engländer suchten die einzelnen Indianerstämme für sich zu gewinnen, diese aber hegten mehr gniß vor der stets wachsenden Macht der Franzosen. Die Delawaren, die nis und die sechs Nationen schlossen einen Bund und sandten die Botschaft: e Brüder von Virginien, wir müssen uns als verloren betrachten, wenn e Brüder, die Engländer, uns nicht beistehen und Waffen geben." Von England zwar Befehl, die Franzosen zurückzuwerfen und Forts im Ohiothal zu ten, aber keine wirkliche Hilfe, denn die Colonien sollten die Kosten ihrer Vergung selber tragen. 1758 drangen 1100 Franzosen in das Ohiothal. Ein tling forderte sie auf zurückzukehren: „Dies ist unser Land und nicht das Ihr sowohl wie die Engländer seid weiß; wir wohnen in einem Lande en euch, daher gehört das Land weder dem einen, noch dem andern von aber das große Wesen über uns hat es zur Wohnstätte für uns gegeben." er französische Befehlshaber fuhr aber den Wilden, indem er dessen Wampum zur Erde warf, mit den Worten an: „Kind, du redest thöricht, daß dieses euch gehöre; nicht soviel davon als das Schwarze deines Nagels gehört Es ist mein Land, ich will es haben; es mag sich dagegen auflehnen, wer olle**)." Die Wilden sandten an die Engländer um Hilfe und von Virginien der 21jährige Georg Washington an die Franzosen gesendet, warum sie efen Frieden in britisches Gebiet eingefallen seien. Indianer.

Hier tritt uns denn zum ersten Male die Gestalt dieses großen und guten aes entgegen, welcher der Befreier seines Vaterlandes und der Begründer Größe werden sollte. Georg Washington ist der dritte unter sechs Söhnen Gutsbesitzers Augustin Washington, geb. 22. Februar 1732 im Kirchspiel ington, welches sein Urgroßvater Georg angelegt hatte. Die Washington zogen Wilhelm dem Eroberer 1066 aus der Normandie nach England, waren smänner der Bischöfe von Durham, hielten treu zu den Stuarts und nach mißlungenen Aufstandsversuch für Karl II. zur Zeit der Republik wanderte rgroßvater unseres Helden nach Virginien aus. Sein gleichnamiger Urenkel, em Namen des Geschlechtes den Glanz unsterblichen Ruhmes verleihen sollte, a der Dorfschule lesen, schreiben und rechnen und dann in Bridges Creek mehr Mathematik, sonst aber nie griechische und lateinische, überhaupt nie fremde Sprache gelernt, eigentlich keine höhere Schulbildung genossen. Er ein guter Pflanzer werden, mehr nicht, der im Stand wäre, seine Besitzung ig zu bebauen. Die Grundlagen aller höheren Bildung und aller Größe aber seine Mutter früh in sein Herz, den Geist der Wahrhaftigkeit, der ureinheit und des Edelmuths. Klarheit des Verstandes, Genauigkeit, Pflicht- l zeichneten ihn frühe aus; das Jugendfeuer zeigte sich nur in körperlichen gen, er galt als der beste Ringer, Renner, Stangenwerfer, Reiter, in der bung. Mathematik war seine Freude, er wurde ein tüchtiger Feldmesser. Washington.

*) Bancroft l. c. I. 76—81.
**) Bancroft I. 89—90.

Feldmesser.

Major.

Lord Fairfax, in dessen Hause er das feinere gesellschaftliche Leben Englands kennen lernte, hatte seine Freude an dem herrlichen Jünglinge und übertrug ihm die Ausmessung seiner großen Besitzungen jenseits der blauen Berge. Nahezu vier Jahre, nur von einem Neger begleitet, brachte Washington bei dieser Arbeit im Flußgebiet des Shenondah, im Urwald zu, fern von den Versuchungen der Welt unter den Eindrücken einer großen Natur. Bibel und Natur waren die Quellen, aus denen seine reine Seele ihre Nahrung sog. Auf Empfehlung des Lord Fairfax wurde Washington Feldmesser der Grafschaft und einer der 4 Generaladjutanten oder Majore, die in Virginien ernannt wurden, als der Krieg mit den Franzosen bevorstand. Ein Holländer Braam gab ihm den ersten Unterricht in der Fechtkunst und in der Kriegswissenschaft; es war wenig, aber Washingtons Emsigkeit und sein methodischer Geist ergänzte das Fehlende. 21 Jahre war Washington alt, als ihm der Statthalter die Sendung an die Franzosen im Ohiothal anvertraute, welche ebensoviel physische als moralische Stärke, ebenso sehr Muth als Umsicht erforderte. 30. October 1753 trat Washington mit Braam, der etwas Französisch verstand, mit Gist, der das Ohiogebiet früher schon durchstreift hatte, und 4 Dienern den Weg an, durch den Urwald, durch Schluchten, über Berge und Flüsse, unter Regen, Schnee und Hagel, bis zur Gabel oder der Stelle, wo der Monongahela und der Alleghany sich vereinigen, die ihm zur Anlegung einer Stadt wie geschaffen schien. Dann war der Häuptling der Delawaren der Führer. Es gelang Washington, den Häuptling der Huronen auf der englischen Seite festzuhalten. Zu Waterford traf er den französischen Befehlshaber, der ihm offen erklärte, daß Frankreich entschlossen sei, sich des Ohiogebietes zu bemächtigen, er werde jeden Engländer gefangen nehmen, den er antreffe. Der Heimweg war gefährlich: Wilde belauerten ihn, auf 15 Schritte feuerte einer auf Washington; man mußte nach dem Compaß die nächste Richtung einschlagen, das Treibeis ging auf dem Alleghany, Gist erfroren Hände und Füße, Washington wäre beinahe ertrunken. Am 16. Januar 1754 war er wieder in Williamsburg beim Statthalter. Alles war jetzt gewiß: der Krieg war unvermeidlich. Sein Tagebuch über die Reise ward veröffentlicht und trug ob der Ruhe, Umsicht und des Scharfblicks der Bemerkungen seinen Namen über die Grenzen der Heimath.

Kampf am Ohio.

Die Ohiogesellschaft begann alsbald an der Gabel eine Befestigung anzulegen, die Franzosen kamen aber, nahmen 33 Engländer gefangen, besetzten den Posten und nannten ihn Fort Duquesne (April 1754). Schon war Washington mit 160 Freiwilligen auf dem Marsche zur Verstärkung, da erhielt er die Botschaft und den Nothruf eines Häuptlings: „komm bald, sonst sind wir verloren und werden nie wieder zusammentreffen; ich spreche dieß im Kummer meines Herzens." — Eben lagerte er auf der großen Wiese, als ihm Gist meldete, ein französischer Posten, der ihnen auflauere, stehe in der Nähe. Mit 40 Mann brach Washington noch in der Nacht des 27. Mai unter Regen auf, die Franzosen zu überfallen. Er schoß zuerst seine Flinte ab, als er Feuer commandirte; 10 Franzosen fielen, und darunter der Führer Jumonville, 21 wurden gefangen, nur einer brachte Kunde vom Unglück nach Fort Duquesne. In Frankreich schrie Alles über Bruch des Völkerrechts, die Befehle jedoch, die bei Jumonville sich fanden, bewiesen, daß die Franzosen es den Engländern gerade so gemacht hätten, und daß Washington nur seinem Gegner zuvorgekommen ist.

Dringend bat Washington um Verstärkung gegen den bevorstehenden Rachezug der Franzosen, er bekam wenig Hilfe, und diejenige, welche aus Karolina unter einem königlichen Hauptmann zu ihm stieß, schwächte seine Macht durch Streitigkeiten. Es geschah, was unter Washingtons alleinigem Oberbefehle nicht geschehen wäre: die Engländer wurden von französischer Uebermacht umschlossen und zur

tem Kampfe zur Unterhandlung gezwungen. Sie durften frei nach Virginien ückkehren, dafür sollten aber auch die französischen Gefangenen vom 28. Mai Freiheit erlangen. Washington versprach, ein Jahr lang nicht mehr gegen die nzosen zu Feld zu ziehen. In der Capitulation war der Tod Jumonvilles Meuchelmord bezeichnet. Washington verstand gar nicht französisch und Braam tand es schlecht, und so war es möglich, daß jener diese Urkunde dennoch rschrieb. Aus Verdruß darüber, daß der Statthalter sich nicht an den Vertrag und die französischen Gefangenen nicht frei gab, legte Washington seine lle nieder und zog sich nach Mount-Vernon zurück, auf das Landgut seines 2 verstorbenen Bruders, der ihn zum Verwalter und Erben eingesetzt hatte, Fall die einzige Tochter sterbe, wie auch wenige Jahre später geschah.

Die Nähe der Gefahr trieb zur Thätigkeit — 19. Juni 1754 kamen erften Male — bisher stand jedes Land für sich und kein gemeinsames Congreß. d vereinigte sie — Abgeordnete aller Colonien nördlich vom Potomac mmen, um über gemeinschaftliche Mittel zur Abwehr zu berathen. Abgeete der sechs Nationen schilderten die Nothlage in den Worten: „Seht die ızosen an, sie sind Männer, sie befestigen sich überall. Aber wir sagen es Scham: Ihr seid wie Weiber ohne alle Festungswerke. Von Canada hieher nur ein Schritt und die Franzosen können leicht kommen und Euch aus Thür werfen." — Da trat der Abgeordnete von Philadelphia mit dem urf eines gemeinschaftlichen Schutz- und Trutzbundes, also auch einer Bundesssung, hervor: der König solle einen Statthalter ernennen für alle 13 Landen, der die Executive und bei allen Gesetzen ein Veto habe, die Colonien durch ihre gesetzgebenden Körper einen großen Rath auf je drei Jahre Unions-entwurf. n, von welchem allein Gesetzvorschläge ausgehen können. Der Statthalter nach Anhören des großes Rathes die Officiere, der große Rath dagegen Beamten ernennen. Statthalter und großer Rath zusammen schlagen Geld, eiden über Krieg und Frieden mit den Indianern, über Handelsangelegen, über Ankauf von Ländereien, die nicht innerhalb der Grenzen der iien sind, über neue Ansiedelungen, heben Soldaten und rüsten Kriegsaus und schreiben gleichmäßige Steuern aus. Die Zahl der Mitglieder en großen Rath soll nicht weniger als 2 und nicht mehr als 7 sein und der Höhe der Besteuerung jeder Landschaft bemessen werden. Der große kommt wenigstens einmal im Jahre zusammen, wählt seinen Sprecher, kann ohne seine Zustimmung weder aufgelöst, noch vertagt, noch gezwungen n, länger als 6 Wochen zusammenzubleiben. Ort und Zeit seiner Wiederverllung bestimmt er selber. Sitz der Bundesregierung soll, weil in der Mitte d, Philadelphia sein. Den Demokraten erschien der Plan zu königlich, der rung aber zu demokratisch, sie fürchtete, eine gemeinsame Verfassung sei er Anfang der Losreißung vom Mutterland. Den Antrag der Regierung en, die Statthalter sollten mit den Räthen in den einzelnen Provinzen prache nehmen und die nothwendigen Hilfsgelder auf den Reichsschatz , der sie später durch eine vom Parlament ausgeschriebene Steuer zurück-

nehmen würde, mißfiel allen Abgeordneten — denn wer nicht im Parlament vertreten sei, könne auch nicht vom Parlament besteuert werden.

Franklin. Der Abgeordnete von Philadelphia war Benjamin Franklin, der neben Washington am meisten zur Befreiung seiner Heimath beigetragen und nach ihm den schönsten Kranz des Ruhmes sich erworben hat. Er ist aber nicht wie jener ein Abkömmling einer altadeligen Familie, Franklins Vorfahren betrieben das Schmiedhandwerk in Northamptonshire. Josiah Franklin, ein Presbyterianer, wanderte unter Karl II. 1682 mit Weib und Kindern nach Boston aus, wo er Seifensiederei trieb. Als letztes unter 17 Kindern wurde ihm hier 17. Jänner 17.. ein Benjamin geboren. Die Eltern waren fromm und arbeitsam, der jüngste Sohn sollte Geistlicher werden — aber einmal hatte der Vater die Mittel nicht, ihn studiren zu lassen, dann schien ihm der Sohn auch nicht den echten geistlichen Sinn zu haben, denn zu dem Vater, der die Gewohnheit hatte, alle Tage lange Tischgespräche und Segenssprüche herzusagen, sagte Benjamin eines Tages, als die Fleischvorräthe für den Winter eingesalzen wurden: „Lieber Vater, wäre es nicht besser, wir sprächen den Speisesegen jetzt ein für allemal über den ganzen Vorrath, dann könnten wir viele Zeit ersparen!“ — Dagegen war Benjamin der beste Segler, Schwimmer, Fischer. Lange schwankte der Vater, was er aus dem Knaben machen solle; zum Seifensieder und Lichterzieher war er nicht zu gebrauchen, aber auch nicht zum Drechsler, Lohgerber, Messerschmied. Dagegen
Jugend. schien er von einer wahren Lesewuth wie besessen, er hatte bald alle Bücher ... gelesen, die in Boston aufzutreiben waren — namentlich fesselten ihn Reisebeschreibungen, eine Uebersetzung des Plutarch und der Denkwürdigkeiten des Sokrates von Xenophon. — Die sogenannte sokratische Art, Etwas zu beweisen, hat er sich insbesondere angeeignet und in seinen Schriften später mit Meisterschaft gehandhabt. Schließlich kam der Vater zum Entschluß, ihn beim ältesten Sohne, der eine Buchdruckerei besaß, in die Lehre zu geben. Die Brüder kamen bald in Streit; der ältere war als Lehrherr hart und streng, wurde aber vom jüngeren bald ... sehen; der jüngere sprühte von Talent, der ältere wollte ihn nicht aufkommen lassen. Benjamin schrieb mit verstellter Hand Aufsätze für die Zeitung, welche sein Bruder herausgab, und warf sie in den Briefkasten des Blattes; sein Lehrherr, der den wahren Verfasser nicht errieth, lobte die Arbeiten, druckte sie und ... handelte zuletzt aus Neid den Bruder, als dieser vorlaut sein Geheimniß verrieth. Andere Umstände kamen hinzu, die Franklin den Aufenthalt in Boston verleideten. Er gerieth in böse Gesellschaft, auf schlechte Bücher und in Verirrungen und ... allen religiösen Glauben, während Washington sein ganzes Leben hindurch vom Gedanken an Gott beherrscht war, im Namen Gottes sich jeden Morgen ... und jeden Abend niederlegte und im Namen Gottes den Befehl zur Schlacht ... und sein Leben wie ein klarer schöner Strom dahinfloß. Franklins Leben ... stürmisch, aber er kam auch wieder zur richtigen Einsicht und hatte die Kraft, zum Guten umzukehren. Er hat den Gang seines Lebens selber so schön beschrieben, daß es jedem Anderen schwer wird, Etwas außer mit seinen eigenen Worten darüber zu sagen. „Nicht ohne Schwierigkeit bildete er sein Genie, nicht ... Anstrengung wendete er sich der Tugend zu, nicht ohne hartnäckige Arbeit ... er seinem Lande und der Welt nützlich*).“

Flucht. Heimlich verließ Franklin seine Familie, die darüber untröstlich war, ... entzog sich den Verpflichtungen gegen seinen Bruder, indem er sich im ...

*) Mignet, Vie de Franklin, Introd.

ıber 1723 nach Newyork einschiffte und, als er dort keine Arbeit fand, in einer echten Barke nach Philadelphia fuhr. Dort fand er eine Stellung bei einem chdrucker, fand sein geistig reges Wesen, sein Wissen, mit dem sich eine hübsche ſtalt, ein offenes schönes Gesicht verbanden, bald Anerkennung. Der Statthalter, lliam Keith, wollte ihn an Pennsylvanien fesseln und machte ihm den Vorschlag, ständig eine Buchhandlung und Buchdruckerei zu errichten, und versprach ihm Mittel zu einer Reise nach London, damit er dort in seinem Geschäft sich ter ausbilden und Typen kaufen könne. Der Fremdling war nur allzugeneigt ständig zu werden, hatte er sich doch bereits mit einem schönen Mädchen ver-, die allerdings auch später seine Gattin wurde. Doch vor seiner Abreise nach ropa wollte er sich noch mit seiner Familie versöhnen: sie nahm ihn gut auf, sentlich die Mutter. Der Vater aber verweigerte entschieden seine Zustimmung zum ne Keiths, denn er traute seinem Sohn noch nicht hinlängliche Festigkeit des rakters zu, und hatte Recht, wie das Geständniß Franklins bezeugt, der seine irrungen in London, wo er sich 1724—26 aufhielt, offen erzählt. Die Ver-ıngen seiner Freunde, die Täuschungen Keiths gaben ihm Gelegenheit, über e eigenen Fehler nachzudenken, und er kam zur Ueberzeugung, daß die Wahrheit, Aufrichtigkeit, die Unbescholtenheit in dem Verkehr unter den Menschen von größten Wichtigkeit für das Lebensglück seien, und faßte sogar schriftlich den ſatz, sich niemehr, so lange er leben werde, davon zu entfernen. In diesem schluß bestärkte ihn der Vers der Bibel: „Das lange Leben ist in deiner hten und das Glück in deiner linken Hand." Und er blieb seinem Vorsatz treu machte sich auf, seine Fehler wieder gut zu machen. Die Gebete seines ers, die Mahnungen seiner edlen Mutter waren also nicht vergebens gewesen. Der Glaube an Gott kehrte in sein Herz zurück und blieb fortan unerschüttert, noch im letzten Jahre seines Lebens trug er im amerikanischen Convent ıuf an, daß täglich gebetet werden solle: „Ich habe lange genug gelebt, um sehen, daß Gott die Angelegenheiten der Menschen regiert, und je länger ich, um so überzeugendere Beweise von dieser Wahrheit sehe ich. Wenn ohne Wissen nicht ein Sperling zur Erde fallen kann, ist es da wahrscheinlich, ohne seine Hilfe ein Reich in's Leben zu treten vermöge." — Nicht minder ngte Franklin zur Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele. Und rend er früher auf den Satz verfallen war, Tugend und Laster seien leere erscheidungen, die an und für sich nicht bestehen, so kam er jetzt zur Ueber-ıung von der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen in diesem und m Leben. Je mehr er von diesen ewigen Wahrheiten sich überzeugte, um so mehr ıgte es ihn auch wieder zur Uebung des Guten, zum Streben nach Selbst-vollkommnung. „Ich wünsche zu leben, ohne irgend einen Fehler zu irgend her Zeit zu begehen und mich von allen denen frei zu machen, zu welchen irlicher Hang, Gewohnheit oder Gesellschaft nicht hinreichend sind." — Klar beharrlich ging er jetzt an die Bekämpfung seiner Neigungen und Gewohn-en, wie Ignatius von Loyola überzeugt, daß man eine nach der anderen erdrücken müsse. Wie ein Kaufmann über Gewinn und Verlust, so führte er h über den Stand der Tugenden, die er sich angeeignet, der Fehler, die er n wieder begangen hatte. Obenan stand als erste Tugend die Mäßigkeit, weil den Kopf kalt und die Gedanken frei zu erhalten sucht, was nothwendig ist, n man immer wachsam, immer auf der Hut sein will; und er stellte als zel den Satz auf: „Iß nicht, bis du zum Vieh wirst, und trink nicht, bis der Kopf glüht." — Als zweite Tugend faßte er das Schweigen auf oder mehr: „Sprich nur, was dir oder Anderen nützlich ist;" — als dritte Tugend Ordnung: „Jede Sache hat ihren bestimmten Platz, jeder seiner Angelegen-

In Philadelphia.

Sinnesänderung

Glaube.

Vorsätze.

Selbstvervollkommnung.

heiten wolle er einen Theil seiner Zeit widmen." Als vierte die Entschließung, das auszuführen, was er zu thun sich vorgenommen habe. Fünfte und sechste Tugend war ihm Genügsamkeit und Fleiß, die siebente die Aufrichtigkeit, d. h. keine Winkelzüge zu gebrauchen, von Unschuld und Gerechtigkeit seine Gedanken leiten und seine Reden durchdringen zu lassen. Als neunte Tugend galt ihm Gelassenheit d. h. für Beleidigungen nicht Groll zu hegen und die Extreme zu vermeiden; als zehnte Reinlichkeit; als elfte Ruhe, d. h. sich nicht durch Kleinigkeiten und durch gewöhnliche und unvermeidliche Begegnisse in Aufregung bringen zu lassen. Als zwölfte die Keuschheit — die vor Dumpfheit des Kopfes und Schwäche des Körpers bewahre und vor der Gefahr, seinen Frieden, seinen und Andern guten Ruf auf's Spiel zu setzen. Als dreizehnte Tugend stellte er sich die Demuth zum Ziel, mit der Losung: „Ahme Jesu und Sokrates nach." Zum positiven Glauben ist Franklin niemehr gekommen, auch nie zu einem Gefühl vom Unterschied der Bekenntnisse; verlangte er doch später als Gesandter in Paris vom päpstlichen Nuntius, er möge einige protestantische Theologen weihen, welchen der Erzbischof dieses Sacrament versage, wenn sie Georg III. nicht den Treueid schwören wollten — worauf der Nuntius entgegnete, die Sache sei unmöglich, wenn die Herren nicht Katholiken werden wollten.

So waren seine Vorsätze und sie gehörten nicht zu jenen, mit welchen nach dem Wort des Dichters die Hölle gepflastert ist, denn sein Wille war stark. Er verstand wahrhaft die Kunst, sich zu vervollkommnen. „Er war nüchtern und wurde mäßig; er war arbeitsam und wurde unermüdlich; er war sinnreich, er wurde geschickt; er war verständig, er wurde weise. Seine natürliche Heftigkeit verwandelte sich in berechnende Geduld. Er änderte seine stechende Bitterkeit in eine liebenswürdige Heiterkeit um, die sich auf alle Dinge übertrug und keinen Menschen beleidigte. Was sich von List in seinem Charakter befand, hielt sich in den Grenzen einer nützlichen Scharfsichtigkeit. Er durchdrang die Menschen und täuschte sie nicht; es gelang ihm ihnen nützlich zu sein, indem er sie verhinderte sich zu schaden*)." Er wurde glücklich und der Wohlthäter seines Vaterlandes und die Zierde der Menschheit und äußerte oft in seinen späteren Tagen, daß die Redlichkeit die allein vernünftige Berechnung für das Wohl des Einzelnen und die einzige Bürgschaft für das Wohl des Staates sei, und daß die Schurken Ehrenmänner aus Schurkerei werden, wenn sie die Vortheile der Tugend kennen würden.

1729 kehrte Franklin nach Philadelphia zurück und hielt anfangs mit einem
Buchdrucker. Genossen, später ganz allein eine Buchdruckerei; er erwarb sich durch seinen Fleiß, seine Kenntnisse, die Anmuth seiner Unterhaltung, die Sicherheit seines Urtheils allgemeine Achtung; er blieb, als auch das Geschäft gut ging, ein einfacher Mann, der das nöthige Papier auf einem Karren durch die Straßen in seine Druckerei führte und sein Tagwerk nicht schloß, bis er all' seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte. Er wurde der Buchdrucker der Landesversammlung. Er gründete eine eigene Papierfabrik. Eine Zeitung, die er herausgab, wurde bald das bedeutendste Blatt in Amerika. Bisher hatten die Colonisten ihren Kalender aus dem Mutterland bezogen, jetzt verfaßte Franklin 1732 zuerst einen Kalender in Amerika unter dem Namen Richard Saunders und theilte in dieser Jahresschrift, die in 10,000 Exemplaren abging, eine wahre Mustersammlung einfacher
Schriftsteller. und nützlicher Wahrheiten seinen Landsleuten mit. Sie ist ein einziges Muster von populärer Weisheit und ist berühmt geworden unter dem Namen

*) Mignet, Vie de Franklin.

isheit des guten Richard oder der Weg zum Glück*)." 1730 heirathete Franklin
e frühere Verlobte. Die Ehe war glücklich, Miß Reaver wurde seine zärtliche
treue Gefährtin und half mit in dem Geschäft, kaufte alte Lumpen zur
ierfabrikation, falzte die Broschüren, während ihr Mann setzte oder schrieb.
: einfach Franklin lebte, beweist der Zug, daß er zu seinem Frühstück Milch
: Thee nahm in einer irdenen Tasse für sechs Pfennige und zinnernem Löffel,
daß es ein Ereigniß im Hauswesen war, als die Frau ihrem Manne unter
Vorwand, er verdiene es so gut wie einer seiner Nachbarn, einen silbernen
el und eine Porcellantasse aufstellte. Franklin wurde Generalpostmeister für
ginien, hob den Verkehr zum Vortheil des Landes, erwarb ein großes Ver-
en und trat dann im 46. Jahr von seinem Geschäft zurück, um sich ganz
der Wissenschaft und dem Vaterland zu weihen.

Der Mann war unermüdlich von 4 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends
g. Er lernte nebenbei wie spielend französisch, spanisch, italienisch, lateinisch; Studien.
as die bedeutendsten Werke, die in diesen Sprachen geschrieben sind; er stiftete
Gesellschaft, in welcher Fragen der Sittlichkeit, der Politik, der Staatskunst
der Naturwissenschaft verhandelt wurden; er war Veranlassung, daß eine
je Bibliothek in Philadelphia gegründet wurde und eine Akademie zur Erziehung
pennsylvanischen Jugend, daß ein Hospital entstand, eine Feuerwehr, daß die
ßen gepflastert und erleuchtet wurden. Namentlich war sein Studium in den
urwissenschaften bedeutsam. Er war ein scharfer Beobachter der Natur, zog
e Schlüsse aus den Beobachtungen und suchte diese gleich wieder zu ver-
hen. Aus den verschiedenen Tönen größerer und kleinerer, stärkerer und schwächerer
er zog er Schlüsse, welche ihn zur Erfindung der Glasharmonica führten.
seinen Fahrten auf dem Meer schöpfte er die Gewißheit, daß die Temperatur
fließenden Wassers höher ist, als die des stillstehenden. Er erfand einen
n Ofen. Damals beschäftigte die Electricität die Gelehrten. Man kannte
verschiedene Arten derselben, man hatte den Conductor gefunden, man
and mit der Electrisirmaschine kleine Vögel zu tödten und Spiritus anzu- Electricität.
en. 1726 kam man auf die Leydener Flasche. Franklin kam mit seinem
hdringenden Scharfsinn zuerst zur Ueberzeugung, daß die spitzigen Körper
r als die runden die Fähigkeit besitzen, die electrische Kraft an sich zu ziehen,
letztere in allen Körpern verbreitet und, wo sie mehr angehäuft sei, nach
n Gleichgewicht strebe. Er schloß ferner, der Blitz sei dasselbe was das electrische
dum, aus dem Licht, das beide geben, aus dem Zickzack und der Schnelligkeit
Bewegung, daraus, daß sie durch Metalle geleitet werden; aus dem Schlag
hrer Explosion, aus ihrem Bestehen im Wasser und Eis, aus dem Zerreissen
Körper, durch welche sie fahren, aus dem Tödten der Thiere, aus dem
nelzen der Metalle, aus dem Entzünden der brennbaren Stoffe, aus dem
vefelgeruch, der beiden gemeinsam ist, schloß er, daß das electrische Fluidum
dem Blitze dasselbe sei. Da nun das electrische Fluidum von spitzigen
ern angezogen wird, so lag der Gedanke an den Blitzableiter nahe**). Blitzableiter.
klin machte sogleich 1752 einen Versuch: er baute einen Drachen mit
eisernen Spitze, ans Ende des Drachen setzte er einen hanfenen Strang

*) Packender kann man nicht mit dem Volk reden, als wie Franklin, wenn er z. B.
„Der Hochmuth frühstückt mit dem Ueberfluß, speist zu Mittag mit der Armuth und
n Abend mit der Schande." — „Die Erfahrung hält eine Schule, in welcher die
ben theuer sind; sie ist auch die einzige, in der die Unsinnigen sich unterrichten können."
Verschwende die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist."

**) So erzählt Franklin selber in einem Briefe an einen Freund.

und an das Ende des Stranges (der Hanf ist ein Leiter der Electricität) einen Schlüssel, in welchem sich die Electricität sammeln konnte, und an den Schlüssel eine seidene Schnur, da Seide kein Leiter der Electricität ist. Bei einem Gewitter ließ sein Sohn, der mit im Geheimniß war, den Drachen auf einer Wiese steigen, während Franklin selber in einiger Entfernung ihn ängstlich beobachtete. Einige Zeit hindurch bemerkte er Nichts, schon fürchtete er sich getäuscht zu haben. Da spannte sich plötzlich die Schnur. Franklin trat hinzu, hielt den Knöchel seines Ringfingers an den Schlüssel, erhielt einen Funken und einen starken Schlag. Was er vermuthet hatte, war jetzt Gewißheit! Wie es in Franklins Weise lag, jede Lehre sogleich in's Leben umzusetzen, so gab er den Rath, öffentliche Denkmäler, Häuser, Schiffe durch spitzige Eisenstangen zu schützen, welche die Electricität anziehen und in die Erde und das Wasser ableiten können. Auch bestimmte er, daß solche Eisenstangen dreimal so weit im Umkreis schützen, als sie hoch seien.

Der Ruf dieser Entdeckung, welche dem Himmel den Blitz entriß, flog durch die Welt. Der Versuch wurde nachgeahmt zu Montbard von Buffon, zu St. Germain von Delor in Gegenwart Ludwigs XV., zu Turin von Beccaria, zu Petersburg von Richmann, der aber durch einen zu starken Schlag den Tod fand, welchen Franklin auch hätte finden können. Europa wie Amerika bedeckten sich mit Blitzableitern. Franklins Abhandlung über die Electricität — auch das Nordlicht leitete er von electrischen Entladungen ab — wurde in's Französische, in's Deutsche, in's Englische übersetzt. Der berühmte Naturforscher Davy nennt den Stil und die Manier seiner Abhandlung fast eben so bewunderungswürdig wie die Lehre selbst, die sie enthält. Die gelehrten Gesellschaften Europas ernannten ihn zu ihrem Mitglied, die Akademie in London sandte ihm eine goldene Medaille.

Unterhandlungen.

So war der Mann, welcher jetzt im Congreß zu Albany eine gemeinsame Regierung für alle 13 Colonien vorschlug, aber auch zugleich den Antrag machte zur sofortigen Errichtung zweier neuen Colonien im Westen, die eine am Eriesee, die andere im Ohiothale, mit der Gewalt der Selbstleitung und Regierung, das große Land hinter dem Apalachengebirg werde in kurzer Zeit ein wichtiges und volkreiches Gebiet werden. Sein Vorschlag erschien in England, wo man die Lostrennung der Colonien befürchtete, zu demokratisch, Vielen in Amerika hingegen zu königlich. Man beschloß in England 3000 Mann unter Braddock, einem erfahrenen strengen Officier zur Besitznahme des Ohiothales zu entsenden, er solle zugleich die Einziehung gemeinschaftlicher Staatseinkünfte in den Colonien erzwingen. Zugleich sandte das schwankende Ministerium friedliche Versicherungen nach Paris, wo man Frieden zu behalten wünschte und Duquesne den Befehl sandte, Blutvergießen wo möglich zu vermeiden und sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Der König erklärte sich bereit, dem Frieden Alles, nur nicht seine Ehre und den seinen Unterthanen gebührenden Schutz zu opfern, und schlug vor, das Ohiothal in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich vor dem letzten Kriege befunden. England machte den Gegenvorschlag, das Ohiothal in dem Zustande zu lassen, in welchem es sich zur Zeit des Utrechter Friedens befunden, Frankreich solle all' seine Forts bis zum Wabash abtragen, Niagara und Crownpoint der Erde gleich machen, die Halbinsel Neuschottland mit einem 20 Meilen breiten Landstreifen an der Ba

ndy und am atlantischen Meere abtreten und das Land bis zum St. Lorenzo einer Wüste machen. Zugleich rüsteten beide Theile und die Ereignisse hten diesen wenigstens auf Frankreichs Seite ernstgemeinten Unterhandlungen schnelles Ende.

Zum Schutze des Gebietes sandte Frankreich im Frühling 1755 eine Flotte bedeutenden Kriegsvorräthen nach Canada ab. Alsbald entschloß sich das ische Cabinet zu einem ähnlichen Schritt, Admiral Boscawen erhielt den Befehl, 4 Kriegsschiffen, die zwei Regimenter an Bord hatten, die Franzosen vom laufen in den Lorenzo zu hindern. Der Engländer war früher an Ort und lle, dennoch gelang es den Franzosen, unter dem Schutze eines dichten Nebels Mündung des Stromes zu erreichen. Nur zwei Schiffe waren zurückgeblieben, Alcide und Lys. Sie stießen auf zwei englische Schiffe unter dem Befehl des Howe. — „Sind wir im Frieden oder im Krieg?" fragte der französische hlshaber. Die Engländer behaupten, Howe habe geantwortet, er habe das al des Admirals abzuwarten, rathe dem Franzosen aber, sich auf den Kampf bereiten *); und die Franzosen sagen**), die Antwort habe gelautet: Friede, de! bis Boscawen das Zeichen zum Kampf ertheilte. Nach einem kurzen cht mußte sich der Alcide und der Lys ergeben. Dieskau aber landete glücklich uebek. — Seegefecht.

Dem unglücklichen Gefecht zur See folgte bald ein für die Franzosen liches zu Land. Braddock war im April in Neuyork gelandet: er gedachte im Fort Duquesne, dann Niagara zu nehmen und den Franzosen in Canada Streich zu spielen. Franklins Eifer und Umsicht verschaffte ihm die nöthigen sportmittel, für dessen Warnungen vor den Hinterhalten der Indianer blieb Braddock vollkommen taub: „die Wilden mögen für Eure rohe amerikanische z wohl gefährlich sein, aber es ist ihnen unmöglich auf die regulären discipli- n Truppen des Königs einen Eindruck zu machen." Auch Washington, der uf Braddocks ausdrücklichen Wunsch, ohne eine Stellung im Heere einnehmen wollen, dem Stabe angeschlossen hatte, warnte vergebens. Wie wenn er in den en Flanderns wäre, zog Braddock im Parademarsch, die Musik voran, in r schmaler Linie über Berge und durch Wälder, ohne Kundschafter voraus- den, ohne sich die Flügel durch Schützenlinien zu decken. 2 Meilen vom Duquesne in einem dichten Wald standen Franzosen und Indianer im Hinter- und sendeten, von den Bäumen gedeckt, ihre sicheren Schüsse auf die Engländer, ders auf die Officiere, von welchen in kurzer Zeit 26 fielen und 37 ver- et wurden. Die gemeinen Soldaten erschreckte das Kriegsgeschrei und die pfweise der Indianer, sie weigerten sich zuletzt den Officieren zu folgen. dock bewies vergebens hohen Muth. Mehrere Pferde wurden unter ihm erschossen, ch verwundet wurde er zuletzt vom Schlachtfeld getragen. „Wer hätte das ht! Wir werden ein andermal besser mit ihnen umzugehen wissen!" war sein Trost, während seine Unbesonnenheit den Verlust von 700 Todten und Ver- eten herbeiführte***). Washington leitete den Rückzug und rettete den Rest. var der einzige berittene Officier, der nicht verwundet wurde, obschon er Befehle des Generals bald dahin bald dorthin brachte, 2 Pferde unter erschossen und seine Kleider von 4 Kugeln durchrissen wurden. Ein Braddocks Niederlage. Washington.

*) Mahon chap. 32.
**) Flassan, Histoire de la Diplomatie française vol. VI, p. 34.
***) Bancroft, l. c. I. 157.

indianischer Häuptling zielte auf ihn und befahl seinen Kriegern das Gleiche zu thun, sagte aber, da er ihn dennoch immer unverletzt auf dem Schlachtfeld hin und herfliegen sah: „ein mächtiger Manitu behütet sein Leben." — „Der Tod, schrieb Washington, streckte meine Gefährten auf allen Seiten um mich nieder, aber ich bin durch die allmächtige Fügung der Vorsehung gerettet worden." — Ein Prediger sagte im nächsten Monate: „Ich mache das Publicum auf den heroischen Jüngling Oberst Washington aufmerksam, den, wie ich mich der Hoffnung nicht enthalten kann, die Vorsehung auf eine so auffallende Weise zu irgend einem wichtigen Dienst für sein Vaterland bewahrt hat*)." — Auf der Flucht überließen sich die englischen Soldaten rücksichtslos den größten Gewaltthaten gegen die Amerikaner, obschon deren Freiwillige sie deckten. Franklin bemerkt in seiner Selbstschilderung

Folgen der Niederlage.

mit Recht: „Die Niederlage Braddocks und die darauf folgende unaufhaltsame Flucht bis nach Philadelphia gaben unserer hohen Idee von der Vortrefflichkeit der regulären britischen Truppen den ersten Stoß und die abscheulichen Mißhandlungen der unschuldigen Einwohner während des ganzen Marsches mußten natürlich die Folge haben, daß wir einen solchen Beistand nicht für wünschenswerth halten konnten."

Grenzkrieg.

Uebrigens galt es jetzt Thatkraft zu zeigen, denn entlang der ganzen [illegible] grenze wüthete der Krieg. Virginien ernannte Washington zum Oberbefehlshaber

Washington.

seiner Freiwilligen. — Der Mutter, die ihn vor den Gefahren warnte, entgegnete er: „Ich würde es für eine Schande halten, den Befehl, den mir die allgemeine Stimmung des Landes auflegt, zurückzuweisen" — und es gelang ihm die [illegible] grenze von Virginien zu sichern und in die Freiwilligen kriegerische Zucht zu bringen. Auf seinen Antrag ging im virginischen Bürgerhaus ein Gesetz durch, welches den Kriegsgerichten die Macht verlieh, Ungehorsam, Aufstand, Anreizung, Spielen, Trinken, Fluchen und liederliches Leben mit schweren Strafen zu belegen.

Franklin.

Nicht minder thätig zeigte sich Franklin in Pennsylvanien. Auf seinen Antrag hin wurden 50,000 Pfund Sterling bewilligt, um die Grenze mit einer [illegible] von kleinen Festungen zu schützen. Der frühere Buchdrucker und Grübler [illegible] jetzt die Talente eines Feldherrn und Staatsmannes. Er vertrieb mit einer [illegible] von 500 mit Aexten und Schwertern bewaffneten Freiwilligen die Indianer und deckte die Grenze durch kleine Bollwerke, welche sich gegenseitig unterstützten. [illegible] seiner Rückkehr wurde auch er zum Obersten ernannt. Ihn befragte die englische

Colonien und Parlament.

Regierung, als sie mit ihrem Unionsplan hervortreten wollte. Franklin rieth ab, denn das Volk wäre ja von jeder Theilnahme an dem großen Rath ausgeschlossen. Auch war er gegen die Besteuerung durch das Parlament, so lang das amerikanische Volk darin nicht vertreten sei. Er hob die Beschwerden der Amerikaner hervor, [illegible] sie einmal Steuer zahlen müßten den englischen Landeigenthümern, daß sie [illegible] Vortheil Englands das Land bebauen müßten und keine Fabriken anlegen dürften. Der ganze Reichthum der Colonien fließe demnach England zu. Wenn [illegible] Amerika eine billige Anzahl von Vertretern zugestanden werde, so müßten [illegible] die Handelsschranken fallen, und die Engländer die Amerikaner nicht wie Unterthanen, sondern als gleichberechtigte Mitbürger behandeln. Es wäre zum [illegible] Englands wie Amerikas, England würde um so viel Länder größer und kräftiger. Es werde dann den großen Gesammtstaat wenig kümmern, ob ein [illegible] ein Hutmacher, ein Schmied, in Alt- oder Neuengland reich werde. Auf [illegible] versöhnlichen Antrag, der aber die ganze Politik des Mutterlandes in der [illegible] umgestaltet hätte, wollte jedoch die englische Regierung nicht eingehen, sie [illegible]

*) Bancroft, l. c, I. 109.

Truppen unter Loudun und hielt militärisch die Einheit und ihr Recht fest. October kam es am Eriesee zu Gefechten, in welchen der Franzose kan fiel*).

Kurz vorher hatte die englische Regierung eine sehr harte Maßregel gegen kadier durchgeführt, die älteste französische Colonie, welche im Frieden zu ht an Großbritannien abgetreten worden war. Die Akadier sprachen noch r französisch und hingen an der katholischen Religion und an den Sitten Väter. Ihre Pfarrer waren auch ihre Beamten, ihre Richter und ihre Notare. Leben war einfach, die Sitten rein. Alle — und man zählte ihrer ungefähr)0 — bildeten eine große Familie. Einem jungen Paare halfen die Nachbarn Aufbau des Hauses und beim Ausroden des Waldes zu Ackerland. Wegen Weigerung, den unbedingten Treueid zu schwören, und wegen ihrer Anhäng- t an französische Sprache und Sitte und an die katholische Religion, waren r englischen Regierung immer verdächtig und wurden von ihr mit Härte, ine geringere Kaste, behandelt. Jetzt wurde ihnen zunächst befohlen, ihre und Schießgewehre auszuliefern; — sie thaten es ohne Einrede, erklärten gar bereit, den unbedingten Unterthaneneid zu schwören. Dann wurde ihnen mber 1755 erklärt, die Regierung habe beschlossen, sie aus ihren Besitzungen tfernen; ihr Geld und so viel von ihren Hausgeräthschaften, als ohne Unbe- ichkeit für die Schiffe fortgeführt werden könne, dürften sie mitnehmen. Ein der Verzweiflung erhob sich unter den Armen, als sie ihre Heimath ver- sollten. Aber sie hatten keine Waffen: Transportschiffe führten sie in die hen Colonien, während ihr Vieh als Beute weggenommen, ihre Häuser nnt wurden, ihre Gärten und Aecker verwilderten. Viele starben auf den en, Andere verkümmerten hilflos an der Küste, wo man sie abgesetzt, Andere in die Wälder und fanden mehr Erbarmen bei den Rothhäuten als bei eißen. Akadien.

Also ohne Kriegserklärung waren in der That Frankreich und England Schwüler Zustand. ieg mit einander. Auf die Nachrichten aus Amerika rüstete England eine Flotte aus. Die Verhaltungsbefehle des Admirals Hawke waren anfangs kend: er solle seine Flotte üben im Canal; wenn er auf französische schiffe stoße, solle er sie angreifen, kleinere Kriegsschiffe und Kauffahrer icht belästigen***). Bald aber ward ihm der Befehl nachgesendet, alle sischen Schiffe, Kriegs- wie Handelsfahrzeuge, auf welche er zwischen Cap l und Cap Clear treffe, zu vernichten, und in kurzer Zeit waren 250 Handels- von englischen Kreuzern aufgebracht. Ein Schrei des Zornes durchhallte reich: in Zeiten des tiefsten Friedens seien Kauffartheischiffe im Werth OO Millionen Livres weggenommen worden, England betreibe ein See- stem im Großen, welches eines civilisirten Volkes unwürdig sei. In einem ben an Georg II. verlangte Ludwig XV. volle Vergütung für die Be- ngen, die der Flagge Frankreichs geschehen seien. Auf beiden Seiten mit fieberhafter Thätigkeit gerüstet. Ein Vorgefühl blutiger Ereignisse

*) Franklin l. c.
**) Bancroft, I. p. 163—73. Garnau, Histoire du Canada III.
***) Mahon l. c. Chap. 32.

durchdrang die Welt. Auch die äußere Natur schien die Unruhe, die in de Menschheit herrschte, zu theilen. Der Erdboden war im stetem Zittern.

Erdbeben.

Man spürte die Schwingungen eines Erdbebens von Danzig bis Maro In Teplitz strömten die heißen Quellen plötzlich so viel Wasser aus, daß in ei halben Stunde alle Bäder der Stadt überfloßen. In England sah man an Te und Flüssen das Wasser plötzlich anschwellen und dann wieder zurücktreten. A Aergsten ward Portugal betroffen. Der erste November des Jahres 1755 w der Festtag Allerheiligen, den die ganze Natur durch Ruhe, Stille und Schö zu feiern schien. Die Kirchen waren voll von Andächtigen, als plötzlich 4 Min nach 9 Uhr ein heftiger Stoß alle Gebäude erschütterte und nach wen Minuten ein zweiter und dritter Stoß über 30,000 Menschen unter Trümmern begrub. Mit dem Krachen der zusammenstürzenden Häuser mischte das Wehgeschrei der unter ihren Trümmern Begrabenen. Wer fliehen konnte, Aber die Erde bewegte sich, wie wenn sie lebendig wäre. Der Strom stieg 20 hoch über seine gewöhnliche Höhe und verschlang, was er in den Straßen Ueber 3000 Menschen sollen in ihm ihr Grab gefunden haben. Im Ha wurden die Schiffe an einander und in Trümmer geschlagen. Der vierte der Häuser war zusammengestürzt. In einigen Orten brach Feuer aus un Sturm beflügelte die Flamme. Drei Tage hindurch brannte die Stadt, bis das in sich selber erlosch. Viele verbrannten. Denen, die noch lebten, drohte Hung noth, denn auch die Kornspeicher waren ein Raub der Flammen geworden. den Gefängnissen waren die Missethäter entkommen, raubten, mordeten und hielten das Feuer. Gegen die armen Bewohner schienen sich alle Elemente schworen zu haben und 40 Tage und Nächte hindurch zitterte der Boden, die Ueberlebenden nur unter Zelten, nicht mehr in Häusern zu wohnen Nicht blos Lissabon, sondern auch Setubal, Porto und Algarve hatten gleich gelitten. Der Schaden ward auf 70,000,000 Gulden berechnet. Der König an seine Schwester, die Königin von Spanien: „Da stehe ich nun, ein ohne Hauptstadt, ohne Unterthanen, ohne Kleider." — Der königliche Pala beim ersten Stoß zusammengestürzt. Zum Glück war die königliche Famili auf ihrem Landsitz in Belem. Der Schreck war groß, Alles zitterte und in der Umgebung des Königs. „Was ist zu thun, rief er, um dieser Str göttlichen Gerechtigkeit zu begegnen?" — „Herr, rief sein Minister ruhig, die Todten muß man begraben und für die Lebenden sorgen*)," und alsbald eine Umsicht und Thatkraft, die ihm das unbedingte Vertrauen de José erwarb. Er eilte sogleich auf den Schauplatz der Verwüstung, er um die Stadt Galgen aufrichten und mehrere hundert Räuber und Mörder hängen. Seine Kutsche war mehrere Tage hindurch sein Schreib- und kabinet. Um der Pest vorzubeugen, ließ Pombal die Todten schnell ins versenken und Lebensmittel herbeischaffen, um die Leute vor der Hunger zu retten, und entwarf rasch den Plan zu einer schönen, neuen Erba der Stadt. —

Lissabon

Rüstungen.

Den Winter 1755—56 rüstete Frankreich mit Aufgebot aller Kräf Flotte, zugleich wurde ein Landheer längs der Nordküste zusammengezogen panischer Schrecken kam über England; man fürchtete eine Landung.

*) Senhor, enterrar os mortuos e cuidar nos vivos. Schäfer. Gesch. Portugal. V. 248.

ngte von Hessen die durch Vertrag vom letzten Jahr ausbedungenen 00 Mann. Er forderte von Holland die 6000 Mann Hilfstruppen, welche lbe durch alte Verträge im Fall einer feindlichen Landung zu stellen vertet war. Frankreich hatte damals nicht den Plan, ein Heer nach Irland Schottland zu werfen und eine neue Erhebung der stuartischen Partei zu ken, es wollte England nur über den eigentlichen Angriffspunct irre machen. ere Schiffe gingen nach den Antillen, andere unter Montcalm nach da, 12 Kriegsschiffe dagegen mit 30,000 Mann und einem entsprechenden wader brachen am 12. April von Toulon nach der Insel Minorca auf, Minorca e am 17. landeten. Dieser wichtige Hafen im Mittelmeer war 1708 von ngländern mit 2000 Mann unter Stanhope in Besitz genommen und rieden von Utrecht an sie abgetreten worden. Die Besitznahme durch die nder war ein steter Dorn in den Augen der Franzosen. Die Südküste reichs schien immer bedroht.

Die Täuschung der Engländer gelang aber jetzt den Franzosen vollkommen. ngländer hatten nur 2800 Mann auf der Insel. Von den Officieren, sie befehligen sollten, waren 35 auf Urlaub, insbesondere fehlte es ihnen ngenieuren. Das englische Ministerium war gewarnt worden*), die portschiffe in Toulon seien auf zu kurze Zeit mit Lebensmitteln versorgt, als nach Amerika bestimmt sein könnten. Es ließ erst am 7. April 10 Kriegswelche in schlechtem Zustand und armselig bemannt waren, nach dem neer abgehen. Admiral der Franzosen war La Galissonnière, der beste nn. Das eigentliche Unternehmen auf die Festung war dem Herzog von lieu, dem Genossen der Ausschweifungen des Königs, übertragen. Man Richelieu. iese Ernennung mit Ungunst auf und befürchtete ein Unglück. Die Pompadour ch in der Ueberzeugung von seiner Unfähigkeit die Ernennung betrieben weil sie seinen Einfluß auf Ludwig XV. fürchtete und sein Verderben e. Doch bewährte Richelieu größere Fähigkeit, als man ihm zutraute. Die sen nahmen am 18. April Ciudadela und rückten dann auf Mahon los, uptstadt der Insel, welche ihnen die Engländer überließen, denn sie nur die Citadelle San Felippe behaupten, die in Felsen gehauen und von Gräben geschützt, mit 80 Minengängen versehen, keiner europäischen Festung d. Die Vertheidigung wurde von Blakeney mit Umsicht geleitet. Da erschien mit seiner Flotte am 19. Mai in Sicht von San Felippe. Am 20. Byng. sich beide Flotten einander gegenüber auf, und von ihrem Kampf hing s Schicksal der Belagerung ab. An Zahl der Schiffe waren sich Beide Der Widerstand der Franzosen war sehr hartnäckig. Der englische Unterbefehls-West drängte zwar die ihm gegenüberstehenden Schiffe aus der Linie, veraber kein einziges zu nehmen. Byng ließ es an kühnem Muth fehlen, er Seeschlacht. für seine Flotte. Die Engländer konnten nicht mit San Felippe in Vertreten. Byng hielt am anderen Tag einen Kriegsrath**), erklärte, die befänden sich in einem schlechten Zustande, die Franzosen seien an Mannnd schwerem Geschütz überlegen, und schlug vor, Minorca seinem Schicksal

) Mahon. Chapt. 33.
) Mahon. Ibid.

zu überlassen und nach Gibraltar, welches des Schutzes gleichfalls bedürfe, zurück-
zukehren. Der Kriegsrath stimmte bei. Die Flotte fuhr gegen Gibraltar ab, La
Galisonnière verfolgte nicht, um die Belagerung zu decken, und Richelieu setzte
den Angriff mit Umsicht und Muth fort. Täglich wurden 4400 Kugeln und
Bomben in die Stadt geschleudert. Als der spanische Wein Unordnungen unter
den Soldaten hervorrief, erklärte Richelieu, wer sich betrinke, dürfe am Sturm
nicht theilnehmen; da wirkte das Ehrgefühl so mächtig, daß man keinen Franzosen
mehr berauscht sah. —

In der Nacht vom 27. Juni führte Richelieu die Seinen zum Sturm.
Fünf Bollwerke wurden erstiegen. Am 29. übergab Blakeney die Festung
gegen freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren. Diese Eroberung machte Frankreich
wie freudetrunken. Richelieu wurde als Held hochgefeiert, während der eigentliche
Eroberer La Galissonnière auf dem Heimwege starb. Richelieu eilte, sich zu sonnen
in der Anerkennung seines Königs, fand aber eine kalte Aufnahme. „Herr
Marschall, redete ihn Ludwig XV. an, ich freue mich Sie zu sehen, wie haben
Sie die Feigen auf der Insel Minorca gefunden? Sind sie wirklich so schmackhaft
als das Gerücht ausgibt?" — Auch erhielt Richelieu das Commando im Kriege
in Deutschland nicht. Viel schlimmer erging es dem Admiral Byng. Das
Ministerium suchte seine eigene Sorglosigkeit dadurch zu decken, daß es ihn wegen
Vernachlässigung seiner Pflicht in Anklagestand versetzte. Der Zorn des Volkes
verlangte ein Opfer. Das Kriegsgericht sprach Byng von Verrätherei und Feigheit
frei, erklärte aber, er habe nicht sein Aeußerstes gethan, um San Felippe zu ent-
setzen. Demgemäß wurde er zum Tod verurtheilt und am 14. März erschossen.
Er starb wie ein muthiger Mann, überzeugt, daß ihm Unrecht geschehe. Voltaire
bemerkte witzig: „In diesem Land pflegt man von Zeit zu Zeit einen Admiral
zu erschießen, um die Andern zu ermuthigen."

Byng.

Die Parteibildung in Europa.

England und Frankreich waren im Krieg mit einander. Letzteres konnte
zur See nicht vollständig überwunden werden, da es so reiche Hilfsmittel hatte,
immer wieder eine Flotte zu schaffen, konnte aber mit seinem Landheer dem
Georg sein Hannover wegnehmen. Begreiflich, daß England um Verbündete
ausschauen mußte und daß, wenn der Kampf ein langwieriger wurde, auch
Frankreich nicht ohne Verbündete bleiben konnte. Alle Cabinete waren daher
bald in Bewegung und es fragte sich, ob die alte Verbindung, Preußen und
Frankreich einerseits, Oesterreich, England, Rußland andererseits, sich wieder
werde.

Oesterreich und England.

Wir sahen früher, wie mißstimmt Maria Theresia über den Frieden zu
Aachen war, wie sie England grollte, weil dieses zuletzt geholfen, sie um
Provinzen zu berauben. Die Ueberzeugung stand in ihr fest, daß ihre Politik
in den richtigen Geleisen sich nicht bewegt habe und daß man einen andern
Plan hinsichtlich der Allianzen befolgen müsse, da man zu den beiden bisherigen
gefährlichen Feinden, Frankreich und der Türkei, in Zukunft noch einen dritten
höchst gefährlichen in Preußen gegen sich habe. Darum stellte Maria Theresia
1756 an die Mitglieder der Conferenz die Frage, welches politische System
Oesterreich in Zukunft zu befolgen habe.

Die Antworten waren verschieden *). Der Kaiser erklärte, man solle sich auf innern Kräfte verlassen und diese ausbilden, seine alten Freunde behalten neue erwerben. Die Mehrzahl meinte, England sei nebst Rußland der einzige t, dessen Freundschaft für Oestreich von höchsten Werth sein müsse, und sei Rußland, weil Alles von der Gesinnung und vom Leben der Kaiserin hres Ministers abhänge, ein unzuverlässiger, England aber, weil sein Vortheil t verbunden sei, ein verläßlicher Bundesgenosse. Nur das jüngste Mitglied Conferenz, Graf Kaunitz, sprach eine Ansicht aus, die von der bisherigen Kaunitz. il vollständig abwich: Allerdings sei England ein natürlicher Freund, aber all eines Krieges gegen Preußen sei auf seinen Beistand nicht zu rechnen, so wenig auf den von Holland. Sachsen sei nicht im Stand, an einem f gegen Preußen augenblicklich Theil zu nehmen. Auf Rußland lasse sich fest rechnen. Preußen sei nebst der Pforte der gefährlichste Nachbar, seine smacht sei derjenigen der Kaiserin, wenn nicht überlegen, doch zum mindesten . Seine Uebermacht müsse aber beschränkt und das Verlorene wieder herein- cht werden, dies sei aber nur möglich durch Beihilfe Frankreichs. Mit dieser t müsse man also gute Beziehungen pflegen. Also Kaunitz. Doch wurde st nur der Beschluß gefaßt, eine innere Kräftigung der Monarchie anzu- ı, Rußland im Bündniß mit Oesterreich zu erhalten und Frankreich nach ach hineinzuziehen. Kaunitz hatte übrigens der Kaiserin-Königin aus der gesprochen.

Anton Wenzeslaus Graf Kaunitz-Rittberg, geb. 1711, gebildet in Leipzig, als Reichshofrath in Regensburg verwendet, 1742 von Maria Theresia Turin als Botschafter entsendet, erwarb das Vertrauen seiner Herrin durch charfsinn, der in seinen Depeschen lag. Als Bevollmächtigter beim Congreß chen verfocht er die Sache Oestreichs auf's kräftigste und kam schon damals eberzeugung, Oestreich dürfe sich nicht auf das Bündniß mit England ver- sondern müsse suchen Rußland und Frankreich zu gewinnen, um im Verein esen Mächten Preußen zu erdrücken. Das war aber blos seine Ansicht, noch ie der Regierung, welche vielmehr noch gute Beziehungen mit England zu und Georg II. in das mit Rußland 1746 abgeschlossene Bündniß hinein- n suchte, das zur Vertheidigung gegen etwaige Angriffe von Preußen sicher sollte. Doch entschloß sich Georg II. wohl dem Vertrag selber, nicht aber heimen Separatartikeln beizutreten. In seinem und Oesterreichs Interesse die englische Regierung jedoch seit 1750 noch einen anderen Plan, nämlich ahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König. Maria Theresia gab Josephs Königs-wahl. Zustimmung, wenn die Wahl nicht durch allzugroße Opfer, namentlich durch rigung der Kaiserwürde, erkauft werde. England unterhandelte nun mit en Kurfürsten. Ihre Forderungen waren ungebührlich groß. Insgeheim en zum Widerstand nicht bloß Frankreich, sondern noch viel mehr Preußen, Alles zu vereiteln trachtete, was eine Kräftigung Oestreichs und Deutsch- durch dasselbe herbeiführen konnte.

Die Stellung Preußens zu Oestreich blieb auch also nach dem Frieden von Preußen. n immer eine gespannte. Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens verschmerzen und Friedrich II. glaubte nie, daß sie ihn verschmerzen könne. allem Austausch von Höflichkeiten lag Verdacht und Argwohn. Als ihm esandter aus Wien meldete, wie wohlwollend, wie freundlich ihn die Kaiserin ommen habe, antwortete der König: „Ich weiß genau, was ich in Bezug

*) Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg. 10. Kap.

auf ihre Gesinnung gegen mich halten soll. Am Altare könnte sie mir schwören meine Freundin sein zu wollen, so würde ich ihr nur so lang glauben, als sie keine Gelegenheit und keinen günstigen Augenblick fände, um mir zu schaden." — Die Lage, in die er sich zu Oestreich selber versetzt hatte, rief diesen Argwohn in Friedrich II. hervor. In der Ausführung des Dresdener Friedens glaubte man Preußen in Wien immer auf die feindselige Gesinnung des Königs von Preußen zu sto... Da jetzt von ihm als Zeichen der Freundschaft die Beistimmung zur Wahl des Erzherzogs als römischen Königs erbeten wurde, erklärte Friedrich II., man müsse die Großjährigkeit des Erzherzogs erst abwarten, denn der Kaiser befinde sich noch in den besten Jahren, ganz Europa und namentlich Deutschland sei in vollständiger Ruhe, und wenn der Kaiser unversehens sterben sollte, so könne ja das Reich nicht von einem unmündigen Kaiser gelenkt werden. An sämmtliche ... fürsten schrieb Friedrich II., die Wahl eines römischen Königs sei noch ... zeitgemäß und es seien vor der Wahl noch eine Menge Vorfragen zu erledigen. Maria Theresia. Maria Theresia hörte aus all' diesen Gründen nur das Nein heraus und darum von Neuem im Glauben an die feindselige Gesinnung des Königs ... sie befestigt. Seinem Einfluß schrieb man die hohen Forderungen zu, welche ... Pfalzgraf für seine Stimme erhob, und den stolzen Ton, mit welchem ... dem östreichischen Gesandten erklärte, wenn die Kaiserin die gebotenen ... nicht bringen, wenn sie nicht sogleich die Wahl des Erzherzogs Joseph zum Kö... vornehmen lassen wolle, so werde er ihr seine Freundschaft entziehen und sich ... Frankreich vergleichen*). — Um so hohen Preis mochte Maria Theresia ... Königswahl nicht erkaufen. Die Drohung des englischen Gesandten schreckte ... nicht, in den Straßen Wiens werde gar bald das Gras wachsen, wenn die Kai... krone auf ein anderes Fürstenhaus übergehe. Zunächst suchte sie selber ... Frankreich ein freundlicheres Verhältniß anzubahnen.

Deßhalb wurde der französische Geschäftsträger Blondel, welcher nach ... Frankreich. Frieden zu Aachen gewisse Dinge in Wien bereinigen sollte, von der Kai... Königin mit vieler Rücksicht aufgenommen und sogar zu kleineren Hoffesten ... laden, bei welchen sie einen vertrauteren Kreis um sich versammelte und ... den Nuntius, die Gesandten Englands, Hollands und Venedigs einlud. ... Blondel äußerte sie offen ihre Unzufriedenheit mit den Seemächten und ... Wunsch nach einer dauernden Aussöhnung mit Frankreich und ihr Vertrauen ... Kaunitz. Blondel ward dadurch gewonnen, aber auch als vor einem ... vom preußischen Gesandten vor ihm in Paris gewarnt. Blondel kam mit ... besten Eindrucke und mit der Ueberzeugung nach Paris zurück, daß Kaunitz ... Leiter der östreichischen Politik in der Zukunft sei. Nach ihm kam als französischer Botschafter der Marquis de Hautefort und fand die schmeichelhafteste ... Kaunitz. nahme. Dagegen wurde Kaunitz als östreichischer Botschafter nach Paris ... Paris. sendet, insbesondere erhielt er die Weisung, den Bestrebungen Preußens entgegenzutreten, welches stets bemüht sei, Frankreich mit Mißtrauen gegen Oestreich zu erfüllen, sich selbst aber dem Cabinete von Versailles unentbehrlich zu machen. Er fand beim König, bei der Pompadour wohlwollenden Empfang, aber ... falsch**), wenn behauptet wird, er habe bald sein Ziel erreicht und die ... den König für einen Bund gegen Preußen insgeheim gewonnen. Die ... für Oestreich, so berichtet Kaunitz, wolle sich nicht bessern, Preußen fahre ... seine Feindschaft gegen Maria Theresia offener als je zur Schau zu tragen. ...

---

*) Arneth l. c. 314.

**) Vgl. die hier so wichtigen Mittheilungen Arneths l. c. 326.

nkreich sei mit ihm nach wie vor auf's engste verbunden; Preußen sei um nächtiger, als auch England für dasselbe arbeite. Da nun überdieß bei dem igen Tod des jetzigen Sultans ein Krieg mit der Pforte zu fürchten sei, so e kein anderes Mittel zur Befestigung der eigenen Sicherheit übrig, als ch den Verlust Schlesiens gänzlich zu vergessen, dem König von Preußen alls alle Sorge zu benehmen und ihn auf diese Weise dereinst in die Allianz reichs mit den Seemächten zu ziehen. Erst im August 1751 kam Kaunitz den Gedanken, sich des Einflusses der Pompadour, die viele Güte für ihn , zu bedienen, zur Erreichung seiner politischen Zwecke, aber er setzte in dem chte wieder zweifelnd hinzu: „All' diese Güte hat freilich keinen Einfluß auf igentlichen Geschäfte, aber derartige persönliche Zuneigungen verderben doch :s und können bei günstiger Gelegenheit von bedeutenden Folgen sein."

Bessere Fortschritte als in Paris machte dagegen die östreichische Diplomatie nderen bourbonischen Höfen und zwar zunächst in Madrid. Ferdinand VI. Spanien.
:6—59) hegte bessere Gesinnungen gegen Oestreich als sein von der bösen beth geleiteter Vater Philipp V. Als er gemüthskrank wurde, leitete ihn seine ıhlin Maria Magdalena Barbara von Braganza, die Tochter König Johanns V. Portugal, aber sie verehrte Maria Theresia und hielt ein Bündniß für beide Ferdinand VI.
ten vortheilhaft. Großen Einfluß hatte noch ein Castrat Farinelli aus el, dessen Stimme einen wunderbaren Zauber ausübte. Nachdem er in London Paris durch seinen Gesang Alles hingerissen hatte, entzückte er auch Madrid, ıls er zum ersten Male in der Nähe des kranken Philipp V. sang, ward sonst finsterer Blick wieder heiter, der König stand auf, ließ sich ankleiden unterschrieb, was man ihm vorlegte. Täglich mußte Farinelli nun an den ommen, stets dieselben 4 Arien singen, und die Wirkung war immer gleich gend. Aehnlich erging es Ferdinand VI. in seiner Krankheit. Farinelli ein mächtiger Mann, doch verwendete er seinen Einfluß stets nur zum : Spaniens. Die Minister Carvajal und Ensenada suchten mit der Königin unden zu heilen, welche die Eroberungssucht der Elisabeth von Parma dem geschlagen hatte. Ordnung kam in die Finanzen, der Handel hob sich, ien kam wieder zu einer Flotte. Um so wichtiger war nun für Oestreich der ıg, welchen Migazzi 1752 in Aranjuez abschloß, wornach beide Mächte sich Vertrag von
ufrechthaltung des Friedens und zu gemeinschaftlichem Auftreten gegen Jeden Aranjuez
chteten, welcher ihn zu brechen versuche. Im Falle eines bewaffneten fs solle ein Staat den anderen mit 12,000 Mann und 4000 Reitern tützen. Für Triest und Belgien war es von Bedeutung, daß dem östreichischen l im Vertrag jede Begünstigung zuerkannt wurde. Die Ehe Ferdinands VI. icht mit Kindern gesegnet, wohl aber die seines Bruders, des Königs Karl Neapel. Nun wurde eine Doppelheirath verabredet, Erzherzog Joseph sollte r ältesten Tochter des Königs beider Sicilien, und der älteste Sohn des s mit einer Erzherzogin vermählt werden. Diese enge Verbindung mit den hen Bourbonen wirkte aber wenig zu Gunsten Oestreichs in Versailles, wo s eine gewisse Kälte gegen die Spanier herrschte. Das Vertrauen der ıdour hatte für Kaunitz und die Sache Oestreichs zunächst keinen weiteren il; es scheint, sie wagte damals Nichts für Oesterreich zu thun, obschon sie :eußenkönig gründlich haßte. Voltaire hatte ihr nach seiner Beschimpfung in urt aus Rache die Spottgedichte Friedrichs II. auf sie mitgetheilt.

1753 kehrte Kaunitz nach Wien zurück, wo ihm Maria Theresia die Kaunitz Staats-
g der Geschäfte übertrug. Uhlefeld und Bartenstein dankte sie für ihre kanzler.

bisherigen treuen Dienste durch glänzende Beweise ihrer Gnade: der eine wurde oberster Hofmeister, der andere Vicekanzler der böhmischen Krone. Auf die äußeren Angelegenheiten hatte sie jedoch keinen Einfluß mehr, deren Leitung übernahm jetzt Kaunitz vollständig. Dadurch kam Verschwiegenheit und [illegible] in die östreichische Politik. Kaunitz war ein Mann von hohem Scharfsinn und großer Willenskraft und wußte einen Plan beharrlich zu verfolgen. Maria Theresia hatte seinen Werth erkannt, trotz der Sonderbarkeiten, wegen deren sich Viele an ihm stießen: er war weichlich, putzsüchtig, ängstlich für seine Gesundheit besorgt, er konnte den Namen Tod nicht hören; wollte man ihm melden, Jemand sei gestorben, so mußte man ihm sagen: er wird nimmer kommen. Er scheute die freie Luft, während Maria Theresia selbst im Winter ihr Zimmer gerne offen hatte; wenn aber der Staatskanzler kam, schloß sie mit eigener Hand aus Achtung vor seinen Eigenschaften die Fenster. Wenn Kaunitz sich in Paris aufhielt, kam er viel mit den tonangebenden Schriftstellern zusammen; trotzdem er manche ihrer Ansichten theilte, hatte er doch die Ueberzeugung vom hohen Werthe der Religion für das gesunde Leben eines Volks. Oestreich aus seinen Verwicklungen frei, nach außen mächtig und den gefährlichsten seiner Feinde unschädlich zu machen, war das beharrliche Ziel seiner eifervollen Thätigkeit.

Wandlung der Politik. Die Wandlung der östreichischen Politik ging übrigens langsam vor sich; es ist falsch, daß sie mit seiner Rückkehr nach Wien auf einmal eingetreten sei. Der Vortheil wie die Ehre Oestreichs war ihm maßgebend in der Frage der Allianzen. England glaubte ihn damals noch auf seiner Seite zu haben*). „Er ist überzeugt, so meldet der englische Gesandte aus Wien, daß [illegible] Freundschaft oder Hilfeleistung niemals vom Hofe zu Versailles zu gewärtigen habe, daß die Kaiserin das Band der Freundschaft mit ihren alten und natürlichen Verbündeten immer fester und fester knüpfen müsse. — Er besitzt nicht nur natürliche Gaben ersten Ranges, sondern sie sind auch in hohem Grade ausgebildet. In seiner Jugend lernte er viel und mit großem Fleiße; seit jener Zeit wurde er fortwährend in den verschiedensten Angelegenheiten verwendet. Er [illegible] gut und mit großer Präcision des Ausdruckes, so gut, daß ich ihn im Verdacht habe, er liebe es, sich selbst sprechen zu hören. — Jedermann sagt von ihm, daß er ein ehrlicher Mann sei und die Interessen seiner Kaiserin wahrhaft am Herzen trage." — In der That zeigt auch die geheime Anweisung, welche Kaunitz seinem Nachfolger in Paris, Starhemberg, mitgab, daß er damals eher [illegible] als guter Dinge sich von Frankreich versah**). Das sorgfältigste Augenmerk, [illegible] es dort weiter, sei beim Wiener Hof darauf gerichtet, mit sämmtlichen [illegible] in gutem Einvernehmen zu bleiben und den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten. Diese friedfertige Gesinnung erstrecke sich sogar auf den französischen und preußischen Hof, „ungeachtet uns ihre widrigen und mit der [illegible] der Treue und des Glaubens nicht zu vereinbarenden geheimen Absichten und Unterbauungen durchaus nicht verborgen sind und ungeachtet bei den meisten [illegible] das unbegründete Vorurtheil obwaltet, als ob wir die Staatsangelegenheiten [illegible]

*) Arneth l. c. 351.
**) Mitgetheilt bei Arneth l. c. 354 ff.

führen wüßten, daß wir in einen baldigen Krieg mit dem König in Preußen athen, und neue Gelegenheit finden möchten, die verlorenen schlesischen Lande der unter unsere Botmäßigkeit zu bringen. Wir sind gewohnt und unsere stliche Gesinnung erfordert es, das Versprochene heilig zu erfüllen, und unser vissen vor Veranlassung eines Krieges und häufiger Vergießung von Menschen- t rein zu halten. Wir verabscheuen alle politischen Maßregeln, welche nur auf gerechtigkeit, Eigennutz und Vergrößerungssucht gebaut sind. So lang also der annte König seinen Verbindlichkeiten genügt und nicht selbst ein neues Kriegs- er anbläst, hat er so wenig als jede andere Macht etwas Feindliches von uns besorgen." — Die damalige Einigung zwischen Preußen und Frankreich fand tlich in einem 1754 abgeschlossenen Handelsvertrag und in ihrer gemeinsamen itigkeit gegen die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König Ausdruck. arhemberg fand gleichfalls bei der Pompadour wohlwollende Aufnahme, aber Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und Oesterreich konnte keine e sein. Es herrschte allgemein die Ueberzeugung, bei dem bevorstehenden Kriege de Oesterreich an der Seite Englands stehen. Und als Starhemberg beim nzösischen Minister anfragte, ob im Fall eines Krieges mit England Frankreich Frieden von Aachen brechen und Belgien angreifen werde, gab dieser zur wort, man könne es den Franzosen nicht verdenken, wenn sie sich durch Be- pfung der Verbündeten Englands für die zu besorgenden Nachtheile schadlos en! —

Also war Oestreich an England angewiesen. Allein im Verkehr beider inete herrschte eine große Gereiztheit. Die Engländer sahen es nicht gern, daß Oestreicher 1752 im Vertrag mit Spanien gleiche Handelsvortheile mit n und den Holländern erhielten. Maria Theresia war empört darüber, England hinsichtlich der Forderungen in der Barrièrenfrage*) sich auf Seite Hollands stellte. 1701 beim Abschluß der großen Allianz sagte Leopold I. Generalstaaten allerdings eine Barrière wider Frankreich zu, aber England Holland bestimmten 1706 allein, wie diese beschaffen sein solle, und 1716 de Belgien an Karl VI. nur unter den drei lästigen Bedingungen zurück- llt: 1. daß holländische Truppen, ungefähr 12 bis 14,000 Mann, die Grenz- ngen Frankreichs gegen Belgien zu besetzen haben; 2. daß aus den Einkünften österreichischen Niederlande jährlich eine halbe Million Thaler auf Besoldung r holländischen Truppen verwendet werden, und daß im Fall einer Ver- rung oder Weigerung dieselben von den Zahlungspflichtigen sogar mit Gewalt inzubringen seien; 3. daß die Schelde geschlossen bleibe und Antwerpen den delsstädten Amsterdam und Rotterdam keine Concurrenz mache. Welche üthigende Bedingungen für den Stolz eines Kaisers und für den aufstrebenden ernehmungsgeist Belgiens! Wie ungern hat Karl VI. dem Andringen der mächte die ostendische Handelsgesellschaft geopfert! Nun hatten im österreichischen folgekrieg in diesen Festungen die Holländer ihre Pflicht nicht gethan, ja r mehrere ohne Schwertstreich an die Franzosen übergeben. Wir finden es r begreiflich, daß Maria Theresia vom Barrièrenvertrag jetzt Nichts mehr en wollte, daß sie erklärte, sie lasse sich durch keine auswärtige Macht in m Souverainitätsrecht beschränken, sie habe die Pflicht, ihre Unterthanen zu zen, und könne sich nicht herbeilassen, den Wohlstand des eigenen Landes rgraben zu helfen. Dabei forderte England in fast drohendem Ton von treich, wie von einem Schützling, daß es 25—30,000 Mann nach den Nieder-

England.

Barrière

---

*) Vgl. B. V. S. 775—76, 1020—21, 1102.

landen entsende, während in Wien die Ansicht obwaltete, der Streit wegen der amerikanischen Colonien liege Oestreich zu fern und es habe nöthiger, all' seine Macht gegen einen Anfall Preußens zu sammeln, als seine Streitkräfte in die Ferne zu senden, zumal es in dieser Frage keine ausgiebige Hilfe von den Seemächten zu erwarten habe. England hatte nur Forderungen; das Höchste, was es anbot, war, daß es den König von Preußen zur Neutralität bestimmen wolle.

Der englische Gesandte Holdernesse bezeichnete die Lage mit den Worten: „Unser Feind ist Frankreich, Oestreichs Feind ist Preußen. Es wird uns nur gegen Frankreich helfen, wenn wir uns zu seinem Verbündeten wider Preußen machen, und wenn wir ihm helfen das wieder zu erobern, was es im letzten Krieg verloren hat. Von unserer Seite wäre es sicher eine Narrheit, auf solche Entwürfe einzugehen*)." Kaunitz glaubte, daß Oestreich im bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben könne, entweder mit England oder Frankreich halten müsse, jedenfalls aber einen Angriff von Seite Preußens zu bestehen haben werde, und beschloß, da der größere Vortheil im französischen Bündniß lag, einen kühnen Versuch mit Frankreich zu machen. Die Schwierigkeiten waren groß, denn es galt gegen eine Anschauung zu kämpfen, welche seit 200 Jahren bei den Franzosen eingewurzelt war, nämlich gegen die Ueberzeugung, daß Oestreich der natürliche Feind Frankreichs sei.

Starhemberg sagte 29. August 1755 der Pompadour, er habe dem Antrag in Paris. Könige wichtige Mittheilungen zu machen. Der König bestimmte den Abbé Bernis, den Abkömmling einer adeligen Familie aus der Provence, der früher als Dichter bekannt, dann durch Begünstigung der Pompadour in die diplomatische Laufbahn gekommen war, zu seinem Vertrauensmann. Die Verhandlungen begannen am 3. September zu Babioles dem Landgut der Pompadour bei Sevres. Starhemberg erklärte: die Kaiserin wünsche zwar den Frieden zu erhalten, sehe aber den Krieg unvermeidlich kommen, der sie in die schwierige Lage versetze, gegen Frankreich zu kämpfen. Das Interesse der katholischen Religion und die Ruhe Europas verlangen jedoch gebieterisch, daß Bourbon und Habsburg Hand in Hand mit einander gehen. Die Kaiserin mache daher einen Versuch, die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen. Sie sei bereit dem Bund mit England zu entsagen, wenn König Ludwig XV. sich von Preußen zurückziehe. Frankreich wünsche sich nach den Niederlanden hin auszudehnen, die Kaiserin sei bereit Mons abzutreten und Luxemburg zu schleifen und das übrige Flandern an Don Philipp abzugeben, wenn er dagegen zu Gunsten Oestreichs auf Parma, Piacenza, Quastalla verzichte. Der Bewerbung des Prinzen Conti um die Krone Polens wolle die Kaiserin förderlich sein, da Ludwig XV. so viele Vorliebe für diesen Prinzen hege. Oestreich verspreche ferner, Frankreich mit Rußland auszusöhnen. Eine neue Ordnung der Dinge müsse begründet und Preußen unschädlich gemacht, dagegen könnten Frankreich

*) La Cour de Russie. p. 131

rbündete, Schweden und Sachsen, durch Theile Preußens vergrößert werden.
ber die Kosten der Ausführung des Planes könne man sich verständigen.

Das waren hochwichtige Vorschläge und mit großer Offenheit vorgelegt. Antwort.
rnis war über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, erschrocken und bat
König, Alles dem Ministerium vorzulegen. Es verstieß gegen die Grundan-
uung der Franzosen, was hier geboten war. Darum ging auch der geheime Rath,
chen Ludwig berufen hatte (Argenson, als eifriger Anhänger Preußens, war
it zugezogen worden), der Entscheidung aus dem Weg. Man suchte Zeit zu Zöge-
innen*). Die Antwort sprach nur die Freude des Königs aus über die Er- rung.
ung der Kaiserin, dann die Weigerung, zu irgend einem feindseligen Schritt
en Preußen die Hand zu bieten oder einen solchen auch nur stillschweigend zu
atten; endlich verlangte sie Belege dafür, daß zwischen Preußen und England
ime Unterhandlungen stattfänden, zum Schaden der katholischen Religion, zum
htheile Oestreichs. Dieses suchte die Verhandlungen nur nicht abbrechen zu
en, ließ aber durchblicken, es könne den Versprechungen Frankreichs niemals
en, so lange man besorgen müsse, daß es mit Preußen in näherer Verbindung,
mit Oesterreich bleibe. Die Schwierigkeit dieser Verhandlungen bezeichnet Schwie-rigkeiten.
nitz in einer späteren Denkschrift selber mit den Worten: „Der Anfang war
llt mit Zweifel und Mißtrauen, mit Unentschlossenheit und Ungewißheit der
lichsten Art. Von England verlassen, oder doch zum mindesten überzeugt, daß
von dort Nichts zu hoffen haben gegen des Hauses Oestreich geborenen Feind,
rgten wir jeden Augenblick, von Frankreich zu der im Aachener Frieden verab-
ten Garantie gegen England aufgefordert, oder im günstigsten Fall zu einer
die Gegenwart unvortheilhaften, für die Zukunft aber verderblichen Neutralität
ungen zu werden. Denn indem sie all' unseren Feinden freien Spielraum
r uns gegeben hätte, würde sie uns unserer alten Freunde unwiderruflich
ubt haben**)." — Frankreich schlug am 28. December einen Neutralitätsbund
und in Wien bekam man Zeit, die Frage nach allen Richtungen hin zu
rsuchen. Im Januar aber fing Frankreich an vorwärts zu drängen und hitzig Wen-
erden. Der Grund lag einmal in der Weigerung Englands, die weggenommenen dung.
iffe zurückzustellen, dann in der bitter empfundenen Nachricht, Preußen habe
16. Jänner 1756 ein Bündniß mit England geschlossen.

Friedrich II. hat die Geschichte dieses Bündnisses selber erzählt***). Darnach Preußen.
er anfangs entschlossen, beim bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben. Sein
dniß mit Frankreich ging dem Ende entgegen, aber im französischen Ministerium
en Viele für Erneuerung desselben. Friedrich sollte nach ihrem Plan Hannover
eifen und dadurch Georg II. zum Nachgeben zwingen. „Herr Rouillé, damaliger
ister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte einst zu dem Herren von Knyp-
en, in der Absicht den König dahin zu bringen, zu dieser Diversion Etwas Hanno-
tragen: „Schreiben Sie, mein Herr, dem König von Preußen, daß er uns ver.
er Unternehmung auf Hannover beistehen solle. Es gibt dabei Etwas zu
dern: der Schatz Georgs II. ist gut gefüllt. Der König braucht ihn nur
unehmen. Das, mein Herr, ist ein guter Fang." Der König ließ ihm ant-
en: Ueber dergleichen Anträge möge man vielleicht sehr schicklich mit Anderen
Unterhandlung treten. Der König hoffe aber, daß auf's künftige Herr Rouillé

*) Die Memoiren von Duclos sind hier bedeutsam.
**) Arneth l. c.
***) La guerre de sept ans. chap. III.

so geneigt sein werde, einen Unterschied unter den Personen zu machen, mit welchen er Geschäfte hätte. Diese Unterhandlungen wurden indeß zu Ende des Jahres 1755 lebhafter. Auch England wandte sich an Preußen: es solle an den Maßregeln theilnehmen, welche die allgemeine Ruhe und Sicherheit begründen und beschützen könnten. Dieser Antrag war sehr wichtig in seinen Folgen: die Lage Preußens war damals so beschaffen, daß der Entschluß, welchen es faßte, Einfluß auf Krieg oder Frieden hatte. Erneuerte man den Vertrag mit Frankreich, so mußte man das Kurfürstenthum Hannover angreifen; und das hieß sich die Macht der Engländer, der Oesterreicher und der Russen auf den Hals ziehen. Schloß man ein Bündniß mit England, so war es wahrscheinlich, daß die Franzosen den Krieg nicht nach Deutschland bringen würden. Preußen würde aber dann mit Großbritannien und Rußland in Verbindung stehen: und dadurch schien die Kaiserin-Königin genöthigt zu werden, in Frieden zu bleiben, so groß auch ihr Verlangen sein würde, Schlesien wieder zu erobern, und so viele Zurüstungen sie auch gemacht hätte, um, sobald es die Gelegenheit gestatten würde, auf dem Kampfplatz aufzutreten. Indeß, ehe sich der König erklärte, hielt er es für dienlich, sich von der Denkungsart des russischen Hofes Gewißheit zu verschaffen*)." Von allen Seiten her kamen günstige Nachrichten, England und Rußland seien vollkommen im Einverständniß. Namentlich war die Erwägung maßgebend, die Russen müßten sich an die Engländer halten, denn diese hätten am meisten Geld, sie zu erhalten.

So wurde denn in London am 16. Januar 1756 ein Vertrag unterzeichnet, worin beide sich gegenseitig ihr Gebiet gewährleisteten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen den deutschen Boden betreten zu lassen. In einem geheimen Artikel ward verabredet, daß die österreichischen Niederlande von der Gewährleistung für Deutschland ausgeschlossen seien.

Friedrich glaubte durch diesen Vertrag sich den Frieden zu sichern, während die Nachricht von demselben in Versailles eine tiefe Erbitterung gegen ihn hervorrief. Einen Monat vorher war nämlich als außerordentlicher Bevollmächtigter der Herzog von Nivernois, ein Staatsmann und Schöngeist, in Berlin eingetroffen, um das Bündniß von Versailles, dessen Dauer zu Ende ging, zu erneuern, noch mehr aber, um Preußen mit in den Entwurf hineinzuziehen, welchen Frankreich gegen das Fürstenthum Hannover im Sinne hatte. Zugleich sollte er die Mittel auseinandersetzen, durch welche Frankreich Preußen vor einem russischen Angriff zu sichern gedachte, endlich ihm die Oberherrschaft über die neutralen Inseln Tabago, Lucie, St. Vincent antragen, zu deren Eroberung ihm Frankreich leicht verhelfen könne. Diese Inseln waren von Frankreich 1748 dem Marschall von Sachsen geschenkt worden**), England hatte es jedoch sich vermerkt und verlangt, daß dieselben öde bleiben und weder von Engländern noch Franzosen angebaut werden. Friedrich nahm die Sache als einen Scherz: Frankreich möge seine Augen auf einen Anderen werfen, der sich besser dazu eigne, der Erbe der Insel Barataria zu werden***). Friedrich II. lehnte gleichfalls die Erneuerung des Bündnisses ab, zeigte Nivernois den eben abgeschlossenen Vertrag von Westminster und suchte denselben als ganz unschuldig und für Frankreich

Margin notes (left margin): England. — Vertrag von Westminster. — Zorn in Paris. — Sendung Nivernois.

*) Guerre de sept ans. Chap III.
**) Guerre du sept ans. Ibid.
***) Guerre du sept ans. Chap. III.

schädlich und durch die Rücksichten auf sein eigenes Land geboten darzustellen. Versailles hatte man aber das Gefühl einer Demüthigung: die Sendung des rzogs von Nivernois sei dadurch lächerlich gemacht, zugleich sei Frankreich um Frucht aller Bündnisse betrogen, welche es zu Gunsten Preußens mit anderen tschen Fürsten abgeschlossen. Man sprach nur von Abtrünnigkeit des Königs Preußen, der wieder einmal den treuen Bundesgenossen, der ihm zum Aufgen verholfen, im Stich gelassen habe. Schon wollte man den Gesandten abufen, nur Belleisle's Warnung vor vollständigem Bruch mit der einzigen Macht, che doch immer gegen Oestreich in Deutschland benützt werden könne, war duld, daß man Nivernois in Berlin ließ, bis Valori, früher ein Vertrauter edrichs, daselbst ihn ablöse.

Ludwig XV. selber war aber tief verletzt und Bernis stellte jetzt schon die Verhandlungen. ige, ob Oestreich dem Bündniß mit England entsagen werde, wenn Frankreich eußen aufgebe; König Ludwig XV. wolle mit Maria Theresia ein Bündniß dauernder und unveränderter Grundlage abschließen für die Ruhe Europas, Wohl beider Staaten und den Nutzen der katholischen Religion. Vorbedingung r sei vollständige Gegenseitigkeit, d. h. daß Oesterreich sich zu Allem demjenigen Reciprocität. eischig mache, was es selber von Frankreich gegen Preußen verlange. Nun d zwischen Bernis und Starhemberg über die obenerwähnten österreichischen schläge unterhandelt. Frankreich sprach die Grafschaft Flandern, das Gebiet Tournay, das ganze Land zwischen der Schelde und dem Meer für Don lipp an als Entschädigung für Parma, Piacenza und Quastalla. Hinsichtlich ens beabsichtige es Nichts, als die Erneuerung seiner Freiheit und seines hlrechts. Es wünsche Aussöhnung mit Rußland, aber auch daß Spanien und pel damit hineingezogen werden. Es verlangte, wenn Oestreich gegen England offensiv vorgehen könne und wolle, so müsse auch Frankreich Nichts gegen ißen auferlegt werden. Doch ließ man durchblicken, daß allenfalls Geldhilfe breicht werden könne, damit Oestreich mit Hilfe Rußlands sich Schlesiens er bemächtige. Starhemberg berichtete nach Wien: „Man will uns nicht in eine gesicherte Lage versetzen, welche Frankreich nur Besorgnisse einflößen könnte; besorgt in Versailles immer, wenn die Macht Preußens völlig vernichtet sei, öchte Oestreich seine alte Verbindung mit den Seemächten wieder anknüpfen deren Streitkräfte mit den seinigen gegen Frankreich vereinigen" *) Oestreich ortete, es werde gegen England und Hannover in gleicher Weise verfahren, Frankreich gegen Preußen.

Indeß kamen wichtige Nachrichten aus Rußland. Elisabeth haßte Friedrich Rußland. demselben Grund, aus dem die Pompadour seine Todfeindin war, weil er Schwächen nicht geschont hatte. Friedrich verspottete ihre Herrschaft unter Namen Unterrocks II. Er nannte seine Hündin Pompadour, er sprach m, daß Preußen kein Land für Seladons und Schäferinen sei, er nannte wig XV. nur einen anderen Sardanapal. In ähnlicher Weise sprach er die Kaiserin von Rußland und ihre Liebhaber — er konnte seine Zunge beherrschen und geschäftige Hände meldeten jedes böse Witzwort nach rsburg. Das russische Volk selber aber sah voll Mißtrauen das Aufsteigen Angst vor Preußen. ißens. Der Senat zu Petersburg stellte im Mai 1753 den Grundsatz auf,

*) Vgl. die Mittheilungen Starhembergs bei Arneth l. c. Cap. XV.

einer fernern Zunahme der preußischen Macht sich zu widersetzen und die erste passende Gelegenheit zu ergreifen, um das Haus Brandenburg durch eine überwiegende Kraftanstrengung zu unterdrücken. Im August 1755, da Georg II Preußen noch als Verbündeten Frankreichs ansah und einen Angriff auf Hannover fürchtete, suchte er durch die Vorstellung, Rußland werde bloß eine asiatische Macht bleiben, wenn es still sitze und dem König von Preußen Gelegenheit lasse, seine ehrgeizigen Vergrößerungspläne auszuführen, Elisabeth gegen Preußen unter die Waffen zu bringen*). Ein Vertrag ward auf 4 Jahre [illegible] schlossen, wonach die Kaiserin sich ganz ernstlich verpflichtete, an der Grenze von Livland gegen Litthauen ein Heer von 55,000 Mann und 40 bis [illegible] Schiffe bereit zu halten, die zur Verfügung des Königs von England ständen. Dagegen machte dieser sich verbindlich, von dem Tag an, wo diese Truppen über die russische Grenze gingen, jährlich 500,000 Pfund Hülfsgelder zu [illegible] zahlen und ein Geschwader in die Ostsee zu senden, wenn der Krieg ausbräche; aller Ertrag der Plünderung solle den russischen Truppen zu Gute kommen. Für den Fall, daß Frieden bliebe, versprach England für die nächsten 4 Jahre je 100,000 Pfund. Der Vertrag war offenbar für einen Krieg gegen Preußen geplant, mit dem seit 1753 kein gesandtschaftlicher Verkehr mehr stattfand.

Petersburger Bund.

Ueber die Stimmung in Petersburg geben die Berichte des englischen Gesandten Williams hinlänglichen Bescheid. Selbst die Großfürstin Katharina, [illegible] doch durch Friedrich nach Petersburg gekommen war, nennt ihn hier den schlechtesten Menschen, den es auf der Welt gibt***). Ob es ihr nun Ernst war oder nicht, für's Letztere spricht der Umstand, daß sie von England Geld wollte: „Sie könne sehr viel für uns thun, sagte sie, wenn sie Geld hätte, denn ohne Geld kann [illegible] hier Nichts thun. Sie müsse sogar die Kammerfrauen der Kaiserin bezahlen. Wolle der König ihr Geld leihen, so werde sie ihm einen Schuldschein ausstellen und es zurückzahlen, sobald sie könne, und sie werde jeden Heller für das Interesse Englands verwenden. Doch brauche sie gegenwärtig 20,000 Ducaten." — [illegible] bekam diese Summe. Auch Bestuscheff versprach, gegen 1500 Pfund jährlich [illegible] Sache Englands zu unterstützen. Selbst der eifrigste Gegner Englands im [illegible] der Kaiserin, Woronzow, ließ Williams andeuten, er habe mit Englands [illegible] einen Palast angefangen zu bauen und könne ihn seit 4 bis 5 Jahren nicht [illegible] setzen; für eine gewisse Geldsumme würde er dankbar sein. Williams [illegible] hoffnungsselig. Die Russen nahmen sein Geld, thaten aber, was sie wollten. [illegible] mit Mühe ließ sich die Kaiserin bewegen, den Vertrag mit England zu [illegible] schreiben, und that es nur unter der ausdrücklichen Bedingung, der Vertrag [illegible] nur dann, wenn der König von Preußen den König von England oder dessen Bundesgenossen angreife. Unter dem Bundesgenossen war nur Oestreich verstanden. Also Krieg für Oestreich gegen Preußen! Als die Nachricht vom Abschluß [illegible] Bündnisses zwischen England und Preußen in Petersburg eintraf, erregte [illegible] große Erbitterung: England habe kein Recht dazu; ja die Czarin ließ erklären, sie begehre kein Geld aus England, und bald darauf wurde in Petersburg [illegible]

Katharina.

---

*) Arneth l. c. 433.
**) Raumer, Beiträge II.
***) La cour de Russie 137.

ſchluß gefaßt: nachdem die dermalige Macht- und Vergrößerungsbegier des Königs Kriegs-
Preußen dem Staatsinteresse Rußlands und seiner künftigen Sicherheit luſt.
ıerstreite, so sei keine Gelegenheit zu versäumen, um ihn je eher desto besser
seine frühere Landesgrenze zu beschränken. Dem österreichischen Gesandten
erhazy*) wurde eröffnet, Rußland wolle noch im gegenwärtigen Jahr mit 80,000
ınn den Krieg gegen Preußen beginnen und die Waffen nicht eher niederlegen,
bis Maria Theresia Schlesien und Glatz wieder erobert habe. Dem mit
ınkreich abzuschließenden Neutralitäts- und Offensivvertrag werde Rußland bereit-
ig beitreten. Kaunitz hatte jetzt die Pflicht, die russische Hitze zu mäßigen, sie
ıte ihm seinen Plan hinsichtlich Frankreichs verderben und dort einen Umschlag
Stimmung hervorrufen, ehe er durch einen Vertrag Frankreich gebunden hatte.

Hier kam am 1. Mai 1756 der berühmte Vertrag zu Stande, welcher Vertrag
Versailles den Namen hat, obschon er im Schlosse Jouy abgeschlossen von Ver-
de. Derselbe ist zunächst ein Neutralitätsvertrag: die Kaiserin erklärt, ſailles.
sie keinen Antheil an dem Streit zwischen England und Frankreich nehme,
Frankreich verspricht, während dieses Krieges unter keinem Vorwande die
)erlande oder irgend ein anderes Besitzthum der Kaiserin-Königin anzu-
'en. — Diesem schloß sich ein Vertheidigungsbündniß an, worin
ichst der westfälische und alle bisherigen Friedens- und Freundschaftsverträge
tigt wurden, dann die beiden Monarchen sich die gegenseitige Vertheidigung
in Europa gelegenen Staaten versprachen, und zu diesem Ende sich, im
e eines Angriffs, zur Stellung eines Hilfscorps von 24,000 Mann ver-
)teten, wovon $^3/_4$ in Fußvolk, $^1/_4$ in Reiterei bestehen solle, doch sei der
ıwärtige Krieg zwischen Frankreich und England ausgenommen. Im Falle
angegriffene Theil Geldhilfe vorziehe, so seien statt 1000 Mann Fußvolk
), statt 1000 Reitern 24,000 Gulden monatlich zu bezahlen. — Nun
e ein dritter Vertrag mit fünf geheimen Artikeln**): 1. wenn
gegenwärtigen Krieg französische Besitzungen in Europa von einer andern
ht als England angegriffen werden, so ist Oestreich zur Hilfe bereit; das
che verspricht Frankreich, wenn in Folge des gegenwärtigen französisch-
schen Krieges irgend eine Macht die Lande der Kaiserin-Königin angreift.
inladungen, dem Defensivvertrag beizutreten, sollen ergehen an den römischen
r als Großherzog von Toscana, an den König von Spanien, den König
r Sicilien, den Infanten Don Philipp, Herzog von Parma, Piacenza
stalla, und an andere Fürsten, über welche man später übereinkommen
. 3. Beide Mächte werden durch einen besondern Vertrag zur Beseitigung
Streites alles das untereinander beilegen, was etwa noch nicht durch den
ener Frieden geschlichtet ist. 4. Während des gegenwärtigen Krieges werden
Mächte keinen Vertrag mit einer andern Macht schließen oder erneuern,

---

*) Vgl. die Mittheilungen aus seinem Bericht bei Arneth S. 435.

**) Im Original bei Schäfer, G. d. siebenj. K. S. 584—86. Articles sécrets du d'union entre S. M. l'Impératrice, Reine d'Hongrie et de Bohême, et S. M. très-enne.

ohne einander vorher vollständig davon Mittheilung zu machen. 5. Die[illegible] Artikel sollen gleichzeitig mit der Neutralitätsacte und dem Defensivvertrag ratificirt werden.

Bedeutung. Dieß ist der berühmte Vertrag von Versailles. Da unter den von ne[illegible] bestätigten Verträgen auch der über die pragmatische Sanction ist, und da Schle[illegible] nach der pragmatischen Sanction zu Oestreich gehörte, so scheint es, daß Frankr[illegible] im Vertrag die Verbindlichkeit übernahm, für Rückerstattung dieser entrissen[illegible] Provinz zu wirken. Maria Theresia soll ausgerufen haben: „Noch nie habe [illegible] während meiner Regierung einen Vertrag mit so freudigem Herzen unterzeich[illegible] wie diesen!" Ludwig XV. zeigte sich in der ganzen Verhandlung sehr eifrig, [illegible] Pompadour, welche ihn in einer der Verbindung günstigen Stimmung zu erha[illegible] suchte, sah das Gelingen des Vertrages als ihr Werk an. Gerüchte von [illegible] handlungen kamen nach London. Keith, der englische Gesandte in Wien, beg[illegible] Aufklärung und endlich eine Audienz bei der Kaiserin. „Nicht ich, sagte diese [illegible]

Antrag Englands. den Ausdruck seines Befremdens, habe das alte System verlassen, sondern Gr[illegible] britannien verließ mich und zugleich das System, indem es den Bund einging [illegible] Preußen. Bei der ersten Nachricht hievon war ich wie vom Schlag gerührt. [illegible] und der König von Preußen sind einmal ganz unvereinbar und keine Rück[illegible] der Welt kann mich je bewegen, in irgend ein Vertragsverhältniß zu treten, [illegible] welchem er Theil nimmt. — Ich bin weit von französischer Gesinnung ent[illegible] und ich läugne nicht, daß der Hof von Versailles mein bitterster Feind war. [illegible] ich kann auch nicht verhehlen, daß die Abtretungen, zu denen mich Engla[illegible] den Friedensschlüssen zu Dresden und Aachen gezwungen, mich völlig ma[illegible] gemacht haben." — „„Wollen Sie, die Kaiserin und Erzherzogin, sich [illegible]

Wendung der Politik. erniedrigen, sich selbst in Frankreichs Arme zu werfen?"" — „Nicht in Fran[illegible] Arme will ich mich werfen, sondern nur ihm mich zur Seite stellen!" — [illegible] Bruch mit England war entschieden*). — „Wir haben den Rubicon überschr[illegible] schrieb damals Kaunitz, das Uebrige muß die Vorsehung thun**)." — [illegible] hielt England und Preußen gegenüber jetzt an der Neutralität fest und [illegible] Rußlands Hitze, das schon 1756 losschlagen wollte, zu mäßigen. Er hoffte [illegible] reich auf der neuen Bahn noch weiter zu führen, ein allzufrüher Angriff [illegible] es scheu gemacht. Wenn Friedrich selber angriff, dann mußten die Gegn[illegible] französisch-östreichischen Bundes in Frankreich verstummen.

Kaunitz. In einer Denkschrift***) hat Kaunitz die Gesichtspuncte der östreich[illegible] Politik auseinandergesetzt: Der König von Preußen, mit Frankreich verbün[illegible] von England gesucht, sah das Haus Oestreich sich selbst überlassen und er[illegible] nur den Augenblick, in welchem es mit Frankreich oder der Pforte in Str[illegible] rathen würde, um es zu vernichten. Frankreich, in der alten Bahn fortwan[illegible] arbeitete systemmäßig an der Schwächung Oestreichs, dessen Bund mit den [illegible] mächten ihm immer ein Grund der Eifersucht war. England, einzig und [illegible] mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt, hielt das Bündniß mit Oestreich [illegible] zu dem Zwecke aufrecht, sich desselben als eines Werkzeuges zu bedienen, das [illegible] nur schärft, wenn man dessen bedarf. Oestreich und Preußen gedachte es [illegible] Frankreich zu verwenden, daher die steten Rücksichten für Preußen und die [illegible]

*) So der Bericht Keiths, den schon Coxe benutzte, XV. 69.

**) Schreiben an Karl von Lothringen, mitgetheilt im Bullet. de l'Acad. de Brux v. Gachard XVII. 1. 313—97.

***) Mitgetheilt bei Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg. S. 497—[illegible]

he es zu seinen Gunsten von Oestreich verlangte. Holland, von der Schulden- erdrückt, dachte nur durch Niederhaltung des Handels in Belgien und durch Barrierevertrag Vortheil zu ziehen und suchte den Bund bloß, um die ganze desselben auf die Schultern Oestreichs zu wälzen. In Italien war die Ruhe) die Pläne der Bourbonen bedroht und Sardinien, auf Oestreichs Kosten orgewachsen, harrte nur der günstigen Gelegenheit, um ihm den Rest seiner zungen zu entreißen. Dänemark und Schweden waren durch Hilfsgelder an ıkreich gekettet. Nur Rußland wurde durch unwandelbare Interessen an Oestreich nden, aber es bedurfte Hilfsgelder, um handeln zu können. Und mit solchen ündeten sollte sich Oestreich gegen Preußen, Frankreich und die Pforte ver- igen — ein einziger konnte all' seine Streitkräfte beschäftigen; wenn zwei es issen, konnte keiner seiner Verbündeten es vom Untergang erretten. So war :e Lage, als der Krieg in Amerika ausbrach. Man war nicht abgeneigt, and zu helfen, verlangte aber Sicherung des eigenen Bestandes. England ortete nicht, Oestreich schien ihm gleichgiltig und durch Preußen ersetzbar zu Die Niederlande waren jedenfalls für uns verloren. In solchem Falle blieb nur Ein Mittel übrig, Frankreich für unsere Erhaltung zu interessiren. —

Die Beziehungen zu Frankreich wurden mit jedem Tage inniger. Ludwig ichte den Bund unabänderlich zu machen und alle Hindernisse zu beseitigen, e seine Dauer gefährden könnten. Kaunitz schrieb der Pompadour: „Nur n Eifer, nur Ihrer Weisheit verdankt man Alles, was bisher zwischen den n Höfen geschah" — woraus die Sage von Briefen der Kaiserin an die padour entstanden ist. Auch Friedrich hatte seinem Gesandten, dem geschickten hausen, den Auftrag gegeben, die Pompadour durch Schmeicheleien zu ge- en und ihr politische Geheimnisse zu entlocken, sie blieb jedoch auf der Seite reichs. Ludwig XV. zeigte sich geneigt, zur Schwächung Preußens beizutragen, zu werkthätiger Theilnahme an einem Angriffskrieg gegen dasselbe wollte er nicht herbeilassen. Dieß war zu sehr gegen die bisherige Politik und den der Nation, welche in Oestreich bisher den Feind Frankreichs sah. Dafür :te sich Ludwig bereit, während der ganzen Dauer des Krieges England ı beschäftigen, daß dieses an Preußen keine Hilfstruppen senden könne, ferner 30,000 gemiethete Truppen im deutschen Reiche zu erhalten, deren sich :eich nach Gutdünken bedienen könne. Die Kaiserin dagegen sollte sich ver- ten, für Abtretung von Parma, Piacenza, Guastalla dem Infanten Don pp die ganzen Niederlande mit Ausnahme eines Theiles zu überlassen, der ghin an Frankreich kommen solle. Dafür wolle Frankreich während des Krieges ch 12.000,000 Gulden an die Kaiserin zahlen. Bei der Abtretung der rlande war vorausgesetzt, daß Maria Theresia schon wieder im Besitze siens sei. —

Oestreich und Frankreich.

Während dieser Verhandlung kam Friedrich, trotz der Versicherung Englands en guten Beziehungen zu Rußland, zur Einsicht, daß Schicksalsfäden gegen gesponnen würden. Aus den Mittheilungen des bestochenen östreichischen tärs bei der Gesandtschaft in Berlin, Weingarten, entnahm er, daß ınd und Oestreich übereingekommen seien, im nächsten Frühjahr gegen ihn chlagen. Im höchsten Vertrauen, von sehr guter Hand — es soll der Thronfolger gewesen sein*) — kamen ihm ähnlich lautende Nachrichten aus Petersburg zu. o weit war es noch nicht, aber der Argwohn ließ ihn mehr annehmen, als

Argwohn Friedrich's II.

Weingarten.

*) So behauptete schon Fischer, Geschichte Friedrichs II. Halle 1787 S. 391; und chäfer l. c. I. 187.

vorhanden war. Rußland und Oestreich unterhandelten noch immer auf Grundlage des Vertrags von 1746. Oestreich konnte nur wünschen, daß Friedrich der Friedensstörer mache, dann war Rußland vertragsmäßig zur Theilnahme am Krieg gebunden und Frankreich wurde dazu fortgerissen. Der preußische Gesandte in Dresden hatte den Cabinetssecretär Menzel bestochen, daß er ihm Nachrichten, welche aus Petersburg und Wien kamen, mittheile. Von Wien aus wurde schon 1754 der sächsische Hof vor dieser Verrätherei gewarnt. Menzel hat, wie sich später herausstellte, ächte und unächte Nachrichten mitgetheilt, so daß nicht ohne allen Grund die Vermuthung ausgesprochen werden konnte, er sei ein Doppelverräther gewesen, habe Friedrich und dessen Feinden zu gleicher Zeit Dienste geleistet und der Schlaue sei in seinen eigenen Stricken durch einen noch Schlaueren gefangen worden*).

Menzel.

Friedrich entschloß sich rasch zum Kriege, lieber zuvorkommen war immer sein Grundsatz**); warten hieße den Feinden Zeit geben, ihre Rüstungen zu vollenden, so daß es dann von ihnen abhinge, welche Unternehmungen sie zu machen für gut finden würden. Die Russen konnten vor dem nächsten Frühjahr nicht auf dem Kriegsschauplatz eintreffen und es war immerhin möglich, daß der König die Oestreicher schlug. Sachsen kam bei seinem Entschluß namentlich in Betracht. „Der Kurfürst war einer der eifrigsten Anhänger der Kaiserin-Königin; die sächsische Armee war allerdings schwach, 18,000 Mann, konnte aber während des Winters auf die Zahl von 40,000 Mann gebracht werden. Verschob der König also den Krieg, so gab er diesem Nachbar Zeit, sich furchtbar zu machen. — Ueberdieß erleichterte man den Feinden durch Unthätigkeit das Mittel, mit vereinten Kräften auf die Staaten des Königs zu fallen und sie zum Schauplatz des Krieges zu machen" ***). Friedrich II. gedachte den Kurfürsten zum engen Anschluß an ihn zu zwingen und zu den höchsten Anstrengungen zu nöthigen, oder aber sein Heer schnell zu zerschmettern und Sachsen als erobertes Land zu behandeln, jedenfalls sollte ihm der Kurstaat die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes liefern. Aber der König wollte auch vor der Welt den Schein retten, als sei er zum Kriege genöthigt worden. Sein Gesandter in Wien mußte anfragen, ob etwa die Ansammlung von Truppen in Böhmen und Mähren die Bedrohung Preußens bezwecke. Kaunitz entgegnete, die militärischen Vorkehrungen könnten den König umsoweniger befremden, als er selbst mit solchen den Anfang gemacht habe. — Klinggräff begehrte, mit dieser Antwort nicht zufrieden, Audienz bei der Kaiserin und erhielt bei dieser am 25. Juli die Antwort: „Die bedenklichen Umstände der Weltangelegenheiten ließen mir die Maßregeln, welche ich ergriffen, nöthig erscheinen für meine Sicherheit und die Vertheidigung meiner Verbündeten, übrigens bezwecken sie Niemanden zu schaden." — Friedrich fand diese Antwort unbestimmt und zweideutig; er beruft †) sich auf das Schreiben des sächsischen Gesandten Flemming aus Wien nach Dresden: „Graf Kaunitz hat den Zweck, durch seine Antworten den König in Unruhe zu setzen und ihn dahin zu bringen, daß er die ersten Feindseligkeiten begehe."

Entschluß zum Krieg.

Sachsen.

Maria Theresia.

Der englische Gesandte Mitchel warnte Friedrich II. vor einem übereilten Schritte; dieser entgegnete, er lasse sich keine Nasenstüber bieten. „Diese Frau will Krieg, sagte er auf das Bild Maria Theresias deutend, und sie [illegible]

*) Gfrörer, G. d. 18. Jhr. III. 708.
**) Melius praevenire quam praeveniri.
***) Guerre de sept ans. Chap. 3, gegen Ende.
†) Guerre de sept ans. Chap. 3.

haben. Ich kann Nichts dagegen thun, als meinen Feinden zuvorkommen", — n Ende August werde die Armee losschlagen. Dennoch mußte Klinggräff noch nal bei Maria Theresia anfragen: sie habe einen Bund mit Rußland ge- ssen, den König anzugreifen; da er nun von Truppenbewegungen in Böhmen Mähren höre, so verlange er eine entschiedene Erklärung, ob man im Krieg oder im Frieden, und nicht eine Antwort im Orakelstile; er nehme den Himmel Zeugen, daß er an dem Unglück, das aus den gefährlichen Plänen gegen hervorgehe, unschuldig sei. — Inhalt und Form, ward schriftlich geantwortet, ür die Kaiserin verletzend. Ihrer Erklärung habe es nicht an Deutlichkeit ngelt; sie sei ohne Zweifel berechtigt, die obwaltenden Zeitverhältnisse und hr drohenden Gefahren selbst zu beurtheilen. Ein Vertrag mit Rußland, wie vom König bezeichnete, bestehe nicht und habe auch früher nicht bestanden. — der That, ein solcher Vertrag bestand nicht, wohl aber die Absicht, dem König esien zu entreißen, wenn er wieder den Frieden breche. In einem Schreiben Starhemberg spricht die Kaiserin*) am gleichen Tage den Sinn ihrer Antwort n aus: ein Angriff Friedrichs beuge ihr den Muth nicht, zumal sie überzeugt daß es doch früher oder später zu einem Krieg mit Preußen kommen werde, sie gegen den Friedensstörer der Hilfe Rußlands und Frankreichs sicher sein . Die Wiedereroberung Schlesiens, die Schwächung des gefährlichsten des, die Sicherung des Friedens wiege den Verlust einer Schlacht oder die eilige Besetzung Böhmens wohl auf.

Friedrich II. fällt in Sachsen ein. Die Schlacht bei Lobositz.

Am 25. August erhielt Friedrich II. die Antwort aus Wien, am 26. gab larschbefehl. Von seinen Brüdern hatte er keinen zu Rath gezogen, sie miß- Kriegs-
en das Unternehmen. Seine Vertrauten waren Retzow, Schwerin und Winter- rath.
„Ich bin fest entschlossen, sagte der König, mit den Waffen in der Hand nschlag der gegen mich verschworenen Feinde zu vereiteln, alle Vorkehrungen getroffen und nur das steht noch in Frage, wie der Krieg am vortheilhaftesten hren sei." Schwerin war bedenklich. Retzow meinte, wenn der König rt erhebe, so werde der Wiener Hof die Sturmglocke läuten und ganz Europa die Waffen rufen und Preußen müsse dann bei aller Tapferkeit doch n. Nur Winterfeld war eifrig: gerade deßhalb, weil die Zahl der Feinde Winter-
die Russen noch fern, die Oestreicher noch nicht vollständig gerüstet seien, feld.
man den Krieg in des Feindes Land spielen. Ein schöner stattlicher Mann Feuer und Leben, eifersüchtig auf die Gunst Friedrichs erpicht, wußte Niemand edanken des Königs besser zu errathen und ihnen zu schmeicheln als Winter- Darum wurde er auch schnell befördert und war, obschon erst 47 Jahre hon Generallieutenant. Kundigere hielten ihn für den Urheber des Krieges aßten ihn gründlich. Warnery bemerkt über ihn**): „Winterfeld war ein d der Schmeichelei, mißtrauisch machte er den Einen gegen den Andern in rmee und führte eine vorher unbekannte kriechende Miene ein, die sehr nach erei schmeckte. — Er hatte große Entwürfe in seinem Kopfe und zog in Herrn Dienst so viele ungarische Officiere, als er nur konnte, obgleich der Theil Nichts taugte. Da er nun unsere Armee für unüberwindlich hielt,

*) Ausführlich mitgetheilt bei Arneth l. c. S. 485.

**) Campagnes de Frédéric 212. Preuß, Friedrich d. Gr. II. 78.

so dachte er an Nichts weniger, als eine Abtheilung nach Ungarn ziehen zu lassen und daselbst die Mißvergnügten und Protestanten aufzuwiegeln, um sich der östreichischen Botmäßigkeit zu entziehen; alsdann glaubte er, daß in wenigstens zwei Jahren die deutsche Regierungsform verändert und Friedrich Kaiser sein sollte." — Schwerin gab seine Einsprache gegen den [illegible] erst auf, als Friedrich die Menzel'schen Papiere vorwies; da rief er aus: „Soll es doch zum Kriege kommen soll, so laßt uns lieber heute noch aufbrechen, das kornreiche Sachsen nehmen und von dort aus in Böhmen einrücken."

Sachsen parteilos. Friedrich meinte, Sachsen sei ein Theilnehmer an dem großen Bunde gegen ihn, und war in dieser Hinsicht in einer großen Täuschung befangen. Maria Theresia hat 1750—56 kein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen geschlossen*) — es war überhaupt ihre Art nicht, Reichsfürsten durch Unterhandlungen in dem Wahn zu bestärken, sie seien selbständige politische Mächte. Der sächsische Gesandte meldete aus Paris, am 1. Mai sei zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia ein Vertrag unterzeichnet worden, durch den man den Frieden in Europa gesichert zu haben glaube, die Freude darüber sei groß in Frankreich. Bald darauf, als die Aussichten minder schön wurden, fragte er, ob es nicht angemessen wäre, das bestehende gute Einvernehmen mit dem Wiener Hof zu benützen, um durch dessen Vermittlung eine Annäherung Sachsens an Frankreich zu bewirken; er erhält in Paris vom Minister die Andeutung, daß, wenn der Wiener Hof in Paris den Wunsch ausdrücken würde, Sachsen zum Verbündeten zu haben, der französische Hof geneigt sei Hilfsgelder zu zahlen — und bekommt zur Antwort: „wir wollen jeden Verdacht einer Parteinahme vermeiden. Das Glück unserer Lage besteht darin, daß wir vermieden haben, uns hier oder dort in enge Verbindungen einzulassen, die uns hätten geniren und in der Folge gar vielleicht zu gefährlichen Vorschritten verleiten können." — Hier tritt die vollkommene Unschuld, aber auch

Brühls Unfähigkeit. die politische Unfähigkeit des Ministers zu Tag, der in ernster Zeit es mit Niemand verderben will und wie der Strauß den Kopf in's Gebüsch steckt, um die Gefahren nicht zu sehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Sachsen sich mit Frankreich verbunden, Friedrich es nicht gewagt hätte, das Land zu überziehen; denn in der Rechtfertigung seines Verhaltens bemerkt er ausdrücklich: „Frankreich hatte keinen Vertrag mit dem König von Polen, durchaus keine Verbindung, welche es verpflichtete, ihm zu Hilfe zu eilen." — Er griff also Sachsen an, weil er es als gegen ihn mit Rußland und Oestreich zum Angriff verbündet ansah, was aber durchaus irrig war, und weil ein Angriff ihm Vortheil brachte. So sagt er selber in seiner Vertheidigung**): „Hätte ich die Königin von Ungarn in Schlesien

[illegible] angreifen wollen, so lag die Unmöglichkeit vor, ihr großen Schaden zu thun, und ich würde ich dem König von Polen, meinem gefährlichsten Nachbar, die Zeit gegeben haben, mit Hilfsgeldern eine Armee von 40,000 Mann aufzustellen. Uebrigens, wenn es möglich war, einen Erfolg zu haben, so war es von der sächsischen Grenze aus, wo die Elbe und die Verbindung mit den Marken mir das Mittel bot, meine Armee zu erhalten. Dies waren in Wahrheit die Ursachen, welche mich veranlaßten, diesen Plan allen anderen vorzuziehen. Wie konnte ich voraussehen, daß Frankreich 150,000 Mann in's Reich senden würde; wie konnte ich voraussehen, daß sich das Reich gegen mich erklären, daß Schweden an dem Kriege Theil nehmen, daß Frankreich an Rußland Hilfsgelder zahlen, daß die Engländer

*) Das Verdienst, die Unschuld Sachsens in dieser Hinsicht unwiderleglich nachgewiesen zu haben, gebührt dem Verfasser der „Geheimnisse des sächsischen Cabinetes." 1745—56. Stuttg. 1866. 2 Bände.

**) Apologie de ma conduite politique, p. 279.

over preisgeben, daß die Holländer ruhig durch die Franzosen und Oestreicher
inschließen lassen, daß die Dänen den Russen und Schweden vorzugehen ge-
t, mit einem Worte, daß mich die Engländer verlassen würden!" — Mit
n Worten, wenn der König die Gefahren, die er als bestehend voraussetzte,
: aber durch sein Wagniß erst erweckte, vorausgesehen hätte, so würde er die
: zweimal überlegt haben. Der Geist der Eroberung ließ ihn die Sachlage
nnen*).

August III. war Alles eher als ein gefährlicher Feind. Die Sorglosigkeit, ıigkeit und Verschwendung seines Ministers Brühl war eine unerhörte. Die ıngen Preußens schienen patriotischen Sachsen schon im Juni gefahrdrohend, sie zur Gegenrüstung aufforderten. Die Halbbrüder des Königs sagten ihm :ntwaffnung der Armee und die schmachvolle Erniedrigung voraus: es sei ›oller, eine Armee durch das Schwert als durch Waffenstreckung zu verlieren. : man auch fallen, so sei es doch noch ein Trost, dem Feinde Abbruch t und für das allgemeine Beste gelitten zu haben. — Vergebens! Erst 9. August erhielten die Befehlshaber versiegelt die Weisung, ihre Truppen Dresden zu führen, wenn die Preußen die Grenze überschreiten würden. ür die Mobilisirung nöthige und so bescheidene Summe von 4000 Thalern sich nicht in der Kriegskasse. Der sächsische Gesandte entschuldigte seinen n Berlin wegen Zusammenziehung der Truppen bei Pirna! — August III.

Wie war dagegen auf preußischer Seite Alles wohl erwogen, vorbereitet, Einem Guß und thatkräftig! Man kannte die Befangenheit des Feindes und te auf seine Bethörung. Während Schwerin mit 20,000 Mann, welche er latz zusammengezogen hatte, über Nachod in Böhmen einbrach, zog das Heer in drei Abtheilungen in Sachsen ein — die erste unter Ferdinand von ıschweig über Halle, Leipzig, Dippoldswalde, die zweite unter dem König über Pretsch und Torgau auf Dresden los, die dritte brach unter ıschweig-Bevern in die Lausitz ein. Böhmen war das Ziel, durch Sachsen ›er Weg. Podewils sagte dem sächsischen Gesandten in Berlin 28. August: Wiener Hof zwinge den König nach Böhmen zu marschiren, den Weg müsse ch Sachsen nehmen, die Truppen würden übrigens Mannszucht und Ord- bei diesem Durchzug, der nur ein transitus innoxius sei, bewähren. Damit :e aber nicht, daß beim Einmarsch in Leipzig die Stadtsoldaten entwaffnet, ,eughaus geplündert und die kurfürstliche Kasse mit Beschlag belegt wurde, ı Stolpen der Befehlshaber verwundet und gefangen genommen wurde**). Von › erließ Friedrich ein Schreiben***) an August III., worin er sein Vorgehen mit

Einmarsch.

Transitus innoxius.

*) Ganz richtig bemerkt der Verfasser der Geheimnisse des sächsischen Cabinets: „Wäre er Fürst berechtigt einen Krieg anzufangen, bloß um feindseligen Absichten anderer zuvorzukommen, so wäre ja ein Friedenszustand überhaupt nicht denkbar. — Vom unkt der politischen Klugheit allein würde Friedrich II., vorausgesetzt daß er keine ıngspläne gehabt, seines Losbruchs im Jahr 1756 wegen ebenso zu verdammen sein ın Standpunkt der politischen Moral. Denn wie das Bündniß von Westminster das rsailles zu Stande gebracht hatte, so hat erst die preußische Schilderhebung diejenige sche Coalition geschaffen, welcher Friedrich zuvorkommen wollte. Er hat also gerade rklich in das Leben gerufen, was er verhindern, die Gefahr muthwillig heraufbeschworen, er vorbeugen wollte. Und wenn der König von Preußen, nachdem er sich und den von herrschten Staat mehr als einmal an den Rand des Abgrunds gebracht hatte, dennoch ch durch den Tod der Kaiserin Elisabeth seinen ursprünglichen Einsatz zurückgewonnen › hat er dieß nicht seiner Schilderhebung 1756, sondern den russischen Verhältnissen ken" l. c. I. 336.

**) Gretschel, Geschichte des sächs. Volkes und Staates III. 96.

***) Im Original B. I. S. 408 der Geheimnisse des sächs. Cabinets.

Erklärung Friedrichs II.

dem Bunde Oestreichs mit Rußland entschuldigte. Wenn die Kaiserin jetzt die nöthige Sicherheit gewähre, so werde er wieder Alles auf den Friedensfuß setzen. Nicht Ländersucht leite seine Schritte, nicht Ehrgeiz, sondern die Nothwendigkeit, sein Volk zu schützen und jenen Entwürfen zuvorzukommen, die mit jedem Tage gefährlicher würden, wenn nicht das Schwert den gordischen Knoten zerhaue. „Das ist die Erklärung, die ich Euer Majestät zu geben vermag. Ich werde Ihre Staaten schonen, sobald es meine Lage gestattet. Ich werde auf Sie und Ihre Familie alle Rücksicht nehmen, die man einem großen Fürsten (pour un grand prince) schuldig ist, welchen ich schätze und welchen ich nur deßhalb beklage, daß er allzusehr den Rathschlägen eines Menschen sich hingibt, dessen böse Gesinnungen ich nur zu genau kenne und dessen schwarze Anschläge ich durch schriftliche Zeugnisse darthun könnte *). Während meines ganzen Lebens habe ich mich stets zu den Grundsätzen der Ehre und der Rechtschaffenheit bekannt und mit Berufung auf diesen Charakter, auf den ich weit mehr Werth lege, als auf den Titel eines Königs, den ich nur durch den Zufall der Geburt besitze, versichere ich E. M., daß, wenn auch auf mein Verfahren, namentlich anfangs, ein mir ungünstiger Schein fallen mag, E. M. dennoch, selbst im Falle, daß es nicht zu einer gegenseitigen Verständigung käme, in meinen Maßregeln mehr Rücksicht auf Ihr und Ihrer Familie Wohl wahrnehmen werden, als gewisse Personen Ihnen eingeben wollen, die zu tief unter mir stehen, daß ich sie bei Namen nennen sollte." Friedrich wollte also August III. gewinnen durch Aussicht auf Theilung der Beute, dann einen Wechsel der Politik durch Entfernung Brühls erzielen und damit Anschluß Sachsens an Preußen zum Kampf gegen Oestreich.

Antwort Augusts III.

Zu einer Verständigung kam es nicht. Die Minister riethen dem Kurfürsten, mit seinen zwei ältesten Söhnen ins Lager nach Pirna zu gehen, um von da den Weg über Böhmen nach Polen einzuschlagen. Zum einzig richtigen Entschluß, mit der Armee, ehe die Preußen sie einschlossen, nach Böhmen zur Vereinigung mit den Oestreichern aufzubrechen, erhob sich August III. nicht. Er berief sich in der Antwort an Friedrich darauf, daß die Streitigkeiten zwischen Preußen und Oesterreich ja Sachsen gar nicht berührten; es sei eine eigene Art friedlichen Durchzugs, wenn man Kassen mit Beschlag lege, Officiere gefangen nehme. Der König möge ihm Näheres über die schwarzen Pläne mittheilen, vor denen er ihn warne. Auch eine Sendung Winterfelds nach Struppen zu August brachte diesen nicht für den Anschluß an Preußen gewinnen, er beharrte bei der Neutralität und Friedrich bei der Nothwendigkeit, seine Soldaten könnten nicht durch Sachsen hinaus nach Böhmen fliegen. — Am 9. September kam Friedrich nach Dresden, am 10. ließ der neuernannte Commandant der Stadt, Wylich, das

Das Archiv.

Archiv im Schlosse, dessen wichtigste Urkunden man zu retten versäumt hatte, gewaltsam eröffnen, obschon die Kurfürstin mit ihrem Körper die Schränke zu decken versuchte, und 40 Bündel Acten nach Berlin schaffen. Friedrich [illegible] diese Maßregel zu rechtfertigen **). „Indeß ließen die Sachsen ganz Europa von ihrem Geschrei erschallen; sie verbreiteten über den Einmarsch der Preußen die beleidigendsten Gerüchte; es war nothwendig, das Publicum wegen aller dieser Verläumdungen aus dem Irrthum zu bringen; denn wenn dieselben nicht widerlegt wurden, so erhielten sie zuletzt Glauben und erfüllten Europa mit Vorurtheilen gegen das Betragen des Königs. Seit langer Zeit besaß derselbe die Abschriften von den Verträgen des Königs von Polen und von den [illegible]

*) Qu'il se livre trop aux conseils d'un homme, dont les mauvaises intentions me sont trop connues et dont je pourrais prouver les noirs complots papier sur table.

**) Guerre de sept ans. Chap. 4. Anfang.

ier Gesandten an den auswärtigen Höfen. So vollkommen auch diese Schriften Unternehmungen der Preußen rechtfertigten, so konnte man doch keinen brauch davon machen, denn die Sachsen hätten sie für unterschoben erklärt, er war es nothwendig, sich die Urkunden selber zu verschaffen. Ein Auszug aus wurde von Herzberg zu einer Staatsschrift: Gründliche Nachricht von den hrlichen Absichten der Höfe zu Wien und zu Dresden verwendet." Brühl erkt jedoch mit Recht: er hat keinen Beweis dafür finden können, daß wir m Bündniß gegen ihn beigetreten sind *)!

Weder die Sachsen noch die Oestreicher waren zum Kampfe bereit, edrich hatte in der That beide überrascht. Browne stand mit einem Heere 20.000 Mann im Norden Böhmens, hatte aber seine Artillerie noch nicht ommen, auch konnte er sich nicht von seinen in Kollin befindlichen Magazinen ernen; er rieth darum den Sachsen, zu ihm nach Böhmen durchzubrechen, sie von den Preußen vollständig eingeschlossen wären und ihre Lebensmittel, schon knapp zu werden begannen, vollständig aufgezehrt hätten. Es mangelte der Brühlschen Finanzwirthschaft in der That schon den Sachsen im Lager Lebensmitteln, es gebrach der Königin, die in Dresden zurückgeblieben , an Allem, so daß sie Mangel litt und zum Ausrufe kam, sie glaube, das), das sie esse, das Hemd, das sie auf dem Leibe trage, sei nicht bezahlt. wne sandte Geld, so viel er entbehren konnte. Maria Theresia schickte .000 Gulden. Browne wünschte, daß die Sachsen sich im Lager nur so behaupteten, bis er seine Armee beisammen habe, dann wolle er zum Entherbeieilen. Bei der Armee in Pirna war die Gesinnung gut, der Muth, s zu wagen und zu dulden, groß. Es fehlte nur an August und Brühl. er war nicht dazu angethan, in einer solchen Lage Begeisterung zu erwecken, dieser sperrte seinen Fürsten von aller Berührung mit den höheren cieren ab, in Furcht, er möge die Wahrheit hören und seinen erbärmlichen ister davon jagen. Vom 3. September bis 12. October war August III. Lager, aber er verließ fast nie sein Zimmer im Herrenhause zu Struppen; einziges Mal stieg er zu Pferd, um nach Königstein zu reiten; er redete Niemanden, selbst nicht mit seinem Feldmarschall; Brühl verhinderte es, er ein Wort über Politik oder über den Zustand des Heeres mit ihm elte. Auch die Söhne des Königs — der eine im 23., der andere im Lebensjahr — waren von der Armee ferngehalten und mußten jedes Mal Zimmer verlassen, wenn Brühl zum Vortrag kam. Dabei war der König niedergeschlagen, magerte sichtlich ab. Es fehlte das Feuer der Seele bei So kam denn, was kommen mußte.

Browne.

August III.

Die Preußen umschlossen die Sachsen immer mehr. Ein Kriegsrath vere am 10. September die Frage, ob noch ein Rückzug nach Böhmen möglich es bleibe der Armee Nichts übrig, als im Lager das Aeußerste abzuwarten. a der König entschlossen gewesen wäre, hätte er noch immer die Umßung durchbrechen und die Armee nach Böhmen retten können. Uebrigens t Viele die Ansicht geleitet zu haben, die Stellung der Sachsen sei so fest, die Preußen sie nicht bewältigen könnten; ihr muthiger Widerstand werde falls die öffentliche Meinung Europas zu Gunsten ihres mißhandelten es gewinnen; indeß habe Browne Zeit, seine Armee zu sammeln und zum itze herbeizueilen **).

Die Sachsen in Pirna.

---

*) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. II. S. 2.
**) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Bd. II. 5. Studie.

Unterhandlungen.

Deßhalb begannen neue Unterhandlungen. Ein Graf Bellegarde ward zu Friedrich entsendet. Dieser meinte, die sächsische Armee wolle sich schon ergeben. „Das sächsische Lager umschließt keine Schurken", entgegnete Bellegarde. Dagegen bot August gegen Zusicherung vollständiger Neutralität an, den Durchmarsch preußischer Truppen in keinerlei Weise zu hindern; wolle Friedrich II. diesem Versprechen nicht Glauben schenken, so sei er bereit, den Preußen während der ganzen Dauer des Krieges Wittenberg, Torgau, ja sogar Pirna einzuräumen und überdies für die Sicherheit des preußischen Heeres Geißeln zu stellen; dagegen müsse er darauf bestehen, daß seine Regimenter in die Quartiere, welche sie vorher innegehabt, mit Ausnahme der drei genannten Orte zurückkehren. Das war viel, aber nicht genug für Friedrich II., er wollte die Armee Sachsens ganz auf seiner Seite haben. Die Pflicht gegen den Staat, an dessen Spitze er stehe, zwinge ihn, Nichts in seinen Städten zu lassen, was ihm hinderlich sein könne. Als August entgegnete, der König von Preußen scheine seine Sicherheit in der Vernichtung der sächsischen Armee zu suchen, schrieb Friedrich II. zurück: „Ihr Loos muß sich unwiderruflich mit dem meinigen verbinden; ich versichere Sie bei Allem, was heilig ist, wenn das Schicksal mich im gegenwärtigen Kriege begünstigt, soll Eure Majestät keine Ursache haben, mit mir unzufrieden zu sein; trifft mich aber ein Unglück, so soll Sachsen dasselbe Loos theilen wie Preußen und meine übrigen Staaten" *). Winterfeld kam im Namen des Preußenkönigs zu August III. Die Verhandlung fand unter vier Augen statt, ist aber längst kein Geheimniß mehr: Sachsen ward für Eintritt in das Bündniß gegen Oesterreich Theilung der Beute versprochen **). August lehnte ehrenhaft diesen Preis des Treubuches ab: „Wie soll ich meine Waffen gegen eine Fürstin kehren, die mir keinen Grund dazu gegeben hat." Arnim kam von Seite Augusts zu Friedrich, versprach Neutralität, ein Krieg Sachsens gegen Oestreich jedoch verstoße gegen das Rechtsgefühl seines Herrn; was müßte Friedrich II. selber von der Aufrichtigkeit Augusts III. halten, wenn dieser anders handelte. „Ja, mein lieber Herr, entgegnete der Preußenkönig, das ist Alles gut und schön, aber ohne die Vereinigung unserer Truppen sehe ich keine Garantie für die Zukunft. Der König von Polen braucht ja nur einen Vertrag mit mir abzuschließen, der unsere Interessen freundschaftlich vereinigt. Sachsen muß mein Loos theilen und dieselbe Gefahr laufen wie meine eigenen Staaten. Bin ich glücklich, so wird Ihr König reichlich entschädigt werden. Ich werde an seine Interessen wie an die meinigen denken und, was die Meinung der Welt anbetrifft, so werden wir den Vertrag mit einer Menge schöner Redensarten ausschmücken. Uebrigens ist die beste Entschuldigung die Nothwendigkeit, in welcher man sich befindet, nicht anders handeln zu können. — Ich kann die sächsischen Truppen nicht in meinem Rücken lassen, ohne einen großen Fehler zu begehen. — Ich muß diese Truppen haben, sonst gibt es keine Sicherheit. Ich spiele ein großes Spiel (je joue gros jeu). Die Waffen sind Wechselfällen ausgesetzt: eine Niederlage und ich werde Euch auf dem Hals haben. — Ich muß unbedingt Ihre Truppen haben, so oder so. Ich bin durchaus nicht pressirt. Ich kann hier wenigstens 24.000 Mann lassen, die ich dem Grafen Browne gegenüber nicht brauche ***)." — Damit brachen die

---

*) Die Originale dieser Briefe abgedruckt in den Geheimnissen des sächsischen Cabinets II. 6. Studie.

**) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. S. 87—88.

***) Der Wortlaut der Unterredung in den Geheimnissen des sächsischen Cabinets S. 93—102.

rhandlungen ab. Friedrich war unerbittlich und August III. wich auch ohungen nicht.

Zunächst kam es 1. October in Böhmen zur Schlacht von Lobositz, Lobositz.
m kleinen Städtchen zwischen Theresienstadt und Aussig. Browne hatte 000 Mann zusammengebracht und rückte vor, um den umzingelten Sachsen t zu machen. Friedrich II. aber ließ 30.000 Mann vor dem Lager vor na zurück und ging mit dem Reste seines Heeres den Oestreichern ent- n, die er unter dem Schutze eines dichten Nebels in der Frühe des October angriff. Die Schlacht dauerte 7 Stunden, blieb aber unentschieden, r Theil schrieb sich den Sieg zu. Die Oestreicher verloren 2000 Mann, Preußen 7000, beide Theile wichen zurück, Browne über die Eger, drich II. nach Sachsen. Der rechte Flügel der Kaiserlichen war tactisch hlagen, Browne war aber nicht strategisch geschlagen, da er alsbald wieder n Zug nach Sachsen fortsetzen konnte *).

Ein Mitkämpfender schreibt über die Schlacht: „Der König hatte die ht benützt, um die Höhen des Thales von Welmina mit den aus den ischen Zeughäusern entführten Geschützen zu besetzen; er errichtete daselbst ere Batterien schwerer Artillerie. Sein Fußvolk kam aus jenem Thal or und stellte sich gleichzeitig auf den Höhen zur Rechten und zur Linken chlachtordnung auf. Sie wurde durch 10 Cavallerieregimenter unterstützt. e Infanterie machte die größten Anstrengungen gegen unsern rechten Flügel. 7 Uhr Früh entspann sich das Gefecht. Die Kanonade des Feindes war zlich, doch unsere Reiterei hielt sie mit bewundernswerther Ruhe aus. Da e sich die feindliche Reiterei und entwickelte eine neue Art des Angriffs. re guten alten Kürassiere, welche niemals Geometrie studirt hatten, stürzten geschlossen auf diese Schüler des Euklid, durchbrachen mit dichten Säbel- n ihre Reihen und jagten sie von dannen. Die feindliche Reiterei sammelte unter dem Schutze ihrer Kanonen zu einem zweiten Angriff, wurde aber zweiten Male geworfen und so übel zugerichtet, daß sie sich schließlich r ihr Fußvolk zurückzog und nicht wieder erschien. Wo ist meine Cavallerie? e der König. Dort liegt sie, entgegnete ihr Anführer Kyaw, welcher ver- is einen zweiten Angriff widerrathen hatte. Der Feind suchte nun mehrmals Fußvolk zurückzudrängen, ward aber immer zurückgeschlagen. Wohl nie ist Gefecht mit größerer Ordnung, Lebhaftigkeit und Muth geführt worden. — aber der König endlich sah, daß er nirgends durchbrechen könne, verdoppelte ine Anstrengungen gegen eine Höhe zu unserer Rechten, welche von Croaten einiger Infanterie besetzt war. Es gelang ihm, durch glühende Kugeln die Stadt Lobositz in Brand zu stecken und in Folge dieses Zufalls die open, welche auf der gedachten Höhe standen, zwischen das Feuer des An- s und die Brunst von Lobositz zu bringen. Dadurch zwang er sie sich in Ebene zurückzuziehen und ihm jene Stellung zu überlassen. Sie thaten es itt für Schritt und in bester Ordnung und das ist es, worauf sich der mph des Königs beschränkt, den er mit dem Verlust von 7000 Mann

*) Geheimnisse des sächsischen Cabinets. II. S. 188.
**) L. a. 179—81.

seiner besten Truppen bezahlt hat. Das Feuer hörte gänzlich auf von beiden Seiten um 3 Uhr Nachmittags und beide Armeen verblieben während des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht in den Stellungen, welche sie vor der Schlacht inne gehabt. Am andern Morgen bei lichtem Tage setzte sich unser rechter Flügel in Marsch nach dem Lager von Budin, der linke folgte, wir wollten uns unseren Lebensmitteln wieder nähern. Man hat von keiner Seite Kanonen oder Fahnen verloren." — Browne meldete nach der Schlacht den Sachsen, wie ungemein hartnäckig gestritten wurde, wie die Reiterei sich besonders hervorgethan und wie ihn Nichts hindere, dem Feinde wieder unter die Augen zu treten, und wie es bei der auf den 11. October verabredeten Unternehmung bleibe, wie es ihm aber lieb wäre, wenn sie auf den 12., 13. 14. oder 15. verschoben werden könne wegen auffallenden übeln Wetters und der Umwege.

Friedrich ließ über seinen Scheinsieg in Dresden 12 blasende Postillone einreiten und vor dem königlichen Schlosse Victoria schießen. Doch meldete Schwerin: „Es sind nicht mehr die alten Oestreicher, die ich bei Lobositz sah. Ich habe aus dem gestrigen Treffen ersehen, daß sie uns in Vorpostengefechte zu verwickeln suchen und daß wir uns hüten müssen, sie voreilig anzugreifen. Sie sind weit klüger als sonst und, glauben Sie mir auf mein Wort, es wird unzählige Menschen kosten sie zu schlagen, wenn wir ihnen nicht anders eine überwiegende Masse von grobem Geschütz entgegenzustellen vermögen." Seinen eigenen Truppen spendete Friedrich hohes Lob: „Nie thaten meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit, seit ich die Ehre habe sie zu befehligen, Fußvolk wie Reiterei."

Friedrich kehrte zurück, um die Sachsen in Pirna zur Uebergabe zu zwingen. Der Hunger war sein Helfer, den Sachsen gingen die Lebensmittel aus, zur Noth reichten diese bis zum 12. October. Eine dringende Bitte ging an Browne um Hilfe ab. Er versprach in der Nacht vom 11. October auf den Höhen von Schandau sich einzufinden, die Sachsen sollten in der gleichen Nacht eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen, die ihnen gegenüberstehenden Preußen angreifen, er werde den Sachsen auf das erste Zeichen zu Hilfe kommen. Die Oestreicher waren in der festgesetzten Zeit am bestimmten Ort, aber die Sachsen kamen nicht. Browne wartete den 12., 13. ja bis Mittag am 14., dann zog er sich, ein Unglück vermuthend, zurück in sein Lager nach Budin, da er sein kleines Heer nicht länger der Gefahr aussetzen durfte. Er hatte richtig geahnt: Alles war den Sachsen entgegen. Rutowski hatte nicht Schiffe genug auftreiben können und dadurch war das Unternehmen um 24 Stunden verspätet. Ein starker Regen hatte den Strom geschwellt und den Weg kaum gangbar gemacht. Die Preußen drängten nach, vor sich fanden die Sachsen, als sie den Strom überschritten hatten, wieder Preußen, 48 Stunden hatten sie in strömendem Regen zugebracht, seit 72 Stunden hatten sie kein Brot, kein Fleisch, lebten bloß von Krautstrunken, Kartoffelranken und gekochtem Puder, der mit Schießpulver gesalzen war. Bisher hatte die Mannszucht den Unmuth über den Minister niedergehalten, der Nichts gethan und Alles versäumt hatte, der nicht zu befehlen verstand und dennoch Alles leiten wollte. Man sandte an August III. auf Königstein, daß man mit dem Feinde unterhandeln müsse. Der Kurfürst antwortete: „Der Feind ist nicht unüberwindlich, Gott und der Feldmarschall Browne werden sicherlich mit Euch sein! Alles beseelt meinen Muth! Ich beklage, daß ich mich habe bereden lassen mich hier einzuschließen. Ich würde Euer Schicksal gern getheilt haben. Denkt an Alles, was wir immer dem Feinde geantwortet! Denkt an seinen unerträglichen Hochmuth, wenn er eine ganze Armee die Waffen strecken sähe vor einigen Bat-

Unglück der Sachsen.

ßungen. Jede solche Uebergabe würde uns um Ehre und guten Namen bringen."
Leider versäumte August sich an die Spitze der Seinen zu stellen! Diesen
der Muth gebrochen, trotzdem eben ein Bote von Browne eintraf, daß er
er Nähe stehe: auch die Vereinigung mit Browne helfe nichts, wenn dieser
: Brod, Fourage, Pferde für das Geschütz und Munition mitbringe. Die
terei sei außer Stande sich zu schlagen, man zähle nur noch 12000 Kampf-
ge, 6 Wochen hindurch habe man sich gegen einen überlegenen Feind be-
ptet und der Ehre genügt. Jetzt wäre jeder Angriff nur nutzloses Blutver-
ßen. Der Kurfürst beharrte auf seiner Meinung, sie sollten angreifen, er wolle
r mit ihnen sterben als eine solche Schmach überleben. Vergebens! Die
iciere ließen ihm sagen, wenn der Kurfürst es schriftlich befehle, so werde
mit dem Kopf gegen den Lilienstein rennen, jeder Angriff werde aber die
ppen nur auf die Schlachtbank führen und könne die Lage nur verschlimmern,
Kurfürst selber in Gefangenschaft gerathen. Da erließ August III. die Ant-
: „Man muß sich der Vorsehung unterwerfen. Wie Ihr mir durch den
ralmajor Dyherrn zu erkennen gegeben, will man mich zwingen, härtere
ngungen anzunehmen, je nachdem sich die Umstände verschlimmert haben. Ich
Nichts davon hören. Ich bin frei in meinem Hause, so will ich leben, so
en. Das Eine und das Andere mit Ehren. Ich überlasse Euch das Schicksal
ner Armee. Euer Kriegsrath möge entscheiden, ob Ihr Euch kriegsgefangen
en, oder ob Ihr durch Schwert oder Hunger umkommen wollt. Möge die
schlichkeit, wenn möglich, Eure Entschließungen leiten. Wie sie auch ausfallen
n, ich habe Nichts damit zu thun (elles ne me regardent plus) und ich
e Euch nur dafür verantwortlich, daß Ihr Eure Waffen nicht gegen mich
meine Freunde kehrt" u. s. w. Von Browne traf ein Schreiben ein vom
October 1756, daß er sich bis zum 14. Nachmittags 3 Uhr auf den Höhen
Schandau gehalten habe. „Da ich aber von der ganzen Sachlage unterrichtet
den, so habe ich mich nach 3 Uhr in Marsch gesetzt. Meine Arrièregarde ist
g angegriffen und bis zum Dorfe Lichtenhain verfolgt worden. Ich habe ohn-
hr 70 Todte und Blessirte, der Feind dürfte nicht weniger verloren haben.
ist unnöthig, daß Ew. sich die Mühe geben, von meinen Truppen in ihrer
itulation zu sprechen, denn wenn die Preußen mich auch mit ihrer ganzen
ee verfolgen wollten, so würde mich das in diesen Bergen, Thälern und De-
n nicht in Verlegenheit setzen, denn sie würden hier Nichts als Schläge davon
en." Die Oestreicher hatten ihr Wort getreulich gehalten. Daß es so schlimm
, daran waren die Sachsen Schuld. Friedrich selber bemerkt*): „Diese so
. angeführte Unternehmung veranlaßte die beleidigendsten Vorwürfe, welche die
sischen und die östreichischen Generale sich einander machten; im Grunde
en sie beide Unrecht. Bloß der sächsische General, welcher den Entwurf, auf
: Art zu entkommen, gemacht hatte, war strafbar; ohne Zweifel hatte er
fehlerhafte Karte zu Rathe gezogen, er hatte sich nie in den Gegenden be-
den, deren Lage ihm daher unbekannt war." Er bemerkt spöttisch weiter:
enn welcher vernünftige Mensch wird zu seinem Rückzug ein Defilee
len, welches durch steile Felsen geht, welche der Feind besetzt hält? Diese
enden, welche vermöge ihrer Lage den Bewegungen ganz entgegen waren,
che die Oestreicher und Sachsen hierselbst zu machen hatten, verursachten
ig und allein das Unglück, welches die letzteren daselbst erfuhren. — Um seine
ppen nicht in Hunger und Elend umkommen zu lassen, mußte August III.
villigen, daß sich seine Soldaten zu Kriegsgefangenen ergaben und das Ge-

*) Guerre de sept ans. 4.

wehr streckten.“ — An Keith meldete Friedrich: „Die Sachsen stehen auf einem Terrain von 1200 Schritt Länge und 500 Schritt Tiefe, sie haben weder Lebensmittel noch Zelte, ihre Nachhut und Equipage ist geplündert, unsere Truppen haben sie eingeschlossen.“

Capitulation.

Winterfeld und Rutowski vereinbarten die Capitulation, während die Preußen Brod lieferten (1): die Armee ergebe sich kriegsgefangen, aber weder Generale noch Feldwebel und Gemeine dürften (8) zum Dienste gezwungen werden; die Officiere versprechen aber, (4), bis zur Herstellung der Ruhe nicht gegen den König von Preußen zu dienen; es stehe ihnen dafür frei, im Kurfürstenthum oder außerhalb desselben ihren Aufenthalt zu nehmen. Die Officiere behalten ihre Degen, Gewehre und Lederwerk der Gemeinen dagegen wird auf die Festung Königstein gebracht, desgleichen die Feldstücke. Für Unterhalt der Officiere wie der Gemeinen wird gesorgt werden (9 und 10). Der König war mit dem Entwurf nicht zufrieden und schrieb an den Rand *) zu: 1. „Will der Kurfürst mir die Armee übergeben, so braucht sie nicht kriegsgefangen zu werden;“ zu §. 4: „Diejenigen, welche in meinen Dienst treten wollen, haben sogleich volle Freiheit;“ zu §. 6: „Lederwerk, Mantel und Fahnen können auf den Königstein kommen, aber ja nicht Kanonen;“ zu §. 8: „Darein hat sich Niemand zu mengen, man wird keinen General zwingen, wider seinen Willen zu dienen;“ zu §. 9: „es versteht sich von selbst, daß ich Diejenigen bezahle, welche mir dienen; die Generale wird man als Männer von Ehre behandeln, es wird leicht sein für ihren Unterhalt zu sorgen.“ Als §. 14 setzte Friedrich bei: „Der Königstein muß während dem ganzen Verlauf des Friedens neutral bleiben.“ Rutowski schrieb darunter: „Ich bin bevollmächtigt, die Armee das Gewehr strecken zu lassen; ich kann sie aber weder von dem Eide, den sie geschworen, lossprechen, noch ihr einen anderen Eid schwören lassen; alles Andere ist dem König von Preußen überlassen.“ Friedrich war mit den Bedingungen des Friedens nicht zufrieden, dies bezeugen seine Anmerkungen, folgerecht hätte er ganz einfach den Vertrag zurückstellen sollen; da er es nicht that, so bestätigte er die Sachsen im Glauben der Vertrag sei angenommen.

Waffenstreckung.

Am 17. fand die Waffenstreckung statt. Ein Augenzeuge, Graf [illegible] bemerkt darüber: „Dieser Fürst hat damit angefangen, die Officiere von der Truppe zu trennen, und ihnen anzubieten, in seinen Dienst zu treten. Nur [illegible] haben Dienst genommen; darunter nur 9 geborene Sachsen, die Uebrigen waren Schlesier, Pommern, Brandenburger, folglich geborne Unterthanen des Königs von Preußen. Die Soldaten und Unterofficiere hat er sich berechtigt geglaubt, in seinem Dienst zu zwingen. Er war selbst gegenwärtig, als man die Soldaten genöthigt, ihm den Eid zu leisten. Er hatte seine Bataillone in Reihen formirt, welche von Zeit zu Zeit mit geladenen Kanonen geschlossen waren. Durch diese Reihen mußten die Sachsen, nachdem man sie zuvor entwaffnet, defiliren. Gegen Diejenigen, welche den sogenannten Eid der Treue, den ihnen ein Auditor vormurmelte (marmotor), nicht nachsprechen wollten, brauchten die preußischen Soldaten ihre Fäuste. Der Bruder des Königs, Prinz Ferdinand, und der Fürst Moriz von Anhalt haben sich besonders hervorgethan, durch ihre Bemühungen die Sachsen mittelst Stockschlägen zur Eidleistung zu bewegen. — Wunderlich, daß der König von Preußen nur dann auf die Treue der Soldaten rechnen zu können glaubt, wenn sie einen Eid geleistet unter Anrufung des Wesens, den

---

*) Vertrag und Randbemerkungen abgedruckt in den Geheimnissen des sächsischen Cabinet II. S. 236—240

**) Geheimnisse des sächsischen Cabinet II. 251.

sein der König öffentlich leugnet! Der König hat sich selbst so weit vergessen, n jungen Edelmann, der als Fähnrich im Regimente Brousatz gestanden, nhändig mit dem Stocke zu schlagen und ihm dabei zu sagen: er habe weder geiz, noch Ehre im Leib, da er nicht in den preußischen Dienst treten e." Am 18. wurde in gleicher Weise mit dem Ueberreste der Truppen ver- Treue der Sachsen.
en. — Man versicherte ihnen, ihr Kriegsherr habe sie an den König von ußen überlassen. Sie glaubten es nicht, sie wollten keinen Eid leisten. Viele en standhaft, sie wurden dafür als Kriegsgefangene in preußischen Festungen esperrt. Der König bildete aus den Sachsen 10 neue Regimenter, in so fern preußische Uniform bekamen. Moriz von Dessau hatte ihm vorgestellt, die hsen würden sich an den Dienst eines protestantischen Fürsten gegen die katho- en Oestreicher leicht gewöhnen, wenn er sie nur regimenterweise beisammen :. Friedrich II. hielt es für unnöthig, die gemeinen Soldaten dienstwillig zu hen dadurch, daß er ihnen vorstellte, er kämpfe für den Protestantismus gegen Katholicismus. Er meinte: so gut die Sachsen unter August gegen ihn, eben önnten sie unter preußischen Officieren für ihn sich todtschlagen lassen. Es die Verachtung des gemeinen Mannes, die er mit so manchen Fürsten des gen Jahrhunderts theilte. Er sollte sich bitter täuschen. Diese braven Sachsen en, daß sie ein Pflichtgefühl und eine Treue besaßen, die sie ehrenwerth it. Von den neuen preußisch-sächsischen Regimentern kam keines über 200 Mann in seinem Garnisonsort an. Sie entflohen, wo sie konnten, compagnieweise, r dem Ruf: „Es lebe unser König." Sie flüchteten nach Polen, Ungarn und erreich. 3 Unterofficiere, Richter, Seeher und Knabe, bewiesen in der Leitung Flucht unter Gefahren aller Art einen seltenen Muth und militärisches Ge- . Prinz Xaver bildete aus flüchtigen Sachsen im Elsaß ein Corps von 00 bis 12.000 Mann. Friedrich hob 9000 andere junge Leute zur Er- ung der Fahnenflüchtigen in Sachsen aus, aber auch sie desertirten, wo sie ten. Er vermengte nun die sächsischen Bataillone mit den preußischen, doch dies stellte sich als nachträglich heraus, zumal der Kurfürst erklärte, daß die hsen, die unter dem König von Preußen Dienste nähmen, des Hochverraths dig seien, und den Vertrag von Lilienstein für ungiltig erklärte. Friedrich dies Alles als Folge feindseliger Gesinnung des sächsischen Hofes an und den Generalen und Officieren keinen Heller. Auch die Gelder für den Hof- der Königin und des Kurprinzen wurden ganz zurückgehalten, die Minister ssen, den Räthen kein Gehalt mehr ausbezahlt. Die Waldungen wurden rgehauen, das Wild weggeschossen, die Porcellanvorräthe an den Meistbietenden uft. Mit einem Wort, der Wohlstand Sachsens wurde für preußische Zwecke raucht. August III. war mit seinem jüngern Sohne und seinem Minister August III.
hl am 19. October nach Warschau abgefahren. Es war der einzige Vortheil, er aus seinem polnischen Königthum zog, daß er jetzt, während sein Stamm- in Feindesgewalt war, einen anständigen sichern Aufenthalt hatte. Gern er die Republik zu einer Kriegserklärung gegen Preußen fortgerissen, allein drich baute vor. In einem Aufruf an die Polen erklärte er: die Verbindung Polen
dem sächsischen Haus sei eine vorübergehende und werde nach dem Tode des en Königs erlöschen; dagegen hänge die Republik mit Brandenburg durch unzerreißbare Band gemeinsamer Interessen zusammen. Preußen sei das Bollwerk gegen Alle, welche die Unabhängigkeit Polens anzutasten versuchen en. — Kläglich war es vom Minister Brühl, daß er jetzt die Schuld des Brühl.
lückes in Rundschreiben und Zeitungsberichten auf die sächsischen Generale , welche durch ein bloßes Vorurtheil sich hätten bestricken lassen, das Heran- n des östreichischen Feldherrn nicht wahrzunehmen. Begreiflich daß die

Generale mit mehr Recht alle Schuld des Unglücks auf Brühl warfen, welcher, wenn er nicht versäumt hätte, Magazine anzulegen, die Armee und den Staat gerettet hätte.

Der passive Widerstand Sachsens hat übrigens Friedrichs Plan, wie über die ungerüsteten Oestreicher herzufallen — und vor den Thoren Wiens den Frieden zu dictiren, vereitelt und ganz Europa gegen ihn unter die Waffen gebracht. Eine unwiederbringliche Zeit ging dadurch für Friedrich verloren. Die Oestreicher hatten sich indeß gerüstet. Friedrich konnte nicht in Böhmen, er mußte in Sachsen überwintern. Schwerin mußte sich nach Schlesien zurückziehen, der günstige Augenblick, die kühnen Pläne Winterfelds zu verfolgen und sich durch einen Stoß in's Herz gegen Oestreich die Kaiserkrone zu erringen war vorüber.

Folgen des Angriffs auf Sachsen. Der Winter 1756—57.

Der Eindruck, den Friedrichs Gewaltschritt machte, war groß. Ganz Europa gerieth in Erstaunen und Entrüstung. Selbst sein guter Freund, der französische Gesandte Valori, schrieb*): „Alle Welt ist bestürzt. Wie wird Friedrich sein Verfahren vor Europa rechtfertigen können? Werden die Stände des Reiches nicht empört sein über diesen Gesetzesbruch. Wie wird er den Sturm beschwören können, den er über sein Haupt zusammengezogen hat? Sein unerhörtes Verfahren in Sachsen, für dessen Rechtfertigung ich in seinem Manifest auch nicht einen einzigen stichhaltigen Beweis finden konnte [illegible] darüber, daß er einen Krieg unternommen hat, dem er nie auch nur die Farbe von Billigkeit wird geben können, sein unerhörtes Verfahren in Sachsen gibt seinen Feinden gutes Spiel und erhebt die ganze Welt gegen ihn." — Valori hatte Recht. Die Kaiserin von Rußland**) ließ dem Kurfürsten von Sachsen erklären, daß sie das Unglück, welches ihn betroffen, aufrichtig mitfühle und sich eine besondere Pflicht daraus mache, ihm wegen der gegen seine Erblande geübten Gewaltthätigkeit eine Genugthuung zu verschaffen, die weniger nach Maßgabe des zugefügten Schadens zu bestimmen sei, als nach der Abscheulichkeit des durch den König von Preußen rücksichtslos begangenen Friedensbruches. Sie gab zu erkennen, wie sie erwarte, daß die Kaiserin-Königin ähnliche Gesinnungen theile, und wie sie, wenn auch der König von Preußen aus Furcht vor der vereinigten Macht Oestreichs und Rußlands von ferneren Gewaltschritten sich sollte abhalten lassen, aber dennoch in dem Besitz der [illegible]

*) Stuhr, Forschungen und Erläuterungen über Hauptpunkte des siebenjährigen Krieges. I. S. 71—72.
**) Stuhr, l. c. I. 70.

en Lande sich halten wolle, es für das Interesse der beiden kaiserlichen Höfe ie, die Gelegenheit zu ergreifen, der Macht des Königs von Preußen angeseene Schranken zu setzen, wie es die ganze unparteiische Welt nur gerecht vernünftig finden würde. Schließlich wurde der König von Polen aufgeert, auf den Beistand von Rußland und Oestreich zu rechnen, sich nicht h den König von Preußen einschüchtern, noch zum Nachgeben und Einn auf Bündnisse mit ihm sich bestimmen zu lassen. Maria Theresia schrieb an wig XV: „Die angeblichen Bewegungsgründe zu dem mehr als feindi Einmarsche in das Kurfürstenthum Sachsen lassen sich darauf zurückn, daß wir uns nicht, ohne Vorbereitungen zu treffen, durch den König Preußen haben wollen zuvorkommen lassen. Aber der eigentliche Grund, er sehr zu verbergen trachtet, beruht in dem Aerger über das Neutralitäts-Vertheidigungs-Bündniß, auf welches wir mit Frankreich eingegangen sind; ist ihm dadurch alle Hoffnung benommen, uns in die Unruhen wegen rika's und in einen Krieg, der daraus in Europa entstanden sein würde, ickelt zu sehen, um aus Veranlassung desselben seinen hinlänglich angeten Plan, in die Niederlande einzufallen, auszuführen, und so die günstigste genheit zu ersehen, unserem erhabenen Hause den Todesstoß, den sein unvericher Haß uns schon seit langer Zeit bereitet, zuzufügen, auch seinem unbeten Ehrgeiz ein weites Feld zu eröffnen und endlich ganz Deutschland in ln zu legen." — Noch andere Hebel wirkten bei Ludwig XV. Die Dau-, die Mutter Ludwigs XVI., war eine Tochter August's III., sie warf sich König zu Füßen und beschwor ihn, er möge ihre Eltern in dieser Bezniß nicht verlassen. Der ganze Hof zeigte Theilnahme. Der König verh Alles, er werde wie die Kaiserin so seine übrigen Verbündeten untern; Befehl erging, ein Heer von 24,000 Mann bei Metz zusammenzuziehen, der ig wollte den Krieg auf dem Festland in großem Maßstabe führen. Da rich II. dem französischen Gesandten in Dresden, dem Grafen Broglie, ür die kurfürstliche Familie viele Theilnahme an den Tag legte, verwehrte en bei Pirna eingeschlossenen August III. ein Schreiben seines Königs nlich zu überbringen, so ward dies als Verletzung der heiligsten Satzungen Völkerrechts behandelt und Valori aus Berlin abberufen. Friedrich rief Knyphausen aus Paris ab und gab Broglie Befehl, von Dresden zu ist nach Warschau zu gehen. Aller Verkehr zwischen beiden Höfen war abgebrochen. Dennoch empfand es Ludwig tief, daß 1757 Friedrich II. von allen Fürsten ihm gelegentlich des Mordanfalls von Damiens kein en der Theilnahme und des Abscheues vor der That gegeben.

Bruch mit Frankreich.

Mit dem Mordanfall hatte es folgende Bewandtniß. Die Regierung damals mit dem Klerus und mit den Parlamenten und letztere waren einander im Hader und dieser Streit hat nicht wenig dazu beigetragen, Gedanken, daß die Nation hoch über der Dynastie, über dem Klerus und

Gährung.

den Parlamenten stehe, wach zu halten. Der Erzbischof Beaumont von Paris, gebot, in gewissen Fällen Sterbenden das Sacrament zu verweigern. Das Parlament dagegen verbot die Sacramentsverweigerung, weil dadurch die öffentliche Ordnung gestört werde. Der Bischof erklärte, er habe seine Rechte von Gott; das Parlament sagte, sie widersprechen den Gesetzen des Reiches. Der König nahm es dem Parlament übel, daß es sich in diese Angelegenheit gemischt habe. Das Parlament nahm es dem König übel, daß er es hemme die Grundgesetze des Reiches zu vertheidigen. Seine Vorstellungen bewiesen ein Feuer, eine Zähigkeit, daß man den Einfluß von Montesquieu's Lehre wohl spürt. Der König verbannte die Gegner unumschränkter Gewalt und [illegible] eine königliche Kammer ein, bei welcher jedoch die Advocaten keinen [illegible] führen wollten, so daß Ludwig sich genöthigt sah, die Parlamente zurückzurufen. Dazu kam die Geldnoth. Der Kampf in Amerika, auf Majorka, die Rüstungen zum Continentalkrieg verschlangen große Summen, die Regierung forderte [illegible] neues Zwanzigstel von allem Einkommen, zu dem Zwanzigstel von 1746, bis zur Wiederkehr des Friedens. Das Parlament erhob Einsprache, betonte, daß alle Parlamente in Frankreich nur Ein vielgegliedertes Ganzes seien. Der König erzwang 13. December 1756 die Eintragung seines Willens durch ein Lit de Justice. Man schrie in den Straßen gegen die Pompadour und den Tyrannen der Franzosen. Ludwig XV. sagte damals zur Marquise: „Der Klerus wie die Parlamente sind mir mit ihren Klagen zuwider, aber der Klerus ist doch noch immer anhänglich an den König, diese Parlamente aber [illegible] wahre Heerde des Republikanismus; übrigens, so lange ich lebe, hält die [illegible] maschine noch aus."

Begreiflich war die Aufregung groß: im Volk hieß es, ein Aderlaß [illegible] nöthig, aber ein rechter, eine Revolution, aber eine gründliche; alle [illegible] müsse man fortjagen. Es waren theure Zeiten; unter dem Volke hieß es, [illegible] König gewinne durch die Hungersnoth, er bekomme dann seine Mädchen [illegible] und man redete von 1840. Es gibt Naturen, welche einer allgemeinen [illegible] bedürfen, damit der Sturm das Segel ihrer Seele schwelle. Eine solche [illegible] Damiens, ein halbwahnwitziger Mensch, aus Artois, wo es nicht an [illegible] Köpfen fehlt, wie Calvin und Robespierre zeigen. Als Bedienter da und [illegible] während ihn selber die Noth quälte, hatte Damiens so viel gegen den König [illegible] hört, daß er jetzt, 42 Jahre alt, beschloß, ihm ein Denkzeichen zu geben, wenn [illegible] auch dafür sein Leben hingeben müsse. Der 5. Januar 1757 war ein [illegible] trüber Tag, der König schritt eben durch die Marmorhalle zu Versailles, um [illegible] Trianon zu fahren, als er einen Stoß bekam. Er deutete auf einen [illegible] mageren Mann: „dieser Trunkenbold hat mir einen Stoß gegeben." — [illegible] Leibwächter schlug Damiens den Hut herunter: „wer wagt es bedeckt zu [illegible] der Nähe des Königs*)". Eben in den Wagen steigend sagte der König: „[illegible] hat mich ein Dorn gestochen," — er griff in die Seite und zog die Hand [illegible],

Damiens.

Attentat.

---

*) Vergleiche die Auszüge aus dem Verhöre bei Michelot, Histoire de L[illegible] p. 372—93.)

ns: „dieser Herr da hat mich verwundet, man halte ihn fest, tödte ihn aber t!" und kehrte in seine Gemächer zurück. Die Leibwächter packten und banden miens, der mit größter Ruhe und Zuversicht sagte: „Ja, ich bin es, ich habe gethan für Gott und das Volk, für die Religion." — Was verstehen Sie inter? — „Ich meine, daß das Volk stirbt, daß Frankreich zu Grunde geht." Für welchen Glaubenssatz — man dachte an Jansenisten oder Jesuiten. ein Glauben ist das Elend des Volkes in drei Viertheilen von Frankreich". „Man gebe Acht, daß der Dauphin morgen nicht ausgeht." — Nenne deine schuldigen, dann wird dich der König begnadigen. „Er darf es nicht, ich will Schmerzen und Qualen sterben wie Jesus Christus. — Ich habe dem König eine Warnung geben wollen (donner un avisement au Roi), ich hätte ihn t tödten können."

So war es in der That. Man fand bei ihm ein Messer mit einer langen kurzen Klinge, er hatte nur mit der kurzen gestochen. Er hatte Zeit ge-, einen zweiten Stich anzubringen, er hatte sein Federmesser zugemacht. Die nde oberhalb der fünften Rippe war nur $^1/_4$ Zoll tief, die Aerzte sagten: re es nicht der König, so könnte der Mann morgen schon ausgehen." Aber wig fürchtete, das Messer sei vergiftet, und bekam klägliche Angst. Man fragte miens, er schwor bei seiner Seele, beim lebendigen Gott, das Messer sei nicht iftet. Man wandte die Folter an, er blieb bei seiner Aussage. Aber Ludwig Höllenangst. „Ein Priester, ein Priester!" — schrie er. Ein Hauscaplan : ihn schnell Beichte und ertheilte ihm die Absolution. Ein Jesuite kam, König beichtete nochmals und ausführlich und bat dringend um die Los-ung. Der Jesuite verlangte aber die Entfernung der Maitresse und das eben des lasterhaften Lebens. Alles zugestanden. Ludwig sandte nach dem phin und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter: „regiere besser als ich!" — Beichtvater mußte beständig um ihn sein. Die Scene von Metz 1744 wieder-sich. Machault ertheilte der Pompadour Befehl, Versailles zu verlassen, ihre inger mieden sie — aber sie ging nicht, sie ließ es auf das Hinauswerfen nmen und indessen änderte sich die Sachlage. — Ludwigs Angst.

Ludwig wurde in wenig Tagen wieder gesund und erklärte den Ministern, er sich selbst wieder mit der Regierung befassen wolle. Seiner Reue schämte ch und Alle, die ihn nach seinem Gefühl schwach gesehen, haßte er, namentlich genson, welcher viele Hingebung für den Dauphin bewiesen und beantragt, daß bis zur vollständigen Wiederherstellung des Königs sämmtliche Minister Zimmer des Kronprinzen arbeiten sollten. Mehrere Tage besuchte der König Pompadour nicht, eines Morgens aber, als er an ihrer Treppe vorbeiging, hn mehr die Gewohnheit als die Neigung in ihre Wohnung. Sie empfing nit Thränen und Klagen über d'Argenson. „Gut, sagte der König, ich habe längst satt, aber jagen wir auch den Machault mit fort!" — Der war der b der Geistlichkeit und bei der königlichen Familie übel angeschrieben, seine issung sollte den Sturm beschwichtigen. 16 Räthe traf das gleiche Loos. Die padour aber saß fester denn je, Abbé Bernis, der ihr treu geblieben war, be- an Rouille's Stelle im Juni das Ministerium der auswärtigen Ange-heiten. Keine Umkehr. Pompadour. Bernis

Alle Parteien warfen sich jetzt auf Damiens. Wer hatte ihn gesendet? Ver-is betheuerte er unter Folterqualen, so schrecklich, daß die menschliche Natur im Stande schien sie auszuhalten, daß er keine Mitwisser habe. Cui pro-! fragten die Parteien. Da einten sich die Anhänger des Parlaments und Jansenisten dahin, die Schuld auf die Jesuiten zu wälzen; denn wäre ig XV. erlegen, so wäre im Dauphin ein Freund des Ordens an's Ruder Damiens Proceß.

gekommen. Dieser falsche, aber eifrig verbreitete Verdacht war ein schwerer Schlag für die Jesuiten. Indem die Richter ihre Liebe zum König glänzen ließen, ließen sie zugleich ihrem Haß gegen die Jesuiten freien Lauf. Aber es war nicht möglich zu beweisen, daß Damiens das Werkzeug einer Partei sei, er beharrte darauf, keine Mitschuldigen zu haben. Was hätte die Pompadour nicht gegeben, um die Jesuiten hineinzuziehen!

Jesuiten.

Damiens.

Damiens war wahnwitzig, er hätte ins Irrenhaus gepaßt. Im Verhör [illegible] er nur, sofern er sagte, er habe keine Familie, denn er wollte Frau und [illegible] retten. Als dies am Tage war, sprach er über Alles offen. „Ihr waret in [illegible] guten Häusern und bekamt das Elend des Volkes nicht zu spüren," fuhr ihn der Richter an. — „Wer nur an sich denkt, der ist zu Nichts gut," antwortete der Angeklagte. Einmal klagte er einen Chirurgen an, er sei Schuld an seinem Ver-brechen, weil er ihm nicht zu Ader gelassen habe. Als die Vorfragen [illegible] waren, kam der Proceß zur Entscheidung vor die Pairs und die Prinzen [illegible] Hauses. Sie verurtheilten den Unglücklichen zur Strafe Ravaillacs, d. h. er [illegible] zuerst mit glühenden Zangen gezwickt, dann Blei in die Wunden gegossen, [illegible] solle er von Pferden zerrissen werden. Die ganze unschuldige Familie des [illegible] Vater, Frau und Tochter, wurde in die Verurtheilung insofern mit einbezogen, als sie bei Todesstrafe Frankreich verlassen mußte. Ludwig XV. wies ihnen [illegible] unterhalt an, Damiens selber wollte er anfangs nach Bicêtre senden, kam [illegible] wieder davon ab und nahm die barbarische Hinrichtung vor Gott und der [illegible] welt auf sein Gewissen. Am 28. März 1757 fand sie statt, nachdem man [illegible] vergebens vorher noch gedrängt hatte, Geständnisse zu machen — er habe [illegible] Mitschuldige, es bestehe keine Verschwörung. Damiens wurde zuerst die [illegible] verbrannt, mit welcher er das Messer geführt hatte, dann ward er mit glühenden Zangen an der Brust, den Armen und Beinen gezwickt und in die [illegible] siedendes Oel, Blei, Pech, brennender Schwefel gegossen. „Gott gib mir [illegible] Herr hab' Erbarmen!" schrie der Unglückliche in Einem fort. Dann sollten [illegible] 4 Pferde in Stücke reißen, sie vermochten es nicht. Er bat um den [illegible] Aber dann wäre den vornehmen Damen und Herren, die für Zuschauerplätze viel hatten kosten lassen, ihr Vergnügen abgekürzt worden! — Er mußte länger leiden, — endlich schnitt man ihm die Sehnen entzwei, die Pferde [illegible] ihn in Stücke, welche verbrannt wurden. Die Asche wurde in die Seine [illegible] 1/4 7 Abends hatte die Sache ein Ende. Uebrigens hatte Damiens eigentlich [illegible] König Nutzen gebracht, die Parlamente bezeugten der Krone ihre [illegible] man beeilte sich die Steuern zu zahlen, die Gunst des Volkes schien sich [illegible] zuzuwenden und Alles nur den Sieg seiner Waffen im bevorstehenden [illegible] wünschen!

d'Estrées in Wien.

Vom September 1756 bis zum Februar 1757 unterhandelte [illegible] d'Estrées, welcher zum Heerführer für den Krieg in Deutschland ernannt [illegible] in Wien über den gemeinsamen Feldzugsplan*). Er war zwar angewiesen, [illegible] Spur des Mißtrauens, wie es bisher zwischen den Höfen von Wien [illegible] sailles geherrscht habe, verschwinden zu machen, aber von London wie von [illegible] aus wurden immer Keime des Argwohns ausgestreut, bei dem Französischen Hof von Wien hege doch noch immer Anhänglichkeit für den König von [illegible] britannien, bei Kaunitz, Frankreich sei doch nicht recht geneigt, zur [illegible] Preußens mitzuwirken. Kaunitz verlangte die vertragsmäßigen 24.000 [illegible] welche zu den Oestreichern in Böhmen stoßen sollten. In Versailles [illegible]

*) Eingehend sind diese Verhandlungen mitgetheilt bei Stuhr, l. c. I [illegible]

e 24.000 Mann seien doch zu sehr unterwegs gefährdet, und wollte man zwei re nach Deutschland senden. Kaunitz war besorgt, die Franzosen möchten sich ten im Reiche festsetzen wollen! Im Februar einigte man sich dahin, daß zwei ızösische Heere, zusammen 105 000 Mann in Deutschland einrücken sollten; kleinere habe im April Geldern und Wesel zu belagern, das größere von sseldorf in Hannover vorzudringen und dasselbe zu besetzen, dann Magdeburg belagern, wo Oestreicher und Russen sich mit ihm vereinigen sollten. So Kriegsplan. Um in Wien alle Besorgniß zu zerstreuen, erging im Juni 1757 die französischen Heerführer die Weisung, nicht im Namen der Krone Frank-), sondern im Namen der Kaiserin-Königin aufzutreten, denn der allerchrist- te König wolle nur als Bundesgenosse der Kaiserin und als Bürge des west- ichen Friedens am Kampfe theilnehmen; daher sollten alle von den franzö- en Truppen besetzten Orte den Beamten der Kaiserin zur Verwaltung über- n werden. Kriegsplan.

Die Kaiserin Elisabeth war Feuer und Flamme gegen Friedrich II. von ußen und Kaunitz hatte bisher ihren Eifer zügeln müssen. Doch vertraute icht allzusehr auf die Hilfe von da und mit Recht, denn die Kaiserin lebte daß Niemand an eine lange Dauer ihrer Regierung glaubte, und der mfolger Peter war ein erklärter Bewunderer Friedrichs und seine Gemahlin arina hing an England und Preußen. Ueberdieß war der russische National- mit in Anschlag zu bringen, der Oestreich nicht auf Kosten Rußlands er- wissen und einen erklecklichen Gewinn herausschlagen wollte, wenn man al Krieg führe. Rußland solle Preußen gegen Litthauen und Semgallen Polen geben. In Polen selber lagen Fragen, die Rußland von einem en Bund mit Oestreich wie mit Frankreich fern halten mußten. Rußland.

Hören wir Gesandschaftsberichte! Seit dem Herbst 1756 stand ein russisches in Livland marschbereit. Aber was wurde nicht Alles aufgeboten, um es ngslos zu machen! Schon die Wahl des Apraxin zum Feldherrn war be- ım. Der englische Gesandte schreibt September 1756*): „Apraxin ist sehr ungemein dick, ausschweifend und kümmert sich um Nichts und hat nie Feind gesehen.“ Am 11. November: „Noch ist Apraxin nicht abgereist und schew hat uns offen gestanden, er sei Schuld daran und werde uns noch : Dienste leisten. Apraxin hat sich dafür gewinnen lassen, sich selber alle chen Hindernisse zu schaffen und seine Abreise hinauszuschieben. Der König Preußen kann sicher sein, daß der Großkanzler nicht einen Groschen von ı Geld anrühren wird, bis er ihm nicht die wesentlichsten Dienste geleistet Friedrich II. hatte nämlich durch Williams dem Großkanzler für gute te 100,000 Thaler anbieten lassen und dieser alsbald erklärt: „Von dieser e an bin ich des Königs Freund. Hätte ich dies zwei Monate früher ge- so hätte sich Vieles für den König thun lassen**).“ Uebrigens bekam er Summe nicht, denn Friedrich fand in Dresden Briefe, deren Veröffentlichung ischew vernichtet hätte. Wie ein Damoklesschwert schwebte die geheime Drohung, Briefe bekannt zu machen, über dem Haupte des Großkanzlers und er that Apraxin. Bestuschew.

---

*) La Cour de Russie. S. 148.

**) Raumer, Beiträge II. 399. Le Cour de Russie. p. 49.

deßhalb zum Vortheil Friedrichs II., was er vermochte, zunächst richtete er die Anweisung für Apraxin so ein, wie der Preußenkönig sie nur wünschen konnte. Großfürst Peter. Friedrich selber erzählt vom Großfürsten: „Als Fürst von Holstein hatte er einen unauslöschlichen Haß gegen Dänemark eingesogen, wegen der schreienden Ungerechtigkeiten, die seiner Familie von den Dänen angethan waren. In Sorge [illegible] die Angelegenheiten Preußens möchten eine Wendung nehmen, daß es sich [illegible] Dänemark verbinden müsse, bot er Friedrich II. seinen Einfluß und seine [illegible] Dienste an, damit sich dieser ja mit den beharrlichen Feinden Holsteins in keinen Bund einlasse. Der König nahm das Angebot an und versprach, nie einen Vertrag mit Dänemark zu schließen, und obschon diese Willfährigkeit dem König [illegible] Augenblick keinen Vortheil brachte, so wird man doch sehen, daß diese innige Beziehung die großen Entwürfe der Oestreicher vereitelte*)." — An einer andern Stelle gesteht Friedrich, am Rückzug Apraxins nach dem Siege über Lehwald [illegible] der Großfürst Schuld. Apraxin. Wie trieb dieser Russe ein Spiel mit seiner Kaiserin! Apraxin ließ sich von ihr, bevor er zur Armee abging, die feierlichste Versicherung geben, daß sie Alles, was er thun werde, im voraus billige, und daß sie ihn für Nichts verantwortlich mache, wenn etwa auch die Ausfälle sich unglücklich ergeben möchten **)! Im Februar traf er in Riga ein, im April hatte er noch [illegible] Anstalt getroffen, die Armee in Bewegung zu setzen. Solchen fremden Officieren, die ein Recht hatten, nach dem Grunde seines unerklärlichen Benehmens zu fragen, sagte er, er habe einen ganz geheimen Plan, den er Niemanden entdecken dürfe. Der Franzose Hospital meinte, hinter dem Schein der Klugheit verberge sich Furcht. Das Heer. Mit Unrecht! Es war Verrath. Der Kern des russischen Heeres war übrigens tüchtig. Derselbe Marquis de l'Hospital, der länger im Hauptquartier sich befand, schreibt: „Die Fußtruppen sind sehr gut, die Reiterei ist es aber nicht in dem Maße. Was den die Armee bildenden Menschenschlag betrifft, so ist derselbe vorzüglich, seine Unerschrockenheit und sein Gehorsam gegen die Befehle der Kaiserin sind bekannt. Die Leute reißen weder aus, noch fürchten sie den Tod. Es fehlt den Officieren an Erfahrung und Dienstkenntniß, [illegible] große Gefahr vorhanden ist, daß sie von den kriegsgewohnten und ausge[illegible] preußischen Truppen geschlagen werden. Wenn jedoch der Krieg von [illegible] Dauer sein sollte, so kann es nicht fehlen, daß die russischen Heere ihren Nachbarn furchtbar werden müssen***)." — Friedrich II. war auch sehr in Sorge vor den Russen. Zum englischen Gesandten, Mitchell, sagte er †): „Es handelt sich um Nichts weniger als um den Fortbestand des Hauses Brandenburg, habe ich nicht Grund genug unruhig zu sein! Ich habe Frankreich und Oestreich auf dem Hals? was soll werden, wenn ich mich auch noch gegen Rußland vertheidigen muß! Wenn nun die Kaiserin Elisabeth sterben oder sich ruhig verhalten würde, so hätte ich von meinen Feinden Nichts zu befürchten." Der König rieth dem englischen Gesandten, Apraxin zu bestechen, damit er sich ruhig verhalte.

Neuer Vertrag. Elisabeth hatte 22. Januar 1755 mit Maria Theresia einen neuen Vertrag geschlossen gegen den gemeinsamen Feind und Störer der Ruhe, [illegible] welchen sie die Waffen nicht niederlegen wollten, bis Schlesien und Glatz [illegible] die Herrschaft der Kaiserin-Königin zurückgeführt, und seiner Macht und [illegible]

*) Guerre de sept ans. Chap. 3.
**) Stuhr, Forsch. I, 183.
***) Stuhr, l. c. 286.
†) La Cour de Russie 155.

jerechten Anschlägen geeignete Schranken gesetzt seien. Zunächst ward das Ver·
bigungsbündniß von 1746 erneuert. Dann verpflichteten sich beide Kaise·
:n, 80,000 Mann regulärer Truppen während der ganzen Dauer des
eges gegen den König von Preußen zu verwenden, Rußland auch noch
Schiffe und 40 Galeeren in der Ostsee. Beide Theile handeln nach
einsamem Kriegsplan und jeder sendet zur Armee des anderen einen
teral, der im Kriegsrath Sitz und Stimme hat. Die Kaiserin von Rußland
d ihre Armee so schnell als möglich in Preußen einrücken lassen, da der
iig die Kaiserin bedrängt. Die Oestreicher hingegen werden den Heranzug
russischen Armee nach Kräften befördern. Kein Theil schließt ohne Zustimmung
anderen Waffenstillstand oder Frieden *). In Separatartikeln war Frankreich
Zutritt zum Bunde vorbehalten und versprachen sich beide Kaiserinen, ge·
nsam dahin zu wirken, daß der König von Schweden mit seinen Truppen
Niederschlagung des Königs von Preußen mitwirke; für seinen Antheil
Krieg solle er entsprechende Vortheile erlangen. Beide Kaiserinen setzen
daran, um dem König von Polen wieder zum Besitz seines Kurfürsten·
ns Sachsen zu verhelfen und zu einer angemessenen Entschädigung auf
en des Königs von Preußen. So lang der Krieg dauert, wird Maria
resia jährlich an die Kaiserin Elisabeth eine Million Rubel zahlen. Unter·
net ist der Vertrag von Esthérhazy, Bestuschew und Woronzow. Der Wille
Kaiserin Elisabeth war entschieden für Maria Theresia gegen Friedrich II.

Aber der Bund brach in Trümmer, sobald die Kaiserin mit Tod abging,
der Thronerbe war, wie schon bemerkt, ein Gegner desselben, sprach im
itsrath dagegen, bis ihm die Kaiserin bedeutete, es geschehe Alles auf ihren
hl und sie leide es nicht, daß man ihre Willensmeinung in Zweifel ziehe,
uf Peter antwortete, da bleibe ihm Nichts übrig, als zu gehorchen und zu
igen. Allerdings war der Großfürst ein unbedeutender Mensch. In den
toiren der Kaiserin Katharina **) heißt es von seiner täglichen Beschäftigung:
dieser Zeit und lange nachher war das Hauptspielzeug des Großfürsten in
Stadt eine enorme Menge kleiner Puppen und Soldaten aus Blei, Holz,
und Wachs, welche er auf sehr schmalen Tischen, die ein ganzes Zimmer
hmen, aufstellte; man konnte sich kaum zwischen den Tischen bewegen. Er
diese Tische der Länge nach mit Stücken von Messing unter einander ver·
:n; an diese Stücke Messing waren Schnüre befestigt, und wenn man diese
, machten die Stücke Messing einen Lärm, welcher einem Kleingewehrfeuer
Die Hoffeste feierte er mit großer Genauigkeit, indem er diese Truppen
ießen ließ. Außerdem löste man täglich die Wachen ab, d. h. man nahm
edem Tische Puppen, welche dazu bestimmt waren, auf die Wache zu ziehen.
ieser Parade war er in Uniform, gestiefelt und gespornt, im Ringkragen
nit der Schärpe zugegen. Diejenigen von seinen Dienern, welche zu diesem

*) Der französische Vertrag, abgedruckt bei Schäfer, G. d. siebenjähr. Krieges I.
1—95.
**) Deutsche Ausgabe S. 219.

Exercitium zugelassen wurden, mußten eben so erscheinen. Alle diese Spielsoldaten waren in preußischer Uniform." Diese Vorliebe des Thronfolgers für Preußen war den Russen zuwider. Von der kindischen Art seiner Beschäftigung, von seiner Kleinlichkeit, von seinem Mangel an richtigem Urtheil und gesundem Verstand redete man allgemein. Was sollte für ein Herrscher aus einem Prinzen werden, von dem seine Gemalin schreibt*): „Als ich eines Tages zu demselben Zweck das Zimmer seiner kaiserlichen Hoheit betrat, fiel mein Blick auf eine todte Ratte, die er, mit dem ganzen Apparat einer Hinrichtung, in der Mitte eines durch eine Bretterwand gebildeten Kabinets hatte aufhängen lassen. Ich fragte, was dieses bedeute, worauf er erwieberte, diese Ratte habe eine verbrecherische Handlung begangen, welche nach den Kriegsgesetzen mit Hinrichtung bestraft werde; sie sei über die Wälle einer Festung von Pappe gesprungen, die auf dem Tische in diesem Kabinete stand, und habe zwei aus Teig gefertigte Schildwachen, die auf den Bastionen im Dienste gewesen, aufgefressen. Er habe den Verbrecher nach den Kriegsgesetzen verurtheilen lassen. Sein Hühnerhund habe die Ratte erwischt und sie sei sofort erhängt worden, wie ich sie sehe, und solle drei Tage vor den Augen des Publicums ausgestellt bleiben. Ich konnte nicht umhin, über die Albernheit dieses Vorgangs in lautes Lachen auszubrechen, erregte jedoch dadurch sein Mißfallen bei ihm. In Anbetracht der Wichtigkeit, die er der Sache beimaß, zog ich mich zurück und verschanzte mich, als Frau, hinter meine Unkenntniß der Kriegsgesetze. Allein er ließ nicht nach mich wegen meines Lachens zu schelten." –

II. Vertrag von Versailles.

Viel bedeutsamer als der russische war der Versailler Vertrag, welchen abzuschließen nur Starhembergs Klugheit und Beharrlichkeit gelang. Er hat in der Geschichte den Namen des **zweiten Vertrags von Versailles** und wurde am 1. Mai 1757, dem Jahrestag, abgeschlossen, da im ersten Vertrag die Häuser Bourbon und Habsburg sich nahe traten**), nachdem zwei Jahrhunderte hindurch ihre Feindschaft Europa so oft erschüttert und so manches Schlachtfeld mit Blut geröthet hatte. Im Eingang verbinden sich Beide, der Macht des Königs von Preußen solche Schranken zu setzen, daß er nicht mehr im Stande sei Böses zu thun. Da die im ersten Vertrage zugesicherte Hilfe nicht mehr genüge, so verpflichtet sich der König von Frankreich, 4000 Baiern und 6000 Wirtemberger in seinem Solde zum Heere der Kaiserin-Königin stoßen zu lassen und 105,000 Mann eigene Truppen zu ihrem Dienste während des ganzen Krieges zu verwenden, deßgleichen alljährlich 12.000.000 Gulden in monatlichen Fristen, vom 1. März 1857 an gerechnet, an sie zu erlegen. Die Zahlung soll erst aufhören, wenn die Kaiserin in den friedlichen und ruhigen Besitz des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz und des Fürstenthums Crossen gelangt ist. Damit Friedrich Europa nicht ferner beunruhigen könne, verpflichten sich beide Höfe, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie ihn gezwungen haben, unwiderruflich die Herzogthümer Schlesien und Magdeburg, die Fürstenthümer Crossen und Halberstadt, die Grafschaft Glatz, die Herr-

---

*) Memoiren Katharinas. Deutsche Ausgabe Seite 175.
**) Die Literatur darüber verzeichnet bei Schäfer l. c. I. 280 und 586.

lle, das früher schwedische Vorpommern und Alles, was er aus der Erb-
ıft der alten Herzoge von Cleve besitzt, herauszugeben. Das ist das Mindeste,
s dem König von Preußen entzogen werden wird, und dieses Maaß darf
ht herabgesetzt werden. In dem Maaße, als sie im Kriege wider Friedrich II.
enste leisten, sollen Schweden, die Niederlande, Baiern, Sachsen und die
alz auf Kosten Preußens Vergrößerungen erhalten, Sachsen insbesondere als
tschädigung für die an ihm verübte Unbill und als Bürgschaft für die
kunft das Herzogthum Magdeburg und den Saalkreis, auch soll der Er-
hlung eines Prinzen zum König von Polen kein Hinderniß in den Weg
egt werden. Beide Mächte zahlen zu gleichen Theilen Hilfsgelder an
hweden und Sachsen, an letzteres so viele, als zum Unterhalte von 10,000
ann nöthig sind. Die Kaiserin-Königin wird mindestens 80,000 Mann eigene
uppen gegen Friedrich II. verwenden, auch verpflichtet sie sich, sobald sie in
ı gesicherten Besitz von Schlesien und Glatz getreten ist, an die Krone
ınkreich zu Eigenthum und mit vollem Hoheitsrechte abzutreten die Herr-
ıften Chimay und Beaumont, die Städte und Häfen Ostende und Nieuport,
ern, Furnes, Mons, die Festung Knock und eine Meile Gebiet im Umkreis
ser Städte und Festungen mit dem Rechte freien Durchzugs auf den großen
raßen und freier Schiffahrt auf den Canälen und Flüssen, welche dahin
ren. Dagegen wird der König die Vorrechte und guten Gewohnheiten der
annten Städte bestätigen, allen Beamten und Pfründenbesitzern ihren Ge-
t belassen und alle Schulden, welche die Kaiserin auf genannte Orte ge-
cht hat, übernehmen. Maria Theresia wird sobald als möglich die nöthigen
ıßregeln zur Wahl ihres Erstgebornen zum römischen König ergreifen und
ınkreich sie darin unterstützen. Beide schützen die katholische Kirche im Reiche,
ıe aber die Rechte und Freiheiten der beiden protestantischen Religionen zu
letzen, und laden damit die Krone Schweden, als Mitbürgin der Verträge
ı Osnabrück und Münster ein, dem vorliegenden Artikel beizutreten. Ist
aria Theresia in den sicheren Besitz von Schlesien und Glatz gelangt, so
rd sie gegen Austausch der italienischen Fürstenthümer Parma, Piacenza
d Guastalla ihre sämmtlichen Besitzungen in den Niederlanden, die der Krone
ankreich verheißenen ausgenommen, an den Infanten Don Philipp abtreten,
ter denselben Bedingungen, unter denen sie obgenannte Orte an den König
treten wird; sie behält sich nur für sich und ihre Erben Sitz und Stimme
f dem Reichstag und das Präsentationsrecht für das Reichskammergericht,
Verleihung des Ordens vom goldenen Vließ und Wappen und Titel des
uses Burgund vor. — Stirbt aber der Infant kinderlos oder erlischt sonst
ne Nachkommenschaft in weiblicher und männlicher Linie, so fallen die
ederlande an die Kaiserin-Königin oder deren gesetzliche Erben zurück. In
sem Falle wird jedoch Stadt und Gebiet von Tournay an Frankreich ab-
treten. Die Kaiserin-Königin verspricht, sobald alle Bestimmungen zu ihren

Gunsten vollzogen sind, bei künftigen Friedensverhandlungen dahin zu wirken, daß Minorka an Frankreich abgetreten wird und die Bestimmungen des Utrechter Friedens über die Befestigungen und den Hafen von Dünkirchen aufgehoben werden. — Beide Höfe verpflichten sich, befreundete Mächte zum Beitritte einzuladen, daß sie die Bestimmungen dieses Vertrages gewährleisten, nämlich den römischen Kaiser und Großherzog von Toscana, die Kaiserin von Rußland, die Krone Schweden, dann den König von Polen, die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz und andere Mächte, über welche man sich vereinigen wird. —

Bedeutung. Dieß der berühmte Vertrag von Versailles, den Kaunitz mit Recht als ein Meisterstück Starhembergs pries, der in der That als ein Sieg östreichischer Diplomatie über die französische bezeichnet werden muß. Denn der Vortheil war darin auf Seite Oestreichs: französisches Geld, welches bisher deutsche Fürsten zum Kampfe gegen Habsburg verlockte, wurde jetzt verwendet im Dienste der Einheit des Reiches gegen einen übermächtigen unbändigen Genossen des Reiches. Wenn der Vertrag sein Ziel erreichte, so war Oestreich nicht blos um deutsches Gebiet reicher und mehr abgerundet, sondern auch die Kaisermacht stärker, Preußen allerdings auf seine frühere Machtstellung herabgedrückt. Daß Maria Theresia das reiche Belgien zu opfern bereit war, hatte darin seinen Grund, daß es den französischen Angriffen zunächst ausgesetzt, schwer zu vertheidigen, dagegen immer geeignet war, das Reich in einen Krieg zu verwickeln. Hatte Friedrich II. sich 1741 mit den Franzosen verbunden, um ihr Schlesien zu entreißen, so verband sich Maria Theresia mit denselben Franzosen, um das ihr gewaltsam entrissene liebe Erbe wieder zu gewinnen.

Kaiser u. Reich. Die Frage liegt nahe, wie Kaiser und Reich sich zum Einbruche Friedrichs in Sachsen und zum französisch-östreichischen Bündniß verhielten. Schon am 13. September 1756 *) erging vom Kaiser Franz Stephan eine Vorladung an Friedrich II., wegen Vergewaltigung und Beraubung Sachsens sich vor den Reichsgerichte zu stellen, und ergingen Abberufungsschreiben an alle Befehlshaber und Kriegscommissäre der wider den Kurfürsten im Anzug begriffenen brandenburgischen Völker, an der Empörung und am Landesfriedensbruch sich nicht zu betheiligen, den strafmäßigen Befehlen des Königs nicht zu gehorchen und dessen Fahnen zu verlassen. Alle Fürsten und Stände wurden gewarnt, den König öffentlich oder geheim zu unterstützen. Schriften für und gegen den Kaiser erschienen: die ersteren warnten vor dem Ehrgeize und der Herrschsucht Maria Theresias, vor den allergefährlichsten Plänen des Dresdener Hofes, letztere vor preußischen Vorspiegelungen. Am 10. Januar 1757 erfolgte die Abstimmung

Reichskrieg. über des Kaisers Antrag auf Reichskrieg und Stellung des dreifachen Aufgebotes sämmtlicher Reichskreise, während Hannover auf Vermittelung des Friedens antrug. Für den Reichskrieg, bis der König von Polen in den Besitz seiner Lande wieder eingesetzt und entschädigt sei, und ihm und jedem bedrängten

*) Vergl. A. K. Menzel. D. G. V. 440—50.

r bedrohten Mitstande hinreichende Genugthuung widerfahren sein werde,
mten im Kurfürstencollegium: Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Baiern, Pfalz
Sachsen, dagegen aber, wie leicht begreiflich, Brandenburg und Hannover.
Reichsfürstenrathe stimmten für den Reichskrieg alle katholischen Stände und die
testantischen Pfalz-Zweibrücken, Brandenburg-Anspach, Mecklenburg-Schwerin,
stein-Gottorp, Schwarzburg und Hessen-Darmstadt; für Vermittelung des
edens sprachen Sachsen-Gotha und Weimar, Wirtemberg, Brandenburg-
lmbach, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Baden, Nassau, die west-
ischen, fränkischen und westfälischen Grafen. Der Reichskrieg und das drei-
e Aufgebot wurden also beschlossen, zumal Baden, Wirtemberg, Branden-
g-Culmbach vom hannoverischen Antrag wieder abfielen. —

Die Gefahr, welche durch diesen Entschluß für Friedrich entstand, war igens nicht so groß, wie es zuerst schien. Den meisten Fürsten war es mehr die französischen Hilfsgelder, als um eifrigen Krieg für Kaiser und Reich thun und im protestantischen Volke wußten preußische und englische Agenten Besorgniß zu erwecken, mit dem Bund zwischen Maria Theresia sei es auf die erdrückung des Protestantismus abgesehen. In Sachsen und Wirtemberg de in den protestantischen Kirchen vor katholischen Umtrieben für den König Preußen gebetet. Am französischen Hofe war dies wohl bekannt und fürch- man sogar, daß Friedrich II. durch Erregung religiöser Begeisterung unter Protestanten einen allgemeinen Volksaufstand in Deutschland hervorrufe *). stärksten sprach sich diese Abneigung, gegen Friedrich zu streiten, in Wir- erg aus, dessen Herzog für 6000 Mann, welche er zum Kriegsdienst stellte, Frankreich innerhalb 5 Jahren 1,500.000 Livres erhielt. Als der Herzog l 3200 Mann in Stuttgart, 1757, zusammenzog, um sie gegen Friedrich entsenden, sparten die Bürger weder Geld noch Wein; die Soldaten em- en sich, sprengten das Pulvermagazin in die Luft, 2000 Mann brachen nach nken zu einer preußischen Freischaar durch und traten dann in die Dienste drichs II. Der Herzog sammelte neue 6000 Mann und im Elsaß wurden)00 Franzosen zusammengezogen, um die Wirtemberger von einem Aufstand schrecken; die 6000 brachen jetzt nach Böhmen auf, aber in Geislingen muß- wegen einer neuen Meuterei 15 erschossen werden, in Böhmen meuterten sie er, in der Schlacht bei Leuthen gingen sie offen zu den Preußen über und Abfall trug nicht wenig zum Siege Friedrichs bei. Darum tadelt auch der zösische Berichterstatter über diese Schlacht den östreichischen Feldherrn: er das Schicksal eines Flügels der Armee Truppen anvertraut, deren er nicht ommen sicher war. — Neben der religiösen Besorgniß wirkte in diesen ppen der alte Haß gegen die Franzosen, an deren Seite sie gegen Fried- II. kämpfen sollten, während seine Siege sie begeisterten. Bei der Bunt- der Zusammensetzung der Reichsarmee konnte von einer strammen Zucht in lben keine Rede sein. Darum gab auch ein Agent nach der Schlacht bei ach der französischen Regierung den wohlgemeinten Rath **): „die Wieder- llung der Reichsarmee wird unter allen Umständen den französischen wie den chischen Interessen zuwider sein. Diese Truppen besetzen die schönsten er von Deutschland und zehren sie aus, ohne sie zu decken; sie denken an s als daran, die Lebensmittel zu vertheuern und dem König von Preußen nten zu verschaffen. Diese Armee ist Nichts als ein Schattenbild, welches

Werth der Reichshilfe.

Glaubenskrieg.

Geist der Reichsarmee.

*) Vgl. die Daten, welche Stuhr hierüber gesammelt hat l. c. I., 315—36.
**) Stuhr, l. c. I. 333.

die Reichsfürsten in Furcht davor, ihre Rechte zu verlieren, und in der Absicht, daß dem Hofe von Wien dadurch kein Vortheil erwachsen sollte, vorspiegeln. Eine Armee, welche das Unglück hätte, sich auf jene stützen zu müssen, kann auf Bloßstellung ihrer Flanke rechnen. Sie verzehrt, kostet und fordert zweimal mehr als jede geregelte Truppe; man scheut sich überdies nicht, in Beziehung auf den eingetretenen endlichen Erfolg zu erklären, daß man gar nicht in der Absicht, sein Leben preiszugeben, sich habe anwerben lassen. Befragt, was denn bei Roßbach die Auseinandersprengung der Schaaren veranlaßt habe, antworteten die Leute fast einstimmig, daß ihre Officiere sie zuerst verlassen hätten." — Ganze Compagnien gingen unter ihren Hauptleuten mit fliegenden Fahnen zu den Preußen über. Als die Truppen des Markgrafen von Baden zur Reichsarmee stoßen sollten, brach ein Aufruhr aus und gingen auf einmal 500 Mann davon, um über Fürth zu den Preußen zu stoßen. Jetzt wird der Rath begreiflich, welchen Seydlitz *) seinem König gab, daß man von Seite Preußens die Reichstruppen so wenig als möglich zum ernsten Kampf nöthigen dürfe, da sie nur ungern gegen Preußen fochten, genöthiget aber sich äußerst brav schlugen; deshalb solle man ihnen gerne den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges lassen, oder, noch besser, Gefangene zu machen suchen, welche größtentheils sogleich freiwillig in die Reihen der Preußen traten. Friedrich II. meinte einst im Scherze, er werde selber noch als Kurfürst von Brandenburg sein Contingent zum Reichsheer stoßen

Die katholischen Fürsten.

lassen. Selbst auf die katholischen Fürsten konnte sich Oestreich nicht verlassen. Die Truppen des Kurfürsten von Köln zeigten keine Lust, gegen Preußen oder Hannover zu streiten, der Kurfürst von der Pfalz durchaus keinen Eifer. In München wurde man sorglich, Beistand gegen einen Fürsten zu leisten, dessen Rache sehr gefährlich werden könne und dessen Zorn eben so schnell wie hart treffe. Zwei Minister zeichneten dem preußischen Gesandten zu Regensburg, F. v. Plotho, den Plan vor, durch Entsendung preußischer Truppen an die bairische Grenze dem Kurfürsten entweder wirkliche Furcht einzuflößen oder ihm wenigstens den Vorwand vorhandener Gefahr darzubieten **).

Unläugbar kannte Kaunitz die Unzuverlässigkeit dieser deutschen Hilfstruppen, welche unter einen Prinzen Wilhelm von Hildburghausen gestellt wurde, sehr wohl, es war ihm aber um den Schein zu thun, als ob die Macht des Reiches vereinigt dem gemeinsamen Feinde sich gegenüber stelle, der Krieg sollte um keinen Preis den Charakter eines Religionskrieges bekommen. Daher war es

Schweden.

ihm auch von Bedeutung, daß Schweden als Garant des westfälischen Friedens und der dadurch bedingten Freiheit der drei Religionsbekenntnisse im deutschen Reiche am 21. März 1757 dem Bunde gegen Friedrich beitrat. — Sei Schweden von Preußen nicht angegriffen, so gewährleistet ihm Oesterreich den Besitz von Pommern in den Grenzen des Stockholmer Vertrages von 1720; wird aber Schweden von Preußen angegriffen, so soll es Pommern in der Ausdehnung erhalten, wie es ihm der Vertrag von St. Germain en Laye verhieß ***). Die schwedische Aristokratie war der Königin Ulrike Eleonore gründlich abgeneigt, der Verdacht wurde angeregt, sie wolle Schweden von Preußen abhängig machen und das schwedische Pommern ihrem Bruder in die Hände spielen. Gegen französische Hilfsgelder versprach der Reichsrath, mit 25.000 Mann in Preußen einzurücken. Graf Goeß schloß im Namen der Kaiserin-Königin mit Schweden ab. Auch Mecklenburg-Schwerin schloß sich dem großen Bunde gegen Friedrich an.

---

*) Varnhagen v. Ense, Leben des Generals Frh. v. Seidlitz. S. 140.
**) Stuhr, l. c. I. S. 318.
***) Koch-Schoell. III. 34.

Das Kriegsjahr 1757.

Also Feinde genug! Kaunitz schrieb damals an Esterhazy *): „Mit
ttes Hilfe werden wir dem hochmüthigen König in Preußen so viele Feinde
: den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß.“ — Lobredner Preußens
ıen herausgerechnet, daß dieses mit 5,000.000 Einwohnern und einem Ein- Machtstellung.
ımen von 12,000.000 Thalern sich damals gegen 100,000.000 erwehrt
ıe. Richtiger ist die Rechnung, daß 150.000 Mann gegen 430.000 Mann
Felde standen. Aber die Höhe der Gefahr darf nicht nach der Zahl der
gner bemessen werden, denn trotz des bitteren Hasses dreier Frauen, unter
en allein Maria Theresia durch die edelsten Tugenden glänzt, war der Bund
) locker, die Uebereinstimmung der handelnden Führer gering und die Ge-
hen in der französischen, russischen und deutschen Reichsarmee groß, während
Preußen die bestgeübten Krieger jener Zeit, von einem genialen Feldherrn
ihrt, das unbedingte Werkzeug seines Willens waren. Friedrichs Pläne
ben in seiner Brust verschlossen oder wurden nur wenigen Verschwiegenen
getheilt, während ihm bestochene Verräther geschäftig jeden Plan seiner
nde in die Hände spielten oder sein Scharfsinn sie zu errathen verstand.
schaffte ihm auch jetzt Verrath den Kriegsplan, den man in Wien ent-
fen, in die Hände — den Feldzug frühzeitig zu eröffnen, mit drei Armeen Oestr. Kriegsplan.
Sachsen und Schlesien einzufallen, Franzosen und die Reichsarmee sollen
r Eger und das Voigtland kommen, Browne solle über Friedland auf
ızlau und Glogau vorgehen und Niederschlesien erobern, Piccolomini Ober-
sien in Besitz nehmen. Die Voraussetzung, daß er sich nur vertheidigungsweise
alten werde, wußte Friedrich bestens zu hegen, während er wohl einsah,
er rasch angreifen, die Oestreicher schlagen müsse, ehe die Franzosen und
sen zur Stelle seien, daß er verloren sei, wenn er sich auf die Vertheidi-
g beschränke, ein rascher Zug auf Prag bringe Verwirrung in die Auf- Plan Friedrichs.
ung seiner Feinde, gebe ihm Uebergewicht an Ansehen und Macht, eine
liche Schlacht entscheide vielleicht über den ganzen Krieg. „Nichts war
tiger, schreibt Friedrich selber **), als diesen Entwurf geheim zu halten; wenn
;elingen sollte, mußte man die Kenntniß, ja die Vermuthung davon den
nden entziehen und auch dem sächsischen Hof, welcher die Preußen verrieth,
endlich selbst der Armee, damit er nicht aus Unbedachtsamkeit bekannt
ɔe. Um nun Jedermann hiebei irre zu führen, ließ man die Stadt Dres-
befestigen, mit Palissaden versehen, um sie in Vertheidigungszustand zu

*) Arneth, Maria Theresia und der siebenjährige Krieg, I. 158.
**) Guerre de sept ans, chap. 6, am Anfang.

setzen. Zu gleicher Zeit wählte der König verschiedene vortheilhafte Lager um Dresden herum, als wenn er sich zur Vertheidigung in Bereitschaft setzte. Dies wurde sogleich nach Polen und Böhmen gemeldet. Um die feindlichen Heerführer einzuschläfern, unternahm man einige Streifungen." — Die List gelang vollkommen, selbst der vorsichtige Browne ließ sich täuschen und glaubte, als ihm der bevorstehende Einbruch der Preußen gemeldet wurde, es sei dies nur ausgesprengt, um die wahren Absichten des Königs zu verdecken *). Während er alle Mittel sammelte, erging sich Friedrich in Bildern seines Sieges oder einer Niederlage. Er spricht seine Hoffnung aus, mit den Oestreichern bald fertig zu werden, diesmal zu zeigen, was die Preußen vermögen, aber er sorgt auch Alles vor für den Fall einer Niederlage, daß z. B. die königliche Familie und der Schatz nach Küstrin gebracht werde, und erläßt die geheime Verfügung:

Geheime Instruction.

„Geschähe es, daß ich getödtet würde, so müssen die Dinge ihren Gang gehen ohne die mindeste Veränderung und ohne daß man bemerke, daß sie in andern Händen sind, und in diesem Falle müssen Eidesleistungen und Huldigungen beschleunigt werden, sowohl hier als in Preußen und vor Allem in Schlesien. Wenn ich das Mißgeschick hätte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man die mindeste Rücksicht auf meine Person nehme, und daß man die geringste Erwägung anstelle über das, was ich etwa aus meiner Haft schreibe. Wenn ein solches Unglück mir zustieße, will ich mich für den Staat opfern und muß man meinem Bruder gehorchen, welcher so wie die meine Generale und Minister mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen, daß man weder eine Provinz, noch ein Lösegeld für mich anbietet und daß man den Krieg fortsetzt und seine Vortheile verfolgt, ganz, als wäre ich nie auf der Welt gewesen" **). — Es kam nicht so gut, nicht so schlimm, doch ganz anders, als er vor seinem Einbruch in Böhmen erwartet hatte, zu dem er am 16. April die Befehle gab. Da war ein sicherer Plan, ein fester Wille und unbedingt gehorchte die Mannschaft.

Maria Theresia.

An Geist, an Wille, an Thatkraft fehlte es seiner großen Gegnerin nicht; man staunt über ihre Thätigkeit in dieser Zeit. Aber sie war eine Frau und konnte sich nicht an der Spitze der Armee in die Schlacht wagen. Während sie sonst die Talente der Männer so gut abzuwägen und am gehörigen Ort zu verwenden verstand, ließ sie die Zuneigung zu ihrem Schwager Karl von Lothringen diesmal einen Mißgriff begehen, vor dem man sie vergebens warnte.

Karl von Lothringen.

Einem Feldherrn, wie Friedrich, war Karl von Lothringen nicht gewachsen; es fehlte ihm an Schnellblick und rascher Entschließung, er war nicht beliebt bei der Armee. Im Erbfolgekrieg hatte er sich anfangs hervorgethan, seinen Rheinübergang kann auch Friedrich nur loben, aber damals stand Traun ihm zur

*) Arneth l. c. I. 168.

**) Die geheime Instruction für den Grafen Finck, mitgetheilt bei Schäfer, I. [illegible]

ite, dagegen hatte er später durch Niederlagen bei Chotusitz, Striegau, Soor gute Meinung seiner Soldaten eingebüßt. Maria Theresia wollte aber m Schwager Gelegenheit geben, diese Scharten auszuwetzen; sie dachte hoch seiner Befähigung und hielt jene Niederlagen nur für Unglücksfälle. Der ßgriff war um so größer, als der geeignete Führer schon an der Spitze der nee stand, Graf Browne, der, umsichtig und kühn, den richtigen Gedanken te, durch raschen Angriff Friedrich zur Vertheidigung zu zwingen und ihn ch Abschneiden der Hilfsmittel abzumatten. Maria Theresia gab nun owne ihrem Schwager zur Seite, jener aber stellte sich, wenn auch mit en Ahnungen, unter die Befehle des Prinzen, denn Einheit der Leitung ist hwendig. Browne.

Durch ein Fußleiden zu lange in Wien zurückgehalten, war Karl noch it bei der Armee angelangt, als die Preußen schon in 4 Heeressäulen in hmen einbrachen: Schwerin aus Schlesien über Trautenau und Nachod, unschweig-Bevern aus der Oberlausitz über Reichenberg, Prinz Moritz von ſau über Komotau, der König selber über Peterswalde. Prag war das Ziel, welches sie unaufhaltsam vordrangen. Die großen Magazine, die in den nzbezirken angelegt waren, um den in Sachsen einfallenden Truppen Lebenstel nachzuliefern, Millionen an Werth, gingen verloren. Als Karl von Lothjen 30. April zu Tuchomierschitz bei der Armee anlangte, traf er sie in vollem kzug. Die Losung des Prinzen war Vertheidigung, Browne wollte offene dschlacht, zuletzt verlangte er nur 4000 Mann, um mit dem Feinde aninden. Die anderen Generale sowie der Prinz waren dagegen. Browne fügte wie einer, der dem Schicksal mit gebrochenem Herzen sich beugt. Auch Prag lte Karl räumen, nur um die Armee zu retten, da erklärte aber Browne, Verlust Prags sei der Untergang der Monarchie, die Kaiserin müsse dann Wien fliehen, und erbot sich, die Stadt mit 8000 Mann zu vertheidigen. Nun rde beschlossen, bei Prag zu bleiben. Die Oestreicher nahmen Stellung auf Ostseite von Prag, Karl wollte die durch die Märsche ermüdeten Truppen ruhen lassen und die Verstärkung abwarten, welche unter Daun heranrückte. einem Angriffe hielt er seine verschanzte, von sumpfigen Wiesen umgebene llung für gesichert. Einmarsch der Preußen.

Aber Friedrich wollte den Gegnern nicht Zeit lassen, Verstärkung an sich ziehen. „Frische Fische, gute Fische!" hieß es. Ein großer Sieg, und Friedrich nte auf den Wällen von Wien den Frieden dictiren. Deßhalb ordnete der nig schon am Morgen des 6. Mai, kaum Schwerin mit seinem Corps bei eingetroffen war, den Angriff. In ihrem Sicherheitsgefühl hatten die Oestcher die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt. Allmälig erstiegen die Preußen Höhen, nachdem sie die Hindernisse des Bodens überwunden, da empfing sie r ein mörderisches Feuer. Browne eilte mit seinen Grenadieren herbei, warf Preußen zurück, welche mehrere Fahnen und 14 Kanonen verloren, wurde r von einer Kugel schwer verwundet und bewußtlos vom Schlachtfeld gegen. Niemand war mehr hier, der die Schlacht zu leiten wußte. Durch das rdringen der Grenadiere entstand eine Lücke, in welche der König seine Reiterei rf, gegen welche die östreichische nicht Stand hielt. Indeß führte Schwerin Fußvolk wieder die Höhe hinan, indem er an der Spitze, die Fahne in der nd, ihm Muth zu machen suchte, stürzte aber, von 5 Kugeln durchbohrt, zu Schlacht bei Prag. Schwerin.

Boden. Ein wilder Kampf entbrannte, der mit dem Rückzug der Oestreicher endete. Auch ihre Mitte und ihr linker Flügel stritt lange mit höchster Tapferkeit, aber ohne eigentliche Oberleitung, denn Prinz Karl war, als er die fliehende Reiterei vergeblich zum Stehen zu bringen suchte, vom Brustkrampfe befallen und bewußtlos weggetragen worden. Als er sich wieder erholt hatte und auf das Schlachtfeld zurück wollte, hatten die Preußen schon die Höhen vor Prag erstiegen, und riß ihn der Strom der Flüchtigen in die Stadt. Der Sieg gehörte den Preußen. Die Verluste waren groß, 13.000 Mann auf jeder Seite. Die Oestreicher hatten Browne verloren, die Preußen Schwerin, von dem Friedrich in der Schilderung dieses riesigen Kampfes sagt, er sei allein mehr als 10.000 Mann werth gewesen und sein Tod habe die Lorbeern des Sieges, der durch zu kostbares Blut erkauft war, welken gemacht *).

Prag beschossen. Erst am folgenden Tage, als der König Prag zur Uebergabe auffordern ließ, erfuhr er, daß Prinz Karl mit 40.000 Mann sich darin eingeschlossen hätte. Zu einer förmlichen Belagerung hatte Friedrich nicht Mannschaft genug, er beschloß also, die Stadt durch Aushungerung zu bezwingen, und ließ sie vom 29. Mai an beschießen, um die Magazine zu zerstören. Nie wurde Bresche geschossen, nie Sturm gelaufen. Man hatte aber die Vorsicht gehabt, die Magazine in die Mitte der Stadt zu bringen, wohin keine Bombe und keine Kugel dringen konnte. So erreichte der Feind, obschon vom 30. Mai bis 19. Juni 23.063 Bomben, 58.367 Kugeln in die arme Stadt geworfen wurden **), die 848 Häuser theils verbrannten, theils zertrümmerten, seinen Zweck nicht, die Preise der Lebensmittel blieben mäßig. Doch bald meldete Karl nach Wien, daß nur bis zum 20. Juni die Lebensmittel reichen könnten.

Stimmung in Wien. Die Trauer der Kaiserin, der Schrecken über die Niederlage war groß, nicht minder die Verwirrung und Unentschlossenheit. Man glaubte schon Wien bedroht und dachte an Rettung der Archive. Gegen Kaunitz, den Anstifter des Krieges und den Urheber des französischen Bündnisses, sprachen viele Stimmen. Er war am 6. nach Böhmen abgereist, um den Generalen den Kopf zurecht zusetzen, unterwegs hatte er vom Unglück bei Prag gehört und sich sogleich zu Daun begeben, der mit einer Heeresabtheilung gerade auf dem Marsche nach Prag zu Böhmischbrod eintraf und vom Staatskanzler die erste Nachricht von der Schlacht vernahm. Sogleich beschlossen sie, Daun solle sich nach Kolin zurückziehen, die Vorräthe decken, Verstärkungen an sich ziehen, um dann die Rettung der in Prag eingeschlossenen Armee zu versuchen. —

Deutschland. Die Kunde von der Prager Schlacht machte tiefe Wirkung in Deutschland. Friedrich II. stand in einem Siegesglanze da, wie nie früher, nie später. Seine Gegner zitterten vor dem, was er auszuführen im Stande sei. Man verbreitete damals einen Brief, welchen er an seine Gemahlin geschrieben haben soll, worin die stolzen Worte: „Jetzt sehe ich mich als Herren eines neu eroberten Königreichs und die Hälfte meines Heeres wird hinreichen, um die Feinde bis ans Ende der Welt zu jagen, und mit dem anderen Theil werde ich die Reichskreise im Zaume halten und Deutschland von den Franzosen befreien, mit denen ich sehr leicht fertig zu werden gedenke" ***). — Alle Feinde Oestreichs regten sich, die falschen Anhänger zeigten ihre wahre Gesinnung. Baiern wollte sich neutral erklären, Wirtemberg vom Bunde zurücktreten, Mainz erlaubte seinen Unterthanen feindselige Reden gegen den König von Preußen, Kurpfalz

*) Guerre de sept ans. Chap. 7.
**) So berechnet Pelzel G. der Böhmen, II. 914.
***) Stuhr, l. c. I. 247—48.

chte den Bund mit Frankreich und Oestreich zu widerrufen. In Paris sprach die öffentliche Stimme lebhaft gegen die Politik der Regierung aus. Nur wig XV. zeigte sich standhaft *). er beschloß, der Kaiserin neue Hilfs- pen zu senden; er schrieb ihr, sie möge bauen auf seinen Wunsch, das dniß mit ihr unauflöslich zu machen, sowie er selber ihrem Muth, ihrer heit, ihrer Treue vollständig vertraue. An Muth, an Treue fehlte es der eprüften Frau auch nicht **). Ludwig XV.

Ihre und Oestreichs Hoffnung beruhte jetzt auf Daun. Leopold Graf Daun, aus einem am Niederrhein und der Eyffel blühenden Geschlechte ab- mend, der Sohn des Wirich Daun, der sich durch die unerschrockene Ver- igung von Turin, 1706, und darauf durch die Eroberung von Neapel be- nt gemacht hatte, war geboren 1719 und zuerst für den Dienst der Kirche mt, von dem ihn aber bald seine unwiderstehliche Neigung zur Kriegswissen- t wegführte. Im östreichischen Erbfolgekrieg stritt er mit Ruhm bei Czaslau, nau, Dingolfing, Landeck, dann in Schlesien und den Niederlanden. Kein er Friedrichs II. forschte emsiger nach dem Grunde seiner Siege und wog den Geist seiner Einrichtungen ab und war eifriger, Verbesserungen in der eseinrichtung einzuführen, und so entstanden die Cadeten- und Ingenieur- en auf seine Anregung hin. 1754 wurde Daun Feldmarschall, 1756 Vorsitzender Hofkriegsrathes. Weil er Friedrichs Bedeutung als Feldherr kannte, war n vorsichtig ihm gegenüber, denn das Schicksal der Monarchie stand jetzt in e. Als der König 20.000 Mann unter Bevern gegen ihn sandte, zog sich n aus Kolin, dann aus Kuttenberg bis Goldsch-Jenikau zurück. Zwar n durch den Rückzug Magazine verloren, aber Bevern folgte, kam auch r ab vom Heere des Königs. Als er sein Heer auf 50.000 Mann verstärkt und Maria Theresia ihm die Ermächtigung ertheilt hatte, aus eigenem An- e und ohne frühere Anfrage zu verfügen, was er für gut halte, und die icherung gab, daß sie einen ungünstigen Erfolg ihm nimmermehr zur Last werde, und die Nachricht vom Mangel an Mundvorrath in Prag zur cheidung drängte, da setzte sich Daun gegen Prag in Bewegung, um eine acht herbeizuführen. Am 13. Juni stritt seine Vorhut mit dem Heere Be- s und auf die Nachricht davon kam Friedrich II. selber mit 32.000 Mann, nigte sich mit Bevern und beschloß, mit 50.000 Mann den Oestreichern eine heidende Schlacht zu liefern. Während Friedrich Dauns feldherrliche Be- ung gering anschlug, beurtheilte der französische Berichterstatter Marainville lben besser, indem er ihn als einen Militär von tüchtigem Urtheil be- net, der nach richtigem Grundsatze verfahre und einen trefflichen Blick habe, weise und besonnen und mit großer Vorsicht handeln werde ***). Der König chte gegen die Oestreicher, welche auf den Höhen standen, die südlich der straße von Kolin über Planian sich erheben, die schiefe Schlachtordnung an- nden, in der Mitte und am rechten Flügel den Kampf zu versagen, da- n mit seinem linken Flügel den rechten der Oestreicher zu überwältigen und Schlachtordnung aufzurollen. In der Frühe des 18. Juni rückten die ßen die Höhen beim Dorfe Kreschor hinan, in der goldenen Sonne zwischen nian und Kolin gab der König seine letzten Anordnungen. Auf der Höhe Kamhajek aber beobachtete Daun den Anzug seiner Gegner, merkte, daß es m rechten Flügel gelte, und verstärkte diesen sogleich. Die Schlacht begann Daun. Schlacht bei Kolin.

*) Arneth, l. c. I. 188—89.
**) Das merkwürdige Schreiben hat zuerst Arneth mitgetheilt. l. c. I. 499—500.
***) Stuhr, l. c I 254

um 1 Uhr, der erste Angriff der Preußen glückte, sie nahmen das Dorf Kreschor. Aber hinter demselben war die Stärke der Oestreicher, welche ihre Gegner sechsmal die Höhen hinunter warfen. Ihr Geschütz schmetterte ganze Reihen nieder und immer stellten sich die Preußen wieder in Ordnung und stiegen zu neuem Angriff hinan. Die ganze Schlachtlinie sollte nach der ersten Anordnung des Königs sich links hinziehen, und Moritz von Dessau, wenn Kreschor genommen dem linken Flügel die Hand bieten. Statt dessen rückte Moritz gerade vor an die östreichische Front und ließ sich General Manstein, statt ohne zu fechten bloß in unzertrennlicher Verbindung mit der ganzen Schlachtlinie sich fort zu bewegen, auf dem rechten Flügel in ein ernstliches Treffen ein, das nicht mehr abgebrochen werden konnte. Dadurch entstanden Lücken, welche der König durch Herbeiziehung der Reserve auszufüllen suchte. Die Reihen der Preußen lichteten sich. Daun benützte jetzt, wie Friedrich selber gesteht, „als großer Heerführer die Fehler seiner Feinde *). Die sächsischen Reiter brannten vor Nachbegier und hieben unter dem Ruf „das ist für Striegau" in die preußischen Reihen ein. Die Vierecke lösten sich. Friedrich hatte keine Reserven mehr. Die Verluste der Preußen waren entsetzlich, 326 Officiere, 13.773 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, sammt 22 Fahnen und 45 Geschützen; das erste Bataillon Garde allein verlor 24 Officiere und 475 Mann, während der Verlust der Oestreicher bloß 8000 Mann betrug. Der König mochte nicht glauben, daß der Sieg nicht noch gewonnen werden könne, sammelte 40 Mann mit einigen Fahnen um sich, in der Hoffnung, ein großer Theil der Flüchtigen werde sich wieder anschließen, und führte sie mit klingendem Spiele gegen eine Batterie. Die Meisten entliefen, ohne daß es Friedrich gewahr wurde; gleichwohl ritt er weiter, bis ihm Einer zurief: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern!" — Jetzt hielt der König an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und ritt langsam nach dem rechten Flügel und ordnete den Rückzug gegen Prag an, der in Ordnung vor sich ging. Daun untersagte die Verfolgung und hielt seine Mannschaft zusammen. Man erzählt, der König habe den Soldaten, um sie zum siebenten Angriff zu gewinnen, zugerufen: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben!" — Ein Grenadier soll erwidert haben: „Fritz, für acht Groschen ist es heute genug." Doch ist dies weder mit der Klugheit des Königs noch mit der Disciplin in der Armee leicht zu vereinbaren. — Andere Nachrichten besagen, daß Daun schon den Befehl zum Rückzug nach Suchdol gegeben, der sächsische Oberst Benkendorf denselben aber zurückgehalten habe. Gewiß, der Entscheid war lange schwankend, es war beiderseits ein gewaltiges Ringen um den Sieg. Mehrere kaiserliche Generale wurden verwundet, Daun selber zwei Pferde unter dem Leib erschossen, zwei Schüsse bekam er, ohne jedoch das Schlachtfeld zu verlassen.

Wir können uns die Spannung in Wien auf die Schlacht und den Jubel über den Sieg, der die Monarchie rettete, wohl denken. Maria Theresias Herz überwallte von Gefühlen des Dankes gegen Gott und der Erkenntlichkeit gegen ihre Tapfern. Jedem Krieger ward für Lebenszeit doppelte Löhnung zugesagt und ein außerordentliches Geschenk für den Schlachttag selber verliehen. Den Unterofficieren wurde Beförderung auf kleine bürgerliche Aemter in Aussicht gestellt. Die Officiere erhielten Beförderungen. Am 22. Juni wurde der Maria-Theresienorden zur Belohnung kriegerischer Verdienste der Oberofficiere unserer Armee und fremder Officiere gegründet, die in ihr als Freiwillige dienen —

Maria Theresia.

Ihr Orden.

*) Preuß, F. d. G. II. 53—54.

eine der gefeiertsten Auszeichnungen und hat schon die Brust manches Helden hmückt. Daun erhielt das erste Großkreuz, weil er die Ordensproben vor der zen Armee abgelegt habe. Bis zu seinem Tode bekam Daun jedes Jahr am Juni ein Zeichen der Huld seiner Kaiserin. So schrieb sie ihm einmal: eber Graf Daun! Unmöglich kann ich den heutigen großen Tag vorbeigehen n, ohne ihm meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu hen. Die Monarchie ist ihm ihre Erhaltung schuldig und ich meine Existenz meine schöne und liebe Armee und meinen einzigen und liebsten Schwager. s wird mir gewiß, so lange ich lebe, niemalen aus meinem Herzen und ächtniß kommen, im Gegentheil, daß es jährlich frischer und fühlbarer wird daß niemalen selbiges genug an ihm und den Seinigen werde erkennen en. Dies ist der Tag auch, wo mein Name für das Militär soll verewiget en, auch seiner Hände Werk, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute, erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch lange Jahre zum zen des Staates, des Militärs und meiner Person als meinen besten und rsten guten Freund. Ich bin gewiß, so lange ich lebe, seine gnädigste Maria resia." — Napoleon sprach über Aehnlichkeiten im Gang der Schlachten von erlitz und Kolin, als er 5. October 1809 das Grabmal Dauns in der ustinerkirche in Wien besah *). Daun.

Die Niedergeschlagenheit bei den Preußen vor Prag war dagegen groß. war Zeuge," sagte Retzow, „von der außerordentlichen Bestürzung der ntlichen dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Muth und Disciplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. sonst so sanftmüthige Prinz von Preußen brach jetzt in laute Wehklagen das Benehmen seines königlichen Bruders aus. Ein Vorwurf, der so ge- er auch an sich war, ihm in der Folge das unverdiente Unglück zuzog, hes seinen frühen Tod beförderte." — Viele mochten nicht an die Nieder- glauben, bis sie Friedrich selber, von Arbeit und Wachen erschöpft und ge- en Blickes, nur von einem Pagen begleitet, in das Lager reiten sahen. Trauer der Preußen.

drich schob die Schuld der Niederlage zuerst auf Moritz von Dessau, dann Manstein. Jener rechtfertigte sich alsbald vor dem König und sein Neffe, als sein Adjutant, hat später Berenhorst mitgetheilt, daß der König selber rend der Schlacht, als er den Angriff auf dem linken Flügel schon für ge- en hielt, auf den Dessauer zugeritten sei und Front gerufen und, als dieser te, das könne unmöglich gut ablaufen, den Degen gezogen und ihm drohend rufen habe: „will er gehorchen oder nicht!" — Sonach wäre Friedrich selber ld an der Niederlage. In seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ist Manstein Sündenbock, der mit seiner hitzigen Tapferkeit zur Unzeit bei Prag seine abe in's Gefecht geführt habe und bei Kolin wieder in den nemlichen Fehler len sei. Manstein fiel, tapfer kämpfend, auf dem Rückzug aus Böhmen und e sich nicht mehr vertheidigen. An Lord Marishal schrieb Friedrich der ge- n Zahl seiner Truppen die Niederlage zu: „Ich hätte mehr Fußvolk nehmen en, 23 Bataillone reichten nicht hin, um 60,000 Mann aus einer vortheil- n Stellung zu vertreiben. Die Erfolge geben oft ein schädliches Vertrauen, werden unsere Sache ein ander Mal besser machen **)." Schuld der Niederlage.

Die Schlacht von Kolin entschied über den Besitz Böhmens, das fortan rt, Kriegsschauplatz zu sein. Friedrich II. hob die Einschließung von Prag Prag frei.

*) Preuß l. c.
**) Preuß II., 54. Sybel Zeitsch. XV. 317.

auf. Mit einem Theil des Heeres brach er gegen Dresden auf, um den Franzosen und dem Reichsheer entgegenzuziehen, den anderen übergab er seinem Bruder August Wilhelm, damit er das rechte Elbeufer und die Straßen nach der Lausitz decke und gegen den Winter Schlesien vertheidige. Die Oestreicher waren allzusäumig, den Sieg bei Kolin durch rasche Verfolgung des Feindes auszubeuten und für Friedrich recht verderblich zu machen. Erst am 20. gr… Karl von Lothringen das preußische Lager unter Keith auf dem weißen Be… an und zwang ihn zum Rückzug nach Lobositz, erst am 23. kam Daun mit Ka… in Prag zusammen, um sich über die ferneren Unternehmungen zu besprechen. Der vielgeäußerte Wunsch, Karl möge vom Commando unter einem ehrenvollen Vorwand entfernt werden, ging nicht in Erfüllung. Er und Daun blieben b… der Armee und Eifersucht waltete zwischen beiden und theilte das Heer. Browne war 52 Jahr alt, als er am 26. Juni in Prag seinen Wunden und dem Sch… über sein unverschuldetes Mißgeschick erlag, ein Verlust für das Heer, wie … seit Eugens Tode keinen erlitten hatte. So ward es dem König möglich, … Heer, seine Magazine unbehelligt nach Sachsen zu bringen. Nicht so glücklich ging es seinem Bruder, der den Befehl hatte, sich bis zum 15. August … Böhmen zu halten. Er ging jedoch so weit zurück, daß der König zur Überzeugung kam, er sei seiner Aufgabe nicht gewachsen, er habe Geist und ein … Herz, aber keine Entschlossenheit. Zwar war Winterfeld dem Prinzen als Ra…geber beigegeben, aber von ihm als Anstifter des verderblichen Krieges geh… Von dem österreichischen Heere gedrängt, gab der Prinz Gabel preis, wo Pu…kanin nach muthiger Vertheidigung sich kriegsgefangen geben mußte, verlor … Zittau, die Goldgrube Sachsens. Desertion riß ein. Da kam Friedrich in Eile herbei, um das Heer zu retten, nachdem er Moritz von Anhalt zur Deckung … Elbe zurückgelassen hatte. Seinem Bruder wie dessen Generalen, Winterfeld ausgenommen, ließ der König sagen, sie verdienten alle den Kopf zu verlieren. … härtere Dinge mußten sie mündlich hören. Der Kummer darüber beschleunigte den Tod des Prinzen, der schon kränkelte. August Wilhelm, der Urgroßvater des jetzigen Königs von Preußen, starb am 12. Juni 1758 in Oranienburg. … Bruder Heinrich hat ihm, „dem Manne der Wahrheit", ein ehrendes Denkmal gesetzt und eine schwärmerische Zuneigung bewahrt. Friedrich fehlte, daß er … Bruder auf einen Posten stellte, dem er nicht gewachsen war; er grollte … 10,000 Mann, welche auf dem Rückzug verloren gingen, der also mehr … ein Schlachtfeld gekostet hatte; er grollte wahrscheinlich noch über die Klag… Prinzen nach der Schlacht bei Kolin.

Rückzug.

Browne.

Prinz v. Preußen.

Der König brach jetzt gegen die Oestreicher auf, die er zu einer Sch… zu verlocken suchte; — sie hielten sich aber ruhig in ihrer festen Stellung … mochten auf ein neues Kolin hoffen und er es fürchten und so zog er …, nachdem man 14 Tage hindurch beobachtend einander gegenüber gestanden hatte, mit klingendem Spiele nach Ostritz ab. Der Boden Böhmens wa… Friedrich aber ist fortan auf die Defensive beschränkt.

Von allen Seiten kommen jetzt schwere Schläge. Friedrich hatte geh…, daß der Einfluß seines Freundes, des Großfürsten Peter, mächtig genug … werde, einen Angriff der Russen zurückzuhalten. Apraxin, der russische …herr, war auch äußerst beflissen, dem zukünftigen Kaiser zu Gefallen zu han…, ohne die gegenwärtige Kaiserin zu verletzen. Um sicher zu sein, hatte er …

Die Russen.

Apraxin.

nbedingte Vollmacht erbeten, und Elisabeth ihm die Versicherung ertheilt, daß : Alles, was er thun werde, im Voraus ohne alle Einschränkung billige und ıß sie ihn für Nichts verantwortlich mache, wenn etwa auch die Ausfälle sich ıglücklich ergeben möchten *). So war denn Apraxin gedeckt und that lange ichts, obschon er ein tapferes Heer besaß. „Die Fußtruppen sind sehr gut,)reibt der französische Gesandte. Der Menschenschlag ist vorzüglich, seine Unschrockenheit und sein Gehorsam gegen die Befehle der Kaiserin sind bekannt. ie Leute reissen weder aus, noch fürchten sie den Tod."

Schon seit Februar lag Apraxin ruhig in Riga. Fremden, die ihr Ersunnen über seine Unthätigkeit äußerten, theilte er im Vertrauen mit, er wolle it zusammengehaltener Kraft in Preußen eindringen und er hege einen ganz heimen Plan, den er Niemand entdecken könne. Friedrich hatte ihn wie Bestujew durch den englischen Geschäftsträger bestochen. Erst als die Kaiserin ihm it Absetzung drohte, setzte sich Apraxin in Bewegung **). Am 28. Juni überschritt General Fermor die preußische Grenze und zwang 5. Juli mit Hilfe der lotte Memel zur Uebergabe und ließ die Bürgerschaft der Kaiserin den Treu- Memel. d schwören. Die englische Flotte, auf deren Erscheinen Friedrich gerechnet hatte, m nicht, weil die Russen erklärten, sie würden dies als offene Kriegserklärung trachten, was England damals seines Handels wegen vermeiden wollte. Friedch II. konnte den 100,000 Russen nur 28,000 Mann unter dem 76jährigen ldmarschall Lehwald entgegenstellen, welcher den günstigen Augenblick, sich zwischen : heranziehenden, noch getrennten russischen Heeresabtheilungen zu werfen und : einzeln zu schlagen, versäumte, obschon ihm der König den Befehl ertheilt itte, den ersten Besten, der im entgegenkomme, am Ohr zu nehmen und den ndern ein Beispiel zu geben. Am 18. August vereinigte sich Apraxin mit dem ermor'schen Heer bei Insterburg, und nahm dann am 28. August Stellung bei Groß-jägersdorf. roß-jägersdorf. Hier griff 30. August Lehwald mit 24,000 Preußen kühn),000 Russen an, warf die Reiterei und die erste Linie des russischen Fußvolkes, ußte aber vor der massenhaften Artillerie mit einem Verlust von 4600 Mann und 8 Geschützen das Schlachtfeld räumen, — er zog sich in eine feste Stellung ıch Wehlau. Statt vorzudringen und seinen Sieg zu verfolgen, denn das ganze ınd lag offen vor ihm, zog sich jedoch Apraxin, als wäre er geschlagen worden, Apraxin. sbald wieder über die Grenze zurück, unter dem Vorwand, es mangle an ebensmitteln. Damals wurde der englische Geschäftsträger Williams abberufen.)er Großfürst versicherte ihn noch seiner Freundschaft und seiner Anhänglichkeit n England, und daß der gemeinsame Feind — d. h. Oestreich — dieß schon nes Tages merken solle. In ähnlicher Weise schrieb ihm die Großfürstin atharina. Esterhazy und de l'Hopital hingegen klagten über das Verhalten lpraxins, forderten und erhielten seine Absetzung. Er wurde schleunigst nach eteraburg abberufen, und Bestuschew wie die Großfürstin sahen sich durch seine apiere, die man mit Beschlag belegt hatte, bloßgestellt ***). Katharina bat darin n Feldmarschall, Preußen zu schonen. Aus dem Ganzen ging hervor, daß riedrich gegen die drei Großmächte sich nicht behaupten könnte, daß seine Rettung ur von der Unthätigkeit Rußlands abhinge.

*) Stuhr, I. 285.
**) La cour de Russie, p. 154.
***) La cour de Russie, p. 157.

Schweden. *Vertrag mit Schweden.*

Die Nachricht von der Niederlage bei Kolin ermuthigte auch die Schweden zum Krieg. 22,000 Mann wurden in Stralsund versammelt, im September überschritten sie die Peene und erhoben starke Brandschatzungen. Mit Mühe hielt sich Stettin, sie besetzten Demmin, Anclam, Angermünde, Pasewalk, nahmen 23. September die Veste Peenemünde. Der Weg nach der Mark Brandenburg stand offen vor ihnen. Friedrich II. besaß kein anderes Heer, das er ihnen entgegenstellen konnte. Durch diese Vorgänge läßt es sich erklären, daß 22. September in Stockholm ein neuer Vertrag geschlossen wurde, nach welchem Schweden außer den bisherigen Hilfsgeldern noch für dieses Jahr weitere 4.200,000 Livres und für die folgenden 3.150,000 Livres erhalten und die eine Hälfte davon Frankreich, die andere Oestreich zahlen sollte; stelle es aber statt 20,000 Mann deren 25,000, so solle es jährliche Hilfsgelder im Betrag von 4.200.000 Livres erhalten. Ja Bernis wollte sogar, die Hilfsgelder für Rußland sollten eingestellt, dafür aber auf Schweden übertragen werden, damit dieses 40,000 Mann aufbringen könne. —

Ernste Nachrichten geboten Friedrich, nach Westen sich zu wenden, gegen die Franzosen, welche Hannovers sich bemächtigt, das dort stehende Heer gezwungen hatten, sich aufzulösen, und jetzt gegen Magdeburg vorrückten und diese Stütze preußischer Macht bedrohten.

England. *Cumberland.* *Pitt.*

Nach dem Londoner Vertrag übernahm England jährlich 1.000,000 Pfund an Friedrich II. und sollte ein verbündetes Heer gegen die Franzosen Hannover decken. Den Oberbefehl über dieses Heer hatte Georg II. seinem Lieblingssohne Cumberland zugedacht, welcher aber nicht unter der Aufsicht von Pitt Feldherr sein wollte und darum seinen Vater bestürmte, Pitt um jeden Preis zu entlassen *). Die Vorstellungen seines Lieblings siegten über die Klugheit, Pitt wurde entlassen. Er nahm das Bedauern der Nation mit sich und einige Zeit regnete es goldene Kapseln, in denen ihm die ersten Städte des Reiches das Ehrenbürgerrecht ertheilten. Das Heer aber, welches Cumberland befehligte, nahm eine starke Stellung bei Bielefeld und Herford. Es bestand aus 57.000 Mann, darunter 26,000 Hannoveraner und 10,000 Preußen; die übrigen waren Hessen (12,000), Gothaer 2000, Braunschweiger 6000, Bückeburger 1000.

Franzosen. *Estrees.*

Gegen sie rückten die Franzosen heran — 100,000 Mann unter Soubise, einem Prinzen des Hauses Rohan, welcher den eigentlichen Oberbefehlshaber, den noch in Wien bei der Kriegsberathung verweilenden Marschall d'Estrees vertrat. Sie sollten die preußischen Besitzungen am linken Rheinufer wegnehmen, Hannover besetzen und Magdeburg einnehmen. Einige Tausend Oestreicher stießen zu ihnen, die aus den Niederlanden kamen. Friedrich hatte befohlen, die Plätze Mörs und Cleve aufzugeben, die Festungswerke von Wesel zu sprengen und nur Geldern zu behaupten. Die Franzosen besetzten Wesel am 6. April und schlossen Geldern ein, im Mai sollten sie schon das ganze linke Ufer der Weser von den Feinde gesäubert haben. Am 27. Mai traf d'Estrees bei der Armee ein und übernahm Soubise den Befehl über 20,000 Mann, die zwischen der Lippe und Ruhr standen. Die Befehlshaber waren angewiesen, nicht im Namen des Königs von Frankreich, sondern im Namen der Kaiserin zu handeln, deren Verbündeter jener sei **), und insbesondere die Furcht der Protestanten vor Religionsbeunruhigungen zu beschwichtigen.

*) Mahon, chap. 34.
**) Stuhr, I. 107.

Hunderttausend Mann Franzosen! Wer sollte nicht Heldenthaten erwarten, Untbätigkeit.
ısches Vordringen, heiße Schlachten! Nichts von alledem! Langsames Vordringen,
;audern tritt uns überall entgegen. Der Grund lag am Feldherrn, am Heer, Gründe.
ı der Regierung. d'Estrees paßte besser in eine Militärkanzlei, als auf das
ichlachtfeld, er war der Mann des Raths, aber nicht der That. Eine Feder
ıs dem Lager schildert ihn vortrefflich: „er hat nie einen bestimmten Plan für
n Feldzug gehabt, noch überhaupt einen solchen haben wollen; er hat stets nur
ichwierigkeiten, die er zu überwinden, gesehen und er hat die ganze Zeit, in
r ein Anderer sie überwunden hätte, damit vertrieben, sich Sorgen zu machen
ıd sich zurückschrecken zu lassen. Das Unglück liegt in seinem Charakter. Er
: wider seinen eigenen Willen Intendant, Munitionär, Generalmajor, General
r Artillerie, daß er nicht Zeit hat, Heerführer zu sein" *). Seine Berichte
ıgen in Einem fort über schlechte Wege, über Mangel an Lebensmitteln. Man
ıtte versäumt, Magazine zuvor anzulegen. Die Regierung war schwankend in
rem Befehl, ob zuerst links nach Westfalen oder rechts gegen Hessen ein Zug
unternehmen sei. Uebrigens hätte unter einem wagsamen Führer im fruchtbaren
eutschland die Armee Lebensmittel genug gefunden, aber sie war durch ihren
roß sich selbst und der Bevölkerung zur Last. Man war mit hohen Stellen
rschwenderisch umgegangen. Im Heere befanden sich 41 Generallieutenants,
! Brigadegenerale, lauter Marquis und Herzoge, dann die Prinzen von Ge-
ït und eine Menge vornehmer Freiwilliger. Diese Alle hatten ihre Frauen,
re Sängerinen, Tänzerinen, Haarkräusler, Köche bei sich, und die Frauen
eder ihre Zofen, ihre Modehändlerin, ihre Salben und Wohlgerüche — man
rach von 12,000 Wagen für sie beim Troß. Um 10 Uhr ließen sich die
fficiere, jeder vor seinem Zelte, den Zopf flechten und einpudern, von Haar-
ıstlern, welche den Degen an der Seite trugen. Das nahm viele Zeit hinweg.
ie putzsüchtigen Officiere waren meist recht jung, es gab Oberste, die erst
Jahre alt waren. Was die Oberen thaten, machten die Gemeinen nach, auch
wollten ihren Putz, ihre Mädchen. Die Armee lag müßig, kein großes Unter-
hmen gab den Geistern Spannung. Alle Zucht schwand, „unsere Truppen,"
ßt es, „gehen mehr dem Raub als den Flintenschüssen nach." d'Estrees sah sich
ıöthigt, in wenigen Monaten 1000 Plünderer und Nachzügler aufhängen zu
ſen.

Der Sieg bei Prag umgab Friedrich II. mit einem Ruhm, daß d'Estrees Estrees.
scheute, den Preußen nahe zu kommen. Mai, Juni, Juli vergingen, ohne
ß etwas Entscheidendes geschah; erst die Kunde von Kolin und die Nachricht,
ß ihm die Absetzung bevorstehe, trieb den Franzosen zur That. Er sandte
hts den Herzog von Orleans mit einem Corps gen Hessen-Kassel und der
e Landgraf mußte nach Hamburg fliehen **), er ließ links Ostfriesland und
nden, er rückte in der Mitte gegen Cumberland vor. Dieser war noch Cumberland.
niger ein Feldherr als d'Estrees, er wich fortwährend vor ihm zurück, selbst
: haltbarsten Pässe vertheidigte er nicht, sogar die günstigste Gelegenheit zu
gen benützte er nicht. Unwillig rief Friedrich 5000 Preußen von seinem
ere nach Magdeburg ab. Aus Furcht, umgangen zu werden, zog sich der
ıgländer gegen Hameln zurück, wo er sich zu halten gedachte, ward aber
. Juli 1757 beim Dorfe Hastenbek zum Schlagen gezwungen. Sein linker Hastenbek.
ügel kam anfangs in's Gedräng, siegte aber schließlich durch die Tüchtigkeit

*) Stuhr, l. c. 116.
**) Stuhr, I. 118.

der Hannoveraner und des 21jährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Doch Cumberland hatte den Kopf verloren und gab das Schlachtfeld vorzeitig auf und die Franzosen, die selber doppelt so viel verloren hatten und sich schon zurückziehen wollten, sahen auf einmal durch den Rückzug des Feindes, daß sie die Schlacht gewonnen hätten. Am Tage nach der Schlacht erhielt d'Estrees seine Abberufung. Am 4. August übernahm

Richelieu.

Richelieu den Oberbefehl, der Sieger von Minorca, der eben so emsig war, den Feind bis über die Elbe zu drängen, als in den Gebieten, die er durchzog, durch Erhebung von Kriegssteuern seine eigene Kasse zu füllen. Eine Stadt nach der andern zeigte den Franzosen ihre Unterwürfigkeit an, Cumberland wich wie betäubt von Stellung zu Stellung zurück bis nach

Kloster Zeven.

Kloster Zeven zwischen Bremen und Hamburg. Die Armee, der Kriegsgefangenschaft drohte, war empört über den Feldherrn. Da vermittelte Friedrich V. von Dänemark einen Waffenstillstand, der Cumberland Rettung und Richelieu bei der Erschöpfung seiner Armee und der in ihr eingerissenen Zuchtlosigkeit Ruhe bot und Muße, die Mannszucht wieder herzustellen. Am 8. September wurde „die

Convention.

Convention von Kloster Zeven" unterzeichnet. Die Feindseligkeiten sollen aufhören. Die Truppen von Hessen-Kassel, Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha und Lippe-Bückeburg gehen in ihre Heimat. Cumberland mit seinen Hannoveranern zieht sich über die Elbe nach Sachsen-Lauenburg zurück, nur in Stade dürfen 4—6000 Mann verbleiben. Richelieu behält bis zum Abschluß des Friedens Hannover, die Kurlande mit den Herzogthümern, Bremen und Verden mit Ausnahme von Stade und einem noch näher zu bestimmenden Umkreise. Für die Convention, den Namen Capitulation hatte Cumberland entschlossen zurückgewiesen. Eine Convention bedarf jedoch der Bestätigung des Monarchen. Georg II

Ende Cumberlands.

verwarf sie, er empfing den heimkehrenden Cumberland mit den bittern Worten: „Da ist mein Sohn, der mich ruinirt und sich selber beschimpft hat." Cumberland legte all seine Stellen nieder und starb im Dunkel und in Kummer 17.., 46 Jahre alt. So erreichte den unbarmherzigen Schlächter von Culloden die Strafe. Friedrich II. aber rief aus, England habe ihn zu Grunde gerichtet, um sich selbst Etwas zu nützen. —

Ludwig XV. war voll Eifer für den Krieg. Eine zweite Armee von 25,000 Mann wurde im Elsaß zusammengezogen, Soubise kam an ihre Spitze. In Thüringen vereinte sie sich mit der Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburgshausen, um in das Kurfürstenthum Sachsen und Friedrich in die Flanke zu fallen.

Als Friedrich mit 22,000 Mann über die Saale zog, um auf das Reichsheer und die Franzosen unter Soubise zu stoßen, ließ er das Hauptheer, welches die Lausitz und Schlesien vertheidigen sollte, unter dem Herzog von

Bevern.

Braunschweig-Bevern zurück: er sollte sich in guten Stellungen halten, in keine Schlacht sich einlassen, wenn nicht der Vortheil augenscheinlich auf seiner Seite sei, und die Armee bis Ende September erhalten, wo der König von seinem Zug gegen die Franzosen zurückgekehrt sein werde.

Winterfeld.

Winterfeld war ihm als Rathgeber zur Seite gestellt, der aber als Spion und Schmeichler des Königs und Anstifter des unheilvollen Krieges allen höheren Officieren verhaßt war. Bevern zog sich nach Görlitz zurück und

f dem linken Ufer der Neisse ein festes Lager. Winterfeld bezog auf dem hten Ufer zwischen den Vorstädten von Görlitz und dem Dorfe Moys ein Moys. ger. Bevern hielt diese Stellung für gefährlich, allein Winterfeld beharrte ensinnig darauf und hielt die Oestreicher für viel zu träg und furchtsam. ese überfielen jedoch unter Nadasdy kühn sein Lager und erstürmten das rf Moys. Winterfeld bekam einen Schuß in die Brust, dem er am nächsten ge erlag. Die Preußen verloren 2000 Mann, 8 Kanonen und mußten ihr er in Brand stecken. Die Folge war, daß Bevern sich nach Liegnitz in hlesien zurückzog, die Oestreicher rückten ihm nach. Er lagerte zuletzt bei eslau, sie ihm gegenüber bei Lissa.

Diesen Schlag empfand Friedrich bitter. „Nie mehr finde ich wieder einen nterfeld!" rief er. Später äußerte er: „er war ein guter Mensch, ein elenmensch, er war mein Freund." Friedrichs kranker Bruder jedoch rief: un sterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein so böser und gefährlicher nn weniger in der Armee ist" — und noch in seinen letzten Augenblicken sagte „Ich beschließe mein Leben, dessen letzte Periode mir so viel Kummer veracht hat, aber Winterfeld ist derjenige, der es mir verkürzte." — In Bülows en des Prinzen Heinrich heißt es kurzweg von ihm: „Winterfeld fiel als fer des Krieges, dessen Anstifter er gewesen." —

Immer schwerer begannen die Folgen seiner Politik sich zu gestalten, Friedrich denkt an Selbstmord. mer düsterer wurden seine Aussichten — und Friedrich begann sich ernstlich t dem Gedanken des Selbstmords vertraut zu machen. An Gott, an Vorung, an Unsterblichkeit des Geistes glaubte er ohnehin schon lange nicht hr. Was Wunder, daß er, dessen ganzes Leben ein Spiel auf Leben und d war, wenn die Würfel schlecht fielen, durch einen Schuß oder durch Gift von dem Gefühl der Schande des Erliegens zu befreien hoffte *).

Gift — 6 Pillen in einem Glase — trug er immer bei sich, man fand nach seinem Tode noch ganz eingepackt **). Gegen den vollen Ernst seines rsatzes spricht nur, daß er zuviel von seinem Vorsatze schrieb. Gfrörer ***) cht die gute Bemerkung: „In der Oper singen die Helden, ehe sie sterben, r nicht im Leben. Gefäße, die laut tönen, sind leer und wer sich eine Kugel ch den Kopf schießen will, spricht nicht auf offenem Markte davon. Die Epistel auf Effect berechnet und sollte die Welt in Erstaunen setzen." — In einem ndschreiben an den Marquis d'Argens vom 23. September kündigt nämlich König seinen demnächst erfolgenden Selbstmord an. Müde des Geschickes, ihn verfolge, müde, sich unter der Last des Unglücks zu beugen, verkürze die Bahn, welche ihm allzu freigebig die Natur vorgezeichnet, und stürze in Kahn, der den Bauer wie den Fürsten in die Wohnungen ewiger Ruhe übertrage. In ähnlicher Weise schrieb er an seine Schwester Wilhelmine, die eifrig für ihn Ausreißer aus der Reichsarmee warb und Zeitungsartikel rieb, und machte ihr Herz von Sorgen schwer. Das Sendschreiben an d'Argens ilte er auch Voltaire mit und der spielte sogleich den Sittenrichter und Voltaire. rieb ihm in hohen Worten einen Verweis †): „Sie lieben den Ruhm —

*) Preuß, l. c. II. 78.
**) Preuß, l. c. II. 315.
***) Gfrörer, Achtzehntes Jahrh. IV. 250.
†) Oeuvres de Voltaire. 76. p. 49.

werden ihn aber auf diesem Wege verlieren. — Niemand wird Sie für einen Märtyrer der Freiheit halten. — An den Höfen hält man ihren Einmarsch in Sachsen für einen Bruch des Völkerrechts — man wird dann sagen, daß Sie an sich selber diesen Bruch bestraft haben, — ihn als voreilige Verzweiflung tadeln. — Was ich hier sage, ist die volle Wahrheit, der Salomo des Nordens wird sich noch mehr in der Tiefe seines Herzens sagen. Hören Sie doch jene höhere Vernunft, die Ihnen sagt, daß Sie nicht erniedrigt sind und es nicht werden können, daß, da Sie Mensch sind wie Andere, Ihnen in jedem Falle übrig bleibt, was andere Menschen glücklich machen kann, Güter, Würden, Freunde. Wer Nichts als König ist, kann sich sehr unglücklich fühlen, wenn er seine Länder verliert, aber ein Philosoph kann entbehren. Ihnen bleiben genug Länder übrig, um noch ein angesehener Fürst zu sein. Wenn Sie jede Größe verschmähen wollten, wie Karl V., wie die Königin Christine, wie König Kasimir und so viele Andere gethan haben, so würden Sie dieser Rolle besser als jene alle gewachsen sein; es wäre eine neue Größe für Sie. Endlich mögen alle Ausgänge sich schicken, nur nicht der verhaßte und klägliche, den Sie zu wählen wollen. Würde es der Mühe lohnen, ein Philosoph zu sein, wenn Sie nicht als Privatmann zu leben oder als Fürst nicht das Mißgeschick zu ertragen verständen!" — So viel Sätze, so viel Stiche für Friedrich! Voltaire will eigentlich sagen: Markgraf von Brandenburg können Sie ja nachher noch immer sein. Warum spielen Sie denn den Philosophen, wenn Sie ein paar Schicksalsschläge nicht ertragen können; nehmen Sie die Früchte Ihres Thuns mit Ruhe hin, wie andere Menschen es auch thun können. Im Grund seines Herzens hatte eigentlich Voltaire eine boshafte Freude über das Unglück des Königs. So schrieb er an d'Alembert sogleich: „Er wird seine Erbstaaten verlieren, sammt denen, die er erobert hat. — Ich habe die Rache genossen, den König zu trösten — das genügt mir. — Verloren ist er, wenn kein Wunder geschieht. Jetzt mag er im Ernst den Philosophen spielen, welcher zu sein er sich stets gebrüstet hat." — Zum Glück für seinen Ruhm rief den König die Macht des Lebens bald von diesen Selbstmordgedanken und seichten Versen auf die Bahn der Thaten.

Friedensangebote. In seiner Bedrängniß hielt es der König nicht unter seiner Würde, der von ihm vielgeschmähten Pompadour zuerst 500.000 Thaler, dann das Fürstenthum Neuchatel und Valangin anzubieten, wenn sie für ihn einen Frieden unter ehrenvollen Bedingungen vermittle. Seine Schwester Wilhelmine, dann der Graf von Neuwied waren in dieser Angelegenheit besonders thätig. Unter den angebotenen Präliminarien waren Hauptpunkte, daß keine preußische Provinz abgetreten werden dürfe, daß ein Waffenstillstand eintreten müsse, um mit den Verbündeten sich verständigen zu können, daß diese mit eingeschlossen seien, daß Friedrich bereit sei, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern. Die Anträge waren nicht nur bald in Wien bekannt, Laudons Husaren fingen nämlich einen Courier mit bedeutsamen Briefen auf, sondern wurden auch in Paris entschieden abgewiesen *). Der Unterhändler Barbut aber wurde in die Bastille gesperrt und blieb über ein Jahr in Haft und von Ludwig XV. kamen der Kaiserin die verschiedensten Versicherungen zu, unerschütterlich an der Allianz festzuhalten.

Richelieu bestochen. Voltaire gab der Markgräfin von Bayreuth den Rath, Friedrich solle sich an den Herzog von Richelieu wenden, von dem er wisse, daß er die Grundsätze seines Großoheims, des Cardinals, hege, daß nämlich zwischen Oestreich und Frankreich eine naturgegebene Feindschaft auf Leben und Tod herrsche und

*) Stuhr, I. 52.

ischen beiden ein Bündniß auf die Dauer unmöglich sei, ja für die Würde französischen Volkes verletzend sei. Friedrich richtete nun ein äußerst schmei-hafteß Schreiben an den liederlichen Richelieu: „Ich wende mich an Sie in ge der Hochachtung, die Sie Jedermann einflößen, der Sie, wenn auch nur rflächlich, kennt. Es gilt nur eine Kleinigkeit — Frieden zu schließen, wenn n nur will. Ich zweifle nicht, daß Ihr König, Ihrer schnellen Erfolge sicher, auch in den Stand gesetzt hat, an dem deutschen Frieden zu arbeiten. Ich ke daher einen Mann zu Ihnen, dem Sie völlig vertrauen können. — Wer dsäulen in Genua verdient, wer ungeachtet der größten Hindernisse die Insel norca erobert hat und im Begriffe ist, Niedersachsen zu unterwerfen, kann ts Glorreicheres thun, als Europa den Frieden zu verschaffen. Das wird schönste Ihrer Lorbeeren sein. — Die Schmeichelei war stark und wirkte t einem Geschenk von 100.000 Thalern — Deutschland war eine wahre dgrube für diesen Franzosen, der nach seiner Rückkehr nicht blos eine Million ulden bezahlen, sondern auch prachtvolle Bauten aufführen konnte *). Richelieu vortete artig, versprach das Beste, verkehrte häufig mit Vertrauten des Königs, ihm selber in Briefen, von denen jede Zeile eine andere Chiffre hatte. n Schwert schien von da an wie stumpf gegen Preußen, seine Berichte nach sailles überströmen von Klagen über Mangel an Lebensmitteln, an guten en, über Regen, über die Unmöglichkeit, dieses Jahr noch etwas Wichtiges unehmen. Er entsendet, als der Befehl kommt, die Armee des Soubise zu ärken, die schlechtesten Regimenter diesem zu Hilfe, er schließt mit Friedrich Lieferung von Lebensmitteln im Halberstädtischen einen Waffenstillstand vom October bis 15. April. Friedrich weiß, daß er dieses Mannes sicher ist, läßt zur Deckung des Magdeburgischen nur 4000 Mann zurück. Geschickt en Berichte vom bevorstehenden Frieden zwischen Ludwig XV. und Fried- verbreitet, um Oestreich mißmuthig zu machen und seine Verbindung mit kreich zu lösen **). Der König von Frankreich zeigte jedoch Entschlossenheit, klärte, nicht Frieden schließen zu können ohne Zustimmung seiner hohen ündeten.

Friedrich brach von Dresden nach Erfurt auf, um auf das Heer unter burghausen und Soubise zu stoßen. Diese rückten heran, um den König auf zu ziehen, damit die Oestreicher ihre Kraft auf die Mark richten könnten. verbündete Armee wich jedoch nach Gotha zurück. Friedrich schrieb: „Ich die Leute hier zu Nichts bringen," ließ Seydlitz mit 15 Schwadronen zur achtung zurück und kehrte um gen Berlin, in welches soeben eine Ab- ung Kroaten eingedrungen war. Feldmarschallieutenant Andreas von Hadik es, der am 5. September Bautzen überfiel und 400 Mann gefangen nahm 16. October zu einem Handstreich vor den Thoren von Berlin stand, mit) Mann und Geschützen, das Köpeniker Thor sprengte, 2 von den 5 Ba- onen der Besatzung zusammenhieb und mit einer Brandschatzung von 250.000 ern vor dem mit 7 Regimentern anrückenden Moriz von Dessau wieder ab- obschon Friedrich befohlen hatte: „diese Leute müssen unser sein, lebendig todt." Die Kaiserin lohnte dem kühnen Mann mit Ertheilung des Groß- es ihres Ordens und später mit dem ungarischen Krongut Futak.

Krieg in Thüringen.

Kroaten in Berlin.

Einige Tage nahm Friedrich in Hertzberg Stellung, Nachrichten abwartend, r sich nach Schlesien oder gegen die Franzosen in Thüringen wenden solle.

*) Mémoires de Richelieu IX., p. 175.
**) Stuhr, l. c. 219 und 361—62.

Da bat Keith in Leipzig um schnelle Hilfe gegen Soubise, der die Saale wieder überschritten hatte, und Friedrich brach eilig nach Leipzig auf und sammelte da
Roßbach. am 28. September ein Heer von 28,000 Mann und bezog bei Roßbach ein Lager. Die verbündete Armee bestand aus 33,000 Franzosen und 10,000 Reichskriegern, war also nochmal so stark als die preußische und dieß gab Hildburghausen, der ohnehin schon längst von Wien aus zu einer Schlacht gedrängt war, Muth, seinen Mitanführer Soubise zum Kampfe zu ermuntern, obschon er früher bemerkt hatte, mit 25,000 Mann kaiserlicher Truppen gedenke er viel mehr auszurichten, als mit 50,000 Mann Reichstruppen oder Franzosen. Es wurde beschlossen, die Preußen auf ihrer linken Flanke zu umgehen und dann im Rücken anzugreifen. Als der König eine Rückzugsbewegung gegen Merseburg machte, hatten die Franzosen Sorge, er möchte ihnen entfliehen und die Gelegenheit entreißen, Lorbeeren zu gewinnen. Wären sie ruhig stehen geblieben, so hätte der König mit seiner Minderzahl nicht anzugreifen gewagt und ihnen Sachsen überlassen müssen wegen der Gefahr Schlesien zu verlieren. Hastig zogen sie in langen Heersäulen und einem weiten Bogen um den linken preußischen Flügel herum, während Friedrich vom Dache des Herrenhauses zu Roßbach ihrem Marsche zusah. Der Plan war gut, aber die Ausführung ungeordnet. Es war am 5. November 2 Uhr Mittags, als der König den Befehl zum Aufbruch gab. Im Augenblick war die Armee auf dem Marsche, der durch einen Hügel gedeckt wurde. Um $3^1/_2$ Uhr stürzte sich Seydlitz mit seinen Husaren auf die Verbündeten und seine leichte Reiterei warf nach kurzem Kampfe die Kürassiere mit ihren großen Pferden. Da kam den Verbündeten unerwartet das preußische Fußvolk den Janushügel herunter und ihr schweres Geschütz bestrich deren lange Heeressäulen. Eine unnennbare Verwirrung entstand hier. Die Artillerie konnte sich aus den Kolonnen nur schwer herauswickeln, die Bataillone nur schwer formiren. Bloß die Oestreicher und einige Schweizer-Regimenter leisteten mannhaften Widerstand. Von den Reichstruppen schossen viele in die Luft, warfen dann die Flinte weg und liefen davon. Alle Ordnung hörte auf. In anderthalb Stunden war der Sieg entschieden, die früh einbrechende Nacht machte der Verfolgung ein Ende. 5000 Mann, darunter 5 Generale und gegen 300 Officiere, wurden zu Gefangenen gemacht, 67 Geschütze, 7 Fahnen, 15 Standarten wurden erbeutet. Die Preußen hatten 165 Todte und 375 Verwundete, von der verbündeten Armee fand man über 2000 Verwundete und 700 Todte. „Unser größtes Glück war, daß es Nacht geworden ist, sonst wäre Nichts davon gekommen," berichtet
Napoleons Urtheil. richtet Hildburgshausen. — Napoleon, welcher das Schlachtfeld von Roßbach besichtigte, bemerkt in seinem Abriß der Kriege Friedrichs II. *): „Das Ergebniß des Kampfes bei Roßbach ist nicht außerordentlich. 22 bis 26,000 ... gut geleitete Preußen mußten 45—50,000 Mann von der Reichsarmee ... von den Franzosen dieser Zeit schlagen, die so klägliche Anführer hatten. ... eine Schmach und erstaunlich ist, daß diese von nur 6 Bataillonen und 45 Escadronen geschlagen worden sind. Nur ein solches Heer mit solchen Führern, ... so verweichlicht und so kopflos waren, konnte einen solchen Flankenmarsch ... Nähe des Feindes machen, der eine gute Stellung hatte. Die Anordnung, ... der König traf, liegt in der Natur der Sache, verdient weniger Lob, als ... Gegner Tadel verdienen, denn sie ist ihm eingegeben worden durch ihren ... Aufmarsch, der durch kein kampfbereites Beobachtungscorps gedeckt war, der ... Vorhut und keine Schützenlinie auf der Seite hatte, so daß in einer ...

*) Montholon. V. 214.

'eszeit und in einem Land, wo viele Hügel sind, jeden Augenblick ein Ueber- zu erwarten war." —

Friedrich behandelte die gefangenen französischen Officiere besonders freund- er lud sie zu Tisch, entschuldigte sich mit der Dürftigkeit, er habe sie nicht ahlreich und nicht so bald erwartet, er könne sich nicht gewöhnen, sie als Feinde zu betrachten, er habe kein Mißtrauen in sie; dieser Sieg betrübe Herz, er werde keine Freudenfeste darüber anstellen lassen; sie seien schlecht rt worden und hätten von ihrer Tapferkeit keinen Gebrauch machen können. Was Friedrich mit diesen schönen Worten anstrebte, erreichte er: das fran- he Volk ward für ihn gewonnen. Duclos sagte in seinen Memoiren: h den Siegen bei Roßbach und bei Leuthen hat man in den Gesellschaften, den Spaziergängen, in den Schauspielhäusern von Paris mehr Preußen als zosen angetroffen. Die Wenigen, die noch für Frankreich fühlten, durften ıum wagen, damit laut zu werden." Die Franzosen.

In Deutschland hatten sich die Franzosen durch ihre Plünderungen und chweifungen verhaßt gemacht. St. Germain selber, welcher während der icht mit einer Abtheilung bei Schortau stand, sagt in einem Briefe an Freund: „Ich bin Anführer einer Bande von Dieben und Meuchelmördern, nan rädern sollte, die sicher beim ersten Schuß davon laufen und immer t sind, zu meutern. — Das Land ist auf 30 Meilen in die Runde ge- dert und verheert, wie wenn das Feuer vom Himmel darauf gefallen; kaum t unsere Nachzügler und Marodeurs die Häuser stehen lassen" *). — Die ern fingen die flüchtigen Franzosen in den Wäldern auf. Der Sieg über Franzosen wurde leicht begreiflich in ganz Deutschland mit Freuden begrüßt. Reichsheer war schon lange ein Gegenstand des Spottes. — Kaunitz sah Grund der Niederlage in der zweideutigen Haltung Richelieus. Auch Maria esia schob die Schuld der Niederlage nicht auf Hildburghausen, sondern auf Franzosen **). Stimmung in Deutschland.

„Die Schlacht bei Roßbach verschaffte dem König nur die Freiheit, in sien neue Gefahren aufzusuchen" — sagt Friedrich II. Trübe Nachrichten n aus Schlesien eingetroffen, dieses Land schien verloren. Nadasdy hatte am October die Laufgräben vor Schweidnitz eröffnet und, als die regelmäßige gerung ihm zu lange ging, in der Nacht des 11. November einen Sturm nommen. Der Befehlshaber verlor den Kopf und übergab sich mit den 6000 n kriegsgefangen, 180 Geschütze, große Vorräthe und 230,000 Thaler in die Hände der Oestreicher, die Festung selber deckte die Pässe Böhmen und gab den Oestreichern einen festen Halt in Schlesien. Maria esia trieb zur Eroberung der Hauptstadt und so kam es zu einer Reihe von pfen, die unter dem Namen der Schlacht bei Breslau bekannt sind. Am November griff Nadasdy den linken Flügel Beverns bei Kleinburg an. Die ung der Preußen war sehr fest, Ziethen insbesondere sehr thatkräftig, mit n Verlust von 13 Kanonen wurden die Oestreicher zurückgeworfen. Auch rechte Flügel der Preußen war siegreich, ihre Mitte aber ward zurückgedrängt. der Nacht griff Ziethen den rechten Flügel der Oestreicher an, Bevern den n, um sie über die Lohe zurückzutreiben. Es gelang nicht. Diese Kämpfe n Bevern 9000 Mann gekostet, mit den übrigen 18,000 zog er durch slau, wo er 5000 Mann zurückließ mit dem Befehl, sich bis auf's Aeußerste ehaupten, auf das rechte Oderufer, um sie über Glogau dem König zuzu- Schweidnitz. Schlacht bei Breslau. Bevern.

*) Guerre de sept ans.
**) Arneth, l. c. I, 251.

führen. Friedrich hatte für die Behauptung von Schlesien ihn mit seinem Kopfe verantwortlich gemacht, die Stadt kam 24. November ohne Gegenwehr in die Gewalt der Oestreicher, der Commandant Lestwitz hatte den Kopf verloren, die Soldaten gingen zum Theil zu den Oestreichern über. Der Glaube war allgemein, Schlesien sei für Friedrich verloren. Als Bevern bei einem Ausritt von Kroaten gefangen genommen wurde, glaubte selbst Karl von Lothringen *), er habe sich absichtlich fangen lassen, weil ihm bange war vor dem Zorne des Königs. Bevern wurde nach Wien gebracht, dort frei gelassen und später von Friedrich, dessen Vertrauen er nie verloren, zum Befehlshaber von Stettin ernannt.

Schlesien huldigt Maria Theresia. Maria Theresia hielt ihr liebes Schlesien, von dem sie sich mit so schwerem Herzen getrennt hatte, wieder für gewonnen. Schon am 22. September hatte sie die Bewohner von Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz ihrer Gnade versichert und erklärt, daß, da der König von Preußen im vorigen Jahre zum vierten Male ihre Erblande angefallen, er sie damit vor Gott und den Menschen von den Verpflichtungen des Friedensvertrages befreit habe und ihr das Recht gebe, die abgetretenen Länder wieder zu erobern. Demnach habe sie den Generalen den Befehl gegeben, Niemanden zu stören oder zu beschweren, einen Jeden ohne Unterschied der Religion des kaiserlichen Schutzes genießen zu lassen und die ordentlichen Steuern einzuziehen. Der Regierungswechsel wurde allgemein als selbstverständlich hingenommen. Bei der Huldigung in Breslau verglich ein Prediger die Landeshauptstadt mit einer verlaufenen Magd **), und wandte auf sie die Bibelstelle an, wo Gott zu Hagar sagt: „Kehre wieder zu deiner Frau und demüthige dich unter ihrer Hand.“ — In Wien war man voll rosiger Zuversicht, daß der blutige Krieg seinem Ende nahe. Nur Maria Theresia zeigte Maaß in der Freude und war nicht ohne Sorge für die Zukunft.

Friedrich kommt. Ihre Ahnung war nur zu richtig. Friedrich zog in Eilmärschen vom Schlachtfeld von Roßbach nach Schlesien. Keith mußte einen Streifzug nach Böhmen wagen, um die Oestreicher auf sich zu ziehen und ihm den Weg durch die Lausitz offen zu halten. Das Heer, das er von Roßbach herbeiführte, war durch das Gefühl des Sieges gehoben und diese Stimmung theilte sich bald den Resten des schlesischen Heeres mit, so sehr sie auch vorher entmuthigt durch die vorangegangene Niederlage befangen waren. Alles wandte der König an, um die niedergedrückten Gemüther aufzufrischen. Nur ein großer Sieg konnte ihm Schlesien wiedergewinnen und er war entschlossen, die Oestreicher anzugreifen, selbst wenn sie, wie er sagte, auf den Thürmen von Breslau oder auf dem Zobtenberg ständen. Ihre Stellung war fest und wahrscheinlich wäre Friedrich erlegen. Sie fehlten, da sie in die Ebene ihm entgegen herabstiegen und ihre Schlachtlinie zu weit — 2 Stunden von Nippern bis über Gohlau an das Schweidnitzer Wasser — ausdehnten. Daß sie diesen Gegner zu gering anschlugen, ist rein erdichtet ***), sie kannten die schreckliche Bedeutung ihres Gegners und sein kühnes Wagen nur zu gut. Und nie hat Friedrich wohl mehr Kühnheit, Alles auf Einen Wurf zu setzen, zu siegen oder zu sterben, mehr Willensstärke gezeigt, als in diesem Kampfe. „Ich werde gegen alle Regeln der

Hohes Spiel. Kunst,“ redete er die versammelten Officiere an, „die dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens.

*) Arneth l. c.

**) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, V. 458.

***) Arneth, l. c. S. 261.

hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befol- meiner Anordnungen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor Batterie begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen diese Gesinnung dem Heere bekannt. Ist Einer unter Ihnen, der sich et, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann heute noch seinen Abschied nir erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu erleiden" *). — r trat zurück. — „Das Regiment Cavallerie," schloß der König, „welches gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse sbald nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonsregimente. Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken an- verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borden von der irung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren, in Kurzem haben en Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder." Beim Aufmarsch einige Colonnen fromme Lieder. Ein General fragte, ob die Soldaten gen sollen. „Nein," sagte der König, „lasse er sie, mit solchen Leuten wird Gott den Sieg verleihen." Ein Zeichen, wie in solcher Noth auch negativen en das Gefühl kommt, daß die Entscheidung unseres Schicksales von einem n Wesen abhängt.

Friedrich rückte am 5. December mit 32,000 Mann und 96 leichten und weren Geschützen gegen die Oestreicher, 80,000 Mann mit 210 leichten tzen. Nachdem er einen sächsischen Posten unter Nostitz, der tapferen stand leistete, geworfen, glaubte Lucchesi auf dem rechten Flügel, ihm gelte nprall und bat um Verstärkung, die Karl ihm sandte. Friedrich richtete eine ganze Kraft gegen den linken östreichischen Flügel unter Nadasdy. Es e schiefe Schlachtordnung **). Leuthen.

Friedrich kannte hier jeden Fleck Erde, jede Wellung des Bodens, er hatte ft Uebungen veranstaltet, während die Oestreicher mit der Oertlichkeit vertraut waren. Einmal waren die Preußen durch einen Hügel, wie durch Vorhang verdeckt, so wenig sichtbar, daß man meinte, sie zögen ab, und rieth, sie ziehen zu lassen. Auf einmal stieß ihre ganze Kraft gegen den

---

*) Preuß, II. 105—6.

**) Archenholz sagt von ihr: „Nur die Preußen konnten mit der erforderlichen Ordnung schwindigkeit dieses Manöver ausführen. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in ufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben und so die gedrängte imasse bewegen zu lassen. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise n geringen Raum ein und zeigt in der Ferne einen höchst unordentlichen auf einander n Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt r Knäuel in der größten Ordnung und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem n Strome ähnlich ist." — Das ist unklar. Napoleon hat einen eigenen Abschnitt a-t-il créé un nouvel ordre do bataille? Qu'est ce que l'ordre oblique? in den s, die Montholon herausgab. Mémoires de Napoleon V. Paris p. 335—47 — und ei: „Ohne Zweifel ist diese Schlacht geeignet ein unsterbliches Zeugniß für die ärke Friedrichs zu geben und setzt seine große Begabung zum Heerführer in ein helleres er sie hat Nichts mit dem Manoeuvre in Potsdam gemein. Er verdankte diesen zig der Ueberraschung, er gehört in die Reihe der Glücksfälle. Wenn der Herzog von n einen einzigen Posten vor seiner Front gehabt hätte, so hätte er erfahren müssen, König nach rechts seine ganze Kraft hinwerfe, durch einen Sumpfboden ziehe, der n schien, um seinen linken Flügel anzugreifen, er hätte seine Reserve herbeigezogen, gleicher Zeit hätte er seinen rechten Flügel und seine Mitte vorrücken lassen, hätte ßische Armee in die Flanke gefaßt, während sie angriff, und hätte sie geschlagen. Es Mißgriff, eine Ueberraschung als eine beharrliche Schlachtordnung aufzuführen."

linken Flügel unter Nadasdy und da waren zum Theil jene meuterischen Wir-temberger, deren preußische Gesinnung wir oben schon kennen lernten und von deren Verbindungen der Kaiser*) noch kürzlich seinen Bruder gewarnt hatte. Die Wirtemberger wollten als Protestanten nicht gegen die Preußen kämpfen, sie thaten keinen Schuß, gingen zu ihnen über oder flohen und brachten die Baiern, die neben ihnen standen, und zwei östreichische Bataillone in Verwirrung. So entstand eine Lücke in der Schlachtordnung. Karl hatte zwar angeordnet, die Wirtemberger in der zweiten Linie aufzustellen, aber es war nicht geschehen. Der französische Berichterstatter Obrist Marainville ist überzeugt**), daß Friedrich nicht angegriffen hätte, sondern lieber nach Parchwitz zurückgegangen sein würde, wenn er nicht die an Tüchtigkeit den Oestreichern nicht gleich kommenden Baiern und Wirtemberger und die Schlachtordnung nicht zu ausgedehnt gefunden haben würde. Um 1 Uhr begann der volle Angriff auf den linken Flügel, vorn, im Rücken, in der Flanke, mit Uebermacht und nach kurzem tapferem Widerstand wurde die Stellung genommen und die ganze östreichische Schlachtordnung aufgerollt. Athemlos kamen die Regimenter heran, welche man nach dem rechten Flügel entsendet hatte, sie konnten sich aber nicht mehr formiren, die Linie ward auseinander gesprengt, die Unordnung war unaussprechlich. Die Massen zogen sich um das lange Dorf Leuthen zusammen und hier wurde der Kampf entsetzlich. Ein wirtembergisches Regiment bewies hier die ganze Kampffähigkeit des Stammes, der früher den Vorstritt in den Schlachten des Reiches beanspruchte. Haus um Haus mußte erstürmt werden, dann der ummauerte Kirchhof und nun brach das Geschützfeuer die Linien der hinter dem Dorf aufgestellten Truppen. Die Schlacht war für sie verloren, 10.000 waren todt oder verwundet, 12.000 wurden gefangen, 116 Kanonen, 51 Fahnen wurden ihnen weggenommen, 17 Generale und fast alle Officiere waren getödtet oder verwundet. Die Preußen hatten 6300 Todte und Verwundete. Eine der blutigsten Schlachten des Jahrhunderts war geschlagen. Die Nacht machte dem Widerstand und der Verfolgung ein Ende. Man legte sich nieder, wo man eben stand, Stille trat ein, wo [illegible] noch der Kanonendonner hallte. Ein preußischer Grenadier stimmte das Lied „Nun danket alle Gott" — und aus tausend Stimmen erschallte der Siegesgesang. So ist der Mensch: man hatte Brüder erschlagen — und dankte nun Gott dafür. — Friedrich aber, durch seinen Sieg verwegen gemacht, versuchte noch einmal die Glücksgöttin: er ritt im Dunkel mit geringer Begleitung nach Lissa, hier in's Schloß, das von östreichischen Officieren wimmelte. Man war beiderseits überrascht. Der König grüßte: „Bon soir, messieurs!" „Sie haben [illegible] nicht so rasch erwartet.„ Ein ehrfurchtsvolles Ah war die Antwort. Keiner wagte Hand an ihn zu legen, so sehr hatte sein Sieg ihre Geister gefesselt. Bald kamen preußische Reiter nach — und nun waren sie seine Gefangenen.

Karl von Lothringen. Während Jubel im preußischen Lager, herrschte Schmerz und [illegible] im östreichischen Hauptquartier zu Neukirch. Prinz Karl zitterte vor dem [illegible] des Tages, da er fürchtete, die Truppen nicht mehr in Ordnung zu bringen und von der Rückzugslinie auf Schweidnitz abgeschnitten zu werden †). Früh gings über die Lohe, um 5 Uhr war man aber schon wieder in Schlachtordnung. [illegible] Rückzug ging über Schweidnitz nach Böhmen, wo von 80.000 Mann [illegible]

*) Arneth l. c. 510.
**) Stuhr. I, 383—84.
***) Vgl. den Bericht des Fürsten von Ligne, der als junger Officier der Schlacht beiwohnte. I. 65.
†) Arneth l. c. 265.

000 ankamen, entmuthigt, in einem erbarmungswürdigen Zustand. Ein neuer ler war, daß Karl 16.000 Mann nach Breslau verlegt hatte, das nicht bar war und nach 10tägiger Belagerung mit den großen Vorräthen an Lebensteln und Geld sich ergeben mußte. Die Oestreicher hatten von Schlesien jetzt noch die Festung Schweidnitz. — Der Jammer in Wien war groß, die mmung gegen Karl von Lothringen erregt. Er legte den Oberbefehl nieder, ging als Statthalter nach Brüssel, wo er sich bald den Namen des guten zogs verdiente. 1780 sagte Friedrich II. auf die Nachricht von seinem Tode: ein Rheinübergang war schön, aber der arme Prinz hing von zu vielen ten ab. Ich dagegen handelte immer nur nach meinem Kopf, bisweilen nur sehr für mein Heil; er war schlecht bedient, man gehorchte ihm nur wenig, ich das eine vermieden und war des andern sicher, daß man mir gehorche*). Breslau.

Der Sieg bei Leuthen rettete Friedrich und erhielt ihm Schlesien. Er e allen Grund gegen seine Tapferen dankbar zu sein, insbesondere gegen ritz von Dessau, gegen welchen er bei Kolin den Degen gezückt hatte. „Ich ulire Ihnen zur gewonnenen Schlacht, Herr Feldmarschall!" redete uf dem Siegesfeld den Helden an. „Sie haben mir bei der Schlacht geen und Alles vollzogen, wie mir noch nie Einer geholfen hat." — Der g bei Leuthen ward aber in England noch mehr gefeiert, als in Preußen. don wurde beleuchtet. Die Engländer, welche Friedrich als Religionsfeind achteten, waren wenige, die Mehrzahl hielt ihn für den Held des protestanen Glaubens. Diese Ansicht war so verbreitet, daß König Georg II., obschon e im Herzen nicht theilte, sie zur Stütze seiner Forderungen an das Parlament Eröffnung desselben (Dec. 1757) machen konnte: „Eine andere große Angeheit, die mir am Herzen liegt, ist die Erhaltung der protestanhen Religion und der Freiheiten von Europa und in dieser Absicht meinen Verbündeten zu stehen und sie zu ermuthigen. Für diese Sache e ich keine Lasten scheuen," u. dgl. Die Sorge um sie und Cumberlands erfolge brachten das englische Volk in solche Erregung, daß ein Ministerium t unumgänglich nothwendig wurde, so wenig auch der König den stolzen aufnden Mann leiden mochte, der ihm durch das Geschrei des Volkes aufgedrungen Pitt hingegen, der wirken wollte, gab seine Abneigung gegen den Herzog Newcastle auf, der den Schatz übernahm, während er selber Staatssecretär e mit der Leitung im Hause der Gemeinen und der obersten Leitung des zes und der auswärtigen Angelegenheiten. Die neue Regierung zeigte Entenheit und Kraft und hob den Volksgeist und errang in kurzer Zeit große ge zu Land und zur See. Die Engländer siegten in Amerika, eroberten dien und hatten Glück in Deutschland. So sehr Pitt früher gegen die hanische Politik geeifert hatte, so beredt versicherte er jetzt seinen Landsleuten, ürde Amerika in Deutschland erobern und es sei der Engländer unwürdig,

Folgen des Sieges. England. Pitt Minister.

*) Mahon l. c. chap. 310.

ihrem König in einer englischen Angelegenheit sein angestammtes Fürstenthum rauben zu lassen*).

Zunächst suchte Pitt den Hannoveranern und Preußen durch einen Angriff
La Rochelle. auf la Rochelle Luft zu machen. Am 8. September 1757 gingen 100 Fahrzeuge
mit 10.000 Landungstruppen unter Admiral Hawke und General Mordaunt zur
See. Der Zug mißlang durch die Uneinigkeit der Führer und die Saumseligkeit
des Admirals, der dafür vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Ein junger Offizier,
der dabei vergebens sich 500 Mann und 3 Schiffe erbeten hatte, mit denen er la Rochelle
zu überrumpeln sich verbürgte, James Wolfe, wurde deßhalb von Pitt stets im Auge
behalten und später befördert. Um Spanien auf die Seite Englands zu ziehen und
seine Hilfe für die Wiedereroberung Minorkas zu gewinnen, bot ihm Pitt da-
Gibraltar. mals Gibraltar an, fand aber kein geneigtes Ohr. Um so mehr Glück hatte
der Minister in Deutschland. Georg II. hatte in Wien vergebens um die Neu-
Die combinirte Armee. tralität Hannovers während des Krieges angesucht, bald wurde das englisch-han-
növerische Heer so stark, daß es die Franzosen vollauf beschäftigte, und es ihnen un-
möglich machte an eine Belagerung Magdeburgs oder an einen Zug nach
Sachsen oder nach Böhmen zur Vereinigung mit den Oestreichern zu denken.
Ferdinand von Braunschweig. Von Friedrich II. ward der Prinz Ferdinand von Braunschweig als Be-
fehlshaber der verbündeten Armee erbeten, nachdem die Convention von Kloster
Zeven wegen der Räubereien der Franzosen für ungiltig erklärt worden war.
Friedrich II. war die Wahl eines ihm treuergebenen Generals, eines eifrigen
Freimaurers, der zugleich sein Schwager war, mehr als erwünscht. Prinz Fer-
dinand war damals 38 Jahre alt, auf der Höhe seiner Kraft, dabei gemessen,
verschwiegen, muthvoll und fest, aber zugleich gewandt im Umgang und geeignet
das Vertrauen der Mannschaft zu gewinnen. Am 23. November übernahm Fer-
dinand zu Stade den Oberbefehl und ward als Retter empfangen, und meldete
Richelieu, daß Georg II. die Convention von Kloster Zeven wegen Vertragsbruchs für
Die Franzosen. null und nichtig erklärt und ihn ermächtigt habe, die Waffen gegen die französische Armee
zu ergreifen**). Rasch gings voran, am 4. Dec. ward schon Lüneburg besetzt,
mußte die französische Armee sich hinter die Aller zurückziehen. Der Winter
hemmte die weiteren Bewegungen. Das französische Heer, welches von 1...
auf 80.000 herabgebracht war, dehnte seine Winterquartiere von Goslar ...
Braunschweig und Wesel bis Celle und Ostfriesland aus. Es war im kläglichsten
Zustand. Clermont berichtete darüber an den König: „Ich habe Euer Majestät
Heer in drei Classen getheilt gefunden. Die eine befindet sich über der Erde,
besteht aus Dieben und Landstreichern und geht ganz in Lumpen; die zweite be-
findet sich unter der Erde und die dritte in den Krankenhäusern. Ich erbitte
mir nun Euer Majestät Befehle, ob ich die erste Classe zurückführen oder ...
so lange bleiben soll, bis sie sich mit den beiden anderen vereinigt hat***).“
Clermont. Richelieu wurde 16. Januar abberufen. Clermont, der an seine Stelle ...
war Abt von St. Germain de Prés, weshalb die Pariser witzelten, er ...
wie ein Soldat und schlage sich wie ein Apostel! Der Verhöhnte war übrigens ein
wohlmeinender Mann. Als Prinz des königlichen Hauses, hoffte man in Versailles,
werde er durch sein Ansehen am leichtesten im Stande sein, die verschwundene
Zucht in der Armee und das vermißte Ehrgefühl unter den Officieren herzustellen
und dem deutschen Volke die Ueberzeugung zu verschaffen, wie es der ...

*) Macaulay Essays, Pitt.
**) Schäfer l. c.
***) Mahon, chap. 35.

le des Königs von Frankreich sei, daß seine Truppen ein gutes und anstän-
:s Benehmen inne hielten *), und zugleich den Fürsten und Ständen Gewähr zu
en, daß der König nur von dem Eifer für die deutsche Freiheit, die ihm über
:s werth sei, beseelt werde! Das war eine schwere Aufgabe. Im Heere war
beispielloser Leichtsinn und eine Verwilderung ohne Gleichen eingetreten. Der
iorsam war dahin; Officiere verließen hin und wieder ihre Wachtposten, um
er Nähe ein Menuet zu tanzen! — Die Gemeinen wurden nicht richtig be-
t und plünderten, brannten und schändeten.

Ferdinand von Braunschweig ließ dem neuen Oberbefehlshaber nicht lange
t, die Armee wieder zur Ordnung zu bringen, er eröffnete schon Mitte Februar
8 den Feldzug mit 30.000 Mann und bemächtigte sich Verdens und Hoyas.
drichs II. Bruder, Prinz Heinrich, rückte mit 8600 Mann über die Oder
as Hildesheimische und bedrohte die Rückzugslinie der Franzosen. Diese lei-
n entmuthigt wenig Widerstand, schon nach viertägiger Belagerung ergab sich
nden. Clermont räumte Hameln, Rinteln, zerstörte die Brücke über
Weser und kam mit Verlust von 15.000 Mann, von Vorräthen und Gepäck
Wesel und von da auf das linke Rheinufer und nahm Stellung zwischen
is und Rhein, gedeckt durch Wesel, Düsseldorf und Kaiserswerth. Ferdinand
i Quartiere auf dem rechten Rheinufer. Soubise setzte mit seiner Heeres-
:ilung Hanau in Vertheidigungszustand. Clermont klagte in Einem fort, daß
Truppen unbekleidet, schlecht ausgerüstet, ermattet, des Krieges überdrüssig
zuchtlos seien, daß unter den Officieren, von den höchsten angefangen, ein
hter Geist herrsche **).

Indeß wurde 1. April 1758 in London ein Subsidienvertrag zwischen
g II. und Friedrich II. abgeschlossen, wonach England an Preußen jähr-
1,000.000 Thaler (670.000 Pfund) zahlte und der König von Preußen
ierpflichtete, diese nur zur Erhaltung und Vermehrung seiner Streitkräfte
erwenden, welche zum Besten der gemeinen Sache dienen sollten, und beide
e sich versprachen, keinen Friedens-, Waffenstillstands- oder Neutralitätsvertrag
irgend eine andere Uebereinkunft mit den Mächten, welche an dem gegen-
gen Kriege Theil genommen haben, anders als gemeinschaftlich und nach
seitigem Einvernehmen abzuschließen ***). Zugleich erklärte König Georg II.,
olle 50.000 Mann auf Kosten der britischen Krone und 5000 auf seine
i als Kurfürst von Hannover unterhalten, die im Einvernehmen mit dem
von Preußen den Krieg fortführen sollten. Deßgleichen werde der König
England nicht bloß den Krieg in Amerika fortführen, d. h. die Kräfte
kreichs beschäftigen, sondern auch einen ansehnlichen Theil seiner Landmacht
die Canalflotte zur Beunruhigung des Feindes in einer nützlichen Diver-
verwenden und zu diesem Zweck auf der Insel Wight ein Lager bilden.
befürwortete diese Anträge in einer glänzenden Rede und das Parlament
igte mit allen gegen 3 Stimmen den Subsidienvertrag und die für das

Londoner Subsidienvertrag.

*) Schreiben des Kriegsministers bei Stuhr II. 44.
**) Stuhr II. 56.
***) Schäfer l. c. 546—74.

Heer in Deutschland nöthigen Summen im Betrag von 1,830.454 Pfund (38.000 Hannoveraner, Braunschweiger, Bückeburger und 12.000 Hessen).

Das Kriegsjahr 1758.

Frankreich möchte Frieden.

Was Clermont von der Armee berichtete, machte tiefen Eindruck in Versailles. Gerne wäre man des ganzen Krieges losgewesen, aber man fand den Weg nicht, davon loszukommen. Die Nachricht vom Londoner Subsidienvertrag reizte hinwieder zur Fortsetzung des Krieges: es gehe deutlich daraus hervor, daß Preußen und England den Schauplatz des Krieges nach Frankreich verlegen wollten, man müsse darum den Rhein behaupten; gewinne man Zeit, erlange man Sicherheit. „Aber der König will seine Bundesgenossen nicht feig verlassen; es sind außerdem auch die Könige von England und Preußen neuerdings mit einander übereingekommen, auf keinen einseitigen Frieden ohne Beistimmung des anderen, sei es in ihrer Eigenschaft als Könige oder als Kurfürsten, einzugehen. So hängt es also nicht von uns, noch von unseren Bundesgenossen ab, jene in diesem Augenblick von einander zu trennen. Es gibt kein anderes Mittel, zum Frieden zu gelangen, als das sich in den Stand zu setzen, den Krieg mit Kraft zu führen."

Der Krieg im Westen.

Clermont bekam also Verstärkung, aber auch Mahnung, eine Schlacht zu liefern. Doch er war nicht der Mann kühnen Wagens. Ganz anders Ferdinand von Braunschweig, der mit 30.000 Mann bei Emmerich in der Nacht zum 1. Juni den Rhein überschritt und die Franzosen, welche nur bei Rheinberg kurze Zeit Stand hielten, vor sich hertrieb. Endlich stellt sich Clermont mit

Krefeld.

47.000 Mann bei Krefeld 23. Juni zur Schlacht auf einem Boden, der durch viele Gräben, Weidendickicht und Gehöfte beschützt, gegen 100,000 Mann vertheidigt werden konnte. Dennoch wagte Braunschweig, denn er kannte seinen Mann, nicht bloß den verwegenen Angriff, sondern die Umgehung des linken Flügels, wo Rochambeau und St. Germain ihn 1½ Stunden tapfer aufhielten, aber nicht unterstützt wurden. Zwei Drittel der Armee waren gar nicht zum Schuß gekommen und ein ernster Angriff wäre sicher verderblich für die Hannoveraner geworden. Doch Clermont zog sich eilig mit einem Verlust von 4000 Mann zurück, die Gegner hatten nur 1700 verloren und nahmen jetzt Düsseldorf und Roermonde. Clermont wurde nun wegen erwiesener Unfähigkeit abberufen — er war ein Nachkomme des großen Condé. Also auch dieser Name wie so viele andere war jetzt herabgesetzt. Starhemberg, ein ruhiger Beobachter, schrieb damals aus Versailles: „Statt einer Besserung wird es von Tag zu Tag ärger. Denn hier wird Alles nur durch Cabalen, Ränke und persönliche Interessen geleitet, die größten und wichtigsten Geschäfte werden mit unbegreiflichem Leichtsinn vernachlässigt, die unbedeutendsten Dinge dagegen wie den wichtigsten Angelegenheiten behandelt. Von einem Tage zum anderen ändert man die gefaßten Beschlüsse. Alle Anstalten werden verzögert oder nur halb

*) Schreiben von Bernis an Clermont bei Stuhr II. 79.

kommen getroffen, statt wirkliche Thaten zu vollziehen, nur hochtönende, jedoch und für sich Nichts bedeutende Reden geführt. Jeder will das Amt des An- rn und Keiner sein eigenes, wie es sich gebührt, besorgen. — Man darf sich von inkreichs Mithilfe noch weniger Nutzen als bisher versprechen und muß, wenn ohne seine Mitwirkung den Krieg nicht fortführen können, auf einen baldigen eden denken *)."

Der ganze Krieg war gegen den Sinn des französischen Volkes und die t, wie er geleitet wurde, nur geeignet den kriegerischen Geist niederzuhalten. ntades kam an die Stelle Clermonts, ein alter geübter Soldat, aber ohne ere Begabung; er sollte Düsseldorf wiedergewinnen, dann die Maas, den Nie- hein, den Main behaupten, im Uebrigen aber bis zum Ende des Feldzuges iel wie möglich in Feindesland und auf Kosten des Feindes leben und sich pflegen **). — Soubise drang mit 18.000 Mann gegen Cassel vor. Bei San- hausen stand der Prinz von Isenburg mit ungefähr 7000 Mann, der nach sechsstündigem Gefecht mit dem französischen Vortrab unter Broglie ickzog. Soubise nahm jetzt Nordheim, Minden und Göttingen. Nun sah sich unschweig, weil in der Flanke bedroht, und Contades sich gegenüber, der durch fische Soldtruppen verstärkt war, genöthigt über den Rhein zurückzukehren, er in geschickter Art 8.—10. August bei Griethausen vollbrachte. Wenige ge darauf gingen die Franzosen über den Rhein und breiteten sich bis zur e aus. — Bereits waren 12.000 Mann englische Hilfstruppen unterwegs, am 12. August in Bocholt zum Heere Braunschweigs stießen, dem es gelang Vereinigung der beiden französischen Armeen unter Soubise und Contades verhindern. Er sandte Oberg mit 15.000 Mann ab, um die Hessen unter nburg an sich zu ziehen und Soubise von Cassel abzuschneiden. Soubise aber elt Verstärkung unter Chevert und warf Oberg 7. Oct. bei Luttenberg an Werra zurück. Chevert hatte den Sieg gewonnen, aber Soubise bekam den rschallsstab. Indeß nahte der Winter. Soubise räumte Hessen und nahm artiere zwischen Lahn und Main. Contades ging nach einem vergeblichen such gegen Münster auf das linke Rheinufer zurück. Braunschweig lagerte Heer in den Bisthümern von Paderborn, Münster und Osnabrück. Also der französische Feldzug des zweiten Jahres war ohne erheblichen Erfolg. viel Geld und Mannschaft war vergeudet.

Contades. Sangerhausen. Luttenberg.

Wie ganz anders, wie großartig ging es auf dem östlichen Kriegs- uplatz zu! Da waren nicht abstehende, sondern frische Kräfte thätig im eit für zwei gewaltige Naturen: Maria Theresia, die durch den Adel ihrer le Jeden bezauberte, der mit ihr in Berührung kam, und Friedrich II., der h seinen Genius die Krieger fesselte, und zum Sieg oder in den Tod trieb. Wie d da beiderseits im Winter gerüstet, um im Frühjahr um Sein oder Nicht- zu ringen, wie nach allen Seiten ausgespäht, um eine glückliche Gelegen- sogleich an der Stirnlocke zu ergreifen: Friedrich in sich verschlossen und e Pläne nur eröffnend, wenn er den Befehl zur Ausführung gibt, — Maria :resia mittheilsam, wie eine Frau, und so kennen wir ihre Schmerzen, ihre gen, ihre Schwankungen, wie ihr schließlich festes Beharren.

Krieg im Osten. Maria Theresia.

*) Der Gesandtschaftsbericht zum ersten Mal veröffentlicht bei Arneth l. c. 379—80.
**) Stuhr II. 117—52.

Da klagt sie über den König von Preußen: „Unter gesitteten Völkern haben von jeher die Einwohner auch im Krieg bei Haus und bei Hof bleiben können. Türken und Tataren führen zwar dieselbe in die Sclaverei, der König in Preußen macht es aber noch ärger, denn er raubt fremde Unterthanen und zwingt sie Eid und Pflicht zu brechen, Soldaten zu werden und gegen ihre eigenen Landesherren zu streiten. Sein ganzes Militär ist eine solche künstliche Maschine, welche jeden gemeinen Soldaten auch wider Willen nützlich und streitend macht. Alle anderen Mächte werden durch den Krieg und öftere Schlachten entblößt; der König allein hat das Mittel erfunden, durch den Krieg die
Rußland. Truppen zu ergänzen *)". Dann klagt sie über Rußland, über die ... Gesinnung der moskowitischen Heerführer, über die Verrätherei Bestuschew's.
Bestuschew. Letzterer wurde auch 25. Feb. 1758 verhaftet, seiner Würden und Aemter entsetzt, als Hochverräther zum Tode verurtheilt, jedoch von Kaiserin Elisabeth zu Verweisung auf ein Landgut im Inneren Rußlands begnadigt. Woronzow, sein Nachfolger, pflegte eifrig die freundschaftlichen Beziehungen zu Oestreich. Da man unter Bestuschews Papieren Beweise gefunden hatte, daß er sich mit dem Plane trug, Katharina als Vormünderin des jungen Kaisers Paul mit Uebergehung des Thronfolgers Peter zur Regierung zu bringen, so neigte sich letzterer einige Zeit hindurch gleichfalls den Oestreichern zu. Die Kaiserin Elisabeth selber war ... für den Krieg gegen Preußen; sie gewährte schnell den Wunsch, ein ... Hilfscorps von 30.000 Mann nach den östreichischen Erblanden abzusenden. Das
Fermor. andere Heer unter Fermor brach 6. Januar von Memel auf, besetzte am 7. Tage Königsberg, wo die Huldigung für die Kaiserin gefordert wurde, — und
Preußen. setzte sich im eigentlichen Königreich Preußen fest. — Getäuscht wurde Maria Theresia's Hoffnung auf Frankreich, schmerzbewegt sagte sie einmal zu Stainville, sie sehe wohl, die Vorsehung habe sie dazu bestimmt, ein unglückseliges Schicksal in Geduld zu ertragen, sie sei entschlossen, sich der gemeinsamen Sache als Opfer
Frankreich. darzubringen. Zwar der Eifer Ludwigs XV. für den Krieg war entschieden, nicht minder war die damals tonangebende Pompadour für die dauernde Verbindung mit Oestreich thätig. „Ich hasse den Sieger mehr als je," schrieb sie nach der Schlacht von Leuthen an Kaunitz. „Ergreifen wir zweckmäßige Maßregeln, zermalmen wir zu Staub diesen Attila des Nordens und Sie werden mich so zufrieden sehen, als ich jetzt übler Laune bin **)." — Aber was vermochten König und Pompadour gegen den Geist des Volkes, gegen die Abneigung der
Bernis. Armee! Bernis beugte sich vor den Schwierigkeiten und rieth, Frieden zu schließen und mit einem Waffenstillstand zu Land und zur See zu beginnen. Europa erwarte diesen Frieden von der Weisheit des Königs und der Mäßigung des Wiener Hofes ***). Bald meldete sein Gesandter Stainville, Frankreich könne sich an der directen Kriegführung gegen Preußen nicht mehr betheiligen, es sei auch nicht mehr im Stande, die im geheimen Vertrage bestimmten Subsidien zu bezahlen, die Summe müsse verringert werden. Ein Hilfscorps nach Böhmen, 24.000 Mann stark, ward anfangs versprochen, aber es kam nicht. Hinsichtlich der Kriegführung selber wichen die Grundanschauungen beider Mächte sehr von einander ab. Maria Theresia wollte ihre Macht zunächst nach Schlesien wenden, Frankreich dagegen drang darauf, daß zuvor Sachsen den Preußen entrissen werde. Die Kaiserin kam zuletzt zur Ueberzeugung: „Wir müssen operiren, als ob es gar keine Franzosen mehr gäbe, und uns nicht um ihretwillen unsere eigenen ...

*) Schreiben bei Arneth l. c. 287.
**) Arneth l. c. 277.
***) Arneth l. c. I. 295.

zenheiten verderben lassen. Daun muß Vollmacht erhalten, zu thun, was er s Beste hält, und deßhalb benachrichtigt werden, daß er von jenen Heeren hts zu erwarten und demgemäß seine Maßregeln zu treffen habe.“ — Maria resia setzte zuletzt ihre Anforderung von 12,000.000 Livres auf 8,000.000 nter und schrieb selber an den König, daß sie auf das Hilfscorps nach men verzichte. Nur Kaunitz erhielt ihren Muth zu Zeiten aufrecht. Aber es gab erzliche Stunden. Schließlich kam die Ueberzeugung hinzu, an welchen Gebrechen Armee, ihre Verwaltung selber noch leide *). „Die Mittel abzuhelfen, schreibt sie 8, sind nicht leicht, absonderlich in dieser Krisis die Verwirrung noch größer. Das lsdann auch die wahre Ursache meines so großen Kummers und meiner Betrüb- und warum ich mich täglich verstecke, weil ich meine eigenen Wunden nicht i entdecken kann, noch will, darum rede ich auch sehr ungern mit Anderen, ich nicht allzeit stark genug bin, mich zu überwinden und meine Unterdrückung zu lassen.“ —

Der östreichische Kriegsplan war, Schweidnitz, das von Friedrich be- t wurde, zu entsetzen und dann mit einer Armee in Schlesien, mit einer en in Sachsen zu operiren, zu welcher die Reichsarmee stoßen sollte, end mit der ersten ein russisches Hilfscorps von 30.000 Mann sich zu nden bestimmt war. Zum Oberbefehlshaber ward Daun ernannt, welcher Streitkräfte in Böhmen sammelte. Friedrich hatte nämlich Bewegungen cht, welche auf einen Einfall in Böhmen schließen ließen. Daun nahm mehr eine defensive Stellung und suchte Böhmen durch Verhaue zu schützen. don sollte die Landshuter Zugänge decken. Jahnus stand zu gleichem f im Glatzischen, Deville im östreichischen Schlesien. Der Prinz von lz-Zweibrücken sollte mit der Reichsarmee, 32.000 Mann, in nen sich mit 15.000 Oestreichern vereinigen und diese dann durch das Voigt- in Sachsen eindringen, wo Prinz Heinrich mit 40.000 Mann stand. rich II. hielt das Vorrücken der Russen nicht für so nahe, gegen die veden hatte er Lehwald aufgestellt, wider die Franzosen hielt er sich die hannöverisch-englische Armee unter Braunschweig gedeckt. Der heidigung zog er immer den Angriff vor, der ihm mehr Glückswechsel mehr Gelegenheit bot, seine Gaben zu entfalten. Nicht auf Böhmen, wo n stark verschanzt stand, hatte es der Preußenkönig jetzt abgesehen, sondern Mähren und zwar auf Olmütz. Konnte er diesen Platz rasch erobern, rmochte er von da aus die Oestreicher auf dem eigenen Gebiete zu be- igen und mit der Hauptmacht die Russen zu schlagen, alsdann umzukehren vor Wien den Frieden zu dictiren **). Denn er hoffte, Daun werde, um ütz zu retten, seine feste Stellung verlassen und ihm Gelegenheit zu einer ichen Schlacht bieten. Das Gelingen des Planes hing vom baldigen Fall Schweidnitz, von der Geheimhaltung und von der Schnelligkeit der Aus- ung ab. Kriegsplan für 1758.

*) Arneth I. 362.
**) Arneth l. c. Stuhr II. 1—39.

Schweidnitz, obschon von Thürheim tapfer vertheidigt, mußte sich früher Schweidnitz. ergeben, als man erwartet hatte. Am 15. April wurde nämlich ein Fort von den Preußen im Sturm genommen und jetzt war die Festung nicht mehr haltbar. Von 9000 Vertheidigern zogen nur noch 1500 aus der Festung. Ein Versuch, die Stadt zu entsetzen, war nicht ohne eine Schlacht möglich und diese wagte Daun mit seinen noch wenig geübten Truppen nicht anzubieten. — Friedrich II jedoch brach, als Schweidnitz gefallen, alsbald nach Neisse auf, gewann den Oe- Olmütz. reichern einen Vorsprung ab, am 5. Mai standen die Preußen vor Olmütz. Der Schrecken in Wien war groß, man sah die Feinde schon an der Donau und drang in die Kaiserin, sich nach Graz zu flüchten. Doch diese erklärte, sie werde erst abreisen, wenn sie Friedrich vor den Thoren sehe. Bald zeigte es sich jedoch, daß der gefürchtete Feind sich verrechnet habe. Olmütz ergab sich nicht in wenig Tagen, wie er erwartet hatte; es war mit allem Nöthigen wohl versehen, mit Schießbedarf, Lebensmitteln, tapferer Mannschaft (9000 Mann) und einem entschlossenen und umsichtigen Befehlshaber, Feldzeugmeister Marschall. Erst nach 14tägiger Einschließung konnte die Beschießung beginnen und 42 Tage nach Eröffnung der Laufgräben war noch wenig Aussicht auf Eroberung des Platzes. Ingenieur Balbi hatte solche Fehler gemacht, daß Friedrich II. meinte, Vauban und Coehorn würden ihn mit Eselsohren beschenken. Indessen rückte Daun heran, die Preußen zu umschließen, sie an Ausbeutung und Verheerung des Landes zu verhindern und ihnen bei günstiger Gelegenheit eine Schlacht zu liefern. Die Stellungen, die er wählte, waren schwer angreifbar; es gelang ihm sogar Verstärkung nach Olmütz zu werfen. Pulver und Lebensmittel gingen den Preußen auf die Neige, sie wurden im Rücken bei Tag und Nacht von leichten Truppen umschwärmt, während aus der Festung glückliche Ausfälle gemacht wurden. Die Lage des Königs wurde sorgenvoll. Das Schicksal des Feldzugs hing zuletzt von der Ankunft von 4000 Wagen mit Lebensmitteln, Schießbedarf und Geld ab, welche, von 9000 Mann gedeckt, von Neisse aufgebrochen waren und sehnsüchtig erwartet wurden. Daß sie nicht kamen, Olmütz nicht fiel, Friedrich dagegen eilig abziehen mußte, das hat ein Mann bewirkt, der fortan als sein ebenbürtiger Gegner auftritt, Gideon Loudon. Ohne Zweifel wäre die Wagschaale zu Gunsten Oestreichs gesunken, hätte man früher dieses Genie, mit dem zugleich ein reiner Charakter verbunden war, zu würdigen verstanden. —

Gideon Loudon ist ein Livländer *). Die übliche Angabe, seine Familie Gideon Loudon. sei im 17. Jahrhundert aus Schottland eingewandert, ist haltlos, da der Familienname schon im 13. Jahrhundert in den livischen Adelsregistern erscheint, auch die Namensschreibung und das Wappen der fraglichen schottischen und livischen Familie verschieden sind. Der Adel der Familie war alt, das Vermögen aber sehr bescheiden: „sie lebten schlecht und recht nach der Väter Sitte, bauten das Gut, ihr Vergnügen war Hühner- und Hasenjagd," die nachgeborenen Söhne suchten Kriegsdienst. Am 2. Februar 1717 wurde Gideon Laudon auf dem livländischen Gute Tootzen geboren. Sein Vater, Otto Gerhard, war verabschiedeter Obristlieutenant. Livland war nach schrecklichen Kriegen an die Russen gekommen; Jugend. die Jugend Loudons fällt also in eine Zeit der Noth und Verarmung, da die Städte zerstört, Kirchen und Schulen verbrannt, die Straßen eingegangen waren.

---

*) Der Name wird auch geschrieben: Lowdon, Louwdon, Lauwdohn, Laudohn, [illegible] Eine kriegswissenschaftliche Darstellung des Helden von Wilh. von Janko „Laudons [illegible] erschien in Wien 1869. Frühere Biographien gaben Pezzl, Krsowitz, Hormayr, Kunitsch, Schweigerd. Eine eingehende Charakteristik bei Julius Eckardt „[illegible] Baltische Charakterbilder." Leipzig 1876.

gab keine Universitätsstudien im Lande, ja nicht einmal mehr einen Gymnasialerricht. Was Loudon in seiner Jugend wußte, lernte er von den Eltern oder dem Geistlichen des Ortes, eine Schule hat er nie besucht, das Leben hat belehrt und sein Wissenstrieb war immer lebendig. Die Eltern gewöhnten an Selbstüberwindung; die Mutter, deren er noch in alten Tagen mit dankr Liebe gedachte, lehrte ihn besonders den Jähzorn bekämpfen. Loudon war st und schweigsam, gottesfürchtig und wahrhaftig. Eine Tante klagte, er sei en Damen immer rauh und unmanierlich gewesen. Als zweiter Sohn ohne spruch auf das Familiengut, ging Loudon, 16 Jahre alt, in das Pleskow'sche santerieregiment und gehörte 6 Jahre (1732—39) dem russischen Kriegsiste an. Es waren harte Jahre; ohne Zuschuß von Haus aus, unter Leuten, denen nicht die abendländischen Begriffe von Ehre walteten, die einzig ihre holung im Branntwein oder bei Dirnen suchten, blieb der Jüngling rein und lor sein edleres Streben nicht, und verstand die Lücken seiner Bildung ausüllen. 1733 machte er den Feldzug nach Polen mit und unter Münnich den rm auf den Hagelsberg bei Danzig, bei dem alle Officiere seiner Abtheilung en und er — der junge Cadet — an der Spitze der Uebriggebliebenen den rmlauf fortsetzen mußte: sein zarter Körper erlag beinahe den Anstrengungen es Feldzuges. 1736 machte er den Feldzug nach der Krim mit und war bei Sturm bei Perekop und Asow, dann bei der Belagerung von Octschav, in der Schlacht bei Stawuschane. Loudon brachte es aber trotz aller pferkeit und Gewissenhaftigkeit nicht weiter als zum Premierlieutenant — selbst Reise, die er nach Petersburg machte, war erfolglos. Krumme Wege zu en, war wider seine Natur; sein einfaches, keusches, stolzes Wesen fiel unanehm auf, gegenüber dem charakterlosen Treiben der frivolen genußsüchtigen uptstadt. Nur Ein Mann warf einen richtigen Blick in den Reichthum dieser ichen Natur, ein Oestreicher, Namens Hochstetten, der früher Hofmeister des inisterialsecretärs Baron Binder in Wien gewesen war. Er rieth Loudon, in Dienste der großen Kaiserin zu treten, und gab ihm Empfehlungen an Kau und Binder mit. In Berlin riethen ihm aber (1746) Kameraden, lieber ubleiben und in preußische Dienste zu treten und den König um eine Hauptnnsstelle zu bitten. Friedrich II. sah jedoch den blassen, ernsten, rothhaarigen ländler einen Augenblick scharf an, ging dann an ihm vorüber und sagte zu er Umgebung: „Das Gesicht dieses Menschen gefällt mir nicht *)". Er sollte bitter büßen, eine Perle so hochmüthig weggeworfen zu haben. —

Feldzüge. Bei Friedrich II.

In Schönbrunn harrte Loudon im Vorsaal auf Audienz bei der Kaiserin, ein unbekannter freundlicher Mann auf ihn zutrat und ihn um Namen d Stand und um sein Anliegen befragte und nach längerem Gespräch sich mit Versicherung von ihm entfernte, er werde ihm Zutritt bei der Kaiserin verassen. Loudon wurde schnell vorgelassen und fand den freundlichen Mann an Seite der Kaiserin, und hörte, daß er kein Geringerer sei, als der Kaiser bst. Alsbald erhielt der Livländer eine Stelle als Hauptmann bei den Panduren renck's und die Weisung, sogleich nach Baiern aufzubrechen. Trenck lernte die ihigkeiten des Livländers bald schätzen, so daß er bei einer Revue auf die Frage Generals: „Was haben Sie da für einen jungen Hauptmann?" die Antwort b: „Er ist noch jung, aber er verdient bereits ein Regiment zu commandiren", er sein Herz hat er bei dem rohen sittenlosen Treiben nie gewonnen. 1743 rde Loudon bei Zabern im Elsaß auf den Tod verwundet und nur durch die

In Schönbrunn. Trenck.

*) La physiognomie de cet homme ne me convient pas.

Geschicklichkeit eines französischen Arztes gerettet. Mit dem wilden Panduren-oberst gerieth Loudon in einen Streit, der mit seinem Austritt aus dem Corps endete. Trenck verfolgte ihn dafür, wollte sogar in seinem Proceß eine Reihe seiner Unthaten auf Loudon wälzen. Dieser wußte sich aber, namentlich durch Vorzeigung der Befehle des Obersten, glänzend zu rechtfertigen, und wurde freigesprochen, während Trenck zu lebenslänglicher Haft auf den Spielberg verurtheilt wurde. Doch eine Anstellung erhielt Loudon erst 1748 als wirklicher Hauptmann bei dem Grenzer. Liccaner Grenzregiment und 8 Jahre lebte er in dem abgelegenen Gospich, mit brütend über Plänen und Karten, keinen Spazierritt machend, ohne das Terrain Studien. zu prüfen, und sich die möglichen Aufstellungen des Feindes und die beste Art ihm zu begegnen, erwägend. Wenn seine Gattin — Clara von Hagen — über die ewigen Karten klagte, pflegte Loudon zu entgegnen: „Das brauche ich, wenn ich einmal Feldmarschall bin." Aber von einer solchen Stelle schien er nie entfernter als je. Denn 1754 brach ein Aufstand unter den Grenzsoldaten aus — nur Loudon, der trotz seines strengen Wesens außerordentlich beliebt war, wußte seine Mannschaft in Ruhe zu erhalten und mit ihrer Hilfe die Aufständischen zur Ordnung zurückzuführen. Für seine dabei bewiesene Umsicht und Mannhaftigkeit ward ihm kein Lohn, wohl aber Verfolgung seines Obristen zu Theil. Als Loudon 1756 am Krieg theilnehmen wollte, bekam er zur Antwort: „Sie taugen nicht zum Kriege, noch können Sie sich die nöthige Feldequipage anschaffen." Als er deshalb nach Wien ging, fuhr ihn der Feldmarschall Neipperg mit den Worten an: „Was wollen Sie denn, auch ohne Sie kann der Preußenkrieg geführt werden." Sein Freund Hochstetten rettete ihn, dem schon Dienstentlassung drohte, durch Fürsprache bei Kaunitz, der an dem gedankenreichen und wortkargen Manne Gefallen findend, bei Maria Theresia für ihn ein Wort einlegte. Sofort wurde Loudon an die Spitze eines Corps von Liccanern gestellt, die ihn kannten und liebten. Jetzt war er im rechten Fahrwasser. Browne lernte den Kroatenführer, der so kecke Streiche mit so viel Schlauheit und Glück ausführte, bald schätzen, Obrist. er beförderte ihn zum Obristen. Loudon schlug sich wie ein Löwe bei Prag, er war der unermüderliche Verfolger Keiths, als die Preußen abziehen mußten. Niemand, selbst Ziethen, übertraf ihn im Vorpostendienst. Niemand wußte besser den Feind zu necken, Magazine wegzunehmen, Geldtransporte, Depeschen abzufangen und ihm in steten Scharmützeln große Verluste beizubringen. Als Meister des kleinen Krieges stellte ihn selbst Friedrich, unter Vorwürfen an die Seinen, zum Muster hin. Als das Patent, das seine Ernennung zum Obersten enthielt, von Preußen abgefangen wurde, sandte es ihm Friedrich II. mit einem Glückwunsche zu. Der Prinz von Hildburghausen schrieb über ihn an den Kaiser: „Es ist zu bedauern, daß nur Ein Loudon vorhanden und dieser nicht in viele Stücke zu vertheilen ist, denn wahrlich dieser hat mit seinen wenigen Husaren mehr ausgerichtet, als alle Andern." — Loudon hatte dem Prinzen vor der Schlacht bei Roßbach gerathen, die Preußen in der Nacht zu überfallen und sie gar nicht formiren zu lassen, der Prinz aber geantwortet, „daß die Herren Franzosen bei Nacht nicht gerne marschirten." Bei Roßbach kam Loudon gar nicht zum Gefecht; die Erbärmlichkeit der Reichsarmee schilderte er in bitteren Zügen, die Ausgelassenheit der Franzosen widerte ihn an, ihn, den Mann der sittlichen Zucht und Strenge. Als ihm eine neue Beförderung zu Theil ward, jammerte Loudon, daß er unnütz daliege. Im März 1758 erhielt dieser Bayard der Armee das Maria-Theresienkreuz.

Auch Daun lernte den Mann bald schätzen, obschon sie Gegensätze waren wie Fabius und Hannibal. Wenn der Transport das Lager der Preußen erreichte, so war Olmütz verloren; er kam nicht an — und Olmütz war gerettet. Bei-

r verfolgt der Indianer nicht die Spur seines Feindes, als Loudon dieß that; Domstadtl vernichtete er die Mehrzahl der Bedeckung und eroberte oder zer- e den größten Theil der Wagen, obschon der König Ziethen mit 3000 Reitern Sicherung dem Zuge entgegengesandt hatte. Ziethen wurde abgeschnitten und te sich unter fortwährenden Gefechten nach Troppau flüchten. Loudon aber lt für diese Leistung den Rang eines Feldmarschallieutenants *). *Domstadtl.*

Friedrich hatte einen Fehlgriff gemacht. „Es ist keinem Zweifel unterworfen, ib Kaunitz an Starhemberg, daß er das Mittel gefunden, zwei bis drei iate Zeit zu verlieren, seine Armee sehr zu erschöpfen, die Festungen von ition zu entblößen und seine Reiterei sammt dem schlesischen Fuhrwesen zu nd zu richten." Aber das Unglück gab immer wieder Friedrich neue Spannkraft. nämlichen Schreiben gesteht Kaunitz: „Man muß ihm das verdiente Lob zollen, kein Mensch besser und rascher gelernt hat, eine Belagerung aufzuheben." Der ig theilte schnell den versammelten Generalen und Stabsofficieren das Un- mit und in ihrer Tapferkeit liege jetzt das einzige Rettungsmittel; er drohte i Officier, der sich muthlos zeige und seine Mannschaft nicht ermuntere, Entlassung und Festungshaft. Da der Rückzug nach Schlesien versperrt war, hlug der König den Weg nach Böhmen ein, über Konitz, Trübau Zwittau. Der Rückzug ist ein Meisterstück. Der König war immer zum igen bereit und gelangte mit allem Geschütz und Gepäck über Königgrätz und land glücklich nach Landshut, obschon Loudon drängte und Daun folgte. erlich wäre der Rückzug von so geringen Verlusten begleitet gewesen, wenn on an der Stelle Dauns den Oberbefehl geführt hätte, denn er war kalt vorsichtig und ruhig in der Gefahr wie Daun, aber dabei kühn und ent- sen, und während er sonst so ruhig und kalt war, in der höchsten Noth von i Feuer beseelt, welches seine Umgebung mit fortriß. Daun war allzu vor- j und verstand nie den Erfolg eines Sieges auszubeuten; immer stolz und neffen, wußte er nie die Liebe der Mannschaft zu erwerben, während Loudon seiner unerbittlichen Strenge von der Armee angebetet wurde. *Fehler Friedrichs. Rückzug. Nach Böhmen. Daun und Loudon.*

Zum Glück für Friedrich II. säumten die Russen mit ihrem Vormarsche, wäre er diesmal zwischen zwei Feuer gekommen und verloren gewesen. Zug der Moskowiter ging sehr langsam voran, woran einmal das Partei- n in Petersburg, dann der Mangel an Lebensmitteln in den polnischen inzen schuld war. *Die Russen.*

Nach Königsberg besetzten die Russen Elbing (4. März), Danzig ver- ihnen die Thore. Die Bürgerschaft fürchtete, die Russen nicht mehr fort- en zu können, wenn sie einmal inner der Mauern wären, und zeigte sich Widerstand auf Leben und Tod entschlossen. Die Weichsellinie war jetzt in Gewalt der Russen, aber erst die Drohung der Kaiserin trieb Fermor nach m Zögern über den Strom. Nun erklärte er, ohne das Corps von 0 Mann, das zum Einmarsch in Mähren bestimmt war, nicht operiren nnen. Die Schweden wünschten, daß die Russen ihnen helfen Stettin zu *Fermor.*

---

*) Für Daun wurde eine Denkmünze geschlagen, auf der es heißt: Germanorum Maximus, cunctando vicisti, cunctando vincere perge. Das Dankschreiben der n (abgedruckt bei Arneth I 376—77) an ihren Feldherrn ist warm: „Meine Freude so reiner und vollkommener, je mehr ich die Größe der Gefahr erkannte." —

besetzen, diese gönnten ihnen aber eben so wenig Stettin, als die Schweden ihnen Danzig. Fermor wünschte eine Seehafenstadt zu haben, um zur See sich Lebensmittel beschaffen zu können, denn zu Land hatte dieß die größte Schwierigkeit, wegen der schlechten Wege und der Mordbrennerei der Kosaken, welche das Landvolk anreizten, den Flammen preiszugeben, was als Nahrung für Menschen und Pferden benützt werden konnte. Zwar ließ er Vielen auf Klage die Ohren abschneiden, aber er vermochte die Ausschweifungen dieser Wildlinge nicht zu hemmen. es ward nachher wie vorher gemordet, geschändet, geraubt, gebrannt, das Land glich bald einer Wüste. Fermor selber ließ übrigens die Stadt Küstrin, wohin die Landleute ihre Habseligkeiten gebracht hatten, in Brand schießen, ohne einen Nutzen davon zu haben, denn die Festung vermochte er doch nicht zu nehmen. Friedrich kam durch das, was er hörte und sah, durch die Klagen der Landleute in eine äußerst gereizte Stimmung; er befahl, keinem Russen in der Schlacht das Leben zu schenken. „Die Preußen geben kein Quartier", tönte durch die Linie; „wir auch nicht," antworteten die Russen. —

Verwüstungen.

Der König rechnete auf einen Kampf der Verzweiflung und gab seinen Generalen die Weisung, was zu geschehen habe, wenn er in der Schlacht erschossen werde. Schon am 10. August hatte er an seinen Bruder Heinrich, der Vormund des jungen Königs mit unumschränkter Gewalt sein sollte, ein Schreiben gerichtet und ihm befohlen, im Falle seines Todes mit solchem Nachdruck zu handeln, daß der Feind keine Aenderung im Oberbefehle wahrnehme. „Mein gegenwärtiger Plan ist folgender: die Russen wo möglich auf's Haupt zu schlagen, dann Dohna sofort wieder gegen die Schweden zu schicken und selbst mit meinem Corps zurückzukehren, entweder der Lausitz zu, wenn der Feind von dieser Seite eindringen sollte, oder wieder zur Armee in Schlesien zu stoßen und 6000—7000 Mann nach Oberschlesien zu entsenden, um Deville zu verjagen, der es beunruhigt. Was Euch betrifft, Euch nach den darbietenden Umständen handeln zu lassen, da man die Entwürfe des Feindes nur stören muß, bevor er sie zur Reife bringen kann. — — — In der Politik ist es gewiß, daß wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind, matt und erschöpft durch den Krieg, der erste sein wird, Frieden zu begehren. Ich schmeichle mir, daß man im Laufe des Winters dazu kommen wird." —

Testament.

So langsam die Russen hergezogen, so schnell kamen die Preußen heran, in Eilmärschen, durch Sand, in der Augusthitze. Fermor stand von der Beschießung von Küstrin ab und zog sich in eine für ihn uneinnehmbar geltende Stellung bei Zorndorf zurück, in einer Moorwildniß, gedeckt durch Sumpf und Wald und einen kleinen Fluß, die Mützel. Seine Stärke war das Fußvolk. Seine Schlachtordnung war ein großes Viereck, etwa eine Stunde lang, eine halbe breit, in der Mitte das Gepäck. Diese Stellung im Viereck war eine Erfindung Münnichs gegen die heranstürmenden Schwärme der türkischen Reiterei. Der Russe steht, Napoleon nannte ihn eine wandelnde Festungsmauer, man muß ihn tödten, er flieht selten. Friedrich hielt den Sieg für leicht. Keith hatte vergebens gewarnt, er lasse den russischen Soldaten nicht Gerechtigkeit widerfahren, er werde schon anderer Meinung werden, wenn es zur Probe komme. Des Königs

Zorndorf.

*) Déposition testamentaire. Oeuvres IV. 261.

bergang über die Oder, die Umgehung des russischen Lagers, die Aufstellung : Schlacht ist meisterhaft. Der Kampf, der von dem Orte Zorndorf ı Namen hat, begann am 25. August Morgens um 9 Uhr, 32.000 Preußen t 117 Geschützen gegen 52.000 Russen mit 180 Kanonen. Der Angriff galt n rechten russischen Flügel, die Wirkung von 40 Geschützen auf die dicht-rängten Massen war entsetzlich — doch die Lücken füllten sich immer wieder, kein ann wankte, alle wollten siegen oder sterben. Da entstand im Aufmarsch der ußischen Linie eine Lücke, in welche sich die Russen mit wildem Geschrei rzten, 15 Bataillone wichen und 15 Kanonen wurden den Preußen entrissen. ıch das Vordringen der Moskowiter selber geschah in Unordnung. Dieß be-rkte Seydlitz, warf die russische Reiterei und stürzte sich dann auf das Fuß-l. Der König hatte ihm schon früher befohlen vorzurücken und als dies nicht chah, weil Seydlitz seine Reiterei nicht unnütz dem Kanonenfeuer aussetzen wollte, ı Befehl „bei Verlust des Kopfes“ wiederholen lassen. „Sagen Sie dem König,“ gegnete Seydlitz, „nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Befehl, in der hlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für seinen Dienst guten brauch mache.“ — Die Russen wurden durchbrochen, niedergehauen oder in ämpfe gedrängt. Gnade wurde nicht gegeben, noch verlangt. Ein Augenzeuge *) eibt über diese noch nie erlebte Schlachtscene: „sie standen wie Bildsäulen in en Gliedern, nachdem sie die Patronen verschossen. — Waren ganze Linien Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die gleichsam auch so gefertigt zu sein wünschten. Es war leichter sie zu tödten, als in die Flucht schlagen; selbst ein Schuß mitten durch den Leib war nicht hinreichend sie auf Erde zu werfen. Nichts blieb übrig, als niederzumetzeln, was nicht weichen llte!“ So wurde der rechte russische Flügel vernichtet. Die Verwirrung war setzlich und von der Rohheit der gemeinen Russen jener Zeit erhalten wir ein ld, wenn wir bei demselben Schriftsteller weiter lesen: „Viele geriethen unter Bagage, die Marketenderwagen wurden geplündert und der Branntwein hisch gesoffen. Vergebens schlugen die russischen Officiere die Fässer in Stücke, Soldaten warfen sich der Länge nach auf den Boden, um den so geliebten ank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, Andere ssacrirten ihre Officiere und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde um, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.“ —

Seydlitz.

Es war Mittags 1 Uhr und wurde kurze Rast gehalten, dann gab Friedrich ı Befehl zum Angriff des linken russischen Flügels, den der fähige Browne ehligte. Es war ein heißer Tag. Vor der russischen Reiterei wichen 13 preu-che Bataillone und Alles stand in Gefahr. Da war es wieder Seydlitz, der tete und mit 31 Schwadronen die russische Reiterei auf das Fußvolk warf, das preußische Fußvolk herankam und die Russen gegen die Mützel drängte. ıch die Brücken waren abgebrochen — nun begann der Kampf mit blanker affe, da die Munition ausging, Mann gegen Mann, die einen trieb Ver-eiflung, die anderen Rache; man stritt mit unaussprechlicher Erbitterung, bis Nacht herniedersank und Ermüdung dem Kampfe ein Ende machte. Ueber 20000 liefen den ewigen Schlaf. Die Russen hatten 19.000 Todte und Verwundete, d hatten 3000 Gefangene und Vermißte und 103 Kanonen verloren, die eußen zählten 10.000 Todte und Verwundete, 1400 Gefangene und Vermißte d hatten 26 Kanonen eingebüßt. Fermor hielt um Waffenruhe an, um die ödten zu begraben und die Verwundeten aufzulesen. Es wurde ihm entgegnet,

*) Archenholz, Geschichte des 7jähr. Krieges, 1758.

Montcalm. los geopfert. Sein Gegner, der Marquis Montcalm, zeigte ebensoviel Geschick und heiteren Muth und erwarb durch die Vertheidigung hohen Ruhm. Wie der Angriff, so war auch Abercrombies Rückzug übereilt.

Das dritte Unternehmen, die Eroberung des Forts Duquesne, ging dagegen
Duquesne. glücklich von Statten, insbesondere durch die Ausdauer und Klugheit des Führers der Virginier, des 26jährigen Washington. Am 25. November zogen die Engländer in die Veste am Zusammenfluß des Monongehela und des Alleghany, die den Ohio bilden, die entmuthigete Besatzung hatte den Ort verlassen, [illegible]
Pittsburg. seitdem dem Minister zu Ehren Pittsburg heißt. — Der junge Washington zeigte damals schon die Vorzüge, die ihn später zum Befreier seines Vaterlandes machten, schnellen Blick, stete Rücksicht für das Verdienst, Eifer, echte Gefühle der wahren Ehre und den Durst nach Ruhm einzuprägen, sein Beispiel [illegible] Bereitwilligkeit und Freudigkeit im Bestehen der schwersten Mühseligkeiten [illegible]
Washington. Der Sprecher im Bürgerhause drückte ihm in warmen Worten den Dank des Vaterlandes aus und sagte, als der junge Mann bewegt und überrascht sich [illegible] hob, um zu antworten, und keine Antwort finden konnte: „Setzen Sie sich nieder! Ihre Bescheidenheit kommt Ihrer Tapferkeit gleich, und das übersteigt die Macht aller Worte, über die ich verfügen kann“ *).

Aber auch Angriffe auf die französische Küste wurden versucht. 14.000 Mann Linientruppen und 6000 Seesoldaten gingen 1758 in Spithead an Bord, die Flotte unter Commodore Howe, die Truppen unter dem Herzog von Marlborough.
St. Malo. Der Angriff galt St. Malo, das jedoch für einen Handstreich zu fest war, aber Schiffe und Schiffsvorräthe wurden 5. Juni verbrannt. Eben so ging es bei
Cherbourg. Cherbourg. Rasch sammelte sich französische Mannschaft und schifften sich die Engländer wieder ein. Georg II. sagte über diese Fahrten: „Wir können prahlen, daß wir Schiffe verbrannt haben, die Franzosen, daß sie uns verjagt haben.“ — Bei einer neuen Fahrt im Juli wurde der Hafen von Cherbourg und die ihn deckenden Befestigungen zerstört. St. Malo erwies sich aber wieder zu stark für einen Handstreich. —

Jedenfalls waren die Verluste, welche Frankreich in diesem Jahr an Mannschaft, an Vermögen erlitt, sehr groß. Die Quellen jedes Wohlstandes
Frankreich. versiegten immer mehr. Die öffentliche Meinung verlangte dringend den Frieden. Bernis, welcher das Bündniß wider Friedrich abgeschlossen hatte, war jetzt am allermeisten überzeugt, daß Frankreich die doppelte Last eines Krieges, zu Land wie zur See, nicht ertragen könne. Er sagte geradezu, man habe sich unbesonnen zu weit eingelassen und müsse jetzt mit Anstand herauszukommen suchen. [illegible]
Bernis fällt. sprach die Großmuth Maria Theresias an, für die Frankreich doch sein [illegible] nicht opfern könne; er mahnte sie, so schnell als möglich mit Friedrich einen angemessenen Frieden zu schließen und jeden Gedanken an Wiedergewinnung Schlesien's aufzugeben. Er ließ durch den Markgrafen von Bayreuth Friedensvorschläge zur Vereinbarung von Präliminarien machen; er ließ England [illegible] Geneigtheit zu einem besonderen Frieden kundgeben. „Wir haben,“ war [illegible] stete Rede, „kein Geld, keine geschickten Heerführer; der gänzliche Verfall unserer Colonien, unseres Handels steht in Aussicht, nur der Friede kann uns [illegible] Kraft verleihen, uns wieder zu erholen.“ Bei Preußen schlugen diese [illegible]

*) Bankroft, Geschichte der amerikanischen Revolution. I. S. 263.

t an. Friedrich entgegnete, er werde stumm sein, wie ein Fisch, bis die
ıde klar mit der Sprache herausrücken. Noch weniger bei Maria Theresia; Maria Theresia.
ihrer Jugend habe sie es erfahren, daß es für eine Krone kein größeres
eil gebe, als unter ungünstigen Umständen Frieden zu schließen: nur wenn
ußen geschwächt sei, könne sie auf einen zwanzigjährigen Frieden in Deutsch-
) rechnen; wenn man auch einen Sonderfrieden mit Friedrich schließe, so
de er bald wieder die Waffen erheben und dann stärker sein als bisher. —
: Entsatz von Olmütz, noch mehr der Sieg von Hochkirch hob wieder den
th Ludwigs XV. Die Pompadour aber wurde Bernis abgeneigt, sobald er
östreichische Allianz aufzugeben gedachte. Und nun ward Bernis' Fall ent-
den, obschon er vor Kurzem noch, auf die Fürsprache der katholischen Höfe,
Cardinal ernannt worden war. Stainville, bisher Gesandter in Wien,
Kurzem zum Herzog von Choiseul ernannt, trat an seine Stelle; er Choiseul Minister.
unberte Maria Theresia, er haßte den König von Preußen, er war ein
ın von hochfliegendem Geiste, scharfem Blick, von großem Muth und Haß
ı alles Gemeine, entschlossen, den Kampf mit allem Ernst, mit Aufgebot
Kraft, selbst mit Landung eines Heeres in England, zu führen, — aber
um den für Frankreich so nöthigen Frieden zu erlangen, denn Stainville
zu sehr Franzose, als daß er den Vortheil seiner Heimat seiner Sympathie
ie Sache der Kaiserin geopfert hätte. Frankreich war nicht mehr im Stande,
m zweiten Versailler Vertrage ausbedungenen Hilfsgelder aufzubringen,
den Krieg fortzuführen, bis Maria Theresia wieder in den Besitz von
sien gesetzt sei, denn wenn nach dem Sieg bei Hochkirch Schlesien nicht
rt werden konnte, so glaubte Choiseul, daß es Friedrich niemals entrissen
n könne. — Darum drang er auf Abschluß eines neuen für beide Theile
bigenden Vertrages, in welchem zunächst Oestreich von der Verbindlichkeit,
en zu opfern, befreit und Parma in anderer Weise für seine Ansprüche
ädigt werden sollte.

Zwei Verträge, der letztere ein geheimer, wurden am 30. und 31. Dec. 1758
hlossen. Der König versprach bloß, sowohl während des Krieges als in Neue Verträge.
Verhandlungen um den Frieden Alles aufzubieten, um Maria Theresia
sien und Glatz zu erwerben. Maria Theresia verzichtete auf das ihr durch
lachener Frieden zugesprochene Heimfallsrecht auf die Herzogthümer Parma,
nza und Guastalla zu Gunsten der legitimen männlichen Nachkommen-
des Herzogs. Die Entschädigung für Parma bestand darin, daß die
tin Isabella mit dem Erben Oestreichs und voraussichtlichen römischen
: Joseph vermählt werden sollte. Ludwig XV. nahm den eifrigsten
il an dieser Versorgung der Erstgebornen seiner Lieblingstochter. Die an
eich zu zahlenden Hilfsgelder wurden auf monatlich 288.000 Livres
einer Million herabgesetzt, dagegen sollte Frankreich vom 1. Juni 1759
ilfsgelder an Schweden allein bezahlen, auch die Entlohnung des sächsischen

Hilfscorps von 10.000 Mann allein auf sich nehmen und dasselbe, wenn es Maria Theresia begehre, nach Sachsen absenden und dort zu ihrer Verfügung stellen. Beide Mächte versprachen, dem Kurfürsten von Sachsen nicht allein den Wiederbesitz seiner Staaten, sondern auch eine angemessene Schadloshaltung zu erwirken. Für den Krieg in Deutschland verhieß der König von Frankreich 100.000 Mann zu verwenden und mit denselben die östreichischen Niederlande und die Länder der Reichsfürsten zu schützen, welche der gemeinsamen Sache anhiengen. Ostende und Nieuport bleiben einstweilen noch von französischen Truppen besetzt, sollen aber nach Abschluß des Friedens unweigerlich geräumt werden. Die etwa von den französischen Truppen dem König von Preußen abgenommenen Länder werden im Namen der Kaiserin verwaltet, mit Ausnahme der Einkünfte, welche dem König von Frankreich verbleiben. Beide Mächte werden mit ihren gegenseitigen Feinden Frieden und Waffenstillstand nur im gemeinschaftlichen Einvernehmen abschließen. Frankreich wird mit England keinen Vertrag eingehen, ohne sich seiner Mitwirkung zu versichern, daß es den König von Preußen zur Zugestehung gerechter und ehrenvoller Friedensbedingungen an die Kaiserin vermöge, jedenfalls dürfte England an Preußen keinerlei Hilfe mehr leisten. Die gleiche Verpflichtung übernimmt die Kaiserin, wenn sie den Frieden mit Preußen abschließt, daß dieses England keinerlei Hilfe gegen Frankreich leiste.

Zeigt der Vertrag vom 1. Mai 1757, welcher jetzt für aufgehoben und nichtig erklärt wurde, mehr Siegeszuversicht, so beweist dieser mehr Friedensliebe: die Ziele sind leichter erreichbar *). Frankreich ist im Vortheil gegenüber dem Vertrag vom 1. Mai 1757, welcher ihm größere Lasten auferlegte; im Uebrigen ist der Nutzen noch immer auf der Seite Oestreichs, wenn es auch dieselben Forderungen an Frankreich nicht mehr zu stellen hat, wie gemäß des Vertrags von 1757. Ludwig XV. war erfreut über den Vertrag, er bezahlte Choiseul seine Schulden mit 160.000 Livres. Sein Eifer für kräftige Fortsetzung des Krieges war lebhaft. Friedrich hatte in einer Ode an Ferdinand von Braunschweig die Franzosen und ihren König verhöhnt. Der Haß gegen den König von Preußen in Versailles war groß. Choiseul sprach von Rache für die Beschimpfung Frankreichs **).

Nicht minder entschieden für den Krieg war die Kaiserin von Rußland; sie versprach den letzten Mann und den letzten Rubel daranzusetzen. Man glaubte, im Jahre 1759 gegen 350.000 Mann wider Friedrich in Bewegung setzen zu können, Oestreich nämlich 109.000, Rußland 76.000, Schweden 12.000, das Reich 28.000, die Franzosen 125.000. Friedrich vermochte kaum 200.000 Mann aufzubringen und begreiflich werden die düsteren Ahnungen, die sich oft seiner bemächtigten und ihm wieder Selbstmordgedanken nahe legten.

---

*) Den Entwurf und die Verträge bei Schäfer II. 509—21. und Arneth [illegible] 438—63.

**) Preuß II. 175.

„Auf jeden Fall führe ich Etwas bei mir,“ sagte er zu seinem Secretär, ...her ihn nach der Niederlage bei Hochkirch über dem Lesen einer Predigt von ...rdalone betraf, „um dem Trauerspiel ein Ende zu machen.“ Doch richtete ...ich bald wieder in der Arbeit auf. „Ich lebe wie ein Karthäuser,“ schreibt ...n d'Argens, „ich speise allein und bringe meine Zeit mit Lesen und Schreiben Arbeiten. Zu Abend esse ich nicht. Wenn man so traurig ist, so wird es auf die ... schwer, seinen Kummer zu verbergen, und es ist besser für sich selbst betrübt ...ein, als die Gesellschaft damit zu langweilen. Mich richtet Nichts mehr auf, ...die strenge Aufmerksamkeit, welche eine fortdauernde fleißige Arbeit erfordert; ...erstreut die traurigen Gedanken.“ — Damals arbeitete der König an einer ...en Schrift über Veränderungen im Kriegswesen, worin er über die Fort...tte der Oestreicher merkwürdige Geständnisse macht: „Unter allen meinen Feinden Fortschritt in Oestreich. ...n sie das Kriegshandwerk am weitesten gebracht. Sie werden sehr viel Kunst ...ihrer Taktik bemerken, eine außerordentliche Vorsicht bei der Wahl ihrer ...lager, eine große Kenntniß der Gegenden, wohlunterstützte Anordnungen, eine ...heit, Nichts zu unternehmen als mit der größten Gewißheit, es zu erreichen, ...sich nie wider ihren Willen zum Schlagen nöthigen zu lassen. Ohne zu ...hen, müssen wir in der Manier unserer Feinde das nachzuahmen suchen, ...uns gut zu sein scheint *).“ Friedrich kannte sehr wohl die Fortschritte ...östreichischen Artillerie, welche besonders Fürst Liechtenstein gefördert hatte, ...ichtete die preußische nach dem östreichischen Vorbilde ein und sorgte für ...ehrung der Geschütze bis auf 580 Stücke. —

Die Kosten des Krieges deckten ihm, außer den englischen Hilfsgeldern, die Geldmittel. ...den Preußen besetzten Länder seiner Feinde, die Friedrich II. unbarmherzig ...ntete. Sachsen, welches bisher jährlich 4,000.000 Thaler lieferte, mußte 1759 ein...ßlich aller Lieferungen 9,000.000 bezahlen (die Sachsen berechneten 11,000.000 ...er) und 12.000 Rekruten stellen. Leipzig allein sollte 300.000 Thaler er... und hier wurden die reichsten Kaufleute festgenommen, oder ihnen mit ...führung und Versteigerung aller Waaren gedroht, bis die Summe erpreßt ... Mecklenburg mußte 2,400.000 Thaler zahlen, weil es schwedisches Kriegs... durch sein Land gelassen. Die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und ...row berechneten, was sie während des Krieges an Preußen leisten mußten, ...17,000.000 Thaler. Dazu kam noch die Verschlechterung der Münzen, die ...des Königs Absicht nur außerhalb Preußens in Umlauf gesetzt werden ..., aber bald auch in Preußen allgemein wurden.

Schwer lag des Königs Hand auf den Katholiken, besonders in Schlesien. Katholiken. ...December 1758 wurde der katholischen Geistlichkeit befohlen, den zehnten ...ihres Einkommens an die Militärkasse zu zahlen, weil es eine reichskundige ...e sei, daß der Wiener Hof zur Fortsetzung des Krieges vom Papst die ...acht erlangt habe, von den katholischen Stiftern und der ganzen Klerisei ...n gesammten Reichslanden den zehnten Theil ihrer Einkünfte zu beziehen **). ...König war der Ueberzeugung, daß die katholische Geistlichkeit eine geheime ...in der Preußen sei und im Stillen den Oestreichern förderlich zu werden ...e. Das Benehmen des Königs war nicht geeignet, sie für ihn günstig zu ...ten. Nach der Einnahme von Breslau wurden sämmtliche Oberen katholischer ...e hart behandelt. Da häufig katholische Schlesier entflohen, kamen die preu...n Kriegsbefehlshaber zur Ueberzeugung, daß diese Soldaten von den Geist...

*) Réflexions sur quelques changements à introduire dans la façon de faire ...erre.

**) K. A. Menzel l. c. V. 478.

lichen dazu verleitet würden, daß letztere in der Beichte die Losſprechung von der mit der Heeresflucht verbundenen Sünde des Meineides im Voraus ertheilten — was aber unmöglich iſt, denn für ein Vergehen kann im Voraus eine Losſprechung nicht ertheilt werden. Aber traurig genug, der König und ſeine Heerführer hegten dieſe Ueberzeugung. Der fügſame Biſchof Schaffgotſche mußte ſchon 1757 in einem Hirtenbriefe den Geiſtlichen die Verpflichtung auferlegen, bei Verluſt ihres Seelen- heils jedem zur Beichte kommenden Soldaten oder Heeresverwandten vor der Los- ſprechung mit ausführlicher Belehrung über die Wichtigkeit des dem König geleiſteten Eidſchwures und mit ernſten Abmahnungen gegen den Meineid in's Gewiſſen zu reden, und zwar auch in dem Falle, wenn ſogar der Beichtende von ſeinem Eide Nichts erwähne und über die Haltung desſelben keinen Zweifel äußere. Bevor der Beichtiger über dieſen Punkt vom Beichtenden beruhigt iſt, ſolle er die Abſolution durchaus nicht ertheilen, noch den Beichtenden aus dem Beichſtuhle gehen laſſen. Ein Seelſorger, der zur Fahnenflucht verleiten würde, ſei abzuſetzen; überdieß würde er auch die Strafe der Kriegsgeſetze unausbleiblich erleiden müſſen **). Der König ſelber hatte verordnet, daß Jeder, der einen Soldaten zur Deſertion verleite oder ihm zur Ausführung derſelben behilflich ſei, ohne Unterſchied der Perſon, ob geiſtlich oder weltlich, ob Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Weib oder ſonſt verwandt, deßgleichen Schulzen und Gerichte in den Dörfern, welche über Befolgung dieſer Anordnung nicht gehörig wachen, die Aus- reißer nicht anhalten oder nicht abliefern würden, ohne weitläufigen Proceß, ohne Gnade und ohne Zulaſſung eines Geiſtlichen neben dem Deſerteur aufgehenkt werden ſollen! — Die Fahnenflucht muß häufig geweſen ſein, dieß zeigt ſicher dieſes harte Geſetz. Am 25. März 1758 fiel ihm ein armer Geiſtlicher, Andreas Faulhaber, zum Opfer. Ein eingefangener Ausreißer hatte, um ſich frei zu machen, ausgeſagt, er habe ihm gebeichtet und aus Anlaß der vorſchriftsmäßigen Ermahnung wider die Sünde des Meineids, auf die Frage, ob der Meineid eine Sünde ſei, die nicht vergeben werden könne, die Antwort erhalten, Fahnenflucht ſei eine ſchwere Sünde, die jedoch Verzeihung vor Gott erlangen könne. Faulhaber wurde verhaftet, erklärte die Angabe für falſch, wies aber jede nähere Auseinanderſetzung als un- verträglich mit der Pflicht, über die Beichte zu ſchweigen, zurück und hierin han- delte er bloß ſeinem Eide gemäß. Der Soldat nahm in ſeinem zweiten Verhör ſeine Ausſage wider Faulhaber als erlogen zurück und erbot ſich in dieſer Be- ziehung ſogar zum Eid. Faulhaber wurde demgemäß auch für unſchuldig erklärt. Der Commandirende, de la Motte Fouqué, wollte aber in ſeinem Dienſtkreiſe keinen Schuldigen verſchonen und ernannte einen anderen Unterſuchungsrichter, der es nach einigen Tagen dahinbrachte, daß der Angeklagte ſeine zweite Aus- ſage widerrief und auf ſeine erſte Ausſage wider Faulhaber zurückkehrte. Während der Soldat bloß zum Gaſſenlaufen verurtheilt war, wurde Faulhaber auf Befehl des Königs am 29. December an einen Galgen aufgehängt, an dem ſchon ein Deſerteur hing. Erſt auf dem Weg zur Hinrichtung erfuhr der Verurtheilte ſein Schickſal, ein Beichtvater wurde ihm nicht gegeben. Faulhaber ſtarb mit der freudigen Ueberzeugung eines Märtyrers. — Kein Siegesglanz vermag den ſchwarzen Flecken dieſer grauſamen That am Ehrenſchilde Friedrichs II. zu verdecken.

Begreiflich, daß eine derartige That durch die ganze katholiſche Kirche empfunden wurde. Papſt Clemens XIII. verlieh dem Sieger bei Kolin einen ge- weihten Hut und Degen. Friedrich erdichtete hiezu eine Bulle, welche geeignet war, den Papſt verächtlich zu machen, und der Marquis d'Argens überſetzte ſie.

Margin notes (left margin): Faulhaber. — Clemens XIII.

*) Guerre de sept ans chap. X.
**) K. A. Menzel l. c. V. 464—65.

schung in's Latein und ließ sie drucken. Ueberhaupt war Friedrich sehr rege ; im Federkrieg und viel empfindlicher für literarische Schläge als für Nieder- Streitschriften. n im Felde! Der König verfaßte eine Reihe satyrischer Flugblätter, welche Holland aus verbreitet und namentlich in Frankreich gern gelesen wurden *). scharfe Schriften erschienen jedoch meist scharfe Entgegnungen. Es fehlte nicht an Stimmen, die, über den Kämpfenden stehend, den Bruderkrieg beten und an die ewigen Menschenrechte mahnten. So griff 1758 eine rift das Soldatenpressen an: „ein Landesherr hat nicht Macht, seine Unteren in einem ungerechten, unrechtmäßigen und aus Groll, Feindschaft oder eizigen Absichten erregten Krieg zur Schlachtbank zu liefern. Hierunter thut ben so viel, als ob er sie mit der Hand ums Leben brächte oder tödtete **)."

Der Krieg von 1759.

Der Sommer brachte wieder Schlachten, auf welche den Winter über Theile sich vorbereitet hatten. Friedrich, der bisher anzugreifen gewohnt vertheidigte jetzt nur Preußen und Sachsen, zum Theil im Gefühl, daß die he des preußischen Fußvolkes durch Siege wie durch Niederlagen gleich sehr emäht sei. — England rüstete zum Angriff in Nordamerika, zur Ver- England. gung in Hannover. Pitt beherrschte das Parlament vollständig, es beste, was er verlangte, und das war für jene Zeit sehr viel — 12,500.000 Pf.; lden auf Schulden wurden gemacht und die Zinsen durch neue Steuern 't. „Herr Pitt thut Alles und der Herzog von Newcastle gibt Alles; so sie bei dieser Theilung bleiben, können sie machen, was sie wollen," — t Walpole. Pitts Ziel war die Herrschaft Englands und die Schwächung kreichs zu Land; zu letzterem Zweck wurde die Armee unter Ferdinand Braunschweig auf 75.000 Mann gebracht, worunter 10.000 Engländer, Preußen und 19.000 Hessische Soldtruppen waren. Choiseul dagegen Frankreich. te in diesem Jahr Hannover vollständig zu erobern und dann dem Feinde eine Landung in Schottland und England geradezu auf den Leib zu , aber bloß um einen anständigen Frieden zu erlangen. Zu ersterem wurde das Heer in Deutschland auf 100.000 Mann gebracht, Contades Plan Choiseuls. Oberbefehlshaber, der fähige und feurige Herzog von Broglie hatte an Stelle von Soubise die Mainarmee unter sich. Zu letzterem Zwecke dagegen n in den Häfen von Dünkirchen, Havre, Brest, Rochefort eine Menge Landung in England e gebaut. Die Flotten aus Toulon und Brest sollten sich vereinigen zur Fahrt. Alles geschah, um Holland, Spanien, Schweden, Rußland zur Theile am Zuge wider England mit fortzureißen. Allein Holland, obschon englische Gewaltthätigkeiten gegen seine Handelsschiffe gereizt, war doch zu

*) Cauer. Zur Literatur der Polemik gegen Friedrich d. G. 1863. M. Richter, Volksschriften im 7jährigen Krieg und Oest. Revue 1866. 6. Heft.
**) Huschberg-Wuttke, die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758. Lpz. 1856. XCVI.

furchtsam, um vollständig mit England zu brechen. Die **spanische** Marine war noch zu schwach und der Besitz der Kolonien zu wichtig, als daß [illegible] wagen durfte, mit der englischen anzubinden. **Schweden** machte Versprechen, hielt aber sein Wort nicht, und **Rußland** hing zu sehr im Verkauf von Getreide, Pech, Holz, Hanf, Pelzen von England ab, als daß es alle Brücken hinter sich hätte abbrechen wollen. Eine andere Gefahr für die Landung [illegible] Franzosen in England lag einmal in der Wahl der Anführer, die nicht [illegible] Choiseul abhing und nicht von ihrer Befähigung, sondern bloß von der [illegible] des Königs und von der Gunst der Pompadour (Aiguillon sollte [illegible] 15.000 Mann in Schottland und Soubise mit 50.000 Mann in England [illegible] scheinen, beide wenig befähigt), dann in der Raschheit der Engländer, welche [illegible] Vollendung und den Angriff der französischen Schiffe nicht abwarteten, [illegible] schon im Juli zum Angriff übergingen.

Im Juli beschossen die Engländer **Havre**, und im Juni schon [illegible] ihre Flotte vor **Toulon** und zog sich dann, von den Landbatterien belästigt, [illegible] Gibraltar zurück. Die französische Flotte in Toulon benützte diese Gelegenheit nicht, um sogleich auszufahren. Als sie dieß erst in der Nacht des 16. [illegible] that, wurden 5 Schiffe gegen Cadix getrieben und die anderen auf hoher [illegible] von den Engländern unter **Boscaven** angegriffen und gezwungen, theils [illegible] Flagge zu streichen, theils bei Lagos in Algarbien auf den Strand zu [illegible] 3 Schiffe wurden unter den Kanonen der portugiesischen Veste verbrannt, [illegible] weggeführt. So gings mit den Schiffen, welche die Fahrt nach England [illegible] sollten. Nun blieb noch der Plan auf Schottland, den Aiguillon unter dem [illegible] der Flotte von **Brest** ausführen sollte, allein seine Eitelkeit hielt die [illegible] Morbihan zurück, statt sie in Brest zu vereinigen, weil er hier unter [illegible] gestanden hätte. Dieser selber brach erst am 14. November auf mit 21 [illegible] stieß aber am 20. auf **Hawke** auf der Höhe von Belle-isle, der ihm um [illegible] schiffe und 6 Fregatten überlegen war. Der Franzose wagte keinen [illegible] offener See, „er zitterte wie ein Vogel, wenn er einen Falken (hawke) sieht“ und zog seine Schiffe nach der Mündung der Vilaine hart an der Küste, [illegible] durch Granitfelsen und kleine Inseln geschützt ist. Die See ging hoch, die [illegible] war gefährlich. Dennoch gab Hawke das Zeichen zum Angriff. Der Lootse [illegible] der Admiral entgegnete: „Mit dieser Warnung haben Sie Ihrer Pflicht [illegible] gethan, jetzt gehorchen Sie meinem Befehl und legen mich dem französischen [illegible] zur Seite.“ — In Sturm und Wetter errangen die Engländer einen Sieg [illegible] französischen Schiffe konnten in der Enge sich nicht bewegen und stießen [illegible] einander, 4 versanken, 2 strichen die Flagge, die anderen flüchteten die [illegible] hinauf, wo man nie geglaubt hätte, daß Fregatten hingelangen können, [illegible] aber nicht mehr herauszukommen. So sank auch die Flotte, wie das Landheer [illegible] wie aller alte Ruhm Frankreichs gesunken war. Nur der kühne **Thurot**, [illegible] mit einigen Schiffen aus Dünkirchen ausgefahren war, bewährte den [illegible] Muth; er landete im Feb. 1760 zu Carrik Fergus in Irland, wurde aber [illegible] einem Gefecht getödtet, seine Schiffe wurden genommen. Solch' ein Ende [illegible] Choiseuls kühner Plan, ein französisches Heer nach England zu werfen — [illegible] mußte jetzt auf jedes Unternehmen zur See verzichten.

Boscaven.

Hawke.

Ende der französischen Flotte.

*) Mahon l. c. chap. 36.

Indeß gingen die schönsten Besitzungen in Amerika verloren. Schon im
uar hatten die Engländer Martinique, die reichste der kleinen Antillen
egriffen, doch ohne Erfolg: die Freiwilligen, welche nicht einmal eine Kanone
en, schlugen die Landungstruppen zurück. Um so glücklicher waren sie auf
adelupe, das einen der schönsten und größten Häfen der Welt besitzt und
a's von 10.000 Weißen und 30.000 Negersclaven bewohnt war. Zuerst
de die Stadt Basseterre in Trümmer geschossen. Die Bevölkerung auf dem
de jedoch wehrte sich mit Muth und setzte drei Monate hindurch den Kampf
— die geringste Hilfe aus dem Mutterlande hätte sie gerettet — da zwang
gersnoth zur Verhandlung und am 1. Mai waren die Engländer im Besitz
r wichtigen Insel. Kolonien.

Noch wichtiger war die vollständige Unterwerfung von Kanada, dieses
en, gesunden, von schiffbaren Strömen und Seen durchzogenen Landes, das Kanada.
als von 82.000 Franzosen bewohnt war. Der umsichtige, tapfere Montcalm
: dringend um Hilfe gebeten, sonst gehe die Kolonie im nächsten Feldzug
r verloren, wenn die Engländer nicht große Fehler machten, oder besonderes
lück hätten. Die Antwort war: „Der König verläßt sich auf Ihren Eifer
standhaften Muth, hoffen Sie auf keine Verstärkung — sie würde von den
ländern nur unterwegs abgefangen werden." Nicht einmal Sold kam für
3200 Krieger. Sogar die Indianer merkten, daß es mit der französischen
schaft zu Ende gehen müsse, und mehrere Stämme, welche aus Vorliebe
die Franzosen bisher zu ihnen gehalten hatten, stellten sich jetzt an die Seite
Engländer als der voraussichtlichen Sieger. Doch die Kanadier griffen ins-
mmt zu den Waffen aus Liebe zum Mutterland, das sie im Stiche ließ;
die Waffen tragen konnte, vom 15jährigen Knaben an bis zum 70jährigen
is, trat unter das Gewehr. Aber 50.000 Mann mit einer Menge von
eren Geschützen und vielen Kriegsschiffen waren gegen sie im Anzuge.
t hatte den Plan entworfen: von drei Seiten sollte auf Quebek, das Pitt's Plan.
des Landes, losgegangen werden — Milizen und Indianer sollten unter
deaux die Festung Niagara wegnehmen, auf dem Ontario Schiffe be-
en und Montreal bedrohen; 12.000 Mann sollten unter Amherst Ticon-
ga erobern und sich die Herrschaft auf dem Champlain-See sichern und
n längst des Richelieu-Flusses vorgehen, um Wolfe die Hand zu reichen.
erer sollte auf der Flotte des Admirals Saunders sich einfinden, den
enzo hinaufschiffen und Quebek erobern. Die Festung Niagara mußte im
sich den Engländern nach einem tapferen Widerstand ergeben und damit
die Verbindung zwischen den Franzosen in Kanada und Louisiana unter-
hen. Ticonderoga wurde von den Franzosen verlassen, nachdem sie die Werke
ört hatten, deßgleichen Crown-Point, doch vermochte Saunders erst im
ober sich einzuschiffen, als die günstige Jahreszeit längst vorüber war, also
e Hilfe leisten zur Eroberung von Quebek.

Wolfe war also allein auf sich und seine Flotte und seine 8000 Mann Wolfe.
ewiesen. Er hatte sich schon in den Schlachten bei Dettingen, Fontenoy und

Lawfeld ausgezeichnet und war doch noch ein junger Mann (geb. 1726). Pitt sah jedoch nicht auf das Dienstalter, sondern auf die Befähigung, als er dem 33jährigen Oberst die wichtigste Aufgabe vertraute. Leicht war sie nicht, Quebek war schon von Natur fest, auf einem Felsen am Lorenzo erbaut, der unterhalb der Stadt sich zu einem Meerbusen erweitert, unmittelbar bei der Festung jedes in einem nur eine Meile breiten, aber tiefen Bette dahinrauscht. Von der Einengung hatte Quebek (Enge) den Namen in der Sprache der Indianer erhalten. Im Norden bespült es der rasch abstürzende Charlesfluß, im Osten und Süden der Lorenzo, im Westen ist die Stadt durch ein Felsgebirg gedeckt. Alle Vertheidigungsmittel der Natur waren von Montcalm benützt, jeder Landungsplatz war verschanzt und gesichert. Montcalm selber (geb. 1712) war ein kampferfahrener, entschlossener, umsichtiger Führer, hochgebildet (er las Homer) und dabei gewandt, durch Waffenübung und die Entsagung indianische Krieger an sich zu fesseln. An Zahl der Streiter war Montcalm seinem Feinde überlegen, aber es waren Freiwillige, von regulären Truppen hatte er nur sechs zusammengeschmolzene Bataillone. Jeder Andere wäre solchen Schwierigkeiten gegenüber verzagt, aber Wolfes reine, zartbesaitete, fromme Seele schöpfte Kraft zur Ausdauer und zum endlichen Sieg aus ihrem Pflichtgefühl, der Liebe zum Vaterlande und der Sehnsucht nach unsterblichem Ruhme.

Glücklich verlief die Fahrt den Lorenzo hinauf und die Landung auf der Insel Orleans gegenüber von Quebek, glücklich wurden die Brander ferngehalten, welche Montcalm den Strom hinab gegen die englische Flotte sandte. Die untere Stadt wurde in Brand geschossen, die obere beschädigt, doch die Burg war für die englischen Kugeln unerreichbar. Montcalm hatte vor der Stadt ein Lager bezogen, das durch Verschanzungen, durch den Fluß und im Rücken durch undurchdringliche Wälder gedeckt war. Der Versuch, ihn aus dieser Stellung herauszulocken, mißlang. Ein Angriff auf die französischen Verschanzungen am 31. Juli wurde mit einem Verluste von 400 Mann zurückgeschlagen, die Truppen waren entmuthigt, die Hoffnung auf Zuzug von Amherst und Johnson schwand. Kummer darüber warf Wolfe auf das Krankenlager. Da kam ihm der Gedanke, 4000—5000 Mann in der Stille der Nacht auf die steilen Höhen oberhalb der Stadt zu bringen. Dieß gelang in der Nacht des 12. September, die Bucht, wo er mit seinen Booten landete, trägt heute noch seinen Namen. Den Feldherrn beschlichen Todesahnungen; während er in der Stille der Nacht über den ruhig dahingleitenden Fluß in einem Boote fuhr, rühmte er die Elegie des Dichters Grey auf einen Dorfkirchhof und meinte, er würde den Ruhm, morgen die Franzosen zu schlagen, für das Bewußtsein hingeben, dieses Gedicht gemacht zu haben*) und schloß mit dem Verse:

„Des Wappens Prunk, die Herrlichkeit der Macht
Und Alles, was uns Schönheit oder Reichthum gab,
Verfallen unvermeidlich gleicher Nacht; —
Des Ruhmes Pfade führen nur in's Grab."

Wolfe war der Erste, welcher an die Küste sprang. Der Pfad auf die Höhe wurde mühsam erklettert. Oben stand ein Posten von 150 Mann, der vor [illegible]

*) Brankroft, l. c. I. 278.

ſchrecken über die nächtlichen Gestalten nach kurzem Feuer das Weite suchte. ·eim Anbruch des Tages stand die englische Armee schon in Schlachtordnung ıf der Höhe. Montcalm rief, als er diese Nachricht bekam: „Da sind sie endlich ıf die schwache Seite unserer unglücklichen Besatzung gelangt; wir müssen eine ·chlacht liefern und sie erdrücken, ehe der Mittag herankommt.“ Er raffte un- Schlacht. fähr 5000 Mann zusammen — gleich stark waren oben die Feinde — und ırf sie den Engländern entgegen. Um 10 Uhr begann der Kampf, Schützen gen Fußvolk, die Franzosen hatten nur 3, die Engländer nur 2 Kanonen, eiterei war auf keiner Seite. Während die Franzosen im Vorrücken schoßen, eß Wolfe die Seinen den Schuß sparen, bis die Feinde auf 40 Schritte nahe en. Dieß geschah und die erste Salve war schrecklich wirksam. Nun befahl ·olfe mit dem Bajonett anzugreifen und führte selber zum Sturm, bekam aber, chdem ihn schon zwei leichte Schüsse getroffen, jetzt eine tödliche Kugel in die rust. „Stützen Sie mich,“ sagte er zum nächsten Officier, „meine wackeren Wolfes Tod. ırschen sollen mich nicht fallen sehen.“ Er wurde hinter die Truppen geführt, ın brachte ihm Wasser, um den brennenden Durst zu löschen. „Sie laufen, sie ıfen!“ rief der Officier, auf den er sich lehnte. „Wer lauft?“ „Die Franzosen ınen!“ „Was, laufen Sie schon? Eilen Sie, daß Webs Regiment ihnen die ıcht abschneidet.“ Schnell verrann sein Leben. „Gott sei Dank —“ waren ·lfes letzte Worte, „jetzt sterbe ich glücklich *).“ —

Zu gleicher Zeit stürzte Montcalm beim Versuche, fliehende Kanadier zum Ende Montcalms. ehen zu bringen, zum Tode getroffen zusammen. Er wurde in die Stadt ge- gen. Als ihm der Arzt bedeutete, daß die Wunde tödtlich sei, rief er: „Das freut h — wie lange noch werde ich leben?“ „10—12 Stunden, vielleicht auch ıiger.“ „Um so besser, dann werde ich die Uebergabe von Quebek nicht ȝr sehen.“ Er befahl, alle Truppen zusammenzuziehen und den Angriff auf Engländer zu erneuern. Zu de Ramsay sagte er dann: „Ihrer Ver- hrung empfehle ich die Ehre Frankreichs. Was mich betrifft, so werde ich die ·cht mit Gott zubringen und mich auf den Tod vorbereiten.“ In einem ten Schreiben empfahl er die Franzosen der Großmuth der Engländer. 5 Uhr orgens hauchte der Held sein Leben aus **) — mit ihm endete die Herrschaft Franzosen in Kanada. Schon am 17. übergab de Ramsay die Festung.

An einem Versuch, den Engländern Quebek wieder zu entreißen, fehlte es ȝt. Die Kanadier hatten sich in die Gegend nördlich vom Champlain und Letzter Kampf. ·ich vom Ontario zurückgezogen und von hier noch einmal das Mutterland um ·fe angerufen. Man schickte ihnen 3 Schiffe mit Munition, die den Engländern die Hände fielen, löste jedoch ihre Wechsel nicht ein, während Frankreich ihnen ,000.000 Livres schuldig war. Indeß rückten Amherst und Johnson gegen sie Sie beschlossen, ihnen entgegenzuziehen, 7000 Mann unter Levis. Die eng- hen Vorposten wurden geworfen, bald darauf (28. April 1760) der Befehls- ·er von Quebek, der mit 6000 Mann und 22 Kanonen gegen sie zog, ge- ·agen; wären die Franzosen vom langen Marsche nicht so müde gewesen, so ten sie mit den Flüchtlingen in Quebek einrücken können. Sie begannen Quebek. ı die Stadt zu beschießen, doch nur mit Feldgeschützen. Vergebens sahen sie nach nzösischen Schiffen aus, die ihnen Belagerungsgeschütz bringen sollten. Am Mai kam eine englische Flotte und entsetzte die bedrängte Hauptstadt. Jetzt

*) Bankroft, l. c.

**) Ein Obelisk aus Granit bezeichnet heute die Stätte der Schlacht, auf der einen te steht der Name Wolfe, auf der anderen Montcalm; dabei die Worte: Mortem ·us, communem famam historia, monumentum posteritas dedit.“

Ende Neu-Frankreichs.

war Alles verloren! Es gab nur noch vereinzelte Kämpfe. Vor Montreal, wohin sich die Reste der Kanadier zurückgezogen hatten, vereinten sich die drei Züge der Engländer. Am 8. September 1760 wurde der Vertrag abgeschlossen, welcher den Kanadiern als Unterthanen des Königs von England Vermögen und freie Uebung ihrer Religion sicherte. So verschwand Neu-Frankreich von der Karte und war Alt-Frankreich um eine reiche Kolonie voll tapferer Anhänger ärmer.

Folgen.

Der Jubel über diese Erwerbung war groß in England und hatte es Recht. Wolfes Ueberreste fanden ein Grab und Standbild in Westminster. Chatam wies im Parlament das Lob, das man seiner Politik spendete, mit den Worten zurück: „Je mehr man mit den Geschäften zu thun hat, desto mehr findet man die Hand der Vorsehung in allen Dingen *).“ — Tiefer Denker hegten aber schon damals die Besorgniß, daß England selber bald Nordamerika verlieren werde, weil die Kolonisten jetzt nicht mehr durch die Sorge vor Frankreich an den Schutz des Mutterlandes gewiesen wären. Burke schrieb: „Wenn Kanada den Bewohnern unserer Kolonien keine Schranke mehr setzt, so werden sie sich fast grenzenlos im Binnenlande ausbreiten und sich aus jeder Ursache unendlich vermehren. Was die Folge davon sein wird, ein zahlreiches, abgehärtetes Selbständigkeit liebendes Volk, im Besitz eines leicht zu vertheidigenden Landes, welches mit England wenig oder gar nicht in Verbindung steht, zu Unterthanen zu haben überlasse ich Euerer eigenen Ueberlegung. — Wenn wir begierig nach einem ausgedehnten Gebiete greifen, so können wir in nicht sehr entfernter Zeit Gefahr laufen, das, was wir jetzt besitzen, zu verlieren. Ein Nachbar, der uns in einiger Besorgniß erhält, ist nicht immer der schlimmste, den wir haben können. — In Amerika sollte ein Gleichgewicht der Macht bestehen.“ —

Krieg am Rhein.

Doch weg von Nordamerika auf den Kriegsschauplatz in Deutschland! Den Reigen eröffnete im März 1759 Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen. Diese wollten Hannover vollständig erobern, um es bei den Friedensverhandlungen gegen die Kolonien in die Wagschale zu werfen **). Deshalb hatten sie im Winter ihr Heer bis 120.000 Mann und 400 Geschütze ergänzt; der Haupttheil stand unter Contades zwischen Niederrhein und Maas, der andere unter Broglie am unteren Main. Im Januar hatten sie Frankfurt besetzt, das jetzt ihnen Hauptwaffenplatz war und die Verbindung mit der Armee am Niederrhein und der Reichsarmee in Franken deckte und die Gegner von Süddeutschland ausschloß. Da Contades den Winter über in Paris war, so schien von seiner Armee zunächst Nichts zu fürchten. Braunschweig ließ alle die Engländer und 25.000 Hannoveraner ihnen gegenüber in den Winterquartieren ruhig stehen und brach mit 30.000 Mann rasch und insgeheim auf, um die Franzosen in Frankfurt zu überraschen, über den Main zurückzuwerfen, die Magazine wegzunehmen und Hessen zu sichern.

Von Fulda sandte er seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, zur Streifung gen Nürnberg, der in 10 Tagen 30 Meilen zurücklegte, 2000 Gefangene und 6 erbeutete Kanonen zurückbrachte. Von da wurde mit 28.000 Mann

*) Bankroft, I. 305.
**) Die Beweise bei Stuhr II. 201.

ile gegen Frankfurt aufgebrochen. Broglie ließ sich jedoch nicht überraschen, i Bergen in der Nähe der Nidda erwartete er den Feind in gedeckter Stellung. Schlacht bei Bergen. m Charfreitag den 13. April führte Ferdinand seine Truppen gegen Bergen — eimal wurde der Ort erstürmt und wieder verloren — schließlich ward er rch eine geschickte Anordnung Broglies gezwungen, mit einem Verlust von Broglie. 00 Mann und 5 Geschützen den Rückzug anzutreten. Unter den Todten war r tapfere und umsichtige Prinz von Isenburg. Die Franzosen hatten starke rluste, 3—4000 Mann. Doch hatten sie wieder einmal einen Sieg errungen, d Broglie ward darum hochgepriesen und erhielt von seinem König den arschallsstab und vom Kaiser den Rang eines deutschen Reichsfürsten.

Ferdinand nahm zwar einen geordneten Rückzug, schien aber lange zum griff allen Muth verloren zu haben und blieb bloß in der Vertheidigung. ntades eilte aus Paris herbei und nahm sein Hauptquartier in Düsseldorf, sich aber von da nach der Lahn hin, um Ferdinand zu schlagen, wo er ihn ffe. — Ueber Marburg ging der rechte Flügel gegen die untere Weser vor, Rückzug Braunschweigs. hrend die westliche Abtheilung des Heeres von Wesel aus vordrang und ünster und Lippstadt eroberte. Ferdinand zog sich vor Contades in Einem fort ück, überließ den Gegnern sogar Minden, so daß ihm Friedrich II. zornig ieb: „Sie haben seit Bergen Scheu vor Schlachten. So lange die Welt t, hat kein Feldherr Schlachten geliefert, ohne große Gefahren zu laufen, und haben Sie solche stets eher gewagt, als ihre Magazine und Stellungen aufeben. Ich stehe Ihnen dafür, daß kein Mann von Fach Ihre fortgesetzten ckzüge billigen kann, während er Sie an der Spitze einer so schönen Armee ß, wie die Ihrige ist.“ — Ganz charakteristisch ist eine andere Mahnung des nigs: „Der erste Schritt, den man rückwärts thut, macht einen schlimmen ndruck auf die Armee, der zweite ist schon gefährlich, der dritte aber wird ner verderblich sein.“

Genug, Ferdinand hielt endlich Stand und bot an der Oesper 17. Juli ntades die Schlacht, welche dieser jedoch nicht annahm, da er zuerst das Heer er Broglie an sich ziehen wollte. Als dieser zu ihm gestoßen, ließ sich Contes aus seiner festen Stellung herauslocken und nahm 1. August die Schlacht Schlacht bei Minden. welche in 2 Stunden zu Ungunsten der Franzosen entschieden war, sie ließen 0 Todte, Verwundete und Gefangene zurück, während die Deutschen und Engländer den Verlust von 2750 Mann zu beklagen hatten. Der Verlust der Franzosen e noch größer gewesen, wenn Lord Sackville, der Anführer der englischen Sackville. terei, dieselbe in's Treffen geführt hätte, als ihm der Feldherr es befahl. r sei es ein panischer Schrecken oder Neid — er blieb ruhig und die günstige nde verlief. So hoch Ferdinand in England gefeiert wurde — er erhielt den enbandorden, ein Geschenk von 20.000 Pfund, einen Gehalt von 2000 Pfund nslänglich — so entrüstet war die Stimmung gegen Lord Sackville, er mußte e Stelle niederlegen, Georg II. strich ihn aus der Liste der Geheimräthe. Ein egsgericht entschied, daß er sich unfähig gemacht habe, dem König in irgend r militärischen Eigenschaft zu dienen. Großen Abscheu erregten die aufgejenen Briefe des französischen Kriegsministers, welche Contades befahlen, den jen Strich zwischen Weser und Rhein und Lippe bis Kassel und Marburg kommen auszusaugen und zur Wüste zu machen. Contades wurde des Oberhls enthoben, Broglie rückte an seine Stelle — er führte sein Heer im nter in die Ecke zwischen Main und Rhein zurück. — Niedersachsen, Hessen und stfalen waren durch den Sieg bei Minden von den Franzosen befreit *). —

*) Schäfer, l. c. II., 275—90, 351—98.

Und nun vom Rhein und Main an die Elbe und Oder, nach den Hauptschauplätzen des Krieges, Schlesien, Preußen und Sachsen *)! Maria Theresia hatte ihr Heer wieder auf 125.000 Mann gebracht; müde des schleichenden, beide Theile aufzehrenden Krieges, drang sie darauf, Schlacht auf Schlacht zu liefern, die Preußen aus Schlesien zu verjagen, Sachsen zu befreien! Es war mit Elisabeth verabredet, daß ein russisches Heer, 80.000 Mann stark, zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreite und mit den Oestreichern sich vereinige. Da das russische Heer wegen nöthiger Ergänzung und Einübung der Rekruten erst im Juni sich in Bewegung setzen konnte, so erhielt Daun Vollmacht, mit 80.000 Mann vor den böhmisch-schlesischen Pässen bis dahin in der Vertheidigung zu bleiben. Als Zeitpunkt der Vereinigung der russischen und östreichischen Armee in Schlesien ward der 25. Juni bestimmt, von da an könnten sie nach Belieben den Strom aufwärts oder abwärts ihre Operationen beginnen.

Kriegsplan 1759.

Der Krieg begann mit Streifzügen. Der Oestreicher F. v. B[illegible] überfiel die Preußen in Greifenberg am Bober, nahm 15 Officiere mit 700 Grenadieren gefangen und eroberte zwei Kanonen. Dagegen trieb Prinz Heinrich in Thüringen Kriegssteuern ein und zerstörte Wobersnow den Russen Vorräthe für 50.000 Mann auf 3 Monate, brach Fouqué mit 23.000 Mann in Mähren ein und drang im April Prinz Heinrich mit 15.000 Mann über Teplitz und Aussig bis Budin und Hülsen bei Marienberg in Böhmen ein, zerstörten die Vorräthe und brachten den Oestreichern großen Schaden bei. Daun lagerte nun bis Juni vor den böhmischen Pässen still und Friedrich stand bei Landshut auf Schildwach und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Erste Kämpfe.

Indeß rückte mit der Schwerfälligkeit eines Elephanten die russische Armee heran, am 29. Juni bezog sie bei Posen ein verschanztes Lager. Oberbefehlshaber war nicht mehr Fermor, sondern Soltykoff, ein Moskowiter vom alten Schlag, ein kleiner magerer Mann von verbindlichen Formen, aber geringen Fähigkeiten, ein General ohne Kriegserfahrung, überdies alt, stumpf und bequem, voll Uebelwillen gegen die Oestreicher und Schweden, ohne Haß gegen Preußen **). Fermor blieb beim Heer, hatte aber bloß einen Flügel zu befehligen. Friedrich schlug den Werth der Russen zu gering an und rechnete darauf, daß ihre Heeresabtheilungen vereinzelt von einem seiner Generale geschlagen werden könnten. Hiefür bestimmte er Dohna, welcher bisher gegen die Schweden zu Felde gestanden und ihnen die Peenemünder Schanze wieder abgenommen hatte, und gab ihm, da er kränkelte, seinen tüchtigen Generaladjutanten Wobersnow mit der Bestimmung bei, was dieser sage, solle so angesehen werden, als ob es im Namen des Königs selber geschehe ***). Aber es war nicht mehr möglich, die Abtheilungen der Russen einzeln zu fassen. Dohna fand bald, daß er die ganze russische Armee sich gegenüber habe, vor der er sich, ohne eine passende Gelegenheit zu einer Schlacht zu finden, bald bis zur Oder zurückziehen mußte. Friedrich war sehr ungehalten; an Dohna schrieb er: „Ihr seid zu krank, um Euch ferner zu

Die Russen.

Soltykoff.

Dohna.

Wobersnow.

*) Arneth, l. c. II. 19—21.
**) Schäfer, l. c. II. 291.
***) Schäfer, l. c. II 292.

n Commando zu befassen; Ihr werdet wohl thun, Euch nach Berlin tragen lassen, um Eure Gesundheit herzustellen." — Strenger schrieb er an Wobers=w: „Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einher=hen sollen. Es könnte nun mit den Russen schon aus sein. Ich kann es Euch ht danken, daß Ihr meine Befehle so schlecht befolgt habt." — Der König bte jetzt Heinrich von Wedell mit dem Titel eines Dictators, um die ren Generale, welche unter ihm dienen sollten, nicht zu kränken. „Ich habe bei Leuthen kennen gelernt und setze unbedingtes Vertrauen in ihn, er werde, so wie mancher römische Dictator, meine Angelegenheiten an der Oder ver=ern. Gehe er, ich befehle ihm, die Russen anzugreifen, sie tüchtig zu schlagen ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern." — Aber auch dieser nidas schlug nicht, sondern wurde geschlagen. Bei Kay griff er den an Macht Stellung überlegenen Feind mit großem Ungestüm an und führte, als sein es Treffen geschlagen war, alle frischen und zuletzt die ermüdeten Truppen Feld und stritt, bis die Nacht herniedersank, unter deren Schutz er mit einem lust von 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen und von 25 Geschützen nach Crossen zurückzog. Die Russen berechneten ihren Verlust auf 5000 Mann; sie waren am 25. Juli in Crossen, wo die Oestreicher ihnen die Hand n sollten, und gingen, als diese nicht zur Stelle waren, am rechten Ufer ärts nach Frankfurt und bezogen dieser Stadt gegenüber auf den Höhen von nnersdorf ein Lager. Wedell. Schlacht bei Kay.

Jetzt brach der König selber auf, um die Russen vor ihrer Vereinigung den Oestreichern zu besiegen: „denn wenn wir nicht den Russen schlagen, ist's mit dem ganzen Kram aus!" Ueberhaupt kamen die Dinge jetzt recht fluß. Der König rief seinen Bruder Heinrich aus Sachsen herbei, wo der=den General Fink mit 9000 Mann zurückließ, und übertrug ihm den rbefehl in Schlesien. Daun war bis an die Queiß vorgerückt und hatte ik nach Sachsen und Loudon mit 20.000 Mann zur Vereinigung mit Russen entsendet, die am 2. August bei Zilchendorf stattfand. Friedrich r war von Sagan in Eilmärschen aufgebrochen, um bei Schiblo die Oder berschreiten, den Russen in den Rücken zu kommen und sie zu vernichten. Friedrich.

Diese sahen nicht ohne Sorge der Ankunft des schrecklichen Königs ent=n. Loudon fand sie voll Unschlüssigkeit, von einem Vormarsche, um sich mit n zu vereinigen, wollten sie Nichts wissen, Daun solle zu ihnen kommen — doch war der russische Obergeneral von seiner Kaiserin angewiesen worden, ns Anordnungen in Allem Folge zu leisten. Nicht ein östreichisches Hilfs=s, sondern das Hauptheer solle sich mit ihnen vereinigen, erst dann könnte einer Ueberschreitung der Oder die Rede sein. Loudon faßte bald den Ver=, die russischen Heerführer dächten nicht an eine Schlacht, sondern bloß ı, im Lande die Geldbeutel zu füllen und dann wieder über die Weichsel in Winterquartiere zurückzukehren *). Loudon.

Die russische Regierung spielte vielleicht ein doppeltes Spiel, obschon der e der Kaiserin, Oestreich zu helfen, entschieden war. Soltykoff eröffnete dem zösischen Kriegskundigen Mesnager, er finde zu viel Unentschlossenheit sowohl Russische Politik.

*) Loudons Bericht bei Arneth l. c. II. 429—30 und Sybels hist. Z. III. 338.

Und nun vom Rhein und Main an die Elbe und Oder, nach den Hauptschauplätzen des Krieges, Schlesien, Preußen und Sachsen *)! Maria Theresia hatte ihr Heer wieder auf 125.000 Mann gebracht; müde des
Kriegsplan 1759. schleichenden, beide Theile aufzehrenden Krieges, drang sie darauf, Schlacht auf Schlacht zu liefern, die Preußen aus Schlesien zu verjagen, Sachsen zu befreien! Es war mit Elisabeth verabredet, daß ein russisches Heer, 80.000 Mann stark, zwischen Glogau und Breslau die Oder überschreite und mit den Oestreichern sich vereinige. Da das russische Heer wegen nöthiger Ergänzung und Einübung der Rekruten erst im Juni sich in Bewegung setzen konnte, so erhielt Daun Vollmacht, mit 80.000 Mann vor den böhmisch-schlesischen Pässen bis dahin in der Vertheidigung zu bleiben. Als Zeitpunkt der Vereinigung der russischen und östreichischen Armee in Schlesien ward der 25. Juni bestimmt, von da an könnten sie nach Belieben den Strom aufwärts oder abwärts ihre Operationen beginnen.

Der Krieg begann mit Streifzügen. Der Oestreicher F. v. Bel
Erste Kämpfe. überfiel die Preußen in Greifenberg am Bober, nahm 15 Officiere mit 700 Grenadieren gefangen und eroberte zwei Kanonen. Dagegen trieb Prinz Heinrich in Thüringen Kriegssteuern ein und zerstörte Wobersnow den Russen Vorräthe für 50.000 Mann auf 3 Monate, brach Fouqué mit 23.000 Mann in Mähren ein und drang im April Prinz Heinrich mit 15.000 Mann über Teplitz und Aussig bis Budin und Hülsen bei Marienberg in Böhmen ein, zerstörten alle Vorräthe und brachten den Oestreichern großen Schaden bei. Daun lagerte indeß bis Juni vor den böhmischen Pässen still und Friedrich stand bei Landshut als Schildwach und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

Die Russen. Indeß rückte mit der Schwerfälligkeit eines Elephanten die russische Armee heran, am 29. Juni bezog sie bei Posen ein verschanztes Lager. Oberbefehlshaber
Soltykoff. war nicht mehr Fermor, sondern Soltykoff, ein Moskowiter vom alten Schlag, ein kleiner magerer Mann von verbindlichen Formen, aber geringen Fähigkeiten, ein General ohne Kriegserfahrung, überdies alt, stumpf und bequem, voll Widerwillen gegen die Oestreicher und Schweden, ohne Haß gegen Preußen**). Fermor blieb beim Heer, hatte aber bloß einen Flügel zu befehligen. Friedrich schlug den Werth der Russen zu gering an und rechnete darauf, daß ihre Heerabtheilungen vereinzelt von einem seiner Generale geschlagen werden könnten.
Dohna. Hiefür bestimmte er Dohna, welcher bisher gegen die Schweden zu Felde gestanden und ihnen die Peenemünder Schanze wieder abgenommen hatte, und gab
Wobersnow. ihm, da er kränkelte, seinen tüchtigen Generaladjutanten Wobersnow mit der Bestimmung bei, was dieser sage, solle so angesehen werden, als ob es im Namen des Königs selber geschehe ***). Aber es war nicht mehr möglich, die Abtheilungen der Russen einzeln zu fassen. Dohna fand bald, daß er die ganze russische Armee sich gegenüber habe, vor der er sich, ohne eine passende Gelegenheit zu einer Schlacht zu finden, bald bis zur Oder zurückziehen mußte. Friedrich war sehr ungehalten; an Dohna schrieb er: „Ihr seid zu krank, um Euch ferner zu

*) Arneth, l. c. II. 19—21.
**) Schäfer, l. c. II. 291.
***) Schäfer, l. c. II 292.

n Commando zu befassen; Ihr werdet wohl thun, Euch nach Berlin tragen lassen, um Eure Gesundheit herzustellen." — Strenger schrieb er an Wobers-w: „Ihr hättet nicht wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einher-hen sollen. Es könnte nun mit den Russen schon aus sein. Ich kann es Euch ht danken, daß Ihr meine Befehle so schlecht befolgt habt." — Der König ibte jetzt Heinrich von Wedell mit dem Titel eines Dictators, um die eren Generale, welche unter ihm dienen sollten, nicht zu kränken. „Ich habe bei Leuthen kennen gelernt und setze unbedingtes Vertrauen in ihn, er werde, nso wie mancher römische Dictator, meine Angelegenheiten an der Oder ver-'ern. Gehe er, ich befehle ihm, die Russen anzugreifen, sie tüchtig zu schlagen ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern." — Aber auch dieser nidas schlug nicht, sondern wurde geschlagen. Bei Kay griff er den an Macht Stellung überlegenen Feind mit großem Ungestüm an und führte, als sein es Treffen geschlagen war, alle frischen und zuletzt die ermüdeten Truppen Feld und stritt, bis die Nacht herniedersank, unter deren Schutz er mit einem lust von 8000 Todten, Verwundeten und Gefangenen und von 25 Geschützen nach Crossen zurückzog. Die Russen berechneten ihren Verlust auf 5000 Mann; sie waren am 25. Juli in Crossen, wo die Oestreicher ihnen die Hand en sollten, und gingen, als diese nicht zur Stelle waren, am rechten Ufer ärts nach Frankfurt und bezogen dieser Stadt gegenüber auf den Höhen von nnersdorf ein Lager. Wedell. Schlacht bei Kay.

Jetzt brach der König selber auf, um die Russen vor ihrer Vereinigung den Oestreichern zu besiegen: „denn wenn wir nicht den Russen schlagen, st's mit dem ganzen Kram aus!" Ueberhaupt kamen die Dinge jetzt recht Fluß. Der König rief seinen Bruder Heinrich aus Sachsen herbei, wo der-den General Fink mit 9000 Mann zurückließ, und übertrug ihm den rbefehl in Schlesien. Daun war bis an die Queiß vorgerückt und hatte ik nach Sachsen und Loudon mit 20.000 Mann zur Vereinigung mit Russen entsendet, die am 2. August bei Zilchendorf stattfand. Friedrich er war von Sagan in Eilmärschen aufgebrochen, um bei Schiblo die Oder überschreiten, den Russen in den Rücken zu kommen und sie zu vernichten. Friedrich.

Diese sahen nicht ohne Sorge der Ankunft des schrecklichen Königs ent-n. Loudon fand sie voll Unschlüssigkeit, von einem Vormarsche, um sich mit in zu vereinigen, wollten sie Nichts wissen, Daun solle zu ihnen kommen — doch war der russische Obergeneral von seiner Kaiserin angewiesen worden, ns Anordnungen in Allem Folge zu leisten. Nicht ein östreichisches Hilfs-s, sondern das Hauptheer solle sich mit ihnen vereinigen, erst dann könnte einer Ueberschreitung der Oder die Rede sein. Loudon faßte bald den Ver-, die russischen Heerführer dächten nicht an eine Schlacht, sondern bloß n, im Lande die Geldbeutel zu füllen und dann wieder über die Weichsel in Winterquartiere zurückzukehren *). Loudon.

Die russische Regierung spielte vielleicht ein doppeltes Spiel, obschon der e der Kaiserin, Oestreich zu helfen, entschieden war. Soltykoff eröffnete dem zösischen Kriegskundigen Mesnager, er finde zu viel Unentschlossenheit sowohl Russische Politik.

*) Loudons Bericht bei Arneth l. c. II. 429—30 und Sybels hist. Z. III. 333.

am Hofe zu Petersburg als unter den Generalen der Armee, er sei nicht im Stande, Ordnung und Einigkeit herzustellen und rechne darauf, daß der Feldzug Ende August geschlossen werde. Dem Loudon erklärte Fermor im Vertrauen, die bei Frankfurt versammelte Armee sei der Kern des russischen Heeres und dürfe darum in keiner Weise auf's Spiel gesetzt werden, weil durch ihre Schädigung oder Vernichtung dem russischen Reiche ein unermeßlicher Schaden zugefügt werde. Dauns langsames Heranziehen erregte Verdacht, man rufe die Russen bloß herbei um sie aufzuopfern, während man selbst nichts Ernstliches unternehmen und die eigene Armee schonen wolle *). Endlich erreichte Loudon doch das Versprechen, die russische Armee werde die Oder überschreiten. Am 11. Sept. sollte das Gepäck, am 14. die Armee selber hinübergeführt werden.

Da machte der König selber einen Strich durch diese Rechnung; er naht
Friedrich kommt. mit 48.000 Mann in Eilmärschen, die er selber grausam und schrecklich nennt; sechs Nächte habe er kein Auge geschlossen, er müsse eilen, sonst möchten die Oesterreicher unter Hadik in Berlin einziehen; in wenigen Tagen werde er eine Leiche oder Sieger sein. Er hoffe die feindliche Armee nicht blos zu schlagen, sondern auch zu vernichten, um den Russen so für die Zukunft jede Lust zu benehmen in Preußen einzubrechen. Daher die Anordnung, während der Schlacht Frankfurt zu besetzen, um den Russen bei ihrer Flucht den Rückweg abzusperren. Die Russen hatten sich auf einer wellenförmigen Hochebene aufgestellt, deren Abhänge mit Kiefern bewachsen und die durch mehrere Schluchten — heute ist Manches verändert — durchrissen waren. Kleine Seen waren in der Nähe der Ortschaft
Schlacht bei Kunersdorf. Kunersdorf, welche auf Loudons Rath niedergebrannt wurde, damit sie die Wirkung der russischen Batterien nicht behindere. Der Boden oben war als Lagerplatz nicht breit genug, um zu manövriren, zur Deckung gegen den Feind jedoch insofern geeignet, als der Zugang durch Gebüsch, durch schlammiges Wasser
Schlachtfeld. erschwert ist, im Norden geht das Hühnerfließ, im Westen rauscht die Oder, im Süden ist Busch und Gehölz meilenweit. Im Norden führte allein eine Straße durch den Felsbruch. Von daher erwarteten die Russen den Angriff, als sie erfuhren, daß Friedrich bei Göritz über den Strom gekommen sei. Da pflanzten sie ihre stärksten Batterien auf, machten ihre stärksten Verhaue und stellten ihre besten Regimenter auf. Friedrich mochte jedoch den Stier nicht bei den Hörnern fassen und beschloß, die Russen zu umgehen, von der Nordseite nur einen Scheinangriff zu machen. Zu seinem Unheil war er mit der Oertlichkeit nicht hinlänglich vertraut; ein Bauer, den er befragte, kam durch den Anblick des Königs ganz in Verwirrung, ein Major Linden beschrieb ihm das Land, wie er es als Jäger
Schlachtplan. betrachtete, aber nicht, wie es der Soldat auffaßt. Sein Plan war, mit aller Kraft den rechten Flügel der Russen zu schlagen, und wenn er dessen Stellung erstiegen, ihre Schlachtordnung aufzurollen und gegen die Oder zu drängen. Dann befahl er dem Obristen Wunsch, während der Schlacht sich Frankfurts zu bemächtigen und den Russen den Rückweg über die Oderbrücke zu wehren. Der König hatte 48.000 Mann und 233 Geschütze, die Russen zählten 42.000 Mann; Loudon, der die wichtigste Stellung auf den Judenberg hatte, befehligte 18.000 Mann
Schlacht. nebst 48 Geschützen. Es war Sonntag 12. August Früh 2 Uhr, daß der König in aller Stille sein Heer durch die Kunersdorfer Haide um die Stellung der Russen herum in deren Rücken führte. Statt aber um 7 Uhr konnte der König erst um $^1/_2$12 Uhr die Kanonen auf den rechten Flügel der Russen und wegen der Natur des Ortes nicht mit der Wirksamkeit spielen lassen, die er erwartete; 170 Geschütze wirkten auf eine Stelle. Dann erstürmten seine Grenadiere die

*) Stuhr, II. 238.

[...]undernswerther Entschlossenheit den Mühlberg. In Verwirrung drängten sich [...] Ueberreste des rechten Flügels der Russen nach der Mitte ihres Lagers. [...] Geschütze ließen sie den Preußen zurück und Friedrich entsandte schon Boten [...] Sieges nach Berlin und Breslau. Aber die eigenen Geschütze konnten die [...]ußen nur langsam auf die Höhe bringen, bei den russischen fanden sie keine [...]nition und die Reiterei keinen Platz, um einen wirksamen Angriff zu bilden, [...] so bekamen die Russen Zeit, frische Truppen in den Kampf zu bringen und [...]e Batterien wirken zu lassen. Die Blutarbeit während des schwülen Tages [...] entsetzlich, der Widerstand der Russen zäh. Es war Abends 6 Uhr, als [...]eral Fink dem König rieth, die Schlacht abzubrechen, die ermüdeten Krieger [...]ten zu lassen, die Russen würden während der Nacht sich ohnehin verlaufen. [...]iedrich aber wollte den Russen für immer einen Denkzettel geben und befahl [...] Angriff auch auf den linken Flügel des Feindes. Da eilte Loudon herbei [...] dem hohlen Grund, wo er sich bisher verdeckt als Nachhut gehalten, und ver[...]ndelte Friedrichs glänzenden Sieg in die grauenvollste Niederlage. Aller [...]ldenmuth der Preußen scheiterte an seiner trefflichen Anordnung und an der [...]schen Kraft seiner Kroaten. Kartätschen- und Gewehrfeuer schmettert die Rei[...]ei nieder, Seydlitz, der zum dritten Mal Befehl bekommt, „in des Teufels [...]men" anzugreifen, und der den Untergang seiner Reiterei voraussieht, wird [...]wundet weggetragen. Auch den Tapfersten sinkt der Muth. Als nun Loudon [...]h mit seiner Reiterei auf die Preußen einhaut, löst sich alle Ordnung, Alles [...]ht in Verwirrung nach dem Wald. Friedrich will immer noch vorwärts, ob[...]n die Getreuen rings um ihn fallen und eine Kugel ein goldenes Etui in [...]er Tasche plattschlägt: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Schlacht zu [...]innen, und ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." — [...] wäre von Kosaken gefangen worden, hätte nicht ein Adjutant sein Pferd am [...]gel mit fortgerissen und hätten nicht seine Leibhusaren ihn herausgehauen. [...]ann mich denn keine vermaledeite Kugel treffen!" rief er in der Verzweiflung. [...]rart hatten die Preußen noch keine Schlacht verloren. Alles drängte über die [...]hiffbrücke auf das linke Ufer der Oder, 18.000 Mann waren todt oder ver[...]ndet und 172 Geschütze außer jenen 70, welche sie Mittags den Russen weg[...]ommen, waren verloren, während die Oestreicher nur 2000 Todte und Ver[...]ndete zählten, die Russen allerdings viel mehr, nämlich 14.000. So war [...]iedrich nie geschlagen, so seine Standhaftigkeit nie erschüttert worden. Er über[...]chtete auf Stroh in einem von den Kosaken ausgeraubten Bauernhause. Das [...]rzweifelte seiner Lage schildert ein Schreiben am gleichen Abend an seinen [...]nister Finkenstein: „Alle meine Truppen kamen in's Treffen und haben [...]nder gethan. Ich sandte sie dreimal wieder, endlich wurde ich beinahe selber [...]angen genommen und wir mußten das Schlachtfeld verlassen. Mein Rock ist [...] Kugeln durchlöchert. — Mein Unglück ist, daß ich noch am Leben bin. Unser [...]lust ist sehr beträchtlich. Von einer Armee von 48.000 Mann habe ich in [...] Augenblicke, wo ich dieses schreibe, nicht mehr als 3000 zusammen und ich [...] nicht mehr Herr meiner Streitkräfte. In Berlin werdet ihr wohlthun, an [...]re Rettung zu denken. Es ist ein großes Unglück und ich will es nicht über[...]en; die Folgen dieser Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selber. [...] habe keine Hilfsquellen mehr und, die Wahrheit zu gestehen, ich halte Alles [...] verloren. Ich will die Vernichtung meines Vaterlandes nicht überleben. [...]en Sie wohl auf immer. F." — Von demselben Abend ist ein Schreiben an den [...]eral Fink, welches diesem den Oberbefehl übergibt über die unglückliche Armee, [...] nicht mehr im Stande sei, sich mit den Russen zu schlagen. Hadik werde nach Berlin [...]n, vielleicht Loudon auch; gehe Fink diesen beiden nach, so würden ihm die

Sieg der Preußen.

Loudon.

Wendung.

Verzweiflung Friedrichs.

Russen in den Rücken kommen; bleibe er an der Oder stehen, so komme ihm Hadik in die Seite. Fink solle dem Prinzen Heinrich, welchen der König zum Generalissimus erkläre, von Allem unterrichten, die Armee müsse dem jungen König schwören. Hätte er, Friedrich, noch Hilfsmittel, so wäre er dabei geblieben. An die Befehlshaber von Torgau, Wittenberg und Dresden erging der Befehl, wenn sie angegriffen würden, so gut als möglich zu capituliren und um die
Selbstmordgedanken. Besatzung und die Kassen zu retten. — Also Friedrich hielt Alles für verloren und wollte seinem Leben ein Ende machen. Er schrieb später noch: „wenn die Russen ihren Vortheil benutzt und das entmuthigte Heer verfolgt hätten, so wäre es mit Preußen aus gewesen.“ —

Indeß stärkte ihn ein langer Schlaf in der Bauernhütte, dann trösteten ihn
Rettung. die Nachricht, daß 30 Geschütze gerettet seien, daß Mannschaft immer mehr um ihn sich sammle, daß die Russen ruhig stehen bleiben. So war es in der That;
Sieg nicht benutzt. denn nach Art roher Völker verbrachten die Russen, statt zu verfolgen und den Sieg vollständig zu machen, die ersten Tage mit Festen und Zechgelagen. Auf Loudons Mahnung, so viel Blut solle nicht nutzlos vergossen bleiben, man müsse auch die Früchte einsammeln und den Feind für immer unschädlich machen, gab
Soltykoff. Soltykoff kurzweg die Antwort: „ich habe keinen Befehl, den König von Preußen zu vernichten.“ — Für seinen Ruhm war genug gethan, die Klugheit dagegen gebot, an den Willen des künftigen Czaren zu denken! Dem Franzosen Montalembert sagte Soltykoff, wenn Daun nicht das russische Heer opfern wolle, so liege es ihm ob, mit seinen frischen Truppen die Besiegung des Königs von Preußen zu vollenden, er wünsche den Oestreichern noch mehr Glück, als er selbst
Daun. gehabt habe, er für seinen Theil habe genug. Auf ein ernstes Schreiben Dauns gab der Russe die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte jetzt, ehe ich meinerseits weitere Bewegungen mache, auf zwei Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß die Russen allein agiren.“ Soltykoff vergaß, daß der Siegeskranz von Kunnersdorf von Loudon und seinen Oestreichern errungen war. Glänzende Geschenke Maria Theresias machten Soltykoff und Fermor fügiger;
Plan zu Guben. jener verstand sich zu einer Begegnung mit Daun in Guben am 22. August;*) sie war kalt. Soltykoff versprach endlich, bei Frankfurt stehen zu bleiben und die Oestreicher zu unterstützen, wenn diese dafür Friedrich hinderten, Truppen zur Behauptung Dresdens abzusenden. Wäre Dresden im Besitze der Oestreicher, so sollten diese und die Russen in Schlesien einrücken und bis Neisse gehen, die Oestreicher diese Festung dann belagern, die Russen die Belagerung decken. Doch hielt Soltykoff sein Wort nicht, sondern meldete bald, Mangel an Lebensmitteln zwinge ihn südlich nach Lieberose zu ziehen. — Dadurch wurde Frankfurt und Crossen den Preußen überlassen und die Verbindung Friedrichs mit dem Prinzen Heinrich erleichtert. Auch das Versprechen, Glogau zu belagern, war nicht erfüllt[illegible]lich. Die Bewegung war so langsam, daß ihnen Friedrich zuvorkam, und nun meinten die Russen, es sei Nichts mehr zu machen, und brachen am 15. October nach der Weichsel auf. Zwar befahl Elisabeth, ihre Armee soll auf Breslau losgehen; die Generale erklärten jedoch, dieser Plan sei unausführbar. Anfangs November waren sie auf polnischem Gebiete in ihren Winterquartieren. Loudon aber hatte die peinliche Aufgabe, mit ihnen in Verbindung zu bleiben, dann sich von ihnen loszumachen und zwischen den Heeresabtheilungen von Fouqué und
Loudon. Schmettau sich durchzudrücken, um das östreichische Schlesien zu erreichen. Maria Theresia ernannte ihn für seine Leistungen zum General-Feldzeugmeister und [illegible]

---

*) Arneth, l. c. II. 41—45.

; ihm für das kommende Jahr ein selbständiges Commando von 36.000 Mann. : Kaiserin Elisabeth hatte ihm einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen rsendet. In Wien war Loudon der Liebling, während Daun als Schlafmütze :r getadelt wurde. Nur die Kaiserin hielt letzteren noch: „Wo findet man 18 Vollkommenes?" meinte sie; „wenn der Daun bessere Helfer hätte, wäre uch größer" *). — Friedrich aber konnte diese Unthätigkeit seiner Feinde als die iderbare Rettung des Hauses Brandenburg preisen. Von seinen unseligen bstmordgedanken war er bald wieder abgekommen und hatte seine Spannkraft ier gefunden. Seinem Bruder Heinrich schrieb er schon am 16. August: „So je ich meine Augen offen habe, werde ich den Staat erhalten, wie es meine cht ist." Ueber den Schmerz, den ihm Kunersdorf bereitete, schrieb er: aube mir, daß die Martern der Verdammten nicht an das reichen, was ich iefer grausamen Krise leide." —

Sachsen wurde gegen Ende des Jahres der Schauplatz des Krieges. Als drich gegen die Russen zog und den Prinzen Heinrich zur Vertheidigung esiens abberief, blieb Sachsen den Garnisonen von Dresden, Leipzig, Witten- und Torgau überlassen. Da rückten die Reichstruppen unter dem Herzog Zweibrücken ein und Leipzig mußte am 5., Torgau am 8. August über- n werden, am 20. Wittenberg. Alsbald umschloß das Reichsheer, durch Oestreicher unter Hadik auf 28.000 Mann verstärkt, Dresden. Schmettau : 5000 Mann zur Vertheidigung und Mittel, Dresden zu behaupten, hätte nicht Friedrich in der ersten Bestürzung durch die Niederlage bei Kuners- die Weisung ertheilt, auf keinen Ersatz zu hoffen, nur seine Truppen zu en und sie ihm nebst der Kriegskasse mit 5,000.000 Thaler, die er in seiner en Lage so nöthig hatte, und mit allen Vorräthen zuzuführen, Pontons, ung für 35.000 Mann. Demgemäß capitulirte Schmettau am 4. Sept., n aber während des Abzugs am andern Tage ein Schreiben des Königs, jes ihm befahl, Dresden auf alle mögliche Weise zu behaupten, Entsatz nahe Torgau her. In der That hatte General Wunsch Wittenberg und Torgau er genommen und stand am 5. Sept. vor Dresden. Es war zu spät, die ptstadt Sachsens war für Friedrich verloren — ein schwerer Verlust, denn sie : ihm die Hilfsmittel des Landes und die Elbelinie zur Verfügung. Schmettau r, obschon er nur buchstäblich den Befehl vollzogen hatte, für immer nicht die Huld des Königs, sondern auch seinen Dienst.

Sachsen. Dresden. Schmettau.

Prinz Heinrich hatte sich auf die Kunde vom Unglück bei Kunersdorf :macht, um dem König seine 50.000 Mann zuzuführen, während er Fouqué ;chmottseifen zurückließ. In Sagan trafen sich die Brüder. Heinrich wurde nach Görlitz beordert und Daun ging deßhalb nach Bautzen. Der Prinz ,ann Fink und Wunsch an sich und wandte sich jetzt, 40.000 Mann stark, Dresden, was Daun veranlaßte, sich hier festzustellen. Von Wien kam Befehl, reußen anzugreifen, Daun aber verlor sich, wie Napoleon von ihm sagt **), Märschen und Gegenmärschen, Manövern und Gegenmanövern, um Prinz rich aus Sachsen hinauszudrängen, vermochte es aber nicht, und auf einmal der König selber da und übernahm in Hirschstein den Oberbefehl, indem inen Bruder belobte, als den einzigen General, welcher in diesem Kriege : Fehler gemacht habe. Auf die Meldung von Dauns Rückzug nach Wils- frohlockte der König: „Ha, sie riechen mich schon, aber nun soll auch Daun Teufel holen!" Es galt jetzt Dresden Seine Wiedergewinnung hätte

Heinrich. Dresden.

*) Arneth II. 50.
**) Mémoires V. 267

die Verluste in diesem Kriege und die Winterquartiere in Sachsen wieder [illegible] und den Oestreichern Angst um ihr Böhmen gemacht, meinte Friedrich später *). Doch Daun saß in unangreifbarer Stellung bei Dresden! Der König [illegible] ihn zwingen abzuziehen und zwar durchs Gebirg, auf den unwirthbarsten Straßen, damit sein Heer in der rauhen Jahreszeit unrettbar dem Verderben entgegen[illegible]
Fink. und befahl darum dem General Fink, mit 18.000 Mann sogleich nach M[illegible] in den Rücken Dauns aufzubrechen, um ihm so die Verbindung mit Böh[illegible] abzuschneiden und ihn zu nöthigen, Dresden aufzugeben. Vergebens machte [illegible] Gegenvorstellung: „Er weiß, ich kann die Difficultäten nicht leiden. Mac[illegible]
Napoleons I. Urtheil daß er fortkommt." — Napoleon bemerkt über diesen Befehl, daß er [illegible] gewesen **): „Was wollte er damit erreichen? Daun zwingen nach Böhmen [illegible] zurückzuziehen, indem er seine Verbindung mit Peterswalde bedrohte! Aber [illegible] Andeutung war da, daß Daun daran dachte, sich nach Böhmen zurückzu[illegible], er war ja Herr von Dresden, und räumte er Sachsen, so verlor er [illegible] wichtigen Platz. Dann hatte er während des ganzen Feldzuges keine Nieder[illegible] erlitten, sein Heer war zahlreich; der König dagegen war von den [illegible] geschlagen worden und hatte Dresden verloren. Was konnte ihn also auf [illegible] Gedanken bringen, daß Daun Sachsen räumen wolle! Aber selbst wenn er [illegible] wollte, so war er ja Herr des rechten Elbeufers und konnte sich zurückziehen, [illegible]
über Maxen. er wollte. Die Schlappe bei Maxen ist die merkwürdigste, welche dieser [illegible] Feldherr erlitt, und der unverzeihlichste Fehler, den er beging; je genauer man [illegible] Oertlichkeiten kennt, je mehr man über die Stellung beider Heere nachdenkt, [illegible] so mehr kommt man zur Ueberzeugung, daß dieser Zug nur mit einem Unglück enden konnte. Fink war mit 18.000 Mann mitten in die Oestreicher [illegible] geworfen, durch mehrere Märsche vom Kern der preußischen Armee getrennt [illegible] in einer Gegend voll von Schluchten und Bergen." —

Fink gehorchte, wenn auch mit großem Widerwillen. Er sah, daß der [illegible] Unmögliches verlangte, und übernahm dennoch den Auftrag — und das war [illegible]
Daun. Fehler. Jetzt war Daun in seinem Fahrwasser; er hielt den König mit [illegible] Linie im Schach und umzingelte Fink mit der andern. Von allen Seiten [illegible] die Preußen 19. November bald von Uebermacht umrungen, angegriffen [illegible] einen engen Raum zusammengedrängt. Schon am 20. wären sie in die Elbe ge[illegible] worden, hätte nicht das Dunkel den Angriff verhindert. Am 21. wollte[illegible]
Finkenfang. Oestreicher beim Tagesgrauen den Angriff beginnen, als Fink Capitulation [illegible] nachdem er dem General Wunsch befohlen, sich mit der Reiterei durchzu[illegible] um doch dem Könige Etwas zu retten. Daun verlangte, daß das ganze [illegible] Corps, mit Einschluß des Generals Wunsch und seiner Reiterei, sich kriegsge[illegible] ergebe. Es wurde entgegnet, man ergebe sich unbedingt und wünsche [illegible] Gepäck zu erhalten. Daun ließ sagen, er führe ohnehin keinen Krieg [illegible] Gepäck. Und nun streckte das ganze preußische Armeecorps die Waffen, 12.000 [illegible] außer Generallieutenant Fink 8 Generale, 6 Oberste, 500 Officiere, 71 Ge[illegible] fielen den Oestreichern in die Hände. Es war ein Schlag für die Preußen [illegible] er die Sachsen bei Pirna getroffen hatte. Friedrich war wie betäubt. Ein Kr[illegible] gericht verurtheilte Fink zur Entsetzung und einjährigen Festungshaft. Der K[illegible] stellte ihn nie mehr an. Fink starb als dänischer General 1766 in Kopenhagen.

Napoleon I. Napoleon ***) behandelt bei diesem Anlaß die Frage, ob die Kriegsge[illegible] Feldherrn gestatten, seine Soldaten zu zwingen, die Waffen niederzulegen [illegible]

*) Guerre de sept ans, X.
**) Mémoires V. 274.
***) Montholon V. 281.

kriegsgefangen zu ergeben, und bejaht sie bei einem Festungscommandanten,
nicht bei einem Heerführer im offenen Feld. Der Fall von Maxen wird
h darum von ihm hervorgehoben, weil der General Wunsch beim Tages- G. Wunsch.
en sich sein Entkommen gesichert hatte, allein doch sammt seinen Reitern die
gsgefangenschaft theilen mußte: „Dieser General war so einfältig dem Befehle
s zu gehorchen — was eine falsche Auffassung der Pflicht des Gehorsams von
e eines Soldaten ist. Ein Heerführer, welcher in Feindes Gewalt ist, hat
Recht mehr einen Befehl zu erlassen; wer ihm gehorcht, vergeht sich. Man
nicht umhin hier zu bemerken: weil der General mit seiner Reiterei sich
Durchgang bahnte, so war es auch dem Fußvolk möglich zu entkommen,
in gebirgiger Gegend wie bei Maxen hat das Fußvolk noch mehr Gelegenheit
ntfliehen als die Reiterei. — Die Römer verwarfen die Capitulation mit den
nitern, sie weigerten sich, die Gefangenen auszutauschen oder loszukaufen.
es Volk hatte den Sinn für Alles, was groß ist — und darum hat es auch
Welt erobert." —

Der Finkenfang bei Maxen machte Maria Theresia große Freude *), weil
r große Erfolg so wenig Blut gekostet habe. Doch hatte er nicht zur Folge, Ende von 1759.
sie anfangs hoffte, daß die Preußen Sachsen vollständig räumen mußten.
drich bezog eine so feste Stellung bei Kesselsdorf, daß Daun sie nicht
greifen wagte. Daun hatte jedoch gleichfalls eine so feste Stellung in
den, daß Friedrich, obschon ihm Ferdinand von Braunschweig 25. Dec.
00 Mann zu Hilfe sandte, ihn nicht aus Sachsen verdrängen konnte.
Heere blieben in Sachsen, das darunter unsäglich litt. Friedrich war
reiberg beschäftigt, sein Heer zu ergänzen, das im verflossenen Jahre große
iste erlitten hatte. Er selber klagt, daß er jetzt nur noch Soldaten zur Schau
denn was sei mit einem Haufen Leute anzufangen, der halb aus sächsischen
rn, halb aus feindlichen Ueberläufern bestehe und von Officieren geführt
, die man nur aus Noth und aus Mangel besserer in Dienst genommen
und daran fehle es den Regimentern noch so sehr, daß sie statt 52 nur
fficiere haben. Seine Sorgen sind groß, die Marter des Tantalus, die
des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sei Nichts im Vergleich mit dem,
er erleide. An d'Argens meldet der König, wie er gealtert sei, traurig,
eßlich, wie er grau werde und schon die Hälfte seiner Zähne verloren
wie sein froher Sinn, sein Feuer, seine Lebhaftigkeit dahin seien, — Alles
nicht Wirkung der Jahre, sondern der Sorgen. Seine Erholung suchte er
rsen, im Briefwechsel mit Voltaire.

Wie sind doch diese Beiden sonderbare Käuze, wie ziehen sie einander an, um
ann wieder in Verachtung abzustoßen **)! Voltaire schreibt an Argental: Voltaire.
kann den Luc (Spottname Friedrichs) nicht leiden, durchaus nicht, ich
ihm nie sein ruchloses Verfahren wider meine Nichte verzeihen, noch

*) Arneth.
**) 17. Aug. 59. Oeuvres 85. 465.—525.

die Keckheit, mir zweimal jeden Monat Schmeicheleien zu schreiben, ohne daß er vorher sein Unrecht gut gemacht hat. Ich sehne mich nach seiner tiefen Demüthigung, nach der Züchtigung des Frevlers; ich weiß nicht, ob ich nicht wünsche, daß er ewig verdammt sei." — An denselben Argental schreibt Voltaire: „Wenn nur Luc vor dem rettenden Frieden noch gestraft wird, wenn der Weg nach Berlin, welchen General Beck kürzlich durch die Lausitz eröffnete, von irgend einem Habik betreten würde. Sie wissen, in der Tragödie verlangt man immer, daß das Verbrechen bestraft wird." Zu gleicher Zeit aber schreibt er nach Berlin: „Euer König ist immer einzig, erstaunlich, unnachahmlich; er macht reizende Verse in Augenblicken, wo ein Anderer keine Zeile guter Prosa zu Stande brächte, er verdient glücklich zu sein *)."

Die Nothlage trieb Friedrich zum Versuch, einen Krieg in Italien zu entzünden. Dieß hängt mit einer Thronveränderung in Spanien und Neapel zusammen. In Aranjuez verschied nämlich 10. August 1759 der König von Spanien, Ferdinand VI., nach 13jähriger Regierung, ein Fürst, dessen Herz gut, dessen Begabung mäßig war und der wie sein Vater an Trübsinn litt. Bis 1757 behielt er den Lieblingsminister seines Vaters Ensenada (aus dem Nichts) bei, und als Minister des Aeußeren Don Jose de Carvajal; seit 1754 bekleidete ein geborner Irländer, General Richard Wall, diese Stelle. Mäßigung, Unparteilichkeit, Friede war die Losung dieser Minister; weder von England, noch von Frankreich ließen sie sich verleiten, Spanien in den siebenjährigen Krieg hineinzuziehen. Auf den König hatte seine, wenn auch nicht schöne, aber mit edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgestattete Gattin Barbara von Portugal großen Einfluß. Dem Sänger Farinelli gelang es, wie David bei Saul, durch Harfenspiel, durch seine schöne Stimme die Schwermuth zeitweise zu verscheuchen. Seit dem kinderlosen Tode seiner Gattin, welche er leidenschaftlich liebte, war jedoch der Trübsinn des Königs andauernd und unheilbar — er ließ sich nicht mehr den Bart abnehmen, er wollte kein Kleid mehr tragen als das Hemd und den Schlafrock, er schlief wenig und nur auf einem Stuhle sitzend.

Der nächste Thronerbe war sein Bruder Don Carlos, König von Neapel, welcher auf die Nachricht vom Todesfall sogleich den Namen Karl III. König von Spanien und beiden Sicilien, annahm. Nach dem Vertrag von Wien durften diese beiden Kronen nicht auf Einem Haupte vereinigt werden und es kam also in Frage, wer auf dem Thron in Neapel nachfolgen sollte. Im Aachener Friedensschluß hatten Oestreich, Frankreich, England, ohne Spanien und Neapel darum zu befragen, festgesetzt, daß, wenn Don Carlos seinem Bruder auf dem spanischen Throne würde gefolgt sein, der jüngste dieser Brüder, Don Philipp, damals Herzog von Parma, König beider Sicilien werden sollte. Don Carlos nahm auf diesen Vertrag, gegen welchen er öffentlich und ...

*) Preuß l. c. II. 232.

sich verwahrt hatte, gar keine Rücksicht, sondern ließ seinen Erstgeborenen, unheilbaren Blödsinn zeigte, durch Aerzte genau untersuchen und, als sie für geisteskrank erklärten, bestimmte er durch einen Erlaß vom 6. October 1759, elbe sei unfähig zur Regierung, und ernannte den zweiten, Don Carlos, zum nzen von Asturien und den dritten, Don Ferdinand, dem er einen Regent- ftsrath mit Tanucci als Vorstand zur Seite stellte, zum König beider ilien und fuhr nach Spanien ab, wobei er gewissenhaft in Neapel jeden nnig des öffentlichen Schatzes, jeden Edelstein und Ring zurückließ *), weil sie als das Eigenthum beider Sicilien ansah. In Madrid befliß er sich r Politik des Friedens, suchte den Nationalwohlstand zu heben, hielt streng Gerechtigkeit, ohne aber der nöthigen Milde zu vergessen — unter ihm de die Folter abgeschafft und die Inquisition eingeschränkt. Als König hieß Karl III., obschon der Vater Maria Theresias zur Zeit des spanischen folgekriegs sich auch Karl III. genannt hatte, und die Verhältnisse waren nächtig, daß die Kaiserin-Königin diesen Namen anerkannte. Durch Vertrag 3. October anerkannte sie auch das neue Hausgesetz, wogegen Karl III. die Allodialgüter des Hauses Medici und einen Theil der Stati degli sidi Verzicht leistete.

Don Philipp wurde demgemäß nicht König von Neapel, sondern blieb zog von Parma. Oestreich hatte das Heimfallsrecht und die Kaiserin-Königin m Parma nicht und Savoyen nicht das durch den Aachener Frieden ihm ver- ne Piacenza. „Hundert Kriege sind um eines unbedeutenderen Anlasses willen Europa schon geführt worden," bemerkt Friedrich. „Wenn dieser Vorfall als keinen Krieg veranlaßte, so muß man es nicht der Mäßigung der erin Königin zuschreiben, denn diese Tugend ist gewöhnlich nicht die Tugend Regenten, sondern man muß es den Zeitumständen beimessen, nämlich dem vollen Flamme ausgebrochenen Kriege, einem heftigen Hasse und dem viel eren Verlangen, Schlesien wieder zu bekommen, welches eine ohne Vergleich tigere Provinz ist, als die Herzogthümer Parma und Piacenza" **). Wir sahen ***), wie Frankreich vermittelte, wie es Sardinien wegen seiner Forderungen befriedigen versprach, und wie sehr Ludwig XV. die Vermählung des Erz- zogs Joseph mit der Infantin Isabella, der Tochter Don Philipps, am zen lag. Don Philipp.

Das scheint Friedrich II. nicht hinlänglich bekannt gewesen zu sein, denn sandte Cocceji nach Turin, um die Gesinnungen des Hofes zu erforschen. Sardinien. ichts konnte gelegener für ihn sein, als ein Krieg in der Lombardei, es nun wider den König von Frankreich oder die Königin von Ungarn. Doch

*) Botta, Geschichte des K. Neapel. I.
**) Guerre de sept ans IX. Weuß, III 347.
***) Vgl. oben S 993.

dieser bejahrte Fürst hatte jenen kriegerischen Geist verloren, durch den er in seiner Jugend geglänzt hatte. Er besaß für sich selbst weder das Verlangen, noch den Willen, sich wieder in Thätigkeit zu zeigen, indessen ward er noch mehr durch die Lage, worin er sich befand, als durch Alter und Frömmelei abgehalten; er war ohne Bundesgenossen, besonders seitdem die Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich bestand, und bei einem unternommenen Kriege hätte er die Oestreicher, die Franzosen, die Spanier, die Neapolitaner, und die Parmeser wider sich gehabt. — Dieß war es, was er fürchtete *)." Wir erfahren jedoch hier nicht den eigentlichen Kern der Sache, daß nämlich zunächst von England aus dem König Karl von Neapel der Vorschlag gemacht war, mit dem König von Sardinien unter britischem Schutze Italien zu theilen, dergestalt daß sein Sohn Ferdinand Neapel und Sicilien, Don Philipp Toscana und Karl Emanuel mit dem Titel eines Königs der Lombardei — Mailand, Parma, Piacenza, Guastalla erhalte. Habsburg-Lothringen war dann ganz von Italien ausgeschlossen. Doch Karl III. erklärte, er trachte nicht nach fremdem Gut, er erreichte in Uebereinstimmung mit Frankreich und Oestreich das, was England ihm unter dem Beding eines gefahrdrohenden Krieges von unsicherem Ausgang anbot. Der Sardinier aber konnte bei der Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich Nichts machen; sein Kopf, meinte er, stecke gleichsam in einer Zange, die ihn jeden Augenblick zerquetschen könne. —

Plan, Italien zu theilen.

Einen anderen Versuch deuten die Worte an **): „Die ottomanische Pforte schien bis jetzt nicht geneigt mit dem Hause Oestreich zu brechen." Anderswoher erlangen wir die Erklärung dieser räthselhaften Worte. Ein preußischer Agent Rexin verhandelte unter Sultan Mustapha III., daß die Pforte einen Krieg wider Oestreich beginne; der Großvezier war nicht abgeneigt, verlangte aber, daß England in das Bündniß mit eintrete und es garantire. Dieses wies jedoch das englische Ministerium nicht aus Sorge vor der Stimmung der Nation, die gegen eine Allianz mit den Türken war, bloß Handelsverträge hatte man bisher mit der Pforte abgeschlossen, und aus Rücksicht auf die katholischen Höfe von Neapel und Spanien, die daran Anstoß nehmen würden.

Türkei.

Ein anderer Versuch ward in Rußland gemacht: ein holsteinischer Edelmann, Pechlin, der im Dienste des Großfürsten gewesen war, mußte nach Petersburg abreisen ***). Er erhielt jedoch gar keine Gelegenheit, seinen Antrag anzubringen. Die Kaiserin hatte kurz vorher dem östreichischen Gesandten erklärt, sie sei langsam einen Beschluß zu fassen, wenn sie ihn aber einmal gefaßt habe, so bleibe sie fest dabei; sie verlasse ihre Verbündeten nicht, auch wenn sie deshalb ihre Kleider und ihren Schmuck verkaufen müßte. Die Russen forderten ...

Rußland.

*) Guerre de sept ans ch. 11.
**) Ibidem ch. 11.
***) La cour de Russie p. 165—66.

ıs Königreich Preußen für sich, aus welchem eben eine Deputation in Peters- ırg eingetroffen war, um ihre Freude über die milde Regierung auszudrücken, ıd waren dieser Erwerbung schon so sicher, daß Schuwaloff den englischen Gesandten :ith ausholen wollte, der jedoch entschieden erklärte, nie und nimmer werde ıgland seine Zustimmung dazu geben, daß Rußland Herr sei auf der Ostsee, ıd der König von Preußen würde sich eher unter den Trümmern seiner ẓten Stadt begraben lassen, als in die Abtretung dieses Landes willigen; sei dieß eine Frage, die ganz Europa in Bewegung setzen werde. Die ıssen meinten, sie selber könnten Preußen einstweilen in Verwahrung haben, s sie anderweitig entschädigt seien *); ohnehin bilde Preußen keinen Bestand- :il des deutschen Reiches. Man könne es dem Großfürsten Peter übergeben, :lcher dafür Holstein an Dänemark überlasse, und dieses solle zum Dank dafür ı Kriege gegen Preußen ernstlichen Antheil nehmen. Rußland will Preußen.

In Wien erschrack man über diese Forderung Rußlands, deren Trag- :ite man vollkommen begriff: es sei schon so mächtig geworden, daß man n Hereingreifen in Mitteleuropa nicht wünschen dürfe. Man verübelte es terhazy, daß er die Forderung der russischen Regierung leicht hingenommen be; allerdings meinte dieser, Rußland werde die Unausführbarkeit seines Be- ḩrens bald selber einsehen und sich mit einer Schadloshaltung in Geld zu- eden geben **). Maria Theresia ließ bloß entgegnen, sie verpfände ihr ıigliches Wort, daß sie das Aeußerste aufbieten werde, um Rußland zu ıjenigen Vortheilen und Entschädigungen zu verhelfen, welche die Czarin selbst swählen oder als erreichbar ansehen würde. Vergebens! Rußland ver- ırte mit Bestimmtheit gerade auf dieser Forderung und man hielt es in ien für das Beste, der französischen Regierung dieß offen mittzutheilen. Verhalten Oestreichs.

Für diese war der Friede ein dringendes Bedürfniß geworden. Die ıanzzustände waren entsetzlich; man hatte jedes Jahr ein Deficit von 133 bis 7 Millionen, man lebte von der Hand in den Mund, man verzehrte die leuern der nächsten Jahre zum voraus. Der Finanzminister Silhouette griff der Verzweiflung zu Mitteln, die das Mark des Staates verzehrten. Die ißstimmung machte sich anfangs in Witzen Luft (man nannte die Schatten- lder, die Hosen ohne Säcke, à la Silhouette), aber bald war sie wie das ısen des Meeres vor dem Sturme. Den Krieg zu Land und zur See ver- ochte man nicht weiter fortzuführen. Kaum saß Karl III. im Escurial, als ḩoiseul in der Verzweiflung um Vermittelung des Friedens, um ein Anlehen ḩ an ihn wandte: das Gleichgewicht in Amerika sei gestört, Frankreich werde ld Nichts mehr als Domingo haben, es könne nicht mehr als Handelsmacht, ithin nicht mehr als Macht ersten Ranges betrachtet werden, es habe keinen Frankreich. Silhouette. Karl III. soll vermitteln.

*) La cour de Russie 165.
**) Arneth, II. 79.

dieser bejahrte Fürst hatte jenen kriegerischen Geist verloren, durch den er in seiner Jugend geglänzt hatte. Er besaß für sich selbst weder das Verlangen, noch den Willen, sich wieder in Thätigkeit zu zeigen, indessen ward er noch mehr durch die Lage, worin er sich befand, als durch Alter und Frömmigkeit [illegible] gehalten; er war ohne Bundesgenossen, besonders seitdem die Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich bestand, und bei einem unternommenen Kriege hätte er die Oestreicher, die Franzosen, die Spanier, die Neapolitaner und Parmeser wider sich gehabt. — Dieß war es, was er fürchtete *)." Wir [illegible] jedoch hier nicht den eigentlichen Kern der Sache, daß nämlich zunächst [illegible] England aus dem König Karl von Neapel der Vorschlag gemacht war, [illegible] dem König von Sardinien unter britischem Schutze Italien zu theilen, [illegible] daß sein Sohn Ferdinand Neapel und Sicilien, Don Philipp Toscana und Karl Emanuel mit dem Titel eines Königs der Lombardei — Mailand, Parma, Piacenza, Guastalla erhalte. Habsburg-Lothringen war dann ganz von Italien ausgeschlossen. Doch Karl III. erklärte, er trachte nicht nach fremdem Gut; er erreichte in Uebereinstimmung mit Frankreich und Oestreich das, was England ihm unter dem Beding eines gefahrdrohenden Krieges von ungewissem Ausgang anbot. Der Sardinier aber konnte bei der Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich Nichts machen; sein Kopf, meinte er, stecke gleichsam in einer Zange, die ihn jeden Augenblick zerquetschen könne. —

Plan, Italien zu theilen.

Einen anderen Versuch deuten die Worte an **): „Die ottomanische Pforte schien bis jetzt nicht geneigt mit dem Hause Oestreich zu brechen." Anderswo erlangen wir die Erklärung dieser räthselhaften Worte. Ein preußischer Agent, Rexin verhandelte unter Sultan Mustapha III., daß die Pforte einen Krieg wider Oestreich beginne; der Großvezier war nicht abgeneigt, verlangte aber, daß England in das Bündniß mit eintrete und es garantire. Dieses [illegible] jedoch das englische Ministerium nicht aus Sorge vor der Stimmung der Nation, die gegen eine Allianz mit den Türken war, bloß Handelsverträge [illegible] man bisher mit der Pforte abgeschlossen, und aus Rücksicht auf die katholischen Höfe von Neapel und Spanien, die daran Anstoß nehmen würden.

Türkei.

Ein anderer Versuch ward in Rußland gemacht: ein holsteinischer Edelmann, Pechlin, der im Dienste des Großfürsten gewesen war, mußte nach Petersburg abreisen ***). Er erhielt jedoch gar keine Gelegenheit, seinen Antrag anzubringen. Die Kaiserin hatte kurz vorher dem östreichischen Gesandten erklärt, sie sei langsam einen Beschluß zu fassen, wenn sie ihn aber einmal gefaßt habe, so bleibe sie fest dabei; sie verlasse ihre Verbündeten nicht, auch wenn sie deshalb ihre Kleider und ihren Schmuck verkaufen müßte. Die Russen forderten [illegible]

Rußland.

*) Guerre de sept ans ch. 11.
**) Ibidem ch. 11.
***) La cour de Russie p. 165—66.

hen so oft zu überlassen *)." — Der Minister
um englischen Gesandten: „Nur ein Wunder
t als Freund und nicht als Minister, —

in Zeichen der Rothlage Preußens
hen Entwurf eingehen werde, Kaunitz.
Sachsen und Rußland
ürden niemals Ruhe
, auch würde man
ise man, um nicht bei
gt barsch zurückweisen; man
ie wahre Gesinnung der Höfe
ngreßort vor und ernannte Starhem-
nkreich wies auf Nancy und Brüssel hin,
eich an, namentlich insoferne es betonte, der Choiseul.
s mit dem in Deutschland gemein, den ersteren
Spanien, den letzteren der Congreß, mit anderen
eden mit England erlangen, aber der Verbündete Maria
Mit dem König von Preußen hoffte man in diesem Fall
werden. Choiseul wünschte einen Frieden schließlich zu Land und
it England und daß beide Theile sich verpflichteten, weder mit Truppen
rch Lieferung von Waffen oder Munition sich an dem deutschen Kriege
etheiligen. Man fürchtete in Wien sogar, daß Choiseul sich mit Preußen
leichen werde. Doch erkaltete Dieser in seinem Bestreben, als Pitt wiederum
s Entschiedenste erklärte, daß England nie ohne den Einschluß Preußens
de schließen werde, und als Ludwig XV. auf's Bestimmteste seinen Willen
prach, der Verbindung mit Oesterreich unter allen Umständen treu zu bleiben.
Da nun die Kaiserin Elisabeth ihrem Heere von Neuem Befehl gab, den
ig von Preußen zu besiegen — so waren nach all diesen Verhandlungen
nkreich, Oestreich, Rußland zur Fortsetzung des Krieges entschlossener als je.
reich konnte jetzt Rußland die Zusage wegen künftiger Erwerbung Preußens
mehr verweigern, knüpfte sie aber vorsichtig an die Bedingung, daß dies
nach erfolgter Vereinigung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit Oest-
geschehen könne. Für Friedrich II. wurde die Lage jetzt sehr ernst. Er selber
: „die Leidenschaften waren noch zu ungestüm, die Bewegungen, welche
n den Gemüthern verursachten, waren noch zu heftig, als daß es möglich
sen wäre, dieselben zu beruhigen. Dem Könige blieben daher nur zwei
desgenossen übrig, durch deren Beistand er sich mit Ehre aus diesem trau-
Kriege ziehen konnte: die Tapferkeit und die Beharrlichkeit."

*) Guerre de sept ans.
**) Arneth, II. 69–71.

Credit mehr, weder im Inneren, noch im Auslande. Der Staat sei daran zu Grunde zu gehen in Ermangelung von 20 Millionen, die zum Krieg unentbehrlich seien und die man sich nicht verschaffen könne, ohne die Zahlung der Renten einzustellen, was eine Revolution hervorrufen würde. Karl erbleichte, er ließ sich auf keine Anlehen ein, aber er ließ in London erklären, wie er es nicht in Ruhe ansehen könne, daß das im Frieden von Utrecht hergestellte Gleichgewicht in Amerika gestört werde, wie er lebhaft den Frieden zur See wünsche, den England mit Großmuth und Mäßigung bemessen möge, und wie er der Dolmetscher dafür sein wolle.
Pitt. Pitt ließ ihm erklären, Frankreich habe den Krieg angefangen, möge also auch die Folgen seines Thuns hinnehmen. England könne den Land- vom Seekrieg nicht scheiden und werde niemals seine Sache von der Sache Preußens trennen; übrigens gedenke man nicht Domingo und Louisiana zu erobern, was erst als eine Bedrohung der spanischen Besitzungen gelten könnte.

Aber auch in England wurden Stimmen für den Frieden laut: die Mittel seien erschöpft, man könne die Kosten des Krieges nicht mehr bestreiten. Newcastle wirkte in diesem Sinne, damit Pitt falle und er selber wieder die
Friedensstimmen. Leitung der Dinge übernehmen könne. Man mußte also den Engländern zeigen, daß man den Frieden ernstlich wolle, der aber vom Hochmuth der Gegner verschmäht werde, um die Steuerzahlenden willig zu machen, die Kosten des Krieges zu tragen, und um den Ränken Newcastles für die Zukunft vorzubeugen. Darum wurde eine Friedenscongreßcomödie verabredet. Friedrich kam mit dem König von Großbritannien dahin überein: den Mächten erklären zu lassen, welches Verlangen sie beide trügen, Mittel und Wege zur Aussöhnung zu finden, um den allgemeinen Frieden wieder herzustellen. Prinz Ludwig von Braunschweig, damals Regent im Haag, eigentlich als Vormund des minderjährigen Statthalters, erhielt von England und Preußen den Auftrag, den Gesandten von Oestreich, Frankreich und Rußland mitzutheilen, wie geneigt jene beiden Mächte wären, einen gerechten Frieden zu schließen, wie bereit sie seien, Bevollmächtigte nach einem zweckmäßig erscheinenden Orte zur Unterhandlung zu senden. Dieß geschah im
Ryswick. Schlosse zu Ryswick in demselben Saale, in welchem 63 Jahre früher der Friede abgeschlossen worden war. Diese Erklärung wirkte in England günstig für Pitt, wie er es vorausgesehen; die Kriegskosten für das Jahr 1760 zu 15,503,563 Pfund wurden ohne Anstand bewilligt. Bei Friedrich II. war es mit dem Wunsche nach Frieden diesmal Ernst, er selber sagt: „Von Tag zu Tag ward der Krieg schwerer auszuhalten und die Gefahren wurden immer größer. Wie sehr auch das Glück den Preußen geneigt sein mochte, so war es doch unmöglich, daß es nicht ihnen bisweilen untreu werden sollte, da ...

---

*) Guerre de sept ans. 11.

zwungen waren, sich demselben so oft zu überlassen *)." — Der Minister
nkenstein sprach noch deutlicher zum englischen Gesandten: „Nur ein Wunder
an uns retten! Reden Sie mit Pitt als Freund und nicht als Minister, —
lleicht kann er Frieden stiften!" —

In Wien sah man dieses Vorgehen als ein Zeichen der Nothlage Preußens **), war darauf gefaßt, daß Frankreich auf den Entwurf eingehen werde, Kaunitz.
yte aber auch die Ueberzeugung, daß Oestreich wie Sachsen und Rußland
f dem Congreß zu kurz kommen würden, denn sie würden niemals Ruhe
ben, so lange Friedrich seine gegenwärtige Macht behalte, auch würde man
bei nie die gehoffte Entschädigung erlangen. Doch dürfe man, um nicht bei
eund und Feind Anstoß zu erregen, den Antrag nicht barsch zurückweisen; man
nne vielmehr, indem man darauf eingehe, die wahre Gesinnung der Höfe
orschen. Oestreich schlug Aachen als Congreßort vor und ernannte Starhem-
g zu seinem Bevollmächtigten. Frankreich wies auf Nancy und Brüssel hin,
oß sich aber im Uebrigen Oestreich an, namentlich insoferne es betonte, der Choiseul.
reit in Amerika habe Nichts mit dem in Deutschland gemein, den ersteren
mittle der König von Spanien, den letzteren der Congreß, mit anderen
orten, es wollte Frieden mit England erlangen, aber der Verbündete Maria
eresias bleiben. Mit dem König von Preußen hoffte man in diesem Fall
d fertig zu werden. Choiseul wünschte einen Frieden schließlich zu Land und
See mit England und daß beide Theile sich verpflichteten, weder mit Truppen
h durch Lieferung von Waffen oder Munition sich an dem deutschen Kriege
betheiligen. Man fürchtete in Wien sogar, daß Choiseul sich mit Preußen
gleichen werde. Doch erkaltete Dieser in seinem Bestreben, als Pitt wiederum
's Entschiedenste erklärte, daß England nie ohne den Einschluß Preußens
ede schließen werde, und als Ludwig XV. auf's Bestimmteste seinen Willen
sprach, der Verbindung mit Oesterreich unter allen Umständen treu zu bleiben.

Da nun die Kaiserin Elisabeth ihrem Heere von Neuem Befehl gab, den
nig von Preußen zu besiegen — so waren nach all diesen Verhandlungen
ankreich, Oestreich, Rußland zur Fortsetzung des Krieges entschlossener als je.
streich konnte jetzt Rußland die Zusage wegen künftiger Erwerbung Preußens
t mehr verweigern, knüpfte sie aber vorsichtig an die Bedingung, daß dies
nach erfolgter Vereinigung Schlesiens und der Grafschaft Glatz mit Oest-
geschehen könne. Für Friedrich II. wurde die Lage jetzt sehr ernst. Er selber
: „die Leidenschaften waren noch zu ungestüm, die Bewegungen, welche
in den Gemüthern verursachten, waren noch zu heftig, als daß es möglich
esen wäre, dieselben zu beruhigen. Dem Könige blieben daher nur zwei
ndesgenossen übrig, durch deren Beistand er sich mit Ehre aus diesem trau-
n Kriege ziehen konnte: die Tapferkeit und die Beharrlichkeit."

*) Guerre de sept ans.
**) Arneth, II. 69–71.

Das Kriegsjahr 1760. Thronbesteigung Georgs III.

Dieses Jahr ward für das letzte, für das entscheidende über den gan… Krieg gehalten. (Kriegsplan.) Darum rüstete Maria Theresia zu wuchtigen Schlägen … bereitete Alles sorgfältig für die Entscheidung vor. Das Heer ward … 160.000 Mann gebracht. Am Kriegsplan hatten Loudon und Kaunitz … Antheil und darum ist das angriffsweise Vorgehen darin betont als Grund… aller Unternehmungen, nicht wie bisher das bloß vertheidigungsweise sich … halten. Die Gelegenheit, eine Schlacht zu liefern, sollte nicht vermieden, son… vielmehr eifrig gesucht werden. Der Feind sollte von drei bis vier Arme… zugleich angegriffen werden, deren jede für sich allein zu operiren im Stan… wäre. Das Heer, welchem der König seine Hauptmacht zuwende, sollte in … Defensive bleiben, bis ihm die anderen auf den Leib rücken. Dann sollt… Sachsen den größeren Theil des preußischen Heeres beschäftigen, indeß Loudon mit 40.000 Mann, zu denen 20.000 Russen stoßen sollten, baldmöglichst … Feldzug eröffnen würde, entweder eine Festung wegzunehmen, oder dem Fe… anderweitig große Verlegenheiten zu bereiten. Die Russen sollten gerade… … die Oder vorrücken und Breslau wegnehmen. Die Schweden sollten eine … längliche Besatzung in Stralsund zurücklassen und durch Mecklenburg an … Havel vorrücken, von da gen Berlin, vereint mit einem östreichischen … das von Sachsen aus in derselben Richtung hin aufbräche. Das französ… Heer sollte 100.000 Mann stark unter Broglie, der zum Marschall … war, in Hessen vorrücken, eine Abtheilung, wobei die im französischen … stehenden Baiern und Sachsen, sollte gen Thüringen vordringen, aller… auch im Verein mit der Reichsarmee zur Vertreibung der Preußen aus … behilflich sein. Am Niederrhein sollte ein Armeecorps von 30.000 Mann … St. Germain gegen die Hannoveraner und Engländer thätig sein. Im Ga… erwartete man von der französischen Armee bloß, daß sie den Herzog … Braunschweig beschäftige; den Entscheid hoffte man von der vereinten … keit des östreichischen und russischen Heeres. (Stärke der Heere.) Die Feinde waren: 115.000 Fr… zosen, 130.000 Oestreicher, 20.000 Reichskrieger, 10.000 Schweden, zusamm… 280.000 Mann. Friedrich konnte nur 90.000 Mann aufbringen, das … unter Braunschweig zählte 75.000 Mann, zusammen 165.000 … Begreiflich, daß er sorgenvoll der Zukunft entgegenblickte: „Dauert der … fort,“ schrieb er an Ferdinand von Braunschweig, „so sehe ich meinen Un… gang vor Augen. Unsere Feinde sind viel zu zahlreich, Viele von uns verlier… den Muth. Sie mögen nur unsere Grabschrift machen.“ (Schwäche der Coalition.) Allein an ein Zusamm… wirken der Russen und Oestreicher war schwer zu denken. Zwar der … Elisabeths zum ernstlichen Krieg war entschieden, aber die russischen …

hen auf den künftigen Czaren, der mit Galgen und Rad Denen drohte, elche den Staat erschütterten *), d. h. Oestreich wirklich helfen wollten. Soltyiff meinte, man dürfe höchstens die Belagerung von Danzig übernehmen und e schon besetzten Gebietstheile behaupten, keineswegs Truppen nach Schlesien isenden, denn mit zwei Siegen habe man genug gethan, es wäre unrantwortlich, so tapfere Truppen neuerdings der Gefahr auszusetzen. Oestreich ang auf die Absetzung Soltykoffs, doch er blieb beim Oberbefehl, denn er be Glück, nur daß man ihm zwei tüchtige Rathgeber, Browne und Czernitjeff, beigab, und den ganzen russischen Feldzugsplan erhielt Friedrich bald in bschrift aus den Händen des bestochenen Generals Tottleben **). Der Geist der ssischen Armee war dem vereinten Wirken mit Oestreich nicht günstig. „Gestern gte mir der Anführer,“ schreibt Mesnager ***) (der als militärischer Berichtstatter im Lager war): „Es ist dumm von den Höfen, daß sie uns so viele ute schicken, um uns zu treiben, vorzurücken. Alle Mahnungen, die unseren eisungen nicht entsprechen, nützen Nichts und zwingen uns nur Gründe für die möglichkeit oder Verzögerung zu erdenken, welche wir selber für lächerlich halten.“ Soltykoff.

Der Krieg begann in Schlesien, wohin der regsame Loudon drang, der ht in Ruhe abwarten wollte, bis die Russen kämen. Hier standen die Generale oltz und Fouqué mit 15.000 Mann. Friedrich selber stand in Sachsen mit .000 Mann, abwartend, bis die Pläne seiner Feinde sich enthüllen würden, rinz Heinrich sollte mit 35.000 Mann die Russen abhalten. Das Hauptziel s Königs war zunächst, die Verbindung der Russen mit den Oestreichern zu rhindern. Loudon beschloß den Kampf in Feindesland zu tragen und drang ide Mai von Böhmen in die Grafschaft Glatz vor und sandte starke Abtheingen bis gen Breslau. Was er anstrebte, errieth weder der König noch Prinz einrich; Fouqué meinte, er habe Absichten auf Breslau, und verließ seine wichje Stellung bei Landshut und stellte sich, um Breslau, zu decken, bei Kanth f. Loudon aber begann auf einmal Glatz zu belagern und ließ Landshut rch den General Janus besetzen. Glatz galt für den Schlüssel zu Schlesien, id von seiner Bürgerschaft hieß es, sie wünsche Nichts sehnlicher, als des preußischen iches ledig zu werden. Friedrich II. mißbilligte den übereilten Rückzug Fouqués, lcher möglich das platte Land rein zu halten suchte, und befahl ihm das ebirge wieder zu erobern, das er ihm verloren, mit dem bitteren Beisatz: Meine Generale verursachen mir mehr Schaden als der Feind, weil sie immer rkehrt manövriren.“ Fouqué, den wir von der Unthat an Faulhaber her noch nen, „der Tyrann aller Menschenklassen“ genannt, von seinen eigenen Kindern fürchtet, war ein Mann, der solchen Tadel nicht ertragen konnte. Er meldete n König, er werde ihm Landshut wieder verschaffen und bis auf den letzten ann behaupten. So geschah es, am 17. Juni war er mit seinen 10.500 Mann id 68 Geschützen wieder im Besitze der früheren Stellung. Er hatte die Seinen m Kampfe aufgefordert mit den Worten: „Wir müssen Landshut wieder einhmen, Loudon wird dann mit Uebermacht über uns herfallen, dann müssen Loudon. Fouqué. Landshut.

*) Arneth, 106.
**) Schäfer, II. 2. 21.
***) Stuhr, l. c. II. 358.

wir als alte Preußen uns so lange als möglich halten, an keine Ergebung auf offenem Felde denken und uns bei einer möglichen Niederlage wehren bis auf den letzten Mann. Im Falle eines Rückzuges werde ich einer der letzten auf dem Schlachtfelde sein, doch wenn ich das Unglück habe, einen solchen Tag zu überleben, gebe ich mein Ehrenwort, keinen preußischen Degen mehr zu ziehen." Der Eisenkopf hielt auch darin sein Wort. Von dem umsichtigen Loudon bald von allen Seiten gefaßt, schlug er sich mit dem Muthe der Verzweiflung, bis er nach langem heißem Kampfe schwer verwundet in die Hände der Oestreicher fiel; bis zu dem Frieden erst wieder frei hielt er sich von jedem Kriegsdienste fern. Von seinen Kriegern schlugen sich 1000 durch, 4000 ergaben sich, die anderen waren alle todt oder verwundet. Die Oestreicher hatten 2000 Todte und Verwundete. Sie anerkannten die Bravheit, mit der hier die Preußen gestritten. Obrist Voigt hob den mit Blut und Staub bedeckten Feldherrn von der Erde auf und bot ihm ein Paradepferd an. „Ich würde das schöne Sattelzeug mit meinem Blute verderben" — entgegnete der Verwundete. „Mein Sattelzeug," schloß der Obrist, „gewinnt unendlichen Werth, wenn es mit dem Blute eines Helden bespritzt ist." — Glatz ergab sich 26. Juli an die Oestreicher. Loudon rückte nun

Glatz. vor Breslau, das aber Tauenzien entschlossen vertheidigte. Mit den Worten „Gott erhalte Ihnen diesen Josua *)!" sandte Kaunitz den Bericht Loudons an die Kaiserin. Diese hatte kurz vorher in einem eigenen Schreiben, seine Mäßigung und Bescheidenheit rühmend, erklärt **): „Ich habe so viel Vertrauen in Eure Kriegserfahrung und Euren Diensteifer gesetzt, daß ich kein Bedenken getragen, eine Armee Eurem Commando zu untergeben. Dieses Vertrauen ist durch Euer bisheriges Betragen nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Und da

Loudon selbständig. Ich Euch hievon eine Probe gebe, so geht an Euch mein gemessener Befehl, daß Ihr Euch nicht für einen Subalternen, sondern für Meinen commandirenden General in Schlesien anzusehen habet, welcher unter keines anderen Generals Commando stehet, sondern alles dasjenige, was ihm nach seiner eigenen Einsicht und nach den Umständen Meinem Dienst am ersprießlichsten scheint, ohne weitere Anfrage und Bedenken zu unternehmen hat." — Ein Beweis, wie Loudons Stern im Steigen und daß die Kaiserin damals mit Daun unzufrieden war, und dazu hatte sie auch guten Grund.

Der König war nämlich auf die Nachricht von der Bedrängniß Fouqués am 15. Juni unterhalb Meißens über die Elbe gegangen, um nach Schlesien zu

Lacy. eilen, und hatte gesucht das Corps Lacys zu überfallen, der ihm aber geschickt

Daun. auswich. Daun eilte dem König auf dem kürzeren Wege nach und traf vor ihm in Bautzen ein und eilte unaufhaltsam nach Schlesien, Lacy nur drei Meilen hinter sich zurücklassend. Wieder suchte der König diesen zu unterdrücken, aber zog sich Lacy geschickt vor ihm zurück und zwar zum Reichsheer. Plötzlich änderte der König seinen Plan, kehrte um, zunächst in Sachsen mit den Kaiserlichen

Dresden. reinen Tisch zu machen und Dresden zu nehmen. „Entweder kommt der Daun und schlägt mich", schrieb Friedrich an seinen Bruder, „oder ich nehme ihm Dresden vor der Nase weg." — Die Vertheidigung unter dem östreichischen Feldzeugmeister

Maquire. Maquire war jedoch ebenso standhaft als umsichtig. Zorn über die getäuschte Erwartung, er werde in 2—3 Tagen wieder Herr in Dresden sein, aber auch

Dresden. Hoffnung, Daun werde aus Rücksicht auf die königliche Familie Dresden keiner Verheerung aussetzen, ließen ihn zu einer Beschießung der armen Hauptstadt Sachsens schreiten, die mehr den Palästen, Kirchen und Privathäusern als den

*) Janko, l. c. 132—94.

**) Vollständig mitgetheilt bei Janko l. c. 184—85.

illen zu gelten schien. Vom 14. an beschoß er die Festung, vom 19. bis 22. t Brandkugeln die Stadt; 5 Kirchen — darunter die schöne Frauenkirche — le Paläste, 416 Häuser verbrannten, viele Einwohner wurden unter den ümmern begraben oder erschossen, die meisten wurden Bettler — diese nutzlose ausamkeit machte jedoch Maquire nicht wanken, er behauptete Dresden, und ist er der häßlichsten Flecken am Andenken Friedrichs II. Daun kam am 22. und Gegner mußte abziehen; jener hätte früher eintreffen können und hätte sich t mit Friedrich schlagen sollen, der sich gen Meißen zurückzog. Bald standen Heere wieder wie beim Beginn des Feldzuges einander gegenüber. Friedrich ieb an seinen Bruder: „Du kennst Daun, er liebt es nicht von heute auf rgen Schlachten zu liefern: im Gegentheil muß man, um ihn dazu zu ngen, sich der verschiedensten Umwege und Hilfsmittel bedienen". — Daun.

Das Glück Loudons in Schlesien hatte in Petersburg dem Gedanken Bahn rochen, die russische Armee solle gen Breslau vorrücken. Soltykoff erhielt demäß Befehl, vorzuschreiten und Czernitscheff mit einem Armeecorps zur Unterzung Loudons vorauszusenden. Doch war er zu träg und furchtsam, um rasch er über die Oder zu gehen und das Armeecorps des Prinzen Heinrich zu unterıcken, das in Eilmärschen zum Entsatze Breslaus anrückte. Endlich sagte er don zu, er wolle gegen Ende Juli vor Breslau eintreffen. In Wien sehnte n sich, die Uebergabe von Breslau zu vernehmen, der dann bald Schweidnitz, sse, Brieg und Glogau, das heißt der Kern von Schlesien, folgen würde. Wir nen denken, wie der hurtige Loudon Alles anwendete, die Hauptstadt des von er Herrin so schmerzlich vermißten Schlesiens zum schnellen Falle zu bringen, chießungen und Drohungen. Vergebens! Tauenzien war ein treuer, entossener Anhänger des Königs von Preußen. Lessing, damals sein Secretär gerade mit Minna von Barnhelm beschäftigt, meinte: „wäre der König so glücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, eral Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden *)." Als der erliche Oberst, welcher zur baldigen Uebergabe aufforderte, mit Erstürmung hte, bei der selbst das Kind im Mutterleibe nicht geschont würde, erderte Tauenzien: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten sind es auch t!" — Die Russen waren zur bestimmten Zeit nicht zur Stelle, wohl aber nz Heinrich, und so mußte Loudon 4. Aug. die Belagerung von Breslau aufn und sich nach Kanth zurückziehen. Russen. Loudon. Breslau. Lessing.

In Sorge um Breslau, von dessen Rettung er noch Nichts wußte, und Anmarsch der Russen fürchtend, brach der König von Dresden weg gegen lesien auf, um Breslau zu retten und sich mit dem Prinzen Heinrich zu inigen, Hülsen mit 12.000 Mann gegen das Reichsheer zurücklassend. Doch ın und Lacy brachen auch nach Schlesien auf, jener gedachte an der Katzbach eine lacht zu liefern. Und nun kommt eine Reihe von Bewegungen und Gegenegungen, welche nach dem Urtheile der Kriegskundigen das Genie des Königs einem höchsten Glanze zeigen. Daun richtete geschickt seine Märsche nach n des Königs ein. Friedrich selber erzählt: „Hätte ein Fremder den Zug r Heere gesehen, so würde er sich haben täuschen können, denn gewiß er geglaubt, daß sie alle zu Einem Heere gehörten. Die Armee des marschalls Daun mußte ihm der Vortrab zu sein scheinen, die preußische nee wie der mittlere Theil der Schlachtordnung und der Haufe des Herrn Lacy wie der Nachtrab **)." — Das Absehen seiner Gegner war, zu ver-

*) Lessings Leben. I. 216.
**) Guerre de sept ans, chap. 12.

hindern, daß er sich mit dem Heere seines Bruders vereinige, ihn von Schlesien abzuschließen und ihm ein Schicksal zu bereiten, wie es Fink bei Maxen erfahren. Wie gefährdend die feindlichen Plane, erfuhr der König aus einem abgefangenen Schreiben Dauns an Lacy. Seine Lage war um so bedenklicher, als seine Armee nur noch für wenige Tage Lebensmittel besaß und die Gegner mit 90.000 Mann seine 30.000 einzuschließen drohten. List mußte hier die Zahl der Streiter ersetzen. Friedrich gesteht selber *), er habe kein besseres Mittel zu ersinnen gewußt, als das Betragen eines Parteigängers nachzuahmen, der jede Nacht seine Stellung verändert, um den Streichen auszuweichen, welche ihm eine Armee würde versetzen können, wenn es ihm an Wachsamkeit und Thätigkeit fehlte. — Man hatte viele Zwecke zugleich zu verfolgen: man mußte der Sicherheit der Armee wegen seinen Standort oft verändern, man mußte zugleich einen mehr als dreifach stärkeren Feind in Schranken halten; man durfte sich auch nicht von ihm entfernen, damit er sich nicht etwa gegen den Prinzen Heinrich wende, der ohnehin schon eine Armee von 80.000 Russen auf dem Halse hatte. So vielen Anforderungen nachzukommen, blieb also das einzige Mittel: die Stellung oft zu verändern, ohne jedoch eine zu sehr von dem Feinde entfernte Stellung zu nehmen. Dies machte denselben verwirrt, er kam das Lager zu besichtigen, welches man genommen hatte; er machte seine Anordnungen mit Langsamkeit, und wenn er sie nun ausführen wollte, so fand er Niemand mehr vor sich und war dann gezwungen, mit all' diesen Förmlichkeiten wieder von vorne anzufangen. — So

Liegnitz. kam der König bis Liegnitz, als er von einem Ueberläufer erfuhr **), daß er am anderen Tage, am 15. August, von Daun und Loudon vorn und im Rücken angegriffen werden sollte. Daun hatte nämlich von der Kaiserin gemessene Befehle erhalten, keine Gelegenheit zu einer Schlacht, selbst wenn die Vortheile auf beiden Seiten gleich stünden, zu versäumen, sondern dieselbe auf jede mögliche Weise zu suchen, und der zur Entscheidung drängende Loudon hatte in der That den vorsichtigen Oberfeldherrn vermocht, Czernitscheff mit 24.000 Mann bis Auras vorzuschicken. Lacy hatte versprochen, den rechten Flügel der Preußen, Daun, das Centrum in der Frühe des 15. August anzugreifen, Loudon sollte den linken Flügel packen. —

War es Zufall, oder war Verrath im Spiele: Loudon griff um 3 Uhr früh den 15. August bei den Anhöhen von Pfaffendorf den Feind an, stieß aber

Loudon. statt auf einen Flügel, auf die ganze Macht der Preußen und fand Unterstützung weder von Daun noch von Lacy. Die Schlacht war also verloren, noch ehe sie begonnen, wenn nicht Lacy und Daun in den nächsten Stunden erschienen. Loudon fühlte bald, woran er war, und stellte sich mit dem Rufe an die Spitze der Stürmenden: „Freunde, wir sind allein! Da hilft Nichts als guten Muth behalten, vorwärts!" Die Anhöhen wurden auch genommen und 72 Geschütze erobert. „Jeder Mann hat seine Schuldigkeit gethan und alle haben wie tapfere Leute gestritten ***)." Zwischen 4—5 Uhr fiel jedoch der Nebel und erblickte Loudon die feindliche Hauptmacht gegen sich. Als der Tapfere um 6 Uhr sah, daß er von keiner Seite eine Unterstützung zu hoffen habe, trat er den Rückzug in so meisterhafter Art an, daß Friedrich seiner Umgebung bewundernd zurief: „Da seht den Loudon! von dem kann man retiriren lernen, er räumt das Feld wie ein Sieger." Die Schlacht hatte nur 3 Stunden gedauert, aber die Zahl der Todten und Verwundeten war groß, 6000 bei den Oestreichern, 3500 bei den

*) l. c. 12.

**) Arneth, l. c. II. 139.

***) So meldet Loudon selber in seinem Bericht, der bei Janko abgedruckt ist l. c. 196—98.

eußen, welche zugleich 82 Kanonen eroberten. Loudon hatte den Tod gesucht, Rock war von Kugeln durchlöchert. Bleich vor innerer Erregung redete er dem Rückzug die Seinen an: „Ich danke Ihnen im Namen des Vaterdes für Ihre in der Schlacht bewiesene Bravour. Das Treffen ist verloren ngen, aber das ist nicht unsere Schuld. Im vorigen Feldzug hat mich Sol- Daun. ff getäuscht; damals erklärte ich, er würde mich nicht zum zweiten Mal mehr ichen. Heute ließ mich der Feldmarschall Daun im Stich, auch er soll diese nde nicht zum zweiten Male erleben. Doch wir rächen uns am Besten an ren und unserer Kaiserin Feinden, wenn wir auf das genaueste unsere cht erfüllen. Begeben Sie sich also wieder auf Ihre Posten *)." Ist diese ächt, so beweist sie, daß Loudon Dauns Unthätigkeit dem Neide zuschrieb, auch die Armee, was Wien, was die Welt damals glaubte. Daun, dessen er $1^1/_2$ Stunden vom Schlachtfeld entfernt war, behauptete, er habe nicht ßen gehört wegen des starken Windes, der in der Richtung gegen Pfaffendorf te. Bald beruhigte ihn Kaunitz, die Kaiserin wie die öffentliche Meinung en ihm Gerechtigkeit widerfahren, übrigens sei bei Daun nicht ein Vorsatz rloffen, sondern es sei der Mangel an Entschlossenheit. Die erste, die Loudons merz linderte, war seine Kaiserin, indem sie in einem schönen Schreiben seine Maria Theresia stesgegenwart, Herzhaftigkeit und seine Vorsicht pries. Loudons Schmerz cht sich in seinem unparteiischen Berichte nur an der Stelle aus, wo er bekt: „Würde die große Armee mit mir nach der Vereinbarung mit Anbruch Tages an den Feind gelangt sein, so hätte man einen vollständigen Sieg eren **)." — Der Sieger selber glaubte nicht, daß Loudon von Daun geopfert Friedrichs Urtheil. den sei, sondern schreibt Dauns Verhalten dem Mangel an Entschlossenheit und jem Blicke zu: „Daun hatte die ganze Nacht, mit seinen Truppen in Colonne llt, nahe an dem Bache zugebracht, welcher seine Armee von dem ehemaligen ßischen Lager trennte. Aus Vorsicht hatte der König daselbst einige Husaren ckgelassen, welche das Geschrei der Schildwachen nachahmten und den Feind er Meinung erhielten, daß sich die Armee noch dort befände. Beim ersten immer des Tages setzten sich Daun und Lacy in Bewegung, um die Preußen ngreifen, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie das Lager leer fanden keine Nachricht erhielten, was aus der preußischen Armee geworden sei***). Man e sagen mögen, das Schicksal habe beschlossen gehabt, daß an diesem Tage den treichern Nichts gelingen sollte; sogar der Wind war ihnen zuwider. Weder Feldmarschall noch Lacy hörten das Getöse der Schlacht, welche hinter ffendorf eine halbe Meile von ihnen geliefert wurde, obgleich von beiden ten wenigstens 200 Kanonen feuerten. Lange Zeit war der Feldmarschall hlüssig, wozu er sich bestimmen sollte; endlich nach vielen Rathschlägen und verdenenen Meinungen beschloß er, bei Liegnitz über die Katzbach zu gehen und Corps Ziethens, welches er in Schlachtordnung sah, anzugreifen; er schickte ab, um weiter oben über das Schwarzwasser zu gehen. Dieß aber war unlich, wenn er nicht wenigstens einen Umweg von einer halben Meile machte, eine Brücke anzutreffen; denn da die Ufer dieses Baches sumpfig sind, so en Brücken allein Nichts, man muß auch Dämme machen, um jenseits Liegnitz über zu kommen. Die Schlacht war schon gewonnen und der König begab gerade nach seinem rechten Flügel, als man den Vortrab Dauns erblickte. Um Sache zu beenden und Daun von der Niederlage Loudons, die er bereits

---

*) Mitgetheilt bei Janko l. c. 202.
**) Loudons Bericht bei Janko 196—98.
***) Guerre de sept ans, 12.

muthmaßte, Nachricht zu geben, um endlich seinen Rückzug zu beschleunigen, ließ der König seine Truppen Victoria schießen. Beim zweiten Lauffeuer kehrten die Feinde um und gingen bei Liegnitz über die Katzbach zurück." —

Rückzug der Russen. Mit einer List trieb der König die 24.000 Russen unter Czernitschef über die Oder zurück. Er schrieb nämlich einen Brief an seinen Bruder Heinrich, worin er diesem den Sieg über Loudon mit Uebertreibung meldete und bei er jetzt die Russen schlagen wolle, und gab dieses Schreiben einem Bauern mit dem Befehl, sich von den Russen fangen zu lassen und dieses Schreiben wie aus Angst ihnen einzuhändigen. So geschah es und augenblicklich ging Czernitschef über die Oder zurück und ließ dem König den Weg nach Breslau offen. Soltikoff aber meinte, die Oestreicher hätten ihn im Stich gelassen, und grollte und zog sich nach Herrnstadt zurück. Friedrich, die Russen für weniger der Beachtung werth achtend, ließ sie nur von 12.000 Mann unter Goltz beobachten und zog seinen Bruder Heinrich an sich, mit dem er nicht ganz zufrieden war, weil er der Meinung war, er hätte die Russen schlagen sollen. Heinrich, gekränkt und längst des

Prinz Heinrich. Königs Treiben mißbilligend, legte seine Stelle nieder, nicht ohne Friedrich in einem Schreiben warm vorzuhalten, wie der wahre Ruhm, fern von der Eitelkeit, es vermeide, Glanz zu suchen auf Kosten von Tausenden von Unglücklichen, und nur das Wohl der Mitmenschen bezwecke. So urtheilte die eigene Familie über den Preußenkönig. Er selber ward des Sieges bei Liegnitz nicht froh. In einem Schreiben an d'Argens, welches jedoch von den Oestreichern aufgefangen und in Zeitungen abgedruckt wurde, sagte er selber: „Die Schlacht vom 15. August, die zu anderen Zeiten Vieles entschieden hätte, ist jetzt nur eine leichte Schramme. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. — Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzug. Eine Art von Wunder ist erforderlich, um all' die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. — Die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, fängt an mir zu fehlen." — Der König konnte die Oestreicher nicht aus Schlesien hinausbringen und sie vermochten ihn nicht zu einer entscheidenden Schlacht zu nöthigen. Am 17. September wollten Daun, Loudon und Lacy den König in der Nähe von Landshut von drei Seiten angreifen, aber er entwischte ihnen mit äußerster Gewandtheit nach Obergiersdorf in ein fast unangreifbares Lager. Ein Wechsel der Stellung folgt auf den andern, einer künstlicher als der andere. Man steht meist einander sehr nahe, doch kommt es nur zu Vorpostenkämpfen. Daun ist in solchen Bewegungen ein Meister. — „Wir sind noch immer," schreibt der König wie verzweifelt an seinen Bruder, „Nase an Nase, beide in unangreifbaren Lagern. Dieser Feldzug scheint mir unerträglicher, als irgend einer der vorhergehenden. Soviel Mühe und Sorgfalt ich auch anwende, ich habe nur im Kleinen Erfolg." —

Berlin. Erst die Gefahr Berlins trieb Friedrich wieder aus Schlesien hinaus. Zwischen Oestreichern und Russen war ein Zug wider die Hauptstadt verabredet worden. Die Russen unter Tottleben hatten den kürzesten Weg und standen schon am 3. October vor Berlin, wurden aber von der Besatzung, der sich Lehwaldt und Seydlitz anschlossen, die hier ihre Wunden pflegten, zurückgewiesen bis Köpenick. Auf die Kunde von der Gefahr eilten Eugen von Wirtemberg, ein Bruder des regierenden Herzogs, und Hülsen herbei, so daß die Besatzung auf 14.000 Mann stieg. Aber jetzt kamen die Russen unter Czernitscheff und die Oestreicher unter Lacy, 42.000 Mann, und die Stadt mußte sich am 9. October ergeben und 1,500.000 Thaler Kriegssteuer und 200.000 Thaler als Geschenk an die Truppen erlegen — d. h. an die Russen, die sich als die Meister betrachteten, während

Tottleben. Lacy nur 12 Kanonen und 50.000 Thaler erhielt. Tottleben schonte

rlin, wir wissen, aus welchen Gründen. Der Kaufmann Chotzkowsky wendete 150.000 Thaler auf Bestechung. In Potsdam wurde die Gewehrfabrik stört und eine Kriegssteuer von 70,000 Thalern erhoben. In Charlottenburg d Schönhausen nahmen Sachsen, von den bei Pirna gefangenen, Rache an tiken, die sie vollständig zerstörten, für das, was Friedrich ihrem Lande ge= idet. Am 12. October ward Berlin geräumt; in Gewaltmärschen nahte der nig mit 55.000 Mann bis Guben. Die Kosaken hausten entsetzlich in den Orten, ch die sie kamen. Sonst haben die Russen in diesem Jahre Nichts geleistet. lberg, das sie vereint mit den Schweden zu Land und zur See 28. Aug. — Kolberg. . September beschossen, ward durch General Heyden tapfer vertheidigt und ch General Werner, der mit einigen Schwadronen Husaren eine Flotte in Flucht trieb, mit bloß 4000 Mann entsetzt. Die Russen nahmen ihre Winter= rtiere an der Warthe, zogen sich jedoch, das Land, wo sie gehaust als Wüste ücklassend, hinter die Weichsel zurück, als Buturlin den Oberbefehl über= Buturlin. m, der sich noch mehr als Soltykoff von Fermor beherrschen ließ und noch iger guten Willen und Feldherrnfähigkeit besaß. — Was die Schweden Schweden. elangt, so hatten sie in diesem Jahre wieder nichts Nennenswerthes istet. —

Friedrich kam nicht nach Berlin; als er hörte, die Feinde seien von da ezogen, wandte er sich gegen Sachsen. Für die Verheerung von Charlotten= Wider Sachsen. g nahm er Rache, indem er das Jagdschloß Hubertsburg so ausplündern ließ, nur die nackten Mauern übrig blieben. Diese unkönigliche Handlung sucht henholtz mit dem Gerede zu rechtfertigen: „Bei dieser Gelegenheit siegte der izte Mensch über den Philosophen." — Dann zog dem König nach durch Lausitz auf Torgau zu, Loudon blieb in Schlesien. Die Reichsarmee zog sich dem König aus Wittenberg zurück nach Düben und von da nach Leipzig, und Hülsen gegen sie anrückte, nach den Ausläufern des Erzgebirgs. In Düben e der König Magazine an, doch reichten diese kaum auf 4 Wochen, während un im Besitze des rechten Elbeufers und von Dresden und Torgau aus diesen ß beherrschend seine Zufuhren gesichert hatte. Von den Russen hörte der König, sie, wenn Daun sich bei Torgau behaupte, wieder vorrücken und ihre Winter= Noth des Königs. rtiere in Brandenburg beziehen wollten; dadurch wäre er von Pommern, und Berlin, das ihm Kleider, Waffen, Geräthe und alle Bedürfnisse für den eg lieferte, sowie von Schlesien abgeschnitten worden *). „Hiezu kam noch eine ere Betrachtung, daß die Armee des Königs keine anderen Winterquartiere nur jenseits der Mulde, zwischen der Pleisse, Saale, Elster und Unstrut ehen konnte. Dieser zu eingeschränkte Platz aber konnte den Winter über so en Truppen nicht genug Lebensmittel liefern. Woher sollten nun die Vorräthe den Frühling herkommen? woher die Kleider, woher die Rekruten? Dieses zusammengedrängte und auf die alliirte Armee zurückgeworfene Heer würde in Mangel gebracht haben, indem es sich selber in Mangel gebracht hätte. er Vernünftige wird einsehen, daß, wenn der König so diesen Herbst hätte n bleiben wollen, ohne auf neue Unternehmungen bedacht zu sein, es eben so gewesen wäre, als sich selbst wehrlos zu machen und so sich den Feinden auf ide und Ungnade zu ergeben." Also ein Kampf der Verzweiflung war noth= Kampf der Verzweiflung. dig: der König mußte Alles wagen, um sein Heer und die Verbindung mit m Lande zu erhalten. — Daß die Lage eine verzweifelte war, zeigen die bstmordgedanken, welche jetzt wieder in Friedrichs Briefen spucken. So schreibt

*) Guerre de sept ans, 12.

er in diesen an d'Argens *): „Nie werde ich mich zu einem nachtheiligen Frieden
zwingen lassen, keine Ueberredung wird mich dahin bringen, meine Schande zu
unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes
begraben, oder wenn das Schicksal, welches mich verfolgt, diesen Trost für zu süß
hält, werde ich meinem Unglücke ein Ende machen, sobald es nicht mehr möglich
sein wird es zu ertragen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein
reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich mit Recht über mein
Alter verfügen zu können. Ich werde diesen Feldzug enden, entschlossen Alles zu
wagen und die verzweiflungsvollsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder
ein ruhmvolles Ende zu finden." —

Auch Daun war bereit zum Schlagen. Von Wien war ihm die Weisung
Daun. zugekommen, um jeden Preis Sachsen zu behaupten und für diesen Zweck selbst
unter zweifelhaften Umständen eine Schlacht zu liefern. Sollte er den König angreifen?
Im Kriegsrathe waren nur drei Stimmen dafür. Daun erklärte seinen
Entschluß, sich in seiner Stellung so lange als möglich zu halten. Sie war sehr
Torgau. fest, stützte sich auf Torgau und die Hügelmasse im Westen, die Siptitzer Höhen,
die Elbe deckte sie auf der einen Seite, Schanzen auf der zweiten, Wälder, Teiche, Dämme,
abschüssige Stellen an der dritten und vierten Seite. Lange musterte sie Friedrich, endlich
fand er doch einen Fehler: sie hatte zu wenig Flächeninhalt für die Menge der Krieger,
zu wenig Tiefe: „die Treffen hatten nicht 300 Schritte Zwischenraum — für die
Preußen ein sehr günstiger Umstand, weil man durch einen Angriff des Mittelpunktes
von vorn und im Rücken den Feind zwischen zwei Feuer brachte, wo er
durchaus geschlagen wurde." Darauf gründete der König seinen Plan: Ziethen
Schlacht-plan. solle im Süden, er selber wolle im Norden angreifen, die Mitte mußte erschüttert
und es dann leicht werden, die Oestreicher in die Elbe zu werfen oder zur Ergebung
zu zwingen. Es war nicht blos auf einen Sieg, es war auf die Vernichtung
der Gegner abgesehen.

Es war ein regnerischer Morgen, Montag den 3. November 1760, als
3. Nov. 1760. der König gegen 1/2 7 Uhr sein Heer, 44.000 Mann mit 240 Kanonen, aus
Langenreichenbach bei Schilda nordwärts in Bewegung setzte, in 4 Colonnen, jede
auf einer anderen Straße. Der linke Flügel unter dem König zog in drei
Abtheilungen in großen Bogen durch den Domitscher Wald gen Elsnig, in dessen
Nähe sie sich wenden sollten, um Daun von Norden her anzugreifen. Mit
Ziethen sollte der rechte Flügel, 16.000 Mann, auf der Butterstraße gegen die Höhen
Auf-marsch. von Siptitz ziehen und den Oestreichern, wenn sie sich gegen den König wandten,
in den Rücken fallen und ihnen den Rückzug abschneiden. Alles hing von der
Gleichzeitigkeit des Angriffes ab. Der Weg des Königs ging 6 Stunden lang
durch lauter Sand und Föhrenwald, mühsam war die Fortbringung des Geschützes.
Da die Bäume die Uebersicht hinderten, hatte der vorsichtige Daun starke Posten
aufgestellt, durch welche er denn auch vom Anzuge der Preußen bald Nachricht
erhielt, in Folge der er seine Stellung gegen Norden verstärkte, seine Anordnungen
waren überhaupt vortrefflich. Mit einer solchen Vorhut kam Ziethen ins Gefecht,
sie zog sich zurück, Ziethen folgte ihr zu weit östlich und ein heftiges Geschütz-
feuer entspann sich. Des Königs Vorhut hatte sich noch nicht aus dem Walde
herausgearbeitet, als er den Kanonendonner von Süden vernahm. „Ziethen ist
im Gefecht und ich habe mein Fußvolk noch nicht hier!" rief er und trieb seine
Grenadiere, eine Kerntruppe, um Mittags 2 Uhr zum Angriff auf die Oestreicher.
Die Art, wie sie empfangen wurden, war schrecklich. Archenholtz, der als
Officier dabei verwundet wurde, erzählt: „es war ein Bild der Hölle, die [illegible]

*) Schreiben vom 28. Oct. Oeuv. XIX. 201—3

ıen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten eine solche Feuerscene gesehen, selbst der König brach wiederholt gegen seine jutanten in die Worte aus: „welch schreckliche Kanonade! haben Sie je eine ıliche gehört!" Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer ben Stunde lagen die 5500 Grenadiere, welche den Angriff machten, todt oder vundet auf die Wahlstatt gestreckt, größtentheils noch ehe sie ihre Gewehre en abfeuern können, nur 600 waren am anderen Tage noch zum Dienste ig. Es regnete stark, allein der Donner des Geschützes, der so gewaltsam und nterbrochen die Luft zerriß, zertheilte die Wolken in der Region des Kampf- ꞩes und der Himmel wurde etwas heiter. Mittlerweile rückte die Hauptcolonne dem Walde an. Noch ehe diese Preußen den Feind in's Auge fassen konnten, n die Wipfel der Bäume von den Kugeln zerschmettert auf ihre Häupter. Brüllen der Kanonen wiederhallte gräßlich durch den Wald, es waren gleich- Posaunen des Todes. Und nun beim Ausgang sahen die neuanrückenden ußen, die sich in Wogen durch den Pulverdampf fortschlängelten, keine sieg- prechenden Scenen, sondern eine Walstatt voller Todten und abscheulich ver- ımelter Körper, die sich keuchend in ihrem Blute wälzten." Es war den ıßen sehr schwer ihre Kanonen vorwärts zu bringen. Pferde und Führer ben niedergeschossen, die Lafetten zertrümmert. Neue Abtheilungen des Fuß- s eilten aus dem Walde herbei, um im Sturmlauf an die Artilleristen zu nen — ganze Glieder wurden niedergeschmettert. Dreimal wurde der Angriff erholt und immer zurückgeschlagen. Es war ein schreckliches Ringen. Der König Dauns Sieg. n durch eine Kugel eine Quetschung auf die Brust und sank ohnmächtig zu- nen. Doch bald sprang er wieder mit den Worten empor: „An meinem Leben heute am wenigsten. Jeder thue seine Pflicht, wehe denen, die sie nicht thun!" — Daun, welcher sich an die Spitze des auf die Preußen losstürzenden Fuß- gestellt hatte, bekam eine Wunde, die er mitten im Kampfgewühl auf dem ın sitzend sich verbinden ließ, während er aber kaltblütig seine Befehle er- e. Die Preußen waren in den Wald zurückgeworfen, der Sieg war dem ig gegenüber entschieden, als die Nacht herniedersank. Daun übergab dem er der Reiterei, dem Grafen Odonell, den Oberbefehl und ward der ıde wegen auf einem Pulverkarren nach Torgau gebracht, von wo er die esbotschaft nach Wien entsandte.

Da ertönte gegen 6 Uhr Kanonen- und Gewehrfeuer im Rücken der Oest- ꞩr von Süden her und stieg die rothe Gluth einer Feuersbrunst am Himmel Wendung. r — das Dorf Siptiz stand in Flammen. Ziethen hatte nämlich, als er einigem Abirren nach rechts den ihm bestimmten Platz erreicht, lange ruhig Ziethens Sieg. ıben und gewartet, daß der König die Oestreicher von den Höhen herab- , um ihnen dann den Rückzug abzuschneiden. Als das Feuern immer matter e und nach Norden verhallte, mußte er schließen, daß der König geschlagen ınd hat sich wahrscheinlich über sein Müßigstehen selber Vorwürfe gemacht. er griff auf einmal mit aller Stärke im Südwesten die Oestreicher an, nach tapferem Widerstande Siptiz räumten, nachdem sie es in Brand gesteckt, Hülsen mit 4 frischen Bataillonen ihnen in die Flanke fiel. Andere pen vom geschlagenen Flügel der Preußen kamen hinzu, die Oestreicher hen in der Dunkelheit in Verwirrung, die Munition ging bald zur Neige o gelang es den Preußen sich der Höhe von Siptiz zu bemächtigen, welche ınze Stellung der Oestreicher beherrschte. Nun begann von dieser Höhe aus heftige Kanonade, welche die Verwirrung steigerte. Ein Versuch Lacys die

*) Archenholz, G. d. 7jähr. Krieges. Frankf. 1788. S. 204–5

Höhe und die große Batterie darauf wieder zu nehmen, scheiterte. Als Daun dieß vernimmt, ordnet er den Rückzug über die Elbe an, 3 Schiffbrücken hat er vorsichtig früher schlagen lassen. Die Nacht ist rabenschwarz, nur das Rauschen des Flusses zeigt den Oestreichern, wohin sie zu ziehen haben. Die Verwirrung ist groß, preußische Haufen schießen auf einander, Oestreicher und Preußen gerathen unter einander. Friedrich, der nach Reiden ritt, ist nahe daran gefangen genommen zu werden. Er selber erzählt: um die Wachtfeuer herum saßen blau- und weißgekleidete Soldaten, Preußen und Oestreicher, welche in diesem Walde eine Zuflucht gefunden hatten. Erschöpft von dem Kampfe und den Entbehrungen des Tages lagen sie friedlich bei einander mit der Uebereinkunft, sich am kommenden Tage dem zu ergeben, für welchen sich das Glück entschieden *).

Friedrich sah, daß die Oestreicher abgezogen seien, als er in der Morgendämmerung die zerstreuten Haufen sammeln und in Schlachtordnung stellen wollte. Er war also Sieger. Husaren nahten. Auf den Anruf des Königs, schlug der Vorderste den Mantel zurück und rief dem König entgegen: „Sieg, der Feind flieht!“ Es war Ziethen, dem die Thränen herabrollten, als sich Friedrich in seine Arme warf und die Soldaten ihn ihren Vater, den Husarenkönig, nannten. Die Oestreicher flohen jedoch nicht, ihr Rückzug nach Dresden war geordnet. Friedrich hatte sein Ziel, die Vernichtung der Oestreicher, nicht erreicht: sie behielten Dresden, die Preußen behaupteten das übrige Sachsen. Die Verluste bei Torgau zeigen, wie erbittert gestritten wurde; die Preußen verloren 14.000 Mann, von denen 3—4000 gefangen wurden, die Oestreicher 16.000 Mann, von denen 7—8000 gefangen wurden, letztere eroberten 8 Kanonen und 49 Fahnen und verloren 49 Geschütze **). Fast all ihre Generale waren verwundet. Der französische Berichterstatter Montazet meint, nur Dauns Verwundung sei Schuld, daß die Oestreicher nicht den Sieg behaupteten. Napoleon spricht die Ansicht aus, in keiner Schlacht habe Friedrich so viele Fehler gemacht und so wenig Talent gezeigt wie bei Torgau. — Ein Fehler sei, daß er Ziethen ein Drittel der Armee überließ; ein anderer, daß er nicht 1—2 Stunden mit dem Angriff wartete, sondern seine Mannschaft, wie sie aus dem Walde herauskam, auf die Schlachtbank führte ***). — Maria Theresia fuhr ihrem Feldmarschall, der verwundet nach Wien reiste, einige Meilen entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Der brave Archenholtz bemerkt †): „Ueberhaupt ließ diese große Fürstin es nicht an Ermunterung ihrer Truppen fehlen. Gewöhnlich war sie selbst gegenwärtig, wenn Kriegsschaaren vor Wien vorbeizogen, um zur Armee zu stoßen; sie sprach den Soldaten in den gnädigsten Ausdrücken Muth ein, nannte sie „meine Kinder“, lächelte mit Wohlgefallen, wenn das Wort „Mutter“ wie ein Lauffeuer durch alle Glieder lief, und entließ sie nie ohne Geschenke.“ —

Maria Theresia.

Friedrich konnte jetzt Truppen nach Schlesien senden. Die Russen zogen sich sofort nach Polen zurück und Loudon mußte die Belagerung von Kosel aufgeben, er nahm seine Winterquartiere in der Grafschaft Glatz.

Folgen von Torgau.

Im Westen begann der Feldzug erst im Juni. Beide Theile erhielten Verstärkung. Frankreich, welches die Verluste zur See durch große Erfolge in Deutschland aufwiegen wollte, brachte sein Heer auf 120.000 Streiter, Englan[d]

Krieg am Rhein.

*) Guerre de sept ans 12.
**) Guerre de sept ans 12.
***) Montholon Mémoires V, 297—99.
†) Archenholtz, l. c. S. 200.

seine auf 98.000 Mann, worunter 22.320 Engländer, 37.000 Hanno- ıner, 23.200 Hessen, 9300 Braunschweiger und 1191 Mann Bückeburger :en. Marschall Broglie, ein Mann von Einsicht und Thatkraft, erhielt den ftrag: „Frankreich in eine Stellung zu setzen, in welcher es im nächsten ober den Frieden vorschreiben könne, die Waffenehre wieder herzustellen und ı die Ueberlegenheit und Achtung, die ihm gebühren, wieder zu erwerben*)". ınoch kam es zu keinen Ereignissen wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz, Kämpfe zwischen Ferdinand und Broglie sind wie ein Kinderspiel gegen Schlachten der Oestreicher und Preußen. Es war der kleine Krieg, welcher eifrig geführt wurde. Städte wurden genommen und eben so schnell wieder oren und am Ende des Jahres hatten die beiderseitigen Heere ungefähr der die gleiche Stellung. Ein Zusammenwirken der Franzosen mit den Oest- ɟern und Reichstruppen in Sachsen war dieses Mal nicht im Plane, die :ren hatten es zunächst auf Hannover abgesehen.

Ferdinand von Braunschweig zog seine Truppen 20. Mai bei Fritzlar ımmen, Broglie die seinen erst am 10. Juni bei Friedberg, er bezweckte in ien und von da in's Hannoverische vorzudringen, während Braunschweig nte, die Franzosen würden ihre größte Macht am Niederrhein gebrauchen; e diesen Irrthum hätte vielleicht die verbündete Armee mehr Erfolge errungen. ; erste Gefecht fand bei Korbach statt, wo der Erbprinz von Braunschweig Korbach. Marsch der Verbündeten, welche durch das Défilé von Sachsenhausen gingen, n sollte; er wurde von den ihm an Zahl überlegenen Franzosen ge- gen und verlor 5 Geschütze. Um sich zu rächen, überfiel er bei Kirchhain Kirchhain. Brigade Glaubitz und nahm 2300 Franzosen gefangen. Am 30. Juli besetzten die nzosen Kassel, am gleichen Tage verlor ihr General Dumuy bei Warburg Warburg. 0 Mann und 20 Geschütze. Bald hatten die Franzosen ganz Hessen, selbst Feste Ziegenhain, rasch drangen sie in's Hannoverische ein. Ferdinand Braunschweig sandte seinen Neffen, den Erbprinzen, zur Belagerung von el ab, um die Franzosen dahin zu locken und an Ueberwinterung im Hannö- chen zu verhindern. Eine Ueberrumpelung dieser wichtigen Festung, welche nur 0 Mann vertheidigten, wäre vielleicht im ersten Augenblick gelungen, allein Erbprinz zog eine regelrechte Belagerung vor. Broglie sandte 20.000 Mann r de Castries. Der Erbprinz zog ihm entgegen und so kam es zum Gefecht Kloster Kampen, wo die Franzosen in sehr fester Stellung waren. Der Kloster Kampen. ɔrinz, welcher ihre Stärke nicht kannte, wollte sie in der Nacht vom 15. auf 16. October überraschen. Der Ritter von Assas, Hauptmann im Regimente Assas. ergne, stand auf Vorposten und entfernte sich etwas von seinem Corps, da er Geräusch vernahm. Plötzlich ward er von Feinden umrungen, die ihn auf's : warfen und ihm drohten: wenn er nicht schweige, sei er des Todes. Er rief, so stark er konnte: „Auvergne, zu Hilfe, Feinde sind da*)!" und sank Bajonetten durchbohrt sogleich zusammen, rettete aber durch seinen Opfertod Landsleute. Ein hartnäckiges Gefecht entspann sich. Die Franzosen siegten

*) Stuhr, II. 298.

*) A moi, Auvergne, voilà des ennemis! Nach Andern war es ein Gemeiner ens Dubois.

mit einem Verlust von 3000 Mann, der Erbprinz mußte sich mit einem Verlust von 1200 Mann zurückziehen und bald darauf die Belagerung von Wesel aufheben. Er nahm im Münsterischen seine Winterquartiere, Broglie dagegen setzte sich in Göttingen fest, eine Abtheilung Sachsen und Franzosen hatte er bis Gotha vorgeschoben. Weil Braunschweig sich dadurch bedroht glaubte, beschloß er in Braunschweig noch im Winter zum Angriff überzugehen. Solches geschah und der König gab ihm hiezu eine Abtheilung seiner eigenen Truppen. Bei Langensalza, bei Eisenach, bei Vach wurden die Franzosen und Sachsen im Februar 17.. angegriffen und zurückgedrängt, behaupteten jedoch schließlich Hessen, Broglie aber zog sich hinter den Main zurück.

Langensalza.

So die Kriegsereignisse des Jahres 1760. Friedrich hatte sich behauptet. Nachtheiliger aber als eine verlorene Schlacht war für ihn der Thronwechsel in England und die Wendung der gesammten Politik in Folge desselben. Georg II. starb 27. October plötzlich an einem Schlaganfall, 77 Jahre hatte er gelebt, 34 regiert, beliebt war er wenig gewesen. Die Engländer fanden, er sei mehr Kurfürst von Hannover als König von England, sie vermißten Würde, Geist, Charakter an ihm, sie stießen sich daran, daß er noch als Greis mit seinen Buhlweibern lebte. Die letzte Zeit seiner Regierung war glänzend durch Siege und Eroberungen, zu denen jedoch Pitts Staatsweisheit die Engländer führte. Der Nachfolger war sein Enkel, Georg III., damals 23 Jahre alt, hoch und stark gebaut, mit offenen und einnehmenden Zügen, kein besonders begabte, aber eine gesunde, gerade Natur, arbeitsam, gewissenhaft, immer vom Gefühl für Würde und Schicklichkeit geleitet. Sein Verstand war hell und sein Wille stark, sein Wissen nicht ausgedehnt, aber seine Jugend war rein durchlebt. Seine Mutter, Augusta von Sachsen-Gotha, an der sein Herz mit großer Zärtlichkeit hing, hatte ihre Kinder in strenger Abgeschlossenheit erzogen. „Die Lästerer der verwittweten Prinzessin von Wales versicherten, sie hätte ihre Kinder von dem Verkehr mit der Welt fern gehalten, um ungetheilte Herrschaft über ihre Gemüther zu behaupten. Sie gab aber eine ganz andere Erklärung ihres Verfahrens: sie würde gern ihre Söhne und Töchter sich in die Welt mischen sehen, wenn sie das ohne Gefahr für ihre Sittlichkeit thun könnte. Aber die Zügellosigkeit der Standespersonen beunruhige sie; die jungen Männer wären alle Wüstlinge, die jungen Mädchen machten die Liebe, statt zu warten, daß sie ihnen gemacht würde. Sie könne es nicht ertragen, diejenigen, die sie am meisten liebe, dem befleckenden Einfluß solcher Gesellschaft auszusetzen" *). — Georg III. vermählte sich 1761 mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, die als Königin, wie als Gattin und Mutter, durch ihre fleckenlose Tugend glänzte; sie war verständig, schlicht, sparsam, sittenstreng. Das Familienleben am Hofe war musterhaft und erweckte unter dem Volke eine Anhänglichkeit für den König, die auch in den schw...

England. Georg II. Georg III. Seine Mutter. Charlotte.

*) Macaulay, Essays. William Pitt

ten Lagen sich bewährte. „Vielleicht schuldet die Sache der Sittlichkeit England keiner anderen Frau so viel Dank*)."

Georg III. war der erste König der hannöverischen Dynastie, welcher in [Eng]land geboren und erzogen war. Zu der von Pitt verfaßten Thronrede [fügte] der König noch den Schlußsatz bei: „In diesem Lande geboren und er[zoge]n, bin ich auf den Namen eines Engländers stolz und mein Leben wird [k]ein anderes Glück kennen, als die Beförderung der Wohlfahrt eines Volkes, [d]essen Treue und warmer Anhänglichkeit ich die sichersten und dauerndsten [Stü]tzen meines Thrones erblicke." — Das Gefühl der Loyalität erwachte [wied]er. Unter Georg I. und Georg II. gab es Jakobitenaufstände, unter [Geo]rg III. keinen mehr. Alte Familien, welche den Stuarts trotz Niederlagen, [Äch]tung und Undankbarkeit, Treue bewiesen hatten und nie am Hofe [Geo]rgs I. und II. sich hatten sehen lassen, erschienen jetzt bei den Levers [Geo]rgs III. und küßten seine Hand und er gewährte ihnen die gnädigste Auf[nah]me und Stellen an seinem Hofe. So erlosch dieser alte Haß gegen das [Hau]s Braunschweig. Ende des Jakobitismus.

Georg I. und Georg II. waren mehr Statthalter als Könige, die Macht [war] beim Parlament oder vielmehr bei einigen Whigfamilien, welche über [die] Sitze im Hause verfügten und Stellen und Ehren unter sich theilten. Die [Frei]heit und Gleichheit war nur in den Reden und Zeitungen zu finden, in [Wa]hrheit stand England unter einer Aristokratie der Whigs. Bestechlichkeit [und] Parteigeist gefährdeten die öffentlichen Interessen und die öffentliche [Sitt]lichkeit. Macaulay macht darüber die sinnige Bemerkung: „Kaum [war] die ausführende Verwaltung dem Hause der Gemeinen wirklich verant[wor]tlich geworden, als es sich zu zeigen anfing, daß das Haus der Gemeinen [nich]t wirklich der Nation verantwortlich war. Viele Wahlkörper standen unter [de]m unbedingten Einflusse Einzelner. Viele standen notorisch dem Meistbietenden [zu] Gebote. Die Debatten wurden nicht veröffentlicht. Es ward außerhalb der [Mau]ren selten bekannt, wie ein Gentleman gestimmt hatte. So war die Mehr[heit] des Parlamentes, während das Ministerium dem Parlamente verant[wor]tlich war, Niemanden verantwortlich. Unter solchen Umständen konnte Nichts [natü]rlicher sein, als daß die Mitglieder darauf drangen, für ihre Stimmen be[zah]lt zu werden, sich zu dem Zweck, den Preis ihrer Stimmen zu erhöhen, in [Ver]bindungen ordneten und in kritischen Lagen durch Drohung mit einer [Die]nstversagung reichen Lohn erpreßten. So waren die Whigminister Georgs I. [und] II. genöthigt, die Bestechung in ein System zu bringen und sie nach [scha]mhaftem Maßstabe anzuwenden." Die neue Regierung wollte mit diesem [Sy]stem der Bestechlichkeit aufräumen. Macaulay bemerkt weiter: „Das rechte [Hei]lmittel war augenscheinlich, daß man das Haus der Gemeinen der Nation

Whig-aristokratie.

Bestechlichkeit.

*) Mahon, l. c. chap. 37.

verantwortlich machte, und das war auf zwei Wegen zu bewerkstelligen, erstens indem man den parlamentarischen Verhandlungen Oeffentlichkeit gab und so jedes Mitglied vor das Tribunal der öffentlichen Meinung zu Gericht stellte, und zweitens indem man die Verfassung des Hauses dergestalt reformirte, daß Niemand darin zu sitzen vermochte, der nicht von einem achtbaren und unabhängigen Wahlkörper abgeordnet war" *).

Georg III. war aber in anderen Anschauungen erzogen. Jeden Tag rief ihm seine Mutter: „Georg, sei ein König," — das heißt ein wahrer König, der nicht unter, sondern über seinen Ministern stehe. Wenn der König seine Machtgewalt recht gebrauche, so müsse diese Geschlechterherrschaft und diese heillose Bestechlichkeit aufhören. Georg III. ist seine ganze Regierung hindurch für diese Anschauung eingetreten. Wie entschieden, ja rücksichtlos, zeigen eigenhändige Aufzeichnungen **): „Die Zeiten verlangen durchaus das Zusammenwirken Aller, welche der Anarchie vorzubeugen wünschen. Ich habe keinen andern Wunsch als das Glück und Wohlergehen meiner Staaten, deßhalb muß ich Alle, die mir nicht von Herzen beistehen, als schlechte Menschen und als schlechte Unterthanen betrachten." Der Gehilfe und geistige Leiter des jungen Königs war ein Schotte, Lord Bute, früher Garderobeaufseher bei des Königs Vater Friedrich, ein Mann von gebildetem Geiste und unbestrittener Ehrenhaftigkeit, aber kalt und stolz in seinem Benehmen. Bei der Festigkeit des Königs mußte es bald zu einem Bruch mit der jetzt herrschenden Whigpartei, also zum Sturz des Ministeriums und damit zur Auflösung des Bündnisses mit dem König von Preußen kommen. Bute wie der König wollten baldigen Frieden. Die Fragen der auswärtigen Politik erschienen ihnen lange nicht so bedeutsam, als die der innern. Die ministerielle Tyrannei zu brechen, schien ihnen die nächste Aufgabe. Sieg und Eroberungen hatte man mehr als genug. Beide waren aber vorsichtig, nur nach und nach ihren Plan zu entfalten und sich nicht zu überstürzen. Bute ward jetzt ein Mitglied des geheimen Rathes, aber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten blieb zunächst in der Hand Pitts. Die Thronrede sprach demgemäß von kräftiger Fortsetzung des Krieges und das Parlament genehmigte ohne Widerstreben die von der Regierung verlangte Summe von 20,000.000 Pfund, im December wurde der Subsidienvertrag für 1761 mit Preußen im Belauf von 670.000 Pfund erneuert, — aber es war doch der letzte. Bute sagte im Vertrauen zu einem Freunde: „Jetzt weiß ich gewiß, daß es Pitt nicht einfällt, das Festland zu verlassen, er ist verrückter denn je." — In den höchsten Kreisen galt also der Friede für ein unabweisbares Bedürfniß — er war es in der That für ganz Europa und trat so lange nicht in's Leben, weil man den Weg dazu so schwer finden konnte.

Königsgewalt.

Bute.

Friedensbedürfniß.

*) Macaulay, l. c.
**) Bei Brougham in seiner Biographie.

Der Friede war zunächst ein Bedürfniß für Preußen, das den Verlust Preußen.
Mannschaft nicht mehr ersetzen konnte. So viele Officiere waren gefallen, daß
an 14jährige Knaben aus dem Cadettenhause zu Berlin hiefür verwenden mußte.
is Längenmaß kam nicht mehr in Betracht. „Man brauchte nur Menschen," be-
rkt Archenholtz *), der selber mit 13 Jahren in's Hauptquartier kam, „und
se Menschen wurden sehr geschwind zu Soldaten gestempelt. Gleich nach der
shebung solcher Rekruten, noch ehe sie ihre Heimath verließen, bemühten sich
e Menge abgeschickter Officiere und Unterofficiere, Tag und Nacht sie zu mo-
n. Kaum ließ man sie zu Athem kommen. Hier galt keine Kälte, kein Schnee, Soldatenzwang.
ie Dunkelheit, kein Sonn- und Festtag. Unablässig wurde montirt, dressirt,
rcirt auf Plätzen, in Ställen und Scheunen, so daß sie immer schon ganz
ormt und Soldaten ähnlich zu ihren Regimentern stießen und sogleich Kriegs-
nst thun konnten **)." An einer anderen Stelle macht Archenholtz bemerklich,
die Gefangenen gezwungen wurden, preußische Soldaten zu werden. Man
gte sie nicht, ob sie dienen wollten, sondern schleppte sie mit Gewalt zu den
hnen, ließ sie den Eid schwören und führte sie gegen ihre eigenen Landsleute.
rch ganz Deutschland war ein Menschenfang in'sgeheim eingerichtet, ein Menschenfang.
erst Colignon verschaffte dem Könige allein nicht weniger als 60.000 Rekruten.
dungene Abenteurer, die sich für preußische Officiere ausgaben, durchstreiften
er den verschiedensten Namen und Verkleidungen Deutschland und hatten es
ientlich auf junge Wildfänge abgesehen, denen sie Officiersstellen versprachen,
der Ruhm der preußischen Waffen war damals so groß, daß diese Officiers-
nte sehr gesucht waren. „Mancher verschwenderische Sohn am Rhein, in
nken und Schwaben, ließ sich verleiten, seine Eltern zu verlassen, um diese
herzigen preußischen Officiere aufzusuchen, welche mit Officierspatenten so
sich warfen, als ob es Pfennige wären. Mit den wichtigsten Schriften ver-
n, eilten die Geworbenen dann nach Magdeburg, wo sie sich als gemeine
baten aufgenommen sahen und als solche den verschiedensten Regimentern mit
valt einverleibt wurden. Da half kein Klagen, kein Sträuben; man arbeitete
lange mit dem Stocke auf sie ein, bis auch der Hartnäckigste geschmeidig
de." — Begreiflich, daß unter solchen Leuten Ausreißerei viel vorkam und
iche wegen Meuterei erschossen werden mußten, und daß der König öfter klagte,
Fußvolk sei nicht mehr so gut, als es früher gewesen, und daß er an seinen
andten in London schrieb: „wäre es nicht möglich zu einem guten Frieden zu
ngen, indem man anfinge die Franzosen von der großen Allianz zu trennen? ***).
Ziehen Sie mich, mein Lieber, aus dem Fegefeuer, so daß ich nicht halb geröstet
uskomme." Die Erbstaaten waren theils vom Feinde besetzt, theils so aus-
gen wie Sachsen und die härtesten Mittel mußten zur Beibringung der Kriegs-
ern angewendet werden. —

Nicht minder wünschte Choiseul den Frieden. „Wir haben kein Geld Frankreich.
r, keine Hilfsquellen, keine Marine, keine Soldaten. keine Generale, keine
fe, keine Minister" — sagte er zu Stahremberg. „Ich läugne, daß man in
r Weise den Krieg fortführen kann, und Sie dürfen darauf zählen, daß ich
möglichen Mittel anwenden werde, um den Frieden sobald als möglich ab-
hließen." — Der Bund zwischen Frankreich und Oestreich war öfter in
ahr sich aufzulösen, obschon 6. October 1760 einer der Lieblingswünsche Ludwigs XV. Joseph II. und Isabella.
üllt und die schöne und geistreiche Prinzessin Isabella von Parma mit

*) l. c. S. 216—219.
**) Archenholtz, ibid.
***) Arneth l. c. II. 193—94.

dem Kronprinzen von Oestreich, mit Joseph, vermählt wurde. Choiseul verlangte
Daun. geradezu die Absetzung Dauns, welcher ganz untüchtig sei, eine so zahlreiche
Armee zu befehligen, und dem König von Preußen gegenüber niemals mit Ehren
werde bestehen können. Da auch Esterhazy aus Petersburg meldete, daß man dort
in unleidlichen Ausdrücken von Daun spreche, so wurde dessen Entfernung von
der Armee ernstlich in's Auge gefaßt und Lacy und Loudon kamen in Vorschlag.
Der französische Minister gab den Rath, Maria Theresia möge jeder Hoffnung,
Schlesien je wieder zu erobern, entsagen und selbst auf Glatz verzichten. Die
Choiseul. Stimmung der Kaiserin war sehr gereizt, Kaunitz bewahrte jedoch die Ruhe und
den staatsmännischen Blick. Der französische Minister wünschte geradezu mit
England Frieden zu schließen, den deutschen Krieg möge man Preußen und Oest-
reich ausfechten lassen. Friedrich war geneigt, die englische Regierung von der
Verpflichtung, nur in Gemeinschaft Frieden zu schließen, zu entbinden, voraus-
gesetzt, daß England die Neutralität Frankreichs ausbedinge, mit Ausnahme des
im Vertrag von Versailles zugesagten Hilfsheeres von 24.000 Mann, und zu-
gleich dem König die deutschen Truppen der alliirten Armee überweise und hin-
länglich Geldmittel reiche, um gegen die Höfe von Wien und Petersburg den
Friedrich II. Krieg fortzuführen. Die Neutralität bestimmte er dann noch näher dahin, daß der
französische Hof alle preußischen Gebiete räume, daß er sich auf ein Hilfsheer
von 24.000 Mann beschränke, daß er keine Hilfsgelder an Rußland, Schweden
Pitt. und die Reichsfürsten zahle. Von England forderte er dafür die Summe von 9,000.000
Thaler und daß es Hannover und Hessen gegen die Reichsarmee hinlänglich decke*).
Pitt fühlte sich aber selbst in seiner Stellung schon so bedroht, daß er keinen
Gegenvorschlag machte.

Auch für Oestreich war ein baldiger Friede ein dringendes Bedürfniß und
die Kaiserin, deren anfängliche Hoffnungen eine nach der anderen geknickt waren,
Oesterreich. wollte jetzt eben so entschieden den Frieden als früher den Krieg, dessen Kosten
kaum mehr zu erschwingen waren. Ein Staatsrath aus 6 Mitgliedern, drei aus dem
Herren- und drei vom gelehrten und Ritterstande, hielt seit 26. Februar 1761
Sitzungen, in welchen er die dringenden Fragen umsichtig erwägen und frei
sein Gutachten abgeben sollte. Aus der Ansprache, mit der Kaunitz sie eröffnete,
aus der Antwort, welche die Noten Choiseuls fanden, ersieht man die Anschauung
Kaunitz. der östreichischen Regierung und die geistige Ueberlegenheit ihres ersten Ministers**).
Man müsse auf einen billigen Friedensschluß denken, dabei aber sich selbst nicht
schaden, daß man entweder allzugroße Abneigung wider den Frieden, noch allzu
großes Verlangen danach bezeige. Die Lage sei ernst, Frankreich entkräftet und
geneigt, von dem Bunde zurückzutreten, die Gesundheit der russischen Kaiserin hin-
fällig, die eigenen Mittel der Erschöpfung nahe, also müsse man Frieden machen
und, um ihn zu erleichtern, nicht auf ganz Schlesien bestehen, sondern sich mit
einem Theile begnügen. Der Friede solle auf einem Congresse zu Stande kommen.
Es sei gegen den Vortheil Oestreichs, daß Rußland durch Erwerbung von Preußen
seine Macht nach Westen ausbreite und sich den deutschen Grenzen nähere. Oest-
Gefahr durch Rußland. reich habe bei der Menge Anhänger des griechischen Bekenntnisses, bei dem Um-
stand, daß Polen durchaus keine Schutzwehr biete, daß Kurland von den Russen
vollständig umschlossen und die schönsten Häfen der Ostsee in ihrem Besitze seien,
in Zukunft von Rußland mehr zu fürchten, als von Preußen. Noch gefährlicher
werde es, wenn der künftige Czar auch seine holsteinischen Erblande behalte und
also Sitz und Stimme im Reichstag habe, ja vielleicht gar nach der Kaiser-

---

*) Schäfer II S. 174—77.
**) Vgl. die Mittheilungen bei Arneth II. Kap. 9 und 10 und Schäfer II.

s römischen Kaisers strebe, habe doch schon Peter I. Holstein zu einem Kur-
fürstenthum erhoben gewünscht, um Einfluß auf die Kaiserwahl zu erlangen. Da
'e es besser, wenn der Großfürst gegen Erwerbung Preußens auf seine Erb-
le verzichte, denn dadurch werde ihm der Einfluß auf Deutschland benommen
Preußen zugleich geschwächt. Die holsteinischen Lande könne man Dänemark Holstein.
:lassen, wofür es am jetzigen Kriege mit 20.000 Mann theilnehmen, dagegen
Oldenburg und Delmenhorst verzichten müsse, womit man Hannover gewinnen
te. Mit aller Kraft müsse man beim Congreß dahin wirken, daß die Graf- Congreß.
ft Glatz als Schlüssel zu Böhmen der Kaiserin verbleibe und daß Anspach
Bayreuth beim Erlöschen der markgräflichen Linie nicht an die Preußen
n, sondern daß eine Secundogenitur daraus werde, denn der König von
ußen würde dann nur seine Macht um 30.000 Mann vermehren und den Ziele
zen fränkischen Kreis beherrschen wollen. Ferner müsse dahin gearbeitet werden, österr. Politik.
beim bevorstehenden Aussterben des kurfürstlich bairischen Hauses dem Hause
;z nur die Erbfolge in die Pfalz, nicht aber in die bairischen Lande zukomme,
mit dessen Aussterben müsse das Innviertel Oestreich zugewendet werden. —

Oestreich wünschte also den Frieden wie Frankreich, nur wollte es denselben Ob
einem Congreß verhandeln, während Choiseul vorschlug, jede der verbündeten Congreß.
hte sollte ihre Bedingungen in ein Ultimatum zusammenfassen und durch ihren
indten dem französischen Ministerium übergeben, deßgleichen sollten die
ner in London thun, und dann zwischen London und Paris die Unter-
llungen geführt werden; als Grundlage wäre anzunehmen, daß Frankreich
seine Verluste keine Entschädigung begehre, daß der König von Polen außer
m Erbland Sachsen auch Cleve erlange und daß Rußland Preußen,
reich aber Glatz behalten solle. Kaunitz war gegen diese Form der Ver-
lung, Oestreich dürfte vor den Augen der Welt nicht als eine Macht er-
ien, die von Paris abhänge, nur auf einem Congresse könnten die gegen-
en Ansprüche reiflich abgewogen werden. Dagegen sei Oestreich jetzt schon
t einen Waffenstillstand einzugehen. Die anderen verbündeten Mächte
en gleichfalls die Verhandlung durch Frankreich ab und waren für einen
reß. Auch England und Preußen waren für einen Congreß, der vom 1.
15. Juli in Augsburg sich versammeln sollte. Indeß begann schon im
; wieder der Krieg, da jeder Theil von einem glücklichen Schlag noch
eile zu erringen hoffte. Pitt hatte übrigens die Präliminarien genehmigt,
e Choiseul für einen Frieden zwischen England und Frankreich anbot:
Mächte sollten im Besitze dessen bleiben, was sie einander abgenommen
n, und zwar sollte für den Besitzstand in Ostindien der 1. September,
Westindien und Afrika der 1. Juli, in Europa der 1. Mai entscheidend
*). Diese Zeitbestimmung ließ er unbeantwortet.

*) Schäfer l. c. III 99

Das Kriegsjahr 1761. Der Friede scheitert. Spanien und Pitt.

Nach langer Berathung über einen ersten Heerführer kam man zu Daun. Wien wieder auf Daun zurück. An Loudon, für welchen namentlich Kaunitz sprach, rühmte man den wagenden, kühnen Sinn, an Lacy den kaltblütigen Ueberblick, die berechnende Vorsicht, doch fürchtete man durch ihre Erwählung alle älteren Generale zu verletzen. Maria Theresia fühlte Dankbarkeit und Hochschätzung für Daun, welcher doch bei Kolin die Monarchie gerettet habe. Der Letztere wünschte der schweren Bürde enthoben zu sein, fügte sich aber dem Willen der Kaiserin unter der Bedingung, daß man keine Eroberungen von Kriegsplan. ihm verlange. Nach dem Kriegsplan sollte Daun in fester Stellung bei Dresden bleiben mit 60.000 Mann, links und rechts starke Abtheilungen aufstellen, unter Guasco bei Hof und Eger, um mit den Reichstruppen in Verbindung zu Loudon. bleiben, unter Odonell bei Zittau und Lacy bei Reichenberg, um mit Loudon die Berührung zu unterhalten. Dieser bekam durch die lebhafte Verwendung des Kaunitz 70.000 Mann und die Aufgabe angriffsweise zu verfahren; wenn er auch unter Dauns Obercommando stehe, müsse er doch freie Hand behalten, um sein Russen. Heer zu gebrauchen, wie es für gut finde. Zu ihm sollte ein russisches Heer von 60.000 Mann unter Buturlin stoßen in der Richtung auf Breslau. Romanzof dagegen mit 40.000 Mann sollte mit Hilfe der russischen und schwedischen Flotte Kolberg erobern. Von Petersburg aus war Loudon als Anführer in Schlesien begehrt worden, weil man mehr Vertrauen in ihn setze als in Daun, und weil er der russischen Sprache kundig sei. In Schlesien sollte demnach der Würfel der Entscheidung fallen. Friedrich wußte aber sehr bald den vereinbarten Feldzugsplan, den ihm der russische General Totleben mittheilte, und alle Verhandlungen über ihn im russischen Staatsrath, welche Peters III. Landesverrath. ihm der Secretär desselben, Wolkof, im Auftrage des Großfürsten immer schnell zusandte. Peter III. hat damals Landesverrath getrieben.

In ihren Denkwürdigkeiten berichtet die Fürstin Daschkoff *) über einen Abend aus Peters III. Herrschaft, daß dieser vor dem anwesenden Hofe Wolkof aufforderte zu bezeugen, wie oft sie über die fortwährende Vermittlung der geheimen Befehle zusammen gelacht hätten, welche die Kaiserin Elisabeth ihren Heeren in Preußen gesandt. Wolkof wäre in Verwirrung gern unter den Tisch gekrochen bei jedem Wort, welches der Kaiser aussprach. Dieser aber schien sich auf's Aeußerste in der Erinnerung dieser Thaten zu gefallen und sich sehr viel darauf einzubilden, daß er dem erklärten Feinde seines Landes so gute Dienste Buturlin. geleistet hatte. Bei solchen Zuständen wird begreiflich, daß der Feldherr Buturlin sich durch Unthätigkeit die Gunst des künftigen Czaren zu erwerben und gegen den Zorn der gegenwärtigen Kaiserin durch ein Thun zum Schein sich zu decken

*) Herausgegeben von Alexander Herzen. Hamb. 1857. 1. Th. S. 62.

ite. Dennoch war der König besorgter um Schlesien, wo Loudon befehligte, um Sachsen, wo Daun stand; er vertraute das Heer in Sachsen seinem uder Heinrich an, er selber zog nach Schlesien. Hier wetteiferten nun Loudon der König im Einnehmen von Stellungen *), durch welche einer die Pläne anderen zu durchkreuzen trachtete. Loudon suchte den König mit Geschick zu ichen, bis die Vereinigung mit den Russen stattgefunden habe. Aber mit rträglicher Langsamkeit rückte Buturlin heran, obschon ihm seine Kaiserin be- en hatte, „getrost, herzhaft und geschwind auf den Feind loszugehen." Die :einigung in Oberschlesien fand nicht statt, nur durch geschickte Märsche konnte idon sich bei Jauer mit den Russen vereinigen. Aber was nützte es, daß die vereinigten Armeen der beiden Kaiserinen dem in trefflicher Stellung Bunzelwitz verschanzten König mit Uebermacht gegenüber standen **). urlin wollte Nichts thun. Loudon, der vor Begierde nach einer Schlacht der scheidung brannte, entlockte bei der Tafel Buturlin das Versprechen eines einsamen Angriffs, der den König zu Grunde gerichtet hätte. Alle nöthigen :hle wurden erlassen, doch Buturlin wollte am anderen Morgen von diesem sprechen Nichts wissen, und hätte er es auch gehalten, der ganze Angriffs- war dem König schon verrathen, wie wir in seiner Geschichte des siebenjährigen ges lesen. Loudons Ingrimm loderte hoch auf, es kam zu bitteren Vorwürfen — Buturlin zog sich deßhalb hinter die Oder und nach Polen zurück, bloß 000 Mann unter Cernitschew blieben bei den Oestreichern. Dieß muß man :n, um Friedrichs Worte zu verstehen: „Der König faßte den Entschluß, Oestreichern eine Schlacht zu liefern, wenn sich günstige Gelegenheit dazu e, übrigens sich aber gegen die Russen bloß vertheidigungsweise zu verhalten, dies aus der Ursache, weil, wenn er einen Sieg über die Oestreicher davon e, die Russen sich von selbst zurückziehen würden; wenn er aber den näm- n Vortheil über die Russen erlangte, dieß Loudon nicht abhielte, die Kriegs- rnehmungen seines Feldzuges fortzusetzen. Die Oestreicher sind die natürlichen unversöhnlichen Feinde der Preußen, während nur besondere Umstände die ien dazu gemacht hatten und so auch eine Veränderung oder irgend ein Vor- in ihrer Staatsverfassung sie wieder zu Freunden oder gar zu Bundes- ssen machen konnte." — Loudon war um so weniger auf Rosen gebettet, als in Wien große Thaten in kürzester Zeit von seinem erfinderischen Geist und enmuth erwartete. Kaunitz hatte einige Zeit eine üble Stellung: „er wird ver- t und verlästert," schreibt der französische Berichterstatter, „sein Held Loudon on seiner Höhe herabgestürzt, sein Hauptfeind Daun aber ist auf dem Gipfel Lobpreisung und er selbst muß, ohne zu wollen, dessen Anwalt sein." — Doch währte nicht lange und eine glänzende That Loudons übertraf alle Erwartungen Wiener und erschütterte alle Pläne Friedrichs II. —

Friedrich und Loudon.

Bunzelwitz.

Loudon.

Stimmung in Wien.

Nicht weit von dem Orte, wo Loudon und Friedrich wie zwei Gladiatoren einander lauerten, lag die wichtige Festung Schweidnitz, von 4000 Preußen it. Wenn es Loudon gelang ***) sie zu erobern, so hatten die Oestreicher eine Sellung in Schlesien und konnten da überwintern. Aber dem König vor Nase weg eine wohlverproviantirte Festung wegzunehmen, schien tollkühn. Den- wagte es Loudon in der Nacht vom 30. September auf den 1. October. Sturmcolonen sollten die vier Hauptforts Nachts um 3 Uhr ersteigen; alles

Schweidnitz.

*) Janko, Loudons Leben, 222—72.
**) Guerre de sept ans, chap. 14.
***) Janko, l. c. 273—320.

Schießen sollte vermieden und nur das den Preußen abgenommene schwere Geschütz verwendet werden. Vom Vorhaben wußten nur der Kaiser, der es billigte, und die Befehlshaber der zur Ausführung bestimmten Regimenter. Kurz vor der That versprach Loudon den Sturmcolonnen 100.000 Reichsthaler, wenn sie sich der Plünderung enthielten. „Vater Loudon," riefen die Wallonen, „führe uns nur zur Ehre, wir brauchen kein Geld!" — Um 2 Uhr standen die Sturmmannschaften an ihren Plätzen, um 1/2 3 Uhr wurde das Zeichen zum Angriff gegeben. Trotz eines furchtbaren Feuers wurden die Schanzen genommen. Loudons eigenes Regiment, das zweimal zurückgeworfen war, wurde vom Grafen Wallis mit den Worten zum dritten siegreichen Sturm geführt: „Kinder, wir müssen die Festung nehmen, ich habe es unserem Chef versprochen, wir müssen siegen oder sterben!" — Um 6 Uhr war Schweidnitz in den Händen der Oestreicher und mit ihm 357 Kanonen, 1200 Pfund Pulver, 123.000 Kanonenkugeln, 40.000 Bomben, 18.000 Scheffel Mehl, 1000 Scheffel Getreide, 120.000 Portionen Brot, die Kriegskasse — und all das errungen bloß mit dem Verlust von 1500 Mann. 3600 Preußen mußten sich ergeben. Jetzt konnten die Oestreicher wieder in Schlesien überwintern. Es war ein schwerer Schlag für Friedrich, er hielt anfangs die Sache nicht für möglich; den Adjutanten, der ihm die Unglücksbotschaft meldete, fuhr er mit den Worten an: „Ich sag' ihm aber, es ist nicht wahr, scheer' er sich zum Teufel!" — Um so größeren Jubel erregte die Einnahme von Schweidnitz in Wien. Loudon erhielt das Großkreuz des Theresienordens in Brillanten und das Bild der Kaiserin in Diamanten gefaßt, mit der Erlaubniß, es öffentlich zu tragen, die Officiere Beförderungen und kostbare Geschenke und die Soldaten, welche sich der Plünderung enthalten hatten, Belohnungen in Geld *). — Alle Pläne des Königs waren zerrüttet, er mußte ganz andere Maßregeln fassen und nur darauf denken, so viele Festungen und so viel Land als man konnte, gegen die Feinde zu behaupten **).

Zu einer Schlacht in Schlesien kam es in diesem Jahre nicht mehr. In Pommern dagegen mußte die wichtige Festung Kolberg sich den Russen aus

Kolberg. Mangels an Lebensmitteln und Schießbedarf ergeben. Nachdem die Oestreicher Schweidnitz genommen, mußten doch die Russen auch einen Erfolg aufweisen und so belagerten sie Kolberg und zeigten in der Ueberwindung jedes Widerstandes, was sie im Krieg zu leisten vermochten, wenn es ihnen Ernst war. Bei der Belagerung von Kolberg wurde Tottleben des Verrathes überwiesen und verhaftet. Seit lange stand dieser russische Feldherr im Solde Friedrichs. Von Seite der Schweden war der Feldzug 1761 unrühmlich und erfolglos wie die früheren auch. Die Ursache lag nicht im Mangel an Tapferkeit, sondern im Parteiwesen, welches die Armee spaltete. — In Sachsen hielt Prinz

Daun. Heinrich das Reichsheer in Schranken und Daun wußte ihn nicht zu verdrängen, obschon er über 65.000 Mann verfügte, seit Loudon ihm 9 Regimenter Fußvolk und 6 Regimenter Reiterei überlassen hatte. Er nahm dann seine Winterquartiere am Fuße des Erzgebirges. Friedrich konnte 23. December deshalb mit vollem Recht seinem Bruder schreiben: „Ich bin sehr erfreut, daß Daun so gütig gewesen ist, dich bis jetzt in Ruhe zu lassen. Sicher ist das eine große Thorheit seinerseits."

Am Rhein und an der Weser stand Braunschweig dem Marschall Broglie und Soubise gegenüber. Choiseul, der auch das Kriegsministerium nach dem

*) Janko, l. c.
**) Guerre de sept ans 14.

)e Belleisles übernommen, hatte das Mögliche gethan, um die Armee stark machen, auf daß sie Siege erringe und er mit ihren Eroberungen in utschland die Verluste in Amerika aufwiegen könne; sie erreichte mit weizern und Soldtruppen die Höhe von 140—150.000 Mann. Weil Choiseul der östreichischen Kriegsführung unzufrieden war, so sollte die französische nee unabhängig rein für sich handeln, ohne jede Rücksicht auf die Reichsarmee die Oestreicher. Für Geld, Lebensmittel, Geschütz war nach Kräften ge- t, nur fehlte die Einheit der Oberleitung. Soubise, der bei Roßbach sich läglich bewährt hatte, bekam den Oberbefehl über die Armee des Nieder- ins, Broglie, der tüchtiger und unternehmender war, den Befehl über Armee des Oberrheins; jenem fehlte es oft an Thatkraft, diesem an onnenheit, beiden jedoch nicht an Neid und Eifersucht. Die Mannschaft war tig; in den kleinen Gefechten, in welchen die Führer die dem Feinde über- ne Macht zersplitterten, stritt der gemeine Soldat auf's Tapferste. Die Rei- war gut ausgerüstet, die Artillerie war vorzüglich, das Geniecorps dem ide weit überlegen, das Fußvolk gut, die Mannschaft überhaupt voll Kampf- er, um die Ehre der französischen Waffen wieder herzustellen. „Aber die)herren," meint Napoleon I. *) „waren das Bild der vollendeten Unfähigkeit. Feldzugsplan beruhte auf ganz schlechten Grundsätzen, und wenn die nzosen nicht ärger geschlagen wurden, als sie es verdienten, so haben sie es der Ueberzahl zu verdanken." Die Franzosen.

Soubise sollte in Westfalen vorrücken und Münster und Lippstadt erobern, oglie Kassel und Göttingen behaupten. Ferdinand, welcher nur über)00 Mann verfügte, beschloß dagegen sein Heer zusammenzuhalten und West- n zu behaupten und damit Hannover zu decken — also zwischen beide sich nschieben. Soubise brach von Wesel auf und erreichte am 18. Juni Dort- ıd, Broglie brach 15. Juni von Kassel auf. An der Unna bot Ferdinand bise den Kampf an, aber dieser zog sich zurück und mochte sich vor der inigung mit Broglie nicht schlagen, der im Eilmarsche heranzog und ihm Juli 32.000 Mann zuführte; jetzt sollte Ferdinand mit 60.000 Mann den npf gegen 150.000 bestehen und nahm daher zwischen der Ahse und der)e eine gedeckte Stellung. Statt sogleich von ihrer Uebermacht Gebrauch zu hen, stritten sich die beiden französischen Heerführer 8 Tage lang über den egsplan, dann rüsteten sie zur Schlacht, aber Broglie griff schon am 15. bei llinghausen an, wahrscheinlich um die Ehre des Sieges allein zu erlangen, de jedoch zurückgeworfen. Soubise unterstützte ihn nicht, weil der Kampf erst 16. stattfinden sollte. Dagegen ließ Soubise am 16. angreifen, brach aber die Nachricht von Broglies Rückzug gegen Mittag das Gefecht ab und zog nach Soest zurück. So verloren sie 6000 Mann, ohne daß Etwas für die e der Waffen gethan war. Der Zwiespalt der Feldherren ward offenkundig nun riß Entmuthigung ein. Jetzt beschlossen sie sich wieder zu trennen und) vereinzelte Unternehmungen Braunschweig aus seiner Stellung zu locken, welcher er Münster und Lippstadt deckte und die Verbindung mit der unteren Braunschweig. Vellinghausen.

*) Mémoires de Montholon V. 313.

Weser beherrschte. Soubise trat sogar 30.000 Mann von seiner Armee an Broglie ab. Napoleon meint, diese Maßregel allein würde, wenn man auch Nichts von Roßbach wüßte, die gänzliche Unfähigkeit des Soubise beweisen *). Etwas Besseres konnte sich Braunschweig gar nicht wünschen. Kühne Streifzügler zerstörten den Franzosen ihre Magazine und machten sie um den Rückzug besorgt. Soubise lagerte dann vor Münster, richtete aber Nichts aus. Broglie bekam den Befehl, auf das linke Ufer der Weser zu gehen und die Belagerung zu decken, mußte aber bald umkehren, weil Braunschweig Kassel bedrohte. So ward Nichts erreicht, alle Pläne Choiseuls waren gescheitert — die Gegner hatten Westfalen und Hannover behauptet. Die Schläge des Zornes des französischen Hofes darüber fielen jedoch nicht auf Soubise, sondern auf Broglie, er wurde seiner Armee entsetzt und auf seine Güter verwiesen und derart war schon gegen alle Maßregeln die Stimmung des Volkes in Paris, daß, als im Theater français im Stücke Tancred die Verse vorkamen:

> On depouille Tancrède, on l'exile, on l'outrage,
> C'est le sort d'un héros d'être persécuté —

die Menge in demonstrativen Beifallssturm für Broglie ausbrach **). —

Friedens-verhandlung. Nicht minder lebhaft als der Krieg waren die Verhandlungen um den Frieden im Jahre 1761. Nicht in Augsburg, wo der Congreß zusammenkommen sollte, und die Bevölkerung um der Wichtigkeit der Frage wegen [illegible] vom Rath aufgefordert wurde, höflich gegen die Abgesandten zu sein und [illegible] Parteiung sich zu enthalten; der Congreß kam nie in Augsburg zusammen, weil Choiseul mit Eifer besondere Verhandlungen mit England betrieb, [illegible] Spanien sich einmischte, was den Frieden hinderte und den Kriegsschauplatz erweiterte, zugleich aber auch den Sturz Pitts und eine neue Schwenkung der englischen Politik herbeiführte.

Choiseul. Frankreich schmachtete nach dem Frieden, wie ein Verwundeter nach dem Labetrunk. Sein Minister Choiseul hatte, wie wir oben sahen ***), die weitgehendsten Angebote gemacht: jeder Theil solle im Besitze dessen bleiben, was er dem anderen abgenommen. Er hatte in Verluste für Frankreich der schwersten Art eingewilligt. Pitt nahm das Angebot an, nur nicht die für die Feststellung des Besitzes zugestandenen Fristen — er wollte nämlich noch rasch die Insel

Pitt. Belleisle wegnehmen, um für diese dann sicher Minorka zu erhalten. Belleisle

Belleisle ist eine Felseninsel an der Küste der Bretagne; unfruchtbar und bei ungefähr 12 Stunden im Umfang nur von 5000 Menschen, meist armen Fischern, bewohnt, also ohne Werth, hatte sie für England nur die Bedeutung, daß es von ihr aus das ganze französische Seewesen lähmen konnte. Am 8. April landeten die Engländer, wurden jedoch mit einem Verlust von 500 Mann zurückgetrieben. Da befahl [illegible] die Fortsetzung des Angriffs. Nur nach dem muthigsten Widerstand und unter der ehrenvollen Bedingung freien Abzugs mit Fahnen, Waffen, Musik überließ am 7. Juni 1761 der Gouverneur, Ritter von St. Croix, den Engländern die Insel.

Dieser Schlag ward in Frankreich schwer empfunden. Deßungeachtet setzte Choiseul die Verhandlungen fort, so dringend war das Bedürfniß des Friedens.

---

*) Montholon, Mémoires V. 312.
**) Sismondi, Histoire des Français XXIX. p. 248.
***) Oben S. 1035.

um sie zu beschleunigen, sandte er Bussy, einen Beamten seines Ministeriums, ch London und erbat sich einen Vertrauten Pitts nach Paris. Es kam Stanley, Stanley.
bescheidener, erfahrener, schlauer Mann, der bald Choiseuls Schwäche, Eitel- : und Wandelbarkeit erkannte und benutzte. — Choiseul klagte ihm vertraulich :r Oestreich und Rußland, deren chimärischen Plänen jedoch sein König das)hl Frankreichs nicht opfern könne; übrigens werde der König zwar, weil er seine Verpflichtung gebunden sei, den Verbündeten seine Entwürfe mittheilen, r unerbittlich an ihrer Ausführung arbeiten, wenn sie nicht mitwirken wollten. erdings war Frankreich verbunden durch §. 13 des Vertrags, keine Friedens- handlung ohne Zustimmung Oestreichs einzugehen, keinen Vertrag mit einer eren Macht ohne dessen Vorwissen während dieses Krieges abzuschließen. Doch)iseul setzte sich darüber hinaus; er war geneigt, Oestreich im Stich zu lassen, in ihm auch von Wien aus bedeutet wurde *), man würdige die Nothlage ankreichs, man gedenke keine Einwendung gegen den Abschluß eines abgesonderten edens in England zu erheben, wenn nicht gleichzeitig derjenige mit Preußen Stande komme, doch sei Grundbedingung, daß auch die Zustimmung Rußlands geholt und in dem Frieden mit England Nichts verabredet werde, was den eg Oestreichs mit Preußen und dessen Beendigung durch einen Friedens- aß betreffe — all das habe der Congreß in Augsburg zu verhandeln. In dem nderfrieden müsse ausdrücklich ausbedungen werden, daß weder England noch nkreich ihren Verbündeten, weder mittelbar noch unmittelbar, irgend welche e leisten sollten. Den Vertrag mit England wünschte noch die Kaiserin vor Unterzeichnung zur Einsicht und Genehmigung mitgetheilt zu haben. —

Choiseuls Falschheit.

Kaunitz.

Das waren begründete ehrenhafte Forderungen. Doch Choiseul bekümmerte nicht mehr um den Kaiserhof, noch um Rußland, noch um Schweden, noch Sachsen, noch um Spanien. Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit betrieb en Frieden mit England. Er stieß aber in Pitt auf einen ruhigen, kalten, en Geist: der englische Minister wollte Englands Herrschaft zur See und Demüthigung der Bourbonen sicherstellen, kein Friede zu Utrecht solle seine atsleitung beflecken. Er wies die Zumuthung, daß Frankreich die in Deutsch- gemachten Eroberungen gegen England in die Wagschale lege, entschieden ck, denn diese seien einfach zurückzuerstatten; er wollte Nichts davon wissen, daß eisle, weil während der Verhandlung erobert, von vorn herein ohne weitere handlung und ohne Entgelt zurückgegeben werde **), er wollte vielmehr Mi- a für Belleisle austauschen. Bussy mußte schmerzbewegt nach Paris melden: werde den Frieden nur um den unvernünftigsten Preis verkaufen. In der t gedachte Dieser noch schwerere Schläge im Krieg zu führen, den Fran- ı Louisiana und Martinique wegzunehmen. Da ging Choiseul noch weiter, dictirte Stanley seine Friedensbedingungen: Rückgabe von Guadelupe und :iegalante sowie von Gorea für Minorka, Abtretung von Kanada, mit Aus- ne von Cap Breton, auf welcher keine Befestigung errichtet werden wird. ıkreich verlangt aber Erhaltung des Stockfischfangs, sowie derselbe im Frieden Utrecht festgesetzt ist, eine Feststellung der Grenzen von Kanada in dem et des Ohio, bestimmt nach der Wasserscheide und so klar, daß zwischen beiden onen fürder kein Streit mehr darüber entstehen kann; dagegen gibt es seine erungen in Deutschland zurück ***). Stanley meldete zugleich, es sei mit der andlung voller Ernst. Auf dem Recht der Fischerei an der Küste von Neu-

Pitts Härte.

Präliminarien.

*) Arneth, II. S. 2 9.
**) Schäfer III. 5. Kap.
***) Das Original bei Schäfer, III. 346.

fundland bestand der Franzose so beharrlich darum, weil dieser für eine gute Schule für Seeleute galt.

Auf Vieles, auf Vieles wollte also Frankreich verzichten, wenn es nur den Frieden erhielt. Aber die Antwort aus England lautete stolz ablehnend: Pitt forderte vollständige Abtretung von Kanada, Cap Breton und allen Inseln des Lorenz, zusammen mit dem Rechte des Fischfangs, Abtretung von Senegal und Goree, Schleifung von Dünkirchen nach den Bestimmungen des Vertrages von Utrecht, Räumung der neutralen Inseln in Amerika (Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Tabago) oder gleichmäßige Theilung, Zurückstellung von Minorka, Räumung von Benkolen und den Ansiedelungen auf Sumatra, und aller Eroberungen in Deutschland. Konnte ein französischer Minister mehr zugestehen! Choiseul entgegnete Stanley: „Gebt uns den Fischfang und rettet uns den Ehrenpunkt in Dünkirchen, denn nur daran hängt es, und der Friede ist geschlossen." — Pitt meinte, ihm selber liege an der Schleifung Dünkirchens wenig, aber man müsse auch den Vorurtheilen der Nation Rechnung tragen; mit Grund ist ihm aber später von Engländern der Vorwurf gemacht worden, er habe durch sein hochmüthiges gebieterisches Wesen einen für England günstigen Frieden vereitelt *).

Jetzt näherte sich Choiseul wieder Oestreich und warf sich in die Arme Spaniens. Karl III. hatte den Engländern seine Demüthigung im spanischen Erbfolgekrieg nie vergessen **); er äußerte oft, er sei kein König von Neapel mehr. Die Demüthigung Frankreichs ging ihm nahe — ein Monarch aus dem Hause Bourbon müsse das Haupt dieser Familie als seinen natürlichen Verbündeten betrachten, vereint könnten die Bourbonen ihren Feinden trotzen. Gegen die Engländer hatte Karl III. als König von Spanien Manches auf dem Herzen: die spanische Flagge war von ihren Kreuzern nicht immer geachtet worden, sie waren säumig in Entschädigung für Verletzung spanischen Eigenthums, sie standen in unerlaubtem Handelsverkehr mit spanischen Colonisten, sie wollten das durch den Utrechter Vertrag gewährleistete Recht der Basken auf einen Antheil an der Fischerei bei Neufundland nicht anerkennen. Man glaubte in Madrid und Paris, daß Frankreich bessere Bedingungen erhalte, wenn es mit Spanien vereint unterhandle.

Am 15. August wurde zwischen Frankreich und Spanien der Familienvertrag abgeschlossen, welcher besagt: Der allerchristlichste und der katholische König erklären, daß in Zukunft jede Macht, welche die Feindin des einen wird, auch als die Feindin des anderen gilt; sie gewährleisten sich gegenseitig den Besitz ihrer Staaten und Besitzungen in allen Welttheilen, und leisten dieselbe Gewähr dem Könige beider Sicilien und dem Herzog von Parma. Diese Gewähr muß mit aller Kraft gegenseitig geleistet werden. Doch als erste Hülfe, welche eine Krone von der anderen fordern kann, sind binnen drei Monaten 12 Linienschiffe, 6 Fregatten und von Seite Frankreichs 18000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter und von Seite Spaniens 10000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter zu stellen. Spanien verpflichtet sich jedoch nicht, an allen Kriegen, in welche Frankreich sich wegen des westfälischen Friedens oder wegen anderer Verbindungen mit deutschen und nordischen Mächten einläßt, Theil zu nehmen

*) Mahon l. c. chap. 47.
**) Vgl. oben S. 687.

dern nur wenn eine Seemacht sich an einem solchen Kriege betheiligt oder
m Frankreich auf seinem eigenen Gebiete angegriffen wird; in einem solchen
ege wird Spanien im Nothfall bis 24.000 Mann stellen. Diese Hilfe zu
d wie zur See wird behandelt, als gehöre sie eigen der Macht, welche
elbe verlangt hat, obschon sie von der Macht unterhalten wird, welche sie
t. Der Kriegsplan wird gemeinschaftlich entworfen werden. Man wird nur
einschaftlich Frieden schließen, derart, daß im Frieden wie im Kriege jede
beiden Kronen den Vortheil der anderen als ihren eigenen betrachtet. Dem-
werden sie Verlust und Gewinnst unter einander ausgleichen und werden
nkreich und Spanien handeln, als ob sie zusammen nur eine und dieselbe
cht wären. Keine nicht-bourbonische Macht kann diesem Vertrage beitreten.
Heimfallsrecht (Droit d'aubaine) ist für ihre betreffenden Unterthanen in
nkreich, Spanien und im Königreich beider Sicilien aufgehoben. Die drei
ggen gelten in allen ihren Häfen als gleichberechtigt, ohne daß anderen
aten dieselben Rechte bewilligt werden können. Beide Mächte werden ein-
r hiefür alle Allianzen, welche sie in Zukunft eingehen, und alle Unter-
lungen, in welche sie sich einlassen, mittheilen. Von ihnen selber hat jedes-
der älteste Gesandte an fremden Höfen den Vortritt. So war denn eine
Lieblingsideen Ludwigs XIV. 50 Jahre nach seinem Tode erfüllt: — „es
keine Pyrenäen mehr!" —

Wichtiger noch waren die Bestimmungen eines geheimen Vertrags, wor- Ge-
der König von Spanien sich verpflichtete, 1. Mai 1762 an England den heimer
g zu erklären, wenn es bis dahin mit Frankreich noch nicht Frieden ge- Vertrag.
ssen habe, und der König von Frankreich verhieß, diesen Frieden nicht eher
ließen zu wollen, bis der König von Spanien erkläre, daß ihm England
üge geleistet. Frankreich versprach, an Spanien am 1. Mai 1762 Minorka
bergeben und ihm beim Friedensschlusse diese Besitzung zu sichern. Der
g von Portugal solle eingeladen werden dem Bunde beizutreten, „da es nicht
ht ist, daß er fortfährt die Feinde beider Könige zu bereichern, während
ür den gemeinsamen Vortheil aller seefahrenden Nationen Opfer bringen."
Seemächte können diesem Bunde beitreten. Sieht sich Spanien schon vor
1. Mai 1762 zum Kriege genöthigt, so trete obige Bestimmung alsbald
raft. Piacenza solle Don Philipp verbleiben und der König von Sardinien
Kosten beider Monarchen durch Geld entschädigt werden.

Obschon Frankreich verpflichtet war, solange dieser Krieg währte, ohne Kaunitz.
wissen Oestreichs keinen Vertrag mit einer Macht zu schließen, so setzte sich
iseul über diese Rücksicht hinaus, worüber man in Wien sich empfindlich
. Mit England unterhandelte Choiseul noch immer um den Frieden, aber
Sprache war entschlossener und stolzer, je mehr sich Spanien an Frank-

*) Martens I. 2. 16.

reich anschloß. Auf einmal erklärte Bussy, Spanien werde seine Ansprüche auf die neutralen Inseln fallen lassen, wenn drei Vorfragen von Seite Englands zugestanden seien: 1. einige Prisen zurückgegeben, 2. der spanischen Nation das Recht der Fischerei an der Bank von Neufundland zugestanden und 3. die englischen Niederlassungen auf spanischem Gebiet in der Bai von Honduras zerstört [illegible]. Auch wünsche Frankreich, daß der König von Spanien den Frieden zwischen England und Frankreich verbürge. Pitt wies jedoch die Einmischung der spanischen Streitigkeiten in die Friedensverhandlung stolz zurück. Dieß ward als Beleidigung in Frankreich empfunden. Man wünschte nur die Verhandlungen [illegible] zuziehen, bis die Spätjahrstürme die französische Küste vor einem Unternehmen der Engländer sicher stellten. Spanien mochte den Krieg nicht erklären [illegible] der Ankunft der Silberflotte. — Erst am 15. September wurden die Verhandlungen abgebrochen. In einer Denkschrift theilte Ludwig am 20. October [illegible] Volke mit, welche Opfer er vergebens geboten, um vom hochmüthigen Feinde den Frieden zu erlangen, und alle Kräfte wurden noch einmal willig angestrengt, [illegible] eine Flotte zu schaffen und Frankreichs Macht und Ehre wieder herzustellen.

Spanische Frage.

Neuer Bruch.

Drohungen Choiseuls von neuen Verbündeten, die er suchen müsse, [illegible] England einen billigen Frieden nicht gewähren wolle, Nachrichten von Rüstungen Spaniens und Plänen auf Gibraltar hatten Pitt auf den Gedanken gebracht, daß Spanien mit England anbinden wolle. Stanleys Depeschen, Berichte des mit der spanischen Diplomatie vertrauten Lords Marishal, [illegible] die Briefe des spanischen Gesandten in Paris an den in London, welche [illegible] der Post dechiffrirt wurden, gaben Gewißheit vom Familienvertrag und [illegible] beabsichtigten Krieg. Pitt wollte nun zuvorkommen, Spanien sogleich den Krieg erklären und durch Wegnahme der Silberflotte ihm die Mittel zum Widerstand entreißen. Er wollte die Landenge von Panama besetzen, Havanna, Manilla wegnehmen, und hoffte Sieg auf Sieg, Eroberung auf Eroberung [illegible] aber er stieß auf Widerstand bei seinen ängstlichen Genossen, die seine Überlegenheit haßten: man habe Feinde genug, wozu noch Spanien reizen; [illegible] Volk sei des Krieges müde, zu dem man die Mittel nicht mehr [illegible] könne. Bute, der längst Pitt um seine Macht beneidete, und selber den Ruhm als Friedensstifter erringen wollte, nannte Pitts Vorschlag übereilt und unverantwortlich. Die Mehrzahl stimmte ihm bei. Pitt aber erklärte: jetzt [illegible] nie sei es Zeit, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen, eine Gelegenheit wie diese kehre nie wieder; bringe seine Meinung nicht durch, so [illegible] schlossen zum letzten Mal im Ministerrathe zu sitzen; durch die Stimme des Volkes sei er zum Minister berufen worden und dem Volke sei er [illegible] Verfahren Rechenschaft schuldig; er könne nicht länger in einer Lage [illegible] welche ihn für Maßregeln verantwortlich mache, die er nicht leiten [illegible] weder mußte nun Pitt ausscheiden oder seine Gegner. Granville meinte, [illegible] vergesse, daß er im geheimen Rath allein dem König verantwortlich [illegible] Minister reichte 5. October seine Entlassung ein. Georg III. sprach [illegible] Schmerz über den Verlust eines so tüchtigen Dieners aus und bot [illegible]

Ob Krieg in Spanien.

Pitts Pläne

nicht angenommen.

Rücktritt.

ade an, welche in seiner Macht liege, erklärte jedoch zugleich, daß er gegen Kriegserklärung sei. Pitt war bis zu Thränen gerührt. Man bot ihm einen jresgehalt von 5000 Pfund und den Posten eines Statthalters in Kanada ohne die Verpflichtung auf seinen Posten zu gehen. Pitt lehnte Alles ab sich, er werde jedoch dankbar sein, wenn für diejenigen, die ihm theurer n, als er selbst, gesorgt würde. Darauf erhielt Lady Chatham und ihr ältester hn, aber auch Pitt selber einen lebenslänglichen Gehalt von 3000 Pfund. e Berufung an die Stadt London allein hätte Pitt vielleicht eine Samm- z von 500,000 Pfund eingetragen, aber er mochte nicht gegen den König mme Wege einschlagen.

So endete dieses für die Geschichte Englands so bedeutsame, so glänzende nisterium. Pitt war unstreitig ein Redner von demosthenischer Kraft und ein estechlicher Minister, während er doch kein Vermögen besaß. Friedrich II. it ihn mit Recht in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges „einen nn von erhabener Seele, großer Entwürfe fähig und voll Standhaftigkeit deren Ausführung, von unbeugsamer Anhänglichkeit an seine Pläne, weil ieselben für vortheilhaft für das geliebte England hielt." Unläugbar stieg land unter ihm zu Größe und Ruhm empor, seine Reden entzündeten die on, seinen kühnen stolzen, trotzigen Geist flößte er den Trägern seines ens, den Staatsmännern wie Feldherren ein. — Bestechungen.

Bute wurde leitender Minister. Sein Eifer den Frieden wieder her- len war so groß, daß er dem spanischen Gesandten eröffnete, die Regierung reit, das vom französischen Hof entworfene Ultimatum anzunehmen, jedoch Anstand halte sie zurück; es schicke sich nicht, daß der Sieger dem Be- n entgegenkomme. Wenn Frankreich ernstlich wolle, werde der Friede bald offen sein, mit andern Worten: — Spanien möge vermitteln. Er sollte itter täuschen. Kaum war das letzte Schiff der Silberflotte im Hafen von , so brachte der spanische Minister seine Beschwerden in drohendem Tone Was Pitt vorausgesagt, traf nur zu richtig ein. Bute wurde sorglich, denn röffnung des Parlamentes stand vor der Thüre. Da mußte denn das Ministerium, welches dem vorigen Bestechungen vorgeworfen hatte, am n zu Bestechungen greifen, um die Mehrheit im Parlamente zu erhalten. Sitze wurden erkauft. Bute hatte Frieden gewollt und bekam einen neuen . Im December erklärte Spanien den Krieg, den es in seiner Beschwerde tolzen und maßlosen Ehrgeiz Pitts zuschrieb. Obschon die Zahl der Feinde ehrte, so mochte doch Bute die Bundesgenossenschaft des Königs von en nicht. Das fügsame Parlament bewilligte alle Summen, welche die ung verlangte, Hilfsgelder für Preußen waren jedoch nicht darunter. Der ge Vertrag, der am 12. December ablief, ward nicht erneuert. Bute haßte ich als den Genossen Pitts, er wollte durch die Bundesgenossenschaft mit en in seinen Verhandlungen um Frieden nicht die Hände gebunden

Bute.

Spanien will Krieg.

Bute gegen Friedrich.

haben. Er sagte dem russischen Gesandten, Friedrich könne ohne große Opfer den Frieden nicht erkaufen'; England könne diesen Mann nicht ganz zu Grunde gehen lassen, aber ohne Länderverlust werde er nicht durchkommen. Das Wiener Cabinet ließ Bute andeuten, England habe Nichts dagegen, wenn ganz Schlesien wieder an Oestreich komme; er glaube nicht, daß Friedrich sich wieder erholen und seine Armee ergänzen könne; weil er sich höchst unsinnig benehme, habe er sein ganzes Land, seine eigenen Unterthanen wider sich; dagegen wäre es sehr zu wünschen, daß Oestreich wieder in die alten Bahnen der Politik einlenke und sich mit Sardinien und England verbinde, dann werde letzteres noch zwei Feldzüge unternehmen und das Haus Bourbon gänzlich aus Italien verjagen *). Friedrich bekam durch Freunde und Spione von dem Kunde. Da wird der Haß begreiflich, mit welchem der König von Preußen das Bild Bute zeichnet **): „Mehr ehrgeizig als geschickt wolle Bute im Schatten der königlichen Hoheit herrschen. Sein Grundsatz war, daß bei jedem Staatsmann das Kleid der Ehre nur von grobem Gespinnst sein müsse, und er glaubte, der Abgott der Nation zu werden, wenn er ihr den Frieden auf jede Bedingung hin verschaffte; allein er irrte sich, das Volk verabscheute ihn.' — Die Abneigung Butes wider Friedrich wurde zum Haß, als Depeschen des Königs an seinen Gesandten entziffert wurden, in welchem er diesen anwies Alles zu versuchen, um den Haß der Engländer wider Bute aufzustacheln, und die Verfasser von Flugschriften aufzureizen, damit Bute bald von seinem Posten verjagt und Pitt wieder Minister werde. Georg III. verbat sich jegliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Reiches. —

Friedrich gegen Bute.

Das Ausbleiben der englischen Hilfsgelder machte die Lage des Königs zu einer verzweifelten. Sie war ohnehin schon trostlos ***). Prinz Heinrich hatte alle sächsischen Gebirge verloren und konnte aus der ihm übrig gebliebenen Gegend kaum den täglichen Lebensbedarf seiner Truppen gewinnen. Der Fall von Schweidnitz zog den Verlust der Hälfte Schlesiens nach sich. Die Russen hatten das Gebiet jenseits der Oder so verheert, daß keine Lebensmittel mehr zu holen waren; sie schlossen den König ab von Polen, sie konnten mit Anfang des Frühlings, seit sie Kolberg besaßen, Stettin belagern und sich Berlins bemächtigen. Die gesammte Streitmacht des Königs belief sich noch auf 60.000 Mann. „Der größte Theil der Provinzen," sagt der König selber, „war erobert oder verheert: man sah nicht mehr ab, wo man Rekruten hernehmen, wo man Pferde und Geschirre bekommen, wo man Lebensmittel finden sollte, noch wie man mit Sicherheit die Kriegsbedürfnisse zur Armee schaffen könnte. Als Mittel der Verzweiflung kann es gelten, daß Friedrich damals den

Verzweifelte Lage.

---

*) Arneth, l. c. II. 290.
**) Guerre de sept ans. 15.
***) Guerre de sept ans. 14 Kap. Schluß.

d Türken zum Kriege wider Oestreich aufstachelte: 16.000 Tataren sollten rch Polen längs den Karpathen nach Kosel im Frühjahr 1762 kommen. Mittel. r Khan in Bakhtschiserai am Fluße Tschurukſu, Kerim Seray, sollte selber t einem Heere wider Rußland ziehen, welches er bitter haßte. Nach Con- ntinopel wurden glänzende Geschenke gemacht, um Sultan Osman III. zum ieg wider die Kaiserin-Königin zu reizen, und ein türkisches Heer von 0.000 Mann zog sich auch schon in Belgrad zusammen *). Troß alldem er- en der Untergang Friedrichs schon so sicher, daß Maria Theresia 20,000 Mann es Heeres und 600 Officiere entließ, und daß Voltaire an Choiseul schrieb: Man kann jetzt drei gegen eins wetten, daß Luc mit seinen Versen, Späßen und schimpfungen und mit seiner Politik, die alle zusammengenommen gleich echt sind, verloren ist **)." In einem Briefe an d'Argens spricht Friedrich i den Abgründen, die ihn umgeben, und setzt den Februar 1762 als End- ikt der Entscheidung, ob er sich an den Rath Catos oder an Cäsars Com- ntare halten sollte. „Ich gehe durch eine harte, lange, grausame, ja bar- rische Schule der Geduld. Ich habe mich meinem Geschicke nicht entziehen nen; Alles, was menschliche Voraussicht angeben kann, habe ich angewendet, hts ist gelungen." — Da verhalf ihm der Thronwechsel in Rußland zur ettung.

Das Kriegsjahr 1762. Peter III. (5. Januar — 10. Juli 1762). Katharina II.

Am 25. December 1761 (5. Januar 1762 n. St.) erlag die Kaiserin Elisabeth ch längerer Krankheit einem Blutsturz. Der französische Gesandte Breteuil richtet über ihre letzten Augenblicke ***): „Die Kaiserin ließ noch den Groß- Elisabeth †. rsten und die Großfürstin zu sich rufen und empfahl dem erstern, gegen seine nterthanen gütig zu sein und ihre Liebe zu suchen, und beschwor ihn zur Ein- icht mit seiner Gemahlin und sprach zuletzt noch viel von ihrer Zuneigung r den kleinen Herzog (den späteren Kaiser Paul) und forderte vom Vater s das sicherste Zeichen seiner Dankbarkeit, daß er sein Kind auch liebe. Der roßfürst versprach Alles."

Noch in derselben Nacht bei Fackelschein empfing Peter III. die Huldigung der Peter III. egimenter in Petersburg, noch in der Todesstunde der Kaiserin die Huldigung der roßen. Der neue Kaiser verhieß in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen, seines Großvaters, Peters des Großen, zu treten und solchergestalt das ohl seiner getreuen Unterthanen noch mehr emporzubringen. Im Namen der

*) Hammer, G. des osm. Reiches, B. VIII S. 272.
**) Oeuvres vol. 87. p. 117.
***) La cour de Russie S. 178.

Anwesenden antwortete Setschin, der Erzbischof von Nowgorod: „Kaiser Peter
Huldigung. Feodorowitsch, Ebenbild Peters des Großen, sowohl dem Namen als der That nach, wir bringen Dir, was schon Dein eigen ist. Besteige den souveränen, erblichen Thron Deiner Vorfahren, der Dir bereits im Jahre 1742 durch unsern Eid erblich versichert worden und dessen rechmäßigen Besitz Europa und Asien Dir zuerkannt.“ Das waren Worte niederträchtiger Schmeichelei, denn Setschin mußte wissen, daß Peter III. mit Peter I. nur den Namen gemein hatte, aber nicht das Feuer des Geistes, nicht die eiserne Kraft des Willens, noch den Sinn für das, was im Leben paßte und sich schickte.

Erste Erlasse. Uebrigens war der Eifer des neuen Czaren groß und die ersten Erlasse waren gut.

Inquisition. Die Inquisition oder geheime Kanzlei ward aufgehoben und der Senat angewiesen, daß diejenigen, welche Verschwörungen gegen den Staat und gegen den Monarchen entdeckt zu haben glauben, ihre Anzeigen in Zukunft bei den nächsten Civil- und Militärbehörden anbringen sollten, aber diese sollten niemals Anklagen von Verbrechern oder Verurtheilten entgegennehmen, die dadurch vielleicht der Strafe für andere Schandthaten zu entgehen hofften. Eine solche Anklage vorbringen oder „das Wort sprechen“ war in den Zeiten der verstorbenen Kaiserin sehr gefährlich. Der leiseste Grund genügte zur Verurtheilung. Der Angeklagte wurde oft mit seiner ganzen Familie aufgepackt, nach Petersburg geschleppt, wo er hin und wieder Jahre im Gefängniß zubrachte, bis seine Sache zum Schein untersucht und er nach Sibirien verurtheilt wurde. Die eigene Vertheidigung war meist fruchtlos, nur ein mächtiger Freund konnte retten. Nicht weniger denn 80.000 solcher Unglücklichen sollen während Elisabeths Regierung nach Sibirien gewandert und dort dem Elend preisgegeben worden sein. Jedes freie laut geäußerte Urtheil konnte mit Knute oder mit Sibirien bestraft werden*).

Die Verbannten zurück. Diese Verbannten wurden jetzt zurückberufen, über 20.000. Lestocq erschien wieder am Hof mit aller jugendlichen Lebendigkeit, obgleich er schon 74 Jahre alt war

Biron. und 14 Jahre im Gefängniß und in der Verbannung zugebracht hatte. Biron,

Münnich. der Herzog von Kurland, und Münnich begegneten sich wieder am gleichen Hofe, an welchem sie einst eine so große Rolle gespielt hatten. Die alten Gegner unterhielten sich mit einander höflich und ohne ein Zeichen jener Leidenschaft und Eifersucht, welche die Ursache ihrer Leiden geworden**). Nach dem Berichte des sächsischen Gesandten verhielt es sich anders: der Czar forderte sie eines Tages auf, mit einander anzustoßen, wurde aber abgerufen, als die Gläser eben gefüllt waren; starr und stumm hätten sich nun die unversöhnten Gegner mit den Blicken gemessen und dann einander den Rücken gekehrt. — So Viele auch zurückberufen

Bestuschew. wurden, Bestuschew war nicht darunter, Peter weigerte sich entschieden, als der Großkanzler für den ehemals allmächtigen Minister Fürsprache einlegte: „Ich habe diesen Mann eines geheimen Einverständnisses mit meiner Frau im Verdacht und berufe mich überdieß noch darauf, daß meine Tante mir auf ihrem Krankenlager von seinen schlechten Gesinnungen gesagt, mich ernstlich vor ihm gewarnt und mir gerathen hat, ihn nie aus der Verbannung zurückzurufen“ ***).

*) Vgl. Pezolds Bericht bei Herrmann, Geschichte des russ. Staates. V 177—.
**) Bericht des englischen Gesandten in La cour de Russie p. 183.
***) Bei Herrmann l. c. 243.

Dem gleichen Eifer für das Gute verdankte eine Reihe rasch auf einander
;gender Erlasse ihren Ursprung. Die Tortur wurde verboten; bei Be- Tortur.
afung militärischer Vergehen sollte nicht mehr die Knute, sondern nur der
ock angewendet werden. Im Civilproceß wurde ein beschleunigtes Ver-
hren angeordnet; die Abfassung eines neuen Gesetzbuches sollte dem Gesetze.
iderspruch bisheriger Verordnungen ein Ende machen. Alle Handelsmonopole Monopole.
irden aufgehoben, der Preis des Salzes zur Erleichterung des Volkes um
Fünftel herabgesetzt. Zur Beförderung des Ackerbaues, zur Verbesserung
Landgüter und Urbarmachung wüstliegender Grundstücke wurde eine eigene
ihbank errichtet. Zur Hebung des Gewerbfleißes sollten unter Vergünsti- Leihbank.
ngen deutsche Handwerker als Lehrer in russische Städte berufen werden. Zur Ab- Deutsche Handwerker.
ndung der Feuersgefahr wurden die Löschanstalten verbessert. Bei Feuers-
insten in Petersburg war der Kaiser meist schnell selber zur Stelle. Im Senat,
den Gerichtshöfen und andern öffentlichen Anstalten erschien Peter III. nicht
en unerwartet, um sich zu überzeugen, ob die Beamten gewissenhaft ihre
icht erfüllten. Der Kaiser selber erledigte alle Fragen, die zur Entscheidung an
gelangten, sehr rasch, nachdem er die Minister darüber berathen hatte. Dieß Geschäftigkeit.
hien um so rühmlicher der Geistesträgheit seiner Vorgängerin gegenüber, welche
nate, auch Jahre darüber vergehen ließ, ohne dringende Verordnungen zu
erschreiben, einzig mit ihrem Putz und ihren Liebhabereien beschäftigt; fand
1 doch in ihrem Nachlaß nicht weniger als 15.000 zum Theil noch nicht ge-
jene Kleider, große Kisten mit Bändern, seidenen Strümpfen und dergl. —
Große Freude erregte es, als der Kaiser 28. Januar in den Senat trat
erklärte, daß der russische Adel frei und in jeder Rücksicht dem Adel.
igen Adel Europas gleich sein solle; er könne fortan reisen, wohin er
e, und dienen, wem er wolle, ohne dadurch von seinen erblichen Vortheilen in
em Vaterlande Etwas zu verlieren. Der Jubel war groß. Der Senat bat
Kaiser, zum Dank für so große Verfügungen, ihm eine goldene Bildsäule
n zu dürfen, was aber Peter III. mit den schönen Worten ablehnte, der
at könne dem Golde eine bessere Bestimmung geben und er hoffe, durch seine
ierung sich ein bleibenderes Denkmal in den Herzen seiner Unterthanen zu
1. —

Das war Alles sehr schön und gut, nur wurde es mit einer krankhaften
betrieben, immer fehlte das Maaß, nie die Uebertriebenheit, die Laune. Es Gebrechen.
gut, daß er den Russen ein einheitliches Gesetzbuch geben wollte, aber das
tzbuch Friedrichs II., welches er dem Senate mit dem Begehren sandte, ihm
ittelbare Gesetzeskraft zu verleihen, paßte nicht für die Russen. Der Senat
es auch liegen unter dem Vorwand, man finde keinen tüchtigen Uebersetzer. —
war gut, daß er den Aufwand der Großen in Stickereien und
ssen beschränkte, aber es war zwecklos, daß er von den Geistlichen forderte,
ollten sich die Bärte abschneiden und kurze Röcke tragen, wie die lutherischen
tlichen. Es war gewiß Vieles mangelhaft in der russischen Kirche, aber der Eingriff in die Kirche.
er verletzte das religiöse Gefühl des Volkes, als er nicht blos an seinem
en Hof keine Fasten mehr halten ließ, sondern befahl, sie sollten im ganzen
e abgeschafft und die Heiligenbilder sollten sammt den Kerzen aus den
en verbannt werden. Die ganze Geistlichkeit seines Reiches machte er sich zu
den, als er befahl, ihr die Unterthanen zu nehmen, die Klostergüter ein-
jen, die er durch ein eigenes Oekonomiecollegium verwalten lassen wollte,
r die Söhne der Priester in die Regimenter steckte. Als der Erzbischof von
gorod Einsprache wagte, befahl er ihm sich nie wieder sehen zu lassen. Da
en unter den Bauern Unruhen aus und der Kaiser wurde so ängstlich, daß

er den Erzbischof schon nach 28 Tagen aus der Verbannung zurückrief. Das Lob Voltaires über diese Eingriffe in das Leben der russischen Kirche half dem Kaiser Nichts, er war fortan ein Gegenstand des Hasses.

In ähnlicher Weise war es gut, daß der Kaiser sich der Flotte und des
Flotte. Heeres annahm. Während jene unter Elisabeth gänzlich verfiel, ließ Peter III. Kriegsschiffe in England kaufen, nahm englische Officiere und Arbeiter in seinen Dienst und hatte seine Freude daran, als zwei Fahrzeuge auf der Petersburger
Heer. Werft vom Stapel liefen. Es war gut, daß er gleich beim Regierungsantritt 24 unfähige Generale fortjagte, daß er die Officiere zwang, sich mit dem Dienste zu beschäftigen, daß er ihnen zeigte, wie man die Truppen einüben müsse, daß er der Zügellosigkeit der Rotte ein Ende machte, welche Elisabeth auf den Thron gehoben hatte und welche die Plage der Bewohner Petersburgs war. Aber unziemlich war für
Corporalton. den Kaiser der Corporalton, der am Hofe zu herrschen begann, und die Soldatenspielerei und daß er statt der bequemen alten Tracht, an welcher die Krieger hingen, ihnen die knappe preußische Uniform aufzwang. Die Gemeinen murrten, weil sie Tuch einbüßten; die Garden haßten ihn, als sie erfuhren, daß er sie auflösen und in Feldregimenter vertheilen wollte. In kurzer Zeit waren die Soldaten über die Bevorzugung seiner Holsteiner, über den Umstand, daß sie jetzt für die Preußen kämpfen sollten, wie früher gegen sie, daß sie gegen die Dänen ziehen sollten, ebenso voll Haß gegen den Kaiser als die Geistlichen.

Unnatürlich erschien dem ganzen Reich der Umschwung in der äußeren
Vorliebe für Preußen. Politik. Peter III. schwärmte nämlich derart für Friedrich II., daß man sagen kann, der König von Preußen war damals der Kaiser in Rußland. Peter III. redete von ihm nie anders, als: „der König, mein Herr." Kaum war die Kaiserin todt, als Peter an Czernitscheff den Befehl sandte, die Oestreicher zu verlassen und nach Polen zurückzugehen. Dem englischen Gesandten erklärte er bei der ersten Begrüßung: „Sie werden mit mir zufrieden sein." — Die gefangenen preußischen Generale setzte er alsbald in Freiheit, was Friedrich II. damit beantwortete, daß er alle gefangenen Russen nach Stettin sandte. Der Kaiser erbat sich den Adlerorden, und trug dann kein anderes Ordenszeichen als dieses. Einen Ring mit Friedrichs Bilde trug Peter III. als höchstes Kleinod, küßte oft das Bild und sprach seine überschwengliche Begeisterung für das Original aus. — Die russischen Magazine in Pommern ließ der Kaiser an die Preußen abgeben, den zu Grunde gerichteten Bewohnern bedeutende Geldgeschenke zukommen. Am 4. März wurde mit den Preußen ein Waffen-
Friede. stillstand geschlossen, am 5. Mai ein Frieden, worin der Czar alle eroberten preußischen Gebiete zurückstellte, seine Vermittlung zu einem Frieden mit Schweden versprach und ein Schutz- und Trutzbündniß zur Wahrung ihres gegenseitigen Vortheils anbot. Ein Waffenstillstand wurde zwischen Preußen
Friede mit Schweden. und Schweden am 7. April abgeschlossen, der Friede in Hamburg am 22. Mai. Schweden sagte sich los vom Bunde der Gegner Friedrichs, die Gefangenen wurden gegenseitig freigegeben und die Grenzen wieder hergestellt wie vor dem Kriege. —

In Petersburg wurde der Abschluß des Friedens hoch gefeiert. Der König hatte dem Kaiser in Anbetracht der militärischen Kenntnisse, die er aus einen Briefen ersehen, ein Generallieutenantspatent gesendet, und Peter fühlte ich hochgeehrt; er erfüllte jedes Begehren des preußischen Gesandten v. Goltz. „Ja, Brüderchen," hieß es dann, „der König von Preußen ist mein Freund und wird mir Nichts rathen, was nicht zu meinem Vortheil gereicht, und ich thue Alles, was er mir räth *)." Beim Friedensfest sagte der Czar weinstammelnd u Goltz: „Trinken wir die Gesundheit unseres Herrn, er hat mir die Gnade rzeigt und mir ein Regiment in seinem Dienste gegeben. Ich hoffe, er wird ir nicht den Abschied ertheilen. Sie können ihm versichern, daß, wenn er es fiehlt, ich nebst meinem ganzen Reiche die Hölle bekriegen werde." Scherzhaft emerkte Fräulein Woronzow: „Ihro Majestät können hierüber ruhig bleiben. Der önig von Preußen findet in Ihnen einen zu guten Diener, als daß ich glauben önnte, er würde Sie jemals verabschieden." — Friedensfeier.

Am 8. Juni wurde zwischen beiden Mächten ein enges Bündniß auf 0 Jahre geschlossen. Rußland verbürgte darin Preußen alle seine Staaten, emäß dem Friedensschlusse von Dresden und Breslau. Wird eine der beiden Mächte angegriffen, so steht ihr die andere mit 15.000 Mann zu Fuß und 000 Reitern bei, Rußland stellt erforderlichen Falles statt der Truppen auch Kriegsschiffe. Statt der Truppen können auch Hilfsgelder im Betrag von 600.000 Rubel beten werden. Auf einen Krieg Rußlands mit Persien solle aber der Verag keine Anwendung finden, noch auf einen Krieg zwischen Preußen und ngland. **) — In geheimen Artikeln ward festgesetzt, daß der König von reußen das Anrecht Peters als Herzogs von Holstein auf Schleswig zur nerkennung bringe, zunächst durch Fürsprache und, wenn diese nicht fromme, urch bewaffnete Hilfe; er verbürgte ihm nicht bloß Schleswig, sondern alle eiteren Eroberungen, wie es der Friede mit Dänemark feststellen werde. Biron itte gegen Zahlung von 50.000 Rubeln auf Kurland verzichtet. Peter wünschte inen Vetter Georg von Holstein-Gottorp als Herzog von Kurnd zu sehen. Beide Mächte verpflichteten sich nun dahin zu wirken, daß eorg in den Besitz der Regierung gelange. Beide versprachen die freie Wahlrechtigkeit in Polen, das heißt, dieses Land in Ohnmacht zu erhalten und für zu sorgen, daß beim Tode des jetzigen Königs die Wahl auf einen iasten falle ***). Der Czar versprach, jedes Corps, welches der König senden olle, für 20.000 Mann zu berechnen; für den Krieg mit Dänemark bat er h nur das Bellingische Husarenregiment aus — das heißt, Preußen durfte st Nichts leisten, Rußland aber stellte jedenfalls 20.000 Mann. Bund zwischen Rußland und Preußen.

Das machte die Lage Oestreichs sehr ernst, doch zeigte es keine Muthigkeit. Kaunitz wollte sogar den Gesandten von Petersburg abberufen †). Die Oestreich.

*) Mittheilung aus Brühls Bericht bei Herrmann l. c. 275.
**) Raumers Beiträge III. 301.
***) Schäfer in Sybels Zeitschrift, XXXI. 507.
†) Arneth, l. c II. 296 – 98.

Mahnung Peters III. zu einem allgemeinen Frieden und zur Zurückstellung aller Eroberungen ward mit der Versicherung des Wunsches nach demselben beantwortet, doch dürfe man gemäß der Verträge Nichts ohne die Zustimmung der Bundesgenossen thun. — Ludwig XV. Entschiedener beantwortete Ludwig XV. den russischen Antrag: er werde nur Vorschläge annehmen, die von der Ehre und Redlichkeit eingegeben seien, und nie durch geheime Unterhandlungen sich einer Abtrünnigkeit schuldig machen, nie seinen Ruhm durch Preisgebung seiner Verbündeten beflecken. Mit andern Worten: der König von Frankreich wisse für das Benehmen des Kaisers von Rußland keinen andern Namen als den, es sei ein treuloses.

Die Zeit der Eröffnung des Feldzugs nahte. Man stritt in Wien über Feldzugsplan. den Feldzugsplan wie über den Feldherrn. Man müsse angriffsweise vorgehen, zwischen Schweidnitz und dem Zobtengebirge eine günstige Stellung nehmen und den König zur entscheidenden Schlacht nöthigen — war die Ansicht Loudons; man müsse sich gegen Preußen bloß vertheidigen, zum Angriffe sei man nicht mehr stark, genüge die Kraft nicht mehr; Defensivstellung gewähre auch größere Deckung, im Falle die Russen zu den Preußen stießen, — war die Ansicht Dauns und in beiden Entwürfen spiegelt sich der Charakter der Feldherren, von denen Daun und Loudon. der Oberst Latrille sagt: „Stand Loudon an der Spitze der östreichischen Armee, so zählt der siebenjährige Krieg weniger Feldzüge; Daun war ganz dazu geschaffen, einen hundertjährigen Krieg ohne erhebliche Resultate zu führen *)." — Gribeauval, der berühmte Artilleriegeneral, sagte zum Fürsten Liechtenstein: „Daun ist zwar ein guter General, aber zu unschlüssig, zu langsam und zu sicher; Loudon ist auch klug, dabei aber listig, entschlossen, rasch, eifrig und unternehmend. Er besitzt alle Eigenschaften eines großen Generals und kann einen kleinen Fürsten zu einem großen Monarchen und einen großen Fürsten zu einem kleinen Monarchen machen." Nach längerer Berathung entschied sich Maria Theresia für den Feldzugsplan Dauns und nun war es Loudon selber, welcher ihr Daun zum Oberfeldherrn empfahl. Der Verlauf des Feldzugs konnte demnach schon zum voraus annähernd berechnet werden.

Friedrich ließ kein noch so hartes Mittel in Sachsen unversucht, um sein Heer Sachsen. zu ergänzen. Prinz Heinrich, der hier den Oberbefehl führte, mochte zu solchen Dingen seine Hand nicht bieten und wollte daher seine Stelle niederlegen. Er mußte bleiben und das preußische Heer erreichte eine Höhe von 120.000 Mann mit 667 Geschützen, zu welchen noch 18.000 Russen unter Czernitscheff stießen. Davon blieben 42.000 Mann unter Heinrich in Sachsen, 78.000 standen Die Heere. unter dem König in Schlesien. Das östreichische Heer dagegen belief sich auf 150—155.000 Mann, wovon 45.000 Mann unter Serbelloni in Sachsen standen und 88.000 Mann in Schlesien. Serbelloni sollte die bisherige Stellung der Verbündeten, Dresden und die beiden Lager am Plauischen Grunde und bei Freiberg schützen und Daun das schlesische Gebirg besetzt halten und Schweidnitz

---

*) Vgl. Janko l. c. S. 337.

:cken. Friedrich hoffte im vorstehenden Feldzuge Dresden und Schweidnitz ieder zu erobern.

Der kleine Krieg begann an der Elbe schon im Januar, der große Krieg ier erst im Mai. Der linke Flügel der Oestreicher wurde bei Döbeln 12. Mai in den Preußen überfallen und zog sich nach Freiberg und von da auf ippoldiswalde zurück. Dadurch gelang es Heinrich, die Oestreicher von den Reichs- uppen zu trennen und die letzteren bis nach Franken zurückzudrängen. Zu eicher Zeit streiften Kleists Husaren bis Teplitz in Böhmen, was die Ent- ssung Serbellonis zur Folge hatte, Hadik übernahm den Oberbefehl. Auch in chlesien hatten die östreichischen Waffen wenig Glück. Zunächst litt die Armee jr an Krankheiten. Friedrich berichtet: „Es war eine Art von Aussatz, welcher schnelle um sich griff, daß Loudons Lager dünne ward und seine Spitäler mmelten. Wenn man dies nur einigermaßen zusammennimmt, so findet man ch richtiger Berechnung 20.000 abgedankter Oestreicher, 20.000 Russen weniger, is 40.000 Mann ausmacht, und diese 20.000 Russen mehr bei der Armee s Königs, machen zwischen den beiden Armeen einen Unterschied von 60.000 Mann, m Vortheil der Preußen.“ Hätte der König 3 vollkommene Schlachten hinter nander gewonnen, so würden sie ihm keinen größeren Vortheil haben gewähren nnen. — Am 10. Mai übernahm Daun den Oberbefehl, mit unbeschränkter achtvollkommenheit gerüstet, und bezog zwischen dem Zobtenberg und Schweid- zer Wasser ein Lager so fest, daß Friedrich ihn in der Fronte nicht anzugreifen igte. Der König sandte, um Daun von Schweidnitz abzuziehen, große Streif- rtieen nach Böhmen, nach Oberschlesien, bedrohte Mähren, vergebens — Daun terschied das Wesentliche vom Zufälligen, durchschaute die Absicht des Königs und kte Schweidnitz. Seit der König die 20.000 Russen unter Czernitscheff sich gezogen, suchte er die linke Flanke Dauns zu umgehen, was aber miß- ig, in einem heftigen Gefechte bei Adelsbach wurden die Preußen zurück- vorfen. Sofort beschloß Friedrich den rechten Flügel der Oestreicher auf den rk befestigten Höhen von Burkersdorf zu umgehen. Die Anstalten, die ä:sche, um Daun zu täuschen, daß er seinen rechten Flügel nicht verstärke, iren meisterhaft. Am 21. Juli sollte der Angriff erfolgen. — Da zeigte zernitscheff dem Könige an, in Petersburg habe ein Thronwechsel statt- 'unden und er habe von seiner Regierung den Befehl, mit seinen 20 000 Mann verzüglich nach Hause zu ziehen. Zu gleicher Zeit kam die Botschaft, daß die issen in Pommern und Preußen sich zu neuen Feindseligkeiten anschickten. Es war i Donnerschlag für Friedrich; sollte er die 20.000 Russen abziehen lassen, sollte er sie rher mit Gewalt entwaffnen? Friedrich beschwor den Russen, die Sache nur :i Tage geheim zu halten und bloß zur Parade sich aufzustellen, um die von i Vorgängen in Petersburg noch nicht unterrichteten Oestreicher zu blenden und schrecken. Dies sagte Czernitscheff zu, die Russen standen am 21. in Schlacht-)nung. Daun mußte einen Theil seines Heeres ihnen gegenüber aufstellen, konnte seinen bedrohten rechten Flügel nicht verstärken und der König mit Ueber- icht denselben angreifen. Es war ein schrecklicher Kampf, „heute muß es biegen er brechen!“ sagte der König. Die Oestreicher kämpften gegen die Ueberzahl mit wenmuth, mußten aber zuletzt mit Verlust von 2000—3000 Mann die hanzen verlassen und Daun sich gegen Böhmen zurückziehen. Der Weg zur :lagerung von Schweidnitz lag jetzt dem König offen. Am andern Tag jen die Russen ab mit der Versicherung, die Kaiserin werde den Frieden lten. —

Kämpfe in Sachsen, in Schlesien. Daun. Adelsbach. Czernitscheff. Burkersdorf.

Peter III. war nicht mehr Kaiser, nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte in kurzer Zeit Alles gethan, um sich verhaßt, um sich unmöglich zu machen. Die Bauern grollten ob der Kopfsteuer, die er einführte, die Geistlichen wegen seiner Eingriffe in die Kirche, die Armee, weil er sie in die enge preußische Uniform steckte und sie an die preußische Disciplin hielt. Die Gebildeten erschracken über die Folgen seiner auswärtigen Politik. Er wollte Czar sein und zeigte, wo er konnte, seine Verachtung für das Volk, über das er herrschte. Selbst der ihm so ergebene englische Gesandte Keith bemerkte mit Bedauern, daß der Kaiser seine Regierung mit dem Entschluß angefangen zu haben scheine, sein Volk zu kränken, und daß er damit enden werde, für dasselbe ein Gegenstand der Verachtung zu sein.

Peter III. verhaßt.

Während das Volk mit Liebe an der verstorbenen Kaiserin hing, besuchte der Kaiser das Sterbezimmer, wo die Leiche 6 Wochen ausgestellt war, nur um die Leerheit und den Mangel an Ehrfurcht in seinem Charakter zu zeigen. „Man sah ihn dann mit den dienstthuenden Hofdamen flüstern und lachen, die Priester verspotten und die Officiere und Soldaten, welche die Wache hatten, über Gegenstände des Anzugs, als die Cravatte, die Schnallen und den Schnitt, als ob dies wichtig wäre, tadeln“ *). — Aehnlich ging es beim Besuch der Kirche. Unter den Neuerungen, die er einführte, war auch die, daß die französische Art, sich zu begrüßen, an die Stelle der alten russischen, nämlich einer tiefen Verbeugung des Kopfes und Körpers, treten sollte. Die Versuche der alten Damen, ihre Kniee in Folge dieser Neuerung gelenk zu machen, waren im Allgemeinen sehr unglücklich und lächerlich; es gereichte dem Kaiser zum besonderen Vergnügen, ihr Mißlingen zu beobachten. Dieß war einer der ersten Gründe, weshalb er regelmäßig dem Gottesdienst in der Hofcapelle beiwohnte, wenigstens dem Schlusse desselben, wo er sicher war, seine heitere Laune durch Achtgeben auf die ungeschickten Geberden zu befriedigen **). Dieses würdelose, ja närrische Treiben schrieben Einsichtige der ungeregelten Lebensweise des Kaisers zu. Der französische Gesandte Breteuil ***) meldet: „das Leben, welches der Kaiser führt, ist höchst schimpflich. Er bringt die Nächte mit Rauchen und Biertrinken zu und hört mit diesen beiden Dingen [illegible] auf bis Morgens um 6 Uhr und da ist er meist vollständig betrunken.“ — Dabei ließ sich Peter III. immer früh wecken; er wollte Alles auf einmal haben und keinen Genuß sich versagen. Ein solches Treiben zehrte die Lebenskraft [illegible] auf und konnte nur mit dem Irrenhause oder frühen Tode enden! Bitter bemerkt die Russin Daschkoff, die ihn immer sah: „Als Corporalmajor den Morgen auf der Parade sich umzutreiben, ein gutes Mittagsessen zu verzehren, den Abend zwischen Spaßmachern und einer gewissen Art Damen hinzubringen und Alles zu thun, was ihm der König von Preußen befahl, das machte den Ruhm und die Seligkeit Peters III. aus und ist der Inhalt seines Lebens während der 7 Monate seiner Regierung.“

Würdelosigkeit.

Regelloses Leben.

Die Unzufriedenheit erreichte den höchsten Grad, als von des Kaisers Plan verlautete, alsbald gegen Dänemark zu Feld zu ziehen. Peter wa-

Dänenkrieg.

*) Memoiren der Fürstin Daschkoff. I. 66.
**) Ibid. d. 63.
***) La cour de Russie 185.

lache für alte Unbill. Sein Großvater war Friedrich IV., Herzog von olst-in-Gottorp und Schleswig, derselbe, für welchen der achtzehnjährige chwedenkönig Karl XII. 1700 den Krieg wider Dänemark begann, derselbe, elcher, von seinem heldenmüthigen Schwager in sein Gebiet wieder eingesetzt, nen Dank dafür dadurch bezeigte, daß er ihn auf all seinen Feldzügen be-leitete und in der Schlacht bei Klissow 1702 für ihn sein Leben opferte. Sein ohn Karl, damals ein Kind von 2 Jahren, erhielt die Tochter Peters des roßen zur Gattin und die Frucht dieser Ehe war Peter III., der es nie ver-ssen konnte, wie die Dänen seinem Vater, als es Karl XII. schlecht ging, wieder hleswig nahmen. Durch seinen Vater hatte Herzog Peter Ansprüche auf den wedischen Thron, durch seine Mutter auf den russischen. Von den Schweden m König gewählt, zog er aber den russischen Thron vor. Die Czarin isabeth, welche ihre Schwester in Holstein zärtlich liebte, berief ihn für den)ron Rußlands — und er zog dahin zu seinem Unglück, denn die un-ischränkte Macht, die er hier kostete, richtete ihn zu Grund. Früher eingeengt ır Peter III. jetzt alleiniger Gesetzgeber, alleiniger Inhaber der Volksrechte, stliches wie weltliches Oberhaupt seines Volkes, sein Wille war Gesetz. Diese lmacht konnte nützen, wenn seine Neigungen mit dem Nutzen und Ruhm ıes Volkes übereinstimmten, sie mußte ihn stürzen, wenn seine Liebhabereien-Volksmeinung verletzten — und das Letztere war der Fall. Zudem hatte in kurzer Zeit die Achtung der Russen verloren. Die Fürstin Daschkoff be-rkt sehr gut: „Der Verlust der öffentlichen Achtung ist für Könige nicht ıiger gefährlich, als die Ausübung der abscheulichsten Tyrannei, und deßhalb ıe ich stets eine beschränkte Monarchie, wo der Herrscher den Gesetzen unter-rfen und bis zu einem gewissen Grad der öffentlichen Meinung verantwortlich für eine der weisesten menschlichen Einrichtungen gehalten **)." Grund.

Friedrich II., welcher von einem Umschlag in Rußland Grund genug zur rge hatte, unterließ es nicht, den Kaiser zu warnen und ihm die wohl-:nendsten Rathschläge zu ertheilen: er mußte seine Empfindlichkeit schonen und h ihm deshalb nicht, den Krieg wider Dänemark ganz aufzugeben, sondern ß, er möge dieses Unternehmen bis auf das nächste Jahr versparen; er be-ıd darauf, daß Peter sich zuerst in Moskau krönen lasse, ehe er ins Ausland ıe und einen Krieg beginne, um seine Person durch die Krönung und Salbung den Augen des Volkes desto unverletzlicher zu machen; er erinnerte ihn an Unruhen, welche während der Abwesenheit Peters I. ausgebrochen seien; er be-wor ihn, an die Sicherheit seiner Person zu denken. Peter III. antwortete: Meine Ehre erfordert, daß ich mir wegen der Beleidigungen Genugthuung schaffe, welcher die Dänen gegen mich persönlich, aber besonders auch gegen ine Vorfahren sich schuldig gemacht haben. Man soll nie sagen können, daß Russen um meines Vortheils willen einen Krieg führen, in welchem ich nicht

Friedrich II. warnt.

Peters Verblendung.

*) l. c. 99.
**) Memoiren I. 72.

an ihrer Spitze mich befinde. Uebrigens erfordert die Feierlichkeit meiner Krönung einen zu großen Aufwand und dieses Geld kann besser wider die Dänen verwendet werden. Beunruhigen Sie sich gar nicht wegen meiner Erhaltung. Die Soldaten nennen mich ihren Vater; sie sagen, sie wollen lieber von einem Manne als von einer Frau regiert sein. Ich gehe in den Straßen von Petersburg allein zu Fuß umher; wollte mir Jemand übel, so würde er längst sein Vorhaben ausgeführt haben; allein ich erzeige Jedermann Gutes und verlasse mich einzig auf den Schutz Gottes und so habe ich Nichts zu fürchten" *). Als der preußische Gesandte zur Vorsicht mahnte, sagte der Kaiser: „Wenn Sie mein Freund sein wollen, so berühren Sie diese Sache nicht mehr!" — Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. —

Katharina. Ein Umsturz wurde allgemein erwartet. Ein Weib, die Daschkoff, „hatte er durch Inspiration den Glauben, daß eine Revolution nicht weit entfernt sein könne." In der Nähe Peters, in der Stille wurden alle Fäden zum Netz gewunden, das ihn umstricken sollte. Die Kaiserin war es, welche am meisten auf den Sturz des Kaisers denken mußte. Wir sahen oben S. 708—9, wie die Prinzessin Sophia von Zerbst nach Petersburg kam und unter dem Namen Katharina Alexiewna die Gemahlin des Thronfolgers wurde, wie sie allen bedeutenden Männern gefiel, wie aber nur ihr Gemahl kein Gefühl hatte für ihre hohe Schönheit, für ihren reichen Geist, für ihr der Liebe und Gegenliebe bedürftiges Herz. Sie war ein Weib mit Anlagen zum Höchsten berufen. In eine edlere Umgebung versetzt und in besseren Grundsätzen genährt, würde sie vielleicht im Strahlenkranze unsterblicher Tugenden und des reinsten Ruhmes leuchten, während ihren Namen jetzt ein düsterer Schimmer umgibt. Ihr Genius lispelte ihr zu: „Du wirst regierende Kaiserin werden" — und dieß allein war lange ihr Trost in dieser unglücklichen Ehe: ihr Mann haßte sie und sie verachtete ihn. Welch ein Gemälde vom Leben am russischen Hof, von Lüge bedeckt mit etwas Schimmer, entrollt sich in ihren Memoiren vor unseren Blicken **)! Welch' ein Kampf des Ehrgeizes von Edelleuten und Beamten, während das Volk gedruckt, eingeschüchtert, traurig und stumm ist. Es ist ein abenteuerliches Treiben, eine fortwährende Orgie von Blut, Laster und Ausschweifungen, Jahrzehnte lang von der Zeit, da Peter I. aller Tradition Hohn sprach, bis zur Zeit, da man wieder zu Traditionen zurückkehrte. Herzen bemerkt sehr gut: „Das Volk blieb außerhalb des Gesetzes, es ertrug passiv die schreckliche Probe hin, auf die es dem lieben Gott gefiel es zu stellen, und kümmerte sich seinerseits nicht um die Gespenster, welche mit schwankendem Schritte die Stufen des Thrones hinanstiegen, wie Schatten vorüberschwebten und in Sibirien oder in den Kasematten verschwanden. Das Volk konnte unter allen Umständen darauf rechnen, geplündert zu werden" ***).

*) Guerre de sept ans, chap. 15.

**) Memoiren I. S. 69.

***) Memoiren der Kaiserin Katharina, von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von Herzen. Hannov. 1863.

Als ein naives, schönes Kind von 14 Jahren kam Katharina an diesen
— und was ging in ihrem Herzen Alles vor in der schwierigen Lage, in Katharina.
che sie der Ehrgeiz ihrer Mutter geworfen hatte! Die Kaiserin Elisabeth läßt
rsüchtig jeden Schritt von ihr belauern. Ihre eigene Mutter nimmt ihr die
en Kleider weg, um sie selber anzuziehen. Jede gesunde Regung des
ühls wird unterdrückt. Als sie weint um den Tod ihres Vaters, läßt ihr die
serin sagen: „ihr Vater sei kein König gewesen, um ihn länger als eine
che zu beweinen." — An ihrem Gatten hatte sie keinen Halt: er scheute ihre Peter III.
tige Ueberlegenheit und war froh, wenn er einen Vorwand fand, um von ihr
zu bleiben und sich mit anderen Damen zu unterhalten: „Meine Eigenliebe
meine Eitelkeit seufzten im Stillen, aber ich war zu stolz, um mich zu beklagen;
würde mich für erniedrigt gehalten haben durch Beweise von Freundschaft,
man hätte für Mitleid nehmen können. Doch wenn ich allein war, vergoß
Thränen, trocknete sie ganz leise und fing an mit meinen Damen zu scherzen *)."
ihrem Hochzeitstag, 21. August, bemerkt sie in ihren Denkwürdigkeiten:
ein Herz sagte mir kein großes Glück voraus; nur der Ehrgeiz hielt mich Unglückliche Ehe.
echt. Ich fühlte im Grunde meines Herzens ein geheimes Etwas, welches
nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß ich früher oder später souveräne
erin von Rußland sein würde, in eigener Machtvollkommenheit **)." —
Tage nach der Hochzeit gestand ihr Peter, daß er in eine Ehrendame der
serin verliebt sei, mit der sie, Katharina, gar keinen Vergleich aushalte. „In
That sagte ich mir ***), daß ich mit diesem Menschen sehr unglücklich werden
e, wenn ich mich Gefühlen der Zärtlichkeit für ihn hingebe, die er so schlecht
edere, und daß ich ohne Nutzen für irgend Jemand vor Eifersucht sterben
e. Ich versuchte also meine Eigenliebe zu bezwingen und nicht auf diesen
schen eifersüchtig zu sein; dazu gab es nur Ein Mittel, ihn nicht zu lieben.
n er hätte geliebt sein wollen, so wäre dies für mich nicht schwer gewesen;
war von Natur geneigt und daran gewöhnt, meine Pflicht zu erfüllen; aber
hätte einen Gemahl haben müssen, der gesunden Menschenverstand besaß, und
n hatte er nicht." — Die Großfürstin suchte jetzt ihre Erholung in Büchern:
ganzes Jahr las ich Nichts als Romane. Dann fielen die Werke Voltaires
in die Hand" — das war allerdings nicht die geeignete geistige Nahrung,
Katharina auf dem Weg der Pflicht zu erhalten. — Aber begreiflich wird,
sie in solchen Büchern Zerstreuung suchte, wenn wir hören, wie ihr Mann
bald mit seinem Violinspiel plagte, das er herzlich schlecht verstand, wobei er
bte, die Schönheit der Musik beruhe in der Stärke und Heftigkeit der Töne,
mit den Puppen, mit denen er spielte, bald mit seiner Lecture sie langweilte,
erischen Betbüchern und Geschichten von Straßenräubern, die man gehängt oder
dert hatte. „Er las beide abwechselnd, wenn er nicht mit der Violine beschäftigt war.
er gewöhnlich nicht lange bei sich behielt, was er auf dem Herzen hatte, und da er
manden außer mir davon erzählen konnte, wartete ich geduldig seine Geständ-
ab †)." — Neben dem Zimmer seiner Gattin hatte der Großfürst eine
te Hunde, die er dressirte; wenn er Abends angetrunken nach Hause
gab es hin und wieder Streit und Schläge. Nur wenn er in einer Ver-
heit war, fragte er sie um Rath, wegen ihres anschlägigen Kopfes nannte

---

*) Ibid. S. 40.
**) Ibid. S. 48.
***) Ibid. 48–49.
†) Memoiren S. 109.

er sie „Madame Hilfsquelle" *). So war denn die Lage Katharinas, trotz ihrer
Schönheit, ihres Geistes, ihrer hohen Stellung, eine sehr unglückliche.

Da trat ihr die Versuchung nahe in der Person eines schönen Cavaliers,
Soltykoff. des Grafen Soltykoff, und sie hörte das süße Geständniß glühender Liebe
anfangs mit Bangen, dann mit Wohlgefallen. Ihre ganze Umgebung begünstigte
dieses Verhältniß: man müsse alle Bedenken fahren lassen, wenn es sich um das
Wohl des Staates handle. „Flucht allein kann in solchen Lagen helfen," bemerkt
Katharina richtig **), allein dann fährt sie mit Sophismen, welche die Heiligkeit
der Pflicht und die Kraft des Willens nicht wegzuläugnen vermögen, fort: „aber
Geständnisse. es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo Flucht unmöglich ist, denn wie soll man
fliehen, ausweichen, den Rücken kehren inmitten eines Hofes? Schon das
würde Geschwätz hervorrufen. Wenn man also nicht flieht, so ist meiner Ansicht
nach Nichts schwieriger, als dem zu entgehen, was uns im Grunde gefällt. Alles,
was man hingegen sagen mag, sind Aeußerungen der Prüderie, welche dem
menschlichen Herzen nicht eingegraben sind, und Niemand hält sein Herz in seiner
Hand und kann es, indem er sie schließt oder öffnet, nach Belieben zusammen-
Schuld. drücken oder fahren lassen." — Wo ist da die Seelenstärke, die Loyalität des
Wesens, mit denen sie eigenliebig kurz vorher prahlt ***)! „Den Gram, daß mein
Mann mir untreu war, drängte ich zurück, der Stolz machte mir den Gedanken,
unglücklich zu sein, unerträglich. Ich sagte zu mir selber: Glück und Unglück
liegen in dem Herzen und der Seele des Menschen; fühlst du dich unglücklich,
so erhebe dich über dein Unglück und handle so, daß dein Glück von keinem
äußeren Ereigniß abhängt Bei einer solchen Geistesstimmung war ich geboren
Eigenlob. und ausgestattet mit einer großen Feinheit der Empfindung, mit einem wenigstens
sehr interessanten Aeußeren, welches beim ersten Sehen ohne Kunst und Schmuck
gefiel. Mein Geist war seiner Natur nach so versöhnlich, daß nie Jemand eine
Viertelstunde mit mir zusammen war, ohne daß ihm die Unterhaltung angenehm
gewesen wäre und er mit mir redete, als hätte er mich lange Zeit gekannt.
Von Natur nachsichtig, erwarb ich mir das Vertrauen derer, welche mit mir zu
thun hatten, weil Jeder fühlte, daß Rechtschaffenheit und guter Wille die be-
wegenden Mächte waren, denen ich am liebsten folgte. Wenn ich mich des Aus-
drucks bedienen darf, so nehme ich mir die Freiheit, über mich selbst die Meinung
zu äußern, daß ich ein freimüthiger und loyaler Ritter war, dessen Geist mehr
vom Mann als der Frau an sich hatte; aber ich war trotzdem Nichts weniger, als
ein Mannweib, und man fand in mir zugleich mit dem Geist und Charakter des
Mannes die Reize einer sehr liebenswürdigen Frau †)." —

Bisher war sie von ihrem Manne mißhandelt worden, fortan that sie
Unrecht an ihm. Als Soltykoff nach Stockholm aus Petersburg versetzt wurde,
Poniatowski. wurde der schöne Stanislaus Poniatowski ihr Liebhaber. Da ihre Zuneigung
ihn später zum König von Polen machte, so ist hier der geeignete Ort, über
seine Jugend und seine Familie einige Worte einzuflechten ††). Die Poniatowski
gehören nicht zum alten hohen Adel Polens, erst ein Stanislaus, der, 1678 ge-
boren, für Karl XII. Partei ergriff und in das schwedische Heer eintrat, gab
der Familie Bedeutung. Der Schwedenkönig machte ihn zu seinem Gesandten in
Konstantinopel und ernannte ihn dann für seine Verdienste um ihn zum General.

*) Ibid. 267.
**) Memoiren S. 302.
***) Ibid. 301.
†) Memoiren S. 302.
††) Biographie générale VIII. 279 u. S. 826

kleinen Fürstenthums Zweibrücken. Nach dem Tode Karls söhnte er sich mit ig August von Polen aus, der ihm seine Familiengüter zurückgab und ihn zum atzmeister von Litthauen, zum Obersten der Leibwache und zum Feldmarschall unnte. Aus seiner Ehe mit der schönen und feingebildeten Tochter des Fürsten mir Czartoriski entsproßten 5 Söhne, worunter der dritte, unser Stanislaus, ig von Polen wurde. Geboren 1732 erhielt Stanislaus eine glänzende Erung, zeichnete sich aber auch durch außerordentliche Schönheit aus. Auf seinen en liebte er namentlich Umgang mit Gesandten und Diplomaten und so te er in Dresden die Bekanntschaft mit dem Ritter Williams Hanbury. Wie Paris, wo seine Verschwendung ihn in den Schuldthurm brachte, die Geoffrin Retterin wurde, haben wir oben gesehen *). In London, wo er für die sche Verfassung zu schwärmen begann, traf er wieder mit Williams zusammen, so eben zum Botschafter in Petersburg ernannt, ihn als seinen Secretär Rußland mitnahm, wo er ob seiner Anmuth, seines geistreichen Wesens weil er die neuesten Moden aus Paris mitbrachte, bald die beste Aufnahme insbesondere bei der Großfürstin. Als 1756 ein Befehl von August III. nach Polen abrief, verschaffte ihm Bestuschew schon 1757 wieder Gelegenheit, etersburg in amtlicher Stellung zu erscheinen: er wurde nämlich von August III. Botschafter Polens, zum Großtruchseß von Litthauen ernannt und erhielt, n erst ein Jüngling von 24 Jahren, die Auszeichnung des weißen Ablers. Da er zur Großfürstin und zur englisch-preußischen Partei hielt, verlangte kreich von August III. seine Abberufung. Poniatowski hörte auf Botschafter n, weilte aber als außerordentlicher Bevollmächtigter noch einige Zeit in sburg, bis das allgemeine Gerede von seiner Verbindung mit Katharina er Sturz Bestuschews seine Stellung in der russischen Hauptstadt unhaltbar en. Peter, welcher ihn zuerst bei seiner Gemahlin eingeführt hatte, wurde sein erbitterter Feind. Von den Kindern, die Katharina geboren, wollte chts wissen und wir lesen in ihren Denkwürdigkeiten die Folgen seiner untigen Aeußerungen **) in den Worten: „Ich erkannte seitdem, daß ich von leich schwierigen Wegen einen einschlagen müßte: erstens die Schicksale des rsten zu theilen, welche sie auch sein mochten; zweitens stündlich Allem etzt zu sein, was er für oder gegen mich anzuordnen beliebte; drittens on allen äußeren Verhältnissen unabhängige Bahn zu wandeln. Oder, um ier zu sprechen, es handelte sich darum, mit ihm oder durch ihn zu Grunde hen, oder mich selbst, meine Kinder und vielleicht den Staat aus dem bruche zu retten, dessen Gefahren alle moralischen und physischen Eigent des Prinzen voraussehen ließen. Die letztere Handlungsweise schien mir herste. Ich faßte also den Entschluß fortzufahren, ihm, so viel ich vermochte, n eigenes Beste mit Rath beizustehen, aber auch nie mehr wie früher zu en, wenn er sie nicht befolgte; ihm, so oft ich Gelegenheit hatte, über wahren Interessen die Augen zu öffnen, übrigens mich aber in ein ernstes gen zu hüllen; von der andern Seite jedoch meine Interessen bei dem um so zu wahren, daß man künftigen Falles auf mich als die künftige n hinblicken konnte" †). —

Seit Katharina einen Sohn geboren, gab es Männer, wie Bestuschew, in Erwägung der Unfähigkeit Peters darauf sannen, nach dem Tode der Bestuschew.

*) S. 826.
**) Hammer, G. d. Osm. Reiches VII. 141. 157.
***) Memoiren S. 274.
†) Memoiren 287.

Elisabeth Paul als Kaiser und Katharina als Regentin auszurufen. Als Bestu-
schew fiel, wurden Papiere, die diesen Plan enthüllten, bei ihm gefunden. Ein
heftiger Sturm erfolgte, den uns noch Katharina in den letzten Blättern ihrer
Denkwürdigkeiten schildert, die mit dem Jahre 1758 plötzlich abbrechen und dessen
der englische Gesandte ausführlich gedenkt *). Knieend und unter Thränen bat
Katharina die Kaiserin, sie in ihre Heimath zu entlassen. Elisabeth zeigte sich so
gutmüthig und schwach, ließ Katharina nicht fortgehen in ihre Heimath, sie [illegible]
in bitteren Ausdrücken über ihren Neffen; sie suchte die hadernden Gatten zu ver-
Iwan. söhnen, aber sie ließ Iwan von Schlüsselburg nach Petersburg bringen — sie
beschäftigte sie sich einige Zeit mit dem Gedanken, diesen zu ihrem Nachfolger
zu ernennen. Katharina bebte vor dieser Gefahr für die Pläne ihres Ehrgeizes,
entging ihr aber, indem sie sich ganz in die Stille zurückzog, durch die Un-
entschlossenheit und den frühen Tod der Kaiserin. —

Seit Peter III. den Thron bestiegen, war Katharina den Ausbrüchen
Gefahr für Katharina. seines Hasses noch mehr ausgesetzt, war ihre Lage unglücklicher und verlassener.
Bald wußten Alle, daß die Kaiserin keinerlei Einfluß auf die äußere Politik
habe, daß sie nicht einmal in Privatangelegenheiten Etwas durchzusetzen ver-
Woronzow. möge. Der Kaiser lebte damals mit einer Woronzow und Niemand begriff,
wie er an dieser stumpfnasigen, dicken, geistlosen Dame Gefallen finden mochte.
Katharina mußte ihr den Katharinenorden, den sonst nur die höchsten Personen
erhielten, umhängen und wurde vom Kaiser an der Tafel laut eine Närrin
gescholten, sie brach über diese Beschimpfung in Thränen aus. „Ich kann mir
nicht denken, daß der Kopf dieser Fürstin, deren Muth und stürmisches Wesen
ich kenne, sich nicht mit einem verzweifelten Entschluß befaßt," — schreibt der
Klugheit. wohl unterrichtete französische Gesandte **). Die allgemeine Theilnahme wandte
sich in dem Grade mehr ihr zu, in dem Peter III. sich verächtlich und verhaßt
machte. Sie zog Vortheil aus seinen Fehlern. Während er die Religion ver-
spottete und den Klerus gegen sich aufbrachte, beobachtete Niemand sorgfältiger
die Fasten, wohnte eifriger dem Gottesdienste bei und zeigte mehr Wohlwollen
gegen die Geistlichen als Katharina, die übrigens an Nichts glaubte. Klerus und
Volk sahen mit Freuden auf sie und die Soldaten wurden ihr durch ihre [illegible]
Freunde gewonnen. Peter hatte schon gedroht, sie scheeren, d. h. ins Kloster
Verschwörung. sperren zu lassen. Er wollte Paul nicht als seinen Sohn anerkennen. Er ließ
Iwan kommen und besprach sich mit ihm, und überzeugte sich von seiner Her-
gekommenheit, dann befaßte er sich mit dem Plan, einen seiner holsteinischen
Vettern zum Thronfolger zu ernennen. Diese Gefahr trieb zu raschem Handeln,
alle Fäden wurden in der Stille gewunden, um Peter zu verstricken. Die
Abreise zum Feldzug gegen Dänemark sollte das Zeichen zu seinem Sturz
sein. —

*) Depesche Keiths in La cour de Russie. 176.
**) La cour de Russie 1 8.

Für Katharinas Erhebung und Peters Sturz wirkte vor Allen die 19jäh-
Fürstin Daschkoff, welche Fürst Repnin als einen Charakter bezeichnete, Daschkoff.
auf die strengsten Grundsätze der Tugend gestützt sei, eine enthusiastische
bung habe, von Vaterlandsliebe glühe und ohne den leisesten Gedanken an
önlichen oder Familienvortheil sei. Für Letzteres spricht der Umstand, daß ihre
wester jene Woronzow war, welche Peter III. liebte und zur Kaiserin machen
te, daß sie also durch ihren Eifer für Katharina gegen den Vortheil ihrer
ilie handelte, welche ihr auch unversöhnlich deßhalb grollte. Das Vaterland
ihr jedoch mehr, als der Vortheil ihrer Familie, und insoferne hat Herzen
t, wenn er sagt, in ihrer Person sei das russische Weib, aufgeweckt von der
wühlenden revolutionären Bewegung unter Peter d. Gr., zum ersten Male
der früheren Beschränkung hervorgetreten und habe seine Fähigkeit zur Theil-
ne an den öffentlichen Angelegenheiten, an der Reorganisation des Staates,
Künsten und Wissenschaften gezeigt; es sei Etwas in ihr, was an Peter I.
nere, derselbe gewaltige Thätigkeitstrieb, die Vielseitigkeit, die Unermüdlichkeit
all das gemildert durch eine aristokratische Erziehung und weibliche Sanft-
h. Sie war wirklich eine hochbefähigte Frau, sie dichtete die schönsten russischen
e, sie befaßte sich in gründlichster Weise mit der Wissenschaft und war dabei
gute Haushälterin, eine eifrige Mutter, und verlor nie den Glauben an
t und Unsterblichkeit des Geistes. Sie war keine Schönheit, aber die personi-
te Anmuth, ihr Wesen hatte eine Würde, eine Wahrheit, eine Wärme, die
s überwältigte. Sie gewann Panin, den Erzieher des späteren Kaisers Paul,
damit den Senat und viele Andere aus den ersten Familien des Reiches.
r nach ihrem Plan sollte Katharina bloß Regentin an der Stelle des noch
ündigen Paul sein. Ihren Antheil an der Bewegung sah sie bis zu ihrem
als das stolzeste Ereigniß ihres Lebens an, sprach aber auch mit einer
nen Einfachheit und Offenheit aus, sie habe da gar kein besonderes Ver-
st, sondern sie wie die Anderen seien nur einem instinctiven Drang gefolgt;
n irgend Jemand einen besondern Antrieb zur Sache gegeben habe, so sei
nur Peter III. selber durch seine Streiche, seine Laster, seine Unfähigkeit
den Zorn und Widerwillen gewesen, welchen seine gemeinen Gewohnheiten
den Russen erweckt hätten. Zu Diderot sagte sie in Paris: „Ein Jeder wurde
demselben Ziele getrieben durch die öffentliche Meinung und es war so wenig
ereinstimmung in dem Verfahren, daß die Sache schon sehr weit gediehen war,
die Kaiserin oder sie oder eine andere Person eine Ahnung hatte, daß der
olg so nahe sei.“ Sie behauptete, daß man drei Stunden vor dem Ausbruch
Revolution dieselbe ansah, als wäre sie noch viele Jahre weit entfernt *).
t Katharina brachten sie wissenschaftliche Bestrebungen in Verbindung **).
ußer der Großfürstin und mir waren nicht zwei Frauen im Kaiserreich, welche sich
ernster Lecture beschäftigten; dies war daher ein Punct gegenseitiger An-
ung, außerdem war die Grazie ihres Wesens für Alle, welchen sie gefallen
lte, unwiderstehlich. Das tiefe Gefühl und die Bildung, welche sie darlegte,
nen in ihr ein Wesen zu bezeichnen, das schon durch die Natur über alle
deren erhoben war und vor welchem selbst meine höchsten Ideale von Vollen-
g nur nichtig erschienen.“ —

Aber noch von ganz anderer Seite wurde gegen Peter III. gearbeitet.
ährend die Welt über die standhafte Zuneigung Katharinas zu Poniatowski sprach,
te sie längst Trost für seine Entfernung in den Armen eines durch seine außerordent-

*) Diderot, Porträt der Fürstin Daschkoff. Memoiren II. S. 202. Dann I. 112.
**) Memoiren I. 32.

liche Schönheit und seine herkulische Gestalt Aufsehen erregenden Officiers gefunden. Gregor Orlow, der Sohn jenes Strelitzen, der beim Blutgerichte Peters eben diese Leibwache sich durch seine kecke Todesverachtung hervorthat, war von Schuwalow, dem General der Artillerie, aus dem Dunkel niedriger Geburt emporgehoben worden, indem er ihn zu seinem Adjutanten machte. Wann er in nähere Beziehung zu Katharina trat, ist unsicher; genug ihr geheimer Einfluß war Schuld, daß er Cassier der Artillerie wurde und daß also auch Geldmittel der Bewegung zu Gebot standen. Orlow kannte die Angst der Kaiserin und ihren Wunsch nach Alleinherrschaft und seine glühende Liebe ließ ihn jeder Gefahr vergessen; er zog seine beiden Brüder, Alexei, balafré oder mit der Schramme genannt, und Wladomir, und durch diese andere Officiere der Artillerie und der Garde, die ohnehin schon gegen den Kaiser wegen der Vorliebe für seine Holsteinische Leibwache meuterte, ins Geheimniß. Das Geld, das sie spendeten, gab den Gerüchten von der Gefahr Katharinas, von den unheilvollen Plänen des Kaisers mehr Gewicht. Der Geist der Meuterei griff unter der Besatzung in Petersburg um sich, die höheren Officiere, welche schon von anderer Seite gewonnen waren, thaten, als ob sie Nichts merkten. Nur das Opfer, dem alle Nachstellungen galten, hatte gar keine Ahnung von der Gefahr: Peter III. zog von Petersburg nach Oranienbaum, wo er seine Soldaten exercirte und die Abende in Gesellschaft leichtfertiger Frauen im Theater oder bei reichbeladener Tafel zubrachte. Die Unvorsichtigkeit eines Verschworenen beschleunigte die Krise, die sich ohne sie vielleicht noch einige Zeit hingezogen hätte. Als ein gemeiner Soldat den Hauptmann Ismailow fragte, wann denn die Sache losgehe, machte dieser Anzeige und der Lieutenant Passek, auf dessen Anrede sich der Soldat berief, wurde am 7. Juli verhaftet. Nun hatten aber die Verschworenen die Einrichtung getroffen, daß jeder von ihnen von einem Kundschafter sich solle begleiten lassen, der im Falle einer Verhaftung die andern benachrichtige, und so erfuhr die Fürstin Daschkoff alsbald, was geschehen. Sie ließ sogleich ihren Bekannten bei der Ismailowischen Garde sagen, diese Nacht gerüstet zu sein, und sandte Alexei Orlow nach Peterhof, um die Kaiserin schnell nach Petersburg zu bringen, denn es galt dem Kaiser nicht Zeit zu lassen, vor Ausbruch der Empörung das Volk und die Truppen anzureden.

Gregor Orlow.

Verschwörung.

Entdeckung.

Katharina war mit ihren Frauen allein in Peterhof, als Alexei Orlow in ihr Schlafgemach drang und sie mit den Worten weckte: „Eilen Sie, kein Augenblick darf verloren gehen, Passek ist verhaftet. Alles ist bereit, Sie zur Kaiserin zu machen.“ — Katharina zitterte, der Augenblick war gekommen, der über ihr ganzes Leben entschied, doch faßte sie sich bald wieder. Der Wagen stand bereit, Alexei Orlow machte den Kutscher; unterwegs kam ihnen Gregor Orlow zu Pferd entgegen, mit der Meldung, Alles sei bereit. Es ging in die Kaserne der Ismailowischen Garden: die Soldaten stürzten heraus, küßten Katharina die Hände, die Füße, das Kleid, nannten sie ihre Retterin: sie sprach von der Gefahr, in der sie und ihre Kinder und das Reich schwebten. Zwei trugen einen Priester mit einem Kreuz auf ihren Armen herbei und nun wurde der Eid geleistet. Ein Wagen stand bereit, in welchem Katharina, von den Soldaten geleitet, in die Kaserne der Semenowskischen Garden fuhr, die ihr mit Hochrufen entgegen kamen. Die Preobraschenskischen

Entscheidung.

Alleinherrscherin.

rden kamen dem Zug, der sich von da gegen die Kasankirche wandte,) mit Jubelrufen entgegen und brachten vier gebundene Officiere, welche hatten zurückhalten wollen. Die Garde zu Pferd kam unter Freudengeschrei, ihrt von ihren Officieren. In der Kirche harrte der Erzbischof von Nowgorod den Popen und Katharina wurde zur Alleinherrscherin von Rußland und Sohn Paul, den man herbeigebracht hatte, zum Thronfolger aus- ifen und ein Tedeum gesungen. Darauf bewegte sich der Zug in den Winter- ist, wo Katharina ihren Wohnsitz nahm.

Ein Manifest kündete ihren Regierungsantritt in den Worten an: „Wir Manifest.
Gottes Gnaden Katharina II., Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. n wahren Söhnen von Rußland hat die große Gefahr in die Augen geleuchtet, iit das Reich bedroht worden. Zuerst ist der Grund unserer orthodoxen Re- in erschüttert worden und ihre Satzungen sind einem gänzlichen Umsturze gewesen, so daß man äußerst befürchten mußte, den von Alters her in Rußland schenden echten Glauben verändert und eine fremde Religion eingeführt zu sehen. itens ist die Staatsehre von Rußland, die mit Verlust so vielen Blutes h seine siegreichen Waffen zur höchsten Stufe gebracht war, durch den neulich hlossenen Frieden mit dessen ärgstem Feinde schon wirklich unter die Füße ten und zugleich die innere Verfassung, auf welcher das Wohl und die ndveste unseres Vaterlandes beruht, völlig über den Haufen geworfen worden. ch diese alle Unseren getreuen Unterthanen vorgestandene Gefahr sind Wir ich gedrungen worden, zu Gott und zu seiner Gerechtigkeit Unsere Zuflucht iehmen, und da Wir das offenbare und ungeheuchelte Verlangen aller unserer uen Unterthanen wahrgenommen, so haben wir Unseren souveränen Russisch- serlichen Thron bestiegen und darüber von allen unseren getreuen Unterthanen Eidesleistung empfangen. Gegeben zu Petersburg 28. Juni (9. Juli) 1762. harina. —"

So wurde die arme Prinzessin Sophie von Zerbst Selbstbeherrscherin aller ßen. In zwei Stunden war die ganze Revolution vorüber. Als die Fürstin Im Winterpalast.
hkoff um 7 Uhr dem Winterpalast nahte, fand sie denselben von jubelnden daten umdrängt, alle in der altrussischen Uniform, die preußische war schnell hwunden. Als man sie erkannte, wurde sie als Freundin Katharinas begrüßt sogleich zu dieser getragen. Mit den Worten „der Himmel sei gelobt" sanken Beide in die Arme. — Ganz Petersburg schwamm in Jubel. Nachmittags jen 12.000 Mann und viele Freiwillige gen Oranienbaum auf, Katharina Zug gen Oranienbaum.
Gardeuniform zu Pferd, ein Kranz von Eichenlaub um den Hut, das schöne ende Haar nach altrussischer Art bloß mit einer Schleife gebunden. „Mit ter Anmuth," heißt es in dem Berichte **) des sächsischen Gesandten, „tummelte ien weißgrauen tigergefleckten Hengst." Ihr zur Seite ritt ebenfalls in der Uniform der Garde die Fürstin Daschkoff. 10 Werst von Petersburg wurde lten. —

Was that indessen Peter? Er brachte sorglos die letzten Tage in Oranien- Peter III.
n in Gesellschaft gerade der vornehmen Frauen zu, deren Männer eben am ien thätig waren, ihn zu stürzen. Er hielt am 9. Juli zur Zeit, da man in rsburg in der Kirche Katharina huldigte, Revue über seine 1000 Holsteiner.

---

*) Herrmann, G. d. R. R. V. 288—89.
**) Bei Herrmann, V. 298.

sorglos, Dann fuhr er, die geliebte Woronzow an der Seite, nach Peterhof, um die letzten Anordnungen zu einem dort abzuhaltenden Peterfeste zu geben. Ein als Bauer verkleideter Diener eines Getreuen wollte eine Nachricht überbringen, ward aber nicht beachtet. Bald hieß es, die Kaiserin sei mit 2 Frauen zwischen 4—5 Uhr entwichen, man fand nur ihr Geschmeide und Galakleid. — „Sagte ich es nicht immer," rief Peter III., „daß sie Alles zu thun im Stande wäre." Da traf Nachricht ein von den Vorgängen in Petersburg. Man sah den Rauch von den zur Feier Katharinas in Petersburg abgeschossenen Kanonen. Peter kam zu keinem raschen heilsamen Entschlusse, sein Verstand war verwirrt, er dictirte den ganzen Tag zwecklose Befehle. Woronzow, den er absandte, um den Aufstand in Petersburg zu beschwichtigen, stellte sich alsbald der Kaiserin zur Verfügung, die er erklärte, sie gehorche nur dem Willen des Volkes. Drei Soldaten, die von Peterhof kamen, überbrachten seine Befehle an Katharina und übergaben sich selbst, denn sie seien froh, sich mit ihren Brüdern zu vereinen. Ein unschätzbarer Mann in der Gefahr, Münnich, war bei dem erschrockenen Kaiser und rieth ihm, auf einer Yacht, die bereit war, alsbald nach Kronstadt zu fahren. Da war aber schon ein Bote Katharinas und man verwehrte dem Kaiser die Landung. Statt sie zu erzwingen, wie ihm Münnich rieth, verkroch sich Peter in den untersten Schiffsraum. Vergebens mahnte Münnich, wenigstens nach Reval zu fahren und von da nach Pommern zur Armee: „Ich verspreche Ihnen dann, daß binnen 6 Wochen Petersburg und Rußland zu Ihren Füßen liegt." — Aber die Weiber waren dagegen und der Kaiser fuhr nach Oranienbaum zurück, um sich mit Katharina auszugleichen. Er bat zuerst um Verzeihung und versprach, seine Macht mit Katharina zu theilen, bekam jedoch zur Antwort, es sei zu spät. Dann bewog ihn sein Kammerdiener Ismailow, dem man dafür Generalsrang, 20.000 Rubel Gehalt und mehrere tausend Bauern versprochen hatte, seine Abdankung anzubieten. Peter that es in entehrenden Ausdrücken, er sei durchaus unfähig, Rußland zu regieren! Vergebens rieth Münnich dem Rathlosen: „Wenn Sie nicht als Kaiser zu leben wissen, so zeigen Sie wenigstens, daß Sie an der Spitze Ihrer Truppen als Kaiser sterben können. Ich werde vor Ihnen hergehen und nur über meinen Leichnam soll man Ihnen nahen können." Kein männlicher Entschluß kam in die durch Trunk und Wollust verlotterte Seele. Bübisch ward auf eine Kaiserkrone verzichtet. Man brachte ihn nach Peterhof, wo man ihm den Andreasorden und die Generalsuniform sammt der Woronzow wegriß. In einem Schlafrock brachte man ihn nach Ropscha, während Katharina in Peterhof die Huldigungen empfing. Münnich entgegnete auf ihren Vorwurf, daß er sie habe bekämpfen wollen: „Konnte ich denn weniger thun für einen Fürsten, dem ich die Freiheit verdankte? Aber von jetzt an ist es meine Pflicht, für Ew. Majestät zu kämpfen, und Sie werden in mir dieselbe Treue finden, die ich ihm bewiesen habe *)." —

Margin notes: unschlüssig. verrathen. Münnich. Anträge. Abdankung.

Jubel in Petersburg. Unter dem Jubel der Bevölkerung kehrte Katharina nach Petersburg zurück. Die Daschkoff schreibt: „alle Straßen und alle Fenster waren gedrängt voll von Menschen, deren Segenswünsche für die Kaiserin die Luft erfüllten, während die Musik aller Regimenter und das Geläute aller Glocken von den Kirchen den freudigen Tumult, der unsern Zug umringte, noch erhöhte. Die Thüren der Kirchen waren geöffnet und im Hintergrunde sah man an den erleuchteten Altären Gruppen von Priestern, welche die öffentliche Freude mit den Ceremonien der Religion weihten **)."

Belohnungen. — Dann erfolgten die Gnadenspenden: Panin wurde erster Minister, die Orlow wurden Grafen, 24 Gardeofficiere wurden mit Landgütern und

*) Herrmann, l. c. V. 301.
**) Memoiren I. 112.

Tausenden von Bauern bedacht. Die Daschkoff wies jede Belohnung zurück; sie kam, was sie bisher nicht geahnt, darauf, daß zwischen Gregor Orlow und Katharina ein unlauteres Verhältniß bestehe, und als Alexei Orlow seine schreckliche That vollbracht, hatte sie den Muth, zu Katharina zu sagen: „Es ist ein zu schneller Tod für Ihren Ruhm und den meinen" und im Vorzimmer zu äußern, sie wünsche nicht mehr dieselbe Luft mit Alexei Orlow zu athmen. Die Orlow waren von da an ihre Todfeinde und sie wurde selbst von Katharina lange Zeit mit Undank behandelt *). Daschkoff.

Das endliche Schicksal des Kaisers war vorauszusehen — in absoluten Monarchien ist der Weg vom Thron zum Grab nicht weit. Wie lange mochte der Jubel dauern, mit dem Katharina in Petersburg begrüßt wurde! wie bald war nicht ein Umschlag der Stimmung zu erwarten! Ein Handstreich hatte Katharina die Krone verschafft, ein Handstreich konnte ihr dieselbe wieder nehmen; sie saß nicht sicher auf ihrem Haupt und ihr Haupt nicht sicher auf ihren Schultern, so lange Peter lebte, ob im Ausland oder im Inland: er konnte mit einem Heere heimkehren; blieb er im Inland, so war keine Festung, kein Verschluß stark genug, daß ihn nicht eine Verschwörung befreien konnte. Der Tod Peters III. war aber nicht bloß nothwendig, um Katharina von aller Sorge um ihn zu befreien, sondern auch um die Wünsche Orlows zu krönen. Wie Elisabeth mit dem Grafen Rasumowski sich vermählt hatte, so sollte Katharina dem Grafen Orlow die Hand reichen: eine zweite Ehe war aber nach den russischen Gesetzen nicht möglich, so lange der erste Gemahl Katharinas noch lebte. So beschlossen denn die Verschworenen den Kaisermord. Ende Peters III.

Alexei Orlow übernahm die That und zog einige Andere mit in das Verbrechen, um der Straflosigkeit desto sicherer zu sein. Am 17. Juli traten sie in das Zimmer des Kaisers in Ropscha, brachten ihm Nachricht von seiner baldigen Befreiung und baten ihn zugleich, mit ihm speisen zu dürfen, was er gutmüthig erlaubte. Peter liebte und verlangte auch jetzt, wie man schon wußte, Burgunderwein und vergifteter wurde ihm gereicht, aber schon nach dem ersten Glas rief er: „ich bin vergiftet," trank Milch und lähmte so die Wirkung des Giftes, doch mußte er sich vor Ermattung auf's Bett legen. Die Verschwörer hielten indessen in einem anderen Zimmer Blutrath, darauf ging Orlow an's Bett des Kaisers und faßte ihn am Hals. Peter sprang jedoch auf, wehrte sich und rief: „was habe ich Dir gethan!" Während Orlow dann wie rathlos auf und abging, warfen sich die anderen Verschworenen auf den armen Mann, der sich mit dem Muth der Verzweiflung wehrte und ein entsetzliches Geschrei ausstieß, bis sie ihn auf den Boden brachten und ihm Hände und Füße hielten, während Fürst Boratinski ihm mit einer Schlinge den Hals zuschnürte. So endete Peter III. am 17. Juli 1762, 34 Jahre alt. Es wurde verbreitet, der ehemalige Kaiser sei einem Anfall von Kolik erlegen, und seine Leiche, um keine Wiederholung der Geschichte vom falschen Demetrius möglich zu machen, in der Kirche des Alexander-Newskiklosters aus- Alexei Orlow. Kaisermord. Officielle Lüge.

---

*) Selbst in der von der Kaiserin verfaßten, für Poniatowski bestimmten Darstellung der Revolution (sie ist selten und wieder abgedruckt in La Cour de Russie p. 208—216), in welcher sie aber zu Europa spricht.

gestellt. Jeder durfte sich der Leiche nähern und ihr die Hand küssen. Der Fürst Trubetzkoi rief aber bei ihrem Anblick: „Ha, Peter Feodorowitsch, was für eine dicke Halsbinde haben sie Dir da umgebunden, so hast Du sie ja nie getragen!“ – sprang auf die Bahre hinauf, um der Leiche die Binde vom Halse zu lösen, doch die Gardesoldaten wehrten es ihm und schon am 21. Juli wurde die Leiche zur Gruft getragen. —

Ob Katharina schuldig?

Wurde Peter III. mit Wissen und Willen Katharinas ermordet? Es ist oft behauptet worden. Alexei Orlow, den die Gestalt des Ermordeten verfolgte, erzählte in Wien, die That sei ihm befohlen worden. Eine schreckliche Behauptung ist aus den Berichten des französischen Gesandten in die Literatur gedrungen: Katharina sei aus einer Damengesellschaft, der sie mit höchster Anmuth ein Märchen erzählte, abberufen und ihr gemeldet worden, die That sei vollbracht; nach Verabredung jedoch, den Tod des Kaisers noch 24 Stunden geheim zu halten, sei sie in den Kreis ihrer Zuhörerinen mit dem heitersten Antlitz zurückgekehrt und habe mit höchster Anmuth das Märchen zu Ende erzählt; am andern Tage aber, da der Tod des Kaisers als eben erfolgt bekannt gegeben wurde, habe sie mit höchster Meisterschaft der Verstellung die Bestürzte gespielt und Thränen vergossen. — Breteuil bemerkt dabei *): „Ich kenne all' die abscheulichen Gründe, welche dieses große Spiel nöthig machten, aber es verursacht mir eben so viel Entsetzen als die That selber. — Ich weiß seit langer Zeit, es ist Grundsatz der Kaiserin, man müsse in seinen Entschlüssen fest sein und es sei besser Unrecht zu thun, als seine Meinung zu ändern, und vor Allem: nur die Dummköpfe seien unentschlossen.“

Daschkoff.

Andere behaupten, die Verschworenen hätten der Kaiserin nur gesagt, die öffentliche Ruhe erfordere ein festeres, abgelegenes und unbekanntes Gefängniß für den Kaiser. Die Daschkoff glaubt nicht an die Schuld Katharinas und beruft sich zum Beweis dafür auf einen Brief von Alexei Orlows eigener Hand, wenige Augenblicke nach der Vollstreckung der gräßlichen That an die Kaiserin geschrieben: „Der Stil und das Unzusammenhängende in demselben zeigen, von seiner Trunkenheit, das Entsetzen und die Wildheit seiner Befürchtungen, während er für die That in den demüthigsten Ausdrücken Verzeihung erfleht. Dieser wichtige Brief wurde von Katharina mit großer Sorgfalt unter anderen wichtigen Papieren in einem Koffer aufgehoben, welchen Prinz Bosborodka nach ihrem Tode auf Pauls Befehl untersuchen mußte, um die Papiere in seiner Gegenwart zu lesen. Als er den Brief von Alexei Orlow zu Ende gelesen hatte, machte Paul das Zeichen des Kreuzes und rief: „Gott sei gelobt! die geringen Zweifel, die ich in dieser Beziehung noch über meine Mutter hegte, sind gelöst“ **). Aber dennoch setzte Katharina das Liebesverhältniß zu dem Manne fort, zu dessen Vortheil der Mord vollbracht worden war!

Bestuschew.

Bestuschew wurde von Orlow verwendet, um seine Vermählung mit Katharina zu betreiben. Dieser Heuchler und Ränkeschmied, kurz nach Katharinas Thronbesteigung zurückberufen, hatte den Rang eines Feldmarschalls, einen Sitz im geheimen Rathe und einen Gehalt von 20.000 Rubel, aber nicht mehr seine Stelle als erster Minister erhalten, denn eigentlich traute ihm die Kaiserin nicht, obschon sie ihn hin und wieder verwendete. Aus Bibelstellen hatte er in der Verbannung ein Gebetbuch zusammengestellt, das er jetzt zum Beweis seiner guten Gesinnung herausgab! Um seine Stelle als Kanzler wieder zu erlangen, schmeichelte er Orlow und setzte eine Bittschrift im Namen des russischen Volkes auf, worin e

*) Breteuil's Bericht wieder abgedruckt in La cour de Russie p. 219.

**) Daschkoff, Memoiren I. 130—31.

die Verdienste der Kaiserin um Rußland und die schwächliche Gesundheit des Thronfolgers hervorhob und Katharina beschwor, auf ihre Freiheit zu verzichten und dem Reiche einen neuen Beweis ihrer Liebe dadurch zu geben, daß sie sich mit einem Russen vermähle und zwar mit demjenigen ihrer Unterthanen, welchen sie für den würdigsten halte. 12 Bischöfe und viele Generale und Große wurden gewonnen, diese Bittschrift zu unterzeichnen, weil sie bei Katharina sich dadurch zu empfehlen glaubten, der es mit ihrer Liebe zu Orlow damals voller Ernst zu sein schien. Als Bestuschew mit der Bittschrift zu Panin kam *), bat dieser, das Bischen Gesundheit, dessen er sich erfreute, nicht durch Erwähnung eines so thörichten und gefahrvollen Unternehmens zu stören. Als Bestuschew nichts destoweniger fortfuhr die Bittschrift vorzulesen, erhob sich Panin voll Unwillen gegen eine solche Tollheit und fuhr alsbald zur Kaiserin, setzte ihr auseinander, welch' eine Beleidigung gegen den gesunden Menschenverstand ihrer Unterthanen eine solche Bittschrift sei, die ihr einen Gemahl und dem Volke einen Herrn geben wolle, wie Gregor Orlow — und Katharina war einsichtsvoll genug zu erklären: „Ich habe den alten Ränkeschmied nie ermächtigt zu dem, was er jetzt gethan hat, und was Sie betrifft, so sehe ich in der Treue und Offenheit Ihres Benehmens zu viel Anhänglichkeit an meine Person, als daß ich jemals die Beweggründe desselben mißverstehen könnte.“ — Von einer Vermählung mit Orlow war fortan keine Rede mehr.

Katharina Orlow. Panin.

Ein Soldatenaufstand hatte Peter III. gestürzt. Katharina konnte nicht Alle belohnen, welche sich für sie erhoben hatten. So mußte Unzufriedenheit entstehen. — Kaum ein Monat war verflossen, so gab es Meutereien unter den Semenowskischen Garden, welche mit Mühe beschwichtigt wurden. Die gefährlichsten Meuterer verschwanden, sie wurden in der Stille hingerichtet oder nach Sibirien abgeführt. Die Namen Iwan und Paul waren bei der Bewegung oft genannt worden — die Folge war schärfere Bewachung des unglücklichen Iwan und Abneigung Katharinas gegen ihr eigenes Kind, in dem sie einen Nebenbuhler sah. Daß diese Trägerin einer Kaiserkrone nicht innerlich glücklich sein konnte, versteht sich von selber.

Umschlag.

Der französische Gesandte Breteuil, dem sie viel Vertrauen schenkte, schreibt 23. Feb. 1763: „Die Kaiserin spricht mit einem gewissen Stolz von ihrer Größe und ihrer Macht und ihren Plänen. Sie sagte mir, seit sie den ersten Schritt nach Rußland gethan, habe sie sich immer mit dem Gedanken getragen, hier einmal Alleinherrscherin zu sein. — Dennoch gestand sie mir, sie sei nicht glücklich und sie hätte es mit Leuten zu thun, die nie zu befriedigen wären, und sie suche eifrig das Mittel, ihre Unterthanen glücklich zu machen, aber sie merke es wohl, viele Jahre seien nöthig, um die Leute an sie zu gewöhnen. — Durch all' ihr Gerede von ihrer herrlichen Stellung hindurch sah ich doch die Unruhe einer gestörten Seele. Der Kopf schwindelt ihr darüber, daß sie Kaiserin ist, aber bei alldem ist sie in Unruhe und Sorgen. Man versteht das erst, wenn man all die Verräthereien der Leute kennt, die in irgend Etwas ihr Vertrauen genießen. Diese Ränke, diese Schleichwege können sie nur unruhig machen und der Charakter der Russen muß dieß Gefühl nur steigern. Nie war ein Hof von so viel Spaltungen zerrissen, die jeden Tag noch zunehmen, und die Kaiserin läßt zu oft nur Schwäche und Unsicherheit blicken, die man sonst nie an ihr bemerkte“ **).

Katharina nicht glücklich.

*) Daschkoff, Memoiren, I. 146.
**) La cour de Russie. S. 225.

Krönung. *Daschkoff.*

Im September 1762 ließ sich Katharina in Moskau krönen. Die Großen benahmen sich dabei sehr zurückhaltend, das Volk sehr kühl, begrüßte aber den jungen Thronfolger, wo es ihn erblickte, mit lautem Freudenruf. Viele sprachen von Iwan. Orlow suchte die Daschkoff als hinter dieser Bewegung stehend zu verdächtigen. Katharina schrieb an die Fürstin, sie möge angeben, was sie von solchen geheimen Plänen wisse, und erhielt von der Entrüsteten die Antwort: „Madame! Ich habe Nichts gehört; wenn ich aber auch Etwas gehört hätte, so würde ich mich sehr hüten es zu sagen. Was verlangen Sie von mir? Daß ich auf dem Schaffot sterbe? Ich bin bereit es zu besteigen!" — Ein Officier Hetroff sammelte damals in Moskau Bittschriften gegen die Vermählung Orlows mit der Kaiserin und sagte, als er deshalb verhört wurde, eher werde er Gregor Orlow seinen Degen in's Herz stoßen, als denselben wie seinen Herrscher anerkennen und sein Vaterland in Folge ihrer patriotischen Bemühung entwürdigt zu sehen. Die Folgen der Unzufriedenheit trug der arme Jean oder Iwan VI.

Iwan VI. *Mirowitsch.* *Anton Ulrich.*

Weil man Katharina stets mit einer Erhebung Iwans drohte, wurde dieser nach Schlüsselburg in die Kasematten gebracht, zwei zuverlässige Officiere mußten ihn überwachen und bekamen einen von Katharina selber unterzeichneten Befehl, ihn sogleich zu tödten, sobald der geringste Versuch geschehe, ihn zu befreien. Diesen Versuch machte 20. Juli 1764 ein Ukrainer, der Lieutenant Mirowitsch. Er hatte 3 Unterofficiere und 2 Soldaten für sein Unternehmen gewonnen und ging mit ihnen Nachts 1—2 Uhr zur Compagnie, welche die Wache hatte, und las einen Ukas des Senates vor, wornach die Kaiserin Katharina, müde über barbarische Völker zu herrschen, sich entschlossen habe das russische Reich zu verlassen, sich mit dem Grafen Orlow zu vermählen und dem unglücklichen Iwan die Kaiserkrone zurückzugeben; darum befehle der Senat, denselben sofort zu befreien und nach Petersburg zu bringen. Die Soldaten antworteten mit Freudengeschrei und zogen mit Mirowitsch zum Gefängnisse Iwans. Hier forderte er die beiden Officiere auf, den Kaiser freizugeben; sie beriefen sich jedoch auf ihren Befehl und vollzogen ihn ohne Erbarmen, als Mirowitsch sich anschickte, das Thor mit Gewalt zu öffnen. Von Säbelstichen durchbohrt endete Iwan VI., nachdem er verzweifelten Widerstand geleistet. Die Mörder übergaben dann Mirowitsch die Leiche: da habe er jetzt seinen Kaiser und könne er mit ihm machen, was er wolle. Mirowitsch trug die Leiche vor die Wache, bedeckte sie mit der Fahne, küßte ihr die Hände, legte seine Schärpe und Säbel daneben und sagte zum Befehlshaber: „Hier ist euer Kaiser! ihr könnt mit mir jetzt machen was ihr wollt. Das Schicksal hat meine Pläne vereitelt. Ich beklage nicht mein Loos, sondern nur das meiner armen Kameraden und des unschuldigen Opfers meines Wagnisses —" und gab sich gefangen. Der Prozeß wurde mit größter Offenheit behandelt, 12 Senatoren waren Richter. Mirowitsch nannte keine Mitschuldigen, er wisse, daß ihm ein schmachvoller Tod bevorstehe, und behielt diese Ruhe bis zum letzten Augenblick — 28. Sept. wurde er enthauptet. Die Sache zeigt uns wieder, auf wie schwachen Füßen der Thron Katharinas stand. Anton Ulrich selber blieb unter strenger Aufsicht mit zwei Söhnen und zwei Töchtern in Kolmogori bei Archangel, bis ihn 1776 der Tod erlöste.

Es schien also Mirowitsch etwas Leichtes, den Thron Katharinas umzustoßen. Sie selber hatte das volle Gefühl, daß sie von Gefahren nach allen Seiten umlauert sei. Aber sie faßte sich bald und that, als ob sie sich sicher fühle — sie schritt über das Glatteis, als ob sie festen Boden unter den Füßen hätte. Sie fuhr bei Nacht in offenem Schlitten, mit ganz kleinem Gefolge in Petersburg aus, sie fuhr in offenem Wagen, hinter dem nur zwei Lakaien saßen, in den Senat. Das machte Eindruck und lähmte die Hand der Unzufriedenen. Dann ließ sie fühlen, daß sie Alle durchschaue, daß sie an Talent, wie an Fleiß Allen überlegen sei, daß sie Jeden zu gebrauchen, Einen durch den Andern in Schranken zu halten, die Kräfte, die Ziele abzuwägen wisse. Sie wollte herrschen, und allein herrschen — und zum Zwecke war ihr jedes Mittel recht. Das Leben am Hof war übrigens glänzend und frei und zwanglos, man erschien ohne Degen und Ordensband, die Kaiserin setzte sich im Privatleben auf den gleichen Fuß mit ihren Unterthanen, sie zeigte Vertrauen und das schmeichelte und gewann ihr die Herzen. Dabei fesselte die zauberhafte Beweglichkeit ihres Geistes, die unermüdliche Verschiedenheit ihrer Mittel und der Reiz ihrer Anmuth die feinere Gesellschaft; den unternehmenden thatendurstigen Geistern bot ihre große Politik nach Außen einen ungeheuren Schauplatz und so hielt sie den Bürgerkrieg fern. — Zuversicht Katharinas.

In ihrer äußeren Politik war sie sehr zaghaft, bis sie sich im Innern sicher fühlte. Sie versicherte den König von Dänemark ihrer friedfertigen Gesinnung, sie rief die Russen aus Mecklenburg zurück, sie ernannte den Prinzen Georg Ludwig von Holstein zum Statthalter von Holstein und Friedrich V. von Dänemark mußte den Anspruch auf die Mitvormundschaft über Holstein fallen lassen. Sobald die Furcht behoben war, daß Friedrich II. die Russen unter Czernitschew zum Kampfe für Peter III. anspornen werde, wurde die Stelle im ersten Manifest, welche Preußen als den ärgsten Feind Rußlands bezeichnete, für einen Uebersetzungsfehler erklärt, die russischen Truppen zwar zurückgerufen, dem preußischen Gesandten aber bedeutet, daß die Kaiserin den abgeschlossenen Frieden getreulich halten werde und mit Friedrich in gutem Vernehmen zu leben wünsche. Aeußere Politik.

So war denn Friedrich II. im Stande, **Schweidnitz** zu belagern. Am ... August begann die Einschließung. Daun stand in der Nähe, deckte die Zugänge nach Böhmen, behauptete Stellung in Schlesien und bedrohte die Belagerungsarmee, wie bei Olmütz. Deßhalb rief der König Bevern herbei. Dieser griff Daun am 16. August bei **Reichenbach** mit 48.000 Mann an, Oestreicher und Preußen stritten gleich tapfer, Daun brach aber das Gefecht wieder ab, als große Streitkräfte von Peterswaldau anrückten, und zog sich ins Gebirg zurück. So blieb Schweidnitz sich selber überlassen. Es hatte 12.000 Mann auserlesener Truppen, einen entschlossenen Befehlshaber, **Guasco**, einen ausgezeichneten Ingenieur, **Gribeauval**, den Friedrich den tüchtigsten zu jener Zeit nennt, der die Festung konnte sich gegen eine regelmäßige Belagerung auf die Dauer Schweidnitz. Reichenbach.

nicht behaupten. Darum hatte Daun, um die Mannschaft zu retten, Guasco gestattet, gegen freien Abzug die Festung zu räumen. Friedrich verwarf dies Angebot, weil er in 10—12 Tagen Herr von Schweidnitz zu sein hoffte. Die Vertheidigung über und unter der Erde mit Minen und Gegenminen war meisterhaft. Bald mußte der König gestehen: „Wir brauchen 6 Wochen, um einen Platz wieder zu erobern, den wir in 2 Stunden verloren haben. Das gereicht weder unserer Geschicklichkeit, noch unserem Muthe zur Ehre!" — Der Plan Loudons, der Besatzung zu helfen, daß sie sich durchschlage, wurde durch anhaltende Regengüsse, welche den Weg ungangbar machten, zu Wasser. Die unwürdige Drohung des Königs, er werde die Besatzung über die Klinge springen lassen, wenn sie sich noch länger vertheidige, machte gar keinen Eindruck *). Alles geschah, was Pflicht und Ehre gebot: „Sie werden Nichts finden, als vollgestopfte Hospitäler, fast leere Magazine, die Stadt zerstört und die Festung außer Vertheidigungsstand", schrieb Guasco. Erst als das Pulvermagazin in die Luft flog und den Graben verschüttete, als eine von Lefevre hier angewendete Druckkugel eine Bresche riß und die Preußen sich zum dritten Sturm anschickten, nachdem zwei abgeschlagen waren, übergab Guasco die Festung. 3500 Oestreicher, 3000 Preußen waren gefallen. Mit dem Fall von Schweidnitz endete der Krieg in Schlesien, wegen dessen er begonnen worden war. —

In Sachsen befehligte Hadik die Oestreicher, Fürst Stolberg die Reichstruppen. Der Erstere zwang den Prinzen Heinrich gegen Ende September, sich nach Freiberg zurückzuziehen, umging Mitte October seine rechte Flanke, schlug die Preußen in Einzelngefechten, so daß Prinz Heinrich mit einem Verlust von 3000 Mann, 12 Kanonen und 13 Fahnen ein Lager bei Nossen beziehen mußte. Dagegen griff Prinz Heinrich am 24. October unerwartet bei Freiberg die Reichstruppen und Oestreicher unter Stolberg an und schlug sie, ehe Hadik ihnen zu Hilfe kommen konnte: sie mußten sich mit einem Verlust von 7000 Mann, worunter 4500 Gefangene, und 28 Geschützen nach Dippoldiswalde zurückziehen. Napoleon meint jedoch, dieser Sieg sei viel zu viel gerühmt worden, er wäre von den Reichstruppen besiegt worden, wenn diese überhaupt je hätten siegen können **). Friedrich zog nun nach Sachsen in der Hoffnung, Dresden zu nehmen, was er aber nicht vermochte. Um Hadik zu zwingen, Dresden zu räumen, ließ er Kleist nach Böhmen streifen, um dort die Magazine in Saatz und Leitmeritz zu zerstören. Das Erstere gelang, das Zweite verhinderte Hadik. Dann mußte Kleist in Franken brandschatzen, um Geldmittel herbeizuschaffen. Unbarmherzig wurden fast unerschwingliche Kriegssteuern erhoben und, wo sie nicht sogleich bezahlt werden konnten, Geiseln mitgenommen. Ein anderes Ziel dieses Unternehmens ***) war, die Reichsfürsten zur Neutralität zu zwingen, damit die Kaiserin-Königin, weil dann allein stehend, zum Frieden genöthigt werde. Auch dieser Zweck wurde erreicht: die Kurfürsten von Baiern und Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg suchten um Frieden an, indem sie versprachen, ihre Mannschaft vom Reichsheer abzurufen. Am 27. November wurde ein Waffenstillstand zwischen Oestreich und Preußen abgeschlossen, mit gegenseitigen Abgrenzungen zur ruhigen Haltung der Winterquartiere.

Krieg in Sachsen.

Freiberg.

Streifzüge.

Der Krieg in Westfalen und in Hessen zwischen den Verbündeten und den Franzosen war 1762 ganz unabhängig vom Kampfe zwischen den Oestreichern

Krieg am Rhein.

*) Arneth, II. 340.
**) Montholon V. 329.
***) Guerre de sept ans, chap 16 Schluß.

nd Preußen. An Mannschaft waren die Franzosen den Verbündeten überlegen, ber die Führung war schlecht. D'Estrées, welcher an die Stelle Broglies at, war alt und kränklich und von der Nothwendigkeit des Friedens überzugt, und Soubise, welcher unter ihm die eigentliche Leitung der Geschäfte itte, war ein Heerführer ohne Befähigung. Der gemeine Mann schlug sich t, aber es zeigte sich auch hier wieder die Wahrheit des alten Sprichwortes: n Heer von Hirschen, an dessen Spitze ein Löwe stehe, richte mehr aus, als n Heer von Löwen, an deren Spitze ein Hirsch stehe. Ferdinand von Braunweig zeigte seine Befähigung in diesem Jahre um so mehr, als er eigentlich n der englischen Regierung wenig unterstützt wurde. Lord Bute wünschte cht, daß er siege, weil er fürchtete, daß ein Sieg der Partei Pitts nur neue raft verleihe und das rasche Zustandekommen des Friedens verhindere.

Frankreich setzte 80,000 Mann, die sogenannte Armee von Hessen, unter Estrées und Soubise dieses Jahr in Bewegung, um Hessen zu behaupten und n da in Hannover vorzudringen, und 30,000 Mann unter dem 25jährigen, äter in der Revolution so oft genannten Prinzen von Condé, welcher am ederrhein vorangehn sollte. Gegen sie konnte Ferdinand von Braunschweig nur ,000 Mann ins Feld führen, 20,000 unter dem Erbprinzen von Braunschweig jen Condé, während er selber das Hauptheer, 50,000 Mann, gegen d'Estrées d Soubise führte, 10,000 lagen in den Festungen, Münster, Hamm, Lippstadt d Hameln. Der kleine Krieg begann schon im April, im Juni erst zog Braunweig bei Brackel das Hauptheer zusammen, die Franzosen in Kassel. D'Estrées d Soubise glaubten, Ferdinand werde sich bloß vertheidigungsweise verhalten, d waren nicht wenig überrascht, als er am 24. Juni in der Früh die Diemel rschritt, ihre Vorhut zurückwarf und sie von allen Seiten angriff. Hätte nicht ainville im Kellerholz bei Wilhelmsthal mit Heldenmuth sich vertheidigt, hätte die französische Armee sich nur mit großem Verlust nach Kassel zurückjen können, so aber verlor sie bloß 3500 Mann. Die eigentliche Armee war ch die Kopflosigkeit der Führer gar nicht zum Schlagen gekommen. Braunveig suchte nun durch kleine Züge die Magazine der Franzosen zu zerstören sie um ihren Rückzug besorgt zu machen, doch hatten diese Befehl, Kassel Hessen um jeden Preis zu behaupten. Als aber Ferdinand bei Lutternberg . Juli die sächsische Heeresabtheilung unter Prinz Xavier schlug, ihr 1000 Gegene und 13 Kanonen wegnahm, beschloß d'Estrées Göttingen aufzugeben, ja ssel zu räumen, um in die Gegend von Ziegenhain und Marburg sich zurückiehen. Da kam Befehl von Choiseul, um jeden Preis wieder vorzurücken, — n Bute ermahnte den französischen Kriegsminister, doch ja dem englischen ere kräftig zu widerstehen *)! Erst als er die Präliminarien für gesichert lt, gab Choiseul die Vollmacht, Kassel zu räumen, die Armee von der Fulda uführen, mit dem Condé'schen Corps sich zu vereinigen und Frankfurt zu en! — Condé wurde auf seinem Marsche zur Hauptarmee bei Friedberg jegriffen, wehrte sich muthig und bekam so viel Verstärkung, daß der Erbnz von Braunschweig, der ihm gegenüberstand, mit einem Verlust von 1400 nn und 10 Geschützen sich zurückziehen mußte. Nun rückten die Franzosen der vor und drängten die Gegner bis hinter die Ohm zurück, wagten aber

Wilhelmsthal. Lutternberg. Friedberg.

*) Stuhr, II. 407.

trotz ihrer Ueberzahl nicht Kassel zu entsetzen, wo sie 16 Bataillone zurückgelassen hatten, die am 31. October die Festung übergaben. Am 3. November wurden übrigens die Präliminarien und am 15. dieses Monates ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen. — Wenden wir uns jetzt nach einem neuen Kriegsschauplatz, nach Portugal!

Der Krieg in Portugal. Die Präliminarien zu Fontainebleau. Der Friede zu Paris.

Portugal

Wir sahen oben *), wie im Familienvertrage bestimmt wurde, Portugal zur Theilnahme am Kriege gegen England zu nöthigen, von dem es seit dem Methuenvertrage **) 1703 vollkommen abhängig und ausgesogen war. — Pombal, damals erster Minister, sagt dieß selber in stärkster Weise in einer Depesche an das englische Ministerium: „Seit 50 Jahren habt Ihr mehr als 1500 Millionen aus Portugal gezogen — eine enorme Summe, wie die Geschichte kein Beispiel kennt, daß jemals eine Nation eine andere mit einer ähnlichen bereichert hat. Die Art, diese Schätze zu erlangen, ist euch noch vortheilhafter gewesen, als diese Schätze selbst. Durch sein Kunstgewerbe hat England sich unserer Minen bemeistert; es beraubt uns jedes Jahr ihres Ertrages. Einen Monat nach der Ankunft der Flotte aus Brasilien ist von ihr nicht eine einzige Goldmünze in Portugal vorhanden. Die gesammte Summe geht nach England; sie trägt beständig bei, seinen Geldreichthum zu vermehren, und mit unserem Gold geschehen die meisten Bankzahlungen. — Durch eine Stupidität, die in der Geschichte der volkswirthschaftlichen Welt ohne Beispiel ist, erlauben wir euch uns zu kleiden und uns alle Gegenstände unseres Luxus, der nicht unbeträchtlich ist, zu verschaffen. Wir geben 500.000 Gewerbsleuten, Unterthanen des Königs Georg, Unterhalt, einer Volkszahl, die in Englands Hauptstadt auf unsere Kosten existirt. Eure Fluren sind es, die uns nähren, statt daß wir Euch mit Getreide versorgten, versorgt ihr uns damit des heutigen Tages. Ihr habt Eure Felder angebaut, wir die unsrigen brach liegen lassen" ***).

Armuth Portugals

durch den Methuen-Vertrag.

Es ist dieß die amtliche Schilderung der Folgen des Methuen-Vertrags von 1703, durch welchen England den portugiesischen Weinen den Nachlaß eines Drittels der Zollgebühren bewilligt, welche die französischen Weine zu zahlen haben, dafür aber die Erlaubniß erhält, alle englischen Wollmanufacturen einzuführen, während allen anderen Nationen die Einfuhr durch Gesetze verboten ist. Landwirthschaft, Viehzucht, Gewerbe Portugals gingen zu Grund, nur der Weinstock wurde noch gepflanzt, sein Getreide bezog Portugal billiger durch die Engländer, es verarmte gänzlich, daher der Plan der Bourbonischen Höfe

---

*) S. 1042—44.

**) Siehe B. V. S. 1046.

***) Depesche Pombals bei Schäfer, G. v. Portugal V.

ngland in Portugal anzugreifen, ihm eine Hauptquelle seines Reichthums zu rstopfen, daher die Hoffnung eines leichten Sieges, denn von England beschützt enoß Portugal Jahrzehnte hindurch Ruhe, das Heer war gering, mit Waffen hlecht versorgt, die Disciplin mangelhaft, die Officiere kannten den Krieg cht, die Regierung bezahlte sie überdieß schlecht und nicht zur rechten Zeit. arum war die Lage sehr ernst, als der französische und spanische Hof beloffen Portugal in Verwahr zu behalten, bis England die von ihm in Amerika machten Eroberungen zurückgegeben habe, oder wenigstens Englands Kräfte Portugal zu beschäftigen. Sollte man durch einen Bruch mit England sich d die Kolonien seiner furchtbaren Seemacht aussetzen! sollte man sich den Bournen in die Arme werfen und Portugal zur Provinz Spaniens erniedrigen! agegen empörte sich das Selbstgefühl der Portugiesen, auch schienen die Pläne r Bourbonen in ein gefährliches Dunkel gehüllt. Der französische Gesandte bunn schrieb an Choiseul, daß es für Frankreich und Spanien gleichgiltig , ob man sich Portugals durch Eroberung oder unter dem Titel von Protoren und Bundesgenossen bemeistere. Der König und Pombal beschlossen ßhalb — beim Bund mit England zu bleiben. Als am 16. März die Gendten von Spanien und Frankreich verlangten, daß der König mit beiden onen in ein enges Bündniß trete und an England den Krieg erkläre und ß spanische Truppen, um dem Angriff, den die Engländer auf die Häfen ortugals machen könnten, zuvorzukommen, diese Häfen besetzen sollten, und nnen 4 Tagen eine entschiedene Antwort forderten, indem man sonst auf eine rneinende Antwort schließe — so wurde mit einem entschiedenen Nein getwortet: der König könne nicht vertragsbrüchig werden, biete übrigens seine rmittlung beim englischen Cabinete zur Wiederanknüpfung der Friedenshandlungen an. Die Gesandten wurden abberufen, am 5. Mai überschritt spanisches Heer die Grenze und rückte in die Provinz Tras-os-Montes , am 20. Juni erklärte auch Frankreich den Krieg.

Ernst der Lage.

Treue für England.

Die Gefahr Portugals lag in einem schnellen Einbruch der Spanier, an es war noch wenig gerüstet, 60.000 Mann wurden zwar ausgehoben, er sie waren noch nicht eingeübt. Doch Spaniens Finanzen waren nicht niger zerrüttet als die Portugals, sein Heer eben so wenig auf dem Kriegsfuß. s Heer zählte über 100.000 Mann, aber kaum 50.000 konnten in das ld geführt werden: es fehlte an Kanonen, an Kugeln, an Kriegskarten, an litärischer Uebung — an der Grenze merkte man erst, daß auch das Pulver le, und wartete auf die Ankunft von 12 französischen Bataillonen. Dach bekam Portugal Zeit sich zu rüsten. Pombal hatte längst die vertragsßige Hilfe in England angerufen. Dieses lieferte Waffen, Mundvorräthe und ld, sandte 8000 Mann und vor Allem einen guten Befehlshaber im Grafen ilhelm von Schaumburg-Lippe, der als General der Artillerie sich in dem ere Ferdinands von Braunschweig durch Einsicht und Muth hervorgethan

Kriegswesen.

Englands Hilfe.

Graf Lippe.

trotz ihrer Ueberzahl nicht Kassel zu entsetzen, wo sie 16 Bataillone zurückgelassen hatten, die am 31. October die Festung übergaben. Am 3. November wurden übrigens die Präliminarien und am 15. dieses Monates ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen. — Wenden wir uns jetzt nach einem neuen Kriegsschauplatz, nach Portugal!

Der Krieg in Portugal. Die Präliminarien zu Fontainebleau. Der Friede zu Paris.

Portugal

Armuth Portugals

durch den Methuen-Vertrag.

Wir sahen oben *), wie im Familienvertrage bestimmt wurde, Portugal zur Theilnahme am Kriege gegen England zu nöthigen, von dem es seit dem Methuenvertrage **) 1703 vollkommen abhängig und ausgesogen war. — Pombal, damals erster Minister, sagt dieß selber in stärkster Weise in einer Depesche an das englische Ministerium: „Seit 50 Jahren habt Ihr mehr als 1500 Millionen aus Portugal gezogen — eine enorme Summe, wie die Geschichte kein Beispiel kennt, daß jemals eine Nation eine andere mit einer ähnlichen bereichert hat. Die Art, diese Schätze zu erlangen, ist euch noch vortheilhafter gewesen, als diese Schätze selbst. Durch sein Kunstgewerbe hat England sich unserer Minen bemeistert; es beraubt uns jedes Jahr ihres Ertrags. Einen Monat nach der Ankunft der Flotte aus Brasilien ist von ihr nicht eine einzige Goldmünze in Portugal vorhanden. Die gesammte Summe geht nach England; sie trägt beständig bei, seinen Geldreichthum zu vermehren, und mit unserem Gold geschehen die meisten Bankzahlungen. — Durch eine Stupidität, die in der Geschichte der volkswirthschaftlichen Welt ohne Beispiel ist, erlauben wir euch uns zu kleiden und uns alle Gegenstände unseres Luxus, der nicht unbeträchtlich ist, zu verschaffen. Wir geben 500.000 Gewerbsleuten, Unterthanen des Königs Georg, Unterhalt, einer Volkszahl, die in Englands Hauptstadt auf unsere Kosten existirt. Eure Fluren sind es, die uns nähren. Anstatt daß wir Euch mit Getreide versorgten, versorgt ihr uns damit heutigen Tages. Ihr habt Eure Felder angebaut, wir die unsrigen brach liegen lassen" ***). Es ist dieß die amtliche Schilderung der Folgen des Methuen-Vertrags von 1703, durch welchen England den portugiesischen Weinen den Nachlaß eines Drittels der Zollgebühren bewilligt, welche die französischen Weine zu zahlen haben, dafür aber die Erlaubniß erhält, alle englischen Wollmanufacturen einzuführen, während allen anderen Nationen die Einfuhr durch Gesetze verboten ist. Landwirthschaft, Viehzucht, Gewerbe Portugals gingen zu Grund, nur der Weinstock wurde noch gepflanzt, sein Getreide bezog Portugal billiger durch die Engländer, es verarmte gänzlich, daher der Plan der Bourbonischen Höfe

*) S. 1042—44.
**) Siehe B. V. S. 1046.
***) Depesche Pombals bei Schäfer, G. v. Portugal V.

ngland in Portugal anzugreifen, ihm eine Hauptquelle seines Reichthums zu erstopfen, daher die Hoffnung eines leichten Sieges, denn von England beschützt enoß Portugal Jahrzehnte hindurch Ruhe, das Heer war gering, mit Waffen hlecht versorgt, die Disciplin mangelhaft, die Officiere kannten den Krieg icht, die Regierung bezahlte sie überdieß schlecht und nicht zur rechten Zeit. arum war die Lage sehr ernst, als der französische und spanische Hof beschlossen Portugal in Verwahr zu behalten, bis England die von ihm in Amerika machten Eroberungen zurückgegeben habe, oder wenigstens Englands Kräfte Portugal zu beschäftigen. Sollte man durch einen Bruch mit England sich d die Kolonien seiner furchtbaren Seemacht aussetzen! sollte man sich den Bourbonen in die Arme werfen und Portugal zur Provinz Spaniens erniedrigen! agegen empörte sich das Selbstgefühl der Portugiesen, auch schienen die Pläne r Bourbonen in ein gefährliches Dunkel gehüllt. Der französische Gesandte bunn schrieb an Choiseul, daß es für Frankreich und Spanien gleichgiltig i, ob man sich Portugals durch Eroberung oder unter dem Titel von Protoren und Bundesgenossen bemeistere. Der König und Pombal beschlossen shalb — beim Bund mit England zu bleiben. Als am 16. März die Gendten von Spanien und Frankreich verlangten, daß der König mit beiden ronen in ein enges Bündniß trete und an England den Krieg erkläre und ß spanische Truppen, um dem Angriff, den die Engländer auf die Häfen ortugals machen könnten, zuvorzukommen, diese Häfen besetzen sollten, und nnen 4 Tagen eine entschiedene Antwort forderten, indem man sonst auf eine rneinende Antwort schließe — so wurde mit einem entschiedenen Nein geantwortet: der König könne nicht vertragsbrüchig werden, biete übrigens seine rmittlung beim englischen Cabinete zur Wiederanknüpfung der Friedensrhandlungen an. Die Gesandten wurden abberufen, am 5. Mai überschritt spanisches Heer die Grenze und rückte in die Provinz Tras-os-Montes, am 20. Juni erklärte auch Frankreich den Krieg.

Ernst der Lage.

Treue für England.

Die Gefahr Portugals lag in einem schnellen Einbruch der Spanier, nn es war noch wenig gerüstet, 60.000 Mann wurden zwar ausgehoben, er sie waren noch nicht eingeübt. Doch Spaniens Finanzen waren nicht eniger zerrüttet als die Portugals, sein Heer eben so wenig auf dem Kriegsfuß. as Heer zählte über 100.000 Mann, aber kaum 50.000 konnten in das ld geführt werden: es fehlte an Kanonen, an Kugeln, an Kriegskarten, an ilitärischer Uebung — an der Grenze merkte man erst, daß auch das Pulver lle, und wartete auf die Ankunft von 12 französischen Bataillonen. Darch bekam Portugal Zeit sich zu rüsten. Pombal hatte längst die vertragsßige Hilfe in England angerufen. Dieses lieferte Waffen, Mundvorräthe und ld, sandte 8000 Mann und vor Allem einen guten Befehlshaber im Grafen ilhelm von Schaumburg-Lippe, der als General der Artillerie sich in dem ere Ferdinands von Braunschweig durch Einsicht und Muth hervorgethan

Kriegswesen.

Englands Hilfe.

Graf Lippe.

trotz ihrer Ueberzahl nicht Kassel zu entsetzen, wo sie 16 Bataillone zurückgelassen hatten, die am 31. October die Festung übergaben. Am 3. November wurden übrigens die Präliminarien und am 15. dieses Monates ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen. — Wenden wir uns jetzt nach einem neuen Kriegsschauplatz, nach Portugal!

Der Krieg in Portugal. Die Präliminarien zu Fontainebleau. Der Friede zu Paris.

Wir sahen oben *), wie im Familienvertrage bestimmt wurde, Portugal zur Theilnahme am Kriege gegen England zu nöthigen, von dem es seit dem Methuenvertrage **) 1703 vollkommen abhängig und ausgesogen war. — Pombal, damals erster Minister, sagt dieß selber in stärkster Weise in einer Depesche an das englische Ministerium: „Seit 50 Jahren habt Ihr mehr als 1500 Millionen aus Portugal gezogen — eine enorme Summe, wie die Geschichte kein Beispiel kennt, daß jemals eine Nation eine andere mit einer ähnlichen bereichert hat. Die Art, diese Schätze zu erlangen, ist euch noch vortheilhafter gewesen, als diese Schätze selbst. Durch sein Kunstgewerbe hat England sich unserer Minen bemeistert; es beraubt uns jedes Jahr ihres Ertrags. Einen Monat nach der Ankunft der Flotte aus Brasilien ist von ihr nicht eine einzige Goldmünze in Portugal vorhanden. Die gesammte Summe geht nach England; sie trägt beständig bei, seinen Geldreichthum zu vermehren, mit unserem Gold geschehen die meisten Bankzahlungen. — Durch eine Stupidität, die in der Geschichte der volkswirthschaftlichen Welt ohne Beispiel ist, erlauben wir euch uns zu kleiden und uns alle Gegenstände unseres Luxus, der nicht unbeträchtlich ist, zu verschaffen. Wir geben 500.000 Gewerbsleuten, Unterthanen des Königs Georg, Unterhalt, einer Volkszahl, die in Englands Hauptstadt auf unsere Kosten existirt. Eure Fluren sind es, die uns nähren, statt daß wir Euch mit Getreide versorgten, versorgt ihr uns damit [illegible] Tages. Ihr habt Eure Felder angebaut, wir die unsrigen brach liegen lassen" ***).

Es ist dieß die amtliche Schilderung der Folgen des Methuen-Vertrages 1703, durch welchen England den portugiesischen Weinen den Nachlaß eines Drittels der Zollgebühren bewilligt, welche die französischen Weine zu zahlen haben, dafür aber die Erlaubniß erhält, alle englischen Wollmanufacturen einzuführen, während allen anderen Nationen die Einfuhr durch Gesetze verboten ist. Landwirthschaft, Viehzucht, Gewerbe Portugals gingen zu Grunde, nur der Weinstock wurde noch gepflanzt, sein Getreide bezog Portugal billiger durch die Engländer, es verarmte gänzlich, daher der Plan der Bourbonischen [illegible]

Portugal

Armuth Portugals

durch den Methuen-Vertrag.

*) S. 1042—44.

**) Siehe B. V. S. 1046.

***) Depesche Pombals bei Schäfer, [illegible]

und in Portugal anzugreifen, ihm eine Hauptquelle seines Reichthums zu
pfen, daher die Hoffnung eines leichten Sieges, denn von England beschützt
Portugal Jahrzehnte hindurch Ruhe, das Heer war gering, mit Waffen
it versorgt, die Disciplin mangelhaft, die Officiere kannten den Krieg
die Regierung bezahlte sie überdieß schlecht und nicht zur rechten Zeit.
m war die Lage sehr ernst, als der französische und spanische Hof be
en Portugal in Verwahr zu behalten, bis England die von ihm in Amerika
chten Eroberungen zurückgegeben habe, oder wenigstens Englands Kräfte
ortugal zu beschäftigen. Sollte man durch einen Bruch mit England sich
ie Kolonien seiner furchtbaren Seemacht aussetzen! sollte man sich den Bour-
in die Arme werfen und Portugal zur Provinz Spaniens erniedrigen!
gen empörte sich das Selbstgefühl der Portugiesen, auch schienen die Pläne
Bourbonen in ein gefährliches Dunkel gehüllt. Der französische Gesandte
nn schrieb an Choiseul, daß es für Frankreich und Spanien gleichgiltig
b man sich Portugals durch Eroberung oder unter dem Titel von Pro
en und Bundesgenossen bemeistere. Der König und Pombal beschlossen
lb — beim Bund mit England zu bleiben. Als am 16. März die Ge
en von Spanien und Frankreich verlangten, daß der König mit beiden
en in ein enges Bündniß trete und an England den Krieg erkläre und
spanische Truppen, um dem Angriff, den die Engländer auf die Häfen
ugals machen könnten, zuvorzukommen, diese Häfen besetzen sollten, und
en 4 Tagen eine entschiedene Antwort forderten, indem man sonst auf eine
einende Antwort schließe — so wurde mit einem entschiedenen Nein ge-
ortet: der König könne nicht vertragsbrüchig werden, biete übrigens seine
ittlung beim englischen Cabinete zur Wiederanknüpfung der Friedens-
ndlungen an. Die Gesandten wurden abberufen, am 5. Mai überschritt
nisches Heer die Grenze und rückte in die Provinz Tras-os-Montes
n 20. Juni erklärte auch Frankreich den Krieg.

Die Gefahr Portugals lag in einem schnellen Einbruch der Spanier,
es war noch wenig gerüstet, 60.000 Mann wurden zwar ausgehoben,
ie waren noch nicht eingeübt. Doch Spaniens Finanzen waren nicht
er zerrüttet als die Portugals, sein Heer eben so wenig auf dem Kriegsfuß.
Heer zählte über 100.000 Mann, aber kaum 50.000 konnten in das
geführt werden: es fehlte an Kanonen, an Kugeln, an Kriegskarten, an
ischer Uebung — an der Grenze merkte man erst, d[illegible]
und wartete auf die Ankunft von 12 französisch[illegible]
nam Portugal Zeit sich zu rüsten. Pombal h[illegible] auch
Hilfe in England angerufen. Dies[illegible] war.
[illegible] 8000 Ma[illegible] reine
m von Schot[illegible]

hatte. Er ist in diesem Kriege der Retter Portugals geworden dadurch, daß er das Selbst- und Ehrgefühl der Portugiesen neu belebte und sie auf ihre eigenen Füße stellte. Ein origineller, ehrenhafter Mann — ist dieser Fürst in einer Zeit, in welcher so viele seiner Standesgenossen durch Menschenverkauf und Maitressenwirthschaft sich schändeten, mit seinem sittlichen Ernst, mit seinem Eifer für die wahren Bedürfnisse seiner Unterthanen, eine anziehende Erscheinung, ein wahres Musterbild eines Fürsten, dem zur welthistorischen Größe nur ein bedeutendes Land und ein zahlreiches Volk fehlte. —

Wilhelm Friedrich Ernst Graf zur Lippe*), ein Nachkomme Wittekinds, 9. Jän. 1724 in London geboren, als zweiter Sohn dem Militär bestimmt, in Genf in der Mathematik, Ingenieurwissenschaft und Kriegsbaukunst, dann an der Universität Leyden und Montpellier in Geschichte und Philosophie unterrichtet, wurde 1742 Officier der königlichen Garde zu London, machte 1743 im englischen Dienste die Schlacht bei Dettingen mit, 1745 unter Lobkowitz den Feldzug in Italien, und that sich darin durch ungestümen Muth hervor, wofür ihm der Kaiser die Stelle eines Obersten anbot. 1748 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung seines kleinen Ländchens an, dem er jedoch bald durch seine Befähigung und seinen Eifer eine höhere Bedeutung zu erwerben verstand. Aus Leidenschaft Soldat übte er in kurzer Zeit alle diensttauglichen Männer seines Landes im Kriegswesen ein. Er nahm nur Landeskinder in seine Armee auf. Der
Schriften. Dienst war streng, deßungeachtet hielten ihn die Leute bald für einen Ehrenstand. Nach der Ansicht des Grafen **) war die Neigung zum Kriege, welche bei Rohen und Ungebildeten die Schande der Menschheit ist, die Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit und jeder menschlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten, künstlich zu morden, sondern ein Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltener werden die Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art, sie zu führen, vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Offensivkrieg führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Kein Krieg außer dem zur Abwehr ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes. Der Graf selber hatte Freude am Kriegswesen und sich immer durch Muth, Gewandtheit in jeder Waffenkunst hervorgethan. Sein Lieb-
Lieblingsfach. lingsfach war die Kunst des Festungsbaues und die Artillerie, worin er seine Leute so meisterhaft einübte, daß ihre Sicherheit im Schießen einzig war. Zum Beweis wird erzählt, daß im Verlauf des 7jährigen Krieges der Graf seine Officiere eines Tages zur Tafel lud; während sie guter Dinge waren, flogen Kanonenkugeln über das Zelt. Die Gäste meinten, es seien Franzosen in der Nähe; der Graf aber hieß sie ruhig sitzen bleiben und sie gehorchten seinem Willen, aßen und tranken ruhig fort, selbst als einige Kugeln oben durch das
Schießkunst. Zelt schlugen. Am Schlusse erklärte der Graf die Erscheinung mit den Worten „Meine Herren, ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie sehr ich mich auf meine Artilleristen verlassen kann; ich befahl ihnen, so lange wir bei Tisch säßen, immer

*) Leben des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Der Vf. d. Biographie ist der 1809 verstorbene Reichshofrath Graf Karl Christian zur Lippe-Weißenfeld Derselbe schrieb auch eine Schilderung Josephs II. Lemgo 1772. — Vgl. ferner Varnhagen van Ense in den biog. Denkmalen.

**) Mémoires sur la guerre défensive. Stadthagen 1775.

t scharf geladenen Kanonen nach dem Kopfe des Zeltes zu schießen, und das
)en sie auch mit der größten Genauigkeit ausgeführt". Man sah sich verdutzt an
d lobte dabei die Geschicklichkeit der Artilleristen. — Aus seiner Schule gingen
h die besten Officiere und Ingenieure hervor — allerdings wußte klug der
af durch Lob und Tadel, durch Geschenke wie durch eigene Unterweisung seine
glinge zum Aufgebot ihrer Kräfte zu entflammen. —

Ein solcher Mann war im Kriege viel werth. Georg II. schloß 1756 mit Feldzüge
n Grafen (dessen Mutter eine Tochter Georgs I. und der Herzogin von Kendal
r,) einen Vertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen gegen die Franzosen
t den hannöverischen verband, dagegen von England Hilfsgelder und eine an-
nessene Befehlshaberstelle erhielt. Seine Jäger thaten auch durch ihre Schnelligkeit
i Franzosen vielen Abbruch, seine Reiter blieben unter dem Namen Eisen-
nner bei ihnen lange in gefürchtetem Andenken, insbesondere aber thaten sich
ıe Kanoniere bei jeder Gelegenheit hervor. Der Graf selber bewies in jeder
hlacht unerschütterlichen Heldenmuth und nach derselben die großmüthigste
enschlichkeit in der Sorge für Verwundete und Gefangene. Sein Wahlspruch
r: „Die höchste Gefahr und keine Gefahr ist einerlei." — Der Graf hatte
le Bewunderer, machte sich aber auch durch seinen rückhaltlosen Freimuth
le Feinde.

Auf diesen Mann richteten sich die Blicke, als Portugal in der Noth um In Portugal.
en tüchtigen Heerführer bat. England empfahl ihn und der König von Portugal
annte den Grafen zu seinem Feldmarschall. Ein so glänzender Ruf ging ihm
aus, daß der König befahl, ihm alle königlichen Ehren zu erweisen. Er kam
t einem Kreis tüchtiger Officiere (der Herzog von Mecklenburg war sein General
Artillerie). Die Reise von Opporto bis Lissabon war ein wahrer Triumphzug.
n Grafen gefiel die Einfachheit und die fürstliche Würde, die Uneigennützigkeit. Uneigennützigkeit.
e Heiklichkeit seiner Stellung als Fremder fühlend, weigerte sich der Graf
lichen Gehalt anzunehmen. Von den 40.000 Krusaden, welche ihm der König
gegensandte, um seine Einrichtung zu bezahlen, behielt er nur so viel, als
thig war, um sich eine Feldmarschallsuniform anzuschaffen, die Hälfte sandte
sogleich dem König zurück, den Rest vertheilte er unter die armen Soldaten.
Diese waren in der That so zu nennen, denn Monate, Jahre hindurch Portug. Heer.
kamen sie keinen Sold, selbst die Leibwachen bettelten mit Kniebeugungen und
ttabziehen die Vorübergehenden um ein Almosen an. Die Officiere schneiderten
r waren Hausbediente der Generale, ihre Frauen wuschen um Geld. Dies
ßte anders, das Ehrgefühl wieder geweckt werden. Als der General beim
afen von Arcos zu Mittag speiste und einen Rittmeister gewahrte, der als Ehrgefühl.
mmerdiener hinter seinem Stuhle stand, erhob er sich sogleich und betheuerte,
würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Officier, wie seinem
ande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt, und ruhte nicht, bis der Rittmeister
ischen ihm und dem Gastgeber Platz bekommen. — Untaugliche Officiere
rden entlassen, taugliche mußten aber für jede Kränkung der Ehre den Zwei- Duell.
npf fordern, denn dieser sei die sicherste Stütze der Ehre und ohne ihn falle
Tapferkeit: wer nicht jeden Augenblick bereit sei, Muth und Tapferkeit zu
veisen, tauge nicht zum Officier. Wir theilen die Ansicht des Grafen über den
veikampf nicht, den er übrigens früher selber unter seinen Landeskindern ver-
en hatte!

Die Lage war schwierig: in dem kleinen Heere weder Gliederung, noch
cht, die Zeughäuser leer, wenig Geschütz, wenig Kriegsvorräthe — unter
chen Umständen doch nach und nach eine Armee schaffen und siegreich

68*

machen, das war ein Werk unsäglicher Geduld und die Arbeit eines höhern Geistes. Den Kern bildeten die eigenen Officiere und das englische Hilfscorps, bei dem Townshend und Bourgoyne waren; übrigens gibt der Graf den Portugiesen das Zeugniß, daß sie von Hause aus tapfer und findig seien und rasch in allen Zweigen der Kriegskunde Fortschritte machten. Die Ereignisse nahmen dabei einen ziemlich raschen Verlauf.

Gegen die in die Provinz Tras-os-Montes im Mai eingedrungenen Spanier erhoben sich die Bauern. Wider die Spanier, die **Almeida** belagerten, sandte der Graf Townshend, während er selber gegen **Estremadura** vorrückte, um durch einen Einfall in Spanien die Feinde zum Rückzug zu bewegen. Doch fiel Almeida schon am 25. August durch die Feigheit des portugiesischen Befehlshabers. Nichtsdestoweniger wußte der Graf das Vordringen der Feinde in Alemtejo zu hemmen: jeder Vortheil des Bodens wurde dabei benützt, die Spanier zuerst in den Berggegenden festgehalten, dann, als Mangel und Krankheiten sie schwächten und Regengüsse die Zufuhr erschwerten, zum Rückzug gezwungen. Schon im November war Portugal mit Ausnahme der Grenzplätze Chaves und Almeida wieder vom Feinde befreit. Die Spanier waren entmuthigt, die Portugiesen hingegen sahen voll Selbstvertrauen dem nächsten Feldzuge entgegen. Zu dem kam es aber nicht mehr. Am 22. November traf die Nachricht vom Abschlusse der Präliminarien zu Fontainebleau ein.

Ruhm des großen Grafen.

Das kleine Portugal hatte also den Kampf gegen das viel mächtigere Spanien glücklich bestanden. Wir begreifen den Jubel des geretteten Volkes und die Huldigungen, Triumphbögen, Ehrensäulen, die es „dem **großen** Grafen" widmete. Der König nannte ihn seinen Vetter (il mio Primo), erklärte ihn für einen Verwandten des Hauses Braganza, verlieh ihm den Titel Altezza, der sonst nur dem Kronprinzen zukommt, und befahl allen hohen und niederen Beamten seines Reiches, den Verfügungen des Grafen zum Behuf seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen. Die Truppen erhielten jetzt regelmäßig ihren Sold, das Heer zählte 32.000 Mann und war wieder beseelt von Zucht und Diensteifer und dem Geiste der Ehre. Fähige deutsche und französische Officiere wurden angestellt, eine Kriegsschule errichtet, Befestigungen angelegt, darunter ein Fort, das heute noch den Titel la Lippe hat.

Heimkehr.

Nachdem die bessere Ordnung eine feste Grundlage zu haben schien, nahm der Graf seinen Abschied, sich jede Belohnung verbittend, nur einige Ehrengeschenke vermochte ihm der König aufzubringen, z. B. sein Bild in Diamanten, einen Hutknopf und Schleife in Diamanten, 8 kleine goldene Kanonen auf Lafetten von Ebenholz, ein Münzkabinet, schöne Pferde, 4 Adler. 17. November 1763 war der Graf wieder in seinem kleinen Lande, nachdem er den deutschen Namen in Portugal zu großen Ehren gebracht hatte. —

Regierung in Lippe.

Folgen wir ihm für einige Augenblicke in sein kleines Land, das er aber so gut regierte, daß er der Herrscher über ein Weltreich zu sein verdient hätte. Der Anblick eines edlen Mannes ist ja in dieser Zeit der Ränke, der Menschenmißhandlung und des Mangels an hohem Sinne ein wahres Labsal. Dieser Fürst sorgte für sein Volk wie ein Vater, und nicht wie ein Despot. Sein guter und reiner Sinn hielt ihn fern von allem Gewaltsamen.

Reformen.

Mit ihrem freien Willen sollten seine Unterthanen zum Guten kommen, nicht so wie unmündige Kinder oder wie Sclaven dazu genöthigt werden. Die angesehensten Hauswirthe aus der Stadt und dem Lande wurden zu freier Berathung über gemeinsame Angelegenheiten berufen — eine gesunde Art von Volksvertretung. **Leibeigenschaft**

rohndienst wurde aufgehoben, wüste Strecken wurden urbar gemacht, Moore isgetrocknet, mit kleinen Gütern, Haus, Hof, Garten und Feld verdiente Krieger lohnt, die eigenen Hausgüter an tüchtige Bauersleute verpachtet, Hilfskassen, ersicherungsanstalten gegründet. Ein Waisenhaus, Armenanstalten gaben Unücklichen Schutz und Pflege. Der Fürst half bei unverschuldeten Unglücksfällen ; solche, aber die ihre Wirthschaft leichtfertig verschlimmert hatten, durften nur it einem weißen Hute umhergehen, was gute Wirkung that. Für Verbesserungen der Landwirthschaft wurden Belohnungen ertheilt, wer dem Fürsten einen ten Vorschlag machen konnte, erhielt eine Auszeichnung. Den Geistlichen und eamten wurde aufgetragen, dem Fürsten alle guten Handlungen, die sie in Erhrung brächten, zu melden. Die Belohnungen waren nicht etwa ein bloßes rdensband, sondern von Werth, hin und wieder ein Bauernhaus mit Aufschrift, ß der Besitzer z. B. einen Kameraden gerettet, oder gegen eine überlegene ahl von Feinden gekämpft habe. Wetteifer und Ehrliebe wurden als Hebel m Guten gebraucht. Begreiflich, daß seine Unterthanen ihn wie einen Vater bten und stolz auf ihn waren. —

Ein selbständiger Kopf war der Graf frei von der Modethorheit seiner it, von der Anbetung Voltaires, von der Verachtung deutschen Geistes. Der Graf r ein Verehrer Shakespeares; Philosophie, Geschichte, Mathematik waren Lieblingsher. Die Schrift von Abbt, Professor in Rinteln, über das Verdienst begeisterte t, er lud ihn nach Bückeburg ein, sandte zugleich seinen sechsspännigen Wagen, ihn abzuholen, und behielt ihn, damit er ohne Sorgen arbeiten könne, als nen Hof- und Regierungsrath bei sich. Abbt schreibt vertraulich über ihn an endelssohn: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus Shakespeare mit vollen Empfindung des Inhaltes hersagen hörten und ihn bei einer gestirnten icht mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel über die wichsten Materien, die den Menschen angehen, sprechen hörten, so würden Sie hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegsist, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und en englischen Oberst eine schwere Stelle des Cäsar bei der Tafel erklären en und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im binet sich befände, aber ich bin versichert, daß das thätige Leben mit jenem bunden viel weiter bringt, als jenes allein." — Als der talentvolle Abbt, 28 Jahre alt, schon starb, trauerte der Graf um ihn, wie um einen Freund setzte ihm ein Denkmal in der Schloßkapelle. Herder trat später an Abbts elle und Zimmermann erzählt: „Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, Milde, Güte Ruhe sprachen aus den lebendigsten Zügen, aus seinem ganzen Gesicht. Ich ihn nie und sprach nie mit ihm, ohne dabei zu denken: „wie sanft und groß du. Heroische Gesinnungen und erhabene Gedanken gingen aus seinem Munde leicht und häufig, als sie aus dem Munde des größten Griechen oder Römers zen gegangen sein." —

Der Graf von Lippe war ein Mann von tiefem Gemüth. Der Tod seiner ebten Gattin, welche die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Seele , brach ihm das Herz. Ihr Grabmal schmückte er mit Inschriften, welche e tiefe Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele aussprechen: „Heilige fnung, Ausfluß göttlicher Kraft, Quelle des beglückenden Gedankens, daß bindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unseres Willens vereinigen, n Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet bestehen. Ewig ist das Forteiten zur Vollkommenheit, wenn gleich am Grabe die Spur der Bahn unserem ge verschwindet." — Der Graf starb 1777. —

Choiseuls Plan.

So der Wiederhersteller der portugiesischen Kriegsmacht! Er hat Choiseul schwere Schläge versetzt, nicht minder bitter wurden diesem auf anderen Gebieten seine Hoffnungen getäuscht. Beim Beginn des Bundes mit Spanien kam der französische Minister auf Nichts weniger, als auf Eroberung Gibraltars und Jamaikas, auf eine Landung in Irland, auf einen Einfall in Holland. Freiwillige Beiträge zum Neubau einer Flotte wurden in feurigster Weise in einzelnen Städten und Provinzen geleistet. Und auf all diese schönen Pläne und diesen Aufschwung des Patriotismus kamen nur Enttäuschungen und Verluste.

Martinique

Am 7. Januar 1762 landete die englische Flotte unter Rodney bei Martinique, der reichsten der Antillen, der Citadelle gleichsam und dem Verwaltungsorte der übrigen Besitzungen. Trotz des tapferen Widerstandes der Franzosen wurden 12.000 Mann an's Land gesetzt, erstürmten unter Moncton die Höhen, welche Fort Royal beherrschen, und zwangen am 8. Februar die Stadt zur Uebergabe. Damit waren auch die Nebeninseln Grenada, St. Lucie und Vincent verloren. Von all' ihren Besitzungen in Westindien blieb den Franzosen nur noch ihr Antheil an Domingo. — Nicht geringere Verluste erlitten die Spanier: von den Angriffen auf die Landenge von Panama, auf Havanna und die Philippinen, welche Pitt noch geplant, führte man zunächst den auf Havanna aus, die reichste Stadt in den Gewässern von Centralamerika, mit einem Hafen, wie kein größerer ist. Die Spanier hatten in Cuba 12 tüchtige Kriegsschiffe, welche den Engländern große Verlegenheiten hätten bereiten können, aber sie durften den Hafen nicht verlassen, um die Stadt zu schützen, drei derselben wurden sogar versenkt, um den Eingang in den Hafen zu sperren. Die Stadt war mit großer Kunst befestigt, ihre Hauptstärke war aber im Fort Moro, gegen welches die Engländer 12. Juni den Angriff begannen und mit einer Ausdauer ohne gleichen fortsetzten, obschon Krankheiten unter ihnen wütheten. Die Vertheidigung der Spanier war tapfer und zäh. Am 30. Juni wurde die Veste mit stürmender Hand genommen. Nachdem 4000 Mann neue Truppen eingetroffen, begannen die Engländer 11. August Havanna selber zu beschießen, und so wirksam, daß die Stadt, alle Schiffe im Hafen und das Land im Westen auf 36 Meilen Entfernung schon am 12. übergeben wurden. Die Kriegsbeute war ungeheuer, gegen 30,000.000 Gulden an Werth. — Das Unternehmen gegen die Philippinen, wo die spanische Besatzung noch gar keine Nachricht vom Ausbruch des Krieges hatte, also überrascht war, leitete mit nur 2300 Mann von Madras aus William Draper. Am 24. wurde in der Nähe der Hauptstadt Manilla gelandet. Der Erzbischof, der zugleich Statthalter war, vertheidigte sich entschlossen, auch die Eingebornen stritten mit Muth, am 12. Tage ward jedoch die Stadt mit Sturm genommen. Der Erzbischof der sich in die Citadelle zurückgezogen hatte, capitulirte für die ganze Inselgruppe, als Lösegeld für ihr Eigenthum wurden 2,000.000 Piaster bezahlt. Manilla ist hochwichtig als Stapelplatz des Handels für Amerika, Japan und Siam. Das Glück schien die Engländer mit Gütern zu überschütten. Die Galione St. Trinidad mit einer Ladung von 3,000.000 Piastern wurde von 2 Schiffen Drapers aufgetrieben, die Hermione mit 8,000.000 fl. Silber an Bord wurde noch in der Nähe von Cadix, wohin sie steuerte, abgefangen. Also Eroberungen und Schätze mehr als genug in Ausführung der Pläne des ehemaligen Ministers. Walpole sagt darum: „Die Beredtsamkeit Pitts kann gleich einem untergegangenen Sterne noch viele Monate nach ihrem Aufhören leuchten; ich sage, er hat Martinique erobert." —

Havanna.

Philippinen.

Prisen.

Bute erntete, was Pitt gesäet, aber unwillig, denn jeder Sieg war doch Bute.
ur eine Rechtfertigung Pitts, und kam dieser wieder an's Ruder, so blieb nach iner Ansicht der König in Fesseln und konnte seine Herrscherrechte nicht wahr- ıft ausüben. Sonst bittet der Besiegte um den Frieden, jetzt aber bat die ıglische Regierung eigentlich um denselben. Durch Vermittlung des sardinischen iesandten Bailli de Solar wurde zunächst der französischen Regierung mit- :theilt, daß der Bruch Spaniens in den friedfertigen Gesinnungen des Mini- eriums Nichts geändert habe. Wer war froher als Choiseuil, der von seinen ochgehenden Hoffnungen längst zurückgekommen war! Man kam überein, die ltimata beider Theile als Grundlage weiterer Verhandlungen zu benutzen. :ngland gab zu, daß Frankreich für Spanien verhandle, was es unter Pitt Verhandlung.
ı stolz zurückgewiesen hatte. Aber gerade Spanien wollte von einem Aufgeben iner Ansprüche Nichts wissen und erst die Nachricht vom Fall von Martinique ıachte es fügsam. Bute mußte in Paris an schleunigen Abschluß mahnen, ınst werde der Friede nicht möglich sein und Pitt wieder an's Ruder kommen, nd Choiseul meinte, lieber wolle er auf den Galeeren rudern, als mit Pitt :nen Frieden entwirren. Maria Theresia haderte nicht mit Frankreich wegen iner abgesonderten Verhandlungen mit England, sie sprach sogar ihre Geneigt- eit aus, selber mit Preußen Frieden zu schließen, nur wünschte sie die Graf- haft Glatz zu behalten und daß Sachsen eine Entschädigung zu Theil werde. Die französischen Minister entsprachen mit einer Gegengefälligkeit: sie schlugen or, Wesel und Geldern sollten bis zum allgemeinen Frieden von französischen :ruppen besetzt bleiben, und keine von Großbritannien bezahlten Truppen sollten um König von Preußen stoßen oder ihm Beistand leisten dürfen. Von Seite :nglands wurde dieß zugestanden unter der Bedingung, daß Frankreich an die taiserin keine Hilfsgelder zahle, sonst zahle auch England an den König von Preußen. Als aber die Mahnung Friedrichs an seinen Gesandten zur Kennt- ıß des Ministeriums kam, Alles anzuwenden, daß Pitt statt Butes wieder n's Ruder komme, gab Bute dessen Sache vollkommen preis. Bedford, der nglische Unterhändler in Paris, erklärte, er sei nicht gekommen, um die Sache :s Königs von Preußen zu führen, in Geldern und Wesel könne man Reichs- uppen legen. Ludwig XV. wollte möglichst seinen Verpflichtungen gegen die aiserin nachkommen und wurde deßhalb vor Abschluß der Präliminarien mit ır vereinbart, die Rückstände der verheißenen Hilfsgelder in Raten von je ner Million Livres monatlich und für das versprochene Hilfscorps von 4.000 Mann ihr monatlich 288.000 Gulden zu zahlen, so lange der Krieg wischen Oestreich und Preußen fortdauere; zweitens versprach Frankreich, bei Räumung der von ihm besetzten preußischen Gebietstheile, sowohl die dort orgefundene, als die nach Wesel gebrachte Artillerie der Kaiserin leihweise zu berlassen und dafür zu sorgen, daß die östreichischen Truppen die erwähnten Plätze eim Ausmarsche der französischen Streitkräfte zu besetzen vermöchten.

Jetzt erst wurden in **Fontainebleau** die **Präliminarien** 3. November 1762 unterzeichnet. Friede. Frankreich verzichtet darin auf Akadien, Kanada, Cap Breton und die Inseln des Lorenzo, auf den Theil von Louisiana am linken Ufer des Mississippi mit Ausnahme von Neu-Orleans. Unter den Antillen verzichtete es auf Grenada und die Grenadinen, es überließ den Engländern 3 von den neutralen Inseln, welche ihm dafür die vierte, St. Lucia, zusicherten, indem sie ihm zugleich Guadelupe, Martinique, Maria Galante und Desiderade zurückstellten. Frankreich trat ferner den Engländern Minorka ab und die große Niederlassung am Senegal, bekam aber dafür Gorea zurück, ferner die Besitzungen in Ostindien im Jahre 1749, mit Einschluß der Niederlassung, wo Pondichery gestanden, aber es verzichtete auf jede Niederlassung in Bengalen, überließ also der englisch-ostindischen Compagnie all ihre Eroberungen. England gestand den Franzosen das Recht der Fischerei an der Küste von Neufundland zu, trat die Inseln St. Pierre und Miquelon ab, als Zufluchtsort für die Fischer, aber Befestigungen durften nicht darauf errichtet werden, dafür bestand es jedoch auf der Schleifung von Dünkirchen und zwar sollten englische Ingenieure das Recht haben, sich davon zu überzeugen. Frankreich und England führen ihre Heere aus Deutschland ab und werden keinem Theil der beiden Krieg führenden Mächte fortan Beistand leisten. Frankreich räumt sogleich Ostende und Nieuport und verzichtet auf die Schiffe, die ihm vor der eigentlichen Kriegserklärung weggenommen worden sind, dagegen gibt England Spanien. Belleisle zurück, sobald der Friede unterzeichnet ist. Spanien verzichtet auf die Fischerei an der Küste von Neufundland, gewährt den Engländern das Schlagen von Färbeholz in der Campechebai von Honduras, wofür diese jedoch ihre Befestigungen niederreißen müssen, verzichtet auf Florida und das ganze Gebiet östlich vom Mississipi, erhält aber dafür Havanna zurück wie die Philippinen. Spanien und Portugal behalten dieselben Grenzen wie vor dem Kriege. Louisiana. In einem geheimen Vertrage überließ Frankreich an demselben Tage **Louisiana** an Spanien zur Entschädigung für Florida und weil es **Minorka** nicht an Spanien zurückstellen konnte. Um den allgemeinen Unmuth darüber zu beschwichtigen, wurde verbreitet, Louisiana biete im Frieden keinen Vortheil und sei im Kriege eine Last. Die Kolonisten waren in Verzweiflung, als sie aufhören sollten Franzosen zu sein; vergebens streckten sie ihre Hände flehend nach dem Mutterlande aus, das sie zurückstieß. Viele wanderten aus, Andere leisteten der spanischen Regierung jeden Widerstand, bis 1769 als spanischer Statthalter O'Reilly mit 3000 Mann landete und die Häupter der nationalen Richtung festnehmen und ohne langen Prozeß hinrichten ließ. —

Mehr Erwerbungen hatte England noch in keinem Frieden gemacht, dennoch Stimmung in England. war es wenig gegen das, was Pitt durch Fortsetzung des Krieges hatte erreichen wollen. Deßhalb war der Empfang des Königs bei der Auffahrt zum Parlament am 25. November kalt, Bute wurde ausgezischt und beworfen. Pitt sprach

Stunden gegen den Frieden: Florida sei kein Ersatz für Havanna, unverant-rtlich sei die Rückgabe von Cuba, Martinique, Guadelupe, St. Lucia; durch Zugeständniß der Fischerei an der Küste von Neufundland habe man Frank-h die Mittel gegeben, seine Verluste zu ersetzen und für England noch einmal ihrlich zu werden zur See. — Die Art, wie man den König von Preußen geopfert, nannte er einen gemeinen Verrath. Dem Redner versagte zuletzt vor hwäche die Stimme. Die Wirkung seiner Rede war tief, dennoch stimmten 9 Mitglieder für die Präliminarien und nur 65 dagegen. „Georg, jetzt bist endlich König!" sagte die Prinzessin von Wales zu ihrem Sohne. Bute und ie Anhänger entschuldigten ihre Vorliebe für den Frieden mit der Nothwendig-zu sparen, die Schuldenlast sei bereits auf 126,600.000 Pfund angelaufen. —

Der Friede zu Hubertsburg.

Maria Theresia und Friedrich standen jetzt allein noch auf dem Kampf-ß wie Zweikämpfer, die ihre Sekundanten verließen. Sollten sie ferner iten, während ihre Völker nach Frieden lechzten! Durfte Maria Theresia auf rechnen, allein mehr zu erreichen, als früher mit mächtigen Bundes-offen! Bei Belgrad zog sich ein türkisches Heer zusammen, obschon der ltan die Anträge Preußens auf Abschluß einer Offensivallianz zurückgewiesen te, denn mit dem nächsten Jahre lief die Zeit des letzten Friedens ab, und ein neuer geschlossen werde, stand in Frage. Daun rieth zum Frieden und Noth der Finanzen verlangte dringend seinen Abschluß. Unter solchen Um-nden konnte Maria Theresia die Vermittlung des Friedens, welche August III. , nur annehmen und ihn ermächtigen zur Erklärung, sie sei zu einem digen billigen, dauerhaften Frieden wahrhaft geneigt. Maria Theresia.

Fritsch, ein Geheimer Rath des Königs von Polen, früher bei Friedrich te gesehen, kam zu diesem nach Meissen, sprach von den Leiden des Krieges, Sachsen. sehr Sachsen den Frieden bedürfe, dem auch die Kaiserin, wie er durch eine kschrift an seine Regierung beweisen könne, nicht abgeneigt sei. Nach einigen ßerungen bitteren Hasses verlangte der König, als Grundsatz der Verhand- Friedrich II. zen müsse festgestellt werden, daß der Friede billig sei, so daß keiner der schlie-den Theile dabei verletzt werde, daß die Bedingungen für alle Theile ehrenvoll n und daß man zur Schließung des Friedens so feste und ehrenvolle Maß-ln treffe, daß derselbe dauerhaft sein könne *). Oestreich schlug nun einen greß vor, Preußen nahm ihn an, das Schloß Hubertsburg ward dazu mmt, jenes wählte den Hofrath v. Collenbach zu seinem Vertreter, dieses Legationsrath Friedrich von Hertzberg. Die Verhandlungen begannen am December 1762.

Die Kaiserin that, um die Welt von ihrem aufrichtigen Verlangen nach den zu überzeugen, die ersten Vorschläge; sie verlangte, 1. daß der sächsische auf einem anständigen und gleichen Fuße in die Verhandlungen mit einge- Was Oestreich will. ffen werde; 2. daß man billige Rücksicht auf die Stände des Reiches nehme;

*) Guerre de sept ans 17.

3. daß der Friede im Reich auf eine ehrenvolle Art für den Kaiser geschlossen werde; 4. daß eine allgemeine Amnestie auch für das Reich stattfinde; 5. daß der Vertrag zwischen dem König und dem Kurfürsten von der Pfalz über Jülich und Berg nach vollzogenem Frieden wieder seine Kraft erhalte; 6. daß die Grafschaft Glatz, durch deren Lage Böhmen gedeckt wird, im Besitz der Kaiserin bleibe; 7. daß Toscana eine Secundogenitur werde, unter dem Beding, daß der König in Rücksicht der Erbfolge in Bayreuth und Anspach das Gleiche zugestehe; 8. daß der König seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Erzherzog Joseph gebe; 9. daß der Erzherzog, welcher sich mit der Erbin von Modena vermähle, die Anwartschaft auf die Lehensfolge in diesem Herzogthum habe; 10. daß der Breslauer und Dresdener Friedensschluß erneuert werde in Rücksicht der Erhaltung der römischen Religion, der Schulden Schlesiens, wie auch, daß man von beiden Seiten die Kriegsgefangenen ausliefere und allen rückständigen Kriegssteuern entsage. –

Was Friedrich will. Von preußischer Seite wurde die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige sogleich zugestanden, deßgleichen die Lehensfolge im Herzogthum Modena. Die Artikel 6 und 7 wurden aber entschieden abgelehnt. Gegen die Behauptung Collenbachs, Glatz sei in östreichischen Händen nur ein Vertheidigungsplatz, in preußischen aber ein Angriffsort, betonte Hertzberg, Glatz sei das Gegentheil, die Oestreicher könnten von Glatz aus leicht in Niederschlesien einbrechen und den Krieg in das Innere des Landes tragen, dagegen versichere Glatz keinen Eingang in das Königreich Böhmen, der durch viele andere Orte gedeckt sei, so daß eine Armee dem Feinde leicht den Eingang streitig machen könne. Die Secundogenitur der fränkischen Markgrafenthümer sei dem Vortheil des brandenburgischen Hauses zu nachtheilig, als daß man darauf eingehen könne; der König verlange auch keinen Einfluß zu haben auf die Anordnungen, welche der Kaiser in Rücksicht der Nachfolge seiner Familie zu treffen für gut finde. In Wien entschloß man sich rasch, in beiden Forderungen nachzugeben; man wiederholte sie nur, um die preußische Gewährleistung der Staaten Maria Theresia's zu erlangen, welche in den Verträgen von Breslau und Dresden nur für die östreichischen, aber nicht für die ungarischen Länder festgesetzt war, und darauf den Aufstachelungen in Konstantinopel ein Ende zu machen, dann um für den Vortheil Sachsens zu wirken *).

Was Sachsen will. Sachsen stellte in Hubertsburg durch seinen Bevollmächtigten Fritsch die Forderung: Sachsen solle geräumt werden, sobald der Frieden geschlossen sei; mit dem 1. Januar aber solle jede Leistung Sachsens für Preußen aufhören; alle Kriegsgefangenen, alle sächsischen Unterthanen im Dienste Preußens, alle aus Sachsen weggenommenen Waffen und Schriften sollen zurückgestellt und für den 6jährigen Entgang der Landeseinkünfte und für die erlittenen Verluste überhaupt dem Kurfürsten eine angemessene Entschädigung verschafft werden. Friedrich erklärte darauf barsch, Sachsen werde nicht ein Dorf, nicht einen Groschen von ihm erhalten, und trieb mit größter Härte bis in den Februar Kriegssteuern ein, hob Jünglinge für seine Regimenter aus und schleppte sogar Mädchen und Kinder in das Innere von Preußen, um diese Provinzen wieder zu bevölkern. Es wäre zum Vortheile Sachsens ausgefallen, wenn sein Vertreter in allen Dingen mit dem Abgesandten der Kaiserin Hand in Hand gegangen wäre; allein nach kurzem Widerstand warf sich die sächsische Regierung dem Preußenkönig in die Arme und verzichtete auf alle Ansprüche, und nun mußte auch Oestreich nachgeben und Friedrich erreichte in der Verhandlung, die am 15. Februar mit Unterzeichnung des Friedensvertrages abgeschlossen wurde, was er wollte. –

*) Arneth II. 399.

Jeder Theil entsagt im Frieden von Hubertsburg allen Ansprüchen auf Friede.
Staaten und Länder des anderen, Oestreich also auf die Besitzungen, welche
Preußen 1742 und 1745 abgetreten. Die Kaiserin gibt die Grafschaft Glatz,
nmt allen von ihr und ihren Verbündeten eingenommenen Gebieten des Königs
:ück und zwar binnen 3 Wochen nach Auswechslung der Ratificationen. In
icher Zeit räumt der König die sächsischen Länder. Die Kaiserin verbürgt dem
nig den Besitz all seiner Staaten, der König ihr dagegen nur die deutsch-
reichischen Länder. Beide Theile werden sobald als möglich einen Handels-
trag schließen. Geiseln und Kriegsgefangene werden ohne Lösegeld frei *).
iedrich II. verspricht dem Erzherzog Joseph seine Stimme bei der römischen
nigswahl und Förderung der für das Haus Oestreich nachzusuchenden
iwartschaft auf Modena. Der König wird die katholische Kirche in Schlesien
dem Zustande lassen, in welchem sie zur Zeit der Breslauer Präliminarien
d des Berliner Friedens war, und jeden Einwohner in den ihm rechtmäßig
ıührenden Besitzungen Freiheiten und Privilegien erhalten, unbeschadet der
llständigen Gewissensfreiheit des protestantischen Bekenntnisses und der Rechte
s Landesfürsten. — Das Reich ist in alle Artikel des Friedens, welche die
nnestie, die Einstellung der Feindseligkeiten, der Truppenmärsche, der Kriegs-
ıern und Kriegsgefangenen betreffen, mit eingeschlossen. Der westfälische Friede
d alle Reichsgrundgesetze werden erneuert.

So endete dieser lange schlachtenreiche Krieg mit dem Siege Preußens. Friedrich II.
iedrich hatte sein Ziel erreicht, sein Ruhm stieg höher als je: die vereinte
acht Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens hatten ihm auch nicht
e seiner Besitzungen auf die Dauer zu entreißen vermocht. Im Kampf hatte
ein seltenes Feldherrntalent, in der Noth eine unbeugsame Stahlkraft der
eele bewiesen, aber auch gegen Besiegte eine Härte, gegen das Recht eine
ıcksichtslosigkeit, die einen argen Schatten zu jenem Siegesglanze bilden. Ein
önerer Ruhm war ihm jetzt vorbehalten — die Wunden zu heilen, welche
: Krieg seinem Lande geschlagen hatte, und es läßt sich nicht läugnen, daß
Folge seiner unermüdlichen Thätigkeit nach weiteren sieben Jahren das Land
eder stark bevölkert war und Ackerbau, Gewerbe und Handel blühten. —

Gegenden, in welchen dieser Krieg geführt wurde, waren verheert, öde
d menschenleer gerade wie nach dem 30jährigen Krieg, z. B. Hessen, man Verödung.
f Tagreisen weit keinen Menschen. Die Verheerung seines eigenen Landes
t Friedrich selber in markigen Zügen geschildert **): Städte von Grund aus
rstört, andere zur Hälfte in Trümmern, Dörfer sammt ihren Bewohnern ver-
wunden, der Adel ausgesogen, die Bauern zu Grunde gerichtet, der neunte
heil der Bevölkerung im Kampfe oder durch Krankheiten zu Grunde gegangen.
:ine Saat in den Feldern, kein Korn zur Ernährung der Bewohner, nirgends

*) Manuel diplomatique.
**) Oeuvres 28.

Credit, selbst für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, Ordnung, Billigkeit verschwunden, überall Zügellosigkeit, Habgier, Einer sucht den Andern zu Grunde zu richten. Die Polizei, der Richterstand zerrüttet, aber auch die Regimenter verfallen, die Kriegszucht gelockert. — Hilfe. Friedrich half schnell und wirksam. Das Geld, welches für den nächsten Feldzug bereit lag, 20,389.000 Thaler wurden unter die Provinzen vertheilt; die Gebiete, welche vom Krieg am meisten gelitten hatten, auf 2 Jahre von allen Steuern befreit; 60.000 für das Geschütz und das Gepäck bestimmte Pferde wurden Landwirthen zur Benützung überlassen. Namentlich die Herstellung eines tüchtigen Bauernstandes ließ sich der König angelegen sein. —

Folgen des Krieges. Friedrich berechnet*) die Zahl der Soldaten, welche im 7jährigen Kriege das Leben verloren, auf 853.000 Mann, 120,000 Russen, 140.000 Oestreicher, 200,000 Franzosen, 160,000 Engländer und Deutsche, 25,000 Schweden, 28,000 Reichsvölker. Die englische Staatsschuld wuchs durch den Krieg von 72.289,673 Pfund auf 146.861,182, England zahlte am Schlusse des Krieges schon 30.000.000 Thaler Zinsen. Oestreich hatte eine Schuld von 100.000,000 Thalern, Schweden war dem Bankerott nahe. Frankreich hatte 2000 Millionen Livres Schulden: sein Verfall war am offenkundigsten — der Handel nach beiden Indien war zerstört, die Quellen der öffentlichen Ueberflusses waren versiegt, das Volk seufzte unter der Last der drückenden Auflagen, die Kriegssteuern mußten noch 10 Jahre nach dem Frieden erhoben werden, um nur die Zinsen bezahlen und einen Tilgungsfond zur Abtragung der Schulden errichten zu können. Die Regierung hatte allen Credit verloren. Wenn in jedem großen Kriege schon der Keim des zukünftigen liegt, so bahnte der siebenjährige neben anderen Ursachen die französische Revolution an und die großen Kämpfe, die in ihrem Gefolge waren.

*) Guerre de sept ans, chap. 17.

Die Engländer und Franzosen in Ostindien.

Wie am Rhein, wie in Nordamerika, so haben sich Engländer und Fran-
n während des östreichischen Erbfolgekriegs auch in Ostindien bekämpft und
letzteren durch den Leichtsinn ihrer Regierung ein Gebiet größer wie Frank-
) verloren und die ersteren den Grund zu der großartigen Macht gelegt,
en deren die Königin Victoria in diesem Jahre den Titel Kaiserin von
ien angenommen hat.

Indien war immer in viele Staaten getheilt, so weit wir es bisher bis
die fernsten Jahrhunderte hinauf kennen lernten. Erst im 16. Jahrhundert Indien.
es durch einen Abkömmling Timur's *) zu einem großen glänzenden Reich
inigt worden. Baber oder Tiger hieß der hochbegabte Mann, dem es Baber.
Heldenmuth wie mit List, oft mit harten Mitteln gelang, den Widerstand
Stämme zu brechen und Mohammedaner wie Brahminen zu zwingen, ihn
seine Nachfolger als Herrscher anzuerkennen.

Baber heißt eigentlich Schireddin Mohammed und ist geboren 14. Fe-
ır 1483. Sein Vater Omer Schech war ein Häuptling der Turkmanen,
in Ferghana, Uratippa, Taschkend und Seiram waltete; seine Mutter war
Mongolin, aus dem Hause Timur's, die Schwester eines Nachkommen
agatais im eilften Glied. Baber wurde 1504 aus Ferghana von den
egen verdrängt und mußte mit wenigen Getreuen vor den Feinden fliehen
sein Glück in der Ferne suchen. Nur 300 arme Burschen mit Holzschuhen
den Füßen, einer Keule in der Hand, einem langen zackigen Knittel über der
ulter, folgten ihm vom Sihon nach Khorasan. Auf dem Wege durch
jara schloß sich eine andere Truppe dem flüchtigen Timuriden an und folgte
nach Kabul, dessen er während der Wirren in Afghanistan sich bemächtigte.
Kabul aus sendete er auf Kundschaft in die Nachbarländer, wo Etwas zu
ern sei. Hindostan reizte ihn besonders und er machte mehrmals einen Ver-
, über den Indus zu gelangen, sah sich aber immer durch Gefahren im
ken bedroht: 1526 lud ihn der Vicekönig des Pendschab ein, zu kommen
den Grausamkeiten des Sultans Ibrahim Lody in Delhi ein Ende Lody.

*) Vgl. B. III 747—48.

Panipat. zu machen. Baber kam und siegte in der Ebene von Panipat und machte der Dynastie der Lody, welche seit 1450 hier geherrscht hatte, ein Ende. Der Gründer dieser Dynastie, Bheilole Lody, stammte von einer reichen afghanischen Kaufmannsfamilie ab, die zwischen Kabul und Indien Handel trieb.

Baber hat selber seine harten Jugendschicksale einfach beschrieben*) in einem Buche, das für seinen gesunden Blick und zugleich für seinen feinen Sinn für die Schönheiten der Natur Zeugniß gibt. Hier sagt er: „Seit der Zeit des Propheten bis auf den heutigen Tag haben einige fremde Fürsten das Land unterjocht und die Herrschaft über Hindostan erworben. Einer war Sultan Mahmud, der zweite Schahabeddin Guri, dann schwangen die Sclaven und sein Hausgesinde viele Jahre lang das Scepter über diese Reiche. Ich bin der dritte Eroberer. Aber meine That darf nicht mit der ihrigen auf gleiche Linie gestellt werden, denn sein Heer belief sich über 100.000 Mann, und Schahabeddin rückte mit 120,000 gepanzerten Pferden ins Land. Mein Heer dagegen belief sich auf nicht mehr als 12,000 Mann, während Sultan Ibrahim 100,000 Mann hatte und die Zahl seiner Elephanten auf 1000 angeschlagen wurde. Und dennoch, meine alten Feinde die Usbeg im Rücken, ziehe ich gegen einen so mächtigen Fürsten wie Sultan Ibrahim — im Vertrauen auf Gott. In Erwägung meines Vertrauens gefällt es dem Allerhöchsten, die Gefahren und Mühseligkeiten, denen ich mich unterzogen, zu belohnen; er vernichtet die furchtbaren Feinde und macht mich zum Eroberer des edlen Landes Hindostan. Nicht meiner eigenen Kraft verdanke ich diesen Erfolg, noch das Glück den eigenen Anstrengungen, sondern aus der Gnadenquelle und Barmherzigkeit Gottes ist es geflossen.“ So gründete er das Reich

Groß-mogul. der Mongolen und hieß der Großmongole, obschon er ein Türke war, aber die Inder nannten damals alle Krieger, welche von Norden kamen, Mongolen. Sie erwarteten, Baber werde nach der Weise Timur's mit Beute beladen nach wieder heimkehren, doch er blieb, und als sie gegen ihn wieder in Waffen sich

Sikri. erhoben, trat er trotz ihrer Ueberzahl ihnen muthig bei Sikri entgegen (16. März 1527). Seine Mahnung vor der Schlacht: „Jeder Mensch in der Welt ist dem Tode verfallen. Wir verschwinden und vergehen, Gott allein ist unwandelbar. Da dem so sein muß, ist es da nicht besser, mit Ehren zu sterben, als mit Schande und Schmach zu leben“ — trieb die Seinen zum Siege. — Fortan waltete er, obschon unumschränkt, doch durch sein Rechtsgefühl geleitet, gerecht und gut, er stellte Ordnung und Recht im Lande her, er schützte den Bauer und Kaufmann, er brachte durch die Posteinrichtung die entlegensten Theile des Reiches mit einander in Verbindung. Fern von Hochmuth, sah er es als seine Pflicht an, für das Gedeihen seiner Untergebenen zu sorgen. Sein Herz war gut, sein Kopf klar, in freien Stunden pflegte er sogar zu dichten und seine Lieder gehören zu dem Besten in der türkischen Poesie. Sein Lieblingsaufenthalt war Kabul, es sollte auch immer bei seinen Nachkommen zum kaiserlichen Hausgut gehören, dort ward er auch 15.. begraben und dahin wallfahrten heute noch Tausende zu seinem einfachen Grabmal wie zu einem Heiligthume. —

Nasireddin Mohammed Humaiun, der ihm als ältester Sohn

Humaiun. folgte, hatte nicht den hellen Blick, noch die Thatkraft des Vaters und vermochte die Großen nicht wie jener im Zaume zu halten. Der Bruder Kamran ...

---

*) Erskine übersetzte sie ins Englische.

ber bloß als Statthalter über Kabul und Kandahar zu setzen befohlen hatte, lte und erhielt auch das Pendschab. In Kohistan erhob sich die Dynastie Ghoriden und der mit ihnen verwandten Sur. Schir-Schah, der Löwen- t, reizte zum Kampf gegen diese Turki und trieb bei Todesstrafe alle hanen unter die Waffen. Humaiun mußte nach zwei verlornen Schlachten Persien fliehen und flehte den Schah Tahmasp um Hilfe an. Dieser prach Alles, wenn sein Gast Schiite werde, grollte ihm aber, als er sich en weigerte, und sann darauf, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen: nur Mahnung der Schwester an die Heiligkeit des Gastrechts und an die n Folgen, wenn er die Söhne Babers zur Blutrache reize, brachte ihn auf re Gedanken. „Willst du den Padischah nicht mit Heeresmacht unterstützen, asse ihn wenigstens ziehen, damit er bei andern Höfen Hilfe suche!" Tah- p gab ihm dann 12,000 Mann, wofür ihm Humaiun Kandahar und gebung für ewige Zeiten abtreten mußte, und mit dieser kleinen Macht nn der Flüchtling nach und nach sein väterliches Reich wieder zu erobern, ihm der Tod seines großen Gegners Schir-Schah und Uneinigkeit unter n Nachfolgern erleichterte. 1554 schlug er die Afghanen bei Sirhind Haupt und hielt dann seinen feierlichen Einzug in Delhi. Doch war seine te Regierung von kurzer Dauer — er starb schon 1556.

Akber, sein Sohn, besaß den wagenden Geist und das Glück Babers, auch seinen tiefen Sinn. Er hat die Herrschaft durch glückliche Kriege itert und die Schwierigkeiten, welche ihm die Gegensätze des Glaubens n, durch ein neues Religionssystem zu heben gesucht. — Akber.

Eine Art Deismus sollte alle Bekenntnisse vereinigen — ein Gedanke, der schon in den Tagen Babers Bahn brach in der Lehre der Sikhs. Ihr nder ist Nanak*), von seinen Anhängern Baba und Guru (Lehrer), auch nkar, der Allgegenwärtige, genannt, 1469 geboren im Dorfe Rayapur am des Hyphasis, in einer Gegend, wo Hinduismus und Islam von je sich lich berührten, der Sohn des Kalu Werdi, eines Salzhändlers, der ihn ver- is zu einem Leben des Erwerbens und Genießens anzuhalten suchte. Der me Nanak nährte die Armen mit dem Gelde, das ihm der Vater zum Salz- el auswarf: — dadurch erwerbe er sich ein ewiges Verdienst, während der inn dieser Welt vorübergehend und werthlos sei. Der Dorfschulze beschwich- den Zorn des Vaters und dieser ließ den Sohn gewähren. Nanak begab nun, begleitet von einem Diener und einem Musikanten, auf Reisen, besuchte berühmten Orte, Tempel, die gefeierten Heiligen und Büßer, auch Mekka Medinah, wo er mit den Gelehrten des Islam verkehrte. Immer mehr hte in ihm der Glaube auf, er sei bestimmt den Islam mit dem Brahma- ns zu versöhnen. Wahrscheinlich bestärkte ihn auch der Verkehr mit hnyani Kabir viel in seinen Anschauungen, vielleicht ist er auch mit n und Christen zusammengekommen, denn seine Hauptvision, wie seine ler sie erzählen, erinnert an die Berufung des Moses. Nanak zog sich

Deismus. Nanak. Reisen.

*) Malcolm, Sketch of the Sikhs. Asiat. Res. XI. 197.

nämlich in die Bergeinsamkeit zurück und da hörte er eines Tages eine Stimme vom Himmel herab, die da rief: „Nanak komm herbei." — Wie hätte ich Macht, in deiner Gegenwart aufrecht zu stehen! — „So schließe die Augen und gehe dann hin und verkünde Meinen Namen auf Erden! — Ich will dein Lehrer sein, damit du der Lehrer der ganzen Menschheit werdest. Mich zu verehren, allgemeine Menschenliebe und Reinlichkeit — das sind die drei Gebote, welche deine Jünger befolgen sollen. Sie sollen die Welt nicht verlassen, nicht Einsiedler und Mönche werden, sondern darin leben und handeln zum Heile aller Wesen, denn meinen Athem habe ich Allen eingeblasen. Was ich bin, ist auch du; zwischen uns waltet kein Unterschied, die ganze Welt ist bloß ein Schein ohne Wesen. Alle Körper und alle Götter sind bloß gehaltlose Schatten des höchsten Wesens, des einzigen Gottes, und dieser einzige Gott ist die Zeit, das Wesen ohne Ende, der Schöpfer und Zerstörer *)". — Also praktischer Theismus: die Bestimmung Gottes aber wenig tief; Wahrheit, Tugend, Gerechtigkeit ist hier die Losung. Nicht Büßungen, nicht Gebete, nur Werke ... Nanak will alle Religionen in dem Glauben an Gott und im Handeln nach diesem Glauben vereinigen. Das Lesen der heiligen Schriften ist ohne Gehalt, wenn man der Lehre nicht folgt. Gott werde dereinst nicht fragen, welchem Stamme oder Glauben man angehangen, sondern welche Thaten man gethan. Nur der ist ein wahrer Hindu, dessen Herz gerecht ist; nur der ein wahrer Moslim dessen Leben rein ist. Vor Gott stehen Geister genug, die er als seine Boten aussenden kann, Hunderttausende von Mohammeden und Brahmas. — Nanak will eine Religion des Friedens: Gottes Wort, sagt er, sei deine einzige Waffe, Vernunft sei dein Panzerhemd. Als ihn ein Türke schlug, weil er dasitze und im Füße gegen Mekka gerichtet habe, sagte er: „wohin kann ich meine Füße wenden, wo Gott nicht ist?" — Sein Leben verfloß in der Stille, das Häuflein seiner Jünger (Siksena = Jünger, daher der Name Sikh) war klein, als er zu Kirtipur an den Ufern des Rawi starb. Seinen Lieblingsschüler Lehana ernannte er mit Umgehung seiner Söhne zu seinem Stellvertreter. Nanak hinterließ seine Lehre in Schriften, welche im Adi Granth, d. h. dem vorzüglichsten Buch, enthalten sind. Diese Bibel der Sikh bildet einen Band von 1232 Seiten, jede mit ... Linien, und jede Linie mit 35 Buchstaben. Die Sprache ist das Hindi, die Lieder sind im Sanskrit. Die Schriftform, Guru Muchi (aus des Lehrers Mund) ist von Nanak gebildet. Die Form der Darstellung sind Gespräche: der Schüler fragt, der Lehrer antwortet. Der Gottesdienst ist einfach, es werden Lieder zum Lobe des Höchsten gesungen und zum Lobe der Lehrer; Gebete werden gesprochen um die Gnade, das Gute zu thun, die heilige Schrift wird darauf herumgereicht und ... Geld, Blumen und Früchte geopfert. Diese gehören dann dem den Gottesdienst haltenden Priester, welcher hinwieder Süßigkeiten unter die Mitglieder austheilt. Die Kirchenlieder sind im Sanskrit, ihr poetischer Werth gering, wie überhaupt die ganze Religion nüchtern. Die Tempel sind schmucklose Gebäude, aus denen jede Abbildung der Gottheit verbannt ist. Der Wallfahrtsort ist die Stadt Tschak, wo inmitten eines heiligen Teiches ein prachtvoller Tempel steht. — Nach und nach gestalteten sich die Anhänger dieser Lehre zu einer eigenen Religionsgesellschaft, an deren Spitze ein Guru steht, welcher statt der früher üblichen Geschenke einen ... mäßigen Gehalt bezieht. Von den Vedas wollten die Sikhs so wenig wissen als von dem Koran, und dieß ist der Grund, warum Hindus und Moslim sie zu verfolgen begannen **). —

Berufung. (Randnotiz)

Lehre von Gott. (Randnotiz)

Moral. (Randnotiz)

Sikhs. (Randnotiz)

Adi Granth. (Randnotiz)

Cult. (Randnotiz)

*) The Dabistan. II. 255—277. Cunningham, History of the Sikhs. L ... Neumann, Das englische Reich in Asien. II. 536 ff.

**) Neumann, Geschichte des engl. Reiches in Asien. II. 545—47.

Nanak oder Nanakas war ein Hindu, aber auch unter den Bekennern des am tauchten damals verwandte Ansichten auf, die übrigens zugleich eine tische Tendenz hatten. Ein Afghane, Bajesid, ein Anhänger der Lehre der teniten oder Innerlichen, so sich nennend, weil sie lehrten, jedes Aeußere se ein Inneres, jede Offenbarung ihre allegorische Deutung haben, verkündete r den Afghanen, deren erster Schriftsteller er durch sein Buch Cheir al oder die freudige Botschaft wurde, seine Lehre, wornach Gott mit der schheit eins sei, und die Materie bloß äußerliche Erscheinung: Alles, was höre, was man sehe, sei Gott, am vollkommensten aber zeige sich Gott in ihrem Lehrer (Pir), ihm sei daher ein unbedingter Gehorsam zu leisten, wer sich Gottes Ausspruch durch ihn widersetze, solle wie ein Thier vertilgt en. Gott bedürfe keiner Opfer, keiner Kasteiung, keiner Anbetung — er lles, was da ist, der allenthalben im Raum und in der Zeit Seiende. sei nur er, in allem Wechsel beharre nur er; Auferstehung und Gericht, nel und Hölle seien bloß bildliche Ausdrücke für den Wandel der Seele in e Körper. Die Vorschriften des Gesetzes seien bloß Mittel der Erleuchtung, en der Erkenntniß: wer eine Last trägt und endlich den Herrn findet, werfe b. Wer die wahre Einsicht habe, könne nicht mehr sündigen, Alles sei ihm bt — er könne plündern, rauben und morden, ihm gehöre die Herrschaft die Erde*). Diese Lehre schmeichelte dem kampf- und raublustigen Volke Afghanen. Bajesid wurde ihr Häuptling und seine Schaaren setzten sogar den Indus und siegten öfter über die Truppen des Padischah von Delhi; ie aber sich in die Ebene hinabwagten, wurden sie geschlagen und der het erlag dem Gram darüber. Seine fünf Söhne setzten seine Arbeit fort, t der älteste Schech Omar, mit dem Bedeuten, der Prophet sei todt, nachder ihm die Herrschaft über die Welt übertragen. Nach Omars Tode nahm ritte Sohn Dschelaleddin den Titel eines Padischahs der Afghanen an gewann um 1600 sogar Ghasna. Doch fiel mit ihm seine Macht; mit hdad Chan, einem Räuberhauptmann, endete um die Mitte des 17. Jahrrts der letzte Nachkomme Bajesids. Seine Lehre zählt aber heute noch Anr in Peschawer.

Bajesid.

Afghanen.

Mit diesen Kriegern hatte auch Akbar zu kämpfen — anfangs konnte r Burgen anlegen, um sie dadurch in ihre Berge einzuschließen. Ueber- t war die erste Zeit seiner Regierung eine kriegerisch bewegte. Doch Akbar und zwang von Delhi aus einen Volksstamm nach dem andern, ihm sich erwerfen, und vereinte nach und nach ein Reich von 150 Millionen. s war eine Regierung so mild und versöhnend, so menschlich, daß das gern auf ihr weilt wie auf einem milden Sterne in stürmischer finsterer Die Moslimen hatten nur verfolgt und zerstört, die Hindu und n nur geduldet. Jetzt ward es anders und taucht der Gedanke der rechtigung auf. Die Kopfsteuer, welche die Hindu als Ungläubige bisher oslimen, obschon sie die Mehrzahl waren ($^5/_6$ Hindu, $^1/_6$ Mohammedaner), wie die Steuer auf Wallfahrten aufgehoben und die Besteuerung eine

Akbar.

Regierung

*) Schahrastani's Religionsparteien und Philosophenschulen von Theodor Haar- Halle 1850.

gleiche. Das Reich wurde in 18 Kreise, 103 Bezirke und 2737 Aemter eingetheilt. Ueber jedem Kreise stand der Subahdar oder Statthalter, der bloß für das Wohl des Volkes zu sorgen hatte, und unmittelbar vom Fürsten die Befehle erhielt. Unter dem Statthalter standen die Beamten, welche die Soldaten, welche die Lehnsleute befehligten, welche die Steuern erhoben, das Rechtswesen besorgten. Der Untersuchungsrichter mußte ein anderer sein als der das Urtheil sprach. Todesstrafen mußte der Herrscher selbst bestätigen, nur während eines Aufstandes konnte der Statthalter, ohne den Padischah zu befragen, sie vollziehen lassen. Die Richter selber waren wieder überwacht und eine gut vertheilte Polizei hatte nicht bloß für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, die Beamten in Ausübung ihrer Pflicht zu unterstützen, sondern auch an den Fürsten zu berichten, wenn Jemand in seinem Rechte verkürzt ward. Niemand, außer nicht Kriegsgefangene, durften als Sclaven verkauft werden. Keine Frau durfte nach dem Tode ihres Mannes wider Willen verbrannt werden. — Die Polizei hatte zu überwachen, wovon Jeder lebe. Bettler, Faulenzer durften nicht geduldet werden, Jeder mußte ein Handwerk erlernen. — Für Hebung der Gewerbe war der Padischah sehr besorgt. Die Abgabe war 5 vom Hundert, früher 10. Die Grundsteuer betrug ein Drittel des rohen Ertrages. Um eine gerechte Vertheilung dieser Steuer möglich zu machen, wurde das ganze Land vermessen und die Ertragsfähigkeit bestimmt. Wer sich überbürdet glaubte, konnte bei der Behörde Vorstellungen machen und sie war angewiesen, diese genau zu prüfen. Rentenmeister, denen Bestechlichkeit nachgewiesen werden konnte, wurden mit ewigem Gefängniß oder mit dem Tode bestraft. Die Steuer konnte in Naturalien oder in Geld erlegt werden, der Durchschnittspreis von 19 Jahren galt als Maßstab der Umwandlung der Naturalien in Geld. Das Steuererträgniß im Reiche Akbars wird auf 300.000,000 Gulden berechnet; als er starb, fand sich die Summe von 100.000,000 Gulden baar in seinem Schatze. Beamte und Soldaten wurden gut und regelmäßig bezahlt. Die Lehensmiliz soll sich auf 4.200,000 Mann belaufen haben. Der Staatshaushalt war wohlgeordnet, der Hofhalt glänzend — allein zum Ausreiten standen für den Padischah immer 101 Elephanten bereit. Der Hof war vielleicht der glänzendste, der je gewesen; was erzählt wird von der Masse der Edelsteine, Perlen, golddurchwirkten Stoffe, grenzt an's Unglaubliche. Der Padischah selber ging in diesen Herrlichkeiten, in den Genüssen, die ihm zu Gebote standen, nicht unter: er hatte ein höheres Streben — er haschte nach geistigen Genüssen und rang nach den tiefsten Fragen des Daseins.

Hofhalt.

Wir haben zwei Berichte über das Geistesleben des Kaisers Akbar. Der eine ist von seinem Vezier und Verehrer, Abulfazl, der andere von einem eifrigen Anhänger des Islam, der es sehr bedauert, daß der Kaiser gegen die Religion seiner Väter nach und nach kälter wurde und zuletzt die Wahrheit des Islam vollständig bezweifelte und jeder Schmährede horchte, welche die Feinde

gen denselben vorbrachten. Badaoni sagt: „Der hauptsächlichste Grund ist, Badaoni.
ß eine große Anzahl gelehrter Männer und Secten von verschiedenen Ländern
r an den Hof kamen und persönliche Zusammenkünfte erlangten. Tag und
acht that man Nichts als forschen und aufspüren; fortwährend wurde über Geistiges
wierige Fragen der Wissenschaft, über die Feinheiten der Offenbarung, die Streben.
erkwürdigkeiten der Geschichte, über die Wunder der Natur, von denen große
inde nur einen zusammenfassenden Auszug geben konnten, gesprochen. Seine
ajestät sammelte die Meinungen eines Jeden, besonders solcher, die nicht
ohammedaner waren, behielt zurück, was immer er billigte, verwarf Alles, was
n nicht zusagte und seinen Wünschen entgegenlief. Von seiner frühesten Kind-
t bis zu seiner Mannheit und von seiner Mannheit an bis zum hohen Alter
: seine Majestät die mannigfachsten Phasen und alle Arten religiöser Gebräuche
d Sectirerbekenntnisse durchschritten und Alles, was man in Büchern finden
m, gesammelt mit einem eigenthümlichen Talente und einem Forschergeiste,
: jedem (Islamitischen) Grundsatze entgegengesetzt war. So zeichnete sich ein
f einige elementare Grundsätze gegründeter Glaube auf dem Spiegel seines
rzens und als das Resultat aller der Einflüsse, welche man auf seine Majestät
wirken ließ, erwuchs allmälig wie der Umriß eines Steines die Ueberzeugung
seinem Herzen, daß es verständige Menschen in allen Religionen Indifferentismus.
be und enthaltsame Denker und mit Wunderkräften begabte
enschen unter allen Nationen. Wenn wahre Erkenntniß also überall
finden war, warum sollte Wahrheit auf eine Religion beschränkt sein, oder
f einen Glauben, wie der Islam, welcher verhältnißmäßig neu war und
m 1000 Jahre alt; warum sollte eine Secte behaupten, was eine andere
gnet, und warum sollte eine einen Vorzug beanspruchen ohne eigene Ueber-
enheit?"

Badaoni schreibt diesen Erfolg den Brahmanen und den Büßern zu, welche Brahmanen.
zum Kaiser Zutritt fanden, und stellt ihnen dabei wider Willen ein Ehren-
gniß aus: „Da sie andere Gelehrte in ihren Abhandlungen über Moral und
igiöse Wissenschaft übertreffen und in ihrer Kenntniß der Zukunft, in geistiger
aft und menschlicher Vollkommenheit eine hohe Stufe erreichen, so brachten sie
weise, gegründet auf Vernunft und Zeugniß für die Wahrheit ihrer eigenen
) die Täuschungen anderer Religionen, prägten ihre Lehren so fest ein und
lten Dinge, welche Ueberlegung erfordern, mit solcher Geschicklichkeit als selbst-
ständlich dar, daß keiner, indem er seine Zweifel ausdrückte, jetzt einen Zweifel
seiner Majestät wecken konnte, selbst wenn Berge zu Staub zerfallen oder
Himmel auseinander gerissen wären."

Badaoni bemerkt weiter, wie ein Brahmane nach dem anderen sich zum
iser die Mauer des Schlosses hinaufziehen ließ (vielleicht um nicht befleckt zu
den). „So aufgehängt unterrichtete er seine Majestät in den Geheimnissen und
enden des Hinduismus, in der Art, Idole, das Feuer, die Sonne und die
rne zu verehren und die Hauptgötter dieser Ungläubigen, Brahma, Mahâdev,
schnu, Râma und Mahâmâi anzubeten, welche Menschen gewesen sein sollen,
r sehr wahrscheinlich niemals existirten, obwohl Einige in ihrem leeren Glauben
sie als Götter, Andere als Engel schauen. Als seine Majestät ferner hörte,
sehr das Volk des Landes seine Einrichtungen schätzte, begann er dieselben
Zuneigung zu betrachten. Ganz besonders tief wurzelte die Lehre von der Seelenwanderung.
elenwanderung in seinem Herzen und er billigte den Satz: „Es gibt
e Religion, in welcher die Lehre von der Seelenwanderung nicht feste Wurzel
hlagen hat."

Aber auch Anhänger der Feuerlehre fanden Zutritt zum Kaiser Feuerlehre.

und Akbar lauschte begierig auf ihre Worte. „Bir Bar prägte dem Kaiser auch ein, daß die Sonne der erste Ursprung aller Dinge sei. Das Reifen des Kornes auf den Feldern, des Obstes und der Gemüse, die Erleuchtung des Weltalls und das Leben der Menschen hingen von der Sonne ab. So sei es nur angemessen, diese Lichtmasse anzubeten und zu verehren, und man sollte beim Beten das Gesicht nach dem Platze wenden, wo sie aufgeht, statt nach der Himmelsgegend, wo sie untergeht. Aus ähnlichen Gründen, sagte Bir Bar, sollten die Menschen Achtung bezeugen gegen Feuer und Wasser, Steine, Bäume und andere Gestalten des Daseins, selbst gegen Kühe und ihren Dünger, gegen das Zeichen an der Stirn und die Brahmanische Schnur. — Philosophen und Gelehrte, welche am Hofe gewesen waren, aber in Ungnade gefallen, machten sich ein Geschäft daraus, Beweise beizuschaffen. Sie sagten: die Sonne sei das größte Licht, der Ursprung königlicher Macht. — Feueranbeter waren auch von Nausari in Duhrat gekommen und bewiesen seiner Majestät die Wahrheit der Lehren Zoroasters. Sie nannten Feuerverehrung „die große Verehrung“ und machten auf seine Majestät einen so günstigen Eindruck, daß er von ihnen die religiösen Benennungen und Gebräuche der alten Parsis lernte und Abulfazl beorderte, Anordnungen zu treffen, auf daß heiliges Feuer Nacht und Tag am Hofe brennend gehalten werde gemäß der Gewohnheit der alten persischen Könige, in deren Feuertempeln es beständig brannte; denn Feuer sei eine der Kundgebungen Gottes und ein „Strahl von seinen Strahlen.“ — Seine Majestät war auch von seiner Jugend an gewöhnt worden, den Hom (eine Art Feuerverehrung) zu feiern, aus Zuneigung zu den Hinduprinzessinen seines Harems. — Vom Neujahrstage seines 25. Regierungsjahres an (988) betete seine Majestät öffentlich die Sonne und das Feuer durch Niederwerfungen an; und die Hofleute erhielten Befehl, aufzustehen, wenn die Kerzen und Lampen im Saale angezündet wurden. An dem Feste des 8. Tages von Virgo legte er das Zeichen an die Stirn gleich einem Hindu und erschien in der Audienzhalle, wo verschiedene Brahmanen der glücklichen Vorbedeutung halber eine Schnur mit Juwelen um seine Hand banden, während die Großen diese Vorgänge begünstigten, indem sie je nach den Verhältnissen Perlen und Juwelen als Geschenke brachten. Die Sitte des Rakhi (sich Stücke Zeuges als Amulette um das Handgelenk zu binden) war ganz gewöhnlich*).

Feuer-cult.

Der Islam wurde dem Kaiser so zuwider, daß er ihn einen Unsinn nannte und die arabischen Heiligen als Ehebrecher und Straßenräuber bezeichnete**). Des Kaisers eigene Ansicht in dieser Zeit drückt Abulfazl in seinem Spiegel Akbars***) in den Worten aus: „Seine Majestät als der geistige Führer des Volkes. Gott, der Geber des Verstandes und der Schöpfer der Dinge, bildet die Menschen, wie es ihm gefällt, gibt einigen Begriffsfähigkeit und anderen Beschränktheit. Daher der Ursprung zweier entgegengesetzter Richtungen unter den Menschen, von denen eine Klasse sich zu religiösen (din), die andere sich zu weltlichen Gedanken (dunya) hinwendet. Jede dieser beiden Abtheilungen wählt verschiedene Führer und gegenseitiges Zurückstoßen wird zu offenem Bruche. Dann erscheint der Menschen Blindheit und Jämmerlichkeit in ihrem wahren Lichte; dann wird entdeckt, wie selten gegenseitige Rücksicht und Barmherzigkeit angetroffen werden. — Aber haben die religiösen und die weltlichen Bestrebungen der Menschen nicht gemeinsamen Boden? Ist nicht überall dieselbe hinreichende

Akbar über Religion

*) Max Müller, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. I. [illegible]

**) Stelle aus Badaoni. Ibid. 89.

***) Ain 77. Nach der Uebersetzung von Dr. Blochmann.

hönheit (Gott), welche herausstrahlt aus so viel tausend verborgenen Stellen? ahrhaftig, der Teppich (die Welt) ist breit, welchen Gott ausgebreitet hat, und in sind die Farben, die er ihm gegeben. — Der Liebende und der Geliebte) in Wirklichkeit eins. Gott ist in jedem Ding, folglich ist jedes Ding Gott. ißige Schwätzer sprechen von dem Brahminen als verschieden von seinem Idol. Es gibt nur Eine Lampe in diesem Hause, in deren Strahlen — wohin ich ke, eine glänzende Versammlung mir begegnet." — Der Schriftsteller sagt, Ansichten der Menschen in der Religion seien verschieden, wenn aber die it des Nachdenkens kommt und die Menschen die Vorurtheile ihrer Erziehung chütteln, so reißen die Fäden religiöser Blindheit und das Auge sehe die orie der Harmonien, aber der Strahl solcher Weisheit leuchte nicht in jedem us und nicht jedes Herz könne solche Erkenntniß ertragen. Wann immer aber Zeit der Weisheit für ein Volk komme, so werde es zu seinem König empor- ken, welcher an und für sich schon den Strahl göttlicher Weisheit besitze. Ein her König sei Akbar. Er sehe in der Vielheit der Dinge die Harmonie und dem, was anscheinend eine Einheit ist, sehe er eine Vielheit. Er sei jetzt der stige Leiter der Nation und finde in der Ausführung dieser Pflicht ein Mittel, tt zu gefallen. Er leite seine Unterthanen zum Reich der Seligkeit. Abulfazl reibt seinem König sogar Wunderkraft zu. „Kein Tag vergeht, ohne daß man halen mit Wasser zu ihm bringt und ihn ersucht, darüber zu hauchen. Er, die Buchstaben der göttlichen Befehle im Buche des Schicksals liest, nimmt, nn er die Meldung der Hoffnung sieht, das Wasser mit seinen gesegneten nden, stellte es in die Strahlen der welterleuchtenden Sonne und erfüllt den unsch des Flehenden. Viele kranken Leute von gebrochenen Hoffnungen, deren schwerden die hervorragendsten Aerzte als unheilbar erklärten, sind durch dieses tliche Mittel wieder hergestellt worden" *). — Ja der Kaiser kam sogar dahin, en eigenen Orden für Gottesverehrer zu gründen. „Wenn ein wize auf seiner Stirn den Ernst seines Vorhabens trägt und er täglich mehr scht, so nimmt Seine Majestät ihn an und läßt ihn an einem Sonntag zu, nn die welterleuchtende Sonne in ihrem höchsten Glanze ist. Ungeachtet jeglicher renge und jeglichen Widerstrebens, die Seine Majestät bei Zulassung von No- en zeigt, gibt es viele Tausende, Männer aus allen Klassen, welche über ihre hultern den Mantel des Glaubens geworfen haben und auf ihre Bekehrung n neuen Glauben, als auf das Mittel schauen, jeglichen Segen zu erlangen. t eben dem erwähnten Zeitpunkt von steter glücklicher Vorbedeutung legt der wize mit seinem Turban in den Händen sein Haupt auf die Füße Seiner ajestät. Dieses ist symbolisch und drückt aus, daß der Novize, von Glück ge- tet und dem Beistande seines guten Sternes, bei Seite geworfen hat — Einbil- ng und Selbstsucht, die Wurzel so vieler Uebel, sein Herz darbietet in Ver- nung und nun kommt nachzuforschen über ein Mittel, um das ewige Leben zu angen. Seine Majestät, der Erwählte Gottes, streckt dann die Hand der Gunst s, hebt den Flehenden auf und setzt ihm den Turban wieder auf sein Haupt, dem er durch diese symbolischen Handlungen sagen will, daß er einen Mann n reiner Absicht aufgehoben hat, der von einem scheinbaren Dasein nun in s wirkliche Leben eingetreten ist. Seine Majestät gibt dann dem Novizen Shact (respective Ziel, etwas Rundes, einen Ring oder Faden, wie die ahmanische Schnur), auf den der große Name eingegraben ist, vielleicht auch s Bild des Kaisers, und Seiner Majestät symbolisches Motto: „Allahu Akbar." Sein Name ist groß.) Dieses lehrt den Novizen die Wahrheit, daß „der reine

über Gott, über die Welt. Akbars Gaben. Religionsstiftung. Wunderkraft. Orden. Weihe. Ordenszeichen.

*) Max Müller, l. c. I 67 68.

Shact und das reine Auge niemals irren." Indem die aufrichtigen Jünger Seiner Majestät dessen wundervolle Sitten sehen, werden sie geleitet, wie die Umstände es erfordern, und in Folge der weisen Rathschläge, die sie empfangen, legen sie ihre Wünsche bald offen dar. Sie lernen ihren Durst im Born göttlicher Gunst stillen und gewinnen für ihre Weisheit und Beweggründe erneuertes [illegible] — Anderen lehrt er Weisheit in vortrefflichen Rathschlägen, je nach den [illegible]keiten der Einzelnen. — Aber es ist unmöglich, während wir außerdem [illegible] anderen Dingen sprechen, einen vollständigen Bericht zu geben von der Art, [illegible] Seine Majestät Weisheit lehrt, gefährliche Krankheiten heilt und Heilmittel [illegible]wendet gegen die schwersten Leiden. Sollten meine Beschäftigungen hinreichende Muße gewähren und eine weitere Lebensfrist mir geschenkt werden, so ist [illegible] Absicht, der Welt ein besonderes Buch über diesen Gegenstand vorzulegen."

Licht-religion. Lichtreligion und Deismus! Das „Feuer der Sonne ist die Fackel [illegible] Reiches Gottes", sagt Abulfazl. Akbar meinte, Feuer und Licht zu verehren, [illegible] eine Lobpreisung Gottes, nur mürrische und unwissende Menschen könnten es [illegible] Vergessen des Allmächtigen und als Anbetung des Feuers bezeichnen. Sittliches Streben war unläugbar mit dieser Feuerverehrung verbunden. „Inbrünstig [illegible]

Askese. Gott fühlend*) und die Wahrheit suchend, übt Seine Majestät gegen sich [illegible] sowohl innere wie äußere Kasteiung, obwohl er gelegentlich sich öffentlicher [illegible]dacht anschließt, um die verunglimpfenden Zungen der Strenggläubigen der [illegible]zeit zum Schweigen zu bringen. Aber der höchste Zweck seines Lebens ist die [illegible]werbung jener wahren Sittlichkeit, deren erhabene Höhe die Herzen der [illegible] Weisen gewinnt und die Schmähungen von Eiferern und Sectirern verstummen

Charakter. macht." Der Charakter des Kaisers war unläugbar edel. Er war mäßig [illegible] Genuß von Speise und Trank; er fastete jede Woche zweimal; er war un[illegible]müdlich thätig für das Wohl seiner Unterthanen; er war freundlich und ma[illegible]stätisch, mild und gestreng, geliebt und gefürchtet, schrecklich für seine Feinde. [illegible] war nicht falsch, er haßte die Schleichwege; „der gerade Weg, war sein Wahlspruch, sei der leichteste und beste." Er war ein treuer Freund und, wo er [illegible] sein mußte, geneigt zur Barmherzigkeit. Seine ganze Persönlichkeit bezauberte. Auch seine Gestalt machte einen wohlthuenden, ehrfurchtgebietenden Eindruck: das dunkle Auge mit den schwarzen Brauen, die mächtige Brust, die kräftigen Arme, der Ernst und die Lieblichkeit, die über die ganze Gestalt ausgegossen waren. —

Verkehr mit Christen. Aber auch bei Christen suchte der Herrscher Belehrung. Badaoni hat eine merkwürdige Stelle:**) „Ferner kamen gelehrte Mönche aus Europa, die Pa[illegible] genannt werden. Sie haben ein unfehlbares Haupt, Pápá genannt; er kann jegliche religiöse Verordnungen ändern, wie er es für zuträglich hält, und Könige haben sich seiner Autorität zu unterwerfen. Diese Mönche brachten das Evangelium und trugen dem Kaiser Beweise für die Dreieinigkeit vor. Seine Majestät glaubte fest an die Wahrheit der christlichen Religion, wünschte die Lehre Jesu zu verbreiten, befahl dem Prinzen Murad einige Lectionen in der christlichen Religion zu nehmen, da es ihm Glück bringen würde, und trug Abulfazl

Verehrung Christi. auf, das Evangelium zu übersetzen. Anstatt des gebräuchlichen „Bismillah-irrahmán—irrahím (im Namen Gottes des Allbarmherzigen) werden die folgenden Zeilen gebraucht: „Ai nám i tu Jesus o Kiristo" (o Du, der Du heißest Jesus und Christus), was bedeutet: „O Du, dessen Name lieblich ist und gesegnet." Shaikh Faizi that eine andere Hälfte hinzu, um den Vers vollständig zu machen

*) Ain, I 72, p. 154. Max Müller l. c. I. p. 71.
**) Nach Blochmann bei Max Müller l. c. I. 86—87.

ıbhanáka la siwáka Yá hu:“ (wir loben Dich, es gibt keinen außer Dir, Gott!) Diese verfluchten Mönche wandten die Beschreibung des verdammten tan und seiner Eigenschaften auf Mohammed, den besten aller Propheten an. Gottes Segen bleibe auf ihm und seinem ganzen Hause! — Etwas, was st Teufel nicht thun würden.“

Diese Glaubensboten, mit welchen der Kaiser verkehrte, sind Jesuiten, Jesuiten. che mit den Portugiesen nach Ostindien gelangten und sich hier in kurzer t der Sprache und der Literatur bemächtigten und dadurch, wie durch ihren er in der Askese, schnell eine große Zahl von Anhängern gewannen. In ıthura wetteiferten sie in der Kenntniß der Vedas mit den Brahminen und rwanden sie jedesmal in Disputationen. Auf Ansuchen Akbars kamen drei uiten von Goa an den Hof zu Lahore und, als sie unzufrieden über des isers Verlangen, die Glaubenssätze ihm zuerst zu beweisen, bald wieder ab- en, kamen auf ein neues Ansuchen des Herrschers 1593 drei andere Väter: ronymus Xaver, ein Neffe des berühmten Sendboten Franz Xaver, Emanuel gneiro und Benedict de Goeß. — Sie verschafften schnell dem Christen- m im Pendschab und in Hindostan Eingang: in Agra wurde eine Kapelle ıut; selbst Verwandte des Herrschers traten zum Christenthum über. Der iser befahl, Eingeborene in den Sprachen und Wissenschaften des Westens zu errichten, ein Auszug aus dem Evangelium wurde in's Persische und Indische rsetzt. Die Väter durften Akbar nach Kaschmir begleiten: sie sind die ersten Kaschmir. ropäer, welche dieses Thal besuchten und beschrieben. Akbar gab dem Benedict Goeß jegliche Unterstützung, um durch Tibet und die kleine Bucharei glücklich h Kataia zu gelangen, von dem die Sage so viel erzählte. Die Folge dieser Kataia. ise war die Erkenntniß, daß Kataia kein eigenes Land sei, sondern nur der dliche Theil des sinesischen Reiches. Doch folgte Akbar der Mahnung nicht, Glauben und Wissen. er zum Christenthum überzutreten: er stieß sich an den Glaubenssatz der eieinigkeit und der Menschwerdung. Er wollte zuerst wissen und dann glauben, ǀrend nach der Lehre der Kirche der Glaube dem Wissen vorangehen soll. Auf Andringen der Väter, sich taufen zu lassen, entgegnete Akbar immer: „ich ß der Sache erst auf den Grund kommen. Ihr habt euere Zeit deswegen ıt verloren. Ihr predigt jetzt ungestraft vor einer großen Menge die Lehre, man in diesem Lande vor mir nur unter Lebensgefahr hätte verbreiten nen*).“ Wie die Mohammedaner berichten, starb Akbar 1605, das Bekenntniß Islam auf den Lippen.

Für Kunst und Wissenschaft hat er Vieles gethan. Seine Bauten sind Kunst und Wissen. ßartig, zahlreich und geschmackvoll. Eine eigene Malerschule entstand unter ı Die vorzüglichsten Werke der indischen Literatur wurden auf seine Veran- tung in's Persische übersetzt, das er im Gegensatz zum Arabischen heben wollte, h wurde es in den Schulen gelehrt. Selbst Werken der griechischen Literatur ınkte er seine Aufmerksamkeit. Insbesondere wurde Arithmetik und Algebra flegt. Sein Liebling Abulfazl wurde meuchlings ermordet, weil er sagte, Abulfazl. ohammed sei kein Prophet, sondern ein gewöhnlicher, mit großer Redekraft be- ıter Mann gewesen. In seinem Akber-Nameh, oder Akbar-Buch erzählt er die schichte der Timuriden und dann die seines Kaisers bis zu dessen 47. Re- rungsjahre. Er ist ein Mann von umfassendem Geiste. Ein Bruder von ihm r der Dichter Faisi, ein Lyriker von Tiefe und Schwung. Zugleich hatte er ıl und Damajanti mit geschmackvollen Versen in's Persische übersetzt. Wir

*) Die Literatur über dieses Verhalten bei Neumann l. c. I. 262.

hören, daß er eine Bibliothek von 4600 Bänden aus verschiedenen Zweigen der Literatur besaß*).

Akbars Söhne hatten wenig von seinem Geist und seinem hohen Streben. Selim (1605—27), sein Nachfolger, nannte sich, im Gegensatz zur Bescheidenheit seines Vaters, Herr des Sieges, Licht der Religion und Welteroberer Mohammed. Unter letzterem Namen, Dschehangir, ist er in der Geschichte bekannt. Die Verordnungen, die er erließ, sind schön, z. B. daß brachliegendes Land urbar gemacht, daß auf allen Straßen Herbergen für Reisende erbaut, in allen Wüsten Brunnen gegraben werden, daß in allen größeren Städten Apotheken errichtet und Arzneien unentgeltlich verabreicht werden sollen — alles noch im Geiste des Vaters. In Wahrheit aber sank das Reich schnell: die Beamten wurden bestechlich, die Stellen verkauft, die Steuern willkürlich; die Saumseligkeit des Herrschers war daran Schuld. Er widmete seine Zeit nur seinem Vergnügen. Der schönen Nurmahal zu Ehren wurden Münzen mit der Aufschrift „Licht der Welt" geprägt.

Dsche-hangir.

Von ihr mißhandelt erhob sich sein Sohn Charam, in der Regel Schah Dschehan genannt (1627—55), gegen ihn und nahm den Vater 162[illegible] gefangen, gab ihm die Freiheit wieder, aber Dschehangir starb bald darauf. Der Sohn regierte nicht besser als der Vater und vergeudete seine und des Reiches Kraft in den Freuden des Harems und in Schaustellung von Pracht.

Schah-Dsche-han.

Der Verband des Reiches lockerte sich und unter seinen vier Söhnen brach Krieg aus. Der listigste gewann den Sieg über alle, nämlich Aurengzeb oder, wie man den Namen aussprechen muß, Orangsib. 1658 nahm er den Vater gefangen, ließ den ältesten, hochbefähigten Bruder als Ungläubigen und Ketzer, weil er behauptet hatte, Islam und Brahmanismus lehren dasselbe, hinrichten und nahm den Titel Alamgir, Weltbeherrscher, an. Er war ein fanatischer Mohammedaner und die Gleichberechtigung aller Bekenntnisse wurde unter ihm zurückgenommen. Die Hindu mußten wieder die Kopfsteuer und die Wallfahrtssteuer erlegen. Das Sonnenjahr wurde aufgehoben, nur nach Mondjahren durfte gerechnet werden. Orangsib wurde deßhalb von den Mohammedanern als der Wiederhersteller der Religion gepriesen. Vergebens mahnte ihn ein Hindu an seinen großen Ahn, „welcher der Schutzengel der Menschheit genannt wurde, weil er allen Völkerschaften Glück und Ruhe bereitete, mochten sie zu Jesus, Moses oder Mohammed sich bekennen, mochten sie dieser oder jener Secte der Brahmanen anhängen." — „Möge Eure Majestät in den Büchern nachsehen, welche man vorzüglich die göttlichen nennt, und Sie werden finden, daß Gott nicht allein Gott der Moslimen ist, sondern der Gott aller Menschen. Die Religionen und Sitten anderer Völker mißachten, heißt den Willen de

Aurengzeb.

Sieg des Islam.

*) Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, 404.

[llmacht schänden." — Das Bild, das dieser Brief vom Zustand des Reiches ntwirft, zeigt, wie sehr dasselbe dem Verfall entgegenging. „Raubsucht und ewaltthätigkeit herrschen in den Provinzen. Das Volk wird mit Füßen geeten. Armseligkeit und Entmuthigung findet man allenthalben. Viel Volk ird dadurch dem Reich entfremdet, was leicht einen Länderverlust zur Folge aben kann." — Die Folgen dieses gedankenlosen Verfahrens traten nur zu)nell ein. Die Afghanen erhoben sich unter Chasch-Chal, dem Fürsten s Clans der Chattak, der durch seine Siege wie durch seine Freiheitslieder ine Anhänger zum verzweifelten Kampfe begeisterte. Das große Heer des rangsib (ein europäischer Reisender schätzt dasselbe im Jahr 1665 auf 60.000 eiter und 100,000 Fußgänger, für das Gepäck waren dabei 3000 Elephanten id 5000 Kameele) erlitt manche Niederlage. Ein Statthalter lud in der eberzeugung, im offenen Krieg seien die Söhne der Berge nicht zu bezwingen, e Häuptlinge zu Friedensverhandlungen und zu einem Gastmahl ein. Als e Arglosen kamen, auf sein Wort vertrauend, wurden sie trunken gemacht id dann ermordet. Aber ihre Verwandten setzten, über diese Treulosigkeit ertttert, den Kampf um so kräftiger fort. — Afghanen. Chasch-Chal.

Auch die Anhänger des friedfertigen Nanak wurden durch Verfolgung m erbitterten Kampfe gereizt. Ein Guru wurde 1606 gefangen, grausam handelt und starb im Gefängniß. Sein Sohn Har Gowinda nahm Rache ıfür und seine Nachkommen setzten den Kampf fort, aber immer noch mehr ır Vertheidigung in den Bergen ihrer Heimat. Einer derselben, Teghahadur, ward als Ketzer kurzweg hingerichtet. Sein Sohn Guru-Goinda suchte nun die ganze Nation zum Kampf gegen die Turki zu einigen, dem er allen Kastenunterschied aufhob: der Krieger sei gleich dem Priester, ır vereint könne man das verhaßte Joch des Islam abschütteln. Die Gottıt, lehrte er, habe sich ihm geoffenbart, er solle in die Welt hinaustreten, die ugend erheben und das Laster verfolgen. Er spreche nicht eines Menschen, ndern Gottes Wort. Alle früheren Propheten hätten nur besondere Religionen stiftet, aber sie hätten nicht das höchste Wesen erkannt, nicht die wahren rundsätze der Tugend und Gerechtigkeit gelehrt. Aber die Gottheit habe ihm ıch das Schwert in die Hände gereicht, um die Länder der Moslimen zu obern, und seine Jünger sollten immer Stahl an sich tragen und nicht bloß ıkh (Jünger), sondern Sing (Löwen) heißen. Wo sie einen Moslim begneten, sollten sie ihn erschlagen und sich seines Gutes bemächtigen, denn die elt gehöre ihnen*). Sikhs. Guru-Gowinda. Lehre.

Diese Worte tönten süß im Ohr dieser Bergvölker. Die Siege, zu welchen r Prophet die Anhänger führte, vermehrten seinen Anhang. Das Blau des tahls ward Parteifarbe: in Blau kleideten sich die Sikhs von Kopf bis zu Fuß.

*) Die Lehre in Desima Padischa ka Granth. Vgl. Neumann, l. c. II. 544—60.

Stahl mußten sie immer bei sich tragen: im Kampf in jeder Hand ein bloßes Schwert, an den Armen Stahlringe, die sie mit großer Sicherheit auf ihre Gegner zu schleudern wußten. Bei der Aufnahme in der Gemeinde erhielt von da an der Neubekehrte fünferlei Waffen: ein Schwert, Bogen und Pfeil, einen Dolch, einen Spieß und eine Flinte. Eine eigenthümliche Aufnahmsceremonie

Einweihung.

findet dabei statt. Zucker und Wasser werden in ein Gefäß gethan und mit einem Dolch umgerührt, während die ganze Gemeinde betet oder fromme Lieder singt. — Dann waschen sich der Neubekehrte und der Lehrer mit dem Zuckerwasser die Füße, sprechen Verse zum Lob des alleinigen Gottes und trinken dann von dem Fußwasser, während die Gemeinde ruft: „Heil der Kirche des Lehrers, Heil und Sieg dem Lehrer!“ Diese Art der Aufnahme in die Gemeinde oder

Freistaat.

Chalsa heißt Pahal. Gowinda verband seine Anhänger zu einer Republik an deren Spitze ein gewählter Führer oder Herzog steht, der aber bloß im Geiste der Gemeinde oder Kirche amten soll. Die Versammlung der Häupter der einzelnen Gaugemeinden heißt Gurumata. Berufen wird die Versammlung von den Akali oder Unsterblichen, einer Art Ephoren, Wächtern der Kirche und des Gesetzes, Sittenrichtern über die Häuptlinge. Diese leiten die Versammlung, während welcher alle Fehden aufhören, alle Leidenschaften schweigen sollen. Die Versammlung wird eröffnet mit einem Gebet, dann werden nach einem Gebete Nanakas, „zu essen und Anderen zu essen zu geben,“ Kuchen aus Weizenmehl, Butter und Zucker gebracht und unter Alle vertheilt, zum Zeichen der Einheit und Gleichheit Aller. Beim Anblick der heiligen Bücher, die hereingetragen werden, stehen Alle auf und Einer sagt zum Anderen: „Das heilige Buch ist unter uns, beim heiligen Buch laßt uns schwören, allen inneren Zwist zu vergessen und einig zu sein im Geiste.“ — Dann wird über gemeinsame Angelegenheiten berathen und, was darüber beschlossen wird, ist verbindlich für Alle. — Jeder kann

Gurumata.

Akali.

Recht und Gesetz.

frei ziehen von einer Gaugenossenschaft in die andere. Minder wichtige Angelegenheiten werden vor das Gaugericht, die wichtigen vor ein Fürstengericht gebracht. Das Recht, wornach ein Urtheil gesprochen wird, ist, bloß Gewohnheitsrecht, die Gesetze sind nicht geschrieben, sondern leben bloß im Gedächtniß fort. Blut

Gottesurtheil.

muß mit Blut gesühnt werden. Der Angeklagte kann zur Vertheidigung seiner Unschuld sich auf das Gottesurtheil berufen. Vermag er, ohne Schaden zu nehmen, seinen Finger in siedendes Oehl zu stecken oder mit bloßer Hand eine glühende Pflugschaar zu tragen, so gilt er für gerechtfertigt.

Guru-Gowinda.

Guru-Gowinda meldete in einem Schreiben an Orangsib, er habe den reinen Glauben der Altvorderen wieder aufgerichtet und werde aus Moslimen wieder Hindus machen, — und hat sein Wort gehalten und durch wiederholte Siege, welche er in seinem heiliggehaltenen Buch erzählt, bewährt. Einer seiner Söhne fiel tapfer kämpfend an seiner Seite, zwei wurden gefangen und grausam hingerichtet. Guru-Gowinda blieb ein unerschütterlicher Feind des Kaisers von Delhi, bis ihn 1708 der Dolch eines Meuchlers traf. Die Seinen stellen ihn Range zur Seite und nennen ihn die zehnte Awatara: er habe die Vedas und die Puranas, die Schastras und den Koran verworfen, das Gebet der Moslimen abgeschafft und die Sultane erschlagen, die wahre Kenntniß unter den Menschen verbreitet und die Kirche eingerichtet.

Banda.

Da der Held keine Söhne hinterließ, so trat sein Freund Banda an seine Stelle, als Leiter der Gemeinde und Führer im Kampf, jedoch mit einer unerbittlichen Grausamkeit. Den Gegnern wurde nicht Gnade gegeben und von ihnen nicht angenommen und in kurzer Zeit besaß er das Land zwischen den

*) Neumann, l. c. II. 547—58.

atledsch und der Dschamna, und machte Streifzüge bis nach Mittelindien, chte aber auch die Krone in seiner Familie erblich zu machen. Der Kaiser in elhi mußte alle Kraft zusammennehmen, um die Sikhs zu bezwingen. 1716 ırde Banda nach einer Niederlage gefangen und grausam in Delhi hingerichtet ıd für einige Zeit blieben seine Anhänger ruhig und suchten Schutz in den pentälern des Himalaya.

Orangsib war indeß 1707 schon den Weg alles Fleisches gegangen. Seine ßten Jahre verflossen in bitterer Stimmung. An seine Söhne schrieb er: „Ich ıbe, daß ich das Reich nicht gehörig verwaltete, ich habe mein kostbares Leben t nichtigen Dingen verschwendet, nur Sünden bringe ich dem Richter entgen und, welche Strafen meiner warten, weiß ich nicht." — Er befahl, ihn Leichentücher zu hüllen, die mit dem Geld erkauft seien, welches er sich als ıppenmacher verdient habe, und den Ertrag einiger von ihm verfertigter Abriften des Koran unter die Armen zu vertheilen, und ihn mit entblößtem opf, damit er gleich als Verbrecher vor der Allmacht dastehe, in geheiligter de aus Arabien zu begraben. Das ist das Ende Orangsibs, von dessen Reichımern und glänzenden Festen in der Reisebeschreibung von Tavernier so viel ɀählt ist, von seinen sieben glänzenden Thronen, wovon der eine mit Diamanten deckt sei, der eine mit Rubinen, die anderen mit Smaragden und Perlen; der ʒbarste aber sei der Pfauenthron, welcher auf 160,000,000 Livres geätzt ward. Orangsib †.

Orangsib hatte seinen dritten Sohn Asim zum alleinigen Erben des iches bestimmt; der älteste aber Moasim, der Statthalter in Kabul war, erkannte dies nicht, brach in Eilmärschen nach dem Süden, schlug seine rüder mit der Schärfe des Schwertes und beherrschte als Bahadur-Schah = Heldenfürst) oder Schah-Alam (= Herr der Welt) das Reich 1707—1712,) er als eifriger Schiite durch den Dolch eines Sunniten endete. Dschenbar-Schah, der älteste unter seinen Söhnen, behauptete sich einige Zeit, ırde aber gestürzt, weil er bloß dem Wein und den Weibern lebte, durch erochsir, einen Sprossen Babers, der in der Provinz Allahabad lebte und i der Familie der Siud Schutz gefunden hatte. Als er sich aber von ihnen ıabhängig machen wollte, wurde er abgesetzt und ermordet, 1719. Nun folgte, chdem einige Knaben rasch nacheinander auf den Thron gehoben und erordet worden waren, Mohammed Schah 1720—48, der in nichtigen ıngen, umgeben von schmeichelnden Höflingen, seine Zeit verbrachte und weder ısicht noch Muth besaß, den Ehrgeiz der Fürsten zu zügeln, die in den verıedenen Provinzen nahezu unabhängig schalteten und walteten. Nadirs Zug ch Delhi*) nahm allen Glauben an die Kraft des Mongolenreiches. Babers achkommen waren zu Merowingern herabgesunken. Bahadur-Schah. Dschehandar-Schah. Mohammed Schah.

Ostindien glich im vorigen Jahrhundert so ziemlich dem deutschen Reich r Zeit seines tiefsten Zerfalles. Der Oberkönig in Delhi war der Quell der hren und Würden, aber ohne Gewalt. Die Länder standen unter mohamme- Vielstaaterei.

*) Vgl. oben S. 191—92.

danischen Statthaltern, Subahdars, von den Europäern Subahs genannt, oder unter Hindu, Radscha geheißen, welche für ihre erblichen Lehensherrschaften einen Zins entrichteten: sie verfügten unbedingt über ihre Beamten, Nawab (Nabob) oder Stellvertreter, welche aber nach ihrer Ernennung der Bestätigung vom Hofe in Delhi bedurften. Dahin, an den Großmogul oder Großmongolen sandte man Geschenke, wenn man einen Titel oder eine Würde erlangen wollte; man gehorchte ihm aber bloß, wenn es Vortheil brachte. Die Statthalter wurden nach und nach so mächtig, daß sie nicht mehr entfernt werden konnten, und dasselbe geschah mit ihren Beamten, deren Stellen erblich wurden, wie die Grafschaften und die Herzogthümer. So war Indien nur scheinbar eine große glänzende Monarchie, in Wahrheit ein Wirrsal von zahllosen Herrschaften, in welche von Zeit zu Zeit die tapferen Stämme von den Bergen her einbrachen, um Beute zu holen.

Plan des Dupleix.

Diese Lage der Dinge erweckte in einem geistvollen muthigen Franzosen*), welcher die Einnahme Delhis durch die Perser miterlebt und die Schwäche des Mongolenreiches durchschaut hatte, den Gedanken, eine europäische Herrschaft an die Stelle der mongolischen zu setzen, nämlich Frankreich sollte herrschen über die riesige Halbinsel vom Himalaya bis zum Cap Comorin. Europäischen oder von Europäern eingeübten indischen Kriegern könnten die Orientalen nie widerstehen; wenn man einen indischen Fürsten gegen den andern aufstachle, so bekomme man Mittel, ein Heer nach europäischer Art aufzubringen; dabei müsse man aber als Haupt einer europäischen Niederlassung eine unabhängige Stellung haben. Die französische Handelsgesellschaft würde jedoch überdieß wohl fahren, wenn sie tributtragende Länder habe und darin Fabriken anlege: mit dem Tribut könne sie den Arbeitslohn ihrer Waaren decken und an diesen selbst viel gewinnen, wenn sie keine Concurrenz habe, und um billigere Preise ihre Waaren losschlagen, wenn sie Concurrenz habe. Indien werde dann aufhören, das Silber Frankreichs zu verschlingen. Bisher hätten Portugal, Holland, England und Frankreich Handelsniederlassungen im Lande gehabt, Portugal sei jedoch ohnmächtig, Holland im Sinken, es seien also nur die Engländer zu fürchten, aber mit allen Mitteln zu verdrängen.

Josef Franz Dupleix hieß dieser Mann, der einen Handelsblick wie Colbert und einen staatsmännischen Sinn wie Richelieu besaß und Frankreich, wenn es ihn zu benützen verstand, zum reichsten Staat Europas gemacht hätte. — Geboren zu Landrecies 1696, wurde Dupleix von seinem Vater wegen einiger tollen Jugendstreiche nach Ostindien geschickt und hier schon 1721 Mitglied des Rathes zu Pondichery, dann bekam er die Leitung der Niederlassung in Tschandernagor, das durch ihn aus einem kleinen Dorfe eine blühende Stadt wurde; mit 14 Schiffen, die er dort baute, trieb er Handel bis nach [illegible]

*) Saint-Priest, Etudes historiques sur le 18 siècle. La perte de l'Inde sous Louis XV.

d zur Landenge von Suez. In Patna unweit von Benares, der heiligen Stadt Brahminen, gründete er eine zweite Niederlassung und brachte so den Haupt- ndel in Bengalen in französische Hände. 1740 wurde er Statthalter in Pon- jery, 1742 in allen französischen Besitzungen in Ostindien und jetzt ging er die Verwirklichung seiner großen Pläne.

Da trat ihm ein anderer hochbegabter Franzose in den Weg, den die inister Ludwigs XV. gleichfalls nicht zu benützen verstanden, Mahé de la ourdonnais, geboren 1699 in Saint-Malo, sein Vater besaß ein Kaper- ff und nahm ihn schon mit 10 Jahren in die Südsee. Seit 1719 im Dienste ostindischen Gesellschaft, hatte er 1724 durch die Eroberung von Mahé seinen ndsleuten einen wichtigen Haltpunkt an der Küste von Malabar gesichert; seit 35 Statthalter auf Isle de France und Bourbon, hatte er die letztere Insel einer wichtigen Pflanzung, besonders für Kaffee, die erstere zu einem eren Hauptstapelplatze des Handels für Frankreich, Asien und Afrika gemacht, aber auch durch sein gebieterisches Wesen viele Feinde geschaffen. Weder Compagnie, noch die Regierung erzeigte ihm Dank für seine großen Ver- nste. Vergebens bat er 1740 in Paris um 6 Kriegsschiffe und 2 Fregatten, den Handel der Engländer in den indischen Meeren zu Grund zu richten, man wähnte noch, die Neutralität in Indien zu erhalten. Die Gesellschaft gab n 3 Kriegsschiffe und 2 kleine Fregatten. Damit schützte er 1741 die kleinen ndelsplätze gegen die Mahratten, 1743 mußte er jedoch seine Kriegsschiffe ch Frankreich zurücksenden. 1744 war der Friede zwischen Franzosen und Eng- ndern, wie er richtig vorausgesehen, in den indischen Meeren zu Ende. 1745 drohten die Engländer Pondichery. Da spürte man jedoch die Folgen der Schlau- t von Dupleix: der Nabob von Arcot, in dessen Fürstenthum Madras und ondichery lagen, erklärte, in seinem Gebiete müsse Frieden erhalten werden, d er werde Madras angreifen, wenn die Engländer nicht von Pondichery ab- ßen. Diese gehorchten. 1746 kam aber La Bourdonnais mit einer kleinen otte und zwang die englischen Schiffe sich nach Ceylon zu flüchten und kam nn nach Pondichery — um an die Stelle von Dupleix zu treten — das hatte man n versprochen, davon wußte Dupleix. Begreiflich, daß Beide einander wenig zeigt sein konnten. Aber auch sonst gab es Dinge, welche sie zu unversöhn- hen Feinden machen mußten: die Weisungen, welche man ihnen aus Europa endet, waren im Widerspruch mit einander: La Bourdonnais hatte eine Art berleitung in allen Kriegsangelegenheiten und Dupleix eine dictatorische Macht halten, welche ihn vom Rath in Ostindien völlig unabhängig machte. Jener tte den Befehl, Madras zu zerstören, dieser, es zu erhalten und dem Nabob rückzustellen. La Bourdonnais belagerte Madras mit nur 2000 Soldaten — schon es 100.000 Bewohner zählte und 200 Kanonen hatte, aber es war rch die Knauserei der Beamten schlecht befestigt. Der Befehlshaber rechnete auf Einmischung des Nabob, der aber rührte sich nicht, denn er glaubte, daß die anzosen ihm die Stadt übergeben würden. So kam es zu einer Capitulation: Besatzung wurde kriegsgefangen, sollte aber gegen ein Lösegeld von 9,000.000 vres wieder frei und die Stadt, mit Ausnahme der fahrenden Habe, den ngländern wieder zurückgegeben werden. Da verlangte Dupleix, der Vertrag, ssen Abschluß er nicht hatte hindern können, müsse geändert werden, Madras mme nie mehr an die Engländer und La Bourdonnais habe seine Vollmachten erschritten. Dieser aber meinte, er habe Madras erobert und zu sagen, was mit geschehen solle. Der Streit kam so weit, daß einer den anderen verhaften ssen wollte. La Bourdonnais wollte nun in Madras bleiben, bis die Frage n oben entschieden sei, indeß kam die Zeit der Moussonswinde. Ein Sturm

La Bourdonnais.

Feindschaft.

Madras.

La Bourbonnais Ende. versenkte ihm 2 Schiffe und schädigte die andern. Mit Mühe erreichte La Bourbonnais Isle de France, wo er aber schon seinen Nachfolger traf. Des Hochverraths angeklagt, suchte er unter Verkleidung nach Frankreich zu gelangen, um sich zu rechtfertigen, wurde aber von den Engländern aufgefangen, doch auf sein Ehrenwort entlassen, bis sein Proceß beendigt sei. In der Heimath ward er 16. März 1727 sogleich in die Bastille geworfen und zwei Jahre in der Stille festgehalten — seine Denkwürdigkeiten schrieb er hier auf weiße Sacktücher mit Grünspan — erst im dritten konnte er sich vertheidigen: die Anklage auf Hochverrath in ihrer ganzen Nichtigkeit nachweisen und die auf Ungehorsam durch die Befehle widerlegen, die ihm gegeben waren. Er ward 1751 unter allgemeinem Jubel freigesprochen, der Gram hatte jedoch seine Gesundheit untergraben und er starb 11. November 1753. Sein Unglück warf einen argen Schatten auf Dupleix.

Dupleix. Dieser gab übrigens dem Nabob Madras nicht heraus, und als dessen Sohn mit 10.000 Mann kam, schlug er ihn mit einer geringen Anzahl Franzosen in die Flucht. — Die so gefürchteten Mongolen waren vor einem Häuflein Europäer geflohen — welche Freude für Dupleix, welche Rechtfertigung seiner Hoffnungen! Er zerstörte Madras, verstärkte aber das englische Fort. Die Einwohner siedelte er in Pondichery an. Die Engländer hoffte er vollständig aus dem Karnatik zu verjagen, und belagerte die Veste David. Der Nabob kam den Engländern zu Hilfe und die Uebermacht der Engländer zur See hemmte die Verwirklichung der französischen Plane. Boscawen belagerte jetzt Pondichery. Dupleix leitete selber die Vertheidigung, seine Gattin unterstützte ihn mit Heldenmuth und Klugheit. Die Tochter eines Pariser Arztes, Albert, hatte Jeanne, oder, wie die Hindus

Jan Begum. sie nannten, Jan Begum, sich aller Dialecte Indiens bemächtigt und im Besitze des Vertrauens der Eingebornen sandte sie ihre Getreuen auf Kundschaft bis in den Kriegsrath ihrer Feinde. Zu Lande wurden die Engländer zurückgeschlagen; der Wind, welcher einst La Bourbonnais so verderblich gewesen war, wurde es jetzt für Boscawen, 18. October 1748 mußte er die Belagerung aufheben. Der Sieg der Franzosen über die Engländer erregte nicht geringes Aufsehen, selbst der Großmogul beglückwünschte Dupleix. Uebrigens wurde Madras im Frieden zu Aachen an die Engländer zurückgegeben, aber die indische Frage nicht gelöst. In Versailles wollte man nur raschen Frieden und achtete nicht des Zunders zu neuem Kriege.

Dupleix behielt nach dem Frieden seine Mannschaft beisammen und die Engländer nicht minder. Letztere suchten sich 1749 des kleinen Königreiches Tandschaur, südlich von Karnatik, zu bemächtigen, indem sie für einen Thronanmaßer den regierenden Radschah unterstützten. Als ihnen der Letztere die Stadt Devicotta übergab, ließen sie ihren Günstling fallen. Das war ein gewinnreiches, aber gemeines Verfahren. Viel schlauer und kühner handelte Dupleix. Das Deckhan beherrschte damals der Abkömmling einer eingewanderten türkischen

Der Nizam. Familie, Kamureddin, auch Asophdschah genannt, meist aber Nizam al Mulk (die Stütze des Herrschers) oder kurzweg Nizam. Schlau und thatkräftig hatte sich der Nizam*) wider den Oberkönig wie wider seine Unterthanen viele Jahre hindurch zu behaupten verstanden. Nun starb der Nizam 1748 und sein Sohn Nazir-D'schung ließ sich als Herrscher ausrufen und ward als solcher auch

Mirzapha. von den Engländern anerkannt. Doch ein Enkel des Verstorbenen, Mirzapha-Dschung, sprach gleichfalls die Herrschaft an, und zwar auf Grund eines Testamentes, und bat die Franzosen um Hilfe. Der Großmogul belehnte beide ...

*) Vgl. oben. S 191–92.

erber. Und wie es jetzt im Ganzen ging, so in einzelnen Theilen. Im Kar= itik war die alte herrschende Familie vom Nizam verdrängt und eine befreundete rkische an ihre Stelle gesetzt worden. Der regierende Nabob Anaverdi=Khan ar ein Feind der Franzosen, seit sie ihm das verheißene Madras nicht zurück= stellt hatten, und Dupleix stachelte ein Mitglied der verdrängten Familie, schunda=Sahib, an, sich gegen jenen zu erheben, und brachte ihn mit lirzapha=Dschung in nähere Verbindung. Mit 40,000 Mann Eingebornen und)0 Franzosen griffen sie Anaverdhi Khan an, am 3. August 1749 wurde eser im Treffen getödtet und sein Heer zerstreut. Ana-verdh. Dschunda-Sahib.

Die Sieger waren Herren vom Karnatik und zeigten sich dankbar. schunda=Sahib gab den Franzosen die Stadt Wilnur bei Pondichery, Mir- pha=Dschung verhieß ihnen das viel wichtigere, wegen seiner feinen Musseline id Teppiche berühmte Masulipatam. Dupleix verhalf dem Letzteren auch durch ine Kühnheit wie durch seine Kunst, die Häuptlinge der Mahratten und Pa= nen zu behandeln, zum Sieg und machte ihn zum Herrn des Dekhan. Am i. Dezember 1750 zog Mirzapha=Dschung in Pondichery im Triumphzug ein, it ihm im gleichen Palankin Dupleix; zum Zeichen der Brüderlichkeit tauschten vor allem Volke Kopfbedeckung und Waffen. Ein Thron war in Pondichery r Mirzapha=Dschung errichtet und Dupleix setzte sich neben ihn und leistete n in der Tracht eines Nabob zuerst unter 30 Nabobs und 50 Radschahs n Eid der Treue und der Subahdar ernannte ihn hierauf im Namen des roßmoguls zum Nabob über alle Provinzen südlich vom Fluße Krischna zum Cap Comorin, also vom ganzen Süden Indiens — einem Gebiete groß wie Frankreich! 30,000.000 Menschen hingen von Dupleix ab, er ird mit dem Befehl über 7000 Reiter betraut, der König oder Subahdar ieß keinen Befehl, den Dupleix nicht unterzeichnet hatte, nur in Pondichery, ist nirgends im Dekhan, durften Münzen geprägt werden. Macht der Franzosen.

Alles ist riesig in diesem Indien, auch das Steigen und Fallen. Eine npörung brach im Heere des Mirzapha aus. Bussy=Castelnau, der Ver- ute des Dupleix, schlug mit seinen Franzosen die Empörer in die Flucht, er Mirzapha=Dschung wagte sich im Gefechte zu weit vor und fiel von len Stichen durchbohrt. Bussy rächte ihn und erhob einen Oheim des Ge- llenen, Salabut=Dschung, auf den Thron und vertheidigte ihn siegreich gen die Heere der Mahratten. Die französische Handelsgesellschaft erhielt zum ank die Circars oder Kreise von Condavir, Mustapha=Nagar, Ellora, Rad- amundri und Tschicacale oder die ganze Küste von Orissa als Lehen, ein Gebiet, lches ihr 15,000.000 Livres eintrug. Die Franzosen beherrschten also jetzt ein ittel von ganz Indien. Der Großmogul bestätigte Alles, er bat sogar um Hand der jüngsten Tochter von Dupleix. Bussy. Salabut.

Begreiflich, daß jeder solche Fortschritt für die Engländer wie ein Stoß s Herz war; sie thaten Alles, was sie den Franzosen in den Weg legen nnten: sie unterstützten Mohammed Ali, den Gegenbewerber des Tschunda= Engländer.

Sahib, der sich noch in Tritschinapali behauptete. Der Platz war daran sich zu ergeben, als das Genie eines jungen Engländers, eines Gegenbildes von Dupleix, den Dingen eine andere Wendung gab. Damit kommen wir an die geniale Gestalt des Robert Clive.

Er stammt aus einer alten normännischen Familie, welche ein kleines
Clive. Gut in Shropshire besaß, in der Nähe von Market Drayton. Hier, 29. September 1729 geboren, zeigte Robert von früher Jugend ab einen kühnen, unruhigen, wilden und gebieterischen Geist. Kenntnisse hat er sich in der Schule wenig erworben: er galt mit Recht für faul und unbotmäßig, und in der Ver-
Jugend. legenheit, was mit „dem Taugenichts“ anzufangen, verschaffte ihm der Vater eine Schreiberstelle im Dienste der ostindischen Handelsgesellschaft, und zwar in Madras. So dachte man ihn von Haus wegzubringen, damit er der Familie keine Schande mache. Die Reise währte über ein Jahr. Clive kam arm an und
Schreiber. fand die Bekannten nicht, an die er empfohlen war. Zum Schreiber und Krämer paßte sein stolzer und eigenwilliger Charakter nicht. Das Klima wirkt sehr auf die Europäer und macht sie anfangs schwermüthig und Clive war von Natur aus zur Melancholie geneigt. Ein unerträgliches Heimweh erfaßte ihn, er fühlte
Selbstmordversuch. sich in Madras so unglücklich, daß er zum Entschlusse kam, seinem Leben durch die Kugel ein Ende zu machen. Er setzte eine Pistole an die Stirn und drückte ab, doch sie versagte; er prüfte Schloß und Stein und zielte zum zweiten Male nach seinem Kopf und sie versagte wieder. In diesem Augenblick trat ein Bekannter in sein Zimmer, und er bat ihn, die Pistole zum Fenster hinaus abzufeuern. Der Schuß ging los. Da erschrack Clive vor sich selber und rief: „So bin ich gewiß zu Etwas bestimmt!“ Ja, so war es, er sollte die Macht Englands in Ostindien begründen.

Da brach der Kampf im Karnatik aus und Clive griff wie viele Andere
Soldat. zum Schwert statt zur Feder; wenn der Kampf ruhte, kehrte er wieder in die Stube zurück. Aber von Tag zu Tag wurde die Lage ernster und [illegible] Clive durch unerschütterlichen Muth und Scharfblick in der Gefahr mehr [illegible] Er wurde Lieutenant, bald von Major Lawrence zum Hauptmann ernannt und mit der Führung eines Zuges betraut, zu dem er den Plan entworfen, durch
Arcot. einen rechtzeitigen Angriff auf Arcot Dschunda-Sahib zu zwingen, von Tritschinapali abzulassen. Die Mannschaft, die er mitnahm, bestand aus 300 Sepoys und 200 Europäern, von ihren 8 Officieren waren nur 2 einmal in einem Gefechte gewesen. Dennoch ging Clive muthig voran und überraschte während eines Gewitters die Besatzung, welche, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, davonlief. Sobald er im Besitze der Veste war, wußte Niemand besser, Alles zur Vertheidigung einzurichten, Wälle aufzuwerfen, Lebensmittel einzusammeln, einen Ausfall zu machen und die mit Verstärkung rückkehrenden Feinde zu zerstreuen als Clive. Bald nahte Rabscha Sahib, der Sohn Dschunda-Sahibs, mit 10,000 Mann und vielem Geschütz. 50 Tage lang vertheidigte der 25jährige Hauptmann diese schwache Veste gegen 20fache Uebermacht mit einer Meisterschaft, die nur von einem in Kämpfen ergrauten Krieger zu erwarten war. Seine Ausdauer, seinen Heldensinn wußte er auch den Eingebornen einzuflößen. Malcolm erzählt in seinem Leben Clives, wie die Sepoys, als die Lebensmittel [illegible] nahmen, daß man durch Hunger zur Uebergabe genöthigt zu werden fürchtete, den Hauptmann baten, daß er sie auf den Schleim, in dem der Reis gekocht sei, beschränken möge, das genüge für sie, die Europäer aber möchten die Körner essen. Als ein Häuptling der Mahratten, Morari Row, von Clives Helden-

th hörte, rief er: „Bisher habe ich nie geglaubt, daß die Engländer fechten
nten; jetzt aber sehe ich, daß sie sich zu schlagen wissen“ — und er brach auf,
ihnen zu helfen. Indeß hatten die Belagerer schon eine große Bresche gelegt
beschlossen, zu stürmen vor der Ankunft der Mahratten. Am 14. November,
Jahrestage, da bei den Moslimen der unverdiente und heldenmüthige Tod
seins auf der Ebene von Kerbela gefeiert wird, und der Glaube, daß, wer
diesem Tage falle, sogleich in die höchsten Regionen des Paradieses empor-
ragen werde, sie zu tollkühnem Wagen entzündet, rückten die Sturmcolonnen
an ihrer Spitze Elephanten, deren Stirnen mit eisernen Platten bewehrt
ten, um die Thore einzudrücken. Aber die sicheren Schüsse der Engländer
chten die Elephanten scheu, sie kehrten um und zertraten viele der Stürmer.
s wohlgezielte Feuer lichtete die Reihen der Angreifer, daß sie nach einer
unde entmuthigt umkehrten, mit einem Verlust von 400 Todten, während die
rtheidiger nur 6 Todte zählten. Wo die Gefahr am höchsten war, da war
ve: als er ein Floß mit 70 Stürmern der Beste nahe kommen sah, richtete
selber das Geschütz und zertrümmerte in 4 Schüssen die Fähre.

Der junge Clive war schnell ein berühmter Mann geworden. Man glaubte,
es Unternehmen müsse gelingen, welches er leite. Er bekam tausend Mann Fernere Siege.
rstärkung und schlug jetzt Radschah-Sahib und die Franzosen zweimal. Die
adt, welche Dupleix an der Stelle seines Sieges mit dem Namen Siegesstadt,
upleix-Fatihabad“, errichtet hatte, ließ er von Grund aus zerstören, um durch
e Thatsache den Eingeborenen es einleuchtend zu machen, daß die Engländer
Franzosen überlegen seien. In der That nahm der Anhang der Franzosen
Süden der Halbinsel ab und die Engländer waren im Stand, Trintschinopoli
entsetzen. Dschunda-Sahib fiel in die Hände der Mahratten und wurde ge-
et. Ueberall siegten die Engländer. Doch Dupleix war dadurch nicht entmuthigt. Dupleix.
Talent zu Unterhandlungen hatte er Seinesgleichen nicht, aber er hatte
en Officier, seit Bussy nach dem Norden abgegangen war, welchen er Clive
jegenstellen konnte. Doch wäre ihm wahrscheinlich durch seine Verhandlungen
lückt, Alles wieder zu gewinnen, zumal als der junge Clive zur Wiederher-
ung seiner vom Klima angegriffenen Gesundheit nach England hatte zurück-
en müssen, hätte ihn nicht Frankreich selber geopfert. Die Mitglieder der
ndelsgesellschaft zitterten für ihre Dividenden, die Regierung wollte um jeden
is Ruhe haben. Die französische Handelsgesellschaft verhandelte in London mit
englischen um den Frieden. Dort forderte man unbedingt die Abberufung des
pleix und diesem wurde bedeutet, er solle seine Stelle selber niederlegen: er
r weigerte sich dessen, wenn man ihm nicht den einzigen Menschen, der seine
verbungen in Indien retten konnte, Bussy, zum Nachfolger gebe. — Das
lte man nicht. Man begriff die Größe seiner Pläne nicht; man ahnte nicht,
man ein ganzes Reich opfere.

Im August 1754 kam eine Flotte mit 1200 Franzosen an, mehr als
ug, um Dupleix wieder zum Sieg zu verhelfen — mit ihnen aber auch
r der Directoren der Compagnie mit unbedingter Vollmacht, Godeheu, ein Godeheu.
alicher Mensch, der sich durch Ränke emporgearbeitet hatte und voll Neid
r gegen Dupleix' Größe und Genie. Vergebens suchte Dieser das Gefühl der
re und des Nationalstolzes in ihm zu wecken: er dürfe nur die Hand aus-
cken, um ein Königreich zu gewinnen. Dupleix mußte abfahren, und zwei
ge nachher unterzeichnete Godeheu mit den Engländern einen Vertrag, in Friede.

welchem Frankreich leichtsinnig allen Länderbesitz opferte, den die jahrelangen Bemühungen des Dupleix ihm erworben hatten. Beide Gesellschaften sollten sich nie in die Angelegenheiten Indiens mischen. Keiner ihrer Beamten sollte je ein Amt oder eine Auszeichnung von einem indischen Fürsten annehmen. Alle Eroberungen sollten zurückgestellt werden und der Zustand wie vor dem Krieg sein. Die Engländer, welche übrigens den Vertrag nicht hielten, verzichteten dabei auf einige Festungen, die Franzosen auf ein Königreich. Das war der Gipfel von Thorheit und Schmach.

Während Clive in England als General überall mit Jubel begrüßt und mit dem glänzenden Geschenk eines mit Diamanten besetzten Schwertes bedacht wurde, fand Dupleix keinen Lohn für seine Dienste in Frankreich, keinen Ersatz für die Millionen, die er vorgeschossen hatte *). Seine Gattin starb 1756 in Paris, seine Tochter folgte der Mutter in's Grab. Er selber rang mit Noth und Elend und wurde mit Schmähungen und Kränkungen überhäuft. Als er die Millionen zurückforderte, die er der Compagnie vorgeschossen, hemmte ein Befehl des Königs den Fortgang dieses Processes. Das zehrte die Lebenskraft des Mannes auf: „Ich habe meine Jugend, schrieb Dupleix an einen Freund, ich habe meine Glücksgüter, mein Leben geopfert, um mein Volk mit Reichthümern zu beladen und mit Ehren zu überhäufen. Jetzt verlange ich, was man mir schuldet, und werde wie der letzte der Menschen behandelt. Meine Dienste sind Märchen, meine Forderungen Lächerlichkeiten. Man schuldet mir Millionen und ich schmachte im Elend.“ Der Gram machte am 11. November 1763 dem Leben dieses großen Mannes ein Ende, dem Frankreich, wie sein Geschichtschreiber Henri Martin richtig bemerkt, noch ein Ehrendenkmal schuldig ist **).

Dupleix †.

Kaum zwei Jahre vergingen, so brach im Nordosten Indiens in jenem Bengalen ***), das zu den fruchtbarsten und reichsten Ländern der Erde zählt und jetzt der britischen Krone gehört, der Kampf zwischen Engländern und Eingeborenen aus. Alle europäischen Handelsgesellschaften hatten hier Faktoreien, die Franzosen bei Tschandernagore, die Holländer in Tschinsura, die Engländer in Fort William, wo jetzt die Weltstadt Kalkutta ist. Die Herrschaft über dieses fruchtbare Ostland hatte ein Vicekönig, der dem Namen nach die Oberhoheit des Großmoguls anerkannte, in Wahrheit aber so viel wie unabhängig war. Vom Großmogul Ferochshir hatten die Engländer 1717 einen Befehl an den Statthalter zu Bengalen, Behar und Orissa, erlangt, wornach sie nach Belieben wo immer sie wollten, kaufen und verkaufen und Kaufhallen errichten konnten, wozu ihnen ein Grund von vierzig Acker Landes angewiesen werden sollte. Dafür müßten sie aber jedes Jahr ein Geschenk von 3000 Rupien an den Großherrn entrichten; auch sei ihnen gestattet, in der Nähe ihrer jetzigen Besitzungen in Bengalen noch 18 andere Orte gegen die Bezahlung der darauf

Bengalen.

*) Die Literatur über Dupleix bei Henri Martin, Histoire de France XV 463—465.

**) Henri Martin, Histoire de France XV. 464

***) Lassen Ind. Alt. I, 172—74.

genden Rente von den Grundbesitzern zu erwerben; überdies müßten ihre ünzen bei den einheimischen Kassen ohne den früher üblichen Abzug angemmen werden*). Die Statthalter wollten jedoch diesen Befehl nicht anernen. Dennoch erlangten die englischen Niederlassungen in kurzer Zeit eine ße Bedeutung und die Gesellschaft machte gute Geschäfte, so lange der alte bob, Aliverdy Khan, lebte. Als dieser aber 1756 starb kam es unter nem Enkel und Nachfolger, Seradscha Daula, zu heftigem Streit.

Seradscha Daula haßte die Engländer und unterschätzte ihre Macht, inte er doch, ganz Europa zähle höchstens 12.000 Einwohner. Sein Charakter r wild, sein Verstand schwach: von Jugend auf hatte er Neigung zur Grau- Seradscha Daula. nkeit, zu hitzigen Getränken und anderen Ausschweifungen, die seinen Geist nervten. Den Vortheil, daß die Engländer den Handel Bengalens überhaupt en, würdigte er nicht; es ärgerte ihn bloß, daß sie Reichthümer in seinem ad sammelten. Vorwände zu Feindseligkeiten fanden sich bald. Wegen Ausbruch siebenjährigen Krieges hatten die Engländer angefangen sich zu befestigen und Nabob nicht um Erlaubniß gefragt. Einer seiner Zollbeamten war mit hätzen entflohen und hatte bei den Engländern Zuflucht gefunden. 1756 bete Seradscha Daula ohne weitere Verhandlung einige englische Factoreien und kte mit einem Heer vor das Fort William. Auch die demüthigsten Angebote Kalkutta. n Ausgleich wurden mit Hohn zurückgewiesen: die kecken Fremdlinge sollten s dem Land. Auf einen Krieg, und zwar noch gegen ein überlegenes Heer ren diese nicht gerüstet. Der Statthalter verlor den Kopf und eilte auf das hste Schiff. Der Befehlshaber der bewaffneten Macht folgte seinem Beispiel, Civilbeamter Holwell übernahm nun die Vertheidigung. Die Mittel waren vach — 200 Europäer und 1000 Eingeborene und diese hatten nur Luntenten. Nach zweitägigem Widerstand ergab man sich. Seradscha Daula ließ sich t seinen Schmeichlern als Sieger preisen und diese Eroberung als die größte at ansehen, welche seit den Tagen Timurs in Indien vollbracht worden sei. Ein laß verkündete, daß nie mehr ein Engländer den Fuß auf sein Gebiet setzen und ß Kalkutta zum ewigen Andenken, wie Gott seine Waffen gesegnet, Alinagore = Hafen Gottes) heißen solle. Die gefangenen Engländer ließ er vor sich führen, ach seine Entrüstung darüber aus, daß sie die Frechheit gehabt, das Fort en ihn zu vertheidigen, und daß er in ihrem Schatz eine so kleine Summe, 50.000 Rupien, gefunden habe, versprach ihnen aber dann „auf das Wort es Kriegers," daß ihr Leben geschont werden solle**).

Aber die Behandlung, die jetzt den Gefangenen widerfuhr, war schrecklicher der Tod. Die 146 Engländer wurden in ein Gefängniß geführt, das Die schwarze Höhle. hwarze Loch" (The black hole), welches bisher nur für einzelne meuterische ldaten bestimmt und blos 18 Fuß breit und 14 Fuß lang und mit zwei nen Fenstern versehen war. Viele meinten, es wäre ein Scherz, allein man ib die Gefangenen mit den Säbeln in die Zelle, schloß die Thüre mit Gelt und verriegelte sie. — Es war Hochsommer. Viele litten noch an frischen nden; der Dunst, der Durst, die Schwierigkeit des Athmens ward schnell erträglich. „Wasser, Wasser," riefen die Unglücklichen in Todesängsten. Man

*) Stewart, The History of Bengal. I. 161—370.
**) Orme, der mit Clive 1742 im gleichen Schiffe fuhr und später sein Geschichteiber wurde, History of the military transactions in Hindostan. II. 29—70.

brachte zwei Schläuche an die kleinen Luftlöcher, konnte sie aber durch die eisernen Stangen nicht hineinschaffen. Nun entstand darin ein solches Drängen zum Fenster hin, um ein paar Tropfen Wasser zu erlangen, daß Mehrere zu Tode getreten wurden. Holwell rief dem wachhabenden Officier zu, er werde ihm am anderen Morgen 1000 Rupien zahlen, wenn er den Gefangenen noch ein anderes Zimmer verschaffe. Doch Dieser kam bald mit der Antwort zurück, der Nabob schlafe und man dürfe denselben nicht wecken. Nun drängten Andere zu der Thüre hin, um dieselbe einzusprengen, aber die Riegel waren zu fest. Manche schrieen den Wachen alle möglichen Beleidigungen zu, um sie zu reizen, in's Gefängniß zu feuern, um schnelleren Tod zu erlangen. Vergebens. Die Soldaten brachten Lichter an die Fenster und schienen Freude zu haben an dem Schmerzensgeschrei und den verzweifelten Bewegungen der Gefangenen, von denen einige wahnsinnig wurden. Auf das Heulen der Verzweiflung folgte bald Todesstille. Um zwei Uhr in der Nacht lebten nur noch 50 von 146; und als am Morgen mit Mühe die Thüre geöffnet wurde, schwankten nur noch 23 Gestalten, mehr Gespenstern als Menschen ähnlich, aus der schrecklichen Höhle, aus welcher man 123 Leichen schaffte, die schnell in eine Grube geworfen und verschüttet wurden. Muselmännische Geschichtschreiber sagen, der Nabob habe diesen Gräuel nicht angeordnet; er habe Nichts davon gewußt; allein er machte sich zum Mitschuldigen, indem er am anderen Morgen kein Wort des Mitleids oder Bedauerns für die Armen hatte, sondern ihnen nur drohte, wenn sie die verborgenen Schätze nicht herausgäben. Holwell wurde vor ihn gerufen, mußte aber von zwei Wachen getragen werden, denn er konnte nicht mehr gehen, und ward mit weiteren Mißhandlungen bedroht, wenn er die Schätze nicht anzeige, und mit zwei anderen Vorstehern in einen Kuhstall gesperrt, wo man ihnen nur Reis und Wasser zur Nahrung gab und sie mit Eisen belud. „Der Tod, äußerte Holwell später, würde mir damals als die größte Gunst erschienen sein, welche mir der Tyrann erweisen konnte."

Die Kunde von dieser schrecklichen Nacht, vom Verlust der Faktorei kam im August nach Madras und erweckte einen Schrei nach Rache. In wenig Stunden war Alles schon angeordnet zu einem Zug nach Bengalen, 900 Mann englisches Fußvolk, 1500 Sepoys, und Clive zum Befehlshaber ernannt. Er war nämlich 1755 wieder nach Asien gesegelt, nachdem er von der Compagnie zum Gouverneur der Festung St. David und vom König zum Oberstlieutenant ernannt worden war. Unterwegs hatte er dem Seeräuberstaat Angria an der Küste von Koromandel ein Ende gemacht und reiche Beute gewonnen.

Clive

Im Dezember traf Clive mit seinem kleinen Heer in Bengalen ein, nahm Kalkutta wieder (2. Januar 1757) und erstürmte die Stadt Hugly. Seradsch Daula schwankte zwischen Schrecken und Wuth. Er brach mit 40.000 Mann gegen das Häuflein Engländer auf, er machte den Franzosen den Antrag, einen Theil ihrer Streitmacht sich ihm anzuschließen. Er sandte aber auch an Clive und versprach Entschädigung. Dieser unterhandelte, rückte aber zugleich unaufhaltsam vor. Es war sein Grundsatz, die Inder hätten kein Gefühl für Ehre, man dürfe ihnen gegenüber Bestechung, Meineid und Fälschung unbedenklich anwenden, man habe keine Verbindlichkeit gegen Leute, die selber nie ihr gegebenes Wort halten, die Asiaten seien treu- und gewissenlose Menschen, die man mit gleicher Münze

Unterhandlung

;zahlen müsse. *) — Was der Nabob anbot, war viel, nicht blos alle früheren Privilegien, das Recht, Kalkutta zu befestigen, die Befreiung englischer Waaren on allen Gebühren und Zöllen, die Zurückgabe von allen geplünderten Gegenständen, ja sogar inniges Schutz- und Trutzbündniß. Von der schwarzen Höhle ber war dabei keine Rede und dennoch nahm der Rath von Kalkutta dieses Anbot ab. — Clive sah dies als günstige Gelegenheit an, der Stellung der Franzosen Tschandernagore ein Ende zu machen, was ihm in wenig Tagen gelang, n Nabob aber sehr erbitterte, denn es sei auf seinem Gebiet geschehen und er ıbe es nie gebilligt. Auf einmal schlug der Nabob um, schrieb an Bussy um ;leunige Hilfe gegen die Engländer, was diesen wieder bekannt wurde, so daß : Ausweisung der Franzosen von seinem Gebiet verlangten. All' dies brachte live zur Ueberzeugung, daß nur in einem Schlage Heil zu finden sei. Einen lchen hatte er gleich im Beginne versucht und war während eines dichten ebels in das feindliche Lager eingedrungen und hatte dasselbe in etwa zwei tunden unter großem Gemetzel durchkreuzt. Nur der Umstand, daß der Nebel cht fiel, wie es gewöhnlich um acht Uhr zu geschehen pflegt, und daß die Engnder sich in Folge dessen verirrten, war Schuld, daß die Schlacht keine enteidende wurde, und daß Clive einen für sein kleines Heer bedeutenden Verlust n 120 Europäern und 400 Sepoys erlitt. Doch hatte seitdem Seradscha eine oße Angst vor der verzweifelten Thatkraft des „Tapferen im Krieg", wie er live zu nennen beliebte. Aber die Maßregeln des Mannes waren schwankend ıd das mußte ihn verderben; denn außer der Kühnheit Clives hatte er Verrath im eigenen Lager zu fürchten. In Murschidabad bildete sich eine Verschwörung, den verhaßten und unfähigen Seradscha Daula abzusetzen und dessen :neral Mir-Dschaffir auf den Thron zu erheben. Der letztere versprach den ıgländern eine glänzende Entschädigung und Lohn für ihre Soldaten und ver-ß mit einer Abtheilung des Heeres zu ihnen überzugehen. Clive dagegen ver-:ach, Mir-Dschaffir auf den Thron zu erheben. Ein reicher Hindukaufmann michund, welcher viele Geschäfte mit den Engländern bisher gemacht hatte, war : Unterhändler. Auf einmal drohte Omichund jedoch, er werde die Verschwörung n Nabob mittheilen, wenn man ihm nicht als Belohnung 3 Millionen Gulden ichere und einen ihn betreffenden Artikel in den Vertrag zwischen den Engıder und Mir-Dschaffir aufnehme. Das Leben aller Verschworenen stand in :fahr, der Ausschuß war in Verlegenheit, was zu geschehen habe. Clive aber ıd rasch ein Auskunftsmittel: man solle Omichund versprechen, was er verıgt, und diesen Schurken mit seinen eigenen Kunstgriffen schlagen; bald werde michund von ihnen abhängen und dann brauche man das Versprechen nicht zu lten. Der Rath wurde befolgt und, um den schlauen Hindu zu täuschen, ein ter und ein falscher Vertrag geschrieben: im falschen war Omichund mit seiner rderung genannt, im echten nicht, und als der Admiral Watson aus persönjer Ehrenhaftigkeit sich weigerte, den falschen Vertrag zu unterzeichnen, trug ive kein Bedenken, die Handschrift des Admirals fälschen zu lassen, denn es gerecht, einen Betrüger zu betrügen.

Verschwörung

Mir-Dschaffir.

Jetzt war das Netz gestellt und Clive begann in einem Schreiben den ıbob des Verrathes zu bezichtigen und zu bedrohen, worauf der Nabob mit .000 Reitern und 35.000 Mann zu Fuß, 40 großen Kanonen und einigen ineren Geschützen gegen die Engländer aufbrach. Clive hatte nur 3000 Mann, ınoch überschritt er den Hugly, obschon er überzeugt war, daß keiner der :inen über denselben zurückkehren werde, wenn er eine Niederlage erleide.

Sieg bei Plassey.

*) Orme, B. 6, 7 und 9. Malcolm, The life of Lord Clive. London 1836, I. 310.

Gegen die Ansicht des Kriegsrathes faßte Clive den festen Entschluß, Alles zu wagen, und so kam es am 23. Juni 1757 zur Schlacht bei Plassey, welche über den Besitz von Bengalen entschied. Die Hindu griffen an, aber ohne rechten Erfolg, obwohl sie in 18facher Ueberzahl waren. Von Verräthern erhielt der Nabob den Rath, sich zurückzuziehen. Er befahl es und die Engländer griffen die sich wendenden Truppen an und zerstreuten sie und nahmen sämmtliches Geschütz und Gepäck und zwar blos mit einem Verlust von 22 Todten und 55 Verwundeten. —

Mir Dschaffir Nabob. Während der Schlacht hatte Mir Dschaffir sein Versprechen, zu den Engländern überzugehen, nicht gehalten; sobald aber der Sieg entschieden war, ging er zu ihnen über und Clive that kluger Weise, als ob er von diesem Benehmen Nichts merkte, und begrüßte den Zitternden als Freund und Nabob von Bengalen, Orissa und Behar. Beide brachen dann nach Murschidabad auf, wohin Seradscha Daula schimpflich geflohen war. Hier riethen dem Unglücklichen Einige zum Widerstand, Andere zur Flucht. Das Letzte entsprach seinem feigen Charakter am besten und Seradscha Daula floh mit den kostbarsten seiner Edelsteine und der schönsten seiner Frauen auf einem kleinen Boot über den Ganges, wurde jedoch von einem Landmann, dem er vor Kurzem hatte die Ohren abschneiden lassen, erkannt und nach Murschidabad gebracht. Hier flehte er auf den Knieen um sein Leben. Mir Dschaffir empfand Mitleid; sein Sohn ließ aber den Unglücklichen in der Nacht tödten.

Seradscha Daula.

Lohn der Engländer. Sofort setzte Clive Mir Dschaffir unter großen Feierlichkeiten als Nabob von Bengalen ein, der dafür den Siegern das freie Eigenthum über alles Land innerhalb des Mahrattengrabens und alle Gefälle des Bezirks zwischen Kalkutta und dem Meere, als Entschädigung für Verluste und Bezahlung für Heer und Flotte die Summe von 27,500,000 Gulden verlieh. Clive bekam 2,000,000. Später erklärte er, als man ihm die Annahme im Parlamente vorwarf: „Wenn ich mich erinnere, wie ich in die Schatzkammer des Nabob eintrat, wo rechts und links Haufen von Gold und Silber lagen und oben auf Juwelen, so staune ich noch heute über meine Bescheidenheit." Und in der That wäre es ihm ein Leichtes gewesen, das Doppelte und Dreifache zu erlangen, wenn er gewollt hätte. Als Schah Alum, der älteste Sohn des Großmoguls, in Bengalen einfiel und Mir Dschaffir schon verzagen wollte, machte ihm Clive wieder Muth und sprengte mit 450 Europäern und 2500 Sepoys die [illegible] Mann betragende Armee des Gegners auseinander. Der dankbare Mir Dschaffir schenkte ihm nun Ländereien, die jährlich 300.000 fl. abwarfen. Clive war nun eigentlicher Statthalter der englischen Besitzungen in Bengalen und so mächtig, daß der Nabob Nichts wider seinen Willen zu thun wagte. Als Mir Dschaffir, um nur einige Selbständigkeit zu erlangen, insgeheim mit den Holländern unterhandelte und diese 7 große Schiffe mit 1400 Mann den Hugly hinaufsandten, schlug Clive diese zu Land wie zur See so schnell [illegible], daß die holländische Behörde die Handlungsweise ihres Admirals tadelte und den Engländern ihre Kriegskosten ersetzte. So war Clive durch seine Unerschrockenheit, durch seinen kühnen Muth und sein Feldherrntalent Sieger [illegible]

e Franzosen, Statthalter von Bengalen und Begründer der englischen Macht Ostindien geworden und kehrte, weil das Klima wieder seine Gesundheit ıgriff, mit hohem Siegesruhm und einem Vermögen, das ihm ein Jahres- ıkommen von 400.000 fl. abwarf, ungefähr eine Million nach heutigem eldwerth, in seine Heimat zurück, wo er von der Regierung als ein vom mmel gesandter Heerführer, der ohne alle militärische Vorbereitung ein aus- zeichnetes kriegerisches Genie bewiesen, begrüßt, zum Lord Clive, zum Baron n Plassey, zum irischen Pair ernannt und mit einem Sitz im Unterhaus rsehen wurde. So lohnte England die Verdienste seiner Söhne und die Be- ündung von Kolonien.

Wie ganz anders handelte Frankreich! — Im Jahre 1757 hatte im ırnatik der Krieg wieder begonnen und die Franzosen hatten Arkot und selbst adras wieder eingenommen. Machault hatte kurz vor seinem Fall einige hiffe nach Ostindien gesendet, die im April 1758 an der Küste des Karnatik chienen, — 1200 Mann regelmäßiger Truppen und ein neuer Statthalter, der :nerallieutenant Graf von Lally, waren darauf, der Abkömmling einer schen Familie, die Jakob II. in die Verbannung gefolgt war, eigentlich Lally n Tully-Dale genannt, was die Franzosen in Tolendal verwandelten. Lally tte sich bei Dettingen und Fontenoy ausgezeichnet, er war ein tapferer Officier, er ohne jeden politischen Takt, hitzig, eigensinnig und unbändig wie ein echter rländer. Wie Labourdonnais, verfolgte auch er den Plan, die britischen Nieder- ssungen zu zerstören. Mit Mitteln und Vollmachten, zu Land wie zur See handeln, ausgestattet, welche man Dupleix verweigert hatte und welche unter n Indien an Frankreich gebracht hätten, ließ der eifrige Lally in derselben acht noch, da er das Land betrat, die Truppen gegen das Davidsfort abgehen, d betrieb die Belagerung mit solchem Eifer, daß die Besatzung schon am Juni sich ergab. Das war ein schöner Anfang, aber Lally verfuhr dabei mit ter Rücksichtslosigkeit gegen den Glauben und die Vorurtheile der Eingeborenen, ß diese fortan den Franzosen sich abgeneigt erwiesen. Aus Mangel an Pferden ß er neben einander Brahminen und Paria vor die Kanonen und Pulver- ıgen spannen. Er ließ das Davidsfort dem Boden gleich machen und dieser ıme verschwindet fortan aus der Geschichte. Er ließ aber auch eine sehr be- hmte Pagode zerstören und einige Brahminen, die um den lieben Tempel :umirrten, als englische Spione aufgreifen, vor die Mündung der Kanonen ıden und diese abschießen. Dadurch erregte er eine weit größere Bestürzung, s wenn er die Stadt in Brand gesteckt und die Einwohner bis auf den letzten ann niedergehauen hätte. Die Abneigung der Eingeborenen war schuld, daß er t einem Versuch auf Tandschur scheiterte; bagegen gelang ihm der Angriff auf kot und jetzt wagte er sogar die Belagerung von Madras (Dezember 1758) d, um die Briten vollständig aus dem Karnatik zu vertreiben, rief er Bussy s dem Dekhan zurück, wo dieser mit so glänzendem Erfolg bisher gekämpft te. Es war dies eine verhängnißvolle Maßregel für die Sache Frankreichs Ostindien. Es gelang ihm, die sogenannte schwarze Stadt von Madras ein- ıehmen, aber die weiße Stadt oder das Georgsfort vertheidigte sich zwei onate hindurch mit größter Hartnäckigkeit und siegreich. Im Februar 1759 n ein englisches Geschwader und jetzt mußte Lally die Belagerung aufheben. deß ging auch die ganze Küste von Orissa für die Franzosen verloren und s Dekhan, wo 10 Jahre hindurch so viele Erfolge errungen wurden, und er-

Frankreich.

Lally Tolendal.

Krieg im Karnatik

Madras.

litten die Franzosen zur See, am 2. September 1759, durch Pocock eine Niederlage. Im Oktober erschien Eyre Coote mit einem kleinen Heer im Karnatik
Wandewasch. und eroberte am letzten November Wandewasch. Alsbald eilte Lally herbei, um den Ort wieder zu nehmen. Alle Warnungen Bussys waren vergebens. Am 22. Januar 1760 kam es bei Wandewasch zur Schlacht, welche die Franzosen trotz ihrer Unerschrockenheit und der Tapferkeit Lallys verloren; Bussy, ihr fähigster Officier, wurde gefangen. Die Engländer wurden jetzt Herren des Karnatik. So sehr war der patriotische Geist, den Dupleix zu wecken verstanden hatte, verschwunden, daß die Franzosen sich selber über ihre Niederlage freuten. Nun galt
Pondichery. es noch einen Kampf um Pondichery, welches die Franzosen muthig vertheidigten. Am 16. Januar 1761 mußte sich die Stadt ergeben. Lally nebst 2000 Franzosen wurden kriegsgefangen aus Mangel an Lebensmitteln. Alle trugen die Züge des Hungers, der Ermattung und der Krankheit im Gesicht, als sie die Mauern verließen. Auch die anderen Plätze mußten sich im Laufe des Jahres ergeben und so verschwand die französische Fahne aus dem Karnatik.

Prozeß Lallys. Nach so ruhmreichen Erwerbungen ein solches Ende! Die Entrüstung war in Paris groß; die öffentliche Meinung verlangte ein Opfer und die Regierung warf ihr Lally hin. Als dieser in England, wohin er als Kriegsgefangener gebracht wurde, hörte, daß die Regierung alle Schuld des Verlustes von Indien auf ihn werfe, der eigentlich Folge ihrer eigenen Kopflosigkeit war, so bat er um Freilassung auf Ehrenwort, bis er in Paris sich gerechtfertigt habe. Er hatte Frankreich immer redlich gedient, wenn er auch in seiner Heftigkeit sich häufig Unbesonnenheiten zu Schulden kommen lassen. Kaum hatte er Paris erreicht, so wurde er in die Bastille geworfen. 19 Monate blieb er hier, ohne daß man ihn verhörte. Seine Feinde waren unerbittlich; sie klagten ihn vor dem Parlament der Bestechlichkeit und des Hochverraths an und dieses verurtheilte den Mann am 6. Mai 1766 wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt und weil er die Interessen des Königs verrathen habe. „Ist das der Lohn für 45jährige Dienste,“ rief der Aermste und griff nach einem Zirkel, um sich die Brust zu durchbohren. Am 9. Mai wurde er auf einem Düngerwagen, mit einem Knebel im Munde, nach dem Grèveplatz geführt und enthauptet. Auf Betrieb seines Sohnes nahm sich Voltaire der Sache des Unglücklichen an und seiner Bemühung gelang es, daß das Urtheil des Gerichtshofes 1778 aufgehoben und der Familie die Ehren und Würden zurückgegeben wurden.

Im Frieden zu Paris wurde Pondichery nebst einigen anderen Plätzen
Englands Erfolge. den Franzosen zwar zurückgegeben, allein sie durften keine Festungswerke mehr errichten und nicht mehr als 150 Mann Besatzung dahin verlegen. 1770 ging die ostindische Compagnie vollständig zu Grunde. Dagegen gewann England immer mehr Boden. Allmälig und sicher schritt seine Herrschaft über Ostindien voran, wenn sie auch von Zeit zu Zeit durch Fehler der Behörden bedroht schien. Was die Habsucht der Beamten verschuldete, das wendete immer wieder ein außerordentlicher Mann zum Besseren und so hat auch Clive bei einem dritten Aufenthalt nicht blos durch Siege, sondern durch schwierige und heilsame Reformen die Grundlage der englischen Macht in Ostindien neu befestigt.

Nach seiner zweiten Abreise suchten die Beamten in Bengalen sich nur
Clive Statthalter. zu bereichern. Ein besseres Mittel gab es nicht, als einen Nabob abzusetzen und sich von einem anderen für das Geschenk des Thrones bezahlen zu lassen. So

umstellten die Engländer in einer Nacht den Palast Mir Dschaffirs und Mir Dschaffir.
zwangen ihn, die Regierung niederzulegen und in Wilhelmsfort unter dem Schutz
er britischen Waffen zu leben, und riefen dessen Schwiegersohn, Mir Kossim, Mir Kossim.
ls Nabob aus. 9,000.000 Gulden mußte Mir Kossim der Gesellschaft zahlen und
och hatte sie bald Grund, argwöhnisch sein Verfahren zu beobachten, denn er
an auf Abfall: er vermehrte seine Truppen. Der Grund war, daß ihm seine
age unerträglich schien. Die Engländer wollten keine Binnenzölle mehr zahlen,
: wollten die Preise der Lebensmittel und Waaren selbst festsetzen, sie miß-
andelten seine Beamten. Die Unterhandlungen mit ihm scheiterten und die
nterhändler wurden von den Truppen des Nabob ermordet. Jetzt beschloß der
ath in Kalkutta, Mir Kossim abzusetzen und Mir Dschaffir wieder auf den
hron zurückzuführen. Major Adams nahm mit 600 Europäern und 1200 Sepoys
Lurschidabad, schlug die Truppen des Nabob auf den Feldern von Geriah, Geriah.
oberte Mongir, nur Patna blieb noch dem Nabob, der hier, seinen Haß gegen
e Engländer zu befriedigen, 150 Gefangene, darunter meist friedliche Kaufleute Gemetzel zu Patna.
ıd ein kleines Kind, mit kaltem Blut am 5. Oktober 1763 niedermetzeln ließ
Massacre of Patna) und dann nach Oudhe zum Fürsten Subschah ed Subschah ed Daula.
aula floh, welcher vom Namenskaiser zu Dehli, Schah Alum, zu seinem
ezir ernannt war. Alle drei Fürsten zogen an der Spitze von 50.000 Mann
gen die Engländer, wurden aber von Major Munro bei Buxar am Ganges, Buxar.
schon dieser nur 1200 Europäer und 8000 Sepoys zur Verfügung hatte, auf's
aupt geschlagen und ließen 4000 Todte und 130 Geschütze auf dem Felde
rück. Schah Alum bat um Frieden und wurde als der rechtmäßige Herrscher
n Hindostan anerkannt und erhielt Allahabad und die andern Staaten des
abob von Oudhe, weil er ein gefügiges Werkzeug zu werden versprach. Mir
schaffir starb indeß. Zwischen seinem Sohn und Enkel entstand aber Streit
egen der Nachfolge und die Beamten des Rathes ließen sich 1,400.000 Gulden
n jenem zahlen, wofür sie ihn dann als Nabob anerkannten. —

Die Nachrichten aus Ostindien galten in England für bedenklich. Aller
ugen richteten sich auf Clive, der allein die Verwirrung ordnen und den
turm beschwichtigen könne. Man beschwor ihn in einer Versammlung des
ndiahauses das Reich zu retten, das er gegründet habe. Er nahm es an
nter der Bedingung, daß sein Feind Sullivan, der ihm so oft entgegenge-
eten, Vorsitzender der Handelsgesellschaft zu sein aufhöre. Nach einem heftigen
ampf wurde es zugestanden. Clive wurde zum Statthalter in Bengalen und
m Obergouverneur der britischen Besitzungen mit außerordentlicher Vollmacht
nannt: er sollte vom Rath unabhängig sein, nur von einem Ausschuß
nterstützt, dessen Mitglieder er aber selber ernennen könne. Im Mai 1765 langte
in Kalkutta an, entschlossen die bürgerliche Verwaltung gründlich umzuändern
ıd den Augiasstall zu reinigen. „Jedermann möchte reich werden, ohne sich
urch lange Bemühungen verdient gemacht zu haben; und aus diesem unauf-
rlichen Wetteifer entspringt ohne Zweifel jene Unordnung, die wir heilen
üssen, wenn wir nicht untergehen wollen, denn das Uebel ist nicht blos bös-
tig, sondern es steckt auch an." — „Wie tief ist doch, schreibt er in einem
ıderen Brief, der englische Name gesunken. Ich konnte mich nicht enthalten,
hränen zu vergießen über den verlorenen Ruhm der britischen Nation, der an-

rettbar verloren, fürchte ich. Ich schwöre aber bei dem großen Wesen, welchem wir Alle Rechenschaft ablegen, wenn es eine Zukunft gibt, ich schwöre, daß ich jetzt mit einer Seele nach Indien gekommen bin; die erhaben ist über die Bestechung. Ich schwöre, daß ich diese großen über unserm Haupte schwebenden Uebel vernichten oder in dem Bestreben, dies auszuführen, zu Grunde gehen werde, zu Grunde gehen will."

Mißstände.

Clive fand die Mißstände ärger, als er sich gedacht hatte, löste aber auch entschlossen sein Wort ein. Er zwang die Mitglieder des Raths, sich seinem Willen zu fügen. Sein Name hatte einen so furchtbaren Klang, daß Sudscha-Daula unbedingte Unterwerfung anbot und selber zu Clive kam, welcher ihm den Rang und Titel eines Vezirs fortzuführen erlaubte und den größeren Theil von Oudhe zurückgab. Die Bezirke Korah und Allahabad gab er als kaiserliches Krongut dem Schah Alum zurück und versprach ihm zugleich im Namen der Gesellschaft eine jährliche Zahlung von 26 Lack Rupien, wofür dieser aber als Kaiser eine Urkunde ausstellen mußte, welche der englischen Gesellschaft die ganze Verwaltung der Provinzen Bengalen, Orissa und Behar übertrug, also ein Jahreseinkommen von 20,000.000 Gulden sicherte. Wie ein Alarich oder Orestes in der Völkerwanderung, so ernannte also Clive Kaiser und Könige in Ostindien. Der Nachkomme Babers und Akbers hieß noch immer Großmogul, war aber ein Schützling der englischen Gesellschaft, und so tief war sein Sinn gesunken, daß er, erfreut über den hohen Gehalt, den ihm die Gesellschaft auszahlte, zu Clive sagte: „Gott sei gedankt, jetzt kann ich mir so viele Tänzerinen halten, als ich will." —

Grundsätze. Beamte.

Nachdem er die indischen Angelegenheiten geordnet, führte Clive die Grundsätze durch, welche die Herrschaft Ostindiens seither bewahrten. Er verbot die Annahme von Geschenken von Seite der Eingeborenen, er stellte den Privathandel von Seite der Beamten ab, er entschädigte sie dafür durch einen Antheil am Salzmonopol. Mit anderen Worten: er erhöhte den Gehalt der Beamten, welche bisher wegen der schlechten Bezahlung, die sie bekamen, genöthigt waren, von unlauterem Gewinn zu leben, wodurch die furchtbare Unterdrückung und Verderbniß entstanden war; hielt aber nun streng auf die Ehrenhaftigkeit und entließ unerbittlich Jeden, der sich dagegen verfehlte. Nicht minder entschieden griff er auch bei den Soldaten durch, welche in Bestechlichkeit und in Gewinnsucht mit den Beamten wetteiferten. Ein furchtbarer Bund bildete sich gegen ihn;

Heer.

200 Officiere, die darauf rechneten, daß die englische Armee ohne ihren Arm nicht aufrecht erhalten werden könne, boten an einem Tag ihre Entlassung an, wenn ihnen nicht eine gewisse Summe ausbezahlt werde.

Clive war aber durch keinen Widerstand zu beugen, er kannte keine Furcht, obschon zwei Officiere versprochen hatten, sie würden ihn niederschießen. Er erklärte den Verschworenen, er glaube, er habe es mit Engländern zu thun und nicht mit Meuchelmördern; er werde im Nothfall Schreiber zu Soldaten machen, wie er selber einst Schreiber gewesen. Er stützte sich auf einige Officiere und auf die Hindusoldaten, die laut erklärten, sie würden den [illegible]

e verlassen, unter dem sie bei Arkot gesiegt hätten. Die Meuterer sahen ild, daß sie sich verrechnet hatten; die Rädelsführer wurden verhaftet und aus m Dienst gejagt; die jüngeren Officiere bezeugten ihre Reue und die Ge- einen gar keine Neigung, ihren Officieren in der Meuterei zu folgen. So ar denn der Widerstand der Armee besiegt.

Clive selber zeigte sich unbestechlich. Er kehrte sogar ärmer nach England rück, als er gekommen war, aber er blickte immer mit Stolz auf seinen dritten ufenthalt in Ostindien zurück, und Macaulay stellte in seinem Versuch über live den schönen Grundsatz auf, daß Ehrlichkeit die beste Politik sei, nicht blos r die Einzelnen, sondern auch für die Gesellschaft, weil das Leben der Gesell- haft länger währe, als das der Individuen. Es könnten wohl Einzelne durch reulosigkeit großes weltliches Glück machen, aber nie könne ein Staat durch ruch der öffentlichen Treue begründet oder befestigt werden. — Die wirksamste affe gegen Falschheit sei die Wahrheit, denn Aufrichtigkeit und Redlichkeit en die höchste politische Weisheit. „Englischer Muth und englische Intelligenz ben weniger gethan, unser orientalisches Reich zu erweitern und zu erhalten, s englische Wahrhaftigkeit. Alles, was wir hätten gewinnen können, wenn r die Doppelzüngigkeiten, die Ausweichungen, die Erdichtungen, die Meineide Ehrlichkeit die beste Politik. tten nachahmen wollen, welche gegen uns angewendet worden sind, ist Nichts Vergleich mit dem, was wir dadurch gewonnen haben, daß wir die einzige acht in Indien sind, auf deren Wort Verlaß gesetzt werden kann. Kein Eid, elchen Aberglaube erfinden kann, kein, wenn auch noch so werthvoller, Geisel ßt den hundertsten Theil des Vertrauens ein, das durch das „Ja, Ja“ und Nein, Nein“ eines englischen Gesandten hervorgebracht wird. Keine Festung, ie stark auch durch Kunst und Natur, gibt ihren Insassen eine solche Sicherheit, ie der Häuptling genießt, der auf der Reise durch die Gebiete mächtiger und dlicher Feinde mit der britischen Bürgschaft gerüstet ist. Die mächtigsten Fürsten s Ostens können kaum gegen das Erbieten enormer Verzinsung irgend einen heil des Reichthums hervorlocken, der unter dem Heerde ihrer Unterthanen ver- rgen ist. Die britische Regierung bietet wenig über 4 Percent und der Geiz eilt sich, Rupien zu zehn Millionen aus seinen geheimsten Behältnissen hervor- bringen. Ein feindlicher Monarch mag unseren Sepoys Berge von Gold ver- rechen, wenn sie die Fahne der Compagnie verlassen wollten. Die Compagnie rspricht nur eine mäßige Pension nach langem Dienste. Aber jeder Sepoy weiß, ß das Versprechen der Compagnie gehalten werden wird; er weiß, daß ihm, nn er hundert Jahre lebt, sein Reis und Salz so sicher sind, wie der Gehalt s Generalgouverneurs, und er weiß, daß es keinen andern Staat in Indien t, der ihn nicht den feierlichsten Gelübden zum Trotz in einem Graben Hun- rs sterben lassen würde, sobald er aufgehört hätte, brauchbar zu sein. Es ist vortheilhafteste Lage einer Regierung, wenn sie als die einzig vertrauens- irdige inmitten von Regierungen steht, denen Niemand trauen kann“ *). —

Während seines ersten Aufenthaltes hat Clive die Besitzungen der Gesell- aft vertheidigt, während seines zweiten ihr Bengalen erworben, während nes dritten die Verwaltung geordnet und die Grundlage der Herrschaft ge- t. Wäre er länger geblieben, so wäre es von noch größerem Vortheil für Gesellschaft gewesen.

---

*) Macaulay Essays. Tauchnitz Edit. IV. p. 51.

Allein das Klima griff wieder seine Gesundheit derart an, daß er Ende
Clive in England Januar 1767 nach Europa zurückkehren mußte. Er fand aber dießmal den Lohn seiner Verdienste nicht, obschon er während seines dritten Aufenthaltes Nichts für sich erworben, sondern sein Vermögen vielmehr verringert hatte. All' die Diebe und Bedrücker, die er aus Indien vertrieben hatte, sowie seine alten Feinde im
angegriffen Indiahaus waren jetzt in England thätig gegen ihn. Der rasch erworbene Ruhm und Reichthum, welch' letzteren er auch gern zur Schau stellte, erweckten den Neid. Die Nabobs, so nannte man die Engländer, die in Ostindien schnell zu einem Vermögen gekommen waren, dienten schon länger den Pamphletisten und Lustspieldichtern zur Zielscheibe des Spottes und Clive galt als der erste unter den Nabobs. Dazu kamen Unglücksfälle in Indien. 1770 blieb der gewöhnliche Regen in Bengalen aus; die Reisfelder konnten die erwartete Ernte nicht liefern und eine schreckliche Hungersnoth begann, die in vielen Orten die Hälfte oder ein Drittheil der Einwohner vernichtete. In England hieß es, Diener der ostindischen Gesellschaft hätten allen Reis aufgekauft, um ihn nachher zehnmal theurer wieder zu verwerthen, und derart alles Elend verschuldet. Der allgemeine
im Parlament. Haß richtete sich jetzt gegen Clive, der an der Hungersnoth vollkommen unschuldig war, und die indischen Angelegenheiten kamen zur Verhandlung im Parlament und Clive wurde dabei zum besonderen Gegenstande des Angriffs gemacht, zumal Sullivan alles Ungemach, alle Verlegenheiten der letzten Jahre seinen selbstherrischen, einsichtslosen Maßregeln und seinem Raubwesen zugeschrieben hatte. Der Angeklagte verthei-
Vertheidigung. digte sich nach seiner eigenthümlichen Art, indem er zum Angriffe überging, in einer glänzenden Rede, die selbst den Beifall Pitts erlangte: die Regierung habe gefehlt; sie hätte den Freibrief der Compagnie längst genau untersuchen und eine diesen großen Besitzungen angemessene Regierungsform aufstellen sollen; statt dessen habe sie Nichts, gar Nichts gethan, im Gegentheil, dieses ganze indische Gemeinwesen wie eine Südseeschwindelei behandelt und nur darauf gesonnen so viel daraus zu ziehen, als im Augenblick nöthig war, bloß an die Gegenwart und nie an die Zukunft gedacht. Ihm habe man in der höchsten Noth, wo die Leitung voll Gefahr war, diese Leitung übertragen und er habe sie übernommen und seine glückliche Lage verlassen („denn ich war glücklich in der Erinnerung meiner Thaten und Verdienste, glücklich in meiner Familie, glücklich in meiner gesellschaftlichen Stellung, glücklich in allen Dingen, ausgenommen in der Gesundheit, die ich im Dienste der Compagnie verloren habe und nicht mehr gewinnen werde"), verlassen, um in ein fernes ungesundes Land zu gehen und dort das undankbare Geschäft der Verbesserung aller Art zu übernehmen. Das große Geschenk, das er von Mir Dschaffir angenommen, behandete er als eine Kleinigkeit nach dem Maßstab dortiger Verhältnisse. Clive selber beklagte sich später, man habe ihn im Parlament wie einen Schafdieb behandelt und man hätte lauter Blasenpflaster angewendet, um ihn bis auf den Grund zu sondiren. Doch vermochte er weder die Anklage des an Omichund begangenen Betrugs, noch die wegen der Fälschung der Handschrift Watsons abzuweisen. Es waren dies allerdings große Flecken. Allein Clive hatte auch unläugbar große Verdienste. Das fühlten sehr ehrenwerthe Mitglieder des Parlaments und demgemäß fiel auch
Urtheil. das Urtheil seiner Richter aus. Das Parlament beschloß nämlich (21. Mai 1773): Lord Clive, Baron von Plassey, habe zur Zeit der Absetzung des Serajah ed Daula und der Erhebung Mir Dschaffirs auf den Thron von Bengalen allerdings eine Summe von 234.000 Pfund Sterling für sich erworben und das sei durch Mißbrauch der ihm anvertrauten Macht und zum bösen Beispiel der übrigen öffentlichen Diener geschehen; zu gleicher Zeit habe Lord Clive dem Vaterland große und wichtige Dienste geleistet. Das hieß den Mann, welchen

ne Gegner als einen neuen Verres hinstellten, freisprechen. Uebrigens wurde schlossen, alle Erwerbnisse und Besitzungen, welche durch die bewaffnete Macht er durch Verträge mit fremden Fürsten erworben wurden, seien Staatseigenum. Die Verwendung solcher Erwerbnisse zum Vortheile eines im bürgerlichen d Kriegswesen Angestellten sei ungesetzlich und müßten diese Erwerbnisse zurückstellt werden.

Clive war also so viel als freigesprochen und hatte fortan keine parlamenischen Angriffe mehr zu leiden. Aber diese Angriffe und Beleidigungen hatten f seine stolze Seele einen tiefen Schatten geworfen. Von Jugend auf hatte er ung zur Schwermuth, die jetzt in der Ruhe, wo die reichen Kräfte seiner ele nicht gespannt waren, nur stärker hervortrat; dazu kamen noch Anfälle einer ankheit, die er sich in Ostindien geholt hatte, und deren Schmerzen er nur rch Genuß von Opium betäuben konnte. Zum dritten Male kam der Entschluß n Selbstmord und diesmal wurde er vollzogen, gerade in der Zeit, als ihn Regierung zum Oberbefehlshaber des Heeres ernennen wollte, welches den ıfstand der Nordamerikaner niederschlagen sollte. Aller Wahrscheinlichkeit nach re dann die englische Regierung Siegerin über die Kolonien geworden. Clives Schwermuth. Selbstmord.

Was Clive angebahnt, setzte der nächste Statthalter, Warren Hastings, t — eine geniale Natur, doch weniger Krieger als Staatsmann, eifrig für glisches Interesse wie Clive, und nicht weniger rücksichtslos, wenn es die ırchführung seiner Pläne galt. Warren Hastings

Warren stammt von einem Seitenzweig der Familie der Grafen von untingdon, welche ihren Ursprung vom normannischen Seekönig Hastings ableiten *). Seine Familie war heruntergekommen. Das Gut Daylesford hatte sie rkaufen müssen. Der Anblick des Schlosses seiner Ahnen, das in die Hände emder gekommen war, erweckte in seiner jungen Seele den Wunsch, es zu erırben, und nie ist ein Plan entschiedener festgehalten worden, als dieser und ch einem Leben voll Kampf, voll kühner und verwegener Thaten, ist Warren stings in der That als Herr von Daylesford gestorben. Hastings sagte später ber: „es war eine meiner Lieblingsunterhaltungen, am Ufer jenes Baches zu gen und zu träumen. Ich erinnere mich, daß ich dort an einem schönen ommertage, als ich kaum 7 Jahre alt war, zuerst den Entschluß faßte Daylesd zurückzukaufen; ich hing damals ganz von Leuten ab, welche selbst kaum jen Mangel geschützt waren, und doch ist der Traum des Knaben, der ihm mals schon nicht als unvernünftig erschien, nie wieder aus seinem Geist entwunden. Gott weiß, daß es in meiner Laufbahn Zeiten gegeben hat, wo die reichung dieses oder irgend eines anderen Zieles eines ehrenhaften Ehrgeizes möglich zu sein schien, und doch habe ich die Erfüllung meines Wunsches ert." — Warren wurde als armer Knabe in der Dorfschule erzogen. Ein eim sandte ihn dann in eine gelehrte Schule, wo Warren rasche Fortschritte chte, aber schlecht genährt wurde, so daß er später die Dürftigkeit seiner Gelt der schlechten Kost zuschrieb. In der Westminsterschule dagegen wurde er d der erste. Zugleich zeichnete er sich aus als Schwimmer und Bootführer d wurde der Liebling und der Tonangeber seiner Mitschüler, unter denen der t noch so berühmte Dichter Cowper und Impey, später Oberrichter in Ostien, waren; beide bewahrten ihm ihr ganzes Leben hindurch eine warme An- Jugend. Schule.

*) Vgl. B. II. dieses Werkes, S. 648.

hänglichkeit. Gern hätte Warren sich dauernd den Studien gewidmet, allein sein Wohlthäter starb und der nächste Verwandte, der für ihn zu sorgen hatte, indem sich dieser Sorge um ihn so schnell als möglich dadurch zu entledigen, daß er ihm eine Schreiberstelle in der ostindischen Compagnie verschaffte. Vergebens erbot sich der Rector der Schule, die Erziehung seines besten Schülers auf eigene Kosten zu vollenden, da er einer der ersten Gelehrten seiner Zeit zu werden verspreche. — Warren wurde rasch in die nöthigen Kenntnisse in der Arithmetik und Buchhalterei eingeweiht und 1750 nach Bengalen geschickt und in einem Bureau in Kalkutta verwendet. Zwei Jahre später kam er nach Murschidabad und als Seradscha-Daula den Engländern den Krieg erklärte, fügte es sein glücklicher Stern, daß einige Beamte der holländischen Compagnie sich seiner annahmen und daß er nicht mit den anderen Unglücklichen in die schwarze Höhle gesteckt wurde. Unter Clive war er dann einige Zeit Soldat, doch bemerkte der Feldherr, welcher den Engländern Bengalen erwarb, schnell die hervorragenden diplomatischen Talente des jungen Mannes und stellte ihn am Hofe des neuen Fürsten Mir Dschaffir als den Vertreter der Compagnie an. Warren blieb in Murschidabad bis 1761, wo er als Mitglied des Rathes nach Kalkutta versetzt wurde. Im Jahre 1764 kehrte er, nachdem er sich ein mäßiges Vermögen erworben hatte, nach England zurück, wo er mit seinem Erwerb arme Verwandte unterstützte, aber auch bei der Universität Oxford die Gründung eines Lehrstuhls zur Pflege persischer Literatur zu erreichen suchte, denn der Sinn für Wissenschaft verließ ihn sein ganzes Leben nicht und als Statthalter von Bengalen hat er für das Aufblühen orientalischer Studien sein Mögliches gethan.

Nach Bengalen.

Wieder in England.

Nach vierjährigem Aufenthalt in England fühlte sich Hastings wieder arm und bewarb sich bei den Directoren der Compagnie um eine Anstellung und wurde alsbald, unter Belobung seiner Geschicklichkeit, zum Mitglied des Rathes in Madras ernannt 1769. Dort leistete er der Gesellschaft große Dienste, so daß er 1772 die Stelle eines Statthalters von Bengalen erhielt. Hatten Clives Siege den Engländern dieses große Gebiet unterworfen, so verschaffte jetzt Warren Hastings durch seine Maßregeln ihrer Herrschaft Dauer. Er machte zunächst der kostspieligen Doppelregierung, welche Clive hatte bestehen lassen, ein Ende. Bisher hatte die Compagnie die wirkliche Herrschaft und der Nabob ihren Schein; ein Minister desselben besorgte die Rechtspflege, die Erhebung der Steuern und die Aufrechterhaltung der Ordnung. Er hatte ein Einkommen von 100.000 Pfund. Der Nabob war eine bloße Staatspuppe, dessen Name auf den Münzen und öffentlichen Urkunden prangte. Dabei hatte er ein Einkommen von 320.000 Pfund und er konnte Tänzerinnen halten, so viel er mochte. Die eigentliche Regierung saß in Kalkutta und nicht in Murschidabad.

Statthalter in Bengalen.

Einheit der Gewalt.

Als Clive die Regierung einrichtete, hatten sich zwei Eingeborene um die Stelle eines Ministers beworben: ein geschickter, ehrenhafter Mohammedaner Rheza-Khan, und ein reicher Brahmine, Nunkomar. Da der letzte zwar talentvoll und erfahren, aber ein Meister in allem Lug und Trug war, so gab Clive dem Mohammedaner den Vorzug. Der schlaue Hindu konnte seine Zurücksetzung nicht verwinden und verstand durch seine Werkzeuge bei den Directoren in London Verdacht gegen Rheza-Khan zu erwecken. Warren Hastings bekam er

Rheza-Khan.

mal Befehl, den Minister zu verhaften und eine Untersuchung über seine ganze rwaltung anzustellen. Es geschah. Rheza-Khan wurde in der Nacht verhaftet,) Schitab-Rai, ein Afghanenhäuptling, der mit der Verwaltung von Behar uftragt war, kam mit in die Untersuchung. Nunkomar machte den Ankläger, mochte ihnen aber kein Verbrechen zu beweisen: sie wurden freigesprochen und : geziemenden Ehren behandelt, aber nicht mehr in ihre Stellung eingesetzt. rhaupt kein Minister mehr ernannt: dieses Amt vielmehr abgeschafft, die ndelsgesellschaft übernahm die ganze Verwaltung. Das war wohlfeiler als die herige Doppelregierung. Desgleichen wurde dem Großmogul in Delhi der bis-ige Gehalt gestrichen, zumal er den Engländern sich feindselig gezeigt und Mahratten Allahabad und Korah, mit denen er früher Lord Clive belehnt, getreten hatte. Warren ließ durch die englischen Truppen beide Bezirke rasch tzen und trat sie um die Summe von 50 Lack Rupien an den Nabob von dhe ab und half so den finanziellen Bedrängnissen der Gesellschaft ab. — Nunkomar.

Das war ein Handel, durch den dieser Statthalter der Gesellschaft, deren iger Diener er war, aus ihrer Geldverlegenheit half. Schlimmer war ein erer, obschon er nur den gleichen Zweck hatte. Der Nabob von Oudhe war Streite mit den Rohillas, jenem tapferen, edlen Afghanenstamme, der ein Rohillas. hrhundert zuvor für Hülfe, die er den Baberiden leistete, mit Speerlehen in i Gebiete zwischen dem Himalaya und dem Ganges belohnt worden war. Rohil-d (Gebirgsland), wie das Gebiet seitdem hieß, blühte auf unter der milden rschaft dieser tapferen Männer, das fruchtbare Land glich einem fortdauernden rten. Sie hatten nie Etwas gegen die Engländer gethan, dennoch schloß der tthalter von Bengalen einen Vertrag, wornach eine englische Truppenabthei-g, deren Erhaltung der Nabob bestritt, ihm bei der Eroberung des Landes iehen und dafür die Gesellschaft, wenn das Ziel erreicht, die Summe von Lack Rupien erhalten sollte. Der Kampf begann im Jahr 1774. Die Rohillas tten mit dem Muth von Löwen, erlagen aber der europäischen Kriegskunst ' Disciplin in der Schlacht bei Kattara (23. April 1774). Ihr Fürst, dessen pferkeit selbst seine Feinde bewunderten, fand in der Schlacht den Tod. Der bob führte den Krieg mit Feuer und Schwert in barbarischer Weise. Die uen des Gefallenen baten die Engländer heimlich um Reis mit Wasser: fis ist erschlagen und seinen Kindern bleibt keine Spanne dieses Landes. Sie herausgerissen aus ihren Wohnungen, nackt und entblößt wurden sie der e, dem brennenden Sand und allen Winden ausgesetzt. Gestern war ich noch Gebieterin über Hunderttausende und jetzt fehlt mir ein Schluck Wasser; sind alle unschuldig, und hat Jemand gefehlt, so ist es der Fürst. Weshalb tigt man nun die Familie und die Kinder für die Vergehen des Vaters? ier ist der schnelle Tod durch den Dolch, als die lange Pein durch Hunger Durst." — Hastings hatte Nichts gethan, um das Loos der Besiegten zu rn. Das Land, das einst ein fortlaufender Garten war, wurde eine ungesunde npf- und Moorgegend. Begreiflich, daß der englische Name beim ganzen Volke aßt wurde und daß Viele den Glauben der Väter verließen und sich den is zuwandten, nur um an den Engländern einst Rache nehmen zu können.

Daß britische Truppen verwendet wurden, um eine freie Bevölkerung der ne und Grausamkeit eines asiatischen Despoten zu überliefern, mußte jedes ische Herz empören. Gerade jetzt landeten die Mitglieder des Obergerichtes des Rathes, welche die Regierung zur Ordnung der Angelegenheiten Ost- Regulirungsacte ens entsendet hatte. 1773 hatte nämlich Lord North die Regulirungs-

acte durchgesetzt, nach welcher der Statthalter von Bengalen die Aufsicht über
die anderen Besitzungen der Compagnie führen und vier Räthe zur Seite
haben und ein oberster Gerichtshof, aus einem Oberrichter und drei untern
Richtern bestehend, in Kalkutta errichtet werden sollte. Im Rathe hatte der
Statthalter nur eine Stimme, in Ausführung der vom Rathe gefaßten Be-
schlüsse dagegen war er unumschränkt. Der Statthalter wie die Räthe sollten
ihren Posten 5 Jahre innehaben. Einer der Räthe, Barwell, war schon Beamter
in Ostindien, die drei anderen kamen aus England, unter ihnen Philipp
Francis Francis, wahrscheinlich der Verfasser der Briefe des Junius, ein stolzer
schonungsloser Mann, der gerne Alles schlecht und verächtlich fand. Unterwegs
hatten die Räthe viele Klagen wider Hastings gehört und waren, durch man-
gelnde Empfangsfeierlichkeiten überdies noch gereizt, zum Voraus bereit über
den Statthalter zu richten und ihn schuldig zu finden. Da nur Barwell zu
Unordnung. Hastings hielt, hatten sie im Rathe die Mehrheit und verwarfen alsbald die
Unterhandlungen mit dem Nabob von Oudhe, riefen die englischen Regimenter
aus Rohilkund zurück und griffen die wichtigsten Maßregeln des Statthalters
an, die richterlichen, wie die finanziellen, brachten aber auch Alles in ihrer gänz-
lichen Unkenntniß der Verhältnisse in Verwirrung.

Die Inder schlossen schnell aus dem, was vorging, daß Hastings ein ge-
Hastings angeklagt. fallener Mann und alle Gewalt bei den Räthen sei. Alsbald liefen eine Menge
Beschwerden über den Statthalter ein. Nunkomar, welcher Hastings längst grollte
und ihn noch mehr haßte, seit er ihm alle Aussicht benommen, Minister zu werden,
trat sogar mit einer schriftlichen Anklage vor die Räthe: der Statthalter habe
Nunkomar. Aemter verkauft und Bestechung angenommen, um Schuldige, wie Rheza Khan,
entrinnen zu lassen. Der Statthalter weigerte sich die Räthe als seine Richter
anzuerkennen und läugnete, daß sie gegen ihn den Prozeß beginnen dürften; sie
könnten höchstens als Ausschuß die Zeugen abhören und über das Ganze an die
Directoren in England berichten. Uebrigens beruhe die Anklage auf grober Lüge.
Die Mehrheit aber wollte den Prozeß beginnen und Nunkomar vorlassen. Da
verließ Hastings mit Barwell die Sitzung.

Ehe nun die Sache weiter schritt, geschah ein Schlag wider Nunkomar.
Ein eingeborner Kaufmann klagte Nunkomar der Fälschung an und vermochte
vor englischen Geschworenen seine Anklage zu beweisen und der oberste Gerichts-
hof, dem Impey vorsaß, verurtheilte den Schuldigen zum Tod durch den Strang.
Keine Verwendung der drei Räthe vermochte den Unglücklichen zu retten. Der
70jährige Nunkomar, das Haupt der Brahminen, endete am 5. August 1775
am Galgen. Ein Brahmine sollte jedoch wegen keinerlei Verbrechen nach indischer
Ansicht hingerichtet werden. Ein Schrei der Verzweiflung erhob sich daher unter
den Eingebornen, als das Brett unter den Füßen des Verurtheilten weggezogen
wurde und er am Galgen baumelte. —

Eines war den Hindu aus der Hinrichtung Nunkomars klar geworden: der
Statthalter war doch mächtiger als die Mehrzahl der Räthe, er konnte jeden
Gegner zermalmen, und sicher schrieben sie die Anklage wider Nunkomar dem
Betriebe von Hastings zu. Fortan war der Statthalter von keiner Anklage

Seite eines Eingebornen weiter belästigt. Die Engländer in Ostindien waren ohnehin für ihn, denn er förderte ihre Sache. Bald starb einer der drei gegnerischen Räthe und jetzt hatte Hastings, dessen Stimme die entscheidende war, das Uebergewicht: unbedingt herrschte er nun in Ostindien. Er ließ zur Gleichmäßigkeit der Besteuerung eine neue Vermessung vornehmen, er machte den Diebsbanden ein Ende, er führte Bezirksgerichte für geordnete Rechtspflege ein, er hielt die öffentliche Ruhe aufrecht, er hob die drückende Steuer auf Heirathen auf, er verschaffte England durch Subsidienverträge mit den einheimischen Fürsten das Uebergewicht. Seiner Thatkraft verdankt es England, daß Frankreich während des amerikanischen Befreiungskrieges keinen Angriff auf Ostindien wagte; den Ausfall, den England in der westlichen Welt erlebte, suchte Hastings mit Erfolg in der östlichen auszugleichen.

Uebrigens wurde vom Parlament 1784 wegen der Mißstände, welche im Streite zwischen Hastings und seinen Räthen sich offenbarten, bestimmt, daß der oberste Gerichtshof über den Statthalter und seine Räthe keine Gewalt habe, noch über die Beamten, welche im Auftrage der indischen Regierung handeln. Die indische Regierung allein habe das Steuerwesen zu ordnen, wider Rückständige zu verfahren und Streitigkeiten zwischen Hindu und Moslimen nach ihren besonderen Gesetzen zu begleichen. Seien die Parteien verschiedenen Glaubens, so gelte das Gesetz des Beklagten. Das Recht und Ansehen der Familienoberhäupter solle gewahrt, eine Sitte der Eingebornen nicht als Verbrechen betrachtet werden, wenn sie es auch nach englischem Gesetze wäre. Ueberhaupt solle auf Sitten, Gebräuche, Ansichten der Eingebornen möglichst Rücksicht genommen werden. Das Parlament.

Das hieß sich den Eingebornen nähern und die eigene Herrschaft befestigen. Uebrigens ließ sich die Compagnie doch nur von ihrem Krämergeist leiten und sind manche Schritte, zu welchen sich der muthige, umsichtige Hastings fortreißen ließ, nur ihrem steten Drängen auf Geld zuzuschreiben. Einsichtsvolle sahen schon damals, daß die Regierung selber einschreiten und Ostindien übernehmen müsse. In den glänzenden Reden, welche später gegen und für Hastings im Parlamente gehalten wurden, brach sich diese Ansicht immer mehr Bahn und Pitt*) äußerte 1784, es sei ein Unsinn, ein Reich von 30.000 Quadratmeilen und 100,000.000 Einwohnern von Kaufleuten regieren zu lassen, die sich in ihren Ansichten und Maßregeln von den augenblicklichen, oft scheinbaren Handelsvortheilen leiten und nach monopolistischen Grundsätzen das schwankende Schicksal von Millionen Menschen und Menschenrechten bestimmen wollten. Aber der Eigennutz ist zäh und der Kampf währte in England lange. Man denkt unwillkürlich an das, was Strabo über das Geheimthun der Phöniker und Karthager mit ihren Handelswegen und ihrem Waarenabsatz Krämergeist. Pitt.

*) Pitts India-Bill.

sagt, wenn man in Malcolm liest, die indischen Verhältnisse seien nicht nur dem größten Theil des englischen Volkes, sondern auch den Ministern, Lords, Parlamentsmitgliedern, selbst den englischen Geschichtschreibern unbekannter als die Verhältnisse des Negerreiches Timbuktu. Die indischen Besitzungen hätten ihre eigene Regierung, die für Indien bestimmten jungen Leute erhielten eine eigene Erziehung, die aus Indien Zurückgekehrten hätten ihre eigenen Geschäfte, Gewohnheiten, Genossen, Gesellschaften, von denen sie wie von einem Spinngewebe umzogen wären *).

*) Strabo III. am Schlusse. Malcolm, The life of Robert Lord Clive collected from the Family-papers, communicated by the Earl of Powis. London 1836. Preface.

Register.

A.

B.

C.

D.

H.

J.

K.

L.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.

Druck von Hirschfeld in Wien.



